Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Zweiter Band.

C bis F.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1837.

Andreas Calagius,

ein zu seiner Zeit um die Cultur der deutschen Sprache verdienter Mann, ward am 30. November 1549 zu Breslau geboren, wurde nach vollendeten Studien Magister der Philosophie, Rector der Schule zu Glatz und später Professor am Maria Magdalenengymnasium in seiner Vaterstadt, und kaiserlicher gekrönter Poet. Er starb daselbst am 21. November 1609.

Er schrieb:

Susanna, eine zumal lustige und gar newe Comoedia. Gestellet von M. Andrea Calagio Vratisl. Görlitz, 1604. 8.

zwar in den damals gewöhnlichen Versen aber nicht ohne dramatisches Leben und Talent.

Johann Heinrich Calisius

ward im Jahr 1633 in Wohlau bei Rheinsdorf geboren, studirte Theologie, erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn ein geistliches Amt zu Limburg und später zu Sulzbach, wo er 1670 starb.

Von ihm erschien:

Alcidans blauer Kornblumen dreifaches Bündlein. Ulm, 1655.

Andächtige Hauskirche. Ulm, 1655.

Von dem damaligen schlechten Geschmack befangen versuchte er sich meist in süßlichen und gezierten Schäfergedichten, die weder Talent verrathen noch sonstigen Werth haben.

Franz Callenbach,

ein Jesuit, der in der zweiten Hälfte des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts lebte und von dessen näheren Verhältnissen durchaus nichts bekannt ist.

Er gab heraus:

Wurmland. Ohne Ort und Jahreszahl.
Eclipses politico-morales. O. O. u. J.
Quasi, sive mundus quasificatus. O. O. 1715.
Quasi vero, der hinkende Bott hat sich wohl. O. O. 1716.
Genealogia Nisibitarum. O. O. 1715.
Puer centum annorum. O. O. u. J.
Almanach. Welt- Sitten- Staat- Marter- Calender. O. O. u. J.

C's sämmtliche Schriften sind dramatisirte Satyren, zuweilen mit lateinischen Versen und Redensarten untermengt, grob und plump, im Geschmack der katholischen Geistlichen jener Zeit und in keiner Hinsicht ein Muster des Styls, aber sie verrathen eine genaue Welt- und Menschenkenntniß, einen tüchtigen, redlichen Willen und große Lebendigkeit, so daß sie einen getreuen Spiegel, der Ausartung und Uebertreibung in den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen gewähren und deshalb in mehr als einer Hinsicht merkwürdig und wichtig sind.

Wir lassen hier einige Proben folgen:

Lied.

Ach liebster Gott, wie geht es zu,
Wie seynd wir doch betrogen,
Die Warheit liegt still in der Ruh
Mit quasi überzogen.
Es ist kein Gold, was nur so glanzet
Es ist kein Freud, was springet und danzet,
Was so glantz, was so dantz,
Es ist nur Gold vel quasi,
Es ist nur Freud vel quasi.

Gekröntes Haupt der Sonnen gleich,
Doch hat es seine Mackel,
Verdunkelt wird in ihrem Reich,
Die schönste Himmels-Fackel,
Den man so nennt, ist kein Regent,
Der Nahm allein, ist nur zum Schein,
Den man nennt, kein Regent,
Regirt doch nur so quasi,
Cron, Scepter, nur seynd quasi.

Ach wohl persona publica,
Sic tantum titulata,
Pro forma magna nomina,
Praecedit res privata,
Ein groß Geschrey pro publico
Cum interesse proprio,
Publicist Mammonist,
Pro publico vel quasi
Nichts in der That als quasi.

Ein geistlich oder weltlich Wahl
Gehet aus ihren Schranken.
Majora Vota an der Zahl,
Muß man dem Simon dancken.
Si multum fit pecuniae
Emuntur duae tertiae
Wer Gold zehlt, wird erwählt,
Electus est vel quasi
Wird installirt vel quasi.

So gehts in Academiis
Da giebt es viel Doctores,
Plus tamen est in titulis,
Sunt sine fructu flores,
Gelehrte wenig, Doctoren viel
Das laß mir seyn im Quasi-Spiel,
Freche Stirn, schwaches Hirn
Doctores sunt vel quasi,
Sie lehren nur so quasi.

So seynd Ecclesiastici,
Wohl auch Religiosi,
Pro interesse Clerici,
In Claustris otiosi,
Nachdem Praesentz im Beutel klingt,
So mancher auch in Choro singt,
Louis d'Or macht den Chor.
Macht Clerium vel quasi
Macht Monachum vel quasi.

Foeminei sunt Generis
Jam plurimi Virorum,
Jus habet gens muliebris
Vir habet nihil horum,
Vir quasi Frau, Frau quasi Mann
Der Mann der buckt, so gut er kann
Quasi Mann, quasi Frau.
Sie Mann, er Frau vel quasi,
Sie Frau, er Mann vel quasi.

Ach quasi hat schon alle Stänb
Nach seiner Art gezogen,
Das quasi Gifft hat ganz behend,
Das Kind in Milch gesogen.
Man ist vergnügt mit blosem Schein
Und solt es auch ein Derwisch seyn.
Quid pro quo, lähres Stroh.
Jetzt lebt man nur so quasi
Und kommt in Himmel vel quasi. *)

Zweite Staats-Tortur. **)

Mademoiselle Amouretge, Mademoiselle Hardiesse, Mademoiselle Agreable, Mademoiselle Douceurge, Monsieur Allegro klagen über ihre Modimarter.

Amouretge. Pfui Teuffel Douceurge, was leyden wir der Modi zu lieb? Wir seynd ja veritable Teuffels-Martyrer. Der Welt, der Eitelkeit, der Modi, dem Staat zu lieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariser Modi-Schuhe drücken mich, daß ich manchmal vor Schmertzen möcht überlaut ruffen. Es friert mich am Halß und an der Brust, daß ich zittere und Zähnklappere. Doch weils die Modi ist, muß ich mich also expectoriren. Wir tragen gleichsam ein weiß Pergament als ein charta pianca offenhertzig. Modi hin, Modi her, es ist sehr ungemächlich, man sage was man wolle.

Douceurge. Amouretge, du hast recht. Ich wollte, die Donners-Modi wäre, wo der Pfeffer wächst. So gehts uns auch mit unsern Raifröcken. O daß doch alle Raifröck in Schweitzer Bumphosen verwandelt würden! Der Kleider-Last ist unten zu schwehr, und oben zu leicht. Wir spreitzen uns in diesen Schantz-Körben, wie eine Krott auf der Hechel. Wir werden ja täglich ausgelacht, so offt wir in der Kirchen uns Zwerg in die Stühl müssen eindringen. Jüngst konnte ich kaum wieder heraus kommen, so breit hat sich mein Rock gemacht.

Hardiesse. Und mich irrt, mich quält mein Auffsatz im Kopff. Die mehreste Früh-Zeit geht mir drauf, biß ich alles mit meinem Spiegel collationirt hab, wirds gemeiniglich Mittag. Die Spiegel-Conferenz fängt an nach acht Uhr, offt auch später, nachdem ich den Abend zuvor mich in der Gesellschafft hab aufgehalten.

Agreable. à propos, Hardiesse, vergeß deine Red nicht. In Gesellschafften ist mein gröste Plag. Da steht Monsieur Allegro, der wird mir Zeugnus geben, wo es nöthig wäre. Ich hab die Ehr, daß er mich wohl kan leyden. Darüber piquiren und stichlen andere N N daß ich mich offt kaum mehr kan einhalten. Bald spiele ich nicht recht, bald bin ich ihnen zu Wetterleunisch, bald tantze ich zu offt, bald finden sie was in meiner Ansprach, bald irren sie meine Mouschen. Das kan ich nicht, und thue es nicht: Dann es geht über mich. Ich, sagen sie, verderbe die Compagnyen. Ich wäre zu hochmüthig, opiniastre, wisse nicht zu leben, und dergleichen Spott-Reden mehr. Auf solche Weis hat man in Gesellschafft keine Diversion, sondern Mortification, und möchte man wohl gar die Bleichsucht darüber bekommen. Bleibt man draus, ists wieder nicht recht. Da heisst es, man wisse sich nicht zu schicken unter die Leuth, man sey Holtzböckisch. Ich sag gut rund, wegen vieler Verdrießlichkeit, die man in der Welt zu leyden hat, kommen mir manchmal Nonnen-Gedancken, wiewol man einen ebenmässig auf Polster nicht setzt; so sicht man mirs auch an meinem veritabien Closter-Gesicht schon an, daß ich zu einer qualificirten Nonnen geschickt genug wäre. So bald ich aber meinen lieben Monsieur Allegro mercke, verschwinden alle Closter-Concepten wie Rauch im Wind.

Mons. Allegro. Pardonnè moy Mademoiselle, ich bin derjenige nicht, der sie von so H. Gedancken sollte oder wollte abwendig machen. Was ihr aber beliebt von Staats-Chagrin und Verdrießlichkeiten zu melden, hat sie gantz recht. Ich hoffe auch schon so viel ausgestanden zu haben, daß ich ebenfalls meritire, ins Marter-Register gesetzt zu werden. Ich besteisse mich, jedermann nach Standes-Gebühr zu bedienen, werde wissentlich gegen niemand jemalen den Respect vergessen. Mit aller dieser Bemühung, mit all meiner Höflichkeit kan ich vieler Hertz nicht gewinnen. Sie mocquiren sich meiner, sie affrontiren mich, wo sie können. Die Fräuleins seynd ziemlich jaloux unter einander. Mach ich einer ein Reverentz, so verdriests die andere. Ruff ich diese auf zum Tantz, murrt jene. Ist dann eine oder andere, die mich gern sicht, hie und dort ein Schuß-Affection auf mich wirfft mit den Augen. Oder wann ich diese oder jene bediene mit Heimführen, gibts so gar unter uns junge Herren, die ein scheeles Aug auf mich lassen funckeln, ja wohl gar vom Leder ziehen, unter dem Vorwand, es gereiche ihm zum prejudiz, was soll ich thun? Gar abstract leben, ce n'est pas la mode. Ist auch gegen mein Naturelle. Die Natur hat mich zu keinem Eremiten gemacht. Ich liebe honette Compagny, wo treue Hertzen den Vorzug haben.

Hardiesse. Mon Dieu, Ich glaube, der Herr vexirt sich und uns. Est il possible, daß jemand sollte gefunden werden, einen so lieben obliganten Monsieur Allegro Tortur zu thun.

Amouretge. Sollte ich wissen, daß der Herr meinetwegen was müßte leyden, wollte ich gern (so lieb er mir auch ist) auf alle amitiè renunciren. Sein Wohlseyn ist mir lieber, als meine so empfindliche Freud ob seiner Conduite.

Allegro. Ich sehe wohl, sie mißgönnen mir die Glorie der Marter, deren sie sich doch selbst rühmen.

Douceurge. Au contraire, er solle sich deßwegen conserviren, uns in unserer unumgänglichen Marter desto länger zu consoliren.

Allegro. Aber ohne Schertz, ich leide mehr, als sie sich etwan können einbilden. Ich werde manchmal tranchirt vom Kopff an biß zu den Füssen. Ich schnupp und rauche kein Toback; da begehe ich nun nach der Welt-Kinder Meinung ein grossen Modi-Fehler. Dem ist mein Perucken nicht recht, jenem der Hut Handtäßlein, Handschuh. Ein anderer lachet über mein Kleid. Bald findet einer was an Schuhen. En fin, man contracarirt mich bald da, bald dort. Bey itziger Welt-Beschaffenheit ist nicht wohl mehr auszukommen.

Hardiesse. Hätte mir nichts weniger traumen lassen, als die Ehre zu haben, den Herrn in der Gedults-, Schuld- und Marter-Band für ein Collegen zu erkennen. Ich war der ungezweiffelten Meinung, der Himmel hange immer bey jungen Herren voll Geigen.

Allegro. Darum sagt man, es sey nicht alles Gold, was glänzt. Auch in so jungen Jahren finden wir unsere Marter-Portion. Es ist nicht auszusprechen, was ich in Universitäten ausgestanden. Ich hatte scharffe Ordre von meinem Hrn. Vatter, der war ein strenger Mann, pur meinen Collegiis publicis und privatis abzuwarten, nicht zu debauchiren. Ich frequentirte anfänglich so gar die privatissima, die man wegen des Gewinns mehrentheils in Universitäten inventirt. Siehe, da wurde ich ordinari in die Compagny geruffen, zu Wein-Bier-Toback-Spiel-Caresse-Debauche. Blieb ich aus, so hatte ich ein Nasenstüber über den andern; Ich muste allerhand Spott-Praedicata hören, ich wäre ein Filz-Laus, ein Küssenpfenning ꝛc. Wann ich zu Zeiten gantz vertiefft war in meinem Corpore juris, überfiele mich ein Compagny. Da konnte ich kein Mittel finden, sie zu contentiren. Bald war der Wein nicht gut gnug, bald murrten sie übers Fressen. Summa, ich werde um mein gut Geld bald da, bald dort Modimässig cujonirt. Mein Wechsel bliebe aus. Meine Creditores klagten beym Retori Magnifico, der liesse mir per pedellum Universitatis ein Zahl-Termin setzen, bey Straff ad carcerem academicum geführt zu werden. Mein Hr. Vatter disputirte mir die Rechnung. Ich konnte ihm nicht genug vorlügen. Er war mir zu schlauch, alle Posten untersuchte er sehr genau, ich stunde vor ihm gantz confuß. Mein Credit war hin. Man borgte mir kein Pfeiffen Toback mehr. O wie manche Nacht lage ich ohn Schlaff; titulum de praxi acquirendi hatte ich noch nicht ausstudirt.

Duceurge. O mein lieber Allegro, das wären bittere Pillulen. Das gieng auf Studenten-Panquerot. Wie gieng es dann mit den Collegiis?

---

*) Aus Quasi, sive Mundus quasificatus etc. Gedruckt in der Quasi-Welt.

**) Aus Almenach. Welt-Sitten-Staat-Marter-Calender u. s. w. S. 64 flg —

Allegro. Ach da wär nichts zu thun. Gantze Nächt ware ich manchmal gegen mein Willen auf der Debauch-Beitz. Andern Tags war ich kranck. Es schiene, ich wäre geschickt auf die Universität nur das Frauenzimmer zu bedienen, Ducaten zu schmeltzen, Gesundheit Leibs und der Seelen zu hazardiren. O wie manch schön Buch versoff und vertanzte ich, und sollte es auch die H. Bibel gewesen seyn, mit Vorgeben, als wären sie mir gestohlen worden. Jetzt schauen sie, meine hochgeehrteste Fräuleins, das sind Academische Mobl-Marter, wodurch Eltern, ja gantze Familien biß zum Verderben torquirt werden.

Amour. So höre ich wohl, unser Monsieur Allegro ist ein Ertz-Martyrer. Der hat was ausgestanden. Wir alle müssen ihm dißfalls das prae lassen.

Allegro. Es hat würcklich noch kein End. Ich gehe noch herum ohne accommodation. Ich bin allamodisch gereist, bin graduirt. Es ist zwar anizo alles feyl, es mangelt aber mir an Spesen. Den Schaden hab ich, den Spott zum postscripto. O mein liebste Fräuleins, wie mancher galante homme stellt sich allert, macht sein Figur, und liegt indessen an einer peinlichen Folter, die doch äusserlich nicht in die Augen fällt. Amis je vous en pris, was ich hier aus sonderbaren Vertrauen geredt, wird hoffentlich hier bleiben, ohne weiter zu spatziren. Es thät ja nur unsere Torten vermehren.

Agreable. Mons. Allegro, sey ohne Sorg dißfalls. Ich guarantire in aller Namen, daß alles werde secretirt bleiben. Es liegt uns allen dran. Mit dieser allerseits Versicherung machen wir diesem Marter-Discours ein End. Hat der Herr Lust, uns in die Opera zu accompagniren, wird er uns obligiren.

Hardiesse. Es ist allerdings nöthig, Monsieur; Es dient uns in etwas nach so traurig kläglichem Discours zu soulagiren.

Amouretge, Douceurge. Wir bitten ja gantz dienstlich, uns sämbtlich diese plaisir zu machen. Sollte es auch ein oder andere verdriessen, n'import.

Allegro. Sie haben mit mir zu schaffen nach ihrem Begeben; Zu befehlen, nicht zu bitten. Es ist mir ein sonderbahre Ehr; Bitte mir nur aus, mich jederzeit bei deren Amitié zu erhalten. Je suis vostre Serviteur de tout mon coeur.

Joachim Heinrich Campe

ward im Jahre 1746 zu Deensen im Herzogthum Braunschweig geboren, erhielt seine Vorbildung auf der Schule zu Holzminden und studirte dann in Halle und Helmstädt die Theologie. Im Jahre 1773 wurde er Feldprediger bei dem Regimente des Prinzen von Preußen in Potsdam, verließ aber diese Laufbahn, um ganz seiner Neigung für das Erziehungsfach zu leben, schon 1777, und ging als Fürstlich Dessauischer Educationsrath und Vorsteher des Philanthropins, nachdem Basedow diese Stelle aufgegeben, nach Dessau. Er verweilte hier jedoch nur kurze Zeit und errichtete 1783 ein Institut bei Hamburg, dessen Leitung er 1783 dem Professor Trapp übergab, um ungestört in Trittow bei Hamburg zu privatisiren. Im Jahre 1787 ward er Herzogl. Braunschweigischer Schulrath, Kanonikus und Eigenthümer der bisher mit dem Braunschweigischen Waisenhause verbundenen Buchhandlung, welche unter der Firma Schulbuchhandlung fortbestand und von ihm später an seinen Schwiegersohn Vieweg abgetreten wurde. Nachdem er 1805 Dechant des Cyriakstifts und von der theologischen Facultät zu Helmstädt mit dem Doctordiplom beehrt worden, zog er sich von allen Geschäften zurück und lebte im Kreise der Seinigen in einer Gartenwohnung bei Braunschweig, wo er am 22. October 1818 in seinem zwei und siebenzigsten Lebensjahre starb.

Seine Schriften sind in alphabetischer Ordnung:

Briefe aus Paris, zur Zeit der Revolution geschrieben. Braunschweig, 1790.
Commentar über die Worte des Plutarch; Die Tugend ist eine lange Gewohnheit. Berlin, 1774.
Ueber Empfindsamkeit und Empfindelei. Braunschweig, 1779.
Die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele. Braunschweig, 1779.
Die Entdeckung von Amerika. 3 Thle. Hamburg, 1780. — 14. Aufl. Braunschweig, 1831.
Sammlung einiger Erziehungsschriften. 2 Thle. Braunschweig, 1778.
An meine Freunde. Wolfenbüttel, 1780.
Gemälde des Nordens. (Aus einer Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen). Leipzig, 1823.
Philosophische Gespräche. Berlin, 1773.
Geographisches Kartenspiel von Deutschland. Hamburg, 1784.
Kleine Kinderbibliothek. 12 Bdchn. Hamburg, 1779 — 84. 14. Aufl. in 6 Bdn. Braunschweig, 1833.
Sämmtliche Kinder und Jugendschriften. 38 Thle. Braunschweig, 1806 — 22.
Klugheitsregeln für Jünglinge. Braunschweig, 1806. 6. Aufl. 1821.
Versuch eines Leitfadens beim christlichen Religionsunterricht. Braunschweig, 1791. 8. Aufl. 1813.
Neue Methode Kinder auf eine leichte Art lesen zu lehren. Hamburg, 1778.
Ueber einige u. s. w. Mittel zur Beförderung der Industrie u. s. w. Wolfenbüttel, 1785.
Moritz. Braunschweig, 1789.
Die Musen in dem Gefolge würdiger Regenten. Helmstädt, 1767.
Väterlicher Rath an meine Tochter. Braunschweig, 1789. — 10. Aufl. 1832.
Reise durch England und Frankreich. 2 Thle. Braunschweig, 1803: N. Aufl. 1814.
Reise von Braunschweig nach Carlsbad. Braunschweig, 1806.
Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen. 12 Thle. Hamburg, 1783 — 93. 6. A. 1831.
Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen. 7 Thle. Hamburg, 1802 — 6. 3. Aufl. 1831.
Robinson der Jüngere. 2 Thle. Hamburg, 1779 — 80. 25. Aufl. Braunschweig, 1833.
Rückreise von Paris nach Braunschweig. Braunschweig, 1804.
Der Schutzgeist von Berlin. 1768.
Kleine Seelenlehre für Kinder. Hamburg, 1780. 9. Aufl. 1830.
Sittenbüchlein für Kinder. Dessau, 1777.
Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung. Braunschweig, 1781 — 92.
Theophron. 2 Thle. Hamburg, 1788. 9. Aufl. 1832.
Auszug aus Theophron. Braunschweig, 1760. N. Aufl. 1799.
Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter. 2 Thle. gr. 4. Braunschweig, 1801. N. Aufl. 1813.
Wörterbuch der deutschen Sprache. 5 Bde. gr. 4. Braunschweig, 1807 — 11.
Ueber das Zweckmäßige und Unzweckmäßige in Belohnungen und Strafen. Braunschweig, 1788. u. s. w. u. s. w.

Campe hat sich vorzüglichen Ruhm durch seine pädagogischen und besonders durch seine Kinderschriften erworben, einer Gattung in welcher seine Leistungen noch immer als unvernichtete Vorbilder gelten. Eine seltsame Gabe sich zu dem Fassungsvermögen der Jugend herabzulassen und diese eben so sehr anzuregen und zu unterhalten als zu belehren, ein leichter, gefälliger, klarer und reiner Styl, warmes Gefühl und Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, so wie stets eine treffliche Wahl des Gegenstandes, sind nicht geringe Zierden derselben und haben ihrem Verfasser unsterbliche Verdienste um die Bildung unserer Jugend erworben. Dies ist jedoch jederzeit willig und dankbar anerkannt worden und Bücher wie der Campe'sche Robinson, die Entdeckung von Amerika, die Kinderbibliothek, fanden eine fast unglaubliche Verbreitung und wurden vielfach benutzt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt;

auch sind diese Schriften unbedingt die beste Lecture die man Kindern in die Hände geben kann. Die höheren Erziehungsschriften des vortrefflichen Mannes athmen ebenfalls einen reinen Geist der Liebe und zeugen von seltsamer Umsicht, Vorsicht und Erfahrung. Als Sprachforscher kommt ihm endlich auf gleiche Weise gerechte Anerkennung zu; Deutschland verdankt ihm manche Belehrung und Bereicherung seiner Sprache, nur ließ er sich durch seinen Eifer, dieselbe von allem Fremdartigen zu reinigen, mitunter zu weit führen und gerieth zu Zeiten in einen Superpurismus, der ihn, da er an Uebertreibung streifte, nicht immer vor dem muthwilligen Spott seiner Gegner bewahrte.

Seine Schriften sind so allgemein zugänglich und bekannt, daß wir Mittheilungen aus denselben für überflüssig halten und den ohne dies beschränkten Raum für anderweitige Auszüge sparen. — Wo gäbe es wohl einen einigermaßen gebildeten Deutschen, der in seiner Jugend nicht mit Entzücken den Robinson Crusoe, die Eroberung von Amerika, und in reiferem Alter den Theophron u. s. w mit Nutzen und Dankbarkeit gelesen hätte

---

Friedrich Rudolph Ludwig, Freiherr von Canitz

ward am 27. April 1654 zu Berlin geboren und erhielt, da er seinen Vater schon früh verlor, durch die Fürsorge seiner Großmutter, der Oberkammerräthin von Burgsdorf, einer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Frau, die vortrefflichste Erziehung. Im Jahre 1671 bezog er die Universität zu Leiden und begab sich von hier im folgenden Jahre nach Leipzig, wo er die Rechtswissenschaft studirte und die Tüchtigkeit der erworbenen Kenntnisse durch die öffentliche Vertheidigung einer akademischen Dissertation bethätigte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn kehrte er 1675 nach Berlin zurück und machte dann zu seiner Ausbildung eine große Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Familienverhältnisse unterbrachen jedoch dieselbe und riefen ihn wieder nach Berlin, wo er Kammerjunker und Legationsrath und von dem Churfürst Friedrich Wilhelm während der Jahre 1681 bis 88 wiederholt in Staatsangelegenheiten versandt ward. Dem Congresse zu Haag wohnte er 1698 als Minister seines Fürsten bei und ward vom Kaiser Leopold mit dem Reichsadel beehrt. Nach einer sehr glücklichen funfzehnjährigen Ehe (seit 1681) mit Dorothea von Arnim, welche durch den Tod der Gattin getrennt wurde, vermählte er sich 1696 zum zweiten Male mit einem Fräulein von Schwerin, starb aber bereits am 11. August 1698 als wirklicher geheimer Staatsrath in Berlin.

Seine Gedichte erschienen erst nach seinem Tode in folgenden Ausgaben:

Nebenstunden unterschiedener Gedichte, herausgegeben von Lange. Berlin, 1702. Neueste Aufl. 1719.
Des Freiherrn von Canitz Gedichte, herausgegeben von J. U. König. Berlin, 1727. N. Aufl. 1765.
Dieselben, herausgegeben von Bodmer. Zürich, 1737, mit Kupfern von S. H. G. (Geßner) Bern, 1770.

C's Gedichte waren zu ihrer Zeit außerordentlich beliebt, was auch schon die vielen Ausgaben derselben beweisen. Dies rührte vorzüglich davon her, daß er sich von dem schlechten Geschmack jener Zeit frei zu erhalten wußte und im Verhältniß zu der damaligen Bildung der Sprache und des Verses äußerst correct und elegant schrieb. Seine dichterischen Leistungen sind jedoch meist ein Erzeugniß des Verstandes, und obwohl es ihnen nicht an natürlicher Wärme reiner Empfindung fehlt, so entbehren sie doch des Glanzes der Phantasie und der belebenden schöpferischen Kraft, auch leiden sie hin und wieder an unerträglicher Breite und rhetorischem Ueberfluß. Die Trauerode auf den Tod seiner Gemahlin, welche u. A. hier mitgetheilt ist, wird mit Recht als die gelungenste Arbeit der ganzen Sammlung betrachtet.

Vgl. Königs Leben des Freiherrn von Canitz, in der von ihm besorgten Ausgabe.
Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. Bde. 3. St. 2. S. 448 — 467.
Varnhagen von Ense's biographische Denkmale. Bde. 4.

Klag-Ode
über den Tod seiner ersten Gemahlin.*)

Soll ich meine Doris missen **)?
Hat sie mir der Tod entrissen?
Oder bringt die Phantasey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?
Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab!

Sollt ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt:
Die, die du mich so beglückt;
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich sie, dir zu vergleichen,
Niemahls groß genug geacht?

Doris, kannst du mich betrüben!
Wo ist deine Treu geblieben,
Die an meiner Lust und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilst zur bestirnten Straßen,
Und hast nun zum ersten mahl
Mich und unsern Bund verlassen;
Deine Wonne schafft mit Qual!

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!
Und wie kömmts? da ich mich kränke,
Werd ich gleichsam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedencke,
Die mich in dieß Leid gesetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu besingen:
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme schwach;
Worte werden mir zu Thränen,
Und so muß ich mir allein,
In dem allergrößten Sehnen,
Der betrübte Zeuge seyn.

Ihr, die ihr mit Schrifft und Dichten
Könnt die Sterblichen vernichten,
Singt die Angst, die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;
Daß man sie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich.
Doch ihr könnt die Arbeit spahren
Wer kennt beydes so, wie ich?

*) Aus des Freyherrn F. R. L. von Canitz Gedichten. Herausgegeben von J. U. König. Berlin und Leipzig, 1750. 3. Auflage.

**) Die erste Gemahlin des Herrn v. Canitz hieß Dorothea Emerentia, und war eine geborne von Arnim.

Ihrer edlen Seelen Gaben
Hielt sie zwar nicht als vergraben;
Nein, sie waren Stadt und Land
Meistens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hoch gepriesen,
Das kaum so viel Tugend zehlt,
Als die Seligste von diesen
Aus Bescheidenheit verhehlt.

Daß sie wohl mit Gott gestanden
Sieht man, da sie von den Banden
Dieses Lebens wird befreyt;
Seht, wie sie der Tod bedräut,
Aber selbst beginnt zu zittern!
Denn sie zeigt ihm lächelnd an,
Das, der die Natur erschüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eitlen Welt-Gedränge,
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben spührt,
Doris dennoch nie verführt,
Niemahls hatte sie erkohren
Einen Gifft, der Zucker hieß;
Weil ihr etwas angebohren,
Das sofort die Probe wieß.

Doch, in Worten und in Werken,
Ließ sie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhönt,
Und das Seinige beschönt.
Was für kluge Tugend-Sätze
Macht indessen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig, jedermann begegnen,
Lieb und Wohlthat lassen regnen,
Das war ihre beste Kunst.
Auch der höchsten Häupter Gunst *).
Und ihr innerstes Vertrauen,
Hat sie nie zum Stolz bewegt.
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach sie, wird in Staub gelegt.

Durch verstelletes Beginnen,
Fremden Beyfall zu gewinnen,
War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohl gefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,
Machte so den Neid erröthen,
Als sie Hertzen an sich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich schon längst bestritten;
Doch in unserm Ehestand
Ward ich heftiger entbrannt:
Weil ich so ein Herz erlesen,
Das, wenn Unglück auf uns stieß,
Eben ein so sanftes Wesen,
Als im Glücke spüren ließ.

Bei der liebsten Kinder Leichen **)
Gab sie kein verzagtes Zeichen.
Hof und Haus verging in Glut ***).
Aber nicht ihr Helden-Muth.
Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weisen Schöpfers Rath,
Und mir tröstlich zuzusprechen,
Das war alles, was sie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab sie sich mir gantz zu eigen!
Und wie sehr war sie bemüht,
Bis sie meine Neigung rieth.
Alles das hab ich verlohren!
Ach! wie werd' ich Traurens-voll!
Hat mein Unstern sich verschworen,
Daß ich sterbend leben soll?

Selbst das Pfand von unserm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ichs in der Unschuld seh,
Machet mir ein neues Weh;
Weil sein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter froher Geist,
Und sein unverfälscht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weist.

Was mir ehmals wohlgefallen,
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,
Und mich beugt der kleinste Wind,
Weil er mich verlassen findt;
Mir erweckt das Schau-Gerüste
Großer Höfe nur Verdruß,
Und mein Haus scheint eine Wüste,
Weil ich Doris suchen muß.

Ich durchirre Land und Seen,
In den Thälern, auf den Höhen,
Wünsch ich, wider die Gewalt
Meines Schmertzens, Aufenthalt.
Berg und Thal, samt See und Ländern,
Können auch zwar mein Gesicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich offt aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, schenck mir diese Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein: Eilt nicht zurücke!
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längst begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weisen?
Eilet fort! Nein, haltet still!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reisen.
Ich weiß selbst nicht, was ich will.

Helfte meines matten Lebens,
Doris! ists denn gantz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?
Kannst du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, so laß dein Schlummern stören!
Sieh dich einmahl nach mir um!

Zeige dich mit den Geberden,
Die so manches mahl auf Erden
Mich von Sorgen loß gemacht.
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verstehen,
Daß du meinen Jammer kennst,
Wenns der Himmel so versehen,
Daß du dich auf ewig trennst.

Laß in der Gestalt dich schauen,
Wie dich in den seel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht,
Der die Sonne selbst nicht gleicht.
Oder scheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinnen Flohr;
Wohl! so stell in meinem Leide,
Dich auf andre Weise vor.

Dürft ich küssend dich umfassen,
So, wie ich dich sah erblassen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,

---

*) Churfürst Friedrich erwählte sie einsmahls, aus eigener Bewegniß, um mit Sr. Durchlaucht. Gemahlin nach Hannover auf den Carneval als Oberhofmeisterin, zu reisen. Von beiden aber ward sie jederzeit eines ganz besondern Vertrauens gewürdigt.

**) Von sieben in ihrer Ehe erzeugten Kindern blieb ihr nicht mehr als ein einiger Sohn im Leben.

***) Sein schönes Landgut Blumberg, welches 1695 fast ganz in Asche gelegt ward.

Und der Angst-Schweiß deiner Wangen,
Als mit Perlen angefüllt!
Denn so wäre mein Verlangen,
Sollt ich meinen, schon gestillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der stillen Rast
Meinen Wahn befriedigt hast.
Ist denn dieses auch verboten,
Ey! so steht die Hoffnung fest,
Daß der finstre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läßt.

Dann will ich, nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten.
Brich, erwünschter Tag, herein!
Und mein sterbliches Gebein
Soll, bis künftig unsre Seelen
Wieder in die Cörper gehn,
Nechst bey dir, in einer Höhlen,
Die Verwesung überstehn.

Wie geschieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme spricht:
Nur drey Worte darf ich sagen;
Ich weiß, daß du traurig bist;
Folge mir! Vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt.

Der drey und siebenzigste Psalm.

Gott wird Israel erfreuen,
Wenn es Ihn von Hertzen meint;
Und sein Volk noch benedeyen,
Ob es gleich in Aengsten weint.
Das ist sicher; Unterdessen
Hätt ich es beynah vergessen,
Und gezweifelt: ob Er sieht,
Was auf dieser Welt geschieht.

Denn ich konnt es nicht ergründen,
Daß wer dich, o Schöpfer, höhnt,
In dem höchsten Grad der Sünden
Wird mit lauter Glück bekrönt.
Daß er, wenn er mit Vergnügen
Seiner Jahre Zahl erstiegen,
Endlich bläset ohne Graus
Den verfluchten Athem aus.

Er erhebt sich, gleich den Zinnen,
Die von Marmor aufgethürmt,
Und verzärtelt seine Sinnen,
Wenn sonst eitel Unglück stürmt.
Wenn sein Wanst von Hoffart schwillet,
Wird sein Wünschen gleich erfüllet;
Ja was er zuweilen träumt,
Wird ihm alles eingeräumt.

Er verlästert alle Sachen,
Die nicht sein Gehirn gebiert,
Und darf selbst darüber lachen,
Wie dein Arm den Scepter führt.
Wer mag seine Thorheit schelten?
Was er schaffet, das muß gelten,
Und soll, bildt er sichs nur ein,
Uns gleich ein Orakel seyn.

Weil ihn nun kein Ziel beschrencket,
Wird der Pöbel irr gemacht,
Daß er bey sich selber denket:
Gott giebt nicht auf Menschen acht,
Er schläft in dem Himmel oben,
Und läßt den Tyrannen toben.
Was hilft uns die Frömmigkeit?
Wir sind arm, und er gedeyht.

Herr, ich muß die Wahrheit sagen:
Mich verdroß der Lauf der Welt;
Darum hätt ich diesen Klagen
Bald mein Ja-Wort zugesellt,
Und geglaubt, daß, die dich preisen,
Sich mit leerer Hoffnung speisen.
Zwar, ich dachte fleißig nach,
Doch war die Vernunft zu schwach.

Endlich ward in deinem Tempel
Mir eröffnet dieser Schluß:
Daß der Bösen ihr Exempel
Nicht zur Folge dienen muß.
Denn, o Gott! du läßt sie wallen,
Daß sie desto härter fallen;
Es ist eine Zeit bestimmt,
Da ihr Stoltz ein Ende nimmt.

Schrecklich werden sie verstieben,
Leichter, als ein Traum, vergehn,
Und was etwan übrig blieben,
Wird in keinem Segen stehn.
Du vertilgest ihren Saamen,
Und es wird auf ihren Nahmen,
Den man erst so hoch geschätzt:
Nun ein steter Fluch gesetzt.

War es möglich? konnt ich wancken?
War ich schlafend oder blind?
Durch was thörichte Gedancken
War ich dümmer als ein Kind?
Daß ich, was du gut gefunden,
Zu beklügeln mich erwunden;
Dieses, was ich ausgeübt,
Macht mich schamroth und betrübt.

Künftig werd ich nicht mehr gleiten,
Weil ich dich zur Seiten hab;
Herr, du selber wirst mich leiten,
Dein Rath ist mein Wander-Stab
Endlich nach viel Dornen-Hecken,
Wirst du mir den Ort entdecken,
Da ich, aller Ehren voll,
Deine Wohlthat rühmen soll.

Könnte dieses Rund der Erden,
Und sein helles Sternen-Dach,
Meinem Willen dienstbar werden,
Fragt ich warlich nichts darnach.
Mag mir doch der Cörper schwinden,
Und die Seele Schmertz empfinden;
Du bleibst doch, o Gott, mein Heyl,
Meines Hertzens bester Theil.

Ich will mit der Bösen Haufen
Nicht auf einen fremden Pfad,
Noch dem Fall entgegen laufen,
Den ihr Thun verdienet hat.
Nur an dich will ich mich halten,
Dich laß ich in allem walten,
Und, so lang ich sprechen kann,
Zeig ich deine Wunder an.

Die dritte Satyre.

Von der Poesie.

Auf! säume nicht, mein Sinn, ein gutes Werck zu wagen,
Und aller Dichterey auf ewig abzusagen;
Gieb weiter kein Gehör, wenn die Syrene singt,
Und such ein ander Spiel, das bessern Nutzen bringt.
Wie? sprichst du, soll ich schon den Zeitvertreib verschwören,
Dadurch ich bin gewohnt die Grillen abzukehren,
Der mir, in Sicherheit, bisher die Stunden kürtzt?
An statt, daß mancher sich, aus Lust, in Unlust stürtzt,
Und, weil ein schwartzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Besitz der Güter wird getrieben.
Ich thu mir schon Gewalt, wenn ich viel Thorheit seh,
Die ich bescheidentlich mit Schweigen übergeh;
Das aber ding ich aus, nicht zu des Nechsten Schaden,
Nein, sondern nur mein Hertz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den gantzen Tag
Gedultig angemerckt, mir selbst vertrauen mag.
Da schenk ichs keinem nicht, kein Ort ist, den ich schone,
Von schlechten Hütten an, bis zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heyduck, der, wie ein Cherubim,
Die Streit-Axt in der Hand, die Augen voller Grimm,

Der Auserwehlten Sitz verschleußt für meines gleichen,
Muß, wie ein schüchtern Reh, von seiner Wacht entweichen,
Wenn mein gerechter Zorn erst anzubrennen fängt,
Und sich bis in den Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve vom Gesicht des Lasters wegzureissen.
Weh dem, der thöricht ist, und dennoch klug will heissen!
Denn wo sein Nahme nur sich in die Verse schickt,
So wird er alsofort dem Mayer beygerückt,
In meinem Schüler-Stand, auf den bestaubten Bäncken
Hub sich die Kurtzweil an. Sollt ich auf Sprüche dencken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papagayen-Art,
Sie zu der Eltern Trost, dem Lehrer nachgesprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen,
Da mahlt ich ungeübt, in meiner Einfalt, ab,
Wenn Meister und Gesell mir was zu lachen gab;
Bis, nach und nach, die Zeit den Vorhang weggeschoben,
Und mir, was scheltens-werth, hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch und Land und Stadt für Wunder hegt,
Und was mir selber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach ich mir zu Nutz, und durch des Himmels Güte,
Werd ich je mehr und mehr bestärckt, daß ein Gemüthe,
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgesiegt,
Und seine Freyheit kennt, gantz Peru überwiegt:
Das ists, was offt mein Kiel schreibt in gebundnen Sätzen.
Was mich nun dergestalt in Unschuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur... Halt ein, verführter Sinn,
Drum eben straf ich dich, weil ich besorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht ist zu verstören,
Sich endlich, unvermerkt, in die Natur verkehren,
Wo hat Justinian das strenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantast wird Vogel-frey gemacht?
Und, da ein weiser Mann dieß für was Grosses schätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken setzet,
Ist wohl der beste Rath, man seh und schweige still,
Und stelle jedem frei, zu schwärmen, wie er will;
Indem es fast so schwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als mancher Priesterschafft das Beicht-Geld abzubringen.
Ein Spiegel weiset uns der Narben Heßlichkeit,
Doch wird er offtermahls deswegen angespeyt.
Du meinst zwar, was du schreibst, soll nie das Licht erblicken,
Wie bald kann aber dieß auch dir eins misglücken?
Von deinem schönen Zeug, entdeck ich, wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, daß durch die Zechen fleucht;
So wirst Du ein Poet, wie sehr Du es vermeinest;
Wer weiß, ob du nicht bald in offnem Druck erscheinest?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der späten Welt einmahl hervor gesucht,
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löschpapier gewunden.

Schreibt dir dein bester Freund, der deinen Rath begehrt,
So scheints, als hieltest du ihn keiner Antwort werth;
Bringt jemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr und Vortheil zielt; du läßt ihn draussen stehen;
Trifst du Gesellschafft an, die ein Gespräch ergetzt,
Wo der Bekümmertste sein Lied beyseite setzt,
So runtzelst du die Stirn in so viel hundert Falten,
Daß du offt für ein Bild des Cato wirst gehalten.
Ein jeder wollte gern erfahren, was dich quält;
Indessen schleichst du fort, weist selbst kaum, was dir fehlt.
Dein Haus wird zugesperrt, die Schlösser abgespannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wenn er die Geister bannet;
Und da die halbe Welt von aller Arbeit ruht,
Weckst du den Nachbar auf, den des Camines Glut
Und späte Lampe schreckt, die dich im Fenster zeigen,
Als wolltst du Thurm und Dach, aus Mondsucht, übersteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was ists? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? Das hinten reimen soll.
Verdammte Poesie! Mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich die Nieſewurtz darf lassen zu bereiten.
Greiff erst die Fehler an, die du selbst an dir siehst,
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehst;
Dann sollt ich hier die Müh, dich zu erforschen, nehmen,
Wir müsten, ists nicht wahr? uns vor einander schämen,
Kurtz: Wer das Richter-Amt auf seine Schultern nimmt,
Der seh, ob sein Gesetz mit seinem Wandel stimmt.
Wird doch die Cantzel roth, wenn ein erhitzter M..
Der geilen Heerde schwatzt, von Sodom, Rach und Feuer,
In Cloris Gegenwart, die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.

Ists möglich, kann dir noch die Dichter-Kunst gefallen?
Gieb Achtung, bitt ich dich, wie unsre Lieder schallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit sich das Gebieth des Teutschen Bodens streckt.
Durch Opitz stillen Bach gehn wir mit trocknen Füssen,
Wo sieht man Hofmanns Brunn, und Lohusteins Ströme fliessen?
Und, nehm ich Bessern aus, wem ists wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hyppocrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinckt, tritt in Poeten-Orden,
So, daß der Helikon ein Blocksberg ist geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pans erthönt,
Der seine Sänger-Zunft mit Hasen-Papreln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst, sich in die Höh geschwungen;
Und eine Redens-Art, die Göttlich sollte seyn,
Ward zu derselben Zeit den Sclaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der dieß Geheimniß schonet?
So bald er einen merckt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkaufftes Lob bis an den Himmel trägt?
Den wir mit solcher Post so offt zum Zorne reitzen,
Und öffter noch vielleicht, als sich die Sterne schneutzen.
Daß grossentheils die Welt in träger Lust verdirbt,
Und sich, um wahren Ruhm, so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld. Der Weyhrauch wird verschwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr verpfändet,
Daß die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der, wie ein Erden-Schwamm, sich kaum hervor gethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterscheidet,
Als daß ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet;
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und schnöden Goldes zehlt.

Man denckt und schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schicket,
Es wird, nach der Vernunft, kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt, eh man an sie gedacht,
Was groß ist, das wird klein, was klein ist, groß gemacht;
Da doch ein jeder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliehrt,
Wenn er wird in Gestalt des Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneas Abentheuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so glücklich vorgestellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich, Dido, dich von Lieb und Undanck sprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur,
Sie ist ihm viel zu schlecht, er sucht sich neue Spur:
Geußt solche Thränen aus, die Lachens-würdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.
Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht.
Kein Wort kömmt für den Tag, das nicht auf Steltzen geht,
Fällt das geringste vor in diesen Krieges-Zeiten;
So, dünckt mich hör ich schon die Wetter-Glocke läuten:
Ein Flammen-schwangrer Dampf beschwärtzt das Lufft-Revier,
Der Strahl-beschwäntzte Blitz bricht überall herfür,
Der grause Donner brüllt, und spielt mit Schwefel-Keilen.
Der Leser wird betrübt, beginnet fort zu eilen,
Bis er ins Trockne kommt; weil doch ein Wolcken-Guß
Auf solchen harten Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen,
Wie ein Beseßner pflegt, in seiner Angst, zu schäumen.
Geht wo ein Schul-Regent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie rasen da die Dichter um sein Grab;
Der Tod wird ausgefiltzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist, als achtzig Jahr, gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht.
Minerva, wenn sie gleich in ihrem Hertzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor, die müssen, wider Willen,
Sich traurig, ohne Trost, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter sieht man offt auf solchem Zettel stehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmertz mit hundert Gauckel-Possen,
Daß man gesundern Witz bey jenem Täntzer spührt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeschrieben,
Das wird, mit Müh und Zwang, in einen Vers getrieben.
Die Seufzer, wie er meint, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit, und wohl belesen, seyn,
Des Aetna Feuer-Klufft muß seiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte weichen.
Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weiß nicht, was sie fühlt, wenn sie dergleichen hört;

Ja, wenn ihr Coridon, gebückt vor ihren Füßen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu versüßen,
Nichts anders als Zibeth und Ambra von sich haucht,
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht;
So mag des Mörders Hand, was ihm von seinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grab-Schrifft richten.

Doro Caro s. Gerber.

Friedrich Wilhelm Carové

ward am 20. Juni 1789 zu Coblenz geboren, studirte die Rechte und erhielt, nachdem er 1809 Licentiat geworden, im Jahre 1811 eine Anstellung als Conseiller-Auditeur bei dem Appellationshofe zu Trier. Nachdem er später mehrere Aemter bei der Rhein-Octroi bekleidet, wurde er 1816 Schiffzoll-Einnehmer zu Andernach und kurz darauf pensionirt. Jetzt studirte er von Neuem Philosophie in Heidelberg, Berlin und Breslau, trat dann in letzterer Stadt als Privatdocent auf, entsagte jedoch schon im folgenden Jahre dieser Laufbahn und lebte seit dieser Zeit als Privatgelehrter zu Frankfurt am Main.

Er gab heraus:

Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst. Mit C. v. Grote. Köln, 1816.
Romantische Blätter. Eisenach, 1818.
Ueber das Recht und die Gegenstände der öffentlichen Beurtheilung. Trier, 1825.
Religion und Philosophie in Frankreich. Göttingen, 1827. 2 Thle.
Ueber die allein seligmachende Kirche. Göttingen, 1827 2. Abth.
Was heißt römisch-katholische Kirche? Altenburg, 1828.
Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland. Leipzig, 1832.
Ueber das Coelibatgesetz des römischen Klerus. 2 Thle. Frankfurt, 1832—33.
Kosmorama, eine Reihe von Studien u. s. w. Frankfurt a. M. 1831.
Moosrosen zum Christgeschenk. Frankfurt a. M. 1831.
Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie. Leipzig, 1831.
Reden an und Abhandlungen über die Burschenschaft. Eisenach 1817. (Einzeln erschienen.)
Die beiden Freunde. Leipzig, 1821.
Der Messianismus, die neuen Templer u. s. w. Leipzig, 1834.
Das römisch-katholische Coelibatgesetz in Frankreich und Deutschland. Offenbach, 1834.
Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution u. s. w. Hanau, 1834.
Ueber kirchliches Christenthum u. s. w. Leipzig, 1835.
Zur Beurtheilung des Buchs der polnischen Pilgrimme u. s. w. Zürich, 1835.
Einzelne Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Carové ist einer von den wenigen Schriftstellern, welche mit ungetrübtem Blicke, ruhiger Beurtheilung, Scharfsinn und Geiste, dem Laufe der Begebenheiten während der letzten Zeit folgten und ihre Einwirkung auf Kirche und Staat, so wie die daraus entspringenden bereits eingetretenen, aber noch zu erwartenden Folgen, freimüthig und unpartheiisch zu entwickeln suchten. Er hat vorzüglich auf die Forderungen und Aeußerungen des Katholicismus sein Augenmerk gerichtet und ihnen, unterstützt von gründlichen und historischen Kenntnissen, die ihm gebührende Stellung angewiesen, stets Bezug auf die übrigen mehr oder weniger hervortretenden religiösen Erscheinungen des Tages nehmend und diese von dem Standpunkte eines klaren und unbefangenen Denkers aus würdigend. Eine gewandte, allgemein verständliche und beredte Darstellung herrscht in seinen sämmtlichen Leistungen vor, und macht sie um so empfehlenswerther. —

Jakob Carpov,

ein zu seiner Zeit geschätzter Redner, ward am 29. September 1699 zu Goslar geboren, besuchte die hohen Schulen in seiner Vaterstadt und zu Gotha, studierte darauf während der Jahre 1721 — 1725 in Halle und Jena, und trat nach Ablauf dieser Zeit an letzterer Universität als Privatdocent auf. Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, bewogen ihn jedoch diese Laufbahn zu verlassen und 1736 nach Weimar zu gehen, wo er 1737 Rector, 1742 Professor der Mathematik und 1745 Director des Gymnasiums wurde. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannte ihn ferner zu ihrem Mitgliede. Er starb am 9. Juli 1768.

Von ihm erschienen in deutscher Sprache:

Trauerreden. Jena, 1736.
Der gesegnete Neujahrswechsel. Weimar, 1742.
Die glückselige Einsamkeit. Weimar, 1743.
Feierliche Rede bei dem Regierungsantritt des Herzogs zu Sachsen-Weimar, Ernst August Konstantin. Weimar, 1756.

Carpov's Reden zeichnen sich für jene Zeit vortheilhaft durch Einfachheit und Geschmack aus. Seine theologischen Schriften und seine Bemühungen die Wolfische Philosophie zu verbreiten, erwarben ihm damals jedoch noch größeren Ruhm.

Friedrich August Cartheuser

ward am 6. August 1734 zu Halle geboren, studirte Medizin zu Frankfurt an der Oder, erhielt 1753 das Doctordiplom und trat 1765 eine ordentliche Professur der Arzneiwissenschaft zu Gießen an. 1767 wurde er Hessen-Darmstädtischer Bergrath, 1772 Aufseher des botanischen Gartens und 1778 Fürstl. Nassau-Usingenscher Kammerrath, doch mußte er bereits im folgenden Jahre wegen Kränklichkeit seine Aemter aufgeben. Er lebte von nun an als Privatmann auf einem ihm gehörigen Freigute bei Idstein dann seit 1790 zu Birkenbach an der Bergstraße und seit 1793 zu Schierstein im Oberamte Wisbaden, wo er am 12. December 1796 starb.

Von ihm erschienen:
Sinngedichte von F. A. Cartheuser. N. A. 1768. O. O.
Der Herbst, eine Ode. Frankfurt a. d. O. 1762. 4.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften.

C. ist als Dichter durchaus unbedeutend; seinen Epigrammen fehlt es an Witz, Kraft und Schärfe.

Franz Xaver von Caspar,

am 15. October zu München geboren, trat nach vollendeten Studien in Staatsdienste und ward K. Baierscher Regierungsrath zu Straubingen — 1801 in Ruhestand versetzt, lebte er seitdem als Privatmann zu München.

Er gab heraus:
Der Sturm. Singspiel. München, 1798.
Der 13. Julius. München, 1799.
Maximilian I. Kurfürst von Baiern. Bamberg, 1820.
Aventin. Historisches Drama. Leipzig, 1825.

v. C. hat das historische Drama mit Erfolg cultivirt und sich, da es seinen Leistungen nicht an Wärme, Wahrheit und Leben fehlt, günstigen Beifalls erfreut.

Johann Wilhelm Christian Gustav Casparson

ward am 7. September 1729 in Ginsten geboren, erhielt seine Ausbildung im Halle'schen Waisenhause und studierte dann Theologie, Geschichte und schöne Literatur. Nachdem er eine Zeitlang Erzieher bei dem Staatsminister von Canegießer in Kassel gewesen und sich durch einige poetische Versuche ausgezeichnet hatte und demzufolge Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Göttingen (1751) und (1753) der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig geworden war, besuchte er, von seinem Landesherrn Ludwig Wilhelm VIII. unterstützt, die Universität Göttingen, um sich zu einer Professur der schönen Wissenschaften vorzubereiten. Der siebenjährige Krieg zwang ihn jedoch zwei Jahre darauf dieselbe bereits wieder zu verlassen und dem fürstlichen Hofe nach Niedersachsen zu folgen. 1758 ward er Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Bremen, und 1759 Professor der Geschichte und schönen Literatur am Collegium Carolinum zu Kassel, um dessen Verbesserung er sich sehr verdient machte. Nachdem er stets wissenschaftlich thätig, noch Professor am Kadettencorps und Mitdirector des Lyceum Fridericianum, so wie beständiger Secretair der Gesellschaft der Alterthümer und Fürstl. Hessischer Rath daselbst geworden, starb er im hohen Alter, allgemein verehrt und geachtet, am 3. September 1802.

Er gab heraus:
Ankündigung eines epischen Gedichts der altschwäbischen Zeit. Kassel, 1780.
Wilhelm der heilige von Oranse. — Erster Theil von Heinrich Turheim. Kassel, 1781. Zweiter Theil von Wolfram von Eschenbach. Kassel, 1784. 4. Der dritte Theil ist nicht erschienen.
Gedichte. Kassel, 1797.
Die unbewohnte Insel. Singspiel. Kassel, 1762.
Jahnhilde. Trauerspiel. Kassel, 1768.
Theutomal. Trauerspiel. Kassel, 1771.
Astonius und Irene. Allegorisches Drama. Kassel, 1794.
Geschichte sämmtl. Hessen-Cassel. Französ. Colonieen. Kassel, 1785.
Geschichte der alten Zeiten und Völker. Kassel, 1787.
Einzelne Abhandlungen und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Als Dichter ist C. nie von Bedeutung gewesen; er huldigte dem gereinigten Geschmacke der sogenannten Zweiten Sächsischen Schule zu seiner Zeit und suchte sich in seinen Bestrebungen den Koryphäen derselben anzuschließen, doch sind seine lyrischen und dramatischen Poesieen längst der Vergessenheit übergeben und verdienen es auch nicht, derselben wieder entrissen zu werden. Als deutscher Alterthumsforscher erwarb er sich jedoch manches Verdienst, das seinen Namen der Nachwelt würdig aufbewahren wird. —

Johann Ludwig Casper,

Dr. und Professor der Medicin, Königl. Preuß. Medicinalrath und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse in Berlin, ward daselbst am 11. März 1796 geboren, studierte in seiner Vaterstadt und in Halle die Arzneiwissenschaft, machte von 1820 — 22 eine größere Reise durch Frankreich und England und habilitirte sich nach seiner Rückkehr als Docent an der Berliner Universität.

Außer einer Reihe sehr verdienstvoller medicinischer Schriften, deren Nennung hier nicht an ihrem Platze wäre, schrieb er unter dem angenommenen Namen Till Ballistarius:

Die Karfunkelweihe. Romantisches Trauerspiel. Leipzig, 1817,

eine geistreiche und witzige Verspottung der falschen Romantik, so wie mehrere einzelne, in Zeitschriften verstreute Gedichte, welche ein schönes und glückliches Talent beurkunden.

Johann Friedrich Castelli

ward am 6. März 1781 zu Wien geboren, privatisirte daselbst bis zum Jahre 1812 und bekleidete seit dieser Zeit die Aemter eines K. K. Ständischen Officials, Hofoperndichters und Redacteurs des Wiener Conversationblattes.

Seine Schriften sind:

Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten 1—12. Wien, 1825—32.
100 vierversige Fabeln. Wien, 1822.

Gedichte in niederöstreichischer Mundart. Wien, 1828.
Poetische Kleinigkeiten. 5 Bdchen. Wien, 1816—1826.
Wiener Lebensbilder. Skizzen. Wien, 1828.
Lebensklugheit in Haselnüssen. Wien, 1825.
Logogryphen-Ungeheuer. Wien, 1829.
Gedichte. Einzige vollständige Sammlung. Berlin, 1835. 6 Bdchen.
Opern, größtentheils nach dem Französischen: die Scheidewand; die Schweizerfamilie; die Familie auf Isle de France; Demophron; Alle fürchten sich; Franciska de Foix; Ferdinand Cortez; Roderich und Kunigunde u. s. w.
Dramatische Dichtungen, größtentheils nach dem Französischen: die Waise und der Mörder; Domestikenstreiche; Gustav; Raphael; Salmonio; der Marschall von Luxemburg; der König und der Narr; die Waise aus Genf; der Schicksalsstrumpf von den Brüdern Fatalis u. s. w.

C. gab ferner noch in Verbindung mit Anderen heraus:

Dramatisches Sträußchen. Wien, 1816 fgde.
Huldigung der Frauen. Wien, 1822 fgde.
Wiener Conversationsblatt u. s. w. Außerdem lieferte er Gedichte und Aufsätze in die Abendzeitung, Zeitung für die elegante Welt, Almanache u. s. w.

Castelli's Muse kann die Behaglichkeit genannt werden. Gewandtheit und Anmuth, ein gefälliges Spiel auf der Oberfläche des Lebens, leichte und glückliche Behandlung der Sprache wie der Gegenstände, harmloser Scherz und gemüthliche Freundlichkeit, Witz und Verstand sind ihm eigen; es fehlt ihm selbst nicht an jener Würde als Dichter, welche Redlichkeit und Wohlwollen immer verleihen, aber Tiefe und Begeisterung, so wie überhaupt alle höheren Eigenschaften, welche Anspruch auf die Verehrung und Bewunderung von Seiten der Zeitgenossen geben und ein Recht auf Ruhm bei der Nachwelt erwerben, vermißt man gänzlich bei ihm. Er ist daher am glücklichsten im Komischen und Naiven, und seine östreichischen Lieder sind Muster von glücklicher und volksthümlicher schriftlicher Behandlung eines Idioms. In seinen dramatischen Arbeiten, die sich mit wenigen Ausnahmen eines guten Erfolges auf der Bühne erfreuten und meist Nachahmungen und Bearbeitungen französischer Vorbilder sind, hat er leider zu sehr dem schlechten Geschmack des Tages gehuldigt und mehr den scenischen Effect zu erreichen als die eigentlichen Anforderungen der Kunst zu befriedigen gesucht.

Sankt Martin. *)

Eine Legende.

Sankt Martin mit viel Rittersblut'
Wohl über's Feld zum Jagen reit't,
Und als sie kamen an einen Hag,
Ein nackter Mann an der Straße lag,
Dem klapperten vor Frost die Zähne
Und an der Wimper fror ihm die Thräne. —
Er rang die Hände und bat mit Beben:
Sie möchten ihm ein Almosen geben. —
Und alle die Ritter zogen fürbaß,
Dem nackten Armen gab keiner was;
Sie wendeten von ihm das Angesicht,
Die Jammergestalt zu schauen nicht. —
Der Martin aber sein Roß hielt an:
„Von mir, du Armer, sollst was ha'n!“ —
Er nimmt sein Schwert und alsogleich
Haut er seinen Mantel — gesticket reich
Mit Gold und Silber — entzwei in Eil'
Und giebt dem Nackten einen Theil,
Die andre Hälfte er selber behalt't
Und reitet den Andern nach in den Wald. —

Und wie den Martinus erblicket die Rott',
Ueberhäufen sie ihn mit Hohn und Spott:
„Da seht nur einmal den Narren an,
„Theilt sein Kleid mit dem Bettelmann;
„Der halbe Mantel steht ihm gar schön,
„Er kann damit zum Banquette gehn,
„Damit ihn künftig mag Jeder kennen,
„So woll'n wir den halben Ritter ihn nennen.“
Sie lachten und witzelten noch gar viel,
Martinus war all' ihres Spottes Ziel. —

Doch wie der Abend zu dämmern beginnt,
So wehet ein kalter, schneidender Wind;
Die Ritter hüllten sich alle fein
In ihre großen Mäntel ein,
Und wollten reiten sogleich von hinnen,
Doch konnten sie keinen Ausweg gewinnen,
Nur immer tiefer kommens in den Wald
Und pfiff der Wind noch einmal so kalt,
Sie jammerten sehr und vermeinten schier,
Sie müßten vor Kälte heut' sterben hier;
Martinus nur mit dem halben Kleid,
Empfindet's nicht, daß der Wind so schneid't,
Er lächelt über ihr Schnappern und Bangen
Und sitzt auf dem Roß mit glühenden Wangen. —

Und jetzo ein rosenfarbiges Licht
Hervor aus der dunkelen Wildniß bricht,
Und unter die Starrenden tritt heran
Herr Christ, mit dem halben Kleid angethan,
Das jenem Armen Martinus gegeben,
Und um ihn herum seine Engelein schweben.
Und Jesus sich zu Martino wendet:
„Ja, warlich, was Ihr den Armen spendet,
„Das habet Ihr mir selber gegeben,
„Und Früchte trägt's Euch im Tod' und im Leben;
„Jedwede Wohlthat — noch so klein, —
„Wird Euch erwärmen und lohnend seyn.“ —

Sie fielen All' auf ihr Angesicht
Und Jesus verschwand; — doch des Glaubens Licht,
Es leuchtete über dem heidnischen Haufen,
Sie ließen sich alle zu Christen taufen.

*) Aus J. F. Castelli's Gedichten.

Des Bauerknaben Beschreibung der Stadt.

Vater! laßt mich zu Athem kommen,
Das war was Prächtiges in der That.
Mein Pathe — ihr wißt — hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt. —
Es ist ja da drinnen gerad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch um und um,
Man wird in dem schrecklichen Lärm und Getümmel,
— Ihr könnt mir es glauben — ordentlich dumm. —

Das ist ein Thurm, — potz Donner und Hagel! —
Der reicht euch fast in die Wolken hineln,
Der unsrige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher seyn. —
Die Häuser seh'n alle aus wie die Schlösser,
Sie sind — so war ich kein Lügner bin —
So groß als unser Schloß, — wo nicht größer —
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin. —

Doch hat mich gewundert, — daß muß ich euch sagen, —
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann ja kein heubeladner Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaff'ner Ochse hinein;
Auch hab' ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Aecker bei einem Haus:
So eingesperrt, Vater, könnt' ich nicht bestehen,
Sie sehen auch alle so bleichwangig aus. —

Die Wagen sind prächtig, mit Gold auch beschlagen,
Doch Eins ist närrisch, — das klärt mir mal auf, —
Die schlecht Gekleideten sitzen im Wagen,
Und die Goldenen und Silbernen steh'n hinten auf, —
Und entweder müssen's den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig seyn,

Denn will er nur durch ein Paar Gassen fahren,
So spannen's ihm oft gar vier Pferde ein. —

Und Leute giebt's, Vater, in allen Straßen,
— Sie stoßen einen bald her, bald hin, —
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin.
Jedoch erschrack ich bei jedem Blicke,
All' Schritte kam mir ein Schulmeister im Lauf,
Sie tragen in Wien zwar keine Perücke,
Doch haben — wie uns'rer — sie Brillen auf. —

Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf,
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durchlesen,
Doch das Beste — die Knödel — steh'n doch nicht drauf. —
Der Wein, lieber Vater, war schwer zu genießen,
's war der, den Ihr heißt den Drei-Männer-Wein,
Wo zwei den dritten hübsch halten müssen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närrisch, zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen
Und als er rief: „Es ist angespannt!"
Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater, jetzt laßt auf die Wiese mich laufen,
Denn immer noch ist es mir eng' um die Brust.

Der Leibarzt des Fürsten.

Eine Anekdote.

Im Städtchen — ja der Nahm' entfiel mir ganz —
Ward von dem klugen Rath gebothen:
„Daß in dem Buch' — in dem der Todten
„Nahm', Sterbetag und Krankheit aufgezeichnet war —
„Des Arztes Nahm' auch eingezeichnet werde,
„Der sie durch seine Kunst befördert in die Erde." —
Und dieß geschah auch stets mit Pünktlichkeit,
— So, daß zu jeder Zeit
Dieß Sterb'register auswies, wie viel Kranke
Ein jeder Arzt in dieser Stadt
Zum Himmel schon befördert hat. —
— Fürwahr, nicht gar zu schlecht war der Gedanke! —

Einst kam ein fremder Fürst auf seiner Reise
Durch dieses Städtchen; nach der Großen Weise
Hat er den eig'nen Leibarzt auch bei sich; —
Der aber — 's ist doch wunderlich,
Die Herrn vermögen auch sich selbst nicht zu curiren —
Ging schnell hinüber in das beff're Land,
— Wo er viel' seiner Patienten fand,
Die vor ihm durch ihn mußten abmarschieren —
In Prosa sey's gesagt: Es starb der Medicus;
Das machte nun dem Fürsten viel Verdruß:
— Denn der Verblichne kannte schon
Die kleinen Uebel alle auf ein Haar,
Womit der Fürst behaftet war,
Und wußt' ihm — wenn auch nicht ganz zu befrey'n —
Doch mindestens sie ihm aus den Sinn zu schwatzen. —

Bevor der Fürst nun weiter reiste,
Wollt' er die Leibarzt-Stelle neu besetzen,
Er hörte von dem Buch und welchen Dienst es leiste,
Und gab Befehl, es schnelle zu durchsehn,
Und Jener, welcher von den Herren Doctoren
Durch Tod die wenigsten der Kranken noch verloren,
— Der Braune also unter diesen Mohren —
Der sollte künftig ihm zur Seite stehn, —

Man ging — man blätterte — man las die Nahmen,
Oft hatten Alle schon des Todes Thor
Den Leidenden geöffnet — wen'ge kamen
Nur unter tausendmal im Buche vor,
Und unter Allen Einer nur erschien,
Der zweimal erst im Buche stand. —
Man staunte — lief herum, bis man ihn fand,
Und führte vor den Fürsten ihn. —
Mit Huld empfing ihn dieser, trug die Stelle
Des Leibarzt's diesem Wundermann
Mit tausend Thaler Jahrgehalte an. —
Der Arzt ergriff das Angebothne schnelle,
Und fragte nur, wie Er dazu denn käme,
Daß ihn der hohe Herr in seine Dienste nähme?
„Weil Sie" — versetzt der Fürst — „so wie man sagt —
„Der beste Arzt im Städtchen sind,
„Der weiß, was er beginnt, und nicht bloß wagt,
„Und weil im Sterbebuch Ihr Nahm nur zweimahl steht."
Da sprach — verwirrend sich — der Arzt geschwind:
„„Ach, Durchlaucht! — welch ein Glück für mich, mit Danke
„„Erkenn' ich's, ach, wie schnell es mit mir vorwärts geht,
„„Erst gestern kam ich von der Universität,
„„Behandelte im Städtchen erst zwei Kranke.""

Schwarz und Rosenfarben.

Schwarz.

Das Leben, ha! welch ein erbärmlich Spiel,
Es lohnt sich kaum, vom Vater es zu erben,
Was ist denn sein erhab'nes letztes Ziel? —
Zu essen und zu schlafen, dann zu sterben,
Um eine Hand voll Freuden
Unendlich viele Leiden,
Ein unersättlich Ringen
Nach unerreichbar'n Dingen,
Ein dürrer Stamm, gefärbt durch Hoffnungs-Grün.
Ich will dies Spielwerk nicht und werf' es hin. —

Rosenfarben.

Liebliches Leben! herrliche Welt!
Wo sich die Lust stets erneuet,
Bahn, überschattet vom Himmelsgezelt,
Rings um mit Blumen bestreuet,
Wo Erd' und Wellen,
Lüften und Quellen,
Blüthen und Bäumen
Freuden entkeimen,
Schöpfer! dies Himmelsgeschenk dank' ich dir,
Gönn' es, ach gönn' es noch lange mir. —

Schwarz.

Durchwandeln muß in diesem Thränenthal
Der Sterbliche vier traurige Epochen,
Mit Recht ist Weinen ob der künft'gen Qual
Sein erster Laut, wenn er an's Licht gekrochen,
Er ringt in seiner Kindheit
Mit einer steten Blindheit,
Den Jüngling wird mit Lügen
Die Phantasie betrügen,
Jetzt tritt er in des Wissens Kreis ein Mann, —
Bald Greis, führt er nicht aus, was er begann. —

Rosenfarben.

Der glückliche Lebenspilger durchläuft
Vier segenbringende Länder,
Im Ländchen der Kindheit, wohin er nur greift,
Hat alles goldene Ränder,
Die Phantasie strahlet
Dem Jüngling und mahlet
Ihm schöner und milder
Die häßlichen Bilder,
Den Mann leitet Hymen zum süßesten Glück,
Der Greis führt in's Ländchen der Kindheit zurück. —

Schwarz.

Was dienet uns in Nöthen denn zum Stab,
Was sind es denn für hochgeprief'ne Triebe,
Die uns das Schicksal hier zu leiten gab?
Der Glaube ist's, die Hoffnung und die Liebe:
Der Glaub'! — gemaltes Feuer!
Die Hoffnung! — Nebelschleier!
Die Liebe, — ha! — die Liebe!
Der schrecklichste der Triebe.
Bist du denn toll, — verblendet Menschenherz, —
Daß du die Wonne suchest in dem Schmerz?

Rosenfarben.

Ein Dreigestirn blinkert vom Himmel herab,
Erleuchtet die Bahn, wenn sie trübe,
Uns freundlich vorschreitend bis hin zu dem Grab:
Der Glaube, die Hoffnung, die Liebe.
Der Glaube, — die Säule
Vom ewigen Heile;

Die Hoffnung — der Schimmer
Durch Grauen und Trümmer;
Die Liebe, — die Liebe! die Seele der Welt,
Die Götter und Menschen zusammen hält. —

Schwarz.

Für ein Metall, das ihr der Erd' entwühlt,
Verhandelt ihr die Gunst, das Recht, die Würde,
Der Reiche mit dem Armen frevelnd spielt,
Und dieser trägt allein des Lebens Bürde.
Sind denn nicht alle Wesen
Zu gleichem Theil erlesen? —
Soll jener sä'n und graben.
Und der die Ernte haben?
Natur erließ an Alle gleichen Ruf,
Die Habsucht nur sich Zaun und Gitter schuf. —

Rosenfarben.

Lasse die Thoren im irrigen Wahn
Um Länder und Schätze sich raufen,
Viele der Freuden bieten sich an,
Die darf man und kann man nicht kaufen:
Die schmeichelnden Lüfte,
Die würzigen Düfte,
Die labende Quelle,
Des Tages Helle,
Der grüne Teppich mit Blümlein gestickt,
Dies wird dir von keinem Reichen entrückt. —

Schwarz.

Was ist das Ende dann von aller Last,
Von diesem inn- und äußerem Gedränge?
Ein Fleckchen Erde, welches uns umfaßt,
Kalt, finster, dumpf, verschlossen, stumm und enge,
Wohin kein Licht mehr dringet,
Wohin kein Ton mehr klinget,
Wo sich kein Puls mehr reget,
Kein Fiberchen beweget. —
So lohnt dem Schöpfungskönig sich der Sieg,
Daß er so kämpfte, duldete und schwieg. —

Rosenfarben.

Nach langer stürmischer Reisezeit gab
Natur uns den sichersten Hafen.
Ist gar ein liebliches Plätzchen, das Grab,
Wo man ungestört ruhig kann schlafen;
Da winket dem Müden
Ein ewiger Frieden,
Da winket nach Kummer
Der süßeste Schlummer,
Gar sanft drückt der Tod uns die Aeuglein zu,
Nach harter Arbeit lohnt uns die Ruh'.

Trostgedicht für die Kleinen.

Es hat mich immer sehr verdrossen,
Wenn man mich nur die Kleine hieß,
Viel Thränen hab' ich schon vergossen,
Daß Gott so klein mich bleiben ließ;
Doch jetzt hab' ich mir Zeit genommen,
Und überdachte mir es recht,
Da bin ich endlich d'rauf gekommen,
Es sey denn doch nicht gar so schlecht. — —

Ihr Leidensschwestern! die der Himmel
Nicht hoch zu sich empor gestreckt,
Die darum, — weil ihr im Getümmel
Nicht vorragt, Mancher höhnt und neckt,
Bleibt hübsch am Boden, seyd bescheiden,
Erhöhen soll euch dies Gedicht;
Hört an, was euch zum Trost im Leiden,
Und um euch zu vertheid'gen spricht. — —

Es sagt ein Wahrwort aller Zeiten:
Daß alles Kleine herzig ist,
Weil man die Liebenswürdigkeiten
Ja niemals nach der Elle mißt. —
Ein jeder Mensch wird gut geboren,
Das Böse schleicht sich später ein,
Da sind die Großen ganz verloren,
Bei kleinen ist der Platz zu klein. — —

Uns kümmern Wetter nicht und Stürme,
Wir können immer ruhig seyn,
— Der Blitz schlägt öft'rer in die Thürme,
Als in die niedern Hütten ein. —
Mama Natur gab uns ganz weise
Im Duodezformat heraus,
Und schmückt auf dieser Lebensreise
Gleich einem Taschenbuch uns aus. — —

Wir wissen besser zu gefallen,
Wir schmiegen leichter uns in's Joch,
Und wenn wir Kleinen etwa fallen,
So fallen wir ja nie so hoch. —
Wie oft geschieht es bei dem Großen,
Daß er nicht g'rade gehen kann,
Wir haben's besser, — denn wir stoßen
Uns nicht so leicht die Köpfe an. — —

Die undankbaren Männer klagen:
Ein Weib sey eine Last sogar,
D'rum wird ein Jeder lieber tragen
Die klein're Last, das ist doch klar; –
Die Kleine macht nur kleine Schmerzen,
— Der Mann ist sicher vor Betrug, —
Denn in der Kleinen kleinem Herzen
Ist nur für Einen Raum genug. — —

Wir sind nur Miniaturgeschöpfchen,
— Und darum lieblich anzuseh'n; —
Zwar ist es wahr, — daß kleine Töpfchen
Gewiß viel leichter übergeh'n;
Das kommt daher: Es sind die Flammen
— Mehr theilend sich im größern Haus —
Bei uns im engern Raum beisammen,
Da brennt's denn gleich zum Dach hinaus. — —

Von all' den kleinen großen Leuten,
— Die schon gelebet, — red' ich nicht,
Und auch das Sprüchwort alter Zeiten:
— Was groß ist, das ist — sag' ich nicht, —
Sonst könnte man den Text mir lesen,
Und sagen: Macht die Kleine da
Von Kleinigkeiten nicht ein Wesen,
Als wäre gar kein Großes da. — —

Nur Eines drängt's mich noch zu sagen,
— Das soll auch nicht verschwiegen seyn;
Ich muß die Großen alle fragen:
Wen lud Gott selber zu sich ein? —
Uns hat sein Sohn in Schutz genommen,
Sprach nicht der Spender alles Lichts:
Die Kleinen lasset zu mir kommen!
Doch zu den Großen sprach er nichts.

Lebensklugheits-Regeln.

Eine poetische Caprice.

Wenn dir's am Geld
fehlt; —
Wenn du nicht Rast
hast; —
Und dir dein Herz
Schmerz
Grausam zerfleischt, —
heischt
Trost dein Geschick. —
Blick'
Bauend auf mich,
ich
Bleibe nicht fern; —
gern
Drückt Freundesarm
warm
Dich an die Brust; —
Lust
Kündet dein Mund
und
Flieh'n wird der Gram
am
Busen des Freund's. —
Scheint's
Leben dir grau,
schau'

Stets unter dich;
ich
Bürge dafür,
dir
Wird dann nicht schwer
mehr
Scheinen dein Loos; —
groß
Ist ja die Welt, —
fehlt
Eins dir zum Glück,
pflück'
Dir in dem Hain'
ein
Andere Blum'
zum
Duftenden Schmaus
aus.

Nichts und Etwas

Wenn ich ein Liedchen mach' auf Nichts,
So mach' ich denn doch immer Etwas, —
So manch Gedicht enthält ja Nichts
Und doch schreit man es aus für Etwas;
Von andern wieder sagt man Nichts,
Obschon daraus zu lernen Etwas,
D'rum gilt mir Lob und Tadel Nichts
Und alle Tage dicht' ich Etwas.

Das Beispiel lehrt: Der tauge Nichts,
Der plötzlich kommt von Nichts zu Etwas. —
Der Eine macht aus Etwas Nichts,
Der Andre macht aus Nichts schnell Etwas.
Man ärgert oft sich über Nichts,
Wird wieder gut auch ohne Etwas.
Gott schuf die ganze Welt aus Nichts,
Und — Mensch! — Du glaubst, Du seyest Etwas?

Bist arm Du und besitzest Nichts,
So giebt Dir keine Seele Etwas;
Im Gegentheil, bedarfst Du Nichts,
So bietet alle Welt Dir Etwas; —
D'rum hoffe von den Freunden Nichts,
Und lege Dir bei Seite Etwas;
Ich meine Geld nicht, das ist Nichts,
Doch Wissenschaften, die sind Etwas.
Wer alles Andre hält für Nichts,
Die Tugend nur allein für Etwas,
Den kümmert und dem schadet Nichts,
In seinem Busen flüstert Etwas:
Du thatest hier des Bösen Nichts,
Doch thatest Du des Guten Etwas,
Und wirst Du einstens hier zu Nichts,
So hoffe, Jenseits ist ein Etwas.

Der Pfeil und der Adler.

Eine Fabel.

Ein Pfeil, — der eben abgedrückt —
Schnell, wie der Blitz, die Luft durchzückt,
Sprach stolz zu einer Vögelschaar,
Die neben ihm im Fluge war:
„„Seht her, und laßt mein Lob erschallen,
„„Ich kann, wie ihr, die Luft durchwallen.““ —
Da lächelte ein alter Aar,
Erwiederte: „Du dauerst mich,
„Wirst deinen Stolz noch theuer zahlen —
„Durch einen andern hobst du dich,
„Und durch dich selber wirst du fallen!“ —

Wohlthätigkeit.

Bedarf ein Armer der Hülfe dein,
So laß dir nicht erst seinen Lebenslauf lesen
Für's Erste muß man wohlthätig seyn,
Dann prüfen, ob man's mit Rechte gewesen.

Das Portrait des Schwätzers.

Der Schwätzer Garull zeigt sein Conterfey
Und schmält, daß er gar nicht getroffen sey; —
Wir aber danken dem Maler sehr,
Denn Augen und Ohren büßten es schwer,
Wenn dieser zum Sprechen getroffen wär'.

Celadon von der Donau s. Negelein.

Adalbert von Chamisso,

oder wie sein ganzer Name lautet, Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, ward auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne am 27. Januar 1781 geboren. Die französische Revolution trieb ihn, noch sehr jung, aus seinem Vaterlande nach Berlin, wo er 1798 als Page in Königl. Preuß. Dienste trat und zwei Jahr später Lieutenant im Regimente Goetz ward. Mit großem Eifer wandte er sich der Wissenschaft und besonders dem Studium der deutschen Sprache, in welcher letzteren er, eine seltene Meisterschaft errungen hat, zu. Der Friede von Tilsit mit seinen Folgen löste seine Dienstverhältnisse; er kehrte nach Frankreich zurück und ward auf kurze Zeit Professor am Lyceum zu Napoleonville. Dieser Beruf sprach ihn jedoch nicht sonderlich an, weshalb er ihm bereits 1812 wieder entsagte und sich in Berlin dem Studium der Naturwissenschaften widmete. Im Jahre 1813 schrieb er hier seinen „Peter Schlemihl“ ein höchst eigenthümliches Buch, das 1814 von La Motte Fouqué herausgegeben wurde und in das Französische, Englische, Holländische und Spanische übersetzt worden ist. Von 1815—1818 begleitete er den Capitain von Kotzebue auf einer Reise um die Welt als Naturforscher und ließ sich darauf nach seiner Heimkehr gänzlich in Berlin nieder, wo er noch als Beamter bei den dortigen botanischen Sammlungen und Anstalten lebt.

Seine Schriften sind:

- Musen-Almanach auf das Jahr 1804 (gemeinschaftlich mit K. A. Varnhagen. — Leipzig, 1804. — 2. und 3. Jahrgang. Berlin, 1805—6.
- Peter Schlemihls wundersame Geschichte. herausgegeben von de la Motte Fouqué. Nürnberg, 1814. 3. A. 1835.
- Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unternommen in den Jahren 1815—18. Weimar 1821 (bildet den dritten Band von Kotzebue's Entdeckungsreise.
- Gedichte. 2. A. Leipzig, 1834.
- Einzelne Abhandlungen, Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.
- Deutscher Musenalmanach. Gemeinschaftlich mit G. Schwabe. Leipzig, 1829—35.

Adalbert von Chamisso ist einer der ausgezeichnetsten lebenden deutschen Lyriker. Tiefer Ernst, hervorgerufen durch Zorn über den Wahn und die Thorheiten der Welt, herrscht in seinen Dichtungen vor, verherrlicht durch eine

glühende Liebe für alles Edle und Große, und oft gemildert durch heiteren Scherz, der jedoch zu Zeiten, wo es gilt Aberwitz und Schlechtigkeit zu bekämpfen, in schneidenden, bitteren Spott übergeht. Die Herrschaft, welche er über Sprache und Vers ausübt, ist bewunderenswürdig, um so mehr, als sie nur eine Zugabe seiner Leistungen ist, in welchen eine glänzende Phantasie, Tiefe und Gedankenreichthum den ersten Rang einnehmen. Etwas Mittelmässiges ist nie aus Chamisso's Feder geflossen. Der einzige Tadel, der ihn treffen möchte, besteht darin, daß er sich vorzüglich bei epischen Stoffen zu sehr in Contrasten gefällt, und das Grausenhafte mit Vorliebe behandelnd, mehr dem Anscheine nach auf den Effect hinarbeitet, als eines so großen und glücklichen Dichters würdig ist, um so mehr als er vielfach bewiesen hat, daß er auch die zartesten und geheimsten Saiten des Gefühls, mit gefälliger und sicherer Hand anzuschlagen versteht. —

Das Schloß Boncourt.*)

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt.

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Tragische Geschichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Kleidermacher-Muth.

Und als die Schneider revoltirt, —
Courage! Courage!
Haben gar grausam sie massakrirt
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n: —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum Ersten, die Schneider-Mamsell'n,
Die das Brod verkürz'n uns Schneider-Gesell'n;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum Andern, sei —
Courage! Courage!
Zum höchsten Aerger der Polizei,
Auf offnener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Das Dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beste an der ganzen Geschicht,'
Wir besteh'n auch darauf bis an's jüngste Gericht;
Das Dritte, das sollst du uns schwören.

Minnedienst.

Während dort im hellen Saale
Lustberauscht die Gäste wogen,
Hält ein Ritter vom Gedränge
Einsam sich zurückgezogen.

Wie er von dem Sopha aufblickt,
Wo er ruhet in Gedanken,
Sieht er neben sich die Dame,
Der er dienet sonder Wanken.

Sind es Sterne, sind es Sonnen,
Die in meiner Nacht sich zeigen?
Sind's die Augen meiner Herrin,
Welche über mich sich neigen?

Schmeichler, Schmeichler! Sterne, Sonnen
Sind es nicht, wovon ihr dichtet;
Sind die Augen einer Dame,
Die auf euch sie bittend richtet. —

Herz und Klinge sind euch eigen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer. —

Nein, um mich, mein werther Ritter,
Soll kein Blut den Boden färben;
Um ein Glas Gefror'nes bitt' ich,
Lasset nicht vor Durst mich sterben. —

Herrin, in dem Dienst der Minne
Wollt' ich gern mein Leben wagen,
Aber hier durch das Gedränge
Wird es schwer, sich durchzuschlagen.

*) Aus Adelbert von Chamisso's Gedichten. 2. Aufl. Leipzig, 1834.

Und sie bittet, und er gehet, —
Kommt zurück, wie er gegangen:
Nein! ich konnte, hohe Herrin,
Kein Gefrorenes erlangen.

Und sie bittet wieder; wieder
Wagt er's, immer noch vergebens:
Nein! man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur seines Lebens.

Ritter, Ritter, von Gefahren
Sprachet ihr, von Kämpfen, Schlachten;
Und ihr laßt vor euren Augen
Ohne Hülfe mich verschmachten.

Und in's wogende Gewühle
Ist der Ritter vorgedrungen,
Dort verfolgt er einen Diener,
Hat den Raub ihm abgerungen.

Und die Dame schaut von Ferne
Wie mit hochgehalt'ner Schaale
Er sich durch den Reigen windet
In dem engen, vollen Saale;

Sieht in eines Fensters Ecke
Glücklich seinen Fang ihn bergen,
Sieht ihn hinter die Gardine
Ihren Augen sich verbergen;

Sieht ihn selber dort gemächlich
Das Eroberte verschlingen,
Wischen sich den Mund und kommen,
Ihr betrübte Kunde bringen:

Gern will ich mein Leben wagen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer.

Aber hier, o meine Herrin,
Hier ist alles doch vergebens,
Und man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur seines Lebens.

Der Bettler und sein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei!

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth!

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt!
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt!

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdensohn
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück,
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
In Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her, —
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Abba Glosk Leczeka.

Es schallen gut im Liede der Purpur und das Schwerdt,
Doch hüllt sich oft in Lumpen, der auch ist preisenswerth;
Ich führ' euch einen Juden und Bettler heute vor,
Den Abba Glosk Leczeka, verschließt ihm nicht das Ohr.

Er harrte vor der Thüre von Moses Mendelssohn
Gelassen und geduldig vor Sonnenaufgang schon;
Wie hoch in Himmelsräumen zu steigen sie begann,
Trat erst aus seiner Wohnung der weitberühmte Mann.

Ihn grüßt der fremde Bettler, in polnisch jüd'scher Tracht,
Sein Gruß den Schriftgelehrten dem andern kenntlich macht,
Er aber geht vorüber: an Zeit es mir gebricht! —
Der Fremde weicht zurücke, doch von der Schwelle nicht.

Und Mittag ward's und Abend, und als zur Nacht es ging,
Die Stadt in ihren Straßen die Schatten schon empfing,
Kam heim zu seinem Heerde der weitberühmte Mann,
Da grüßt' ihn noch der Bettler, wie Morgens er gethan.

Er sucht in seiner Börse nach einem Silberstück,
Ihm hält der fremde Bettler die milde Hand zurück:
Das nicht von dir begehr' ich, nur dein lebend'ges Wort,
Mich führt der Durst nach Wahrheit allein an diesen Ort. —

Du scheinst der kleinen Gabe bedürftig mir zu sein. —
Du hältst mich für unwürdig der grössern! — Tritt herein!
Suchst redlich du die Wahrheit, die vielen so verhaßt,
So sei dem Gleichgesinnten ein liebgehegter Gast.

Beim wogenden Gespräche, beim häuslich trauten Mahl,
Beim Becher edlen Weines, dem süß'gen Sonnenstrahl,
Erblüht dem fremden Bettler die Rede wunderbar,
Ein Gläub'ger und ein Denker, wie nie noch einer war.

Er hat des Wortes Fessel gesprengt mit Geistes-Kraft,
Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft,
Er sprühet Lichtgedanken so machtvoll vor sich hin,
So eig'nen Reiz verleiht ihm sein heit'rer froher Sinn.

Und ob dem seltnen Manne verwundert und erfreut,
Der seine Neigung fesselt und Ehrfurcht ihm gebeut,
Fragt Mendelssohn ihn traulich: wie haben Schul' und Welt
So seltsam dich erzogen und deinen Geist erhellt?

D'rauf er: du lenkst vom Lichte die Blicke niederwärts,
Zu forschen nach dem Menschen und schauen ihm in's Herz;
Ich zeige mich dem Freunde, und meinen Weg und Ziel,
Und melde, wie die Binde mir von den Augen fiel.

Mein Forschen und mein Trachten, das bin ich selbst und ganz;
Minuten, so wie diese, sind meines Lebens Glanz;
Ich trage sechzig Jahre, noch frisch und wohlgemuth,
Noch schmilzt den Schnee des Alters des Herzens inn're Gluth.

Zu Glosk in unsern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud! sie wußten And'res nicht;
Verhangen und verfinstert das göttliche Gebot,
Das leis' aus tiefstem Herzen sich doch mir mahnend bot.

Wie hab' ich oft mit Schmerzen die stumme Mitternacht
Auf ihren todten Büchern verstört herangewacht;
Wie hätt' ich from und willig den Lehrern nur geglaubt,
Und wiegte doch verneinend mein sorgenschweres Haupt.

Und nun ich sollte lehren, so wie ich selbst belehrt,
Da hat sich mir die Rede gar wundersam verkehrt;
Da schalt aus mir die Stimme auf Satzungen und Trug,
Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken schlug.

Sie haben sich entsetzet, sie haben mich fortan
Bedrohet und gefährdet und in den Bann gethan;
Ich hatte mich gefunden, ich war, der ich nun bin,
Ich folgte meiner Sendung mit leichtem, freud'gen Sinn

So wallt' ich, in der Heimath ein Fremder, nun hinfort
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort,
Und forschte, sprach und lehrte, und trachtete doch nur,
Das arme Volk zu leiten auf eine bess're Spur.

Und dreizehn Bücher hatt' ich verfaßt mit allem Fleiß,
Die Bücher, sie enthielten das Beste, was ich weiß;
Zu Wilna, o! da waren fast grausam allzusehr
Die Aeltesten des Volkes, wie nirgends anders mehr.

Sie haben meine Bücher zerrissen insgesammt,
Und haben zu den Flammen sie ungehört verdammt;
Sie schichteten den Holzstoß beim alten Apfelbaum
Vor ihrer Synagoge im innern Hofesraum.

Da standen in dem Rauche die Alten blöd und blind,
Den schlug auf sie hernieder ein mächt'ger Wirbelwind,
Gereinigt schwang die Flamme sich zu dem höhern Licht;
Den Geist, das Licht, die Sonne vernichten sie doch nicht.

Ich selbst ich sollte sterben, kaum heimlich war der Rath;
Doch fand sich ein Rabbiner, der um mein Leben bat,
Ich wurde bloß gegeißelt, und wie man frei mich gab,
So griff ich heitern Sinnes zu meinem Wanderstab.

Der freud'ge, rüst'ge Waller zieht über Berg und Thal,
Ihm scheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl,
Der Schooß der grünen Erde empfängt mit rechter Lust
Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbrust.

Wer je von seinen Brüdern den Hunger selber litt,
Theilt ihm vom letzten Brote gern einen Brocken mit,
Er zieht durch Land und Städte und rühmt sich reich und frei,
Und weiß von keiner Armuth und keiner Sklaverei.

Vor Sprach- und Stammverwandten entquillt an jedem Ort
Aus übervollem Herzen ihm das lebend'ge Wort,
Zu lehren und zu bessern, zu sichten sonder Scheu
Den Glauben von dem Wahne, den Waizen von der Spreu.

Ist Felsen auch der Boden, die Saat verstreue nur!
Es träufelt auf den Felsen, wie auf die grüne Flur,
Des Ew'gen milder Regen. Beharrlichkeit! Geduld!
Du zahlest deinem Schöpfer so deines Lebens Schuld.

Und herwärts zog mich mächtig und ahnungsvoll mein Herz,
Von deines Namens Klange gelockt, du reines Erz;
Du bist, den ich gesuchet, du, der vom Wahne fern
Zerbricht die hohle Schaale und sucht nach ihrem Kern.

Das will auch ich, so reiche mir deine liebe Hand,
Wir schaffen hier und knüpfen ein gottgefällig Band;
Das Licht, das ist das Gute; die Finsterniß, die Nacht,
Das ist das Reich der Sünde und ist des Bösen Macht.

Dir strömet von den Lippen ein ruhig klarer Born,
Es leiht gewalt'ge Worte mir oft ein heil'ger Zorn;
So laß vor unserm Volke zerreißen uns vereint
Des Aberglaubens Schleier, bis hell der Tag ihm scheint.

Nicht träge denn, nicht lässig; die Hand an's Werk gelegt!
Versammle du die Jünger, es tagt, die Stunde schlägt!
Wir hammern an den Felsen, bis hell der Stein erklingt,
Und an das Licht der Sprudel lebend'gen Wassers springt.

Darauf mit Rührung lächelnd der Wirth zu seinem Gast:
Genügt dir nicht, du Guter, was du erduldet hast?
Soll wiederum sich schichten ein Scheiterhaufen? kann
Die Geißel' nicht dich lehren? du lehrbegier'ger Mann!

Du forschest nach der Wahrheit; erkenne doch die Welt,
Die fester als am Glauben am Aberglauben hält;
Was je gelebt im Geiste, gehört der Ewigkeit,
Nur ruft es erst in's Leben die allgewalt'ge Zeit.

Bleib' hie und lerne schweigen, wo sprechen nicht am Ort
Du magst im Stillen forschen, erwägen Geist und Wort,
Und magst das Korn der Furche der Zeiten anvertrau'n;
Vielleicht wird einst dein Enkel die gold'nen Saaten schaun.

D'rauf er! du schweigst, du Kluger, und schweigen soll mein Mund!
So sprich: wer soll den reden und thun die Wahrheit kund?
Du helles Licht des Geistes sollst leuchten freundlich mir;
Die Hand darauf! — wir scheiden! mein Pfad, der trennt sich hier.

Er ging; dem Flammengeiste, dem Flammenherzen galt
Für Feigheit jede Vorsicht, und freundlich zürnend schalt
Ihn Mendelssohn vergebens; er ging und lehrt' und sprach,
Bis über ihn auf's Neue das Ungewitter brach.

Die Aeltesten des Volkes entrüstet, luden ihn
Vor ihre Schranken: rede, was machst du in Berlin? —
Ich forsch' in dem Gesetze, darüber sprech' ich auch
Mit andern Schriftgelehrten, nach hergebrachtem Brauch. —

Du stehst in keinem Dienste? hast kein Gewerbe? — Nein!
Ich kann und will nicht handeln, und mag nicht dienstbar sein! —
Und wir, nach hies'ger Ordnung, verbieten diese Stadt
Dem ärgerlichen Neu'rer, der hier gelästert hat.

Darauf erhob sich Abba und sprach: Hartherzigkeit,
Du bist zur Ordnung worden, du herrschest hier zur Zeit;
Und kennt ihr den Propheten Jeremia denn nicht,
Der so aus meinem Munde zu euch, ihr Starren, spricht:

„Die Missethat der Tochter von Sion, unerhört!
Verdunkelt Sodom's Sünde, die doch mein Grimm zerstört."
Die Schrift und die Propheten, die les' ich Tag und Nacht,
Und hab' auch andre Worte zu eigen mir gemacht!

„Du sollst dich nicht entsetzen, und sollst, du Menschenkind,
Vor ihnen dich nicht fürchten, die mir abtrünnig sind;
Du wohnst bei scharfen Dornen und Skorpionen dort,
Doch sollst du dich nicht fürchten, verkündest du mein Wort."

Sie holten ihn am Abend wohl mit der Polizei,
Ihn auf die Post zu bringen, er rief den Freund herbei,
Der schafft' ihm einen Dienstschein, geschirmet war er so
Vor seinen Widersachern, sie waren deß nicht froh.

Und eine Rechnung reichten zur Zahlung sie ihm dar,
Wo Postgeld nebst der Bütteln Gebühr verzeichnet war;
Er aber sprach und lachte: geduldet euch, ihr Herrn,
Hier paßt wohl ein Geschichtchen, und ich erzähl' es gern:

Den Unsern wird zu Lemberg ein kummervolles Loos,
Die jungen Herrn, die Schüler sind ganz erbarmungslos,
Den armen Unterdrückten mißhandeln sie und schmäh'n,
Und werfen ihn mit Steinen, wo immer sie ihn seh'n.

Als einer, den sie schlugen, nah' am Verscheiden war,
Vermaß sich die Gemeinde, bedrängt von der Gefahr,
Den Jesuiten Obern zu klagen ihre Noth;
Die haben unpartheiisch erlassen ein Verbot:

Es dürfen nicht die Schüler aus eitlem Zeitvertreib
Die Juden so mißhandeln, daß sie an ihrem Leib
Beschädigt werden möchten; es wird auch untersagt,
Blutrünstig sie zu schlagen, wie eben wird geklagt.

Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und solcherlei,
Das müssen sie erdulden und steht den Schülern frei,
Weil mancher unter diesen ist guter Eltern Kind,
Und Juden doch am Ende nur eben Juden sind.

Ein Jud' in diesen Tagen, der her die Straße kam,
Bemerkte, daß ein Schüler ihn recht zum Ziele nahm,
Er bückte sich bei Zeiten, und wich dem Stein noch aus,
Der klirrend flog in's Fenster dem nächsten Bürgerhaus.

Die Scheibe war zerbrochen; der Bürger säumte nicht,
Und zog, Ersatz zu fordern, den Juden vor Gericht:
Denn hättest du gestanden dem Wurf, wie sich's gebührt,
So wurde von dem Steine mein Fenster nicht berührt.

Ihr habt den Stein geworfen, ich habe mich gebückt,
So hat der Wurf die Scheibe des Nachbars nur zerstückt,
Ich soll die Scheibe zahlen, das Recht, das eure, spricht's,
Doch hat das Recht verloren, denn, seht! ich habe nichts.

Als jene sich entfernet, verblieben noch die Zwei
Im traulichen Gespräche, sie dachten laut und frei;
Begegnen sich die Geister verwandt im Lichtrevier,
Das ist des Lebens Freude, das ist des Lebens Zier.

Und Abba zu dem Freunde: bin friedlich ja gesinnt,
Du siehst, daß aller Orten sich Hader um mich spinnt;
Frei muß ich denken, sprechen und athmen Gottes Luft,
Und wer die Drei mir raubet, der legt mich in die Gruft.

Von hinnen will ich ziehen, den Wanderstab zur Hand
Ein Land der Freiheit suchen, nach Holland, Engelland;
Der Druck hat hier den Juden Bedrückung auch gelehrt,
Wohl wird der Duldung üben, wo Duldung er erfährt.

Und Mendelssohn dagegen und schüttelte das Haupt:
Du liebewerther Schwärmer, der noch an Duldung glaubt,
Zeuch hin, dich bloß zu geben auch dort der Eulenbrut!
Dein zugewog'nes Glückstheil, das ist dein froher Muth. —

Mein zugewog'nes Glückstheil, das ist die Liebe mein
Zu meinem Volk; mein Glaube, zu bessern müss' es sein;
Mein Hoffen, mitzuwirken dazu mit Gut und Blut;
Du nennst die drei zusammen, das ist mein froher Muth.

Und frohen Muthes nahm er den Wanderstab zur Hand,
Und zog wohl in die Fremde, nach Holland, Engelland;
Den blut'gen Welterob'rer verfolgt die Sage nur,
Vom Menschenfreund und Bettler verlieret sich die Spur.

Zurück nach manchen Jahren gleich frohen Muthes kam
Er nach Berlin gewandert; sein rechter Arm war lahm;
Und blind sein and'res Auge, vernarbt sein Angesicht,
Sein Herz allein, das alte, verändert war es nicht.

So trat er freundlich lächelnd vor Moses Mendelssohn:
Wie dort es mir ergangen, du Kluger, siehst es schon;
Sie haben mich geschmähet, mißhandelt und verbannt,
War ihnen Macht gegeben, sie hätten mich verbrannt.

Und wieder frohen Muthes, da ihn Berlin verstieß,
Zog er nach seiner Heimath, die Haß ihm nur verhieß,
Da wallt' er rüst'gen Schrittes, ein Fremder, fort und fort,
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort.

Einst sucht' er wohl vergebens seit manchem Tag vielleicht,
Wer ihm von seinem Brote das dürft'ge Stück gereicht;
Der Schooß der Mutter Erde empfing zur letzten Ruh'
Sein graues Haupt, ihm fielen die müden Augen zu.

Die Verbannten.

1.

Woinarowski.

— 1740 —

Nach dem Russischen des Reiejeff.*)

Ein Reich des Winters starrt das öde Land,
Durch welches sich die breite Lena windet
Zu einem ewig eisumthürmten Strand.
Auf Schnee, auf frosterstarrter Rinde findet
Sich wegbar nur das ausgespannte Moor,
Von dem die weiße Decke kaum verschwindet.
Im weiten Kreise blickt daraus hervor
Ein schwarzer Föhrenwald, und scheinet schier
Auf kaltem Leichentuch ein Trauerflor.
Aus Balken grobgezimmert reihen hier
Sich dunkle Jurten längs dem Fluß: die Stadt
Des Schreckens in der Schrecknisse Revier, —
Jakuzk, an Kerkers und an Grabes Statt
Bestimmt, die Unglückseligen zu hegen,
Die schon das Leben ausgespieen hat.
Wer ist, der dort auf unbetret'nen Wegen
So heimlich düster durch die Nebel schleicht,
Die kalt am Morgen auf das Moor sich legen?
Mit kurzem Kaftan, Gurt und Mütze gleicht
Er dem Kosacken von des Dniepers Auen;
Das Alter nicht hat so sein Haar gebleicht.
Und die zerstörten Züge! welch ein Grauen
Flößt dieses Antlitz ein — des Henkers Maal
Ist aber auf der Stirne nicht zu schauen. —
Und dort am Walde hält er auf einmal,
Er hebt gen Westen schmerzensüberwunden
Zugleich die Arme mit der Augen Strahl;
Und so wie Blut aus tiefen Herzenswunden,
Entquillt ein Schrei: „o du mein Vaterland!"
Er ist in Waldesdickicht schon verschwunden.
Wer ist, wer war er, eh' der Unbestand
Ihn des Geschickes in den Abgrund raffte?
Wie heißt der Waldbewohner? — unbenannt.
Wen her das schwarzverdeckte Fuhrwerk schaffte,
Ein Sarg lebend'ger Todten, ist verschollen,
Und stumm verhüllt sich dieser Räthselhafte.
Um Opfer edlem Wissensdurst zu zollen
Hat Müller zu der Zeit dies Land bereist
Und zu Jakuzk den Winter dulden wollen.
In dürft'ger Hütte lebt' er und verwaist,
Ein Menschenfreund und Priester der Natur,
Wofür die Nachwelt seinen Namen preist.
Erholung war die Lust der Jagd ihm nur;
Oft lockten in den Forst ihn seine Hunde
Auf leichtem Schneeschuh auf des Rennes Spur.
Des Weges einst vergessen und der Stunde,
Fand er am späten Abend sich allein,
Verirrt, erschöpft, erstarrt in Waldesgrunde.
Die Kälte frißt am Leben, ohne Schein
Hat über ihm der Himmel sich bedeckt,
Er hüllt gefaßt zum letzten Schlaf sich ein;
Und bald hat ein Geräusch ihn aufgeschreckt:
Ein flüchtig scheues Renn durchfliegt den Tann,
Ein Schuß — es liegt zu Boden hingestreckt.
Und dort erscheint er, der den Schuß gethan,
Der Sträfling, dessen Anblick sonderbar
Den Unerschrockensten verwirren kann.
Er starrt ihn an und zweifelt, ob sich dar
Errettung bietet, oder ihn bedroht
Vom wilden Schützen andere Gefahr?
Und schnell bestimmt den Zweifelnden die Noth:
Blick' her und übe du Barmherzigkeit,
Ein Mensch wie du erwartet hier den Tod.
Gieb auf den Weg zur Stadt mir dein Geleit,
Ich bin verirrt. D'rauf jener: hör' ein Wort:
Die Nacht wird dunkel und der Weg ist weit.
Nicht aber fern ist meine Jurte dort;
Geschlagen hat auch dich des Schicksals Tücke,
Es bietet dir mein Elend einen Port,
Da ruhest du und hoffst und träumst von Glücke,
Ich aber ruhe, hoffe, träume nicht,
Und scheint der Morgen, führ' ich dich zurücke.
Und ob den Worten staunend, die der spricht,
Erhebet Müller sich und folgt dem Alten,
Der durch die Wildniß ihm die Bahnen bricht.
Beschwerlicher wird stets der Pfad zu halten;
Sie schreiten schweigend zu, der Urwald schweigt,
Nachhallend nur von frostgeriss'nen Spalten.
Die Nacht hat sich gesenkt, die Kälte steigt,
Und Müller unterliegt den Mühen fast,
Als spät und einsam sich die Jurte zeigt.
Sie treten ein; der Jäger sorgt mit Hast
Des Feuers Macht auf's Neue zu beleben,
Die knisternd bald das dürre Reisig faßt.
Und wie die Flammen lodernd sich erheben,
Erschimmern an den Mauern Waffen blank,
Die ringsher Wiederschein der Lohe geben.
Der Wirth beschickt die Lampe, rückt die Bank
Dem Heerde näher und den Tisch herbei,
Den er versorgend deckt mit Speis' und Trank.
Er grüßt den Gast; es setzen sich die zwei,
Der Wärme sich zu freuen und der Speise,
Und aus dem Herzen quillt die Rede frei.
Gar inhaltschwere Worte läßt der Greise
In dieser weltvergess'nen Wildniß hallen,
Die Nachklang wecken möchten aus dem Eise:
Du bist ein Deutscher; alle Schranken fallen,
In denen ich vor Russen mich verbaut,
Die Sprache meines Herzens darf erschallen.
Und nun erschreckt mich meiner Stimme Laut,
Der halbvergessen spät herauf beschwört
Den Traum, dem jung und gut ich einst vertraut.
Dich hat nicht so wie mich der Traum bethört,
Doch träumt ihr auch im Schlaf, wann mächt'gen Kl[illegible]

*) Das Gedicht Woinarowski von Relejeff, seinem Freunde Bestujeff zugeeignet, erschien zu St. Petersburg im Jahre 1825. Relejeff bestieg bald darauf als Verschworener und Empörer das Blutgerüst und Bestujeff ward nach Sibirien verbannt.

Ihr Deutsche solches Wort erdröhnen hört.
Du wirst mich fassen. Freiheit! Freiheit! klang es
Am Dnieper durch die Eb'nen wundervoll;
Der Ton erweckte mich, mein Herz verschlang es.
Des manngeword'nen Jünglings Busen schwoll;
Ich fand dem Heldenfürsten mich gesellt,
Aus dessen Mund der mächt'ge Ruf erscholl.
Erkenne, den das Elend so entstellt, —
Ich war Mazeppa's Freund in meinen Tagen,
Und Woinarowski nannte mich die Welt.
Nicht langsam schmerzlich will ich wieder sagen,
Was in das Buch mit eh'r'nem Griffel schon,
Der Genius der Zeiten eingetragen.
Man weiß genug, wie Karl, des Sieges Sohn,
Verwegen unsern Zwingherrn lang bekriegte,
Und fast erschütterte der Zaren Thron.
Wie noch mit unserm Blut der Schwede siegte,
Als wir Ukrainer schlugen seine Schlachten
Und falsch die Hoffnung kurze Zeit uns wiegte.
Weh' über uns! daß wir an Fremde dachten,
Wo eig'ne Kraft für eig'nes Recht nur galt;
Ein Bund der Sünde war es, den wir machten.
Pultawa, deine Donner sind verhallt,
Ein Flüchtling ist der Schwede, wir vernichtet,
Erliegen zähneknirschend der Gewalt.
Kein Kreuz steht auf dem Hügel aufgerichtet,
Worunter du, Mazeppa, moderst nun,
Dem Türken um die Spanne Grund verpflichtet.
Mir ward es nicht zu Theil, bei dir zu ruh'n;
Der deinen letzten Hauch ich eingesogen,
Ich hatte nichts bei'm Türken mehr zu thun.
Als sich gelegt des wilden Krieges Wogen,
Wollt' ich zu meinem Weibe heim mich schleichen,
Von namenloser Sehnsucht hingezogen.
Mein armes Land! ein Anblick sonder Gleichen!
Rings lagen ausgestellt zum Fraß den Raben
Der Besten meines Volks zertheilte Leichen.
Wie Wuth ich bei dem Anblick weinte, haben
Die Schergen mich ergriffen, fortgeführt,
In diese Wüstenei mich zu vergraben.
Ich glaube, daß du weinst, du bist gerührt;
Ich habe solchen Thau seit vielen Jahren
In diesen dürren Höhlen nicht verspürt.
Als ich gewürfelt mit dem großen Zaren,
Und Lieb' und Haß im Busen noch gestrebt,
Da hab' ich wohl gewußt, was Thränen waren.
Ich bin erstorben nun, und kaum erhebt
Sich schweifend noch mein Blick nach Westen hin,
Das Land begehrend, wo ich einst gelebt.
Und doch, wie immer ich gebrochen bin,
Wie meine Brust erkaltet und zerrissen,
Es glimmt der heil'ge Funken noch darin.
Du, Guter, hast in meinen Finsternissen
Theilnehmend und gerührt auf mich gesehen;
Du sollst mein heimlich Heil'gstes noch wissen.
Komm mit hinaus. — Dort, wo die Föhren stehen,
Des Mondes Sichel wirft den blassen Schein,
Dort wirst das dunkle Kreuz du ragen sehen.
Ich lade dich zur Lust des Schmerzens ein,
Die letzte, heil'ge, so ich treu erfunden;
Du bist am Ort, hier ruhet ihr Gebein.
Als von der Heimath spurlos ich verschwunden,
Hat sich mein Weib mit Liebes Heldenmuth
Mich in der Welt zu suchen unterwunden.
Und irreschweifend hat sie nicht geruht,
Zwei Jahre sind der Dulderin verstrichen,
Bis sie gefunden ihr verlor'nes Gut.
Doch ihre schon verzehrten Kräfte wichen,
Und als der Winter kam, da ging's zu Ende,
Da ist in meinen Armen sie erblichen.
Hier haben aufgerissen meine Hände
Den harten durchgefror'nen Schooß der Erde,
Und ihr gegeben meine letzte Spende.
Und hier, bei meinem Lieb- und Lebensheerde,
Hier ist es, wo ich dir auf heil'gem Grunde
Mein and'res Heiligthum vertrauen werde.
Die letzten Worte, die mit blassem Munde
Mazeppa vor dem staunenden Genossen
Prophetisch ausrief in der Sterbestunde:
„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen;
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen.
Umfassen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonnen eitel schimmern
Das Herz von Uebermuth geschwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt **Vergeltung** in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."
Der Alte schwieg. Auf seinem Angesichte,
Dem schaurig wiederum erstarrten, schwand
Der Strahl, der es erhellt mit flücht'gem Lichte.
Und Müller, wunderbar ergriffen, stand
Gedankenvoll zur Seite dem Gefährten,
Und drückte stumm dem Schweigenden die Hand.
Die Beiden endlich sich besinnend, kehrten
Zur Siedelei zurück, wo halbverglommen
Des Heerdes letzte Gluthen sich verzehrten.
Da sprach der Greis: laß itzt den Schlaf dir frommen,
Der mich vergessen hat seit langen Jahren.
Die Nacht verstreicht, der junge Tag wird kommen;
Der führt zurück dich zu der Menschen Schaaren,
Wo dieser Nacht Erinn'rung dir verbleicht;
Ich werd' im wunden Herzen sie bewahren.
Vergessen mochte Müller nicht so leicht;
Er hat ihn oft besucht, und oft dem Sohne
Der Schmerzen lindernd mildern Trost gereicht;
Hat vor der Zarin Anna's höchstem Throne
Für ihn gebeten, und für sich begehrt
Des Alten Gnade nur zu eig'nem Lohne.
Als wiederum der Winter wiederkehrt,
Wird Antwort von der Zarin ihm zu Theile:
„Dir ist, was du gebeten hast, gewährt."
Die Lust des Glücklichen kennt keine Weile,
Nach jenem Walde hin! er hält sich kaum,
Betreibend schnell die Fahrt mit freud'ger Eile.
Die Narte rennbespannt durchfliegt den Raum,
Sie macht im Walde vor der Jurte Halt.
Er überläßt sich noch dem süßen Traum.
Er ruft dem Freunde zu; der Ruf verhallt —
So schaurig stumm, die Thüre dort verschneit! —
Er tritt hinein: das Inn're leer und kalt. —
Kein Feuer brannte hier seit langer Zeit!
Er späht umher: des Jägers Waffen hangen
Vollzählig, wohlgeordnet dort gereiht.
Wo ist, der hier gehauset, hingegangen? —
Er suchet ihn mit düstrer Ahnung Schauern
Am Grab, das seines Herzens Herz empfangen.
Wie Bilder auf der Fürsten Gräbern trauern,
So sieht er sonder Regung dort gebannt
Ein Jammerbild am Fuß des Kreuzes kauern.
Gestützt auf beide Hände, hingewandt
Im Westen, starr das Angesicht, das bleiche:
Das war, den Woinarowski man genannt.
Schon halb verschüttet hat der Schnee die Leiche.

2.

Bestujeff.

— 1829 —

Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt **Vergeltung** in der Weltgeschichte,
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern.
So klang es zu Jakuzk beim Sternenlichte
In kalter Nacht. Ein rüst'ger Jäger sang,
Gar selt'nen Reiz verleihend dem Gedichte.
Ein fremdes Ohr belauschte den Gesang,
Ein Mann, der jüngst, der Wissenschaft zu fröhnen,
Bis hierher in das Reich des Winters drang:
Wer bist du; der die Nacht belebt mit Tönen? —
Wer du, der du mich fragst? das Lied ist mein,
Du wirst es nicht zu singen mich entwöhnen. —
Gefraget hat ein Fremder dich allein,
Weil ihn des Liedes mächt'ger Klang erfreute;
Es lag ihm fern, unfreundlich dir zu seyn. —
Sei mir gegrüßt, und nicht zum Argen deute
Der ungemess'nen Rede flücht'ge Hast,
Dieweil mir stolz zu sein gezienet heute.
Komm in mein Haus, sei des Verbannten Gast;
Ich werde dir berichten sonder Säumen,
Was du zu wissen Lust bezeuget hast.
Ich bin in dieses meines Grabes Räumen
Ein freier Mann, und bin die Nachtigall,
Die hier allnächtlich singt von ihren Träumen.
Mir bleibt der freien Stimme voller Schall,
Die volle Lust des ungebroch'nen Muthes,
Und der ich bin, der bin ich überall.
Die Erde lehrt mich und der Himmel thut es,
Die Sterne, welche kreisend zu mir sagen:
Es treibt uns unablässig, nimmer ruht es.

Sieh' scheitelrecht dort über dir den Wagen,
Noch lenkt er aufwärts, strebet noch hinan,
Um zu der Tiefe jenseits umzuschlagen.
Ich bin zur Tiefe kommen meiner Bahn,
Ich oder And're müssen wieder steigen,
Und was ich träumte, war kein leerer Wahn.
Das wird am Tag der Völker bald sich zeigen,
Denn hält die Wage schwankend sich noch gleich,
So muß die volle Schaale doch sich neigen.
Gewürfelt hab' ich um ein Kaiserreich;
Noch einmal ist der kühne Wurf mißlungen, —
Er bot die Brust entblößt dem Todesstreich!
Ich bin Bestujeff, welchen viele Zungen
Releieff's Mitverschworenen genannt,
Dem er sein hohes Schwanenlied gesungen;
Das Lied von Woinarowski, wo entbrannt
Für Freiheit er sein Heiligstes gegeben,
Weil, scheint es, er sein Loos vorausgekannt.
Noch hallt das Lied, zur Nachwelt wird es schweben,
Er aber hat das Blutgerüst bestiegen;
Ich muß ihn zu Jakuzk noch überleben!
Dein Woinarowski sah dich unterliegen,
O mein Mazeppa, und bewahrt dein Wort
In seines Herzens Schreine goldgediegen.
Du and'rer Müller stehst am selben Ort,
Um wieder gleiche Bilder zu betrachten,
Die nimm du im Gedächtniß mit dir fort;
Und wenn die guten Götter heim dich brachten,
So gieb den Stoff dem Dichter zum Gedicht,
Er leb' im Lied, den sie zu tödten dachten.
Das wird der and're Sang, der letzte nicht;
Heil aber, dem der dritte vorbehalten!
Der dritte heißt Vergeltung und Gericht.
Wie drohend noch Bestujeff's Worte hallten,
Ward Licht am nord'schen Himmel ausgegossen
Und einen Bogen sah man sich gestalten;
Und aus dem Bogen blut'gen Lichtes schossen
Gen Süden wundersame Funkengarben,
Die neigend sich zum Horizont verflossen;
Mit Zitterscheine wechselten die Farben;
Die Sterne, wie der Lohe Säulen stiegen,
Verloren ihre Strahlen und erstarben.
Nach Norden starrten beide hin und schwiegen.

Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, Spanischer Grande *).

Wie noch in seinem Stolz Napoleon
Den König Joseph zu erhalten rang
Auf Spaniens unerhört geraubtem Thron,
Und durch die Lande unter hartem Zwang
Ein meuchlerischer Volkskrieg sich ergoß,
Der unablässig schnell sein Heer verschlang;
War einst ein Fest, ein Ball auf Menda's Schloß.
Marques de los Leganes! heut' ein Ball,
Und Spaniens Feind, du Grande, dein Genoß?
Bei rauschender Musik und Cymbeln-Schall
Beengten Victor dieses Schlosses Mauern;
Der Boden wankt in Spanien überall.
Ihn ließ ein Blick von Clara tief erschauern,
Und um sich schauend in der Gäste Reihen,
Sah er Verrath aus Aller Augen lauern.
Den Saal verlassend schrie er auf im Freien:
O Clara, Clara! soll auch uns das Herz
Verbluten in dem Kampfe der Parteien?
Von der Terrasse Rand sah niederwärts
Er düstern Muthes in das tiefe Thal;
Gedanken waren fern, er war nur Schmerz.
Die Felsenwand, die Gärten allzumal,
Die Stadt, das Meer darüber ausgespannt,
Erschimmerten im klaren Mondesstrahl.
Da weckt' ihn eine Stimme: Commandant,
Ich suche dich; befiehl, die Zeit ist theuer,
Bevor uns die Empörung übermannt.
Es ist im Rabenneste nicht geheuer,
Sie feiern trotzig die Johannisnacht,
Und wider Ordnung brennen ihre Feuer.
Sieh dort, was sie so übermüthig macht.
Er wies hinaus auf's hohe Meer und schwieg:
Her segelten die Schiffe, Englands Macht.
Und zischend von des Schlosses Zinnen stieg
Ein Feuerball, der rief mit argem Munde:
Auf, Spanier, auf! es gilt Vertilgungskrieg!
Ein Gegenruf erscholl aus Thalesgrunde,
Und plötzlich stiegen wirbelnd Rauch und Flammen
Von allen Bergesgipfeln in der Runde.
Es fiel ein Schuß: Gott möge sie verdammen!
Schrie taumelnd auf und sterbend der Soldat;
Das Blei saß in der Brust, er sank zusammen.
Die Stadt ist jetzt ein Schauplatz grauser That;
Victor, der Pflicht gehorchend, die ihn band,
Will hin im Flug, es bleibt der einz'ge Rath.
Da hält ihn sanften Druckes Clara's Hand:
Entfleuch! die beiden Brüder folgen mir;
Dort hält ein Roß am Fuß der Felsenwand.
Sie stößt ihn fort, er hört sie rufen: hier!
Hier, Juanito, Philipp, hier! ihm nach!
Die Stieg' hinab entfleucht der Offizier.
Die Kugeln saus'ten, während sie noch sprach,
Und trieben seine Flucht ihn zu beflügeln,
Ihm folgten auf den Fersen Tod und Schmach.
Er endlich sitzt zu Pferd' fest in den Bügeln,
Dem Hauptquartier zujagend sonder Rast
Mit blut'gen Sporen und verhängten Zügeln.
So kommt er vor den General mit Hast:
Ich bringe dir mein Haupt, mein Haupt allein,
Sonst keines, das du mir vertrauet hast. —
Mag minder Schuld vielleicht, als Unglück sein;
Dem Kaiser bleibt das Urtheil vorbehalten,
Der kann erschießen lassen und verzeih'n.
Nun ist's an mir, die Rache zu verwalten.
Man sah, wie erst der and're Morgen graute,
Vor Menda die Colonnen sich entfalten.
Die jüngst auf's Meer so übermüthig schaute,
Die Stadt war eig'ner Ohnmacht überlassen,
Und nicht erfolgt die Landung, der sie traute.
Die Tags zuvor so aufgeregten Massen
Der stolzen Bürger, starr vor Schrecken, ließen
Den Rächer einzieh'n durch die stillen Gassen;
Und Blut begann sogleich um Blut zu fließen;
Es boten selbst die Schuldigen sich dar,
Zweihundert ließ sofort er niederschießen.
In jenem Tanzsaal auf dem Schlosse war
Sein Hauptquartier, umringt von seinem Stabe,
Befahl von dort er Blut'ges seiner Schaar.
Was schwer Leganes auch verschuldet habe,
Er selbst ein Greis, sein Weib, die Kinder alle,
Zwei Männer, zwo Jungfrauen und ein Knabe,
Ein Jammerbild des Stolzes nach dem Falle;
Geknebelt sind sie mit unwürd'gen Stricken,
Gefesselt an die Säulen dort der Halle;
Mit ihnen acht Bediente; die ersticken
In tiefster Brust der eig'nen Klage Laut,
Wie voller Ehrfurcht sie auf jene blicken.
Und blut'gen Werkes Vorbereitung schaut
Man auf der Schloßterrasse mancherlei,
Da wird aus Balken ein Gerüst erbaut;
Und der's vollstrecken wird, der steht dabei,
Er scheint sich selber schaudernd zu verachten,
Daß aufgespart er so Verruchtem sei.
In stummer Haltung steh'n umher die Wachten,
Und hundert Bürger werden vorgeführt,
Verurtheilt, solches Schauspiel zu betrachten.
Wohl sieht man einen Franken, der gerührt
Und bleich und zitternd zu den Opfern schleicht,
Verachtung findend, wo er Mitleid spürt.
Ruft Clara nicht: Victor, du hast's erreicht!
Doch nein, sie spricht mit ihm, sie flüstern leise,
Indem sie bald erröthet, bald erbleicht.
Mit Ingrimm schaut auf sie der stolze Greise,
Es trübt und senkt sich ihrer Augen Licht,
Sie winkt dem Freund auf würdevolle Weise.
Der tritt nun vor den General und spricht:
Ich bin, der deine Gnade hier begehrt. —
Du Gnade? — Ja! die letzte traur'ge Pflicht;
Laß richten die Leganes mit dem Schwerdt,
Nicht aber mit dem Strange. — Zugestanden. —
Der Beistand eines Priesters ...? — Wird gewährt. —
Befreien lasse sie von ihren Banden;
Sein Wort, mein Wort wird Sicherheit dir geben. —
Bist Bürge du, so bin ich einverstanden. —
Noch wagt ein Gnadenruf sich zu erheben:
Sein ganzes Gut, zu sühnen, was geschah!
Schenk' einem seiner Söhne nur das Leben! —
Des Königs ist das Gut, was will er da
Noch feilschen? Alle sterben, alle. Nein! —

---

*) Das spanische Wort Verdugo bedeutet: „Henker."

Und auch das Kind, der zarte Knabe? — Ja!
Wir sind in Spanien. Wein her! sag' ich, Wein!
Ihr Herrn, dem Kaiser! laßt die Becher klingen! —
Und soll das harte Wort dein letztes sein? —
Das ist's, und ... nein! Mag Gnade sich erringen
Und Leib und Gut erwirken, der es wagt
Den Blutdienst an den Andern zu vollbringen.
Das ist mein letztes Wort. So wie er's sagt,
Da sträubet Manchem sich das Haar empor,
Der doch für tapfer gilt und unverzagt.
Man schweigt, er winkt gebietend, und Victor
Verläßt den Saal; er tritt, und möchte weinen,
Zu den Gefang'nen in der Halle vor.
Man schaut auf ihn, und Mancher dürfte meinen,
Daß nicht unmenschlichen Befehl er brächte;
Entfesselt wird Leganes und die Seinen.
Er selber löset zitternd das Geflechte,
Das Clara's zarte Hände hält gebunden;
Man übergiebt dem Henker dort die Knechte.
Du, Armer, sage nun mir unumwunden,
So fragt die hohe, herrliche Gestalt,
Hat deine Stimme kein Gehör gefunden?
Und er, sich neigend, kaum vernehmlich lallt
Ihr Worte zu, die schauerlich empören
Sein tiefstes Herz, es überläuft ihn kalt.
Sie aber scheint ihm ruhig zuzuhören
Zum Vater sie: laß deinen Sohn und Erben
Dir Unterwerfung und Gehorsam schwören.
Gebiete du; ihn trifft es zu erwerben,
Was du begehrt, durch Thaten .... schauderhaft!
Wir haben's gut, wir haben nur zu sterben.
O Juanito! du verjüngter Schaft
Der Lilien, die Leganes Schild beschatten,
Steig auf in uns'rer Väter Heldenkraft!
Rings um den hochergrauten Vater hatten
Sich ahnungsvoll gedrängt des Hauses Glieder,
Gestützt die Mutter an die Brust des Gatten;
Ihr Aug' erhellte sich, sie hoffte wieder;
Da sprach die Maid das Gräßliche zu Ende;
Sie sank entsetzt, erschöpft, ohnmächtig nieder.
Der Vater rief: o Juanito, wende
Die Schmach von uns, die ärger, als der Tod!
Er schüttelte das Haupt und rang die Hände.
Bist du mein Blut, erfülle mein Gebot!
Du bist des Hauses Stamm. Er aber schrie:
Wer färbt in Vatersblut die Hände roth?
Und Clara warf vor ihm sich auf die Knie:
O Bruder, wenn du mich zu lieben meinst,
Berühre jener Schreckliche mich nie!
Du bist ja, der zu mir gesprochen einst:
Bevor du angehören sollst dem Franken,
Vor dem du nicht zurückzubeben scheinst,
Vertilget den unwürdigen Gedanken
Mein eigner Dolch in deiner falschen Brust;
Nun laß den Tod mich deiner Liebe danken.
Und Philipp sprach: du, armer Bruder, mußt,
Du mußt des Hauses Schild empor noch tragen.
Daß sonst er untergeht, ist dir bewußt.
Die jüng're Tochter und die Mutter lagen
Sich weinend in den Armen; zürnend schalt
Der Knabe seiner Schwester weibisch Klagen!
Die Stimm' erhob der Alte mit Gewalt:
War der von span'schem Adel, der allein
Das eig'ne Leid erwog, da's Thaten galt?
Du warst mein Sohn nicht, darfst es nimmer sein,
Und dich verleugn' ich in der Sterbestunde.
Die Mutter stönte: still! er willigt ein.
Ein Priester zeigte sich im Hintergrunde;
Sie führten ihn zu Juanito gleich,
Und Clara gab ihm schnell von allem Kunde.
Wie sonst dem Sünder zu dem Todesstreich,
Sprach Muth ihm ein zu leben jener Bote:
Er sagte: ja! und wurde leichenbleich.
Die Frist verstrich, die Trommel rief und drohte
Von der Terrasse her; sie traten vor
Auf ihren Ruf dem Tode zu Gebote.
Sie hielten Schritt und blickten fest empor,
Nicht Stolz und Haltung hatten sie verlassen;
Da war nur Einer, der die Kraft verlor,
Der sollte leben! Den nur mußte fassen
Der Beichtiger und führen. Dort bereit
Der Block, das Schwerdt, ein Anblick zum Erblassen
Da stand auch Einer, nicht vom Blocke weit,
Den zu vollstrecken hier die blut'ge That
Das schauerliche Machtgebot befreit.
Und zu dem blutgewohnten Manne trat
Nun Juanito, leise flüsternd, leise
Sprach der ihm zu, und gab ihm seinen Rath.
Und sieh', die Kinder knieten schon im Kreise,
Zunächst der Mutter stand der Kapellan,
Und stolze Blicke warf umher der Greise.
Zum Bruder Mariquita nun begann:
Ich bin nicht stark, mein Bruder, wie ich sollte;
Erbarme dich und fange mit mir an.
Es pfiff das Schwerdt, getrennt vom Rumpfe rollte
Ihr lock'ges Haupt, der Mutterbrust entquoll
Ein Schrei, den sie umsonst ersticken wollte.
Kam Raphael, der fragte liebevoll,
Wie er das Haar sich aus dem Nacken strich:
Bin ich so recht, du Guter, wie ich soll?
Da fiel der Streich, und Clara stellte sich;
Wie er in's Antlitz sah der bleichen, schönen:
Du weinest! sprach er. Sie: ich denk' an dich.
Er schwang das Schwerdt, da hörte man ertönen:
Halt! Gnade! Gnade! — Wird der Ruf auch wahr?
Wird er den Muth der Sterbenden verhöhnen? —
Hervor trat Victor aus der Franken Schaar
Und stellte bleich sich, bebend und verstört
Dem Auge des geliebten Mädchens dar:
Du, deren Herz, ich weiß es, mir gehört,
Sei mein, mein Weib! das eine Wort, o sag' es;
Die Macht, die dich verfolgt, hat aufgehört!
Das Leben nur, o süße Maid! ertrag' es,
An meinem Arm, an meiner treuen Brust,
Zu weinen ob den Gräueln dieses Tages.
Vertraue mir und trage den Verlust;
Dir biet' ich zum Beschützer mich und Leiter,
Ich träume selbst von keiner süßen Lust.
Sie sah ihn hellen Blickes an und heiter,
Und wandte sich, nicht schwankend ob der Wahl,
Dem Blocke zu, und Juanito, weiter!
Da fiel ihr Haupt und sprang ein rother Strahl,
Das Herzensblut, dem mocht' er nicht entweichen;
Den Wankenden verbarg der Freunde Zahl.
Und Philipp nahm, nach weggeräumten Leichen,
Den Platz der Schwester ein, und starb zuletzt,
An Stärke nur den Andern zu vergleichen.
Vor trat Leganes selbst der Vater jetzt,
Um sich betrachtend seiner Kinder Blut,
Und Juanito sprang zurück entsetzt.
Doch er: ermanne dich und fasse Muth!
Hört's, Spanier, hört's! und sagt's dem Vaterlande!
Er ist der Sohn, auf dem mein Segen ruht.
Marques de los Leganes, span'scher Grande,
Triff sicher nur! du bist des Tadels bar;
Dem Feinde deines Landes bleibt die Schande.
Wohl traf er gut; im Röcheln sonderbar
Hat aus der athemlosen Brust bezeugt,
Daß seine letzte Kraft geschwunden war.
Wie nun die Mutter vortrat, tief gebeugt,
Doch würdevoll, er sie ins Auge faßte,
Da schrie er laut: sie hat mich ja gesäugt!
Der Schrei erweckte Nachhall, es erblaßte
Im weiten Kreise jegliches Gesicht,
Das Mahl verstummte, wo der Franke praßte.
Sie sprach ihm zu, er aber hörte nicht;
Da schritt sie zu der Brustwehr und vollstreckte
Hinab sich stürzend, selbst das Blutgericht.
Er lag in Ohnmacht.
Dort, der Blasse weckte
Wohl deine Neugier; deine Augen sah'n es,
Wie Gramesnacht die hagern Züge deckte.
Die Furchen sind die Spuren nicht des Zahnes
Der allgewalt'gen Zeit, das siehst du schon;
Verdugo, heißt der Mann, *de los Leganes*.
Bewundert und bedauert und gefloh'n,
So schleicht und wird er schleichen allerwegen,
Bis ihm geboren wird der erste Sohn;
Dann wird er zu den Uebrigen sich legen.

Bogislaus Philipp von Chemnitz,

ein Enkel des bekannten streng lutherischen Theologen Martin Chemnitz, ward am 9 Mai 1605 in Stettin geboren, studierte in Rostock und Jena und nahm dann holländische Kriegsdienste, die er später mit schwedischen vertauschte, wo er bis zum Hauptmann vorrückte. Die Königin Christine ernannte ihn darauf zum Rath und Historiographen und erhob ihn in den Adelsstand, auch schenkte sie ihm das Landgut Hallstädt, auf welchem er 1768 sein Leben beschloß.

Er schrieb:

Schwedischer Krieg. Stettin und Stockholm 1648 u. 1653. 2 Bde. Folio.

so wie unter dem Namen Hippolytus a Lapide, das berühmte Buch: De ratione status in imperio nostro Romano-Germanico, in welchem er Oestreichs Principat heftig bekämpfte.

Als Geschichtschreiber hat sich Chemnitz mannichfaches Verdienst erworben, doch ist sein Styl nach dem damaligen schlechten Geschmacke rauh und hart, und wegen den vielen eingemischten fremden Wörtern und Redensarten keineswegs frei von Gesuchtheit.

Wilhelmine Christine von Chezy,

Schriftstellerin bekannter unter dem Namen Helmina von Chezy, eine Enkelin der berühmten Karschin (s. d.) *), ward am 26. Januar 1783 in Berlin geboren, und bereits, nachdem sie eine vortreffliche Erziehung genossen, im 16. Jahre ihres Alters an den Freherrn von Hastfer verheirathet. — Ihre Ehe war jedoch keine glückliche und wurde bald wieder gelöst. Sie lebte darauf, jedoch nicht in den angenehmsten Verhältnissen, eine Zeitlang bei der Frau von Genlis in Paris, und vermählte sich hier (1803) mit dem kürzlich verstorbenen ausgezeichneten Orientalisten de Chezy. Mit Bewilligung ihres Gatten kehrte sie indessen nach Deutschland (1810) zurück, und verweilte nun abwechselnd in Heidelberg, Berlin, Dresden und Wien. — Nach dem Tode ihres Mannes begab sie sich wieder nach Paris, wo sie sich gegenwärtig noch befindet.

Sie gab heraus:

Leben und Kunst in Paris. Weimar, 1805—1807. 2 Bde.
Gedichte. Aschaffenburg, 1812. 2 Thle.
Gemälde von Heidelberg. Mannheim u. s. w. N. A. Heidelberg, 1821.
Neue auserlesene Schriften. 2 Thle. Heidelberg, 1817.
Emma's Prüfungen. Heidelberg, 1817.
Aurikein. Berlin, 1818.
Idunna. Chemnitz, 1820.
Erzählungen und Novellen. 2 Thle. Leipzig, 1822.
Stundenblumen. Wien, 1824 fgde. 3 Thle.
Der Wunderquell; dramatische Kleinigkeit. Wien, 1824.
Euryanthe von Savoyen; Oper. Wien, 1824.
Jugend Leben und Ansichten eines papiernen Kragens. Wien, 1830.
Herzenstöne auf Pilgerwegen. Sulzbach, 1833.
Einzelne Aufsätze Gedichte u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen,

Helmine von Chezy ist eine der talentvollsten deutschen Schriftstellerinnen. Wärme des Gefühls, Reichthum der Phantasie und seltene Anmuth der Sprache characterisiren ihre sämmtlichen Leistungen, unter diesen aber vorzüglich ihre lyrischen Gedichte. Als Erzählerin zeichnet sie sich sowohl durch glückliche Erfindung, wie durch gewandte Ausführung höchst vortheilhaft vor der Menge ihrer schreibenden Mitschwestern aus. —

*) Nicht aber wie fälschlich in der neuesten Ausgabe des Brockhausischen Conversationslexicon steht. (Th. 1. S. 5'15) „eine Tochter Friedrich von Klenkes aus Bremen und der berühmten Karschin." — Die Karsch starb am 12. October 1791 und hätte demzufolge in ihrem 61 Jahre die Welt noch mit einer unehlichen Tochter beglücken müssen, denn sie war nie mit Friedrich von Klenke vermählt, wohl aber ihre (der Karschin) Tochter, die auch als Schriftstellerin bekannte Karoline Luise von Klenke geschiedene Hempel. (S. d. A.)

Haugwitz und Contarini *).

Es war bei Anbeginn des Winters 1675, als der tapfere Oberstlieutenant von Haugwitz mit siebenhundert Schlesiern in die Citadelle von Dachstein im untern Elsaß einrückte, die durch den Anmarsch der Franzosen, vom klugen und braven Marquis von Vaubrun angeführt, nahe und furchtbar bedroht war.

1633 hatten die Schweden den Ort erstürmt, früher hatten ihn wechselweise Straßburger und Lothringer eingenommen. 1640 hatten ihn die Schweden den Straßburgern beim Friedensschluß wieder zurück gegeben, und er stand nun wieder unter des Stiftes Obhuth. Seine frühern Mißgeschicke bewiesen, daß er schwer zu vertheidigen sey; jederzeit nur der würdigsten Obhuth anvertraut, hatte weder Klugheit noch Tapferkeit ihn vor dem Feinde schützen können. In einem Sumpf, von schlammichten Gräben umzogen, tief, öde und dumpf lag die Citadelle. — Haugwitz war es unheimlich zu Muth, als er seinen Einzug hielt; doch bald erheiterte ihn der fröhliche Bewillkommungsgruß, womit der lebensfreudige Girolamo Contarini, so wie Frescobaldi, Clercy und Rothkirch dem neuen Commandanten entgegen eilten.

Lustig, mein schlesischer Kriegsheld! rief ihm der schöne Contarini entgegen, die trüben Sümpfe hier sollen die Gruft der Feinde unsers Herrn und Kaisers werden! Laßt sie nur anrücken, die luftigen Franzosen! Wir schicken dem stolzen Ludwig auf's Höchste Einen heim, der gut laufen kann, ihm zu verkünden, daß die Uebrigen geblieben sind.

Herr Camerad, fiel Haugwitz ein, ich meine, blinde Zuversicht ist kein guter Bundesgenosse, und der gefährlichste aller Feinde ist der, dessen wir nicht achten! Die Franzosen haben leichten Sinn, aber das Herz am rechten Flecke; der Augenblick ist ihre Gottheit; und was ist dem Soldaten erspießlicher, als sich dem Augenblick hinzugeben?

Die Wahrheit dieser Bemerkung machte Contarini einleuchten, er sagte ablenkend: Herr Bruder, die Franzosen sind noch nicht da; treffen sie ein, und schlagen sich gut, desto mehr Ehre für uns, wenn wir siegen; jetzt aber wollen wir auf angenehmere Feindseligkeiten bedacht seyn — wir alle gehen diesen Abend nach Straßburg zu dem Hof des Herzogs von Lothringen, es wird dort getanzt; wie wär's, wenn Ihr mit kämt, edler Haugwitz?

Noch heute will ich die Festungswerke besichtigen, sogte Haugwitz, ernst, und nur unvollkommen eine Regung des Unmuths verhehlend, und setzte hinzu: Mir scheint es, daß wir die Freude nicht als Nahrung, sondern nur als Würze des Lebens betrachten dürfen, die mit Sinn und Maß angewandt seyn will. Gleichwohl will ich meinen Antritt nicht damit beginnen, Freuden zu stören; der Commandant vergönnt seinen jungen Freunden den Ausflug nach Straßburg, und wünscht ihnen viel Vergnügen und schöne Tänzerinnen!

Somit neigte sich Haugwitz gegen die Officiere und zog sich rasch in seine Zimmer zurück.

Ein Stock! rief der feurige Rothkirch ihm nach. Ein Bär aus dem deutschen Norden! murmelte Frescobald; doch Contarini fiel ein: Nein, er ist ein Ehrenmann und läßt mich heute mein Mädchen sehn! Alle lachten. Sie eilten, um sich zum Feste zu schmücken, und der glühende Haß gegen französische Macht und Nation, von dem sie so viel sprachen, hinderte sie nicht, sich mit Pariser Essenzen zu besprengen, und mit niedlichen Tändeleien von Paris auszuschmücken, so, daß

*) Aus Stundenblumen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen v. Helmina v. Chezy, geb. Freyin v. Klenke. Wien, 1825.

sie duftend und prangend in die hell erleuchteten Säle traten, wo der Herzog von Lothringen ein prachtvolles Fest gab.

Agnes, die schönste und jüngste der Hoffräulein der edlen Herzogin, war französischer Abkunft, aus altem, durch trübe Mißgeschicke gebeugtem Geschlecht, die letzte ihres berühmten Namens. Leuchtend in eben aufgeknospter Jugendfülle, schien sie ein mit überirdischem Reiz begabtes Wesen, da ihr Geist, ihre Anmuth, ihre Talente sich in ihr zu einem Ganzen vereinigten, deßgleichen jene Zeit kaum aufzuweisen hatte. Reich geschmückt mit den Geschenken der Herzogin, die ihr mütterlich vor Allen hold war, überglänzte sie alle anwesenden Damen, und nichts war der Grazie zu vergleichen, welche sie beim Tanz entfaltete. Doch sie schien nicht zu wissen, wie wunderlich sie sey, und ihre anspruchlose Bescheidenheit war der entzückenste ihrer Reize.

Wer den hochschlanken, feurigen Contarini neben Agnes in den Reihen hinschweben sah, der hielt Beide für einander geschaffen. Auch war Contarini als ein kühner, verwegner Kriegsheld berühmt, und alle Schönen blickten ihn günstig an, denn Tapferkeit ist der Schmuck des Mannes.

Auch Agnes schien dem schönen Italer Contarini den Vorzug vor allen Andern zu geben, die sich um ihre Huld bewarben. Contarini mußte sich für begünstigt halten, da er der Einzige war, den Agnes nicht zurück stieß. Sein ganzes Wesen athmete selige Trunkenheit der befriedigten Liebe. Seine Ritterlichkeit machte ihm strenge Ehrfurcht gegen die Dame seiner Gedanken zur Pflicht; je mehr er sich für ausgezeichnet von Agnes sah, je zarter und ernster benahm er sich gegen sie. Reine Frauen haben Sinn für ein solches Bezeigen, und verstehn es gar wohl; Agnes hielt deßhalb den Grafen nur höher; noch liebte sie ihn nicht, allein er gefiel ihr besser, als die Uebrigen, und sie wollte es ihm nicht verhehlen.

Contarini fand Agnes an diesem Abend trübe gestimmt, er wagte sie zu fragen, was sie beunruhige.

Meine Landsleute nahen sich dem deutschen Boden, sprach Agnes, sie werden dieß schöne Land mit Mord und Verwüstung überziehn; sie werden hier zu Grunde gehn, oder siegen, an einen milden Ausgang ist nicht zu denken. Wie nun die Loose auch fallen, so fällt mir das Meine nur zu Leid; denn hier habe ich eine zweyte Heimath gefunden, und mein Herz hängt zugleich an Frankreich und seiner Waffen Ruhm. Wie sollt' ich das gute, schöne Deutschland nicht lieben? Es nahm mich Verlassene auf, es war die Wiege meiner fröhlichen Jugendtage, es gewährte mir Ruhe, Glück, Hoffnung, und alle Wonnen der Freundschaft und Herzlichkeit. Während meine Landsmänninnen in düstern Klostermauern ihre Kindheit und Jugend fern von Verwandten und Freundinnen durchseufzen, bis eine Heirath, oft eine unglückselige, ihnen die Pforten der großen Welt öffnet, habe ich hier glücklich meines Frühlings genossen, in Unschuld und Frieden, von Liebe und Freude umringt. Doch im tiefsten Innern wünsche ich meinen Landesgenossen den Sieg über die Deutschen. Ich höre oft rühmend von deutschen Frauen sagen, sie haben ein deutsches Herz — wie nun, wenn ich stolz darauf wäre, ein französisches Herz zu haben?

Wohl, entgegnete Contarini, doch Frankreich hat diesen Krieg ungerechterweise begonnen. — Mag es seyn, unterbrach ihn Agnes mit Lebhaftigkeit, sind doch meine Landsleute außer Schuld! Sollen sie darunter leiden? O, nein! Möge ihr Heldenmuth, ihre Ausdauer, ihr Gewinn die Flecken der Unternehmung austilgen, denn zuletzt hat doch das Recht, wer das Glück hat!

Hoch glühte Agnese bey diesen Worten. Seltsames Mädchen, flüsterte Contarini. Doch, ihr selbst scheint mir heute nicht fröhlich, fiel Agnes ein. Ich bin seltsam verstimmt, sagte Contarini, weil unser neuer Commandant heut, wie ein Gespenst in meine freudige Erwartung hineingeblickt hat; Er konnte heute so glücklich seyn, wie wir, und er hat es ausgeschlagen! Indeß wir hier in dem lieblichsten Kreise aus allen Hefen der Kriegsnoth und Qual unserm Leben einen reinen Tropfen Honig abgewinnen — was sag' ich, Honig? Lethe! allen Harm zu vergessen, windet sich der arme Commandant mit Fackeln durch die engsten Schluchten des morastigen Dachsbaues und macht Berechnungen und Anschläge, die alle so gut wie gar nichts sind! Alles Grübeln ist vergeb'ne Mühe, nichts können wir im Voraus berechnen; jedes Ereigniß, was da kommen soll, tritt unerwartet, und ganz anders, als wir es uns gedacht, vor uns hin, und des Augenblickes Eingebung ist höher, als alle Grübeley.

Das ist ja recht französisch gedacht, Girolamo, lächelte Agnes. Sie bot ihm nun freundlich die Hand und schwebte mit ihm durch die langen Reihen. Contarini blieb den Abend über ernst und bewegt, denn tief hatten Agnesens Aeußerungen ihn ergriffen, doch fühlte er sich glücklich in ihrer Nähe zu seyn. Die Nacht verging flügelschnell.

Der nächste Sonntag war zu einem neuen Ball angesetzt. Denn der Herzog ließ sich's angelegen seyn, dem Feinde zu zeigen, daß seine Annäherung den frohen Muth der Elsasser nicht beuge. Agnes hatte der Herzogin erläutern müssen, warum sie so lange und angelegentlich mit Contarini gesprochen, und dabey von Haugwitz berichtet, deßhalb rief die Herzoginn den Dachsteinern zu: Ihr Herren, bleibt uns am Sonntag nicht aus, und bringt dem Commandanten unsern gnädigen Gruß und Einladung zum Tanz! Wir lieben die Schlesier! Sie sind ernst und sittig, fest und treu, hochherzig, wie ihre Felsen, und klar und kräftig, wie ihre Quellen! Und wie sollte ein Haugwitz seinen edeln Landsleuten nicht an Trefflichkeit gleichen?

Wörtlich verhieß Contarini den ehrenvollen Gruß auszurichten; er schied, glühend von Hoffnungen, die Agnes sanfter Blick in ihm entzündet.

Die fröhlichen Genossen ritten scharf zu, daß sie die beschneuten Thürme der alten Citadelle noch geröthet vom Morgenschein sahen, als sie eintrafen; sie eilten sogleich zu Haugwitz.

Ernst und trübe kam ihnen der Commandant entgegen.

Eine schwere Aufgabe, rief er aus, dieß Nest zu vertheidigen! Von allen Seiten ist ihm beyzukommen, und wir haben die Erfahrung, daß der Entschlossenheit und Uebermacht hier Alles gelingen muß. Weh jeder Festung, die in einer Ebene liegt, und nicht wenigstens von einer Seite mächtig geschützt wird!

Laßt doch, Commandant! jubelte Contarini. Unsre Herzen sollen die Anhöhe seyn, auf deren unüberwindlichen Wällen die Feste thront! Ihr müßt die Schwierigkeiten nicht so hoch anschlagen! Der Feind hat Arbeit unterwegens, die deutschen Kriegsheere halten ihn in Masse auf, einzeln schlagen ihn die Bauern todt. Hier hält ihn die Müdigkeit, dort der Hunger fest, halb aufgerieben kommt er vor unsre Bastionen, hier wollen wir ihm zu schaffen machen! Sonntag ist wiederum ein Fest in Straßburg, wir alle sind geladen, von der gnädigen Herzoginn selbst, und auch Ihr, Commandant! Ich kann Euch unmöglich die allerliebsten Sachen wieder berichten, welche mir die Herzoginn an Euch aufgetragen, denn ich bin ganz eifersüchtig darauf. Wir Alle haben seit Monden mit unsern Beeiferungen nicht den zehnten Theil von der Huld erlangt, die Ihr durch ein einziges Wegbleiben. Was sagte die edle Herzoginn? fragte Haugwitz gespannt. Was hilft's! entgegnete Contarini, ihr kommt nun einmal nicht! Ho, ho! rief Haugwitz, Ihr bildet Euch wohl ein, weil ich beherzt bin, hab' ich kein Herz? Diese Woche muß hier die dringendste Arbeit gethan seyn, und dann geh' ich gern nach Straßburg an den Hof, und erhohle mich von der Mühe an schönen Blicken, denen ich Zeit meines Lebens nicht feind gewesen!

Ihr seyd vermählt, Commandant? fragte Contarini.

Wittwer bin ich, lieber Graf, und nie werd' ich meines Weibes vergessen, entgegnete Haugwitz, und sein flammendes Auge funkelte feucht. Nie werd' ich ihres gleichen wiederfinden, nirgend lebt solch' ein hohes süßes Geschöpf voll Anmuth und Klarheit, voll Gluth und Schüchternheit, kindlich und heldenmüthig, wie meine Agnes — Agnes? unterbrach Contarini, hocherröthend. Kennt ihr eine Agnes? liebt Ihr eine? forschte Haugwitz. — Ja, rief Contarini, ich kenne eine! Sie ist die Blume von Lothringens Hof, schlank und hoch, wie die Lilie, und wie das Veilchen süß; ihre dunkeln Locken, Zauberschlingen, in denen die Seele sich fängt, umweben das blühende Angesicht, des feinen zartgeaderten Halses Schnee. Ihr Wuchs ist wonniglich und prachtvoll zugleich. Ihr kleiner Fuß scheinet kaum die Erde zu berühren; ihre Hand ist eine Frühlingsblüthe; doch, wovon kann man noch sprechen, wenn man ihre Augen gesehn? kann man sich schwarze Sonnen denken? Nein! doch das sind ihre Augen. O, in dunkeln Augen wohnt das tiefste Geheimniß der Schönheit!

Ihr werdet ganz zum Dichter, lächelte Haugwitz; doch das nimmt mich nicht Wunder, denn Ihr liebt!

Die jungen Officiere wurden durch ihres Commandanten Geschäftigkeit so angeregt; daß sie Straßburg und des Balls darüber bald vergessen hätten; bis zu seiner Ankunft in Dachstein war die Sache mechanisch betrieben worden, jetzt kam Geist und Leben in die Thätigkeit der Besatzung der Citadelle, und Form und Norm in die Mithülfe der Bewohner des Städtchens. Eine unüberwindliche Schwierigkeit both die Westseite der Citadelle dar, tiefer liegend, als die übrigen Werke, war das der Westseite zugleich von weit seichterer Fluth umspühlt; es zu erhöhen, hätte einen Zeitraum erfordert, den der nahe Anmarsch der Franzosen nicht gestatten konnte, und die Besatzung, welche hier an diesen Punct gestellt werden mußte, war so gut wie aufgeopfert.

Hätten wir hier den Niemandsfreund von Breysach, rief ein silberlockiger Greis dem Commandanten zu, er würde uns gute Dienste leisten! — Wer war der Ehrenmann? fragte Baron Rothkirch, und woher kennst du ihn, alter Freund? — Das war, berichtete der Greis, der Bruder vom Ketterlein von Enzheim, so die Festung Breysach vor vierzig

Jahren gegen den mannhaftesten Bernhard von Weimar vertheidigen half, und ich bin mit dabey gewesen. Die Stücke hättet Ihr sehen sollen, edle Herren! Solche kostbare Feldschlangen, Hagelstücke, Falkonetlein, Scharfethürnlein, Quartierschlangen und Feuermörser, deren etliche über hundert Pfund warfen, macht man jetzt nicht mehr, es war eine Lust, sie spielen zu lassen! Ueber 80,000 Mann hat dem Feind und dem Freund zusammen die Belagerung gekostet; 1,100,000 Rthlr. sind allein auf die Belagerungswerke verwendet worden, doch nach der Eroberung wurden sie alle zerrissen, versprengt und abgeschleift. — War es nicht die entsetzliche Zeit, fragte Banner mitleidig, wo die Hungersnoth so groß gewesen? — Das wollt' ich meinen, fiel der Alte ein; und mit Gottes Hülfe könnt' es in Dachstein auch noch so weit kommen, wenn wir die schönen Stücke hätten! Eine Ratte kam einen Gulden, eine Kuhhaut fünf Gulden; es sind mehr als zweitausend dergleichen Felle verspeis't worden; kein armer Hund war seines Lebens mehr sicher, und keine Katze wurde verschont; für ein dreypfündiges Brot wurden Kleinodien hergegeben. Der Kalk wurde von den Mauern gekratzt und verzehrt; acht Kinder an einem Tage verschwanden, und Niemand hat sie wiedergesehn — ja, zu Titus Belagerung von Jerusalems Zeiten sind nicht so jämmerliche Tage gesehn worden, als in meiner unglücklichen Vaterstadt 1638 vom Junius bis October!

Wie konnte ein solcher Hauptplatz nicht besser proviantirt seyn, fragte Haugwitz.

Er war es über die Maßen wohl, berichtete der Alte, und nur durch allzugroße Vorsicht ist er in das Elend gekommen. Die Breysacher wußten, daß der Bernhard nicht zur Kurzweil Belagerung hielt; sie gingen allzuknapp mit dem Proviant um, und die Soldaten hatten Hunger und Langeweile. Es beredeten sich mehrere, in das Magazin einzubrechen und sich privatim zu proviantiren. Sie kamen auch glücklich hin, und tappten, sich mit Schwefelhölzern leuchtend, in den Gewölben umher; hier nahmen sie etliche Fässer wahr, von denen sie glaubten, es sey Mehl darin; sie öffneten eines derselben, es war Schießpulver; ein Funken flog hinein, das Schießpulver fing, und sprengte das ganze Magazin mit 80 Tonnen Pulver und 400 Viertel Korn in die Luft. Der Schade war unermeßlich, vierhundert Menschen waren das Opfer, vierzig Häuser sprangen in Stücke; zwölf der unglücklichen Soldaten, welche das Magazin eröffnet, wurden durch die Explosion getödtet, zwey retteten sich, doch der Commandant, Oberst Steinach, ließ sie hinrichten. Wenn die vierzehn armen Schelme gewußt hätten, daß sie nur noch zwey Tage leben sollten, sie würden nicht so besorgt um Proviant gewesen seyn. Ich habe noch selten größeres Uebel entstehn sehen, als durch übertriebene Vorsicht!

Das ist's ja, rief Contarini beyfällig, was ich immer und immer sage! — Und was mich nicht irre macht, fiel Haugwitz ein. Jene handelten pflichtvergessen, daher kam ihre Strafe ihnen gerechterweise zu; wir, die wir unsre Pflicht erfüllen, indem wir nichts aus der Acht lassen, und keine Stunde verlieren, mögen nun siegen oder zu Grunde gehn, so geschieht es mit Ehren. Nur hungern soll mir Niemand, darin tadle ich die Breysacher, und dieß scheint mir die rechte Moral von des Alten Erzählung zu seyn. Wir sind auch noch nicht umzingelt, bemerkte Frescobaldi. — Wohl! entgegnete Haugwitz, darum frisch an die Vorräthe, und neue herbeygeschafft, damit die Arbeiter gutes Muthes bleiben!

So tief schien Haugwitz in seine Geschäfte versenket, so ganz von seinem Eifer hingenommen, daß seine jungen Waffengenossen erstaunten, ihn am Sonntag recht angelegentlich mit den Zurüstungen zum Ritte nach Straßburg beschäftigt zu sehn. Aus dem Wust der Rawellinen und dem Schlamme der Casematten ging der hohe Mann schön und freudig hervor, als hätte die helle Stirn nie eine Wolke getrübt. Seine Heldengestalt leuchtete in der schönsten Reife männlicher Kraft, und mächtig gebietend und unwiderstehlich hinreißend strahlte seines Geistes Feuer aus den großen tiefblauen Augen hervor. So trat er, kriegerisch und würdevoll, mit früh erkämpften Ehrenzeichen geschmückt, in des herzoglichen Schlosses hellglänzenden Saal. Ein Flüstern ging bey seinem Eintritt durch die Versammlung, alle Blicke blieben auf der herrlichen Erscheinung haften.

Agnes hatte vor seinem Eintritt schon oft nach der Thür hingelauscht; sie gestand es sich selbst nicht, daß sie Contarini erwarte, und fühlte sich, da sie den Fremdling statt seiner kommen sah, mächtig betroffen. Bald nach ihm sah sie Contarini und dessen Freunde eintreten; die Vergleichung drängte sich ihr unwillkührlich auf, alles um ihn her wurde durch Haugwitz verdunkelt. Agnes sah seinen rasch umherirrenden Blick auf sie verweilen, und sein hochaufleuchtendes Auge schien zu sagen: Diese, oder keine.

Haugwitz nahte der Herzoginn, der ihn der Kämmerling vorstellte; er bezeigte ihre dankbare Verehrung für die Huld ihrer Einladung, und die Ausdrücke gefälliger Sitte flossen, wohlklingend von dem ernsten Munde, wie wenn ein frischer Westwind, der gewaltigen Eiche Wipfel melodisch durchsäuselt.

Agnes stand innerlich bangend vor seinem Blick an ihrer hohen Pflegemutter Seite. Ihr seyd mir ein theurer Gast, edler Haugwitz, sprach die Herzogin, und ich wünsche, daß es Euch hier in Straßburg behage. Möchtet Ihr hier Eures Dachsteines vergessen.

Wie wäre das möglich, Euer hochfürstliche Gnaden? entgegnete Haugwitz, da Ruhm und Ehre, Leben und Heil an jenem Platze haften, da ich dort den ersten Kranz meiner Laufbahn erringen — oder — untergehen muß — setzte er dumpf hinzu, und ein Schauder durchzuckte ihn.

Welche Ahnung, rief unwillkührlich die Herzoginn, da sie ihn plötzlich erbleichen sah; auch Agnes wurde blaß. Haugwitz entging dieß nicht, und plötzlich, wie von einem Blitzstrahl durchzuckt, hocherglühend rief er aus. Ja, edle Fürstinn; Ihr habt Recht, zur schönen Stunde soll man der ganzen Welt vergessen, oder wünschen, daß es die letzte Lebensstunde sey; denn was soll noch das Leben, wenn schale hinterdreinkommen? Freudig blickt man, ausgerüstet mit Erinnerung und Hoffnung den Feuerschlünden entgegen, aus welchen uns die Loose zu Glück oder Weh fallen. Der Krieg ist das trefflichste Hazardspiel, und das Einzige, das nicht verboten ist!

Und augenblicklich wandte sich Haugwitz gegen Agnes, sie um den ersten Tanz zu ersuchen; hocherröthend reichte sie ihm die Hand. Es konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, welch ein freudiges Gemurmel durch die Menge der Zuschauer flog, als sie an des Herrlichen Seite leicht, wie ein zartbewegtes Rosenblatt durch die Reihen schwebte. Wie hochschlank Agnes auch war, mußte sie noch hoch zu ihm hinaufblicken, sein strahlendes Auge ruhte fest und innig auf ihrer Huldgestalt. Er ließ sie für den Abend nicht mehr frey; u. gleichsam als risse eine unsichtbare Gewalt sie unwiderstehlich hin, blieb sie gefesselt an seiner Seite. Sie fühlte ihr Herz an seinem Blicke sich erschließen, wie die Knospe im Sonnenlichte. Schmerz und Wonne, nie geahnt, durchzuckten sie stürmisch, das ganze Leben war ihr neu, sie war, wie aus tiefem Schlaf erwacht, in eine Wunderwelt versetzt, und wußte nicht wohin mit dem Andrang von mächtigen Gefühlen in dem jungen Herzen, das bis dahin so sanft nur geschlagen. Contarini hielt sich, streng sie beobachtend, verborgen; Agnes gedachte seiner nicht mehr, als hätte sie ihn nie gekannt.

Beym Scheiden nahm Haugwitz Agnesens Hand, hielt sie in der Seinigen und sprach: Euer Name, zartes Fräulein? — Agnes — flüsterte sie und sah ihn hastig erschrecken. — Agnes! wiederholte Haugwitz. Der Name ist mir in die Seele geprägt; Leben, Liebe, Tod, Schmerz und Wonne haben ihn mit Flammenzügen in meine Brust geschrieben. Ich hatte ein Weib, sie war Euch ganz ähnlich, sie hieß Agnes — auf Wiedersehn, Engelbild! — er drückte ihre Hand an die glühenden Lippen, an das hochschlagende Herz, und enteilte; träumerisch blickte sie ihm nach.

Schweigend eilten die Krieger nach Dachstein zurück durch die sternbesäte, stille Winternacht. Contarini suchte Haugwitz zu vermeiden, doch dieser lenkte geflissentlich sein Roß zu ihm heran.

Camerad, flüsterte er ihm zu, ich habe Euch nicht mit der Schönen gesehn, die ihr so feurig geschildert hattet. — Den Spott duld' ich nicht! rief Contarini ganz empört. — Versteht mich recht, fiel Haugwitz begütigend ein, ich habe beym Abschiednehmen vernommen, daß meine holdselige Tänzerinn Agnes heiße, doch der Agnesen gibt es mehr; und, wenn ich mich irgend heut nach Schönen umgesehn, hätt' ich vielleicht noch eine schönere erblickt, als diese.

Aeußerst verbindlich für sie, höhnte Contarini, es würd' ihr schmeichelhaft zu hören seyn.

Ihr meint, ihre Schönheit habe mich angezogen, Contarini? Nicht doch, es war eine wunderbare, ganz vollendete Aehnlichkeit mit meiner Agnes, es war, als säh' ich sie selbst, lebendig vor mir stehn.

Die Aehnlichkeit, rief Contarini, ist nicht schwer zu erklären, Agnesens Mutter war, wie ich mich erinnere, eine Elsassin aus dem Stamme der Hz., und Ihr habet mir gesagt, daß Eure Gattinn eine Hz. gewesen.

Der Name Agnes, den sie mir nannte, als ich sie beym Scheiden fragte, durchzuckte mich, wie ein Blitz; ich erinnerte mich also gleich Eurer Schilderung einer Agnes, die Euch theuer geworden, und die unverkennbare Aehnlichkeit mit meinem verklärten Engel machte mich wünschen, daß sie nicht dieselbe sey, die Ihr gemeint, Contarini. Seht! wenn sie Euch jemals Hoffnung gegeben, so tret' ich zurück.

Wenn Ihr sanfte Blicke, holde Worte, minder strenge als gegen Andere, Hoffnungen nennt, so dürft' ich mich rühmen, daß sie mir viele gegeben, doch mehr nicht, als das, denn nie habe ich sie, wie heut', gesehn außer sich selbst gesetzt, alles

vergessend, allen entfremdet, glühend, bebend, hingenommen. Ich war in Verzweiflung, ich schwor Euch Untergang; doch, wenn Ihr so herzlich, treulich Rechenschaft gebt, und es so ehrlich meint, wo soll ich denn hin mit meinem Groll?

Haugwitz ergriff Contarini's Hand, schüttelte sie kräftig, und rief: Ihr habt, meiner Treu, ein deutsches Herz, und ich muß Euch lieben! Laßt uns eine ritterliche Abrede schließen! Keiner von uns sage dem herrlichen Mädchen von Liebe, und strebe ein Jeder, ihrer werth zu seyn. Ganz frey sey ihre Wahl dereinst, wenn die Stunde schlägt, wo man mit Ehren wieder an seine Herzensangelegenheiten denken kann! — Es sey! rief Contarini, und ein Handschlag besiegelte den Bund.

Haugwitz faßte den Entschluß, Agnes nicht fürder aufzusuchen, bis der Feind bezwungen. Näher rückte die verhängnißschwangre Wolke.

Am 14. Januar lud der Herzog den Commandant und seine Gefährten so angelegentlich zum Feste, daß es unmöglich fiel, auszuschlagen. Er wollte vor der völligen Annäherung des Feindes noch einmal fröhlich seyn; ein köstliches Banquett, wozu der ganze Adel der Stadt und Umgegend geladen, sollte Zeugniß von dem frohen Muth der bedräuten Gegend ablegen. Nur allzugern gestand sich Haugwitz, er müsse erscheinen.

Schon gegen Mittag ging es nach Straßburg; Haugwitz wurde sein Platz neben Agnesen angewiesen. Kaum wagte er, mit ihr zu sprechen; doch sein Erröthen, seine sichtliche innere Bewegung, der milde Laut seiner Stimme, der von innerer Seligkeit Kunde gab, sprach mehr, als Liebesworte.

Agnes war sehr ernst; ihr Wesen schien in allen Tiefen erschüttert zu seyn; sie war bleich, ihr Blick war beraubt seines himmlischen Feuers. Wie ein schönes Marmorbild saß sie unbeweglich, und ihr inneres Leid verklärte sie wunderbar.

Haugwitz konnte sich nicht enthalten, sie zu fragen, was ihr widerfahren.

Sie flüsterte ihm zu: Nur Euch möcht' ich es sagen, edler Mann. In Kurzem steht für mich Alles auf dem Spiele. Frankreichs Ruhm ist nicht minder, als Deutschlands Heil meinem Herzen theuer. Weh' den deutschen Landen, wenn Frankreich obsiegte, gräßlich werden ihre Vertheidiger den unnützen Widerstand entgelten müssen, und unheilbare Wunden werden dem Lande geschlagen werden, für welches ich gern mein Leben zum Opfer brächte. Weh' hingegen Frankreich, wenn die Deutschen siegen, denn alsdann ist sein Ruhm dahin. Wie soll ich diejenigen lieben, die Schmach über meine Heimath bringen?

Eine edle Jungfrau, entgegnete Haugwitz rasch, gehört keinem Boden eigenthümlich zu; wo sie auch seyn mag, gehört sie der Tugend und der Pflicht. Der Mann muß oft furchtbar kämpfend mit Herz und Pflicht eine Wahl treffen; des Weibes mildere Bestimmung ist, sich in die Nothwendigkeit zu fügen; wer sich fügen muß, der geht nicht fehl, holde Agnes!

Was hilft jede Beschwichtigung, seufzte Agnes, wenn ich fühle, daß ich sterben muß ja, ich muß in Gram vergehen, wenn nicht der Friede in Kurzem ohne Blut, ohne Schmach, das Entsetzliche löst, das Friedliche einigt.

Ernst und fast mißbilligend betrachtete Haugwitz die immer mehr zum Marmorbild erbleichende Agnes.

Kaum hörbar flüsterte er endlich: Und die Ergebung einer kindlich frommen Seele in den Rathschluß des Ewigen?

O, Gott! entgegnete Agnes, und ihre Lippen zuckten krampfhaft, noch vor wenigen Monden schien es mir möglich, mich zu fügen, nun nicht mehr!

Betroffen blickte Haugwitz sie an, sie war zur Purpurrose umgewandelt; ihr Auge strahlte einen Himmel von Lieb' und Schmerzen auf ihn hin. Er verstand diesen Blick, doch von nun an war es um ihn geschehen. Eben rauschten vom Singchor her, betäubend hinreißend, gewaltige Harmonieen; Haugwitz neigte sich näher zu der Stillgeliebten und flüsterte: Süße Agnes, laßt doch das Geschick walten, laßt die Welt zu Trümmern gehn, aber Herz sey dem Herzen eigen. Himmlischer Engel, sey mein, und dann laß kommen, was kommen muß!

Höher noch flammten des Mädchens Wangen, ihre Augen strahlten in Thränen, ihr Herz klopfte sichtlich ungestüm; sie wollte die Augen am Boden geheftet halten, aber sie fühlte die Gluth des Blickes, der den ihrigen suchte; sie hob die Augenlieder auf und ihr ganzes Wesen schwam hin im feuchten Liebeblick.

Agnes, flüsterte Haugwitz, der Feind ist ganz nah, wir sehen uns heut' vielleicht zum letzten Male — ich will bis morgen in der Dämmerung hier verweilen — du kennst am Wall die kleine Kirche? Kannst du das Schloß auf eine Stunde verlassen? Erst am Altare mein Weib, dann, in ruhigern Zeiten vor der ganzen Welt. Sage mir, wer unsern Bund segnen kann, ich suche ihn auf, ich bring' ihn herbey! die Minuten sind uns zugezählt, entschließe dich, mein himmlisches Mädchen! O, wenn du mein bist, dann klügelst du nicht mehr, dein Geschick und das deiner Liebe gibst du Gott anheim, und in dir wird es Frieden.

Pater Bernhardus! flüsterte Agnes, und mit Beben wendete sie sich ab von Haugwitz. Ihm preßte ein unbekanntes Etwas die Brust zusammen; er vermeinte, es sey kein Glück, doch es war sein Wortbruch, die innere Stimme, die der Mensch stets belauschen sollte, sprach durch den Sturm seiner Leidenschaft hindurch, aber er verstand sie nicht. Alles um ihn her ging, wie ein verworr'ner Traum an ihm vorüber, er gedachte nur der Morgendämmerungstunde.

Sobald Haugwitz sich unter einem schicklichen Vorwand entfernen durfte, eilte er zum Hofcaplan. Fern und einsamlich gen Osten lag das Erkerzimmer des Pater Bernhards, weit hinausschauend über das Gefild, das im Strahl der Abendsonne mit der hellgrünen Wintersaat glänzte; der schöne Jüngling war eben mit seinen Pfleglingen, den Blumen, beschäftigt, die seine Fenster umrankten; frey und fröhlich hüpften Vöglein in den Zweigen blühender Gewächse, aus deren Schimmer das hohe schwarze Kreuz mit dem weißen Marmorbilde des Erlösers so bedeutsam als mild hervorblickte.

Wohl umfing Haugwitz der Frieden dieser Zelle mahnend und warnend, doch der heilsame Eindruck ging bald vorüber.

Er eröffnete dem Geistlichen seine Wünsche. Agnes selbst sendet Euch! fragte Bernhardus; wohl, so geschehe, was sie verlangt. Ich preis' Euch glücklich, ein solches Weib errungen zu haben.

Die Bereitwilligkeit des milden Geistlichen überraschte Haugwitz, die Nähe seines Glückes berauschte ihn. Er sandte ein Entschuldigungschreiben zur Herzoginn, worinn er einer Unpäßlichkeit wegen um Urlaub bat, nicht mehr erscheinen zu dürfen, und zog sich in ein Zimmer zurück, in welches Bernhardus ihn führte.

Die Stunde schlug. Mit klopfendem Herzen, fest in seinen Mantel gehüllt, nahm Haugwitz den Weg zum Kirchlein. Eine Ampel erhellte sanft den einsamen Ort, und, ein Bild des Friedens und der Liebe, stand die Gnadenmutter am Altar.

Hier zum ersten Male seit der verhängnißvollen Stunde, wo er wie von unsichtbarer Gewalt hingezogen, Agnes im Sturm für sich gewonnen, durchzuckte ihn der Gedanke an Contarini, an sein Versprechen strafend und zerschmetternd, ihm war zu Muth, als müßt' er aus der Kirche stürzen, und im Rheinstrom sein Wort durch seinen Tod lösen. Da schlug die dritte Stunde. An Bernhardus Hand trat verschleyert die holde Agnes, deren unverholene mächtige Neigung ihn in dieß Labyrinth hingerissen. Er stürzte zu ihren Füßen und bedeckte mit Küssen ihre bebende Hand, er hörte sie durch den Schleyer leise schluchzen.

Wie kannst du noch trauern, meine Agnes, rief er ihr zu, da du dein Geschick der Liebe anheim gestellt?

Mein Freund, mein mir wunderbar geschenkter Gemahl, sprach Agnes, verzeiht, wenn ich unser Geheimniß in eine theure Hand gelegt. Ich bin nicht allein hergekommen, meine zweyte Mutter hat mich zum Traualtar geleiten wollen, sie wird sogleich eintreten, um Zeuginn unseres Bundes zu seyn — o, mein Haugwitz, sie pries mein künftiges Glück! — Um so viel schöner diese Stunde, entgegnete Haugwitz. — Da ist sie schon, rief entzückt die junge Braut, und eilte, die Knie ihrer Wohlthäterin zu umfassen.

Hoch und mild, wie ein überirdisches Wesen, die Augen leuchtend von wehmuthvoller Theilnahme, trat die edle Herzoginn in die Kirche. Sie hauchte einen Kuß auf der knieenden Agnes Stirn, und wendete sich, die beiden Hände auf den Schultern des holden Mädchens ruhen lassend, rasch zu Haugwitz. Ich komme selbst, sprach sie, denn ohne mich wäre die Braut nicht hier erschienen; sie ist mir mit Kindestreue ergeben, keine Regung ihres lieben Herzens blieb mir je verborgen. Alles hat sie mir gesagt; und so seltsam und unbegreiflich rasch sich alles zwischen Euch gestaltet, erkenn' ich doch in Eurem Eifer zur Beschleunigung Eures Glückes, so wie in Agnes hingebender Zärtlichkeit eine höhere Fügung. Haugwitz, Ihr seyd von edelm Geschlecht, und habt den angebornen Glanz Eures Namens durch Eure Thaten erhöht; Ihr seyd makellos, redlich, ernst und treu. Nehmet hier mein Liebstes auf der Welt mit meinem besten Segen; sie folge Euch zum Altare, sie reiche Euch den Trauring und den Kuß der Liebe; keine Macht der Erde entreißt sie Euch mehr, deß seyd Ihr gewiß; sie aber folgt ihrer Mutter zurück in die sichre Obhuth, und nach abgeschlossenem Frieden führt Haugwitz sein holdes Ehgemahl heim.

Haugwitz neigte sich tief; liebevoll und ergeben zog er die milde Hand, die ihm in dieser Stunde so liebend gab und ihn so weise beraubte, an seine Lippen.

Edle Fürstinn, sprach er, ich versiche Euch, ihr seyd mir wie ein guter Engel erschienen. Ihr seyd der Schutzgeist meines bessern Ichs. Mit Gott dann, süße Braut! sprach er weiter, rasch zu Agnes gewendet, und führte sie zum Altar.

Mit tiefer Rührung sprach Bernhardus den Segen, die Ringe wurden gewechselt, alles war still umher, nur ein leises

Schluchzen verrieth die Gegenwart der heiß und innig bewegten Herzoginn.

Nach der Trauung schloß Haugwitz seine Agnes an die Brust und gab ihr den ersten Kuß. Es war, als könnte Herz vom Herzen, Mund von Mund nicht scheiden; doch plötzlich entriß sich Haugwitz selbst den Lilienarmen, die ihn umstrickten, führte sein süßes Weib zur Herzoginn und sprach: Hier, erhabene Fürstinn ist Euer Pflegekind, bewahrt sie mir treu, betet für mich — und wie ein Blitz war er verschwunden.

Er ist mein, rief bethend und dankend Agnes; die Thränen der Herzoginn flossen nun unaufhaltsam dahin. Wohl dem Daseyn, flüsterte sie, Agnes umfangend, dem ein Stern schöner Liebe leuchtet, wenn auch nicht lange.

Durch Sturm und Dämmerung war Haugwitz auf seinem Roß ganz allein nach Dachstein zurückgekehrt; nicht lange nach ihm trafen die übrigen Officiere der Besatzung ein.

Contarini's Blicke vermochte Haugwitz nicht zu ertragen, zumal da er den vormals so lebenfreudigen Jüngling nun bleich und düster sah. Auch konnt' er deutlich bemerken, daß Contarini ihm auswich; er selbst würde sich ihm genähert haben, wenn er sich keiner Schuld gegen ihn bewußt gewesen wäre; doch es thürmte sich eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihm und demjenigen, welchem er sein Wort gebrochen, und er mußte sich als die Ursache der Zerstörung seines Liebesglückes betrachten. Daß Agnes Contarini geneigt gewesen, war Haugwitz bekannt, und er wußte, daß in einem schönen Herzen von der Neigung zur Liebe nur noch ein Schritt ist.

Gleichwohl war es nicht Eifersucht, nicht Argwohn, was Contarini trübte und bedrängte; es war der Anblick der leidenden Agnes, die zarte Sorge um ihre Ruhe. Er hatte sie bleich, tief erschüttert, von Gram verzehrt angetroffen; er kannte die Quelle ihres Harms und seine Lage war ihm entsetzlich. Er sollte gegen die Landsleute seiner Geliebten in den Kampf! Oder sollte er in Schmach untergehen, fruchtlos und rettungslos?

Kein Ausweg bot Heil und Rettung dar, eine dumpfe Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner; er haßte sein Leben und wünschte, es möchte ihn der Tod noch vor dem Kampf ereilen; denn eben so wenig vermochte er den Ruf der Ehre und Pflicht sich zu versagen, als Agnes betrüben, indem er gegen die Franzosen focht, die, das fühlte er klar, all ihre stillen Wünsche für sich hatte.

Haugwitz hingegen betrieb mit verdoppeltem Eifer die Maßregeln zur Sicherheit des Platzes, zur Vorsicht gegen den Feind; seine unermüdete Thätigkeit half ihm die innere Stimme übertäuben, die ihn bey Contarini's Anblick strafend mahnte; wohl nöthig war diese Eil der Geschäfte, denn Vaubrun hatte jedes Hinderniß besiegt, und rückte am 18. Januar in Eilmärschen vor der Festung an.

Da sitzen wir nun im schlammigten Sumpf, rief Rothkirch erbittert, als er die Stellung der Franzosen rings um Dachstein her von der südlichen Sternspitze des äußern Vorwerks erkannte.

An einen Ausfall ist nicht zu denken, fiel Banner ein; wir müssen uns, wenn das grobe Geschütz zu spielen anfängt, niederschießen lassen, wie die gestellten Hirsche! Welcher Höllengeist hat nur zuerst den Einfall gehabt, in dumpfigen Tiefen durch Schlammgruben die Wohnsitze der Menschen zu verpesten und zu Kerkern zu machen? Ich frage Euch, ob nicht ein ehrlicher Pistolenschuß, wobey man schnell und sicher hinüber gelangt, solchem langweiligen Abquälen bey Hunger, Durst, Kummer und Sorge vorzuziehen! So wahr der Himmel über mir, eh' ich hier Mondenlang an meinem eigenen Grimme zehrte, möcht' ich lieber hinaus, mich gegen dreyßig allein stellen.

Es kann eine Zeit kommen, entgegnete Haugwitz, wo die Herren und Bewohner solcher Festen Eurer Meinung sind, wo man all die mühsam aufgehöhten Schluchten ausfüllt, die peinlich aufgeschichteten Maulwurfshügel der Basteyen abträgt, und auf dem geebneten Boden lustige Gärten hinpflanzt; denn jede Zeit will ihre eigne Ruh', und es ist die Neigung des Menschen, leicht zu zerstören, was mühsam aufgerichtet. — Das soll mich gar nicht befremden, fiel Rothkirch ein, wenn einmahl die gesammte Menschheit anfängt, sich nach freyer Luft zu sehnen, und lieber im Kriege frisch dreinhauen will, als sich, wie der Fuchs, einbauen!

Der Langenweile bey der ganzen Sache nicht zu gedenken, setzte Banner hinzu. Komm ich an solch ein umsumpftes Nest mit Zugbrücken und Einfahrtthoren, wie die Kirchen groß, endlos und dunkel, was habe ich für Mühe, Schutz und Befragung zu überwinden! Wie lustig reitet es sich dagegen ein in eine heitre, durchsonnte, frische Stadt, wo Luft, Licht und Freude durch und durch ziehen können! die Menschen müssen ja zu Thieren werden, wo weder Mond noch Sonne sie bescheint!

Wer weiß, was Banner noch alles gesagt hätte, wenn nicht der Donner des feindlichen Geschützes ihn unterbrochen hätte. Dieser Klang wirkte auf Contarini so gewaltig, daß er mit beflügelter Hast nach seinem Posten ritt, und alles Uebrige vergessend, ihn vertheidigte, wie ein Held.

Vaubrun fand sich in der Wirkung getäuscht, die er von der Heftigkeit der ersten Attaque erwartet hatte. Seine Stücke hatten vergebens gespielt, die Kugeln waren größtentheils in die Felder gefallen, und die doppelte Wasserumgebung von der Nordseite, allwo er den Angriff begonnen, hatte die Wirkung der Kugeln geschwächt.

Erbittert über die Nutzlosigkeit des ersten Unternehmens beschloß der französische Feldherr Sturm zu laufen; doch die Geistesgegenwart und Entschlossenheit des tapfern Haugwitz vereitelte des Feindes Mühe; mit voller Kraft hatte er gestürmt, mit besonnener Verzweiflung ward er zurückgeschlagen, die Leichen seiner Krieger füllten die Gräben.

Gleichwohl wagte Vaubrun noch am dritten Tage einen neuen Angriff. Da zog ihm Haugwitz unerschrocken aus der Festung entgegen, und schlug die Franzosen in die Flucht. Die Besatzung feyerte jubelnd ihren Sieg, der Name Haugwitz erfüllte die Lüfte, die Soldaten erglühten vor Liebe und Bewunderung für ihn; was unmöglich schien, war durch ihn wahr geworden.

Wie wird Agnes trauern und leiden, sprach Contarini, als er das Auge seines Nebenbuhlers in Siegeslust leuchten sah.

Das mein' ich nicht, entgegnete Haugwitz; ihr ganzes Herz gehört nun der deutschen Sache.

Das glaubt Ihr zu wissen? Woher wißt Ihr das? forschte Contarini. — Ich meine es nur, sagte Haugwitz, einlenkend. Deutschland ist ihre zweyte Heimath; an dem Sieg unsrer Waffen hängt das Heil ihres Wohlthäters; ihr reines Herz ist mir Bürge dafür, daß diese Rücksichten ihr heilig sind; und zudem, wenn ein Mädchen auch weint, darf uns Männer das in unserer Freudigkeit der erfüllten Pflicht trüben?

Barbar! Ihr liebt sie nicht, rief Contarini erglühend.

Ja, wie meine Seele lieb ich sie, fiel Haugwitz ein, ich würde mein Leben für ihre Rettung einsetzen; aber die Pflicht steht am höchsten, und ich begreife nicht, wie nur der leiseste Zweifel obwalten kann, wo diese gebietet. Mein Herz weiß nichts von solchen Kämpfen, wie Dichter sie schildern und zu verherrlichen streben. Stimme der Pflicht, Stimme Gottes. In der Pflicht ist das Licht; jeder Moment des Zweifels ist Frevel und Sünde.

So liebt ihr auch nichts, als die Pflicht, fiel Contarini ein.

Eben, weil ich Agnes unaussprechlich, ewig, unendlich liebe, entgegnete Haugwitz, bin ich so fest und klar in mir selbst. Wie könnt' ich durch mein Schwanken, meine Ehrvergessenheit, die Makel meines Thuns auf ihre reine Seele laden! Je schöner ich zu handeln strebe, je würdiger fühl' ich mich, sie zu lieben: denn das ist edele Mannes Art, daß er durch Strenge und Reinheit der Gesinnung sich der Ehre würdig zeigt, ein reines Frauenbild liebend im Herzen zu hegen.

Ich aber, unterbrach Contarini, halte Alles, was zarte Regungen in der Geliebten Seele verletzen kann, für eine Schmach, die man ihr und der Liebe zufügt. Ist Liebe meine Gebieterinn, so muß sie allwaltend jede meiner Handlungen lenken; denn sie ist höher, als irdische Rücksichten, und legt edlere Pflichten auf, als unsere Verhältnisse uns auflegen können.

Ihr würdet also — forschte Haugwitz.

Ja! sprudelte Contarini heraus, ich würde, wenn Agnes geböte, ganz nach ihrer Stimme handeln!

Die Prüfung wird euch erspart werden! äußerte Haugwitz aufgeregt durch eine eifersüchtige Sorge, und nicht ganz ohne Hohn! doch kaum war das Wort entschlüpfet, als er es tief bereute.

Contarini legte schon die Hand an den Degen, um Rechenschaft zu fordern, doch plötzlich rief ihn der Adjutant zum Recognosciren ab. Er mußte fort; er fühlte wohl, daß dieß nicht der Moment sey, die Sache auszumachen. Sinnend streifte er auf den Wällen umher, als plötzlich ein Pfeil durch die Luft rauschte und unweit vor ihm niederfiel. Er blickte hin, an den Pfeil war ein Brief, ganz ohne Aufschrift, befestigt, er glaubte, diese Botschaft könne nur an ihn gerichtet seyn, er brach den Brief und las:

„Der behutsamsten Sorge sind diese Zeilen vertraut, mein edler Freund, möge sie der Allgütige schnell und glücklich in Eure Hand gelangen lassen. Ich schreibe Euch in Eil mit zitterndem Herzen; an wen, als an Euch

könnt' ich mich wenden in meiner höchsten Noth? Wisset denn, es lebt mir ein geliebter Bruder im französischen Heer, wisset, daß er mit Vaubrun vor Dachstein steht! Er lebt noch, ich habe davon gewisse Kunde; er weiß nicht, daß er mein Bruder ist, und führt den Nahmen d' Aimery, doch die zärtlichste Freundschaft verknüpft unsere Herzen seit der frühsten Jugend, und mein Leben hängt an dem Seinen. Er ist die Frucht einer zweyten, geheim gebliebenen Ehe meiner edeln, guten, herzlichen Mutter, ihr wehmuthsvolles Bild umschwebt mich in Nächten, sie fleht mich an, ihr den Sohn zu retten, so wenigstens glaube ich ihren leidenden Blick zu verstehen. O, rettet mir ihn, wenn Eure Agnes leben soll. Mir blieb auf dem Schlosse niemals Zeit, Euch dieß zu enthüllen; auch wußt' ich nicht, daß mein Bruder bestimmt war, gegen Euch zu kämpfen? Ihr vermögt Alles — was Ihr für meine Wünsche thun könnt, weiß ich nicht, aber mein Herz sagt mir, daß Ihr Alles thun werdet. Ich schreibe Euch mit voller Zuversicht der Gewährung. Tod und Leben rangen in mir einen bittern Streit, eh' ich die Feder ansetzte, nun bin ich ruhig, denn ich habe mein Wohl und Weh in die Hand der Liebe gelegt."

A. v. Hz.

Mit H. begann Agnesens Familiennahme; daß sie sich hiemit als Vermählte von Haugwitz bezeichne, konnte Contarini nicht wissen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß das Billet an ihn gerichtet sey. Der Jäger, dem Agnes die Besorgung anvertraut, war in der Entfernung durch eine gewisse Aehnlichkeit in der Gestalt und durch die Gleichheit der Uniform getäuscht worden, und hatte den Brief, vermeinend Haugwitz stehe auf dem Wall, zu Contarini's Füßen hingeschnellt.

Ihn also, nicht Haugwitz liebte Agnes? Ihn hatte sie zum Retter ihres Bruders erkohren? Und ernst und feyerlich bekennt sie sich zu ihrer Wahl? Trunken von schmerzlicher Wonne nahm Contarini den Boten seines vermeinten Glückes, den Pfeil, vom Boden auf, steckte ihn in seinen Busen und eilte in seine Wohnung. Gott aber, wenn er nun alles überdachte, was war es, das Agnes von ihm verlangte? Was konnte ihm frommen, als Meineid und Verrath?

Gräßlich erschienen war der Augenblick, den seine frevelhaften Worte vor einer Stunde herbeygerufen; war es doch als hätten feindliche Gewalten um ihn her gelauscht, und wollten ihn nun beym Worte fassen! Wie so anders stand es um die schnell dahin gewagte Aeußerung, und wie so anders um die That! Aber Agnes ging unter, wenn er nicht Rettung bot, sie mußte ihn ewig hassen! Was war die Festung, was die Welt gegen Agnes und ihre Liebe? Diese Vorstellung überwog und Contarini schrieb:

„Euer Leben, Chevalier, ist einem Engel theuer. Schont es, denn auch mein Leben ist fortan mit dem Eurigen verknüpft. Entzieht Euch dem neuen Angriff auf die Festung, die ich vertheidigen muß. Die Vertheidigung der Belagerten, von aller Besonnenheit der vorausgefaßten Anschläge, von aller Wuth der höchsten Verzweiflung beseelt, wird verheerend seyn. O, rettet Euer Leben! Eure bisher unter dem Namen einer Freundinn von Euch so innig geliebte Schwester fleht mich an, es schützen zu helfen; dieser Befehl legt mir die Pflicht auf, für Euch noch mehr zu thun, als zu sterben, wenn es seyn muß — die Westseite ist die schwächste — Gott sey mit Euch!"

Durch einen treuen Boten wurden diese Zeilen schnell in d' Aimery's Hand überliefert. Er eilte bestürzt und ergriffen wie er war, Vaubrun die wichtige Nachricht zu geben, die ihm von unbekannter Hand gerathen worden. Gebieterisch und dräuend erheischte der Feldherr den Brief, d' Aimery, seine Uebereilung wohl fühlend, mußte gehorchen. Vaubrun erkannte auf der Stelle Contarini's Hand, von welcher er bereits mehrere unterschriebene Briefe aufgefangen hatte. Erfreut, einen mit einem so wichtigen Posten bekleideten feindlichen Officier gleichsam zum Bundesgenossen zu haben, und dessen Geschick in seiner Hand zu wissen, traf nun Vaubrun seine Anstalten, die Westseite der Festung mit voller Gewalt anzugreifen. Durch einen blinden Angriff beschäftigte er nördlich mit Anbruch der Nacht die Belagerten, und ließ unterdeß den Anfall auf die Westseite für den folgenden Tag vorbereiten. — Die Besazung, ganz mit Zurückschlagung der feindlichen Truppen beschäftigt, wurde über die eigentliche Absicht der Belagerer getäuscht, und mit dem ersten Morgenstrahl gingen urplötzlich acht halbe Karthaunen los, die eine solche Bresche schlugen, das die Belagerten gleich, wie in offenem Felde, standen.

Mit dem höchsten Entsetzen sah Haugwitz sich und seine Mannschaft verloren. Ohne Zweifel war Verrath mit im Spiel gewesen; nur durch Kundschafter konnte Vaubrun erfahren haben, daß die übrigen Kanten stärker besetzt und an und für sich dauerhafter gebaut und besser ausgestattet waren, als die Westseite, auf welcher nach der ursprünglich angenommenen Stellung des Feindes kein Ueberfall zu befürchten gewesen. In höchster Eil berief der Commandant seine Ingenieurs und Minirer, und ließ das Stadtthor untergraben, und durch eine Menge Musketen eine gräßliche Explosion vorbereiten. Als die Franzosen das Thor geöffnet sahen, drangen sie in voller Eil hinein, da wurde die Mine angezündet, die Musketen zugleich thaten ihre Wirkung, urplötzlich stand der Boden in Flammen und der offene Schlund empfing das taumelnde Heer. d' Aimery, kenntlich an der purpurnen Feldbinde und blau angelaufener Rüstung, mit Gold ausgelegt, sank mit seinen Genossen dahin; er war bereits weit vorgedrungen gewesen, als die Gewalt der Explosion ihn erreichte. Einige Companien Arrieregarde der Franzosen wollten sich, da plötzlich Haugwitz ihnen den Weg durch die Gluth abschnitt, über ein festgefrornes Gewässer retten; doch das Eis brach unter ihnen, sie sanken unter und nur wenige entronnen dem Verderben, daß Fluth und Gluth, wie zum Heil der Deutschen verbündet, dem Feinde bereitet.

Contarini hörte unter den Wehklagen, die bei mehreren Gefangenen laut wurden, den Namen d' Aimery schallen. Er klagte sich als seinen Mörder an; hätte er auf der schmalen Bahn der Pflicht seinen Weg verfolgt, und alles dem Himmel anheimgestellt, so durfte er sich nicht als den Urheber dieser furchtbaren Ereignisse ansehn.

Muthlos war Vaubrun mit dem Rest seiner Truppen nach Molsheim gegangen; schon glaubten Dachsteins Bewohner ihrer entledigt zu seyn, sie schöpften Odem, und wollten sich schon sorgloser Ruhe überlassen. Das kaiserliche Heer, zum Entsatz geschickt, konnte nicht mehr fern seyn, doch Haugwitz trieb zu frischer Thätigkeit an. Mögen sie kommen oder nicht, rief er aus, möge der Feind fern bleiben, oder neue Angriffe wagen, wir wollen uns rüstig halten; und sollten wir zu Grunde gehen, so rufen wir wie Franz der Erste, als ihn Carl der Fünfte gefangen nahm: Tout est perdu, fors l'honneur!

Das Heldenfeuer des edlen Haugwitz entflammte die Gemüther, mit frischer Thatkraft regten sich Herz und Hände; selbst Contarini in seiner dumpfen Verzweiflung nahm sich vor, den Tod zu suchen, da ihm das Leben nichts mehr zu bieten hatte.

In dumpfer Erwartung, bey anhaltender Thätigkeit, vergingen zehn Tage. Alles schien ruhig; die Nachricht von der Annäherung des kaiserlichen Heeres beschwichtigte die Gemüther ganz. — Da, plötzlich, beym Anbruch des Tages am 28. Januar, während ein trüber Nebel die Landschaft verhüllte, vernahmen die Dachsteiner das Blasen der Fanfaren; mit ungeheurer Macht hatte Vaubrun den Sturm begonnen, mit Aufbieten der höchsten Kraft schlug die Besazung den Sturm zurück. Wie ein Löwe hatte Contarini gekämpft; doch es bewährte sich an ihm der Spruch, daß der Tod die am eifrigsten flieht, die ihn suchen; er blieb, und groß war sein Antheil an der Herrlichkeit des Tages.

Einen Tag widmete der französische Feldherr der Ruhe, dann wollte er einen neuen Angriff beginnen; sein ganzer Ruhm stand auf dem Spiele. Diesem Angriff entgegensehend, und mehr als je des Lebens müde, redete Contarini dem Commandanten zu, durch einen furchtbaren Ausfall den Feind zu überraschen und zu entkräften. Haugwitz hatte diesen Gedanken schon gehabt und wieder verworfen: denn die Ueberlegung rieth ihm, die erschöpften Kräfte seiner Mannschaft zum Widerstand aufzusparen, und mühsam hatte er sich, im Drang, den Feind anzufallen, bekämpft. Contarini machte seinen Entschluß wieder schwankend, und riß ihn mit siegender Beredsamkeit zur That mit fort. Anfänglich begünstigte das Glück den Ausfall; die Entschlossenheit der Schlesier brachte die Linien der Feinde zum Weichen; schon neigte sich der Sieg den Deutschen zu, schon drang Haugwitz, alles um sich her vernichtend, wie ein Wetterstrahl auf Vaubrun selbst ein, und rief ihm zu, sich zu ergeben: da traf eine Kugel sein unbehelmtes Haupt und lautlos sank er nieder auf die Leichen der Feinde. Dieser Fall beugte den Muth der tapfern Schlesier; alle Herzen fühlten sich getroffen von der Kugel, die den edlen Haugwitz in den Sand gestrecket. Seit diesem Moment nahm die Verwirrung überhand; alles stürzte in fürchterlicher Unordnung durch einander, und was dem Schwert entrann, floh, wie sinnlos, in die Citadellen zurück. Der Jubelruf der Franzosen bey des siegreichen Haugwitz Fall war das Grabgeläute des Muthes der Besatzung gewesen; entschieden war das Loos des Tages, wahrscheinlich auch das der Citadelle.

Vergebens hatte Contarini in diesem Gewühl seine Stimme erhoben, die Truppen zu sammeln, zu ordnen, zur Rache zu befeuern; sein Ruf verhallte fruchtlos; der Schmerz war zu furchtbar, das Ereigniß zu überraschend gewesen. Nun

aber, als des Commandanten mühsam dahin genommener Körper, mit Staub und Blut bedeckt, im Saal der Citadelle lag, als alte Krieger sein Gewand küßten, und seine tapfere Hand mit Thränen netzten, nun vernahmen die Getreuen wieder die Stimme, die sie zur Rache, zur Rettung der deutschen Ehre aufrief; der alte Muth wurde wieder rege, und an der Gruft des edeln Haugwitz wurde Contarini einmüthig zum Commandanten der Festung erwählt. Tief beschämt empfing er diese Ehre; der Glanz aller Freude und alles Ruhms war von ihm gewichen, und er wollte nur noch leben, um sein Leben mit Ruhm aufs Neue zu wagen.

Am Morgen nach Haugwitz Leichenbestattung verlangte ein Mann, der sich für einen Mosheimer Bauer ausgab, besonders Gehör beym Commandanten; es wurde gestattet.

Graf Contarini, sagte der Unbekannte, seht in mir den für todt gehaltenen d' Aimery, den Ihr retten wolltet. Meiner Schwester dringendes Flehn hatte mich bewogen, eine unscheinbare Rüstung anzuziehen, und der die Meinige trug, war ein Lanzenknecht; sie weiß, daß ich lebe, und auch Euch wollt' ich diese Beruhigung gönnen; denn ich kann nicht von Euch denken, was alle meine Cameraden, was der Feldherr denket, daß Ihr uns mörderisch in die Falle locken wollen?

Ich? glühte Contarini hoch auf, und mein Schreiben? forschte er plötzlich — Ist in allen Händen, belehrte ihn d' Aimery; und glaubt mir, so weh es mir thut, ich konnte nicht anders, und jeden Augenblick bin ich bereit, Euch Genugthuung zu geben.

Agnesens Bruder, an dem ihr Leben und Heil geknüpft ist, d' Aimery, Euer Wort genügt mir; Euer offenes Auge verbürgt es mir, die Mittheilung des Briefes wurde Euch abgezwungen.

Und dieser Besuch bey Euch nicht minder, fiel der Chevalier ein; glaubt mir, ich bin hier, weil ich muß, und nur gezwungen richt ich meinen Auftrag aus. Commandant! verwechselt nicht Agnesens Bruder mit dem Feind, den sein Oberer an Euch gesendet! Glaubt mir, in meinen Augen seyd ihr kein Verräther; doch Verrath habt Ihr geübt, und darum müßt ihr ihn wieder üben. Der Feldherr kennt Eure Handschrift, die mir völlig unbekannt war. Ihr seyd verloren, wenn Ihr Euch nicht unzweydeutig uns ergeben zeigt! O, Contarini, Eure Todesbläße, Euer rollendes Auge sagt mir Euren Schmerz! Möcht' ich doch lieber vor Euren Leichnam stehen, bedecket mit Wunden und Kränzen, wie Euer bewiesener Heldenmuth sie verdient, als vor dem verrathenen Verräther Contarini! Doch, es ist geschehen, Eure That spricht gegen Euch; denn wie kommt ein guter Beweggrund in Anschlag, wo Böses verübt wird! Vaubrun erheischt, Ihr sollt für uns handeln; ich hab' es Euch sagen müssen. Gott mit Euch!

Erstarrt sah Contarini dem Unbekannten nach; er stürzte auf ihn zu, ereilte ihn noch und rief: Und Agnes? — Agnes hat ein französisches Herz, entgegnete d' Aimery, entwand sich dem Verfolgenden und entwich. Auf der entsetzlichen Folter von Gewissensqualen, Hoffnungen und Zweifeln blieb Contarini zurück. Dräuend vor ihm stand das Bild der Geliebten, vergehend in trostlosem Jammer, und die Schmach der Enthüllung seiner That. Lockend winkte ihm die Hoffnung, sie durch Ergebenheit für Frankreichs Sache zu gewinnen; schmerzlich mahnte ihn die Ehre an Pflicht und Eid, und rief ihm zu, eine augenblickliche Vergebung durch fortdauernden Heldenmuth zu sühnen, und wenn auch dadurch zu Grunde zu gehen, doch sein besseres Selbst zu retten.

Noch schwankte Contarini zwischen all diesen Vorstellungen, als die Offiziere hereindrangen und forschten, was der Unbekannte berichtet? In Verwirrung durch diesen Andrang gesetzt, stammelte Contarini eine Lüge, und keiner setzte Mißtrauen in seine Worte.

Der Tag verging ziemlich still, der Feind schien sich zum Abzug zu bereiten; doch des 30. Januars Morgenhimmel war nicht durch Sonnenaufgang so hoch geröthet, sondern durch die Flamme der brennenden Stadt, die der Feind angezündet. Durch die dampfenden Straßen drang siegjubelnd das französische Heer, und pflanzte neun halbe Carthaunen dicht an die Mauern des Castells, ohne daß es die Besatzung hindern konnte.

Zwey Stimmen wurden in diesem entsetzlichen Augenblick in Contarini laut; die eine rief: Hier handle als Mann, hier stirb als Held! die andere aber, stürmisch und lockend, übertäubte den Ruf, schmeichelnd mit Hoffnung, dräuend mit dem Unwillen und dem Haß der Geliebten, wenn im verzweifelten Kampf Agnesens Bruder fiel.

Ergriffen von diesen Vorstellungen berief Contarini den Kriegsrath. Er stellte die Unmöglichkeit einer siegreichen Vertheidigung, die Pflicht vor, Menschenblut zu schonen; mächtig unterstützten ihn seine nähern Freunde, Frescobaldi, Clercy Banner und Rothkirch. Ueberdem waren die Vorräthe erschöpft, das kaiserliche Heer schien noch entfernt. Die Ergebung wurde beschlossen.

Die Besatzung, obwohl im Stillen murrend, so hohen Muth, so ausdauernde Tapferkeit und so edles Blut fruchtlos verschwendet zu sehn, fügte sich in den Willen des Commandanten. Die Friedensfahne wurde unter heißem Schmerz auf die Thürme der Citadelle gesteckt, und ein Herold zu Vaubrun gesendet, um ihm die Ergebung der Belagerten kund zu thun. So leichten Sieg hatte Vaubrun nicht erwartet. Triumphirend zog Vaubrun in die Citadelle ein, gesenkten Blickes trat ihm Contarini entgegen.

Ihr habt viel Bravour bewiesen, Commandant, lächelte ihm der französische Feldherr zweydeutig und höhnisch zu, und reichte ihm gleichsam heimlich, doch so, daß es keinem entging, ein Blatt. Contarini erblaßte; es war sein Brief an d' Aimery. Schnell entwand ihn Vaubrun wieder seiner bebenden Hand, und warf ihn in die Kaminflamme. Eine Ahnung von Verrath durchzuckte die Gemüther, und strafende Blicke verkündeten sie dem gefolterten Contarini. d' Aimery ließ sich nicht sehn, und er wagte nicht, nach ihm zu fragen.

Jetzt zeigte sich der Sieger im vollen Uebermuth des vom Glück endlich Begünstigten, der für langen Verzug Rache zu nehmen sinnt. Die nämlichen Schlesier, die unter Haugwitz wie die Löwen gekämpft, wurden ruhmlos entwaffnet; einzeln wurde ihnen freyer Abzug gewährt; mit hohem Lösegeld mußten die Officiere ihre Freyheit erkaufen, nur Contarini und seine vier verbündeten Freunde, die für die Uebergabe gestimmt, wurden unbedingt frey gelassen.

Contarini, wie zerrissen sein Herz, wie verwirrt sein Sinn, da ihm nicht anders zu Muth war, als trüge er seine Ehre als Leichnam auf den Schultern zur Schau, kannte jetzt gleichwohl einen Gedanken, einen Wunsch allein, er wollte Agnes sehn, für die er so überschwenglich viel gethan. Haugwitz war dahin, und ihm hatte sie, wie er vermeinte, Liebe gestanden; ihren Bruder hatte er gewarnt, der französischen Sache Dienste geleistet; Vaubrun mußte ihn schützen, ihn befördern, und ihm mußte der Lohn seines Strebens werden.

In dieser Stimmung erfuhr Contarini, daß der Herzog heut' ein Banquett in Straßburg gäbe. Er konnte hier Agnes sprechen! Sein Herz rang nach Gewißheit; selbst die gräßlichste war ihm erwünschter, als dieser Erwartung Qual.

So wahrscheinlich es Contarini und seinen Freunden dünkte, daß man in Straßburg von der schönen Uebergabe der Festung noch nichts wisse, wollten sie doch nichts dem Ohngefähr anvertrauen; eine Nachricht konnte hingelangen, der gedemüthigte Commandant durfte sich nicht im Schlosse zeigen. So beschloß er denn, sich mit seinen Gefährten vermummt unter die Zuschauer zu mischen, wie es zu jener Zeit thunlich war. Er nahm weite spanische Mäntel, Federhüte mit tiefen Krempen und Masken mit, so ritten die Freunde da kein Augenblick zu verlieren war, durch Schneegestöber und Sturm der herannahenden Nacht nach Straßburg, wohl bewaffnet, und Lederkoller und Brustschilde unter dem Mantel tragend.

Nicht so eilig war dieser Ritt, nicht so stürmend die Pein der Erwartung, daß nicht Contarini, indem er von fern die Lichter der Stadt flammen und den hohen Münster vom Wiederschein der Fackeln leuchten sah, der Zeiten gedacht hätte, wo er mit reinem Herzen eilte, sein Mädchen zu sehen, und wie damals Alles so anders, so besser war. Was ihm nun das Glück auch noch zu bieten hatte, er fühlte es klar, diese Wonne der unschuldigen Liebe bey freyem Bewußtseyn konnt' ihm nichts mehr wiederschenken, sie war unwiederbringlich dahin. Seine Wehmuth stieg mit jedem Schritt, der ihn näher an das Ziel seiner Wünsche brachte.

Im Hirsch, wo sie stets abzusteigen pflegten, kehrten die Freunde auch dießmal, doch durch die Hinterthür, ein; nur der Wirth, der ihnen zugethan war, erfuhr um ihre Ankunft. Diese war um so leichter geheim zu halten, da schon sein Hausgesinde nach dem Schlosse geeilt war, um das Fest zu sehn.

Der redliche Elsasser bewillkommte fröhlich die düstern Krieger. Meine Freude ist um so größer, sprach er treuherzig, als ich Euch berichten kann, daß vier kaiserliche curpfälzische Regimenter, vom glorreichen Herrmann von Baden angeführt, morgen den Rhein passiren, um Dachstein zu entsetzen. Wie seyd Ihr nur unbemerkt aus der Citadelle entkommen, und wie können Euer Gnaden sich so wagen? — Alle wurden blaß und sahen sich höchst verlegen an. Der Wirth hielt es für unbescheiden, weiter in sie zu dringen, er sprach: Es kommt zuletzt auf die Paar Stunden nicht an; Mitternacht ist nicht weit, und gewiß waren Euer Gnaden wohl escortirt! — Wir müssen eilen! rief Contarini, und die Freunde, nicht minder als er beklemmt und erschüttert, eilten mit ihm hinaus.

Befremdet sah der Wirth ihnen nach, und eilte dann, in ihrem Zimmer ein Kaminfeuer anzuzünden, und die Betten zu bereiten, da er voraussetzte, sie möchten vom Schlosse kommend eine Stunde der Ruhe und einen Morgentrunk genießen wollen.

Contarini's Herz schlug freyer, als er das Schloß wieder sah; süße Erinnerungen schwebten ihm entgegen, und die Hoffnung rief ihm zu: Hier wohnt dein Glück!

Langsam zögernd in der Nähe des Schlosses hielt Contarini, Cleeren und Frescobaldi an der Hand, und blieb mit ihnen auf dem freyen Schloßplatze, Angesichts der erleuchteten, von den Schritten der Tänzer erbebenden Fenster stehn.

Sie wissen in Straßburg noch nichts, noch steht es in unserer Macht, uns zu retten, flüsterte Contarini, indem er Banner und Rothkirch näher herbey winkte.

Darauf sind wir auch schon bedacht, fiel Banner ein, und es wäre ein Leichtes, wenn deine tolle Liebesgluth uns nicht zuvor noch recht geflissentlich in das Netz führen wollte! Du weißt, was unser mit Anbruch des Tages wartet; du kennst des Prinzen Herrmann von Baden unbezwinglichen Sinn. So wie er um unsere That erfährt, ist unser Urtheil schon gesprochen; er ist der großmuthvollste Feind, doch der furchtbarste Richter. Ehre ist sein Licht und sein Gesetz; er athmet nur für sie; unser Loos wird entsetzlich seyn!

Freunde! rief Contarini, ich habe Euch in das Verderben hinabgerissen, mein Gut und Blut ist Euer zur Rettung. Brechen wir uns eine neue Lebensbahn! Ich bin reich, wir alle haben Jugend, Kraft und Muth, noch steht die Welt uns offen; wir flüchten zum französischen Heere — Und kämpfen gegen Deutschland? fiel Banner ein. O, nimmermehr; lieber den qualvollsten Tod erwählen! — Nein, wir haben Anspruch auf Belohnung, auf Schutz, sie müssen ihn uns gewähren; doch ohne Agnes geh' ich nicht von hier.

Du bist ein Thor, rief hastig Rothkirch; erst stell dich sicher, dann denk' an das Freyen!

Also der Ungewißheit soll ich mein einziges Glück vertrauen, entgegnete Contarini? Nein, wahrlich, ich werde mich besser berathen! Schon längst war ich im Stillen darauf bedacht, die Lage von Agnesens Zimmer und deren Umgebungen auszukunden. Sie bewohnt einige Zimmer im ersten Stockwerk, von denen ein Altan in den Garten hinab führt. Eine Nische, von Pfeilern verdeckt, ist auf dem abgelegenen Corridor ihrer Wohnung befindlich, und sie wohnt allein mit ihrer freundlichen Kammermagd, deren Gunst ich durch viele Geschenke erworben. Wir warten unten den Zuschauern verborgen, bis Agnes den Tanzsaal verläßt. Sobald wir sie in ihren Zimmern wissen, benachrichtigt ein Zeichen, das ich Lisbeth geben will, dieß schlaue Mädchen von unsrer Ankunft. Lisbeth wird an die Thür kommen; wir dringen ein, wir bemächtigen uns beyder Frauen und führen sie durch den Garten in den Wald. Einer von uns eilt zurück, unsere Pferde zu holen; wir flüchten und finden in Turennes Lager Schutz und Frieden.

Gewiß, doch am besten, wenn die Weiber nicht dabey wären, fiel Cleeren ein; denn sie verderben Alles! Wie nun, wenn Fräulein Agnes, die Haugwitz so unverhohlen geneigt war, sich um seinen Tod härmt und von Dir nichts wissen will?

Gleichwohl wird sie mein, erwiederte Contarini dumpf. Haugwitz hat nun seine rechte Braut, die Kugel, von der kann ihn nichts mehr scheiden.

Will Agnes nicht, meinte Frescobaldi, nun, so ist nur zu wünschen, daß sie in die tiefste Ohnmacht fällt, um sich den Widerstand, uns die Mühe zu sparen.

Wenn du nicht überzeugt bist, daß sie dich liebt, fiel Rothkirch ein, so laß um des Himmels Willen ab, du machst uns alle elend!

Wenn auch ein Mädchen nicht liebt, entgegnete hastig Contarini ein, so wird sie durch einen solchen Sturm, durch solche Gluth geneigt und gewonnen! Laßt sie in meiner Gewalt seyn, und jede schlummernde Regung für mich erwacht von Neuem! Sie muß die Meinige werden, ich habe zu viel für sie gethan, um sie zu lassen.

Und du mußt mit uns, Tollkühner! rief Frescobaldi. — Ja, er muß! riefen einmüthig die Uebrigen. — Wir dürfen uns nicht zu Grunde richten lassen, und dich selbst durch deine Tollkühnheit, äußerte Carl von Cleeren.

Contarini wurde todtenbleich; ein hastiges Zittern, ein gräßliches Funkeln seiner wildrollenden Augen, die Verzerrung seiner Gesichtszüge, und die krampfhafte Zuckung der Lippen entsetzte die Uebrigen, da sie beym Fackelschein wahrnahmen, was in ihm vorging. Er ballte die Faust, und wollte in sinnloser Verzweiflung seine Brust zerschlagen; Banner fiel ihm in den Arm, Alle flehten ihn an, sein zu schonen. Mitleid und Liebe bewegten nun die Gemüther der Freunde ausschließlich; sie baten ihn, sich auf ihre Treue zu verlassen und über sie zu gebieten. Nur schwer gelang es Allen, ihn zu beruhigen; zu allem Glück war der Platz menschenleer und blieb es, da sich jedermann in das Schloß zu drängen versuchte.

Nachdem Contarini von seinen Freunden Handschlag und Wort empfangen, ihm in Allem, was er vornehmen würde, getreulich Beystand zu leisten, hüllten sich die fünf Verbrüderten dichter in ihre Mäntel, drängten sich durch die Menge und gelangten in die festlich erleuchteten Gallerien, von welchen man dem Tanze zusehen konnte.

Hier schien die heitere Freude für immer ihren Sitz aufgeschlagen zu haben; junge Schönen prangten im leuchtendsten Schmucke, schwebend in Strömen von Duft und Licht und in Weihrauchwolken begeisterter Huldigungen. Süße schmelzende Töne begleiteten die Tänze; alles Liebliche, Hohe und Schöne aus Stadt und Umgebung war hier auf einen Punkt hingezaubert in den Bann der geselligen Lust. Agnes war nicht zu sehn.

Zerstreut Euch unter die Zuschauer nach verschiedenen Richtungen, flüsterte Contarini seinen Freunden zu, zieht Nachricht von Agnes ein, oder seht, wo sie seyn mag; hier wart' ich Euer!

Die Freunde eilten, seinen Wunsch zu erfüllen. Kaum waren sie fort, als es ihm gereute, nicht selbst den Ausweg genommen zu haben, den er seinen Gefährten angewiesen; er stand wie auf glühendem Eisen, das Harren wurde ihm unerträglich. Auch hatte er kaum zehn Minuten lang sein Herz bezwungen, so eilte er fort. Die Masse der Zuschauer, welche glaubte, er wollte sich ganz entfernen, machte dem Davoneilenden willig Platz; und ohne in seiner Betäubung zu wissen, welchen Weg er genommen, befand er sich plötzlich in einem abgelegenen Corridor des Schloßgebäudes, das ganz einsam war. Hier blieb er, aufathmend, horchend stehn. Er vernahm nichts, als die Tritte einer fernen Schildwacht, die auf den Steingängen und in den Wölbungen wiederhallte, die nur spärlich von hängenden Lampen erhellt waren.

Ein Schauder durchzuckte Contarini, als er sich hier so einsam, so trüb umgeben aus dem Gewühl in den tönenden Schloßsälen, wie durch einen Zauberschlag versetzt sah. Sein forschendes Auge begann nach und nach die Gegenstände um ihn her zu unterscheiden, er entdeckte mit glühendem Bangen ahnungsvoller Wonne, daß er im Coridor sich befand, der dicht vor Agnesens Zimmer lag. Hieher also hatte ihn die dunkle Gewalt geleitet! Oder hatte ihm sein Herz den Weg zum Ziele gewiesen! Er hatte Agnes nicht beym Feste gesehen — wie, wenn Ahnung sie auf ihrem Zimmer zurückgehalten? Wie, wenn er sie fände?

Kaum hatte ihn dieser Gedanke durchzuckt, so war er auch schon an der Thür von Agnesens Vorzimmer; sie war nicht verschlossen. Contarini ging, den Odem an sich haltend, weiter; auch die Thür ihres Vorzimmers war unverschlossen, doch herrschte tiefe Stille ringsum. Ein helles Licht strömte ihm entgegen; Agnes war also daheim. Entschlossen und dennoch von unbeschreiblichem, unerklärbarem Schauer durchzuckt, trat er hinein; ein gewaltiger Lichtstrom blendete sein Auge; er sah, und blickte zweifelnd von Neuem hin, einen Sarg mit einer Purpurdecke verhangen, darauf das Wappen der von Haugwitz vereint mit dem Familienwappen Agnesens gestickt war, über beide Wappen schwebte eine Sternenkrone.

Von Todeskälte durchrieselt hob Contarini die Decke auf, da erblickte er Agnes in der Myrthenkrone, im weißen Todtengewande.

In diesem Augenblicke erhob sich der Priester, der zum Haupte der Leiche gebetet, von den Knieen. Er erschrack heftig denn er sah Contarini's stumme Verzweiflung. Gleichwohl wußte er sich zu fassen, und fragte mit sanfter Stimme, was Contarini begehrte?

Seyd Ihr es, Pater Bernhardus, fragte Contarini mit schwankender Stimme. O, sagt mir, sagt mir Alles, meine Sinne verwirren sich bey diesem entsetzlichen Anblick.

Ihr seht, Graf Contarini, entgegnete Bernhardus sanft und mitleidvoll, die entseelte Hülle der edlen Frau Agnese von Haugwitz. Der Tod ihres Gatten brach ihr das Herz.

Ihres Gatten! rief Contarini, und der würdige Bernhardus fiel ein: Ja dieß war ein seltsames und machtvolles Walten der Liebe, dunkel und verhängnißreich. Faßt Euch, Graf, nehmt Eure Verhüllung ab, und betet vereint mit mir um den Frieden ihrer Seele.

Ein gellendes Lachen unterbrach des frommen Bernhardus Rede. — Beten? rief Contarini, Frieden! und er nahte sich mit Ungestüm der im Tode noch so unaussprechlich schönen Gestalt. Er faßte ihre Hände und drückte sie an Brust und Lippen; er wollte ihren bleichen Mund berühren — Frevler! donnerte Bernhardus, zurück! Zurück von dieser un-

entweihten Lilie, deine Berührung ist Makel für sie! — Contarini ließ Agnes los, und sprach hohl und dumpf Lästerworte vor denen der schaudernde Bernhardus sein Haupt verhüllte. Jetzt stürzte Contarini fort, und eilte durch die Nacht allein in sein Gasthaus zurück, hier schloß er sich ein, nahm zwey Pistolen, setzte die eine an den Mund, die zweyte auf das Herz, drückte beyde zugleich los, und er war dahin.

Eben schlug die Glocke vom Münster die vierte Morgenstunde und die schmetternden Trompeten des kaiserlichen Heeres, das mit fliegenden Fahnen über den Rhein kam, tönte durch die blaue Morgenluft. Heller Jubel empfing die wackern Oestreicher, die treuen Pfälzer, den ritterlichen Fürsten Herrmann von Baden; schon freute sich Alles des nahen Abzugs Baubruns, noch wußte Niemand, daß der bis dahin so kühn und ruhmvoll behauptete Platz übergeben sey, doch die entsetzliche Botschaft traf in Straßburg mit der Ankunft des Heeres zusammen.

Contarini's Freunde wurden bey des Unglücklichen Leichnam gefunden, wo sie jammernd und unentschlossen standen, als Prinz Herrmanns Trabanten dort eindrangen. Ihre Degen wurden ihnen abgenommen, und sie wurden zur Untersuchung nach Freyburg geführt.

Der Prinz von Baden wollte an Contarini's entseelter Hülle, zum Beyspiel und Schrecken für Verräther, noch entehrende Strafen üben lassen; doch Alle, die ihn gekannt, baten für ihn, und das edle Herz ließ sich zur Milde für den Verirrten bewegen. Am andern Morgen in der Dämmerung trugen ihn vier Männer vor das Thor der Rheinbrücke, allwo er in aller Stille in eine Gruft versenkt wurde, ohne Ehrenzeichen, Priester noch Gebet; doch vernahmen die Anwesenden vom Münsterthurm her, der eben die vierte Stunde schlug, gleich darauf das Todtengeläut, welches die Leichenbestattung Agnesens verkündete. Dem Leichenzuge folgten die Edelfrauen und Fräulein des Lothringischen Hofes unter Thränen und Gebet, und mochte manche sanfte Seele, eingedenk, daß nun eben auch des unglücklichen Contarini irdische Hülle zurückkehrte in der Mutter Schoß, eingedenk seiner blühenden Jugendherrlichkeit, und so mancher durch ihn und seine Freudigkeit belebten Stunde und seines gräßlichen Endes hinüberblicken vom Lilien umduftenden Sarge Agnesens nach der Gruft an der Rheinbrücke, und für den Frieden seiner Seele beten.

Wilhelm von Chezy,

ein Sohn der eben genannten Frau von Chezy, ward 1804 in Paris geboren, ging mit seiner Mutter nach Deutschland, studierte in Heidelberg und München, und ließ sich darauf als Privatmann in Baden-Baden nieder.

Er gab heraus:

Waeda Wielopolska oder das Recht der Gewaltigen. Stuttgart, 1831.
Der fahrende Schüler. Roman. Zürich, 1835. 3 Bde.
Einzelne Erzählungen u. s. w. in Spindlers Damenzeitung und Zeitspiegel u. s. w.

W. v. C. hat in den beiden von ihm verfaßten Romanen, ein schönes und gefälliges Talent als Erzähler entwickelt, das bei größerer Ruhe und Reife, Vollendetes mit Recht erwarten läßt, da es mit reichen Gaben ausgestattet sich jetzt noch zu sehr in schneidenden Gegensätzen gefällt und zu deutlich den Einfluß französischer Vorbilder verräth.

Georg Karl Claudius

ward am 21. April 1757 in Zschopau geboren, lebte nach vollendeten akademischen Studien als Doctor der Weltweisheit und Privatgelehrter in Leipzig und starb daselbst am 20. November 1815. Er pflegte sich als Schriftsteller auch wohl Franz Ehrenberg zu nennen.

Seine Schriften sind:

Unterhaltungen. Leipzig, 1780—83. 2 Thle.
Neue Unterhaltungen. Leipzig, 1799. 1800. 3. Thle.
Kindertheater. Frankfurt, 1782—84. 2 Thle.
Nachspiele. Frankfurt, 1784.
Leonore Schmidt. Leipzig, 1789—91. 2 Thle.
Der Laubthaler. Leipzig, 1789—92. 3 Thle.
Justus Graf von Ortenburg. Leipzig, 1792—1799.
Geschichte Ewalds von Trimberg. Leipzig, 1795. 4 Bde.
Familienscenen des Grafen Ortenburg. Leipzig, 1797.
Kinderwelt. Leipzig, 1794.—1801. 4 Thle.
Peter der Große. Riga, 1805. 3 Thle.
Kleine Romane. Leipzig, 1806.
Des alten Jakobs Reisebüchlein. 2 Thle. Leipzig, 1799.
Eduard, der Zögling der Natur. Leipzig, 1801—4. 2 Thle.
Kleine Erzählungen aus der Kinderwelt. Leipz. 1805—1807. 4 Bde.
Kinderschriften, Sammlungen, Beiträge zu Zeitschriften und Almanachen u. s. w. Er war auch Herausgeber des Taschenbuchs für Frauenzimmer. Leipzig, 1786—1816.

C. war eine Zeitlang, vorzüglich als Erzähler nicht unbeliebt; er hatte sich nach englischen Mustern gebildet und baute das Feld des Familienromans, in Lafontaine's (s. d.) Weise, nicht ohne Erfolg und Geschmack an. Ein leichtes und angenehmes Darstellungstalent, Kenntniß des menschlichen Herzens und Erfindungskraft sind ihm nicht abzusprechen, doch arbeitete er zu viel und flüchtig, und so hat sich keines seiner Bücher, selbst nicht sein bestes „Graf Ortenburg," lange im Andenken der Menge erhalten können. — Seine Kinderschriften sind leicht und faßlich und erfüllen ihren Zweck. —

Matthias Claudius,

bekannter unter dem Namen Asmus, der Wandsbecker Bote, ward am 15. August 1740 zu Reinfeld im Herzogthum Holstein geboren, studierte in Jena und lebte nachher als Privatmann in Wandsbeck, wo er unter dem eben angeführten Namen die ästhetischen und kritischen Artikel für die Zeitschrift „der Wandsbecker Bote" lieferte. Im Jahre 1776 ward er nach Darmstadt als Oberlandcommissair berufen, mit dem Auftrage eine Volkszeitung herauszugeben; die dortigen Verhältnisse sagten ihm aber nicht zu, und er kehrte bereits 1777 nach seinem früheren Wohnorte zurück. 1778 erhielt er das Amt eines ersten Revisors bei der Schleswig-Holsteinischen Bank zu Altona, ohne daß er jedoch nöthig hatte seinen Aufenthalt deshalb zu verändern. Er starb in hohem Alter bei seinem Schwiegersohn dem Buchhändler, Friedrich Perthes, zu Hamburg am 21. Januar 1815.

Seine Schriften sind:

Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Hamburg, 1775—1812. 8. Th. N. A. 1819. 4 Bde.
Terrassons Geschichte des Königs Sethos. 2 Thle. Breslau, 1777—1778.
Ramsay's Reisen des Cyrus. Breslau, 1780.

Fenelons Werke religiösen Inhalts. Hamburg, 1800—1811. 3 Thle.
Das heilige Abendmahl. Hamburg, 1809.
Mehrere Flugschriften wie: An den Naber mit Naad. 1801. — Predigt eines Layenbruders 1814. Urian, von der neuen Aufklärung u. s. w.

Ein höchst talentvoller und origineller Schriftsteller, der unbekümmert um Regel und Form danach strebte volksthümlich zu seyn, und dieses Ziel mit seltenen Gaben ausgestattet, leicht erreichte. Tiefes Gefühl verbunden mit großer Einfachheit und Kunstlosigkeit zeichnet vorzüglich seine lyrischen Dichtungen aus, unter denen manche, wie z. B. das Abendlied ein wahres Meisterstück ist. Bewußtseyn der Würde des Menschengeschlechtes, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit, gehoben durch köstliche Laune, glänzenden Witz, drollige Naivetät, und schlichter aber scharfer Verstand herrschen in seinen übrigen Leistungen, welche fast alle Gattungen der Poesie wie der Prosa berühren, vor. — Seine Sprache ist zwar nicht immer correct, sein Styl mitunter seicht und sonderbar, Fehler die eben aus seinem Bestreben den Volkston zu treffen, entstanden, alle diese Mängel werden aber durch seine übrigen glänzenden Eigenschaften, unter denen seine herzliche Natürlichkeit keine der geringsten ist, verdeckt. Leider gab er sich gegen das Ende seines Lebens zu sehr einem befangenden Mysticismus hin, der ihn auf Abwege führte, doch hat er in dieser Periode nur Weniges durch den Druck veröffentlicht.

Abendlied.*)

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch.

*) Aus den sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten.

Der glückliche Bauer.

Vivat der Bauer, Vivat hoch!
Ihr seh tes mir nicht an;
Ich habe nichts, und bin wohl doch
Ein großer reicher Mann,

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
Geh ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld,
Und fliege durch ihn hin;

Und sehe, wie er wogt und zieht,
Rund um mich nah und fern,
Und sing dazu mein Morgenlied,
Und denk an Gott den Herrn;

Die Krähen warten schon auf mich,
Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich,
Und thun den ersten Schrei;

Indessen steigt die Sonn' herauf,
Und scheinet hell daher —
Ist so was auch für Geld zu Kauf,
Und hat der König mehr?

Und, wenn die junge Saat aufgeht;
Wenn sie nun Aehren schießt;
Wenn so ein Feld in Hocken steht;
Wenn Gras gemähet ist ꝛc.

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand;

Und siehts vor Augen: wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freilich, Er allein!
Doch hilft der Mensch, und soll
Arbeiten, und nicht müßig sein.
Und das bekömmt ihm wohl.

Denn nach dem Sprichwort, Müssigang
Ist ein beschweerlich Ding,
Und schier des Teufels Ruhebank,
Für Vornehm und Gering.

Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch' ihn schief und krumm,
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
Und mäh ihn um und um.

Und wirds mir auch bisweilen schwer,
Mags doch! Was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt alles her,
Und Morgen bin ich baß!

Und fange wieder fröhlich an,
Für Frau und Kind. Für sie,
So lang ich mich noch rühren kann,
Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Du droben! hast es mir bescheert;
Bescheere mir noch mehr.

Gib, daß mein Sohn dir auch vertrau,
Weil du so gnädig bist;
Lieb' ihn, und gieb ihm eine Frau,
Wie seine Mutter ist.

Nachricht von meiner Audienz bei'm Kaiser von Japan.

Vorrede.

Der geneigte Leser weiß aus dem ersten und zweiten Theile meiner sämmtlichen Werke, was zwischen mir und dem Kaiser von Japan für eine Connexion ist, und wie sich das angesponnen hat. Wer hätte es aber denken sollen, daß eine Art von Romanze, die ich hier oben auf der Weltkugel geschrieben

habe, mich hunten nach der andern Seite bringen würde? und da liegt doch Jedo, des Kaisers seine Residenz, hier gerade unter Wandsbeck, und da bin ich gewesen. Wie gesagt, wer hätte das denken sollen? Ich für mein Theil hab's nicht gedacht, wie ich auch damals in der Zueignungsschrift geäußert habe. Aber, wenn etwas sein soll, so muß sich alles danach haben und fügen, und so ging's auch hier.

Mein Vetter kam auf'm Morgen zu mir; „Hört Vetter, ich hab's auf dem festen Lande satt; wollt ihr mit zur See gehen?“ Ich hatte eigentlich keine Lust, aber ich kann ihm nichts ausschlagen, und so zog ich mich an und ging mit ihm zur See. Als wir nun auf die Höhe von China kamen, sie nennens nur Höhe, ist aber eigentlich flache See, und einige Tage in den Zimmet- und andern Specerei-Gerüchen hin und her geschifft waren, kam mein Vetter wieder: „Gelt, so was wird Euch zu Hause nicht geboten? aber hört Vetter, wir sind nun nicht weit von Japan; der Kaiser ist ja Euer Patron; wollen wir nicht vollends hinfahren?“ ich sagte wieder ja und wir fuhren hin, und auf diese Weise bin ich nach Japan gekommen, das die Einwohner Nipon nennen.

Ich mag die Leser mit den Abentheuern unsrer Reise nicht aufhalten, 's wird auch schon in andern Reisebeschreibungen alles viel besser stehen. Die Hauptsache ist, daß wir unterwegs gewaltig viel Waßer angetroffen haben und mir für Freude der Schweiß ausbrach, als ich wieder Land unter'n Füßen fühlte. In einem Wirthshause unterwegens, Capspranz genannt, ist der Wein sehr gut, recht sehr gut, das muß ich sagen.

Die Schildwache in Japan hielt uns nicht lange auf und wir kamen bald in die Stadt. Sie liegt am Hafen und heißt auf Japansch Nagasacki. Wir blieben acht Tage da und sahen alles, was merkwürdig war, den Tag über an, ich habe auch noch verschiedenes davon aufgeschrieben und ordentlich die Conterfey's dazu gemacht, und des Abends studirte mein Vetter die Japansche Mythologie und Philosophie, und in den Japanschen Calender.

Unterdeß kam ein Gerücht in der Stadt aus, ich weiß nicht durch wen, ich will aber wohl glauben, daß mir mein Vetter selbst diesen Streich gespielt habe, er hat seine Lust an solchen Dingen, diesmal wäre es aber bald übel für uns abgelaufen; ich hab's ihm auch auf dem Rückwege oft recht ernstlich zu Gemüthe geführt, und rund heraus zu ihm gesagt: Pamphile, Pamphile: es wäre bald übel abgelaufen. Er gab mir aber zur Antwort: „es wäre bald — also ists doch gut abgelaufen. Wie kann denn etwas übel ablaufen? Ihr habt doch Japan gerne gesehen, nicht wahr Vetter!“; darin hat er nun recht, Japan hab' ich gerne gesehen, aber es kam also ein Gerücht aus, daß ein großer Gelehrter und Polyhistor aus Europa, der alle Schriften gelesen und geschrieben, mit seinem Famulus in Japan angekommen sei. Das Gerücht ist vermuthlich weiter ins Land gegangen, und wir erhielten Ordre nach Hofe zu kommen.

Mir ahndete bei dem allen nicht viel Gutes, aber mein Vetter lachte dazu, und nannte mich von nun an gewöhnlich, Ihre Magnificenz! Ich wollte mit ihm Abrede nehmen, was ich bei der Audienz, und was er sagen wollte; er ließ sich aber auf nichts ein, und ich mußte ihm sehr lange gute Worte geben, bis er endlich noch d'rein willigte, daß, wenn der Kaiser etwas fragte, was der große Polyhistor nicht wüßte, ich ihn dann ansehen und er mir die Antwort ins Ohr sagen sollte; „aber, setzte er hinzu, Ihre Magnificenz müssen's höchstens nicht mehr als zweimal thun, sonst sag ich's dem Chan, warum Dieselben mich ansehen.“ Ich hab's auch nur Einmal gethan, und alles lieber selbst beantwortet, so gut ich denn gekonnt habe. Vieles von dem, was ich bei der Audienz vorgebracht habe, hatte ich vorher gelegentlich von meinem Vetter gehört, oder aus seinen Papieren behalten, und das übrige ist zum Theil schlecht genug; aber bei dem allen war's doch nicht anders, als wenn sein Geist bei der Audienz in mich gefahren wäre. Denn sonst hätt' ich das auch nicht vorbringen können, was ich noch vorgebracht habe.

Wir hatten schon in Nagasacki gehört, daß der Chan ein guter Herr sei, aber von lauter argen Schmeichlern umgeben, und daß sonderlich ein gewisser Albiboghoi, der dem Chan seine Serailangelegenheiten besorgte, und ohngefähr so viel als Hofjunker oder Hofmarschall titulirt ward, von allen den argen Schmeichlern der ärgste, und 'n rechter Ausbund und böser Mann sei, und gerade der introducirte uns bei der Audienz.

Auf dem Wege von Nagasacki nach Jedo sahen wir verschiedene sonderbare Japansche Thiere, als Kirim's, Kattsu's, Tatsdria's, Tatsmaki's, und gewaltig viel Hunde, die in Japan größtentheils keine Herren haben, und als Privatpersonen für sich leben. Bei einem Walde, nicht weit von Jedo, trafen wir von den grünen Fibakarri's an, aus denen eine berühmte Arznei gemacht wird, und weiterhin auf einigen Bäumen am Wege verschiedene Affen. Einer von diesen hatte einen Menschenschädel und spielte damit. Mein Vetter warf einen Stein auf den Affen, und der Schädel fiel herunter; der Unterkiefer fehlte daran, sonst war er ganz. „Steckt ihn bei,“ sagte mein Vetter zu mir, „wir wollen ihn begraben, wenn wir heimkommen, daß er wenigstens nun Ruhe habe; der arme Junge ist vielleicht genug in seinem Leben gehudelt worden.“ Das freute mich sehr. Mein Vetter ist 'n großer Liebhaber von Naturalien, und ich dachte gewiß, er würde den Schädel in seinen Muschelschrank legen wollen, und das wäre mir nicht recht gewesen. Aber so gehts mir immer, wenn ich seine Absichten errathen will, er hat mich allemal zum Narren, und darum hab ich ihn eben so lieb. Ich steckte also den Schädel bei, und wir gingen vollends nach Jedo. Gleich den andern Tag holte uns der Albiboghoi ab zur Audienz, wie folget.

Ich habe zuweilen das Japansche mit beigesetzt, damit man die gewaltige Energie dieser Sprache sehe, und sonderlich des x und der: wegen, samt wie so überall der spiritus asper steht, und nirgends ein kleines n ꝛc. ꝛc.

Es könnte zwar der Zweifel aufgeworfen werden: wie ich so geschwind Japanisch gelernt hätte; 's giebt aber bei dem ganzen Vorgang noch mehr Zweifel zu lösen, wer daran seine Lust hat. Das ist aber bei dieser Nachricht meine Absicht nicht gewesen, und ich bin überzeugt, daß um ihretwillen der Kaiser von Japan selbst, wenn ihm die Nachricht zu Gesicht kommen sollte, mir nicht würde ungnädig werden; hab's auch nicht verdient, und so kann sie der Leser, dünkt mich, sich auch gefallen lassen. Uebrigens hatte ich bei der Audienz meine rothe Weste an und ein langes Japanisches Kleid, und mein Vetter trug mir die Schleppe

---

Die Audienz.

Der Hofmarschall Albiboghi.

'LimaNeli 'Haschmu 'WaNschbok.

Ich habe die Ehre, Ew. Majestät den Sieur Asmus aus Wandbeck unterthänigst zu präsertiren.

(Ich machte hier eine tiefe Verbeugung vor dem Chan; ist lang und schön, und sah gegen den Albiboghoi aus wie'n Engel.)

Der Chan.

'Tame, 'Haschmu. :'Portoiabi 'Paschu.

Sei Er willkommen, Sieur Asmus.

(In der Grundsprache nannte der Chan mich eigentlich nicht Er, sondern Sie, vermuthlich, weil er mich für'n Gelehrten hielt, und wenn ich das wäre, hätte ich auch gerade zu Sie übersetzt, denn 'n Gelehrter muß immer Sie heißen und nicht Er; so aber habe ich lieber Er sagen w. n, damit man nicht meine, ich wolle groß damit thun, daß mich der Kaiser von Japan Sie genannt hat.)

Es ist mir angenehm, ihn in meinem Lande zu sehen. Aber wie ist er auf den Einfall gekommen, mir eine Romanze zu dediciren?

Asmus. 'Mni 'PiaNeti.

Ich habe von Natur einen besondern Respect für die Potentaten, die weit weg sind.

Der Chan.

'Tamiba 'Temibo.

Kommt er durch Norden oder durch Süden zu uns!

Asmus. 'TemibaNu 'Karuzu.

Wird wohl durch Süden sein, Sire, denn es ist sehr heiß gewesen.

Der Chan.

'HaifatuNeti.

Hat er eine vergnügte Reise gehabt?

Asmus. 'Haifatusolum 'RofuNa.

Man hat allemal eine vergnügte Reise, wenn man hingeht, einen guten Fürsten und ein glückliches Volk zu sehen.

Der Chan.

'Hoi Lirwimme 'Ratosta. 'Healobe 'Kepip

Ja, Künste und Wissenschaften werden hier im Lande geehrt. Ich liebe und belohne sie. Er hat sich, wie ich höre besonders der Poesie gewidmet?

Asmus. 'Schamfufu.

Ich-bit-te-E.-Maj.-unter-thä-nigst um Vergebung.

(Ich ward bei dieser Frage ganz verlegen, und wußte nicht, was ich dem Chan antworten sollte. Sagst du Nein, dacht ich, so könnte Er die Dedication ungnädig nehmen; und sagst du Ja, so ists eine Reservatio mentalis, und ich hatte keine

Luft auf Asiatischem Grund und Boden zu faseln. Und in solchen Fällen ist's wirklich recht gut, daß es Redensarten giebt, die weder Ja noch Nein sagen.)

Der Chan.

'ANoti 'Pipruse. 'WaNschbock 'Heomo.

Ich habe mir seine Romanze übersetzen lassen, und sie mit Vergnügen gelesen. Das Wandsbeck muß ein angenehmer Ort sein.

Asmus. 'Heomeo.

Ganz angenehm, Sire.

Der Chan.

'Hussiput 'Pipis.
Giebt es viele Poeten in Europa?
(Ich sah meinen Vetter an.)
Mein Vetter (mir in's Ohr.)
Poeten genug, große und kleine; und Ihr seid einer von den kleinen.

Asmus. 'Pipise 'Bramme 'Miosc 'Mioseti.

Poeten genug, große und kleine; und ich bin einer von den kleinen.

Der Hofmarschall.

'NipoNpi 'GaboNe 'FereNuzzi 'SchumfusiNu.

Der Japansche Poet Gabon ist ohne Zweifel der größte von allen Poeten, denn er hat sich an den größten Gegenstand gewagt, und Ew. Majestät erhabenes Lob und Dero Serails und Hofes Glanz und Herrlichkeit allerunterthänigst besungen.

Mein Vetter (mir in's Ohr).

Gabon heißt er, merkt Euch den Namen. Ihr könnt ihn künftiges Jahr in den Leipziger Musenalmanach schicken, oder an das seel. C. G. Jöchers Erbeß.

Der Chan.

'Heimore 'Missi.

Was sind in Europa für Anstalten sich in der Poesie zu perfectioniren?

Asmus. 'SchemiNa 'Bonte 'SchemiNto.

Wir haben da einen schönen Himmel und eine schöne Erde, Sire, und eine heilige Religion.

Der Chan.

'Habuse 'Pipi.
Wie hängt das mit den Poeten zusammen?
Asmus. 'Timsch.
Ich meine, eigentlich sehr nahe.

Der Chan.

'KermeiNe 'Lumpipi.
Was versteht er denn eigentlich unter Poeten?

Asmus. 'WaruNe 'SchemiNa 'BoNte 'SceminNto 'Hazitzit.

Helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel, und die schöne Erde, und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausflieg.n.

Der Chan.

'Pizotte 'Borei 'Haquirla. 'Tim 'Haquirliru-maNo.

Er wird am besten wissen, was er sagt. Aber wie stehts mit der Philosophie? Man sagt hier, daß die Philosophen in Europa auf allen Vieren gehen.

Asmus. 'Hubu:Kipuffer.:.

In ihren Schriften vielleicht; die hab ich nicht gelesen. In natura ist mir doch eben noch keiner so begegnet. Es soll zwar vor einiger Zeit einer diesen Gang in Vorschlag gebracht haben; bei unsrer Abreise war er aber, so viel ich weiß, noch unter ihnen nicht eingeführt.

Der Chan.

'Laila 'Haquiria 'Putosi, 'BumoNe. 'Sche-miNto.

Es ist ein gut Ding um die Philosophie! Sie klärt ein Land auf, und ist vortrefflich gegen Alfanz und Aberglauben, ganz vortrefflich. In meinem Lande steht sie oben an, neben der Religion. A propos, macht man in Europa viel aus Religion?

Asmus. 'Priprasai.

Viel und wenig, Sire, wie man's nimmt.

Der Chan.

'Ruzzi 'Haquirli 'BudsdoNe.
Hier machen die Philosophen den Priestern viel zu schaffen.

Der Hofmarschall.

'Atulamai: 'MemiNoiulu:, CramaiNe 'Ritozzo.

Ich muß bei dieser Gelegenheit einen allerunterthänigsten Gedanken äußern, den ich schon oft gehabt habe: Ob nemlich Ew. Majestät einmal daran gehen wollen, eine neue brauchbare Religion zu machen? Die Zeiten scheinen da zu sein. Der alte Aberglauben meckert wie ein Ziegenbock im Dunkeln, und ihm scheint selbst nach Ew. Majest. erhabnen Lumieres die Zeit lang zu werden.

(Es lief mir eiskalt über den Leib, als ich ihn so leichtfertig von seiner Religion sprechen hörte; und ich that heimlich einen Seufzer zu Gott, daß er ihm seinen Unverstand nicht zurechnen wolle.)

Der Chan.

'Aika 'RumNa 'SemNilo 'Potokai Jettasch.

Wahr ist es, die alten Fabeln von dem Geschlecht der drei und sieben himmlischen Götter, die zuerst, und von den fünf Halbgöttern, die nach ihnen Japan so viele tausend Jahre regiert haben, von den zwölf Jettas oder Himmelszeichen u. s. w. sind wirklich wider alle gesunde Vernunft.

Asmus. 'Rambasito: 'Fitosai 'PuN::.

Es ist der Weltlauf, Sire, daß einige Leute Fabeln und Anordnungen machen, und andre Leute darüber lachen und sie wieder abschaffen. In Europa hat man aber viele Beispiele daß die letzten nicht immer die klügsten gewesen sind. Die Mißverständnisse in der Welt kommen gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht versteht.

Der Hofmarschall.

'Ormito Isitataki.

Ah! der Vogel Isitataki! das ist ein gar vernünftiger Vogel gewesen.

(Was der Chan da sagte von den drei und sieben himmlischen Göttern, das sagte er nicht so aus seinem Kopf her; das ist wirklich die alte Tradition der Japaneser; mein Vetter hat das alles in ihrer Mythologie gefunden. Es wird aber so erzählt: der erste von diesen Göttern sei ein Sohn des Chan gewesen, seine allersubtilste Kraft, als es zuerst anfing sich zu bewegen und hernach habe immer ein Gott den folgenden durch Hülfe der über= und unter=himmlischen Elemente auf eine verborgene Weise generirt, bis endlich der siebente, Isanami, in ein leibliches Wesen übergegangen sei, und die unter Menschen gewöhnliche Art, sein Geschlecht fortzupflanzen, von dem Vogel Isitataki gelernet habe. Weiter kamen nun fünf Halbgötter 2c.

Das ist freilich dunkel; ich denke aber, wenn's deutlicher hätte sein sollen, hätten's die Leute ja wohl deutlicher gesagt.)

Der Chan.

'BisiNami 'Burro.
Aber der Isanami muß ein gar einfältiger Herr gewesen sein!

Der Hofmarschall.

'Aio 'Roosi 'Sete.

Freilich Roosi's Scharfsinn scheint ihm nicht beigewohnt zu haben.

(Roosi ist Stifter der einen berühmten Philosophischen Secte in Japan, und Sjaka der andern. Sjaka lehrte, daß die Seele unsterblich, und die Tugend der Weg zur Glückseligkeit sei in dieser und jener Welt. Roosi aber war'n Bruder Studio; er lachte über die Tugend und über jene Welt, und statuirte, daß man nichts klügers thun könne, als sich's in dieser recht gut schmecken zu lassen, und daß Leute von Verstand und Bon Ton es von jeher auch so gehalten hätten. Der Narr hat auch den Stein der Weisen gesucht, damit er und seine Gesippschaft recht lange liederlich sein könnten.)

Der Chan.

'BoNoNte 'Roosi 'Matoddo.

In Europa kennt man vermuthlich den Roosi und seine Lehre nicht. Hier findet sie allgemeinen Beifall, Sieur Asmus.

Asmus. 'Hogsutj'o 'Roseli.

Den finden sie überall, Sire! und man wird ihn finden, so lange die Welt steht, denn sie leuchtet jedem gar zu natürlich ein.

Der Chan.

'SomeNto 'Filete 'Oschsa PituNi 'Quirli-schemiNto.

Die Welt ist, wie ich höre, sich überall gleich. So wird's auch wohl in Europa an Einwendungen und Zweifeln gegen die Religion nicht fehlen.

Asmus. 'LeschschoNg 'BalmaNeraku 'Tif.

Herr Lessing hat noch ganz neuerlich in seinem vierten Beitrag verschiedene Zweifel eines Unbekannten bekannt gemacht, davon einige recht gelehrt und artig sind. Er hat sie aber widerlegt.

Der Chan.

'Tif.

Hat er sie widerlegt?

Asmus. 'Hairo 'Pulote.

Nicht eben förmlich; denn er ist unpartheiisch.

Der Chan.

'Butoquirle.

Herr Lessing gehört doch auf die Bank der Philosophen?

Asmus. 'Ruto: Habussi 'Ruf.

Ich wollte aber doch rathen, daß Ew. Maj. ihm lieber seinen eigenen Stuhl setzten. Die gewöhnlichen Bänke passen nicht für ihn, oder vielmehr er paßt nicht für die Bänke, und sitzt sie alle nieder.

Der Chan.

'LamaiNowe.

Wie hat er's denn eigentlich bei den Zweifeln gemacht?

Asmus. ::Xipuixo:.

Wie er's immer macht, Sire. Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der soll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarschieren: marschiert ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten und besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel 'n Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie Niemand Victoria, wenn er 'n alten rostigen Musquedonner Einmal mit loosem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain, als er soutenirren kann, und als der Fuß der Religion bedarf! rc. rc.

Der Chan.

'HaleschschoNg 'Seira. 'Nipo Nipol.

Herr Lessing gefällt mir. Sollte er wohl Lust haben, nach Japan zu gehen?

Asmus. 'OrpauNex.

Ich weiß nicht, Sire! wenigstens müßten Ew. Maj. ihm die Condition sehr bündig und detaillirt vorlegen lassen, denn er mag gern alles hell und klar mit seinen Augen sehn.

Der Chan.

'TuNepioNe: 'Bambalte.

Ich würde ihm gewiß mehr halten, als ich ihm versprochen hätte, und er vorher vermuthen könnte.

Die förmliche Widerlegung der Zweifel ist also noch nicht gekommen?

Asmus. 'Sammatta 'Fammulo.

Noch nicht, so viel ich weiß, wird aber vielleicht noch kommen, vielleicht zögert sie aber auch noch; das muß man abwarten, Sire.

Der Chan.

'Repisi.

Ihm scheint an dieser Widerlegung nicht sonderlich viel gelegen zu seyn?

Asmus. 'I.

Gar nichts, Sire.

Der Chan.

'Pipetoi.

Die Poeten sind gewöhnlich Spötter und schlechte Heilige; es geht hier auch so.

Asmus. 'AruNze:: 'PolPiter 'BreNbaNum.

Das ist nun hier der Fall eben nicht. Ich sehe aber, nach Herrn Lessings electrischen Funken, die Religion als eine Arznei an, und den Zweifler als den Doctor Peter, und den Widerleger als den Doctor Paul, die beiderseits die Arznei vor sich auf dem Tisch liegen haben und darüber streiten.

Der Chan.

'BreNzeha.

Und wozu will er die beiden Doctors brauchen?

Asmus. ::'XanPolPiter: 'RebeNu.

Wenn ich nun krank und elend neben dem Tisch und den beiden Doctors stände, und gerne geholfen sein wollte, und der Doctor Paul behielte Recht, so würde ich doch nicht gesund werden, wenn ich die Arznei nicht einnähme; und nähme ich sie ein und sie wäre gut, so würde ich gesund werden, und wenn auch der Doctor Paul Recht behielte. Und also ist das Rechtbehalten nur für die Herren Auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, Sire, der gesund worden wäre, würde, auch für die Herren Auditores, mehr beweisen und schaffen, als hundert Siege der Paul's über die Peters.

Der Chan.

'Aibapirre.

Das ist wohl wahr, aber das Einnehmen ist so unangenehm und genant.

Asmus. 'Bugodompo 'BaloNi.

Nun so bleibt man krank; aber das Gefühl der Gesundheit ist doch so herrlich, Sire! und eines Versuchs, und, sonderlich für einen Mann, des bischen bittern Geschmacks wohl werth.

Der Chan.

'Salbe Barballa.

Ich habe nichts dagegen. Aber auf etwas anders zu kommen; wie viele Weiber hat ein Mann in Europa?

Asmus. 'U.

Nur Eine, Sire.

Der Chan.

'SoNe'V.

Nur Eine? Damit kommen wir nicht aus, Herr Hofmarschall.

Der Hofmarschall.

'Hami 'NaperliNo.

Ich bin glücklich, daß ich einem Herrn diene, dem ich täglich neue Proben meiner Devotion geben kann.

Asmus. 'Umbatafo 'RaboNu.

's ist auch 'n Volk in Europa, das nicht damit auskommt; aber wir halten es besser, nur Eine zu haben.

Der Chan.

'Talla 'Le Suito.

Und warum denn das? Vier Canarienvögel singen doch mehr Töne als einer.

Asmus. 'Nasui: Xaremo:

Es ist uns aber nicht um's Singen allein bei den Canarienvögeln; sie müssen uns auch den ganzen Tag auf Hand und Schultern hüpfen, und aus dem Mund essen und aus unserm Becher trinken. Mit einem Wort, Sire, wir sehen die Weiber auch als unsre Freunde an, und lieben sie von ganzem Herzen: und kann der Kaiser mehr als Eins von ganzem Herzen lieben?

Der Chan.

'Ip.

Es ist etwas darin.

Asmus. 'SpaNaNamube:: 'Homi.

Bei den Vielweibern hat auch selten ein Mann so viel Kinder, als bei uns, und gibt es was Schöneres und Herzlicheres in der Natur, als 'n Vater in einem großen Schwarm von Kindern, und neben sich das Weib, das sie ihm alle geboren hat?

Mein Vetter (bei sich selbst).

—οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον,
Ἡ ὅθ' ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον
Ἀνὴρ ἠδὲ γυνή· πολλ' ἄλγεα δυσμενέεσσι
Χάρματα δ' εὐμενέτῃσι· μάλιστα δέ τ' ἔκλυον αὐτοί.

Der Chan.

'Craimi 'Bugio.

Was sagen Sie dazu, Herr Hofmarschall?

Der Hofmarschall.

'Puleste 'Baisanto 'WerwiNti.

Für den Pöbel mags gelten; aber ein Fürst muß in allen Stücken groß und frei sein. Er ist der Gärtner in seinem Garten, und wo er eine schöne Blume sieht, wenn sie auch schon an jemandes Busen säße, da nimmt er sie mit hoher Hand und geht weiter.

Mein Vetter (bei sich selbst).

God bless my soul, whas does that rascal say.

(mir in's Ohr).

Fragt doch den Herrn Hofmarschall einmal wie er das meint?

Asmus. 'Saimia 'Pup.

Wie meinen Ihre Excellence das?

Der Hofmarschall.

'Saimo 'Tipo.

Wie ich's meine? — was meint er?

Asmus. KeturNoba.

Ja, ob es zum Exempel auch Recht ist, wie Ihre Excellence zu sagen belieben?

Der Hofmarschall.

'JopetiNoa 'TurNopa.

Was dem Fürsten gelüstet, ist Recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter.

Asmus. 'Mui.

Die armen Unterthanen also?

Der Hofmarschall.

'Amui 'Epurcpez.

Was Unterthanen! die braucht man, wozu sie gut sind, und wozu die Götter sie gegeben haben.

Asmus. 'Saimi 'Repezzo 'Bi.

Und wozu meinen Sie, daß die Götter sie gegeben haben, ich bitte Ew. Excellence um Gottes Willen.

Der Hofmarschall.

'Bialte 'PoiuNho.

Wozu? — regiert zu werden; dem Fürsten zu Gebot zu stehen. Wozu sonst?

Mein Vetter (mir ins Ohr).

Sagt ihm, daß die Götter keine Hofmarschälle sind.

Asmus. 'Nepi Bugiosi.

Die Götter sind keine Hofmarschälle, Ihre Excellence.

(Der Chan lachte, aber ich hätte das nicht sagen sollen. Es war doch spöttisch, und ich merkt' es dem Albiboghoi auch wohl an, daß er mir deswegen keine Pension geben würde, wie der geneigte Leser auch gleich merken wird.

Der Chan.

'BamaNe, Jura.

Aber Sieur Asmus, was soll ich ihm für seine Dedication für eine Gnadenbezeugung machen?

Der Hofmarschall.

'Ater 'Sioka 'Mavai.

Dürfte ich unterthänigst vorschlagen, ob Ew. Maj. ihm, nach der löblichen Gewohnheit einiger Ihrer großen Vorfahren, die Gnade wollten angedeihen lassen, daß er sich in Ihrer hohen Gegenwart den Leib aufschneiden dürfe.

Asmus. 'Mavai 'Po.

Den Leib aufschneiden? ich verstehe Ew. Excellence nicht.

Der Hofmarschall.

'Ater 'Amave 'PioNha.

Der Kaiser will ihm gnädigst erlauben, daß er sich hier in Seiner Gegenwart den Leib aufschneiden darf.

Asmus, 'Ama.

Was für 'n Leib, Ihr Excellence?

Der Hofmarschall.

'Binsima 'RomiNo.

Einfältiger Europäer, seinen eignen, da unter der schönen rothen Weste.

Asmus, 'Laimi 'Pi 'ZoNti 'Korkuzo.

Ich bitte Ew. Excellence, nehmen Sie mir das nicht ungnädig. Ich bin ein Königlich Dänischer Unterthan, und will's mir gehorsamst verbeten haben.

Mein Vetter.

'Bre 'Misro 'Burro 'Bar.

Hört Herr Hofmarschall, treibt euern Muthwillen mit den Japanesern, wenn ihr's nicht besser haben wollt, meinem Herrn habt Ihr nichts zu befehlen.

Asmus (leise zu meinem Vetter).

Vetter! Vetter! wir sind in Japan.

Mein Vetter (zu mir).

So sind wir ja am rechten Ort, närrischer Kerl. Die Weiber müssen sich doch zuweilen den Kaiserschnitt gefallen lassen, so werdet ihr wohl nicht bange sein?

(Mir war gar nicht wohl. Mein Leib war mir lieb und dazu dacht ich: was wird Frau Rebecca sagen? Der böslich Kaiserschnitt ist wirklich sonst in Japan Mode gewesen. Der Kaiser Buretz, der im sechsten Jahrhundert regiert hat, pflegte den schwangern Frauen, zur Lust mit eigner Hand den Leib aufzuschneiden; er ließ Leute lebendig oben in den höchsten Bäumen aufhängen, und dann mit Pfeilen nach ihnen schießen, oder auch die Bäume absägen. In Siam ist 1689 ein Priester aus Pegu an einen Pfahl geschlossen, und lebendig aufgeschnitten worden, und große Hunde haben ihm die Därme aus dem Leibe fressen müssen u. s. w. Das alles ging mir im Kopf herum, und mir war, wie gesagt, gar nicht wohl.

In der Angst fühlte ich, wie man bei solchen Gelegenheiten wohl thut, auf meiner rothen Weste und in allen Taschen herum, und zog von ungefähr den Schädel heraus, und als ich die Augen darauf schlug, fiel mir ein, was mein Vetter von „gehudelt werden" sagte, und mir kam eine Empfindung ins Herz, die ich nicht beschreiben kann, daß ich hätte mögen um mich hauen, und zu gleicher Zeit die Hände sinken lassen, und bitterlich weinen. Ich trat mit dem Schädel vor den Albiboghoi:)

Asmus. Wie gefällt er Ew. Excellence?

Der Chan.

Was hat er da? Sieur Asmus?

Asmus. Es ist 'n Menschenschädel, lieber Kaiser, der Unterkiefer fehlt daran, sonst ist er ganz. Wir haben ihn auf dem Wege gefunden und wollen ihn begraben, wenn wir heimkommen, daß er wenigstens nun Ruhe habe. Der arme Junge ist vielleicht genug gehudelt worden.

Der Chan.

Mir graut, wenn ich ihn ansehe.

Asmus. Mir nicht. Ich habe dem Mann in seinem Leben kein Leid gethan.

Der Chan.

Wer war er, Albiboghoi? und leben noch von den Seinen?

Asmus. Es war 'n Mensch, lieber Kaiser! und sein Leben und Glück in dieser Welt war Deiner Hand anvertraut. Alle Japaneser sind seine Brüder, und alle Siamer, und Chinesen und Malayen, und Moguln, und wir Europäer auch. Ich sage Dir Dank, im Namen der Europäer, für alles Liebes und Gutes, was Du ihm gethan hast. Er ist nun todt, und wenn er tugendhaft und fromm gewesen ist, hat er's nun besser als wir. Wir müssen aber alle sterben.

Der Hofmarschall.

Ihro Majestät dürfen ihn nicht länger in dem Ton fortreden lassen. Die Hofetiquette leidets nicht.

Mein Vetter (bei sich selbst.)

Damn'd Courtier!

Asmus. Ja du lieber Kaiser, alle Menschen sind Brüder. Gott hat sie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen diese Welt, daß sie sich darin bis weiter wie Brüder mit einander freun und lieb haben, und glücklich sein sollten. Sie konnten sich aber nicht vertragen, und thaten sich unter einander allerhand Unrecht und Herzeleid an; da wählte Gott die besten, die edelsten unter ihnen aus, die demüthig, weise, gerecht, reines Herzens, gütig, sanftmüthig und barmherzig waren, und verordnete sie, bei den übrigen Vaterstelle zu vertreten. Und das sind die Fürsten, Kaiser und Könige.

Der Hofmarschall.

Ihro Majestät erlauben Sie ihm doch —

Der Chan.

Was denn Herr Hofmarschall?

Der Hofmarschall.

Daß er sich den Leib aufschneide. Das wird ihn auch auf andre Gedanken bringen.

Der Chan.

Ihr habt ja gehört, daß er keine Lust hat. Laßt mir aber zwanzig Goldbarren hereinbringen.

Sieur Asmus, seine Philosophie gefällt mir; aber ein Fürst hat doch Recht und Macht über seine Unterthanen, und sie müssen ihm gehorchen?

Asmus. Freilich müssen sie ihm gehorchen, in allen Stücken, ohne Widerrede, und nicht allein dem gütigen, gelinden, sondern auch dem wunderlichen. Aber eben weil sie das müssen, wählt Gott gute Leute zu Fürsten, die keinem Menschen etwas zu nahe thun können.

Der Chan.

Aber Zorn und die andern Leidenschaften, Sieur Asmus! Und überhaupt, wie kann ein Mensch immer wissen und thun was Recht ist?

Asmus. Ein guter Fürst fürchtet Gott, und bittet von ihm Weisheit, daß er wohl regieren möge, und dann giebt ihm Gott Weisheit und salbt ihm sein Herz mit hoher himmlischer Gesinnung, und dann kann er alles, und achtet keiner Mühe, vergißt sich und seine eigne Glückseligkeit ganz und gar, und lebt und webt nur für sein Volk.

Der Chan.

Aber was hätte man davon, Fürst zu sein?

Asmus. Frage die Sonne, was sie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen. Und siehe, sie geht! fröhlich wie'n Bräutigam, und vom Aufgang bis zum Niedergang triefen ihre Fußtapfen von Segen. Der es ihr geheißen hat, wird sie auch dafür zu belohnen wissen. Stelle Dir ein weites Land vor, lieber Kaiser, wo in jeder kleinen Hütte vergnügte Leute wohnen, die ihren Fürsten lieb haben, alle Morgen 'n Abendsegen für ihn beten, und gerne ihr Leben für ihn ließen — möchtest Du nicht der Fürst sein? Und das ist nur so 'n kleiner Vorlaut des Lohns. Ein guter Fürst soll und kann von Menschen nicht belohnt werden; er sitzt mit den Göttern zu Tische.

Der Chan.

Sind die Fürsten alle so in Europa?

Asmus. Kaiser, ich bin zu gut, eine Lüge zu sagen; ich weiß es nicht. Die aber so sind, die haben sanften Schlaf, und sind angenehm im Himmel und auf Erden.

Der Chan.

Er hat wohl Recht, Sieur Asmus! Es muß ein Vergnügen sein, wenn man den Unterthanen recht und wohlgethan, und bei jedwedem, der einem begegnet, einen Dank zu gute hat. So ein Schädel mag denn auch besser anzusehen sein. Ich hätte fast selbst Lust —

Asmus. Gott segne Dich, Kaiser, und walte über Dich. Du wirst Dich zum glücklichsten Mann in Deinem Reich machen, das ist gewißlich wahr! Und denk' an mich lieber Fürst, wenn Du Dich einmal so ruhig und wohlgemuth in den Beinhäusern Deines Reichs hinsetzen kannst, als 'n Vater früh Morgens in der Schlafkammer seiner Kinder, wenn's kleine Gesindel noch in den Betten herum liegt und schläft.

Der Chan.

Aber warum wären denn nicht alle Fürsten so, und immer alle so gewesen?

Mein Vetter (bei sich selbst).

ἀλλά σφιν νεφέλη πραπίδεσσι μελαίνη
Ἀμφιπεριπιασθεῖσα, βαδίζεμεν ἀνθεμόεντα
Εἰς ἀρετῆς λειμῶνα πολυστέφανόν τε μεγαίρει.

Asmus. Wer kann das sagen, Sire? Weil sie's nicht wissen, weil sie's nicht können. Es hält bei jedem ehrlichen Mann schwer, klug zu werden, da unser einer doch täglich und auf mancherlei Weise seiner Sterblichkeit erinnert, und so oft mit der Nase darauf gestoßen wird, — und nun dies und das und nun die Kratzfüßer und Schmeichler. O! die haben schon manchen guten Fürsten auf ihrer Seele.

Der Chan.

Wie könnte Schmeichelei so viel schaden?

Asmus. Hast Du wohl eher eine Katze gesehen? Je mehr man der den Rücken streichelt, desto höher hält sie den Schwanz.

Der Chan.

Und weiter.

Asmus. In jedem Menschen ist eine solche Katze, Sire; und klein und niedrig muß der Mensch zuvor sein, sonst kann er nicht groß und gut werden. Die Schmeichler machen's umgekehrt, und es ist schwer, ihnen zu entrinnen. Wir haben in Europa unter andern einen König, Kanut, den Großen genannt, nicht so wohl, weil er Länder erobert, als weil er einmal seine Hofleute, die ihm schmeichelten, öffentlich und ernstlich gescholten, und mit Verachtung von sich gewiesen hat. Es ist davon ein eigner Kupferstich zu haben.

Laß Dich die Schmeichler nicht verführen, lieber Kaiser, und glaube ihnen nicht. Sie sagen Dir nicht, was Recht ist, sondern was Du gerne hörst, und es wäre doch Schade um Deine schöne Krone, wenn Du sie je durch Unrecht entehren solltest. Sieh um Dich, und wenn Du einen Mann in Deinem Reich findest, lieber Kaiser, der Dir immer die Wahrheit sagt, auch wenn Du sie nicht gerne hörst, der ist der rechte Mann, den wähle Du Dir zu Deinem Freund und ehr' ihn hoch, denn er ist's werth, und achtet und liebt Dich mehr als sie alle.

(Die Goldbarren werden hereingebracht.)

Der Chan.

Da, Sieur Asmus, sind zwanzig Goldbarren, nehm er sie zum Andenken von mir an.

Asmus. Ich danke Dir, Sire. Ich kann sie nicht fortbringen, und überdem hab' ich Goldbarren genug zu Hause.

Der Chan.

Ich kann ihn nicht unbeschenkt von mir lassen; so bitte er sich sonst von mir eine Gnade aus. Sie betreffe, was sie wolle, bei meiner Krone! ich will sie ihm gewähren.

Asmus. Weil der Kaiser befiehlt, so will ich gehorchen. Diese Gnade betrifft aber den Albiboghoi, und ich bitte um eins von seinen Ohren.

Der Chan.

Er soll's haben.

(Der Chan klingelte, daß sein Chirurgus gerufen würde.)

Der Hofmarschall (zu mir).

'Opupi 'Laipu 'Olemia 'Pipasi 'Piposi.

O du allerweisester Europäer! Du allergrößter Philosoph! und Poet! und Prophet! Ich bete dich in meinem Herzen an, und habe dich lange in meinem Herzen angebetet. Sei mein Freund, ich habe allerlei Kleinodien, und Diamanten, und schöne Mädchen, und Smaragden, und Landgüter, und Perlen. Komm doch, und sieh es an und wähle.

Asmus. 'Aru Nha 'Terremehu 'Katalba. 'Waita. 'Kirozzi.

Ich kann von Ew. Excellence nichts brauchen als das Ohr, und das will der Kaiser mir geben. Uebrigens dauerst du mich, Albiboghoi, weil du so'n schlechter Mann bist, und könntest es selbst so gut haben! — Das eine Ohr ist nicht mehr zu retten, mache nur daß du das andere mit Ehren trägst.

Der Hofmarschall (sehr heftig).

Quelle Bête! Cependant il attrapera mon oreille, Diable m'emporte. Diable, Diable! Mais mon Dieu, Sa Majesté Japonaise si éclairée a-t-elle pû accorder une grace comme ça à un Fanfaron d'Europe!

(Er konnte also französisch, und sprachs recht gut aus, so viel ich davon verstehe; doch kehrte er gleich zu seiner Muttersprache zurück, und fuhr mit Ungestüm fort, und schlug dabei die Hände über'n Kopf zusammen.)

'Pairuzzo 'Krapo Nti.

Aber das ist Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!

Mein Vetter.

'Jobeti Nos 'Tur Noba.

„Was dem Fürsten gelüstet, ist recht, und seine Neigungen sind Winke der Götter.“

(Der Bediente sagte an, daß der Chirurgus da sei, und der Chan ging hinaus und hieß den Albiboghoi nachfolgen.

Der Chan (im Herausgehen).

'Capsu No 'Aschmu.

Will er den Kopf auch, Sieur Asmus?

Asmus. 'A 'Waita.

Nur das Ohr, Sire!

(Der Albiboghoi schien von meiner Antwort mehr erbaut zu sein, als von der Frage des Kaisers, und folgte ihm langsam, und wie es anzusehen war, sehr ungerne nach. Wie er nun so hinausging, dauerte er mich doch fast; und wenn ich nicht geglaubt hätte, 'n Gotteslohn mit dem Ohr zu verdienen, ich hätte selbst wieder dafür gebeten. Unterdeß war's mir sehr lieb, daß die Operation draussen geschah. Als sie hinaus waren ließ mein Vetter die Schleppe fallen und trat vor mich hin: „Aber Vetter, so wahr ich Euer Famulus bin, Ihr seid „viel gescheuter in Asia als Ihr in Europa seid! Was doch „das Clima thut! Uebrigens habt Ihr einen Kuß bei mir zu „gut. Kommt, wollen's gleich abmachen.“ Indem kam der Chan wieder herein, und hinter ihm das abgeschnittene Ohr in einer Porcellan-Dose. Er nahm gleich Abschied, und war so gnädig, mir seine Hand zu geben.

Der Chan.

Leb er wohl, Sieur Asmus! Er läßt einen Freund in Japan zurück. Grüß er Herrn Lessing, — und hier ist das Ohr des Albiboghoi!

Asmus. Lebe wohl, Gott segne Dich, und gebe Dir langes Leben!

(Ich steckte das Ohr bei, und blieb stehen und hielt auch des Chan seine Hand.

Asmus. Ich habe noch Eins auf dem Herzen, Sire, Wir haben in Nagasaki so viele Soldaten und Kanonen gesehen: wenn Du irgend umhin kannst, lieber, guter Fürst, so führe nicht Krieg. Menschenblut schreiet zu Gott, und ein Eroberer hat keine Ruhe.

(Und damit drückte ich ihm seine Hand, bückte mich und ging weg, und die Thränen standen mir in den Augen.)

(So bald wir zurück nach Nagasaki kamen, that ich das Ohr in Spiritus, und band das Glas mit reiner Blase zu.)

Briefe an Andres.

Erster Brief.

Es geht mir eben so, Andres, wenn ich in der Bibel von einem Alten und Neuen Bunde, von einer Connexion und einem Verkehr zwischen dem HÖCHSTEN Wesen und unserm Geschlecht lese; ich mache auch oft das Buch zu, und falte die Hände, daß die Menschen vor Gott so hoch geachtet und werth sind!

Es drückt einen das freilich nieder in den Staub; aber man kriegt zu gleicher Zeit Respekt für sich selbst, und wittert Morgenluft — und man kann und kann den Mittler zwischen beiden nicht genug ansehen und lieben, und möchte ihn für andre mit lieben, die es nicht besser wissen.

Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten; aber wie umwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur, und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. Er kann ihrer nicht entbehren; und es ist nicht möglich, wenn sie ihm erscheint, daß er sein Haupt nicht vor ihr beuge.

Irren ist menschlich, Andres! Aber die Wahrheit ist unschuldig. Sie ist immer bereit und werth, und wird auch wohl am Ende Recht behalten.

Aber es macht Dir graue Haare, schreibst Du, unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehen. — Du liebe, gerechte Seele, mag es doch; wer sie um ihn trägt, der trägt mit Ehren graues Haar.

Zwar seinetwegen brauchst Du Dir keine wachsen zu lassen. Er wird wohl bleiben, was er ist. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es Dir schaden, ob sie erkannt oder genutzt wird, oder nicht? Sie bedarf keines, und es ist die Größe und Herrlichkeit ihrer Natur, daß sie immer bereit ist, von Undank nicht ermüdet wird, und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünsten ringt, um sie zu reinigen und zu vergolden.

Laß sie denn ringen, Andres; und brich Dir auch um was Du nicht ändern kannst das Herz nicht.

Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und Du können es nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten.

Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich gutes und in sich groses, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen, und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet; und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt.

Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören, an ihn zu glauben?

Nur eine so zarte und überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt, und sie kann von Menschenhänden nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Deßwegen ist auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menschen kein Ende gewesen.

Von allen den Streiten sind die, welche die Bibel aufrecht halten und doch alles Uebernatürliche natürlich machen und mit ihrer Philosophie belegen und reimen wollen, unstreitig die schwächsten, denn sie haben weder Verstand noch Muth, und sind nicht Fisch noch Fleisch. Dazu sind sie immer in Noth und kommen nicht zum Ziel, denn es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten; und wenn sie nicht zum Ziel kommen, so haben sie nichts.

Wer menschliche Weisheit seyn läßt, was sie ist, sich aber bescheidet, daß es eine grösere gebe, und Gott Mittel und Wege haben könne, davon der Mensch nicht weiß, und daß es eine Offenbarung über unsre Einsichten seyn müsse, und das Unbegreifliche an ihr kein Flecken, sondern, wenn sie sonst das Gepräge göttlicher Liebe trägt, grade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne sey, der ist besser daran, und kann allen den Zänkereien unbekümmert zusehen, und indeß in seine Scheuern sammeln.

Alles muß allerdings zusammen hängen, und wird sich auch wohl reimen lassen, wenn die data bekannt sind. Die Spekulanten lassen es sich nicht träumen, daß das brillanteste Feld der Speculation hinter der Kirchmauer liege.

Doch, dem sey wie ihm wolle, Andres; wir glauben der Bibel auf's Wort, und halten uns schlecht und recht an das, was die Apostel von Christus sagen und setzen.

Die ihn selbst gesehen und gehört haben, und an seiner Brust gelegen sind, die sind ihm doch näher gewesen, als wir und die Glosse. Und was auch bisher unter den Gelehrten erfunden seyn mag, und wie gut sie auch wissen und verstehen mögen, so scheint es doch, die Wahrheit zu sagen, daß die Apostel es besser wissen und verstehen müßten.

Lebe wohl, Andres, und schreibe bald wieder.

Dein rc.

Zweiter Brief.

Als die Leute in dem Markt der Samariter, bei denen unser Herr Christus Herberge bestellen ließ, ihn nicht annehmen wollten, sprachen seine Jünger Jacobus und Johannes: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias that. — Und das nimmst Du so übel und kannst es den beiden Jüngern nicht vergeben und vergessen! — Du freust einen, Andres! Aber ich kann auf meinen Jakobus und Johannes nichts kommen lassen, und ich muß ihnen bei Dir das Wort reden und ihre Ehre retten.

Vorläufig darf man über das „Feuer vom Himmel fallen lassen" so ängstlich nicht seyn, denn es hat damit gute Wege; und wer es kann fallen lassen, der wird schon wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Ueber Handlungen höherer Ordnung können wir nicht urtheilen, und so müssen wir auch nicht darüber urtheilen wollen. Die Sache, wovon hier geredet wird, ist bloß menschlich, und da will ich, wie gesagt, versuchen, die Donnerskinder mit Dir auszusöhnen.

Erstlich hatten sie das Exempel des Elias vor sich, den sie noch kürzlich in sehr glorreichen Umständen gesehen hatten; und dann suchten sie ihres Meisters Einwilligung, und natürlich auch seine Kraft. Doch, Du pflegst zu sagen: schweige von einem andern, oder setze dich an seine Stelle. Wir wollen uns dann hinsetzen. Es sitzt sich ohnedas an der Stelle so gut.

Christus war mit den Jüngern auf der Reise nach Jerusalem. Er reiste hier eigentlich in Angelegenheiten der Samariter, und that diese Reise, wie alle das andere, um sie und alle Menschen sanft zu betten, und ihnen ewige Herberge zu bereiten. Zwar das mochten die Jünger, ob er ihnen gleich verschiedentlich darüber gesprochen hatte, doch vielleicht noch so ganz nicht begriffen haben. Aber sie waren doch zwei, drei ganzer Jahre mit ihm herumgezogen, und hatten gesehen, daß er nicht seinetwegen umherzog, und nicht gekommen war, sich dienen zu lassen; daß er nichts als Gutes lehrte, und Gutes that, links und rechts, und ohne Ansehn der Person, und daß er sich nicht zweimal bitten ließ, und jedem der sein bedurfte, mit Liebe und Freundlichkeit zuvor kam. Dazu war es itzt das letztemal, daß er ihre Herberge brauchte, denn die Zeit war erfüllt, daß er sollte von hinnen genommen werden, und er ging hier der Schmach und dem Tode entgegen. — Und nun wird ihm das Nachtlager versagt, und seine Boten werden abgewiesen... Andres, kannst Du es den Jüngern übel nehmen, wenn sie da unwillig wurden? Der ist kein schlechter Mann, dem die Galle überläuft, wenn er so Gutes mit Undank belohnen, und Recht und Billigkeit mit Füßen treten sieht!

Und nimm nun noch dazu die Anhänglichkeit und Liebe, womit die Jünger ihrem Herrn und Meister zugethan waren und anhingen. Wem alles gleichviel und einerlei ist, der hat gut sprechen. Aber, wem es an Etwas gelegen, und in der Brust nicht hohl ist, dem ist anders zu Muthe, als den Eiszapfen am Dache des Toleranz-Tempels. Das Herz hat auch seine Rechte, und läßt nicht mit sich spielen wie mit einem Vogel. Ueberhaupt ist es nicht Unrecht, Auge um Auge, Zahn

um Zahn! Und schilt mir den Mann nicht, der für Recht und Billigkeit stehen bleibt, und die Hand an's Schwert legt. Etwas von den Drei-Männer-Trotz, der sich auf nichts in der Welt als auf sich selbst und seine gute Sache stützt, und doch vor der Gewalt und Menge nicht beugen will, ist nicht so übel, „Unser Gott," sagten sie, „kann uns wohl erretten; und wenn er es auch nicht thun will, so sollt ihr dennoch wissen, daß wir das goldene Kalb nicht anbeten wollen."

Kurz, wie es an den drei Männern edel war, daß sie an Feuer nicht dachten, so war es an den beiden Jüngern nicht unedel, daß sie daran dachten.

Freilich, Christus bedräuete sie; und wer das „Feuer vom Himmel" in seiner Hand, unter seinem durch und durch gewürkten Rock zurückhalten und verbergen, und sich vor Freund und Feind wie ein Verbrecher hinführen lassen konnte, damit der Wille des Vaters im Himmel geschehe, der konnte dräuen, und vor dem hatten die Jünger sich zu schämen, daß sie nicht wußten, wes Geistes Kinder sie waren. Aber ich will auch wissen, daß sie vor einem jeden andern Geist sich nicht zu schämen hatten, und daß der Geist des Christenthums nicht ohne Ursache ein Geist der Herrlichkeit genannt wird.

Gut ist ein ander Ding als edel; und Frei-seyn ein ander Ding als an seiner Kette reißen und rütteln. Edle Menschen gibt es von Natur, aber gut ist Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat.

Dein 2c.

Dritter Brief.

Ich soll Dir das weiter aus einander setzen. —

Edel ist: Ahnung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre, und mit sich kämpft und streitet, daß er's sey, der ist ein edler Mann.

Was soll ich Dir viel aus einander setzen? Du weißt ja, besser als ich, wie es geht. Man will gern immer — das Eitle nicht lieb haben, unparteiisch seyn, nicht böse werden, wenn man beleidigt wird, geistlich gesinnt seyn u. s. w.; aber man kann es nicht. Wenn auch auswendig, so geht es doch inwendig nicht rein ab. Und wenn auch das Feld behalten wird, so ist darum doch kein Friede. Der Feind bleibt im Lande, und man muß mit dem Gefangenen sich placken und plagen.

All Fehd ein Ende, und rein Haus machen, das ist die Weisheit Gottes, welche die Edeln gelüstet zu schauen, die Weisen wissen, und die Thoren verachten.

Edel ist also nicht gut; aber es ist darum edel und nichts gemeines, und ihm gebührt Ehre und Achtung von Jedermann, wo es sich sehen läßt.

Von den Mund-Edeln, die nämlich nur von Edel und Gut sprechen und schreiben, tiefgelehrt oder ungelehrt, ist hier die Rede nicht. Die werden gar nicht mitgezählt.

Ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menschen, und ohne Kampf kennet er die Kluft nicht, die in unserm Inwendigen zwischen Wollen und Seyn, zwischen Edel und Gut befestigt ist, und kann sie nicht kennen. „Die auf dem Meer fahren, die sagen von seiner Fährlichkeit. — Daselbst sind seltsame Wunder, mancherlei Thiere und Wallfische; durch dieselben schiffet man hin."

Erfahrung machet den Meister. Und nur die, welche sich in den Defileen und Labyrinthen jener großen Kluft versucht, und mit den seltsamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedes gekämpft und sich selbst daran gewagt haben, nur die können wissen, ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heiligen Zweiges bedarf oder nicht. Und es wäre sehr lustig zu sehen, wenn ein Stuben-Zeichner einen solchen edeln Ritter und Veteran, der unter den Waffen an Ort und Stelle grau geworden ist, aus seinen Landkarten zurecht weisen und eines bessern belehren wollte.

Du siehst denn, welchen Leuten die Religion gleichgültig und entbehrlich bedünken kann, und welchen Leuten sie unentbehrlich und heilig ist; und daß diese, alle Complimente bei Seite gesetzt, sich ihrer Anhänglichkeit und Achtung nicht zu schämen brauchen.

Leb wohl, Andres.

Vierter Brief.

Du möchtest gern den Sinn der unterirdischen Unternehmungen in der Mythologie der alten Völker wissen, und warum doch die großen heroischen Menschen, die feurigen Sucher und Liebhaber der Wahrheit, in die Unterwelt herunter gestiegen sind. —

Ich denke, Andres, weil sie, was sie suchten, hier oben nicht haben finden können. Wer hier seine Gnüge findet, der muß mit unvollkommner, sichtbarer, veränderlicher und vergänglicher Natur genug haben. Wenn also eine vollkomne, unsichtbare, unveränderliche und unvergängliche Natur der Freund war, den ihre Seele liebte, so mußten sie ihn anderswo suchen gehen. Seine Fußtapfen fanden sie in dem sichtbaren und vergänglichen wohl, aber ihn fanden sie da nicht.

Doch, warum grade unter der Erde die Veredelung sein selbst suchen? —

Wird doch nichts in der Luft gesäet! Samen und Thier-Arten legen in der Erde die Schale ab, ehe sie ihre neue Gestalt und Existenz erhalten. Gehen doch auch die Menschen leiblich in die Erde, ihren Staub abzuschütteln und der Wahrheit näher zu kommen. Vielleicht, daß daher ein Bild genommen ist; oder weil das Weizenkorn, ehe es Frucht bringet, zuvor ersterben, und also einen Schritt rückwärts, herunter, thun muß; oder, weil die Weisen sich fügen wollten in die Ideen der Welt, die dort Schätze vermuthet und sucht; oder, weil der ihrige da gefunden wird, wo es Mühe kostet, hinzukommen, und wo nicht ein jeder von Hause aus hinsehen kann. Vielleicht ist's auch noch anders, Andres, ich weiß nicht; aber, mich dünkt, wenn wir hätten erfinden sollen, wir hätten auch, die Schwärmer in der Luft, und die wahren ernsthaften Liebhaber unter der Erde suchen lassen.

Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar ist, die Augen wegwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens werth wären; sie sind wohl schön, und sind da, um angesehen zu werden. Sie sollen unsre Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn sie das gethan haben, dann haben sie das ihrige gethan, und weiter können sie uns nicht helfen.

Der Mensch ist reicher als sie, und hat, was sie nicht geben können. Alles, was er um sich her Leben haben sieht, stirbt; und er weiß von Unsterblichkeit. Er sieht in der sichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Oertliches, und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen. Er sieht nur Mannichfaltigkeit, lauter Zerstreutes und Zerstückeltes; und doch will er immer einen, unter Eins fassen, aus Einem herleiten u. s. w.

Wie und woher könnten ihm solche heterogene und bewundernswürdige Dinge kommen, wenn sie nicht aus ihm selbst kämen, und in ihm nicht etwas Heterogenes und Bewunderns-würdiges wäre.

Selbst die Weisheit und Ordnung, die der Mensch in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr heraus nimmt. Denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, so wie man ohne Maaß nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur eine Bestätigung von einem Wissen, des er sich in sich bewußt ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt, alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als alles was ihn umgibt; und sehnt sich nach etwas anderm.

Andres, der Mensch trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit, und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Contersey's in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach, und hängt sich so freudig und begierig an sie an, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm überraschen und täuschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst, nur freies Licht und Leben — und das kann ihm Niemand geben, als der es hat.

Gott befohlen, Andres.

Dein 2c.

Fünfter Brief.

„Und es begab sich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging, und seiner Jünger gingen viel mit ihm, und viel Volks.

„Als er aber nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war seiner Mutter; und sie war eine Wittwe, und viel Volks ging mit ihr.

„Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr: weine nicht!

„Und trat hinzu, und rührte den Sarg an; und die Träger stunden. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf!

„Und der Todte richtete sich auf, und fing an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter."

Man kann eine solche Geschichte nicht lesen, ohne die Mutter selig zu preisen, und den Todten und die Träger, und alle Menschen, die dabei waren! aber doch sonderlich die Mutter. Du weißt, Andres, wenn man ein Kind schwer krank hat, das man gerne behalten will, wie man da geht und die Hände ringt, und immer hofft, auch wenn man nicht mehr kann und sollte. Man hofft noch immer, und hört auch nicht auf, so lange die Kranke noch lebendig und im Bette ist. Wenn sie aber auf dem Brett liegt, wenn der Sarg kommt und die Träger, und die Todte hinaus getragen wird, dann muß man wohl aufhören, und bleibt dann nichts übrig, als hinter den Sarg herzugehen und zu weinen.

Die Wittwe zu Nain scheint auch keinen andern Rath gewußt zu haben, und sie hoffte wohl auch nicht mehr, als sie, hinter der Leiche her, aus dem Stadthor ging. Und es würde ihr auch nicht anders, als uns andern ergangen seyn, ihr Kind wäre eingesenkt und mit Erde beschüttet worden, und sie hätte allein wieder zurück gehen müssen, wenn nicht unser lieber Herr Christus gerade des Weges hergekommen wäre, und sie ihm mit der Leiche begegnet wären.

Und darum ist es eben so groß und erfreulich, daß er einmal auf Erden gewesen ist, und Menschen das Glück haben konnten, ihm zu begegnen.

„Und als sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr: weine nicht."

Es ist immer etwas über alle Maaßen zartes und großmüthiges in dem Benehmen Christi. Wer nicht helfen kann, hat gewöhnlich Mitleiden, und wer Mitleiden hat, kann gewöhnlich nicht helfen. Auch ist mancher mitleidig, weil die Reihe auch an ihn kommen kann; weil er den andern braucht, oder ihm Verbindlichkeit hat u. s. w. Hier ist das alles ganz anders. Auch, nach dem ersten Ansehen hatte die Wittwe Recht, Mitleiden von Christus zu erwarten und zu fordern; nach der Wahrheit aber war ein anderes Verhältniß zwischen ihm und ihr. Vor ihm war sie, was wir alle sind, undankbare Kinder, eine ungerathene Tochter, die ihres Vaters Haus muthwillig verlassen und sich selbst unglücklich gemacht hatte; und Christus war der Vater, der ihr nachgegangen war, um das verlorne Kind aufzusuchen, und der sie nun hier in einer elenden Hütte mitten unter den bittern Folgen ihrer Vergehung antraf. Sie mußte sich schämen, ihm vor die Augen zu kommen, und hatte nichts als Vorwürfe zu erwarten und verdient.

Aber, „als sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und er sprach zu ihr: weine nicht!"

Und das war ihm noch nicht genug. Er wollte nicht allein vergeben und vergessen, sondern auch in der gegenwärtigen Lage und Verlegenheit Rath schaffen.

„Und er trat hinzu und rührte den Sarg an, und die Träger stunden."

Vermuthlich kannte die Wittwe den Herrn Christus nicht, und wird also in ihrem Schmerz nach dem Rabbi und seinem; weine nicht! wohl nicht sonderlich hingehört haben. Sie hat gewiß den Sarg mit keinem Auge verlassen, und von dem Rabbi nichts erwartet — noch nicht, als er hinzu trat, und den Sarg anrührte, und dem Jüngling aufzustehen gebot.

Als aber der Kopf aus dem Sarge empor kam, als der einzige Sohn sich aufrichtete und anfing, zu reden, und ihr wieder gegeben wurde... Andres, wie wird sie da den wunderbaren Rabbi angesehen, sich vor ihm auf die Erde hingeworfen, und ihm Hände und Füße geküßt haben!

Und was meinst Du von den Umstehenden? — Lucas sagt: „es kam sie alle eine Furcht an, und preiseten Gott &c.;" und das scheint mir sehr natürlich. Denn so rührend die Scene auch immer seyn mochte, so mußte doch das höhere Interesse die Oberhand gewinnen. Man verliert die Wittwe aus den Augen, und zittert, und preiset Gott, daß es also wahr ist, daß im Tode nur das Gehäuse und die Hülse zerfällt; daß der Geist des Menschen nach dem Tode übrig bleibt, und man wahrhaftig auf Wiedersehen rechnen kann.

Andres, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen...

Aber auch die Todten, die nicht in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen.

Sein Reich war nicht von dieser Welt. Ob er gleich Herr und Meister der sichtbaren Natur war, und seine Lehre über alles wohlthätig auch für dies Leben ist, und er selbst, im Leiblichen immer und bei aller Gelegenheit half und diente, so war doch dies eigentlich sein Feld und Gebiet nicht. Er war gesetzt über das Unsichtbare, und ein Pfleger der heiligen Güter. Und alle seine sichtbaren Werke und Wunder waren seine kleineren Nebenwerke, die er verrichtete und that, um die Menschen über die größeren zu belehren, und ihnen, durch das was sie sahen, die Augen zu öffnen über das, was sie nicht sahen.

Als er dort zu dem Gichtbrüchigen sprach: „Sey getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben;" so wird der Gichtbrüchige selbst zwar wohl inne worden seyn und gewußt haben, was das sey, wenn Christus einem Menschen seine Sünden vergibt; aber, die Schriftgelehrten, die umher standen, wußten es nicht, und hatten deswegen ihre Bedenklichkeiten. Und Christus sagte: „auf daß ihr wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: „stehe auf, hebe dein Bette auf und gehe heim!" Und er stund auf und ging heim.

So auch hier. Die Auferweckung eines Todten ist freilich ein großes Werk; aber es gibt noch ein größeres. Wie Geist und Willkür größer und edler ist, als Leib und Mechanismus, so ist auch die Auferweckung des geistlichen Jünglings zu Nain, oder die Herstellung unsers Geistes in seine ursprüngliche Herrlichkeit ein ander Werk. Aber dieß hohe und eigentliche Werk Christi ist unsichtbar. Damit wir aber wüßten, daß er der von der Welt her erwartete, und von allen guten Menschen begehrte, Held und Helfer sey, und Macht habe, den erstorbenen Geist des Menschen zu wecken, so weckte er leiblich-todte. Und die das hörten und um die Wahrheit bekümmert waren, die wußten, weil Niemand die Werke thun kann, daß er sey ein Lehrer von Gott kommen; und gingen zu ihm, um bei ihm Rath und Trost für ihre Seele zu finden.

Menschen können keinen geben, was sie auch sagen und versprechen. Sie können von der Leiche wohl reden, können sie kleiden und mit Blumen schücken, ihr den Kopf und die Hände zu recht legen &c.; aber todt ist todt, und sie bleibt stille und stumm im Sarge liegen. Wenn aber Christus den Sarg anrührt, so richtet der Todte sich auf, und fängt an zu reden.

Durch Worte und Floskeln wird aus dürrem Winterholz kein grünes; wohl aber durch ein gleichartiges Leben.

Sechster Brief.

Es war einmal ein Edler, deß Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen, und in fremden Lande in eine harte Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte sie in solcher Noth nicht wissen, und beschloß, sie zu befreien.

Das Gefängniß war fest verwahrt, und von inwendig verschlossen, und Niemand hatte den Schlüssel.

Als der Edle sich ihn, nach vieler Zeit und Mühe, zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße, und reichte den Gefangenen den Schlüssel durch's Gitter, daß sie aufschlössen und mit ihm heim kehrten. Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu rathschlagen. Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sey zum Aufschließen, und die Zeit sey kurz. Sie aber blieben dabei, zu besehen und zu rathschlagen, und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern, und daran ab- und zuzuthun.

Und als er nun so nicht mehr passen wollte; waren sie verlegen, und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten. Die andern aber hatten's ihren Spott und sagten: der Schlüssel sey kein Schlüssel, und man brauche auch keinen.

Siebenter Brief.

Es ist immer so, Andres, die Hauptpunkte einer Religion sind verhüllt und zugedeckt, und ist das heilige Abendmahl allerdings ein Geheimniß. Dafür haben es die Anhänger Christi von Anfang an genommen, und dafür nimmt es auch Luther. Auch pflegten die ersten Christen es gerne in Geheim zu halten, und noch in den Zeiten des öffentlichen christlichen Gottesdienstes mußte die übrige Versammlung abtreten.

Wie es nun überhaupt mit Geheimnissen ist; wer sie nicht weiß, der erklärt sie, und wer sie erklärt, der weiß sie nicht. Erzwingen und mit Gewalt nehmen lassen sie sich nicht; wer sie aber zu verdienen sucht, und sich dem Besitzer zum Freunde zu machen weiß, der erfährt sie bisweilen. Darum wollen wir ehrerbietig und demüthig vor der Thür dieses hochheiligen Geheimnisses stehen bleiben, und die Außen-Seite ansehen,

schlecht und recht, und wie die Bibel sie gibt. Sie liegt Jedermann offen, und ist, so wie der ganze letzte Abend und Abschied, — als in dieser Welt nichts anders; wie denn auch ein solcher Abend und Abschied in dieser Welt nur Einmal gewesen ist.

Wie Christus selbst sagt, und die ganze Christenheit glaubt, bezieht das Alte Testament sich auf das Neue. So hohe geistige Ideen, als die, von himmlischen Gütern, von einer unsichtbaren Befleckung und einem geistlichen Fall, die geschehen waren, von unsichtbarer Reinigung und einem Wiederhersteller, der versprochen war und zu seiner Zeit kommen werde 2c., konnten unter den ersten Menschen, die den großen Begebenheiten näher waren, wohl von Mann zu Mann fortgepflanzt werden; sie würden aber mit der Zeit für die Welt erloschen und verloren gewesen seyn, wenn sie nicht von den alten Weisen und Propheten unter einer sinnlichen Hülle öffentlich vor die Augen gebracht und beständig gehalten worden wären. Moses war vor allen andern ein solcher Weise und Prophet, und er knüpfte diese Hüllen, um ihnen desto mehr Interesse zu geben, an die politische Geschichte seines Volks, damit es ihnen „ein Zeichen sey in ihrer Hand und ein Denkmal in ihren Augen, auf daß des Herrn Gesetz sey in ihrem Munde, daß der Herr sie mit mächtiger Hand aus Egypten geführt habe.“ — Und man kann den Mosaischen Gottesdienst, außer dem, was er in sich war, als die allervollkommenste Prophezeihung ansehen, die wir von Cristus haben. Die Schrift sagt auch, daß hinfort kein Prophet aufgestanden sey wie Mose; und Moses redete noch auf dem Berge mit Christus über den Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem.

Die heiligen Schriften des Neuen Testaments drücken sich sehr bestimmt darüber aus, daß der Leib und das Blut Christi das Reinigung- und Erlösungs-Mittel für den gefallenen Menschen sey.

„Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, aber den Leib hast du mir zubereitet.“

„Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

„Nun aber hat er euch versöhnet mit dem Leibe seines Fleisches durch den Tod.

„Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seyd von euerm eiteln Wandel, nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuern Blut Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“

„Moses hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben, sondern mein Vater giebt euch das rechte Brod vom Himmel.“

„Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel kommen; wer von diesem Brod essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“ —

„Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohns, und trinken seyn Blut, so habt ihr kein Leben in euch.“

Wir mögen nun verstehen oder nicht verstehen, was der Leib und das Blut Christi sey, nach der Bibel muß der Mensch sie genießen und ihrer theilhaftig werden, wenn er genesen will. Und so hatte Moses ein Osterlamm angeordnet, das genossen werden mußte, und mit dessen Blut „beide Pfosten an der Thür und die Oberschwelle bestrichen wurden, daß der Würgengel vorüber gehe.“ So waren Opfer, und ein Hoherpriester, der am Versöhntage mit Blut in's Heilige ging, u. s. w.

Diese Hüllen und Schatten der himmlischen Güter bestanden noch zu Christi Zeiten, und nun war die große Stunde gekommen, wo sie ausgedient hatten, und das wesentliche Opfer, das durch jene bedeutet war, selbst geopfert werden sollte.

„Wir haben auch ein, Osterlamm, Christus für uns geopfert.“

„Am Ende der Welt ist Christus einmal erschienen, durch sein eigen Opfer die Sünde aufzuheben.“

„Christus ist kommen, daß er sey ein Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist, das ist, die, die nicht also gebauet ist. Auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern er ist durch sein eigen Blut einmal — in den Himmel selbst — eingegangen, und hat eine ewige Erlösung gefunden.“

Entweder, oder! Wir müssen die Bibel zerreißen, oder festhalten an dem Bekenntniß: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden;“ wie es auch bisher bei'm Genuß gesagt und geglaubt wird.

Daß die ganze Sache über unsre Einsicht ist, und wir sie nicht verstehen, ist nicht wider sie. Denn sie soll nicht Menschen-Witz und Werk seyn; und wird, in unserer und in den Traditionen aller Völker, wo davon dunkler oder heller geredet wird, als höheren Gehalts und Ursprungs gegeben. Und wenn in dieser Sache ein Wille erscheint, der mit unbegreiflicher Erbarmung will, so kann es nicht befremden, wenn sein Verstand ihm gewachsen ist.

Uebrigens genießen wir jeden Tag und Augenblick Wohlthaten, die wir nicht verstehen. Wir werden geboren und gesäuget, und holen Odem und verstehen nichts. Wir verstehen auch die leibliche Medicin nicht, die wir einnehmen, und doch hilft sie uns und rettet uns bisweilen das Leben. Der Kunstverständige versteht sie, und weiß sie zuzurichten. Und darum ist ein Unterschied zwischen einem Weisen und einem — Nicht-Weisen. Die Nicht-Weisen mögen unwahr und ohne Grund seyn; aber die Sache kommt von guter Hand.

Aber ich komme wieder zu dem letzten Abend, wo er seinen Vertrauten über das, was bevor stand, und über das neue Gesetz und Testament die nöthige Auskunft geben, und Abschied von ihnen nehmen wollte.

Andres, der Abschied des Socrates aus der Welt war sehr schön und rührend; auch als Socrates mit seinen Jüngern ausgeredet hatte und den Giftbecher nun ansetzte und trank, weinten sie und warfen sich an die Erde. Aber hier ist es mehr, als Socrates; hier ist die Herrlichkeit Gottes; und man will vergehen, so wie er, dem Tode geweiht und schon gesalbt zu seinen Begräbniß, in den großen gepflasterten Saal herein tritt, und sich neben dem Osterlamm hinsetzet.

Mich hat herzlich verlangt, sagte er zu den Zwölfen, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide.

Wie er hatte geliebt die Seinen, so liebte er sie an's Ende. Man kann sich nicht satt daran lesen, wenn er, der solch ein Werk zu vollbringen und solch einen Kelch zu trinken vor sich hatte, noch bei der letzten Mahlzeit den Johannes an seiner Brust zu Tische sitzen läßt, und den Jüngern Bissen eintaucht und giebt; wenn er so bekümmert von dem Jünger spricht, der ihn verrathen werde, den Verräther nicht nennen will, und nur ihn selbst fühlen läßt, daß er sein Geheimniß wisse; wenn er dem Petrus, der sich vermaß, von dem Hahn sagt, der nicht zweimal krähen werde; wenn er hingehen will, den Jüngern die Stätte zu bereiten; wenn er sie seine Freunde nennt; wenn sie ihn wieder sehen sollen, und ihr Herz sich freuen und ihre Freude Niemand von ihnen nehmen soll 2c.

Doch in diesem heiligen Kreise war nicht bloß von einem Abschied von Freunden, sondern von größern Dingen die Rede. Und er unterrichtete seine Boten und die künftigen Lehrer der Welt noch einmal von dem Geheimniß des Reiches Gottes. — Eins mit dem Vater, das ist das Ziel; er sey der Weg, die Wahrheit und das Leben, und Niemand komme zum Vater als durch ihn; wenn er nicht hingehe zum Vater, so komme der Tröster nicht zu ihnen; wenn er aber hingehe, wolle er ihn senden, den Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet und den die Welt nicht kennt und nicht empfahen kann; und der werde bei ihnen bleiben ewiglich, und in ihnen seyn, und sie würden dann alles wissen, und ihre Bitten würden geschehen.

Aber eine Lehre, die solche Verheißungen und Macht dem Menschen giebt, konnte mißverstanden werden. Damit aber die Jünger wüßten, was sie meine und wes Geistes Kind sie sey, stand der Herr und Meister, als „er wußte, daß ihm der Vater alles hatte in seine Hände gegeben und daß er von Gott kommen war und zu Gott ging,“ auf, legte seine Kleider ab, nahm einen Schurz und umgürtete sich, goß Wasser in ein Becken und wusch ihnen die Füße.

Wie wird Dir, Andres, wenn Du IHM Fuß waschen, mit dem Schurz und dem Becken in der Hand von einem Jünger zum andern gehen siehst!

Und wenn man dann an die und jene denkt, die sich nach seinem Namen nennen!

Aber sie sind auch nicht sein, und können sich nennen, nach wem sie wollen.

Keiner, und hätte er aller Sternen Lauf erfunden, und trüge Kron' und Scepter und wär' ein Herr der ganzen Welt, wenn er nicht das alles und sein eigen Leben für ihn vergessen kann, der ist sein nicht werth.

Seine Lehre war nicht für diese Welt, und ihre Hauptseiten sind darüber hinaus und unsichtbar. Weil sie aber doch in dieser Welt seyn sollte, so mußte sie eine sichtbare haben, und die Welt wissen, wes sie sich zu ihr zu versehen habe. Und der Stifter gab dies Beispiel der Demuth und Entäußerung, und setzte die Liebe als das Kenn- und Wahrzeichen seiner Jünger.

So groß und hehr nun auch alle diese Belehrungen und Eröffnungen waren, und so viel erfreuliches Licht auch daraus den Jüngern über das neue Gesetz und Testament aufgehen mußte, so blieb doch der Stein auf ihrem Herzen, und es fehlte noch ein Aufschluß.

Er hatte in der Schule zu Capernaum, als er von den Kräften seines Leibes und Blutes redete, den Genuß derselben ausschließlich als das Mittel des Lebens und einer ewigen Vereinigung mit ihm gesetzt; und nun wollte er hin gehen zum Vater, von ihnen weg und wo sie ihm nicht folgen konnten.

Natürlich war ihr Herz, wie die Schrift sagt, voll Trauerns worden, weil er solches zu ihnen geredet hatte. Und Du kannst denken, Andres, sie saßen um ihn und sahen ihn an, und sehnten sich nach seinem Leib und Blut.

Lege Deine Stirn auf die Erde.

Und „er nahm das Brod, dankete und brach's, und gab's den Jüngern, und sprach: nehmet, esset, das ist mein Leib."

„Und er nahm den Kelch, und dankete, gab ihnen den, und sprach: trinket alle daraus, das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden."

Das sagte er, und mehr hat es ihm nicht gefallen zu sagen.

Und darauf ging er hinaus, den Haß und die Verachtung der Welt zu verdienen und ihnen „das gute Werk zu erzeigen von seinem Vater, um welches sie ihn steinigen."

Clauren s. Hauff, Heun und Herlossohn.

Christian August Clodius

ward im Jahre 1738 zu Annaberg geboren, wo sein Vater Rector der dortigen lateinischen Schule war, ein Amt das derselbe jedoch bald nachher mit dem Rectorat zu Zwickau vertauschte, an welchem Orte sein Sohn die erste wissenschaftliche Bildung erhielt. Mit den gehörigen Kenntnissen und einer vorherrschenden Liebe zu den Dichtern des Alterthums ausgestattet, bezog dieser 1756 die Universität Leipzig um daselbst Theologie zu studieren, mußte jedoch zwei Jahre später, durch eine heftige Krankheit gezwungen, wieder in das elterliche Haus, zu seiner Genesung kehren. Während seines diesmaligen Aufenthalts in Zwickau, machte er die Bekanntschaft des Dichters von Kleist, der als Major dort im Winterquartier lag und wurde demselben so werth, daß er sich fast beständig in seiner Gesellschaft befand. — Clodius glückliche Anlagen veranlaßten Kleist ihn lebhaft zum Studium der Dichtkunst und zur Ausbildung des eigenen Talentes anzuregen, weshalb der junge Mann, als er wieder nach Leipzig ging, von Gellert mit freundlichem Rathe unterstützt und aufgemuntert, sich vorzugsweise den schönen Wissenschaften widmete. Er ward 1759 Magister der freien Künste, bald darauf Privatdocent, und schon im folgenden Jahre außerordentlicher so wie 1764 ordentlicher Professor der Philosophie neuer Stiftung zu Leipzig und 1771 Collegiat des großen Fürstencollegiums daselbst. Nachdem er seit 1778 dort die Professur der Logik und seit 1782 die Professur der Dichtkunst bekleidet, starb er am 30. November 1784 allgemein verehrt und betrauert.

Von ihm erschienen:

- Versuche aus der Litteratur und Moral. 4 Stücke. Leipzig, 1767—69.
- Medon oder die Rache des Weisen. Leipzig, 1768. Aus dem Vorigen besonders abgedruckt.
- Neue vermischte Schriften. 6 Thle. Leipzig, 1780—87. Die beiden letzten Theile wurden nach seinem Tode Tode von seiner Gattin herausgegeben, und bestehen aus dem, mit neuem Titel versehenen
- Odeum. Zwei Theile. Leipzig, 1784.
- Gedichte auf die Huldigung Sr. Durchlaucht des Churfürsten zu Sachsen. Leipzig, 1784.

Clodius würde bei großem Wissen, reger Phantasie, und rechtlichem Streben weit mehr geleistet haben, wenn nicht die Sucht durch feinen Styl zu glänzen, ihn zu Abgeschmacktheiten verleitet und nach Prunk und Schwulst hätte streben lassen, gerade da, wo er durch Einfachheit und Natürlichkeit weit mehr würde gewirkt haben. Diese Uebertreibungen verspottete nun A. Goethe als Jüngling, in einer Parodie, die er auch in seiner Autobiographie (Aus meinem Leben. Goethe's Werke. Ausgabe in 12 Bdn. 25. S. 137 fgde.) nebst einigen Bemerkungen über Clodius mittheilt.

Vgl. Clodius, neue vermischte Schriften Th. 6. wo sich eine von seiner Gattin geschriebene Biographie desselben findet. — Sein Bildniß enthält der Leipziger Musenalmanach für 1776.

Christian August Heinrich Clodius,

des Vorigen Sohn, ward 1772 zu Altenburg geboren, studierte Philosophie in Leipzig, habilitirte sich daselbst, und wurde 1800 außerordentlicher, 1811 aber ordentlicher Professor der Philosophie an dieser Universität.

Seine Schriften sind:

- Gedichte. Leipzig, 1794.
- Der Madalenenkirchhof. Leipzig, 1800. 4 Bde.
- Entwurf zu einer systematischen Poetik. Leipzig, 1804.
- Fedor, der Mensch unter Bürgern. 2 Thle. Leipzig, 1805.
- Lafontaine's Fabeln. 2 Thle. Leipzig, 1803.
- Baurede. Leipzig, 1805.
- Vaterlandshymne. Leipzig, 1807.
- Grundriß der allgemeinen Religionslehre. Leipzig, 1808.
- Faust's Schatten an die Universität Leipzig. Leipz. 1809. Fol.
- Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtseyn. Leipzig, 1818—22. 2 Bde.
- Klopstocks Nachlaß. Leipzig, 1820. 2 Thle.
- Stammtafel aller philosophischen Hauptansichten aus dem Bewußtseyn. Fol. Leipzig, 1823.
- Einzelne Cantaten, Gedichte u. s. w.

C. ist ein als Dichter, Kritiker und Philosoph, wie als Mensch allgemein geachteter und höchst vortheilhaft bekannter Mann. Warmes Gefühl, Geschmack, und eine edle Sprache zeichnen sein poetisches gründliches Wissen, ruhiges und scharfsinniges Forschen, Klarheit und Wohlwollen seine prosaischen Leistungen aus. Als Philosoph nähert er sich F. H. Jacobi.

Julie Friederike Henriette Clodius,

des Vorigen Mutter, und Gattin von C. A. Clodius ward 1755 zu Altenburg geboren, wo ihr Vater, der Commissionsrath Stölzel lebte. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung und vermählte sich schon in früher Jugend. Nach dem Tode ihres Mannes gab sie den fünften und sechsten Theil von dessen vermischten Schriften heraus, übersetzte Mehreres und hinterließ einen Roman in der Handschrift, den ihr Sohn, zufolge ihrer ausdrücklichen Anordnung, zur Unterstützung einiger Hülfsbedürftigen, erscheinen ließ. — Sie starb auf einer Besuchsreise in Dresden am 3. März 1805, als eine äußerst wohlthätige, vortreffliche und geistreiche Frau allgemein geliebt und beweint.

Von ihr erschienen:

Gedichte von Elisabeth Carter und Charlotte Smith. Leipzig, 1784.
Eduard Montrefeuil. Leipzig, 1806.

Warmes Gefühl, Lebenskenntniß, und eine seltene Herrschaft über die Sprache, weisen der liebenswürdigen Frau einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Schriftstellerinnen an.

Herrmann Heimart Cludius

ward am 28. März 1754 zu Hildesheim geboren, studierte seit 1774 Theologie in Göttingen und erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn, eine Anstellung als Prediger an der St. Georgskirche zu Hildesheim. Im Jahre 1787 ward er daselbst Superintendent, und 1827, wo ihm das seltene Glück zu Theil wurde, sein funfzigjähriges Dienstjubiläum zu feiern, Kirchenrath.

Er gab heraus:

Poetische Werke. Altona, 1787. 1r Th.
Perimede oder Hippias und Agathons Klugheitslehre. Gotha, 1803.
Söder, Landsitz des Grafen von Brabeck. Ein malerisches Gedicht. Hildesheim, 1805.
Der neue Plato. Athen, 1787. (Hannover bei Hahn.)
Grundriß der körperlichen Beredsamkeit. Hamburg, 1792.
Timarete oder von der Freundschaft. Hamburg, 1802.
Abriß der Vortragskunst. Hildesheim, 1810.
Zwei Spruchgedichte nebst einem Anhange. Gotha, 1803.
Betrachtungen über die gesammten Lehren der Religion. 4 Thle. Bremen, 1783—87.
Biblisch-practisches Elementarbuch der Religion. Hildesheim und Leipzig, 1786.
Muhammeds Religion aus dem Koran dargelegt und erläutert u. s. w. Altona, 1809.
Uransichten des Christenthums. Altona, 1808.
Wahrheiten der christlichen Religion. Bremen, 1782.
Cleanthes Gesang auf den höchsten Gott. Göttingen, 1786.

Es didactische Gedichte gehören zu seinen besten Leistungen, da es ihm nicht an Ruhe, Klarheit, Scharfsinn, Fleiß und Herrschaft über die Sprache, wohl aber an Phantasie und Lebendigkeit fehlt. — Als theologischer Schriftsteller ist er vortheilhaft bekannt.

Johannes Cochlaeus

hieß eigentlich Johann Dobneck und nahm den ersteren Namen von dem Orte Wendelstein bei Nürnberg, wo er 1479 geboren wurde, an. Er ging 1509 nach Nürnberg und ward 1511 Rector zu St. Lorenz daselbst, gab jedoch bereits 1517 dieses Amt wieder auf um eine Universität zu besuchen. Nach vollendeten Studien ward er Dechant an der Kirche zu unserer lieben Frauen in Frankfurt am Mayn, mußte aber wegen Religionsstreitigkeiten 1525 nach Cöln flüchten. Nachdem er hinter einander mehrere geistliche Aemter in Mainz und Meißen bekleidet. und ihn die Reformation aus der letztgenannten Stadt vertrieben hatte ward er Canonicus zu Breslau, wo er am 10. Januar 1552 starb.

Außer mehreren lateinischen, vorzüglich gegen Luther gerichteten Schriften gab er heraus:

D. Joannis Cochlaei Lutherus Septiceps ubique sive contrarius. Lateinisch und deutsch. 1529. in 4. ohne O.
Bockspiel Martini Luthers. Mainz, 1531. — (Diese Schrift wird dem Cochläus von Riederer „Nachrichten zur Kirchen-Gelehrten und Büchergeschichte St. VI. S. 226“ beigelegt, doch ist es nicht erwiesen, sondern nur wahrscheinlich, daß er der Verfasser derselben sei.) u. m. A.

Einer der heftigsten Gegner Luthers und der Reformation, nicht ohne Gelehrsamkeit aber ohne Witz, derb und plump. Seine Schmähschriften sind selten geworden.

Heinrich Joseph von Collin

der Sohn eines in Wien lebenden Arztes, ward am 26. December 1772 daselbst geboren und erhielt seit dem Herbste des Jahres 1782 seine Bildung im Löwenburgischen Collegium, wo er sich schon früh durch glückliche Anlagen und eifrigen Fleiß vortheilhaft auszeichnete. Später studierte er die Rechte und trat dann 1795, als Practikant bei der K. K. Hofkanzelei ein. Zwei Jahre darauf ward er Hofconcipist bei der obersten Finanz- und Commerzhofstelle und bekleidete von nun an, als einer der gewissenhaftesten und arbeitsamsten Staatsdiener, von seinen Vorgesetzten geachtet und geschätzt, nach einander bedeutende Aemter, bis er 1809 Hofrath bei der Geheimen-Credit-Hofcommission und Ritter des Leopoldordens wurde. — Sein unermüdlicher Eifer und der Gram über die Leiden welche sein Vaterland trafen, untergruben seine Gesundheit und er unterlag am 28. Juli 1811, zu früh für den Staat, dem er vielfache Dienste geleistet, wie für seine Freunde, einem Nervenfieber. Ihm ward ein Denkmal in der Karlskirche zu Wien gesetzt, für welches aus allen Provinzen der östreichischen Monarchie reichliche Beiträge einliefen, so daß aus dem nahe an 6000

Gulden betragenden Ueberschusse, zum Andenken des trefflichen Mannes, ein Stipendium für arme Rechtsbeflissene gestiftet werden konnte.

Von ihm erschienen:

Regulus. Trauerspiel. Berlin, 1802.
Coriolan. Trag. Berlin, 1804.
Polyrena. Berlin, 1804.
Balboa. Berlin, 1806.
Bianca della Porta. Berlin, 1808.
Mäon. Berlin, 1809.
Die Horatier und Curiatier. Berlin, 1810.
Hoftheater-Taschenbuch. Wien, 1807.
Wehrmannslieder. Wien, 1809.
Gedichte. Wien, 1812.
Sämmtliche Schriften, herausgegeben von seinem Bruder Matthäus von Collin. Wien, 1814. 6 Bde.

Collins poetische Leistungen zeichnen sich höchst vortheilhaft durch Würde, Anmuth, Reinheit der Gesinnungen und Correctheit aus; in seinen Tragödien waltet Einfachheit, rhetorische Kraft und verständige Characteristik vor, und wenn der Fleiß allein den Dichter machte, so würde er als der Ersten Einer zu betrachten seyn. — Dagegen fehlt es ihm an eigentlicher Genialität und Phantasie: seine Schöpfungen sind zu sehr Erzeugnisse des Verstandes und er wirkt daher mehr durch diesen, als durch das Gefühl auf das Gemüth des Zuschauers oder Lesers. Der Schmuck mit dem er seine Werke ausstattet ist demzufolge auch mehr ein rhetorischer als ein eigentlich poetischer zu nennen. Unter seinen Dramen ist „Regulus" und nach diesem „Balboa" wohl das gelungenste. Seine Oden, zu sehr antiken Mustern nachgebildet, ermangeln hin und wieder der Natürlichkeit. Höchst glücklich aber traf er den richtigen Ton in seinen Soldatenliedern. Wir theilen hier, als ihn am geeignetsten characterisirend, einige seiner vorzüglichsten lyrischen Dichtungen mit. Eine ausführlichere Biographie des vortrefflichen Mannes findet sich in der von seinem Bruder herausgegebenen Sammlung seiner Schriften.

Einsamkeit und Welt.*)

Ach, was soll der Welt das Feuer,
Das mir hell im Busen brennt?
Nur den Freunden ist es theuer,
Die der Feind nun von mir trennt.
Weicht hinweg, unheil'ge Schaaren!
Will das Feuer rein bewahren,
Will's, im Busen tief verborgen,
Still und priesterlich besorgen.

Also klagt' ich, und entflohen
Jedem menschlichen Verein,
Ließ die Dränger ich nun drohen,
Träumte schon ein Gott zu seyn.
Doch in abgeschiedner Stille
Schwand mir bald des Herzens Fülle;
Und der Flamme mattes Blinken,
Wollt' in Asche schon versinken.

Und die Welt, so feindlich wüste,
Wehte kalt mir Schauer zu,
Daß den Tod ich jubelnd grüßte
Als Geleiter zu der Ruh;
Daß ich rief: Ihr Himmelsmächte,
Reicht mir freundlich eure Rechte!
Dort bei euren lichten Thronen,
Nicht im Chaos, laßt mich wohnen!

Durch die goldnen Aetherwogen
Drang mein Sehnsuchtsruf empor!
Meine Muse kam geflogen,
Leuchtend wie ein Meteor.
Ihre Augen strahlten Feuer;
Zürnend scholl die goldne Leier
Doch sie zürnt' in Harmonien —
Und ich konnte nicht entfliehen.

Staubvermählter Götterfunken,
— Rief die Göttin mich nun an —
Nicht in Weichlichkeit versunken
Flieht des Lebenskampfes Bahn!
Erst vom Stahl herausgeschlagen,
Fängt der Funke an zu tagen.
Soll er seine Macht bewähren,
Muß er feindlich Stoff verzehren.

Ruht auch Zeus, umtanzt von Horen
Ewig unbeweglich still,
Blitzt er doch zu Staub den Thoren,
Der sich frech empören will.
Als im Wahnsinn die Giganten
Bergeschleudernd auf ihn rannten,
Hob er höher sich im Kriege,
Sich allmächtig in dem Siege.

Nicht für sich der goldnen Sonne
Freuet sich Hyperion;
Welterleuchten ist ihm Wonne,
Und er eilt vom Strahlenthron,
Lenket seine Flügelpferde
Unermüdlich um die Erde,
In dem Kampf mit Finsternissen
Seiner Gottheit zu genießen.

Wenn im grausen Schlachtgewirre
Ares wilden Kampf erhebt:
Ha, wie sich bei Schwertgeklirre
Seine Götterkraft belebt!
Strömt sein Blut in Purpurwellen,
Fühlt der Gott die Adern schwellen,
Heißer seine Gottheit glühen,
Scheint das Leben ihm zu fliehen.

Mit gesenktem goldnem Speere
Läßt sich Pallas himmelab;
Dummheit stellt sich ihr zur Wehre,
Rohheit hebt den Knotenstab;
Trägheit will sich feig verkriechen,
Böser Wille kommt geschlichen:
Sieh im Kampf mit Orkusheeren
Ihre Schimmer sich verklären!

Nicht zum selbstischen Ergetzen
Stimm' ich meiner Lyra Klang;
Menschenaugen sanft zu netzen,
Tönt mein schmeichelnder Gesang.
Ring' ich stoffumfangne Seelen
Mit der Schönheit zu vermählen,
Fühl' ich selbst dann, freudetrunken,
In dem Lichtquell mich versunken.

Also schließt ein Promethide
Seiner Götterabkunft werth,
Nicht die Flamme, kampfesmüde,
In des Herzens Opferherd;
Läßt hinaus ins freie Leben
Frei die Himmelsflamme schweben,
Daß sie wärmend um sich greife,
Holde Götterfrüchte reife.

Daß des Chaos dunkle Masse
Licht verkläre schön zur Welt,
Geist den rohen Stoff umfasse,
Bis er liebend ihn beseelt.
Lodernd zeiget nur die Flamme,
Daß sie vom Olympus stamme,
Hebt sich aus dem Erdgetümmel
Liebelodernd nur zum Himmel.

Ewig muß das Ew'ge währen;
Darum sinke nicht dein Muth,
Will den Altar selbst verzehren
Deines Herzens Flammengluth.
Denn gelös't vom Sclavenbande
Fliegt sie auf zum Vaterlande,
An des Lichtes ew'gen Quellen
Sich den Göttern zu gesellen.

*) Aus v. Collins Gedichten. Wien, 1812.

Künstlerentzückung.

Kunst ist das Höchste!
Sieh, es verblüht die Blume der Schönheit
Mit dem Traume der Jugend;
Es zerfällt das Gebäude der Macht,
Und des Reichthums leuchtende Fülle
Woget im falschen Wechsel umher. —
Herzerhebend, ewig, ist nichts,
Was täuschendes Glück aus goldenem Horne
Thöricht lechzender Habsucht verleiht. —
Mir hat die Kunst
Der Menschheit strahlendes Siegel
Auf die heitre Stirne gedrückt,
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich schützend gefaßt.
So schreit' ich fest durch's Leben,
Und frei noch in das Grab. —
Wohlan, begeisterte Seele!
— Und wären die Völker auch taub —
Hör' es, du Hain und du Fels!
Nachhall! tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz: —
Kunst ist das Höchste!

Die Lyra, die Lyra herab
Reicht mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verschließen.
Begeisterung! ha! treibt sie mit Herrschergewalt,
In des Rythmus freiesten Stürmen
Auszubrausen die Fülle,
Sich mit Kühnheit zu stürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.

Bilder, wie sie selig die Geweiheten ersah'n
In den beglücktesten Stunden,
Ha, sie wogen vor mir
Riesengestalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magischer Glanz, und ich schwebe
Schon auf den Höhen der Menschheit!

Hammergetöse durchschallt
Wald und Felskluft. Ach, dort schmiedet Hephästos
Mit dem Stahlgurt grausam Prometheus hin
An den Rücken der felsigen Wand.
Ihn doch stören die Qualen nicht, und er sinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im schaffenden Geist.
Schlag auf Schlag zerreißt ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet sein Mund; verachtend
Straft des Gefesselten Blick die Gewalt; —
Die schleichet murrend weg,
Verläßt ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menschlich, der Menschenbefreier,
An die heilige Gäa,
Und Okeanos auch, den liebenden Erdumgürter.
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde.
Jetzt tönt Olympos ihn wieder,
Jetzt brüllt ihn Tartaros nach.

Sieh', den Horizont umzieht der Donn'rer; —
Flammen fahren herauf vom Orkus; —
Die Erde bebt! — noch rufet er laut,
Siegend ruft er empor.

Und es rollt, schmettert, kracht,
Näher und immer näher,
Tausendstimmiger Donnerhall.
Rings aus flammenden Wolken geschlängelt zischt
Blitz auf Blitz!
Sturmwind heult laut!
Ha, wie schäumet und siedet und woget und brüllt,
Hochaufstrudelnd, die Flut am steilen Gestad'!

Weh in der weiten Natur der Lebendigen,
Gibt es kein Ohr für dich, Prometheus,
So hinhorchte deinem gewaltigen Ruf!
Der durch Donnergebrüll, durch Stürmegeheul,
Durch der wogenden Fluth betäubend Gebrüll
Vortönend, den Welterschütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefestem Grunde
Woget empor, hebet sich schon
Am wildumbrausten Gestade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja nie das heilige Mitleid
In der weiblichen Brust!
Und sie nahen dem Dulder Prometheus,
Mit melodischer Laute Silbergelispel,
Süßeindringend ins Ohr, warnen sie ihn:
„Nicht zu lästern den im Olymp!
„Mächtiger sey ja Zeus!"
Von Prometheus Felsenbrust fließt leis' ab
Der lockenden Stimmen Getön.
Ungebändigt zürnet er fort:

„Schleudre, Zeus, den sengenden Strahl
„In die Grau'nkluft ewiger Nacht,
„In des Phlegethons Flammengestrudel
„Stürz' mich hinab!
„Laß gethürmeter Felsen Gewicht
„Mir belasten die Brust!
„Elende Macht!
„Kannst du den Willen mir beugen,
„Daß ich verleugne Wahrheit und Recht? —
„Nimmer! nimmer!
„Vollbracht bleibt Menschenbeglückung doch,
„Durch Prometheus vollbracht.
„Höre mich, Donnerer Zeus!
„Mächtiger wohl bist du;
„Aber größer bin ich!"

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, schaudert, verstummt;
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidschimmernd, mitleidthauend,
An des gefesselten Dulders Gestalt.
Der Berge Haupt, der wolkenbekrönten,
Wankt, ha! stürzt, rollt,

Eichenzerschmetternd, tempelzerstörend
In des Meeres Tiefen hinab;
Und himmelan bäumt sich die Fluth.
Weh! das Gestade versinkt.
Aus des Abgrunds gluthrothwirbelndem Pfuhl,
Durch des aufdampfenden Qualmes Gewölk
Steigen die schlangenbehaarten Töchter der Nacht
Langsam empor,
Fackelschwingend, dumpfaufheulend:

„Qual, Thor, dir, der Recht anruft,
„Wo Gewalt vorherrscht mit eisernem Stab,
„Qual und Entsetzen!
„Tief engt, Frevler, dich bald
„Kluft ein in grau'nvoller Nacht.
„Heul', Ohnmächtiger, dort,
„Wo nicht aufdringt des Gefolterten Schrei
„Zu dem ewig heiteren Mahle des Zeus!

Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbrust;
Aber die letzte, die sterbende Kraft
Rafft er noch auf zum Entscheidungsruf:
„Stürzt mich hinab!
„Mächtiger preis' ich Zeus;
„Aber — größer bin ich!"
Hochempörend prasselnde Fackelgluth
In grimmig geschwungener Faust
Winken dräuend die Töchter der Nacht
Den Nereiden, zu flieh'n,
Eh' noch einstürze der Fels, sie begrab'
In der rauchenden Tiefen Geklüft.

Aber die rufen einstimmigen Lauts:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch,
„Wo die Gewalt herrscht, lasset uns flieh'n!
„Abgrund thue dich weit auf!
„Alle verschling' uns mit!"

Jetzt vom Gipfel zum Fuße reißt,
Weitaufgähnend, die Felsenwand,

Ach, entfesselt Prometheus! — Er stürzt!
Die Nereiden, sie folgen!
Und ich allein, weh mir! ich bleibe? —
Nein, verschlinge mich auch,
Düstere Nacht, Heldenbegräberin!
O, wie haß' ich das Licht! —

Verschwunden? Verschwunden!
War es ein luftiges Bild,
Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Brust gewaltig mir weckte
Nie gefühlte schlummernde Kraft? —
Rief ich das Schicksal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Festumarmend Wahrheit und Recht? —
Schauernd ergreift mich Jubelgefühl
Ich thats, ich thats! —
Groß ist der Mensch! —
O sey gepriesen, göttliche Kunst!
Du bist das Höchste!

Preis der Standhaftigkeit.

Hin auf dornigen Wegen
Wandelt der Mensch.
Schreckengestalten
Heben sich dräuend;
Leiden auf Leiden
Stürmen herbei!
Wolken verhüllen
Nächtlich den Ausgang.

Nie doch wähne der Mensch
Sich von Göttern verlassen! —
Faßt er nur Muth,
Zu wandeln die Pfade,
Sieht er den Larven
Kühn in das Auge,
Klimmt er auf Klippen,
Dringt er durch Dunkel
Strebend empor: —
O dann reichen ihm Götter
Helfend den Arm;
Und er findet, entzücket,
Auf der Seligen Insel,
Unter Heroen sich wieder;
Ruhe durchströmet sein Herz!

Jedem wohnet die Kraft
In der Tiefe der Brust;
Dem nur gehorcht sie,
Der oft und herrschend ihr ruft.
Weichlingen schwindet die Kraft
Bald im Schlummer dahin;
Dann im Kampfe —
Sinken sie, heben sich nicht!
Und es irren die Schatten,
Von den Heroen gesondert,
Traurig und öd' am düsteren Strom.

Herzog Leupold vor Solothurn.
1318.
Romanze.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
„So büßet, Verräther, dem Kaiser die That!
„Von Mittag und von Mitternacht
„Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
„Entschlossen, die Wälle zu stürmen;
„Und sollt er zum Himmel sie thürmen!

Noch scholl es, das stolze, dräuende Wort,
Schon fluthen der Reisigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, siegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Hast
Entschaaren sich vielgeschäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen sich Rast,
Bis wohlgefügt die Brücke steht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob sich die Luft von Pfeilen schwärzt,
Steinlasten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht schrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehen sie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, rastlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde.

Wo schützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen.
Wer's wagt auf dem Wall, sich zu regen,
Der hat sich dem Tode geweiht.
Weh, rings Verwüstung, Mord und Graus!
Doch stehet der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer, und stürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle lassen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf!
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geschrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapfersten selbst erblassen!

Ernst blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiset die Stadt den Gerechten,
Und weise stehet der Greis ihr vor.
„Du, Gott, so ruft er, beugst uns sehr
„Uns kleine Schaar umbraust ein Meer;
„Hier würden sich Helden nicht Sieg erwerben;
„Eins bleibt uns nur: — als Männer zu sterben."

„Ein Freier, hab' ich in Ehren gelebt;
„Vor Schmach und Kerker und Ketten
„Wird dieser Stahl mich retten;
„Nie hab' ich dem Tode gebebt!
„Der Kinder, Greise, Weiber Loos,
„Das leg' ich, Herr in deinen Schooß;
„Willst unserem Fleh'n dich gnädig erzeigen,
„Muß endlich der Stolze sich dennoch beugen!"

Als gläubig der Greis empor noch schaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß jeder sich kreuzt, daß jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub;
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es sich versieht,
Da wanken die Thürme; — sie sinken, sie fallen,
Zertrümmert, zersplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens ist Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrschers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen nicht Ohren,
So steh'n sie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit sausendem Falle,
Braußt ab mit reissendem Schwalle: —
Doch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunst erlischt dem Wasserfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter selbst auf hohen Rossen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

„Schicksal, zürnt Leupold, du triffst mich hart,
„Trotz biet' ich dir doch! die Stadt zu befreien,
„Laut will ich einst der Ohnmacht dich zeihen.
„Nicht laß ich mir kürzen Haar und Bart,

„Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
„In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
„Tod und Verderben soll sie ereilen,
„Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!“

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft!
Wie sie ringt, die Dämme zu sprengen,
Wie die Wogen auf Wogen sich drängen,
Und der Schaum zerstäubt in die Luft! —
Die neue, dringende höchste Gefahr
Nimmt Leupold mit Entsetzen wahr;
Denn Bäume, Lasten, Felsenstücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnsinn,
Läßt schnell sie mit Steinen beschweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht ans Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher schwillt der Fluß,
Und pfeilschnell fährt des Wassers Guß.
Jetzt, jetzt zerberstet die Brück' in Trümmer —
Aufschallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abstürzt sich Leupold vom hohen Roß;
In die Fluth hinab stracks will er springen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da starrt er hinaus mit grausem Schmerz,
Und schlägt verzweifelnd an Stirn und Herz,
Fleht: „Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen!
„Mich strafe, mich! Nur rette die Armen!“

Und sieh! aus der Stadt schon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel sich wagen,
Mit Wogen und Scheitern sich schlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er schwanket her, er schwanket hin;
Ihm glückt's, den Ersten empor zu zieh'n.
Durch Feindeskraft, durch Feindessorgen
Sind alle gerettet, sind alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeschrei! —
Doch Leupold blickt dankend nach oben;
Stimmt: „Herr Gott, dich wollen wir loben!“
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Ist schon der Lösung er bedacht:
Knechtschaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdigern senden.

Befiehlt: „Wenn sich röthend der Tag erneut,
„Magst du am Thor als Herold erscheinen,
„Und fordern sogleich vom Feinde die Meinen,
„Die später doch sonst mein Arm befreit.
„Er selbst bestimme das Lösegeld;
„Wie hoch es kommt, wie schwer mirs fällt:
„Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
„Will ich es gern und redlich bezahlen.“

„Nur daß sich die Stadt nicht etwan vermißt,
„Will Freiheit für Freiheit bedingen;
„Ha, dazu ließe sich Leupold nicht zwingen,
„Der nie geschworener Rache vergißt!
„Wenn sie mit unsrer Tode dräu'n,
„Sag' dann, ich könnt' auch grausam seyn.
„Für der Gefangenen Leben und Leiber
„Bürgen mir Greise, Kinder und Weiber!“

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch, von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug aufs Pferd sich schwinget;
Und alles erwacht, und eilet und schaut:
Graf Hugo naht der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die stürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir sehen uns wieder!“

„Fest spricht der Graf den Herzog an:
„Ich segne die heilige Stunde!
„Wir stehn nicht mit Wogen im Bunde;
„Wehrlose fesselt kein Ehrenmann.
„Sie alle zu retten genoß ich das Glück:
„Drum nehmt auch frei sie alle zurück!
„Was zwischen uns bleibt zu rechten,
„Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten

Und mit den Worten wandt' er sich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn rasch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild — stumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach.
Und spornt sein Roß und jagt ihm nach:
„Halt, ruft er, ein Wörtchen laß mich noch sprechen!
„Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen.“

„Du wagst mir zu trotzen im Uebermuth,
„Willst mich durch Großmuth bezwingen?
„Das soll dir, bei Gott, nicht gelingen!
„In mir wallt Rudolphs erlauchtes Blut.
„Der eignen Rache künd' ich Krieg;
„Und schon gewonnen ist der Sieg!
„Ich ziehe nach Hause mit all den Meinen;
„Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!“

Vertrauen.

Fern und tief verborgen
Vor den irdischen Blicken
Schwebet die heilige Nacht,
Wo in hochaufwallenden Wogen
Sich, nach Ordnung der Götter
Menschenschicksal bewegt,
Wechselnd und wechselnd:
Trauriges jetzt,
Daß aus tiefester Brust
Schreiet der Mensch auf,
Er die Olympier selbst
Grausam nennet und ungerecht.

Wie des Blitzes flammender Strahl
An dem Aether die Wolken zerreißt,
Oeffnet des Sehers forschende Seele
Die heilige Nacht,
Auf Augenblicke!
Sieht — o Wunder! —
Sieht, das furchtbare Unglück
War des kommenden Glückes
Liebende Mutter;
Und der Götter Zorn
Flammt nun als Liebe!

Und wenn nun wieder
Wolken sich thürmen,
Ihn Donner umbrüllen,
Hebt er aus Fluthen des Unglücks
Den Göttern entgegen
Vertrauend die Arme! —
Nennt die Hohen nicht grausam,
Nimmer sie ungerecht.
Wenn ihn die Wogen verschlingen,
Flehet er noch
Den Göttern vertrauend.

Allwaltender Zeus!
Herrscher der Götter und Menschen!
Und auch ihr Vater!
Wer dir vertrauet,
Der hebt sich furchtlos
In Lebensstürmen,
Schauet selbst dem finsteren Hades
Furchtlos ins Auge.

Maria's Erwachen.

Erde, bedecke
Mich leicht und kühl!
Engel, nicht wecke
Mich zum Gefühl!

Wie leis' und still
Fühl ich im Herzen
Es neu sich regen,
Sich sanft bewegen,
So leis' und still.
Schweigt ihr nun Schmerzen? —
Ins Grab
Hinab

Mußt' ich ja steigen;
Ihr wolltet nicht schweigen!
Engel, dich schauen
Stillet den Schmerz,
Engel, dir trauen
Muß mein Herz!

Was hebst mich nun in laue Lüfte?
Wie weh'n balsamisch Rosendüfte!
Wie süß melodisch tönt
Dein goldnes Flügelpaar!
Welch sanfter Schimmer krönt
Dein lockenreiches Haar!
Wer bist du, Engel, mild und leicht? —
Wohl kannt' ich einst dein Angesicht.

So, Balboa, so war dein Angesicht,
So lieblich ernst, so freundlich licht!
Auch dieses Lächeln kannt' ich schon!
Das ist dein Seelenton!
Das ist dein Engelsblick!
O süßes Glück!

Engel, erwecke
Sein Bild mir nicht!
Bist du's? entdecke —
Mein Herz — es bricht!
„Hab dich gefunden,
„Bin dir verbunden,
„Selig, so selig!
„Ewig, ach ewig!
„Alles vergehet,
„Liebe bestehet! —

Mutterliebe.

Mit leisem Laute bricht
Heraus vom tiefsten Hain
Ein Trauersang,
Der Philomele Sang!
Jetzt strebt er auf,
Und schmettert laut,
Daß Fels und Wald erklingt
Dem Trauersang!

Ihr theures Kind
Erwärmt an ihrer Brust,
Ernährt mit Mutterliebe,
Es flog dahin!
Dahin! —
Und schmerzlich fragt ihr Klageton,
Dem Fels und Wald erklingt,
Wohin? wohin?

Die Tochter fliegt von Baum zu Baum,
Ist fröhlich!
Und wieget sich von Zweig zu Zweig,
So selig!
Denn von dem nächsten Baume tönt
Herüber,
Des Gatten gleichgestimmter Sang;
Sie liebet!
Wohl ist sie glücklich!
Das weiß die theure Mutter nicht,
Und trauert!
Wild schmettert auf ihr Klageruf,
Dem Fels und Wald erklingt,
Ihr Klageruf!

Kaiser Max
auf der Martinswand in Tyrol.
Romanze.

„Hinauf! hinauf!
„In Sprung und Lauf!
„Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
„Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar,
„Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
„Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
„Das ist der Ort, wo die Majestät
„Sich herrlich den Herrscherthron erhöht:
„Die steile Bahn
„Hinan! hinan!
„Dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor;
„Nachsetzt der Jäger, und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft,
„Schwarz wie die Gruft;
„Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
„Wer setzet mir nach! 'S war ein Kaiser-Sprung!
„Klimm, Gemse, nur auf die Felsenwand!
„In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand,
„Mach ich mit Eisen mir doch die Bahn.
„Nur muthig hinauf, und muthig hinan!
„Jetzt ohne Rast
„Den Strauch erfaßt!
„Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
„So hält mich im Fall' die Klippe noch fest."

Der Stein nicht hält;
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang;
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott sey's geklagt!
Einbrachen die Knie, doch blieb er steh'n,
Und taumelt sich aus; da mußt er nun seh'n:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerschwung:
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
Ins Wolkengrab,
Und starrt hinauf ins Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher,
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut.
Aus harten Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch.
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
„Kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar!
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
„Den bannt' wohl hinauf des Satans Gewalt?
„Das ist, bei Gott eine Menschengestalt!"
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm staunend das Wunder zeih!
„Gott sey mit ihm!"
Ist's Eine Stimm':
„Der stehet dort oben in großer Noth,
„Muß arg wohl erleiden den Hungertod."

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
„Hoch auf den Alpen klomm er empor,
„Daß ihn des Jägers Blick verlor."
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
„Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!"

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seyd ihr's, der steht in der Blend',
„So werft herab einen Stein behend'!"
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüther wacht,
Daß, zerschmettert, das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul',
Auf eine Meil',
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauschet empor?"
Er sieht und lauscht;
Fort wühl'ts und rauscht —
So harret er aus, ohne Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Durch Sonnenbrand
Die Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach: —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünscht er allein:
Gewiß zu seyn,
Eh' die Besinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath,
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' ans Volk, und wickelt behend'
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorstein;
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab —
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr;
Drum findet vom Volke sich niemand ein,
Dem Herrn ein Bothe des Todes zu seyn.

Der Kaiser, (wie hart!)
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt es vergeblich seyn.
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
„So harrt' ich nun sichrer des Tod's allhier."
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entflammet das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt;

Wegstoßt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Bließ:
Was sollt's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief:
So heißt der Brief:
„Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
„Die treu in jeder Noth mir blieb.
„Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth;
„Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
„Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
„Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
„Will büßen die Schuld,
„Mit Muth und Geduld.
„Mit Einem wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n,
„Ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach Zierlein eilt
„Nun unverweilt
„Ein Both' um das heilige Sacrament,
„Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
„Und wenn der Priester steht am Fluß,
„So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
„Und wenn ich den Segen nun soll empfahn,
„So deut' es ein zweiter mir wieder an.
„Sehr bitt' ich euch,
„Fleht dann zugleich
„Mit mir zum Helfer in aller Noth,
„Daß er mich stärk' in dem Hungertod."

Der Bothe fleugt;
Der Priester keucht
Nun schon herbei, nun steht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schaut hinab, erblickt die Monstranz;
Denn blitzend ergänzt ihr Demantkranz.
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt,
Und siegt, und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!

Und o wie fleht
Sein heißes Gebet!
„O Gott, du Vater allmächtig am Himmelsthron,
„Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
„Und du hochheiliger Gottesgeist,
„Der beide vereint, das Heil uns weis't;
„O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
„Verkündet laut die weite Natur!
„O tauchte sich schnell
„Im Liebesquell
„Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
„Die liebend am Herzen dein Arm erhält."

„Vor meinem Tod
„Dein Himmelsbrod
„Wünsch' ich, Unwürdiger, o wie sehr!
„O sieh auf mich erbarmend her!
„O Christus Lieb' tritt bei mir ein,
„Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
„Die deine Lieb' so feurig beseelt,
„Daß eines sie werden mit Gott und Welt.
„Und weil ich nicht werth,
„Was ich begehrt,
„Ein einzig Wort aus deinem Mund
„Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Fleh'n
Vor Liebe vergeh'n.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund,
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segnet Gott
„In deiner Noth,
„Der Vater, der Sohn, und der heilige Geist,
„Den Himmel und Erd' ohn' Ende preis't."

Nun allzumahl
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knie'n harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Bethenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland:
Ihm löset sich jedes irdische Band

Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund,
Und grüßt' ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
„Doch folgt mir schnell. Der Weg ist weit."
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt' um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!"
„„Ein Bothe, gesandt, um zu retten dich.""
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?"
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.""
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt!"
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt.""
Drauf er sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt,
Der Kaiser sich drückt;
Sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt;
Am Gewölb ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstromes brausender Fall
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht;
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Stehn unermüdlich mit der Monstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,
Und heiß im Gebete für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
— 's war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
„Seht! mich hat sein Engel zurückgebracht."

An Joseph Haydn,

bei Aufführung der Schöpfung im Universitäts-Saale zu Wien.

Du hast die Welt in deiner Brust getragen;
Der Hölle düstre Pforten stark bezwingen,
Den freien Flug in Himmelsräume wagen
Hört man dich auf der Töne kräft'gen Schwingen:
Drum sollst du, theurer Greis, nicht trauernd klagen,
Daß mit dem Alter deine Kräfte ringen.
Zwar weicht der Leib den düstern Zeitgewalten:
Was du gewirkt, wird ewig nie veralten.

Wie nun in dieses Musentempels Hallen
Erwartungsvoll sich frohe Schaaren drängen,
So sieht man einst die späten Enkel wallen
Zu deiner Schöpfung hohen Himmelsklängen,
So hört man noch der Enkel Jubel hallen
Bei deiner Engel Hallelujahsängen.
Was rein der Mensch aus reiner Brust gesungen,
Ist wohl nie leicht in Menschenbrust verklungen.

O lausche lang' entzückt den eignen Tönen,
In deiner Freude dicht gedrängtem Kreise,
So wirst du sanft der Erde dich entwöhnen,
So froh dich rüsten zu der großen Reise.
Die Erde mit dem Himmel zu versöhnen
War deiner Kunst erhabne Lebensweise.
Noch schallt ihr Dank tief von der Erde Klüften,
Empfängt dich Hallelujah in den Lüften.

Ueber die Schauspielkunst.

Wenn zart ein Mahler uns die Liebesgöttin,
Auf Elfenbein, in hellem Goldgrund mahlte,
Ein Bildchen, nur vier Zolle hoch und breit;
Und dieser Mahler hinge nun sein Bild
Im Pantheon hoch in der Kuppel auf,
Daß jene Venus dann zur Mücke schwände:
Wie würde nicht der Arme ausgelacht!

Wie? Lispeling lacht mit? — Er sehe zu,
Daß er am Ende sich nicht selbst belache!
Ein Mahler, der sein zartes Taschenbild
In hoher Kuppel unserm Blick entzieht,
Und Lispeling, der auf der weiten Bühne
So leise wie im engen Zimmer lispelt,
Sind wohl an Thorheit sich so ziemlich gleich.
Bei jenem sieht, bei diesem hört man nicht.
Ich soll mit dir jetzt lachen, und jetzt weinen?
Recht gerne, Freund! nur sag' mir erst — worüber?
„Der Reitz, der Leichtigkeit, die Wahrheit selbst
„Entflieht erschrocken vor dem grellen Schallen,
„Der schneidend das Gehör verletzt." — Mag seyn! —
Wenn ihr, wie Stentor, ganz unbändig schreit.
Es gibt auch hier, wie überall, ein Maß.
Des Künstlers feiner Sinn für Schicklichkeit
Vermeidet das zu Wenig, das zu Viel.

Dich, Max, läßt noch die volle Jugendkraft,
Dein Eifer für die Kunst, der Brust nicht schonen.
Nur sorge, daß dir, bei erhöhter Stimme,
Für jeden Stufengang der Leidenschaft,
Ein reicher Wechsel noch an Tönen bleibe,
Daß dich selbst auf der höchsten Stufe nie
Des Wohllauts süßer Zauber ganz verlasse.
Die schwere Kunst magst du von Iffland lernen,
Streng hauszuhalten mit der Töne Reichthum,
Im sanften Wechsel eines Sylbentanzes
Dahinzuschweben, durch der Pausen Kraft
Den leisern Ton zum stärksten aufzusteigern.
Dann — hätt' auch deine Stimme keinen Umfang,
Wird man sie doch im ganzen Haus vernehmen.

Der Geist der Rolle, die du geben sollst,
Heißt dich den Ton nun zähmen, nun verstärken.
Wie wankt und bebt des schwachen Greises Stimme;
Wie klingt des Jünglings Jagdruf durch den Wald!
Wie braus't der Zorn von schaumerfüllter Lippe!
Wie haucht sich süße Liebe schmelzend aus!
Auch selbst der Stand verdienet hier Erwägung. —
Ein Staatsmann, der in stiller Einsamkeit
Der Völker Wohl und Weh im Busen wälzt,
Spricht leise, sanft, und fährt nur selten auf.
Der Feldherr doch, gewohnt, in freier Luft
Muth und Befehl den Kriegern zuzurufen,
Spricht mit Gewalt aus offner voller Brust;
Und weckest du Alcidens Kraft zum Leben:
Dann sey dein Wort ein Donnerschlag, der trifft!

Ein weites Feld eröffnet sich vor dir,
Wo tausendfach die Pfade sich durchkreuzen,
Wo tausend Ziele winken. Willst du, Freund,
Dein frohes Haupt mit Lorbeern einst umkränzen,
Beschränk' auf einen Pfad nicht deinen Lauf,
Und in der Wahl bestimme dich für jenen,
Der mühsam dir vor allen scheint. — Gewiß!
Am Schweren nur kann sich die Kunst versuchen.

Wohl mancher dünkt ein Künstler sich zu seyn,
Der ohne Müh' getreu nur wiedergibt,
Was die Natur ihm gab. Den eignet schon
Ein sanfter Ton, der Herzensgüte Künder,
Und frohe Laune, die im Auge schimmert,
Beweglichkeit und reitzende Gestalt
Zur Sohnesrolle in Terenzens Brüdern.
Nun wohl; ich will ihn mit Vergnügen seh'n,
Und auch im Leben gern die Hand ihm reichen.
Allein, er wage sich in andre Kreise;
Wie Brockmann, wank' er heut' als König Lear,
Verjünge sich als Klingsberg morgen wieder,
Wenn ich als Meister ihn bewundern soll.

Was du auch immer darzustellen ringst:
Es sey in allen Theilen ein's und ganz
Nie wird es deinem Bild' an Einheit fehlen,
Willst du nur Jedes Denk- und Handlungsart,
Aus letzten Gründen, sorgsam dir entwickeln.
„Was ist des Mannes Wunsch, was seine Furcht?
„Welch ein Gedanke drängt sich herrschend vor,
„Und zieht wie Diener all' die andern nach?
„Durch welche Mittel strebt er nach dem Ziel?
„Mit welchem Maß von Feigheit oder Muth?" —
Wenn solche Fragen du dir deutlich lösest,
Bald springt ein lebend Bild vor deinen Geist,
Das du sogleich mit glüh'nder Seele fassest,
Das unbewußt dich dann im Spiele leitet,
Und Ton und Gang und jede Regung lenkt.
Wer also sich beseelet, wird im Spiel
Uns immer wechselnd, immer neu erscheinen.

Flink wähnt, als Hofmann, Dank sich zu verdienen,
Wenn er sich jetzt auf seinen Zehen wiegt,
Die Damen jetzt durch seine Gläser mustert,
Jetzt tief sich bückt, jetzt stolz sich wieder hebt.
Nur, leider! fehlt dem allen noch der Halt;
Es fehlt der Lebenspunkt. Und alles liegt
Noch todt und unbelebt, ein Stückwerk, da.
Erst muß die kleine Furcht, die kleine Freude
Sich des beengten Herzens ganz bemeistern,
Und dann verengen sich von selbst die Schritte,
Die so ein Wicht auf heißen Estrich setzt.

Wer seiner Rolle durchaus mächtig ist,
Zeigt meistens schon bei seinem ersten Auftritt,
Was wir den Abend durch erwarten dürfen.
An Maske, Blick und Ton, und Gang und Haltung
Drückt schnell sein innerstes Gemüth sich aus.
Dann tönt ein freudiges Gemurmel auf,
Das schöner lohnt, als wildes Händeklatschen.
So, wenn in Iffland's Spielern unser Koch
Als General erscheint, raunt man sich zu:
„Sieh' da, ein alter Degen, rauh und gut.
„Wie rasch er sich bewegt! Sein Auge glüht!
„Sein kurzes Wort befiehlt! Und doch aus Allem
„Strahlt seine Güte siegend durch." — Ja wahrlich,
So mußte der sich künden, der sodann
Gewaltsam, feurig, kräftig, liebevoll
An seine Brust den alten Kriegsfreund reißt,
Und dem auch noch, in der Umarmung selbst,
In jedem Finger eignes Leben zuckt.

Sey ja besorgt, daß nicht statt Glanz und Licht
Dein Feuer wild nur Dampf und Rauch erzeuge,
Zu schnell aufprasselnd, sich zu früh verzehre!
Ein Herkules, der, eh' er noch erschien,
Heraus die Keule auf den Spielraum warf,
Ward einst von Jung und Alt mit Recht verlacht.
Was will der Prahler in der Folge zeigen,
Der sich beim Anfang schon so tönend kündet?
Es kreißt ein Berg, und eine Maus erscheint.
Vergiß nicht, Freund, daß dich dieselbe Kraft
Das ganze Stück hindurch beleben muß,
Daß, wenn sie nicht von Act zum Acte steigt,
Der Hörer sich entfernet oder gähnt

Nur dann verdient dein Eifer Lob und Dank,
Wenn ihn die kältre Einsicht weise zügelt.
Ein Gaukler drängt sich oft in Nebenrollen
Unzeitig vor; — soll ich dafür ihm danken
Daß er, anmaßend, uns die Harmonie
Des schönen Ganzen frevelhaft zerstört?
Bis zu dem Winkel zischet ihn zurück,
Aus dem er frech sein leeres Haupt erhob!
Wie in der Welt kein Mißlaut hörbar ist,
Sich alles stimmet zum Zusammenklang,
Der den Geweihten überrascht, entzückt:
So öffnet uns die Bühne eine Schöpfung,
In der ein jeder noch so schwache Laut
Harmonisch in das Ganze klingen muß.

Es nützt jedoch die tiefste Wissenschaft,
Die hellste Einsicht jenem Künstler nicht,
Dem noch der träge Körper widerstrebt,
Der, ungerufen, immer, wie von selbst,
In Mienen, Gang, in Haltung und Bewegung,
Sich nach des Spielers Absicht fügen soll.
Wer ängstlich auf der Bühne selbst noch sinnt,
Im Wellenschwung den Arm emporzuheben,
Jetzt mahlerisch den Körper hinzustellen,
Verloren ist er! — Wahrheit und Natur,
Und Grazie — entflieht. Sein Spiel wird steif,
Wir wenden mißvergnügt den Blick hinweg.

Darum, mein schöner Freund verschmähe nicht,
Durch Fechten deinen Körper dir gewandt,
Durch höhern Tanz geschmeidig ihn zu machen.
Oft übe dich, nach Art der Pantomimen,
Die Leidenschaften alle auszudrücken,
Wie sie entstehen, wachsen und verlöschen.
Und findest du den gleichgestimmten Freund,
So nehmt bald diesen, und bald jenen Stoff,
Um aus dem Stegreif frei ihn durchzuführen.
Das lehrt dich schnell den Augenblick erfassen,
Was man dir gibt, im Nu zurückzugeben,
Die Leichtigkeit, die Harmonie des Spiels;
Und zeigst du dich auch nur im Lebenskreise
Gefällig, artig, fein, als Mann von Welt,
So wird, wenn du die Bühne dann besteigest,
Dich Anstand nie, dich Schönheit nie verlassen.

An der Jaquet hat man es laut gerühmt:
„Sie wäre vor der Gruppe Niobe's
„Entzückt, begeistert, lange dagestanden,
„Um dann in Ayrenhof's Cleopatra
„Als Königin zu sterben." Gut! Sie that's,
Um ihre Phantasie mit jener Würde,
Mit jenem hohen Adel zu entflammen,
Der selbst im Tod die starke Seele hebt,
Gewiß doch nicht der bloßen Stellung willen.
Dem Künstler kann ein Zeitpunkt nicht genügen,
Der Bild auf Bild in sanftem Flusse zeigen,
Bei keinem stockend sich verweilen soll. —
Denn einzeln, unverbunden, und zerstreut,
Verrathen diese Bilder nur Gefallsucht,
Die ungeschickt der Täuschung uns entreißt.
Wie viele Klippen beut die Kunst hier dar!
Doch wer sie klug und fest, wie Lange, meidet,
Dem schielt der Neid vergebens nach dem Kranze,
Der unverweldlich ihm die Stirne kühlt.

Nur gar zu oft versinkt in größre Fehler,
Wer allzu ängstlich die geringern meidet.
Der will natürlich spielen, wird gemein,
Der strebt nach Zierlichkeit, vergißt die Wahrheit,
Der, dem Natur ein Ohr für Wohllaut gab,
Behorcht sich selbst, verfällt in Kanzelton;
Der überläßt sich sorglos der Empfindung,
Und seine Reue kreischt, es brüllt sein Zorn;
Der, um sein Spiel mit Feuer zu beleben,
Mahlt mit geschäft'ger Hand uns Berg und Thal,
Und unbarmherzig klopft er im Affect
Sich Kopf und Brust, und auch — die Schenkel wund.
Der endlich, nur auf hohe Würde sinnend,
Schwimmt wie ein Gast im Bade langsam her;
Und senkt, und hebt sich doch sein Arm zuweilen,
Es ist, man sieht's, ein Uhrwerk, das ihn treibt.
Zur Bühne glaubt ein jeder sich berufen;
Doch ach! — wie Wenige sind auserwählt!

Ob die Natur den großen Mimen schaffe,
Ob er durch Kunst sich bilde, wird gefragt.

Viel schenkt Natur, mehr noch erwirbt die Kunst.
Die Wohlgestalt, die schöne Mittelgröße,
Und edle Züge, die sich stärker heben,
Sich aus der Ferne noch bedeutend zeichnen,
Ein sprechend Auge, das nun fröhlich glänzt,
Nun feurig rollt, nun düster sich versenkt,
Ein biegsames, helltönendes Organ,
Das rein die ganze Scala hören läßt,
Beweglichkeit und Kraft der Muskeln: — Freilich,
Das alles dankt ein Mime der Natur,
Die eigensinnig ihren vollen Reichthum,
So, wie an Brockmann, selten nur erschöpft.

Allein, die Kunst siegt über die Natur,
Der hohle Ton, die hagere Gestalt
Hat uns an Schröder's Helden nicht beleidigt.
Als Adamberger's Reitze schon verblühten,
War sie darum als Gurli und Chatinka
Dem edlen Wiener etwa minder werth?
Die Kunst verhüllet liebend die Gebrechen;
Wo nicht, umstrickt sie uns mit ihrem Zauber,
Daß wir des kleinern Mangels ganz vergessen.

Weit schlimmer wär's, wenn in des Künstlers Geist
Nicht alles sich harmonisch wirksam fände,
Wodurch der Mimen Werk zum Leben kommt.—
Ein helles Auge, so das frische Leben
Im schnellen Fluge sicher doch erhascht;
Die Phantasie, die all' den schönen Reichthum
Vor ihren klaren Zauberspiegel ruft;
Von Bild zu Bild auf freien Schwingen gaukelt,
Die Dichtungskraft, die Bilder zu verschmelzen,
Was, abgerissen, mager uns erscheint,
Als voll, als ganz, als lebend vorzuführen,
Zum Ideal die Einzelnheit zu heben,
Das Ideal zur Einzelnheit zu steigern,
Und ein Gefühl, das jedem Hauche klingt,
In jedem Ton sich leicht und zwanglos stimmt,
Und dann der strenge richtende Verstand,
Der, sich bewußt, das Unbewußte lenkt,
Der Drang nicht nur, der ach so viele täuscht,
Nein, auch das immer rüstige Vermögen,
Was vor des Mimen Geist lebendig wogt,
Im Bilde, jedem sichtbar, darzustellen:—
Wer zählte wohl die Himmelsgaben alle,
Durch die ein Mime zaubernd auf uns wirkt?

O dreimal glücklich, wer mit reinem Sinn,
Mit ganzer Seele sich Thalien weiht!
Sie bildet liebend ihn zum Menschen aus.
Die goldne Zeit ist lange schon vorbei,
Wo in des Lebens vielgeschäft'gem Kreise
Der Mensch für jede Kraft den Spielraum fand,
Und alle übend alle auch genoß.
Von Eisen scharfe Zeiten sind gekommen,
Und sie zerstückten frech das Götterbild.
Von jenem heischt das Leben Körperkraft,
Von diesem nur Verstand, von keinem alles.
Da ließ die Kunst erbarmend sich hernieder:
Nur der, den sanft ihr Odem neu belebt,
Hebt wieder sich verjüngt als Mensch empor.

So segne deinen guten Genius,
Der, in der hellsten deiner Lebensstunden,
Dir Lust und Muth und Kraft zur Bühne gab!
Bewahre rein dein Herz! Laß diese Gluth,
Die dir für alles Große, alles Schöne
Im Herzen heilig flammt, ja nie erlöschen!
Dem Tod ist jedes Menschenhaupt geweiht;
Wohl dem, der an so reiner Himmelsflamme
Sein Leben, sich und Andern froh, verzehrt!
Was Göttliches im Menschenbusen lebt,
Was um die Welt den Sonnenglanz verbreitet,
Ans Licht die sonst wohl dunkeln Stellen fördert,
Daß hell und leicht der Lebensweg erscheine,
Was gegen ein anstürmend Unglücksheer
Dem Menschen Muth und Kraft zum Kampfe beut,
Was selbst im Tod' ihn frei noch sinken läßt,
Das ruft, im Bilde, mächtig deine Kunst
Aus jeder Zeit, aus jedem Stande vor;
Und sey's ein König, sey's ein Bauersmann,
Der nun in dir vor unsern Augen handelt,
Er zeige sich in allem uns — als Mensch!

„Schon mancher, der als Held uns hoch erhob,
„War in dem Leben ein gemeiner Wicht."
Es sey; allein wie tief er sinken mochte,
Er fühlte doch den Gott in seiner Brust;
Es flammte schön in ihm die Sehnsucht auf:
Was seiner Phantasie so groß erschien,
Aus sich heraus in Wirklichkeit zu bringen,
Und weil die Kraft zum Handeln ihm versagte,
Wollt' er als Bildner liebend es erreichen. —
Der Unglückselige! Ihm schwanden trüb
Im ew'gen Widerstreit die Tage hin,
In Lust und Rausch blieb doch das Herz ihm leer.
Du, Max, du gleiche jenem Roscius,
Den auch ein Ehrenmann, wie Cicero,
Vor dem gesammten Volk als Freund erkennt;
Wie auf der Bühne, sei im Leben groß!

„Nicht Helden nur erscheinen auf den Bretern;
„Oft hüpft ein Geck uns zum Gelächter hin,
„Oft schleichet leis' ein Bösewicht daher.
„Wie? holt auch hier der Mime sich die Kraft
„Aus seinem reichen, liebevollen Herzen!"
Was zweifelst du? Dadurch allein erhält
Zu solchem Spiel er Anlaß und den Reitz.
Nur, wer ein Ideal der höchsten Schönheit
Tief in dem ernsten Geiste mit sich trägt,
Er sieht mit feinem Sinn, was unvermerkt
Aus ihren Kreisen sich hinaus verliert,
Und stellt das Feingefaßte fein uns dar;
Nur der mit Liebe an der Tugend hangt,
Entdeckt an ihrem Strahl mit voller Schwärze
Den Bösewicht, durchblickt ihm scharf das Herz,
Und wie er ihn aus voller Seele haßt,
Stellt er ihn hassenswürdig Allen vor. —
Zeigt Scherz und Haß sich in der schönen Kunst
Wird Scherz vom Ernst' und Haß von Lieb erzeugt.
Denn um das Zwergfell zwecklos zu erschüttern,
Und zum Gefühl den Stumpfen aufzureitzen,
Bedarf man wahrlich nicht der Kunst.

Wenn so dasselbe höhere Gefühl
Dich jede deiner Masken wählen heißt,
Wird dich der Bühne Wechsel nicht zerstreuen!
Und wenn du gleich von einer Leidenschaft
Zur andern stürmst, dich jezt in diese Denkart,
Und nun in jene, wie ein Proteus, fügst,
Dich auf der Bühne tausendfach verwandelst,
Verbleibest du im Leben doch ein Mann,
Gerade, fest, und ohne Trug und Falsch,
Wie sich Natur im steten Wechsel zeigt,
Und ewig doch ein' und dieselbe bleibt,
Weil sie nach ewigen Gesetzen wirkt.

Noch eines, Edler, und dann lebe wohl!
Soll dich dein neuer Priesterstand beglücken,
So lerne früh den Ueberfluß entbehren.
Dir quillt ein reicher Born von Seligkeit
Im Herzen auf, den Tausende nicht kennen.
Bei diesem Reichthum mißt man leicht den Tand,
Mit dem sich Armuth selbstgefällig schmückt.
Stets soll sich frei und stolz ein Künstler fühlen!
Drum, bläht vor dir ein reicher Geck sich auf,
Und mißt er dich mit seinem dummen Blick,
Will er wohl gar als Gönner sich bezeigen,
So ruf' ihm froh aus voller Brust entgegen:
„Behalt' dein Gold! die Kunst belohnt sich selbst."

Wehrmannslieder*).

Oestreichs Landwehr.

„Habsburg's Thron soll dauernd stehen:
„Oestreich soll nicht untergehen!
„Auf, ihr Völker! bildet Heere!
„An die Grenze! fort zur Wehre!"
Solchen Ruf ließ Franz erschallen
Aus der Ahnen Kaiserhallen.

„Stolze Fahnen, die euch führen,
„Sorgte meine Hand zu zieren;
„Wo nur Feindeswaffen blinken,
„Laßt zum Siege sie euch winken!"

*) Aus H. J. von Collin's Wehrmannsliedern. Wien, 1809.

Rief Ludwige, hieß dann fliegen
Stolz die Fahnen vor den Zügen.

Franzens und Ludwigens Brüder
Sanken vor dem Throne nieder,
Schwuren: „In des Kampfes Hitze
„Stehn wir an der Völker Spitze."
Schnell zur That sieht man sie eilen,
In die Völker sich vertheilen.

Helden, reichbedeckt mit Wunden,
Haben willig sich gefunden,
Ordnen rastlos, kriegserfahren,
Froher Völker tapfre Schaaren:
Wissen ihre Kraft zu stärken,
Bilden sie zu Kriegeswerken.

Ihres Muthes Adlerflügen
Will nicht kaltes Wort genügen;
Froh entflammen sich die Brüder
An dem Klange stolzer Lieder;
Was aus tapfrer Brust sie singen,
Tapfer werden sie's vollbringen.

West und Ost und Süd und Norden
Send' auf uns nun Feindeshorden:
Ha! des Reiches weite Grenzen
Werden Bürger rings bekränzen,
Mit den aufgepflanzten Speeren
Tyrannei den Eingang wehren!

Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden;
Welches Volk dem Tod sich weihet,
Wird vom Siege stets erfreuet. —
Alles opfert hohem Streben:
In dem Tode liegt das Leben!

Habsburgs Thron wird dauernd stehen;
Oestreich wird nicht untergehen!
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!
Daß dem Kaiser in den Hallen
Siegesjubel einst erschallen.

Kriegseid.

Wir stehn vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt,
Weis' und gerecht,
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Zu lösen die theure Wehrmannspflicht;
Wir bedenken den Eid, und beben nicht,
Und schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schützet dem Sohn.
O hör uns, Gott!
Wir schwören:
Zu folgen des Kaisers Herrschermacht
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht;
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebeut.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Zu folgen der Helden Wink und Ruf,
Die des Kaisers Geboth zu Führern schuf;
Wir schwören!

Wir stehen vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Auch gefangen in Qual und Feindeshand
Nie verrathen wir treulos Heer und Land!
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerschellt.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Wir wählen für Tod wir Schmach und Flucht;
Uns besiege nie feige Lebenssucht;
Wir schwören!

Wir stehn vor Gott
In der Schlacht, in Noth und Tod
Stehn wir vor Gott.
O hör' uns, Gott!
Wir schwören:
Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir schwören!

Gebet.

Allmächt'ger Gott!
Du hauchst, und neue Sonnen flammen;
Du winkst, der Weltbau stürzt zusammen!
O wende hold dein Angesicht
Auf uns, die für das Vaterland
Ein heil'ger Eid zum Kampf verband;
Geh mit den Feinden ins Gericht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Frech dringt der Feind in unsre Lande,
Hält schon für uns bereit die Bande;
Doch du hast uns mit Muth beseelt;
Dein Werk ist unsers Wehrbunds Macht!
Stärk' uns, daß auch in heißer Schlacht
Sich jeder Tod für Knechtschaft wählt.
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Wuth nun dräuet,
Wie er voraus des Siegs sich freuet,
Erhören wirst du mein Gebeth!
Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand am Meer,
Ein Hauch von dir: — es ist verweht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Belohnen wirst du mein Vertrauen,
Mein froher Muth darf auf dich bauen;
Du hältst uns — wir verzagen nicht!
Uns schenke, Herr, uns schenke Sieg!
Gerecht ist unser Nothwehrkrieg!
Sie treibt der Stolz, uns führt die Pflicht.
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
In wilder Schlacht, im Kriegsgetümmel
Fleh' ich mit frommem Blick zum Himmel:
O sende Sieg mir oder Tod!
Wenn Oesterreich nur glorreich siegt,
Der stolze Feind nur unterliegt,
Preis' ich noch, sterbend, preis' im Tod
Dich, großen Gott!

Allmächt'ger Gott!
Bewahr' mein Herz vor Schuld und Sünden;
Dann darf mein Muth auf dich sich gründen!
O Gott, o meine Zuversicht!
Und wenn auch plötzlich Erd' und Welt
Einbrechend auf mich niederfällt;
Noch lebt mein Muth, noch wank ich nicht,
Und hoff' auf Gott!

Und hoff' auf Gott!
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Auch tausend Brüder niedersinken;
Ich hoff' auf Gott, und fechte noch! —
Und fallend hoff' ich, daß mein Blut
Dem Enkel sichre Thron und Gut;
Ihn rette vor der Feinde Joch. —
Erhör' uns Gott!

Der Greis.

Mein Aug' ist matt, mein Haar ist weiß;
Ich schwacher, abgelebter Greis
Kann nicht zu Felde ziehn,
Und sehne mich doch hin.

Scharf ist dein Aug', und stark dein Leib,
Du bist ein Mann, du bist kein Weib,
Sohn, sollst zu Felde zieh'n;
Stürz' auf die Feinde hin!

Die Flinte halt' in fester Hand,
Trag' sie zum Ruhme, nicht zur Schand';
Der Tod nur raub' sie dir;
Ich segne dich dafür!

Grad auf den Feind nur immer an,
Dort suche schnell dir deinen Mann:
Nur vorwärts sey dein Blick!
Nie fall' er feig' zurück!

Durch Muth erweck' der Andern Muth,
Dir brenn' im Auge düstre Glut,
Ein Donner sey dein Wort!
So jag' die Feinde fort!

O Sohn, soll fließen dann dein Blut,
Verkauf es theu'r dein Heldenmuth!
Daß nicht umsonst du stirbst,
Dir Heldenruhm erwirbst.

Steh fest, ein Fels an deinem Ort!
Und jeder Hieb, nun hier, nun dort,
Treff' sicher einen Feind,
Um den sein Vater weint.

Und liegst du todt dann auf dem Feld,
Gewahrt man leicht, du warst ein Held;
Die Wunden sind von vorn,
Die Miene zeigt noch Zorn.

Und ist dann frei dein Vaterland,
Ich kinderlos am Grabesrand,
So schwach ich Greis dann bin,
Eil' ich aufs Schlachtfeld hin.

Auf seinen Hügeln ruh' ich dann,
Und rufe jeden Wandrer an:
Hier fiel mein wackrer Sohn,
Hier fand er Heldenlohn.

Und seufze, weine, klage nicht,
Bis mir das Herz im Leibe bricht;
Und ich vor Gottes Thron
Dann finde meinen Sohn.

Der Bräutigam.

Jetzt ist es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädel, laß mich ziehn;
Die Fahne flattert in die Luft,
Muß zu den Männern hin;

Muß fort, als Wehrmann, in das Feld,
Es ist beschworne Pflicht;
Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht.

Was weinst du dir die Augen aus,
Machst mir das Herz so schwer?
Bald dränge dir der Feind ins Haus;
Eilt' ich nun nicht zur Wehr.

Den Aeltern raubt' er dann das Brot,
Tränkt' euren guten Wein,
Stürzt' euch in Jammer, Angst und Noth,
Ins Elend tief hinein.

Vom Schlimmsten red' ich gar kein Wort,
Wenn Schurken mit Gewalt — —
Es treibt mich wie mit Spornen fort,
Und überläuft mich kalt.

Wenn an des leeren Hauses Thor
Du ständest jammervoll,
Wohl rücktest du mir Feigheit vor,
Und riefst mit tiefem Groll:

„O hättest du das Land beschützt,
„Nicht würd' ich trostlos seyn,
„Nun sieh, was dir die Feigheit nützt:
„Ich kann dich nimmer frey'n."

Der Vorwurf bräche mir das Herz,
Weit würd' ich weg dann ziehn,
Mit Scham und Zorn, und Reu' und Schmerz
Durch Berg' und Thäler fliehn.

Und würd' es ohne mich vollbracht,
Und kämen sie zurück,
Würd' ich dann bitter ausgelacht;
Mich höhnte Aller Blick.

„Schaut," riefen sie, „den Burschen an,
„Der heim beim Rocken saß;
„Ist an der Dirn' wohl auch nichts dran,
„Die sich der Wicht erlas."

Ach, wir ertrügen nicht den Spott,
Und härmten still uns ab,
Bis uns vereinte dann der Tod
Unrühmlich in ein Grab.

So laß mich ziehn. Am Sieges-Mahl
Soll unsre Hochzeit seyn;
Bei Pauken- und Trompetenschall
Will ich dich, Liebe, frey'n!

Dann rühmt dich jeder ins Gesicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über seiner Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Ruf an den Feind.

Feind, ha, du wagst es, und dräust uns verwegen?
Siedend empört sich mein feuriges Blut!
Nieder gebeutst du die Waffen zu legen? —
Also nicht, Stolzer! noch hebet uns Muth!
Wenn bald der Feldruf schallet,
Ringsum der Donner hallet,
Zahlst du die Frechheit mit strömendem Blut!

Wähnest du Männer in Fesseln zu schmieden?
Thörichte Hoffnung! Wir stehn dir im Krieg;
Kaufen nicht schimpflich mit Freiheit den Frieden,
Hoffen nur Rettung von Waffen und Sieg.
Der Stahl in unsern Händen
Soll Oestreichs Schicksal wenden!
Sieg oder Tod! Mit dem Ruf' in den Krieg!

Träumst du, wir würden uns beugen und kriechen,
Küssen die schwere, die eiserne Hand?
Knechtschaft verknirschen in heimlichen Flüchen,
Schalten dich lassen im köstlichen Land?
Du sollst bei uns nicht wüthen,
Du sollst uns nicht gebieten!
Schüttelt die Waffen in tapferer Hand!

Besser als Helden nun fechten und sterben,
Lösen im Tode die heilige Pflicht,
Als in dem Joche des Feindes verderben,
Fühlen sich Knecht — ein erbärmlich Gezücht!
Wenn wir dem Tod nicht beben,
Dann werden frei wir leben.
Kämpfet und sterbet, und löset die Pflicht!

Trommeln gerühret und Fahnen geschwungen?
Muthig gestürmet! — So endet die Noth.
Immer gekämpfet, gefochten, gerungen,
Jagt in die Feinde nun Schrecken und Tod!
Ihr Feinde sollt erliegen,
Bei Gott! wir werden siegen!
Sieg nur befreiet; Sieg endet die Noth

Jenseits der himmelan stürmenden Berge
Suchet euch Rettung in schimpflicher Flucht!
Wo euch die dräuende Feste verberge,
Wo euch der rächende Donner noch sucht,
Hinein, ihr wackern Brüder!
Bald singt ihr Siegeslieder.
Nieder mit ihnen! Ha! jagt sie in Flucht!

Marsch.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn die Schanzen, die wir schirmen,
Tollkühn einst die Frechen stürmen;
Stürzend von den hohen Wällen,
Sie die Köpfe sich zerschellen,
Und die hochgethürmten Leichen
Bis herauf zum Brustbett reichen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn, umpflanzet von Kanonen,
Sie auf sichern Höhen thronen,
Wie's auch hagelt, wie's auch knallet,
Was auch sinket, was auch fallet,
Auf zur Höhe wir uns schwingen,
An den Leib dem Feinde dringen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn im wilden Schlachtgetümmel
Aus dem dichtesten Gewimmel
Ihre Fahnen wir uns suchen;
Unter Heulen, unter Fluchen
Sie nun weichen, sie nun fliehen,
Immer vorwärts wir dann ziehen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund,
Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald dem Lande kund!
Wenn des Feindes Stolz nun schweiget,
Tief vor Oestreichs Kraft sich neiget;
Wir geschmückt mit Siegeskränzen
Heim dann kehren von den Grenzen,
In der Tempel heil'gen Hallen
Lobgesänge hoch erschallen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Ward dann auch dem Lande kund.

Schlachtruf.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Oestreicher beugen nicht ins Joch
Die alte Kraft — sie lebet noch.
Ob's Ernst euch war mit euerm Bund,
Macht nun die ernste Stunde kund.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Ihr Männer, die ihr euch bewehrt,
Zu schützen Weib und Kind und Herd.
Ha, jetzo gilt's! „Tod oder Sieg"
Ist Wehrmannsruf im Wehrmannskrieg!

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Mit Heldenmuth, mit Heldenkraft
Befreit das Land aus Feindeshaft!
Auf! Zahlt dem Feinde seinen Hohn!
Auf! Knechtschaft ist der Feigheit Lohn.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Vertraut der Kraft, vertraut auf Gott!
Entweder Sieger oder todt!
Und kommt der Tod, so kommt er gut;
Dir, Vaterland! dir Leib und Blut!

Wachfeuer.

Weib und Kind, schlaft wohl zu Haus!
Daß ihr schlafet, rückt' ich aus;
Wache hier in kalter Nacht,
Denk' an euch, ruf' ich mit Macht: —
Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
Tief ins Herz dem Krieger dringt
Brudergruß, den in der Nacht
Mann dem Manne ruft mit Macht: —
Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glühn,
Steht der Feind, und trotzt uns kühn;
Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach' für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger seine Brust sich schwellt,
Schiebt er's auf die kalte Nacht,
Doch ihn schreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn bald Schlachttummult erbraust,
Kugelhagel zischend saust,
Dann hinab in finstre Nacht
Stürz' ihn unsers Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Matthäus von Collin,

ein jüngerer Bruder des Vorigen, der auch auf seine Bildung einen vortheilhaften Einfluß ausübte, ward am 3. Mai 1779 zu Wien geboren und zeigte schon sehr früh glückliche Anlage, so daß er bereits in seinem zwanzigsten Jahr den Text zu der Winter'schen Oper Calthon und Colmal lieferte. Er studierte in seiner Vaterstadt, erwählte die Jurisprudenz zu seiner Berufswissenschaft, widmete sich aber nebenbei sehr eifrig der Philosophie und Geschichte und ward 1804 Doctor der Rechte, doch verließ er nach Auflösung des deutschen Reichs die juristische Laufbahn gänzlich und nahm 1809 eine ordentliche Professur der Aesthetik an der Universität zu Krakau an. Die Einnahme Krakaus durch die Russen führte ihn 1810 nach Wien zurück, wo er von 1810 bis 1812 als K. K. Hofconcipist, dann aber als Professor der Philosophie an der dortigen Universität angestellt wurde. Im Jahre 1815 ward er Erzieher des Herzogs von Reichstadt und widmete sich diesem schönen Berufe mit großem Eifer, so daß er sich auch bewogen sah, die Redaction der Wiener Literaturzeitung, (der nachherigen Wiener Jahrbücher) bald darauf niederzulegen. Ein gastrisches Fieber raubte ihn, zu früh für seine Freunde, am 23. November 1824.

Seine Schriften sind:

- Dramatische Dichtungen. Pesth, 1815—17. 4 Thle. (Enthaltend: der Tod Friedrich's des Streitbaren, der Cid, Marius, Calthon und Colmal, der Tod Heinrich's des Grausamen, Bela's Krieg mit dem Vater, die feindlichen Söhne, Butes, der Streit am Grabe, die Küninger.) —
- Cyrus und Astyages. Oper. Wien, 1818.
- Nachgelassene Gedichte. Ausgewählt und mit biographischem Vorwort begleitet von J. v. Hammer. Wien, 1827. 2 Thle. 12. nebst M. v. C's Portrait.
- Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. s. w. in den Wiener Jahrbüchern, von Hormayr's historischem Taschenbuch u. s. w.

M. v. Collin's Talent ist, wie das seines Bruders, ebenfalls nur ein rhetorisches; er steht in seinen Erzeugnissen den Leistungen Heinrich Joseph's von C. nach, obwohl der Dichter, mit Vorliebe vaterländische Stoffe zu seinen Dramen wählend, sich vorzüglich nach Shakspeare zu bilden und diesem nachzustreben suchte. Es fehlt ihm nicht an Geschmack und Würde, wohl aber an Leben und Wärme. Unter seinen kritischen Arbeiten sind mehrere ganz vortrefflich, und er hätte hier Bedeutendes hinterlassen können, wenn er sich diesem Fache hätte hingeben und ihm alle seine Kräfte widmen wollen. — Wir theilen folgendes geistreiche Bruchstück über Friedrich von Schlegel, bei dem der treffliche Verfasser leider vom Tode überrascht wurde, als Beweis mit.

Ueber Friedrich von Schlegel. *)

Die in Folge der Ankündigung auf funfzehn Bände berechnete Sammlung beginnt in den ersten zwey Bänden mit den wichtigen Vorlesungen über die Literatur. Die drey folgenden Bände enthalten des Verfassers Studien über das klassische Alterthum und die Theorie und Kritik der alten und neuen Poesie. Der sechste Band gibt die so einflußreich gewordenen Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst; der siebente romantische Sagen und Dichtungen des Mittelalters; der achte und neunte aber die Gedichte: seit ihrer ersten Erscheinung ein theures Eigenthum der Freunde der Poesie. Der zehnte Band, die vermischten Schriften enthaltend, durch die für das Verständniß der Geschichte des Geistes des Verfassers so wichtigen Fragmente einer der interessantesten, ist noch nicht erschienen. (Diese Erwähnung bezeichnet die Zeit, wo dieser Anfang geschrieben wurde. Der zehnte Band ist bekanntlich jetzt schon seit einiger Zeit erschienen.)

Wie dieß bey Werken, welche die Theilnahme der Nation im Ganzen erwarten lassen, nunmehr herkömmlich wird, erscheint die Sammlung in mehreren Auflagen: um auch diejenigen zu befriedigen, welche sich zu schämen anfangen, daß die deutsche Literatur, der anständigen Ausstattung fremder Auflagen gegenüber, von dem Auslande als im Schmutze nachläßiger Pressen groß geworden, sich darzustellen genöthigt ist. Es sind nämlich durch die lobenswerthe Sorgfalt der Verlagshandlung fünf verschiedene Auflagen des Werkes veranstaltet, worunter drey von vorzüglicher Schönheit; aber auch die wohlfeilste auf gewöhnlichem Druckpapier empfiehlt sich noch durch Nettigkeit, und theilt den Vorzug strenger Korrektheit mit den übrigen.

Es haben vielleicht manche, mit der Bildungsgeschichte des Verfassers vertraute Freunde der Literatur gewünscht, daß in dieser Sammlung die Zeitfolge der Entstehung der verschiedenen Werke beobachtet würde, weil es von höchstem Interesse ist, einen so seltenen Geist in seiner Entwicklung selbst zu beobachten, und die Stufenfolge einer so merkwürdigen Ausbildung mit ihm nochmals zu durchwandeln. Allerdings wäre dieß höchst belehrend, und für die Geschichte der deutschen Literatur selbst aufklärend gewesen; der Verfasser hat es aber vorgezogen, indem er mit den Vorlesungen über Literatur beginnt, das Resultat unter sich oft streitender Ansichten, wie es sich in ihm bey vollendeter Reife des Geistes festgestellt hatte, voraus zu senden, um damit allen Zweifel über das Eigentliche seiner Ueberzeugungen im Gebiete des Schönen schon im Beginn zu beseitigen. Der Gewinn, welcher hieraus für das Verständniß des Gesammtstrebens des Verfassers hervorging, ist so groß, daß jener Wunsch dagegen billig verstummt.

Als Friedrich Schlegel vereint mit seinem Bruder auf die deutsche Literatur einzuwirken anfing, war diese zwar keineswegs arm an rühmlichen Erzeugnissen einer wahrhaft nationalen Poesie und Kritik; aber theils ihrer eigenen Schätze unkundig, theils durch ein unziemliches einseitiges Wohlgefallen an dem bereits erworbnen Besitzthume in edleren Fortschritten gehemmt und zu einer oberflächlichen nichtigen Selbstüberschätzung herabgesunken. Das Uebel war durch die Gehaltlosigkeit der damaligen Kunstkritik herbeygeführt worden, welcher die philosophische Basis fehlte; denn sie hatte sich von Musterbildern der Poesie sowohl des Inlands als des Auslands, der neuern Zeit und des Alterthums willkürliche Begriffe des Schönen abgezogen, nach welchen sie sowohl die einheimischen Erzeugnisse des Zeitalters beurtheilte, als auf die Bildung selbst der Kunstwerke nachtheilig und lähmend wirkte. Doch hatte die Nation, eine sonderbare Erscheinung, bey diesem schlimmen Stande der Kunstbeurtheilung im Allgemeinen, dennoch gerade im Fache der Kritik Heroen einziger Art aufzuweisen, mit welchen sich kein geehrter Geist der Nachbarvölker vergleichen durfte: Lessing, Winkelmann und Herder Die Kritik Lessings hatte edle Früchte getragen, indem sie manches schätzbare Dichtertalent, besonders im Schauspiele, auf eine edlere Bahn führte; für die Fortbildung des Geistes aber zur Begründung einer umfassenden Schönheitslehre blieb sie aus mancher Ursache unfruchtbar, und die Gesammtheit des Strebens dieses einzigen Geistes blieb, bis Friedrich Schlegel seinem großen Vorbilde eine eigene tiefsinnige Untersuchung widmete, unbegriffen; er stand in der deutschen Literatur als eine Autorität da, aus welcher jeder nach Maßgabe der eignen Einsicht unhaltbare Regeln abstrahirte, die man als Gesetze aufzwingen wollte, ohne ihre Unanwendbarkeit zu ahnen.

Winkelmann hatte seine Ansichten über bildende Kunst bey dem größten Reichthume gepflogener Studien endlich mehr aus unmittelbarer Anschauung gewonnen, als philosophisch in sich erzeugt und ausgebildet. Seine erhabenen Aussagen über das Schöne, welche zunächst die bildende Kunst trafen, litten zwar die Anwendung auf die Kunst im Allgemeinen, oder forderten vielmehr dazu auf; und man darf sagen, daß durch ihn zuerst die Ahnung des Wesens der Schönheit wie eine Morgenröthe nach langer Nacht in den Gemüthern wach wurde; die Natur seiner Untersuchungs- und Darstellungsweise selbst aber brachte es mit sich, daß, ehe nicht andere, vorbereitende oder erklärende Untersuchungen von anders ausgestatteten Geistern der Nation durchgeführt und vollendet waren, seine Ideen nur von den Ausgezeichnetsten der Nation erfaßt werden konnten, da sie, eine gleichsam unvermuthete und überraschende, in ihrem innersten Wesen isolirte Erscheinung mehr durch die Kraft einer edlen und gereinigten Phantasie, wie die Natur begünstigten Dichtern sie mitgiebt, als auf dem Wege der Untersuchung dem Leser sich aneigneten. Zu dieser schwierigen Auffassung Winkelmanns, zu welcher selbst Lessing sich nicht berufen zeigte, war nun Herder, obwohl in Manchem von Winkelmann abweichend, wahrhaft ausgerüstet, und im edelsten Sinne reich und glänzend begabt. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß ohne den Vorgänger Winkelmann, wenn auch der das Denken so gewaltig aufregende Lessing vorausgegangen war, kein so die Wesenheit des Schönen erfassender Denker, wie wir ihn in Herder besitzen, zum Vorschein gekommen wäre.

Die Art aber, wie Herder die Winkelmann'sche Schönheitslehre in sich aufnahm und fortbildete, war die eines durchaus selbstständigen Geistes. Er war so weit entfernt von jener Einseitigkeit, zu welcher Winkelmann durch die ihm natürliche Hinweisung auf hellenische Kunstbildung verführen konnte, daß er vielmehr das Schöne im Umkreise der Dichtung der ganzen Erde aufsuchte, älterer deutscher Poesie, insofern sie ihm bekannt wurde, Anerkennung gewann, und die Untersuchungen über die Schönheit der Dichtung mit jener über die Schönheit des Lebens selbst verband, dessen Eigenthümlichkeit er bey den verschiedenen Völkern der Erde würdigte.. Die Idee der Menschheit, welche in Folge dieser rühmlichen Arbeiten in seinem Gemüthe sich bildete, stärkte seinen Geist für die ganze Folgezeit seines Lebens zu rastloser Bemühung, das menschliche Daseyn in dessen Tiefen zu ergründen. Er hat, diesen Zweck verfolgend, sowohl den Weg der Philosophie als der Geschichte eingeschlagen, und die Poesie der Völker vorzüglich in dieser Hinsicht gewürdigt. Von einem so hohen Standpunkte aus hätte es, weil der Dichtung der würdigste Inhalt und eigentliche Seele gegeben worden war, unmöglich bleiben sollen, die Nichtswürdigkeit leerer Spiele für einen Gegenstand der Poesie zu betrachten, oder sich in leeres Formelwesen zu verlieren. Wenn aber auch ein Kreis edler Geister aus diesem neu aufgegangenen Lichte des Schönen Leben sog, und andere durch das Studium Klopstocks und der Griechen, oder dem Scharfsinne Lessings folgend, gehaltvolle Werke gründeten oder beförderten, so war doch noch von den ersten falschen Bestrebungen nach einer Kritik der Schönen, der die Philosophie fremd geblieben war, eine solche Masse der sinnlosesten Begriffe und ein solcher Wust inhaltsleerer Dichtung durch die Nation verbreitet, daß ihr Zustand in Hinsicht auf Poesie trostlos genannt werden durfte. Denn da man vor Lessing und Klopstock in der Literatur gleichsam nur versuchsweise aufgetreten war, und mit jedem kleinen Produkte der Einbildungskraft einen mächtigen Sieg, des Apollo werth, feyern zu können glaubte, ließ sich die Gewohnheit, große Freude an kleinen Dingen zu empfinden, nicht sogleich beseitigen — — —

---

*) Aus: Wiener Jahrbücher. Jahrg. 1824. S. 276.

Georg Friedrich Wilhelm Ferdinand von Cölln

ward 1766 zu Oertinghausen im Lippe'schen, wo sein Vater Prediger war, geboren, studierte die Rechte und bekam nach vollendeter akademischer Laufbahn eine Anstellung als Kammerreferendar in Minden. Nachdem er 1793 Kriegsrath zu Posen und 1800 Kriegs- und Steuerrath zu Glogau, 1805 aber Assessor bei der Oberrechnungskammer in Berlin geworden, erhielt er seine Entlassung weil er sich geweigert hatte, den von den Franzosen geforderten Diensteid zu leisten. Er kehrte nun nach Glogau zurück, trat als politischer Schriftsteller auf und griff die preußische Regierung keck und rücksichtslos in seinen Schriften an. Deshalb in Untersuchung verwickelt und nach der Festung Glatz gebracht, wußte er sich, seine leidende Gesundheit vorschützend, die Erlaubniß auszuwirken, die Bäder zu Landeck zu gebrauchen, und entzog sich von hieraus weiteren Maßregeln durch die Flucht. Durch Vermittelung des Staatskanzlers von Hardenberg ward die Untersuchung niedergeschlagen, und ihm der Aufenthalt in Berlin so wie eine Pension bewilligt. Nachdem er noch eine Zeitlang bei der Verwaltung der Klostergüter angestellt worden, starb er am 31. Mai 1820.

Zu seinen Schriften, unter denen viele anonym erschienen, gehören:

Schlesien wie es ist. Berlin, 1806. 3 Thle.
Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. Amsterdam, 1807.
Neue Feuerbrände. 12 Hefte. Amsterdam, 1807.
Wien und Berlin. Amsterdam, 1808.
Der Feldzug der Franzosen 1806 und 1807. Leipzig, 1809.
Fackeln. Leipzig, 1811.
Die neue Staatsweisheit. Berlin, 1812.
Freimüthige Blätter für Deutsche. 5 Th. Berlin, 1815—18.
Wanderungen im Geiste der Zeit. Berlin, 1816.
Rückblicke auf die Literatur der Jahre 1816 und 1817. 3 Thle. Berlin, 1819.
Historisches Archiv. 5 Hefte. Berlin, 1819—20.
Neue freimüthige literarische Blätter. Berlin, 1820. 12 Hefte. u. s. w.

Ein berüchtigter politischer Schriftsteller und Journalist der mit seltener an Frechheit streifender Kühnheit, und auf eine nichts weniger als gründliche Weise die Gebrechen seiner Zeit und seines Landes angriff, Unwissenheit mit Arroganz paarte und wenig Beachtenswerthes leistete. Auch sind seine Schriften bereits der Vergessenheit übergeben.

Vgl. Actenmäßige Rechtfertigung des Kriegsrathes von Cölln. Berlin, 1811. (Eine Art von Autobiographie des Verfassers. —

Daniel Georg Conrad von Cölln,

des Vorigen Neffe, ward 1788 ebenfalls zu Oertinghausen geboren, studierte in Marburg, Tübingen und Göttingen von 1807 bis 1810, habilirte sich an der erstgenannten Universität im Jahre 1811 und erhielt 1816 eine außerordentliche Professur der Theologie daselbst. Im Jahre 1818 als ordentlicher Professor der Theologie nach Breslau berufen, wirkte er hier mit großem Eifer und reger Thätigkeit. Er starb als Consistorialrath am 17. Februar 1833.

In deutscher Sprache erschien von ihm:

Zwei Antwortschreiben an Schleiermacher. Leipzig, 1831.
Historische Beiträge zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe, Pietismus, Mysticismus und Fanatismus. Halberstadt, 1830.
Ideen über den inneren Zusammenhang der Glaubensvereinigung und Glaubensreinigung in den evangelischen Kirchen. Leipzig, 1824.
Ueber theologische Lehrfreiheit auf den evangelischen Universitäten u. s. w. (Gemeinschaftlich mit D. Scholz.) Breslau, 1830.
Viele einzelne Abhandlungen in theologischen Zeitschriften u. s. w.

Ein ruhiger, gründlicher und gemäßigter Rationalist, hat sich von Cölln vorzüglich um die alttestamentliche Exegese und die geschichtlichen Disciplinen der Theologie Verdienste erworben, und stets mit Kraft und Würde sich den Bemühungen der Finsterlinge in Sachen des Glaubens, entgegengestellt.

Conrad von Würzburg s. Minnesänger.

Carl Wilhelm Salice-Contessa,

ward am 19. August 1777 zu Hirschberg in Schlesien geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung im Vaterhause, besuchte dann das Pädagogium in Halle, wo er ebenfalls seine akademische Laufbahn begann, die er später in Erlangen endete. Er widmete sich jedoch nicht dem Staatsdienste, sondern zog es vor, anfangs in Weimar, dann in Berlin und zuletzt bei seinem Jugendfreunde Ernst von Houwald auf Sellendorf in der Niederlausitz und dann auf Neuhaus bei Lübben als Privatmann zu leben, doch besuchte er häufig Berlin, wo er an den Folgen eines Lungenübels am 2. Juni 1825 starb.

Er gab heraus:

Das Räthsel und der unterbrochene Schwätzer. Lustspiele. Berlin, 1809.
Der Findling und der Talisman. Berlin, 1810.
Der Todesengel; Haushahn und Paradiesvogel. Zwei Erzählungen. Berlin, 1815.
Erzählungen. 2 Bde. Dresden, 1819.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder:

Dramatische Spiele und Erzählungen. 2 Thle. Hirschberg, 1811—1814.
Das Bild der Mutter u. s. w. Berlin, 1818.

Mit de la Motte Fouqué und Hoffmann:

Kindermährchen. 2 Thle. Berlin, 1816.
Einzelne Lustspiele, Scenen, Skizzen u. s. w., in Müllners dramatischem Almanach, der Abendzeitung u. s. w.

Eine Sammlung seiner Werke besorgte E. von Houwald, Leipzig, 1826 fgde. 9 Bde.—

Contessa war als Mensch höchst liebenswürdig, anspruchslos und gutmüthig und ist in seiner anziehenden und bescheidenen Persönlichkeit vortrefflich von Hoffmann in dessen Serapionsbrüdern unter dem Namen Sylvester geschildert worden. Als Dichter zeichnet er sich vorzüglich im Lustspiel durch Natürlichkeit, Wahrheit, lebendige Auffassung und Entwickelung der Charactere und einen raschen, witzigen und dabei äußerst feinen Dialog aus. Seine Erzählungen erfreuen sich einer äußerst anmuthigen Darstellung, warmer Empfindung, echten Gefühls und glücklicher Phantasie. Aus allen seinen Schriften leuchtet überhaupt deutlich hervor, daß er den Dichter nicht von dem Menschen trennte und sein Inneres eine helle, reiche Quelle wohlwollender und edler Gesinnungen war. Sein Freund Ernst von Houwald hat ihm ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt in dem fünften Bande der:

Denkmäler verdienstvoller Deutscher. Leipzig, 1830.

Der Todesengel.*)

Meister Trumms, des Goldschmidts, Haus schaute nach dem freien Platz hin vor dem Dome. Der Wind hatte in der Nacht draußen sein wildes Spiel, heulte durch die Thurmluken und warf den Regen an die Fenster. Maria saß mit Frau Susannen, ihrer Amme, beim Spinrad und sang:

> Der Wind fährt über die Haide
> Wohl über ein offenes Grab:
> Zwei blutige Herzen voll Leide
> Die schaufeln sie dort hinab.

„Was habt ihr denn heute mit euerm traurigen Liede?“ unterbrach sie Susanne. „Singt was Lustiges, daß die Zeit vergeht.“

Maria holte tief Athem. „Mir ist heut so bange,“ sprach sie, „als stünd' mir ein Unglück zu.“

„Es ist heut der Sterbetag eurer Mutter,“ entgegnete Susanna, und blickte nach einem Bilde von Mariens Mutter empor, welches an der Wand hing. — „Da seid ihr von jeher traurig gewesen. Doch denkt auch daran, daß ihr eine Braut seid, so mögt ihr wohl fröhlich werden.“

„Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt!“ seufzte Maria.

Indem trat Meister Trumm langsam zur Thür herein, stellte die Lampe auf den Tisch und ließ sich schweigend in den Lehnstuhl nieder.

„Was fehlt euch, Vater?“ rief Maria: „Ihr seht so bleich aus.“

Meister Trumm antwortete nicht, sondern schaute starr vor sich hin. „Wieviel ist es an der Zeit?“ fragte er über eine Weile. — „Acht Uhr vorbei!“ erwiederte Susanne. — „Acht Uhr!“ wiederholte er nachdenklich. „Vier Stunden also noch sind diesem Tage gegeben!“

„Wollt ihr nicht zu Nacht essen?,“ fragte Susanne. „Oder ich sollte wohl sagen, zu Mittag; denn ihr steckt ja seit zwei Tagen wieder ohne Unterlaß in dem geheimen Kämmerlein und vergeßt Essen und Trinken bei euern über= oder unterirdischen Dingen.“

Meister Trumm schwieg eine lange Weile; endlich streckte er die Hand nach seiner Tochter aus und sprach: „Maria, mein Kind, komm' zu deinem Vater!“

Maria stand schnell auf und ergriff die dargebotene Hand freudig, obwohl heimlich verwundert über des Vaters ungewohnte Milde und Freundlichkeit.

„Uns steht heute Wichtiges bevor,“ hub er hierauf an. „Das Schicksal klopft an unsere Thür; die Zeichen stellen sich wunderbar; doch kann ich nicht erforschen, ob uns zum Heil oder zum Verderben. Allein halt' ich sie mit dem Traum in der vergangenen Nacht zusammen, da ich meinen Tod sichtbar über unsere Schwelle schreiten sah, so kann ich nicht anders glauben, als daß die Sanduhr abgelaufen und heute noch mein Ende nahet. Vielleicht, daß in diesem Augenblick, wo ich mit dir spreche, der Todesengel schon zu meinem Haupte steht!“

Das bange Gefühl, welches Marien schon lange das Herz zusammenpreßte, brach jetzt in Thränen hervor, und die Amme rief: „Was ist das denn heute für ein schwarzer Tag? Beinahe kommt mir selbst ein Grausen an vor eurem Todesengel.“

*) Aus C. W. Contessa's Erzählungen. Berlin, 1815

Da schellte es draußen an der Hausthür. Maria schauderte sichtbar zusammen; Meister Trumm fuhr erschrocken auf, und Susanne nahm zögernd die Lampe und ging, nach dem späten Besucher zu sehen. In dem Gemach blieb's todtenstill, daß man den Holzwurm picken hörte. Die Hausthür ward endlich aufgeschlossen, eine fremde Stimme ließ sich vernehmen, hastige Schritte kamen die Treppe herauf, und Susanne trat herein, einen Brief in der Hand.

„Da kommt euch Nachricht,“ rief sie, „von euerm alten Freunde in Braunschweig. Der Bote begehrt, euch selbst zu sprechen.“ Und hinter ihr herein schritt ein junger Mann von hohem Wuchs, wohlgekleidet, verneigte sich und sprach, zu Meister Trumm sich wendend: „Herzlichen Gruß voraus von euerm werthen Freunde; was sein und mein Begehr an euch ist, das werdet ihr in dem Briefe finden.“

Der Alte brach den Brief, und überlas ihn schnell; sein Gesicht erheiterte sich, seine Augen funkelten, er sprang auf, ging mit großen Schritten ein paar mal hin und her, und las dann wieder. „Das war es also,“ rief er aus, „das war's? Nun, Gott sey gepriesen! Ja, das kann wichtig werden. Die Zeichen standen uns zum Heil. Seid mir willkommen!“

Er hieß Susannen das Nachtessen beschicken, Marien für des Gastes Bequemlichkeit sorgen. „Ihr begehrt bei mir zu arbeiten?“ fuhr er dann wieder zu dem Fremden gewendet fort, doch öfters noch in den Brief schauend. „Nun wohl, seht zu, ob's euch bei mir gefällt. Meister Eckard weiß viel Gutes von euch zu sagen. Ihr seid gern gesehen.“

„Seitdem ich soviel von euern kunstreichen Arbeiten vernommen,“ entgegnete der Fremde, „besonders seit ich den goldnen Becher gesehen, den ihr für Herzog Christian gefertigt, hatte ich nirgend Ruhe: ich mußte euch selber kennen lernen.“

„Des werdet ihr nicht sonderlich Gewinn haben,“ lächelte der Alte. „An einem rechten Kunstwerk ist allezeit mehr, als an dem Künstler selbst. Zudem ist die Zeit schon ziemlich lange vorbei, wo ich mich solchem Treiben einzig ergeben hatte. Kinder vergnügen sich an der Schaale, der reife Verstand sucht nach des Lebens goldnem Kern.“

Indeß sie also sprachen und der Fremde mit Verwunderung des Alten letzte Worte vernahm, ging Maria, ihres Vaters Befehl vollführend, ab und zu, und musterte mit verstohlenen Blicken den späten Gast. Es war ihr, als erhübe sich ein seltsamer Streit in ihrem Innern, sie fühlte sich von ihm zugleich angezogen und zurückgestoßen; und so oft sie das schöne, aber bleiche Gesicht, von dunkeln Locken umgeben, und die düster glimmenden Augen betrachtete, konnte sie sich des Gedankens an den Todesengel nicht erwehren, von dem der Vater erst gesprochen.

Seine Augen hafteten über Tische, wenn er sich unbemerkt glaubte, einigemal auf ihr. Sie fühlte, wie das Blut ihr nach den Wangen stieg, und, gleich als erschräck' es vor seinen Blicken, plötzlich wieder nach dem Herzen zurückfloh.

Meister Trumm war zerstreut und eilte, und hatte kaum das Gebet gesprochen, als er Susannen befahl, den Gast, der müde seyn werde von der Reise, nach seinem Schlafgemach zu geleiten. Er aber griff nach dem Schlüsselbund, hieß seine Tochter zu Bette gehen und begab sich nach dem Laboratorium.

Der Freund in Braunschweig war auf höchst wichtige Entdeckungen, und in der That dem ächten grün und güldischen Löwen auf die Spur gekommen, wie er dies vermöge ihres Vertrags und ihrer Freundschaft in dem Briefe mitgetheilt, und Meister Trummen brannte das Herz vor Verlangen, die Wahrhaftigkeit jener Versuche durch den Schmelztiegel zu erproben, und vielleicht selbst das Werk zur Auferstehung zu bringen.

Als Frau Susanne von der Begleitung des Gastes zurückkam, floß ihr Mund über von dessen Lobe: sie konnte kein Ende finden, seine Schönheit und Freundlichkeit zu preisen; Maria aber seufzte u. schwieg, wandte Müdigkeit vor, und schlich nach ihrem Kämmerlein. Doch der schöne Todesengel hielt noch lange den Schlaf von ihren Augenliedern fern.

Also war nun Meister Trumms Hausstand, der sich seit dem Tode von Mariens Mutter immer mehr und mehr ins Enge gezogen hatte, wieder um eine Person vergrößert. Meister Trumm, der, andern Dingen ergeben, wenig Lust mehr zur Betreibung seiner Kunst verspürte und dennoch ihrer bedurfte, war froh, einen willigen und geschickten Arbeiter gefunden zu haben, dessen Schultern er die lästige Sorge für den Lebensunterhalt gänzlich auferlegen konnte; Frau Susanne freute sich, daß nun wieder ein neuer Trieb in das abgestorbene Leben kommen sollte; Maria aber, der Einsamkeit und Beschränktheit seit lange gewohnt, fühlte durch die Gegenwart des Fremden sich in ihrem bisherigen Wesen seltsam gestört und behindert. Das widerstreitende Gefühl, welches sie bei seinem ersten Anblick ergriffen hatte, wollte auch bei öfterm Beisammenseyn nicht von ihr lassen; und obgleich sein bescheiden ehrerbietiges Betragen, sein

stiller Eifer, ihr zu dienen und gefällig zu seyn, die Neigung, die sie wider Willen zu ihm hinzog, mit jedem Tage vermehrte, so hielt doch die geheime Scheu, die sich allzeit abwehrend vor ihm stellte, mit jener gleichen Schritt; ja es schien, als ob beide wechselseitig aus einander Kraft und Wachsthum schöpften.

So kam es denn, daß Wolf, der neue Hausgenosse, schon geraume Zeit mit Marien unter einem Dache lebte, ohne daß, außer Gruß und Gegengruß, oder etwa einem halblauten Dank für einen stumm geleisteten kleinen Dienst, irgend ein Wort zwischen beiden gewechselt worden wäre. Ihm auf seiner Seite war Maria vom ersten Augenblick an als ein wundervolles Heiligenbild erschienen, dem in stiller Andacht und frommer Ehrfurcht zu dienen, sein Leben bestimmt sey, das ihm nun erst zum wahren Leben aufgegangen dünkte. Die Vergangenheit, die ihm theils bei einem strengen Vater, theils nach dessen Tode, in drückender Abhängigkeit von der Außenwelt ziemlich freudenleer verstrichen, kam ihm jetzt vor, wie ein starrer Winter, seine Gegenwart aber wie ein herrlicher Lenz voll schwellender Knospen und Blüthen, voll Sehnsucht und heimlicher Ahnung, über dem Mariens Augen wie ein klarer blauer Himmel standen, erweckend und belebend. Es war ihm, als ob ein neues Licht die Welt verklärte, und er wunderte sich oft selbst über die Bedeutung, die alles um ihn her gewonnen hatte. Besonders aber schien ihm in der Kunst ein neuer Morgen aufgesproßt. Die Art, wie er sie bisher betrieben, genügte ihm nicht länger. Er fühlte, daß sie höhere Zwecke haben müsse, als lediglich die Dienerin des armen Lebens zu seyn; er ahnte den gemeinsamen Ursprung, das gemeinsame Ziel aller Künste, und es ergriff ihn ein heißer Trieb, etwas Würdiges hervor zu bringen, und was in seinem Innern glühend lebte, auch außer sich darzustellen.

Um desto verletzender mußten daher jetzt gerade die wunderlichen Reden Meister Trymms auf ihn wirken, der an allen Dingen zu tadeln fand, und was jenem das Höchste dünkte, mit Geringschätzung ansah, oder spottend in den Schlamm irdischer Verhältnisse herabzuziehen suchte.

„Das klingt gut," — sagte er einst, als Wolf einmal seine Gedanken laut werden ließ; — „es ist aber eitel Klang und nicht ein Kind mag sich daran satt essen. Und wenn ihr euer ganzes Leben an eure sogenannte Kunst setzt, kein Mensch bezahlt's euch! Sie danken's euch nicht einmal. — Es ist aber nur Spielwerk" — fuhr er fort — „der bunte Staub gleichsam auf den Flügeln der Welt und weit entfernt von dem innersten Wesen, das freilich nur wenigen Auserwählten gegeben ward zu ergründen."

Mit solchen und ähnlichen Worten erregte er oft in Wolfs Innerm Widerstreit und Unzufriedenheit, die sich zuletzt aber allzeit gegen ihren Urheber kehrten, vor dessen entweihendem Blick jener nun Gedanken und Empfindungen sorgfältig in seiner Brust verschloß, und treu seinem Streben und seiner Liebe ergeben blieb.

So waren wohl drei Monden hingegangen, als Meister Trymm, eines Abends sich zu Tische setzend, freundlich zu seiner Tochter sprach: „Nun, Maria, rüste dich, deinen Bräutigam zu empfangen. Er wird in wenigen Tagen hier seyn." Maria erbleichte und schwieg; und indem sie nach einer Weile die Augen schüchtern emporschlug, sah sie, daß Wolf mit gesenktem Haupt und starrem Blicke regungslos wie ein Steinbild auf seinem Stuhl saß.

„Du kennst ihn zwar nicht," fuhr der Alte fort, „allein ich kenne ihn und hoffe, du wirst zufrieden seyn mit meiner Wahl. Er ist von stattlichem Ansehn, ist wacker, und, vor allen Dingen, er ist reich. Ich denke, einer solchen Dreieinigkeit kann der Himmel in der Ehe nicht fehlen."

Wolf stand hastig auf und verließ das Gemach. Meister Trymm fuhr in dem Lobe des Bräutigams fort und ordnete mancherlei zu seinem Empfang an. Maria hörte mit gepreßtem Herzen zu; und als ihr Vater endlich, wie er pflegte, gleich nach dem Essen hinweggegangen war, umfaßte sie ihre Freundin Susanne, legte den Kopf an ihre Brust und brach in Thränen aus.

„Armes Kind," rief Susanne, „ich weiß wohl, was dir das Herz bricht. Ach, deine Mutter dort" — sie zeigte auf das Bild an der Wand — „sie wußte auch davon zu sagen. Gott behüte dich vor ihrem Schicksal!" — Und damit sie noch einmal umarmend, ging sie hinweg. Maria aber, von einem ihr unbekannten Gefühl bedrängt und verwirrt, warf sich, Trost und Hülfe suchend, vor dem Bilde der geliebten Mutter auf die Knie und streckte die Arme flehend nach ihm aus.

Das Bild schaute mit trüben, wehmüthigen Blicken auf sie nieder, und wie das zitternde Licht der Lampe darüber hinlief, kam es ihr vor, als finge es an zu leben und sich zu regen, und je länger sie hinsah, desto gewisser ward es ihr; ja es schien endlich die Lippen zu öffnen und mit ihr zu sprechen, so daß sie ein leichter Schauder überlief. Indem öffnete sich hinter ihr die Thür; Maria sprang erschrocken empor und vor ihr stand Wolf, die Blicke zur Erde gesenkt. Maria schlug gleichfalls die Augen nieder, als sie ihn gewahrte; ihr Herz klopfte, als wollt' es aus der Brust springen, und so standen sie beide eine Weile sich gegenüber. Endlich trat Wolf näher und sprach mit zitternder Stimme: „Ich komme, euch Lebewohl zu sagen. Ich muß fort und bitte euch, ihr wollet dieses Kreuzlein, das ich für euch gearbeitet, auch von mir annehmen und meiner zuweilen gedenken."

Er überreichte ihr dabei ein kleines Crucifix von Silber und Ebenholz und von der kunstreichsten Arbeit. Maria zögerte, es anzunehmen. „Ich bitte euch, nehmet es doch von mir," sprach er flehend. „Für euch war es von Anfang an bestimmt; der Gedanke an euch hat sich unter der Arbeit tausendfach damit vereinigt und verschmolzen, ja ihr allein einigen Werth gegeben, und niemand anderm kommt es zu."

Maria nahm es aus seiner Hand; unter ihren gesenkten Augenliedern drängten sich Thränen hervor, und mit leiser Stimme sprach sie: „Ihr wollt von uns scheiden?"

Als er ihre Thränen sah, ergriff er ihre Hand und bedeckte sie mit heißen ungestümen Küssen; bei ihrer Berührung aber schlug die lang verhaltene Leidenschaft in unbändiger Flamme empor. Er gebot seinem Herzen nicht länger, umfaßte Marien und rief: „Mein bist du, Maria, mein! Kein anderer soll dich besitzen! Du bist mein, und sollt' ich dich durch ein Verbrechen erkaufen!" — Maria sah ihn erschrocken an, und vor der wilden Glut, die aus seinen Augen brach, zurückbebend, suchte sie ängstlich sich von ihm loszumachen. Da warf er sich vor ihr nieder und bedeckte sein Gesicht; und indem Maria von Angst, Liebe und Mitleid gleich heftig bewegt, sich in der Verwirrung zu ihm herabneigte, ihn aufzuheben, schaute er empor, ihre Lippen begegneten sich, und im ersten Kusse zuckte ihr Leben in einander.

In demselben Augenblick entstand an der Wand, wo das Bild von Mariens Mutter hing, ein heller heftiger Schall, wie von einem Schlage. — Maria riß sich erschrocken aus Wolfs Armen; auch Wolf sprang auf und schaute mit verstörten Blicken um sich. Es war, als ob eine bange Ahnung sich wie eine Kluft zwischen beide würfe: keines wagte mehr den andern zu nahen.

„Das ist mein Schicksal," sprach Wolf mit Bitterkeit, „das überall störend und zerreißend in mein Leben greift."

Susanne kam herein, des Vaters Rückkehr meldend; und da Wolf noch immer wie ein Gebannter auf seinem Platz blieb, nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn schnell durch eine Seitenthür mit sich fort.

Meister Trymm trat mit ernster Miene in das Zimmer, und nachdem er sich gesetzt hatte, sprach er: „Das war ein seltsamer Schlummer, der mich heute beim Lesen überfiel, als ich kaum angefangen. Mir träumte von deiner Mutter." Er sah bei diesen Worten nach dem Bilde empor. „Was ist das?" rief er aus, stand auf und trat mit Lampe vor das Bild.

Maria blickte hin und sah nicht ohne Entsetzen, daß es, auf Holz gemalt, mitten von einander gesprungen war und die geliebten Züge der Mutter in seltsamer Entstellung erschienen. Meister Trymm schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: „Das trifft wunderlich zusammen. Gott wende Unglück von uns!"

Die Ankunft des Bräutigams verzögerte sich indes von Tag zu Tage; von Wolfs Abreise war die Rede nicht mehr, und das Verhältniß der Liebenden ging im Verborgenen den gewöhnlichen Gang und wurde immer vertrauter. Denn obwohl die Scheu, welche Wolfs erster Anblick erzeugt hatte, Marien auch jetzt noch, oft in seinen Armen selbst, überfiel und sie empor schreckte, ja, obgleich das Bild der Mutter ihr jeden Tag mit einer stillen Warnung entgegen zu treten schien, so diente dieß der einmal erwachten Leidenschaft, weit entfernt ihr ein Hinderniß zu seyn, vielmehr nur zu Vergrößerung ihrer Gewalt, und die Liebe drang schmerzlich und nicht ohne Kampf aber eben darum nur desto tiefer in Mariens Herz.

Eines Sonntags, da Meister Trymm am Fenster stand und Maria eben aus der Kirche kam, traf es sich, daß sie einen Handschuh verlor, und Wolf, der nicht weit hinter ihr ging, lief geschwind hinzu, ihn aufzunehmen, und so kamen beide neben einander auf das Haus zu. Frau Susanne aber wollte die Gelegenheit benutzen und sagte: „Nun, Meister, schaut! Das gäb' ein feines Paar."

Meister Trymm sah sie finster an. „Nimmermehr!" fuhr er heraus. „Meiner Tochter steht Großes bevor, der Bursche aber ist zur unglücklichen Stunde geboren."

Indessen waren jene beiden ins Haus getreten und eine alte halb wahnsinnige Frau aus der Nachbarschaft, die bei dem Volke für eine Wahrsagerin galt, blieb, eben vorbeigehend,

unter dem Fenster stehen, richtete sich an ihrer Krücke empor und rief: „Gebt doch wohl Acht, Nachbar, daß euch der Wolf nicht das Lämmlein frißt!"

Meister Trymm schwieg; allein er beobachtete von nun an die Liebenden im Stillen und überraschte sie eines Tages Hand in Hand im vertraulichen Gespräch. Sein Zorn entbrannte heftig gegen Marien, und auch Wolf würde ihm nicht entgangen, sondern auf der Stelle aus dem Hause verwiesen worden seyn, wenn er nicht seiner noch so nothwendig bedurft hätte.

Ein reicher Kaufmann der Stadt nämlich hatte, an einer schweren Krankheit darniederliegend, dem heiligen Stephan, seinem Schutzpatron, ein silbernes Altarblatt gelobt und nach seiner Genesung zu Verfertigung desselben den Meister Trymm ersehen, dieser aber die ganze Arbeit Wolfen überlassen. Wolf war mit Eifer und Liebe daran gegangen, und der Alte hatte ihn noch mehr dadurch aufzumuntern gesucht, daß er ihm mehrmals während der Arbeit versprach, den Lohn redlich mit ihm zu theilen, die Ehre aber ihm ganz allein zu überlassen. Das Werk war jetzt schon weit vorgerückt und der Vollendung nahe. Es stellte den Märtyrertod des Heiligen in hocherhabener Arbeit dar, und zeigte bei einem großen Reichthum an Figuren eine sehr geschickte Anordnung und höchst kunstreiche und vortreffliche Ausführung.

Da nun Wolf unter diesen Umständen nicht entfernt werden konnte, so mußte sich Meister Trymm damit begnügen, daß er Marien allen Umgang mit ihm untersagte und Frau Susannen die strengste Aufsicht anbefahl. Wolf aber stand in der Gunst der letztern viel zu hoch, als daß sie den Liebenden in der That ein ernstliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. So gewann ihr Umgang durch den leichten Zwang und die nöthige Verheimlichung nur neue Reize, und der Frühling der Liebe trieb, mitten unter winterlichen Umgebungen und von Sturm bedroht, in ihren Herzen seine üppigsten Blüthen empor, alle Sinne mit süßen Duft berauschend.

Doch nur kurze Zeit war diesem Frühling gegeben und kein Sommer sollte ihm folgen. Die Ankunft des Bräutigams fiel plötzlich wie ein tödtender Nachtfrost in jenen Blüthenhimmel.

Meister Trymm trat eines Nachmittags mit einem Fremden herein, in reicher Kleidung, von vornehmem Anstand, dem Ansehn nach nicht über die dreißiger Jahre hinaus, den er freudig als den lang' Erwarteten ankündigte. Mariens Herz erbebte bei seinem Anblick. Sie zitterte. Der Fremde schritt auf sie zu, und indem er freundlich ihre Hand faßte, sprach er sanft: „Ihr scheint zu erschrecken vor mir. Erinnert ihr euch eines Freundes nicht mehr, der euch als ein Kind schon liebte und oft auf seinen Armen trug? Wahrlich, so viel auch die Knospe schon versprach, so überrascht mich doch die Anmuth der Rose, die daraus emporgeblüht."

Marie war keines Wortes mächtig, und ihr Vater sprach: Laßt ihr nur erst Zeit, sich selbst in dem neuen Verhältniß wiederzufinden. Sie ist des Umgangs mit Männern nicht gewohnt."

Der Freund zog einen Ring hervor und steckte ihn an ihren Finger. Es war ein Rubin in Form eines Herzens. „So vergönnt mir wenigstens," lächelte er, „daß dieser Ring durch seine Farbe und Gestalt ein Wörtlein von mir zu euch spreche." Darauf entfernte er sich mit ihrem Vater und ließ sie in großer Verwirrung zurück. So hatte sie sich den Bräutigam nicht gedacht.

Herr Walter war ein fürstlicher Diener und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Eine Bestellung seines Herrn hatte ihm Meister Trymm bekannt gemacht, der gemeinschaftliche Hang zu geheimen Wissenschaften beide enger mit einander verbunden. Bei einem Besuch vor mehreren Jahren sah er Marien; und obwohl sie damals erst acht Jahr alt war, machte doch das wunderschöne, fromme und freundliche Kind einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß selbst eine lange mit seinem Herrn unternommene Reise denselben nicht tilgen konnte, und er, nach seiner Rückkehr das Bedürfniß einer treuen Genossin in Freud' und Leid verspürend, sich geradezu an Meister Trymm mit dem Begehren nach seiner Tochter Hand wendete, welchen Antrag auch dieser um so freundlicher zu willen gewesen war, da er seinem durch alchemistische Versuche bereits gar sehr zurückgekommenen Hauswesen mittelst eines reichen Schwiegersohns wieder aufzuhelfen hoffte.

Maria stand noch auf demselben Platze, wo der Bräutigam sie verlassen hatte, als Wolf mit verstörtem Gesicht und wilden Blicken hereinstürzte. „Maria," rief er, „ist es wahr!" — Maria schwieg. Er faßte ihre Hand und ward des Ringes inne. Da ließ er sie plötzlich los, wandte sich ab und sprach mit leiser Stimme: „O ich Unglücklicher, so ist es denn entschieden! — Fahr' hin, Seligkeit!" fuhr er heftiger fort. „Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich auf." Er ergriff einen Sessel, wie um sich daran zu halten, sank daran nieder und legte das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, seinen Kopf auf den Sitz. Maria wußte nicht was sie beginnen sollte; sie bat ihn aufzustehen und gab ihm die süßesten Namen; da er immer noch in seiner Stellung verharrte, kniete sie endlich neben ihm nieder, und den Arm um seinen Nacken schlingend, rief sie schluchzend: „Ich bin ja dein, auf ewig dein!" — Wolf schaute sie lange an, dann drückte er wild seine Lippen auf ihren Mund: „Ja, du bist mein!" sprach er. „Wer will dich mir entreißen!" — Er sprang auf und zog sie mit sich empor. — „In deinem Herzen ist mein Leben festgewurzelt; und wer dich von mir reißt, der tödtet mich! — Leben um Leben dann! Wohl, es gilt!"

Maria, die aus seiner wilden Gebehrde Arges fürchtete, hielt ihn ängstlich fest. Er aber sprach mit einem seltsamen Lächeln: „Sey ruhig, mein Kind; ich will bei deinem Vater um dich werben." Er küßte sie noch einmal auf Stirn und Augen, und verließ das Gemach.

Maria zitterte nun vor der Rückkehr des Bräutigams; indeß er kam bloß, um ihr Lebewohl zu sagen. Ein wichtiges Geschäft rief ihn noch desselben Tages von hinnen, doch hoffte er in zwei oder drei Wochen zurück zu seyn; der Tag der Vermählung wurde in ihrer Gegenwart festgestellt, und ihr Schweigen dabei für ihre Einwilligung genommen.

In dieser Zeit traf es sich, daß das Altarblatt eben vollendet war, und Wolf überlieferte es seinem Meister am andern Morgen nach des Bräutigams Abreise. „Es ist gut und wohlgerathen," sprach Meister Trymm, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet, und wollte sich langsam hinwegbegeben; allein Wolf stellte sich ihm düster in den Weg und hielt um seiner Tochter Hand an. „Was ihr dort gesehen," fügte er hinzu, „überzeugt euch sattsam, daß ich ein Weib ernähren kann. Maria liebt mich, und ich vermag nicht ohne sie zu leben. So stehe ich denn nun zwischen Himmel und Hölle: ich flehe zu euch, rettet mich von dem Abgrund, den ich zu meinen Füßen schaue. Sprecht ihr nein, so bin ich verloren — und ich nicht allein!"

Der Alte blickte ihn verächtlich an, sein Gesicht überlief rothe Glut, dann wurde er wieder bleich. „Man muß in der Welt über manch Ding hinweg," sagte er endlich, spöttisch lächelnd, „so werdet ihr auch über mein Nein hinwegkommen. Meine Tochter ist zu etwas Besserem bestimmt, als die Frau eines armen Goldschmidts zu werden. Du aber mein Bürschlein, bist als ein armer Schlucker geboren, und wirst nimmer auf einen grünen Zweig kommen, mit all deiner Kunst! Es war eine unglückliche Stunde, die dich zur Welt kommen sah!" Und damit ließ er Wolfen stehen, durch dessen Brust seine Worte wie glühende Schwerter zuckten.

Von diesem Augenblick an schlich Wolf herum wie ein Träumender, erschien nicht mehr bei Tisch, ließ sich überhaupt wenig im Hause sehen, sondern streifte außerhalb der Stadt in Sturm und Schneegestöber umher; und so oft Marie ängstlich besorgt ihn fragte, was geschehen sey, gab er immer nur zur Antwort: „Sey ruhig, es soll alles noch gut werden."

Indessen hatte Meister Trymm das Altarbild abgeliefert; es war in der Kirche aufgestellt worden; von allen Seiten kamen Leute herbei, es zu beschauen und zu bewundern, und dem kunstreichen Verfertiger wurde großes Lob und reicher Lohn zu Theil. Meister Trymm aber, seines Versprechens uneingedenk, fand für gut, beides allein für sich daheim zu nehmen, und Wolfen wie einen gemeinen Arbeiter mit einem geringen Stück Geld abzufinden. Obwohl nun diesem in seiner jetzigen Stimmung weder Ehre noch Geld der Beachtung werth schien, so konnte ihm doch das unredliche Verfahren nicht entgehen, sondern schärfte den Stachel, den des Alten zurückweisende Antwort in seine Seele geworfen, und trieb den Groll gegen ihn, der in seinem Innern glimmend lag, in rascher Glut empor. — Allein mit einem Male sollte die ganze Lage der Dinge eine gewaltsame Aenderung erleiden.

Eines Morgens stellte sich Meister Trymm nicht zum Morgenimbiß ein, wie er doch sonst pflegte; das Bett stand noch unberührt in seiner Kammer, und ob er gleich wohl öfters schon ganze Nächte in seinem Laboratorium zugebracht hatte, so machte doch jetzt sein langes Ausbleiben Marien besorgt, und sie wagte sich endlich, da es gegen Mittag ging, in Susannens Begleitung nach dem Hinterhause, in welchem sich die geheime Werkstätte befand, und pochte an die Thür. Doch keine Antwort, keine Spur des Lebens innerhalb, wie lange sie auch horchten, wie stark sie auch klopften. Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchsucht, Mariens Besorgniß wuchs zur Angst auf, und da auch Wolf nirgend zu finden war, mußte Susanne endlich den Beistand eines Nachbarn erbitten, um die Thür des Laboratoriums mit Gewalt zu öffnen.

Nur einmal in ihrem Leben hatte Maria, fast noch ein Kind, das Innere desselben gesehen, da ihr Vater einst den Schlüssel stecken gelassen; sie erinnerte sich, daß der Anblick zweier riesenhaften Todtengerippe, mit großen Schwertern in der knöchernen Faust, sie damals voll Entsetzen zurückgescheucht hatte, und in die bange Erwartung, mit welcher sie jetzt der Oeffnung entgegen sah, mischte sich ein geheimer Schauder.

Die von innen verschlossene Thür wich endlich der Art, und wurde geöffnet. Unter einem schwarzen Vorhang, welcher im Hintergrunde des Gemachs den Eingang zu einem zweiten deckte, quoll ein dicker Rauch hervor, in demselben Augenblick schlug auch die Flamme in die Höh', und die Todtengerippe zu beiden Seiten grinseten, in Rauch und Feuer gehüllt, den Eintretenden gräßlich entgegen. Der Nachbar trat erschrocken zurück, Maria bebte und faßte Susannens Arm. Da kam plötzlich Wolf herbei, ein Gefäß mit Wasser in der Hand; mit dem Geschrei: „Feuer! Feuer! um Gotteswillen!" drängte er sich bei ihnen vorüber, riß schnell den brennenden Vorhang herab, der Nachbar lief auch hinzu, und sie gewältigten das Feuer mit leichter Mühe. Doch als sie nun beide in das hintere Gemach drangen, stürzte Wolf sogleich wieder heraus, eilte auf Marien zu, die zitternd an der äußern Thür stand, ergriff ihre Hände in höchster Angst, und rief mit wild rollenden Augen: „Maria, um Gotteswillen hilf mir, rette mich, bete für mich! Ich kann ihn nicht ansehen!" — Zu gleicher Zeit vernahm Maria den Angstruf: „Um Jesuwillen! er ist todt!" sie hörte das Geschrei Susannens, die indeß auch hinzugeeilt war, lief, sich losreißend, nach der hintern Thüre, sah ihren Vater mit gräßlich entstelltem Gesicht leblos am Boden liegen und sank ohnmächtig nieder. Susanne und der Nachbar wußten nicht, wem sie zuerst beispringen sollten und liefen in der Bestürzung von einem zum andern, bis endlich dieser hinwegeilte, um Hülfe herbei zu schaffen, und jene Wolfen, der in starrer Betäubung dastand, ihr beizustehen antrieb, worauf er, wie aus einem Traum erwachend, Marien hastig auf seine Arme nahm, sie nach ihrer Kammer trug und dort zu den Füßen ihres Bettes knieend liegen blieb, bis es Susannen gelungen war, sie wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als sie die Augen aufschlug, sprang er empor: „Das ist mein Himmel!" rief er, „und keines andern bedarf ich weiter!" Und als Susanne von ihm verlangte, er solle nun seinem Meister zu Hülfe eilen, sprach er: „Verlang mein Leben! nur das nicht; ich kann ihn nicht ansehen."

Alle Bemühungen auch, Meister Tromm wieder zum Leben zu erwecken, waren unterdeß fruchtlos gewesen. Er war todt. Nach der Meinung des herbeigerufenen Arztes mußte er erstickt seyn, und die Besichtigung des Laboratoriums machte es wahrscheinlich, daß der Tod ihn am Heerde bei Bereitung irgend einer verderblichen Materie getroffen, sein Fall den Tisch mit der brennenden Lampe umgestürzt und dadurch den darauf liegenden Teppich entzündet habe, an welchem das Feuer nun langsam fort glimmend, sich bis zu dem Thürvorhang verbreitet und endlich durch den bei der Eröffnung der Thür entstandenen Luftzug plötzlich in heller Flamme aufgeschlagen sey.

An seinem Begräbnißtage kehrte Herr Walter, Mariens bestimmter Bräutigam, von seiner Reise zurück. Er begleitete wehmüthig seinen Freund zur Ruhestätte, und da er bald inne wurde, wie nun die Sach' im Hause stand, trat er ernst, doch freundlich vor Marien und sprach: „Es war des Vaters Wille, mich mit eurer Hand zu beglücken, nicht der eure, wie ich jetzt erst sehe. Fern sey es von mir, euch Zwang auflegen zu wollen. Das Glück der Ehe gedeihet nur im Sonnenschein der Liebe. Möge es euch immer wohlgehen! möget ihr allezeit glücklich machend auch glücklich seyn!" — Maria sah eine Thräne in seinen Augen blinken; er reichte ihr noch einmal die Hand und schied dann von dannen.

Der Schreck hatte Marien eine Unpäßlichkeit zugezogen. Wolf wich nicht von ihrem Bett, und sogar am Begräbnißtage hatte Susanne ihn nicht vermocht, es zu verlassen, um seinem Meister das letzte Geleit zu geben. In dem Gefühl, daß Maria nun sein, daß nun jedes Hinderniß seiner Liebe entfernt sey, schien er allein wie in einem befreundeten Elemente leben zu wollen, und jede Berührung mit der Außenwelt, ja selbst jeden andern Gedanken als feindlich zu vermeiden und zurückzustoßen. Ueberhaupt wurde mit jedem Tage auffallender eine seltsame Unruhe an ihm bemerklich, die wie ein böser Geist sich an seine Fersen heftete. Oft mitten im Gespräch verstummte er, saß in sich selbst versunken, die Blicke starr auf einen Fleck gerichtet, ohne Regung da; dann jagte ihn plötzlich wieder irgend ein unbedeutendes Geräusch empor, er schaute mit wild rollenden Augen erschrocken um sich, das Entsetzen lag auf seinem Gesicht und schüttelte seine Glieder wie im Fieberfrost, und in Marien regte sich wieder das unheimliche Gefühl bei seinem Anblick, welches nur eine Zeitlang geschlummert hatte. Doch in solchen Augenblicken flüchtete er allzeit an ihre Brust, wie zu einem rettenden Asyl; in ihrem Armen schien er sich berauschen, in den Wogen der Liebe untergehend ein gänzlich Vergessen seiner selbst suchen zu wollen, und im Sturm der Leidenschaft, in halbem Wahnsinn riß er das schwache Mädchen mit sich fort.

Der Winter war indeß vergangen. Ein warmer Morgen lockte einst Marien mit dem Geliebten aus dem engen Garten am Hause ins freie Feld. Der Frühling begann zu erwachen und schaute aus tausend Knospenaugen schüchtern hervor, zu ihren Füßen und in den Lüften regte sich überall junges Leben, die blauen Berge traten Marien wie alte Bekannte entgegen, die Bäume, traute Gespielen ihrer Kindheit, nickten ihr freundliche Grüße zu, und in der Luft, die um ihre Wangen koste, wehte der leise Athem der Erinnerung. Es war noch alles, wie sonst, und doch wieder wie so ganz anders, als damals, da sie als fröhliches Kind, als unschuldige Jungfrau auf diesen Wiesen spielend und träumend sich erging! Ihr Herz bebte in süßer Wehmuth und schmerzlicher Lust. Sie zog den Gefährten zu ihrem Lieblingsplätzchen nieder, das schon im neuen Grün prangte, legte den Kopf an seine Brust und erleichterte das volle Herz in sanften Thränen. Wolf schlang den Arm um sie, blickte düster hinaus in die freundliche Gegend und küßte von Zeit zu Zeit heftig ihre Hand.

„Wirst du mich auch immer lieben?" fragte Maria endlich leise.

„Bis in den Tod!" entgegnete Wolf.

„Wirst du auch allzeit bei mir bleiben?" — fuhr Maria fort.

Wolf schwieg und schlug die Augen nieder. „Wenn nur dein Vater wollte!" sprach er endlich dumpf und leise.

Marie hob den Kopf und sah ihn verwundert an. Indem erschallte dicht hinter ihnen eine krächzende Stimme: „Laßt euch nicht von ihm anfassen, Jungfrau! Er macht euch blutig!"

Wolf sprang erschrocken empor. Die wahnsinnige Nachbarin stand vor ihm und schaute ihm grinsend ins Gesicht. — „Wasche deine Hände," fuhr sie fort, „sie sind noch roth!"

„Wahnsinnige Hexe," schrie Wolf außer sich, „was willst du von mir?"

Die Alte zog unter ihrem Brusttuch einige Veilchen hervor, reichte sie ihm hin und sprach: „Ich will dir Blumen schenken, die auf einem Grabe gewachsen sind, daß du mir das Lämmlein da nicht frißt. Halte sie wohl unter Gewahrsam, denn sie plaudern gar wunderliche Dinge. Was der Winter begraben, bringt der Frühling ans Licht. Sieh dich wohl vor!"

Marien überfiel ein Grauen vor der Alten und ihren Worten, Wolf faßte mit verstörtem Gesicht ihren Arm. „Fort!" rief er, „laß uns gehn! die Hexe macht mich selbst noch wahnsinnig."

Mit gellender Stimme hub die Alte an zu singen:

„Drei Klaftern in die Erde
Hat sich der Fuchs versteckt:
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch gefunden,
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch entdeckt.

Am Himmel stehen zwei Augen,
Die sehen alles klar.
Es kommt ein lichter Morgen
Und was die Nacht verborgen,
Es kommt ein lichter Morgen,
Wird alles offenbar."

Wolf zog Marien hastig mit sich fort, aber noch lange hörte sie das gräßliche Krähen hinter sich drein erschallen.

Seit diesem Auftritte stieg Wolfs Unruhe mit jedem Augenblicke zu größerer Heftigkeit. Bald lag er zu Mariens Füßen und barg den Kopf in ihren Schooß, bald sprang er wieder ängstlich horchend auf, schaute aus dem Fenster, als erwartete er jemand, und lief dann nach der Hausthür, um zu sehen, ob sie verschlossen sey, und so trieb er es den ganzen Tag. — Am folgenden Morgen war er nirgend zu finden. Auf dem Tisch in seiner Kammer lag ein Zettel mit folgenden Worten: Ich bin nicht mehr sicher in deiner Nähe. Ich muß fort. Bleibe mir treu, Marie, sonst muß ich ver-

zweifeln. Ich kehre bald zurück, dich als mein Weib heim zu führen. Gott beschütze dich!" —

Marie erstarrte in ihrem innersten Leben, als ihr Susanne den Zettel überbrachte. Sprachlos, ohne Thränen, saß sie und schaute unverwandt das unglückliche Papier an. Erst als sich Susanne in Klagen und Schmähungen gegen Wolfen ergoß, kehrte ihr die Sprache zurück. „Er kommt wieder," rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „ich weiß es, er muß wiederkommen!" — „Nun wenigstens," fiel Susane beruhigend ein, „wenigstens wird er uns doch bald Nachricht von sich geben." —

Allein träge schlich eine Woche nach der andern bei der Harrenden vorüber, und Wolf kehrte nicht wieder und gab keine Nachricht. Und da die sechste vorüber war, mehrte sich Mariens stiller Schmerz und ihre bange Sehnsucht, denn unter ihrem Herzen fing ein junges Leben an sich zu regen.

Scheu entzog sie sich von nun an jedem fremden Blick und hätte sich gern vor sich selbst verborgen. Nur am frühsten Morgen verließ sie täglich das Haus, und ging nach dem nahen Dome, dort zu beten. Und so oft sie an dem Altarblatt von Wolfes Hand vorüber ging, fühlte sie die Pfeile, die des Heiligen Brust durchbohrten, auch tief in ihrem Herzen.

Als sich ihr Zustand nicht länger verbergen ließ, entdeckte sie sich Susannen. Die geringe väterliche Verlassenschaft wurde verkauft, und beide zogen nach der fürstlichen Residenz, wo Susanne Verwandte hatte. Hier wurde Maria von einem Knaben entbunden und nannte ihn nach seinem Vater Rudolph.

In strenger Eingezogenheit lebten die beiden Frauen von dem Ertrag ihres kleinen Vermögens und von der Arbeit ihrer Hände lediglich der Erziehung des Kindes. In Mariens Brust war allmählich die Hoffnung auf Wolfs Wiederkehr fast ganz erloschen und alle Liebe ihres Herzens, jede Kraft ihres Gemüths von nun an dem Knaben zugewendet, der, in wunderbarer Mischung des Vaters und der Mutter Züge in sich vereinend, unter ihrer Pflege und Obhut anmuthig und herrlich emporwuchs. „Das Kind ist zu schön und zu klug," sagte Frau Susanne manchmal, „als daß es lange leben könnte!" — „Wenn es Gott zu sich nimmt," entgegnete Marie allezeit, „so ist's zu seinem Heil, und ich hoffe zu seiner Gnade, daß er mich dann bald wieder mit ihm vereinen wird."

Oft wenn sie dem Knaben in die großen blauen, von schwarzen Wimpern umschatteten Augen schaute, flossen die ihren über von schmerzlicher Sehnsucht, nur einmal, einmal noch den Geliebten zu sehn, daß sie ihm seinen Sohn zeigen möchte. Aber er kam nicht. „Hättet ihr doch damals Herrn Waltern Gehör gegeben!" sprach Susanne dann wohl. „Er war doch auch ein schöner Mann, und in seinen blauen Augen war so viel Treue und Gutmüthigkeit, und sie schickten sich besser zu euern, als Wolfs schwarze und düstre. Gleich und gleich! so hab' ich mein Lebtag gehört; aus so ungleicher Paarung aber konnte kein Heil erwachsen." — Maria seufzte und schwieg.

So waren mehr als drei Jahre seit Wolfs Verschwinden still und ohne besondres Ereigniß vorüber gegangen, Mariens einzige Gesellschaft, Susanne, ihr Kind und die Erinnerung an seinen Vater; ihre einzige Erholung, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ein Spaziergang nach einer einsam gelegenen Meierei unfern der Stadt.

Hier saß sie einst auf einem Hügel hinter dem Garten; der kleine Rudolph lief hin und wieder und trug ihr Blumen zu, die sie ihm in Kränze zusammenflocht, als er auf einmal mit einem Lilienstengel auf sie zugelaufen kam. — „Wo hast du die schöne Blume her?" fragte Marie verwundert. „Da;" sprach der Knabe, „der Mann da hat sie mir geschenkt." Marie blickte hin und ein jugendliches, aber stark von der Sonne verbranntes Gesicht, mit wild um den Kopf hängenden schwarzen Haaren, guckte aus den Gebüschen hervor. Maria erschrak und stand hastig auf. „Bleibt, Madonna, bleibt!" rufte der fremde Jüngling — „ihr habt nichts zu fürchten." Er trat heraus, kreuzte die Arme über die Brust und blieb so in demüthiger Stellung stehen. Maria betrachtete ihn mit Verwunderung. Es war eine schlank aufgeschossene Gestalt und doch schien er kaum den Knabenjahren entwachsen.

„Erlaubt ihr, mich zu nahen?" sprach er endlich mit sanfter Stimme. — Maria lächelte. Da schritt er auf sie zu, ließ sich vor ihr auf die Knie nieder und sprach: „In meinem Vaterlande ist ein Bild der heiligen Jungfrau, auf welchem sie von Blumen rings umgeben dargestellt ist einen Lilienstengel in der Hand. Als Knabe habe ich oft zu ihm gebetet. Ich sah euch unter den Blumen sitzen, und daß auch die Lilie euch nicht fehlen möchte, hab' ich sie aus jenem Garten schnell geholt."

„Wer seyd ihr denn?" fragte Maria erröthend und verlegen, und was führt euch hierher?"

„Ich heiße Antonio," entgegnete er lächelnd, „und was mich hierher geführt, das war mein Glück: ich habe gefunden, was ich suchte. Denn ihr seid es oder keine. Ihr seyd Maria."

Indem kam Susanne langsam den Hügel herauf. Antonio sprang empor, und einen von Mariens Kränzen ergreifend rief er: das ist der Oelzweig, den ich heim bringe! Alle Noth hat nun ein Ende. Gehabt euch wohl, Madonna, und wenn ihr glücklich seyd, so gedenkt meiner!" Er zog sich schnell in das Gebüsch zurück. Maria sah ihm voll Erstaunen nach, und da sie nach ihrer Heimkehr, der seltsamen Erscheinung nachdenkend, am Fenster stand, glaubte sie ihn in der Dämmerung noch langsam vor ihrer Wohnung vorbeischreitend zu erkennen.

Eine Ahnung regte sich in ihrem Busen, die sie, oft getäuscht, sich selber gestehn mochte, und die geheime Hoffnung, sie vielleicht dort erfüllt zu sehen, trieb sie am andern Tage unablässig zu einem neuen Spaziergang nach der Meierei an. Doch schon um Mittag schwärzte sich der Himmel, ein Gewitter stieg auf und löste sich in einen anhaltenden Regen.

Es war Abend geworden, Maria mit dem Knaben allein, der heut gegen seine Gewohnheit gar nicht zu Bett gehen wollte. Sie hatte sich einen Augenblick nach einer anstoßenden Kammer begeben und ihn in der Stube spielend zurückgelassen, als er ihr schnell nachgelaufen kam, sie bei der Hand ergriff und freudig ausrief: „Komm, Mutter, komm, der Vater ist da!" Ein freudiger Schreck durchzuckte Marien. „Was träumst du, Kind!" rief sie; doch der Knabe zog sie ungestüm nach der Thür. Sie erblickte einen Mann von hohem Wuchs und Anstand, in reicher Kleidung. „Das ist der Vater nicht, mein Kind!" sprach sie, und sich gegen jenen wendend: „Wen sucht ihr und was ist zu euern Diensten?" Doch dieser breitete die Arme gegen sie aus und rief mit bebendem Tone: „Maria, du kennst mich nicht mehr?" Da erkannte sie Wolfs Stimme; Gegenwart und Erinnerung, Freude und Leid griffen zu gleicher Zeit gewaltsam an ihr Herz, ihre Knie brachen ein, und sie wäre niedergesunken, wenn nicht Wolf hinzuspringend sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Maria!" rief er schmerzlich aus, „kann dein reines Auge meinen Anblick nicht ertragen?"

Maria schlug die Augen auf, sah ihn an, legte dann den Kopf an seine Brust und weinte heftig. „Du bist lange geblieben!" sprach sie sanft.

„Ach, woran erinnerst du mich!" rief er. „Das war eine gräßliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich habe mit ihr gerungen wie mit einem Tiger. Jetzt aber ist mein blauer Himmel wieder offen und ein neues Leben beginnt."

„Nun siehst du, Mutter," hub jetzt Rudolph an, „ich wußte wohl, daß es der Vater war. Es hat mir's jemand diese Nacht gesagt, daß er heute kommen würde."

„Und dieser schöne Knabe?" rief Wolf, „Maria, dieser Knabe?" — — —

„Er ist dein," sprach Maria leise und erröthend.

Da schloß Wolf den Knaben in seine Arme, hob ihn hoch empor und küßte ihn auf Mund und Stirne, und zwei große Thränen perlten über seine braunen Wangen. Er umfaßte die Mutter und das Kind zugleich; seine Augen, bald hierhin, bald dorthin gewandt, schienen sich in ihrem Anschaun zu berauschen und er konnte seiner Lust daran kein Ende finden.

Der Knabe lächelte freundlich und schlang, ledig aller Furcht und Scheu, seine Aermchen dem Vater und der Mutter um den Hals.

„O ihr Engel, sprach Wolf, „ihr sollt und werdet mich zurückführen in mein verlornes Paradies! Daß Gott mir diesen Knaben schenkt, das ist mir ein Zeichen, daß ich wieder am seiner Gnade theilhaftig werden soll."

Susanne trat jetzt herein und auch sie erkannte Wolfen nicht; denn mehr noch, als seine stolzere Haltung, veränderte Kleidung und sein sonnverbranntes Gesicht, machte ihn ein starker Knebelbart am Kinn und Oberlippe unkenntlich.

Als die ersten ungestümen Wellen der Freude und Ueberraschung sich gelegt hatten, begehrte Frau Susanne zu wissen, warum er sie und auf so lange Zeit verlassen, und wo er indeß gewesen sey.

„Es giebt mancherlei," entgegnete Wolf mit schnell verdüstertem Gesicht, „was man wohl thun, aber nicht sobald

aussprechen kann; und wenn jedes Warum eine genügende Antwort aus dem Menschen zerren wollte, möchte die höllische Meute leicht sein Bischen Verstand in Fetzen reißen."

„Ich führte sonst Hammer und Grabstichel," fuhr er nach einer Weile fort, „jetzt führe ich das Schwert. Ich war sonst ein armer Schlucker und sollte es bleiben" — er schlug ein wildes Gelächter auf — „nun, er hat gelogen, denk' ich! — doch weg damit! Ihr zwingt mich Galletropfen in meinen Freudenwein zu gießen."

„Nun nun," sprach Frau Susanne, „ich begehre ja nichts weiter zu wissen. Wenn ihr nur von nun an bei uns bleibt."

Er schloß von Neuem seinen Knaben in die Arme, herzte und küßte ihn und rief: „Gott hat mir hier ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade gegeben. Das wüste Leben hat nun ein Ende. Ich will mir eine Heimath suchen, auf daß ich mein Weib hinführen möge."

Der lockende Schlag einer Nachtigall ließ sich dicht unter dem Fenster vernehmen „Das ist mein Antonio!" sprach Wolf zu Marien. „Du hast ihn gestern gesehen. Es ist ein wackrer Bursch, mir treu ergeben, und auch du kannst ihm vertrauen. Er ruft mich. Ich muß fort."

Maria wollte ihn nicht aus ihren Armen lassen und Frau Susanne rief: „Noch immer keine Ruh und Rast!" — „Noch ist es mir nicht vergönnt," rief Wolf, „zu kommen und zu gehen, wie meinem Herzen gelüstet. Der Tieger ist noch nicht todt. Doch morgen Abend bin ich wieder hier und hoffe länger zu bleiben."

Er nahm Abschied von Marien und dem kleinen Rudolph; und da er schon an der Thür war, wandte er sich noch einmal, kehrte zurück, küßte den Knaben auf die Stirn, drückte Marien Hand an seine Brust und an seine Lippen und rief: „Ich bin solches Glücks nicht werth!" und verließ darauf eilig das Gemach.

Als Susanna von seiner Begleitung zurückkam, sprach sie kopfschüttelnd: „Er hat sich viel verändert und will mir nicht recht gefallen; ja wenn ich so sein ganzes Wesen bedenke, wird mir fast unheimlich zu Muth." Aber Maria hörte nicht, was sie sprach, denn sie kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches auf einem Hausaltar in der Ecke des Zimmers stand, und sendete heiße Gebete zu der hehren Vertrauten aller nun geendeten Noth und Schmerzen. In dem Gefühl des Dankes und der Freude war in diesem Augenblick jedes andre untergegangen, und nur wie fernes Wetterleuchten zuckte, von ihr selbst kaum bemerkt, ein leises Weh vorbedeutend an dem heitern Himmel ihrer Seele hin.

Wolf kam nun fast mit jedem Abend. Er war größtentheils sanft und selbst heiter, und wie nach einem warmen Frühlingstage, nach anhaltendem Sturm und Regen, die Blume freudig ihre Blätter entfaltet und die Strahlen der lange entbehrten Sonne begierig einsaugt, so gab sich sein Herz der Gegenwart seiner Liebe hin. Nur zuweilen schien ihm eine ängstliche Mahnung an seine übrigen Verhältnisse, oder eine schreckende Erinnerung aus der Vergangenheit zu überfallen, was sich dann durch ein plötzliches düsteres Verstummen, seltsame Unruhe, oder auch wohl durch eine wunderlich lustige Laune und eine Art wilden Schmerz kund gab, die Marie nicht an ihm gewohnt war und sie jederzeit bis ins Innerste mit bangem Grauen erfüllte.

Dem kleinen Rudolph schloß er sich mit der innigsten Neigung an, und seine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage. Er spielte mit ihm, er erzählte ihm Mährchen und Geschichten, und der Knabe fand um so mehr Gefallen daran, da seine geistige Entwickelung seinen Jahren weit voraus gegangen war.

„Soll ich auch etwas erzählen?" sprach er einst zu seinem Vater. „Von dem frommen Knaben, den Gott zu sich nahm? Oder von dem bösen Räuber? Dem zerbrach eine große Perle, die er geraubt hatte, und sein Mund that sich auf zum Fluch; da sah er in der Perle ein Bild, das stellte den Sohn Gottes vor am Kreuze. Du kennst es doch?" — Er lief nach der Kammer und kehrte mit einem kleinen Crucifix in der Hand zurück: es war dasselbe, welches Maria einst von Wolfen empfangen. — „Sieh, das ist Gottes Sohn am Kreuze!" fuhr der Knabe fort. „Und der Räuber ging in sich und bereuete seine Uebelthaten, und betete und that Buße zwanzig Jahr, und Gott hat ihm verziehen um seines Sohnes willen."

Wolf nahm das Crucifix, drückte es an sein Herz und küßte es; Thränen stürzten aus seinen Augen, und er saß lange Zeit stumm in sich selbst versunken. Endlich hob er das Kreuz in seinen gefaltenen Händen hoch empor, blickte zum Himmel und sprach leise: „Um deines Sohnes Jesu Christi willen!"

„Kennst du es wohl noch?" hub Maria nach einer Weile an.

„Ach, das war eine glückliche Zeit," entgegnete er, „da ich noch an dem Kreuzlein arbeitete, und Andacht, Liebe und Begeisterung wie eine heilige Dreieinigkeit in meinem Herzen wohnten! Mit meinem Blute möcht' ich sie zurück erkaufen; dort aber steht der Engel mit dem Flammenschwert und weigert die Rückkehr dem Gefallenen."

Frau Susanne hielt das Gespräch bei der Vergangenheit fest, erinnerte Wolfen an manche kleine Begebenheit aus der ersten Zeit seiner Liebe, und wollte dabei, seine heutige Stimmung benutzend, einen nochmaligen Versuch machen, ihm einige Erklärung, sowohl über sein bisheriges Leben und Treiben, als über die eigentliche Quelle der Geschenke zu entlocken, die er fast bei jedem Besuche mit freigebigen Händen austheilte, die von Marien aber um so mehr mit einem geheimen Widerwillen angenommen wurden, da sie in der That sehr reich und kostbar waren. Allein er wich allen Winken, Wendungen und versteckten Fragen auch diesmal geflissentlich aus, und sogar der Ort seines jetzigen Aufenthalts blieb fortwährend ein Geheimniß. Er kam allezeit in der Dämmerung, wohlbewaffnet, und entfernte sich früher oder später, doch immer vor Mitternacht. Das Haus, worin Maria wohnte, lag in der Vorstadt. Als Susanne beim Weggehen fragte, ob er sich denn nicht fürchte in der finstern Nacht über Feld zu gehen, zumal da wieder stark von dem schwarzen Jäger gesprochen werde, und er sich sogar, wie verlauten wolle, in hiesiger Gegend habe spüren lassen, sah er sie kopfschüttelnd an und sprach: „Mit dem ist's vorbei! — Auch hat wohl," setzte er nach einer Weile hinzu, „der Mensch weit minder sich vor Räubern zu fürchten, als vor den bösen Trieben seines eignen Herzens, die wie Gewappnete ihn auf der Straße des Heils überfallen und ihm sein kostbarstes Kleinod den Frieden seiner Seele, rauben." —

Schon einigemal war bei heiterm Wetter die Meierei vor der Stadt zum Ort ihrer Zusammenkunft bestimmt worden, und so geschah es auch heute für den andern Tag, da der Knabe großes Verlangen danach bezeigte. Am folgenden Tage indeß wandelte Marien eine besondere Abneigung an, mit dem Knaben hinauszugehen, die noch dadurch verstärkt wurde, daß dieser schon vom Morgen an, sich beklagt hatte und nur Susannens Zureden und des kleinen Rudolphs anhaltende Bitten besiegten endlich diesen Widerwillen, welchem nicht bloß, wie sie wohl fühlte, des Kindes Unpäßlichkeit zum Grunde lag, von dem sie sich aber sonst durchaus keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Wolf und Maria saßen auf dem Hügel hinter der Meierei Ein lauer Wind wehte von dem bewölkten Himmel; der Abend spielte mit Wolkenschatten und goldnen Lichtern in dem weiten grünenden Thale, und wiegte sich auf dem Spiegel des Flusses, der seine Wogen mit leisem Rauschen am Fuß der Anhöhe vorüber trieb. Stiller Friede breitete sich über die Landschaft und zog auch in Wolfs Busen ein. Er umschlang Marien, der Knabe spielte zu beider Füßen. Er theilte ihr seine Hoffnung mit, nun bald, wenn auch fern von hier, eine Heimath zu erwerben, wohin er sie führen könne; er sprach von ihrer häuslichen Einrichtung, und schmückte das Bild der Zukunft mit reichen Farben aus. Da erschallte ein Gesang über ihnen, wie aus der Luft herab. „Meine Nachtigall!" sprach Wolf lächelnd. Maria schaute empor und erblickte den Antonio, der sich singend in den höchsten Zweigen einer schlanken Tanne schaukelte. Er sang:

> Es wehen die Lüfte; wohin?
> Es ziehen die Wolken: wohin?
> Es schlägt die Sehnsucht die Flügel auf,
> Gedanken und Wünsche beginnen den Lauf,
> Es steht nach der Ferne wohl allen der Sinn
> Und wissen doch alle nicht recht wohin.
> Wohin? Wohin?

Bald darauf kam er herunter, begrüßte seinen Herrn und Marien und machte sich mit dem kleinen Rudolph zu schaffen, dem er Blumen zutrug, Kränze flocht, in den dichten Laubkronen der Bäume schlanke Ruthen aussuchte, und so, bald dahin, bald dorthin laufend, sich immer weiter mit ihm entfernte. Wolf und Maria, im vertraulichen Gespräch befangen, bemerkten es nicht. Plötzlich sah Maria zwei bewaffnete Männer von wildem Ansehn aus dem Gebüsch hervortreten. Sie machte Wolfen aufmerksam; er wandte sich rückwärts, und halb erschrocken, halb erzürnt, wie es schien, sprang er empor und ging schnell den beiden Männern entgegen. Obgleich Maria wegen der Entfernung nichts von ihrem Gespräch verstehen konnte, so merkte sie doch aus ihren heftigen Gebärden, daß sie mit einander stritten Sie ahnte Schlimmes und wollte aufstehen, den Antonio herbei zu

rufen. Indem erschallte von dem Ufer des Flusses herauf ein ängstliches Geschrei. Im selben Augenblick vermißte sie mit Schrecken den kleinen Rudolph. Ihre Blicke flogen suchend nach nach allen Seiten. Auch Wolf hatte das Angstgeschrei vernommen; sie sah, daß er sich umdrehte, die Hände voll Entsetzen zusammenschlug und dann wie ein Pfeil den Hügel hinab nach der Gegend rannte, wo es herzukommen schien. Sie folgte ihm eilig und machte sich Bahn durch das Gesträuch, welches ihr die Aussicht hinderte. Als sie ins Freie trat, sah sie, wie Antonio sich aus dem Wasser ans Ufer emporrang und mit Wolfs Hülfe, der gerade hinzukam, den kleinen Rudolph nach sich zog. Sie schrie laut auf und flog hinab. Der Knabe schlug eben unter Wolfs Händen die Augen wieder auf. Sie warf sich über ihn und hob ihn an ihre Brust; Wolf faltete die Hände und schaute dankend zum Himmel empor; gleich darauf aber, als würde das Gefühl des Verlustes, der ihn gedroht, erst lebendig in ihm, riß er den Dolch aus seinem Gürtel und sah sich mit funkelnden Augen nach Antonio um. „Unglücklicher," rief er, „was hast du gemacht!" Erschrocken fiel ihm Maria in den Arm; Antonio erzählte, wie er mit dem kleinen Rudolph am Ufer nach bunten Steinen gesucht, wie der Knabe plötzlich ausgeglitten und in den Strom gefallen, und wie er ihm auf der Stelle nachgesprungen sey und ihn bei den Haaren erhascht habe. „Als ich das Kind schreien hörte," setzte er hinzu, „und mich umsahe, war mir's fast, als säh' ich eine schwarze Faust, die den Knaben in die Fluth hinunter zog; allein hier gab es nicht Zeit sich zu fürchten, und ich hätte das Kind wohl dem Teufel selber abgerungen!" Maria schauderte. Wolf reichte ihm die Hand und Antonio drückte sie an seine Brust. Der kleine Rudolph weinte und zitterte vor Frost in den triefenden Kleidern. Hier war nicht Rath noch Hülfe zu schaffen; die Leute in der Meierei waren alle noch auf dem Felde, und es blieb nichts übrig, als sich schleunigst auf den Weg nach der Stadt zu machen. Wolf zog Antonio'n zur Seite und redete heimlich mit ihm; dann nahm er den Knaben auf den Arm und trat mit Marien die Rückkehr an.

Je näher sie der Stadt kamen und je mehr der Knabe klagte, desto hastiger beschleunigte Wolf seine Schritte, so daß Maria ihm zuletzt nicht mehr zu folgen vermochte. Und da er an die ersten Häuser kam, dachte er nur an sein Kind und vergaß seine bisherige Vorsicht gänzlich und schritt die große Straße hinab nach Mariens Wohnung. Alle Leute aber, die ihm begegneten und den stattlichen Kriegsmann sahen mit dem weinenden Kinde auf dem Arme, blieben verwundert stehen und schauten der fremden Erscheinung nach.

Als er das Haus erreichte, sandte er Frau Susannen sogleich nach einen Arzt aus, entkleidete selbst den Knaben und brachte ihn zu Bett. Hierauf empfahl er Marien, die indeß auch gekommen war, die größte Sorgfalt, nahm Abschied von ihr, weil ihn ein wichtiges Geschäft rufe, und konnte sich gar nicht von dem Knaben trennen, zu dem er mehrmals wieder zurückkehrte und ihn küßte und liebkoste. Er versprach den folgenden Tag wieder zu kommen.

Den kleinen Rudolph überfiel nun nach starkem Frost glühende Hitze. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß eine bedeutende Krankheit bevorstehe, die zwar durch den heutigen Unfall nicht veranlaßt, in ihrer Heftigkeit aber ohne Zweifel dadurch vermehrt worden sey.

Maria erinnerte sich ihrer Abneigung gegen den Spaziergang, die sie nun auf eine so traurige Weise gerechtfertigt sah und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. — Sie brachte mit Susannen die Nacht schlaflos am Bette des kleinen Kranken zu, der in einem ruhigen Schlummer lag und von den ängstlichsten Träumen gequält zu werden schien. Er sprach im Schlafe und fuhr oft laut schreiend in die Höhe, bat dann, auf Augenblicke wachend, seine Mutter, ihm die Hand zu geben, und fragte nach seinem Vater.

Den andern Tag kam Antonio und brachte die Nachricht, daß sein Herr nothgedrungen einige Zeit abwesend seyn werde, doch hoffe er, nicht länger, als acht Tage. Er schien unruhig und traurig, und als er scheidend Mariens Hand ergriff und sie küßte, fühlte sie eine Thräne darauf fallen.

Die Krankheit des kleinen Rudolph wuchs indeß mit jedem Tage. Ein wüthendes Fieber hatte seine ganze verzehrende Glut über ihn ausgegossen; er lag meist ohne Besinnung und der Arzt fing an, bedenklich den Kopf zu schütteln. In einzelnen hellen Augenblicken verlangte er beständig nach seinem Vater. „Schicke doch nach dem Vater, liebe Mutter" — sprach er oft mit matter Stimme — „daß er kommt und sieht, wie krank sein Kind ist." — Ein andermal sagte er: „Ist denn mein Vater böse auf mich, daß er nicht mehr zu mir kommen will. Was hab' ich denn gemacht?"

So verging ein Tag nach dem andern in Angst und Sorge und schmerzlichem Verlangen. Schon war der siebente verstrichen und Wolf säumte noch immer mit der Rückkehr. Auch Antonio kam nicht mehr. In den bangen Nächten, die Maria abwechselnd mit Susannen, bei dem Kranken verwachte, lag sie oft stundenlang auf den Knieen vor dem Bilde der Mutter Gottes und flehte in Thränen und heißem Gebet, daß nur dieser Kelch vor ihr vorübergehe. Das Leben des Kindes war durch tausend Adern mit ihrem Herzen verwachsen, und wenn jener sich losriß mußte dieses verbluten.

In der Nacht vom achten auf den neunten Tag erwachte der Kranke mit einem Male aus der Bewußtlosigkeit, in welcher er seit mehr als acht und vierzig Stunden ununterbrochen gelegen hatte; er versuchte sich empor zu richten; Maria unterstützte ihn. Er sah befremdet in dem Gemach umher und sprach: „Bin ich denn noch hier?" — „Weine doch nicht, mein Mütterlein," fuhr er nach einer Weile fort, als er Mariens Thränen sah — „mir ist recht wohl; ich bin gesund. Ich war in einem schönen Garten, es standen viel herrliche Blumen darin, kleine Engel spielten mit mir und pflückten die Blumen für mich: ich wollte sie dir mitbringen. Wo sind denn die Blumen?" — Er sah sich darnach um Maria konnte ihm nur durch Schluchzen antworten. Er legte sich wieder auf sein Kissen zurück. — „Hier ist's so finster!" sprach er. „In dem Garten war schöner Sonnenschein. Komm mit!" — Er schloß die Augen und lag still. Nach einer Weile schlug er sie wieder auf und sagte: „Wenn der Vater nicht bald kommt, wird er mich nicht mehr finden. Laß ihn doch holen. Er soll auch mit gehen." — Nun schloß er die Augen von Neuem und schien einzuschlafen. Maria schöpfte frische Hoffnung, da sie ihn so ruhig schlummern sah. Allein gegen Morgen zeigten sich leise Zuckungen, die durch seine Glieder flogen und bald immer häufiger und stärker wurden. Maria weckte Susannen. Der Knabe lag mit halb offenen Augen, doch, wie es schien, gefühl- und bewußtlos. Die Zuckungen ließen allmählig nach; Maria saß, von Angst und Nachtwachen erschöpft, fast ohnmächtig im Lehnstuhl; Susanne trat von Zeit zu Zeit leise an das Bett und horchte auf den Athemzug des kleinen Kranken; alles war still. Da, eben als das Morgenroth den Fenstern gegenüber sich entzündete, wurden die halb gebrochenen Augen des Knaben noch einmal lebendig und schauten glänzend um sich. Er strebte sich aufzurichten; Susanne wollte ihn unterstützen, aber er sank kraftlos zurück. „Ist der Vater noch nicht da?" sprach er mit kaum vernehmlicher Stimme. — „Ich gehe. Komm bald nach, Mutter!" Maria horchte und eilte an das Bett. Sein Blick hob sich mühsam nach ihr, um seinen Mund flog ein leises Lächeln; er athmete tief auf, seine Augen brachen. Das Leben war noch einmal empor geflammt, ehe es sich dem Tode ergab; jetzt aber zog der bleiche Friedensbote siegend ein und breitete sich ernst und starr über das freundliche Kindergesicht.

Ein dumpfer Schrei des Schmerzes rang sich aus Mariens Brust; sie taumelte in den Lehnstuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Susanne neigte sich über den Knaben und drückte ihm sanft die Augen zu, dann kniete sie weinend vor dem Bett nieder, faltete die Hände und betete. Maria aber hatte keine Worte und keine Thränen; ein schneidendes Weh zuckte durch Kopf und Brust, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, doch weinen konnte sie nicht. — Indem fielen der Morgensonne erste Strahlen in das Gemach, Maria hob die Augen empor, und da sie die Sonne so freundlich und doch so kalt herein schauen sah in ihrem unendlichen Jammer, konnte sie den Anblick nicht ertragen, sprang auf und verhüllte die Fenster, dann aber warf sie sich über den Leichnam ihres Kindes, küßte die bleichen Lippen, und der starke Schmerz löste sich endlich in Thränen und Klagen.

„Gott hat ihn zu sich genommen," sagte Susanne, „in den himmlischen Garten, den er ihm schon voraus gezeigt. Er wandelt in Licht und ewiger Freude, wir aber sind noch in Nacht und Trübsal befangen."

„So bitte Gott mit mir," entgegnete Maria, „daß ich meines Kindes letzten Wunsch erfüllen und ihm bald folgen darf!"

Als es gegen Abend ging, entkleideten beide unter tausend Thränen den Knaben, wuschen ihn und zogen ihm ein weißes Kleidchen an; darauf schnitt Maria alle Blumen von ihren Blumenstöcken, die sie sonst geliebt und gepflegt, und streute sie auf sein Lager, einen Kranz aber von Rosmarin Myrthen und Rosen wand sie um sein Haupt. Der Tod hatte das leise Lächeln um seinen Mund, den letzten Abschiedsgruß an die Mutter, nicht auszulöschen vermocht, und so lag er nur wie im Schlummer von süßem Traum bewegt und mitten unter den Blumen nicht wie eine verwelkte, sondern nur wie die schönste und zarteste, die ihren Kelch geschlossen vor der rauhen Nacht des Lebens. Da ihn Maria nun so liegen sah,

konnte sie es nicht glauben, daß er wirklich todt seyn sollte; es war ihr jeden Augenblick, als müßte er jetzt die Augen aufschlagen, und sie faßte seine kalte Hand und beugte sich über ihn und lauschte auf einen Athemzug. Aber das Leben und die Liebe, die sonst dem mütterlichen Herzen entgegengeklopft hatten in der kleinen Brust, waren auf immer hinauf geflohen zu dem ewigen Vater, von dem sie stammten; kein Athem regte sich mehr darin, keine Wärme kehrte in die starren Glieder zurück, und der Schmerz überfiel Marien von Neuem mit verdoppelter Gewalt.

Da klopfte es leise an die verschlossene Thür. Susanna ging zu öffnen, und herein trat Wolf. Maria schrie laut auf bei seinem Anblick und wandte sich händeringend ab. „Was ist hier vorgegangen?“ fragte er bestürzt. „Was weint ihr? wo ist mein Kind?“ — Niemand antwortete ihm. „So ist er wirklich krank?“ fuhr er endlich fort. „Ach! ich wußte es wohl; mir war so bange.“ Er sah in dem Zimmer umher und schritt dann auf das Bett zu. Indem erblickte er die Blumen auf dem Bett; eine gräßliche Ahnung zuckte durch seine Brust, er stand und wagte nicht weiter zu gehen; nur seine starren Blicke flogen hinüber. Susanna trat an ihn heran, faßte seine Hand und sprach: „Sey ein Mann, Vater! Dein Kind hat dich verlassen. Es ist bei Gott.“ Da stürzte er nach dem Bette hin und sah die bleiche Lilie unter den Rosen, taumelte seitwärts an die Wand und verhüllte das Gesicht in seinen Mantel. So verharrte er lange Zeit. Endlich nahte sich ihm Maria und schlang den Arm um seinen Hals, er hob den Kopf, sah Marien an, dann zum Himmel empor, Thränen brachen aus seinen Augen, er neigte sich schluchzend auf ihre Schulter, dann zog er sie mit sich an das Lager des Kindes und küßte die starren kleinen Hände und die bleichen Lippen unzählige Mal. Maria kniete nieder und betete. Er warf sich neben sie und faltete gleichfalls seine Hände zum Gebet. Allein plötzlich versiegten seine Thränen, eine wilde Glut loderte in seinen Augen auf, er schlug sich heftig mit der Faust an die Brust und rief mit dumpfer gepreßter Stimme: „Nein, ich kann nicht beten! ich will nicht beten! ich darf nicht beten! Gott hat mich verworfen; er nimmt mir das Kind! Er will nicht meine Reue, noch mein Gebet! — Nun, du unerbittlicher Richter dort oben,“ fuhr er fort und sprang auf; „so laß das Racheschwert auf meinen Nacken fallen! ich halte still.“ Er trat wieder an das Bett und betrachtete die Leiche. — „Ich hielt das Kind für ein Geschenk von Gott, für ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade und Versöhnung. Ach, ich fühl' es, die Liebe zu diesem Kinde hätte mich wieder zum Menschen gemacht, sie hätte mich gerettet diesseits und jenseits! — Ich Wahnsinniger, hätt' ich's verdient? Ach, ich habe das Kind getödtet durch meine Nähe! Gott hat es weggenommen aus meinen blutbefleckten Händen, daß nicht mein Hauch seine Seele vergifte. Den letzten Stern hat er ausgelöscht an seinem Gnadenhimmel und zeigt mir sein Antlitz in dunkler Nacht.“

Maria nahte ihm ängstlich und ergriff seine Hand. Er entzog sie ihr rasch: „Fasse diese Hand nicht an,“ rief er, „du Reine! Ich bin ein Ungeheuer, von Gott verworfen und verflucht. Meine Nähe bringt Verderben. Fasse meine Hand nicht; sie zieht dich mit in den Abgrund. Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich jauchzend auf. Sieh, diese Hand“ — er faßte Mariens Arm und zog sie einige Schritte nach dem Fenster mit sich fort, seine Stimme arbeitete sich keuchend aus der Brust — „diese Hand hat deinen Vater umgebracht!“ — „Gott der Barmherzigkeit!“ schrie Susanne. Wolf stürzte wie ein Rasender aus dem Gemach.

Marien hatten seine letzten Worte bis ins innerste Leben erstarrt; sie stand wie ein steinernes Bild des Entsetzens. Susanne näherte sich ihr endlich besorgt, und führte sie nach dem Lehnstuhl. Sie ließ alles mit sich geschehen, saß ruhig und stumm, nahm an nichts mehr Antheil und antwortete auf keine Frage Susannens. Eben so ließ sie diese am folgenden Tage alle Anstalten zu dem Begräbniß des Kindes treffen und bekümmerte sich nicht weiter darum. Nur als der Sarg zugemacht und fortgetragen werden sollte, stand sie auf, küßte ihr Kind noch einmal, hob dann Augen und Hände zum Himmel empor und schien zu beten, bis der Sarg geschlossen war; darauf kehrte sie zu ihrem Sitz zurück. — Dort blieb sie fortwährend ruhig und stumm, die starren Blicke auf einen Fleck gerichtet; jede Verbindung ihrer Seele mit der Außenwelt war abgebrochen, und nur mit Mühe konnte Susanne sie bewegen, einige Nahrung anzunehmen.

Wolf ließ mehrere Tage nichts von sich hören; endlich erschien Antonio und brachte die Bitte seines Herrn, daß es ihm vergönnt seyn möchte, Marien noch einmal zu sehen, wenn sie anders seinen Anblick noch ertragen könne. Da schien Maria wie aus einem schweren Traum zu erwachen, ein leises Roth ging an den blassen Wangen auf. „Er soll kommen!“ sprach sie, „Ich will ihn nicht verlassen.“

Und da Antonio, mit schmerzerfüllten Blicken sie betrachtend, noch vor ihr stehen blieb, reichte sie ihm wehmüthig lächelnd die Hand. Sein Mund haftete mit einem langen Kusse auf der Hand, dann drückte er sie an seine Brust und eilte rasch hinweg.

„So wollt ihr auch jetzt noch nicht von ihm lassen?“ rief Susanne aus. „Nach allem, was er euch gestanden?“ — „Ach, der Unglückliche!“ sprach Maria. „That er's nicht um meinetwillen? Drum bin ich fest an ihn gebunden; der Himmel hat sich von ihm abgewandt, die Welt stößt ihn aus, nirgends auf der weiten Erde ist ein Plätzchen, da sein Haupt ruhen könnte, als an dieser Brust; d'rum will ich ihn nicht verlassen, ich will bei ihm bleiben, ich will ihn schützen vor Verzweiflung und seine Seele retten.“

Bald darauf trat Wolf herein. Maria stand auf und ging ihm wankenden Schrittes entgegen; doch als sie ihm in das bleiche und entstellte Gesicht schaute, blieb sie unwillkührlich stehen und bedeckte ihre Augen mit der Hand. — „Auch du wendest dich von mir, Maria?“ begann Wolf. „Ach, laß mich nur einmal noch in diesen Himmel schauen, da jener mir verschlossen, nur einmal noch laß mich deine Stimme hören, dann will ich ja gehen.“

„Nein, Wolf,“ sprach Maria leise, „wohin du gehest, ich gehe mit, ich bleibe bei dir, bis ich sterbe.“ — Sie reichte ihm die Hand: er ergriff sie hastig und drückte sie an seine Brust; dann schaute er zum Himmel empor und rief: „Dank sey dir, Gott der Gnade, du bist kein unversöhnlicher Richter! — Maria, du rettest mich von Verzweiflung; du wirst mich auch wieder auf den Weg leiten zu Gott.“ — Seine starren Züge belebte ein Strahl von Hoffnung und Freudigkeit. Er entdeckte Marien, daß seines Bleibens nun hier nicht länger sey; und wenn ihr Entschluß feste stehe, ihn zu begleiten als sein rettender Engel, so solle sie morgen sich bereit halten; er werde kommen, sie abzuholen.

Sie sprachen noch einige Worte über die Reise; er gedachte sich nach Italien zu wenden. Doch die gewohnte Vertraulichkeit war entwichen; ihre Blicke mieden sich; eine Hand drängte sich zwischen ihre Herzen. Wolf fühlte schmerzlich den bangen Zwang und schied bald von dannen.

Maria fragte Susannen, ob sie mitgehen oder bleiben werde. „Ich hätte es freilich lieber gesehen, ihr wär't auch geblieben,“ erwiederte Susanne, „doch da ihr nun einmal euer Loos gezogen, so will ich's mit euch theilen, gleich viel, ob es schwarz oder weiß ist. Ihr werdet einer treuen Freundin wohl bedürfen.“

Am folgenden Tage war Susanne geschäftig, alles zu ordnen und zuzuschicken zu der Reise. Maria half ihr dabei, doch verfiel sie während dieses Geschäfts öfters wieder in denselben Zustand von Geistesabwesenheit, der Susannen schon früher geängstigt hatte. Mitten in dem, was sie eben thun wollte, hielt sie plötzlich inne, blieb ohne Regung stehen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, und schien, gänzlich in sich selbst verloren, nichts mehr zu wissen von dem, was außer ihr war.

Da alles bereit stand, kleidete sie sich zum Ausgehen. „Wo wollt ihr hin?“ fragte Susanne. Heftiger, als sonst ihre Art war, rief sie: „Du fragst? Soll ich den keinen Abschied nehmen von meinem Kinde?“ — In dem Augenblick erhob sich ein großes Getümmel auf der Straße. Susanne öffnete das Fenster und schaute hinaus. Ein Trupp Bewaffneter, von einer Menge Volk umgeben, bewegte sich in langem Zuge die Straße herauf; mit jedem Augenblicke mehrte sich der Haufe, aus allen Fenstern und Thüren schauten Neugierige und weit voraus flog von Mund zu Mund die Nachricht, „Sie bringen den schwarzen Jäger! Sie haben den schwarzen Jäger gefangen.“ Auch Susanne wandte sich zu Marien und sprach: „Den schwarzen Jäger haben sie gefangen!“ Maria erschrack, sie wußte selbst nicht warum. Indeß war der Zug immer näher gekommen; Susanne lehnte sich weit zum Fenster hinaus und immer weiter; auf einmal aber fuhr sie zurück, schlug die Hände über ihrem Haupte zusammen und schrie voll Entsetzen: „Gott sey uns gnädig! Er ist's! er ist's! Da bringen sie ihn!“ — Maria flog nach dem Fenster; ihr erster Blick fiel auf Wolfen, der mit gebundenen Händen, von Soldaten umgeben, vorüber geführt ward. Er hob die Augen nach ihr — mit einem gräßlichen Schrei stürzte sie zur Erde nieder.

Maria war, aus der langen Ohnmacht erwachend, in eine schwere Krankheit gefallen. Den so kurz hintereinander

wiederholten Schlägen des Schicksals hatte die Natur endlich unterlegen.

Als der erste Eindruck des Schreckens vorüber war, fing Susanne an zu fürchten, daß die öftern Besuche Wolfs nicht unbemerkt geblieben seyn, und deshalb sie sowohl als Maria in das gerichtliche Verfahren gegen jenen verflochten werden könnten. Schon vor einiger Zeit hatte sie Herr Walthern Mariens ehemaligen Bräutigam, auf der Straße begegnet, doch ohne dessen gegen Marien zu erwähnen; jetzt erfuhr sie auf ihre Nachfrage, daß er nach einer langen Abwesenheit vor Kurzem zurückgekehrt, und bei Hofe und in der Stadt hoch angesehen sey. Sie entschloß sich, nach einigen Tagen ihn aufzusuchen, ihn zu Mariens Schutz, und wenn es möglich, zu Wolfs Rettung aufzufodern.

Herr Walther erschrack heftig, als er das Schicksal Mariens vernahm. Er befragte Susannen über alle nähern Umstände, und versprach, bei entstehendem Verdacht sein ganzes Ansehen zu ihrem Besten zu verwenden; ja sich selbst im Nothfall mit Gut und Leben zum Bürgen ihrer Unschuld zu stellen: zu Wolfs Rettung hingegen sey wenig Hoffnung, doch wolle er ohne Verzug um eine Unterredung mit dem Gefangenen anhalten.

Dies geschah noch an demselben Tage. Als Herr Walther in das Gefängniß trat, saß Wolf auf seinem Strohlager, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Bei dem Geräusch des Eintretenden hob er den Kopf und sah jenen lange starr an, dann legte er die Hand an die Stirn, wie einer, der sich auf etwas besinnt: ein Strahl von Freude dämmerte in seinen Augen auf. „Seyd ihr nicht Herr Walther?" begann er mit matter Stimme. „Ach ja, ihr seyd es, ich besinne mich nun auf alles. Es gab eine Zeit, da ich euch nicht gern sah; jetzt erfreut mich euer Anblick. Euch sendet Gott. Nun darf ich nicht mehr in Sorgen seyn um Marien; ihr habt sie einst auch geliebt und werdet euch ihrer annehmen." — Herr Walther gab ihm das feierliche Versprechen, daß er für sie sorgen werde, wie für eine geliebte Schwester, und bezeigte dann sein Verlangen, ihn zu retten, wenn es möglich sey. Wolf schüttelte den Kopf. „Mein Leben könnt ihr nicht retten," sprach er, „und sollt es auch nicht versuchen, wenn euch das Heil meiner Seele lieb ist. Gott hat es verworfen; es muß vertilgt werden von der Erde. Ich will die Strafe diesseits dulden, daß der Tod mich rein wasche von meiner Schuld, und Gott mir Barmherzigkeit angedeihen lasse jenseits."

Da er Walthers Wunsch bemerkte, die Geschichte seiner letztern vier Jahre zu vernehmen, erwies er sich nach einem kurzen Bedenken bereit, ihm zu willfahren, indem er äusserte, daß er ja nun nichts mehr zu verschweigen habe.

Er erzählte hierauf seinen ersten Eintritt bei Meister Trymm, das Erwachen seiner Leidenschaft für Marien und seiner Begeisterung für die Kunst, und wie Meisters Trymms Geringachtung der letztern und ausschließende Anbetung des Goldes zuerst den Saamen des Widerwillens gegen denselben in seine Brust geworfen, der später, da der Alte seine Absicht auf Marien inne geworden, unter dessen beständigen verächtlichen Aeußerungen über seine Armuth, schnell um sich greifend, empor gewachsen, sich bald in Haß verwandelt und endlich das Verbrechen als Frucht getragen habe; wie Walthers Ankunft ihn in Verzweiflung gestürzt habe, die unerträgliche Vorstellung von Marien in eines Fremden Armen ihn unablässig wie ein böser Geist verfolgt, Mariens weiche Seele, zu jedem Wiederstand unfähig, ihm ihre endliche Einwilligung als gewiß befürchten lassen, und wie ihm durch Vorspiegelung der Hölle, der Tod des Vaters als einzige Rettung erschienen sey.

„Der Alte hatte mir," fuhr er in seiner Erzählung fort, „wie er denn öffters gegen mich mit seiner geheimen Wissenschaft zu prahlen pflegte, einstmals ein silbernes Büchslein gezeigt, darin war ein graues Pulver, dessen Dämpfe, wie er sagte, auf der Stelle tödteten. Nun mußte es sich begeben, daß ich in einer Nacht, da ich auf meinem Lager keine Ruhe finden konnte, mich hin und wieder treibend auf den Hof des Hauses gerieth und in dem Hintergebäude, wo des Meisters Laboratorium befindlich, durch die halb vermauerten Fenster noch Licht schimmern sah. Eine Menge wild durch einander wirrender Gedanken erhob sich alsobald in meinem Kopfe; es war mir, als hört' ich leise Stimmen vor meinen Ohren, die mich zu etwas antrieben, ohne daß ich recht vernehmen konnte, zu was; mein Herz klopfte wie ein Hammer, und fast einem Betrunkenen gleich taumelte ich die Treppe hinan, die zu der geheimen Werkstatt führte. Der Alte trat eben heraus, einen Korb und eine Laterne in der Hand. Ich drückte mich schnell in einen Winkel, und er ging an mir vorüber die Treppe hinab nach dem Kohlengewölbe. Die Thür war offen geblieben: ich schlüpfte hinein. Einen deutlichen Willen hatte ich nicht."

„Da ich bei dem düstern Schein einer Lampe, die von der Decke herabhing, die wunderlichen Geräthschaften rings umher an den Wänden und die Todtengerippe mit den blanken Schwertern sah, da stutzte ich; mir däuchte, ich hörte die Gerippe vernehmlich fragen: was willst du hier? — ein kalter Schauder überlief mich. Doch gegenüber stand noch eine Thür offen und es trieb mich mit Gewalt dahin; trotzig wollt ich antworten: was geht's mich an? aber die Stimme blieb mir in der Kehle stecken. Ich hätte gern laut gelacht über mich selber, aber ich konnte nicht. So ging ich mit schwankenden Schritten nach dem zweiten Gemach. Hier war der Heerd. Mancherlei Geräth lag umher: ein kleiner Tiegel, zu irgend einem Versuche vorgerichtet, stand auf dem Heerde, doch war noch kein Feuer darunter. Indem ich nun so umher schaute, fiel mir plötzlich, auf einem Sims stehend, das silberne Büchschen in die Augen. Ich fuhr zusammen bei diesem Anblicke, eine große Angst überkam mich, ich hielt mir die Augen zu und wollte fort, und doch statt fortzugehen griff ich im selben Augenblick nach dem Büchslein; es war geöffnet, ich wußte selbst nicht wie, und ich schüttelte des grünen Pulvers ein gut Theil in den Tiegel. Darauf aber wandte ich mich, und so schnell ich konnte, denn es war mir dunkel vor den Augen, tappt' ich nach der äußern Thür, schlüpfte hinaus und verbarg mich nicht weit davon. Ich hörte den Alten zurückkommen, und hörte wie er die Thür von innen verschloß: da sprach ich halblaut zu mir selbst: „Er verschließt sein Grab!" und erschrack über meine eigene Stimme. Ich schlich nach meiner Kammer und warf mich auf mein Bett; doch wie hätte ich zu schlafen vermocht! Sobald es Tag war, sprang ich auf und lief hinaus vor das Thor. Von meinem damaligen Zustand erinnere ich mich nichts weiter, als daß ich mich freute, weil die Sonne nicht schien. Da ich endlich nach Hause kehrte sah ich schon von weitem dicken Rauch aus dem Schornstein des Hintergebäudes empor wirbeln; ich lief hinzu, löschte das entstandene Feuer und fand den Alten mit gräßlich entstelltem Gesicht todt vor dem Heerde liegen."

Er erzählte weiter, wie dieses gräßliche Gesicht ihm allzeit vor Augen gestanden, ihm nirgend Ruh noch Rast gelassen; wie seine Angst immer unerträglicher geworden und ihn endlich sogar von Marien weggetrieben. Sich selber zu entfliehen war er hierauf in Kriegsdienste getreten, und das für ihn ganz neue Leben, der tägliche Wechsel der Gegenstände und Begebenheiten hatten wirklich die Erinnerung des Vergangenen, die ihn verfolgte, wenn auch nicht vertilgt, doch wenigstens betäubt. Bald darauf kam es zum Frieden; der größte Theil der geworbenen Mannschaft wurde entlassen. Dies Loos traf auch Wolfen und seine Gefährten. Allein durch den langen Krieg verwildert, an rastlose Umherschweifung und sorglosen Erwerb gewöhnt, mochten sich viele Soldaten nicht wieder in die Schranken des bürgerlichen Lebens fügen und führten daher ihr bisheriges Handwerk auf eigene Faust weiter. Wolf fürchtete in der Ruhe die Rückkehr des Zustandes, dem er mit Mühe entflohen; er wollte auch so arm als er gegangen nicht wieder zu Marien zurückkehren; die verächtliche Art, mit der ihn der alte Trymm behandelt hatte, um seiner Armuth willen, so wie dessen Vorhersagung, daß er nie auf einen grünen Zweig gelangen werde, lagen ihm noch oft zu Sinne, und er wollte die letztere durch die That zu Schanden machen. So schloß er sich also an einen von jenen Haufen an, machte sich in Kurzem durch Muth Entschlossenheit und Klugheit bemerklich, und ward endlich von seinen Gefährten zum Anführer erwählt, in welcher Eigenschaft er mit ihnen einen großen Theil von Deutschland durchzog und bald unter dem Namen des schwarzen Jägers berüchtigt wurde.

Obgleich er selber niemals seine Hände mit Raub und Mord befleckte, regte sich doch sein Gewissen von Zeit zu Zeit und nur indem er sich noch tiefer in den Strudel des wilden Lebens stürzte, vermochte er seine leisen Mahnungen zu beschwichtigen. Ein alter Mönch, dem er aus den Händen seiner Leute Eigenthum gerettet, warf zuerst wieder den Gedanken an Gott und an die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Himmel, durch Reue und Gebet, in seiner Brust. Zugleich erwachte die Sehnsucht nach Marien mit neuer Heftigkeit; er fühlte, daß nur ihre Hand ihn wieder auf den Weg zu Gott leiten könne, und so entfernte er sich endlich in Antonio's Begleitung heimlich von seinen Gefährten. In seiner Abwesenheit riß wilde Zügellosigkeit die Zurückgelassenen zu Greulthaten fort, wie er sie nie gestattet haben würde, die aber dennoch lediglich auf seine Rechnung kamen. Der Arm der Gerechtigkeit bewaffnete sich gegen ihn, und da er um Mariens und seines Kindes willen seine Vorsicht vergaß, ward es leicht, ihn zu fangen.

„Was sich noch sonst begeben, das mich angeht“ — so schloß er seine Erzählung — „das wißt ihr, oder werdet es von Marien erfahren. Zwei Bitten habe ich nur noch an euch: die erste, daß ihr euch meines wackern Antonio annehmt, wenn er sich, wie ich gewiß glaube, noch wieder bei Marien sehen läßt, und ihn auf den rechten Weg zurück geleitet; daß ihr mir noch einmal euern Anblick gönnt, und mir dann Mariens Verzeihung mitbringt. Ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß ich sie jenseits wiedersehen werde und bald, daß weiß ich gewiß.“

Da er hierauf noch großes Verlangen bezeigte, Mariens jetzigen Zustand zu erfahren, so begab sich Walther sogleich auf den Weg zu ihr. — Er fand sie in der höchsten Glut der Krankheit, ohne Bewußtseyn; Susanne hielt ihr Ende für nahe; auch der Arzt gab wenig Hoffnung, und Walther mußte sich mit schmerzlicher Wehmuth gestehen, die größte Wohlthat, die Gott ihr senden könne, sey allein der Tod.

Bei Gott aber war es anders beschlossen. Die Kraft des Lebens besiegte die Krankheit: sie genas, doch nur zu einem halben Daseyn. In ihrer Seele war die Erinnerung alles dessen, was in den letzten vier Jahren geschehen, gänzlich ausgelöscht; nur ihre frühe Jugend und die erste Zeit ihrer Liebe stand ihr in lebhaften Farben gegenüber, und sie sprach von Wolfen als von ihrem Bräutigam, der bald kommen werde, sie abzuholen. Ruhig saß sie den ganzen Tag in ihrem Stuhle, flocht Kränze von Blumen, die ihr Susanne täglich zutrug, mit welchen sie sich dann schmückte, und sang zuweilen Lieder, die sie oft sonst gesungen Susanne mußte sie an- und auskleiden und sie nähren wie ein Kind. Niemals bezeigte sie ein Verlangen das Zimmer zu verlassen. „Er könnte ja kommen,“ sagte sie, „und mich nicht finden.“

Walther hatte, durch ein Geschäft entfernt, seit dem Anfang ihrer Genesung sie nicht gesehen. Jetzt kehrte er zurück, und sein erster Gang war zu Marien.

Er fand sie in einem weißen, leinenen Hauskleide mit blaßgrünen Schleifen geziert — sie litt keine andere Farbe — das reiche, lichtbraune Haar floß aufgelöst über Schultern und Busen herab; auf dem Kopf trug sie einen Blumenkranz, ein anderer lag noch nicht ganz vollendet auf ihrem Schooß; ein Körbchen mit Blumen stand neben ihr. Sie schaute empor als Walter eintrat, sah ihn an und dann gleichgültig wieder auf ihre Arbeit nieder. Walther stand bestürzt und erschrocken. Nach einer Weile hob sie sich in die Höhe und sprach: „Der ist für meinen Bräutigam, wenn wir zur Kirche gehen.“

„So findet ihr sie wieder!“ rief Susanne weinend aus. Walther senkte den Kopf auf seine Brust; ein herber Schmerz schnitt tief durch sein Innerstes; er hörte nicht, was Susanne noch weiter zu ihm redete. — Maria hub mit leiser Stimme an zu singen:

Es saß ein Mägdlein feine
Verlassen an dem Raine,
Bis auf den Tod betrübt.
Es zog der Wind vorüber,
Sie fragt ihn: Kommt mein Lieber?
Doch Wind nicht Rede giebt.

Der Mond schlich aus dem Walde,
Sie fragt ihn: Kommt er balde?
Doch stumm ist Mondenlicht.
Sie hört das Wasser rauschen,
Sie will auf Nachricht lauschen;
Doch Nachricht bringt es nicht.

Der Morgen lugt von Bergen
Sie fragt: Siehst du ihn nirgend?
Doch Morgen schweigt vor ihr.
Da kommt der Tod gegangen,
Spricht: Dort ist dein Verlangen,
Dort oben! Komm mit mir!

„Das ist nur so ein Lied,“ sprach sie und sah Walthern an. „Mein Bräutigam kommt bald. Meint ihr nicht, daß er kommen wird?“ — Walther wandte sich ab, ihr seine Thränen zu verbergen.

Da öffnete sich die Thür, und Antonio trat herein. „Da bin ich!“ rief er. „Ich konnte es nicht länger ertragen: ich mußte euch sehen.“ — Er trat mit lächelnden Blicken vor Marien; aber Maria sah ihm starr an und schwieg. Er schlug zurückwankend die Hände zusammen voll Entsetzen. Maria senkte die Augen nieder und fing wieder leise an zu singen:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offnes Grab.

„Aber um Gottes willen,“ sprach Susanne, „was wollt ihr hier, Antonio? Sie werden euch fangen und euch thun wie euerm Herrn.“

„Immerhin!“ erwiederte Antonio. „Was soll das Leben mir noch jetzt?“

Maria heftete ihre Blicke von Neuem auf ihn, schüttelte den Kopf und legte die Hand an die Stirn: dann winkte sie ihn zu sich und sagte: „Du bist wohl auch ein Verlassener auf der Welt? Geh mit dem Mann dort, der sieht gut und freundlich aus.“

Walther eröffnete ihm den Wunsch seines Herrn, daß er für ihn sorgen und ihn retten möge, und bat ihn, ihm zu vertrauen. Antonio kniete vor Marien nieder, küßte ihre Hand, dann sprang er auf und wandte sich zu Walthern: „Auch sie wünscht es: ich bin euer. Macht mit mir, was ihr wollt!“ Und da jener Marien in tiefes Nachdenken, wie es schien, versunken sah und befürchtete, des Jünglings Anblick möchte die Erinnerung ihres entsetzlichen Schicksals aufregen, die Gottes Hand erbarmend mit wohlthätigem Vergessen gedeckt, so begab er sich schnell mit ihm hinweg.

Er führte ihn zu Wolfen, der sich freute, seinen treuen Antonio noch einmal wieder zusehen. Antonio fand seines Schmerzes kein Maaß. Wolf tröstete und ermahnte ihn, sich selbst als warnendes Beispiel aufstellend. Er war sehr bleich und entstellt, und der Gefängnißwärter sagte Walthern, wie seine Kräfte mit jedem Tage mehr dahin schwänden und er den Urtheilsspruch, so nahe er auch sey, wohl kaum erleben werde.

Auch Maria wurde, ohne eigentlich krank zu seyn, doch allmählich immer schwächer. Ihr sonstiger Zustand blieb derselbe. So oft Walther sie besuchte, nie zeigte sich die leiseste Erinnerung, daß sie ihn früher gekannt. Ihre Sehnsucht nach dem Bräutigam aber wuchs mit jedem Augenblick, und in der letzten Zeit schienen ängstliche Zweifel in ihrer Seele zu erwachen, ob er wirklich kommen werde. Walther trug bange Besorgniß, daß ihr vollständiges Bewußtseyn zurückkehren möchte. Allein der Tag der Vereinigung war nahe.

An einem Morgen erwachte sie sehr früh, stand auf und begehrte von Susannen ihr bestes Kleid. Ihr Auge leuchtete mit ungewohntem Glanze; auf ihrem Gesicht ruhte stille Verklärung. „Heut kommt mein Bräutigam.“ sprach sie; „nun weiß ich es gewiß. Ein Engel war diese Nacht bei mir und hat es mir gesagt.“ Susanne kehrte sich ab und schluchzte; denn heut grade war der Tag, an dem Wolf zum Tode gehen sollte.

„Ach der kleine Engel war wunderschön!“ fuhr Maria fort. „Ich habe die goldnen Locken und blauen Augen mit den dunkeln Wimpern wohl sonst schon gesehn. Er nannte mich Mutter, und mein Herz schwamm in Freude und Wonne.“

Sie ließ sich schnell ankleiden, trieb Susannen, ihr frische Blumen zu holen und flocht dann emsig an einem neuen Kranze. — Die Sonne ging auf. Maria blickte hin und sagte: „So sah ich sie schon einmal durch die Fenster lugen, aber damals — ach! es ist wohl schon lange her! — damals war mein Herz voll Trauer; heute scheint die Sonne in meinen Freudentag.“

Indem ward es laut auf der Straße. Das Geräusch nahm zu; verworrne Stimmen ließen sich vernehmen. Maria horchte auf. „Der Bräutigam kommt!“ rief sie! „Ich bin bereit.“ — Susanne schaute aus dem Fenster. Der Todeszug, Wolf in seiner Mitte, kam eben langsam die Straße herab. — Jetzt war er dem Hause ganz nahe gekommen. Da setzte Maria den Blumenkranz auf ihr Haupt, stand auf, nahm das kleine silberne Crucifix vom Tische, und mit dem lauten Ruf: Ich komme! eilte sie zur Thür hinaus, die Treppen hinab auf die Straße, ehe Susanne sie aufhalten, ehe sie ihr folgen konnte. Sie drang durch die Menge; alles wich erstaunt zurück und machte willig Platz. So gelangte sie in die Mitte, ersah Wolfen und lief mit freudeglühendem Gesicht auf ihn zu und rief: „Da bin ich, Wolf! nun laß uns gehen.“ Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Sieh, dort steht unser Kind!“ flüsterte sie. „Es wartet auf uns.“ Ihre Hände glitten herab. Wolf fühlte sie in seinen Armen erstarren. Ihr Haupt sank zurück; er sah sie erbleichen und sah ihr Auge brechen. Ohne Schmerz, ohne bittre Erinnerung, im Entzücken des Wiedersehns war ihre Seele von dannen geschieden, und nur im letzten Augenblick erschien das Bild ihres Kindes, um als ein leitender Engel sie hinüber zu führen in die Wohnung des Friedens. — Wolf legte sie sanft auf den Boden nieder und warf sich neben ihr zur Erde, den letzten Kuß von ihren Lippen zu nehmen. Rings umher war Grabesstille. Niemand regte sich. Nur wenige Augen blieben ohne Thränen. Als endlich Wolf nicht

wieder aufstand, ging einer von den Begleitenden hinzu und wollte ihn aufheben: da sahen alle, daß auch er kalt und starr war. Gott hatte, versöhnt im Tode sie vereinigt.

Walther brachte es durch sein Ansehn dahin, daß beide neben einander in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofs begraben wurden und pflanzte eine Trauerweide auf das Grab.

Christian Jacob Salice-Contessa,

des Vorigen älterer Bruder ward am 24. Februar 1767 zu Hirschberg in Schlesien, wo sein Vater als Kaufmann lebte, geboren, erhielt eine vortreffliche Jugendbildung im elterlichen Hause, so wie auf dem Gymnasium in Breslau und erlernte dann die Handlung in Hamburg. Im Jahre 1788 machte er eine große Reise durch Frankreich, England und Spanien und kehrte darauf nach Hirschberg zurück, wo er nach dem Tode seines Vaters dessen Geschäft fortführte. Eine gesetzwidrige Verbindung in welche er von jugendlichem Eifer fortgerissen, mit mehreren Freunden getreten war, zog ihm (1797) einjährige Festungsstrafe in Spandau und Stettin zu. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, dirigirte er die Zuckerraffinerie in seiner Vaterstadt und ward Schulvorsteher, so wie 1810 erster Vorsteher der Stadtbehörde, in welcher Eigenschaft er sich um die Organisation der Landwehr große Verdienste erwarb. Später zog er sich von allen Geschäften zurück, ward mit dem Titel eines K. Pr. Commerzienrathes beehrt, und lebte im Sommer auf seinem Gute Liebenthal, im Winter in Hirschberg litterärischen Beschäftigungen. Nachdem er sich auf einer Besuchsreise bei seinem Freunde E. v. Houwald eine starke Erkältung zugezogen, ward er von einem hitzigen Fieber ergriffen und starb am 11 September 1825 auf seiner Besitzung.

Seine Schriften sind:

Das Grabmal. Roman. Breslau, 1792.
Dramatische Scenen. Breslau, 1794.
Hermann von Hartenstein. Breslau, 1798.
Almanzor. 2. Aufl. Breslau, 1808.
Alfred. Historisches Schauspiel. Hirschberg, 1809.
Der Freiherr und sein Neffe. Breslau, 1824.
Drei Erzählungen. Frankfurt, 1822.
Gedichte, herausgegeben von Dr. W. L. Schmidt. Hirschberg, 1826.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder:
Dramatische Spiele und Erzählungen. Hirschberg. 1811—13. 2 Thle.
Das Bild der Mutter und das blonde Kind. Berlin, 1818.

Mit ausgezeichneter Bildung und regem Sinn für alles Schöne ausgestattet ging der ältere Contessa seinen eigenen Weg und folgte in seinen poetischen Leistungen meistentheils seinem Gefühl, das ihn selten irre leitete, wenn es ihm auch keine schwunghafte Begeisterung gestattete. Am glücklichsten ist er in seinen lyrischen Dichtungen, welche besonders durch Klarheit, Gemüthlichkeit, reine Frömmigkeit und Wohllaut characterisirt werden. Im dramatischen Fache erfreute er sich keines besonderen Erfolges; seine prosaischen Darstellungen zeichnen sich dagegen durch Scharfsinn, Kraft, glückliche Erfindung und eine musterhafte Reinheit und Anmuth des Styles höchst vortheilhaft aus.

Der Schiffbrand.*)

Die Sonne spiegelt sich im Meer,
Der Wind haucht leisen Athem drüber,
Nach Süden zieht von Norden her
Am Himmel leicht Gewölk vorüber;
Und wie die Wolken oben zieh'n,
Zieht unten flink ein Schiff dahin.
Das Schiff mit Allen, die es faßt,
Das Schiff trägt reiche schwere Last.

Schwer ist das Herz, das nothgebeugt
Vom alten Vaterland sich trennet;
Die Hoffnung, die zum neuen fleugt,
Die Hoffnung hab' ich reich genennet;
Und solcher Herzen trägt es viel,
— Das Schiff — zu solcher Hoffnung Ziel;
Weit hinten liegt das Vaterland,
Und vorwärts ist der Blick gewandt. —

So stehn sie — Frau'n und Männer — dort,
Und leichter will das Herz fast schlagen;
Der frische Wind hat nach dem Port
Die Hoffnung schon vorausgetragen;
Die schmückt das unbekannte Land
— Weit überm Meer — den fremden Strand
Mit ihren reichsten Farben aus,
Und baut der Lieb' ein neues Haus. —

„Glück auf zur heitern Fahrt, Glück auf!
„Schaut muthig vorwärts in die Ferne!
„Bald winken — grüßend eurem Lauf —
„Der neuen Heimath neue Sterne." — —
Glück auf! — Wer sprach, hat's gut gemeint! —
Gut ist der Wind, die Sonne scheint,
Und fromm zu Willen selbst das Meer; —
Doch anders kommt's von oben her.

„Gut ist der Wind und fromm das Meer, —
„Glück auf zur Fahrt!" — — Weh! weh euch Armen!
Hört ihr den Ruf vom Raume her?
„Horch du! Was ist das? Hab' Erbarmen,
„Herr Gott und Vater steh' uns bei!
„Der Ruf erklingt wie Feuerschrei!
„Ja, Feuer ruft es unten dort —
„Jetzt oben! — Feuer! Schreckenswort!" —

Das Wort schlägt ein in jede Brust
Wie Wetterstrahl aus heiterm Himmel;
Des grausen Wort's sich nur bewußt,
Stürzt nach der Treppe das Getümmel;
Da wogt schon — wie ein Heer zum Kampf —
Herauf, heran der schwarze Dampf;
Da streckt — aus schwarzem Graus hervor —
Die Flamm' ihr roth Panir empor.

Zurück! Nicht Rettung mehr ist hier!
Nach auf dem Fuße ras't das Feuer,
— Ein losgelass'nes wildes Thier,
Ein hungrig wüthend Ungeheuer!
Hilf, Gott! jetzt wankt der große Mast!
Jetzt krachend nieder stürzt die Last — —
Zertrümmert wird das große Boot,
— Der letzte Retter aus der Noth.

Da bricht dem Härtesten der Muth,
Verzweiflung ringt die bleichen Hände,
Ob Tod im Meer, ob in der Gluth;
Die grause Wahl nur bleibt am Ende.
„Doch halt! Was zagen, starren wir?
„Zwei Boote ja stehn uns noch hier!
„Hinab! hinein! Und faßt der Raum
„Zum dritten Theil die Menge kaum."

„Hier gilt die Kraft, hier gilt das Glück,
„Gilt's, wer das Leben sich erränge!"
Und vorwärts wogt und wogt zurück
Im Kampf das wüthende Gedränge,

*) Aus Ch. J. Salice-Contessa's Gedichten. Hirschberg, 1826.

Und manchen trifft schon hier der Tod,
— Der bleiche Retter aus der Noth —
Durch Zufalls Hand, durch Bruders Hand;
Ein Richter lebt, dem ist's bekannt. —

Und sieh' dort! Mann und Weib, die stumm
Zum Himmel ihre Hände heben!
Zwölf Kinder halten sie ringsum,
— Ein blasser Todtenkranz — umgeben.
Zwölf Kinder — Herr, hast du's gehört;
Was dort das stumme Fleh'n begehrt?
Gabst du dem Weib den Muth, die Kraft? —
Aus starrer Angst emporgerafft.

Sieh', in's Gedränge stürzt sie sich,
Zwei Kinder hoch in ihren Armen;
„„Barmherzigkeit! ja nicht für mich,
„„Nur mit den Kindern habt Erbarmen!""
Das Mutterherz, es macht ihr Bahn,
Geborgen sieht sie in dem Kahn
Die Kleinsten stehn, und eilt und faßt
Und trägt herbei die neue Last;

Der Vater folgt; das Glück hält Stand;
Die Größern jetzo nach den Kleinen!
Der Schiffsherr beut die Retterhand,
— Denn er gedenkt daheim der Seinen; —
Zwei Kinder nur sind noch zurück,
Da wendet abwärts sich das Glück;
Voll sind die Boote; wild und kalt
Droht neuen Andrang die Gewalt.

„Die zwei" — ruft jener — „rett' ich doch!
„Schnell gebt sie mir!" — Doch fester ketten
Die zwei sich an die Aeltern noch;
„„Mit Euch nur wollen wir uns retten!
„„Nein, Vater, Mutter, nur mit dir,
„„Mit Euch nur leben, sterben wir!""
Die Boote stoßen ab, und schwer
Und langsam rudern sie in's Meer.

„„Fahrt hin! Fahrt wohl! Preis, Herr, sei Dir,
„„Der sie doch wahrt vor grausem Ende!""
— So ruft die Mutter — und nach ihr
Dort strecken weinend sie die Hände,
Sie hört' der Kleinsten banges Schrei'n:
„Zu mir, zu Dir, mein Mütterlein!"
Brich nur in Todeslust und Schmerz,
Du reiches, armes Mutterherz!

Doch schneller wird der Boote Lauf — —
Ein Segel taucht dort aus den Fluthen,
— Ein weißbeschwingter Engel — auf!
„Ja, Rettung aus den Todesgluthen
„Trägt es den Brüdern noch heran!
„Setzt euren letzten Athem dran,
„Rasch, rascher schlagt die Ruder drein!
„Sie müssen noch gerettet seyn!"

„Ha, seht, es kommt, es fliegt herbei!
„Schon ist es nah' — — da horch! im Rücken —
„Horch, dumpf und gräßlich war der Schrei!" —
Und als sie zitternd rückwärts blicken,
Da seh'n sie über'm Schiff mit Grau'n
Den Rauch sich hoch zur Säule bau'n,
Und gluthroth senken sich zum Meer,
— Und jetzt seh'n sie das Schiff nicht mehr. —

Und unten prasselt's, zischt und braus't,
— Wie wenn sich Gluth und Fluth gefunden, —
Jetzt hoch empor die Flamme saus't,
Und jetzt im Nu ist sie verschwunden —
Da wird es stille rings umher;
In weiten Kreisen bebt das Meer,
Die schwarze Säule steht allein,
— Hoch über'm Grab der Leichenstein. —

Und jetzt ist auch das Fahrzeug nah'.
— Im Flug zur Rettung ist's gekommen,
Schon hat es hülfreich alle da
Die bleichen Schiffer aufgenommen,
Und nach der schwarzen Säule dort
Geht es im raschen Laufe fort,
Und Furcht und Hoffnung lebt und starrt,
Was hinter'm Vorhang auf sie harrt.

Da rollt der Wind ihn in die Höh' —
Jetzt — Jetzt! — — Das Schiff, es ist verschwunden! —
Ein heit'rer Spiegel ruht die See,
Und keine Spur wird mehr gefunden,
Wohl kreuzt das Fahrzeug auf und ab,
Umsonst! — Verschlossen bleibt das Grab.
— Des nimmersatten Abgrund's Schooß
Läßt seine Beute nicht mehr los. — —

Die reichen Hoffnungen sie ruh'n
Begraben dort mit Schiff und Habe;
Leicht sind die schweren Herzen nun:
Auch Schuld und Kummer liegt im Grabe. —
Aus Ird'schem waren sie gezeugt,
Und alles Irdische verfleugt. —
Die Lieb' allein in deiner Brust,
— Du Aelternpaar — das sich mit Lust,

Mit Todesinst dem Tode weiht,
— Auf daß die Kinder nur ihm leben —
Sie wird sich über Erd' und Zeit
Aus dunkeln Abgrunds Schooß erheben.
Sie kam von Gott, sie geht zu Gott,
Die ew'ge Liebe selbst ist Gott;
Und — Herz, laß keinem Zweifel Raum! —
Und Wiedersehn, es ist kein Traum!

Jugend-Liebe.*)

Eine Zeichnung aus der wirklichen Welt.

„Halt!" rief Wilhelm Waliner dem Kutscher zu, als sie einen Bergwald erreicht hatten, an dessen Saume der Fahrweg hinlief. „Du kannst nicht fehlen; der Weg führt „ins Dorf, welches du, wenn du um die Waldspitze herum-„biegst, rechts vor dir liegen siehst. Im Wirthshause neben „der Kirche fütterst du und wartest auf mich." Und mit diesen Worten sprang er vom Wagen und schlug einen Fußpfad ein, der sich in das tiefste Dickicht hineinwand.

Seine Seele war hochbewegt; er eilte die Thränen, die seine Augen netzten, in der grünen Nacht zu bergen. Auf eben diesem Pfade hatte der Jüngling einst, vor mehr als zwanzig Jahren, die Heimath verlassen, um in eine ihm fremde Welt zu treten, die sich unermeßlich, wie die blauen Fernen, die er oft von dem Gipfel des Berges sehnsüchtig überschaut hatte, vor den Augen seines Geistes ausbreitete. Eine jugendlich geschäftige Einbildungskraft hatte sich bald mit den phantastischen Gestalten ihrer Schöpfung bevölkert, und obschon der Schmerz der Trennung heiß in seinem Herzen brannte, gieng er dennoch der Zukunft mit einer nicht ganz unfreudigen Spannung der Erwartung entgegen. Jetzt kam er aus dieser weiten Welt zurück, reich an Erfahrung, aber arm an Freude, um in der engen Heimath wo möglich einen Rest des Glückes zu finden, das er auf dem halben Erdenrund vergeblich gesucht hatte. — Wie damals blühte der Lenz über den Fluren, der stärkende Harzduft des lustigen grünenden Waldes zog in seine aufathmende Brust, und die spielenden Sonnenlichter blitzten durch die Bäume und formten mit den wankenden Schatten wunderliche Gebilde. Aber damals waren es morgendliche Erwartungen der Zukunft, die sich auf den wechselnden Gestalten bewegten, und der Schmerz der Trennung ward durch die Ahnungen einer freudemuthigen Jünglingsseele bekämpft; jetzt wogten dort abendlich wehmüthige Erinnerungen, und die Wonne des Wiedersehens ward durch die Schauer der Vergangenheit getrübt. Sein guter Vater schlief neben der vorausgegangenen Mutter schon längst den langen Schlaf, und die Freude, die geliebten Eltern mit dem redlich erworbenen Gute, dem Ziele unruhigen Wirkens und Strebens, erquicken zu können, war ihm nicht beschieden. Aber auch die Freunde, die Gespielen seiner Kindheit und frühen Jugend: — wo hatten sie die Stürme des Lebens hingeweht! mit welchen Gesichtern, mit welchen Zügen, welchen Spuren verkohlter oder auch noch brennender Leidenschaften darauf, werden sie ihm entgegen treten? werden sie dem Fremdgewordenen wieder traulich nahen, und wird er die Fremdgewordenen wieder liebgewinnen und unter ihnen die Hütte seines Alters hoffend erbauen können? spricht nicht alles, so bekannt und doch auch so fremd um ihn her,

*) Aus Ch. J. Salice-Contessa's: „Drei Erzählungen." Frankfurt a. M.

von Veränderung zu seiner Seele? die Sträucher, die er verließ, sind zu schattigen Bäumen erwachsen, die hohen alten Bäume sind gefällt, und hoffnungsvoller Anwuchs steht an ihrer Stelle. Wie sollten denn die Menschen, wie könnten die Gefühle ihrer Brust, die Gesinnungen ihres Gemüths dieselben geblieben seyn?

In diesen Gedanken versunken wandelte er bald rasch, bald zögernden Schrittes nach der Höhe. Von allen Bildern aus jener Lenzzeit seines Lebens stand das frischeste vor seiner Seele, die blauäugige sanfte Marie, seine erste unschuldige Liebe, oder vielmehr die erste unschuldige Ahnung der Liebe in seinem Herzen. An ihrer Hand allein gelang es ihm, sich in jene Idyllenwelt zurückzudenken. Er sah das Kind mit dem Buche unter dem Arme aus der Schule kommen; er sah das Mädchen fröhlich im Tanze drehen; er fühlte den Scheidekuß der aufblühenden Jungfrau auf seinen Lippen, und es däuchte ihm, als wären die Thränen, die sanft über seine Wangen perlten, noch die Reste jener, welche Marie damals an seinem Halse weinte.

Von ihrem ferneren Leben wußte er nur, daß sie verheirathet war. Leicht hätte er auf der Durchreise in dem nächsten Städchen mehr sowohl darüber, als überhaupt von seinem Geburtsorte hören können; aber er scheute es, der Enthüllung vorzugreifen und wollte den Kelch, den ihm das Schicksal hier bieten würde, in voller Kraft trinken, was er auch enthalten möge.

Jetzt war er dem Gipfel nahe, und als er aus der Waldung heraustrat, lag der alte so wohl bekannte liebe Ruhesitz, von seinen jungen Bäumen beschattet in freundlicher Beleuchtung vor ihm. Hier war das gewöhnliche Ziel seiner Knabenspaziergänge gewesen, hier hatte er die seligsten Stunden seiner frühen Jugend mit Marien und Heinrich, dem liebsten seiner Gespielen, verlebt; bis hieher hatten ihn Eltern und Freunde begleitet, als er in die Fremde hinauspilgerte, hier hatte er Abschied genommen von allem, was ihm damals bekannt und lieb und theuer war in der weit und öde vor ihm ausgedehnten Welt. Seine Augen erhoben sich sehnsüchtig wie zum Gruße aller damals dort Verlassenen. Alles schien ihm unverändert geblieben. Eine schlanke weiße Gestalt stand am Abhange und schaute in die Ferne. Sein Herz klopfte in raschen Schlägen. Noch einige Schritte, und es stockte, von dem überraschensten Zauber berührt. Zwanzig lange Jahre der Abwesenheit waren verschwunden. Marie stand vor ihm in schlanker Jugendfülle, mit denselben blonden Locken, mit denselben schwimmenden blauen Augen, die ihn so oft freundlich begrüßten. So erschien Aline, Königin von Golconda, dem Geliebten in den täuschend nachgeahmten Fluren ihrer Jugendlust. Wilhelm wunderte sich nur, daß ihre Arme sich ihm nicht entgegen breiteten zum freudigen Empfange. Er war im Begriff auf sie zuzustürzen; — da hemmte der scheue Blick, der leise Schrei, der zur Flucht sich hebende Fuß des Mädchens seine Schritte. Der süß verwirrende Zauber entfloh, seine Besinnung kehrte wieder, und er ahnte schnell die Wirklichkeit. Seufzend und mit einem halb wehmüthigen Lächeln über sich selbst, näherte er sich beruhigend dem erschrockenen Mädchen, sie als Mariens Tochter zuversichtlich begrüßend. Auch verhehlte er ihr nicht, wer er, der in die süße Heimath Zurückkehrende, sey. Da glätteten sich die verschüchterten Züge des holden Kindes lieblich aus. Sie hatte oft von dem Jugendfreunde und Gespielen ihrer Eltern gehört, wenn diese an heitern Feierabenden der Tage ihrer Kindheit und Jugend gedachten. Vertraulich hieng sie sich an den Arm des ihr kurz vorher noch so befremdlich erschienenen Mannes, und hüpfte an seiner Seite, emsig und freundlich erzählend, in das schöne Thal hinab. Noch ehe sie im Dorfe anlangten, war er bereits über ihre häuslichen Verhältnisse vollkommen unterrichtet. Marie war das glückliche Weib seines liebsten Jugendfreundes Heinrich, der seinem Vater in dem Amte als Oberförster gefolgt war, und Wilhelmine die älteste Tochter des zufriedenen Paares. Da zog eine stille Ruhe mit erquickendem Odem durch seine bewegte Brust; es war ihm wunderlich zu Muthe, aber er fühlte sich unbeschreiblich wohl bei des Mädchens süßem Geschwätz. Die Gleichheit ihrer Züge mit dem Bilde ihrer Mutter in seinem Gedächtniß milderte sich zwar immer mehr, und ward zur bloßen Aehnlichkeit, aber es war ihm doch nicht, als ob sie durch diese ihre verschiedne Eigenthümlichkeit irgend etwas verlören. Er hatte nicht leicht ein liebreizenderes Wesen gesehen.

Jetzt waren sie in dem Gärtchen der Försterei. Unter den Blumen beschäftigt stand eine hübsche stattliche runde Frau, in reinlichem Hauskleide, ein wahres erquickendes Bild der Gesundheit und frohen Häuslichkeit; aber es war in dieser Gestalt nichts von Marien, so wie sie in dem Spiegel seiner Erinnerung lebte, und ihm noch so eben erst in ihrem Abbilde erschienen war. Als sie aber die hellen blauen Augen aufschlug, und den vor ihr regungslos stehenden Mann befremdlich anschaute: da blitzten ihm aus den lieben Zügen, die sich nun auf einmal befreundeten und verjüngten, alle Bilder der Vergangenheit entgegen, und er hatte die Freundin seiner Jugend mit ihren Freuden wieder gefunden. Er wollte sprechen, und konnte nicht. Aber seine Mienen, seine feuchtglänzenden Augen sprachen, und Marie verstand ihre Sprache, und fiel ihm mit dem Ausruf: „Gott! „Wilhelm! Ist es möglich?" um den Hals. So eben trat der Oberförster hinzu, und betrachtete eine Weile staunend die sonderbare Gruppe. Bald aber erkannte auch er den geliebtesten Jugendfreund, und begrüßte ihn mit lautem Jubel. Es war eine der seligsten Stunden, die das Menschenleben schmücken können. Sie hatten sich so lange nach einander gesehnt, so oft an einander gedacht, und endlich der Hoffnung schier entsagt: da stand mit einmal der schöne Traum ihrer Sehnsucht verkörpert vor ihren Augen! Sie hatten sich so viel zu sagen, zu fragen, und konnten wieder vor den freudigen Ergüssen ihres Herzens gar nicht dazu kommen. Wer, der einen geliebten Freund lange und schmerzlich entbehrte, und nun endlich nach langer Trennung wiedersah, weiß es nicht, welchen Genuß es gewährt, aus dem gealterten Freundesantlitz die lieben bekannten Jugendzüge nach und nach wieder herauszufinden, und in ihren Veränderungen die Geschichte seines Lebens, seiner Schicksale und seines Herzens wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen? — Auch ist der Moment gewöhnlich entscheidend für das künftige Verhältniß der Freunde zu einander, ob es sich wieder herstellen kann in alter Treue und Herzlichkeit, oder ob fremde Gewalten für immer störend dazwischen traten. Im überraschenden Gefühl der Freude steigt die Seele in das unbewachte Antlitz, und eine schnelle richtige Ahnung durchfliegt warnend das bewegte Herz, das in diesen schnell vorüber fliehenden Augenblicken gleichsam die Function des Verstandes vertritt. Ach wie so manche treue Freundschaft ging unter in den entwürdigenden Kämpfen des Menschenlebens und seiner empörten Leidenschaften, und hielt diese Prüfung nicht aus! Wie eine kalte Leiche sinkt dann der Entwürdigte aus den Armen des Freundes, und der edel Gebliebene muß den kaum Wiedergefundenen als einen Todten schmerzlich beweinen. Aber aus den offenen entzückten Gesichtern der drei Glücklichen sprang keine schneidende Dissonanz hervor. Treue ehrliche Liebe sah aus den beredten Augen und fand sich in dem Freundesauge wieder. Ihre Züge waren gealtert und verändert, aber die Seele, die aus ihnen zu einander sprach, war dieselbe geblieben. Wohl war manches dunkel darin, aber nichts war fremd, bedenklich oder abstoßend geworden. So genossen sie denn ganz und ungetrübt das Glück, sich wieder nahe zu seyn, und sie würden die Zeit und sich in der Zeit ganz vergessen haben, wenn nicht das gute verständige Minchen gesorgt hätte. Sie hatte in geschäftiger Stille das Abendbrod beschickt; die jüngeren Kinder, ein derber pausbackiger Knabe, und ein allerliebstes kleines Mädchen wurden herbei gerufen, und reichten dem neuen Vetter treuherzig die Hand; der Oberförster holte die köstlichste Flasche aus dem Keller, und es saß eine in sich selbst so frohe und glückliche Gesellschaft um den Tisch, als sich in dieser besten Welt nur selten zu einander findet. Mit einer seligen Beschaulichkeit giengen die Freunde in die Tage der Kindheit und frühen Jugend zurück, und lebten so in der Erinnerung jene Blüthenzeit noch einmal durch. Die zarte geheime in sich beschlossene Jugendliebe Wilhelms und Mariens mußte dabei oft berührt werden. Marie erröthete zuweilen und stockte, und auch Wilhelm konnte sich nicht aller Verlegenheit erwehren. Aber Heinrich blickte offen und heiter drein, und sprach mit lachendem Munde: „Scheue dich nicht, gute Marie, deine Liebe zu dem Jugendgespielen zu bekennen! Deine Seele war immer lauter und und rein, und war ich nicht selbst der Vertraute deiner Liebe zu dem Flüchtling? — Ja, Wilhelm, du bist mehr geliebt worden, als du wahrscheinlich verdientest! Es dauerte lange, ehe sie sich von den tiefgeheimen Träumereien ihres Herzens losreißen und einer Hoffnung entsagen konnte, die sie sich doch selbst nicht zu gestehen wagte. Da ich dein liebster Freund gewesen war, so sprach sie auch am liebsten mit mir von dir, und ich that so tiefe Blicke in ihr Innerstes, und ward ihr Vertrauter, ohne daß sie es selbst recht wußte noch wollte. Ich lernte da aus eigner Erfahrung, wie traurig und undankbar die Vertrauten-Rollen, in der Welt, wie im Schauspiel, sind. Ich liebte das Mädchen schon lange, ehe ich es wußte, aber auch nachdem ich es wußte, hütete ich mich wohl, es laut werden zu lassen, denn ich hätte ihr Zutrauen verscherzt, das mir so wohl that. Auch betrachtete ich sie damals selbst noch als dein Eigenthum, und so war sie mir heilig, was ich auch darunter leiden mochte. Da lernte auch ich die Leiden der Liebe

kennen, und so arg sie mir auch damals mitspielten, so glaub' ich doch jetzt, daß sie mir sehr heilsam gewesen sind, denn sie mäßigten die Hitze meines tollen Brausekopfs. Aber an manchem vergeudeten schönen Schusse Pulver und Blei seyd ihr Schuld, das muß wahr seyn. Wenn ich so in dem Gedanken an Marien verloren auf dem Anstande träumte, da geschah es nur zu oft, daß ich den flüchtigen Hasen zu spät gewahr wurde, wie er aus dem Dickicht herausschlüpfte, und ich knallte dann wohl erschreckt und unbesonnen hinter drein. Du, Wilhelm, entwirrtest endlich den Knoten. Du thatest sogar nichts, die alte Zeit festzuhalten. Deine wenigen Briefe an deinen Vater speachen immer nur im allgemeinen und wie im Vorbeigehen von Marien, zwar freundschaftlich herzlich, aber sichtbar kalt und ohne Liebe, und nie erschien ein ersehntes Brieflein an sie selbst. Das machte, daß ich mit meinem Gewissen fertig wurde, und den Muth faßte, mich um sie zu bewerben. Aber schwerlich wäre ich wohl zum Ziele gekommen, wenn du nicht um diese Zeit nach Indien gegangen wärest. Da erlosch der letzte Schimmer des Hoffnungssterns in ihrer Brust. Ihre Vernunft sprach, ihr Herz ermuthigte sich. Allmälig schob sich der Liebhaber an die Stelle des Vertrauten. Nach dir war ich ihrem Herzen der Nächste gewesen. Ich war damals meinem Vater adjungirt worden. Unsre Eltern hatten lange den Wunsch genährt. Was ist da noch viel darüber zu sagen? Die Abwesenden haben am Ende doch immer Unrecht. So geschah denn, was geschehen mußte, und die Folgen stehen in so leiblichen kräftigen Gestalten vor dir, daß sie gar nicht zu läugnen sind. Auch hat es uns nie gereut. Die Alten sind nun schon alle da drüben versammelt, und sind in der Freude an Kindern und Kindeskindern hinübergegangen. Wir aber gehen noch oft mit unsern Kindern zu deinem und unserm Lieblingsplätzchen auf der Höhe, wo mir Marie den ersten Liebeskuß gab, und danken dem Himmel, daß alles so gekommen ist. Daß dein Andenken dabei immer in Ehren blieb, mag dir der Name der jungen Waldnymphe beweisen, deren Erscheinung dich heute auf diesem unsern Lieblingsplätzchen überraschte."

Wilhelm war tief bewegt. „O ihr guten Menschen, rief er aus: Hier schlugen noch zwei treue Herzen für mich, als ich vom Schicksal zermalmt allein in der weiten Schöpfung dastand! — Aber da erinnert ihr mich an den sonderbaren Eindruck, den jenes Plätzchen auf mich machte. Indem sich mir fast alles im Walde verändert zeigte, schien jenes Plätzchen allein dasselbe geblieben zu sein. Dieselbe frische Rasenbank, dieselben schlanken jungen Bäume umher! Es wirkte auf mich mit unwiderstehlichem Zauber, und hätte mich bald zu einem leichtverzeihlichen Irrthum verführt, als ich Wilhelminen dort erblickte. Wie geht das zu?"

„Das ist so eine von meinen Spielereien," antwortete Marie, die Augen niederschlagend, „die mein guter Heinrich gütig hätschelt. Ich wollte doch irgend einen Punkt festhalten, der mich so recht wahr und lebendig an die Tage der Jugend erinnerte, und das war jenes Plätzchen, wo wir so oft als Kinder spielten, und wo wir von Dir schieden, als Du in die Welt, die Dich verschlungen hatte, hinauszogst. Da hat denn mein Mann, der unschuldigen Spielerei nachgebend, das Plätzchen immer alles Fleißes in jener alten lieben und bekannten Gestalt zu erhalten gesucht, den Rasen alljährlich ausgebessert oder erneuert, und die alternden Bäume mit jungen vertauscht, damit alles dort, wie die liebende Erinnerung in uns, immer scheinbar frisch und jung bleiben möge. Auch die Kinder haben die Vorliebe für das Plätzchen geerbt, und nehmen dort ihre liebsten Spiele und wichtigsten Verhandlungen vor."

„Wilhelm beugte sich gerührt auf ihre Hand. Ihr weckt, sprach er, ein Leben wonniger Erinnerung in mir auf, dem nichts auf meiner durchwallten Bahn an stiller Seligkeit gleicht. — Sagt mir, lebt der gute Pfarrer noch, der Lehrer unsrer Jugend, dem wir nicht nur die erste Bildung unseres Geistes sondern auch, was noch unendlich mehr ist, die Bildung unserer Herzen verdanken? Was ist aus seinem blonden Knaben geworden, den wir, damals ein blühendes Kind, uns fast aus den Armen rissen, um ihn zu liebkosen?"

„Der Pfarrer lebt," antwortete Marie, „zwar mit gebleichtem Haupt, aber noch grüner frischer Herzenskraft. Und der Knabe ist ein trefflicher junger Mann geworden, dem wir, und besonders unsere Wilhelmine, viel verdanken. Er ist jetzt Gerichtshalter auf der nahen Herrschaft Grünau, vielleicht wohl gar bald Herr der Herrschaft selbst. Doch davon ein andermal. Für heut mag es uns wohl erlaubt seyn, die ersten Stunden unsers Wiedersehns nur uns selbst zu widmen"

Man drang in Wilhelm, um seinerseits zu erzählen, wie es ihm auf dem vielfach bewegten Lebensmeere ergangen sey.

„Was verlangt ihr von mir, meine Freunde?!" sprach der Tiefgerührte. „Fast möcht' ich mit dem frommen Aeneas ausrufen:

„Den ungeheuren Schmerz gebeutst du zu erneuern!"
„Doch, was könnte ich so liebevoller Theilnahme verweigern? — Die Geschichte meines Lebens, so schmerzvoll sie zum Theil ist, und wie weit umher mich das Schicksal auch führte, gehört dennoch nicht unter die durch verwickelte Abentheuer anziehenden. Was ich von meinen Reisen an Beobachtungen und Erfahrungen zur Ausbeute davon trug, und was auch wohl ansprechen und ergötzen könnte, kann nur nach und nach der freundliche Austausch schöner geselliger Abende wie der heutige, werden, und gehört für jetzt nicht hieher. Ich kann, darf und werde also kurz sein."

„Ihr kennt meine einfach glückliche Kindheit. — Ich verlebte sie hier mit euch, unter euren Augen, in euren Armen. Ihr ward unter den wenigen, die mich am Scheidemorgen geleiteten zu jener vertrauten Berghöhe, von wo aus ich damals, ein kleines Reisebündel auf dem Rücken, meine einsame ärmliche Wallfahrt antrat in die weite fremde Welt, und von woher mich jetzt der Jugendfreundin liebliches Ebenbild wieder zurückführte in das Thal meiner Heimath. Mein guter Vater mußte es sich versagen, meine Erziehung für die Welt zu vollenden, die ihm selbst wenig lächelte. Er übergab mich einem alten Freunde und Verwandten, der für mein Fortkommen zu sorgen versprochen hatte. Dieser bestimmte mich für den Handelstand und brachte mich zu diesem Zweck in ein sehr gutes und achtbares Haus in Lyon. — Ich befand mich hier wohl, lernte jedoch bald einsehen, daß dieser Weg nach dem Hafen des Wohlstandes und der häuslichen Glückseligkeit lang und unsicher sey. Die Träume meiner frühen Jugend, in denen Marie allerdings eine große Rolle spielte, traten immer mehr in den Hintergrund, und ich hielt es für strenge Pflicht, alles zu vermeiden, was die geliebte Freundin in mein dunkles Schicksal hineinziehen, und ihr Glück an meine ungewissen Erwartungen binden könnte. Daher die geflissentliche Umgehung aller dahin einschlagenden Beziehungen, und meine anscheinende Kälte. Ich gelangte bald dahin, als ein brauchbares Mitglied meines Standes angesehen zu werden, und in dem ruhigen Gange gewöhnlicher Verhältnisse würde ich vielleicht früher, als ich es selbst gehofft hatte, zu dem Glücke einer unabhängigen und anständigen, wenn auch nicht glänzenden Existenz gelangt seyn, die das Ziel meiner Wünsche in sich schloß. Aber die Bewegungen und Ereignisse, die gleich einem moralischen Erdbeben die halbe Welt erschütterten, stürzten auch den kleinen Anbau meiner Hoffnungen zusammen. Es war die Zeit des Anfangs der französischen Revolution. Fast jeder Jüngling von Geist, Herz und Kraft, der nicht von dem Panzer eines verjährten Standesegoism umerzt war, ward von ihr ergriffen, enthusiasmirt und fortgerissen, und selbst in den höchsten Klassen gab es Edle, die den Vorurtheilen ihrer Erziehung entsagten, um mit reinem Herzen die Ideale allgemeiner Veredelung und Glückseligkeit zu erfassen. Der Menschenfreund begegnete dem Philosophen, und jeder wähnte, die Zeit sey gekommen, die Träume seiner Weihestunden zu verwirklichen. Es wird euch nicht verwundern, daß auch ich von dem Strudel nicht verschont blieb. Ich hatte mit glücklicher Leichtigkeit mich der Sprache und der Sitten meines neuen Vaterlandes bemächtiget, und betrachtete mich als völlig nationalisirt. Auf demselben Comptoir mit mir arbeitete auch ein junger Mann aus Marseille, Namens Augustin, in dessen Seele die Flamme der Revolution, in aller südlichen Glut emporloderte. Er wirkte auf mich mit dem Einfluß, den gewöhnlich starke, heftige, leidenschaftliche Menschen auf ruhigere, aber tief empfängliche Gemüther haben, und er riß mich oft ohne, ja selbst gegen meine bessere Ueberzeugung mit sich fort. Der Herr des Handelshauses, ein guter, rechtlicher verständiger Mann, aber ein entschiedener Royalist, hatte die Richtung, die wir nahmen, mit Unwillen angesehen, und als keine Vorstellungen halfen, entließ er uns aus seinem Dienste. Wir faßten sogleich den Entschluß, uns in die Reihen der republikanischen Heere zu stellen, und führten ihn sofort aus. Nur ein Abschied ward mir schwer, der von Lucien, der liebenswürdigen Tochter des Hauses. Obschon nur in weiteren Beziehungen zu ihr stehend, hatte doch ihr stiller Liebreitz recht wohlthätig auf mich gewirkt. Sie hatte von ihrer verstorbenem Mutter, die eine Deutsche war, etwas von unserer Sprache gelernt: dies brachte uns näher; ich verschaffte ihr deutsche Bücher, erklärte ihr schwierige Stellen, und las ihr zuweilen des Sonntags auf der Villa vor, wohin wir jungen Leute vom Comptoir, wenn wir wollten, ein für allemal eingeladen waren, so wie wir denn überhaupt in diesem trefflichen Hause als Mitglieder der Familie angesehen und behandelt wurden, wenn unser sittliches Betragen dem gemäß blieb. Lucie war nicht sowohl schön, als angenehm; ich liebte sie nicht, aber ihr Bild hatte sich in meiner Phantasie allgemach neben Mariens Bild gestellt, wenn ich mir irgend etwas Liebwerthes denken wollte. So hatten sich zwischen unsere Herzen bald einige Fäden derjenigen zarten Freundschaft angeknüpft, die unter verschiedenen Geschlechtern stets einigen Reitz von der Liebe erborgt. Auch Lucie war ganz ingeheim dem neuen politischen Evangelium zu-

gewandt, ihr Wesen daher unglücklicher Weise in Liebe zu dem verehrten Vater und zu der Freiheit getheilt, und so gab es nicht leicht ein Ereigniß, das sie nicht zugleich verletzen und erfreuen mußte. Sie glaubte in mir eine Stütze zu verlieren, und unser Abschied war, wie von einer dunklen Ahnung ergriffen, tief bewegt. Wir schwuren uns ewige treue unverbrüchliche Freundschaft, und gelobten uns so oft und so viele Beweise davon zu geben, als es das Schicksal vergönnen würde."

„Ich gebe euch keine Schilderung meines kriegerischen und politischen Lebens in dieser unruhigen, oft gräuelvollen Zeit. Mein Herz ward oft in seinen innersten Tiefen empört. Ich hatte die Freiheit mit der Liebe eines jungen reinen deutschen Gemüths umfaßt, und es schmerzte mich, ihr Heiligthum von den verwerflichsten Leidenschaften entweiht, und der niedrigsten Selbstsucht geschändet zu sehen. Auch Augustin zeigte sich mir nun in einem ganz andern, ach nur zu wahrem Lichte. Schon früher hatte ich seine Neigung zu Lucien bemerkt, der er sich stets zu nähern und gefällig zu machen suchte. Da ich damals noch ohne alle Leidenschaft für Lucien war, war ich auch ohne Eifersucht gegen Augustin in meinem Herzen; vielmehr erhöhte das Mitleid noch meine Theilnahme an ihm, wenn ich mir die Qual hoffnungsloser Liebe dachte: denn unsinnig schien es zu seyn, bei der Kluft zwischen den beiderseitigen Verhältnissen und Glücksgütern sich mit Luciens möglichen Besitz zu schmeicheln. Jetzt enthüllte sich mir sein Inneres und ich schauderte zurück. Es war nicht sowohl Liebe zu Lucien, als vielmehr der unedle Durst nach ihrem Vermögen, was ihn so hartnäckig zu ihr zog, und der Eifer, mit dem er sich in die Arme der wüthensten Jacobiner warf, entsprang nicht aus Ueberzeugung, sondern aus dem durchdachten Plane, auf diesem Wege dem eingeschüchterten Royalisten die Hand der Tochter abzutrotzen. Ich entfernte mich von dem moralisch gesunkenen Freunde, und unsere einst feurige Freundschaft verwandelte sich nach und nach in kühle Abneigung, und weiterhin sogar in den stärksten Haß. In den bürgerlichen Verhältnissen stieg der Heuchler, der kein Mittel zum Ziele verschmähte, bald weit über mich hinauf, und ich stand immer noch auf dem früh erreichten Grade eines Sergeantmajor, als er schon Capitän in demselben Bataillon war."

„Ihr erinnert euch der damaligen Schicksale des unglücklichen Lyon. — Der aus Gewerbfleiß fließende Wohlstand dieser großen Fabrikstadt war durch die Folgen der Revolution versiegt; es war unmöglich, daß ihre Bewohner eine Veränderung der Dinge lieb gewinnen konnten, die sie zu Bettlern zu machen drohte. Dagegen reitzten die Ueberbleibsel ihrer in besserer Zeit erworbenen Reichthümer die Begier und die Wuth der Ohnehosen. Der Kampf war ungleich. Das republikanische Heer drang siegend ein, und mit ihm alle lang gereitzten und jetzt losgelassenen niedrigen Leidenschaften, welche die Menschennatur entwürden. Der Gräuel der Verwüstung wälzte sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, und ihr werdet mir die Beschreibung dieser gräßlichen Auftritte erlassen. Das Bataillon, in dem ich stand, kam in die Gegend meiner ehemaligen Wohnung. Ich benutzte die Gunst des Zufalls, dem Hause meines Lehrherrn zu Hülfe zu eilen, und war so glücklich noch gerade zu rechter Zeit zu kommen, um Lucien vor empörenden Mißhandlungen zu schützen. Ermattend schlug ich mich mit immer neu herbeiströmendem Raubgesindel herum; da erschien Augustin, der durch seine höhere Autorität die Ruhe wieder herstellte und das Eigenthum in Schutz nahm, aber auch mit anscheinend republikanischer Kälte und Strenge die Verhaftung des alten Menard und seine Abführung ins öffentliche Gefängniß anordnete. Lucie bestand mit bewunderenswürdiger Entschlossenheit darauf, ihren Vater nicht zu verlassen, und so ungern er es auch that, mußte Augustin doch darein willigen, wenn er sein Spiel und seine Pläne nicht zu früh verrathen wollte. Ich kannte diese affectirte Kälte und Ruhe nur zu wohl, und wußte, welches verderblich glühende Lavameer unter dieser dünnen republikanisch seyn sollenden Eisrinde kochte. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen uns, den nur die Umstände für den Augenblick in Thätlichkeit auszubrechen verhinderten; aber wir betrachteten uns von nun an als völlig entschieden erklärte Feinde. Der Schutz und die Freundschaft des Bataillonskommandanten, dem ich einst in einem Gefecht das Leben zu retten so glücklich gewesen war, hielten den klug berechnenden Augustin vor der Hand noch ab, offen gegen mich aufzutreten, aber er wirkte im Stillen durch die Clubbs der Jacobiner, bei denen er sich in immer größeres Ansehn zu setzen wußte."

„Ich hatte mir Zutritt zu meinem alten Handelsherrn verschafft, dem man ein nach damaligen Verhältnissen und Ansichten sehr leidliches Gefängniß eingeräumt hatte. So groß ist die Wirkung der Tugend und anerkannter unbescholdener Rechtlichkeit, daß selbst die verworfenen Gemüther, welche damals alle Gewalt an sich gerissen hatten, es nicht wagten, den ehrwürdigen Mann mit äußerer Härte und Unanständigkeit zu behandeln, wenn auch sein Tod und Verderben in ihrem Innern fest beschlossen war. In diesen Mauern, wo sonst nur Jammer ertönte und die Verzweiflung wohnte, war mir das traurige Glück vorbehalten, der einzige Trost dieser Unglücklichen zu seyn. Herzen, die sich im Sonnenschein des Lebens nur geahnet hatten, fanden sich in der Nacht des Elends und schlossen sich in der Weihe des Unglücks aneinander. Lucie entwickelte in diesen entsetzlichen Tagen einen Reichthum von Liebe, Edelmuth und Standhaftigkeit, der die Unglückliche in meinem Herzen weit über jenes Feenbild stellte, das ich im Nimbus des Glücks zwar bewundernd aber gleichgültig angeschaut hatte. Ihr Vater bemerkte die Vereinigung unserer Seelen mit stillem Wohlgefallen. Er sah sein Schicksal mit Bestimmtheit und Ergebung voraus, und wies alle Hoffnungen von sich, außer der einzigen, daß ich der Schutzengel seiner Tochter sein würde.—" „Suche mich nicht," sprach er zu mir, „mit Hoffnungen zu täuschen, an die du selbst nicht glaubst, oder die meiner unwürdig sind. Mein Verbrechen ist erwiesen, denn ich bin reich. Auch du hast dich den Phantomen hingegeben, mit denen der Dämon der Finsterniß, die Farben des Lichtes borgend, die Gemüther der Menschen umnebelt hat, aber deine Seele ist rein geblieben in der großen Verderbniß. Du wirst jene Regeneratoren noch besser kennen lernen. Ihre Freiheit ist Zügellosigkeit, ihre Vaterlandsliebe der Durst nach fremdem Gut, ihre Tugend Ehrsucht und Wollust. Sie zertrümmern Gesetz und Ordnung und der schmählichste Despotismus wird ihr Lohn seyn. Doch weg damit! der Blick auf sie soll diese Stunde nicht trüben. Ich fühle mich an meinem irdischen Ziele, und ich möchte es nicht verlängert wissen, um es zu erleben, alles, was mir heilig ist, geschändet zu sehen. Lucie war meine einzige Sorge, sie unter diesen Scheusalen zurücklassen zu sollen, brach mir das Herz. Ein guter Engel führte dich uns zu. Der einstmalige Millionär hat der Tochter jetzt nichts mit zu geben, als seinen Segen, aber der Segen eines unschuldig Gemordeten ist nicht ohne Kraft. Nimm sie hin mit ihm, führe sie in dein noch unbeflecktes Vaterland und tröste und versöhne sie mit dem Schicksal, wenn ich nicht mehr bin!" — „Dies war die Feyer unsrer Verlobung, nur von unsern heißen Thränen begangen."

„Augustin hatte geheime Unterredungen mit Luciens Vater. Er bot ihm Leben und Rettung, wenn er ihm Luciens Hand mit allen Ansprüchen auf sein gesammtes Vermögen übergeben, und überdem zu verschiedenen Aussagen, Bekenntnissen und Eröffnungen sich verstehen wolle, die den herrschenden Jacobinern noch fehlten, um mehrere angesehene Männer, denen man an den Leib wollte, mit einigem Anscheine des Rechtes fangen und verderben zu können. In wie weit Augustin seine Zusage hätte erfüllen können, wenn Menard auf seine Anträge eingegangen wäre, kann ich nicht mit Gewißheit beurtheilen. Ob es auch seine Absicht war, es zu thun, mag Gott richten, der allein die Herzen prüft! Mir, als dem Feinde, kömmt es nicht zu."

„Lucie war nicht nur sogleich bereit den Vater zu retten, sondern sie drang sogar in ihn dies Opfer anzunehmen, mit einem Ungestüm, der ihn erzürnte. Menard war durch keine Vorstellungen zu täuschen, durch keine Hoffnungen zu blenden, durch keine Furcht zu erschüttern, durch keine Bitten zu gewinnen. Mit Abscheu verwarf er Anträge, die sein Gewissen empörten. Die Folge blieb nicht aus. Man riß ihn aus den Armen der verzweifelnden Tochter, um ihn unter die Guillotine zu schleppen."

„Auch Luciens Leben war in dringender Gefahr. Augustin hatte die Stirn, mit seinen Bewerbungen aufs neue hervor zu treten, und ward nun mit der schmerzendsten Verachtung abgewiesen. Seine Wuth kannte keine Grenzen. Es erforderte die größte Anstrengung, sie zu retten. Daß ich alles aufopfern mußte, was ich besaß, kostete mich nicht einen Augenblick Bedenken oder Bedauern; ich gab es hin mit dem Hochgefühl, mit dem es uns beseligt, etwas für einen geliebten Gegenstand thun zu können; aber daß ich meine gerade Seele bis zur Verstellung erniedrigen mußte, schmerzte und erbitterte mich tief. Ich war endlich so glücklich, Lucien zu befreien, die sich meiner Führung fast willenlos überließ, denn der schreckliche Tod ihres geliebten Vaters hatte ihre Seelenkräfte in eine Apathie versenkt, aus der sie nur nach und nach im Arm der sorglichsten Liebe erwachen konnte."

„Wir flohen der Schweiz zu. Zu mehrerer Sicherheit wanderten wir nur in der Nacht und verbargen uns den Tag über in Gebüschen. Der Fluß, welcher die Grenze machte, war scharf bewacht, die Brücken waren besetzt, und die Furte zu tief, um sie durchwaten zu können. Ich ließ Lucien mit Anbruch des Tages in einer Höle, die wir in einem Hügel unfern des Flusses gefunden hatten, und ging aus, die Gegend zu erkundigen, und einige Lebensmittel für die Erschöpfte aufzutreiben. Man hatte mich erspäht, und einige Nationalgarden waren mir, ohne daß ich es gewahr wurde, von weitem nachgefolgt. Kaum hatte ich meiner Gefährtin ein kleines Brod überreicht, als sich ein Mann am Eingange der Höle zeigte, der uns zurief, uns zu ergeben, und dabei seine Flinte auf uns anschlug. Es war Augustin. Me-

chanisch riß ich meinen Säbel aus der Scheide: da pfiff die Kugel dicht an meinem Ohre vorbei, und traf die hinter mir auf einer kleinen Erderhöhung sitzende Lucie in die Brust. Der Schreck über den verirrten Schuß mochte den gewandten Augustin einen Augenblick bestürzt haben, während dem ich ihn niederstieß und gleich darauf zurückeilend neben Lucien hinsank, in der Meinung und Hoffnung, mich mit ihr auf ewig im Tode zu vereinigen. Ach, ich sollte zu langer herzzerreißender Qual wieder erwachen!"

„Man brachte uns nach Lyon zurück. Lucie starb unterwegs. Ich genaß langsam von einem heftigen Fieber im Spitale. Augustin war nicht tödtlich verwundet, aber er ward zum Krüppel geheilt, und seine kriegerische Laufbahn abgeschnitten. Die Dankbarkeit meines Obersten rettete mich vom schimpflichen Tode und gab mir sogar Freiheit und Abschied. Er wagte es auf seine Verantwortung, und konnte es, denn in den Zeiten der Unruhen und der Anarchie ist das Dasein des Einzelnen von keiner Bedeutung, wo täglich Tausende preisgegeben werden. Mit tief zerrütteten Sinnen schüttelte ich den französischen Staub von meinen Füßen und — bettelte mich nach England. Ich ging nach Ostindien, weil mir Europa verhaßt war. Geschick, Treue, Fleiß, Ordnung empfahlen mich. Mäßigkeit und Nüchternheit, die so manchen wackern Europäer in diesen zauberisch lockenden Climaten verlassen, bei mir aber vielleicht nur Folge einer tiefen Trauer waren, welche alle Genüsse gering schätzte, erhielten mir nicht nur das Leben, sondern gaben mir sogar nach und nach die Gesundheit wieder. Mit ihr aber erwachte wieder die stille Freude des Daseins in meiner Seele. Ich dachte nun milder über den dunklen Gang der Schicksale, und resignirte mich gläubig in die Hand der allwaltenden Vorsehung. Ich fand Gelegenheit thätig zu seyn, und mir nach und nach ein Vermögen zu erwerben, das zwar für jenen Welttheil nur unbedeutend, aber doch groß genug war, um damit in meinem armen Vaterlande fast für reich zu gelten. Mit der dortigen Art zu leben konnte ich mich indessen nie befreunden. Die Contraste der ausschweifendsten Ueppigkeit und Vergeudung neben dem hartherzigsten Geize und der empörensten Sklaverei; Geistesarmuth neben Geldreichthum und Sinnengenuß, und die Sehnsucht nach meinen deutschen Eichen ergriff mich unter den reichen Düften und Lebensbäumen des Orients. Ich erhielt keine Antwort auf viele meiner Briefe mit kleinen Geschenken in die Heimath, die wahrscheinlich verloren gegangen, oder von den habsüchtigen Ueberbringern unterschlagen worden sind; und so entschloß ich mich denn, selbst zuzusehen, wie die Sachen hier stünden. Gottlob! Ich finde alles besser, als ich hoffen durfte. Zwar die guten Eltern schlummern schon lange im Frieden ihres Gottes; aber die Freunde meiner Jugend umstehen mich liebend und treu, und der Odem der Heimath weht mir erquickend entgegen. Zwar bewahre ich wehmüthig heilige Erinnerungen in meiner Brust, und der Schmerz hat früh mein innerstes Wesen vielleicht zu tief erfaßt: aber dennoch blieb mir ein Herz für die Menschheit, und der Sinn für des Lebens einfache und vorwurfsfreie Genüsse, die sich mit jenen Erinnerungen recht wohl vertragen. Unter euch werd' ich völlig gesunden, und ihr duldet gern und liebreich den Schwachen, wenn auch wohl noch hie und da einmal eine wunde Stelle in ihm zuckt."

So endigte Wilhelm die Erzählung seiner Schicksale, welcher der kleine Kreis der Freunde mit der innigsten Theilnahme zugehört hatte. Besonders in Wilhelminens jugendlich offenen Zügen hatten sich die angeregten Empfindungen, wie in einem treuen Spiegel abgebildet, und ihr bewegliches Spiel dem Erzähler ein ganz eignes wehmüthiges Vergnügen gewährt. Keine leidigen Trostgründe flossen in breiten Gemeinplätzen über, und entweihten die feierliche Stunde. Es war weit in die Nacht hinein, die Lichter waren tief niedergebrannt, und die ersten dämmernden Ahnungen des Tages begannen schon über die östlichen Hügel zu streifen. Heinrich und Marie wünschten dem Gaste gute Nacht, und Wilhelmine führte ihn in das kleine einfach zierliche Gaststübchen, das sie zu seiner Aufnahme bereitet hatte, und wo sie ihn mit einem gleichen herzlichen Gruße und Wunsche verließ. Alles sprach ihn sanft und heimisch an, und er wußte den Gefühlen, die ihn beschlichen, keine Gestaltung zu geben. Langgeschlummerte Schmerzen waren in seiner Brust erwacht, und die Erinnerung hatte ihnen neues Leben gegeben; aber es war nicht das starre trostlose Weh, das ihn sonst in ähnlichen Augenblicken erfaßte. Ein milderndes fast süßes Gefühl legte sich wie ein Balsam auf das wunde Herz, er fühlte sich durch die Mittheilung erleichtert, und entschlummerte endlich in leichteren und schöneren Träumen, als je seit den langentschwundenen Tagen der unbefangenen glücklichen Jugend sein Lager begrüßt hatten.

Als die Freunde am Morgen wieder traulich zum Frühstück bei einander saßen, erwähnte Heinrich, daß das Freigut, welches Wilhelms Vater ehemals besessen hatte, und auf dem Wilhelm geboren und erzogen war, gerade wieder zum Verkauf stehe; eine Nachricht, die dieser emsig aufgriff, und sogleich Anstalten traf, den Kauf zu schließen, und sich schnell in den Besitz desselben zu setzen. Es fehlte ihm nicht an Vermögen, Selbsteinsicht und guten Rath erfahrener Freunde, und so war er bald nach Wunsch eingerichtet. Sein Wunsch aber war, alles so viel als möglich, obschon verbessert und verschönert, dennoch in derselben Art und Weise herzustellen und einzurichten, als es bei seinen Eltern in der glücklichen Zeit seiner Kindheit gewesen war, und seine größte Freude bestand in dem Gelingen solcher Bemühung.

Er machte nun auch Bekanntschaften in der Nachbarschaft, die, wie man leicht denken kann, alle seine Schritte mit gespannter Neugier beobachtete, und schon so manches sonderbare Mährlein über ihn in fleißigen Umlauf gesetzt hatte. Wie hätte es auch anders seyn können? Ein unbedeutender längst verschollener Knabe, dessen Eltern man in der größten Beschränktheit, fast Dürftigkeit gekannt hatte, erscheint auf einmal, wie aus den Wolken gefallen, mit allen Zeichen eines gediegenen Wohlstandes. Seine Kleider und sonstigen Umgebungen sind von der allerfeinsten Art; sein moderner Wagen wird von schönen Pferden gezogen, die ein bärtiger Kutscher in stattlicher Livree regiert, und — ein Neger als Leibbedienter steht hinten auf. Er kauft, ohne lange zu handeln, das alte Gütchen seines Vaters wieder an sich, und verbessert und verschönert es mit einem hastigen Aufwande, der als Verschwendung erscheint. Wie konnte er alles dies wohl thun und ausführen, ohne ein unermeßlich reicher, mit dem Blute der Indier gemästeter Nabob zu seyn, und wenigstens einen Griff in die Schatzkammer des großen Moguls gethan zu haben!

Unter den neuen Bekanntschaften, welche Wilhelm Wallner gemacht hatte, waren ihm die angenehmsten: die verwittwete Geheimräthin Miller, und die Familie des Kammerherrn von Adelhorst. Die Geheimeräthin, eine schöne gebildete Frau im Sommer ihres Lebens, war eine nahe Anverwandte des alten Pfarrers. Noch sehr jung war sie von ihrer Familie vermocht worden, ihre Hand einem ältlichen Manne zu reichen, den sie nicht liebte, aber achten mußte, und obschon sie sich so gewissermaßen der Convenienz geopfert hatte, hatte sie doch an der Seite ihres edlen Gatten diesen Schritt nie bereut. Er bildete ihren Geist, und ließ ihr Herz frei in dem gewählten Wirkungskreise edler Wohlthätigkeit walten und schalten. So hatte sie denn auch die Sorgen des guten Pfarrers erleichtert, und seinen ältesten Sohn Eduard auf ihre Kosten die Rechte studieren lassen, was der Vater bei sehr dürftiger Stelle und zahlreicher Familie nicht vermocht hätte. — Jetzt war sie Wittwe mit einem anständigen unabhängigen Vermögen. Eduard hatte sie in ihren Erbschaftsangelegenheiten treu und sorglich unterstützt, und war von ihr als Gerichtshalter in Grünau angestellt worden. Die Natur bestand auf ihrem Rechte. Ihr in der Liebe noch neues Herz widerstand dem Eindruck nicht, den der junge wohlgebildete, verständige und gefühlvolle Mann auf sie machte. Es war in der Gegend allgemein dafür angenommen, daß es nächstens zu Grünau eine Hochzeit geben würde, ja man hatte es sogar, von der Liebenswürdigkeit der Braut bestochen, fast verziehen, und es kam aller Welt so vor, als könne es gar nicht anders seyn.

Der Kammerherr von Adelhorst hatte in der Residenz des Landes ein Haus, und zwar ein glänzendes Haus gemacht. Darüber war sein Vermögen zerrüttet worden, und die Hoffnung sich durch einen hohen einträglichen Staatsposten wieder zu entschädigen, war durch mancherlei Verwickelungen und Verhältnisse fehlgeschlagen. Er hatte es daher für gut finden müssen, sich auf seine verschuldeten Güter zurückzuziehen, und gab sich das Ansehen eines Mannes, der in philosophischer Ruhe den Abend eines Lebens genießen will, dessen beste Jahre er dem Staate geopfert hatte, und dafür mit Undank belohnt worden war. In vertraulichem Gespräche sprach er gerne von mächtigen Cabalen, und in der That mochte der gewandtere Hofmann, der ihn aus seinen Himmeln verdrängt hatte, seines Postens wohl um nichts würdiger seyn, als der Verdrängte. Uebrigens war der Kammerherr in manchen feinen Künsten und Wissenschaften umgetrieben, und sein Charakter war weder gut noch schlecht, sondern ganz von dem gewöhnlichen Gehalte, in welchem die Welt ihre Stempel auszuprägen liebt. Frau von Adelhorst glich ihrem Gemahl, nur konnte sie den Schmerz, mit dem sie nach dem Glanze der Residenz zurückblickte, weniger unter einem erkünstelten Stoicismus verbergen. Sie hatte indeß Verstand genug, einzusehen, daß sie durch Pracht und Aufwand nicht mehr imponiren könne, und sie nahm daher ihre Zuflucht zu einer einfachen Urbanität, wodurch sie denn auch wirklich ihren Zweck erreichte, und als der

Mittelpunkt der feinen Welt in diesem bäurischen Arkadien angesehen und gesucht wurde, obschon man sich an ihrer Tafel bei aller Anmuthigkeit kaum satt aß. Den größten Reitz des Hauses machten aber ihre drei Töchter aus. Auch sie sehnten sich mit manchem geheimen Seufzer nach der Stadt zurück, aber sie hatten ebenfalls ihre Parthie genommen; sie sahen sich in ihrem gegenwärtigen Zustande, wie Apoll unter den Hirten an, und bequemten sich nach ihren Verhältnissen, die Haffnung nicht aufgebend, selbst in ihnen Mittel und Wege zu finden, wieder in den Olymp hinaufzusteigen. Fräulein Mathilde, in reifer aufgeblühter Jugend und von wenig blendender Aeußerlichkeit, hatte sich schon früher einige Mühe gegeben, ihren Geist zu bilden, und trieb nun ihre Studien in ihrer jetzigen ländlichen Abgeschiedenheit mit erhöhtem Eifer, und ihr Umgang und ihre Unterhaltung waren in der That angenehm zu nennen. Fräulein Fanny war etwas musikalisch, — und anerkannt die beste Tänzerin in der ganzen Umgegend. Fräulein Seraphine aber war zu schön, um noch sonst etwas zu sein, doch gab ihr eben ihre Schönheit und ein gewisser feiner Takt, dessen Frauenzimmer selten entbehren, Mittel genug an die Hand, jederzeit mit Leichtigkeit zu scheinen, was sie gerade zu scheinen wünschte.

Dies waren die gesellschaftlichen Elemente, in welche sich Wilhelm hineinzuleben hatte. Er war oft in dem Hause des Kammerherrn, und die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit, die aus allen Ritzen des spärlichen Ueberwurfs von Eleganz, aus Resten ehemaligen Prunkes zusammengeflickt hervorguckte, that ihm weh. Er sah, wie die Mädchen so manches Bedürfniß der Mode entweder, heroisch genug, entbehrten, oder mit kluger Berechnung durch Surrogate zu ersetzen bemüht waren, und er ergriff gern eine schickliche Gelegenheit, ihnen einige kleine Geschenke von solchen Putznothwendigkeiten zu machen, wodurch er sich bei der ganzen Familie ganz außerordentlich in Gunst und Gnaden, zugleich aber auch in die Vermuthung großen Reichthums gesetzt hatte. Zuweilen wehte ihm aber auch in diesem Hause trotz aller Philosophie des Vaters, aller geschliffenen Urbanität der Mutter, und aller Liebenswürdigkeit der Töchter ein fauler Odem innerer Mißmuthigkeit und planmäßiger Absichtlichkeit entgegen, daß er sich eckelnd abwenden, und zu der classisch frommen Gelehrtheit des Pfarrers, oder zu der Geheimräthin flüchten mußte, die in wahrhaft edler, einfacher und doch viel umfassender Bildung den Geist eines treflichen Mannes zurückspiegelte, der sich in ihrer Vervollkommnung gefallen, und sie so für die Liebe entschädigt hatte, deren beseligendes Gefühl er nicht in ihr schaffen konnte.

Vor allem aber fühlte er sich wohl und heimisch in dem Hause und der Familie der alten Jugendfreunde. Hier kam ihm stets die alte Herzlichkeit entgegen, und die Geister der Erinnerung wurden in seiner Seele wach. Oft war es ihm, als versänke der Zwischenraum vor der Lebendigkeit seiner Gefühle; Heinrich stand vor ihm, wenig verschieden von der Gestalt des Jugendgespielen; aber wenn er Marien vor seinem Gedächtniß ganz in dem Nimbus jener frischen Jugendzeit gestalten wollte, schob sich jedesmal Wilhelminens Persönlichkeit dazwischen, und verwirrte die Klarheit des Bildes, indem sie seinen Glanz erhob. Die Liebe bleibt immerdar der größte Taschenspieler in der Welt.

So wenig auch Wallner daran dachte, seine Wünsche und Absichten, gleich unverschämten Freßzangen nach den holden Blüthen der hoch= und wohlgebornen Fräulein von Adelhorst auszustrecken, so waren diese doch nicht nur völlig überzeugt, daß er dergleichen hochanstrebende Absichten habe und hege, sondern auch entschlossen, ihm auf die herablassendste Art entgegen zu kommen. Die Sache ward sehr ernstlich in einem Familienrathe erwogen. Der Mutter ward es trotz aller Urbanität schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, auch die Fräulein hatten ihre wichtigen Bedenken, aber der Vater bewies mit den allereinleuchtendsten Erfahrungsgründen, daß Gold allein die beste Adelsprobe sey, welche vor den naseweisen Untersuchungen des Zeitgeistes Stand halte. Mit Gold ließe sich alles kaufen, nur freilich nicht, wie er stolz lächelnd bemerkte, alter hoffähiger Adel; aber dieser Mangel ließe sich zum Theil durch den Glanz der eigenen Abkunft zudecken, und es habe von einer anderen Seite auch sein Gutes, wenn der steinreiche Herr Schwiegersohn, aber neugebackene Edelmann doch immer seinen niedrigeren Standpunkt fühlen und anerkennen müsse. Den persönlichen Vorzügen Wallners ließ man übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren. Fräulein Mathilde äußerte, daß er für einen Kaufmannsburschen, der noch dazu die Hälfte seiner Lebens in Indien zugebracht hätte, wirklich erstaunenswürdige Kenntnisse, und selbst eine Art von Geschmack besäße, die ihn sogar fähig machen könnte, ihrem Büreaux d'esprit, in welchem sie schon im Geiste als Präsidentin glänzte, beizuwohnen, und sich dadurch immer mehr zu vervollkommnen. Fanny bemerkte, daß er ganz erträglich tanze, und wenigstens bei Landparthien, wo man es nicht so genau nehmen müsse, als Figurant zu gebrauchen sey; auch zeige er sich nicht ganz ohne Sinn für die Sprache höherer Naturen, die himmlische Tonkunst. Seraphine jedoch erklärte ganz unumwunden, daß sie sich um Kopf und Beine ihres Mannes sehr wenig kümmern würde, wenn nur sein Geldbeutel immer voll, und seine Hand willfährig genug sey, jede ihrer anwandelnden Launen, wie kostspielig sie auch immer seyn möchten, zu befriedigen. Es kam also nun darauf an, in wie weit die Gerüchte von seinem großen Vermögen wirklich gegründet wären, denn es galt hier ganz das französische Sprichwort: point d'argent, point de suisse! nur den Umständen gemäß ins Deutsche übersetzt, nämlich: „Keine Tonnen Goldes, kein Fräulein von Adelhorst!" — Hunderttausend Thaler wurden als das Minimum beliebt, aber zu diesem geringen Preise wollte sich nur Fräulein Mathilde bestimmt und unbedingt erklären, Fanny und Seraphine hingegen behielten sich auf diesen Fall noch weiteres nach Maßgabe der Umstände bevor. Uebrigens versprachen sie sich gegenseitig, keiner Eifersüchtelei Raum zu geben, sondern das Schicksal gewähren zu lassen, indem jede ihre Vorzüge im vortheihaftesten Lichte erscheinen zu lassen strebte.

Um der Sage von Wallners großem Vermögen näher auf den Grund zu schauen, ward beschlossen, Oberförsters Minchen, mit der die Fräulein in guter Bekanntschaft lebten, auszuhorchen, da man voraussetzte, daß sie von der Sache genauer unterrichtet seyn müsse. Das einfache, aber uneingenommene Landmädchen durchschaute bald die Winkelzüge der verfeinerten Stadtdamen, und sie konnte sich die kleine Schalkheit nicht versagen, sie in ihren Ideen von Wallners Reichthum noch mehr zu bestärken. Die Laufgräben gegen Wilhelms Herzensfestung wurden daher sofort eröffnet. Fräulein Mathilde entwickelte alle Vorzüge ihres gebildeten philosophischen Geistes, um den Liebhaber gänzlich zu unterjochen, und sie gieng in ihrer Erhabenheit so weit, aller Vorurtheile zu spotten, selbst solcher, die der schönen Menschlichkeit angehören, und deren sich ein weiblicher Mensch am allerwenigsten entäußern darf. So ward sie aus einer angenehmen Gesellschafterin, die sie sonst gewesen war, eine Art von literarisch-philosophischer Virago, die jeden Mann von gesundem Geiste anwidern mußte. Fanny, mit der Wallner sonst im Genuß fröhlicher Laune wohl gern einen Walzer gemacht, und ihre leichte Zierlichkeit bewundert, oder auch ein einfaches Liedchen gesungen hatte, — zog nun jede Gelegenheit bei den Haaren herbei, sich in schweren Arien, denen sie nicht gewachsen war, hören zu lassen, oder sich in künstlichen Tänzen zu zeigen. Seraphine aber ward nicht müde, in dem gewähltesten idealischen Putze in anziehenden Stellungen zu prunken und zu liebäugeln, und so wurden aus den sonst graziösen Mädchen eitle anmaßliche Thörinnen. Wilhelm, anfänglich überrascht, hatte jedoch bald den Schlüssel zu dem Räthsel gefunden, das vor ihm aufgeführt wurde, und zu ernst und gutmüthig, seinen scherzenden Spott damit zu treiben, wandte er sich mit einem schmerzlichen Lächeln von den unangenehmen Auftritten ab.

In dem Zirkel der alten Jugendfreunde hatte er der lächerlichen Comödie bald vergessen, in der man ihm die Rolle des Schauspielers wider Willen zugedacht hatte. Das Herz erweiterte sich in seiner Brust, und eine Zukunft voll Blüthen und Früchte ging vor seinen Hoffnungen und Wünschen auf. Er hatte bis jetzt im Gewühl der Menschen und Geschäfte allein gelebt; jetzt wollte er selbzwei in beschäftigter Einsamkeit das Leben genießen und der Außendinge entbehren lernen. In Minchen zeigte sich ihm die Gefährtin, wie sie seyn soll. Ihr Geist war einfach aber wahrhaft gebildet, und jeder Entwickelung fähig; ihr Herz schien ihm eine noch unbeschriebene Tafel. Er durfte sich schmeicheln, ihr nicht unangenehm zu seyn. Sie lauschte oft mit der herzlichsten Theilnahme den Erzählungen seiner Schicksale und Begebenheiten, die er den Freunden in traulichen Abendstunden jetzt umständlich mittheilte, und er kam sich mit seinen südlich gebräunten Wangen neben dieser zarten blonden Tochter Herthas oft wie eine Art von Othello vor, der seine Desdemona durch süße Mährlein gewinnt. Freilich konnte er nicht umhin, den Unterschied der Jahre zu bemerken. Er durfte nicht hoffen, in ihrem Herzen jene stark auflodernde Flamme anzufachen, die bei der gegenseitigen Berührung jugendlicher Gemüther oft unheilbringend zusammenschlägt; aber er war noch in den Jahren des Muthes und der Kraft, und er glaubte hoffen zu dürfen, in ihr ein stilles wohlthätiges Feuer zu erhalten, welches leuchtet ohne zu blenden, und wärmt ohne zu versengen. Es fehlte nicht an Beispielen, wo in solchen Ehen auf dem Boden der Freundschaft das reinste Glück erblühte, indeß Verbindungen, in dem höchsten Entzücken der Leidenschaft geschlossen, das Unglück zweier Men-

schenleben machten, und in erstarrende Gleichgültigkeit, oder feindseligen Haß ausarteten. — So mit sich selbst philosophirend, mitunter wohl auch sophistisirend, kam er zu dem Entschlusse, Marien seine Empfindungen, Ansichten, Hoffnungen und Absichten vorzulegen, und sie zu bitten, ihre Tochter als sorgsam liebende aber in ihrer Liebe scharfsichtige Mutter in der Stille zu beobachten und zu erforschen indem er lieber jedes Drangsal ertragen, als dem theuren, zarten, reinen und edlen Herzen nur den allerleisesten Zwang angethan haben wolle. Marie liebte ihren Mann herzlich und aufrichtig; um alles hätte sie nicht wünschen mögen, daß es anders mit ihnen gekommen wäre, als es eben gekommen war; aber dennoch klang die Zeit der ersten Jugendliebe mit so süßen Tönen in ihr nach, und Wilhelms Bild stand von daher noch in so lieblichen Umrissen vor ihr, daß sie innerlich freudig aufjauchzte, ihrer Tochter ein Glück zu Theil werden zu sehen, daß ihr einst selbst das Schicksal versagt hatte. Sie konnte sich gar nicht denken, daß Minchen die Sache mit andern Augen ansehen könnte, als ihre Mutter, und es bedurfte der ernstlichsten und dringensten Bitten, Vorstellungen und Beschwörungen von Wilhelms Seite, um sie von Uebereilungen abzuhalten.

So standen die Sachen, als Wilhelm einst an einem schönen Herbstabend das Lieblingsplätzchen auf der Berghöhe besuchte. Er trug und erwog Manches in seinem zweifelnden Herzen, und suchte die Einsamkeit. Er glaubte eine Veränderung an Minchen wahrgenommen zu haben. Sie war noch immer freundlich, liebevoll und zutraulich, wie sonst, aber die offene heitere Unbefangenheit, mit der sie bei ihrem ersten Zusammentreffen an diesem Orte neben ihm herhüpfte, war von ihr gewichen, und es schien ihm zuweilen sogar, als zerdrücke sie ein Thränchen in ihrem schönen blauen Auge. Er konnte kaum zweifeln, daß sie nicht mit seinen Wünschen und Hoffnungen vollkommen bekannt seyn sollte, obschon er es geflissentlich vermieden hatte, etwas davon in ihrer Gegenwart bestimmt laut werden zu lassen. Das Auge des unerfahrensten Mädchens hat in solchen Dingen den Scharfblick eines geborenen Feldherrn, und die Mutter war überdem zu sehr von ihren Plänen eingenommen, um sich nicht gegen die Tochter zu verrathen. War es nun bloß jungfräuliche Schüchternheit, die vor der Ahnung der Liebe erbebt, oder lag ein anderes Gefühl zum Grunde? — deß mußte er klar werden, so lieb ihm ihr und seine eigne Glückseligkeit war, denn an diesem Gifte konnte die ganze Saat ihrer Zukunft verderben.

Tief in sich gekehrt lagerte er sich, von der weiten Aussicht, die man dort auf der Bank hat, abgewandt, in das junge Walddickicht dahinter, wo ein kleines Rasenbänkchen angelegt war. Man konnte da die große Bank sehen, ohne von derselben aus gesehen zu werden, und die Kinder pflegten sich dieses Plätzchens gern zu ihren Versteck-Spielen zu bedienen. Hier war es, wo ihn bald bekannte Töne aus seinen Gedanken weckten. Er sah zwischen den Zweigen hindurch, und erblickte Eduard Herrmann mit Wilhelminen Hand in Hand vor sich sitzend. Schreck und Erstaunen lähmten seine Bewegungen. Er konnte jedes Wort verstehen, und bald ward es ihm klar, daß er hier, um mehr als seines Selbst willen, im Verborgenen nicht nur lauschen dürfe, sondern sogar lauschen müsse.

„Ich danke Ihnen, mein theures Minchen," sprach Eduard, „daß Sie Vertrauen genug zu mir hatten, meinem Rufe hieher zu folgen."

„Hat der Freund und Lehrer meiner Kindheit wohl je etwas von mir verlangt, daß ich Ursache gefunden hätte, zu bereuen?" antwortete Wilhelmine.

Eduard drückte leise ihre Hand, und fuhr mit zitternder Stimme fort; „Es ist eine verhängnißvolle schwere Stunde für uns beide, liebe Wilhelmine!" — „„das fühl ich tief im innersten Herzen, guter Eduard! Eine schwere Stunde, und eine für die ganze Zukunft entscheidende zugleich.""

Eduard nahm sich zusammen:

„Wenn ich in die Vergangenheit blicke, gehört es zu meinen seligsten Gefühlen und Erinnerungen, daß wir uns stets verstanden, auch ohne Worte."

„„Wir verstehen uns auch jetzt, Eduard. Lassen Sie uns daher mit frommer Resignation, und ohne Worte von einander scheiden!""

„Nein, nicht so, Wilhelmine! Jetzt nicht so! Lassen Sie der menschlichen Schwäche auch ihr Recht! Jetzt, jetzt muß ich reden, oder mein Herz zerspringt. Ich habe lange mit mir gekämpft, einen schweren Kampf, und ich habe überwunden. Aber mein Herz soll wahr und offen vor Ihnen liegen, und ich werde wenigstens Ihr Mitleid, vielleicht Ihre Achtung verdienen."

„„Wir theilten Schuld und Kampf; wir theilen auch den Sieg.""

„Ich will und darf uns nicht weich machen. Ich vermeide es daher bei den glücklichen Jahren der Kindheit und der ersten Jugend zu verweilen, wo wir uns schon zu lieben anfingen. Die Jahre, welche ich vor Ihnen voraus habe, machten in den Verhältnissen, in denen wir zu einander standen, den Knaben zum Lehrer des Kindes, den jungen Mann zum Lehrer der knospenden Jungfrau. Vor mir entfalteten sich die Blüthen Ihres Verstandes in zarter Anmuth; aber bald ward der Lehrer zum Schüler, wo die Wesenheit einer schönen Seele, eines edlen Herzens sich aussprach. — Mein Geist sehnte sich nach Wissenschaft, die mir diese Umgebungen nicht geben konnten, und die Vermögensumstände meines guten Vaters waren zu beschränkt, um die nöthigen Kosten einer gelehrten Laufbahn für mich aufbringen zu können. Da trat eine wohlthätige Verwandte ins Mittel. Ich jauchzte unter den Thränen, die ich der Trennung von allem, was mir lieb war, weinte. Ich schied mit Gefühlen, Hoffnungen und Entschlüssen, denen ich keine Worte lieh, aber die mit unauslöschlicher Schrift in mein Herz gegraben waren. Der letzte innige seelenvolle Blick Wilhelminens begleitete mich zu den neuen Pflichten meines Standes, und stärkte und bewahrte mich wie einen Talisman, von dem uns die anmuthigen Mährlein unsrer Kindheit erzählten, wenn mir der Welt verwirrende und unreine Geister nahen wollten. Meine Universitätsjahre waren beendigt, und ich glaubte, daß es mir nun bald erlaubt seyn würde, den Träumen meiner Hoffnungen Gestaltung zu geben. Da starb der Geheimrath. Ich ward der Cousine nöthig, ihre Stellung in der bürgerlichen Welt zu sichern. Dankbarkeit gesellte sich zu der hohen Achtung ihres Charakters und ihrer Tugenden, und gewiß würde die Liebe nicht fern geblieben seyn, wäre mein Herz noch frei gewesen. Aber ich kann und darf mir es nicht verhehlen, daß die treffliche Frau mich liebt, und nur auf meine Erklärung wartet, um mich, wie sie meint und meinen muß, glücklich zu machen. Und würden es denn nicht Tausende an meiner Stelle im höchsten Maße sein? — Unglücklich, wie ich mich fühle, soll ich auch noch undankbar seyn? Soll ich ihr, der ich alles verdanke, was ich bin, mit der höchsten Qual lohnen, die ein weibliches Herz treffen kann? Lieber möge das meine in seinen innersten Tiefen verbluten! — Ich habe lange und schwer gekämpft. — Da kam der zagenden zögernden Seele eine wohlthätige Erscheinung zu Hülfe. Ein Mann zeigt sich in unserm Kreise, gut und edel, von trefflicher Bildung und in voller Manneskraft. Er ist der Freund deiner Eltern, Erfahrung und Leiden haben ihn geprüft und bewährt. Er liebt dich. Er ist in jedem Betracht besser als ich. Vertrauensvoll darf ich meine Wilhelmine, das Leben meines Lebens, an sein edles Herz legen Er wird sie glücklich machen, glücklicher vielleicht, als ich es gekonnt hätte. Das entscheidet. Edelmuth und Pflichtgefühl siegen. Mit blutendem aber gefaßtem Herzen sage ich dir und meinen Hoffnungen Lebewohl, und morgen biet ich Carolinen meine Hand."

„„Wallner ist ein guter, edler, trefflicher Mann. Ich schätze ihn unendlich hoch; ich würde ihn lieben, wenn nicht ein Anderer meine erste Jugendliebe gewesen wäre. Meine Eltern wünschen es, es macht sie glücklich, — und dennoch! Sollt' ich mich schämen, daß das nur in dem Heiligthum ihrer Gefühle lebende Mädchen schwächer ist, als der Mann, dem alle Erfahrung und Weisheit der Welt zu Gebote steht? — Dennoch würd' ich mich nicht entschließen können, wäre es nicht auch um dich und Carolinen zu thun. Obschon mit zerknirschtem Herzen, segne ich das Geschick, daß es so kommen mußte, um mir Muth und Kraft zu verleihen. Gehen Sie hin, zu vollenden, was Pflicht und Edelmuth heischen! — Wilhelmine wird das Andenken reiner, starker und dennoch entsagender Jugendliebe in ihrem Herzen bewahren, und mit ihm nie unglücklich seyn.""

„Zarte und edle, und doch auch wieder große und starke Seele! Du erhebst und tröstest, indem du verwundest. Auch an der Brust der Himmlischen würde die Schöpfung mir traurig und öde seyn ohne dich! — Caroline ist schön, edel und gut, ach aber Wilhelmine war meine erste Jugendliebe!

„„Die Zeit ist ja der ächten Liebe Schranke nicht. Die Empfindungen, die mit den ersten Gefühlen unsrer Wesen in uns aufblühten, reichen auch in eine andere Welt hinüber, und was wir wahr und rein und mackellos in dem Heiligthum unsers innersten Seyns bewahrten, dürfen wir alsdann auch ungescheut enthüllen. Zeit und Raum wird uns scheiden, aber unsre Herzen nicht einander entfremden, die wir von nun an zu Tempeln der Freundschaft weihen.""

Sie stand bei diesen Worten auf. Eduard umfaßte sie mit schwer verhaltener Leidenschaftlichkeit. Sie senkte das Köpfchen, und ließ es eine Weile still weinend auf seiner Schulter ruhen. Dann hob sie die schweren Wimpern zu ihm empor, drückte einen schnellen entschlossenen Kuß auf seine Lip-

pen, hauchte ein leises Lebewohl hervor, und entfernte sich ohne Eil und ohne Zögern. Eduard schien ihr folgen zu wollen, aber sie winkte ihm abwehrend zurück, und er eilte von der andern Seite in das Thal hinunter.

Du hast, geehrter Leser, oder schöne Leserin, es wohl schon irgend einmal erlebt, besonders wenn du Landwirthschaft treibst, oder auch sonst figürlich, daß dir die Saaten deiner Hoffnung so recht frisch und grün entgegenlachten und dein Herz mit Freude schwellten; du hast alsdann wohl auch schon die Erfahrung gemacht, daß irgend ein Frost oder Hagelschauer darüber hinfuhr, und alle Hoffnungen im Keime zerstörte. Wenn du dich nun erinnerst, wie dir dann zu Muthe war, so kannst du es auch fühlen, wie es jetzt Wilhelms Herz zusammenschnürte. Es sind furchtbare Augenblicke im Menschenleben. Die Kraft des Widerstandes ist aus der Seele gewichen, aber die widersprechendsten Gedanken fahren mit Blitzesschnelle durch ihre Erstarrung hin. Himmel und Hölle ziehen wechselseitig an dem armen Menschenherzen. So lag Wilhelm eine Weile in anscheinend äußerer Fühllosigkeit, aber schrecklicher innerer Empfindungsthätigkeit da. Aber nicht lange, da ermannte sich sein besseres Selbst. Mit einer stillen Thräne blickte er dem schönen schnell entschwundenen Traume nach, dann ging er, und zwar geradesweges zur Geheimräthin. Die Erhabenheit, mit der das sonst so einfache, fast schüchterne Landmädchen gehandelt und gesprochen hatte, stand, ein leuchtendes Bild, vor seinem Gemüth. Die schöne Schwärmerei der heldenmüthigen Seele hatte auch ihn ergriffen und begeistert, und er versprach sich selbst, nur für das Glück des jungen liebenden Paares zu leben.

Einer fühlenden Frau so unwillkommene Mittheilungen zu machen, mag wohl unter die kitzlichsten Geschäfte gehören. Wilhelm war indeß selbst zu sehr ergriffen, um es mit besonderer Künstlichkeit zu handhaben, und vielleicht bewährte sich die schlichte unumwundene Wahrheit, mit der er ihr die Scene schilderte, wovon er so eben erst Zeuge gewesen war, als die beste Art und Weise, in der sie vorgetragen werden mochte. Caroline war kein gewöhnliches Weib. Sie kannte und ehrte Wilhelm genug, um ihm den lebhaften Schmerz, den ihr Herz fühlte, unverhohlen sehen zu lassen; aber über das, was ihr zu thun oblag, war sie keinen Augenblick unschlüssig. Die beiden unglücklichen Vertrauten besprachen sich lange über die Führung dieser Angelegenheit, und die gegenseitige Mittheilung erleichterte die beklommene Brust. Es war schon tief in die Nacht hinein, als Wilhelm fast beruhigt die eben so beruhigte verließ.

Die Geheimräthin schützte Unpäßlichkeit vor, und umging dadurch die Erklärung, welche auf Eduards Lippen schwebte. Auch Wilhelm nahm keine Kenntniß von den Winken, die ihm Maria gab, und vermied alle Unterhaltung, die auf diesen Gegenstand Bezug hatte. Dagegen besuchte er täglich das Haus der Geheimräthin, mit der ihn nun die gemeinschaftliche Sorge für das Glück der jungen Leute in mannigfaltige Berührung brachte. Sie trösteten sich gegenseitig so lange, bis sie tief im Innersten fühlten, wie nöthig sie einander nicht nur zum Trost, sondern auch zum Glück ihres Lebens geworden waren. Wilhelm, zu dessen Lebensplänen dies vortrefflich paßte, machte die Entdeckung zuerst, und freute sich, so unvermuthet von den Dornen der Entsagung die süßeste Frucht des Lebens zu brechen. Langsamer gelangte Caroline zu der richtigen Würdigung ihrer Gefühle. Eine Frau, die in der Liebe unglücklich gewesen, würde es für Verletzung der Pflicht gegen sich selbst ansehen, wenn sie einer anständigen Verzweiflung nicht wenigstens Zeit genug ließe, gleichsam die Wittwenkleider abzutragen.

Die Vorbereitungen waren getroffen. Der Winter hatte seinen ersten Frost über die Erde geworfen. Da erschien eine Einladung von Seiten der Geheimräthin an alle Familien von einiger Bedeutung in der Nachbarschaft, die in irgend einigem Bezug zu ihr standen. Niemand zweifelte daran, daß es die Verlobung der Geheimräthin mit Eduard, vielleicht wohl auch Wallners mit Wilhelminen gelten würde, und alles fand sich an dem bestimmten Tage in den schönsten Feierkleidern, und mit einer gehörigen Dosis theinehmend freundschaftlicher Neugier ein. Wilhelm machte den männlichen Wirth, und war in ganz vorzüglich heiterer und fröhlicher Laune.

Als die Mittagstafel angerichtet war, bot Wallner, alle gegenwärtigen vornehmeren Damen übergehend, dem darüber hochbetroffenen Minchen den Arm, die Geheimräthin aber folgte mit ihrem Gerichtshalter, den sie dazu aufforderte, unmittelbar nach. „Da ist es ja ganz klar, was wir längst vorausgesehen haben!" zischelten die sich paarenden Gäste hinterdrein, verwunderten sich aber gar sehr, als Wallner und die Geheimräthin Wilhelminen und Eduard an die Mitte der Tafel führten, und ihnen dort neben einander ihr Stellen anwiesen, worauf Wallner der Geheimräthin die Hand bot, und sie um den Tisch herum geleitete, wo beide gerade gegenüber ebenfalls neben einander Platz nahmen. Die Gedecke waren mit Namen bezeichnet, und so kam die Oberförsterin neben Eduard, der alte Prediger neben Wilhelminen, der Oberförster aber neben die Geheimräthin zu sitzen. Alle Blicke waren fragend gespannt und schienen Aufschluß zu erwarten. Wilhelm und die Geheimräthin aber machten ganz unbefangen die Wirthe mit Aufbietung aller fröhlichen Laune, die sie schon im voraus dazu in Bereitschaft gesetzt hatten; es wollte ihnen jedoch nicht gelingen. Umsonst entsiegelte sich der Geist der feinsten Weine, die Gesellschaft blieb gespannt und stumm. Einige Witzfunken flogen hin und her, aber sie zündeten nicht. Eduard und Wilhelmine glichen zwei peinlich Angeklagten auf dem Armensünder-Bänkchen, und Mariens Augen schossen bohrende Bolzen auf Wilhelm hinüber. Diesen dauerte und ermüdete endlich die allgemeine Unbehaglichkeit, und er erhob sich deshalb früher, als es in seinem Plane gewesen war, die Gesellschaft anzureden.

„Ich sehe wohl," sprach er lächelnd, „daß ich die Lösung des Räthsels nicht länger vorenthalten darf, das wir uns die Freiheit genommen haben, schweigend aufzugeben, und welches wie ich bemerke, die Gemüther unsrer lieben Gäste so sehr spannt, daß die nothwendigen Funktionen des Magens darunter leiden. Zuvor muß ich jedoch um die Erlaubniß bitten, eine kleine Abhandlung vorausschicken zu dürfen, die mit der Lösung genauer zusammenhängt, als es augenblicklich scheinen möchte. Es betrifft das Kapitel von der ersten Jugendliebe. Ist einer unter uns, wie vergrämelt ihn auch Zeit und Schicksale haben mögen, der nicht wenigstens mit kurzer freudiger Erinnerung in das Land der Jugend zurückblickte, wo wir unter Blumen und Blüthen sorglos dahin wallten? Jugendliebe ist die Idylle des Menschenlebens. Wo sie in edlen reinen Herzen Wurzel schlägt, heiligt sie für eine Welt voll Sünde und Mängel. Aber nur selten wird die Blüthe zur Frucht, noch seltener gedeiht die Frucht zur Reife. Nur wenigen ist es vergönnt die Wünsche der Jugend in dem bürgerlichen Leben gekrönt zu sehen, und wieder nur wenigen, denen dies gelang, ward es auch gegeben, jene schönen Gefühle ihres Herzens mit hinüber zu retten. Der Wurm war bereits in die Frucht eingedrungen, und jene Glückseligkeit, der Abglanz einer besseren Welt, ging unter in den empörten Leidenschaften des Irdischen. Blicken Sie nun mit Wohlgefallen und Freude auf jenes junge Paar, das heute die Ehrenstelle an unserer Tafel einnimmt! Wir hoffen, es werde eines jener wenigen seyn. Eduard und Wilhelmine liebten sich von zarter Jugend auf, mit heißer, reiner, verschwiegener, heldenmüthiger, sich selbst hingebender Liebe. Aber sie verloren sich in seltener Verirrung, indem sie glaubten, ihre Liebe der Pflicht der Dankbarkeit aufopfern, und dem Glück ihres Lebens entsagen zu müssen, um das Glück anderer zu machen. Ihr und mein guter Genius führte mich zur Entdeckung ihrer Liebe, ihrer Kämpfe, ihrer Siege, und ihrer auf Tugend gegründeten, obgleich aus einer falschen Ansicht hervorgehenden Entschlüsse. Gute, treffliche Menschen! Ihr wolltet Glück und Leben spenden, ob auch eurer Herz bräche; aber ihr würdet nur Tod und Unglück verbreitet haben. Ein glücklicher Zufall, einer jener stummen Boten und Diener einer höheren Fügung, die wir nur in Demuth ehren, aber nicht erklären können, hielt uns Alle ab, in den geöffneten Abgrund zu versinken. Uns tagt jetzt eine heitere Zukunft. Ihr werdet glücklich seyn, wenn Uebereinstimmung der Herzen, wenn Eltern und Freundesliebe je auf Erden glücklich machen können. Die peinliche Verlegenheit der letztverwichenen Stunde sey die Strafe, und die einzige Rache, die eure Freunde dafür nehmen, daß ihr kein Vertrauen zu ihren Herzen hattet. Ihr aber, geliebte Eltern des liebenden Paares! Ehrwürdiger Lehrer; Heinrich und Maria, ihr Freunde meiner Jugend! Werdet ihr es meiner Freundin und mir verzeihen, wenn wir uns anmaßten, hier ein wenig das Schicksal spielen zu wollen? Wir hoffen es, der Absicht wegen. Nehmt uns auf in den Kreis elterlicher Liebe und vergönnt uns eure elterlichen Sorgen zu theilen! Dieses Instrument, welches ich hiermit dem Gerichtsverweser und Bevollmächtigten Herrmann im Namen meiner Nachbarin übergebe, enthält die Versicherung eines hinlänglichen Auskommens, und die Ausstattung Wilhelminens bitte ich um die Erlaubniß übernehmen zu dürfen. — Gedenkt der Zeit unsers eignen Lebensfrühlings! Nur selten wird erster, reiner, ächter Jugendliebe die Erfüllung ihrer Wünsche; aber hier wenigstens, wo wir nächst Gott zu schalten haben, hier, wenn irgendwo, soll sie nicht untergehen in den Verwirrungen der irdischen Verhältnisse. Und so begrüßet nun mit uns eure Kinder, als Verlobte!"

Maria umarmte unter stillen Thränen den neben ihr sitzenden Jüngling. Der ehrwürdige Prediger segnete Wil-

helminen, die seine Hand küßte, und von ihren Gefühlen überwältigt, einer Ohnmacht nahe war. Heinrich aber dankte der Geheimeräthin mit stockenden Worten, und blickte zu dem Jugendfreunde mit leuchtenden beredten Augen hinüber. Die Gesellschaft wollte sich in Glückwünschen ergießen.

Da machte Wilhelm auf's neue eine Bewegung, daß er reden wolle, und alles wurde still.

„Es ist dies ein Tag der Ueberraschungen," sprach er zu der Geheimeräthin gewandt. „Werden Sie mir es verzeihen, meine Freundin, wenn ich auch Sie zu überraschen beabsichtige? Blicken Sie auf das junge Paar uns gegenüber! sie wagen es nicht, sich ihrer Freude zu überlassen; sie werden es nicht wagen, glücklich zu sein, so lange sie uns nicht glücklich wissen. Bringen Sie ihnen das Opfer einer weiblichen Bedenklichkeit, die ich zwar ehre, die aber hier auch mit Ehren der wichtigeren Rücksichten zurücktreten darf. Verhehlen Sie es nicht, daß unsre Herzen sich fanden, vielleicht auf einem Lebenspfade voll Dornen, aber in der Stunde der Prüfung, und daher gewiß für immer. Legen Sie ihre Hand vertrauensvoll in die Hand des Mannes, den Sie durch das Erdenleben geleiten wollen, und der die Wege der Vorsehung dankbar preist, indem er Ihnen und sich selbst redlich verspricht, das Glück zu verdienen, das Sie ihm mit dieser Hand gewähren!"

Caroline erröthete und stand eine kleine Weile an. Dann aber erhob sie sich mit Fassung, und reichte ihm die Hand. „Ich glaube dem Drange des Augenblicks nicht widerstehen zu dürfen", sprach sie, „wenn er gleich meine Handlungen mehr als ich wünschte übereilt, und ich nehme keinen Anstand öffentlich zu gestehen, daß Vernunft und Herz mir in Ihnen den ferneren Gefährten meines Lebens angewiesen haben."

Wilhelmine flog um den Tisch und sank zu Carolinens Füßen; Eduard folgte ihr und lag in Wilhelms Armen. Der Jubel der Gesellschaft brach aus. Alle verließen ihre Plätze, und drängten sich glückwünschend um die liebenden Paare herum.

Nicht ohne einige Mühe gelang es Wilhelm endlich, die Ordnung der Tafel wieder herzustellen. Die Gesellschaft ward nun eben so offen und frei, als sie anfänglich verschlossen und still gewesen war. Kein scheelsüchtiger Blick fand einen andern, der ihm geantwortet hätte, und alles ward von dem Ausdruck wahrer Freude hingerissen. Das muntre Lied ward laut und die gelösten Propfen der Champagnerflaschen knallten lustig zu dem harmonischen Geläute der Gläser.

Auch die Fräulein von Adelhorst waren zugegen. Obschon nur mit der Absicht gekommen, Stoff zur Satyre zu finden, wurden sie dennoch von dem allgemeinen Strudel ergriffen. Ihre Herzen waren eigentlich gut, und so konnten sie dem Zuge des Guten nicht wiederstehen. Als nun vollends ein Ball folgte, den mehrere Tänzer aus einer nahen Garnison verherrlichten, söhnten sie sich mit Wilhelm und Carolinen bald völlig aus, und waren nun wieder die angenehmen Mädchen mit denen Wilhelm früher gern des Lebens Scherz getheilt hatte. Auch erndteten sie den Lohn ihrer Gutmüthigkeit; denn es spannen sich auf diesem vergnügten Feste Fäden an, die sie, zwar nicht zu dem Glanze des Hofes, aber zu anständigen, ihre bisherigen Formen unverletzt lassenden Versorgungen führten.

Eduard und Wilhelmine, Wilhelm und Caroline, Heinrich und Marie fanden in sich und ihren nächsten Umgebungen die unerschöpflichste Quelle menschlicher Glückseligkeit. Die unabwendbaren Uebel muthig tragend, genossen sie in stiller Freude und Demuth die Gaben und Segnungen des Lebens. Oft noch besuchen sie das verhängnißvolle Lieblingsplätzchen, aber in dem Versteck, wo Wilhelm einst mit so schwerem Herzen weilte, suchen und jagen sich jetzt fröhlich erjauchzende Kinder.

Carl Philipp Conz

ward am 28. October 1762 zu Lorch im Würtembergischen geboren, wo sein Vater, den er leider frühzeitig verlor, Amtsschreiber war. Seine Mutter vermählte sich zum zweiten Male und ihr Gatte ward dem Sohne erster Ehe mit solcher Liebe zugethan, daß er, trotz seinen beschränkten Verhältnissen, Alles aufbot, um des Knaben Wunsch, sich dem geistlichen Stande zu widmen, erfüllen zu können. Der junge Conz erhielt demgemäß seine gelehrte Bildung auf der lateinischen Schule zu Schorndorf und in den theologischen Seminarien zu Blaubeuren, Babenhausen und Thüringen. Nachdem er hier 1783 Doctor der Philosophie geworden, verwaltete er nach einander die Vicariate zu Adelberg, Wetzheim und Horelstein und erhielt 1789 die Stelle eines Repetenten am theologischen Seminarium zu Tübingen. Im Jahre 1790 ward er Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diaconus zu Vaihingen, 1798 Diakonus in Ludwigsburg, 1804 ordentlicher Professor der klassischen Literatur an der Universität zu Tübingen, so wie 1812 Professor der Beredsamkeit daselbst. Er starb am 20. Juni 1827.

Von ihm erschienen in deutscher Sprache:

Konradin von Schwaben. Frankfurt und Leipzig, 1782.
Schildereien aus Griechenland. Reutlingen, 1785.
Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens. Gotha, 1786.
Moses Mendelsohn. Gedicht. Stuttgart, 1787.
Gedichte. Tübingen, 1792.
Analekten. Leipzig, 1793.
Abhandlungen für die Geschichte der spätern stoischen Philosophie. Tübingen, 1794.
Timoleons Rückkehr nach Korinth. Stuttgart, 1801.
Morgenländische Apologen. Heilbronn, 1803.
Nachrichten von R. Weckerlin's Leben. Ludwigsburg, 1802.
Gedichte. Zürich, 1806. N. A. Tübingen, 1818 — 19. 2 Thle.
Gedichte. Neue Sammlung. Ulm, 1824.
Kleine prosaische Schriften. Tübingen, 1821. 22. 2 Thle. Neue Sammlung. Ulm, 1825.
Biblische Gemälde. Frankfurt, 1818.
Uebersetzungen von Klassikern (Seneca, Tyrtaeus, Aeschylus, Aristophanes u. s. w.). Gedächtnißreden u. s. w. u. s. w.

Tiefe Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Forschergeist sind allen Werken des auch als Menschen achtungswerthen Mannes eigen. — In seinen poetischen Arbeiten, unter denen die philosophischen und descriptiven Gedichte die vorzüglichsten sind, offenbart sich tiefe Frömmigkeit, ein reiches Gemüth, Gedankenschärfe, Kraft und Phantasie, aber es fehlt ihnen fast durchgängig an Leichtigkeit der Darstellung und Anmuth des Ausdrucks, die Herrschaft über die Form war Conz nicht angeboren; diese ward ihm schwer und nicht selten hinderlich, wodurch denn ein beständiges Ringen mit derselben und eine beengende Steifheit und Ungewandheit hervortritt, die er nur in sehr glücklichen Momenten zu bemeistern vermag. Wir theilen hier einige seiner gelungensten Poesieen mit.

An meinem Geburtstage.*)

Den 28. Oktober 1814.

Jahreführende Sonnen sind mir manche
Schon entschwunden; des Schönen und des Edlen
Strahlte vieles mir, doch Gewölk umtrübte
Oefter das Heitre,

Daß die Freude sich in das Dunkel fortschlich;
Daß umnachtendes Leid mein Innres faßte,

*) Aus C. P. Conz Gedichten. Tübingen, 1792, 1818 — 1819. Ulm, 1824 u. s. w.

Und den säumenden Feind des Lebens oft ich
Rufte, den Tod mir.

Leid an Urnen, geliebten theuren Urnen!
Leid noch herberes (denn mit theuren Todten
Wird gelebt noch) um Deutschlands tiefgesunkene
Ehr' und des Räubers

Seiner Ehre Vergötterung, um des Stolzen
Kühn aufwachsendes Glück, wie's auf den Trümmer
Unsers Ruhmes sich hob, wie wir, o Schande!
Groß ihn geschmeichelt.

Doch heut sei es vergessen, Leid und Ingrimm!
Mit dem köstlichsten Nektar sei der Becher
Mir gefüllt! Der Wiegenfeste schönstes
Ist mir erschienen.

Klinget, Freunde, mit an den wackern Kriegern!
Klingt dem heiligen Bund erwachter Fürsten,
Die veraltete Schmach im Blut der frechen
Höhner gewaschen.

Heldentage vor Leipzig seid gefeiert!
Feld, den Musen geweiht, mit immer frischem
Musenlorbeer vereint schmückt jetzt dich ewig
Lorbeer der Schlachten.

Daß der Moloch, in dessen Eisenarmen
Tausend starben der Bräutigame Deutschlands,
Tausend starben der Jüngling' und der Männer,
Endlich gebeugt ward.

Daß herzloser Erobrer, finstrer Dämon,
Dir, blutlechzender, deine Macht gebrochen,
Deine klirrenden Fesseln von der Deutschen
Armen gelöst sind.

Jubel dessen beim hochgeschwungenen Becher!
Jubel, Jünglingslust! Triumph! O schön ist's
Jetzt zu leben auf's neu! Beglückt, wem Jünglings
Tage noch blühen!

Dir, Viktoria, rasche Flügelgöttin,
Sei gespendet dies Naß! verlaß uns nimmer!
Treu dem Rechte, verleih, daß der gesunkne
Nimmer erstehe!

Der Hain der Eumeniden.

Ein heilig Dunkel füllet den ernsten Hain;
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen stillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

Wer sind die furchtbar heiligen Jungfrauen?
Es sind die schrecklich blickenden, gnädigen
Und strengen Eumeniden, sind die
Töchter des Erebus und der Erde.

Sie walten hier, sie walten und schauen hin
Allgegenwärtig; hinter dem Frevler rauscht
Ihr schneller Fittig, Mord und Unthat
Späh'n sie, gewaffnet zum Strafgerichte.

Sie zürnen nur dem Bösen, ihr Rächerarm
Faßt nur das Laster; wär' es dem Angesicht
Der Welt verborgen, doch ereilet
Auch das verborg'ne gewiß ihr Auge.

Wer reine Hände hebt zu den Heiligen,
Ein reines Herz erhebt zu den Heiligen,
Den unbefleckten, o dem lächelt
Gnädig ihr segnendes Antlitz nieder.

Sie folgen ihm in's einsame Schlafgemach,
Sie wecken ihn den kommenden Morgen auf,
Und rüsten seiner Hand zur guten
Freudigen That, so die Pflicht gebietet.

Auch wenden sie vom reuigen Sünder weg
Ihr zürnendes Antlitz; heiße Gebete, mehr
Die Flucht des Lasters und der beß're
Wandel versöhnen dich ihnen wieder.

Was scheuet ihr die Hehren, ihr Sterblichen?
Verehret sie, und lernet von den Göttinnen
Die ew'ge Schrift in eurem Busen
Achtend erkennen und fromm befolgen.

Ein heilig Dunkel füllt den ernsten Hain:
Voll Andacht schweige, wer sich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, stillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

Abendphantasie
nach einem schwülen Sommertage.

Die Sonne sank, bangdrückende Schwüle goß
Sich um den Tag her, machte die Blumen der
Empfindung, machte deine Blumen,
Lächelnder Phantasus, alle welken.

Du nahst heran mit stärkenden Labungen;
Willkommen sei, ambrosischer Abend, mir!
Von deinem Flügelschlag gehoben,
Hebet sich neu mir der Seele Flügel.

Und was beherrscht ward, herrschet in mir, und hat
Sein Recht, und schaut mit nimmer gebund'nem Blick'
Hin durch der Schöpfung Weite, die sich
Dankend und feiernd mit mir emporhebt.

O stiller Geist urheiliger reinerer
Natur! Willkommen ihr säuselnden Lüfte, wer
Gab euch verstummten euren Athem,
Erde, dein milderes Licht dir wieder!

So drückt die Leidenschaft den entwürdigten
Umwölkten Geist, die Dämpfe verfliegen, wann
Mit ihrem stillen Mondenschimmer
Weisheit am Arme des Friedens winket.

Du wandelst dort, Selene, in herrlicher,
Bescheidner still genügsamer Glorie,
Und deine Silberleuchtung theilet
Freundlich die Wellen des nahen Stromes.

Der Bäume Wipfel tönen von Melodie'n;
Halb Trug, halb Wahrheit schwärmen Gestalten durch,
Ein Bild des Lebens; immer wechselnd
Kommen und geh'n sie, wie uns're Freuden.

Hat ihres Friedens schöne Geheimnisse,
Des mildern Reizes bessere Segnungen
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unsichtbare durch die Dämm'rung.

Hörst du die Geistertritte? der Gang ist Gang
Der Gottheit; Götter-Nähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahnung
Schwebt und in magischem Glanz mein Wesen.

Wo von der Büsche dämmernden Wölbungen
Umschirmt, der Strom sich krümmet, da tauch' ich mich
Hinunter jetzt; in deinem Lichte
Theil' ich, Selene, mit dir die Wellen.

Den Reinen ziemt das Reine; vom Quelle soll
Die erste Spende dein, o Selene, sein;
Die zweite dein, Naiade, die mich
Lächelnd umschlingt, und umschlingend kühlet.

O süße Lust, wie schmeichlerisch über mir
Die Wellen schlagen! Frohe Vergessenheit
Der Tagesmühen schlürf' ich, sauge
Süßer nach drückender Last die Wollust.

Urreine Schönheit! wann dem entbundenen,
Dem fesselfreien Geiste dein Quell sich voll
Entschließet nur in deinem Schooße
Werd' ich entzückter dereinst mich fühlen.

Andenken.

1794.

Eine Strecke des Weges durch das Leben
Hast du, Guter, mich jüngst geleitet, hab' ich
Dich geleitet, und nun gingst du den Weg, der
Nimmer zurückführt,

Den umnachteten Weg des Todes, der alle
Früher, später der schönen Sonn' entwinket,
Wie's die Parce beschließt: O seid ihm freundlich,
Götter des Hades

Meinem Kallias! Reif zur Freundschaft waren
Uns're Seelen bereits, zur Wechselliebe
Schlossen beide sich auf; da rauschten deine
Pfeile, Verhängniß!

Folgen über die Urnen, Theurer! soll dir
Meine Liebe, die deine von den Urnen
Mir begegnen; der Herzen schönen Einklang
Hemmet der Tod nicht.

Geisterbündniß besteht, der Liebe Hauch ist
Ewig; waltet, wo Zeit nicht und nicht Raum knüpft.
Lehren soll mich dein Tod des Lebens Ernst und
Milde verstehen.

Nimm zum Opfer die Locke! Nimm der Myrthe
Still bedeutenden Kranz! des Weines dunkle
Welle fließe darauf! Nur kurze Tage
Trennt das Grab uns.

Enge zarte Vereinigung spricht die Locke,
Hoffnung deutet die Myrth', an Urnen Hoffnung!
Und der rinnende Wein der Freud' und Trauer
Schnelles Zerrinnen.

An Klopstock.

Zum Abschied.

(Hamburg, September 1792.)

Ein Knabe war ich; unter den Dämmrungen
Der Eichen ging der Träumer an deiner Hand,
Betrachtung, und von deinen Schauern,
Heilige Einsamkeit, rings umflossen.

Der Erd' entrissen schwebt' ich in höheren
Gefilden, auf den Flügeln des heiligen
Gesangs getragen; mir geöffnet
Sah' ich die Thore des Unsichtbaren.

Du sahst die Thränen, Quelle des Eichenhains!
Sie mischten sich oft deiner geheimen Fluth,
Der tiefbewegten Seele Thränen,
Die mir entlockte der hohe Sänger.

In seinen Liedern lernt' ich mich selbst versteh'n;
Hier lebten meine Träume, mein namenlos
Zerfließendes Gefühl fand Sprache,
Stand in Gestalt mir vor'm trunknen Blicke.

Da reiften viel der Knospen des Geistes mir
Am goldnen Thau des hohen Gesanges auf,
Entfaltet dufteten der Seele
Blüthen mir schöner in seinen Strahlen.

„Ach!' seufzt' ich oft in Stunden der Mitternacht,
„Daß ich ihn sähe, daß ich von Angesicht
Zu Angesicht ihm meines Herzens
Segnungen dankend entgegen strömte!"

Und viel der Monden kamen und gingen hin:
Mir schwand der Lenz der Jugend; doch ewig jung
Blieb dieser Wunsch, der meine Seele
Immer mit steigender Hoffnung füllte.

Es reift im niedern Thale der Sterblichen
Nur wenig Hoffnung: Siehe Noch bin ich kaum
Ein Mann, und, wo ich hinseh', hab ich
Manches gewonnen; doch mehr verloren.

Heil denn und Dank dir, ewige Wärterin
Auch meines Lebens, die du mein sehnend Herz
Erquickt, des Jünglings ungeduld'ge
Hoffnung, die stille des Mannes, kröntest.

Im Schmuck der Silberlocken, der Liebe Blick
Und seiner Größe Ruh' in des Auges Blau
Stand er vor mir, und seiner Weisheit
Peitho behorcht' ich; da rief ich scheidend:

Sei dein des Himmels reinste Wonne! Mild
Und schön, wie dort die scheidende Sonne geht,
Wenn sie des Tages große Arbeit
Segnend, die Himmel hinab, vollbracht hat,

Soll deines Lebens goldener Abend sein!
Ihn müssen mit ambrosischen Labungen
Umwehen die Kränze deiner Thaten,
Wie ihn die Blumen des Danks umduften,

Des Danks der Tausend, hier von dem Vaterland,
Vom Ausland dort, des Dankes der Enkelwelt!
Viel lebtest du den schönern hellern
Morgen der Deinen hast du gesehen,

Den hellern Mittag selbst mit herauf geführt;
Des Guten, Wahren, Schönen und Großen viel
Entsproßte dir und durch dich; Freuden
Gabest du viel' und genossest viele;

Doch blutet' auch verwundet dein Herz dir oft,
Als Meta starb, die Freunde der Tod dir nahm;
(Wer liebte, ward geliebt wie Du?) Und
Schatte'ts auch jetzt nicht dir trüb vor'm Auge?

Da deiner schönen Hoffnung der Franke lügt,
Und dein Jahrhundert, irre vom Wahn gepeitscht,
Und von der rasenden Erynnis
Fäusten geschleppt an den Abgrund taumelt?

O möcht' ein rein'rer Morgen der nahenden
Der neuen Zeit dein Alter noch laben, und
Erst angelächelt von des Friedens
Kehrender Sonne dein Auge sinken.

In's Fest der Jubel tönte dann herrlicher
Auch dein gefei'rter Name; wir weinten nicht
An deinem Grabmal — ziemen Thränen
Glücklichen? — sängen nur: Er war unser,

Und ist's, und lebt im Munde der fernsten Welt!
Sein Herz, sein Leben, seines Gesanges Kraft
Weck' uns zum bessern neuen Leben,
Welches die Wunden des alten heile!

Die Geduld des Weisen.

1793.

Stille, weise Geduld, die du dem Leidenden
Sanfter bettest der Noth Lager, und kühlendes
Oel der Wunde des Schicksals
Mit der helfenden Rechte beutst!

Weiser Dämon, der Müh'n Trösterin, friedliche
Schmerzenstillerin! Dich hat mit der Hoffnung noch
Psyche's schweifendem Leben
Gutes Göttergeschick gegönnt.

Du beschwörest den Schmerz, hold ihn besprechend, stumpfst
Seine Stacheln ihm ab; unter dem tobenden
Grimm der Wetter, mit Menschen,
Bosheit, Neid und Natur im Kampf,

Gehst du muthig und groß, hoher Entsagung voll,
Heldin Gottes, einher. Möge das buhlende
Glück verschwenderisch der Falschheit
Gaben unter die Thoren streu'n;

Neidlos achtest du's nicht. Ja ihr verführender
Tand, ihr Silber und Gold und ihr Geschleppe der
Ehren, nimmer verlockten
Sie vom Pfade des Guten dich.

Deine Losung ist Pflicht! Wo dir die Fahne der
Hehren winket, und wär's mitten durch blutigen
Tod, da folgest du freudig
Freies Sinnes, und Siegerin.

Ja, dein weiserer Muth stehet dem wildesten
Schrei der Lüfte; zurück bebet die Rotte; flieh'n
Muß der Pöbel, der Sinne
Täuschung stirbt an der Wahrheit Licht.

Leucht', o Göttin, der Welt freundlich! Verlass' uns nicht,
Wenn vom Sturm empört wilder die Erde tost,
Und in schrecklichem Aufruhr
Kämpfen Meinung, Gewalt und Recht.

Wenn an's fromme Gestad stillerer Tugend jetzt
Unaufhaltbar daher rauschen die Brandungen
Toller Laster, im Zeitmeer
Keck der Nachen des Friedens treibt. —

Leucht', o Göttin, der Welt freundlich! Erhabenes
Schauspiel, wenn, nicht vom Arm zwingender Noth gebeugt,
Kämpft die Tugend, es leuchtet
Werth des Himmels, der Erde Werth.

Oeta's waldige Höh'n sahen den duldenden
Sohn Alkmena's, Zeu's edelsten Sprößling, sah'n
Ihn am Ziele der Mühen;
Seht, die Flamme des Rogus dräut;

Hoch und kreisend ob ihm schlägt die gewaltige;
Doch das Sterbliche nur sinkt, das Unsterbliche
Siegt; er steiget, befreiet
Zu den ewigen Göttern auf.

Beim Sonnenuntergange.

Wem wollt ihr gleichen, Erdengewaltige,
Oberherrscher, Scepterführer? Der Bilder viel
Gleicht man euch an; Wählt euch das schönste
Selber, und werdet ihm folgend Vorbild!

O schaut die segenwaltende Sonne, schaut
Den stillen Gang der Herrlichen, Könige,
Wie sie aus ihrem Purpurbett sich
Hebet, und Leben und Licht verbreitend

Ihr frohes Taggeschäfte verrichtet, nach
Vollbrachtem glanzvoll jetzo beim Niedergang
Noch auf des Berges golbbesäumtem
Rande verweilend, durch's Thal umherschaut;

Als überdächt' ihr Herz das Verrichtete,
Als labte sie vor'm Scheiden die Blicke noch
Am Dank der Wesen, die mit Wollust
Trinken die letzten von ihren Strahlen.

„Du gehst, o Mutter! Mutter verlaß uns nicht!
Komm wieder bald! Dein Auge verbürgt es uns,
Dein scheidend Aug'; aus deinem Borne
Schöpfen wir alle des Segens Fülle.

Die goldnen Wolken, die dich umhüllen, sind
Die Boten uns, du bleibest uns treu gesinnt;
Die Sterne, deine Brüder, zeugen's
Nächtlich!" — Und, sehet! sie ist hinunter,

Und ihre guten Thaten, wie Genien
Umschweben sie am Himmel noch weit umher,
Und durch das grüne Netz der Bäume
Singen ihr Scheidegesang die Vögel.

Und wie sie schied, so wird sie mit freudiger
Erneuter Kraft am morgenden Tag erstehn!
O diese Segensmutter ahmet
Könige nach! Nicht die wilden Bahnen,

Der Stürme dort, wenn aus dem erschütterten
Luftkreis durch bange Meere, durch Länder hin,
Mit Fluch belastet und mit Seuchen
Braust, zum Verderben bewehrt, ihr Fittich.

Die Sonne dort, die nächtlichen Geister auch,
Die friedlich wandelnd Saaten der Liebe streu'n
Aus goldnen Händen, euer Vorbild
Mögen sie werden, des schönsten Segens.

Des wärmsten Dankes werdet ihr dann euch freu'n!
O nicht auf euren Wappen, Pallästen und
Prunkmänteln — laßt aus eurem Leben
Glänzen die Sonn' und erblüh'n die Sterne.

Hymne an das Licht.

1813.

Seliges, göttlich entsprossenes, heiliges, herrliches, Heil dir!
Heil, unerforschte, lebendige, Leben erzeugende Kraft, dir,
Weit durch den Aether verbreitet und weit durch die Wurzeln der Erde,
Und die freudig erregte Fluth, und selbst durch des Abgrund
Nächtliche Tiefen umher! Sie alle, befruchtet von deinem
Samen, zeugen dir froh, verkündend dein himmlisches Wesen
Deiner Quelle zu nah'n ist Sterblichen nimmer vergönnet,
Aber des Stroms sich zu freu'n aus deiner Segnungen Fülle.
Was du mächtig durchwaltest des Alls unermeßliche Welten;
Doch auf der Erde verkläret sich uns dein Segen am schönsten,
Wie am liebsten doch greift der Mensch nach der näheren Wohlthat.
Ja, du schmückest zum Garten uns schön die theure Behausung,
Wo dein Auge zuerst, dein mütterlich Aug' wir sahen,
Und erzogen von dir und an dir gereift, wir des Lebens
Gaben genießen gemischt, und in Freuden erathmen und Mühen,
Immer beseligt durch dich und hoch in den Mühen getröstet.
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du die Menschen!
Schön ist's, wenn sich der Morgen erhebt und die Fürstin des Tages,
Deine Fackel uns bringt in unsterblich erblühenden Händen;
Schön ist's, erwachen durch dich, von deinem Strahle berühret.
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!
Daß er mit neu gestärketem Muth' an des Tages Geschäfte
Schreitet und gerne vergißt, was oft ihm die Seele beschweret.
Auch der kummerbeladene dort und der Krankheit Gefang'ner,
Die sich härmen auf mühsamem Bett, von dem Balsam des Schlafes
Nimmer erquickt, wenn jetzt am Grauen der schweigenden Schatten
Wachsend nur steigt ihr Schmerz, und die Bilder der Qual, wie Gespenster,
Irr umschweben ihr Haupt, sie sehnen nach dir sich, sie hoffen
Linderung der drängenden Qual durch dich, und du täuschest sie nimmer!
Deines Nahens erquickender Kuß versöhnet sie wieder,
Und zerstreuet den Gram, und heitere lichte Gestalten
Rufst du, freundliches, holdes, in's Herz den duldenden Armen.
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!

Wenn, von flammenden Rossen getragen, du höher und höher
Wandelst am Himmel einher, und die Flur, ein Tempel der Gottheit,
Als von der Hohen lebendigem Strahl durchschimmert, sich aufthut,
Wenn die Gebirg' umdampfenden Nebel erschmelzen in deiner
Herrlichen Gluth, und der Thau in tausendmal tausend verjüngten
Sonnen flimmert empor, da reget das freudige Wild sich.
Siehe! die Schenkel durchzucket von dir, die höchste der Klippen
Hat schon ersprungen die muthige Gems, und schauet nach dir auf,

Und der König der Luft braust jetzt mit gewaltigem Fittich
Ueber ihr hoch einher, und schweigt in den Lüften des Aethers.
Laut jetzt werden die Stimmen der Berg' und die Stimmen der Thale,
Und die Bäche, sie jauchzen darein, als freuten sie trunken
Deines berührendes Kusses sich all' in brünstiger Liebe.
Doch am holdesten feiern dein Lob die Bürger der Zweige
Mit der Kehle Musik in wunderbar klingenden Weisen;
Sie, die freundlichen Kinder, entflammt aus dir, die beschwingten
Lichten Bewohner der Auen der Luft, wie verkünden sie herrlich
Deine befruchtende Kraft, und zeugen den himmlischen Samen,
Den sie tragen von dir, mit der regeren Fülle des Lebens,
Mit der Fittiche Glanz, die vielfach gefärbeten, bunten,
Mit dem bebenden, dem flatternden Sinn, unbeschränkt von der Sorge,
Wie in dir nur leben die hell umschauenden deiner
Regel getreu, erwachend mit dir und in Schlummer versinkend,
Wenn du sinkest zur Stunde des sterentspannenden Abends!
Auch die Pflanzen, wie feiern dein Lob mit holdem, beredtem
Schweigen nicht all', und du hütest sie treu in der friedlichen Enge.
Sehet die Blumen, Geschlechter gereiht an Geschlechter, wie Heerden
Ueber die Berge verstreut, und weit durch die üppigen Thale,
Ueppig im Schmuck der bescheid'nen nur, und in Gärten verpflanzet
Durch die pflegende Kunst, sie weiden im himmlischen Lichte
Alle so gern. Wie heben die sehnsuchttriefenden Häupter
Nahendes, seliges, dir sich nicht mit dem Morgen entgegen!
Mächtiger Zug ja doch, der hold sie entlocket der Erde,
Dort aus dem Bette der dunkelen Nacht, wo in Samen gehüllt noch
Einsam die Orgien ihrer Geburt verborgen sie feiern!
O wie sie hangen an dir, mit den kindlich liebenden Augen,
Treu, die frommen, der Mutter und treu dem Vater, dem Aether!
Was den Thieren voraus die Natur durch regebehenden
Sinn gab, hast du den zarten ersetzt durch Tugenden andrer
Art, durch Farbe, durch Glanz und die heilungsströmenden Düfte,
O wie beglückst du den Menschen, und o wie beglückst du die Erde!

Auch in die nächtlichen Klüfte der Erde, in der alten Gebirge
Hölen, wo tief in unnahbar'n Behausungen sinnend die Geister
Walten der bildenden Mutter Natur, mit verborgenen Händen
Wirkend ihr ewiges Werk, in die fern absinkenden Schachten
Dringest du nach, und webest dich ein den Schichten der Felsen.
Deines Glanzes Ströme den Stein abbildend, daß herrlich
Und in köstlicher Farben Gepräng aufschimm're der edle,
Jetzt am Finger und jetzt am Halse der blühenden Jungfrau
Glänzt der schöne Topas und dort der Rubin, der Smaragd dort,
Und in der Krone der Königen prange der König, der Desmant.
O wie beglückst du den Menschen, und o wie beglückst du die Erde!

Als noch im gährenden feindlichen Kampf der Urelemente
Unter dem Zwang chaotischer Nacht dumpfbrütend die Welt lag,
Und in der Kräfte Gemeng sich mit Riesengewalten befehdend,
Wilde Geburten nur zeugt', ungeregelt, unfrömliches Wustes,
Regtest du, selig verborgenes, doch die göttlichen Schwingen,
Schon vorbildend die schöne Geburt harmonischer Welten;
Doch als das Streitende friedlich jetzt band allmächtige Liebe
Und Eintracht sich erhub aus langer verzehrender Zwietracht,
Als an dem Aether die Sonnen herauf im gesonderten hohen
Lichte schritten, die Fackeln der Welt und die Ströme von dannen,
Die befruchtenden gold'nen, sich weit durch die Himmel ergoßen,
Und mit entzückendem Schmerz der Lebendigen Augen du trafest,
Welche selige Wonn' hast du durch die Erde verbreitet,
Daß sie ein Tempel dir ward, und der Mensch, an deinen Altären
Dein Geheimniß zu feiern, dein ernster, dein seliger Priester!
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!

Ja, der Segnungen viele verleiht dein göttlicher Strahl ihm.
Schon sein Gebild zeugt dir mit der hochaufstrebenden Stellung,
Die dich suchet und freudig ergreifst, wo du immer ihm nahest.
Sieh'! die Pforten des Haupts, die weithin strahlenden Augen,
Die, das Nah' und das Fern' anhaltend in Bildern der Seele
Senden, sie zeugen, wie herrlich! von dir. Aus dem nämlichen Wesen,
Aus dem gleichen mit dir, hat die Mutter Natur sie gebildet.
Wären sie dir nicht verwandt, wie könnten sie dich und in deinem
Glanz die Wundergestalten, die tausend und tausend, die immer
Aendernden, nahen und fernen der heiligen Isis erkennen!
Ja, in dich, mit der Erde gemischt und der Luft und dem Wasser,
Den Urstoffen der Welt, hat, wie die lebendigen Alle,
So den Menschen vor Andern getaucht im Uranbeginne
Die Unaussprechliche Kunst der ewig verschleierten Göttin.
Seine Kräfte durchreget dein Geist, dein electrischer Hauch blitzt
Tief ihm vom sinnigen Haupt, durchflammet das Mark ihm des Lebens,
Zuckt aus der Muskel Kraft, aus der Arm' und der Schenkel Bewegung.
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!
Ja am herrlichsten strahlst du dich ab in des Sterblichen Seele,
Der, getroffen von dir, erkennend und freudig sich selber
Seiner bewußt, umschaut, entzückt von den Wundern der Allmacht;
Wenn er die Augen erhebt zum nächtlich bestirneten Himmel,
Wo die Bilder des Ewigen steh'n, in nimmer verrückten
Bahnen, die ewigen Lichter, die Myriaden der Sphären
Feiern den seligen rhythmischen Chor zum Preise des Weltgeists:
Wie erhellt und erhebt nicht sein Herz der unendliche Lichtkreis!
O wie reden zu ihm nicht die Flammengedanken der Gottheit
Aus dem harmonischen Schwung, befeuernd sein Wollen und Denken,
So des Lebens verwirrete Bahn mit Ernste zu ordnen
Nach der hehren, die hier irrlos und unendlich sich aufthut.
O wie beglückst du die Erd', und o wie beglückst du den Menschen!

Seliges Licht! Abbild vom ewigen Licht dort oben!
Wie erhebst du den Menschen und regst des Herzens Orakel
Zu lebendigem Wort und den Geist zu hellem Gesicht auf,
Wenn er von deinen Strahlen geführt, vor den Wundern der Allmacht
Selbst sich das erste der Wunder, verliert in der Fluth der Betrachtung,
Wenn er vor allen Erschaff'nen der fest gegründeten Erde
Sich beschauend im Spiegel des Alls dein göttliches wahrnimmt,
Und an dem Lichte der Erd', an dem deinigen ahnet dein Urbild,
Jenes selige, das in den Gärten des Himmels erblühet,
Das nicht Schranken beschränkt, kein Nebel berührt, und die Nacht nicht
Kann erlöschen, das ewig sich selbst wie die Welt erleuchtet!
Ja du heilige Kraft, unerforschlich unsterbliche, höchste!
Wem, vom Nebel des Wahnes befreit, dein himmlischer Tag scheint,
Wem die gleiche Natur das Gleiche berührt, wem im Geiste,
Geistiges, seliges, also du nahst, als Sonne des Wahren,
Schönen und Guten und Heiligen nahst, die reinste der Wonnen
Hat er auf Erden gepflückt und empfangen die Weihe des Lebens.
Was auch Banges die Erde noch drängt, wo unbändige Selbstsucht

Ihr gorgonisches Haupt aufstreckt zu den Wolken und, trozend
Auf die unsichere Macht, des Rechtes Altar und der Freiheit
Niedertritt und heuchlerisch selber dich, Religion, nur
Schändend zum Frohn entweiht der frechen unmäßigen Ehrgier,
Wenn sie vom täuschenden Glücke geschwellt (im Bunde mit Tugend
Dau'rt nur das Glück), hohnjauchzend daher auf Hügeln der Todten
Ueber versengte Gefild' und rauchende Trümmer von Städten
Rast, ungerührt von der Tausenden Noth und der Sterbenden Röcheln,
Daß nur Einem huldig' im Staub gebeuget der Erdkreis,
Eines Name nur werde von allen Landen vergöttert.
Was noch Entsetzliches plagt die Welt, was verworfner Begierden
Aufruhr schände die Welt, verkaufend den Menschen dem Elend,
Alle die schrecklichen Bilder sie flieh'n vor'm Auge des Weisen,
Der im Lichte des Ewigen schaut in den Busen der schwarzen
Nacht, die sie zeugte, zurück in die dunkele Tiefe des Abgrunds,
Wie Phantome des Traums, die bangaufschreckenden, fliehen,
Wenn der Morgen erscheint, und der Sonne Gewalt sie zerstreuet.
Ja, wir halten an dir, fest wie am Apfel des Auges,
Himmlischer Glaube! Nie soll in uns erlöschen dein Leuchten.
Wie schon das irdische Licht obsiegt den Schatten der Erde,
Das ein Bild nur, ein Schatte nur ist vom unendlichen, herrlich
Muß obsiegen gewiß das wesentliche das hohe,
Aus sich selbst geborne, die Nacht in dem Reich der Gedanken,
Was auch der finstern Mächte Gewalt umgrauend die Erd' oft
Peinige noch und dem wachsenden Strahl anrennend begegne!
Einst wird kommen der Tag und in reich ausströmenden, goldnen
Fluthen der Morgen herauf der große des Ewigen nahen,
Wo nur die Sonne des ewigen Lichts wird herrschen in Allem,
Und der verhüllete Gott sich wird unaussprechlich enthüllen.

Todtenfeier.

Den Manen der für's Vaterland Gefallenen.

Erste Stimme.

Wie ist's so feierlich still! Im Kreise der heil'gen Altare
Steh'n wir; den Rosen gesellt schön sich der Lilien Duft.
Waffen prangen umher: Sinnbilder verschlungener Hände
Winken. Schwerter gesenkt! Fahnen zusammen gerollt!
Wie ist's so feierlich still! Im Kreise der heil'gen Altare
Steh'n wir; mit Blumen geschmückt sind sie; doch hanget herein
Die Cypresse, die düsterlich mahnende; Trauererinnerung
Regt den Busen uns auf; doch durch die Wolke des Ernsts
Streift hellstrahlendes Licht, und erhebende große Gedanken
Drängen in's Ferne zurück herber Erinnerung Last.

Zweite Stimme.

Feiert die Todten, im Kampf für das Recht und die Ehre Gefall'nen!
Feiert die Todten, wie schön sind sie mit Wunden geschmückt!
Wie glorreich ist ihr Tod! Nach flüchtigen Schmerzen, wie trug nicht
In sein himmlisch Gezelt herrlich der Ruhm sie empor!

Chor.

Feiert die Todten im Kampf für das Recht und die Ehre Gefall'nen!
Feiert die Todten, wie schön sind sie mit Wunden geschmückt!

Dritte Stimme.

Habt Dank, edle Genossen des Sieges! Mit den Helden der Vorzeit
Nennt euch, Spätere, jetzt ferneres Enkelgeschlecht.
Zu den Thränen der Liebenden legt die Ehre den Lorbeer
Und er grünet beträuft schöner von ihnen herauf,
Und durchstrahlet die Zeit. O heilige Weihe des Lebens,
Tod für das Heimathland! Tod für das heilige Recht!
Weihe des schönern, das obsiegend dem irdischen, weithin
Glänzt, und zur That noch spät ferne Geschlechte befeu'rt.
Edles Streben errang den Helden Unsterblichkeit; Mütter,
Trocknet die Thränen, und du trockne die Thränen, o Braut!

Chor.

Edles Streben errang den Helden Unsterblichkeit; Mütter,
Trocknet die Thränen, und du, trockne die Thränen, o Braut!

Vierte Stimme.

Einen Stolzen kannt' ich; ihm träumt' es, als beugten die Völker,
Und die Fürsten der Welt, huldigend rings sich vor ihm,
Nähmen die Krone vom Haupt und setzen sie ihm auf den Scheitel,
Und hoch ragte die ihm bis zu den Wolken hinauf.
Wie ein Gewitter durchrast' er die Erd', und, wo er mit eh'rnem
Fuß hintrat, da versank unter ihm Leben und Heil.
Tief aus den untersten Tiefen, o Fluch .....

Fünfte Stimme.

Still! Hemme die Rede,
Und bei des Heiligen Fest nicht das Unheil'ge genannt!
Aber preiset den Gott, den Starken, den Herrlichen! Nimmer
Furchtbar ist, wer ihn nicht fürchtet! Erhebet sein Lob!
Die des Maßes vergessen, die Frechen, er stürzt in die Nacht sie,
Und des Tyrannen Glück dorrt auf sein Winken dahin.

Chor.

Die des Maßes vergessen, die Frechen, er stürzt in die Nacht sie,
Und des Tyrannen Glück dorrt auf sein Winken dahin....

Sechste Stimme.

Welcher die Völker erweckt und der Herrschenden Rath hat gelenket,
Und gefestigt ihr Herz, ihnen den sicheren Arm
Mit nicht wankender Stärke gegürtet, der Könige König
Lobet, ihr Völker, und nie schweig' euch im Herzen der Dank!
Der den Frieden uns sandt' und unsere Schmach hat gewendet,
Und der Thränen so viel löscht und die Wunden uns heilt!
Danket dem Herrn! das ist löblich und recht!

Eine Stimme aus dem Chor.

Wie sollen dem Herrn wir Danken?

Siebente Stimme.

Durch Eintracht dankt und durch der Herzen Verein,
Durch demüthige Liebe zu ihm, durch Wahrheit und Stärke,
Wahrheit gegen uns selbst, gegen den Freund und den Feind!

Chor.

Durch Eintracht ihm gedankt, durch Demuth, Wahrheit und Stärke,
Wahrheit gegen uns selbst, gegen den Freund und den Feind!

Achte Stimme

Laßt die Todten jetzt ruh'n! Sie wirkten sterbend dem Leben.
Ernten zeitigt ihr Tod weit in das Leben hinaus.
Diese Blumen, dieß heilige Maß noch spendet den Edlen,
Leben laßt uns wie sie, sterben auch, gilt es, wie sie!

Chor.

Leben laßt uns wie sie, sterben auch, gilt es, wie sie!

Weise Güte.

Weis' und gut! wen lockt nicht das Wort? Doch unter den Strudeln
Rasch entstürzender Fluth und unter den Klippen des Lebens
Ach da verliert ihr Steuer so leicht die Vernunft und der Wille
Schwankt, uneins, von gewaltiger Noth und den Lüsten getrieben,
Daß er wählt, was er oft verwirft, der Umneblung erledigt.
Rathet mir, die euch die Schule gelehrt, noch mehr, ihr des Lebens
Zöglinge, helfet mir an, sagt, wo ist zu finden das Richtscheit,
Das absondere scharf, auf das Haar, das Falsche vom Wahren!
„Wie es von innen gebeut der Natur hochheiliges Machtwort,
Uebe das Rechte, ja blieb' auch die That verborgen vor allen,
Oder es träfe dich Schimpf und Straf', herzhaft es vollzogen!
Deckte dich Aides Schild und siebenfältige Nacht auch
Hüllte den Frevel dir ein, wie Gift ihn und Nattern geflohen!
Wenn ein Tyrann ihn geböt' und er dräut', er lockte mit Lohn dir,
Schöpftest Gewinn du die Fülle von ihm, ihn wie Nattern geflohen!"
Also tönet, ich kenne die Stimme, des göttlichen Platon
Herrlicher Ruf, so tönen ihm nach die Hallen der Stoa
Strenge verdammend die Lust und die Krone nur reichend der Tugend.
Andere lächeln des Ernsts: der Mensch ist aus Sinnen gemischet
Und aus Vernunft: Berathe die beiden, mit Weisheit versteht sich,
Daß du nicht über dich selbst, dich zu hoch anstrebend, vermessest!
Gieb dem Vergnügen ihr Theil und der Lust! was den Sinnen gebühret,
Was der Vernunft, haushälterisch ord'n es und nütze das Leben,
Das hinfleucht wie ein Strom und zurück, ungenoßen, nicht kehret.
— Schulen geben nur Worte; lebendiger lehret das Leben,
„Ruft ein vielfach erfahrener Mann" auf das drängend merke!
Feind der Gerechtigkeit nennet ihr mich, nur auf schlauen Betrug und
Ränke bedacht, wie ihr mich verkennt! Im offenen Handeln,
Wo es raschen Entschluß und gemeinsam ersprießliche That gilt,
Anderes Maß dann ist noth, als oft in der Schule Palästra.
— Netze zu knüpfen der List, wo Netze der List sind vonnöthen,
Gut, ich rühme der Kunst mich, wie wenig, und weiß zu umstellen
Schlau mit dem Garn mein Wild; doch erheischt auch Anderes Anders,
Wo es Gerechtigkeit gilt und offenen Adel der Seele,
Keinem weich' ich an Adel sodann und Gerechtigkeit, „Hört ihr
Und erkennt ihr den Fuchs?" So sagte der Sohn des Laertes
Zum sanft tadelnden Chor: So strebt' er den wackern Gefährten,
Den mit sich selbst entzwisteten Sproß des Peliden zu fahen,
Daß er beginge die That, die als schändlich die bessere Seele
Bald verwarf, als er sah die unsäglichen Leiden des Dulders.
Einmal Verrath wo gemeinsamer Nutzen es will, und gereicht dann,
Sühnend den Einen Fehl, durch das übrige Leben gehandelt!
„Rief er ihm zu" und dich rühmt die Welt mit den Fürsten Achaias;
Dein ist der Preis, wenn dann Ilium sinkt, vom Verhängniß gezwungen!"
— So ihm verwirrt' er das Herz und trübt' ihm die Klarheit des Busens. —
Reiße dem Heuchler, er spricht der Eine für Alle, die schöne
Larve nur ab! wie? Tugend und wie? Gerechtigkeit wähnt ihr
So zu lieben, wo Wahn euch nur äfft abirrende Thoren!
Bleib' es als heilig Gesetz, was die ewigen Todten verkünden,
Und das unsichtbare Göttergebild in die Seele geschrieben! —
Was als Erstes euch nicht, als Einziges füllet den Busen,
Was nach anderem nur nothdürftig ihr, wie man aus Großmuth
Etwas zu ehren vermeint, und sträubend es dennoch geheim haßt,
Was von Gewinn bestochen, von bangender Furcht ihr geregt thut,
Achtet ihr das? Ihr spottet fürwahr verachtend nur seiner.
Euch ist die Tugend Geräth für das Kleineste, was euch das Höchst' ist,
Für verwerflichen Tand, für Gewinne der Ehr' und der Lüste.
Wenn mit geringeren Waffen und schlechteren bald nur das schnöde
Ziel zu erobern ihr hofft, nicht schämt ihr euch dann der geringern,
„Aber die Meinung ist doch und auch die Sitte zu ehren,
„Wenn des Löblichen glänzender Schein mehr fördert zum Ziele.
— Nun dann ringt ihr mit Schein um den Schein, entfremdet dem Wesen,
Garstig von innen, was auch ihr prangt in der gleissenden Larve.
So belauscht' ich einmal Geldlieb, den knickigen Nachbar;
Dieser verwechselte so die Bitten des Vaterunsers.
„Vater unser, begann er, das tägliche Brod das erhalte
Und vermehre du mir! Dein ist ja die Kraft und das Reich dein!
Auch die Sünden verzeihe mir, Herr, dann möge geheiligt
Immer dein Nam' auch sein, und dein Will' im Himmel geschehe,
Und auf der Erde an mir, und giebst du den irdischen Segen
Deinem Kind vollauf, wird ihm auch der himmlische bleiben."
So wie mein Nachbar, der Filz, der Wucher auf Wucher zu häufen
Nimmer sich scheut, und zur Kirche gebückt mit jeglichem Sonntag
Schleicht und an jeglichem Fest die Kommunion nicht versäumet,
Ob ihn der Husten auch plagt, und stets, daß er ihm doch der Felder
Segen behüt' und den Acker bestell' und baue den Weinberg,
Heischer sich betet zu Gott; — wie dieser die Religion übt,
Liebt und übt ihr gerad, ihr thörigten Heuchler, die Tugend!
Auf denn und ohne geheimes Geding mit dem Schlechten, das Gute
Frei und ehrlich geliebt, und so, wie geliebt, auch getrieben!
Besser als kritischer Imperativ und grübelnder Spitzsinn
Lehrt einfältiger Sinn und des Herzens feste Geradheit,
Wenn ihr euch diese bewahrt, euch bewahren das selige Kleinod.

Nicht Lesen!

Lesen bilde den Geist, mit der Weisheit Strömen erfrisch' es
Dürstende Seelen, und fördere so den erlockerten Boden
Zu des Wachsthums Gedeih'n? Gut! wenn du der stärkenden Alten
Staubigen Büchern etwa und ihrer bejahreten Lehren
Früchten zu eckel dich sträubst: sieh! welche Schulen der Bildung
Thun dir von Messe zu Messe nicht auf die neuen Autoren
Und der Verleger Betrieb! Lies die glaubhaften Berichte,
Die sie in's Publikum streu'n von ihrer herrlichen Waare!
Und wenn die Blumen der Kunst, wenn die Früchte des Wissens dich locken,
Wähle! der Markt ist breit, der Käufer sind viele; versäume
Nicht den geleg'nen Moment! Auch machen bequem dir die Auswahl,
Wenn dich besonders der Wechsel vergnügt, und du gerne nicht lange
Haftend an Einem allein, wie die bunte Libelle, bald dieses,
Jenes dann wieder benippst, die buntumfärbten Journale,
Almanache, Kalender, die die in den winzigsten Bändlein
Geist und Witz in den Kopf von der Tasche zu spielen geschickt sind,

Wie auch die fliegenden Blätter des Tags, die am Morgen, am Mittag,
Wie am Abend dir nahn, lehrreiche, gefällige Freunde,
Fern dem pedantischen Ernst, und Erzieher im neusten Geschmacke.
Gut! Ich ehre dein Wort; doch gestatte den Satz mir zu wenden.
Auch nicht Lesen ist Kunst! Nicht Lesen, auch dieses erziehet
Geist und Herz, und entreibt das Gemüth der Gefahr der Verwildrung.
Lies in dem offenen Buch der Natur, entrolle des eignen
Herzens verborgene Schrift, und, wenn du geschriebne vermissest,
Weh dir! dann bist du es werth, von Morgen bis spät in den Abend,
Bis dich der Schwindel ergreift, zu lesen, was immer die Messe
Von Schauspielen, Romanen, Sonetten und kräftigem Volksklang
Für die Leihbibliothek and die schweigenden Motten bereitet.
Hat vom Gedränge der Stadt dich freundlich dein Gärtchen empfangen,
Und dich umleuchtet der wölbende Himmel, dir schatten die Lauben
Deiner umgrüneten Bäum', und ihr balsamduftender Aushauch
Trägt auf den Flügeln der Weste dir zu herzstärkende Labung,
Und verstohlen nur dringt in deine Verborgenheit, wie ein
Traumgebild die Welt, erhebe zum Geist der Natur dich!
Lies und erforsch' ihr stilles Gesetz, der bildenden Hände
Mütterlich pflegende Spur in jeder sprossenden Pflanze,
Jedem Lebendigen, das dich umwebt, frohlockend des Daseins.
Schau, wie jetzt in der schwellenden Frucht, die vor sich im Keime,
Sich in der Blüthe begeisternd geregt, die Seele der Liebe,
Wandernd nach alter prophetischer Sag' und die Kräfte des Lebens
Leihend dem nächsten Bedarf, hülfreich, die beglückende waltet.
Oder auch tritt in dein eigenes Herz, erforsche die Tiefen
Deines Geistes in Dir, und das nimmer Vergängliche, Ew'ge,
Das im Eleusischen Hain des Gemüths dem Forscher sich aufthut,
Wenn dich schmerzlich berührt des Tages gewaltsames Schauspiel,
Und das wüste Getrieb unsinnlich schwärmender Willkühr,
Söhne dich aus mit der Thörin, der Zeit, und ihren Gebilden,
Mit dem prächtigen Nichts erlogener irdischer Hoheit,
Mit der Schwäche, die sich anstrengend für Adel und Kraft giebt,
Und in der Zerrung die eigne Gestalt nur so schmählicher kund thut:
Söhne dich aus mit dem windigten Stolz anmaßender Thoren,
Mit der Verworfenheit selbst! wo Hader und Kampf durch die Welt tobt,
Suche den Frieden in dir! In Fesseln gebändigt die Lüste!
So ermanne du dich zum wackeren Geiste der Alten,
Ihrer Sprüche Versicherungen wird dein Herz dir bejahen.
Deines Herzens Versicherung wird, wenn jetzt zu den Büchern
Wieder sich wendet dein Geist, ihr goldenes Wort dir bejahen.

Wort der Weihe.

Rein tritt vor die Natur! Dein Herz ist ihr ewiger Spiegel,
Und dein Spiegel. Sie stellt rein sich den Reinen nur dar.
Auch begegnet dein Herz und dein Leben in ihrer krystallnen
Quelle dir wieder. Sie giebt dir sich verschönert zurück.

Das Kind.

Alles betastet die Hand des Kleinen; gläubig und furchtlos
Streckt er den tappenden Arm dahin und dorthin hinaus.
Wasser und Flamm', und Sprödes und Weiches möchte der zarte
Finger versuchen, wie ihn drängt der lebendige Trieb.
An den Gestalten des Seins übt so die Kräfte des Muthwills
Froh der Knab', und in ihm reifet der Glaub' an die Welt.
Seliges Kind! Noch erzieht die Natur dich spielend, und spielend
Folgst du, gegängelt von ihr, ihrem gefälligen Zug.
Sicher vertraust du dich ihr. O lern' ihr dann auch vertrauen,
Wenn ihr lehrendes Wort einst an dein Inneres spricht.
Daß den Menschen in dir nicht künftig die Menschen verderben,
Leite die Treue dich stets mit der verborgenen Hand.

Winter und Frühling.

Leicht befriedigt gerne gesammelte Herzen der Winter,
Wenn er zur Stille sie zwingt und mit der Ruhe sie paart.
Doch das regere Leben nur kann beseelen das Leben,
Und was am schönsten ihm blüht, ist die erfreuende Zeit.
Wenn jetzt die Knospe sie treibt und die Blüth', und ein Kind die Natur wird;
Blüthen treibt dann auf's neu selbst auch die geistige Kraft.
Darum zürn' ich dir nicht, ich liebe dich, friedlicher Winter,
Aber ich preise dich doch herrlich vor allen, o Lenz!
Was du von Blumen mir bringst aus dem Garten der Jugend, das samml' ich,
Und mit erneuetem Reiz schmück' ich mein Leben damit!

Rath.

Deine zertrümmerten Freuden, du klagst sie mit Thränen der Sehnsucht!
Sammle die Reste dir frisch! Die ich um Vieles beneid',
Ahme die Kinder nur nach! Ist auch zerbrochen ihr Spielzeug,
Mit dem zerbrochnen doch spielen sie heiter noch fort.

Des Menschen Sehnsucht.

So ist der Mensch: Ein längst vergeßnes Wort,
Ein Bild, ein dürftig Zeichen ihm vor's Ohr,
Vor's Auge, vor des Innern Geist gerückt:
Des Orts, der Zeiten trauliche Verwandtschaft
Frischt altes, jüngst verwischtes wieder auf,
Und tausend neue Bilder treten ihm
In jugendlichem Reize vor den Geist.
Aus ihrer Asche lebt die Leidenschaft,
Die längst verglommene, ein Phönix, auf,
Und reißt ihn mit erneuter starker Gluth
Auf ihrem Pfade fort; der Alpensohn
In fernem Lande hört nach Jahren wieder
Den wohl bekannten Reihen: süß bethört
Sieht er der Kindheit Tage neu entblühn;
Es weckt ein Sinn den andern wunderbar;
Ein reineres, ein schöneres Blau umfließt,
Und frischeres Grün umduftet ihn, wie einst;
Er hört das Läuten seiner Kühe, sieht
Am Felsenabhang seine Ziegen klettern,
Und ihn ergreift mit süßen Weh'n der Heimath
Gewaltige Begier; es wächst die Flamme
Zu raschen Gluthen hoch und höher auf;
Fort muß er, oder langes Harms versiechen.
So ist der Mensch; an Bild und Zeichen hängt
Sein Wohl und Weh; in Zeichen hüllte selbst
Die ew'ge Güte sich, und that uns so,
Den engbeschränkten, ihrer Liebe Sinn
Und ihrer hohen Weisheit Wunder kund;
Und, was wir wissen und verstehn, ist Bild.
Er nur, der Ew'ge, Unvergleichbare,
Der aus dem Sichtbar'n, der Unsichtbare,
Aus dem Vergang, der Unvergängliche,
Aus Zeichen spricht, der Unbezeichnete,
Er nur ist Wesen, Wahrheit, Sein und Licht,
Und wir die Funken seines Lichts, und Töne
Der heiligen, der großen Harmonie.

Es strebt hinauf der Funke zu dem Quell
Des Lichts, aus dem er stammt; es suchet sich
Das Zartverwandte, das Getrennte liebt
Vereinigung, von Liebe süß gedrängt,
Und aus der Tiefe reißt's uns in die Höhe.
Das Wandelnde ringt nach dem Bleibenden;
Der Heimath zu mit Geisterarmen strebt
Das noch Gebundene. Wann sinkt die Fessel, wann
Erscheint dem Aug' in sonnenreiner Klarheit
Der große Tag der königlichen Wahrheit?

Maigewitter.

Schwüles Gewölk zieht
Um die Berge hin; mit des Waldes Dunkel dort,
Wo durch den Forst
Niederstürzet der Steig,
Mischt es die Schatten.
Wie sich Heere rüsten zum Streit,
Rüsten die Wolken sich zur Schlacht.
Der Blitze Schlangen zucken schon röthlich weiß
Mit geflügelter Eile durch die Himmel dahin.

Fernher schallen schon Donner
Und der Berge Wiederhall
Braust aus der Tiefe sie zürnend zurück;
Aber unten die Erde
Hingegossen liegt sie im Blüthenschmuck
Im Rausche der Liebe,
Frühlingsbegeistert,
Wie Semele
Erwartet freudig sie
Den donnerfrohen, den herrlichen, den olympischen Gott,
Und recket die Arm' aus
Nach dem Umschlingenden.

Luther.

Der Weltkunst schon die Sinnen zugewendet,
Wallt über Land dort mit dem Freund der Freund,
Bei heit'rer Luft, als Dunkel sie umrändet,
Und wolkig jetzt und trüb der Himmel scheint.
Ein Wetter, von den Bergen hergesendet,
Mit dem bald Sturm und Hagel sich vereint,
Bricht los, verschlingt den Tag, wo durch die Engen
Des Thals sich nur die Blitze hellend schlängeln.

Als beide jetzt die Tritte rasch beflügeln,
Ob nicht ein Dach zum Schirm sich ihnen beut,
Indeß die Donner rollen von den Hügeln,
Und Furcht dem Grau'n grau'nvoll're Farben leiht,
Und Hand in Hand den Bund die Freunde siegeln,
Dem sie für Tod und Leben sich geweiht;
Da zuckt ein Blitz schon durch den Himmel wieder,
Und schlägt den Freund zu Luthers Füßen nieder.

Erschüttert steht bis in das tiefste Leben
Jetzt der; doch als den Schrecken Muth bezwang
Ruft betend er: „Wer will ihm widerstreben?
Er ist der Herr, auch herrlich bleibt sein Gang
Im Todesgrau'n, ihm will ich mich ergeben.
Mein ganzes Leben sei ihm Preisgesang!"
— Die ernste Stunde ward dem Bund der Treue,
Zum großen Werk die furchtbar hehre Weihe.

Und dieser Blitz — er hat die Erd' entzündet,
Hat neu gestärkt, wo er mit Macht erschüttert.
Heilbringendes hat er der Welt verkündet,
Befruchtend sie mit Segenskraft durchwittert,
Das Fremde scheidend Gleiches sich verbündet,
Befreundet so in Lieb', als Haß erbittert,
Um durch verschied'ner Kräfte Zwist und Streiten
Dem Lichte neu die Siegsbahn zu bereiten.

Was rein du wolltest, Luther, wird bestehen,
Wird trotzen selbst der Höllenmacht Verheerung;
Was Menschen menschlich wirkten, mag vergehen,
Es trug in sich den Samen der Zerstörung.
Ob wild um ihn die Zeitenstürme wehen,
Der Baum aus Gott zu ewiger Verklärung,
Er wächst und wächst voll Blüthen und voll Früchte,
Und schattet weithin durch die Weltgeschichte.

In diesem Geist hoch schwören deiner Fahne
Wir Huldigung, Held Gottes, daß dein Wort,
Das göttliche, zum Göttlichen uns mahne,
Und kräftige zur Wahrheit fort und fort,
Uns scheidend von des Dünkels trübem Wahne
Hinführe zu der Wahrheit heil'gem Hort;
Nicht Namen sollen uns, nicht Worte binden,
Dein heller Geist zu hellerm Geist entzünden!

Gesanges-Macht.

Der Sänger zieht am Liederfeste
  Mit wonnetrunk'nem heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäste,
  An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Muth und Feuer,
  Der Hoffnung Farb' ist sein Gewand;
Von rother Schärpe hängt die Leier
  Herab am silberfarb'nen Band.

Noch schwärmen ihm um seine Ohren.
  Die Schmeichelreden süßer Frau'n;
In ihrer Reize Mai verloren
  Kann man sein irrend Auge schau'n.
Des Waldes Grund hat ihn empfangen,
  Und in der Tannen Dämmergrün
Zieht recht ein sehnendes Verlangen
  Nach dem Verlassenen ihn hin.

O selig, wer zum Preis des Schönen
  Die liedersüße Harfe weiht,
Und wen mit des Gesanges Tönen
  Der Geist der Lieder süß erfreut.
Er trägt sein Glück in seinem Herzen,
  Und wie er Andre hold entzückt,
Ist unter Freuden, unter Schmerzen
  Er durch sich selber hoch beglückt.

Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
  Und öder rings die Einsamkeit;
Hin sterben schon des Tages Lichter,
  Matt durch den hohen Forst verstreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grausen
  Mit einmal ungelegen an;
Verworr'ne Stimmen hört er sausen
  Seitab von der umengten Bahn.

Und plötzlich aus dem Dickicht springen
  Nun Räuber mit gezückter Wehr',
Und Schwerter blinken, Stöße dringen,
  Und Flüche schwirren um ihn her.
Geraubt wird alle seine Habe,
  Ihm abgerissen das Gewand;
Die Leier selbst mit jeder Gabe
  Der Ehre sieht er sich entwandt.

Und was er fleht um's nackte Leben,
  Unmenschlich schleppen sie ihn fort,
Ihm selber noch den Tod zu geben;
  Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In seiner Blüthe soll er sterben;
  Des Waldes tiefste Felsenschlucht
Soll ihn verschlingen, ihn verderben,
  Von keinem Menschentritt besucht.

Dem Untergang jetzt zu entrinnen,
  Am Rand der ungeheuern Noth,
Schickt ihm entschlossenes Besinnen
  Und schneller Rettung Rath ein Gott.
Er fleht, er ringt die wunden Hände;
  „Und soll ich sterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
  Dem unschuldvollen Sänger noch!"

„Die Leier, gebt sie mir zurücke!
  Daß ich, nach Sitte, bei Gesang
Zu Gott auf kurze Augenblicke
  Noch sende meines Herzens Dank.

In seine Hut möcht' ich das Leben
  Empfehlen, das mir soll entflieh'n;
In Tönen mög' es dann entschweben
  Zum Schöpfer aller Harmonie'n."

„Ihr zögert? — Brecht dies starre Schweigen!
  Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes Zeugen,
  Und weigert mir die Bitte nicht!"
Sie reichen finster ihm die Leier,
  Und schließen dicht um ihn den Reih'n,
Und er mit wunderbarem Feuer
  Greift in die Saiten muthig ein.

Und wie die Wirbeltöne rauschen,
  Erhebt er schmelzenden Gesang;
Der Wilden starre Ohren lauschen,
  Schon halb erweicht dem Zauberklang;
Und immer süßer rauscht die Fülle
  Des Wohlklangs unter seiner Hand,
Und löset in des Kreises Stille
  Der eh'rnen Herzen rauhes Band.

Als so die Runzeln sich entbreiten,
  Schnell wechselt er so Lied als Klang,
Und stürmt mit einmal in die Saiten
  Beherzten krieg'rischen Gesang;
Er singt des Krieges freies Leben,
  Des grünen Waldes frische Luft,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
  Die brave That entschloßner Brust.

Er singet von den kühnen Recken,
  Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande nimmer durfte decken,
  Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unschuld wollten frank beschützen,
  Und für sie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
  Erbleichen mußte frevler Muth.

„Nein! solchen Männern ohne Grauen
  Will ich zu sicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!"
  Ruft er, den Räubern zugewandt.
„Den frommen Sänger wollt ihr tödten? —
  Es war nur Schimpf, was ihr gethan."
Da tritt sie alle Scham-Erröthen
  Und helle Reue plötzlich an.

Ein wildes Hurra hört man schallen;
  Ganz umgewendet ist ihr Sinn,
„Zieh, reich begabet von uns allen,
  Zieh frei, wie Du's verdienest, hin."
Sie füllen ihm auf's neu die Hände
  Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
  Ihn im Triumphe froh zurück.

Die Silberhochzeit.

Aus stiller Kammer kommt gegangen
  Die junge Braut, dem Tag erwacht
Auf dem verschämten Roth der Wangen,
  Ruht das Geheimniß schöner Nacht
Sie steht in ihrer Schwestern Kreise,
  Und senkt den Blick zur Erde, stumm;
Die, nach der Mädchen-Neugier Weise,
  Steh'n forschend still um sie herum.

Sie möchten gerne manches fragen;
  Doch wieder stockt im Mund das Wort,
Und keine will den Anfang wagen;
  Da reißt die junge Frau sich fort,
Und eilt hinab mit raschen Füßen,
  Wo bald die Laube sie umhüllt;
Die Vögel und die Bäume grüßen
  Mit Huldigung das schöne Bild.

Die Hyacinthen und die Rosen
  Umschlingen sie mit süßem Duft;
Verliebte Weste schmeichelnd kosen
  Um sie aus sonnerhellter Luft.
Sie sitzt und sinnt; jetzt leise nahend
  Blickt dort der Schlummergott herein,
Und, weiches Armes sie umfahend,
  Wiegt er mit seinem Mohn sie ein.

Da sieht voll seltsamer Gestalten
  Sie bald vor dem gebannten Blick
In neuen Bildern sich entfalten
  Ein buntverworrenes Geschick.
Sie geht auf lustig grünen Auen,
  Die dort ein schmaler Pfad verengt,
Wo nakte Felsen ihn umgrauen,
  Vom dürren Mittagsstrahl versengt.

Jetzt nimmt ein Erlenhain sie wieder
  In seine kühlen Schatten auf;
Von allen Zweigen tönt es nieder,
  Und Kinder-Köpfe steh'n darauf.
Dort sieht sie eine Wiege schwanken,
  Die bald zum Sarge wird; ein Grab,
Das Maienglocken fromm umranken,
  Zieht ihren schweren Blick hinab.

Doch seht! Verwandelt ist die Scene:
  Aus einem ländlich heitern Haus
Sechs frische aufgeblühte Söhne,
  Sechs junge Frauen geh'n heraus,
Mit Myrthenkränzen in den Locken;
  Sie führt ein ältlich muntrer Mann.
Sie selbst, verwandelt, sieht erschrocken
  Den Mann jetzt; dann die Kinder an;

Hört Mutter sich von diesen grüßen;
  Sie hangen ihr um Hals und Knie,
In Thränen will der Greis zerfliessen,
  Naht ihr, und weinend küßt er sie.
Ein Trupp von Enkelchen behende
  Bringt Blumen aus dem Garten dar;
Sie drücken ihr die welken Hände
  Und spielen ihr im Silberhaar. —

Sie ist erwacht. — In frischem Leben
  Steht alles heute vor ihr da.
So hat sich alles klar begeben,
  Wie sie's vorlängst im Traume sah.
D'rum bringen wir vereinten Gäste
  Der Braut dies Lied zum Kranze dar,
Und freu'n uns ob dem schönen Feste,
  Und segnen das geliebte Paar.

Das heilige Land.

1812.

Wohin auf deinen morgengoldnen Schwingen,
O Phantasie, trägst du aus trüber Zeit,
Die Nebel nur und Finsterniß umringen,
Die Gräu'l auf Gräu'l und Schmach auf Schmach entweiht;
Wohin eilst du den Sänger hinzubringen,
Hinweg vom Land der öden Wirklichkeit?
Wie seh' ich nicht, von dir emporgetragen,
Die Pforten alter Welten aufgeschlagen?

Empfangen mich die heiligen Gefilde
Der Griechen dort, um die in reinerm Licht
Der Himmel strahlt in sonnenwarmer Milde,
Die hoher Ehren Glorie umflicht?
Erwachen sie, die herrlichen Gebilde,
Die Helden mit dem Götterangesicht,
Die tapfer nur für Bürgerheil entbrannten,
Und keine Ehr' als solche Tugend kannten?

Als Persis seiner Flotten stolze Heere,
Die troz'gen Krieger, wie des Meeres Sand
Unzählbar, durch die Lande, durch die Meere
Umher, euch zu verschlingen, ausgesandt,
Ihr aber kühn mit ungebeugtem Speere
Für Götter, Weiber, Kinder, Haus und Land
Ankämpftet, gleich den Löwen, gleich den Aaren,
Vereintes Muths am Tage der Gefahren.

Als des Verdienstes ewig frische Krone
Sich flochten vor des Vaterlands Altar

Die Miltiade, die Timoleone,
Und er, der Führer seiner kleinen Schar,
Leonidas, doch furchtbar Persis Throne,
Nicht achtend des gewissen Tods Gefahr; —
Als Agis' großes Herz für große Sache
Hinblutend brach, ein Opfer schnöder Rache.

O fahret wohl, ihr kühnen Heldenseelen,
Die ihr für Recht und Heimathland geglüht!
Nicht eure Thaten feiernd zu erzählen
Wählt euch, die Allgepriesenen, mein Lied.
Die frommen Streiter Gottes möcht' es wählen;
Hinüber zu dem heil'gen Lande zieht,
Zur hehren Stadt, für die sie keck gestritten,
Der Geist mich hin, wo Christ der Herr gelitten.

Ihr, was euch Land und Zung' und Sitte trennte,
Durch eine Flamme brüderlich vereint,
Im gleichen Heldenthumes-Elemente
Durch Glaubensmacht und fromme Gluth befreundt,
Die kühn mit euch in wilde Scharen rennte,
Und niederwarf des Christus-Kreuzes Feind;
O ihr des wunderbaren Helden Helden,
Von deren Ruhm die Welt wird ewig melden.

Und wäre mir die liederkühnste Leyer,
Und alles Wohllauts Fülle mir verlieh'n;
Ja hätt' ich Maro's Geist und Tasso's Feuer,
Und dienten mir selbst Orpheus Harmonie'n,
Die Felsen und des Waldes Ungeheuer
Nachrissen ihren Zaubermelodie'n,
Doch könnt' ich kaum nach Würden euch besingen.
Die Armuth kann nur armes Opfer bringen.

Doch grüß' ich dich, du heil'ge Grabesstätte,
Worin der Herr, der für die Welt sein Blut,
Daß er vom Fluch der Sünden uns errette
Und bändige des Todes grimme Wuth,
Am Kreuz verströmt, wo, als in sanftem Bette,
Nach schwülem Tag der Heilige geruht,
Doch kraftumgürtet aus des Todes Banden,
Des Todes Sieger, glorreich auferstanden.

Hier sieht man Saba's Wohlgerüche wallen,
In lichten Wolken dampfen Specerei'n;
Vermischter Andacht Feierhymnen schallen
Aus unterird'schen Grüften fremd herein;
Dem frommen Klang antworten ernst die Hallen;
Nie schweigen sie, der Beter heil'ge Reih'n.
So hütet treuergebenes Gemüthe
Das Grab, dem einst das Heil der Welt entblühte;

Das Grab, zu dem mit glaubensvollem Ahnen
Von allen Fernen, so die Sonn' umkreist,
Viel Tausend wallten, von den trüben Banden
Der Sünde zu befreien ihren Geist,
Und Licht und Trost für ihre Seele fanden,
Wo sie das Herz mit Himmelskost gespeist,
Hier, wo, sich opfernd für der Menschheit Leben,
In Tod sich selbst das Leben hingegeben.

Das Grab, um das die Streiter Gottes fochten
In jenen Tagen frommer Heldenzeit,
Ob noch so sehr die Sarazenen pochten,
Die Lanzen sausten in dem harten Streit,
Lorbeere sich um ihre Stirne flochten,
Die schändend nie der Völker Fluch entweiht;
Hoch schwangen sie des Glaubens starke Fahne,
Und ihre Thaten leben im Päane.

Seht ihr von den Pilastern dort getragen
Die Särge Bouillon's und Balduins stehn?
Die einfach gothischstrengen Züge sagen
Schon in den Namen, was durch sie geschehn;
Doch scheinen sie die Nachwelt zu verklagen.
Als könnten sie des Landes Schmach noch seh'n.
Ihr Glücklichen vor eurer Siege Pforte
Ward euch vergönnt, zu ruh'n am stillen Orte.

Auch Frieden euch in euren frommen Grüften,
Die fern von da die Mutter Erd' umhüllt,
Ihr Tapferen! umweht von Liliendüften
Behüten euch mit ihrem Himmelsschild
Die Engel Gottes aus den hohen Lüften,
Und eures Muths und eurer Liebe Bild,

Sie weihen es, daß, wie einst eure Fahne,
Es lange noch zu gleicher Tugend mahne.

O schönes Land der Wunder, wo von Quellen,
Von Bergen, Thalen Gottes Stimm' erklang,
Und wie ein Regenbogen rings im hellen
Lichtkreise sich die Huld des Ew'gen schwang;
Wo wie die Sonn' entstürzt des Meeres Wellen,
Hochherrlich sichtbar schritt des Höchsten Gang,
Wie so verstummt sind alle deine Zeichen!
Ach mußte dir der heitre Glanz erbleichen!

Die Stadt voll Volks ist nun zur Wittwe worden,
Liegt in der Wildniß eine Wüste da!
Auf wilden Rossen jagen Räuberhorden,
Wo man einst Beterscharen wallen sah;
Die Hügel, die von froher Lust Akkorden
Am Erndtefest erklangen fern und nah,
Von Oel und Wein so reich umduftet, schweigen
Jetzt nackt und kahl, der herben Armuth Zeugen.

Als ob der Fluch mit giftgetränkten Wehen
Versengend rings die Felder ausgebrannt,
Verödet muß der Gottesgarten stehen,
Die Lust ist hin und jeder Segen schwand,
Die Wasser, reich vordem den fruchtbaren Höhen
Entquellend, sind in ihren Fels gebannt;
Der Jordan selbst wälzt, ward nur fortgezogen,
Durch trüben Sand die gelben traur'gen Wogen.

Nur mit dem Kranz, dem fremden alter Lieder,
Nicht mit des Oelbaums eig'nem mehr geschmückt,
Trau'rt Thabor dort; vom hohen Gipfel nieder
Schaut er nach Tagen, die ihn einst entzückt;
Nie kehren Samgars Heldenzeiten wieder,
Als dort der Sieg Deboras Arm geglückt,
Als jauchzend sah der Berg zu seinen Füßen
Der Dränger Blut in hellen Strömen fließen.

Und Karmels Höh'n, wo einst der Zukunft Späher,
Der Einsamkeit und Gottes Licht vertraut,
Die ew'gen Tafeln des Geschickes näher,
Elias, frommgeweihtes Aug's erschaut,
Und als er lang sein Volk der hohe Seher,
Durch That und Wort und Wandel hatt' erbaut,
Lebendig ward auf schnellem Feuerwagen
Zu Gott von Flammenrossen aufgetragen;

Und schwebend seinen Mantel noch zur Erde
Elisa senkte, seinem treuen Knecht,
Daß nie sein Geist von ihm genommen werde,
Und stets in ihm auch wohne Gottes Recht,
Und lange noch, der redliche Gefährte,
Zur Wahrheit lenk' und lehre sein Geschlecht;
Ach! Karmels Höh'n steh'n öd', und seine Klüfte,
Die Seherhallen sind jetzt Räuberschlüfte.

Wo ist das Volk, das treu den Palmenschatten,
Fromm, sonder Eh', sich aus sich selbst erzeugt,
Wo die Natur und Ruh die lebenssatten
Mit Himmelsmilch aus keuscher Brust gesäugt?
Sie wollten nicht im heil'gen Dienst ermatten,
Bis sie zur Gruft des Alters Hand gebeugt,
Und andre, die, wie sie des Glückes Welle
Hieher verschlug, ersetzten ihre Stelle.

Sie sind nicht mehr, es trauren ihre Stätten,
Der Schakal heult, wo ihrer Hymnen Sang
Oft nächtlich scholl in flammenden Gebeten,
Und zu Gesang des Felsen Tochter zwang.
Und ihr, die einst den herrlichsten Propheten
So oft begrüßt in seines Wirkens Gang,
Wie schweigt ihr jetzt ihr Hügel, Seen, Thale,
Beleuchtet oft von seiner Wunder Strahle!

So lebst du nur noch in den heil'gen Sagen
Du heil'ges Land, erkorne Braut des Herrn!
Wird nie, wie einst, das Licht dir wieder tagen?
Nie wecken dich ein neuer Morgenstern?
O trauert nicht! Wo heil'ge Herzen schlagen,
Ist heil'ges Land und Gottes Licht nicht fern;
Aus keuscher Brust, aus reiner Seelen Saaten
Unsichtbar still erblüht's in Geistes-Thaten.

Wenn, aus der Hölle Samen ausgeboren
Am eignen Gift die Zwietracht nun verdirbt;
Die uns verheert, die Wuth hat ausgegoren,
Am Uebermaß der Uebermuth erstirbt,
Und nahend wieder aus des Himmels Thoren
Des Friedens Geist um reine Herzen wirbt,
O möchten dann wir seine Huld verdienen,
Und alten Fluch, geheiligt alle sühnen. —

Vertrauen.

Die dunkeln Schwestern singend spinnen;
Prophetisch klingt's vom ehrnen Haus:
Ein Geist mit furchtbarem Beginnen
Sinnt sich ein großes Schicksal aus.

Des Glückes Buch liegt aufgeschlagen,
Der Geist, noch zweifelhaft und stumm,
Die ernsten Loose zu befragen,
Stört, wie ein Sturm, die Blätter um.

Und über Länder hergeschritten
Geht jetzt verhängnißvoll sein Fuß;
Die Erd' erdröhnet seinen Tritten
Hinab bis in den Erebus!

Dumpf tosende Gewitter wallen
In wilden Schauern durch das Land.
Ergriffen von dem Sturm muß fallen,
Was seit Jahrtausenden bestand!

Wie wenn der Feuerberge Wetter
Losreissen sich mit Ungestüm,
Und wach die unten ruh'nden Götter
Verderbend künden ihren Grimm.

Soll aus den Trümmern der Verheerung
Die Welt sich schöner jetzt erneun?
Was lang getrotzet der Zerstörung,
Nun eine alte Mähre sein?

Wird schöner Sitt' und Kunst entblühen?
Sich näher der Vollendung Ziel
Die Menschheit ringen? Oder fliehen
Die Musen vor dem wilden Spiel?

Und furchtbar durch die Erde winket
Des tollen Zwanges Eisenstab?
Auf Eumenidenflügeln sinket
Die Nacht der Barbarei herab?

Das Heiligste soll ich verderben,
Der Freiheit Mannsinn untergeh'n,
Der Menschheit Blüthen soll ich sterben,
Mit ihres Heiles Blumen sehn? —

— Was kommen soll — in heil'ger Stille
Mit bunt gewirktem Teppich deckt
Die Zukunft es; die ernste Hülle
Hat stets den Vorwitz noch geschreckt.

Wenn auch der Erde Feste zittert,
Der unterhöhlte Boden laut
Der wankenden Natur erschüttert:
Getrost dem Waltenden vertraut!

Sein Walten und sein treues Lieben
Hat er im Buche der Natur
Am schönsten selber uns beschrieben;
Der Feigsinn mißversteht ihn nur.

Bald ist der Sturm vorbeigezogen,
Hell öffnet sich der Sonne Thor,
Und aus dem Schaum empörter Wogen
Ging ja die Liebe selbst hervor.

Das Orakel der Weisheit.

Unbegreifliches!
Wenig begreifendes Geschlecht der Sterblichen,
Ausgesät über die unendliche Erde,
Unendlich für dich,
Aber der Schatten eines Punkts
Vor dem, der das Unendliche selbst ist.
Du kommst, weist nicht, woher?
Gehst, weist nicht, wohin?
— Stückwerk dein Wissen, Arbeit dein Thun —

Ueber dir kreisen Sonnen und Planeten
In ewiger Jugend,
Scheiden und kommen und kennen ihre Zeit,
Und du, unaussterblich in deiner Gattung,
Lebst nur in dieser lange Tage;
Dem Einzelnen ist
Nur ein Athemzug der Zeit vergönnt,
Und in des Lebens Kerne
Trägt jeder schon des Todes Wurm.

Ueber dir hin
Wandelt ihren ernsten Gang,
Die Nothwendigkeit.
An ihrem diamantnen Rocken
Spinnt sie den Faden des
Unwiderrufbaren Geschickes,
Und leitet an ewigen Seilen das All:
Du aber über deinen geschmückten Gräbern
Deinen blumigen Trümmern,
Weilest, wie sie will,
Flüchtige Tage,
Augenblicke, Hauche der Zeit,
Augenblicke, oft voll Müh' und Noth,
Die du dir mit Zweifeln jetzt,
Jetzt mit Sorg' und Angst,
Jetzt mit Thorheit verkümmerst und Laster.
Vor allen Kindern der grün gelockten Erde
Gab dir der Schaffende
Den Blick vorwärts in das Kommende
Und rückwärts in's Vergangene
Und zwischen zwei Welten,
Sichtbarer und unsichtbarer,
Stehest du!
Doch Dämmerung nur füllet die Aussicht,
Und schüchterne Strahlen des Morgenroths
Zittern aus der weiten Ferne.

Vermesse dich nicht, Halbgott zu sein,
Noch versenke ganz erdwärts deinen Blick!
Die vorwitzige Psyche
Schweift mit verwegenen Fittichen
Nicht ungestraft über des Sichtbaren Gebiet,
Wenn ihrer Bande vergessend
Sie zügellosem irrem Flug sich giebt.
Träge, nur an die Erde gebunden,
Vom göttlichen Funken in sich nicht belebt,
Nicht höher beliebend ihn selbst,
Entmenscht sich der Mensch,
Wird zum niedrigern, sich selbst schändenden Thier.

Ich hörte viele Frager
Vom Orakel der Weisheit;
Jahrtausende fragen sie,
Jahrtausende streiten sie über der Antwort:
Was kann ich wissen? was glauben! was thun?
Wo ist das Orakel der Weisheit?
Ich will den Felsen hinaufklimmen,
Und engten Klippen und Dornen den Pfad,
Ich will den Schweiß nicht scheuen, die Arbeit nicht scheuen,
Ich will die Klippen und Dornen
Denn steilen Gang hindurch,
Zur Stätte der heiligen Kunden
Gottbegeisterter Weisheit,
Daß wie vom Regen des Himmels
Die schmachtende Seele sich erquicke des Worts!

Nicht draussen in der Welt!
Nicht im Dunkel des Hains,
Nicht über klippigen Höhen,
In Labyrinthen der Worte nicht,
In dir, Mensch, ist das Orakel der Weisheit.

Glaube, lieb' und hoffe!
Hoffe, lieb' und glaube!
Duld' und entbehre!
Freu' dich und leide!

Suche grübelnd den Ewigen nicht,
Du möchtest ihn suchend verlieren!
Glaub' ihn!
Er ist dir nahe! ist um dich, über dir! in dir!
Keine Namen bezeichnen ihn, nennen ihn,
Aber dein Herz, wenn du es rein hältst,
Kündet ihn dir, verbürgt ihn dir,
Und den Regenbogen der Sehnsucht
Nach ihm, dem Unvergänglichen,
Hat er zum Zeichen seines Bundes mit dir,
Um die Brust dir gelegt,
Und sein schönstes Kind, die Liebe,
Mit ihrer Schwester, der Hoffnung,
Zur Braut dir gegeben und Gespielin.

Ihn singt dir die ganze Natur,
Und sein feurigster Psalm
Ist der wandelnde Sternenhimmel.
Wenig zu wissen, und Ihn zu verehren
Sei deine Weisheit!
Such' ihm zu gleichen durch Liebe,
Wie du, der Schwache, stark doch in ihm,
Immer vermagst, und durch Adel reiner That!
Ringe darnach!
Seine Gebote der Liebe
Schrieb sein Finger der Liebe
Dir in das Herz!
Und lohnte kein Jenseits,
Und strafte kein Jenseits,
Gehorche dem warnenden, leitenden!
Das schönste Edelgestein
In deiner Freiheit Krone
Ist dieser Gehorsam.
Bewahre die Krone,
Die du hast,
Der Menschheit Würde!
Ehre dies Diadem, wie es dich ehrt,
Vom Sinnenknechte wie so oft entweiht!

Fürchte den Tod nicht
(Daß seine Schrecken dich nicht ängsteten,
Ward dir ein holderes Bild von ihm,
Sein Bruder, der Schlaf,
Der Mühentröster gegeben)
Fürchte den Tod nicht,
Aber veracht' ihn nicht,
Den großen Lehrer,
Den Heiland aus vieler Noth,
Der die Bande dir löst,
Und vollendet mit dir!
Glaube gewiß, er wirds vollenden!
Glaub' an dich, und hoff' Unsterblichkeit!
Was drüben sein wird,
Wenn du Gutes rein und treu geübt;
Wohl dir!
Du hast Gott und dich!

Der Suchende.

Nach Wahrheit hab' ich viel gerungen,
Und frühe war ich nach ihr aus;
Doch ist mir nicht der Fund gelungen,
Und matt und leer kam ich nach Haus.
Ich fragte groß' und kleine Meister,
Doch prüft' ich selten recht die Geister.

„Ihr Meister führt mich zu der Quelle,
Die meiner Seele Frieden schafft,
Und zeiget mir die rechte Stelle,
Und aller Wesen Art und Kraft:
Die Ruthe hab' ich in den Händen:
Wohin soll zuckend sie sich wenden?"

„Daß sich der Brunnen mir entschließe
Der Wissenschaft und der Natur,
Und ich die Göttin selbst begrüße
Die Göttin, nicht ihr Trugbild nur!"
Sie haben Worte mir gegeben;
Doch in den Worten war kein Leben.

Da ward mir's enge im Gemüthe,
Ich fühlte Pein und Widerstreit;
Mir dorrete des Geistes Blüthe
Und jedes Sinnes Heiterkeit:
Als so sich alle Kräfte lösten,
Kam eine Stimme, mich zu trösten.

„Was drängst du dich an leere Namen?
Das Eitle geht dem Eitlen nach:
Suchst außer dir der Weisheit Samen,
Und hältst die Demuth gar für Schmach?
Auf, forsche nur bei Lust und Schmerzen
Die Wahrheit still in deinem Herzen!

„Und lernst du dich nur selbst verstehen,
Und bist nicht fremd im eignen Haus,
Hier wirst du manches Wunder sehen;
Hier theil' ich die Orakel aus,
Und die verworrenen Gestalten
Des Lebens will ich dir entfalten."

Behalte gläubig das Vertrauen!
Entschwundne, wie die ferne Zeit,
Hebt mit andächtigem Beschauen
Sich auf vor dir in Wirklichkeit;
Das Heilige in dem Gemeinen,
Der Geist der Welt wird dir erscheinen.

Stiller Sinn.

Fromm mit liebendem Gemüthe
Fest vertrau'n der ew'gen Güte,
Ob der Erde Stürme weh'n, —
In des Lebens irrem Treiben
Stets muß doch dies Eine bleiben,
Ohne Wank muß es besteh'n.

Wenn ich Nachts gen Himmel schaue
Nach der sternbesä'ten Aue,
Wo die Wunderblumen blüh'n,
O wie fühl' ich mich beschwichtigt,
Und den irren Sinn berichtigt,
Nur von reinen Flammen glüh'n.

Schöne Bilder aus der Ferne
Stehn sie da die goldnen Sterne,
Bilder der Beständigkeit,
Bilder sonnenlautrer Klarheit,
Ewig unverrückter Wahrheit,
Seliger Zufriedenheit.

Traue nur der ew'gen Güte!
Diese reine Himmelsblüthe
Blüht auch in der rauhsten Zeit.
Rosen mögen sich entfärben,
Andre Blumen mögen sterben,
Bis sie spät der Lenz erneut.

Erde muß, was irdisch erben,
Diese Blüthe kann nicht sterben,
Unvergänglich ist ihr Mai,
Traue nur der ew'gen Güte!
Treu im liebenden Gemüthe
Zeigt sie dir sich ewig neu.

Menschenleben.

Ein Räthsel sei, ein Irrgewind das Leben?
So haben Weis' und Thoren viel geklagt:
Wo mag der Faden Ariadnens schweben,
Der aus dem Labyrinthe führt? wer wagt
Des Räthsels Wort uns offenkund zu deuten,
Und aus dem Netz befreiend uns zu leiten?

Durchbalsamt von der Jugend Aetherdüften,
Von ihrem zarten Morgenhauch durchquellt,
Weilt, wie auf wunderbaren Himmelstriften,
Der junge Geist auf der ihm neuen Welt,
Am bunten Schmelz der wechselnden Gestalten;
Er möchte sie so gern auf ewig halten.

Da nah'n heran die ernsten Mannestage;
Es fühlet sich von läst'gem Band das Herz
Schwer eingeengt, und manche saure Plage

Verwandelt jetzt die vor'ge Lust in Schmerz;
Der frische Duft des Morgens ist zerronnen,
Die Luft wird schwül, es kommen trüb're Sonnen.

Des Zaubers Reiz weicht bald vor dem Gemeinen
Alltäglichen der starren Wirklichkeit;
Gespenster sieht dein Auge bald erscheinen,
Wo selige Gestalten dich erfreut.
Umsonst hinauf blickst du nach jenen Höhen!
Im Tod will fast das Leben untergehen.

Hohn wird und Trotz dem Edelsten geboten,
Am offnen Tag tobt zügellos die Macht;
Wo sie nicht hilft, flicht ihre Schlangenknoten
Die List, gehüllt in trügerische Nacht;
Die Falschheit strebt, sich selber zu vergöttern,
Und in den Staub das Recht hinab zu schmettern.

Wer rettet uns vor'm eigenen Geschlechte
Das, wie sich selbst, so mühvoll and're plagt?
O wer zerstreut vor mir die trüben Nächte,
Und bannt den Gram, der meine Brust durchnagt
Daß vor den rauhandrängenden Gewalten
Ich doch mir selbst mich dürfte treu erhalten?

Die Wahrheit ist's, die Schönheit, ihre Schwester,
Mit jungem Maienlichte angethan,

Sie zieh'n in sich die Seele wieder fester,
Und machen so dem eignen Frieden Bahn.
Religion mit ihren Götterhänden
Muß der Versöhnung heil'ges Werk vollenden.

Geebnet sind des Streites wilde Wellen,
In neuer Klarheit siehst du bald die Welt,
Und Luft und Erd' und Alles sich erhellen,
Wenn in dem Kampf die eig'ne Lust nun fällt,
Und hast du die und so dich selbst bezwungen,
Ein Himmel ist aus deiner Brust entsprungen.

Ihr sel'gen Drei, aus Gottes Licht geboren,
Wer an sein Herz euch brüderlich gedrückt,
Wer dort euch fromm die Freistatt hat erkoren,
Mit eurem Kranz sich seine Schläfe schmückt,
Ist auf des Lebens nachtdurchgrauten Straßen,
An eurem Licht vom Lichte nicht verlassen.

Im Zeitensturm fest steht er ohne Wanken,
Zur Höh' hinauf gerichtet seinen Blick,
In's Sonnenreich der göttlichen Gedanken,
Und Sorg' und Klag' eilt hinter ihm zurück.
In dieser Hut, wie's unter ihm auch stürmet,
Sein Köstlichstes, sein Glaube bleibt geschirmet.

Gottlieb Siegmund Corvinus,

als Schriftsteller Amaranthes genannt, ward am 15. Mai 1677 zu Leipzig geboren, studierte die Rechte in seiner Vaterstadt und starb daselbst als Advokat und kaiserlicher Notarius am 27. Januar 1746.

Von ihm erschienen, theils unter seinem wirklichen Namen theils pseudonym:

Proben der Poesie. Leipzig, 1710 — 11. 2 Thle.
Nutzbares, galantes und curieuses Frauenzimmerlexikon. Leipzig, 1715.
Reifere Früchte der Poesie. Leipzig, 1720.
Deutsche Reden von unterschiedener Gattung. Leipzig, 1734.

Ein Nachfolger und Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohensteins, dessen galante und verliebte Gedichte schwülstig und wässerig, dessen Satyren und Epigramme plump und derb sind.

M. Cosmeli. s. Kosmeli.

Karl Ludwig Costenoble.

ward am 25. December 1773 zu Herford geboren, widmete sich der Bühne und zeichnete als sich Komiker vortheilhaft aus. — Früher Mitglied des Hamburgischen Stadttheaters, nahm er später einen Ruf als K. K. Hofschauspieler in Wien an, wo er gegenwärtig noch lebt.

Er gab heraus:

Dramatische Spiele. Taschenbuch für 1810. Hamburg, 1809.
Dasselbe für 1816. Hamburg, 1816.
Lustspiele. Wien, 1829.

C. hat meist nur dramatische Kleinigkeiten geliefert, welche aber größtentheils sich einer günstigen Aufnahme bei ihrer Darstellung erfreuten, da sie sich durch Bühnenkenntniß, Witz, Lebendigkeit und guten Dialog vortheilhaft auszeichnen.

Johann Andreas Cramer.

Diesem um Deutschland hoch verdienten Manne ist von seinem Sohne dem vortrefflichen am 22. Februar 1833 zu Kiel verstorbenen gelehrten Juristen, Etatsrath A. W. Cramer, ein eben so würdiges als originelles Denkmal in dessen Hauschronik (Hamburg, 1822, S. 225 — 241) gesetzt, das wir daher, um so mehr als dieses eigenthümliche Buch im größeren Publicum nur wenig bekannt geworden ist, statt der gewöhnlichen biographischen Notizen hier folgen lassen, wobei wir uns nur gestatten hin und wieder die fehlenden Jahreszahlen zu ergänzen. Die Schilderung des Sohnes lautet:

Mein Vater war, wie meine Mutter, aus Sachsen, geboren zu Jöstadt ober St. Georgenstadt im Erzgebirge den 29sten Jänner 1724. Sein Vater war daselbst ein ärmlicher Pfarrer, aus Ungern dahin versetzt. Mein Vater ist, wie ich in der Folge, in Grimma gebildet und in Leipzig seit 1742 unter Ernesti, Zeller und Drieling, wohin er mit 5 Gulden

in der Tasche ging und sich durch Hochzeit- und Leichen-Carmina, durch Correcturen bei dem älteren Breitkopf, so wie durch Unterricht seinen Unterhalt erwarb. Magister geworden 1745 las er eine kurze Zeit in Leipzig nicht ohne Beifall, bis er nach*) Crellwitz und Daspig an der Elbe versetzt ward, auf eine Pönitenz-Pfarre, die ihren Namen von der Geringfügigkeit der Einkünfte hat. Hier heirathete er meine Mutter, nachdem Sprüchworte, eine Pfarre will eine Quarre haben, obgleich das Einkommen noch keine 300 Rthlr. betrug und von Leipzig aus ihn seine Freunde, die Gellerte, Rabener, Schlegel, Klopstock fleißig besuchten. Hier wurde der Grund gelegt zu den Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, und als diese aufhörten, den Bremischen Beyträgen, Wochenschriften, welche auf die Herstellung der schönen Wissenschaften in Deutschland einen entscheidenden Einfluß gehabt haben und damals um so mehr Leser fanden, als sie der insipiden Gottschedischen Schule entgegen und den Schweizerischen Streitern in die Hände arbeiteten. Hier wurde die Uebersetzung des Chrysostomus, woran auch J. A. Schlegel Antheil hatte, und der Vermischten Schriften angefangen und vollendet und für ihn eine Empfehlung bey den Philologen. Man kann es nicht leugnen, daß die Theilnahme an dem Schicksale der schönen Literatur sehr allgemein verbreitet war, daß alles mit größerer Liebe aufgenommen wurde, als jetzt, dafür aber auch strenger gesichtet und einer scharfen Kritik unterworfen wurde, die es nicht erlaubte, durch den Klingklang hoher Worte den Kopf und das Herz zu bestechen. So in der schönen Morgenröthe der aufkeimenden Literatur dastehend machte er sich bald als Kanzelredner bekannt, und ein Buß- und Festtag, eine Eruption des Vesuvs oder ein Erdbeben zu Lissabon diente nur dazu, sein Talent zu erhöhen, und ihm den**) Ruf als Hofprediger nach Quedlinburg zu verschaffen. Die Aebtissinn hörte schwer, und was er der Gemeine vorgetragen, mußte er ihr im Kabinette wiederholen. Das lohnte sie ihm dankbar, als er 1765 nach Kopenhagen durch den älteren Bernstorff berufen, daselbst Hofprediger und Professor der Theologie ward. Schon früher war Kirchengeschichte sein Lieblings-Studium. Die Uebersetzung des Bossuet erfolgte, und, was freylich mehr sagen will, die Fortsetzung desselben. Sie ist sein Hauptwerk, ein Werk auf das sich Deutschland etwas zu Gute thun kann. Ein eiserner Fleiß gehörte dazu, sich durch die Nacht der Jahrhunderte durchzuarbeiten. Durch diese Theologaster und Philosophaster, ekelhaft in Hinsicht des Vortrages wie der Sprache und nur wenig anziehend durch ihren Inhalt, Schriftsteller, die, da sie sonst insgesammt im Anfange der Buchdruckerkunst erschienen waren, sich zugleich nur wenigen zugänglich zeigten. Hätte nicht die Königliche Bibliothek in Kopenhagen, so reich an Prototypen, daß sie wohl nur noch durch die Münchener übertroffen wird, hätte diese, und dann die Helmstädter ihm nicht ihre Schätze freigebig geöffnet, er hätte nicht, und nicht so schreiben gekonnt. Vieles verdankt er jedoch auch der Thottischen, der reichsten Privat-Bibliothek in Europa, ihr, deren Ende so seltsam und traurig war. Man hat eigene Schriften über die Schicksale der Bibliotheken. Die Thottische liefert dazu einen merkwürdigen Beytrag, und da er nicht jedem bekannt ist, so verweile ich einige Augenblicke dabey. Der nun längst verstorbene Geheimerath und früher Staats-Minister Graf von Thott gehört zu den entschiedensten Bibliomanen, die jemals gelebt haben. Er lebte nur in Büchertiteln und unter Büchern. Ueberall hatte er seine Emissäre und kein Preis war ihm zu hoch, um eine Seltenheit zu erstehen. Als einst im Haag eine Auction war, hatte er auf eine kleine Ausgabe des Cicero de Officiis ungemessene Aufträge ertheilt, und sein Beauftragter stieß zusammen mit einem von Burmann oder dem reichen d'Orville, der gleichen Auftrag hatte. Für mehrere Hunderte von Gulden verblieb es Thott, der über seinen Ankauf vergnügter war, und dieses Buch als das wohlfeilste seiner unermeßlichen Bibliothek dem Schaulustigen vorzuzeigen pflegte. Denn, setzte er hinzu, dieser Vorfall verschaffte mir und meinen Aufträgen ein solches Uebergewicht in Holland, daß sich nicht leicht jemand es einkommen ließ, meinen Proxeneten zu übertreiben. Wie Cujaz, hatte er in seinem Testamente den öffentlichen Verkauf seiner Bibliothek angeordnet, zum Besten, ich erinnere mich nicht mehr, welcher öffentlichen Anstalt: durch Magister der Universität sollte der Katalog angefertigt werden und der Erbe alle Kosten tragen. Da dieser nur auszuzahlen, die Anstalt nur einzunehmen hatte, so bekümmerte sich niemand um den Debit des 13 dicke Bände starken Kataloges, der jetzt eine Seltenheit geworden ist. Er war größtentheils Makulatur, und von auswärts erschienen keine Commissionen. So wurden die Bücher verschleudert und ein Raub der Käsehöcker. Wem fallen hier nicht des Volusi cacata Volumina ein und Martial's

Cordyllas madido teget papyro
Vel thuris piperisque fit cucullus.

Zuletzt wurden ganze Blätter, ja Bogen auf einmal verkauft. Nur die Prototypen bis zum Jahre 1530, an der Zahl über 6000, wurdem von dieser mehr als Babylonischen Zerstreuung gerettet und durch Vermächtniß ein Besitzthum der Königl. Bibliothek. Freilich müssen Bücher zuletzt aus der Welt kommen; wo blieben sie zuletzt. Hat doch Büsching ausgerechnet, daß das Preussische Staatsarchiv in wenig hundert Jahren mehr als den Umfang von Berlin einnehmen müßte. Aber verloren geht denn auch manches Buch, nach welchem man hernach vergebens fragt. Caspar von Barth, — niemand hat wohl mehr gelesen und geschrieben, als der, — Barth, der nebenbey einen sonderbaren Bücher-Trödel betrieb, bietet in einem seiner Briefe an Daumius ein Exemplar vom Corpus juris aus, ganz beschrieben von Cujazens Hand. Wo ist es geblieben? Cujaz selbst in seinen Observationen bietet ein anderes aus, in welchem er die Glosse von Anfang bis zu Ende durchcorrigirt. Wo steckt es? Und wäre das nicht ein Fund, jetzt wo sie von so vielen auf jeder Seite citirt wird, so daß man fürchten müßte, in's zwölfte Jahrhundert zurückgesetzt zu werden, wenn's mit der Sache Ernst wäre. Aber die meisten haben sie nicht gelesen. Meinem Exemplare wird's nicht besser ergehen, und dem von Cujazens Operibus, die ich auch durchgeackert habe und in denen mehr Druckfehler sind, als Tage im Jahre. Das, beste was ich besitze, schreibt sich aus der Thottischen Bibliothek her. Doch ich war ein povero diabolo, und konnte aus den zahlreichen Falten meines engen Geldbeutels kaum einige zwanzig Thaler zusammenklauben, den Durst zu stillen. Welche zahlreichen Vermehrungen würde die Hauboldische und Savignysche und Griesingersche Bibliothek erhalten haben, hätten sie aus diesem Meere schöpfen können. Bey dieser Unermeßlichkeit der Bücher, war gleichwohl ihr Besitzer so orientirt, daß auch damals, als schon der Krebs ihn des halben Gesichts beraubt hatte, und eine grünseidene Gardine den Fehl deckte, er dennoch das kleinste Buch im Dunkeln finden konnte.

Aber ich kehre nach dieser Abschweifung zu meinem Vater zurück. Wenige werden ihm nachstudiren und wenn in der Folge Schröck und Tennemann auf diesem Felde Lorbeeren geerndtet haben, so darf man daran erinnern, auf wessen Schultern sie gestiegen waren, und daß, wenn mein Vater gelehrt hatte, in diesen Sandwüsten mit Geschmack zu wandeln, durch jener wortschwallreiche Bände der niedergeschlagene Staub wieder aufgeregt sey. Für mich und meine Geschwister wurden diese Bücher eine lehrreiche Schule der Kritik. Denn, wiewohl geschmacklos, fehlte es ihnen gleichwohl nicht an Saft und Kraft. Oft waren sie der Gegenstand des Tischgesprächs meines Vaters, der die Neuigkeiten des Tages verschmähend, sich gern auch da von Gegenständen der Litte-

*) 1748.
**) 1760.

ratur unterhielt. Was ich da von dem natürlichen Scharfsinne jener Schriftsteller ausgebildet durch eine haarscharfe, täglich geübte, Dialektik, hörte, das fand ich später bestätigt, als ich mich auf das Studium der Glossatoren und Postglossatoren geworfen hatte, Schriftsteller, die nach dem Untergange der Cujazischen Schule man nur selten noch hörte und die jetzt als Paradepferde ihre Künste fleißig machen müssen, jetzt, nachdem jene Schule wieder aufgelebt ist und in Hugo und Haubold und Savigny und Thibaut und ihren Schülern. Ihr hört diese Namen oft von mir nennen. Das würdet Ihr, auch wenn sie nur meine Freunde wären. Aber sie sind mehr; sie sind die Stammhalter unsers ganzen Studiums,

Vos etiam seri laudabunt saepe nepotes
Claraque erit scriptis gloria vestra meis.
Hic quoque Sauromatae jam vos novere Getaeque
Et tales animos barbara terra probat.

Aber dennoch wird eine Zeit kommen, und mich dünkt, sie dämmert schon am Horizont herauf, wo auch sie vergessen sind mit ihren Mühen, und wo über das Gebelfere der Nachzügler die Namen der Feldherren verschollen sind. Oder ergings nicht so den Halbgöttern, Alciat, Duaren, Cujaz, Pithou, Giphanius, die unter den Scheffel gesteckt wurden, um den Treutlern und Lauterbachen, den Struven und Hellfelden Platz zu machen, Ereignisse eingeleitet durch das Zeitalter Ludwig des XIV, und durch das Allgemeinmachen der französischen Sprache, bis Heineccius kam, mächtig eintrat und die Hyder zertrat, er ein zweiter Reformator, obgleich so bisher nicht gewürdigt, weil man zu sehr an seinem Mantel gezupft hat, d. h. an seiner Methode. Solche Momente aber sind es, an die sich die Litterär-Geschichte anknüpft, nicht Büchertitel und Namen, mit denen die Kompendien uns zu beschwichtigen versuchen. Denn leider treibt sie sich noch immer herum in der Kleinmahlerei, ohne die Fresco-Gemählde eines Raphael oder Correggio zu ahnden. Denn freilich an die Fresco-Gemählde wollt ich nicht erinnern, die, ich weiß nicht welche Zeitschrift ausbietet, und die dennoch nichts als elende Zerrbilder sind. Möchte ich übrigens mich auch eben so der Lectüre der Glossatoren des cannonischen Rechts berühmen können, in die ich nur verstohlen geblickt, eine von den wenigsten beachtete Fundgrube des historischen Rechts, verwüstet und öde daliegend, bis es einen Tongeber einfällt, sie in die Allegate seiner Zeitgenossen zu stoßen. Vah! quantum est, quod nescimus. Und wenn ich das so bedenke, so kann ich mich kaum des Wunsches enthalten, daß die Büchermacherei für die nächsten zwanzig Jahre geschlossen werden möge, durch ein in alle Welt ausgehendes Edict, um die Studien gezwungen rückwärts zu richten, und daß die Makrobiotik der Erzväter zurückkehre, nicht um es abzuleben, welchen Ausgang das Repräsentanten-Wesen haben werde, denn wer der Geschichte auf den Kamm gekommen, der weiß es auch, daß es mit dem εἷς Κύραννος ἔστω schließen werde, nein, sondern um ein Heer noch ungelesener Schriftsteller zu lesen, die nicht für ihre Zeit allein gelebt haben. Aber das sind eitle Wünsche des sehnsüchtigen Herzens

Magna numinibus non exaudita malignis.

Darum sind mir ein Cujaz, und ein Scaliger und Baronius, ein Alciat und Petav und Godefroi, aus neuerer Zeit ein Mosheim und mein Vater, denn wenige nur können ihnen zur Seite gestellt werden, so ehrwürdige Namen, durch die Unermeßlichkeit ihrer Lectüre, dadurch daß die Schriftsteller aller Zeiten, aller Zonen, aller Zungen, wie eine General-Karte vor ihnen lagen, wo überall sie ihre Heimath fanden, fruchtbar für ihren eigenen Betrieb und nicht beengend die Schärfe ihrer Beurtheilungskraft. Aber dazu bedarfs auch einer eigenen Kunst des Lesens. Eine Anekdote fällt mir dabey ein, die Klopstock gern zum Besten gab. Mein Vater, obgleich im höchsten Grade kurzsichtig, neben ihm der ältere Bernstorff, wurden allgemein für die schnellsten Leser gehalten. Das Gespräch verfällt auf diesen Gegenstand und eine Wette wird gelegt. Ein Scholastiker, ein tüchtiger Quartband wird bestimmt. Resewitz und ein zweiter müssen ihn studieren, um die Prüfung machen zu können. Die beiden Kandidaten werden eines Sonntags Morgen auf Bernstorff eingesponbet. Nach Tische ist die Prüfung und Bernstdorff trägt den Sieg davon, obgleich mein Vater nur um weniges zurückgeblieben war. Unausgemacht blieb es, ob das Auge wirklich alle Buchstaben erfasse, oder ob er nur schnell die Hauptwörter auflese, um es dem Kopfe zu überlassen, den Sinn herzustellen. Das Pult hatte jedoch meinen Vater nicht zum Kalmäuser oder Dintenklerer gemacht, der nur hinter den Schreibtisch oder nur auf das Katheder gehört hätte. Wer, wie Er, mit der Ceder, wie mit dem Ysop bekannt war, der konnte auch Allen Alles seyn, wie der Apostel will. Ein Gespräch aus Küch und Keller oder aus dem Waschhause, traf ihn eben so kundig, als eins aus dem Aristoteles oder dem Duns Scotus. Deshalb ward auch noch im Alter seine Unterhaltung vom schönen Geschlechte gesucht. Etwas habe ich von ihm geerbt, und ob Eyer hart oder weich kochen werden, kann ich Euch eben so gut theoretisch oder praktisch beweisen.

Der nordische Aufseher, an dem unsre besten Köpfe Theil nahmen, Klopstock, der überall zuerst genannt werden muß, Resewitz, Schlegel, Basedow, Gerstenberg unterstützten den schnell gewachsenen Ruf meines Vaters. Zahlreiche Predigten hatten ihn längst als einen der ersten Kanzelredner Deutschlands verehren lassen, aber um den vollen Genuß seiner Beredsamkeit zu haben, mußte man ihn eifern hören über das Unwesen der Zeit, daß wohl selbst Karten in der Kirche gespielt würden, wie jetzt wohl Tabacksrauch in den Vorlesungen gerochen werden soll, gegen die praecepta juris: honeste vive, neminem laede, suum cuique tribue, die ich einmal in freier Dolmetschung so übersetzen hörte: Betrink' dich nicht, wirf' die Fenster nicht ein und bezahle deine Schulden, — man mußte seine ganze Persönlichkeit vor Augen haben, diese schöne Stimme, diese Haltung, diese Mäßigung der Bewegung. Sie sind verschwemmt im Strome der Zeit diese Reden, die manche Thräne ausgepreßt haben. Die Zeit verlangt nur neue Gewächshaus-Sprößlinge, hohl und taub, und während ich dieses schreibe, nagt sie sich die Zähne stumpf an Sommer- und Winter-Postillen, die sie nicht versteht, wie jene Bauern. Ich war in einer Kirche, — so ward mir, es ist nicht lange her, erzählt, — in der Nähe des Segeberger Kalkberges, dessen bindende Kraft unsre Maurer durch Uebersättigung mit Sand so trefflich zu hindern wissen. Der Prediger handelt von den Thranlampen der Vernunft im Gegensatz zu den Fackeln der Bibel, die zu erklären freilich etwas schwerer ist, als zu salbadern. Den Bauern schwirrte es vor den Ohren, sie steckten die Köpfe zusammen und fragten sich, was wohl die Thranlampen bedeuten sollten? Aber sie waren bald darüber mit sich einig, daß es nur ein Stich auf den Bauernstand seyn könne, der ja Thran brenne, und schwerlich wird diese Predigt seinen Eyerstock vermehren, oder den Flachsstreng. Die Dichter werden an meinen Vater erinnert durch seinen Luther und Melanchthon, welche unübertroffen geblieben sind, und ihn Klopstock zur Seite setzen. Seine übrigen Gedichte sind zwar zahlreich, aber weniger ausgezeichnet durch des Genius Fittig, als durch die Leichtigkeit und Reinheit des Reims und durch eine unglaubliche Gewandheit, ein und denselben Gedanken in stets wechselnder Wortfülle und schöner Diction auftreten zu lassen. Mit Recht würde man ihn Deutschlands Ovid nennen können, wäre nicht der Inhalt so verschieden, und hätte dieser mit gleich reinem Gemüthe gedichtet. In den Struenseeischen Händeln, in denen er seine Entlassung als Schloßprediger erhielt, nahm ihn Lübeck an Carpzovs Stelle als Superintendenten auf. *) Viel fehlte

*) 1771.

nicht, er hätte es gleich durch seine Antritts-Predigt verdorben. Denn auftretend mit den Worten: Hier, hier ist die Quelle des Lebens, verstanden die Bürger, Bier, Bier ist die Quelle des Lebens, und konnten nicht begreifen, daß ihr Superintendent sich zum öffentlichen Panegyristen des Gerstensaftes aufwerfe. Im Jahre 1774 folgte er dem Rufe nach Kiel als erster Theologe, und als Prokanzler. Ihn reizten die vielen Berufungen auf andere Universitäten nicht, namentlich als Kanzler nach Göttingen an Mosheims Platz. Kiel, durch Umtausch eine dänische Universität geworden, sollte gehoben werden und stand wirklich aus seiner langen Lethargie glänzend hervor. Auf seinen Rath wurden Zachariä, Geyser, Eckermann, Fuhrmann, Moldenhaver, Trendelenburg, Musäus, Jansen, Weber, wurden Berger und der Arzt Weber, wurden Tetens, Ehlers, Fabricius, Linngberg gerufen und ließen ein neues Leben erwachen. Das Seminarium der Schullehrer, mit seinem unvergeßlichen Müller, eine Buchdruckerei des Waisenhauses, ein neuer Landeskatechismus, ein neues Gesangbuch, die Grundlegung einer neuen Kirchenagende, die noch bestehende Anstalt zur Bildung und Uebung künftiger Religionslehrer ist sein Werk, und in der Schloßkirche ließ er sich selbst mehrmals hören. Verbessert wurden unter ihm die akademischen Gesetze und eine Baumschule angelegt. Was aber dem Lande vorzüglich wohlthätig ward, war die strengere Prüfung der Kandidaten der Theologie und des Rechts. Möchte gleiche Strenge den Medicinern werden, die in einem Rangstreite mit den Juristen noch immer kek behaupten dürfen praecedere debere carnificem latroni. Nur das Gemein-Beste war sein Ziel. Starker Körperbau, breite Brust, gesunde Lungen unterstützten seine unablässige Thätigkeit. Einbildungskraft, Gedächtniß, Beurtheilung, großer Verstand und Umsichtigkeit ließen seinen Vorschlägen nicht leicht was zusetzen, erwarben ihm Eingang bei den Großen, Liebe bei den Untergebenen und Würde im Aeußern. Standhaft wie ein Mann, fühlte er tief und weich. Im Besitz mehrerer Sprachen, sprach er das Lateinische vorzüglich gut, das Dänische nur mittelmäßig. Er schrieb eine sehr kleine, dennoch schöne und sehr leserliche Schrift, und nur selten war eine Correctur zu bemerken. Mit Recht zählt man ihn den Beförderern einer gereinigten und aufgeklärten Theologie bey. Denn obgleich selbst dem älteren Systeme treu, war er gleichwohl der mildeste Beurtheiler fremden Verdienstes und mischte sich gern aber bescheiden und duldend in die Streitigkeiten der Kirche. Man hat sein Verdienst wohl verkannt hie und da und möchte wohl gern hie und da dran rütteln: aber es wird nicht zurücktreten in das Dunkel der schweigenden Nacht, und fortwährend wird es seine tief gesenkten Wurzeln zu neuer Saat aufschießen lassen.

Mein Vater starb am zwölften Junius 1788 nach einem langen Schmerzenslager an einer der leidenvollsten Krankheit, an der Brustwassersucht, verkannt von seinen Aerzten, und nur erkannt von Weber, der wohl Freund, aber nicht Arzt des Hauses war. Er ward es und wer unter uns verdankt ihm nicht seine Rettung? ihm, dem Heilkundigen durch Erfahrung, dem, der auf keines als der Natur Wort geschworen hat, ihm, der auf eine merkwürdige Weise kurz darauf sein eigner Arzt ward. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihm auf's Siechbette geworfen, hatte ihn der Besinnung beraubt. Berger leitete seine Cur und hatte ihn aufgegeben. Eure Mutter wachte die letzte Nacht bey ihm, nebst zweien jungen Aerzten. Der fortgesetzte Ausruf: Kaltes Wasser auf den Kopf! machte letztere aufmerksam auf diese damals von ihm selbst noch als heroisch angesehene Cur. Berger gab nach; schaden könne doch nichts mehr. Kalte Compressen wurden aufgelegt, und gerettet war der Kranke.

Mein Vater starb, bis an den letzten Athemzug sich beschäftigend mit allem was neu, was nützlich, was edel ist. Auch die Kantische Philosophie, damals erst durch unsern Reinhold ihre Strahlen verbreitend, beschäftigte ihn vielfältig. Ich mußte ihm diese Cimmerischen Nächte vorlesen, abwechselnd mit Aristoteles Politik, die er vorzüglich liebte. Von jener erinnerte er sich die prima stamina schon in einem Schriftsteller des Mittelalters vorgefunden zu haben. Er endete, schon verklärt, mit einer Rede an seine Gattin und an mich gehalten, gehalten mit einer Beredsamkeit, mit einem Feuer, mit einem Reichthum der schönsten und gewähltesten Bilder, wodurch alles übertroffen wurde, was ich je gehört oder gelesen habe. Er endete, — nie komme es aus meinem Gedächtnisse! — seine und meine religiösen Ueberzeugungen, die er kannte und nie bekrittelte, mit einander vergleichend, mit der Aeußerung, daß jenseits nur der prüfenden und überlegten Ueberzeugung, nur dem ernsten Wollen und der That ihr Recht wiederfahren. Möchten ihn alle gehört haben, die an Verketzerungssucht kranken! Er endete, ein pietatis idoneus auctor, mit Ermahnungen. — —

Seine Schriften sind:

- Andachten in Betrachtungen und Gebeten. Thl. I und II. 1tes Stück. Copenhagen, 1764—65.
- Ascetische Betrachtungen über die Erkenntniß der Sünde. Hamburg, 1787.
- Christliche Betrachtungen über die älteste Geschichte Mosis. Leipzig, 1785.
- Erklärung des Briefes Pauli an die Ebräer. 2 Bde. gr. 4. Copenhagen und Leipzig, 1758.
- Sämmtliche Gedichte. 3 Thle. Dessau, 1782—83.
- Hinterlassene Gedichte, herausgegeben von K. F. Cramer. Hamburg, 1791.
- Die Lehre vom Gebet nach der Offenbarung. Hamburg, 1786.
- Lehren des christlichen Glaubens für Kinder. Kiel, 1783.
- Die Lehren der christlichen Religion. Kiel, 1781.
- Melanchthon, eine Ode. 4. Lübeck, 1772.
- Evangelische Nachahmungen der Psalmen und anderer Lieder. Copenhagen, 1769.
- Nebenarbeiten. 3 Stücke. Dresden, 1782—88.
- Neue geistliche Oden und Lieder. 2 Hefte. Lübeck, 1775.
- Sammlung von Passionspredigten. 5 Thle. Copenhagen, 1760—65.
- Sammlung von Predigten. 10 Thle. Leipzig, 1755—67.
- Sammlung von Predigten, veranlaßt durch den Tod Friedrich's V. Copenhagen, 1766.
- Neue Sammlung von Predigten. 12 Thle. Copenhagen, 1763—71.
- Sammlung zur Kirchengeschichte. 3 Bde. Leipzig, 1748—55.
- Sammlung von Reden, in Lübeck gehalten. Lübeck, 1773.
- Vermischte Schriften. Copenhagen, 1757.
- Christliche Sittenlehre für Kinder. Kiel, 1788.
- Vermischte Uebungen des Verstandes, Witzes und Nachdenkens. Kiel, 1788.
- Unterricht im Christenthum. Schleswig, 1785.
- Einzelne Predigten, Uebersetzungen (und Fortsetzung) der Weltgeschichte von Bossuet und des H. Chrysostomus, das Leben Gellerts in der Ausgabe von dessen sämmtlichen Schriften, Beiträge zum nordischen Aufseher, einzelne theologische Aufsätze u. s. w.

Cramer genoß während seines Lebens eines dreifachen Ruhmes als Dichter, Kanzelredner und theologischer Schriftsteller, doch ward er von seinen Zeitgenossen überschätzt. Als Dichter schloß er sich vorzüglich an Klopstock an, der sein vertrauter Freund war, und den er besonders in seinen Oden und Liedern nachzuahmen strebte, doch keineswegs erreichte. Es fehlt ihm nicht an Gluth und Gefühl, wohl aber an poetischer Kraft und Erfindung, und er wird daher stets oratorisch, selbst da wo er den höchsten dichterischen Schwung zu nehmen strebt. Den größten Beifall erwarben sich zu ihrer Zeit seine beiden Gedichte auf Luther und Melanchthon, doch sind auch diese viel zu rhetorisch gehalten. Sprache und Vers zeichnen sich in allen seinen Lei-

stungen rein und edel. — Als Kanzelredner erwarb er sich besonderes Verdienst dadurch, daß er dem üblichen Predigtstyl größeren Schwung gab, und mit Hülfe der Einbildungskraft kräftig und gewaltig auf das Herz des Zuhörers zu wirken strebte. Als Historiker verdient er dagegen kaum erwähnt zu werden, da seine Fortsetzung von Bossuets Geschichte in mehr als einer Hinsicht gänzlich verfehlt zu nennen ist. —

Luther

eine Ode.

Du freies Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht stolzen, weichet, das du darfst
Hochaufsehn, und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfst,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freyheit, du Erschütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lybia,
Iberien und Asia
Zu Sklaven angekettet lagen.

Du Donner, der sie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Lust zur Tyranney
Roms Wahn und List der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sklaverey:
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frey und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, sich loszuringen:
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, ders that, den deutschen Mann
In alten Bardenliedern singen?

Nehmt eure Telyn; denn der Lieder Spiele
Verstand er, schlug die Harfe selbst, und sang
Ins Herz der Deutschen göttliche Gefühle,
Daß weit umher ihr Hall erklang!
Es hätten, wie er spielte, durch sein Lied
Von einer himmelvollen Gluth geglüht,
Selbst Hermanns Barden, hätten ihm geschwiegen,
Mit Licht umstrahlt in ihrer Nacht
Vergessen den Gesang der Schlacht
Und den Gesang von seinen Siegen.

Wer fleugt voran? Wer will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, Führer seyn? Soll ich?
Soll ich? Ich wills. Fliegt, Barden, meine Brüder,
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt sein Ruhm nur durch sein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürsten nicht
In Marmor ihn und ewig Erz gegraben.
Des mögen sich Erobrer freun!
Sie werden doch vergessen seyn,
Wie viel sie Ehrenbogen haben.

Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlösser,
Wer Welten durch sein durstig Schwert gewinnt.
O Luther! Luther! Hoher Name! grösser,
Als aller Helden Namen sind!
Als Hermanns auch, und der besiegte doch
Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
Denn er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir sie; sträubend zwar!
Doch trugen wir sie; keiner war
Noch weis' und kühn gnug, uns zu retten.

O Finsterniß, wie jene war, o Erde,
Die in dem ersten Chaos dich umfloß,
Eh sich noch auf des Weltenschaffers Werde
Sein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Nächte flohn! o Finsterniß,
O neue greuelvolle Finsterniß,
Viel schwärzer; (der Gedank an dich erschrecket!)
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdecket!

Als hätt Abaddon aus des Abgrunds Pfuhle
Sich hergestürzt und seiner Plagen Strom!
Ein Donner scholl von eines Menschen Stuhle
Aus deinem Schatten her, o Rom,
Als wäre es Gottes. Wie aus Latium
Die Donner schollen, stürzten Thronen um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen schossen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht betete die Götzen an
Aus Silber oder Gold gegossen.

Wie alle zittern, durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geschändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo bist du, Gott? wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern steht der Thron
Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, sterben!
Wer zählt sie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr sehen und verderben.

Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, dessen Lügen ihr vertraut,
Das, Völker, ist nicht Gottes Thron! den haben
Betrug und Tyranney erbaut!
So schallts aus halberhellten Thälern her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
Wird kaum gehört: So flammen neue Gluten.
In Klüft und Felsen flüchten sich,
Die ihn verstehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

Umsonst ists, daß die Nationen klagen,
Versammelt klagen, und das fremde Joch
Und seiner Schande Last unwillig tragen!
Wie fühlen sie's und tragen's doch!
Muthloser Klagen lacht das stolze Rom,
Und sendet Räuber aus; des Reichthums Strom
Rauscht hin aus Deutschland in den Strom der Tiber.
Und Rom durch seine Beut entzückt,
Verschwelgt der Einfalt Raub, und schickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie bist du, Vatikan, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr
Wie tief, wie tief, seyd ihr herabgesunken!
Sind wir die freyen Deutschen? Wir?
Uns schreckt kein Schwertstrahl, und wir beten an
Nicht einen Zevs; ach! Götzen die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß sie's sind, und liegen
Vor ihrem Altar Sklaven gleich?
O du, der sieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen?

Da kämpft er schon der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und strahlet, ein Polargestirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber schwächer,
Durch einen engern Kreis begrenzt.
Stürzt um die Wechslertische! Stürzt sie um!
Mit uns ist Gottes Evangelium!
Der Himmel ist nicht feil für Gold! der Sünden
Vergebung ist nicht feil für Gold!
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Gesang ertöne stärker! Hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil ist nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt sie wieder:
Der Himmel ist nicht feil für Gold!
Sie schallt! Wie weit! der Freiheit Odem kehrt
Zurück in uns, in jeden, der sie hört,
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängstlich: wes die Stimme sey,
Und fühlet seine Tyranney
In ihrem tiefsten Grund erschüttert!

Nicht sorgsam, daß auch ihn sein Bannblitz tödte,
Forscht er, sieht heller, sieht die Wahrheit ganz:
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn
Wie strahlst du wieder? Und wer ist so fern,
Den nicht die strahlenvolle Sonn erhelle?
Es ist dein Glanz; wir irren nicht;
Es schöpft die Welt ihr himmlisch Licht
Nun wieder aus der reinsten Quelle.

Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun strömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien frolocke! denn sie spricht
Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutscher Zungen brüstet,
Durch keine Barbarey entweiht,
Reich durch sich selbst, und stets zum Streit
Auch mit dem Edelsten gerüstet.

Wie sie, daß er nicht seines Zieles fehle,
Auch aller ihrer Fesseln Zwang besiegt,
Und frei den hohen Flug mit seiner Seele
Geflügelten Gedanken fliegt;
Bald Donner und bald sanftre Melodey,
Und was er will! des Wahnes Barbarey
Bethört nicht mehr mit fremden Zauberstimmen!
Der Geist ist fessellos und sucht
Die Wahrheit selbst, zwingt ihn zur Flucht
Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen!

Heil dem, der Gott will dienen! des verwundert
Europa sich und glaubts kaum! Er ist da,
Der Tag der Freiheit, den sich manch Jahrhundert
Ersenfzt hätt, aber ihn nicht sah!
Zürn oder traure; denn man wird nicht mehr
Gebein zu kaufen, als obs heilig wär,
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo ist nun, Völkerkönigin,
Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es ist die Königin gefallen!

Gestürzt! Obgleich in ihren Finsternissen
Gewitter brausen, und auch Fürsten sich,
Weil sie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wissen,
Zu Hauf versammeln wider dich!
Da steht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer.
Ragt über seine Wogen um sich her
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürsten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz ist Gott und sein Gebot;)
Die so nach seinem Blute dürsten.

Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frey; der edle deutsche Mann!
Die Thronen stehn, und stürzen nicht zusammen
Vom Interdikt aus Rom, vom Bann!
Der Glaub erhebt noch strahlender sein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freye Brudernorden.
Du bist nicht mehr des Wahnes Hohn,
Bist wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Trost geworden.

Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
Panier nicht, nur der Völker Sicherheit
Giebst du den Königen, den Bürgern Lehrer
Der Treue, der Gerechtigkeit,
Zu deinen Füßen krümmt das Laster sich;
Der Tugenden Gefolg umringet dich
Und fleugt mit dir herab von deiner Höhe!
Nun ist nur fromm, was Gott gebent,
Und Völkern nützt! Auch ist der Eid
Fest, heilig! Heilig ist die Ehe!

Noch irren in den ersten Finsternissen
Der Völker viel und sehn die Sonne nicht:
Doch freyer sind auch da schon die Gewissen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das sie belastet, das sie noch,
Als wär es durch sein Alter heilig, ehren!
Das hast du, edler deutscher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
Mit Glauben deine freye Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt
Daß du ein Mensch warst, nie verheelt!
Warst Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium?
Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifer? Mehr des Irthums Feind?
Mehr sein Verfolger, und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte so wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege.

Er wirds nicht seyn, er solls, er kanns nicht werden!
Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Deutscher ist, ein Christ auf Erden,
Der frey und fromm zu sein sich freut.
Thuiskons Volk spricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen freyern edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

Sein Name sey dir heilig, ewig theuer;
Fleuch, Volk, das Sklaverey mehr haßt, als Tod,
Des Spottes Frevel; fleuch dies Ungeheuer,
Das neue härtre Ketten droht!
Italien gebahrs, und Gallien
Hats aufgesäugt, und ach! Britannien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt er sie; würd entbrannt
Vom Himmel dich, mein Vaterland,
Vor seiner Pest beschirmet haben!

Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion so viel Aufsehen machen?*)

Wenn man eine Menge freygeisterischer Schriften mit Aufmerksamkeit und mit unpartheyischen Augen gelesen hat, und von ihrem geringen Werthe überführt ist, so sollte man vielleicht glauben, daß eine Schrift wider die Religion gar kein Aufsehen machen könnte. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Eine Schrift wider die Religion, sie mag so elend seyn, als sie will, bleibt niemals oder nur sehr selten in der Dunkelheit, worinnen sie begraben seyn sollte. Die allgemeine Ursache davon ist freylich die natürliche Abneigung des menschlichen Herzens wider die strenge Tugend, welche die Offenbarung verlangt. Doch sie ist nicht die einzige, und man kann noch einige andre Ursachen angeben, die eben so viel als jene zu dem Aufsehen beytragen, das freygeisterische Schriften machen. Diese sind der Schein der Neuheit, der Schein der Verwägenheit, und die Seltenheit solcher Bücher.

Der menschliche Verstand, der nicht allezeit so stolz ist, daß er sich nicht in tausend Dingen beherrschen lassen, und ein freywilliger und mehr als demüthiger Sclave werden sollte, verlangt nur in Meynungen, welche die Religion angehen, eine Freyheit ohne Einschränkung und Grenzen. Daher kömmt es, daß der Schein der Neuheit, wenn er wider die Religion ist, so viel Gewalt über uns hat. In allen andern Dingen muß eine Meinung noch mehr als neu seyn, wenn sie Beyfall finden soll. Sie veraltet mit der Zeit, sie sey auch noch so ungewöhnlich, und wenn sie falsch ist, verliert sie ihr Ansehen sehr bald und wird vergessen. Man mag sie wieder hervorsuchen; man mag ihr eine neue Einkleidung geben; sie bleibt alt, und hier ist der menschliche Verstand allzu ehrgeizig, als daß er sich mehr als einmal hintergehen lassen sollte. Nur in demjenigen, was die Religion angeht, vergißt er seinen Ehrgeiz, und seine Rechte. Einerley Einwürfe, einerley Zweifel und Anklagen bleiben ihm immer neu und ungewöhnlich. Wie oft sind sie nicht widerlegt und beschämt, wiederholt und doch nicht verachtet worden! Schon die Verschiedenheit der Sprache ist allein hinreichend, ihnen das Ansehen der Neuheit zu erhalten. Ein englischer Freygeist sagt etwas wider die Religion, das ist neu;

*) Aus den vermischten Schriften Joh. And. Cramer's. Kopenhagen und Leipzig, 1757.

ein deutscher Freygeist sagt eben das, und zwar nicht einmal mit dem Schmucke und der Schönheit, als jener, und das ist auch neu. Wenn uns das nicht zeigt, wie klein unser Verstand ist, so weis ich nicht, was unsern Stolz demüthigen soll.

Es ist wahr, der Betrug hat vielerley Gestalten angenommen; aber es ist doch allezeit eben der Betrug gewesen. Dadurch haben die Feinde der Religion ihre ungerechte Sache immer noch aufrecht zu erhalten gesucht, daß sie einerley Zweifel und Einwürfe nach der Mannichfaltigkeit der menschlichen Gemüthsarten vielfältig zu verändern gesucht haben. Einige wünschen sich einen Betrug, der eine tiefsinnige Mine, und das Ansehen der Scharfsinnigkeit, Vernunft und Gelehrsamkeit hat, die alles aus dem Grunde zu untersuchen scheint. Daher sehen einige Schriften wider die Religion so metaphysisch und mathematisch aus. Andre lieben den Betrug mit einem lachenden und spottenden Angesichte, der ihnen den schlüpfrigen Weg, den sie gern betreten wollen, mit Blumen und Kränzen bestreuen soll. Daher kommen die Spöttereyen über die Schrift, die Erdichtungen eines frevelhaften Witzes, und die Allegorien, in welche sie ihre Einwürfe als Räthsel einkleiden, damit sie dieselben in Randglossen und in einem besondern Schlüssel erklären können. Ein Buch mit einem Schlüssel! Können wohl die Vertheidiger der Offenbarung solche vortreffliche Werke aufweisen? Man kann diejenigen, welche die Religion durch einen muthwilligen Scherz lächerlich machen wollen, mit den Priestern des Molochs vergleichen, welche der Grausamkeit, womit sie junge unschuldige Kinder aufopferten, durch eine wilde jauchzende Musik ein fröhliches Ansehen zu geben suchten. Noch andre lieben einen scheinheiligen Betrug, der ihnen Tugend und so gar Frömmigkeit zu predigen scheint, und sie doch von dem Gehorsame gegen die Offenbarung befreyt. Ein andächtiger Freygeist, das ist etwas, das gar zu neu und seltsam ist. Wenn man die Frömmigkeit von einem Freygeiste lernen kann, wozu braucht man die Lehrer der Offenbarung? Was verlangen diese mehr? Eine neue Maske; nur schade, daß es eine Maske ist. In so viel neue Gestalten haben die ausländischen Freygeister ihren Haß gegen die Religion zu verkleiden gesucht! Die deutschen Deisten geben sich so viel Mühe nicht. Sie tragen ihre Einwürfe wider die Religion so schön vor, daß ein Tindal oder Collin durch einen Edelmann und andre solche deutsche Freygeister vielleicht am leichtesten hätten bekehrt werden können.

Das Ansehen der Verwägenheit, welches die Schriften wider die Religion haben, ist auch eine Ursache, warum sie bei denen so viel Eindruck machen, die entweder im Herzen schon mit der Religion unzufrieden sind, und sich nur nicht getrauen ihre Unzufriedenheit zu äußern, oder die zum wenigsten von der Religion noch keine recht feste und gewisse Ueberzeugung haben. Die Verwägenheit erwirbt sich allemal eine gewisse Ehrfurcht, wenn sie auch tadelhaft ist, und so gar wenn sie bestraft zu werden verdient. Sich wider Lehren aufzulehnen, die so viele und starke Beweise der Wahrheit für sich haben, das ist dem menschlichen Stolze ein angenehmes Schauspiel. Er glaubt eine gewisse Größe des Geistes darinnen zu bemerken, die er bei der Unterwürfigkeit gegen den Glauben nicht zu entdecken glaubt. Mit dem Gehorsame gegen die Offenbarung scheint einige Furcht verbunden zu seyn; ein Freygeist hingegen scheint nichts zu fürchten. Man bildet sich aber ein, daß der größer sey, der nichts fürchtet. Doch man betrügt sich sehr, wenn man nur die Verwägenheit der Feinde der Religion näher kennen lernen will. Verdient ein Aufrührer und Rebell so viel Hochachtung, als ein getreuer Unterthan seines Fürsten? Es ist zwischen einem Leichtgläubigen, und zwischen einem Ungläubigen kein andrer Unterschied, als dieser, daß die Raserey des letztern vielleicht eine größre Unordnung im Körper anzeigt, als die Schwachheit und Ohnmacht des andern. Es wäre eben so lächerlich, die Kühnheit der Feinde der Religion für eine außerordentliche Stärke des Geistes zu halten, als es lächerlich wäre, die natürliche Stärke eines Rasenden zu bewundern.

Unterdessen ist es diese falsche Ehre, welche sowohl die Feinde der Religion zu ihren Unternehmungen antreibt, als auch eine allgemeine Verachtung ihrer Schriften verhindert. Die meisten Menschen würden sich einer Religion, die allgemein wäre, nicht widersetzen, und wenn sie auch falsch sein sollte. Wenn es aber andre thun, so sehen sie solches als einen Muth an, und diese Zaghaften wollen sich ihnen dadurch nähern, daß sie ihn zu bewundern und mit ihrem Beifalle zu belohnen wissen. Was die Feinde der Religion und ihre Schriften noch furchtbarer macht, als sie sind, das ist die allzugroße Sorgfalt derjenigen, welche sich der Wahrheit annehmen. Es würden tausend Schriften wider die Religion nicht so viel Aufsehen verursachen, und in einer ewigen verdienten Dunkelheit begraben bleiben, wenn sie entweder gar nicht, oder nicht zu häufig widerlegt würden. Wie elend ist nicht, daß ich ein Beispiel anführe, der Beweis, daß der Mensch eine Maschine sey, und wie viele haben sich nicht gefunden, die denselben ihrer Widerlegung würdig gefunden haben! Viele Deisten werden erst verwägen, weil sie für verwägen und kühn gehalten werden.

In der That sind die Verfasser der Schriften wider die Religion nicht allezeit diejenigen, die viel Muth haben. Wie viele giebt es nicht, deren ganze Verwägenheit der Hunger ist! Würde ihnen ihr Muth nicht von einer niederträchtigen Gewinnsucht bezahlt, so wären sie vielleicht bei aller ihrer Unwissenheit so kühn, und schrieben für die Religion, wenn sie nur wüßten, daß sie eben so viel dabey gewinnen würden. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß die Freygeister in verdrießlichen Umständen die feigsten Geschöpfe sind. Sie sind die außerordentlichen Leute nicht, die sie zu seyn sich einbilden, und weit gefehlt, daß sie sich von dem großen Haufen absonderten, weil sie eine Religion nicht annehmen, die so sehr bestätigt ist, daß sie sich vielmehr eben zu dem größten Haufen halten. Es ist wahr, daß es mehr öffentliche Vertheidiger der Religion, als offenbare Feinde derselben giebt. Das kömmt aber nicht daher, daß so viel Muth und Verwägenheit dazu erfordert wird, ihre Wahrheit zu leugnen, und diese Verleugnung durch einige Zweifel und scheinbare Gründe zu rechtfertigen. Das kömmt von der natürlichen Trägheit der Menschen her. Die Freygeister haben eine große Menge von Lasterhaften und Niederträchtigen zu Gesellschaftern, die eben so muthig seyn würden, als sie, wenn sie bei ihrem Unglauben nicht die Ruhe und Bequemlichkeit so sehr liebten. Ein jeder Freygeist will nicht auch Autor seyn.

Doch man kann so freygebig seyn, und den Freygeistern den Ruhm der Verwägenheit lassen, einen Ruhm, den niemals ein Vernünftiger suchen wird. So viel lehrt uns ihre Geschichte, daß die Verwägenheit ihrer Meynungen und Einwürfe von Zeit zu Zeit abgenommen hat. Die Vorfahren derselben hatten weit größre Absichten. Sie wollten alle Religion umstoßen, und suchten allen Glauben eines Gottes aus der Welt auszurotten. Gegen diese Verwägnen sind die itzigen Ungläubigen mit allem ihrem Muthe nur Kinder. Die Atheisten haben sich in Deisten verwandelt. Der Unglaube suchte den Verlust des Muthes durch die List zu ersetzen. Es schien, als wollte er sich der Ehre der natürlichen Religion wider die geoffenbarte annehmen, indem er behauptete, daß jene zureichend, und diese falsch und ungegründet wäre. Er beredete sich, daß der Umsturz der Offenbarung mit der Zeit auch den Umsturz der natürlichen Religion nach sich ziehen würde. Als er verzweifeln mußte, bey diesem Anfalle den Sieg davon zu tragen, weil alle Einwürfe und Zweifel sowohl wider die Geschichte des Glaubens, als wider die darauf gebauten Lehren, unwiderleglich beantwortet wurden: So wendete er sich auf eine andere Seite, gieng bei der christlichen Religion, als einer unüberwindlichen Vestung vorbey, und fiel die jüdische Religion und das Ansehen des ersten göttlichen Gesetzgebers an. Die Freygeister scheinen einzusehen, daß auf dieser Seite auch nichts auszurichten seyn werde, und aus Verdruß darüber wenden sie die Waffen wider sich selbst, und mögen nun keine Seele, keine Vernunft und keinen Willen mehr haben. Sie gleichen denen, die in ihr eigen Schwerdt fallen, weil sie ihren Gegner nicht überwältigen können. Das ist die Geschichte des Unglaubens der neuern Zeiten im Kleinen. Zeigt sie nicht deutlich, daß die Feinde der Religion von Zeit zu Zeit kleinmüthiger und verzagter werden?

Ein Feind sieht oft im Dunkeln und von weitem gefährlicher aus, als er ist, wenn man ihn am Tage in der Nähe betrachten kann. Dieses Schicksal haben die meisten Schriften wider die Religion. Sie sind selten, und man muß viel aufwenden, ehe man ihrer habhaft werden kann. Die Seltenheit sollte eben ein Beweis von ihrem schlechten Gehalte seyn. Allein diejenigen, welche die freygeisterischen Bücher aus Liebe zu ihren Leidenschaften aufsuchen, wollen weder ihre Mühe noch ihren Aufwand ganz verloren haben. Sie möchten sich gern in ihren eignen Augen der Thorheit nicht schuldig wissen, vergeblich auf etwas Außerordentliches gehofft, und elende Einwürfe für wichtige Gründe bezahlt zu haben. Sie nehmen ihren ganzen Witz zusammen, etwas Schätzbares und Vortreffliches darinnen zu finden. Wie leicht betrügt man sich, wenn man sich betrügen will!

Die Seltenheit der ungläubigen Schriften entsteht gemeiniglich von den Verboten der Obrigkeit. Sie haben weise Ursachen, sie zu unterdrücken. Denn wenn sie gleich weder so gründlich noch so schön sind, daß sie bey unpartheyischen Gemüthern einen Eindruck machen werden, so sind sie doch gefährlich genug, unter dem unverständigen und leichtsinnigen Pöbel Schaden anzurichten, und die Ruhe des gemeinen Wesens

zu stören. Eine gründliche Widerlegung ist nicht allemal hinlänglich, diesen Schaden zu verhindern. Denn sie ist ohne Nutzen, wenn sie nicht gelesen wird. Eine obrigkeitliche Unterdrückung solcher Schriften ist das kürzeste und sicherste Mittel, einem allgemeinern Unheile vorzubauen. Ich will itzt nicht sagen, daß es der Obrigkeit anständig ist, gegen alles, was die Seulen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wankend machen kann, einen gerechten Unwillen zu äußern. Ich will nur sagen, daß man in dem Falle die Obrigkeit nicht mit Recht einer Tyranney über die Gewissen beschuldigen kann. Es ist nicht erlaubt, der Freyheit zu denken mit dem weltlichen Arme Gesetze vorzuschreiben. Dergleichen Unternehmungen würden auch fruchtlos seyn. Sie darf nicht mit Feuer und Schwerdt wehren, daß jemand irre. Aber das kann sie von ihren Unterthanen verlangen, daß sie ihre Irrthümer nicht ausbreiten, andre, die noch nicht irren, damit anstecken, und das Laster einführen. Allein indem einem größern Uebel gesteuert wird, kann die Obrigkeit einem geringern nicht ausweichen. Man vergißt, oder verleugnet die wahren Absichten derselben bey der Unterdrückung der Schriften wider die Religion, und man glaubt, daß man sie untersagt, weil man sie nicht widerlegen könne. Man glaubt eine gute Gelegenheit zu haben, eine geheimnißvolle Mine wider die Religion anzunehmen; sich vom bösen Gewissen der Geistlichen etwas ins Ohr zu sagen; über die Einfalt der Obrigkeit, die sich von der Herrschsucht der Clerisey verleiten lassen, die edle Freyheit zu denken verbieten, die Achseln zu zücken; das Ansehen zu gewinnen, als wenn sich wider das Christenthum viel Unbeantwortliches einzuwenden habe, wenn man nur laut reden dürfte, und nicht gleich verfolgt zu werden befürchten müßte. Je seltner also die Schrift eines Freygeistes ist, und je dunkler die Finsterniß, in der sie schleicht, desto gefährlicher wird sie denen, die die Gefahr lieben. Allein darum erlangt nichts den Vorzug der Gründlichkeit, weil es selten ist, wie ein Schatten in der Nacht nichts Selbstständiges wird, weil sich auch wohl Herzhafte davor entsetzen.

Gedanken von der Gefälligkeit.*)

Die meisten Menschen lieben die Tugenden wegen des Nutzens, den sie haben, und sie sind darüber nicht zu tadeln, wenn sie nur ihre wahren Vortheile kennen, und sich selbst durch keine falschen Vorstellungen hintergehen. Denn man besitzt erst von dem weiten Umfange und eigentlichen Werthe ihrer Vollkommenheiten eine genaue Kenntniß, wenn man ihre glücklichen Folgen übersieht. Und diese vollkommene Kenntniß ist zu einer wahren feurigen Liebe der Tugend unentbehrlich. Diejenigen also, welche die Gefälligkeit darum hochhalten, weil sie nützlich ist, verdienen so wenig Vorwürfe, so wenig sie die verdienen, welche den Reichthum lieben, weil sie mit seiner Hülfe auf eine bequeme Art sowohl ihre eigene Glückseeligkeit, als auch die Wohlfarth ihrer Nebenmenschen befördern können. Die Gefälligkeit ist eine moralische Vollkommenheit, ohne welche andre gesellschaftlichen Tugenden kaum bestehen, sich äußern, und liebenswürdig seyn können. Wenn der Ausspruch eines alten Weltweisen wahr ist, daß die Eintracht und die Freundschaft die Ursachen des fortdauernden Daseyns der Welt sind: So ist gewiß, daß sie es nicht seyn können, wenn sie nicht gefällig sind. Eine Freigebigkeit ohne Gefälligkeit verdienet ein kleines Lob, und so verhält es sich mit allen andern Tugenden, welche zur Glückseeligkeit der Menschen unter einander nöthig sind. Die Gefälligkeit ist die Seele des Umgangs, und das Vergnügen aller Gesellschaften lebt mit ihr und stirbt mit ihr. Wie verdienen nicht die Vortheile einer solchen Tugend auf verschiedenen Seiten gezeigt zu werden!

Man kann die Gefälligkeit entweder als eine Neigung und Eigenschaft der menschlichen Seele, oder als eine äußerliche Handlung betrachten. Sieht man diese Tugend als eine Neigung an, so ist sie eine Begierde, sich durch sein äußerliches Verhalten andern Menschen angenehm zu machen. Betrachtet man die Gefälligkeit als eine Handlung, so ist sie das äußerliche Bezeigen, durch welches man andern angenehm wird. Man kann nicht bestimmen, worinnen dieses äußerliche Bezeigen bestehe, weil es gar zu viele Arten giebt, angenehm zu seyn. Unterdeß ist diese Erklärung des Wortes nach dem Gebrauche im gemeinen Leben richtig. Selbst die unächte und einem tugendhaften Manne unanständige Gefälligkeit, kann diese Erklärung bestätigen. Clorindo ist ein junger Herr; er ist wohlgewachsen, und dieses ist schon eine liebenswürdige Eigenschaft für viele von dem schönen Geschlechte. Er kann mit einem lächelndem Gesichte lange Zeit reden, ohne zu merken, daß er nichts gesagt hat; er nicket mit einer hinreißenden Höflichkeit; er weiß das Schnupftuch, das einer Dame entfallen ist, mit so vieler Welt aufzuheben, daß man entzückt wird; er giebt einer jeden in allem Recht, und wenn er auch die deutlichsten Unwahrheiten sagen sollte. Was ist Clorindo nicht für ein gefälliger und artiger Herr, sagt Lucinde! Wie er zu gefallen weiß! Und warum gefällt er doch Lucinden? Weil ihr sein Aeußerliches angenehm ist. Er hat sie tausendmal versichert, daß alles, was sie saget, einnehmend und vortrefflich ist: Sie sagt aber viel, und selten etwas, das aufrichtige Lobsprüche verdient. Es ist keine Spitze, kein Schminkpflästerchen, keine Geschmeide an Lucinden, das er nicht zwanzigmal bewundert; das er nicht für besser und artiger, als den Schmuck anderer Damen ausgegeben hätte. Er schmeichelt mit einem Worte in allen seinen Geberden und mit jeder Silbe, die er spricht, Lucindens Eitelkeit. Lucinde würde ihm ohne Zweifel den Ruhm der Gefälligkeit nicht ertheilen, wenn sie wüßte, daß er eben die Schmeicheleyen, die er ihr vorsagt, andern Frauenzimmern auch vorsagte. Denn auf diese Art erhält sie keinen Vorzug vor andern. Man sieht, daß Clorindo die wahre Gefälligkeit nicht besitzt, weil er den Ruhm einer so seltenen Eigenschaft auch von andern eben so leicht erhalten kann, ohne Tugenden nöthig zu haben.

Filidor ist ein eingebildeter Junker vom Lande, der keine andern Verdienste, als einige geerbte Rittergüter hat. Es ist andem, wenn das Gute allezeit wahr ist, was man von sich selbst saget, so hat kein Mensch so viele rühmliche Eigenschaften als er: Denn er redet allezeit das Beste von sich selbst. Ohne Zweifel rühmen ihn andre nicht, weil sie nicht so viel Schmeichelhaftes von ihm sagen könnten, als er selbst von sich sagt. Alle diejenigen, die keine Federbüsche tragen, sind in seinen Augen verächtliche Geschöpfe, und genießen nur das Daseyn, damit sie seine gehorsamen Diener heißen können, wie er sich darum nur gebohren zu seyn einbildet, damit er der Bürger und vornehmlich seiner Bauern gnädiger und wohlgebohrner Herr seyn möge. Man begreift, daß ihn dieser unedle Stolz nicht angenehm macht. Gleichwohl erhält er bey vielen Vornehmen den Ruhm eines gefälligen Herrn. Aber wodurch macht er sich ihnen angenehm? Er ist in einer Gesellschaft Damen, welche nicht allein von Bürgern, sondern auch von andern Abwesenden, die ihr höherer Stand vor ihrer Zunge schützen sollte, so viel Böses reden, als sie wünschen, daß man Gutes von ihnen sagen möge. Man kann also leicht denken, daß sie sehr viel Böses von ihnen vorbringen müssen. Filidor weiß das Geheimniß, so viel Bosheit zu haben, als sie, und ihnen die Schmeicheleyen zu sagen, die sie wünschen. Alle andre Leute sind nicht so reich, so vornehm und ritterlich, wie diese ausgesuchte Gesellschaft. Sie kennen doch, sagte die Frau von Landbusch, sie kennen doch den Herrn, der nicht weit von ihnen ein Gut besitzt, das er wohl seiner Schulden wegen bald verkaufen wird! Was er nicht für eine armseelige Kutsche hat; und für einen armseeligen Jäger; was für eine armseelige Livree! Sie haben Recht, gnädige Frau, antwortete Filidor, es geht sehr bürgerlich auf seinem Hofe zu. Sehen sie einmal unsre Kutschen an! Meine zum wenigsten kostet mir mit den Pferden und Dienern tausend Thaler: Aber was sind das auch für Pferde! Pferde aus Paris! Ma foi aus Paris! Aber sie kennen doch den Herrn ‥. Den Herrn? fängt eine andere an. Der Sohn hat, glaube ich, eine Bürgerliche geheyrathet. Geheyrathet sage ich. Ich, fängt Filidor wieder an, ich habe ihm seitdem oft gesagt, daß er kein rechtschaffener Edelmann mehr ist: Allein er hat kein Herz mehr, nachdem er sich mit Bürgern eingelassen hat. Diese Gesellschaft nun rühmet den gnädigen Herrn Filidor als einen gefälligen und artigen Herrn überall; weil er in seinem äußerlichen Bezeigen ihren Leidenschaften schmeichelt. Freylich erhält er den Ruhm der Gefälligkeit bey andern nicht, welche mit ihren Verdiensten ihrer Geburt und ihrem Range Ehre machen, ihn aber seines unedlen Stolzes wegen seiner angebornen Vorzüge unwerth achten, und seiner spotten. Warum gefällt Aquila dem Diomed, diesem finstern Grübler in den Alterthümern, in Lesarten und Fehlern? Weil er, wenn er bey ihm ist, von Steinen, Marmorn, Aufschriften, Säulen, Amphitheatern, römischen Gezelten und andern solchen Wichtigkeiten redet; denn sie sind die Leidenschaft des Diomedes. Aus diesen Beyspielen ist gewiß, daß das Verhalten derjenigen, welche den Namen der Gefälligen erhalten, denen allezeit angenehm gewesen seyn müsse, die ihnen ein so großes Lob geben.

Diese Beyspiele aber sollen uns die Mühe erleichtern, die wahre Gefälligkeit von den unächten Gattungen derselben zu unterscheiden. Eine Gefälligkeit, welche die Tugend beleidigt, den Lastern und den schändlichen Eigenschaften der Men-

---

*) Aus: J. A. Cramer's vermischten Schriften ꝛc.

schen liebkoset, verdienet diesen Namen nicht. Man vermengt die Gefälligkeit und Schmeicheley nur gar zu oft mit einander. Ein Schmeichler, welcher die niedrigsten Thaten seiner gnädigen Gönner für ruhmwürdige Handlungen ausgiebt, welcher Tugenden an ihnen erhebt, die er ihnen andichtet, dessen Lobsprüche für so viel Beschimpfungen sollten gehalten werden; kurz, welcher sich nicht schämet, ein kriegender Lügner gegen diejenigen zu seyn, die ihn vor dem Hunger und Durste schützen, entschuldigt seine unedlen Handlungen damit, daß er sagt, man müsse sich den Menschen gefällig zu machen suchen. Man kann freylich bey Lasterhaften nicht leichter den Ruhm eines Gefälligen erhalten, als wenn man ihnen im Umgange durch gleiche Laster, Fehler und Vorurtheile ähnlich wird, oder wenn man ihre unrühmlichen Thaten oder Schwachheiten erhebt, und gut heißt. Auf diese Weise erhalten Clorindo, Fillidor, Aquila und tausend andre den Ruhm der Gefälligen. Allein sie gewinnen und besitzen ihn mit Unrecht. Nur diejenigen verdienen ihn, welche sich den verschiedenen Gattungen der Menschen angenehm machen können, ohne niederträchtig zu werden. Es ist schwer, auf diese Weise gefällig zu seyn, allein es ist möglich. Das Beyspiel des Alcibiades erläutert diese Möglichkeit. Alcibiades hatte alle Eigenschaften von der Natur erhalten, welche nöthig sind, sich den Ruhm der Gefälligkeit zu erwerben. Er wußte sich, wie Plutarch und Cornelius anmerken, in alle Leidenschaften und Verrichtungen der Menschen zu finden. Er konnte sich mit den Verschwendern so gut, als mit den Geizigen, mit den Hochmüthigen, wie mit den Bescheidnen, mit den Verschlagnen, wie mit den Einfältigen betragen. In Lacedämon lebte er hart und strenge; war sparsam und mäßig, und übertraf darinnen die Lacedämonier selbst: Dadurch machte er sich bei ihnen gefällig. Bey den Thraciern trank er und überließ sich andern körperlichen Wollüsten, und übertraf sie noch darinnen: Dadurch machte er sich den Thraciern gefällig. In Persien ging er oft auf die Jagd, lebte prächtig und fröhlich: Denn dieses war die persische Lebensart: Und dadurch machte er sich bey den Persern gefällig. Auf diese Art ward Alcibiades überall gelitten und angenehm. Er hielt nur seine Gefälligkeit nicht in den Schranken der Tugend; er ging in allem zu weit. Ein gefälliger Mensch muß nach den verschiedenen Charakteren, mit welchen er umgeht, sich in verschiedenen Gestalten zu zeigen wissen, ohne daß er die Würde eines redlichen und tugendhaften Mannes dadurch beleidigt und verunehrt. Er nimmt in vergnügten und fröhlichen Gesellschaften keine ernsthaften und finstern Minen an: Er ist mit Vergnügten vergnügt, mit Ernsthaften ernsthaft; er zeigt vor denen, die auf Ehre halten, daß er gegen die wahre Ehre nicht unempfindlich ist, ohne die Demüthigen durch Eitelkeit und Unbescheidenheit zu beleidigen. Ein Gefälliger scheint die vielfältigen und verschiedenen Neigungen alle zu haben, ohne von einer besonders beherrscht zu werden. Er sucht allen Menschen, so weit sie tugendhaft, oder Menschen sind, ähnlich zu seyn; ihre tugendhaften und menschlichen Neigungen mögen sich nun auf so verschiedene Arten äußern, als sie wollen. Man wird dieses noch mehr begreifen, wenn man den Ursprung der Gefälligkeit betrachtet.

Die Gefälligkeit entsteht aus der Menschenliebe, aus dem edlen Triebe, alle, denen er sich nähern kann, so glücklich und vergnügt zu machen, als nur ein Mensch den andern machen kann. Vergebens wird einer sich bemühen, angenehm zu werden, wenn seine Handlungen nicht durch diese göttliche Neigung belebt werden. Ein wahrer Menschenfreund, welcher nicht so grausam geartet ist, daß er sein Vergnügen in dem Mißvergnügen andrer finden sollte, sondern glücklich ist, wenn andre glücklich sind, wird durch alle seine Handlungen etwas zur Glückseeligkeit und Freude seiner Nebenmenschen beyzutragen suchen. Er läßt sich nicht von den Leidenschaften, welche dem Charakter der Geselligkeit am meisten widerstreiten, von dem Neide oder Geize beherrschen, die nicht allein andere, sondern auch den, welchen sie besitzen, mißvergnügt machen. Wer hat jemals einem, welcher Thränen vergießt, weil ein andrer heiter ist, oder dem, welcher in der größten Armuth lebt, und andre in Dürftigkeit bringt, damit er reich sterben kann, den Ruhm eines Gefälligen ertheilt? Eben so streitet der Hochmuth, diese tyrannische Sehnsucht nach einer größern Ehre, als man verdienet, wider die Menschenliebe. Kein Hochmüthiger läßt den Verdiensten eines andern Gerechtigkeit widerfahren. Er raubte lieber allen andern Menschen ihre Ehre, um sich mit ihrem Raube zu brüsten. Wie kann ein Hochmüthiger angenehm werden, da alle Menschen eine zärtliche Liebe gegen ihre Ehre haben? Und muß er nicht mißfallen, wenn er andre neben sich verachtet? Man kann daraus erkennen, warum alle Tugenden, welche Zeugen der Gerechtigkeit eines Menschen sind, so sehr einnehmen. Man sieht aus der Erfahrung, daß die scheinbarsten Tugenden mißfallen und verhaßt werden, sobald sie aus Eigennutz, und nicht aus Menschenliebe entspringen, daß sie hingegen angenehm und liebenswürdig sind, sobald man urtheilen kann, daß sie andern Menschen zum Besten ausgeübt werden. So entspringt denn die Gefälligkeit, oder die Neigung angenehm zu werden, aus der Menschenliebe. Allein diese Neigung kann man nicht anders, als durch die äußerliche Aufführung erkennen. Zu diesem äußerlichen Verhalten gehören alle diejenigen Geberden, Minen, Stellungen, Verbeugungen und Bewegungen, welche man leutseelig, artig, höflich und verbindlich nennet. Finstre und mürrische Köpfe, deren Gesicht immer voll Falten und Runzeln ist, werden den Namen der Gefälligen nie erhalten, so große Tugenden sie auch besitzen mögen. Daher kömmt es, daß die Greise, welche immer seufzen und klagen, immer die vorigen Zeiten erheben, und die itzigen tadeln, der Jugend stets zur Last sind, weil in der That ihr Herz gegen andre Menschen eine bittere und feindseelige Gemüthsart zu verrathen scheint.

Theodotus ist ein deutliches Beyspiel davon. Dieser mürrische Greis hat alle Eigenschaften, welche das Alter unangenehm machen. Vorzeiten, da er noch jung war, war alles besser. Vorzeiten war Geld im Ueberflusse vorhanden gewesen: Denn er hatte in seiner Jugend viel verschwendet, das er nicht erworben hatte. Vorzeiten war das Frauenzimmer auszustehen gewesen: Denn vorzeiten war er nicht alt, sondern ein reicher und allerliebster junger Herr, welcher alle Stutzer zum wenigsten in der Pracht der Kleider übertraf. Itzt, da ihm weder eine Beutelperücke, noch eine gallonirte Weste ein jugendliches Ansehen geben können, wenn ihn die Begierde galant zu seyn anfällt, vermeidet und verlachet ihn das Frauenzimmer, welchem er desto lächerlicher wird, je coquetter er seyn will. Man wird mir ausländische Ausdrücke vergeben, da ich an Thorheiten gedenke, die auf keinem deutschen Boden entsprungen sind. Es ist also kein Wunder, daß Theodotus seufzet: Vorzeiten war das Frauenzimmer nicht so strenge, wie itzt. Nunmehr sind ihm alle Ergötzlichkeiten, die er nicht geniessen kann, Eitelkeiten und Thorheiten. Die Freude, welche die Jugend genießt, ist der Vergänglichkeit unterworfen. Sie werden es, saget er, schon erfahren, wenn sie so lange, als ich, in der Welt gelebt haben werden. Es ist leicht zu begreifen, warum Theodotus der Welt mißfällig ist, warum er für einen Menschenfeind gehalten wird? Es ist aber auch leicht zu begreifen, warum diejenigen Alten gefällig sind, welche das Vergnügen der Jugend nicht mit mißgünstigen Augen ansehen, weil sie alt, und zu dem Genusse desselben zu stumpf sind; die Alten, welche sich Mühe geben, andre aufgeräumt und munter zu machen; welche ein Vergnügen bezeigen, daß andre die Ergötzlichkeiten geniessen, die ihnen das Alter verbeut, und welche die itzigen Zeiten für eben so gut als die vorigen halten.

Ich habe gesagt, daß die Kennzeichen der Höflichkeit zu dem gefälligen Wesen gehörten. Man muß sich hüten, die Gefälligkeit nicht mit der Höflichkeit zu vermengen. Die Gefälligkeit kann nicht ohne die Höflichkeit, die Höflichkeit aber wohl ohne Ge- Gefälligkeit seyn, Der höflichste Mann kann mißfallen, so genau und so aufrichtig er auch das Ceremoniell der Worte, der Verbeugungen und Geberden beobachtet. Es gehöret zur Gefälligkeit einige Natur: Diejenigen sind zu bedauern, welche so ohne ihre Schuld verunstaltet worden sind, daß ihnen das leutseelige Wesen nicht natürlich zu seyn scheint, wenn sie sich gleich nicht verstellen. Gewisse Leute haben das Unglück, daß alles an ihnen bis auf die kleinste Mine und selbst auf ihren Ton in der Sprache lächerlich und unangenehm ist. Was man an andern bewundert, wird an ihnen getadelt. Wenn andre wegen einer That, die doch nicht die edelste und größte That ist, einen allgemeinen Beyfall erhalten, so müssen sie eine ganze Menge edler und großer Thaten verrichtet haben, ehe sie nur erträglich werden. Wie viele müssen sie also nicht ausüben, wenn sie sollen bewundert werden? Andere hingegen empfangen die vortrefflichen Gaben von der Natur, zu gefallen. Sie brauchen nur wenig Unterricht und Umgang mit der Welt, die gefälligsten Personen zu werden. Man erstaunet, daß sie es in der Art zu leben, in der Leutseeligkeit und Gefälligkeit in kurzer Zeit weiter bringen, als andre in ganzen Jahren thun können. Ihre Sprache ist leutseelig; ihre Geberden sind angenehm; ihr Gesicht ist lächelnd, ohne Stolz ohne Verachtung der andern, ohne Runzeln. Alles, was von ihnen kömmt, vergnügt; man erhebt alle ihre Worte. die geringste Mine ist artig, und auch das voll Anmuth, was sie von ohngefähr thun. Man ist schon für ihre Verdienste eingenommen, so bald man sie sieht: Man sollte viel verwetten, ihre Seele müsse eben so angenehm und liebenswürdig, als ihr äußerliches Ansehen seyn. Es ist andem, man kann sich in diesen angenehmen Vermuthungen von vielen solchen Leuten betrügen. Allein man betrügt sich gern. Diese gefälligen Menschen, welche ihr einnehmendes Wesen bloß der Natur zu danken haben, sind zum wenigsten liebenswürdige Menschenge-

sichter. Es geht in diesem Falle, wie mit der Liebe gegen ein Frauenzimmer, welches blos durch ihre natürlichen Reizungen gefällt.

Celimene hat die größten Reizungen erhalten, die nur nöthig sind, junge Herren aufzumuntern, daß sie die Aeltern über ihren Aufwand lieber verdrüßlich und mürrisch werden, als sich in der Pracht von einander übertreffen lassen. Sie ist das schönste Menschengesicht des weiblichen Geschlechts, das man noch bewundert hat. Man ist in der Versuchung zu denken, daß die Natur nicht Zeit genug gehabt hat, ihre Seele schön zu machen, als sie den Körper so reizend bildete. Ihr Verstand ist so einfältig, so angenehm ihre Gestalt ist. Witz und Geist ist bey ihr ganz vergessen worden. Gleichwohl gefället alles, was sie sagt. Ihre Reden würden in dem Munde eines andern Frauenzimmers ungereimt seyn, und es brauchte noch lange nicht durch Häßlichkeit zu beleidigen. Allein bei Celimenen klopfet man über alles in die Hände. Sie darf nur die Lippen bewegen, so werden alle, die um sie herum sind, aufmerksam. Wenn sie schweigt, so werden die Anwesenden traurig, weil Celimene so etwas schönes, als sie sagen wollte, unterdrückt hat, da sie es doch aus keiner andern Ursache nicht gesagt hat, als weil es ihr selbst zu einfältig vorgekommen ist. Die Menschen müßten bey dem Aesop in die Schule gehen, wenn sie wie der Fuchs in der Fabel sagen könnten, daß Celimene ein schönes Bild ohne Gehirn und Leben sey.

Wie es mit der Liebe gegen Celimenen beschaffen ist, so verhält es sich mit der Gewogenheit gegen diejenigen, welche gefallen, ohne wegen ihrer Verdienste liebenswürdig zu sein. Wie diese mit einem schönen und liebenswürdigen Frauenzimmer verglichen werden können, so kann man auch diejenigen, welche misfallen, obgleich ihr tugendhaftes Herz und ihre edlen Thaten die größte Hochachtung verdienen, mit Clarinden vergleichen, welche bey allem ihren Verstande und Witze, und bey allen andern Verdiensten neben Celimenen vergessen zu werden pflegt, weil nur wenig Menschen wahre Verdienste zu schätzen wissen. Sie hat das Unglück, häßlich zu seyn. Ihre Bewegungen und Geberden sind unangenehm. Wenn sie lacht, so erschrickt, und wenn sie gleichgültig aussieht, so erzittert man. Ihr Verstand ist freylich groß; ihr Witz ist fein und reich; sie hat die Gabe, die sinnreichsten Scherze zu sagen: Allein es sagt sie kein schöner Mund. Sie gefällt nicht. Wären alle Frauenzimmer, wie die Morgenländerinnen geschleyert, daß man ihr Gesicht nicht sehen könnte, so würde sie den größten Schönheiten die Herzen streitig machen. Eben so sind diejenigen Menschen, welchen der Ruhm der Gefälligkeit verweigert wird, obgleich ihre Verdienste mehr als diesen Ruhm verdienen. Die Menschen sind unbillig, daß sie mehr mit den Augen als mit dem Verstande urtheilen. Allein da einmal diese Schwachheit allgemein ist, so muß jeder ohne unnatürlich zu werden, in seinem Aeußerlichen so viel Anmuth zu haben suchen, als er kann, und sich durch keine Vernachlässigung desselben selbst verunstalten.

Die Gefälligkeit verschönert alles. Alle Handlungen des Menschen, alle Ergötzlichkeiten und zugelassenen Wollüste, und die Tugenden selbst, werden durch diese Tugend reizender. Ein reicher und vornehmer Mann bittet mich zu sich, und dieses thut er aus Freundschaft; alles ist prächtig und vornehm bey ihm; alles, was man aufträgt, ist kostbar; die Speisen sind ungemein ausgesucht und gut zugerichtet; seine Weine sind die besten; man kann sich, ohne ein gezwungenes Ceremoniel zu beobachten, aller anständigen Freyheit und Bequemlichkeit bedienen; er giebt gern: Denn er ist weder neidisch noch geizig. Allein die Art, mit welcher er alles thut, ist nicht gefällig: Man geht wohl zufrieden, aber nicht vergnügt und fröhlich von ihm. Ein andrer Freund bittet uns zu sich; nichts ist bei ihm außerordentlich: Allein man ist bey ihm entzückt. Man weiß es, daß uns beide zärtlich lieben: Woher kommt also der Unterschied? Die Art, die Geberden und Minen des andern sind gefällig. Man kann es an der Freundschaft und Freygebigkeit vornehmlich bemerken, wie angenehm alles durch die Gefälligkeit wird. Die Freundschaft ist durch ihre eignen Vorzüge schon angenehm: Sie wird aber noch mehr entzücken, wenn sie gefällig ist. Nicht alle Freunde sind gefällig. Diese Anmerkung, so richtig sie auch ist, wird vielen wunderbar zu seyn scheinen. Allein sie wird täglich durch die Erfahrung bestätiget. Ein Freund kann das redlichste Herz von der Welt besitzen: Er kann seinem Freunde nicht nur das größte Glück gönnen; sondern auch sich alle Mühe geben, ihm dasselbe zu verschaffen: Er kann alle Sorgen und Beschwerlichkeiten mit ihm theilen, sein Vergnügen größer machen, wenn er mit ihm vergnügt ist, sein Unglück erleichtern, wenn er mit ihm traurig ist, und ihm allen Trost geben, den ein Freund nur geben kann: Allein er kann uns mißfällig werden, ohne uns mißvergnügt zu machen, wenn seine äußerliche Aufführung nicht einnehmend genug ist, wenn er durch einen Fehler der Erziehung, oder durch einen Mangel der Bekanntschaft mit der großen Welt nicht zu leben weiß. Die Art, durch die er uns seine Freundschaft zu erkennen giebt, kann mißfallen. Er kann beleidigen, ohne beleidigen zu wollen: Seine Zärtlichkeit kann zu wild und ungestüm, und nicht fein genug seyn. Wie viele beleidigen nicht schon dadurch die Gefälligkeit, daß sie glauben, der äußerliche Wohlstand gegen Freunde müsse eben so genau nicht beobachtet werden! Indem sie meinen, keine Weitläuftigkeiten und Umstände mit ihren Freunden zu machen, werden sie unartig. Sie bilden sich ein, bei Freunden müsse man sich seiner Bequemlichkeit bedienen können, und das Ceremoniel halte sie in einer allzugroßen Entfernung von ihnen. Diese Meinung verführt sie, die Gesetze der guten Sitten aus der Acht zu lassen, ihrem Freunde verdrüßlich zu werden, und ihm oft so nahe zu kommen, daß sie ihm, so zu sagen, auf den Leib fallen.

Es ist fast nicht nöthig, an mehr Tugenden zu zeigen, wie angenehm sie durch die Gefälligkeit werden, da die Freundschaft, die so reizend an sich selbst ist, noch angenehmer durch die Gefälligkeit wird. Nur an der Freygebigkeit will ich zeigen, wie viel reizender sie ist, wenn sie von dieser Tugend geschmückt wird. Es ist ein großes Verdienst, seine Reichthümer nicht zu vergraben, oder sie durch einen gerechten Wucher nicht bloß zu vergrößern, sondern den Dürftigen mit dem Ueberflusse, den uns das Glücke ertheilet hat, beyzuspringen, und sie zum Dienste des gemeinen Wesens fähiger und geschickter machen. Dieses Verdienst wird um so viel größer, wenn die Absichten bey der Freygebigkeit uneigennützig, rein, und Zeugnisse einer wahren Menschenliebe des Wohlthäters sind. Denn die Freygebigkeit, welche aus dem Eigennutze, oder aus einem unedeln Ehrgeize entsteht, verdient Verachtung, und die Wohlthaten, welche nur abgedrungen zu seyn scheinen, sind kaum des Dankes würdig. Sie sind gleichsam mit der Hartnäckigkeit, mit welcher er sie austheilt, und mit dem Verdrusse, den er dem verursacht, der sich durch das Glücke genöthigt sieht, seine Wohlthaten anzunehmen, theuer genug bezahlt. Wenn aber auch diese Fehler bey der Freygebigkeit nicht angetroffen werden; wenn einen Wohlthäter entweder das Mitleid, oder bloß die Begierde, seine Reichthümer wohl anzuwenden, zu derselben bewegen, so kann sie doch nach der verschiedenen Art, auf welche sie sich äußert, angenehmer und gefälliger werden.

Aront hat das edelste und großmüthigste Herz, welches nur zur Freygebigkeit erfordert wird. Er besitzt seine Reichthümer nicht, sie immer zu überzählen. Er weiß es, daß sie ihm gegeben worden sind, die Menschen durch ihre Hülfe glücklich zu machen. Er hält sich ein ordentliches Verzeichniß der Nothleidenden und Dürftigen in der Stadt, in welcher er lebet. Er bekümmert sich, wie sie in die Dürftigkeit gerathen sind. Er erkundigt sich nach ihrer Aufführung, nach ihren guten und schlimmen Eigenschaften, damit er seine Wohlthaten nicht an Lasterhafte verschwenden möge, welche dieselbe vielleicht zu Mitteln, boshafte und schädliche Absichten zu erreichen, gebrauchen könnten. Er richtet sich also in seinen Wohlthaten, nach den unterschiedenen Verdiensten der Dürftigen. Er theilet seine Wohlthaten aus, ohne den geringsten Eigennutz zu verrathen: Denn sein Herz ist so wenig eigennützig und gewinnsüchtig, daß er vielmehr durch alle seine Handlungen das Gegentheil zu beweisen sucht. Er breitet seine Wohlthaten nicht selbst mit einem unanständigen Geschreye aus, weil er nur das Vergnügen Gutes gethan zu haben, nicht aber die Lobeserhebungen des großen Haufens sucht. Der Werth seiner Wohlthaten wird durch keinen Ehrgeiz verringert. Allein da die Natur selbst seine Gestalt und sein Gesicht sehr ernsthaft und strenge gebildet, und dasselbe nicht durch eine natürliche Freundlichkeit aufgeheitert hat: So sind auch seine Mienen und Geberden immer mehr finster, als heiter, mehr ernsthaft, als leutseelig. Man kann nicht sagen, daß sein Ansehen verdrießlich sey: Allein es fehlt ihm die Freundlichkeit. Er ermahnet diejenigen, denen er hilft, mit einem trockenen Gesichte, die Wohlthaten, die er ihnen ertheilt, zum Nutzen und Vergnügen ihrer Mitbürger anzuwenden. Er verlangt keine Danksagungen: Allein er macht auch nicht viel Ceremonien, wenn man sich dankbegierig und erkenntlich zeiget. Die Redlichen welche ohne ihr Verschulden von dem widrigen Glücke verfolgt werden, wagen sich mit einem völligen Vertrauen zu ihm, ohne furchtsam zu scheinen. Diejenigen aber, deren Gewissen nicht ganz rein und unschuldig ist, nähern sich ihm mit einer zaghaften Blödigkeit, und empfangen mit eben dieser Furcht seine Wohlthaten. Aront erzeigt ihnen zwar nach der ihm angebohrnen Menschenliebe willig Gutes: Allein er hält es auch für seine Pflicht, ihnen die Wahrheit mit Nachdruck und Ernst zu sagen, sie ihrer vergangenen Fehltritte wegen hart zu bestrafen, und sie zu einer bessern Aufführung zu ermahnen. Aront

wird seiner Wohlthätigkeit wegen erhoben: Man bewundert ihn: Allein seine Wohlthaten sind nicht so gefällig und angenehm, als Leanders Wohlthaten.

Leander ist mit den großen Eigenschaften geschmückt, welche dem Aront die Bewunderung der Menschen erwerben: Er besitzt aber über dieselben, noch die Gabe zu gefallen. Seine Wohlthaten sind daher weit angenehmer. Er läßt sich nicht allein nicht lange bitten; denn Aront thut dieses auch nicht; sondern Leander kömmt den Bitten der Dürftigen noch zuvor. Man soll seine Wohlthaten nicht als Wohlthaten, sondern als Belohnungen unsrer Tugenden ansehen, die er bloß aus Pflicht austheile. Sein Gesicht ist immer aufgeheitert, und niemals hat sich noch seine Stirne in finstre Runzeln gezogen, wenn er Dürftige erblicket hat. Er bedauert allezeit mit einer gefälligen Traurigkeit die Schicksale, welchen redliche Männer so oft ausgesetzt seyn müssen. Er thut vielen Menschen Gutes, ohne sie erfahren zu lassen, daß es von ihm kömmt. Er genießt oft das Vergnügen, daß er tugendhafte Frauenzimmer, die weniger Glücksgüter, als edle Eigenschaften besitzen, von seinem Ueberflusse nach ihrem Stande gekleidet sieht, ohne daß sie ihren Gönner kennen; daß er durch die dritte und vierte Person erfährt, wie zärtlich sie oft weinen, daß sie ihren Wohlthäter nicht wissen, und ihm ihre Dankbegierde nicht entdecken können. Er ist viel zu freundlich und leutseelig, daß er diejenigen, welche durch seine Hülfe dem Glücke trotzen können, zu Danksagungen kommen lassen sollte. Sie gehen in dieser Absicht zu ihm, und sie gehen von ihm ganz entzückt, und zugleich ganz beschämt wieder weg, daß sie ihm nicht danken konnten. Diejenigen, welche das Glücke gestraft hat, weil sie die Tugenden beleidigt haben, welche seine Wohlthaten noch erst durch ihre Aufführung verdienen werden, läßt er nicht erst empfinden, ehe er ihnen Wohlthaten erzeigt, wie unwürdig sie derselben sind. Er macht ihnen keine bittern Vorwürfe. Seine Errinnerungen sind sanft und fließen aus der Liebe. Er stellt sich, als ob er die Vergehungen nicht alle glaube, die ihnen vielleicht von ihren Feinden nachgesagt würden: Er glaubt, daß ihre Absichten bey ihren Vergehungen gut und löblich gewesen: Er bittet sie aber, ihre Feinde durch ihre weise Aufführung zu schanden zu machen, und ihn in der guten Meynung von ihnen zu bestärken. Er entschuldigt sich auf eine höflithe und verbindliche Weise über die Freyheit, die er sich nimmt, mit ihnen so vertraut und offenherzig zu reden. Bey allen Wohlthaten die er austheilet, wird man immer eine gewisse einnehmende Traurigkeit an ihm wahrnehmen, daß er nicht mehr thun kann, da er doch gemeiniglich so viel thut, als die verdienen, denen er hilft. Wie unterschieden ist nicht Leanders Freygebigkeit von Aronts Begierde, Gutes zu thun! Beyde verdienen bewundert zu werden; Leanders Wohlthätigkeit ist nur weit einnehmender und gefälliger. Gegen den Aront empfindet man seiner Wohlthaten wegen nur Ehrfurcht und Hochachtung: Gegen Leandern aber empfindet man nicht nur eine ehrerbietige Hochachtung und Dankbegierde, sondern auch eine zärtliche Liebe, die man durch alle seine Handlungen äußert; nicht, weil man gegen Aronten nicht auch dazu geneigt wäre, sondern weil man es vor gar zu großer Ehrfurcht nicht wagt, dieselbe öffentlich zu bezeigen.

Vielleicht werden einige mit einem unwilligen Gesichte sagen, daß ich mich zu lange bey den Charaktern Aronts und Leanders aufgehalten habe. Ich beruhige mich aber bey ihrem Unwillen damit, daß sie entweder nicht freygebig, oder auf keine gefällige und angenehme Art freygebig sind. Denn es giebt viele, welche auf eine so mißfällige Art Gutes thun, daß bey ihnen eine jede Wohlthat entweder schon eine Beleidigung ist, oder noch zu einer Beleidigung werden wird. Sie sind nicht wie Leander und Aront, welche eine Wohlthat sogleich auch vergessen haben, sobald sie aus ihren Händen ist. Sie danken sich selbst für ihre Mildthätigkeiten, wenn sie dieselbe gegen andere nach der Reihe herrechnen, und ihre Größe auf allen Seiten zeigen. Derjenige dem sie geholfen haben, weiß sehr oft nicht, wie er seine Wohlthäter wegen ihrer Freygebigkeit mehr ehren und erheben soll, als sie selbst thun. Er muß schweigen, da seine Wohlthäter reden. Er würde ein undankbares Gemüth verrathen, wenn er so stolz seyn und sich einbilden wollte, er kennte den Werth der Wohltaten seiner Gönner so gut, als sie selbst. Doch ich sehe, daß ich immer noch von der Freygebigkeit rede, wie sie gefällig und mißfällig wird.

Die Gefälligkeit kann sich am meisten im Umgange mit der Welt und in Gesellschaften in aller ihrer Schönheit zeigen. Durch sie wird der Umgang erst vergnügt und lebhaft. Ein gesitteter und wohlgezogner Mann hat in demselben tausend Gelegenheiten gefällig zu werden. Aus der Gefälligkeit entsteht die Kunst zu leben, diese so berühmte und seltene Wissenschaft. Wie viel Stoff hätte ich nicht zu den reichsten Abhandlungen wenn ich den Nutzen der Gefälligkeit bey allen Tugenden, welche zum Umfange der geselligen Pflichten erfordert werden, vorstellen sollte? Wie weitläuftig müßte ich nicht werden! Es ist kein Wunder, daß die Kunst, zu leben, so schwer auszuüben ist, da bey dem, welcher gefällig werden will, so viele gute Eigenschaften zusammen kommen müssen, welche kaum einzeln und zerstreut unter den Menschen angetroffen werden. Diejenigen, welche zu leben wissen wollen, müssen Herr über ihre Minen, Geberden und Leidenschaften seyn; es muß ihnen nichts entwischen, was andere beleidigen kann; sie müssen keinen Anlaß geben, mit Recht sich über ihr Verfahren zu beschweren. Sie müssen ein wenig Narrheit vertragen können, ohne ihre Freundlichkeit zu verändern; sie müssen ihren Verdruß über die Thorheiten der Menschen, mit welchen sie umgehen, geschickt zu verbergen wissen. Die Gesprächigkeit ist eine von den vornehmsten Tugenden eines guten Gesellschafters. Allein wie leicht kann ein gesprächiger Mensch nicht mißfallen, wenn er auch kein Plauderer ist! Die Redner in Gesellschaften, welche durch ihr ewiges Geschwätz andre zum Stillschweigen zwingen, welche dadurch unerträglich werden, daß sie immer mit ihrem Witze schimmern wollen, welche eine gewisse Art von Tyranney ausüben, da sie keinen zum Gespräche lassen, ohne im geringsten zu argwöhnen, daß man sie mit Verdruß anhöre, diese eingebildeten witzigen Köpfe beweisen, wie nöthig die Gefälligkeit zur Gesprächigkeit sey. Es sind nur wenige Gesellschafter Elviren ähnlich, welche Bellegarde beschreibt. „Niemand, sagt er, redet in Gesellschaft weniger, als Elvire, wenn man sie nicht dazu nöthigt: Niemand redet so richtig und mit so vieler Anmuth, als sie, wenn man sie anredet. Sie spielt weder die Rolle einer Geheimnißvollen, noch einer, die sich gute Worte geben läßt. Sie sagt ihre Meynung über alles, was geredet wird, es mag so gering seyn, als es will; allein sie dringt sich auch nicht mit einem großen Eifer dazu, ihre Wissenschaft auszulegen, wenn von schweren Dingen die Rede ist. Sie richtet sich mit einer wunderbaren Geschicklichkeit, nach den Menschen, mit welchen sie umgeht. So erhaben auch ihr Verstand ist, so scheint es doch nach ihrem Verhalten, daß er nicht größer, als die Einsicht der andern sey. Diejenigen, die Elviren besuchen, gehen ganz zufrieden von ihr hinweg, und zwar mit sich selbst zufrieden, weil sie ihnen Gelegenheit verschafft hat, ihre kleinen Gaben und Geschicklichkeiten sehen zu lassen.“ Ich will noch einige Züge zu Elvirens Charakter hinzufügen. Sie widerspricht mit keiner ungestümen Hitze; sie tadelt nicht alles, was ihr nicht gefällt, sie erhebt auch nicht alles in Gesellschaften, was ihren Beyfall hat. Sie will nicht, daß ihre Meynung recht seyn soll, sie mag recht seyn oder nicht. Sie verfällt nicht in den Fehler, Nein zu sagen, wo andere Ja sprechen. Sie läßt es leicht auf den Ausspruch der andern ankommen, und diese Bereitwilligkeit, nachzugeben, und nicht hartnäckig eine Sache zu bejahen, die viele verneinen, bewundert alle Welt an Elviren. Eine andre gute Eigenschaft eines guten und angenehmen Gesellschafters ist die Munterkeit und Gabe zu scherzen. Allein alle Scherze verlieren ihre größte Anmuth, wenn sie nicht von der Gefälligkeit begleitet werden. Diejenigen, welche zu scherzen wissen, ohne die Hochachtung der Anwesenden zu verlieren; welche sinnreich genug sind, zu spotten, ohne anzüglich zu werden; welche satyrisch sind, ohne zu beleidigen, und sich fröhlich bezeigen, ohne lächerlich zu werden, sind angenehme aber überaus seltene Geschöpfe in Gesellschaften. „Bey gewissen Menschen, sagt Bruyern, ist es eins, zu reden und zu beleidigen: Sie sind bitter und anzüglich. Ihre Spöttereyen sind Beschimpfungen. Es würde ihnen zuträglich seyn, wenn sie stumm oder einfältig wären. Die Lebhaftigkeit ihres Witzes schadet ihnen mehr, als andern ihre Narrheit. Sie sind nicht damit zufrieden, daß sie mit der größten Bitterkeit antworten: Sie greifen diejenigen auch, mit denen sie in Gesellschaft sind, unbescheiden an. Alles muß über ihre Zunge. Weder Abwesende noch Gegenwärtige sind vor ihnen sicher. Sie schlagen gleichsam von vornen und hinten aus. Diese Wilden lassen sich nicht zahm machen. Man muß sich ihrem Umgange entziehn, und vor ihnen fliehen, ohne einmal hinter sich zu sehen.“ Was fehlt diesen Wütrichen in Gesellschaften? Die Gabe angenehm zu werden, die Gefälligkeit. So nöthig sie bey der Gesprächigkeit und bey der Begierde zu scherzen ist, so unentbehrlich ist sie allen andern Eigenschaften, welche angenehmen Gesellschaftern unentbehrlich sind.

In keiner Gesellschaft, welche die Glückseeligkeit der Menschen befördern soll, ist die Tugend der Gefälligkeit unentbehrlicher, als im Ehestande. Darum ist dieser Stand gestiftet, daß die Eintracht und Freundschaft dem Glücke zween verbundner Personen einen größern Glanz, und den widrigen und unangenehmen Zufällen des Lebens eine Erleichterung geben sollen. Das größte Glück muß in diesem Stande keine Reizungen für einen Mann haben, wenn er dasselbe nicht mit seiner

vertrautesten Freundin theilen kann, und das geringste Gut muß ihr so lieb als das gröste Glück seyn können, wenn sie es mit ihrem zärtlichsten Freunde theilt. In einer zärtlichen Ehe müssen die Schwachen stark, die Kranken gesund, und die Dürftigen reich werden; alle Tage, die ein zärtliches Ehepaar durchlebt, müssen immerwährende Freuden aufheitern, wenn sich eine abwechselnde gegenseitige Gefälligkeit unter den Personen findet, welche die Liebe vereinigt. Welch ein schöner Anblick ist ein Mann, wenn sein Herz, das von der Tugend und Zärtlichkeit seiner Geliebten versichert und gerührt ist, eine ruhige und milde Heiterkeit über sein Gesicht ausbreitet! So wenig er vor der Ehe eine unanständige Unterthänigkeit versprach, und eine Zuneigung zu erschmeicheln suchte, welche er bloß einem freyen Entschlusse ihres Herzens verdanken wollte, so wenig ist nun seine Mine stolz und gebietend; er beweißt, daß er im Hause zu befehlen habe, nur dadurch, daß er sie der Beschwerlichkeiten und Lasten überhebt, welche zärtlichere Kräfte nicht ertragen können, ohne sich zu erschöpfen. Er ist, seitdem er sie die Seinige nennt, in der Beobachtung des Wohlstandes gegen sie, nicht nachläßiger; er ist inniger vertraut mit ihr, ohne weniger bescheiden zu seyn; und eben so gewissenhaft als im Anfange seiner Liebe, ihre Sittsamkeit zu beleidigen. Wenn er glücklich ist, so verkündigt jede Geberde, daß er seine Freude nicht halb fühlen würde, wenn sie nicht ihre Freude wäre. Er gebietet jedem Kummer, sich in dem Innersten seines Herzens zu verbergen, daß sie keine Falte auf seiner Stirne sehen, und seine Traurigkeit mehr für Ernsthaftigkeit als für Schmerz halten möge. Wenn er sie bekümmert sieht, welche Geschäftigkeit, sie aufzuheitern! Welch ein Reichthum von Zärtlichkeiten, sie zu beruhigen, und welch ein Ueberfluß voll Trost, der aus seinem liebenden Herzen strömt! Und bey ihr, welch ein süßes durchdringendes Lächeln in ihrem schönen oder anmuthigen Gesichte, dem die Liebe in jedem Zuge eine neue Schönheit oder Anmuth mittheilt! Sie weiß so rührend an seinen Busen zu sinken, wenn er sie in seinen Arm nimmt! Jeder Blick strahlt mit einer solchen Freude, daß er sie die Seinige heißt! Ihre Lippen ergießen sich so in Liebe, als wenn sie der Liebhaber wäre! Sie ist gegen seine Zärtlichkeit so erkenntlich, als wenn sie von ihm beneidet werden müßte; und sie ist so eifrig in der Erfüllung der Pflichten, welche sie das Bewußtseyn schwächerer Kräfte lehrt, als wenn sie seine Bitte, oder den Rath, den er ihr giebt, für einen Befehl halten müßte. Welche zärtliche Wehmuth umwölket jede ihrer Reizungen, wenn sie die Bekümmernisse eräth, die er ihr zu verbergen sucht? Welch ein Balsam sinkt mit der Thräne, die aus ihren Augen tröpfelt, auf sein verwundetes Herz, und wie blühet jede Anmuth, die sie hat, wieder auf, wenn sie die Ruhe in sein Gesicht zurückkommen sieht? Was kann ihn, und was kann sie elend oder trostlos machen, als die Krankheit oder der Tod? Und wer kann beschreiben, wie glücklich und beneidenswürdig sie sind? Derjenige, der zwo Personen findet, welche es für die erste Pflicht halten, einander noch in der Ehe zu gefallen.

Wie unglückseelig sind die meisten nicht, weil die Personen, die durch ihre Bande mehr zusammengefesselt als vereiniget sind, mit ihrem Jaworte aufhören, gefallen zu wollen. Der Liebhaber gab sich erst alle Mühe, seiner Gebieterin angenehm zu werden; sie war in allem, was sie that, bewundernswürdig; es gab keine Schmeicheleyen, keine Liebkosungen, keine Versicherungen einer ewigen Treue und Zärtlichkeit, die er ihr nicht sagte. Wie vielmal beschwor er seine Zusage sie ewig glücklich zu machen? Wie konnte seine Geliebte, die sich von ihm vergöttert sah, glauben, daß sie so bald wieder in eine Sterbliche verwandelt werden würde? Sie überließ ihm die Herrschaft über sich. Der Liebhaber ward ein Mann, und als Mann, glaubte er, daß er nicht nöthig habe, ihr zu gefallen. Sie sah seine Gleichgültigkeit im Anfange mit Verdrusse; sie ward desselben gewohnt; sie glaubte, durch seinen Kaltsinn das Recht erlangt zu haben, ihm wieder zu mißfallen. Nun ist er ihr Tyrann und sie seine Peinigerin. Statt ihr beiderseitiges Vergnügen zu befördern, suchen sie einander unglückseelig zu machen. Er findet itzt die Lust nicht bey ihr, deren Verlangen ihn erst aufgemuntert hatte, ihr zu gefallen; er will seinen Verdruß zerstreuen, und schweift aus. Sie rächt sich mit gleichen Ausschweifungen, und beyde treiben ihre Rache so weit, das sie das öffentliche Gelächter werden. Wie elend sind sie, daß sie einander nicht gefallen wollen!

Man wird aus diesen Betrachtungen leicht erkennen, wie nöthig die Gefälligkeit zu unsrer Glückseeligkeit sey, obgleich diese so nöthige Tugend selten unter den Menschen gefunden wird. Man wird fragen, woher es komme, daß so wenige gefällig sind. Die meiste Schuld fällt auf die gewöhnliche Erziehung der Kinder, wenn die Jünglinge durch ihre Ungebundenheit, die Männer durch ihren Stolz und die Alten durch ihr mürrisch Wesen mißfallen. Diejenigen, welche das Glück niederdrückt, können ihren Kindern die Erziehung nicht geben, welche erfordert wird, sie liebenswürdig zu machen, und die meisten Vornehmen und Reichen sind zu nachläßig, als daß sie sich bekümmern sollten, die ihrigen so zu erziehen, daß sie angenehm würden. Wie viele meynen nicht, daß ihre Kinder gefallen müssen, weil sie reich und vornehm sind! Läßt man sie nicht tausendmal schließen, daß sie mit großen Reichthümern Tugenden genug erben werden? So werden sie von Jugend auf zu einem Stolze gewöhnt, der alle Menschen wider sie empört, ob man gleich durch ihren Stand und durch ihr Vermögen gezwungen seyn kann, sie zu erdulden. Gewisse Menschen erhalten ohnedies von der Natur eine große Wildheit und Rauhigkeit: Wenn nun diese nicht immer unterdrückt und gezähmet wird, wie können sie geliebt werden? Nichts hindert die Gefälligkeit mehr, als die Eigenliebe. Menschen, welche sich vergöttern, und nichts, als ihre eignen oft eingebildeten Vollkommenheiten bewundern, können andrer gute Eigenschaften weder erkennen noch hochschätzen. Entziehen sie ihnen aber eine Hochachtung, auf die sie gerechte Ansprüche haben, so müssen sie unerträglich werden, da sich niemand ungeahndet verachten lassen will. Wenige werden gewöhnt, sich selbst zu überwinden, sich nach andern zu richten, und in ihre Neignngen und Leidenschaften zu schicken! Ihre Leidenschaften wollen herrschen, und niemand will ein Sclav des andern werden. Nachläßigkeit wird mit Nachläßigkeit, Gleichgültigkeit mit Kälte, Verachtung mit Verachtung geahndet, und so werden sie das Opfer eines um so viel grössern Hasses, je weniger sie sich Mühe geben, gefällig zu werden.

Von der moralischen Nachahmung.*)

Die Sitenlehrer haben zwar den Menschen viele Wege zur Tugend vorgezeichnet; sie sind aber fast alle und zu allen Zeiten der Meynung gewesen, daß es keinen nähern und sichrern Weg dazu gäbe, als den Unterricht durch Beyspiele. Die größten Männer des Alterthums stellten nicht allein sich, sondern auch andern die Verdienste und würdigen Handlungen ihrer Vorfahren als Muster vor Augen, nach denen sie ihre Thaten bilden müßten. So dachten sie besonders bey der Erziehung ihrer Kinder. Der alte Cato, die Zierde der römischen Republik zu einer Zeit, da Rom so weit schon von seiner ersten Tugend abgewichen war, glaubte, daß er seinem Sohne keine beßre Erziehung geben könnte, als wenn er ihn in seinen frühesten Jahren mit den größten Männern seines Vaterlandes bekannt machte, und ihn durch diese Kenntniß zu einer ruhmvollen Nachahmung ihrer Thaten anfeuerte. In dieser Absicht schrieb er selbst eine Geschichte für ihn, welche vielleicht der natürlichen Tugend wichtige Dienste leisten würde, wenn die Zeit sie der Nachwelt aufbehalten hätte. Horaz versichert, daß ihm sein Vater die Liebe zur Tugend und den Haß gegen Ausschweifungen auf eben diese Art eingeflößt habe. Die Dichter haben aus der Ursache beständig eine Ehre darinnen gesucht, die Tugenden ihrer Mitbürger durch ihre Gesänge zu verewigen, und Sittenlehrer ihrer Nachwelt zu werden, ein Lob, welches die über die Ehre andrer Nationen so sehr neidischen Römer besonders den Barden unsrer ältesten Vorfahren ertheilen mußten.

Der Unterricht durch Beyspiele hat unstreitig vor andern Anweisungen zur Tugend, als der einzigen wahren Ehre des Menschen, viele Vortheile voraus. Er beweißt nicht allein, in was für Hochachtung einen Menschen die Erfüllung seiner Pflichten setzt, sondern lehrt auch die Möglichkeit ihrer Ausübung. Er hebt die gewöhnlichen Vorurtheile von der Verdrießlichkeit der Tugend auf; er ertheilt häufige Vorschläge, ihre Uebung zu erleichtern; er lehrt den Scheinwiderspruch verschiedner Pflichten verhüten; er verschafft mannigfaltige Reizungen zum eifrigen Bestreben nach ihrer gewissenhaften Erfüllung. Was entdeckt die unzählbaren glücklichen Folgen derselben deutlicher, als die Kenntniß und Betrachtung derjenigen, welche vor uns tugendhaft gewesen sind! Der bloße Anblick rechtschaffener Handlungen erweckt Bewunderung, erfüllet mit Empfindungen eines innigen Wohlgefallens und Vergnügens, und bemächtigt sich oft auch bey den Lasterhaftesten ihres Beyfalls, erzwingt von ihnen eine ehrerbietige Hochachtung, und zum wenigsten den Wunsch, eben so beschaffen zu seyn! Wie leicht kann oft ein solcher Wunsch wahr werden?

---

*) Aus J. A. Cramer's vermischten Schriften ꝛc.

Ein Mensch müßte in die äußerste Tiefe des sittlichen Verderbens hinabgesunken seyn, wenn die Kenntniß eines feurigen Eifers für das allgemeine Beste, einer unverletzlichen Gerechtigkeit, einer bescheidnen Mäßigung im Glück, einer außerordentlichen Gegenwart und Standhaftigkeit des Geistes in Gefahren, einer großmüthigen Uneigennützigkeit, einer wohlthätigen Menschenliebe, einer unverbrüchlichen Treue und Verschwiegenheit bey andern nicht einmal einen unvorsetzlichen Entschluß, ihnen gleich zu werden, in seiner Seele erzeugen sollte. Eben so werden Laster, die er bey andern wahrnimmt, wenn er zugleich ihre schändlichen und entsetzlichen Folgen kennen lernt, seinen Abscheu erwecken, und wenn er ihrer auch schuldig ist, ihn zum wenigsten zu einer geheimen Mißbilligung und Bestrafung seiner Gleichheit mit ihnen zwingen. Man hat also recht gethan, daß man die Geschichte dem menschlichen Geschlechte, als eine Quelle guter Rathschläge, und als eine zuverläßige Lehrerin edler und erhabner Sitten angepriesen hat.

Die Erfahrung bestätigt diese Lobreden. Die menschliche Gesellschaft hat der Nachahmung großer Beyspiele viele löbliche Thaten zu danken. Sie hat Mitglieder genug, die sie entehren; der größte Hause irrt auf dem gebahnten Wege der Schande; es würde aber doch der Elenden, die sich dem Laster Preis geben, oder doch ein Leben, das bloß der Tugend geheiligt seyn sollte, in einem unedlen Müßiggange verschwenden, eine ungleich größere Anzahl seyn, wenn nicht so viele von dem Geiste der Nachahmung würdiger Beyspiele ergriffen und in die Höhe erhoben würden. Carl, der neunte, ein König, welchem sonst die französischen Musen wenig zu danken haben, belohnte die Verdienste des berühmten Amiots mit der Würde eines Großallmoseniers von Frankreich; eine Großmuth, die unter die Pflichten der Könige gehört. Allein was würde er gethan haben, wenn ihm nicht die Dankbarkeit Carls, des fünften, gegen seinen Hofmeister, den er zum Padste gemacht hatte, von seinen Hofleuten ohne die Absicht, den Gelehrten seines Reiches einen Dienst zu erzeigen, so sehr vorgerühmt worden wäre? Noch viele andre Könige würden die Augen des Erdkreises nicht auf sich gezogen haben, wenn sie nicht den glücklichen Einfall gehabt hätten, Juliane und Antonine ihrer Zeit zu werden. Der Welt liegt daran, daß die Großen Menschenfreunde, tapfer, wenn es die Beschützung des Vaterlandes fodert, gerecht auch gegen Feinde, großmüthig und ihrer selbst mächtig nach erhaltenen Siegen sind. Allein daran liegt ihr dem Anscheine nach nicht so viel, ob sie diese Verdienste besitzen, bloß weil sie von ihrem innerlichen Werthe überzeugt sind, oder weil sie gelesen haben, daß die Scipionen, die Bayarde, und die Türennen dergleichen Verdienste besaßen. Es wäre freylich besser, wenn die Menschen mehr aus Gewissen, als durch bloße Nachahmung tugendhaft wären; allein wenn sie doch einmal Copien seyn sollen: so muß man der Welt Glück wünschen, wenn sie gute Copien von vortrefflichen Originalen sind.

Freylich wird ein Philosoph, der nicht an der äußerlichen Schaale der Dinge hängt, und über den Einfluß hinaus sieht, den gewisse Handlungen in den Nutzen und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft haben, sich von Tugenden keine hohen Begriffe machen, welche bloß die Begierde, berühmten Beyspielen ähnlich zu werden, erzeugt hat. Er, der keine Handlung für tugendhaft hält, welche nicht aus einer wahrhaften Ueberzeugung von ihrem innerlichen Werthe entsprungen ist, wird wegen Amiots Belohnung wohl nicht Carls, des neunten, Lobredner werden. Wenn man ihn zum Richter darüber machen will: so wird er fragen, ob der König überzeugt war, daß Carl, der fünfte, bey der Erhebung seines vormaligen Lehrers auf den römischen Stuhl wirklich edel und groß gehandelt habe? War er gegen seinen Amiot darum eben so großmüthig, als der Kaiser, weil er nicht allein begriff, daß der Unterricht eines Königes eine königliche Vergeltung verdiente, sondern auch einsah, daß er durch die Belohnung eines verdienstvollen Gelehrten viele andre aufmuntern würde, Künste und Wissenschaften immer mehr anzubauen und dadurch seine Staaten glücklicher und blühender zu machen? Dergleichen Ursachen würden Carls, des neunten, Nacheiferung ruhmwürdig gemacht haben. Allein sie hatten keinen Einfluß in seine Großmuth gegen den Amiot. Man rühmt den Kaiser gegen einen König von Frankreich, der eben so viel von sich hält, als ein Kaiser. Man ist es von ihm nicht gewohnt, daß er den Gelehrten viele Gnadenbezeigungen erweist. Itzt, da man Carln, den fünf'en, vor ihm lobt, erklärt er sich auf einmal, daß er wohl eben so viel thun wolle, wenn sich ihm nur eine Gelegenheit dazu darbieten werde. Die Würde eines Großallmoseniers wird offen; er erinnert sich seiner Zusage, des Kaisers Nebenbuhler zu seyn, und Amiot wird dazu bestimmt. Wer sieht nicht, daß alles dieses weiter nichts als Eifersucht über die Lobsprüche war, die man Carln, dem fünften ertheilt hatte. Nicht die Kenntniß des innerlichen Werthes, sondern bloß die Ehre dieser Großmuth nöthigte ihm eine Handlung ab, die man sonst nicht unter seine rühmlichen Thaten zählen würde. Amiot hatte mehr Schrecken, als Vergnügen davon, und wenn der König nicht bis zur Raserey eigensinnig gewesen wäre: so würde der Kaiser, bey allem dem Neide, welchen sein Lob bey diesem Könige erweckt hatte, unnachgeahmt geblieben seyn. Denn die Königin Mutter hatte ihre Ursachen, warum Amiot diese Würde nicht erhalten sollte. Sie ließ ihn zu sich kommen, und empfing ihn mit diesen fürchterlichen Dräuungen: Ich habe die Guisen und Chatillone, den Connetable und die Canzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde gebeugt: und nun will ich an dich, du kleiner Pfaffe! Amiot, der sehr gern dem Zorne der Königin und der Gnade ihres Sohnes ausweichen wollte, verbarg sich. Er erschien einige Tage nach einander nicht bey der Tafel. Der König errieth die Ursache seines Außenbleibens. Was! fing er an, weil ich ihn zum Großallmoseniers gemacht habe, darum wird er unsichtbar? Er gerieth sogleich, wie es in solchen Fällen seine Gewohnheit war, in eine so große Wuth, daß die Königin, damit sie ihn nur besänftigen möchte, den kleinen Pfaffen wider ihren Willen aufsuchen und ihm alle Sicherheit, die er zum Besitze dieser Würde verlangen konnte, geben ließ. Vielleicht war schon Carls, des fünften, That so edel nicht, als sie das Lob der Hofleute machte. Wie viel mußte nicht einem Eroberer daran gelegen seyn, an dem geistlichen Gebieter Italiens und der Welt seine Creatur zu haben! Und von wem konnte er das eher hoffen, als von seinem ehemaligen Hofmeister? Doch wenn man auch seine Dankbarkeit nicht für verdächtig halten will: so ist doch so viel unstreitig, daß sein Nebenbuhler weder die Wissenschaften ehren, noch dem Amiot eine Wohlthat erzeigen, sondern nur ein ähnliches Lob erbeuten wollte.

So gewiß ist es, daß ein unpartheyischer Richter der Menschen, unter denen es so viele künstliche Betrüger giebt, gegründete Rechte hat, gegen die Tugenden, welche blos dem Geiste der Nachahmung zu danken sind, mißtrauisch zu seyn. Wie nicht selten bey denen, die durch ihre Beyspiele andre zur Nacheiferung auffordern, der Ehrgeiz der einzige Antrieb zu gewissen Handlungen ist, die dem Scheine und dem Nutzen nach Verdienste sind, und von aller Welt dafür erklärt werden: so ist eben diese Leidenschaft die meiste Zeit die große Triebfeder, die die Menschen bewegt, würdige Charaktere nachzuahmen. Das sind unter den Tugendhaften falsche Münzer. Man bewundert große Beyspiele; man faßt den Entschluß, auf dem Wege einherzugehen, der andre zum Ruhme und Glücke geführt hat; man entschließt sich aber, nicht weil man begierig ist, wirklich so groß und rechtschaffen, wie die zu werden, die man bewundert, sondern bloß wegen der äußerlichen Ehre, die ihnen ihre Verdienste erworben haben. Ist der erste, welcher auf einem löblichen Wege andern vorgeht, vielleicht wirklich tugendhaft: so ist der andre nur ehrgeizig und lobsüchtig. Der Pöbel würde weniger Ehrfurcht gegen die Gemälde der Heiligen haben, wenn der Maler die Stralen um ihre Häupter weggelassen hätte.

Die Handlungen der Großen sind diesem gerechten Mißtrauen gegen ihren innerlichen Werth am meisten ausgesetzt. Warum sind sie in ihrem Verhalten sich selbst so sehr ungleich? Warum verurtheilt der Richter, der auf seinem Richterstuhle auch gegen die kleinsten Versehen unerbittlich ist, nicht seine eignen Ungerechtigkeiten in seiner Privataufführung? Warum ist ein andrer in seinem Hause ein Tyrann, mürrisch und kalt gegen eine liebenswürdige Gehülfin seines Lebens, ohne Nachsicht und ein Menschenfeind gegen seine Bedienten, da er doch vor den Augen der Welt die Leutseeligkeit und die Liebe selbst zu seyn scheint? Gehört die Tugend allein ins Publicum? Und warum ist noch ein andrer dienstfertig gegen alle, die ihn um seine Hülfe bitten, und großmüthig gegen alle Nothleidende und Arme, da er doch seine Gläubiger nicht bezahlt? Kömmt das nicht einzig und allein daher, daß die Großen selten andere Verdienste kennen, als solche, welche viel Geräusch und Aufsehen machen? Sie sind nur im Angesichte der Welt tugendhaft, weil sie die Tugend nicht eigentlich auszuüben, sondern nur nachzuahmen gelernt haben. Sie sind, wie die steinernen Bildsäulen der Alten. Der Kopf und der Rumpf waren nicht aus einem Stücke. Der Kopf des Momus schickte sich eben so gut, als das Haupt des Jupiters darauf. Mancher Finanzenaufseher bewahrt die ihm anvertrauten Schätze des Staats mit der größten Gewissenhaftigkeit; denn man rühmt in der Geschichte diejenigen, welche der Republik oder ihren Königen treu waren: aber er betrügt ohne Gewissen und Schamröthe so viele Wittwen und andre niedrige Privatpersonen, als er kann.

O wie viel Mitleiden empfindet ein wahrer Philosoph, wenn er auf die Großen herabsieht! Sie fallen schon in ihrer

frühsten Jugend in die Hände der Schmeichler. Man schont ihren Verstand, den sie selbst schon genug schonen würden, wenn man ihm auch in der Jugend einige Geschäfte gäbe. Sie müßten denken lernen, wenn man sie mit den Geheimnissen einer gesunden Sittenlehre bekannt machen, und durch Gründe überzeugen wollte, daß ein Mensch seiner Natur ganz unwürdig ist, wenn er keine Verdienste besitzt. Man erwecket das Gewissen nicht in ihnen; man lehrt sie nicht, daß sie bey aller ihrer Größe von Gott abhängig und verpflichtet sind, seinen Gesetzen eben so demüthig zu gehorchen, als die Niedrigsten, oder man schwächt diesen Unterricht durch Schmeicheleyen, an die sie früh gewöhnt werden. Man zeigt ihnen den innerlichen Werth der Tugend nicht; nicht die Schönheit, womit sie glänzen würde, wenn sie auch von keinem Menschen oder Engel bemerkt werden sollte; nicht ihre Aehnlichkeit mit den Vollkommenheiten Gottes; nicht ihre Hoheit, noch den weitläuftigen Umfang ihres Nutzens. Man sagt ihnen nur, daß sie Ehre mache, oder wenn man deutlicher reden will, daß sie von denen gelobt werde, die nicht mit Gewißheit beurtheilen können, aus was für einer Quelle sie entsprungen ist. Den Beweis davon führt man durch die Vorstellung großer Beyspiele. So lernen sie die Welt betrügen, um von ihr mit Lobsprüchen, die eben so gründlich sind, als ihre Tugenden, wieder betrogen zu werden. Fänemmen hat einige Sammlungen sinnreicher Einfälle so oft durchgelesen, daß er zuweilen etwas sagt, das einem natürlichen guten Einfalle ähnlich sieht. Ist er darum wirklich sinnreich? So verrichtet zuweilen ein Mensch eine Handlung, die man gern bewundern würde, wenn man nicht wüßte, daß sie ein Einfall wäre, den er nicht selbst gedacht, sondern aus dem Unterrichte seines Sprachmeisters auswendig behalten hat.

Was für Gegenstände der Nacheiferung fallen weg, wenn man die Geschichte mit dem reifen Urtheile lieset, womit sie gelesen werden muß! Wie lange ist der Name des Augustus ein Lobspruch oder vielmehr eine Ironie auf alle die Fürsten gewesen, denen die Dichter haben schmeicheln wollen! Man hat tausendmal gesagt, daß ein Regent nicht, wie Alexander, sondern, wie August, seyn müsse; allein man muß den Sueton nicht gelesen haben, wenn man nicht weiß, daß es noch zweifelhaft ist, ob die Griechen unter dem Alexander, oder die Römer unter dem Augustus unglücklicher gewesen sind. So viel ist unstreitig, daß die Lobreden des römischen Volkes auf ihn eine sclavische und die Oden des Horaz auf diesen Bezwinger der Republik eine poetische Lüge gewesen sind.

Wenn man Cicerons Rede für das manilische Gesetz und Lucans pharsalischen Krieg lieset: wer sollte nicht begierig werden, den Weg zu betreten, auf welchem Pompejus zu einem so allgemeinen Ruhme gelangt ist? Aber was macht nicht eben dieser Cicero in seinen vertrauten Briefen an den Atticus, wo er aufrichtig und so spricht, wie er denkt, dieser so getreue Anhänger des Pompejus für einen Charakter von ihm? Er hat keine edlen und erhabnen, sondern ganz niedrige und gemeine Eigenschaften, sagt er. Dieses Urtheil wird durch eine strenge und unpartheyische Prüfung seiner Thaten bestätigt. Seine Geschicklichkeit, den römischen Senat und das Volk also zu lenken, daß er, wenn andre Feldherrn schwere langwierige Kriege beynahe ganz geendigt hatten, sie zurückrief, sie der Ehre ihrer ersten Siege beraubte, ihm aber einen schon überwundenen Feind, der vielleicht zur völligen Niederlage nur noch einen Streich empfangen durfte, und den darauf folgenden Triumph in die Hände spielte, diese Kunst, andre um die an sich selbst schon elende Belohnnug ihres Muthes zu betrügen, war sein größtes Verdienst. Wie wenig ist doch auf öffentliche und allgemeine Lobsprüche zu trauen! Die Nachwelt kann den Betrug nur allzuleicht entdecken, wenn sie will, und wenn es auch durch einen oder den andern geheimen Brief geschehen sollte, der bis auf ihre Zeiten erhalten wird. Wer wird einen Held nachahmen wollen, der in seinem fünf und zwanzigsten Jahre den Beynamen des Großen erhielt, so viele Nationen besiegte, fast über drey Theile des Erdkreises triumphirte, und dennoch nichts Großes und Erhabnes, sondern lauter niedrige und gemeine Eigenschaften besaß?

Die Liebe gegen das Vaterland und der Eifer für die Freyheit der Republik wurden unter den Römern nicht allein für nothwendige, sondern auch für außerordentliche und heroische Tugenden gehalten. Diese Gesinnungen wurden von allen Geschichtschreibern und Rednern bewundert. Sie erzeugten tausend Thaten, die wir noch in unsern Zeiten für groß erklären. Sie wurden durch die Nachahmung fortgepflanzt. Selbst in denen Zeiten, in welchen Rom durch seine eigne Größe schon zu fallen anfing, und einen Monarchen nöthig hatte, wenn es in seinem Falle aufgehalten werden sollte, wollten Cato, Cicero, Bibulus, Metellus, und andre Römer kein andres Verdienst kennen, als den republikanischen Eifer für die alte Einrichtung des römischen Staates, welche doch auf keine Weise mehr beybehalten werden konnte. Es ist etwas leichtes, diesen Patriotismus verdächtig zu machen. Man könnte mit starken Gründen behaupten, daß er bey dem Cato nichts als ein philosophisches Vorurtheil und ein Eigensinn war, den er theils von seiner Familie geerbt, theils in der finstern Schule der Stoiker erlernt hatte. Cicerons Beyspiel allein beweißt, daß dieser Eifer für die Republick nicht aus der vernünftigen Einsicht entstand, daß das Beste des römischen Volkes eine republikanische Einrichtung erforderte. Denn eine reife Ueberlegung aller Umstände, worinnen sich Rom zu diesen Zeiten befand, würde diese Eifrer gelehrt haben, daß es vortheilhafter für ihre Mitbürger wäre, Einen Herrn, als viele Beherrscher zu haben. Niemand konnte dieses besser beurtheilen, als Cicero, und wie republikanisch gesinnt war er nicht! Mit welchen Entzückungen pries er nicht einen Brutus, einen Fabius Maximus, einen Scipio, einen Lälius! Und wenn er Cäsars geheime Unternehmungen betrachtete, Roms Alexander zu werden: Was für bittre Wehklagen schüttete er nicht in den Schoos seines Atticus aus! Die Republick ist in den elendesten Umständen! Alles geht unglücklich! Die Republick ist verlohren! Pompejus, der sich dem Cäsar nicht eifrig genug widersetzte, besaß nichts Großes und Erhabnes. Alles dieses sind Ausrufungen, die uns alle Augenblicke in seinen vertrauten Briefen aufstoßen. Ohne diesen Eifer war niemand in seinen Augen rechtschaffen. War aber dieser Patriotismus Tugend? Aller dieser Eifer war bloß die Eitelkeit eines Redners, welcher vorher sah, daß bey einer monarchischen Verfassung des Staates seine Beredsamkeit unnütze werden würde. Dieses erhellt unwidersprechlich daraus, daß er bereit war, seinen Eifer für die Republik, worein er fast alle Rechtschaffenheit setzte, aufzuopfern, wenn ihm Cäsar das Augurat hätte geben wollen, eine Würde, welche seiner Eitelkeit schmeichelte, weil ein Augur sich in alle öffentliche Angelegenheiten mischen konnte. Das ist das einzige, sagt er zum Atticus; ich muß meine Schwachheit gestehn; wodurch mich diejenigen, so itzt über die Republik herrschen, gewinnen könnten. Die Stoiker mochten sagen, was sie wollten, in einer Religion, wo die Tugend für kein Geschenk des Himmels gehalten wurde, mußte man die Ehre mehr, als die Tugend lieben. Erhellt daraus nicht, wie schwer es ist, in der alten Geschichte wirklich große Thaten zu finden, die man ohne alle Gefahr als Beyspiele anpreisen könnte? Man mag seine Augen vor dieser Wahrheit verschließen, wie man will, so wird man dennoch immer zu dem Geständnisse gezwungen werden, daß alle die Griechen, und alle die Römer, die man uns als Muster großer Tugenden vorstellt, die meiste Zeit sehr kleine Thaten auf eine große und pralerische Art verrichtet haben.

Da die Geschichtschreiber gemeiniglich nur diejenigen Handlungen ihrer Helden beschreiben, welche viel Geräusch gemacht haben und weit gesehn worden sind: so ist leicht zu begreifen, daß man von allen den Tugenden, die in der Stille geschehen müssen, und ihren Werth verlieren, wenn derjenige, der sie ausübt, sie auch selbst bekannt macht, wenig Beyspiele finden wird. Und doch können eben diese ihrer Natur nach verborgnen Tugenden die erhabensten, und der größte Schmuck der Menschheit seyn. Diejenigen, welche durch Beyspiele die Menschen zur Tugend reizen wollen, mögen nur zusehn, daß sie ihnen nicht mit der Begierde der Nachahmung Eitelkeit und Stolz einflößen. Die Standhaftigkeit eines Märtyrers, der den Tod nicht aufsucht, aber auch nicht vor ihm erzittert, wennn er ergriffen wird, zu den grausamsten Qualen geführt zu werden, ist unstreitig dem feigen Tode des Cato weit vorzuziehen. Allein warum wird unser Herz mehr erhoben, wenn wir die Thaten der Römer lesen, als wenn wir unsre Augen einmal auf eine Märtyrergeschichte werfen? Geschieht es nicht darum, weil hier alles die natürliche Eitelkeit des Menschen demüthigt, in der römischen Geschichte aber alles seine hochmüthige Einbildung erhitzt? Hier schimmert und blendet alles; alles scheint groß und edel zu seyn. Gleichwohl sind die meisten von diesen prächtigen Thaten falsche und betrügliche Dünste, die nur in der Nacht aufsteigen und leuchten, so bald aber, als der Tag anbricht, verschwinden. Wer wird aber wohl einem Wandrer rathen, lieber in der Nacht bey dem verführenden Lichte dieser Dünste, als am hellen Tage zu reisen? Unterdessen ist nicht zu läugnen, daß in einer finstern Nacht ein kleiner Stral das Auge beynahe mehr erfreut, als am Tage die ganze Sonne.

Beyspiele sind Handlungen in einzelnen besonders bestimmten Fällen. Ihre Nachahmung erfordert also eine außerordentliche Vorsicht, und eine reife Ueberlegung. Wenn man mit einer rühmlichen Handlung, die ein andrer vor uns verrichtet hat, ein gleiches Lob verdienen will, so muß man sich nothwendig in eben dem Falle befinden. Allein wenn kömmt ein Mensch grade in eben die Umstände, in denen ein andrer vor uns gewesen ist. Eine jede Verschiedenheit der Umstände erfordert eine Verschiedenheit in der Handlung, welche der Ge-

genstand der Nachahmung wird, und je grösser die Unähnlichkeit ist, desto grösser muß die Verschiedenheit der Handlung selbst seyn. Man kann ganz besondre und eigne Verbindlichkeiten in einem gewissen Falle haben, die ein andrer nicht hatte, dem man gern in seinem Verhalten ähnlich seyn wollte, und, wenn ein wirklicher oder scheinbarer Widerspruch der Pflichten entsteht, so kann das bey uns ein Fehler seyn, was bey andern eine Tugend war. Diese Anmerkung verdient besonders bey öffentlichen und gesellschaftlichen Thaten die sorgfältigste Betrachtung. Was in Sparta bey der besondern Einrichtung dieser Republik eine Tugend war, konnte in Athen bestraft zu werden verdienen.

Allein wozu dienen diese Anmerkungen? Sollen sie dem Menschen eine Aufmunterung zu löblichen Handlungen rauben, der auf einem Wege, welchen er ungern betritt, beständig einen neuen Sporn braucht? Wenn sie eine so niederträchtige Absicht hätten: so würde man alle menschliche Tugenden verdammen, und der Falschheit anklagen müssen. Allein ihre Absicht ist so rein und erhaben, als die Tugend selbst. Sie sollen nur diejenigen, welche entweder andre oder sich selbst durch Beyspiele unterrichten wollen, vorsichtig machen, damit sie nicht auf die Abwege gerathen, worauf die Begierde, alles nachzuahmen, was gut zu seyn scheint, leicht verführen kann. Alle Beyspiele gleichen den Führern, die uns in einem Lande, wo wir unbekannt und Fremdlinge sind, den richtigen Weg zeigen sollen. Wäre es nicht die größte Unbesonnenheit, wenn sich ein Reisender, der viel oder alles verlieren kann, wenn er von der sichern Straße abweicht, dem ersten dem besten Geleitsmann überließe, und, ohne sich um seine Treue bekümmert zu haben, ihm auf seine ehrliche Mine seinen Reichthum und selbst sein Leben anvertraute? Man muß seinen Führer kennen lernen, damit man sich nicht in die Gewalt eines Räubers und Verräthers überliefre. Folglich muß man sich mit den Pflichten und der Bestimmung der menschlichen Natur bekannt gemacht haben; wissen, daß man von einem höchsten Wesen abhange; begreifen, was man in allen Vorfällen des Lebens Gott, dem gemeinen Wesen, seinen Nebengeschöpfen und sich selbst schuldig sey. Vornehmlich müssen wir die wahren Bewegungsgründe kennen, aus denen alle unsre Handlungen entspringen müssen, wenn sie nicht nur gut scheinen und glänzen, sondern wirklich gut seyn sollen. Wir müssen unsre Fähigkeiten, die Kräfte unsers Geistes, die Zeiten, und äußerlichen Umstände, in denen wir uns befinden, geprüft und erwogen haben, damit wir einige Beyspiele bloß zu bewundern, andre aber nachzuahmen wissen. Wenn die Seele mit dieser Wissenschaft ausgerüstet ist: wie glücklich wird sie nachahmen! Sie wird sich von keinem falschen Lichte blenden lassen, niemals in ihrer Nacheiferung romanhaft, niemals lächerlich, niemals eine Heuchlerin oder Betrügerin werden. Man darf sich nicht bereden, daß ein Mensch, der alles dieses wisse, keine Beyspiele mehr brauche. Beyspiele wirken allezeit kräftiger auf den Willen, als Regeln, aber niemals kräftiger, als wenn die Regeln vorhergegangen sind. Die Neigung zum Laster sitzt allzutief in unserm Herzen, als daß jemals ein Antrieb zum Guten überflüßig seyn könnte. Und wenn edle Beyspiele weiter keinen Nutzen hätten; wenn wir an ihnen die Schönheit der Tugend nicht so zu sagen mit Augen sehen, die wir vorher bloß durch Nachdenken erkannt hatten: so überführten sie uns zum wenigsten, daß wir nicht ohne Gesellschaft tugendhaft wären.

Eine Mensch, der ohne feste und bestimmte Grundsätze einer gesunden Sittenlehre diese oder jene große und edle Thaten nachahmt, gleicht dem Poeten, der, weil er sich mit den Gesetzen der Dichtkunst nicht bekannt gemacht hat, den Homer in Satiren und den Horaz oder Juvenal in Epopeen nachahmt. Er wird sehr oft den wahren Schmuck mit einem schimmernden Flittergolde, und die Spielwerke eines Anagramma mit kühnen und erhabenen Gedanken verwechseln. Verhält es sich in dem Stücke mit der moralischen Nachahmung wohl anders, als mit der poetischen?

Lasset uns also, wenn wir nachahmen wollen, gleich einem Glover oder Pope in ihren Gedichten, nur die schöne Natur zum Ziele unsrer Nacheifrung wählen. Lasset uns, wenn wir eine große Handlung bewundern, untersuchen, ob wir nach unsern besondern Umständen eine gleiche oder eine noch stärkere Verbindlichkeit dazu empfinden, oder ob wir nicht verpflichtet sind, weil wir entweder noch richtigere Einsichten, oder noch stärkere Anreizungen haben, sie zu übertreffen. Lasset uns beobachten und erforschen, wenn wir nicht in einem ganz gleichen Falle sind, wie groß, wegen der Verschiedenheit des Falles die Verschiedenheit unsers Verhaltens seyn müsse, und niemals lasset uns mit einer bloß äußern Uebereinstimmung unsrer Aufführung mit löblichen Beyspielen zufrieden seyn, vornehmlich dann, wann bloß ihr Aeußerliches Ruhm verdient.

Philochrest ist von der Begierde entzündet, edle und große Beyspiele, er mag sie nun unter den Lebenden oder in der Gesellschaft der Todten finden, nicht allein zu bewundern, sondern ihnen auch nachzueifern. Sein Herz schwillt ihm vor Freude auf, wenn er irgendwo eine Tugend zu erblicken glaubt. Er ist begierig, ihr nachzueilen. Gleichwohl hat er sich stets so in seiner Gewalt, daß er den Gegenstand seiner Nacheifrung erst recht kennen lernen will, um nicht zu fehlen. Er prüft die Handlung, die sich ihm unter dem Scheine der Tugend vorstellt, und wägt ihren Werth vernünftig ab. Er läßt ihr Gerechtigkeit widerfahren, wenn er auch vielleicht ihre Absicht oder ihren Bewegungsgrund verdammen müßte, und entschließt sich, die That, die an sich selbst betrachtet alle Hochachtung verdienet, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu anbietet, zwar auch auszuüben, sie aber durch die edelsten Bewegungsgründe und Absichten noch mehr zu erhöhen. Weil er überzeugt ist, daß kein Mensch alle Tugenden besitzt: so hat er auch keinen Held, den er einzig und allein in allen seinen guten und fehlerhaften Handlungen ähnlich werden möchte. Er ist ein Zeuris, welcher, da er eine vollkommne Schönheit malen will, sich nicht einbildet, in einem Körper alle Reizungen beysammen zu finden, sondern die vortrefflichsten Züge einzelner Schönen sammlet, und daraus seine vollkommne Schönheit bildet. Wie viel verliert nicht das menschliche Geschlecht, daß Philochrest nur eine Idee, und nicht viel wirklicher als der Weise des Stoikers ist! Sein Beyspiel würde die Stelle aller Regeln der moralischen Nachahmung vertreten.

Johann Friedrich Cramer

wurde am 5. November 1780 zu Quedlinburg geboren, studierte die Rechte in Halle und ward nach vollendeter akademischer Laufbahn 1798 Referendar in Berlin, 1801 Auditeur bei dem Regimente Wartensleben zu Erfurt, 1807 preußischer Gesandtschaftssecretair in Wien und gleich darauf Secretair im Finanzministerium in Kassel. Von 1808 bis 1818 verwaltete er das Steuerinspectorat in Halberstadt, nahm darauf seine Entlassung und lebt gegenwärtig noch als Doctor der Rechte und privatisirender Gelehrter daselbst.

Seine Schriften sind:

Blätter zur Kunde des preußischen Staates. Berlin 1803.
Eudomenes. Erzählung. Berlin, 1803.
Weihgeschenke von Freunden für Freunde. Erfurt, 1803.
Themistokles. Trauerspiel. Quedlinburg, 1804.
Commentarien zur neuesten Geschichte des preußischen Staates. Braunschweig, 1807.
Der Rosenkranz. Quedlinburg, 1811. Neue Auflage unter dem Titel: Gedichte, 1816.
Abentheuer und Volksmährchen. Quedlinburg, 1811.
Geschichte des Königreichs Westphalen. Magdeburg, 1814. 1. Th.
Athenäum für Freunde der Declamation. 2. Thle. Leipzig, 1817.
Geschichte des Christenthums und der Kirche. 1. Bd. 1. und 2. Abth. Halberstadt, 1828—30.
Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Könige von Preußen. Hamburg, 1829. N. A. Leipzig, 1833.

Außer diesen gab er heraus:

(J. G. Hamanns) Sibyllinische Blätter. Nebst Beilagen. Leipzig, 1819.
H. N. A. Cramers, Briefe und Schriften. Berlin, 1806. 1. Thl.
Lichtwehr's Schriften, (s. d.) u. s. w.
Von 1822 — 1830 besorgte er die Redaction der Zeitschrift „Zeitgenossen.“ Leipzig, bei Brockhaus.

J. F. Cramer ist ein gewandter, geistvoller und kenntnißreicher Schriftsteller, zu dessen gelungensten Arbeiten vorzüglich seine Leistungen im biographischen Fache gehören. Als Dichter hat er dagegen nie einiges Aufsehen erregt, obwohl eine gebildete Sprache und Klarheit der Gedanken ihm zuerkannt werden müssen.

Johann Friedrich Heinrich Cramer

ward am 2. September 1754 zu Dahlen bei Oschatz geboren, studierte Theologie in Leipzig, ward 1783 fünfter Diakonus an der Kreuzkirche in Dresden, und bekleidete nach und nach höhere geistliche Aemter daselbst, bis er am 4. September 1820 als Stadtprediger, Doctor der Philosophie und Ritter des K. S. Civilverdienstordens starb.

Seine Schriften, welche sämmtlich mehrere Auflagen erlebten, sind:

Ueber die Nachahmung Jesu. Dresden, 1791.
Beicht- und Communionbuch. Dresden, 1794.
Rathschläge für junge Christen u. s. w. Dresden, 1794.
Christliches Tagebuch zur häuslichen Erbauung. Dresden, 1796.
Predigten über die gewöhnlichen Episteln. Dresden, 1804. 2 Thle.
Andachtsbuch zur häuslichen Erbauung. Dresden, 1809.
Predigten über die gewöhnlichen Evangelien. Dresden, 1818. 2 Thle.

Ein sehr beliebter und überaus gern gelesener ascetischer Schriftsteller wußte J. F. H. Cramer auch als geachteter Kanzelredner segensreich zu wirken; seine Predigten zeichnen sich durch Gemüthlichkeit, Wärme, Lebendigkeit und Würde äußerst vortheilhaft aus.

Karl Friedrich Cramer,

ein Sohn von Johann Andreas Cramer, ward am 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren, studierte in Göttingen und erhielt 1775 eine außerordentliche Professur der Philosophie an der Universität Kiel, welche 1780 in eine ordentliche Professur verwandelt wurde. Seine politischen Meinungen und besonders sein großer Eifer für die französische Revolution hatten 1794 seine Entlassung zur Folge. Er begab sich nun nach Hamburg, lebte hier als Privatgelehrter und ging dann 1796 nach Paris, wo er sich als Buchdrucker und Buchhändler niederließ. Falsche Speculationen brachten ihn um sein ganzes Vermögen und zwangen ihn sogar auf eine Zeit lang Paris zu verlassen, doch kehrte er später wieder dahin zurück und starb dort am 8. December 1807.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Klopstock. Er und über ihn. Hamburg, 1779—92. 5 Thle.
Menschliches Leben. Altona und Leipzig, 1793—95. 16 St.
Ueber meine Schicksale. Altona und Leipzig, 1795.
Tagebuch aus Paris. 2 Thle. Paris, 1800.
Individualitäten. Amsterdam, 1806. 3 Hefte.
Viele Uebersetzungen namentlich aus dem Französchen in's Deutsche wie z. B. Rousseaus, neue Heloise. 4 Thle. Berlin, 1785—86. Emil. Braunschweig, 1789—91. 4 Thle. Politik. Berlin, 1787. 2 Thle. Racine's Athalia. Hamburg, 1786. Chateaubriand's Atala. 2. Aufl. Leipzig, 1805. Villers, über die Reformation. Hamburg, 1805. Merciers neues Paris. Paris, 1800. Grouvelle, über die Tempelherren. Leipzig, 1806. Raynouard's Tempelherren. J. Baillie's Leidenschaften. Leipzig, 1806. 3 Bde. u. s. w., und aus dem Deutschen in das Französische, wie z. B. Bouterweks Graf Donamar, die Herrmannsschlacht von Klopstock, Schillers Jungfrau von Orleans u. s. w.

K. F. Cramer war ein Mann von reichen Kenntnissen, glücklichen Fähigkeiten und nicht ohne Geschmack, aber flüchtig, eitel und überspannt, was sich auch in allen seinen Schriften, welche sich um seine Persönlichkeit, als ihren Mittelpunkt bewegen, deutlich und entschieden ausspricht. Ein sehr richtiges Urtheil über ihn findet sich in dem Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrg. 1808. No. 18. S. 72., wo es heißt: „C. hatte unzählige Verdienste des Herzens, Kenntnisse aller Art und gewiß in vielen Fächern mehr, als bloß oberflächliche; sein einziger Fehler war Mangel an Menschenkenntniß, oder was beinahe eben so viel heißen will, Ueberspannung. Die französische Revolution hatte ihn zu Irrthümern verleitet aber gewiß nicht zu Vergehungen; er hatte das mit vielen anderen Menschen gemein, welche nachher die Aussöhnung mit der alten Welt und mithin Ruhe des Lebens wiederfanden. Cramer, in der Unbefangenheit seiner Seele und mit ruhigem Gewissen, glaubte nicht einmal Feinde zu haben; er glaubte nicht einmal unglücklich zu seyn; er fand in sich so viele Tröstungen. Intriguante Menschen sollen seine Gutmüthigkeit gemißbraucht haben, Familienumstände von der allererschütterndsten Art trafen ihn; auch war er in Paris überhaupt außer seiner Sphäre." — Seine poetischen Leistungen sind unbedeutend, voll Enthusiasmus zwar, der sich aber meist nur in rhetorischen Floskeln offenbart; am gewandtesten zeigt er sich in seinen prosaischen Uebersetzungen.

Karl Gottlob Cramer

ward am 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut, im jetzigen preußischen Herzogthum Sachsen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in Schulpforte und widmete sich dann in Leipzig der Theologie. Nach vollendeten Studien lebte er als Privatgelehrter in Weißenfels und Naumburg, erhielt 1795 den Character eines Herz. Sächsischen Forstrathes und wählte nun Meiningen zu seinem Wohnsitz. Später erhielt er eine Anstellung als Lehrer an der Forstschule zu Dreißigacker, die er bis an seinen Tod, der am 7. Juni 1817 erfolgte, verwaltete.

Seine bekanntesten Romane sind:

Karl Saalfeld. Leipzig, 1782.
Meppen Bocksbart. Leipzig, 1783. 2 Thle.
Erasmus Schleicher. Leipzig, 1789. 4 Thle.
Der deutsche Alcibiades. Leipzig, 1790. 3 Thle.
Herrmann von Nordenschild. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Paul Ysop. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Kaspar a Spada. Leipzig, 1791. 3 Thle.
Adolf, Rauhgraf von Dassel. Leipzig, 1792. 3. Thle.
Genieſtreiche. Leipzig, 1792. 2 Thle.
Der lahme Wachtelpeter. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Der kluge Mann. Leipzig, 1795. 3 Thle.
Konrad von Kaufungen. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Jacob Guley. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Das Jägermädchen. Leipzig, 1796. 2 Thle.
Peter Schmoll. Leipzig, 1798. 2 Thle.
Zoar. Leipzig, 1800. 2 Thle.
Rasereien der Liebe. Leipzig, 1801. 2 Thle.
Der arme Flötenspieler. Leipzig, 1802.
Der Domschütz. Leipzig, 1804. 2 Thle.
Septimius Storax. Leipzig, 1807.
Das eiserne Kreuz. Leipzig, 1815. 3 Thle. u. s. w.

Ein Vielschreiber im Fach der Romane, nicht ohne Originalität aber ohne Bildung und Geschmack, lange Zeit die Freude der Leihbibliotheken und der Näherinnen und Ladendiener, jetzt bereits verschollen und vergessen. Treffend und wahr bemerkt Franz Horn (die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1813. Th. II. § 124) bei Gelegenheit Cramers: Fassen wir das gesammte schriftstellerische Leben C's als ein Ganzes auf, so geht aus demselben eine recht einfache aber wichtige Lehre hervor und zwar folgende: der gute offene aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wohl die Masse des Publicums erfreuen, denn er stellt wenigstens etwas hin, das ein wirkliches Etwas ist und besonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erscheinen kann, so wie er sich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrtleere Kopf seine Gedanken und Phantasiesprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit Eifer an, sich nach wahrer Bildung umzusehen, läßt er sich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit sorglos hingehn, so tritt die gerechtwaltende Nemesis ein und bereitet seinen Schriften ein Schicksal, wie es jetzt die Cramerschen bereits getroffen hat. —

August Friedrich Cranz

ward am 26. September 1736 in Marwitz geboren, und bekleidete in reiferen Jahren das Amt eines K. Preußischen Kriegs- und Steuerrathes zu Kleve von dem er jedoch entsetzt wurde. Er privatisirte nun abwechselnd in Hamburg, Altona, Frankfurt am Main und seit 1793 in Berlin, wo er eine Pension bezog. Er starb daselbst am 19. October 1801.

Von ihm erschien:

Gallerie der Teufel. Düsseldorf, 1776—78. 5 St.
Die Bocklade. Frankfurt, a. M. 1779.
Lieblingsstunden. Berlin, 1779. 4 Thle.
Neue Bocklade. Berlin, 1781.
Meine Erholungsstunden. Berlin, 1779.
Charlatanerieen. Berlin, 1780. 4 Hft.
Beitrag zur Chronik von Berlin. Berlin, 1781. 3 St.
Silen und sein Esel. Berlin, 1781.
Der Freund der Wahrheit. Berlin, 1782.
Kleine Schriften. Berlin, 1782—83. 3 Thle.
Cranz in Hamburg. Berlin, 1785. 2 Bde.
Ein Wort zur Beherzigung. 2. A. Berlin, 1791.
An mein Vaterland. Hamburg, 1798.
Fragmente. Berlin, 1790 — 92. 12 St.
Die Ochslade. Hamburg, 1797.
Einzelne Flugschriften u. s. w.

C. erwarb sich zu seiner Zeit einen Namen als Satyriker und war allerdings nicht ohne Witz, jedoch oft gemein und noch öfter persönlich, so daß viele seiner Schriften, bloße Pasquille sind. — Schon während seines Lebens wurde er mehr gefürchtet als geachtet und seine Leistungen die nur ephemeres Interesse hatten, fielen gleich nach seinem Tode verdienter Vergessenheit anheim.

Karl Kasimir von Creuz,

ein ausgezeichneter Staatsmann und verdienstvoller didactischer Dichter, ward am 24. November 1704 zu Homburg vor der Höhe geboren, verdankte seine erste wissenschaftliche Bildung größtentheils Privatlehrern und vollendete seine Erziehung durch seinen angestrengten Fleiß im Selbstunterricht. Eine Universität besuchte er nie, sondern ward bereits in seinem zwei und zwanzigsten Jahre 1746 Landgräflich Hessen-Homburgischer Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung. Von Moser, sein Vorgesetzter nahm sich mit besonderer Vorliebe des talentvollen und unterrichteten jungen Mannes an und Creuz ward auch später gewissermaßen dessen Nachfolger, da ihm nach von Moser's Abgang, die Führung der Hessen-Homburgischen Rechtshändel übertragen wurde. 1749 ward er erster Staatsrath bei der Wittwe seines Fürsten. 1751 auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, so wie später der Akademien zu Mannheim und München. 1753 traf ihn aber das Schicksal, wegen des Eifers, den er bei der Behauptung der Rechte seines Landes gegen Hessen-Darmstadt bewies, verhaftet, und ein ganzes Jahr auf einer Darmstädtischen Festung zurückgehalten zu werden. Im Jahre 1756 als Hessen-Homburgischer Geheimerath nach Wien gesandt, erwarb er sich die Gunst des deutschen Kaisers in so hohem Grade, daß dieser ihn zum Reichshofrath ernannte. Nachdem er die Irrungen zwischen Hessen-Darmstadt, und Hessen-Homburg vermittelt, und den Vermählungsvertrag zwischen seinem Fürsten und einer Hessen-Darmstädtischen Prinzessin abgeschlossen hatte, ereilte ihn, von Anstrengungen und Arbeiten aufgerieben, der Tod am 6. September 1770.

Er gab heraus:

Oden und Lieder. Frankfurt, 1750. — 4. A. unter dem Titel: Oden und andere Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze. 2 Thle. Frankfurt, 1769.
Versuch über die Seele. Frankfurt, 1752 2 Thle.
Die Gräber. Ein philosophisches Gedicht. Frankfurt, 1760.
Versuch vom Menschen. Frankfurt, 1769.

v. Creuz erwarb sich vorzüglich durch sein Gedicht, die Gräber, zu seiner Zeit großen Ruf. — Es erfreut sich tiefen Gefühls, schwermüthiger Wärme und einer, wenn auch nicht ganz dialectfreien, doch lebendigen und anschaulichen

Diction und enthält manches wahrhaft Gelungene, sowie einige auch in philosophischer Hinsicht ausgezeichnete Stellen. Seine übrigen lyrischen Dichtungen neigen sich ebenfalls dem didactischen Tone zu und machen dem Geiste des Verfassers Ehre, ob sie auch gleich nicht gerade Neues enthalten. — In seinen prosaischen Schriften erscheint er dagegen befangen und unsicher und man sieht deutlich, daß er ein Autodidact ist. Seine Trauerspiele: Sokrates und Seneca sind gänzlich mislungen. Wir theilen hier den vierten Gesang der Gräber als Probe mit.

Die Gräber.

Vierter Gesang.

Wo bin ich? weckt mich schon mein ungestümer Kummer?
Von welchem Traum bin ich erwacht?
Wo flog er hin, ach der unstäte Schlummer?
Traurige Nacht?
Ach, ewig scheint mir deine schwarze Dauer?
O welch ein Traum! = = ich wach? und noch ist er mein Schauer?
O Zukunft! = = = welch ein Traum von dir?
O Tod erscheinest du mit so viel Schrecken mir?

Ich fühle unter mir die fliehnde Erde wanken;
Vom letzten Tag sah ich den blutgen Schein.
Welch eine Kluft sah ich? = = Erschrockene Gedanken!
O welch ein Wirbel schlung euch ein!
Wie? wird es dunkler? ach, von welchen Finsternissen
Wird meines Geistes Raum erfüllt!
Welch starker Arm hat mich mir selbst entrissen?
Hin in das traurige Gefild,
Hin, wo des mächtigen Tods entzündte Lüfte sausen,
Wo der Vergessenheit einsame Wasser brausen,
Hin wo der Höllenfluß aus tiefen Gräbern quillt?

Wie? hör ich nicht ein Murmeln? = = Wie im Grimme
Des drohnden Tods unlaute tiefe Stimme?
Gott! zwischen Seyn und Nichts, welch eine Kluft!
Und ach, in dieser Kluft soll meine Seele schweben?
Wenn du aus meiner Brust den Athem weggeruft,
Ach, giebst du meinem Geist auch denn ein andres Leben!
Ach, soll ich ewig seyn? ich ewig? Ach! ich Staub?
Ich, jedes Sturmes Ziel? ich jedes Unfalls Raub?
Ach, soll ich ewig seyn, um ewig mich zu quälen?
Nur Unruh, oder Tod, sonst bleibt mir nichts zu wählen,
Und du, o Tod, bist du nicht meines Wesens Ziel?
Und dauret noch nach dir mein langes Trauerspiel?
Mein ewigs Trauerspiel? O höre meine Klagen,
O höre sie, verschwiegne Nacht!
Ihr Gräber, öffnet euch! laßt mich die Schatten fragen,
Ob Sterben glücklich macht;
Erscheinet mir, Bewohner öder Grüfte!
Besucht die längst von euch verlassnen Lüfte!
Und einem Sterblichen, der euch, wenn alles flieht,
Mit unerschrocknen Blicken sieht!
Ihr zaudert? ach, euch hat vielleicht ein ewger Schlummer
Vom Seyn und von dem Kummer,
Von Zeit und Ewigkeit,
In gleichem Augenblick befreyt.
Ach hätt ich euch zurück, ach, euch, verlebte Stunden
Wo ich der Weisheit thöricht nachgedacht!
Wo ich die Ruh gesucht und nirgends sie gefunden!
Hätt ich euch jugendlich in Scherzen zugebracht!
Hätt ich ein reines Blut durch ein zu ernsthaft Denken
Nicht selbst vergiftet, und dem Kummer gleich gemacht;
Dem schwarzen Gram, in den sich meine Freuden senken;
In dessen Schlamm sie untergehn!
Ich könnte ruhiger, ich könnte sonder Klagen
Den letzten Augenblick von Wollust reichen Tagen,
Mit Lachen sterbend, kommen sehn!
Ich stürb den Geistern gleich, den großen Geistern gleich,
Die selbst der Götter mächtigs Reich
Verheert, und sie vom hohen Thron gestürzet,
Und, wenn ein Unfall kam,
Der Freuden Feind, dem Gram,
Mit ihrem Seyn zugleich den schweren Lauf gekürzet.
Ach, schnell wie ein Gespenst sind sie der Hand verschwunden,
Die kühn nach ihnen griff, des Lebens leichte Stunden!
Was quält ihr mich? verschmäht den kleinen Raum der Zeit,
Ihr Sorgen, groß genug für eine Ewigkeit!
Was säumst du, Unbestand? wirst du auf deinen Schwingen,
Die Ruhe, die du nahmst, mir einst nicht wiederbringen?
Bleibt mir mein Gram allein, und wechselt alles ab?
Ist nur für meinen Leib, und nicht für ihn ein Grab?
Betrüglich ist der Schluß, der aus dem Raum der Zeiten
Den Lauf von meinem Seyn führt in die Ewigkeiten,
Und meiner Tugend, hier im Leben unbelohnt,
Den Lohn vom Tod verspricht, der selbst den Geist nicht schont!
Des Lasters Leichenstein läßt noch die Nachwelt lesen:
Hier ruht das Laster sanft, und ist beglückt gewesen.

Wie elend wird der Mensch, der sich im Stolz verlor?
Der Staub will ewig seyn? was hofft und baut der Thor?
Palläste für den Blitz, und für den Donner Thürme?
Weiß er, daß vor dem Tod auch Allmacht nicht beschirme?
O kleiner Unterschied, der uns von Würmern trennt!
Sie sterben unbeklagt; wir werden noch genennt.
Verächtlicher als Gras muß oft ein Held vergehen,
Und Götterasche sich in Luft und Wellen drehen.
Die Erde = = ach, verwünscht sey ihre Fruchtbarkeit!
Daß sie den Menschen zeugt, hat nur den Tod erfreut.
Die Opfer sind umsonst, die wir den Leichen bringen,
Und im erstarrten Blut war ihrer Seele Sitz;
Die Trauerlieder, die wir werthen Schatten singen,
Der Gräber Pracht, zeugt von der Thoren Witz.
Ists wahr, was uns von finstern Höllenflüssen
Ein Wiegenlied, und das Geschwätz der Fabel lehrt?
Wann hat die Augen, die wir ewig dunkel schließen,
Ein Tag noch wieder aufgeklärt?

Wie lang verliert sich noch der Mensch in tiefen Sorgen,
Und opfert der Vergänglichkeit?
Auf gleichem Flügel gleicher Zeit
Flieht unsrer Jugend Gram, und ein Gewölk am Morgen.
Ach, alles was wir sehn,
Ach, alles ist nur Schein! ein Blendwerk unsrer Sinnen!
Was Weise thun; was Helden stolz beginnen,
Wird mit der Thoren Thun, der Sklaven Thun vergehn!
Wie wann in schnellen Feuersbrünsten
Hier ein Palast, dort eine Hütte glüht,
Und nur in einem Rauch der Rest von beiden flieht:
So mischet die Vergessenheit,
Die Feindin von dem Unterscheid,
Die Dummheit mit dem Witz, Unwissenheit mit Künsten.

Nur Schattenbilder sinds, womit die Seele spielet,
Ihr schwaches Aug verträgt kein heller Licht.
Das Glück, das ihr gesehn, habt ihr es auch gefühlet?
Betrogne! Schatten fühlt man nicht.
Des Nachruhms ungehörter Schall,
O Held, ist der der Grund von deinem Streit und Fall?
Und suchst du deinen Tod auf ungebahnten Wegen?
Das Zauberwort des Ruhms, kann das den Sturm erregen,
Der tausend niederschlägt,
Und dann erst ruhend sich in Schooß der Grüfte legt?
Wir schweben dunkel in dem Land der Phantaseyen,
Wo man stets wünscht, und nie genießt,
Wo unser eignes Herz von Circens Zaubereyen
Die fürchterliche Werkstatt ist.
Ach, sind wir alle denn gleich sterblich, gleiche Thoren,
Und ewig einst, so bald des Schreckens Stimme rufft,
Im dunkeln Labyrinth der Gruft,
Zum Staub verdammt, vergessen und verloren:
So sing auch künftig ich von Lieb und Wein,
Und meine Wissenschaft soll nur die Thorheit seyn:
Und die Unwissenheit, des stolzen Hofmanns Zierde,
Belohnet mir vielleicht die lüsterne Begierde,
Mit unverdientem zwar, doch größerm Glück,
Die Reue ruft dich noch: komm, erste Zeit zurück,
Und sey der Lust geweiht, vor der ein Weiser fliehet,
Weil er Minervens Vogel gleich,
Nur in der Nacht, und nicht am Tage siehet;
O komm! und mache mich den andern Thoren gleich.
Doch wenn so oft auf mich ein Strom von Unglück rauschet,
Und keine Stunde Ruh von Neidern unbelauschet,
Mich noch verlassen hat:
Wann das Geschick mir stets versagte, was ich bath,
Wann mich im kurzen Schlaf der Sorgen Stürme stören,
Und dann ich gänzlich aufzuhören,
Bestimmet und verwünschet bin:

Wo find ich wahre Lust? wo flieht mein Kummer hin?
Mir ekelt vor dem Ruhm: mir ekelt vor dem Lärmen;
Mir ekelt vor der Einsamkeit.
Ich lache, wenn die Thoren trunken schwärmen,
Und lächerlich scheint mir des Weisen Nüchternheit.
Ja, wenn wir nie das Land, von dem wir träumen, sehen,
Und in dem Meer des Nichts auch Seelen untergehen:
Unwürdig eines Gotts, des Zufalls würdiger,
Bist du, o Welt für mich kein ernster Anblick mehr!
Gleichgültiger, als ich, von Kindern aufgebauet,
Ein lockres Kartenhaus halb lächelnd angeschauet,
Und Stunden, die beym Tanz in wilder Nacht vergehen,
Und manchem Possenspiel der Bühne zugesehn:
Will ich mein Leben sehn, mit meinen Sorgen fliehen!
Kein Glück soll meinen Wunsch; mein Wunsch kein Glück bemühen!
Vom letzten Rudersclav bis auf den ersten Held,
Bleibt alles mir verhaßt, bleibt alles mir vergällt.

Wo bin ich? ach, in welche Welt
Hat mich, Verborgener! dein mächtger Schluß gestellt?
Ich hab den Tag gesehn an dem die Bosheit siegte,
Und ohne Schutz die Unschuld war.
An dem das Laster sich im Schooß des Glücks vergnügte;
Vor ihm vorbei ging die Gefahr.
Und keine Strafe kömmt in einem andern Leben?
Und keine Zukunft soll den Lohn der Tugend geben?
O Gott, in welche Welt,
In welcher Dinge Reih hat mich dein Wink gestellt?
Wo, irrend in noch unbestimmten Schranken,
Die Fäden zweifelnder Gedanken,
Die mir die Schwermuth eingeflößt,
Und, wann der Tag sie scheucht, die Nächte wiederbringen,
Sich oft in einen Knoten schlingen,
Den nur der Tod, mein ewger Tod, einst löst!
O welche Welt,
Die dich, Allweisester, für ihren Schöpfer hält?
Ich such Vernünftige, die dir freywillig dienen:
Was find ich? Himmel, ach, anbethende Maschinen!
Welch Aberglaube täuscht uns unterm Schein,
Von deinem Dienst, o Gott, die Wissenschaft zu seyn!
O Sterbliche! ihr geht in ewgen Finsternissen,
Wo euch ein Strahl nur führt: das warnende Gewissen;
Doch dieser Strahl, dem oft das Laster scheu entwich:
In wie viel Farben theilt er sich?
Nur ein Gewissen heißt den Königsmord begehen,
Und denn, als Märtyrer auf glühndem Holze stehen.
Gewohnheit lenkt das Vieh, die Menschen Vorurtheil.
Ach, bin ich denn allein für diese Welt geboren?
Im ewigen Gedräng von Bosheit und von Thoren?
Dem Ganges ist das Blut; das Recht der Tiber feil,
Und von der Tugend bleibt einst kaum der Name mehr,
Und alles, alles, ach! beweist ein Ungefähr!
Ein Ungefähr? ich zittre = = welch ein Schauer!
Mich deucht, ich seh selbst die Natur in Trauer,
Daß ein Gedank entstanden ist,
Der den, der sie erschuf, in dem sie schwebt, vermißt,
Wo er allgegenwärtig ist!

O Nacht! o Quelle meiner Trauerlieder!
Schlaflosigkeit! wie viel hab ich gedacht,
So oft du mir erschienst! du aber, bange Nacht,
Wie lange deckt mich noch dein zauderndes Gefieder!
Wie lange seufz ich noch, verworren, ungewiß,
Noch blinder, als die blinde Finsterniß?
Ach, Vorurtheil, du bist schon unsrer zärtsten Jahre
Allmächtiger Tyrann!
Ach du begleitest uns bis zu der Todtenbahre!
Nun, frey von dir, seh ich, daß ich nichts hoffen kann,
Daß mit dem Athem auch der Geist vergeht,
Daß ihn mit unsrem Staub ein Wirbelwind verweht!
Ach, was der größte Geist von sich noch übrig läßt,
Vom Leibnitz, welch ein Geist! ein Geist fast ohne Schranken,
Von Newtons göttlichen Gedanken,
Was bleibt uns? ach, der Aschen dunkler Rest!
Der Aschen, künftger Würmer Samen!
Und noch ein schwacher Schall von ehmals lauten Namen!

So wirst auch du mir noch, mein letzter Trost, geraubt!
Ich war? ich bin nicht mehr? ich werde niemals wieder?
Ein schwarzer Schrecken fließt durch die erstorbenen Glieder.
Ach, warum trotzt ich oft, umringet von Gefahr,
Auf eine Künftigkeit, die schon vergangen war?
Ach, warum hoff ich noch, wenn Sorgen um mich schweben,
In diesem Todtenthal ein auferstehend Leben?

Wer leuchtet mir in dieser Dunkelheit?
Wo ist der Richter der den großen Streit entscheid,
Und o, wie ungewiß sind sterbliche Gedanken!

Ein Zweifel macht den Schluß des tiefsten Weisen wanken.
Das Merkmal sucht er noch, wie man das Wahre kennt,
Und zittert, wenn man ihn der Zweifler Vater nennt,
Des Anarchs berühmten Schüler nennt.
Der urtheilt, schließt und irrt nach strengen Schulgesetzen,
Und der bleibt ungewiß, aus Furcht sie zu verletzen.
Der glaubet, weil mit ihm die gleich getäuschte Welt
Aus gleichem Vorurtheil ein gleiches Urtheil fällt.
Der Lehrer Mund bestimmt schon unsre künftigen Schlüsse,
Und ihre Mächte sind auch unsre Finsternisse.
Wir sehn mit ihrem Aug, das öfters selber blind,
Und sehn die Dinge ein, so, wie sie wirklich sind.
Gleich einem Schiffer, der an Klippen hangen blieben,
Wohin ihn See und Sturm, und nicht seyn Zweck getrieben,
Klebt unser junger Wahn an ihrem Irrthum fest,
Den mit der Jugend oft das Alter kaum verläßt.

Ja, die Vernunft hat mir zu sehr geheuchelt;
Die Wissenschaft hat mir zu sehr geschmeichelt;
Die Wahrheit find ich nicht, die ich gesucht!
Und größre Zweifel sind des Demonstrirens Frucht.
O Einfalt und Natur! Du hast oft überwunden,
Wo Kunst und Wissenschaft das Mittel schwer gefunden!
Dort, glücklicher als ich, in einem Haus von Laub,
Wohnt ohne Witz ein Hirt, und glaubet, was ich glaub.
Um seine Ruh hat ihn kein Zweifel noch betrogen,
In sein einfältges Herz ist noch kein Wahn gezogen!
Wenn Pascal selber sich des Geistes Stärke raubt,
Und an des heiligen Dorns verlogne Wunder glaubt.
O Wahrheit, möchtest du nur einen Strahl mir schenken,
Von deinem überirdschen Licht!
Gelassen will ich überdenken,
Warum es mir an Ruh; an Zweifeln nie gebricht.
Ich habe mich in einen Wald verirret,
Wo eine ewge Nacht des Wandrers Aug verwirret,
Und ungewiß die dunkeln Tritte macht!
Ich ging, wo Pyrrho ging, den, oft dem Abgrund nahe,
Sein treuer Schüler hielt, und vor dem Fall bewacht*);
Der, wo die Sonne schien, die allerdickste Nacht
Durchs falsche Glas des Zweifels sahe.

O könnt ich fliehn, wo man nicht eine Stimme hört,
Wo Luft und Blätter schweigen,
Und die Gedanken, wann sie aufwärts steigen,
In ihrem Sonnenflug nichts stört!
Wo auch kein Bach, der traurig murmelnd fließt,
Die Nahrung neuer Klagen ist,
Und, wo befreyet von des Tages Lärmen,
Auch nicht der Nächte Schrecken schwärmen,
Wo die Gelassenheit,
Von dir, o ernste Ewigkeit,
Ein Lied in stiller Andacht höret!
Wo mich, o Allerheiligster,
Die Wunder deiner Macht, und deiner Weisheit Ehr
Auch bloß ein stummer Anblick lehret.
O heilge Einsamkeit! gewähre mir
Gedanken von Unsterblichkeit und dir!

Woher entstehen sie, die Zweifel, die uns quälen?
Ja solche Zweifel sind nur Zweifel ewger Seelen!
Ein mächtiges Gefühl; wer kann ihm widerstehn?
Der Thor nennts Vorurtheil; der Weise das Gewissen,
Zwingt uns ein helles Licht zu sehn,
Das Blinde thöricht schmähn, und doch sich wünschen müssen.
Auf! wagt in euren Geist nur einen tiefern Blick!
Wie viel Gedanken sind nicht stets in ihm zurück,
Und warum sollen sie hier nicht entwickelt werden,
Sind sie nur für den Raum von dieser kleinen Erden?
Je mehr ich forsch, je weiter muß ich gehn;
Je mehr ich seh, je mehr verlang ich auch zu sehn.
In unsres Geistes uns noch unbekannten Schranken,
In seiner Tiefe, die nur der ihn schuf, ergründt,
Sind Millionen dunkeler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur sind:

*) Daß andere eine solche vollkommne Gleichgültigkeit oder fast unnatürliche Zerstreuung der Gedanken mit deren Begriffe, welchen sie sich von dem Pyrrho machen, nicht zu vereinigen wissen, beruhet auf Gründen, die ich hier zu untersuchen für überflüssig halte.

Gleich Samen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land bestimmet aufzugehen.
Ich denke, bis mein Geist, der keine Ruhe hat,
Fast still zu stehn beginnt, vom schweren Denken matt,
Und doch wird mir stets etwas übrig bleiben,
Und niemals hab ich ausgedacht.
Gedanken, die einander treiben,
Wir ein Gewölk das andre flüchtig macht,
Die tragen mich mit schnellem Flügel
Auf schreckenvollr Höhn,
Auf andrer Welten höhre Hügel,
Wo größre Weisen nach erhabnern Sternen sehn:
Wo fremdr Sonnen, die der Sonne Glanz verdunkeln,
Vor der ein Mohr anbethend niederfällt,
In den Pallästen reinrer Himmel funkeln,
Und Strahlen streun auf eine beßrr Welt.
Und ein Gedanken, welcher neue Erden,
Eh Böheim sir entdeckt, vorher gesehn:
Soll dessen Lauf vom Tod gehemmet werden?
Soll er vergessen untergehn!
Und sollen wir umsonst von unermeßnen Räumen,
Wo unsre Erde sich verliert,
Wohin uns einst der Kahn des Todes führt,
Ach, sollen wir umsonst von einer Zukunft träumen?
Nein, diese Träume sind für jene kurze Nacht,
Vor deren Ende uns so bang
So bange wird! die uns oft so viel Unruh macht,
Sie sind für sie zu prächtig und zu lang.
Ist unser Geist ein Schiff von reichen Lasten schwer,
Das nie in Hafen kömmt, der ihm von ferne winket,
Und nur beladen für das Meer,
In seinen Abgrund untersinket?
Ach, nirgends seh ich ja, mein höchstes Gut, die Ruh;
Ich seh dem Lauf der Welt, wie einem Sturme, zu,
Der Masten in der Sternr Gegend führet,
Und sich so unsichtbar, als wie er kam, verlieret.
In dieser Welt soll ich mein gänzlichs Ende sehn?
Nein, heute noch kann sie vergehn:
Zu gleichem Fall ist nicht mein Geist erkohren.
Gedanken von der Ewigkeit.
Beweist, daß ich nicht nur für diese Zeit,
Für eine Zukunst auch gebohren.
Beweist, daß ihr vergeblich würdet seyn,
Dächt ich für diese Welt allein!
Ihr wäret Blumen gleich, die wir nur schauen sollen,
Allein umsonst geniesen wollen,
Wer glaubt vom Wurme, dessen träumend Seyn
In eines Tages Kreis die Vorsicht eingeschränket,
Daß er, flieht nach und nach des Tages kurzer Schein,
Auf Ewigkeiten hofft? auf künftge Tage denket.
Ach, soll dann unser Staub des Geists, der ihn gelenket,
Und der betrognen Hoffnung letztes Denkmal seyn?
Fällt hinter uns dir Thür des Grabes ewig zu?
Ist dort für uns kein Glück; hier keine Ruh?

Was sind die Güter, welche Thoren lüstern machen?
Gemalte Trauben, die die Vögel an sich ziehn;
Von welchen sie betrogen fliehn.
Getrost! Wir werden all an einem Tag erwachen,
Von einem Traum, von einer Nacht;
Der heute fällt und den der Morgen fallen macht,
Der in dem Elend, der im Rosenbett des Glückes,
Sind in der Ewigkeit nur eines Augenblickes
Vergangenr Geschicht.
Entlegner Triften Furcht; das Schrecken öder Wälder,
Drs Helden Ehrgeiz irrt, und sucht Pharsalsche Felder;
Er findet sie und Ruhm und Blut.
Der Tyrer bricht durchs Meer; des Schiffes Flügel rauschen,
Für Thorheit Thorheit einzutauschen,
Und beydr finden nicht der Ruhe höchstes Gut.
Kommt, Thoren zu der Gruft! sprecht, ob ihr sie noch findt,
Die Wollust, die im Arm drs Glückes lage,
Und deren schönste Frühlingstage
Nie sicher vor dem Donner sind.
Ach, Eitelkeit nur ists, was ich in ihr erblicke!
Sie gleicht dem Blitze, der in gleichem Augenblicke
Das Aug ergötzet und versehrt.
Es deckt ihr Rosenbusch Gefahr und Schlangen,
Die sie uns nach dem Biß erst zeigt.
Wie treulos ist sie nicht? Wann sie am höchsten steigt,
So ist sir schon vergangen.

Ihr Gräber thut euch auf! zeigt mir die Seltenheiten,
Den Schatz, den geizig ihr in euch verschließt!
In euch verlor sich schon ein Lauf von Künftigkeiten,
Der möglich war und nicht mehr möglich ist.
Erweitert eures Reiches dunkle Schranken!
Sie sind zu eng für Welten von Gedanken,
Die künftig in euch untergehn,
Und wieder künftig auferstehn!
Hier kann man bey unausgedachten Siegen,
Zerstörte Carnavals, zerstreutr Karten liegen,
Und schlummernd in den Armen einer Nacht,
Noch unvollkommen, noch unausgedacht,
Erhabene Theodiceen,
Und ungesungne Opern sehen.
Welch eine Deckr fällt von meinen Augen ab?
Nun kenn ich erst den Weg, der von der Wieg ins Grab,
Und von den Gräbern in die Ewigkeiten führet.
Bewundert seinen labyrinthschen Lauf,
Ihr, die ihr forschend euch in ihm verlieret!
Hier hört der Strom der Zeit zu rauschen auf;
Hier wird vom Weltgetös ein Athem kaum gespüret!
Dir Weisheit hemmet hier zukünftger Dinge Lauf,
Die nicht zu dem Entwurf der besten Welt gehören:
Läßt Archimedens Zirkel stören,
Stürzt Cäsars Stundenglas, weil ihm kein Sieg mislung,
Und so blieb unvollendt der Welt Eroberung.
Ihr Gräber, dir ihr voll Verschwiegenheit
Der ewgen Weisheit Werkstatt seyd!
Ach, laßt mich tiefer in euch blicken!
Wo ist sie nun, des Thoren wilde Lust?
Ach, warum rief ich sie zurück in meine Brust?
Der Anblick eines Grabs kann mich weit mehr entzücken.
Ein Gram, in dem vielleicht mein künftigs Wohl
Schon keimt; ein Gram, der mich nur weiser machen soll,
Konnt er in meiner Brust, aufrührisch und verwegen,
Der drohnden Zweifel Sturm, der Wünsche Krieg erregen?
Hier such ich ja umsonst die wahrr Seelenruh,
Und auf mich stürmt ein Heer von Leidenschaftrn zu,
Und warum gab sie mir, die ewig weise Liebe,
Als für die Ewigkeit die ungemeßnen Triebe?
So manche mögliche Veränderung der Welt?
Soll sie umsonst in öder Gruft verwesen?
Und wann ein Held, noch eh er sieget, fällt,
War dieser große Geist allein zum Tod erlesen?
Nur für der fliehnden Zeiten Raub?
Für die Vergessenheit? zum Moder? für den Staub?
O fliehet nur, ihr Sternr mit den Schatten,
Die mich umringet und verfinstert hatten!
Mein Geist, der heller strahlt, wird niemals untergehn,
Und euer Licht erlöschen sehn.
So wie man unter stolzen Pyramiden,
Die Memphis Sclaven aufgebaut,
Wann Zeit und Schicksal ihren Fall entschiedrn,
Noch unverweste Leichen schaut:
So werden einstens noch im Rest verrauchter Erden,
Die Seelen unversehrt gefunden werden.

Ihr Seufzer, wann vor mir im höhern Trauerspiel
Roms Weiser euch verschwendt, und traurend sich gefiel:
Wann Young in stiller Nacht euch einsam zu sich winket,
Und tief in seinem Gram, als in ein Meer versinket;
O so kommt auch zu mir! mein Lied sey nur von euch,
Und meine Traurigkeit sey mir ein Königreich!
Durch sir beherrsch ich mich, und seh die Eitelkeiten
Stolz, wie ein Ottoman der Sclaven Demuth an:
Erhaben übern Kreis der flüchtgen Zeitrn,
Stolz, daß im Meer der Ewigkeiten
Ich keinen Schiffbruch leiden kann!

Dort wird mein Traum erfüllt, von Geistern und von Welten,
Dort, wo kein Schlummer mehr, doch ewig Ruhe ist;
Wo nicht der Eitelkeit verrufne Münzen gelten;
Wo du, o Wahrheit, unsre Sonne bist;
Wo keine Wolken mehr sich um dich schlingen!
Da, wo die Flügel einer andren Zeit,
Mit leichterer Geschwindigkeit
Und ohne Nacht uns Tage wiederbringen.
Dort fangen wir zuerst das wahre Leben an,
Und unsre Scenen wird kein Zwischenfall verwirren:
Dort werden wir nicht mehr von Wissenschaft zu Wahn,
Von Furcht zu Hoffnung, und von Wunsch zu Klagen irren:
Hier ist ein Schritt nur von der Lust zur Reu;
Dort gehen wir, auf schon gebahnten Wegen,
In das Unendliche, stets größerm Glück entgegen,
Und Frömmigkeit wohnt dort fern von der Heucheley!
Hier messen wir ein blutges Land nach Meilen,
Wann dort in Welten sich die reichern Geister theilen!

In welcher Gegend irrt mein Blick?
Wer wünscht sich wohl den schweren Traum zurück,
Den thöricht wir das Leben nennen?
O Ewigkeit!
Abgründe! sink ich schon? will sich mein Geist schon trennen?
Und seh ich schon von meiner Sterbenszeit
Den letzten Augenblick die schwarzen Flügel rühren?
Abgründe! soll ich mich in euch verlieren?
Dort seh ich Licht, und hier die tiefste Dunkelheit!
O Ewigkeit!

Georg Friedrich Creuzer

ward am 10. März 1771 in Marburg geboren, studierte daselbst und in Jena, lebte darauf eine Zeitlang in und bei Gießen, und bekleidete 1793 eine Hauslehrerstelle in Leipzig, von wo er später nach Marburg zurückkehrte. Im Jahre 1802 ward er hier Professor der Beredsamkeit, 1804 aber Professor der Philologie und der alten Geschichte in Heidelberg, wo er das noch unter seiner Leitung blühende philologische Seminar gründete. 1809 folgte er einem Rufe an die Universität Leyden, konnte jedoch das dortige Klima nicht vertragen und kehrte, noch ehe er daselbst als Docent aufgetreten war, zu seiner alten Stellung in Heidelberg zurück. Er erhielt 1818 die Ernennung zum geheimen Hofrath, 1825 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1826 zum Geheimerath.

Seine in deutscher Sprache erschienenen Werke sind:

- Abriß der römischen Antiquitäten; (herausgegeben von J. C. Böhr). Darmstadt, 1824. N. A. 1829.
- Deutsche Chrestomathie. Gießen, 1800. 3te A. von P. K. Heß. 1825.
- Epochen der griechischen Literaturgeschichte. Marburg, 1802.
- Ein altathenisches Gefäß u. s. w. bekannt gemacht und erklärt. Darmstadt, 1832.
- Zur Geschichte altrömischer Cultur am Oberrhein und Neckar. Darmstadt, 1833.
- Herodot und Thucydides. Leipzig, 1798. Marburg, 1803.
- Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung. Leipzig, 1803.
- Ueber Mythologie und Religionsgeschichte. (Aus dem 4. Bde. der Symbolik abgedruckt.)
- Ueber einige mythologisch-artistische Schriften u. s. w. Heidelberg, 1817.
- Das akademische Studium des Alterthums. Heidelberg, 1807.
- Symbolik und Mythologie der alten Völker. 4 Bde. Darmstadt, 1810 — 22. (5. u. 6. Bd v. Mone.)
- Mit Hermann: Briefe über Homer und Hesiodus. Heidelberg, 1818.
- Mit Daub: Studien. 6 Bde. Frankf. 1805 — 19.
- Einzelne Abhandlungen und Recensionen u. s. w. in den Heidelberger Jahrbüchern u. s. w.

C. ist ein gelehrter, scharfsinniger und geistreicher Philolog und Alterthumsforscher, der vorzüglich in der Entwicklung und Behandlung der Mythologie des klassischen Alterthums neue Ansichten einführte (deren Darstellung uns der beschränkte Raum verwehrt) und heftige Gegner vorzüglich an Joh. Voß aber auch eben so eifrige Anhänger fand.

Creuzer's Selbstbiographie.*)

Georg Friedrich Creuzer ist mein ganzer Name auf den Titeln der früheren Schriften. Später habe ich mich begnügt, Friedrich zu schreiben. Wenn Meusel dadurch verführt wurde, mein Individuum in zwei zu legen, so hatte ich von einem lieben, aber in bibliographischen Sachen sehr strengen Freunde dafür wahre Vorwürfe zu hören. Ich machte ihn dagegen auf den sichtbaren Vortheil für mich aufmerksam, wenn auf diese Weise, ohne Nachtheil eines Dritten, die literarischen Sünden meiner Jugend auf die Rechnung eines Georg Friedrich kämen, dessen ich mich weiter nicht anzunehmen hätte. Da ich jetzt den Lesern mein kleines Geheimniß selbst verrathe, hoffe ich hinwieder von ihnen, daß sie um so williger meiner Versicherung glauben: wie es hier ganz und gar nicht darauf angelegt sei, mir eine Bedeutung unter den Zeitgenossen zu geben, die ich nicht habe. Um aber ganz aufrichtig zu sein, so ist die Sache seit einigen Jahren kein Geheimniß mehr, da mein Freund, der Consist. Rath C. W. Justi, einige kurze biographische Nachrichten von mir mit dem Verzeichniß meiner Schriften bereits hat abdrucken lassen*).

Ich ward am 10. März 1771 zu Marburg im jetzigen Kur-Hessen geboren. Mein Vater Leonhard starb in meinem ersten Lebensjahre. Er hatte, nachdem er sein Buchbinderhandwerk niedergelegt, die Stelle eines Steuererinnehmers verwaltet. Von väterlicher, wie von mütterlicher Seite waren meine Verwandte fast sämmtlich Prediger, unter denen sehr würdige Geistliche sich befanden. Die Vorfahren sind im Iselinischen Wörterbuche unter dem Namen Cruciger bemerkt. — Von früher Jugend besuchte ich mit meinem Bruder, der noch jetzt in unserer Vaterstadt das väterliche Handwerk fortsetzt, die städtische Schule. Wenn an kalten Wintertagen der Chordienst in der lutherischen Marienkirche beschwerlich fiel, so beschäftigten mich der Anblick der Denkmale der alten Landgrafen und die Bilder aus der heiligen Geschichte am schönen Hochaltar; und wenn ein Archidiakon oft weit über die Stunde hinaus predigte, so gewährte das alte Marburger Gesangbuch Unterhaltung, dem die Zerstörung Jerusalems nach Josephus und dergleichen angehängt war. Viel mächtiger fühlte ich mich aber angeregt, wenn ich den Gottesdienst zu St. Elisabeth besuchte. Diese schöne Kirche, in den besten Formen des dreizehnten Jahrhunderts ganz vollendet, gehörte damals noch zur deutschen Ordens-Commende, und ist der Mittelpunkt ansehnlicher Gebäude, die, einer kleinen Stadt ähnlich, sich der Ostseite von Marburg anschließen. Der gelehrte und geistreiche Architekt Moller hat so eben in seinen Denkmalen deutscher Baukunst den Anfang einer Reihe von Blättern gegeben, die diese Kirche im einzelnen, wie im Ganzen darstellen werden. Es ließe sich hierbei viel von der Macht der Baukunst sagen, und welche Fülle von geistigem Nahrungsstoff ein einziges solches Gebäude der ganzen Folge von Geschlechtern Jahrhunderte hindurch übergiebt, zumal in den engen Umgebungen einer Mittelstadt. Und wenn ich in jenen Jahren vom Größeren den Maßstab noch nicht nehmen konnte, dergleichen man in Cöln, Straßburg und Freiburg sieht, und dessen Anblick mir jedesmal jene Jugendeindrücke wieder lebendig macht, so wird man den Ausdruck nicht übertrieben finden, wenn ich sage, daß diese Elisabethkirche damals für mich — eine Welt war: — die mit dem feinsten Laubwerk kunstreich geschmückte Vorhalle, die beiden mächtigen hohen Thürme, sodann im Innern die Gänge unter den schlanken strebenden Säulen, das Chor mit seinen Glasmalereien, die Re-

---

*) Aus Brockhaus Zeitgenossen. Neue Reihe. Nr. 7. Leipzig, 1822.

*) In Strieders Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Bd. XVIII. S. 93 ff. Marburg, 1819.

benchöre mit den Denkmalen der Landgrafen, die Bildnisse der Ritter, die Wappenreihe, die Basreliefs mit Heiligengeschichten in den Nischen, deren Flügelthüren in alten Malereien das Leben der canonisirten Fürstin Elisabeth und ihres auf dem Zug ins heilige Land verstorbenen Gemahls Ludwig darstellten. Und wenn dann etliche Mal im Jahre die Thüren der Sacristei geöffnet wurden, und die vergoldeten Figuren der Maria mit dem Kinde und der zwölf Apostel in getriebener Arbeit vors Auge traten, und der Küster den herbeiströmenden Landleuten den unschätzbaren Werth und die wunderbare Kraft der daran befindlichen Edelsteine erklärte, und ihnen die steinerne Schwelle zeigte, von den Knieen der Pilger muldenförmig ausgehöhlt — dann hatte ich auf ganze Wochen Stoff zum Nachdenken und Phantasiren. Damals machten mich auch die profanen Gegenstände nicht irre, die auf jenen Gemmen und Cameen zu sehen waren. Ich werde gelegentlich einmal davon sprechen, da ich durch freundschaftliche Mittheilung Siegelabdrücke besitze, die man kurz zuvor davon genommen, als unter der westphälischen Regierung jenes Grabgehäuse nach Cassel wandern mußte.

Auf solchem Boden konnte der mir angeborne mystische Keim nicht anders als fröhlich gedeihen, und wer weiß, ob nicht jetzt schon das Lutherthum, worin ich geboren, einen kleinen Stoß erlitt. Indem ich es Andern überlasse, aus diesen Notizen die nöthigen psychologisch-historischen Vortheile zu ziehen, frage ich mich selbst, was ich bei meiner natürlichen Lebhaftigkeit in Ermangelung jener Gegenstände wohl hätte anfangen sollen, da das sonst zu Marburg garnisonirende Regiment leider in Amerika war? Erst nach einigen Jahren führte der Pariser Frieden ein, wie ich meinte, noch schöneres in die Vaterstadt zurück, — wo dann freilich keine Wacht- und Kirchenparade, kein Frühlings- und Herbstmanövre — oft zum großen Leidwesen meiner Mutter — von mir versäumt wurde. Die Erzählungen der Soldaten gaben der Wißbegierde erwünschte Befriedigung, und da eben damals ein Verwandter mich mit einem Homannischen Atlas beschenkt hatte, suchte ich mich, so gut es gehen wollte, auf den Schauplätzen des so eben beendigten Krieges einheimisch zu machen. Zeitungen und Geschichtsbücher halfen mit, und Washington, Rodney und andere Helden wurden mir ganz bekannte Namen.

Das historisch-geographische Interesse gewann sichtbar die Oberhand. Der kriegerische Geist des hessischen Volks sprach sich auch in vaterländischen Schul-Festen aus, die ein ganz militärisches Gepräge hatten. Doch kamen uns Knaben diese viel zu selten, und wir füllten die Zwischenzeit mit eigenen Uebungen aus, wobei Festungen belagert und vertheidigt und Treffen geliefert wurden. Ein genaues Tagebuch meines Vaters, worin aus dem siebenjährigen Kriege die Unternehmungen der Alliirten in Hessen mit eingeklebten gedruckten Planen, aufgezeichnet waren, trug bei mir nicht wenig bei, an solchen kriegerischen Uebungen Geschmack zu finden. Dies konnte nun ohne Contusionen und leichte Wunden nicht abgehen. Selten war meine Haut ganz heil, und einmal da ich eben von einem Armbruche noch die Binde trug, mußte wir ein Pflaster am Kopf applicirt werden. Es fehlte nicht an andern Leibesbewegungen. Schwimmübungen waren, wo es irgend möglich, im Sommer an der Tagesordnung, das Schlittschuhlaufen im Winter. Dieses und das häufige Wandern in den herrlichen hessischen Gebirgen, das Reiten auf dem Lande, wo ich die Ferien gewöhnlich bei meinen Verwandten zubrachte — Alles dies entwickelte und stärkte die physischen Kräfte, und ich durfte mir beim Sitzen und Studiren späterhin schon etwas zumuthen. — Gerade der künftige Gelehrte sollte in jungen Jahren vor vielem Stubensitzen und klösterlichem Zwange möglichst bewahrt bleiben.

Ein anderes Buch meines Vaters enthielt geistliche Lieder in Abschrift, auch eigene, denn er hatte sich in dieser Poesie versucht und war ein sehr religiöser Mann gewesen, nachgeschriebene Predigten u. dgl. Jene abgeschriebenen alten Kernlieder wollten mir damals schon besser gefallen, als die Gellertischen, die bei uns viel gesungen wurden. Sehr zuwider waren mir gewisse geistliche Gespräche, die ich zuweilen mit anhörte, wenn einige fromme Frauen bei meine Mutter waren. Dann wurden auch wohl das Paradiesgärtlein und ähnliche Bücher im Kreise herum gereicht und mit einer Stecknadel im Schnitte geöffnet, um in Bibelsprüchen und andern Sentenzen ad aperturam Winke und Weisungen für die individuellen Seelenzustände zu gewähren. Die Barometerskale der dabei gepredigten Bußtheorien kam mir wunderlich, ja widerlich vor, und meine Mutter, die zu viel gesunden praktischen Verstand besaß, machte auch sonst keine Erwähnung davon. Wohl aber mußte ich ihr fleißig aus der Bibel vorlesen, wobei mir natürlich die historischen Bücher die liebsten waren. Diese Lesestunden und der volle Gesang der Gemeinde in unsern schönen alten Kirchen, mitten unter jenen bildlichen Monumenten, gewährten meinen religiösen Bedürfnissen mehr Genüge, als die trockenen Betstunden, die ich im Gymnasium mitmachen mußte.

Hier gewann ein Lehrer sogleich mein ganzes Herz, und mein Dank bleibe ihm nach langen Jahren gewidmet! Er hieß Volmar und ist nachher Hofprediger des Anhalt-Schaumburgischen Fürstenhauses geworden. Mit Strenge und Milde wußte er sich Achtung zu erhalten und verstand in seltenem Grade die Kunst, eine große Anzahl von Knaben zweckmäßig zu beschäftigen. Damals waren neben dem neuen Testamente zuerst griechische Elementarbücher und in den obern Classen Xenophon, Homer und andere passende Schriftsteller eingeführt worden. Bei der Leichtigkeit des bloßen Exponirens hätte ich mir bald etwas einbilden gelernt. Dafür bewahrte mich der Bruder meiner Mutter, ein Landgeistlicher von seltenem Wissen in den alten classischen Sprachen, Johann Christian Bang. In Halle von Jugend auf gebildet, hatte er unter Baumgarten und Semler die Grundsätze der philologisch-historischen Exegese sich ganz zu eigen gemacht. Er lehrte und studirte ganz nach dem Erfahrungssatze: Ex grammatica fit theologus. Weit höher als jene beiden Männer stand ihm J. A. Ernesti. Durch seinen Freund J. Daniel Wyttenbach war er diesem großen Theologen empfohlen worden. Seine Verehrung gränzte fast an Anbetung, und selbst ein Brief von Joh. Reiske, der wegen seiner Ausgabe der griechischen Redner mit Bang correspondirte und seinen Klagen über Ernesti freien Lauf gelassen, konnte meinen Oheim in seinem Gefühl von Ehrfurcht nicht wankend machen. Mit Wyttenbach blieb er fortdauernd in brieflichem Verkehr, erhielt von ihm die Fragen der holländischen Societäten, die er etlichemal glücklich beantwortete, und würde nach Wyttenbachs Wunsch eine anständige Stelle in Holland erhalten haben *), wären nicht Familienverhältnisse in den Weg getreten. Diesem Oheim mußte ich häufig Rede stehen, wobei die hallesche Grammatik und Fischer zum Weller und dergl. Lehrbücher nachgewiesen wurden; dazwischen schriftliche Aufgaben. So mußte ich z. B. griechische Texte (wie ich nachher bemerkte meist aus den Demosthenes) accentuiren und ins Latein übersetzen. Die deutsche Uebersetzung, die ich gewöhnlich beifügte, wurde wenig berücksichtigt. Ganz mit Cicero vertraut, hatte der Mann nur die Nachbildung dieses Römers vor Augen und copirte ihn gut. Eine deutsche Uebersetzung war in seiner an Classikern reichen Bibliothek nicht anzutreffen; Garve über Cicero, der Abhandlungen wegen und dergleichen etwa. Und doch las er Gellert und die Zeitverwandten deutscher Schriftsteller, vorzüglich Lessing; auch wußte er sich musterhaft im Deutschen auszudrücken. Als ich Student geworden, leitete er meine griechische und lateinische Lectüre. Es mußte Alles stufenweis gehen. Zuweilen mußte ich mit meinem Vetter, den ich in

*) In Hessen erhielt er sie nicht. Wyttenbach spielt darauf in der Vita Rhunkenii an, wenn er Pag. 165. sagt: „I. Christ. Bangius, egregie vir et Antiquarum Literarum scientia, et Latinae orationis facultate, sed exteris magis quam civibus ipse suis cognitus.“

der Sprache des Herzens Bruder nenne, dem jetzigen Consistorial-Rath und Professor Leonhard Creuzer in Marburg, in lateinischer Sprache über Themata disputiren, die der Oheim uns zuvor eingesandt hatte. Wyttenbachs bibliotheca critica wurde jetzt auch von mir gelesen und erhielt mich in einer heilsamen Stimmung von Demuth. Keinem meiner früheren Lehrer hatte ich so viel zu verdanken als ihm. Er starb, da ich eben Professor geworden und seines Rathes oft noch bedurft hätte Sein ältester Sohn, ganz von ihm bis zur Universität gebildet, Heinrich Christian Bang, einer der würdigsten und gelehrtesten Prediger Hessens, ist sein Nachfolger im Amte geworden.

Ich hatte mittlerweile meine Taxe bezahlt — denn ein Bürgerssohn mußte damals um die Erlaubniß zum Studiren höchsten Orts suppliciren, und war zu Ostern 1789 Student auf der vaterländischen Universität Marburg geworden. Daß es dazu kommen werde, hatte ich erst spät erfahren; denn meine Mutter, aus einer Predigerfamilie abstammend, hegte freilich den Wunsch, in mir dereinst einen Pfarrer zu sehen und zu hören, ließ sich dies jedoch nicht merken, sondern machte jedesmal, wenn ich vom Studiren redete, die Gewährung dieses Wunsches von den Zeugnissen meiner Lehrer abhängig. So fing ich dann jetzt an, die zur Gottesgelahrtheit nöthigen Vorbereitungswissenschaften zu hören, die ich mit dem übrigen Detail natürlich übergehe *). Zu denen über praktische Theologie ist es nie gekommen, und aus dem Pfarrerwerden wurde überhaupt nichts. Dies ging so zu: Einmal hätte ich als Lutheraner nach den Landesgesetzen wahrscheinlich noch nach Rinteln gehen müssen, wo damals nichts für mich zu lernen war — man hatte noch später dort sogar eine erbliche Professur; — sodann machte mich ein Zufall früh in jenem Entschlusse wankend. Als primus unter den Primanern des Gymnasiums, lernte ich einst auf dem Lande einen Pietisten kennen einen braven, bibelfesten und strengen Mann. Diesem mochte ich auf seine Frage, was ich werden wolle, wohl ziemlich leichtsinnig geantwortet haben: ein Pfarrer. Wie erstaunte ich, als mir der Mann mit allem religiösen Ernste das Gewagte eines solchen Entschlusses zu bedenken gab, und was es auf sich habe, dereinst vor Gottes Throne für das Heil so vieler Seelen Rede stehen zu müssen. Damals ging dies so vorüber; als ich aber im Laufe meines Studirens nachgerade eine Beute der Neologie geworden war und meine Schwester oft durch meine freien Meinungen ärgerte, da trat in stillen Stunden jener pietistische Abmahner sehr ernst aus dem Hintergrunde meiner Seele hervor. Es dauerte nicht gar lange, so erschien mir jene Neologie seicht, selbst abgeschmackt. Ich erinnere mich noch, wie ich nachher in die Vorlesungen eines Professors, der die erhabensten Psalmen auf eine erbarmenswerthe Weise in wässerige Prosa verwandelte, den Wolfischen Homer mitnahm, um, mit Rettung meiner körperlichen Gegenwart, ein Antidotum gegen die Langeweile zu haben. In Jena, wohin ich im Herbst 1790 mit meinem oben genannten Vetter gegangen, waren Collegia über die Kantische Philosophie eine Hauptsache. Doch war mein Privatfleiß hauptsächlich auf Exegese und geschichtliche Wissenschaften gerichtet. Ich hörte unter Andern bei Griesbach, Schütz und Schiller. Die Schützischen Vorlesungen über die Literargeschichte erweiterten meinen Gesichtskreis, und der freundliche Umgang dieses Mannes war mir sehr belehrend. Schillers bloße Erscheinung war schon erhebend. Er ward mit Begeisterung gehört und keine seiner Vorlesungen wurde von mir versäumt. Auch hatte ich etlichemal das Glück ihn in Gesellschaft zu sehen, ohne je das Herz zu haben, ihn anzureden. Solche Ehrfurcht hatte ich vor diesem großen Geiste. Griesbach, in dessen Hause wir wohnten, gab uns väterlichen Rath aus dem Herzen und dem Schatze seiner Erfahrung und aus seiner Bibliothek Bücher, namentlich die Semlerischen über die Kirchengeschichte. Ueberhaupt war der Jenaer Aufenthalt fruchtbar für uns und wohlthätig anregend, zumal bei der Bekanntschaft mit tüchtigen Studenten, worunter Hardenberg-Novalis, mit dem etwas sarkastischen, aber sehr gutmüthigen Philosophen C. C. E. Schmid, der nachher mit uns nach Gießen zog, und mit dem trefflichen Tennemann, der neulich in Marburg seinen allzugroßen Anstrengungen erlegen. Auch wurde das Arabische ein wenig getrieben, was mir später beim Bochart und Salmasius doch einige Dienste leistete. Die Trennung von Jena ward uns schwer, besonders auch wegen der freundlichen Aufnahme, die uns im Griesbachischen Hause geworden. Es war in Jena gewaltig studirt worden — meine Mutter erschrack nicht wenig über mein blasses hektisches Aussehen — aber zu vielerlei, und mir hatte die Kantische Philosophie, in der ich doch nichts leistete, zu viel Zeit gekostet. Nun nahm mein Oheim von der Sache Notiz. Ich excerpirte mir in Gießen die ganze Kritik der reinen Vernunft; doch versäumten wir Tiedemann's Vorlesungen nicht, und wenn er über Plato las, so hatten wir mehr Nutzen davon als andere, weil wir aus dem Ruhnkenischen Timäus das philologische Element suppliciren konnten. Ich las dieses Buch damals sogar ganz durch; daneben unter andern Michaelis Einleitung ins neue Testament und Ernesti's theologische Bibliothek; letztere excerpirte ich mir ganz. An der Art dieser Auszüge merkte ich mir selbst die überwiegende Neigung zur Philologie ab. Ich hatte fast nur die historischen und philologischen Sachen ausgezogen.

Eine Stelle in diesem Werke gereichte mir zum wahren Trost. Es war die ehrenvolle Aeußerung über Lessing, irre ich nicht, in der Recension von dessen Berengarius. Nun sah ich, wie doch selbst der große Lateiner vor einem deutschen Schöngeist (wie ich den Lessing in jenen Jahren nahm) Respekt habe, und damit war in meinen Augen gerechtfertigt, was mich im Stillen oft schwer gedrückt. Ich hatte erschrecklich viele deutsche Bücher durch einander gelesen — von der Insel Felsenburg an, die ich in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen — bis zu den neuesten Gedichten und Romanen. Damals war die sentimentale Periode bei uns noch nicht vorüber. Kein junger Mensch konnte sich dieser Stimmung ganz entschlagen. Ich muß ihr jetzt das Gute nachrühmen, daß sie mich in meinen Schul- und Universitätsjahren vor Ausschweifungen bewahrt hat. Vom Oheim hatte ich Lessings Laokoon geliehen; dieses Buch wurde gelesen und wieder gelesen und löste mir viele Räthsel über das classische Alterthum, die mir vorher unauflösbar geschienen. Mittlerweile war ich einigemal in Cassel gewesen, hatte dort gute Antiken gesehen, und war dadurch zu den Winkelmannischen Schriften geleitet worden. Jetzt wurden Virgil und Homer mit ganz andern Augen von mir betrachtet, als ehemals im Gymnasium. Jetzt kamen Pindar und die Tragiker an die Reihe Vom metrischen Verständniß der Chöre war keine Rede Zur Musik habe ich von Natur keine Anlage; und so sehr guter Gesang und Kirchenmusik noch jetzt mich ergreifen, so fehlt es doch an aller theoretischen Erkenntniß. In diesem Gefühle habe ich auch die Metrik um so mehr zur Seite liegen gelassen, bis ich aus Herrmanns Schriften, die ich später studirte, ersehen hatte, wie mir die eigentlichen Geheimnisse dieser Wissenschaft doch ewig verborgen bleiben würden. Warum sollte ich Bedenken tragen, dieses Geständniß abzulegen, da Heyne in der Vorrede zum Pindar dasselbe gethan?

Die Historie hatte mich von jeher angezogen, und schon als Jüngling stellte ich meine Betrachtungen über die Naturgeschichte der Sage an. Ich hörte als Kind sehr aufmerksam zu, wenn eine neunzigjährige Großmuhme manchmal aus den Erzählungen ihrer Eltern vom dreißigjährigen Kriege sprach. Die Hauptzüge waren in Strophen aus Volksliedern aufbehalten; und es ist mir seitdem, was man auch gegen Niebuhr sagen mag, die Ueberzeugung geblieben, wie sogar bei schreiben-

*) Bei Strieder a. a. O. der hessischen Gelehrtengesch. S. 96 ist meiner Lehrer dankbare Erwähnung geschehen.

den Völkern der geschichtliche Grundstoff in Liedern von Mund zu Munde übergeht. Chroniken und Reisebeschreibungen hatte ich schon in beträchtlicher Anzahl gelesen — Ehe ich melde, wie ich zum ersteren, kritischen Studium der griechischen Geschichtschreiber und besonders des Herodotus gelangte, muß bemerkt werden, daß ich zunächst um der Sprache willen, neben Demosthenes, den ganzen Xenophon, sodann Theophrast, Aelian, Lucian, Antonin, Theokrit, Chariton, hauptsächlich wegen der Commentare des Casaubon, Perizon, Hemsterhuis, Gutacker, Valckenaer und Dorville gelesen hatte. Jetzt lieferte mir die Universitäts-Bibliothek den Wesselingischen Herodot, und nun wurden die Historiker der Reihe nach, bis auf Polybius einschließlich, Tag und Nacht studirt. Durch einen ungemessenen Fleiß hoffte ich den Abgang des Genius zu ersetzen. Ich hatte fast gar kein Vertrauen in meine natürlichen Kräfte. Wie konnte dies auch anders sein, da mir die großen Alten immer vor Augen standen, da ich Schillern selbst gehört, und seine, wie Lessing's, Winkelmann's und Göthe's geniale Werke als ewig unerreichbare Muster mir beständig vor der Seele schwebten? In diesen meinen Fleiß durfte ich aber damals um so mehr einiges Verdienst setzen, je ausschließender die Zeitgeschichte alle Gemüther in Anspruch nahm. Bei den Bewegungen in Frankreich fand ich in meinen Historikern täglich ungesuchte Parallelen, und die Machthaber des Tages begegneten mir unter griechischen Namen im Thucydides, Xenophon und Demosthenes. Endlich näherte sich der Kriegsschauplatz unsern Grenzen; wenn einigemal von der unteren Lahn herauf der Kanonendonner an unsere Fenster schlug, dann mußte ich auch hinaus. Einmal hätte ich diese praktischen Studien der Historie mit meinen Begleitern beinahe schwer büßen müssen, da wir in der Wetterau zwischen die reterirende österreichische und die unter Hoche heranrückende französische Armee geriethen. Einen andern wesentlichen Nutzen hatten solche Wanderungen für mich, den, daß ich dem Studiren nicht unterlag. Mein Vater war jung gestorben, und ich, sein jüngster Sohn, hatte von seiner Leibesconstitution nur zu viel geerbt. Vermuthlich war auch deswegen meine Mutter nachsichtiger gegen den wilden Knaben gewesen, der im Sommer oft nur zu Essen und zu Schlafen zu Hause kam. Sie ward uns um diese Zeit entrissen, und ihr Tod war mir um so schmerzlicher, weil nicht nur kein Pfarrer, sondern gar nichts zur Zeit aus mir geworden war. Doch hatte sie noch gesehen, daß selbst ältere Studenten bei mir Privatunterricht nahmen.

In einem herrlichen Kreise von Freunden fand ich die nöthige Erheiterung. Außer den genannten Vettern, gewährten mir Engelschall, der Biograph des ältern Tischbein, C. W. Justi, als gefälliger Uebersetzer alttestamentlicher Dichter und geschickter Ausleger desselben rühmlichst bekannt, der Orientalist J. Melchior Hartmann, Ludwig Lindenmeyer, unser Verwandter, der als Emigrant bei uns lebte und im Matthissonischen Sinne dichtete, ein lieber gefühlvoller Mann, und dabei geschickter Rechtsgelehrter, der Philosoph Reinhard, Bruder des Grafen, später Professor in Moskow und dessen Schwager Hauf, jetzt Professor in Gent (der letzte gab mir noch Privatunterricht in der Mathematik), durch ihren Umgang und freundliche Mittheilungen Erholung und vielfache Belehrung. Leonhard Creuzer, Hauf und ich hatten uns zu einer Privatlehranstalt vereinigt, und eine Zeitlang unterstützte ich auch meinen Freund und jetzigen Collegen, den Kirchenrath Schwarz in seinem Lehrgeschäft auf dem Lande. Außer den alten Sprachen, Geographie und Geschichte, wurde von mir nichts gefordert, weil man bei uns von jenen philantropinischen Treiben nichts mehr hielt, und ich mir aus Gesner's Isagoge und aus J. A. Ernesti's Initiis eine ganz andere Idee von dem Kreise des Unterrichts gebildet hatte. Gegenwärtig hat die Erfahrung längst entschieden, ich hörte es sehr gern, als noch im vorigen Jahre der Geheime-Rath F. A. Wolf mit großem Lobe eines Schulplans gedachte, den Matth. Gesner einst für das Gymnasium zu Ilefeld selbst entworfen hatte. Solche Männer sollten eigentlich das gesetzgebende Corps der Gymnasien bilden und das Ephorat verwalten. Tüchtige Lehrer mit anständigem Gehalt und ehrenvoller Stellung im Staate unter ihnen — das ists, worauf es ankommt, nicht auf Tabellen und Organisationen. Wir hatten auch mit einigen Lehrern in Giessen freundlichen und wissenschaftlichen Verkehr und kamen im Sommer oft Sonntags mit dem obengenannten Schmid und mit den Professoren Snell, Walther und andern auf der Grenze zusammen, woraus uns einmal beinahe eine gefängliche Haft erwachsen wäre. Ein Offizier, der auf der Demarcationslinie cantonirte, hatte aus den lebhaften Gesprächen, wobei Manuscripte vorgelesen wurden, den Schluß gezogen, daß Jacobinismus dahinter stecke. Die Scripturen bezogen sich auf das philosophische Journal, welches Schmid und Snell zu jener Zeit herausgaben, und Jacobinisches hatten wir weiter nichts an uns, als etwa die runden Hüte, die in Kur-Hessen damals verboten waren.

Mich beschäftigte jetzt ein anderer Gedanke. Ich hatte im Lucian Andeutungen gefunden, die, das Verhältniß zwischen Herodot und Thucydides berührend, mir von Niemand verstanden zu sein schienen. Die Sachen waren mir bald klar; da man mir aber gerathen hatte, mit einem deutschen Büchlein hervorzutreten, so verursachte mir die Form viel Mühe, und es kostete viel Umschreibens und Feilens. Die Kritik war damals in ästhetischer Hinsicht viel strenger als jetzt. Ein junger Autor war verloren, wenn ein Recensent in der Sprache und Diction viele Ausstellungen zu machen, hatte. Ein Buchhändler und alter Freund von mir, dem ich in der Literaturkenntniß viel verdanke, hat neulich wegen einer neuen Auflage bei mir angefragt und sogar von Honorar geredet. Ich vermeinte in meiner Antwort dagegen, das Verlangen des Publicums nach jenem Erstlingsfrüchtchen werde wohl so gar heiß nicht sein, und so möge er das Dingelchen in Gottes Namen schlafen lassen. Ich hätte auch gern gesehen, man hätte neulich meine neu-lateinische Christomathie mit der zweiten Ausgabe verschont. Es war bestellte Arbeit die ich in jenen Jahren auf Wenck's und anderer Wunsch zunächst für die Hessen-Darmstädtischen Gymnasien gemacht hatte. Ich habe sie schon lange selbst nicht mehr gebraucht, weil ich ursprünglich in der Auswahl der Stücke nicht frei war, sondern einen Realzweck der griechischen und römischen Alterthümer damit hatte verbinden müssen. Als Gewerbe habe ich die Schriftstellerei nie betrachten können und es mir gefallen lassen, wenn gescheutere Leute mich manchmal mit dem gemeinen Sprichworte strafen wollten: „Wenn es Brei regne, hätte ich keinen Topf." — Aber nun auf jenes erste Schriftchen zurück zu kommen, so war es in meiner damaligen Lage doch ein Ding, ja, Kantisch zu reden, eine Art von Ding an sich. Wie einst Rousseau von dem Wurfe nach einem Baume sich Prognostika für seine Zukunft stellte, so hatte ich mir in den Kopf gesetzt, von der Aufnahme des Büchleins solle mein Entschluß; ob Pfarrer oder Schullehrer — abhängen. Denn ich hatte noch nicht entschieden, sondern vielmehr mitlerweile gepredigt, und das N. T. mit dem Grotius, (die Scholien des ältern Rosenmüller nannte mein Oheim einen verwässerten Grotius; blos mitdem griechischen N. T. und mit diesem Ausleger studirte er auf seine Predigten; — von Magazinen und dergl. war bei ihm nicht die Rede —) war seitdem immer meine Lectüre geblieben

1798 führte mich eine Hauslehrerstelle nach Leipzig. Auf einer früheren Wanderung von Jena aus, wo ich auch Wolfen zuerst sah, hatte ich Morus, Fischer, Platner Weiße und Andere kennen gelernt. Nun war mir ein halbjähriger Aufenthalt gegönnt, den ich zu meiner Vervollkommnung in neueren Sprachen benutzte. Auch lernte ich in Gotha Jacobs, Schlichtegroll und manchen würdigen Mann kennen; in Leipzig Beck und Herrmann, und

konnte während einiger Monate ersteren über die Weltgeschichte und letzteren über den Aeschylus hören. Die Bekanntschaft mit würdigen Buchhändlern erweiterte meine Kenntniß der Literatur. Auf dieser Reise vernahm ich von Böttiger in Weimar das erste freundliche Wort über mein armes Kind. Ein aufmunternder Brief desselben folgte mir bald nach Leipzig. Nun schrieb Heeren ebenso, und Heyne's Zuruf blieb nicht aus. — Um den Leser von der Angst zu befreien, als würde ich eben so umständlich von meinen übrigen Büchern reden, will ich nur gleich kurz bemerken, daß es mit den folgenden lateinischen Schriftchen über Xenophon den Geschichtsschreiber, angehängt einige kritische Kleinigkeiten, schon auf eine Professur in Marburg abgesehen war, und wie es mich in Heyne's Recension der dritten Schrift (die historische Kunst der Griechen, Leipzig, bei Göschen, 1803) nicht wenig verdroß, daß er aus dem philosophischen Kapitel nichts machen wollte. Er hatte ganz recht. Es war ein Kantisch-Fichtescher Lappen.

Im Herbste desselben Jahres war ich wieder zu Hause — aber nicht in Amt und Brot. Das Liebste und Angemessenste wäre eine Stelle am Marburger Gymnasium gewesen; diese war aber dem Lutheraner verschlossen. Mitlerweile war ich mit dem Herrn von Savigny näher bekannt geworden; durch ihn ordnete sich Alles; er ermunterte mich zur akademischen Laufbahn, und hatte ich vorher über griechische und römische Schriftsteller sogenannte privatissima gehalten, so sollte ich nun die alte Geschichte öffentlich vortragen. Die Historiker der Griechen und Römer waren mir bekannt, und die Werke der Engländer, ferner Perizonius, Gatterer, Schlözer, Beck und Heeren wurden fleißig benutzt. Es ging; bei der Fortdauer unserer Privatlehranstalt ward sogar an den Ehestand gedacht. Ich heirathete im folgenden Jahre Sophie Leske, geborne Müller aus Leipzig, Tochter eines dortigen Buchhändlers und Wittwe des in Marburg verstorbenen Nathanael Gottfried Leske, Professors der Naturgeschichte. Neben Savigny lebten wir in einem Kreise von jungen Männern, größtentheils von Adel. Ich bin es der Wahrheit schuldig zu bemerken, daß ich fast lauter erfreuliche Erinnerungen aus jener Zeit aufbehalten habe. Aber wo sollte es endigen, wenn ich Savigny's Verdienste um mich würdigen wollte? Ein sehr lebhafter Ideenwechsel in schriftlicher und mündlicher Mittheilung füllte damals unsere Mußestunden; dazwischen Wanderungen und Reisen — und die jungen Docenten wanderten gern und viel. Nachher lasen wir desto frischer. Dies spürten die Zuhörer. Pedanterie thut's nicht; und die Welt würde nicht untergehen, wenn der akademische Lehrer wöchentlich einmal das „hodie non legitur" an seine Thür schriebe. Von der Art des Studiums und Lesens war da auch viel die Rede, und wie man sich Adversarien anlegen solle. Ich machte mir drei dicke Bücher: Hellenica, Classica, Miscellanea fürs Grammatische, Kritische, für Sachkenntnisse und ästhetische Bemerkungen u. s. w. Diese Methode habe ich bald aufgeben müssen. Besser sind einzelne Blätter, in Mappen gelegt; sie stehen immer zu Gebote, und man kann sie in Collegienhefte legen, zu Ausarbeitungen gebrauchen und wie man will; nur auf die Ränder einiger Autoren habe ich fortgeschrieben, so daß Herodot, einige Bücher des Plato und Cicero jetzt ganz angefüllt und schwierig zu lesen sind. — Einem Jedem, der mit Selbstdenken einer Wissenschaft sich hingegeben, wird sich in den Jahren des ernsthaften Studirens, wie von selbst, eine Geschichte seines Faches bilden. Da ich nun die Humanisten seit dem 15. Jahrhundert las, und in den Commentaren mit dem Geiste vieler Andern bekannt wurde, so bildete sich in mir die Vorstellung von vier innerlich verschiedenen Perioden der Philologie aus. Ich habe sie mit wenig Abänderung in dem Büchlein, über das akademische Studium des Alterthums, entworfen, und trage noch jetzt die Geschichte der Philologie danach vor. Gruber in seinem leider nicht fortgesetzten Wörterbuche der Aesthetik und Archäologie und Andere haben dieser Ideen Erwähnung gethan. —

Die Universitätsbibliothek war nicht übel im historischen Fache, die Savignysche hatte schöne Werke in der römischen Literatur; aber was mir wichtiger, war die Bekanntschaft mit den besten Bearbeitern der römischen Rechtsgeschichte und Rechts-Alterthümer. Nun gewöhnte ich mich, die Sigonius, Cujacius, Gothofrede, Everh. Otto, Bynkershök, Trekel, Franz Carl Conradi und Andere, als auch mich angehend, zu betrachten, und bei späterer Fortsetzung dieser Studien haben mich auch immer die Werke von Haubold, Savigny, Thibaut, Dirksen u. A. interessirt. Damals kamen Savigny's mündliche und schriftliche Mittheilungen hinzu, und ich weiß es selbst am besten, was mir das Alles bei meinen Vorlesungen über die römischen Schriftsteller und Antiquitäten bis auf den heutigen Tag genutzt hat. — Kein wichtiger Auctionskatalog wurde versäumt und vieles gekauft. Lehrreich war für mich auch die Bekanntschaft mit den Literatoren Wachler, Münscher, Weis, dem Juristen; und der grundgelehrte Arnoldi war mir nützlich durch seine Bibliothek und Unterhaltung. In jenen Jahren lernte ich die Gebrüder Grimm aus Cassel und den gelehrten und erfahrnen Archäologen Völkel kennen. Das Schlegelische Athenäum hatte ich von Leipzig mitgebracht, und es blieb nicht leicht ein erhebliches Werk der schönen Literatur und Kunst unbeachtet. Für mich war dies eine Periode der vielseitigsten geistigen Anregung. Heyne bemühte sich, mir eine feste Anstellung im Auslande zu verschaffen; er schlug mich nach Lüneburg vor, woraus aber nichts wurde. Ich hatte diesen berühmten Mann zweimal gesehen, und einmal hospitirend gehört, bei welcher Gelegenheit ich auch Gatterer, Schlözer, Spittler, Heeren, Eichhorn und Blumenbach hörte. Ich war also kein Schüler von Heyne, und dennoch hat dieser Gelehrte vom Jahre 1798 an, bis zu seinem Tode, nicht nur den größesten und thätigsten Antheil an meinem Schicksale genommen, sondern mich auch mit seinem Rathe aufs freundlichste jederzeit unterstützt. Er äußerte sich dabei oft mit großer Bescheidenheit über seine Arbeiten, z. B. über die agrarischen Gesetze, und später bat er mich, aus Veranlassung meines Dionysus, ich möchte doch auf seine Commentationen über die Etrusker keinen so großen Werth legen.

Da ich Hoffnung hatte, Professor der Beredsamkeit in Giessen zu werden, so machte man mich in Marburg zum Professor der griechischen Sprache, eine Professur die bis jetzt mit der orientalischen vereinigt gewesen. Diese Ernennung versetzte mich, wie man leicht sehen wird, in große Unruhe. Ich erklärte Homer, Xenophon, Cicero, Horaz und corrigirte gewissenhaft die wöchentlichen Stylübungen. Nun aber sollte ich die Geschichte der griechischen Literatur vortragen; das ist leicht und schwer, wie man will. Ersteres, wenn man gemächlich den Fabricius ausschreibt; Letzteres, wenn der Docent, wie billig, denkt, er solle doch wenigstens über die Hauptschriftsteller aus eigener Lectüre urtheilen; gerade damals aber waren Wolf's homerische Prolegomena erschienen. Welch ein Buch! Ich hatte es studirt und wieder studirt und in meine Hellenica rc. ausgezogen. Nachher wurden die Hauptsätze des gelehrten und scharfsinnigen Hug, Heinrich und Anderer beigefügt; ingleichen die mit Wolf's Lehre zusammenhängenden Kunsttheorien der Brüder Schlegel excerpirt und durchdacht; auch wurde die Aristotelische Poetik nach Hermann's Ausgabe sorgfältig gelesen und mit jenen Lehrsätzen verglichen. Bentley's Abhandlungen waren von mir früher studirt worden; aber zur Zeit hatte ich den Eustathius nur etwas durchgeblättert, und den Villoisonischen Homer noch mit keinem Auge gesehen. Das ist erst hier in Heidelberg nachgeholt worden. Ich mußte also thun, was ich konnte, und ließ in zwölf Paragraphen eine chronologische Uebersicht der griechischen Literaturgeschichte zunächst für die Zuhörer drucken. Es wundert mich, daß ziemlich lange nachher noch Mohnike in seiner sehr fleißig gearbeiteten griechischen und römischen Literaturgeschichte jenem unbedeutenden

Dinge die Ehre erwiesen, es des Plans wegen zu beleben, der doch gar nichts Eigenthümliches hatte und sich von selber gab. Wolf's großes Werk, so wie seine nachherigen Kritiken über einige Reden des Cicero jetzt noch rühmen zu wollen, wäre mehr als überflüssig. Aber das darf ich doch wohl sagen, daß nicht leicht ein einzelnes Buch mehr Einfluß auf mein Studium gehabt. Eben weil ich fühlte, welche seltene Gaben und Kenntnisse dazu gehörten, die höhere Kritik auf eine solche Weise zu handhaben, blieb ich von der seitdem ziemlich herrschend gewordenen Stimmung frei, der zufolge ein junger Philologe nicht eher etwas zu gelten glaubte — bis er irgend einen Capitalautor für untergeschoben erklärt hatte. Jetzt hat diese Meinung sich auch vieler Theologen bemeistert. Man verstehe mich nicht unrecht. Habe ich doch selbst einmal etliche sogenannte orphische Hymnen für neuplatonisch erklärt, weil ich plotinische Redensarten darin gefunden. Es ist hier nur von dem Sturm und Drang die Rede, sich durch dergleichen aus der Luft gegriffene Hypothesen in aller Eile berühmt machen zu wollen. Darüber hat der geniale Wolf gewiß oft selber am meisten gelächelt. —

Das Jahr 1799 brachte uns Wyttenbachs Leben des Ruhnkenius, und mir neue Schmerzen; oder sollte ich nicht über ein Gemälde der Philologie und ihrer größten Meister erschrecken, wenn ich in meinen Busen griff? Zur Theologie war ich verderben, und an philologischem Fleiße hatte ich's auch so wenig fehlen lassen, daß ich gerade damals die körperlichen Folgen sehr verspürte. Freunde und Zuhörer, und Heyne's und Herrmann's Wohlwollen ermuthigten mich. Letzterer sendete mir seinen Aristophanes (worüber ich darauf Vorlesungen hielt) und ließ sich seine Zeit nicht dauern, mündlich angeknüpfte Gespräche über epische und lyrische Poesie schriftlich fortzusetzen. Doch ward meine nächste Lage mit meinen Studirplänen immer unverträglicher. Es galt zunächst den Vorlesungen, und zu dem Ende mußten noch große Studien gemacht werden. Man erkannte meinen Fleiß und guten Willen, und obwohl ich nichts von Belang geschrieben, so wurde ich doch im December 1802 zum ordentlichen Professor der Eloquenz ernannt. Ich hatte dieses Amt im Grunde auch schon mehrere Jahre versehen, da mein Vorgänger Curtius, ein sehr gelehrter Mann, sich blos auf historische Vorlesungen beschränkte, und bereits alt und schwächlich war. Hierbei kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken, die mir beachtenswerth scheint: Gewöhnlich fordern die Curatoren der Hochschulen von einem angehenden Professor sogleich gelehrte Bücher; es soll geschrieben sein und zwar schnell mehreres hintereinander, damit der Docent Namen bekomme. Nun frage ich aber, um bei meinem Fache zu bleiben, hat denn der angehende Professor nun auch schon alle Materialien zu seinen Vorlesungen fix und fertig? und erfordert es nicht Zeit, Uebung und Nachdenken, die rechte Methode des Lehrens zu finden? Oder was kann dabei herauskommen, wenn ein blutjunger Mann philologische Bücher aus den Registern, aus den Thesauren und ähnlichen Sammlungen macht? Also gerade das Gegentheil. Die Curatoren sollten einen jungen Professor, wenn er sonst fleißig ist, um so mehr loben, je weniger er schreibt. Wenn ich aber doch selbst schon am Ende 1803 mit einer historischen Kunst der Griechen hervortrat, so hatte ich aus meinen langjährigen Studium der griechischen Geschichtsschreiber schon Vieles beisammen. Seit 1798 saß ich auch viel über den griechischen und römischen Kunstlehrern (Rhetoriker genannt) und notirte mir besonders, was sie über die historische Diction und Composition Feines bemerkten. Da ich zu gleicher Zeit Vieles in neueren Sprachen las, so stellten sich von selbst über den historischen Vortrag der Alten, in Vergleich mit Boccaccio, Machiavelli, den englischen Geschichtsschreibern und den deutschen Möser und Johannes Müller manche Betrachtungen dar. Ich hätte das Buch auch jetzt noch nicht drucken lassen, hätte ich nicht von Marburg weggewollt, oder vielmehr hätte ich nicht weggehen müssen.

Dies hing so zusammen: Zu Marburg mußte ich als Professor der Eloquenz, fast in Jahresfrist zwei Programmata schreiben, zwei Reden halten und sechs sogenannte Memoiren abfassen. Wie gut war es da für mich, daß ich mit Cicero, mit Muret und andern Humanisten ununterbrochenen Umgang gepflogen; aber das Alles wollte doch geschrieben sein. Wo blieb da das kritische Studium der griechischen und römischen Quellen? Dazu kam, daß jene Memorien oder Biographien verstorbener Professoren ein unfröhliches Detail von Familienpapieren, biographischen Notizen und dergleichen mit sich führten, die ich mühsam sammeln mußte; und dann sollten es Lobschriften sein. Die Familien sahen darauf. Bei manchen (wie bei Tiedemann, Baldinger, Stein und Andern) gab es reellen Stoff zum Loben genug; auch den übrigen wurde nachgerühmt, was nur irgend zu rühmen war. Man lief aber Gefahr, bei Manchem mit dem Lobe anzustoßen. Von einem Mitgliede des hochehrwürdigen Oberappellationsgerichtes in Cassel hatte ich beifällig bemerkt, er sei als Professor der Theologie in Marburg von diesem Fache zur Rechtswissenschaft übergegangen, weil er jenes Lehramt mit seinen Ueberzeugungen unverträglich gefunden. Der verdiente Mann hatte Reisen in Frankreich u. s. w. gemacht, Voltaire's, Bahrdt's und ähnliche Schriften gelesen und ward nun ein geschickter Jurist, vorzüglich im Praktischen. Nun lobte ich jenen Uebertritt, und meine noch jetzt, es sei sehr rechtschaffen gehandelt, wenn heut zu Tage mancher theologische Professor dergleichen thäte. — Das war Vielen nicht recht. — Welcher Mann von Ehrgefühl und Wahrheitsliebe möchte sich dann dazu brauchen lassen, beständig auf dem Paradepferde der Eloquenz zu sitzen, oder das Histrionenmetier eines öffentlichen Schmeichlers zu verrichten? Es ist auch ein Irrthum, wenn man glaubt, dergleichen öffentliche Repräsentationen verliehen den Universitäten einen reellen Glanz. Das haben Ruhnkenius, Valkenaer, Wyttenbach und Wolf besser gewußt; und waren denn Leyden und Halle darum, weil jene Männer gar nicht oder selten paradirten, weniger berühmt? Nun konnte ich aber vollends gar nichts durch meine improvisirten Sächelchen zum Glanze meiner vaterländischen Universität beitragen? Und doch lag dieser ganze Gamaschendienst auf meinen Schultern. Dort war an keine Erlösung zu denken.

Doch wohin? Herr von Savigny hatte mir Aussichten nach Würzburg verschafft — aber aus dem dort projectirten philologischen Seminar wurde damals nichts. Ich hatte mich an Freund Daub nach Heidelberg gewendet, der mehrere Jahre zuvor dort angestellt war. Seine und Mieg's, wie auch Jung-Stilling's (letzteren kannte ich persönlich, er war in der philologischen Facultät zu Marburg mein College gewesen) gemeinschaftliche Wünsche verschafften mir den Ruf dorthin. Ich erhielt den Lehrstuhl der Philologie und alten Historie (zu Anfang 1804). Der Hessen-Casselsche Minister Weiz von Eschen entließ mich ungern, aber freundlich. Er hatte mich immer mit der ihm eigenen Humanität behandelt und liebte die Gelehrten. Von dem würdigen Völkel vernahm ich brieflich gütige Abschiedsworte. Es hielt mir schwer, aus dem Kreise meiner Verwandten und Freunde zu scheiden. Jedoch dachte ich, ein Professor muß wie ein Offizier sich ans wandernde Leben gewöhnen. Wirklich hatten einige tüchtige Offiziere kurz zuvor den hessischen Dienst mit dem badischen vertauscht. Den nachherigen General von Porbek, der später bei Talavera fiel, besuchte ich in Carlsruhe, und mit dem Major von Keßler erneuerte ich vor wenigen Jahren in Baden alte Bekanntschaft von der Schule her. Der Frühling, der mich hierher führte, war für mich ein wahres Fest. An einem fremden Orte habe ich die Gewohnheit, mich auf einsamen Gängen möglichst selbst zu orientiren, und so war ich wochenlang in einem großen Entzücken über die hohen Schönheiten der Natur, die hier auf allen Schritten vor mir ausgebreitet lagen. Da ward wenig studirt, nachher desto mehr, weil der drückende Alp der Eloquenzerei von mir gewichen. Geschrieben wurde in fast zwei Jahren nichts; das war ja eben mein Wunsch ge-

sen. Ich hatte freilich mir erst ein Auditorium zu bilden. Anfangs las ich Alles publice — so konnte sich niemand über verlornes Geld beklagen. Im philologischen Fache war schon damals die hiesige Bibliothek besser; und welche Erinnerungen und Anregungen für mich, wenn ich da auf den Rändern der Bücher die Handschrift der Saumaise, Gruter und Gräve vorfand? Man wird sich vorstellen, daß ich mich bald nach Friedrich Sylburg's Grab erkundigte. Es ist zwar nur durch eine einfache Steinschrift an der Mauer unserer Peterskirche bezeichnet; aber die Kenner der griechischen Literatur wissen auch ohne Monument, was sie diesem Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts verdankt. Ich war auf diesen hessischen Landsmann früh aufmerksam geworden; einmal durch die Scaligerana, sodann dadurch, daß ich seine Ausgabe des Aristoteles, die eben so werthvoll, als selten vollständig zu haben ist*), in einer Auction gekauft hatte. Ich hatte diesen Hellenisten kurz vorher zum Gegenstande einer akademischen Rede gemacht, die in Eichstädt's Nov. Actis Societ. Latin. Jenensis abgedruckt ist. Nachher hat Justi, in der Fortsetzung von Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte, genauer von ihm gehandelt. Ich besitze durch die Güte meines Freundes, des Doctors Batt, einige ungedruckte Briefe Sylburg's und werde, neben andern Stücken zur Geschichte der Philologie, gelegentlich ausführlicher von ihm Nachricht geben, kann aber vorjetzt den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein pfälzlicher Gelehrter sich entschließen möchte, eine Geschichte der älteren heidelbergischen Lehrer auszuarbeiten. — Die übrigen Fächer wurden hier allmählig vollständiger besetzt, und wenn jetzt Männer von großem Ruhm und beträchtlichem Einkommen, sich in ihrem Hauswesen aufs einfachste einrichteten, so gab dies einen Ton in unser akademisches Sein und Leben, der ganz nach meinem Sinne war. — Keine Spur von jener Vornehmthuerei, die den Professor verunziert und am Ende doch kleinstädtisch ist. Nun kamen Böckh, Wilken und andere hierher, und in meinen und verwandten Fächern wurde Manches mehr durchgebildet und besser gelehrt, als ich es konnte. In den Studien, die ich mit Daub herausgab, fanden wir einen literarischen Mittheilungspunkt. Wir hatten sie aus vollem Herzen dem würdigen Karl Friedrich, damals Kurfürst, gewidmet. Dieser edle Regent nahm nicht nur an allem wissenschaftlichen Leben und Wirken den größten Antheil, sondern auch an dem Schicksale derer, die sich den Wissenschaften gewidmet hatten. So hatte auch ich, so wenig auf meinem Leben beruhete, mich dieser gütigen Theilnahme zu erfreuen, da ich um diese Zeit gefährlich danieder lag; und wenn ich also jene Zeit als eine Periode schwerer Seelen- und Körperleiden stets in ernster Erinnerung behalte, so erhielt ich auch gerade damals von mehreren Seiten die unzweideutigsten Beweise echter Freundschaft. Das Institut der Studien gewann mir auch die Bekanntschaft des vortrefflichen Historikers Schlosser, der seitdem durch ein engeres Amtsverhältniß in bewährter männlicher Gesinnung mit mir verbunden ist.

Bei den Vorarbeiten zu meinem Buche über die historische Kunst der Griechen war ich praktisch überzeugt worden, wie die Frage, was die Griechen in der Geschichte geleistet? sich nur genügend beantworten lasse, wenn man eine möglichst vollständige Sammlung der Bruchstücke der vielen verlornen Werke dieses Kreises vor Augen hätte. Die Heyne'sche Bearbeitung des Apollodor, den ich mit den Anmerkungen mir ganz excerp'rt hatte, so wie die Fragmentensammlung, welche Sturz einigen Logographen so gelehrt gewidmet hatte, zeigten mir den Nutzen einer solchen Arbeit noch deutlicher. Sanguinisch machte ich nun den Plan, die Fragmente sämmtlicher griechischen Historiker zu sammlen und zu ediren. Mein Freund, der hiesige Professor Kayser, gab mir aus seinen Papieren einen Beitrag zu einigen, und Lenz in Gotha, Köhler in Detmold, Matthiä in Frankfurt a. M. und Andere versprachen thätige Theilnahme, ich hatte sogar in Beck's Commentar. Societ. philol. Lips. eine Ankündigung drucken lassen. Allein schon das Excerpiren einzelner Schriftsteller (aus Registern soll doch nicht gearbeitet werden) verursachte großen Zeitaufwand. Ich lernte einsehen, was ein so umfassender Plan erfordere, und war zufrieden mit den Fragmenten von dreien einigermaßen meinen Eifer zu bethätigen. Es war dies eine nützliche Vorarbeitung für den Commentar über Herodot. Nachher haben Lenz, und besonders Siebelis, dann Marx und Göller einzelne schätzbare Ausgaben der Geschichtsfragmente geliefert, und ich erwarte noch etliche der Art von einigen meiner jüngern Freunde. An meinem Büchlein hätte ich jetzt verschiedene kritische Sectionen zu machen. Eine davon hat der ehrwürdige ältere Schweighäuser sehr nachsichtsvoll angedeutet.

Auf den Antrag des Ministers von Reizenstein wurde im Frühling 1808, unter andern neuen Instituten, hier ein philologisches Seminar errichtet. Unsere Regierung, die mir die Direction desselben übertragen hatte, genehmigte meinen Plan, und ich ward veranlaßt, ihn in einer einleitenden Schrift: das akademische Studium des Alterthums, öffentlich bekannt zu machen. Ich habe diese Anstalt unter besonderer Vergünstigung der Umstände eröffnet und bisher geleitet. Die freie Stellung, worein mich dabei unsere Regierung versetzte, und das unwandelbare Zutrauen, das sie mir schenkte, mußten diese Unternehmung begünstigen. Gleich zu Anfang traten tüchtige Alumnen ein; zuerst Moser (jetzt Professor am Gymnasium zu Ulm) mit einigen wackern Landsleuten; und so habe ich in jedem Semester mehrere Mitglieder gezählt, welche Muth und Kraft genug hatten, den Dornenpfad der Philologie mit mir fortzuwandeln. Im In- und Auslande zähle ich noch jetzt unter ihnen einen schönen Kreis von Freunden. Verzeiht man es dem Schulmanne, wenn er in der Schule sein Reich erblickt, so wird man auch mir vielleicht nachsehen, wenn damals mir Moser als der erste Grenadier unter den Commilitonen erschien. Seine hohe Gestalt und eiserne Gesundheit erinnerten ohnedem daran. Nie habe ich in einem jungen Manne, bei großer Kraft, eine größere Vielseitigkeit von Talenten und vorzüglich eine größere Gutmüthigkeit angetroffen. Ein fester Mannessinn drückte dem Allen das Siegel auf. Dieser Freund hat mir in allen Verhältnissen des Lebens redlich beigestanden. Sehr befördert wurde das Ganze durch die bald eintretende Mitwirkung von Böckh, der schon damals unter den deutschen Philologen sich seinen Ehrenplatz zu sichern anfing; und noch jetzt erfreue ich mich der thätigen Beihülfe unseres geschickten Herrn Professors Bähr.

Man hegte hier damals den Plan, die Jenaische Literatur-Zeitung mit ihrem jetzigen Redacteur nach Heidelberg zu verpflanzen. Es erhoben sich mehrere Stimmen gegen diesen Gedanken. Ich will Niemand compromittiren, aber auch ich erklärte mich dagegen. Das partheilose Publicum wird hieraus mein Verhältniß zu jenem Institute beurtheilen können. Nun wünschte aber das damalige Curatorium allhier eine literarische Anstalt der Art. Wollten wir also jene Lit.-Zeitung nicht haben, so mußten wir eine neue machen. Mit wissenschaftlichem Eifer und Wahrheitsliebe wurde das Werk unternommen. Jenen Ehrenmännern, die sich dabei thätig bewiesen, Daub, Schwarz, Thibaut, Heise, Ackermann, Langsdorf u. s. w. waren alle anderweiten Motive fremd; und was Wilken, Böckh, Schlosser und Andere auf den mir bekannten Gebieten geleistet, wird sich wohl immer als gründliche Arbeit erweisen. Ein Mehreres von dem Ton und Geist der damaligen Heidelberger Jahrbücher zu sagen, kommt mir als einem Theilnehmer nicht zu. Zwei Umstände darf ich indessen berühren: Erstens, daß das juristische Heft im ersten Jahre zweimal aufgelegt wurde; so

*) S. Brunet I. p. 107 und Ebert's allgemeines bibliographisches Lexicon I. p. 98.

dann folgendes Factum: Der Verleger der zahlreichen und geistvollen Schriften eines vornehmen Mannes, der damals bei unserer Regierung in einem hohen Posten stand, sendete uns diese Werke sämmtlich zu, vermeinend, nun würde doch wohl ein rechter Panegyricus erfolgen. Wir hatten aber das Gesetz gemacht, daß keines einheimischen Schriftstellers Werke recensirt werden sollten. Anzeigen durfte er sich selbst mit Namensunterschrift. — Mir kostete indeß die Sache zu viel Zeit; und als mehrere Redactoren abtraten, und in der Person von Wilken ein sehr geschickter Stellvertreter gefunden ward, so war ich froh, wieder zu meinen andern Arbeiten zurückzukehren. — In meinen jüngern Jahren habe ich äusserst wenig recensirt. Das Wenige, was ich später in den Heidelb. Jahrb. gegeben, ist mehrentheils mit meinem Namen unterzeichnet. Irre ich nicht, so habe ich seit dem Jahre 1810 nicht einmal eine Anzeige meiner eigenen Schriften in den Heidelb. Jahrb. geliefert, was doch die Verleger zuweilen wünschten, und wozu jeder einheimische Autor das Recht hat. Früher hatte ich in andern Literaturzeitungen etliche Recensionen gemacht. In der Leipz. L. Z. hatte ich einmal mit großer Milde einem angehenden philologischen Schriftsteller Sprachfehler nachgewiesen. Ich hatte keine Ruhe; es mußte heraus. Ich nannte mich dem Manne selbst, als seinen Recensenten, und täuschte mich in meinem Zutrauen nicht. Der verdiente Mann hat es mich nie entgelten lassen. —

Es ist oben bemerkt worden, wie ich mit Winkelmann's Werken Bekanntschaft gemacht. Da man jetzt Vorlesungen über Mythologie und über Archäologie von mir wünschte, so nahm ich diese Studien, zu denen mich auch meine Untersuchungen über die Dionyschen Religionen führten, wieder vor, und die Schriften Visconti's, Zoega's, Böttiger's, Millin's und Anderer kamen nun an die Reihe. Mein Freund Welcker (jetzt in Bonn) war eben aus Italien zurückgekehrt und hatte mich dem Freiherrn von Schellersheim bekannt gemacht. Die Gespräche und Briefe dieser Kunstkenner gewährten mir manche Belehrung. Der rheinische Boden lieferte mir römische Medaillen und die Geschenke griechischer Städtemünzen und anderer Anticaglie, die ich seitdem von H. v. Schellersheim, Fr. Münter, J. David Weber und andern Freunden empfangen, verbunden mit Ankäufen, wo sich Gelegenheit ergab, haben dieses archäologische Studium immer bei mir im Leben erhalten. Ich fing jetzt an, die antike Numismatik als eine nothwendige Hülfswissenschaft selbst zur Mythologie zu betrachten. Daneben hatte sich meine Büchersammlung vermehrt; ich konnte nun ganz wieder meinen lieben Todten leben.

Unterdessen waren jedoch manche äussere Umstände bedenklich geworden, und als damals ein zeitiger Prorector (er ist nicht mehr unter uns) mir deswegen, weil ich auf den Wunsch des Curators einmal hier ein Programm geschrieben, sich berechtigt glaubte, mir nun wieder jährlich mehrere Programme und dergleichen aufzubürden, so glaubte ich, die ganze Marburger Eloquenz sey wieder im Anzuge, und dann war es um mein Quellenstudium geschehen, das eben jetzt neue Richtungen nehmen mußte. Ich hatte dem Freiherrn von Zentner meine Wünsche eröffnet; Savigny hatte mich indeß nach Landshut empfohlen — als ich im December 1808 aus dem Haag folgenden Brief erhielt:

„Es wird Ihnen bekannt seyn, daß der Lehrstuhl unseres würdigen Luzac, auf der königlichen Universität zu Leyden bis jetzo noch unbesetzt geblieben ist. Würden Sie, wenn Ihnen derselbe angetragen wird, ihn annehmen, auf eine Besoldung von 3000 holländische Fl., ausserdem was Ihnen Ihre Collegien ergeben, welche in dem Fache der alten Literatur jetzt sehr frequentirt sind? Auf diese Frage bitte ich Ihre baldigste und bestimmte Antwort. Ich muß Ihnen aber dabei eben bestimmt erklären, daß in dem Fall, daß Sie, wie ich hoffe, mir eine bejahende Antwort werden zuschicken, ich nur für meinen Vortrag beim Könige, nicht aber für die Vocation selber bürgen kann. Erfolgt diese nicht, so bleibt die ganze Sache unabgethan, aber auch zwischen uns beiden; denn es wissen bis jetzt weder Curatoren der Universität, noch auch Hr. Prof. Wyttenbach etwas von diesem Schreiben an Sie; auch in Heidelberg würde in der Folge Niemand etwas davon erfahren. Ich aber von meiner Seite muß sicher seyn können, daß, wenn ich Sie dem Könige vorschlage, und die Vocation auf obgemeldeter Condition erfolgt, Sie dieselbe annehmen werden, welche Versprechungen man Ihnen nachher auch von der Seite Ihres jetzigen Gouvernements oder akademischer Direction und dergleichen machen würde. Es würde mir äusserst angenehm sein, wenn ich in Kurzem einen nicht abschlagenden Brief von Ihnen hierüber erhalte, und ich schmeichle mich u. s. w. Ich unterschreibe mich mit aller Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

J. v. Meermann

Directeur general des Sciences et des Arts du Royaume de Hollande."

Ich hatte von meinen früheren Geistesproducten eine so geringe Meinung und von Wyttenbach eine so hohe, daß ich mich erst im Sommer 1808 entschloß, ihm meinen Dionysus zuzusenden, und dies war auch mein erster Brief an ihn, worin kein Gedanke an eine Professur in Holland vorkam. Ich wußte selbst nicht, daß des in der Pulverexplosion umgekommenen Professors Luzac Stelle noch unbesetzt sey. Erst später erfuhr ich, daß v. Heusde in Utrecht sie ausgeschlagen, und daß Wyttenbach mich vorgeschlagen hatte; wie er denn auch sogleich von jenem Meermannischen Briefe unterrichtet worden war. Schon die ersten Tage des Januar 1809 brachten mir einen Wyttenbachischen Brief und einen zweiten von Meermann, worin ein Wyttenbachisches Urtheil über mich excerpirt war. Nun bestimmten mich die oben bemerkten hiesigen Umstände, der Gedanke an die Leydner Bibliothek, mit ihren gedruckten und geschriebenen Schätzen, und die Hoffnung, in Wyttenbachs Umgang mich weiter auszubilden, sehr bald; als Meermanns Antrag vom Könige genehmigt war, sagte ich zu. Wyttenbach hatte mir geschrieben: „Illud unum per hanc temporis angustiam Tibi declarare et possum et debeo, Te mihi gratissimum facturum oblata statione accipienda, Teque ad nos non ut ad peregrinos, sed ut ad tuos venturum. Et uxori tuae, si quid auguror, nova sedes placebit: certe ut placeat operam dabit neptis mea, multae mulier humanitatis. In modo fortunae tuae consule, easque paciscere conditiones, quarum Te in posterum ne poeniteat. Hoc ejusmodi est, ut Tibi luculentum salarium constituatur." — Aber diese Fortuna ist immer meine letzte Sorge gewesen. Ich hatte, nach einem vergleichenden Ueberschlag, nur 200 fl. mehr verlangen zu müssen geglaubt, und erhielt sie durch Wyttenbachs Fürsprache: „Operam dabo, schrieb er, ut Tibi 3200 conficiam, quando plus non licet, quum ipse ad eum Te modum demiseris." In der That hatte ich aber doch in seinem Sinne gehandelt, denn er selbst bekümmerte sich mehr um andere Güter, als um die zeitlichen. In einem andern Briefe äusserte er sich so: „Et si haec est virtus, ut Stoici volunt, quorum est ὁ σοφὸς χρηματιστής, hac me virtute carere lubens fateor." Wäre ich jedoch in Holland geblieben, so hätte ich seinem ersten Rathe folgen müssen, der aus besserer Sachkenntniß geflossen war. Ich hatte zu wenig gefordert. —

Meine Entlassung erhielt ich nach wenigen Wochen mit freundlichen Worten unseres damaligen Herrn Ministers. Ich gedachte in den Osterferien nach Holland abzureisen. Mein letztes Programm wurde geschrieben und die Antrittsrede ausgearbeitet. Wyttenbach hatte mir das Thema angegeben: de civitate Athenaeum omnis humanitatis parente. — Nun

aber blieb das officielle Einberufungsschreiben der Curatoren aus, welches verfassungsmäßig nothwendig war; statt dessen kamen besorgliche Briefe. Ich hatte mich nicht angeboten und kein Wort davon gewußt, daß man dort an mich dachte; vielweniger konnte ich wissen, daß ein Holländer, der vielleicht würdiger als ich war, jene Stelle in Anspruch nahm. Auf diese Weise war ich ruhig. Es mochte kommen, wie es wollte, mein Gehalt mußte mir werden. So kamen Ostern herbei; ich reiste ab, und wir verlebten in dem Kreise der Verwandten und Freunde in Darmstadt angenehme Tage. Die dortige reiche Bibliothek, die mir bei der Gefälligkeit des Herrn Bibliothekars Schleiermacher vorher und nachher sehr wichtig geworden, lieferte Stoff zur Arbeit. Ich excerpirte mir die sämmtlichen Bände des Pellerin (Recueil des Medailles) — so weit Alles gut. — Jetzt aber erfuhr ich, daß meine heidelberger Freunde um ein Zeugniß für mich angegangen worden, und von einer andern Seite wurde mir geschrieben; „Ich sei als ein Mann dargestellt,qui a mis le feu au milieu de l' Allemagne.“ — Also nichts Geringeres, als eine Conspiration! Wenn das Sinn haben sollte, so mußte es eine gegen die Franzosen sein; denn eben damals war Napolon im Begriff, zum zweitenmal in das Herz der österreichischen Staaten einzudringen, und die Sache sollte mir ja bei einem Napoleoniden schaden. Heute hätte ich also nichts zu verschweigen, ja ich könnte mir durch ein solches Geständniß eine Art von Relief geben. Jedoch meine historische Muse muß ganz demüthig berichten, wie der Professor Creuzer damals zwar den Kopf voll von Numismatik, Leydner Bibliothek und holländischer Philologie hatte, aber gegen Napoleon und seine Aliirten eben so wenig conspirirte, wie gegen den Kaiser von China. Ich habe bei dem Lärm über die demagogischen Umtriebe manchmal an diese Geschichte gedacht und setze sie denen zur Nutzanwendung hierher, die dabei so geschäftig waren. Oefter aber habe ich der Freunde gedacht, die damals für mich zeugten. Hierbei muß ich dankbar das Andenken des seligen Kriegsraths Mieg erneuern, der ganz Feuer und Leben war, wo er einem Gelehrten helfen konnte, und seine Verbindungen in Holland auf eine sehr wirksame Weise zu meinen Gunsten geltend machte. Ich habe niemals erfahren, wer jene saubere Erdichtung ausgeheckt; mir aber auch nie Mühe gegeben, einen so guten Freund kennen zu lernen. Im Grunde hatte der edle Meermann mehr Verdruß davon, als die Sache werth war. Er setzte seine Absicht jedoch durch, und in Darmstadt erhielt ich unter großem Siegel, in aller Form, das Schreiben der Curatoren. — Ich aber hatte bereits den Geschmack an Holland verloren, und in Wisbaden, wo meine Frau einige Wochen die Cur brauchte, mir in dem warmen Wasser den Magen vollends ruinirt. Doch Freund Moser kam, der mich nach Holland begleitete, und wir begrüßten mit frischem Muthe die Ufer des alten Rheins. In Coblenz konnte der Freund und Gevattermann Görres sich noch immer nicht recht in meinen wunderlichen Entschluß finden. Wir mußten mehrere Tage bei ihm und seiner liebenswürdigen Familie bleiben. Dem ehrwürdigen Cöln wurden, wie billig, auch zwei Tage gewidmet und in Walrafs Gesellschaft lehrreich verwendet. Damals lernte ich die Herren Boisserée und Bertram kennen und sah zum erstenmal ihre Sammlung. Später sind diese gelehrten und würdigen Männer in Heidelberg meine Freunde geworden. — In Holland dann — feine Städte, hübsche Leute — aber ich konnte keinen mythologischen Gedanken fassen in dem flachen Lande. Auch an dem Gestade der einst so poetischen See waren die französischen Telegraphen keine Obelisken der Sonne, und die englischen Wachtschiffe — keine Delphine. Dazu sagten mir Luft und Lebensart nicht zu. Ich kränkelte immer mehr. So brachte uns der 12. Juli 1809 in unseren künftigen Wohnort, wie Moser meinte. Ich aber saß am andern Morgen, noch ehe ich einen der Curatoren oder künftigen Collegen gesprochen, schon früh am Schreibtisch. Es war ein Brief nach Carlsruhe an den Herrn von Reizenstein, der mittlerweile ins Ministerium zurückgekehrt war: „Sey der Platz in Heidelberg noch offen, so stünde ich zu Dienst, um denselben Gehalt, wie zuvor. Ich müsse ja froh seyn, wenn man mich nur wieder haben wolle.“ — Nun gings hinaus zu Wyttenbach, der damals auf dem Lande wohnte. Es wurde uns ein sehr freundlicher Empfang; von der Nichte, seiner nachherigen Frau, hatte er in seinen Briefen noch zu wenig gesagt. Sie ist meiner Frau eine wahre Freundin geworden. Ihre gehaltreichen Gespräche zeugten von einer seltenen Bildung. Sie hat späterhin als Verfasserin des Theagène und anderer Dialogen in Frankreichs und Hollands Zirkeln ein Publicum gefunden. — Wir waren Alle wöchentlich einigemal draußen. Belehrung die Fülle in Wyttenbachs Unterhaltung, Erheiterung in seinem schönen Garten. Seine Bibliothek stand mir offen. Ich bereitete mich jetzt, auf den Fall, daß ich bleiben mußte, zu den Vorlesungen über das N. T., die zu meiner Professur gehörten, vor, und ich lernte damals Valkenaer's noch ungedruckte Papiere über einige Bücher dieser heiligen Urkunden kennen, die Wassenbergh vor etlichen Jahren in einer sehr guten Ausgabe geliefert hat. Ich sah mich im Lande um und machte Bekanntschaft, in Amsterdam mit de Bosch, in Utrecht mit van Heusde, in Leyden mit Te Water, van Voorst, Kemper, Tollius, Hagemann, Borger, Bake, van Kampen, Donckermann und andern theuern Namen, die ich niemals vergessen werde. Noch stehe ich mit mehreren dieser Männer in brieflichem Verkehr; einige habe ich hier bei mir gesehen, Wyttenbach mit seiner Frau besuchten uns noch in den letztern Jahren. Es sprach mich dorten vieles an; vorzüglich die schlichten biederen Männer von tiefem Wissen, mit reinbürgerlich-einfachen Sitten, z. B. der General-Studien-Director und französische Senator Meermann stand Wyttenbach als Herr Meermann gegenüber. Man saß mehrentheils nach holländischer Weise mit bedecktem Kopfe zusammen. Da hieß es: „Herr Wyttenbach;“ „Herr Meermann“ — nichts weiter von deutscher Alfanzerei. Und das war kein hoffärtiges Auflehnen gegen die Unterschiede in der bürgerlichen Ordnung aus Gelehrtenstolz, sondern alte Gewohnheit. Denn wenn derselbe Wyttenbach demselben Meermann ein Buch widmete, so führte er ihn, wie billig, als Freiherrn mit allen seinen Titeln und Würden auf.

Das Ende der Ferien rückte heran, und die Heidelberger Sache war noch völlig unentschieden. Nun sollte ich meine Antrittsrede halten, welches dort eine officielle Besitznahme des Amtes ist. Ich verschob es, und konnte es verschieben, da ich immer unpäßlich war. Endlich kam das ministerielle Zurückberufungsschreiben, als ich eben damit beschäftigt war, meine an demselben Tage angekommenen Bücher und Möbeln in meine Wohnung schaffen zu lassen. — Jetzt hatte ich einen sauern Gang zu machen. Ich mußte Wyttenbach von meiner Rückkehr unterrichten. Man wird sich zwar vorstellen, wie ich ihm meinen Unmuth über jene Cabale niemals verhehlt (und er war selbst indignirt genug) und über meine An- und Absichten zeitig Winke gegeben hatte — gegen ihn konnte ich ja kein Geheimniß haben; — aber mit jenen Heidelberger Aussichten stand alles noch sehr im weiten. Jetzt mußte ich ihm den Rückruf melden. Er war recht ungehalten über mich; doch blickte allenthalben seine väterliche Gesinnung hindurch. Indessen wendete er sich sogleich an Meermann um mich zu halten, und er erhielt Auftrag, mir recht honette Bedingungen zu machen; vergebens. Wie hätte ich nun wieder andern Sinnes werden können? Und dann war ich um des Geldes willen nicht gekommen; so sollten die Holländer, von denen manche alle Fremde gar zu leicht für enfans perdus oder für Glücksritter halten — nun auch gewahr werden, daß ich für Geld nicht bliebe. — Nun ward ich gar bettlägerig. Erhitzt von einem Spaziergang war ich in die französisch-reformirte Kirche zum Grabmal Joseph Scaligers gewallfahrtet; als Folge der Erkältung, mußte ich mit einem geschwollenen Gesichte wochen-

lang das Bette hüten. Da hatte ich Zeit, über den Glauben der Alten nachzudenken, wie es den ordinären Menschen gefährlich sey, sich den Heroenmalen zu nähern. An dem Grabe eines Heros hatte ich aber gestanden. In den bessern Stunden excerpirte ich im Bette griechische Handschriften, und Wyttenbach, wieder ganz voll von Liebe gegen mich, brachte mir selbst von seinen Excerpten. Ich geizte mit den Stunden, je weniger ihrer mir noch gegönnt waren. Jedoch hat mir Freund Moser, der ein Jahr länger dort blieb, und, hätte er gewollt, in einer anständigen Lage immer dort hätte bleiben können, (Wyttenbach schrieb mir, wie ungern er ihn entlasse) nachher noch weit Mehreres excerpirt. Ich mußte auf die Abreise denken, weil im Spätherbst ein Fieber mich für den ganzen Winter würde zurückgehalten haben. Hierbei muß ich die thätige Verwendung des königl. holländischen Herrn Secretairs Wenckebach und des großherzogl. badischen Herrn Chargé d' Affaires von Bosset rühmen, um mir die Entlassung auszuwirken. Sie erfolgte endlich. König Louis wußte selbst am besten, wie es einem kränklichen Manne in Holland zu Muthe sey — und so hatte er sich auch geäußert. Nun ließen es die Curatoren ihrer Seits nicht fehlen. Ich erhielt meinen vollen halbjährigen Gehalt — für nichts; denn so hoch konnte ich doch die Dedication meiner Rede nicht anschlagen, die ich in Leyden drucken ließ, und ihnen, wie dem hochverdienten Meermann, der mich auch dort sehr gastfreundlich behandelt hatte, widmete. Ich dankte ihm schriftlich für so viele Güte. Eben so erleichterte ich mir brieflich den Abschied von Wyttenbach und seiner Familie — und so war ich dann noch im October in Heidelberg zurück, wo mich Freund Abegg mit offenen Armen empfing und bis zur neuen häuslichen Einrichtung gastlich bei sich aufnahm. Dem Kreise der alten Freunde wiedergegeben, und mit gestärkter Gesundheit konnte ich nun sogleich meine Arbeiten wieder beginnen. Erst im Sommer kamen die Keime eines Tertianfiebers zur Reife, die ich aus Holland mitgebracht. Durch gute ärztliche Hülfe ward ich jedoch bald wieder hergestellt. Während der Genesung erschütterte mich die plötzliche Nachricht von Hollands Vereinigung mit dem französischen Reiche bis zur Ohnmacht. Ich hatte an so vielen edlen Männern dort Interesse genommen — und am Könige selbst. Er war im Lande geliebt. Wie dieses Ereigniß in Holland aufgenommen worden, mögen dem Leser folgende Zeilen Wyttenbachs vom 25. Juni 1810 sagen: „Saepe de te cogitans, mi Creuzere, nesciebam utrum faverem tibi, an irascerer. Nam et mutuus noster amor me favere tibi cogebat, et pungebat me quod nos reliquisses. Sed nunc plane tibi gratulor, quod discessu tuo communem hanc Batavia gentis ruinam effugisti. Ego quid aliud agam non habeo, nisi ut venientem tempestatem fortiter excipiam, et, si naufragium fecerimus, enatem, si possim, in Helvetiam. Διὸς δ'ἐτελεύετο βουλή, cujus nunc imperium totam Europam, praeterquam vicinos nostros Britannos completitur.“ — Der theure Mann erlebte noch die Restauration und ward dann im Frieden einer höheren Ordnung der Dinge beigesellt, die er in seinem Commentar über Plato's Phädon so beredt vertheidigt hatte. Die Freundschaft seiner edlen Wittwe hat durch das Geschenk eines Bildes dafür gesorgt, daß mir die freundlichen Züge meines väterlichen Freundes immer in lebendiger Erinnerung bleiben. Der gelehrte Herr Professor Mahne in Gent wird uns nächstens eine Biographie dieses seines berühmten Lehrers liefern.

Ich hatte seit einigen Jahren Vorlesungen über die Mythologie gehalten. Ein Handbuch wurde von mir gewünscht, und ich hatte es versprochen. Auch in Leyden hatte ich, nach H. v. Meermanns Absicht, Mythologie und Archäologie zuweilen vortragen sollen. Jetzt, nach meiner Rückkehr, schritt ich zur Ausarbeitung des Handbuchs, wozu bereits viele Materialien gesammelt waren. Bevor ich über die Art etwas sage, wie sich mein mythologisches System, wenn man es denn so nennen will, gebildet hat, muß ich auf die Anschuldigungen antworten, die mir meine Vorlesungen und das gedachte Buch neuerlich zugezogen. Man hat nämlich dem Publicum insinuiren wollen, wie meine Lehrvorträge den jungen Leuten schädlich, wie sie und das Buch darauf angelegt seien, auf eine versteckte Art nach und nach dem Katholicismus Jünger zu werben; wie ich endlich selbst mit Kryptokatholiken und mit solchen, die zur katholischen Kirche übergetreten, in Verbindung stehe.

Ich hatte erwartet und war darauf gefaßt, daß meine Symbolik und Mythologie bei derjenigen Parthei eine sehr unwillkommne Erscheinung sein werde, welche darauf ausgeht, uns immer zu decomponiren und alles, was beglaubigte Geschichte und religiöses Bewußtsein, als ewig und unwandelbar bestehend festhalten, in eine unsichere Fluction zu versetzen, damit man ihren scharfen Verstand und heroischen Muth bewundern, und sie nun über den allgemeinen Nihilismus den Thron ihres Egoismus aufbauen könnten. — Mein Buch zeigte ja auf allen Blättern, wie alle Civilisation der Völker und der ganze Inbegriff der edelsten Güter, der sich jetzt die fortgeschrittene Menschheit erfreut, nur auf dem Grunde und Boden des religiösen Bewußtseins erwachsen, und nur unter der Obhut der Religion und ihrer Diener gepflegt und gewartet — mit Einem Worte, wie alle ethische und politische Sittigung des Menschengeschlechts nur durch priesterliche Institutionen vererbt und veredelt worden. Also von jener Seite mußte ich einer heftigen Opposition gewärtig sein. Daß man aber von den Vorlesungen und vom Lehrbuch auf die Person übergehen und mich selbst, als ein Werkzeug der Proselytenmacherei bezeichnen werde, daß, ich gestehe es, hatte ich nicht erwartet. Auch war früher, als die Einrichtung des philologischen Seminars, wobei ich den Entwurf machen mußte, mir von derselben Seite einen Angriff zuzog, von jenen Dingen noch gar nicht die Rede. Damals sollte ich nur philologische Verdienste in Zweifel gezogen haben. — Ich werfe zuversichtsvoll meinen Blick auf dieses Seminar, auf meine Alumnen aus demselben, deren viele der katholischen Kirche zugehören, und jetzt von Constanz herauf bis nach Löwen hinunter, an Gymnasien und Universitäten angestellt sind, und frage sie: ob ich ihnen wohl so große Lust eingepflanzet habe, sich ihren Homer, Plato, Cicero nehmen, und sich dafür Poeticam, Logicam, Rhetoricam und den ganzen jesuitischen Kram wieder aufdringen zu lassen; und ob sie wohl glauben, daß die neueren Obscuranten so erträgliche Surrogate der classischen Quellen werden liefern können, als die alten gelehrten christlichen Väter, seitdem Julian ihren Glaubensgenossen die Blumengärten der griechischen Poesie und Kunst verschlossen? — Also wer thut dem freilich aufs neue sich regenden Jesuitismus größeren Abbruch, der wilde Schreier, der in seinem blinden Eifer sogar die christliche Liebe vergißt, oder der Lehrer, der durch stilles Wirken in einer Schar classisch gebildeter Schüler dem Jesuitenstrom einen Damm entgegensetzen hilft? Aber das Schreien ist bequemer, einträglicher und macht mehr Lärm.

Die Entstehung der Heidelbergischen Jahrbücher, und die dadurch zerstörten Plane einer Partei wurden oben berührt. Damals wurde in den Sitzungen der Redaction über die Wahl der Recensenten berathschlagt. Ich habe keinen Widerspruch vernommen, die Herren A. W. und Friedrich v. Schlegel, Görres und Andere einzuladen; und die Leser der Jahrbücher wissen, welche gelehrte und geistreiche Beiträge wir diesen Männern zu verdanken hatten. Auch hat mein College Wilken mit Recht jene Verbindung mit Schlegel fortgesetzt und unter andern die berühmte Kritik der Niebuhrischen Geschichte Roms aufgenommen. Jene Einladung setzte mich in Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel. Görres lebte und lehrte damals hier. Er ward mein Freund, ist es geblieben, und ich verdanke ihm viel. Wenn nachher die Herren Ludwig Tieck und v. Schlegel sich verschiedentlich hier aufhielten, so mußte ich es für einen hohen Gewinn halten, daß mir der Umgang mit so gelehrten, und theils katholischen,

theils protestantischen, genialen Männern gegönnt war; um so mehr, da zugleich die Gemäldesammlung meiner Freunde, der Herren Boisserée und Bertram, zu manchen interessanten Gesprächen über die Kunst Veranlassung gab. Von Confession war da überall keine Rede, und es gehört die ganze Rohheit eines Zeloten dazu, so etwas nur zu vermuthen. Ich rechne die Bekanntschaft mit vielen Trefflichen katholischer Confessionen zum Glück meines Lebens. Wo ich gründliches Wissen, Männersinn und geniale Kraft vereinigt finde, sei es bei Protestanten oder Katholiken, da gehe ich gerne in die Schule. Ich habe eben so gern die Gelegenheit ergriffen, mit den protestantischen Männern Schelling und Hegel, welcher letztere eine Zeitlang mein innigst verehrter Herr College war, in nähere Verbindung zu kommen. Daß der Name des Oberhofpredigers Stark in meiner Vorrede und im Buche selbst vorkommt, hatte ganz natürlichen Anlaß. Stark hatte in Darmstadt, wo die erste Ausgabe der Symbolik gedruckt ward, die ersten Bogen derselben gesehen Er schrieb mir und übernahm aus freiem Antriebe zuweilen eine Revision des Drucks, unterstützte mich auch mit Büchern aus seiner Bibliothek. Ich schrieb ihm wieder, besuchte ihn, und fand in dem Umgange eines Mannes von großer Welterfahrung nicht wenig Unterhaltung. Was ging mir sein vorgeblicher oder wirklicher Kryptokatholicismus an? Ich darf auf den Anspruch aller ehrenvollen Männer in Darmstadt provociren, ob irgend einer je gehört, daß zwischen Stark und mir Dinge vorgefallen, die mit religiöser Confession in der entferntesten Verbindung stehen. Und ist es nicht sonderbar, daß gerade recht protestantisch gesinnte Theologen mir schriftlich und mündlich ihre Zustimmung zu meinem Buche vielfältig bezeigt, und daß zwei verehrte Freunde, beide hier Professoren der protestantischen Theologie, mir zum vierten Bande der zweiten Ausgabe mit Namensunterschrift erwünschte Beiträge geliefert? Daß mir ferner die hiesige protestantisch-theologische Facultät nach Erscheinung der Symbolik, wie es im Diplom heißt, zum Theil wegen dieses Buchs, mit Einstimmung aller Mitglieder derselben, der Herren geheimen Kirchenräthe Paulus, Daub und Schwarz, aus eigener Bewegung die theologische Doctorwürde ertheilet hat? — Und endlich, im Begriff meiner religiösen Grundsätze, habe ich, wenn ich gleich jenem Eifer keine Erklärung schuldig bin, doch dem deutschen Publicum nichts zu verbergen. Sie sind im Wesentlichen folgende: Mag es auch dem Humanisten zu wünschen gestattet sein, daß es dem großen Erasmus gelungen sein möchte, eine Reformation auf friedlicherm Wege zu bewirken; und fühle ich mich auch zu dem milden und gelehrten Melanchthon mehr hingezogen als zu dem strengen Luther (des ersteren Briefe waren früher meine Lectüre, und seine Geburtsstätte zu Bretten in unserer Nähe habe ich mehrmals mit wahrer Verehrung besucht), so erfreue ich mich doch der Ergebnisse dieser Kirchenveränderung im Ganzen und gedenke im evangelisch-protestantischen Glauben ferner zu leben und auch zu sterben. Vollends aber würde ich ein heimliches Untergraben des evangelisch-protestantischen Lehrbegriffs um so mehr für unedel und undankbar halten, je lebhafter ich weiß und fühle, welche großen Verdienste dieselbe Kirche um meine Ausbildung als Menschen und Gelehrten hat. — Soll ich nun den Weg andeuten, auf dem ich zu meinen mythologischen Untersuchungen und Ergebnissen gekommen, so wird man sich erinnern, wie ich früher die griechischen Dichter gelesen. Damit verband ich das Studium der alten Mythologen, und besonders des Apollodorus, so wie die Lectüre der Winkelmannischen Schriften. Da ich später im Plato, Plutarch und Athenäus sehr überraschende Aufschlüsse über einen Culturzustand der früheren Vorwelt fand, die einerseits mit dem, was ich in der Bibel gefunden, und anderseits in den Asiatic Researches und andern orientalischen, quellenmäßigen Berichten entdeckte, im innigsten Zusammhang erschienen, so mußten mir die Ursachen klarer werden, warum ich immer mit der bisherigen Behandlung der Mythologie unzufrieden war. Es gehörte zu den schönsten Verdiensten Heyne's, daß er die Quellenkunde der griechischen Mythologie eröffnete und förderte. Aber wenn diese Bemühungen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam machten, so führten sie doch nicht zum inneren Verständniß derselben. Dagegen hatte mich schon in meinen Universitätsjahren die geistlose Art empört, womit Meiners die Religionen der Alten behandelte. Verfuhren auch andere etwas besser, so nahmen sie doch fast alle an der Vorstellung Theil, die sich aus den Reisebeschreibungen über die neue Welt und besonders aus Cook's und seiner Gefährten Berichten gebildet hatte — als ob eben die ganze Menschheit von der Brutalität angefangen. Anquetil's große Entdeckungen kamen da sehr unwillkommen; und die Zend- und Pehlvischriften, deren Hauptpartien jetzt die größten Orientalisten, wie Silvester de Sacy und von Hammer für alt und ächt erklären, mußten verdächtigt werden. Das fühlte Meiners und that es. Kleuker rettete jene Urkunden durch mühsame und gründliche Inductionen. Aber seine, wie Plessing's Stimme im Memnonium und anderwärts, waren Stimmen in der Wüste, und wurden von Niemand gehört. Man war im großen Publicum von der Bibel abgekommen. Es läßt sich nicht einmal denken, daß damals eine Mehrzahl von Originalurkunden, wie sie seitdem die Engländer aus dem Morgenlande geliefert, oder ein so gelehrter Bibelcommentar, wie der des Gesenius über den Jesajas ist, eine Umänderung der Denkart hätten bewirken können. Das ist so der Deutschen Art. Jede große erfreuliche Entdeckung müssen sie sich jedesmal erst verkümmern — und darüber gehen oft einige Menschenalter hin. Man erinnere sich nur, als an ein Zeichen jener Zeit, wie entzückt damals manche unter uns über den Einfall waren, die ägyptischen Pyramiden seien nichts anders als Naturproducte. Jene Verkümmerungslust klebt uns noch an,. und es ist ohne Wagniß die Wette einzugehen, daß die Bemerkung, wie viel von Ptolemäern und Römern bis nach Nubien hinauf ist gebaut und angebaut worden, bald irgend einen kritischen Kopf in Deutschland zu dem Satze führen werde: es seien überall keine pharaonischen Denkmale mehr vorhanden.

Mir öffnete das Studium der Bibel und des Herodot über die Seichtigkeit der Menschheitsgeschichte Meiner's die Augen, und Herder's Geist der ebräischen Poesie, den ich Jahre lang in Gedanken mit mir herumtrug, leitete mich auf andere Wege. Ich verglich die Sprüche der Propheten mit den Orakeln im Herodot; da ich fand, daß die Orakel, die dieser Geschichtsschreiber im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt, als allgemein bekannt, seinen griechischen Zuhörern öffentlich zu erzählen wagen durfte, mit ihrer Bildersprache zu den Abgeordneten aller Stämme, zum einen, wie zum andern, redeten, und daß die unverwerflichsten Fragmente der älteren griechischen Philosophen, wie die des Heraklit u. A., biblischen und symbolischen Charakter hatten, so ergab sich das Resultat: Allegorie und Bildersprache sei ein allgemeines Organ der uns bekannten orientalischen und griechischen Vorwelt gewesen. Alle Untersuchungen über die Mythen und Sagen der einzelnen griechischen Stämme werden uns auch nie auf einen rückwärts so hoch liegenden Standpunkt führen, um jenes universelle Ergebniß umzustoßen. Sie werden nur unwesentliche Varietäten, und so zu sagen, Mundarten einer ursprünglichen allgemeinen Muttersprache, d. h. der morgenländisch-bildlichen, liefern, oder man müßte Herodots Geschichtswerk mit dem A. T. umstoßen. Das ist aber durch die Entdeckungen in Aegypten und Indien, wie durch die Untersuchungen vom Anquetil, Jablonski, Kleuker, Heeren, Beck, v. Hammer, Silvestre de Sacy und Anderer unmöglich geworden, und es ist eine lächerliche Ausflucht, wenn man uns neuerdings den Herodot als einen Proselyten schildern will, der an der Priorität der hellenischen Cultur deswegen zum Verräther geworden — weil er bei den Pfaffen in Memphis die Tonsur genommen. Es geschieht

ja der griechischen Herrlichkeit nicht der geringste Abbruch, wenn man erkennt, was sie in ihrer Eitelkeit freilich selten selbst gestehen, daß sie bei früher civilisirten Völkern in die Schule gegangen. — Aber, um nicht über Worte zu streiten, mag auch die Allegorie und Sinnbildnerei hergekommen sein, woher sie will, sie war vorhanden, so weit die Geschichte reicht — und es kann sein, daß vormals ganz Europa, bis nach Irland hinüber, asiatisch gewesen. Die asiatischen Palmen und Elephantengerippe im Inneren unserer Gebirge sind ja noch früher dagewesen. —

Auf diesem Wege war ich zu den angedeuteten Ueberzeugungen gelangt. Mittlerweile waren mythologische Sachen erschienen, die auf die einfache Frage nach dem Sinn und Verstand der Mythen eben so Bescheid gaben, als ob man einen Bibelleser, der über das Gleichniß vom Sämann Aufschluß begehrte, eine Vorlesung über die morgenländischen Getreidearten und über die Einrichtung des Pflugs halten wollte; und dem man die Allegorie vom guten Hirten zu erklären glaubte, wenn man über die Race der palästinischen Schafe und über die Holzart ein langes und Breites spräche, woraus die Hütte des Hirten zusammengebaut gewesen. Andere glauben in der griechischen Mythologie Alles gethan zu haben, wenn sie die Schriftsteller nach Zeitalter geordnet und die Mythen der verschiedenen Volksstämme registrirt hatten. Da wurde gesondert, geschnitten und mancherlei Fachwerk gemacht. Dies war verdienstlich, hätte man nur den Sinn für das Ganze bewahrt; aber nun warf sich nur allzuoft der Mythologie gegenüber der Verstand in die Brust. Die Mythen, naseweise, unmündige Kinder, sollten es sich für ein Glück schätzen, wenn der Schulmeister sich ihrer annehmen und von seinem Lehrstuhl herab sich zu dem Geschäft herablassen wollte, ihre verworrenen Begriffe zu ordnen und zu berichtigen. Wie konnte da jene naive Reproduction gedeihen, die den Mythus in seinem natürlichen d. h. im poetischen Elemente hervortreten läßt? Die Gelehrten wollten weiser sein als der Gott unter den Philosophen, als Plato, der sehr oft, nachdem er schon viel Kluges dialektisch vorgebracht und erörtert hat, die letzten und schwersten Fragen bescheiden in einem Mythus aufwirft und beantwortet. Es lassen sich der Natur gegenüber verschiedene Standpunkte denken. Ich will Niemand von dem Seinen vertreiben, habe auch selbst ehemals specielle Naturkunde nicht verschmähet, und z. B. unter dem wackern Mönch Botanik studirt und Herbarien gesammelt, bin auch niemals gleichgültig gewesen gegen Schneider's, Sprengel's und Anderer Arbeiten, welche die Naturkunde der Alten aufhellen, und sehr dankbar für die Belehrung und Hülfe, die mir mein verehrter Freund und College von Leonhard für die archäologischen Untersuchungen aus dem reichen Schatze seiner Wissenschaft und seiner Mineraliensammlung gewährt. — Aber es wird doch nicht leicht Jemand in Abrede stellen, daß es außerdem noch einen andern Standpunkt gibt. Es ist der der ältesten Philosophie, die uns das, was wir mit Blumenbach den Bildungstrieb nennen, als handelnde Person darstellt und die Schellingische Weltseele als ein mit Bewußtsein und Willen ausgerüstetes Wesen. Schon früh waren mir, wenn ich in den anmuthigen Umgebungen meiner Vaterstadt einsam wanderte, die wechselnden Erscheinungen der Natur als Lebensmomente eines beseelten, fühlenden Wesens erschienen, und in dem Flügelschlage des ängstlichen Zwiefalters sah ich die Pulse des ewig sich verwandelnden Demiurgen. Hat man es nun dem Jünglinge verziehen, wenn nach seiner Würdigungsweise sehr oft das Mikroskop des Botanikers und die Retorte des Scheidekünstlers dem Schmetterlingsnetze des Knaben den Rang einräumen mußte, so wird man auch vielleicht den Mann entschuldigen, wenn er über eine glückliche Allegorie, wie er sie z. B. in der trefflichen Personification die Wiese unsers allemanischen Dichters Hebel *) bewundert, in ein größeres Entzücken noch jetzt geräth, als über einen neu gefundenen Nebelfleck oder über eine neu entdeckte Luftart. Jederzeit sind mir die Mythen als ewig perennirende Pflanzen erschienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der sie wartet und zu einem Kranze flicht. In diesem Gefühle habe ich auch meine mythologischen Vorlesungen jedes Jahr, so zu sagen, ganz neu geben müssen. Wenn auch die Hauptgrundsätze und das große Material ihres Inhalts dieselbigen blieben, so gab es doch in der Darstellungsweise nichts Stationäres, sondern der mythologische Körper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt, und auf eine andere Weise wieder beseelt werden. Da hierbei der geistige Blick bald heller, bald trüber, und die Auffassungsweise und Stimmung mehr oder minder günstig waren, so mußte dabei ganz besonders auf Geduld und Mitempfindung der Hörenden gerechnet werden. Das beständige Bewußtsein der Incongruenz der Aufgabe mit seinen Mitteln konnte den Lehrenden hierbei keineswegs befähigen, in Orakeln zu reden. — Ist nun jene poetische Betrachtungsart der Natur des Menschen ein Traum, so haben ihn die edelsten und geistreichsten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vasen, Reliefs, Münzen und geschnittenen Steinen findet sich diese Anschauungsweise verkörpert. Im Allgemeinen sei hier noch bemerkt, daß, wenn man die Mythologie eine historische Wissenschaft neuerlich genannt, und damit die Methode ausgesprochen zu haben glaubt; ich dieses nur in soweit zugebe, als in Betreff der alten Völker ihr Stoff ein gegebener ist, und man sich dessen auf dem Wege historischer Untersuchungen und Beweise bemächtigen muß. Das Hauptgeschäft, welches den Mythologen macht, beruhet auf einer ganz andern geistigen Thätigkeit, als die jener geschichtlichen Operation — auf einer Apperception, die man weder lehren noch besitzen kann, sondern die von einem geistigen Organismus bedingt ist, nicht unähnlich dem, welcher den Dichter schafft. — So nach sollte jeder gebildete Leser den materiellen Inhalt der Mythologie kennen; aber nicht jeder sollte über Mythologie mitsprechen wollen.

Ich füge einige Worte über eine ganz entgegengesetzte Beurtheilung meiner Mythologie und Symbolik bei. Wenn ich nämlich jetzt von einer andern Seite hören muß, daß ich in der neuen Ausgabe des Buchs, wo man es doch erwartet hatte, nicht weit genug gegangen, so mag dies die Klage von jungen Männern sein, die entweder eine reichere Ader von Witz oder mehr Muth, als ich, besitzen. Es war bei mir niemals auf Paradoxien abgesehen, und wenn ich von dem Satze eines ursprünglichen reinen Monotheismus, der sich allmählig in Vielgötterei verfinstert habe, ausgehe; so war dies im Grunde ein alter Satz, für den ich nur neue Bestätigung gesucht und gefunden. Es sind Facta, worauf ich meine Untersuchungen gerne gründe; und wo mich die Beobachtung der Natur und des menschlichen Geistes, wo Bibel und Geschichte mich verlassen, da ziehe ich meine Schritte zurück. Meine historischen und mythologischen Versuche waren von specieller Kritik und philologischer Auslegung der alten Schriftsteller ausgegangen; und sie mußten sich in ihrer Anwendung auf die Schriften der Griechen und Römer für Kritik und Auslegung hinwider brauchbar zeigen. Auf welche Art und mit welchem Erfolg sich diese Anwendung nun ergeben, werden gelehrte Leser aus meinen neuen Schriften, aus dem Dionysus, dem ersten Hefte der Meletemata, aus den Homerischen Briefen an Herrmann, aus den angefangenen Commentationen über Herodot und aus der Ausgabe von Cicero de natura Deorum beurtheilen. Da ich der Abfassung dieser Schriften noch zu nahe stehe, so wird man über sie von mir selbst kein Urtheil erwarten. Aber zu einigen Nachrichten von den Förderungen, die meinen neueren Arbeiten zu gut kommen, und von den Richtungen, die sie genommen, fühle ich mich hier verpflichtet.

*) S. Hebel's allemannische Gedichte, Seite 11 in der fünften Ausgabe.

Die Fülle guter Ausgaben der Classiker, welche unsere besten deutschen und einige englische Philologen geliefert, verglichen mit der Seltenheit derselben in meiner Jugend; die großen Entdeckungen der Franzosen und Engländer in Aegypten, Indien und Griechenland; die Forschungen eines Zoega, Lanzi, Niebuhr; die Werke von Inghirami und Andern; die bequeme Benutzung der Antikensammlung des Herrn Grafen Franz zu Erbach; die gelehrten Mittheilungen von Münter, J. D. Weber, Schorn und Andern; die Lage des hiesigen Orts, welche mit den angesehensten Gelehrten und Künstlern des In- und Auslandes Bekanntschaften erleichtert, haben mir mannigfaltige Anregung und Belehrung gegeben. Da ferner durch die Verwendung der alliirten Monarchen uns ein Theil der Heidelberger Handschriften *) wiedergegeben wurden, wovon mein Freund Wilken in seiner Geschichte der hiesigen Bibliotheken das Verzeichniß geliefert, und zugleich auswärtige Gelehrte, namentlich Amati, Morelli, Kopitar, del Furia und Andere mit ihrer gelehrten Beihülfe widmeten; da mehrere meiner jüngern Freunde und Schüler **) in verschiedenen Bibliotheken für mich thätig waren, und schätzbare Freunde wie Gurlitt, van Heusde, Kemper und Andere mir durch ihre Fürsprache den Gebrauch von Handschriften erwirkten, oder mir zum Gebrauch mittheilten, was sie der Art selber besitzen, wie der Herr Baron von Schellersheim, Görres u. s. f., so konnten die von mir in Holland angelegten Sammlungen sich vermehren und mir das Vergnügen gewähren, wieder andern Gelehrten kleine Dienste zu erweisen. — Warum ich, wärend so oft Codices classischer Schriftsteller mir zugänglich waren, dennoch für meinen Theil auf die Neuplatoniker, Geld, Zeit und Kräfte verwende, darüber habe ich mich in der Zuschrift von Wyttenbach vor der Ausgabe des Plotinischen Buchs vom Schönen ausführlich erklärt, und ich könnte davon schweigen, wenn ich nicht bemerkte, daß selbst achtbare Männer diese Richtung meiner Bestrebungen etwas sonderbar fänden; zuvörderst habe ich ja am Herodotus, mit dessen Erläuterung ich mich beschäftigt, einen ungezweifelt classischen Autor. Dann fand ich bei dem Studium des Plato, Aristoteles und Anderer bald, wie zu einer vollständigen Kenntniß der alten Philosophie die Werke der Alexandrinischen Philosophen (welche neulich ein deutscher Lehrer der Philosophie nach Indien verbannt zu sehen wünschte!) höchst nothwendig seien. Auch hatte ich vernommen, daß Caspar Barth, Bentley, Hemsterhuis und seine Schüler die philologische Benutzung dieser noch sehr vernachlässigten Schriftsteller nicht für überflüssig gehalten. Wittenbach ermunterte mich noch mehr dazu, und ruhte nicht, bis er mich wegen des Plotinus und Proclus mit seinen gelehrten Freunden Jacob Morelli und Thomas Gaisford bekannt gemacht hatte. Billigdenkende werden mir wohl zutrauen, daß ich auch mit größerem Behagen den Plato als die späteren Platoniker lese. Es gehört zu meinen wahren Lebensfreuden, wenn ich eben jetzt mich immer mehr überzeuge, welche gelehrten Dienste unser große Hellenist Immanuel Bekker den Platonischen Schriften geleistet. Aber wer eine quellenmäßige Kenntniß der griechischen Literatur sich erworben, weiß, wie viel Griechisch man aus den Schriftstellern bis zu den Zeiten Justinians hinab noch lernen kann. Es wäre wohl zu wünschen, daß manche unserer Philologen, zumal jüngere, sich mehr um die unangebauten Gebiete der alten Literatur bekümmerten, statt die Anzahl der oft sehr dürftigen Ausgaben classischer Autoren ins Unendliche zu vermehren. Doch jeder muß wissen was er will und leisten kann. Ich habe, im Gefühl geringerer Kräfte, das Gedräng um die großen Autoren nicht vermehren wollen; und wenn ein Kritiker, wie Jacobs, dem Achilles Tatius seine großen Talente zuwendet, und ein Boissonade dem Nicetas, so darf ich mich wohl nicht für zu vornehm halten, um mich mit Plotin und seinen Nachfolgern zu beschäftigen *).

Die äußern Begebenheiten der nächstverflossenen Jahre meines Lebens bieten nichts Bemerkenswerthes dar **). Sie beschränken sich auf einige Reisen in Deutschland und auf verschiedene mir geschehene Anträge, deren ich hierbei gedenke, um den Staatsmännern und Gelehrten, die dabei thätig gewesen, für so manche Beweise ihres Zutrauens hiermit öffentlich meinen schuldigen Dank abzustatten. Möge der Gedanke an die göttliche Vorsehung, die mich bisher auf meinem Lebenswege geleitet, mir immer gegenwärtig bleiben! —

Johann Friedrich von Cronegk,

einer der besseren Dichter aus der Zeit Gottscheds und einer der geistreichsten Gegner desselben, ward am 2. September 1731 zu Anspach geboren, wo sein Vater als Feldmarschall-Lieutenant des fränkischen Kreises lebte. Nach einer sorgfältigen Erziehung studierte er in Halle und Leipzig (1749 — 51) die Rechte, wobei er jedoch seine Neigung für Poesie und Literatur keinesweges in den Hintergrund treten ließ. Er ward ein Freund Gellerts so wie Gärtner's, Ebert's und Zachariä's, deren Bekanntschaft er auf einer Reise nach Braunschweig machte und mit denen er zu gleichen Zwecken wirkte. Nachdem er in seine Heimath zurückgekehrt und 1752 von seinem Landesfürsten zum Kammerjunker und Regierungsrath ernannt worden, unternahm er eine größere Reise durch Italien und Frankreich und beschäftigte sich in Paris besonders mit dem Studium der dramatischen Poesie. Als er im folgenden Jahre diese Reise beendet und sich wieder in Anspach niedergelassen hatte, widmete er sich während seiner Musestunden literarischen Arbeiten und gab vereint mit Uz, Rabe und Hirsch

---

*) Nicht aller, wie in der Biographie universelle, Tom. XVIII. p. 567 unter dem Artikel Gruterus gesagt wird, sondern 890, nämlich 38 griechische und lateinische und 852 deutsche, wie aus Wilken's Schrift sich ergiebt.

**) Ich fühle mich verpflichtet, hierbei den seeligen Franz Xaver Werfer, ferner die Herren G. H. Moser, Friedrich Wilhelm Rinck, Ludwig Döderlein, Franz Göller, Wilhelm Frommel, J. Kopp, Philipp Carl Heß, Theodor Bömel, G. Joseph Becker, Wilhelm Röther und Chr. Felix Bähr dankbar zu nennen.

*) Später gedenke ich, so Gott will, Plato's Gastmahl mit einem Commentar herauszugeben.

**) Das Verzeichniß meiner Schriften findet sich am genauesten in Strieder's Hessischer Gelehrtengeschichte, herausgegeben von D. C. W. Justi, Bd. XVIII, p. 98 — 103. Es kommen hinzu, außer der zweiten Ausgabe der Symbolik und Mythologie Initia philosophiae ac theologiae ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss. nunc primum graece edidit itemque ejusdem Procli Institutionem theologicam integriorem emendatioremque adjecit Frid. Creuzer. Francofurti ad Moen. ap. Broenner 1820 — 22. 3 Tomi 8vo. major.

eine moralische Wochenschrift: der Freund heraus, von welcher drei Bände erschienen. Der bekannte Buchhändler Nicolai, einer der Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften setzte im Jahre 1757 einen Preis auf das beste neue Trauerspiel; von Cronegk sandte anonym seine Tragödie Codrus ein und gewann ihn, hatte aber nicht die Freude seinen Sieg zu erleben, denn, von den Blattern befallen, ereilte ihn der Tod am 31. December 1758.

Seine Schriften erschienen nach seinem Tode, unter dem Titel:

Des Freiherrn von Cronegk Schriften (herausgegeben von Uz). 2 Bde. Anspach, 1760 — 61. N. A. Leipzig, 1765 und 1771. Sie enthalten: die verfolgte Comödie, ein Vorspiel. Der Mistrauische, Lustspiel. — Codrus, Trauerspiel. Olint und Sophronia, Trauerspiel. Die Klagen, Lustspiel. Einzelne Skizzen und Scenen. — Einsamkeiten, zwei didactische Gedichte. Oden und Lieder. Vermischte Gedichte u. s. w.

Cronegk's poetische Leistungen, zeichnen sich durch warmes Gefühl, innige Wehmuth, Adel des Gemüthes und eine prunklose aber gebildete Sprache aus; manche seiner geistlichen Oden und Lieder stehen den besten Arbeiten Gellerts in diesem Fache nicht nach. In seinen dramatischen Erzeugnissen zeigte er die meisten Anlagen für das tragische Fach, besonders erfreut sich sein Codrus einer regen fortschreitenden Handlung, innerer Wärme, einer guten Diction und eines correcten Versbaues; seine Lustspiele sind dagegen matt und langweilig. Bei längerem Leben, und schärferer Einsicht in das eigentliche Wesen der Poesie und deren Forderungen würde er gewiß Vorzügliches geleistet haben, denn an Talent, Gemüth und redlichem Willen fehlte es ihm nicht. —

Einsamkeiten in zwei Gesängen.*)

Erster Gesang.

Einsame Gegenden! wo die Natur mit schauerndem Ernste
Schweiget! — Oede Gefilde, die nur die Schwermuth bewohnet!
Furchtbare Felsen! — Verbergt mich der Welt! die trostlose Seele
Sehnt sich nach Stille. — Die Welt, mein Herz, und alles ist öde.
Alles ist still, wie das Grab. — O du, die mit dichtrischen Tönen
Ruh in die Seele zu singen vermagst! O Leyer, die sonsten
Oft von den süßen leichtfliehenden Sorgen der Jugend gesungen!
Jetzt liegst du vergessen im Staub; — tönst zärtliche Klagen
Hin durch die Wüsteneyen! — O Funke vom ewigen Lichte,
Sonne, verbirg den traurigen Strahl! Sieh, alles ist öde.

Welche hohe Gestalt kömmt langsam herab von den Hügeln
Mit nachdenkendem Blick in melancholischer Schönheit,
Mit Cypressen bekrönt! der West spielt frey mit den Haaren:
Still mit olympischer Heiterkeit naht sie sich! Selber die Wüsten
Werden verschönert, indem sie sich naht; den Himmlischen gleicht sie,
Oder, Amelia, dir! — O Jüngling, erkenne die Muse,
Die die zärtlichen Herzen zu trösten vom Himmel bestimmt war!
Zwar nicht jene, die sonst die weichlichen Klagen Ovidens
Und die Schmerzen Tibullens besang. Nein, diese, die ernstvoll
In unsterblichen Nächten den Brittischen Sänger begeistert.

Komm, o Muse, begeistre mich auch! Doch ach! du entfliehst mir!
Süßer Irrthum! Komm wieder zurück. — Die traurige Gegend
Liegt noch weit um mich her. Allein, die Muse verschwindet.
Könnte die Muse mich trösten; mich, den die Weisheit nicht tröstet!

Irdische Weisheit, was bist du? Das kurze leichtschwindende Blendwerk
Flüchtiger Minuten — ein prächtiger Traum, der den hungernden Irus
Hoch auf den Thron der Könige setzt, doch wenn sich Aurora,
Von roth schimmernden Wolken auf lächelnde Hügel herab läßt,
Wenn sich die Schatten zerstreuen, entflieht, und den König als Bettler
Und den Weisen als Thoren zurück läßt. — Wie zaghafte Krieger,
Die vor dem Feinde, den Flüchtigen höhnen, dem Kommenden drohen,
Doch wenn er nah kömmt, erzittern und fliehn. So trotzest du prahlhaft
Künftigem Uebel; so hebt sich dein Stolz, wenn du fliehende Schmerzen,
Die die Zeit, nicht die Weisheit, geheilt, zu bezwingen dich rühmest:
Doch ach! bey gegenwärtigem Unglück entfliehst du. Der Weise
Zeigt nunmehr, was er ist — ein Mensch; — was er werden wird — Asche.

Asche. — So bist du nun Asche, Serena! — So können der Freundschaft
Zärtliche Thränen dich nicht mehr erwecken! Bis uns die Posaune
Wieder versammeln wird, schläfst du! — Doch nein, du schläfst nicht! Du siehest
Hoch von leuchtenden Wolken herab; du hörest mich klagen,
Nicht mit schmerzhaftem, irdischem, nein! mit himmlischem Mitleid.
Ja, du lebst — Ich aber bin todt — Todt winkenden Freuden,
Todt dem Ehrgeiz, der sonst mich trieb, in geheiligter Stille
Mitternächtlicher Lampen zu wachen, umringt von den Schriften
Ewiger Weisen, die lebend im Tod, noch den Erdball belehren.
Auch sie leben, ich lebe nicht mehr, und wenn auch die Stunde,
Melancholische lehrreiche Stunde, die künftig die Seele
Von dem Körper befreyet, erscheint — dann werd ich in
Deinem stillen Schooße sanft ruhen, vergessen, in friedsamem Erdreich.
Einsame Wüste! kein Leichenstein gebe dem Wandrer zu lesen,
Wer ich einst war, ein künftiger Jüngling voll zärtlicher Wehmuth
Weine mir nach, und trage mich hin. — Mein Herz, was es werth war,
Bleibe den Sterblichen immer verhehlt, die feurige Seele
Schwingt sich empor, sonst niemand bekannt, als sich und den Engeln.

Unsichtbare Begleiter der Menschen von höheren Sphären,
Um die Hüter der Tugend zu sein vom Himmel gesendet,
Engel, Geister, wie soll ich euch nennen? Mit zärtlichem Mitleid
Steht ihr itzo vielleicht, zählt meine Thränen, und winkt euch
Unter einander Empfindungen zu. — Aetherische Wesen,
Sprecht, ist Serena nicht unter euch? Ist die theure nicht itzo,
Nach dem Tode mein Schutzgeist zu seyn, vom Himmel verordnet?
Seliger Geist! Serena! Serena! verhülle dich nicht mehr
Meinem schmachtenden Blick. Ist gleich mein Auge zu irdisch,
Um den nunmehr ätherischen Körper mit sterblichem Blicke
Sehen zu können: Komm, erschein mir in sichtbarer Schönheit,
Zeige dich, mache die Wüsten mit deiner Erscheinung zum Himmel.

Eitele Wünsche! vergeblicher Gram! o täuscht mich nicht länger!
Lasset die Seele nicht länger, in wilder fantastischer Hoheit
Kühn herum flatternd, erhitzt sich betrügen, macht friedsamer Weisheit
Platz in meinem bekümmerten Busen — die Ruh folgt der Weisheit.

---

*) Aus Johann Friedrich von Cronegk's Schriften. Leipzig, 1766.

Du — wie man dich im Chore der seligen Geister itzt nennet,
Ist der Erde verborgen! dich nennten die Menschen Serena!
Glückliche Seele! du fühlst nun nicht mehr die Schmerzen der Menschheit!
Weit über diese verändernden Scenen des Lebens erhaben,
Lebst du nunmehr in bessern Welten, wo Freuden und Schmerzen
Nicht mehr so nah an einander gränzen; wo Tugend und Laster
Sich nicht so leicht in einander verlieren; wo nicht mehr die Thränen
Sich mit der höchsten Empfindung der sterblichen Freuden vermischen,
Und wo nicht mehr die äußerste Wollust ein feuriger Schmerz ist.

Welt, was bist du! betrügrischer Schauplatz: Die Stände der Menschen
Sind nur Rollen, die göttliche Vorsicht zur Probe vertheilet.
Glücklich ist der, der im Schauplatz der Welt das, was ihm geboten,
Munter verrichtet. — Der Tod zieht den Vorhang: Erhabnere Scenen
Warten auf uns. Wer die niedrigsten Rollen des menschlichen Lebens
Würdig gespielt, hat höhere dorten. Dich kennte die Welt nicht,
O Serena! Wie groß muß deine himmlische Rolle,
Deine Hoheit nun seyn. Erschaffen zu Kummer und Thränen
Irren wir hier in sternloser Nacht von Schatten umgeben:
Dorten jenseits der Gräber ists Tag. — Was nennst du Vergnügen,
Elender Mensch? Laß mich schnell die blendenden Scenen durchlaufen,
Glänzend von fern, in der Nähe prachtlos gefärbete Leinwand,
Von dem Irrthum bemalt, von Thoren bewundert, von Weisen
Ruhig betrachtet; sie können ihn oft abwechselnd vergnügen,
Doch nicht täuschen. Er weiß, was sie sind — und daß sie verschwinden.

Hier verlebt ein blühender Jüngling die lächelnden Tage
Gramloser Jugend, und denkt nicht, wie schnell mit schleichendem Schritte
Alter und Sorgen sich nahen; sein Ruhm ist Freude, sein Herz pocht
Nur nach Vergnügen; in fröhlichen Tänzen, mit Rosen bekrönet,
An dem Wollust aushauchenden Busen sanft schmachtender Mägdchen,
In verschwiegenen Lauben, vergißt er die Lehren der Weisheit
Und die prächtigen Sorgen der Ehrsucht. Ihm winket Lyäus;
Amor mit seinem betrügrischen Lächeln bekrönt ihn mit Myrthen.
Ist er nicht glücklich? Er glaubt es zu seyn. Der zärtliche Hymen
Scheint ihm zu ernsthaft; ihn schrecken die Herz-erhebenden Schmerzen,
Die nur erhabenen Seelen erlaubt sind zu fühlen; die stille
Zärtliche Thräne der kämpfenden Großmuth, der leidenden Tugend,
Die die wollüstige Liebe besiegt, ist ihm zu romanhaft;
Pracht und Vergnügen nur scheint ihm die Zierde des menschlichen Daseyns.
Lächelnd höhnt er das Alter. — Das Alter kömmt schleichend näher.

Dort sitzt ein König von Sclaven umringt, die über ihn herrschen,
Doch er glaubt über alles zu herrschen, und zwingt sich, sich selber
Glücklich zu scheinen. Man ehrt was er spricht: er dünket sich weise,
Gibt Gesetze, bricht andre, verschmähet die schüchterne Tugend,
Höhnet die Weisheit, mit sich zufrieden; der rauschende Lärmen,
Der ihn umgiebt, scheint Freude zu seyn; er winkt, man gehorchet.
Seine Verschwendung heißt Großmuth, und Kenntniß der Welt sein Mishandeln.
Doch er ist glücklich. So nennt ihn die Welt! Er wälzt sich in Freuden,
Schlachtet sein Volk, verpraßt Provinzen. — Der arme Bedrängte
Weinet gen Himmel — ihn höret der Himmel; von fern rollt der Donner.

Und sind dieß die Freuden der Menschheit! Unglücklicher Jüngling!
Der nur zu früh entkräftete Körper wird schwach, die Unruh
Folgt dir auf dem Fuße, dein Herz ist zu klein, die Freude zu fühlen.
Die du doch suchst; die wahren Freuden sind Töchter der Weisheit.
Küsse für Liebe, und Lärm für Lust, und Stolz für Verdienste
Scheint dir ein Glück — doch bist du nicht ruhig im Schooße der Wollust:
Immer ein unbefriedigter Wunsch, ein nagendes Sehnen
Bleibt dir zurück. — Sieh dorten im Staub die Blätter der Rose,
Die dein Haupt am Morgen bekrönte. — Der Tod darf nur winken
Und der verwelkende Jüngling sinkt hin zur sterbenden Rose.

Noch mit verdoppeltem Schrecken begleitet erscheinet der Tod dir,
Dir, der stolz auf dem Throne die schweigende Tugend verachtet.
Blut, das vergossene Blut der Unschuld ruft laut zum Himmel;
Ach wär es nur aus Irrthum vergossen und nimmer aus Vorsatz!
Niemand hört es, als eben der Himmel und du, dein Gewissen
Hört es, es zittert. Des schimmernden Glanzes, der andre verblendet,
Bist du gewohnt, unglücklicher Herrscher! Die traurigen Nächte
Quälen dich mit Bildern voll Schrecken, die Unruh bey Tage.

Aber hat nicht die Menschheit noch höhere Freuden? Sind alle
Gleich den Freuden des sorglosen Jünglings, des niedrigen Fürsten?
Nein, sie kommen die stillen Freuden, Vertrauten der Tugend,
Zu dem einsamen Weisen, der still in ruhigen Thälern,
Fern vom Getümmel der Stadt, im Arme der zärtlichen Gattin,
Allzugroß für irdische Sorgen sein Leben empfindet.
Froh wenn der Morgen die Fluren belebt, mit langsamen Schritten
Geht er entzückt in stiller Hoheit durch freudige Hayne.
Friedsame Veilchen lächeln ihn an; mit zufriedenem Lächeln
Sieht er wieder herab auf sie; ihn leiten Geschöpfe
Bis zu dem Throne des Schöpfers; der Geist fliegt in feuriger Andacht
Ueber den strafbaren Erdball hinaus. Bald kömmt die Geliebte,
Er umarmt sie, sie weinen beyde. — Die freudigen Thränen
Fließen herab auf die glänzenden Wangen; die Engel unsichtbar
Stehen herum, und sehen voll himmlischer Freude, daß Menschen,
Ihnen so ähnlich am Glücke zu werden, der Schöpfer erlaubte. —
Froh wenn der Abend das ruhige Feld mit schweigendem Thau netzt,
Eilt er durchs Thal und betrachtet den stillen Mond, der herab sieht,
Und sein Herz ist still, wie der Mond. Bald rührt er die Leyer;
Lauschend stehn die nächtlichen Wälder; der Wiederhall tönet
Ihm das Lob des Ewigen nach, bis wieder ihn Doris
Aus dem Thale zurück ruft, vergnügt, wie der Abend, und heiter,
Wie die Nächte des Sommers. O glückliches Paar, sey gesegnet!
Beyde schlummern im Schooße der Ruh; so schlummerte glücklich
Adam im Arme der schuldlosen Gattin, im ruhigen Eden
Von den Engeln bewacht. — O Bilder von Freuden der Menschen
Selten erlaubt, wo seyd ihr? Wo lebt der glückliche Weise?
Ach, und wie lange noch währet sein Glück? Vielleicht wird er trostlos
Bald bey dem Grabe der zärtlichen Gattin in schweigendem Ernst stehn,
Bald zum Himmel und bald auf die traurig gewordenen Fluren
Seine Augen voll Thränen wenden. Der Lenz blüht ihm nicht mehr;
Seine Leyer verstummt; mit melancholischem Scheine

Sieht er den Mond ihn umstrahlen; er seufzt und ruft der Minute,
Die ihn wieder mit Doris vereint, und dem Erdball entziehet.

Doch gesetzt, der Himmel verschont ihn. Gesetzt, die Geliebte
Drückt die brechenden Augen ihm zu, die noch keine Zähre
Dunkler Schwermuth benetzt. — Gesetzt, der Weise sey glücklich:
Wird er das Unglück des Nebenmenschen nicht fühlen, nicht sanfte
Menschliche Thränen beym Unglück der Freunde vergießen, nicht seufzen,
Wann die Tugend verlassen im Staub liegt? Empfindet er dieses,
O wie kann er hier glücklich seyn? Und bleibet er fühllos,
O wie kann er ein wahrer Weiser, wie kann er ein Mensch seyn?
Ach nur für einen einzigen Auftritt des menschlichen Lebens,
Einen einzigen glücklichen Augenblick, o wie viel tausend
Traurige lange Scenen von Schmerzen erfüllen den Erdball!
Hier zerstört ein wüthender Krieger die Werke des Künstlers,
Der für die Ewigkeit glaubte zu machen: die Hoffnung des Landmanns
Geht im Rauch auf; er sieht es und hebt die unschuldigen Hände
Weinend zum Himmel in wilder Verzweiflung. Die schüchterne Jungfrau
Wird von ungezämt wüthenden Kriegern dem Schooße der Mutter
Grausam entrissen. Sie seufzt verzweifelnd nach ihrem Geliebten,
Der sie verlassen, in blutigen Feldern die Ehre zu suchen
Und den Tod zu finden. Noch denkt sie die schmerzhafte Wollust,
Die sie empfand, als er sie verließ, voll muthiger Wehmuth,
Als er den ersten den letzten unschuldigen Kuß von den Lippen
Zärtlich geraubt — mit fliegenden Haaren, mit sehnlichen Blicken
Sah sie ihm nach; er eilte dahin, er verschwand vor dem Blicke
Und nun ward ihr die Welt zur Wüste. Er sinkt dort im Feld hin,
Und nennt ihren geliebten Namen mit sterbendem Stammeln.
Hohe Verzweiflung begeistert ihr Herz; ein befreyender Dolch raubt
Ihre Seele dem Erdball, den Körper der drohenden Schande;
Jene steigt zum Himmel; der Körper sinkt unentweiht nieder,
Ihn bedecket ein ruhiges Grab. — In besseren Welten
Findet die Seele den zärtlichen Geist des blühenden Jünglings.

Eine Mutter weint dort um den Sohn, der muthig ins Feld will:
Furchtbar, prächtig in glänzenden Waffen, verläßt er sie schleunig:
Sie bewundert die hohe Gestalt, den siegenden Anstand:
Eben dieses vermehret den Schmerz; die langsame Thräne
Frommer Wehmuth fließt still herab. Sie betet: Beschützt ihn,
Himmlische Mächte! beschützet den Sohn mir! Ihr Seufzen, ihr Weinen
Flucht der unmenschlichen Ehrsucht der Herrscher, die Länder zerstören
Tugend nennen, von niedrigen Sclaven zu Helden geschmeichelt.
Ach! wie wird diesen Herren der Erde dieß Seufzen, dieß Weinen
Trostloser Mütter, verzweifelnder Bräute, verlassener Witwen,
Schrecklich seyn am Tag des Gerichts, am Tage der Rache. —
Dorten wüthen verwüstende Seuchen: der Engel des Todes
Senkt sich herab vom trüben Olymp, und alles ist öde.
Dort verzehret der nagende Hunger verdorrte Provinzen;
Der verschmachtende Greis, der hartes Brodt sich zur Labung
Endlich gefunden, es schon begierig zitternd zum Mund bringt,
Sieht sein weinendes Kind; er tröstet es, weinet und küsset
Seine verwelkten Wangen, er drückt es mit kraftlosem Arme
An sein Herz und reicht ihm sein Brodt, und sinket sterbend.
Wilde Verzweiflung zerfleischet sich selbst mit eigenem Blute,
Um den unmenschlichen Durst zu stillen. — O Sonne, verhüll dich!
Sieh nicht den Abscheu mit an. Mit noch unmenschlichrer Wildheit
Drücket ein boshaftes Weib den Dolch in das Herz ihres Kindes.
Sonne, verhüll dich, die Schande der Menschheit nicht länger zu sehen!

Aber warum, unglücklicher Jüngling, bemühst du dich ferne
Dunkle Gestalten von Elend und Schmerz empfindend zu schildern?
Ach hast du nicht an den deinen genug, und willst sie mit fremden
Wild erträumten Uebeln vermehren! Unglücklicher Jüngling!
Ach du bist nicht der vorige mehr! Die reizenden Bilder,
Die die Jugend und Hoffnung in heitern Entfernungen zeigten,
Dich anglänzende Bilder von künftgem unschuldigem Glücke
Sind verschwunden. — Du rufst umsonst den schmeichlenden Irrthum.
Wie die Träume der Sommernacht flohen die süßen Ideen,
Die dich beglückten, bald werden die blühend lächelnden Jahre
Deiner Jugend völlig dahin seyn, auf ewig dahin seyn.

Ach, sie kommen, sie nahn sich, die traurigen Tage, von denen
Du auch bekennst, sie gefallen mir nicht, die Tage der Krankheit
Und der Sorgen. In trauriger Knechtschaft, im Joch der Geschäfte
Wirst du den Rest des Lebens verseufzen, und unbekannt sterben.
Ungerührt werden geschäftige Thoren beym Grabe vorbey gehn,
Wo du ruhst. Doch wenn wirst du ruhen? Wie viele von Kummer
Und von Schwermuth verbitterte Tage, die dir noch bevorstehn,
Werden dich quälen! Vielleicht entreißt dir das zürnende Schicksal
Oder das Alter den letzten, den süßesten Labsal des Lebens,
Deine Leyer. — Lebt wohl, ihr Freunde! Versaget dem Dichter
Nicht das letzte Zeichen der Freundschaft, nur eine Thräne.

Leb wohl, o süße betrügliche Hoffnung; ihr dichtrischen Hayne,
Ich verlaß euch, lebt wohl! nie werd ich voll süßer Schwermuth
Mehr in euch ruhn und einsam weinen; nie werd ich im Frühling
Süße wollüstige Luft in euch schöpfen, entzückt von den Liedern
Eurer gefiederten Sänger, vom Murmeln des rauschenden Baches.

Du auch vorige, werthe, beweinte, verlorene Freyheit,
Lebe nun wohl! Lebt wohl, ihr Büsche, die meine Klagen
Schweigend gehört! O wann einst ein Jüngling in zärtlicher Schwermuth
Euch durchirrt, dann saget ihm rauschend, ihr friedsamen Hayne,
Wenn ihn eure Stille zu dichtrischen Träumen itzt einwiegt,
Wenn ihn ein heimlicher Schauer befällt: dann sagt ihm, ihr Hayne,
Daß hier auch ein Jüngling geweint! — O der du voll Ernstes
In tiefsinnigen hohen Gedanken versenket einhergehst!
Höre die leise Stimme, die dir aus der Ferne zulispelt;
Hier auf dem Platze, den du itzt betrittst, hier wars, wo ein Jüngling,
Dem die Vorsicht gleich dir ein redliches zärtliches Herze,
Eine Seele verliehen zu hohen Begeistrungen fähig,
Auf verschwiegenem Mooße ruhte, sein Schicksal beseufzend.
Liebst du die Tugend, so bist du sein Freund. Beklag ihn! Sein Leben
Floß ihm hier melancholisch und still, wie der Bach hier vorbey fließt.
Itzt ist sein Geist in besseren Welten. O wenn sich die fromme
Menschliche zärtliche Thrän, indem du dieß denkst, von den Wangen
Leise herabschleicht, o wenn sich seufzend dein fühlendes Herz hebt,
Sey gesegnet, dir gebe die Vorsicht sein Herz, seine Leyer,
Doch ein besseres Glück! Sey gesegnet, kein heimlicher Kummer
Nage dein Herz, kein finsterer Gram verbittre dein Leben!

Fließt indessen in stiller Betrübniß, ihr Stunden vorüber!

Bringet bald diese Seele zur Wohnung der seligen Geister,
Wo Serena herab sieht und mich zu empfangen bereit steht!
Komm denn, Tod, du erwünschtes Ziel des menschlichen Kummers. —

Welche Stimme erhebt sich im Innersten meines Herzens?
Welchen Schauer empfind ich? — Verbanne die strafbaren Wünsche
Sterblicher Ungeduld, trauriger Jüngling, du klagest, du rufest
Deinem Tod und warum? Was wünscht die verwegene Sehnsucht?
Glücklich zu seyn — der Wunsch der Natur — zu groß für den Erdball.
Jenseits des Grabs, o Mensch, sey glücklich und disseits sey weise.
Siehst du viel tausend Sterbliche leiden und glaubst dich alleine
Würdig glücklich zu seyn? Du wirst es werden. Erwarte
Was die Vorsicht bestimmt. Erwarte geduldig die Stunden.
Leide, Serena sieht auf dich herab und segnet dein Leiden;
Traurigkeit bessre dein Herz, für Laster sind Schwermuth und Sorgen.
Jegliche Handlung und jeden Gedanken, der, deiner unwürdig,
Dich erniedrigt, ein jedes Vergehn des schwindelnden Hauptes,
Ungeborene Sünden der Seele, der Ungeduld Klagen
Sieht und hört und empfindet Serena. Willst du sie betrüben,
Sie, die dich über alles geliebt? Bey deiner Serena,
Deiner Begrabnen, bey jener betrübten erhabnen Empfindung,
Die dich ergriff, als die zitternde Hand ihr brechendes Auge,
Das sich nach dir noch wandte, zudrückte, bey Himmel und Erde,
Bey dem Werthe der Seele, beschwör ich dich, Jüngling, sey weise!

Dir will ich folgen, unsterbliche Stimme des lauten Gewissens,
Dir gehorchen; ich will mein Unglück empfinden, und leiden.
Wenn mein Leiden der Vorsicht gefällt, sind niedre Geschäfte
Meine Bestimmung allhier: die Ruh wohnt dort bey Serenen.
Hier ist Knechtschaft, doch dorten ist Freyheit. Verstummet, ihr Klagen!
Und wenn auch die menschliche Schwachheit noch immer weinet,
Sey doch, meine Betrübniß, sey still — hier, wo mich der Lärmen
Eines unheiligen Pöbels nicht stört: Ihr Einsamkeiten
Schließet mich ein, beruhigt mein Herz, hier, wo die Natur schläft,
Alles hier still ist, außer der Quelle, die murmelnd herab fließt
Von unwegsamen Felsen, wo dunkle Gebüsche mit Schauer
Mich umfangen, hier will ich sitzen, mit starrem Blicke
Bald die murmelnde Quelle betrachten und bald den Himmel.
Weinen werd ich; wer kann sich die Kummer lindernden Thränen
Ganz versagen. — Von Ungeduld frey fließt sittsam, ihr Thränen!
Auf den Gräbern in Marmor gehauen sitzt schweigend vielleicht so
Still in der Traurigkeit fromme Geduld und lächelt den Schmerz an.

Zweiter Gesang.

Ruhe! die beste, die seltenste Gabe der ewigen Vorsicht:
Ach! wo bist du? Gefährtin der spielenden Stunden der Jugend,
Bist du verschwunden? O Ruhe! wo bist du? Wohin sind die Jahre,
Die mir unmerklich entflohn? Verfloßne geliebte Minuten!
Jenseits der Ewigkeit seyd ihr nunmehr, durch schmachtende Thränen
Nicht mehr zurück zu rufen. Versenkt in ungränzbare Meere
Dunkler Unendlichkeit. Hin, und selbst dem Gedächtniß entflohen.
Doch einst find ich dich wieder — im Grabe, dort wohnet die Ruhe.
Laßt mich sie finden, verfloßne Minuten; erscheint mir nicht furchtbar;
Schreckt mich nicht am Tag des Gerichts. — Ein heiliger Schauer
Fasset die Seele. — Vielleicht wird sie bald zu der sturmfreien Wohnung,
Wo nun Serena, vom Körper befreyt, auf den niedrigen Erdball
Sanft mitleidend herabsieht, sich schwingen, die irdische Hülle,
Die mich umgiebt, wird vielleicht bald zerstreuet im Staube vergehen.
Dieses Schauern verkündigt vielleicht der bebenden Seele,
Daß sie den Körper verlassen soll. — Geist, der unsichtbar vielleicht itzt
Um mich schwebet, erblaßter Schatten der hohen Serena,
Siehst du mich? Kannst du die Seufzer des zitternden Herzens empfinden? —
Sind nicht itzt deine Sinnen, vom Körper befreyt, nur Empfindung.
Siehst du mich; o so stärke mein Herz, o hauche mir Ruhe,
Etwas von deinem itzigen Glück ein! — Betrügt mich kein Schlummer?
Ist es ein Traum? — Nein, ich kenne sie noch, ich höre die Stimme
Meiner Serena; ein heiliges Zittern erfüllt meine Seele:

„Jüngling! die himmlische Vorsicht entzog mich dem niedrigen Wohnplatz
Sterblicher Sorgen, der lärmreichen Welt, um mich zu belohnen.
Ein empfindendes redliches Herz kann Gott nicht verstoßen.
Nein; der unendliche Richter, der dich in der Zukunft erwartet,
Ist nicht, wie knechtische Furcht ihn sich schildert, ein zürnender Herrscher,
Der das schmeichelnde leichte Vergehen von kurzen Minuten
Mit unendlichen Martern bestraft. — Den Menschenfeind haßt er
Und den Verruchten, der ungerührt bleibt, bey den Thränen der Waisen,
Bey der Verzweiflung der trostlosen Wittwe, beym heimlichen Seufzen
Armer Bedrängten. Er straft den Verbrecher, den Geiz oder Wollust
Trieb, das Gesetz der Natur zu verstören. Dem, welcher den Nächsten
Strenge gerichtet, hochmüthig verschmäht, dem ist er ein Richter.
Den Versöhnlichen ist er versöhnlich, den zärtlichen Herzen
Ist er ein Vater. Ich wurde der Welt frühzeitig entrissen
Glücklich! ich sollte nicht mehr die Gefahren, die Deutschland bedrohen,
Nicht die verderblichen Tage mehr sehn, der furchtbaren Zukunft.
Wie wenn im Sommer fern drohende Wolken sich langsam heraufziehn,
Um dem Tage das Licht, den Feldern die Farben zu rauben; —
Langsam ziehn sie herauf, die Sonne verhüllt sich, von ferne
Rollt schon der Donner. — Das flüchtige Heer gefiderter Sänger
Schweigt und erschrickt vor der kommenden Nacht; es schließt sich die Rose
Früher, verliert die Farbe, sie neigt zu der traurigen Erde
Ihr vom Thau noch geschwängertes Haupt; die Schwalbe fliegt niedrig
Pfeilschnell herum auf wallenden Teichen; die staunenden Heerden
Stehen betrübt; die Natur erzittert beym kommenden Sturme:
So steht Deutschland betrübt und erfüllt von feindlichen Heeren.
Ach mein Vaterland! Auch in der Wohnung der glücklichen Geister
Bebt mein Herz noch für dich. Wie lang, unglückliches Deutschland,
Kehrst du die siegende Faust auf dich selbst? Die Ruhe, die Weisheit
Und die Musen, die, dir noch halb fremd, hier zu wohnen gedachten,
Stiegen wieder zum Himmel empor. O glücklich, wer sicher
Auf den unwegsamen Alpen und fern von dem prächtigen Getümmel
Stolzer Krieger, in wilder Hoheit die Ehre verachtet,
Die man durch Blut und Thränen erkauft, und ruhig herab sieht
Auf die Sorgen der knechtischen Welt, die Müh der Monarchen,
Und die niedrige Ehre der Großen. — Mitleidend, doch ruhig,
Wie die Engel von leuchtenden Welten gelassen herabsehen,
Wenn auf der niedern Erde der Donner die Felsen zerschmettert.
Glücklich der Greis, dem, der Baare schon nah, der zögernde Tod winkt!
Glücklich, denn er hat schon gelebt: die Jahre der Sorgen
Sind schon entflohn, vermischt mit kurzen betrüglichen Freuden.
Er wird nicht mehr die leidende Tugend, die siegende Bosheit,

Und das Unglück des Vaterlands sehen; er stirbt, eh' die furchtbarn
Zeiten sich nähern, die Tage des Krieges, die Mächte der Schrecken.
Glücklicher noch der blühende Jüngling, den ewige Weisheit
Früh dem Erdball entrückt! So pflückt ein lächelndes Mägdchen,
Unter vielen bunt glänzenden Blumen, die schüchterne Rose,
Die das Licht der Sonne noch nicht erwärmend entfaltet.
Glücklich, wenn noch kein entzückender Traum sirenischer Wollust
Deinen unschuldigen Busen erhitzt, aufblühender Jüngling!
Schön wie der Morgen und heiter gleich ihm in sittsamer Unschuld,
Rein wie der Himmel von Wolken befreyt, vergnügt wie der Frühling,
Still wie das Veilchen im Thal, und leicht wie die scherzenden Weste,
Die mit schmeichelndem Lispeln die sanften Gefilde durchspielen.
Glücklicher Jüngling! Dich hat noch kein Wunsch unbefriedigter Ehrsucht,
Keine betrügliche Hoffnung getäuscht; die Sorgen der Ehrsucht
Sind für dein Herz noch zu klein — Du fühlst die Natur und den Frühling,
Alles scheint dir noch reizend und neu. Ein Gefilde mit Blümchen
Ist dir ein Reichthum; die Welt ist dir noch ein Himmel voll Wollust.
Glücklich, wenn dich ein befreyender Tod in bessere Welten
Schleunig versetzt! sanft schleichst du von einem Himmel zum andern.
Glücklich stirbt, wer deine Verwüstung zu sehen zu früh stirbt,
O mein Vaterland! — Deutschland! — Schon rauschen die furchtbaren Waffen.
Dort in dem unermessenen Raum, wo glänzende Welten
(Die ihr Sterblichen Sterne benennt) in ewigen Gleisen
Rollend in unbegreiflicher Ordnung harmonisch sich drehen,
Läuft auch ein Stern, ich darf ihn nicht nennen, die himmlische Vorsicht
Schränket der Sterblichen Wissenschaft ein: verklärteren Geistern
Ist es verboten, die Söhne der Erde die Wege zu lehren,
Die der Tod sie wird lehren. — Dort hat der Schöpfer für Geister
Nur die Seelen der Menschen geschaffen, die tugendhaft lebten;
Dort erwarten sie noch den Gerichtstag, um völlig verkläret,
Um vollkommen zu Engeln zu werden; Dort wohn ich, dort wart ich
Unter viel tausend gesegneten Geistern, bis daß die Posaune
Furchtbar ertönt, bis daß dein Wohnplatz, der Erdball, erbebet
Und zerberstet, bis rächende Flammen die Schlösser zerstören,
Wo die Verruchten gewohnt, bis zitternde Könige rufen:
Berge, fallt über uns, bedeckt uns! bis Felsen und Thäler
In den Flammen hinschmelzen, und hoch in den glühenden Lüften
Sich das Zeichen des Menschen-Sohnes in furchtbarem Glanz zeigt.
Tag, o Tag, für welchen der Erdball geschaffen geworden,
Tag, nach dem die Heiligen seufzen, wann wirst du dich nahen?
Siehe, die Märtyrer sehnen sich nach dir; ihr Blut schreyt zum Himmel.
Säume nicht länger, o Tag des Gerichts. — Erhabene Seelen,
Wartet, wartet! die schleunige Zeit bringt bald die Minute,
Die den strafbaren Erdball zerstört, wenn alle die Frommen,
Die gleich euch zu leiden bestimmt sind, zu euch sich versammeln.
Dorten in einer unnennbaren Welt lebt itzo Serena.
In dem Wohnplatz der seligen Geister erblickt ich den Schatten
Gustav Adolphs; der kriegrische Geist sah herab auf die Erde;
Auf den Wangen des Helden erbebten ätherische Thränen."
„„Also war es vergebens, (so sprach er) daß Gustav gestritten,
Und für Freyheit und Glauben sein Leben dahin gab — o Deutschland!
Eilst du muthwillig dich selbst zu zerstören? Gott, ist denn kein Herz mehr,
In dem der Trieb zur Freyheit noch pocht? Ist denn keine Seele,
Religion, die dich mehr empfindet? — Der Knechtschaft gewohnet,
Fühlt ihr die Ketten nicht mehr, o Deutschen? Ihr war't es alleine,
Die der Welt Ueberwinderin Rom nicht völlig gefesselt.
Ach! wohin ist nun euer Muth! Ihr hattet Tarquine,
Aber nicht Brutus — vom Himmel erweckt für Freyheit und Glauben
Kam ich aus nordischen Gegenden her, verließ ich die Krone,
Um sie mit furchtbaren Helmen zu tauschen, um siegend zu sterben,
Und für wen, für wen? Undankbare Deutschen, für euch floß
Dieses der Ewigkeit heilige Blut. — O Lützen, o Lützen!
Glückliches Feld! in dir fand ich die Ruh und siegte beym Tode.
Lützen! ich sehe mit Thränen nach dir, mit himmlischen Thränen;
Da war der Tod für die Freyheit mein Lohn; unsterbliche Palmen
Deckten dort mein siegreiches Haupt; ich sah beym Erblassen
Himmlische Geister um mich, und hörte das hohe Triumphlied,
Das mich empfing: wie süß ist der Tod der leidenden Tugend!
Lützen! Was seh ich für einen Helden auf jenem Gefilde,
Wo ich starb? — O sey mir gesegnet! O könnte mein Geist doch
Um dich schweben! Du siehst mit ernstem erhabenem Blick hin
Auf den Platz, wo Gustav erblaßt. O könnt ich unsichtbar
Mich dir nähern, dir danken und furchtbar im Heer dich begleiten,
Deine Feinde zerstreun, und dich schützen. O sey mir gesegnet!""
„So sprach Gustav; mit ernsthaftem Blick sah er aufmerksam nieder:
Aber ich sah den Schutzgeist, der Deutschland zu schützen bestimmt ist,
Einen mächtigen Seraph, unnennbar den Sterblichen, fliegen,
Und sich vom Throne des Höchsten herab in die Welt, wo wir wohnen,
Sanft mit ätherischen Flügeln senken; er nahte sich Gustav."
„„„Klage nicht (sprach er mit himmlischer Stimme) bey dem, was du siehest.
Auch den Unsterblichen ist es verborgen, was ewige Vorsicht
Ueber das zitternde Deutschland beschlossen. Vielleicht zu der Freyheit
Oder vielleicht zu der niedrigsten Knechtschaft bestimmt sie dein Deutschland.
Doch ein Weiser ist niemals ein Knecht; erhabene Seelen
Bleiben bey jeder Veränderung groß. Der Ewige winket,
Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein neues entstehet.
Wie der Rauch in den Wolken vergeht, so vergeht auch der Frevler;
Seines Stolzes wird nicht mehr gedacht, wenn er stirbt und dahin fährt,
Und der Wandrer sucht unter Ruinen nach seinen Pallästen.
Gott beschloß es, so bebte die Welt, und Lissabon stürzte
In den Abgrund; der goldreiche Tagus floß traurig von Leichen
Und von Asche geschwollen. Umsonst glaubt der Bürger der Erde
Frevelnd, es ruhe die Rache des Herrn: der Herr ist der Gott noch,
Der die Heere zerstreut, und die Macht Mizraims geschlagen;
Er wird es seyn. — O zittre nicht, Deutschland; ich sehe voll Mitleid
Auf dich herab. Unschuldige Schaar! was weinst du? die Vorsicht
Bleibet gerecht. — Verhülle dich, Gustav, und bete mit mir an:
Lob sey dem, der war, der ist, der ewiglich seyn wird!"""
„Also der Seraph: Mehr können dir sterbliche Worte nicht sagen.
Suche die Ruhe, sie flieht nicht vor dem, der mit redlichem Herzen
Und mit unschuldiger Seele sie suchet. Die Religion nur
Kann sie dir geben: beklage mich nicht. Der Tod eines Weisen
Sollte die Weisen des Erdballs ermuntern, wenn anders noch Weise
Unter euch sind. Die Klugheit ist Alter, und unbefleckt Leben
Pflicht: Viel Reihen der Jahre durchleben ist öfters nur Unglück.
Glücklich, wer bald zur Vollkommenheit reift! Das Ende des Weisen
Sieht zwar der Thor, doch er merket es nicht, und dünket sich glücklich.
Trau nicht, o Freund, dem Getümmel der Welt; bald wird es verschwinden:
Traue der Vorsicht!" —

Wo bin ich? wo flohst du hin, o Serena!
War es dein Schatten? Du fliehst. O war es ein Traum? Komm zurücke;
Sanfte Begeistrungen, reißet den Geist, der sich selber empfindet,

Länger aus dieser verdunkelten Welt! Es wallet mein Blut noch
Schneller, als sonst; noch pocht mir das Herz von der hohen Entzückung.
O Serena, wo bist du? wo ist der unsterbliche Gustav,
Und die Wohnung des Friedens! — Umsonst — eingekerkerte Seele,
Noch bist du fest mit dem Körper vereint. — O flieh ihn von neuem;
Laß dich das Feuer erhabener Andacht zum Loblied erheben:
Lob sey dir, Ewiger! Herr, du bist Gott, o du, der den Erdball
Mit unbegreiflicher Weisheit erschaffen: erschaffe nun Weisheit
Meiner Seele. — Du sendest die Ruh von dem himmlischen Throne
Auf die bekümmerten Seelen herab: sie kömmt und erquickt mich.
Vater der Engel und Menschen! Beschützer des zitternden Deutschlands!
Sende den Frieden herab! Doch, Herr, dein Wille geschehe.
Sollen wir siegen, so gieb uns Demuth: und sollen wir leiden,
Herr, so gieb uns Geduld. Nimm dieses sterbliche Loblied
Eines Geschöpfes, das tief im Staube dich zitternd verehret.
Du bist der Gott, dem die Seraphim jauchzen, den brennende Schaaren
Betend verehren, den Himmel und Erde harmonisch erheben,
Den die Natur anbetet, den brausend das stürmische Meer lobt,
Den das Licht des Tages erhebt und die Schatten der Nächte.
Myriaden von hohen Geschöpfen, von denen ich weiter,
Als vom Wurm noch, entfernt bin, der tief im Staube herum kriecht,
Preisen dich, Herr! doch bin ich so wohl, als der brennende Seraph,
Als die Myriaden der Geister, als Himmel und Erde,
Dein Geschöpf.

Lob der Gottheit.

Darf eine sterbliche, noch ungeweihte Leyer
Sich in die Harmonie zu mischen unterstehn,
Womit die Sphären dich erhöhn:
So gieb ihr ungewohntes Feuer!

Dir, Schöpfer! singt mein Lied; dich preisen meine Zähren,
Erpreßt von Lust, erpreßt von Dankbarkeit!
Mein Lied trotzt der Vergessenheit;
Denn es ertönt zu Gottes Ehren.

Geist! den man überall in seinen Werken findet
Und nie begreift, erblicket oder kennt,
Den jede Gegend anders nennt,
Und den kein Sterblicher ergründet;

Wie groß bist du, selbst da wir dich nicht kennen!
Der ist kein Gott, den Staub begreifen kann:
Der Menschen allzustolzer Wahn
Kann dich nicht denken, will dich nennen.

Du rufst dem Frühling zu; er kömmt, und junge Freuden
Umtanzen ihn vergnügt; es lächelt die Natur:
Der West streicht schmeichelnd durch die Flur,
Und kühlet die erhitzten Weiden.

Es neigen sich vor dir der Blumen bunte Heere;
Das stille Veilchen preist des Schöpfers gütge Macht.
Vergnügte Stille füllt die Nacht,
Und herrscht auf dem entschlafnen Meere.

Du willst, und schon, schon zürnt der Sturm von ferne,
Und mischet mit Geräusch der Wellen trübes Grün,
Der Tag entweicht, die Weste fliehn,
Und Blitze leuchten statt der Sterne.

Ein stürmischer Nord durchbraust die traurigen Gefilde;
Der Wandrer, schauervoll, erschrocken und allein,
Sucht Höhlen im betrübten Hayn,
Dem Aufenthalt vom scheuen Wilde.

Langsam entwurzelt sinkt mit drohend schwerem Falle
Der Eichbaum furchtbar hin, der seit der Sündfluth stand:
Er sinkt, sein Fall erschreckt das Land;
Es donnern ferne Wiederhalle.

Ich seh bey stiller Nacht viel tausend Welten schimmern;
Vielleicht sind sie bewohnt vom menschlichen Geschlecht,
Das deiner Vorsicht Hand gerecht
Bestimmt zu bessern oder schlimmern.

Wie viele rollen noch! Wie viele sind vergangen,
Durch deinen mächtgen Wink im Augenblick zerstört!
O Herr! wie lebt der Mensch bethört,
Getäuscht vom Kummer und Verlangen!

Auch dieser Ball wird einst durch deinen Wink vergehen:
Dann kömmt im Siegsgepräng der Richter unsrer Welt.
Ihr, die das Grab umschlossen hält,
Ihr Todten, eilet, aufzustehen!

Es kömmt der ew'ge Tag, der Zweck von allen Tagen,
Der Tag, um den die Welt erschaffen worden ist;
Dann schweigt der Frevler Stolz und List;
Dann schweigt der Frommen heilges Klagen.

Dann, Schöpfer! will ich dich mit bessern Liedern singen;
Dann dien ich dir verklärt in deinem neuen Reich!
Ihr Stunden! o beflügelt euch,
Und eilt, mich bald dahin zu bringen;

Ihr Engel! ließt euch sonst zum Erdball freundlich nieder:
Erhebet meinen Geist und reißet ihn von hier.
O! singt der Gottheit Lob mit mir,
Lehrt meine Lippen eure Lieder!

Abendandacht.

Herr, es gescheh dein Wille!
Der Körper eilt zur Ruh:
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu.
Vergieb der Schwachheit Sünden,
Verschon mit Zorn und Straf.
Laß mich bereitet finden
Zum Tode, wie zum Schlaf.

Laß, fern von Schreckenbildern
Und wilder Phantasey,
Die Seele sich nichts schildern,
Was ihrer unwerth sey!
Laß frey von eitlen Sorgen
Mich wieder auferstehn,
Und auf den Kampfplatz morgen
Mit neuen Kräften gehn.

Doch, wenn mit festem Schlummer
Des Todes letzte Nacht
Den Freuden, sammt den Kummer,
Ein schnelles Ende macht;
Herr, stärk mich, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht.
Mein Gott wird mich erwecken;
Ein Schlaf nur ist mein Tod.

Dein Heil hab ich gesehen;
In Frieden fahr ich hin,
Weil ich, beym Auferstehen,
In deinem Reiche bin.
Wohl dem, der bis ans Ende
Sich als ein Christ erweist!
Mein Gott, in deine Hände
Befehl ich meinen Geist!

Am zwanzigsten Geburtstage.

Der Tag erneuert sich itzt, in dem ich die Strahlen des Lichtes,
Betäubt vom Gefühle, zum erstenmal sah:
Zum erstenmal fühlt sich der Wurm, er ist, er empfindet, er denket,
Und grüßet mit Weinen die künftige Pein.

Noch nicht, o Schöpfer, dein Bild, noch unreif zu deinen Gedanken,
Von tausend ihm neuen Begriffen durchirrt,
Erhob dich dazumal schon mein erstes thierisches Lallen,
O Gott, den nunmehro mein Saitenspiel lobt!

Schon zwanzigmal drehtet ihr euch, ihr wirbelnd rollende Welten,
Seitdem ich des Erdballs Bewohner gemehrt;
Lobsingend genieß ich dich, Welt: doch fühlt sich die freiere Seele
Für andere bessere Welten gemacht.

Wie bald verflosset ihr mir, durch Lust und Irrthum und Kummer
Verflogene Zeiten, unmerksam dahin!
Bald werdet ihr alle verfliehn, betrübte, sterbliche Jahre!
Bald schwing ich zu meinem Ursprunge mich auf.

Verzeih, o Schöpfer, verzeih, wann sich die unsterbliche Seele
Mit ihr angeborenen Fehlern befleckt!
Als Mensch noch handl' ich als Mensch; es wird die verklärtere Seele
Dich einst mit seraphischen Liedern erhöhn.

Wie schwer, wie öde seyd ihr, vergänglich irdische Glieder!
In dichtrischen Träumen entflieh ich euch schon,
Und seh von der heiteren Höh auf niedrig denkende Seelen
Mit stillem und zärtlichem Mitleid herab.

Mit dir, Eloa, mit dir will ich den Schöpfer besingen:
Und mit uns besing ihn der Seligen Heer!
Lobt, Seraphim! Lobt euren Gott mit ewigen Harmonien!
Er sprach, und ihr wurdet; er winkt, ihr vergeht.

Vertrauen auf Gott.

Ich hoff auf keine Hülfe mehr,
Herr! als von deinen Höhen.
Bei Menschen find ich kein Gehör;
Gott! höre doch mein Flehen!
Du bist der Gott noch, der schon oft
Bey meinem Leiden unverhofft
Mit deinem Trost erschienen.

Du bist der Gott noch, dessen Macht
Mizraims Fürsten schreckte;
Der aus des Todes öder Nacht
Den Lazarus erweckte.
Herr, hilf mir! Ja, ein himmlisch Licht,
Das in die dunkle Seele bricht,
Verspricht mir deine Hülfe.

Mit deinem Trost erquickst du mich,
Wenn mir ein Leid begegnet.
Herr, nimmermehr verlaß ich dich,
Bis daß du mich gesegnet.
Ich höre dich; mein Vater spricht:
Ich bin dein Schutz, dein Trost, dein Licht:
Geh hin, mein Sohn, in Frieden!

Der Friede.

Verstumme, betäubender Hall! entweichet, verwegne Trompeten!
Erschrecket die Fluren nicht mehr mit Mordsucht erregendem Klang!
Die Schwerter weichen dem Pflug: weicht unsern fröhlichen Flöten,
Weicht unserm Gesang.

Es kömmt des Himmels Geschenk, es kömmt der Friede vom Himmel;
Und lächelnd kömmt mit ihm der Ceres fruchtbarer Sohn;
Die Freude flattert herab, die sonst vor dem wilden Getümmel
Der Waffen entflohn.

Aus Fluthen, die nicht mehr vom Blut, nicht mehr von Todten geschwellen,
Erhebet die Gottheit des Rheins, mit moosigtem Schilfe umlaubt,
Mit starken Hörnern geziert aus grünlicht strudelnden Wellen,
Das fruchtbare Haupt.

Den stille gewordenen Wald durchsäuseln nur liebliche Winde;
Das Ufer erschallet nicht mehr von blutiger Sieger Geschrey;
Es murmelt die rauschende Fluth; sie küsset das Ufer gelinde
Und lispelt vorbey.

Was treibet der Menschen Geschlecht, sich selbsten das Leben zu enden?
Was machet das irdische Volk zum Opfer verbitterter Wuth?
Was wühlet der zornige Arm mit rasend verwegenen Händen
Im eigenen Blut?

Der Menschen Kühnheit durchbricht die Gränzen der irdischen Sphäre,
Seitdem des Prometheus Faust geraubtes Feuer entbrennt.
Es hat die Vorsicht umsonst durch nicht zu pflügende Meere
Die Ufer getrennt.

Der wächserne Flügel erhob sich zu den olympischen Höhen,
Wohin ein sinnloser Schwung des Icars Verwegenheit trug:
Doch Blitz und Rache brach los und stürzte zu salzichten Seeen
Den rasenden Flug.

Wie glücklich war nicht die Welt, als bey beständigen Lenzen
Noch nie gesäetes Korn in gelblichen Fluren gewallt!
Jedoch das kühne Geschlecht zerbrach die gesetzeten Gränzen
Aus Bosheit zu bald!

Eh noch die Mordsucht gelehrt, sich unter einander vernichten;
Eh Tugend, Treue und Recht von Gold und Stahle besiegt;
Eh noch die Colchische Schaar, auf zitternd schwankenden Fichten,
Die Wellen durchflügt:

Eh noch das irdische Volk, sich blindlings selbsten zu strafen,
Die Freyheit muthwillig verscherzt und herrschenden Fürsten gefröhnt;
Eh noch Cyclopen geschwitzt, eh noch vom Schwirren der Waffen
Der Aetna ertönt:

Da irrten, im schattigen Hayn, unschuldig fröhliche Schaaren;
Es störte kein sehnender Wunsch die Einfalt der ruhigen Brust,
Befreyt von Sorgen und Furcht, gesichert vor künftigen Gefahren,
Erschaffen zur Lust.

Es floh die goldene Zeit mit bald verschwindendem Flügel;
Die Laster brachen hervor, um uns mit Kriegen zu drohn;
Nun ist die traurige Treu längst über die heiligen Hügel
Des Mondes entflohn.

An eine Freundin.

Wann die traurige Nacht dämmernde Fluren drückt,
Wann der Wandrer verirrt in dem betrübten Hayn
Keinen Stern mehr erblicket,
Und dem zögernden Tage ruft;

Wann mit einsamem Ernst thauende Mitternacht
Schweigend feyerlich herrscht, und der entwölkte Mond
Auf den Tanz der Dryaden
Heiter lächelnd herunter sieht;

Wann das flüchtige Heer, das sonst die Luft durchirrt,
In den Büschen verstummt, und auf den Aesten ruht:
Singt mit reizenden Tönen
Noch die zärtliche Nachtigall.

Hier, wo Dummheit und Stolz alles mit Nacht bedeckt,
Wo Verleumdung und Wahn schweigende Tugend drückt,
Singt die Freundin der Musen,
Singt die göttliche Chloris noch:

Stets sich selbsten nur gleich, bald wenn ihr heitrer Scherz
Frohe Reyhen belebt; bald wann mit edlem Ernst
Eine zitternde Zähre
Einsam schweigender Schwermuth fließt.

Sing! verachte den Neid! bleib in erhabner Ruh!
Wenn mit hämischem Blick zornige Dummheit schilt!
Sing! es warten die Hayne
An dem Ufer des R...schon:

Sing! sie warten gerührt auf dein begeistertes Lied!
So sang Sappho vielleicht! Eben so hörten ihr
Die leukadischen Felsen
Mit verschwiegener Ehrfurcht zu.

An den Amor.

Oft besungner Gott der Liebe,
Gott, den Dichter zärtlich ehren,
Den ich sonst vergnügt erhoben,
Jetzo laß mich mit dir zanken!
Ist denn dieß der Lohn der Lieder,
Die ich dir so oft geweihet?
Ist denn dieß der Lohn der Liebe,
Die ich Chloen zugeschworen?
Sonsten war ich frey und fröhlich:
Das Geschwätze müßger Thoren,
Und die strengsten Sittenlehren,
Und die Predigten Tartüffens,
Und der finstern Weisen Schlüsse,
Und der ganze Schwarm der Sorgen
Konnten mich nicht traurig machen.
Und du Vater, aller Freuden,
Und du, Amor, machst mich traurig!
Seit als ich entfernt von Chloen,
Stunden und Minuten zähle,
Irr ich träumend hin und wieder,
Seufz ich öfter, als Tartüffe,
Seh ich finstrer aus, als Zeno.
Alles, was mich sonst vergnüget,
Kann die Sinne nicht erheitern.
Bey dem neubelaubten Frühling
Riefen mich die jungen Weste,
Die die Stauden sanft durchschlüpfen,
Mich im Thale zu ergötzen:
Aber ich blieb immer traurig.
Damon der mit schlauen Scherzen
Sonst der Thoren Schwarm vertreibet,
Damon, der mich oft vergnügte,
Rief mir zu mit heitern Mienen:
Aber ich blieb immer traurig.
Selbst der Bändiger der Sorgen,
Selbst der mächtige Lyäus,
Winkte mir mit vollem Weinglas:
Aber ich blieb immer traurig.
Amor, Ursprung meiner Schmerzen,
Eile, sie hinweg zu treiben!
Bringe Chloen bald zurücke;
Mach mich wieder froh und munter;
Oder ich will, statt der Oden,
Nach der Art der Miethpoeten,
Leich- und Hochzeitverse dichten;
Und dich lächerlich zu machen,
Will ich dich, wie Neukirch, loben.

Empfindungen einer Schäferin.

Ich will von Liebe nichts mehr wissen;
Die Sprödigkeit sey meine Pflicht!
Aus Freundschaft darf mich Thirsis küssen:
Doch das ist noch die Liebe nicht.

Roth werd ich, wenn ich ihn erblicke;
Ich seufze, wenn man von ihm spricht;
Oft flieh ich ihn, und seh zurücke:
Doch das ist noch die Liebe nicht.

Im tiefsten Hayn bey meinen Heerden,
Den nie des Tages Strahl durchbricht,
Schlief ich jüngst ein, geweckt zu werden:
Doch das ist noch die Liebe nicht.

Jüngst gieng ich irr, bloß weil ich wollte,
Im stillen Wald bey Mondenlicht,
Daß mich mein Schäfer suchen sollte:
Doch das ist noch die Liebe nicht.

Ich stehe traurig in Gedanken,
Wann er mit andern Mägdchen spricht;
Bald möcht ich weinen und bald zanken:
Doch das ist noch die Liebe nicht.

Den Strauß, den Thirsis mir gebunden,
Küßt ich und drückt ihn an mein Herz:
Da weiß ich nicht, was ich empfunden:
Doch das war weiter nichts, als Scherz.

Muß er aus unsern Fluren gehen,
Wie lange wird mir da die Zeit!
Wie hüpft mein Herz beim Wiedersehen!
Doch das ist nichts, als Zärtlichkeit.

Jüngst küßt er mich; in meinem Herzen
Schlich sich ein heimlich Feuer ein,
Ich weiß nicht, was für sanfte Schmerzen!
Ach! sollte dieses Liebe seyn?

Der Morgen.

Komm, heiter wie der Morgen,
Der auf den Hügeln lacht!
Der Liebe süße Sorgen
Verlängerten die Nacht.
Komm, Doris! sieh von fernen
Die Morgenröthe glühn:
Sieh, mit den blassen Sternen,
Nacht, Gram und Kummer fliehn!

Vom stillen Thau gekühlet,
Erwartet uns das Thal;
Was lebt, wird reg' und fühlet
Der Liebe süße Qual.
Laß uns der Stadt entfliehen;
Die Freude winkt uns zu:
Hier siehst du Rosen blühen,
Unschuldig schön, wie du.

Die Stunden sind verloren,
Die wir der Lust nicht weihn!
Du sey'st zum Glück geboren,
Sagt dir der ganze Hayn.
Mein Lied und unsre Triebe
Singt Echo leise nach.
Von Liebe, nur von Liebe,
Schwätzt murmelnd jener Bach.

Bedaur'st du nicht die Nelken,
Die dort dein Aug erblickt?
Sie sinken, sie verwelken,
Betrübt und ungepflückt.
Was nützt das Glück des Lebens,
Wenn man es nicht genießt?
Die Jugend blüht vergebens,
Betrübt und ungeküßt.

O Doris, laß die Thoren
Uns schelten, sauer sehn!
Weil sie dieß Glück verloren,
Lehr sie die Rachsucht schmähn.
Du kannst hier Täubchen sehen;
Sie schnäbeln sich im Hayn:
Du hörst von fern die Krähen
Mit heis'rer Stimme schreyn.

Ihr Schmähn, ihr Prophezeyen,
Stört nicht der Täubchen Ruh:
Sie lassen zanken, schreyen,
Und küssen immer zu.
Umwölkt von Finsternissen,
Hat noch kein Thor geschmeckt,
Was in unschuld'gen Küssen
Für eine Wollust steckt.

Laß stolze Fürsten streiten,
Und prächtig elend seyn.
Zu wahren Zärtlichkeiten
Bleibt stets ihr Herz zu klein.
Dem schönsten aller Triebe
Will ich die Jugend weihn;
Ich küsse, was ich liebe:
Die ganze Welt ist mein.

Karl Curths

ward im Jahre 1764 im Forsthause bei Calbe geboren, erhielt nach vollendeter Schulbildung eine Anstellung in preußischen Diensten und war zuletzt expedirender Secretair bei dem K. Preußischen Finanzministerium in Berlin. Er starb daselbst am 10. Juli 1816.

Von ihm erschien:

Der niederländische Revolutionskrieg. Leipzig, 1808 u. 1809; auch unter dem Titel: Geschichte des Abfalls der Niederlande von Schiller, fortgesetzt von K. C. B. 2 u. 3.

Die Bartholomäusnacht. Leipzig, 1814.

Die Schlacht bei Breitenfeld und Lützen. Leipzig, 1814.

Kortez, der Eroberer Mexiko's. Herausgegeben von A. Rücker. Berlin, 1818.

C. erreichte zwar sein Vorbild Schiller nicht, erwarb sich aber durch seine historischen Darstellungen manches Verdienst und zeigte, daß er geschichtliche Gegenstände mit Talent, Sorgfalt und Treue zu behandeln wisse.

Amalie Curtius,

die Tochter eines angesehenen Kaufmanns, Namens Kretschmar, ward am 14. December 1781 in Dresden geboren, und verheirathete sich daselbst mit dem K. S. Appellationsrath D. K. F. Curtius. Als Schriftstellerin nennt sie sich Amalie Clarus.

Sie gab heraus:

Antonie. Kiel, 1809. 2 Thle.
Fritz und Lottchen. Leipzig, 1815.
Franziska. Leipzig, 1815.
Die Flucht aus dem Vaterhause. Leipzig, 1815.
Abendunterhaltungen (gemeinschaftlich mit W. Willmar). Leipzig, 1813.
Kleeblätter. 3 Thle. Chemnitz, 1816—18. } gemeinschaftlich
Hyacinthen. Chemnitz, 1819. } mit W. Willmar und A. Steinau.

Eine geistreiche und gemüthvolle Schriftstellerin, welche die Ereignisse des bürgerlichen Lebens mit Scharfblick aufzufassen und mit Geschmack und Talent darzustellen vermag; ihre Leistungen werden daher besonders von dem weiblichen Publicum gern gelesen und verdienen mit Recht empfohlen zu werden. —

Michael Conrad Curtius

ward am 18. August 1724 zu Techentin, einem Dorfe im Mecklenburgischen geboren, erhielt seine Vorbildung auf den gelehrten Schulen zu Goldberg, Parchim und Schwerin, und studirte seit 1741 Theologie in Rostock. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er Hauslehrer bei dem Superintendenten Rehfeld in Stralsund und kam dann in gleicher Eigenschaft zu dem Hannöverischen Staatsminister von Schwicheldt. 1759 erhielt er eine Professur an der Ritterakademie in Lüneburg, welche er 1768 mit der Professur der Geschichte, Poesie und Eloquenz an der Universität zu Marburg vertauschte. Er starb daselbst, als Hessischer Geheimer Justizrath, Primarius der philosophischen Facultät, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. am 22. August 1802.

Seine deutschen Schriften sind:

Philosophisches Lehrgedicht, von dem Schicksale der Seele nach dem Tode. Bützow, 1754.
Die Weser, ein Gedicht, Hannover, 1760.
Kritische Abhandlungen und Gedichte. Hannover, 1760.
Abhandlung von den Gleichnissen und Metaphern u. s. w. Wismar, 1750.
Historische und politische Abhandlungen. Marburg, 1783.
Geschichte und Statistik der weltlichen fürstlichen Häuser in Deutschland. Marburg, 1780.
Statistisch-geographische Geschichte von Hessen. Marburg, 1793.
Grundriß der Universalhistorie. Marburg, 1789. 2. A. verb. v. F. Rehm, 1819.
Aristoteles Dichtkunst, ins Deutsche übersetzt. Hannover, 1753.
Columella, von der Landwirthschaft, ins Deutsche übers. Bremen, 1769.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

C. war ein Mann von gründlichem Wissen, hellem, gesundem Verstande und guter Urtheilskraft, der mit Eifer für die Begründung eines reinen und geläuterten Geschmackes in der schönen Literatur arbeitete und manchen schätzenswerthen Beitrag geliefert hat. In späteren Tagen widmete er sich vorzüglich dem Studium der Geschichte. Sein didactisches Gedicht, die Weser, enthält einzelne gelungene Stellen, seine beste Leistung bleibt jedoch die Uebertragung der Poetik des Aristoteles mit den dazu gehörigen Excursen; nur darf man bei der Beurtheilung seiner Arbeiten überhaupt nicht aus den Augen lassen, wie weit man zu jenen Zeiten in Deutschland im Allgemeinen noch in Sachen des Geschmacks zurück war, und wie öde das Feld lag, dessen Anbau Curtius seine jugendlichen Kräfte widmete.

Abhandlung von dem Theater der Alten.*)

§. 1.

Die Untersuchung der Alterthümer grauer Zeiten, und längst verjährter Gewohnheiten verwüsteter Länder und Völker ist seit vielen Zeiten das sicherste Mittel gewesen, die Gelehrten unsterblich zu machen. Gräv, Gronov, Gruter und Bulenger, haben nur dadurch ihren Namen auf die Nachwelt gebracht. Sollte der Ruhm dieser Männer nicht ein unumstößlicher Beweis für die Wichtigkeit dieser Art von Gelehrsamkeit seyn? Ich glaube es nicht, wenn man den Werth der Wissenschaften nicht nach herrschenden Vorurtheilen, son-

*) Aus M. C. Curtius „Aristoteles Dichtkunst." Anhang Hannover, 1753.

dern in seinem wahren Lichte betrachtet. Denn hängt die Schätzbarkeit der Wissenschaften nur von dem Einflusse ab, den sie in die Verbesserung unserer Seele und Leibeskräfte, und den Wohlstand des gemeinen Wesens haben, so kann die Erforschung der Kleidungen und Spiele der Alten keinen vorzüglichen Platz in dem Reiche der Wissenschaften behaupten. Werke von dieser Art sind Geburten des Gedächtnisses und der Belesenheit; könnten diese wohl mit den Bemühungen des Verstandes und Witzes in Vergleichung kommen? Und ist es daher im Grunde nicht rühmlicher, der Urheber einer mathematischen oder öconomischen Auflösung, als der Verfasser der griechischen und römischen sogenannten Schätze zu seyn. Allein, die Neugierde der Menschen, welche sie mehr zur Erkenntniß fremder als eigener Angelegenheiten treibt, hat den Gelehrten diese Arbeit angenehm gemacht; und die genaue Verknüpfung, womit die Alterthümer in die Geschichte und philosophischen Bücher voriger Zeiten gleichsam gewebet sind, deren Erkenntniß uns unentbehrlich ist, machet auch ihre Erkenntniß unentbehrlich für uns, und erhöhet dadurch ihren Werth, zwar nicht in Absicht ihrer eigenen Würdigkeit, aber doch in Betracht unserer auf sie zu verwendenden Bemühungen. Allein ich habe dem Ansehen nach meine Zeit sehr übel gewählet, meine Galle gegen diese Wissenschaft grauer Kleinigkeiten, welche nur in der Entfernung groß scheinen, auszuschütten, da ich selbst im Begriff bin, eine Abhandlung über einen Theil derselben zu schreiben. Jedoch ich hoffe, der Zusatz einer bedingten Unentbehrlichkeit wird diejenigen zufrieden stellen, welche meine vorhergebrauchten Ausdrücke als so viele Lästerungen ansehen; und die Vorwürfe einer Schrift, die zur Erläuterung des Aristoteles dienet, verlieren den Namen der Kleinigkeiten, und der Antheil, den sie an einem so schätzbaren Verfasser haben, macht sie selbst schätzbar.

§. 2.

Wenn ich das Theater der Alten, und insbesondere der Griechen, mir zum Augenmerk setze, so verlange ich nicht, eine ausführliche Geschichte desselben zu geben; es ist genug, den Ursprung davon mit wenigem zu zeigen. Es ist eine Tochter der Freude und des Aberglaubens; und was man itzt als eine Schule der Tugend, und anständiger Sitten betrachtet, war in seiner ersten Bestimmung ein üppiges Trinklied. Bacchus und der Wein waren ihre Quelle. Wer Bacchus gewesen, ist nach tausend Muthmaßungen der Gelehrten gleich unbekannt. Die Erforscher der Mythologie haben ihn bald zum Heiligen gemacht, und aus der Bibel genommen; bald erscheint er ihrem Gesichtspuncte als ein großer Bezwinger und Menschenfreund, der, mit einer Großmuth ohne Beyspiel, entlegenen Völkern vernünftige Sitten und Lebensart aufdringt; bald aber rauben ihm andere Leben und Thaten, alle ihm zugeschriebene Handlungen sind figürlich zu verstehen; sein Sieg über den Himmelstürmer Rhäcus bedeutet sodann nur etwa einen Rausch, der den Rhäcus zu Boden geworfen, denn Bacchus, der Gott und Gesetzgeber, ist der Wein. Ist die Mythologie nur ein Chaos von Träumen, die sich blos durch weniger oder mehr Unordnung unterscheiden, so kann man ohne Gefahr den Traum wagen, den man am wahrscheinlichsten findet. Bacchus sey demnach der Name des ersten Erfinders des Weinbaues und Weintrinkens in Griechenland. Das in Entdeckung der den Wohlschmack reizenden Dinge so scharfsichtige Auge der Menschen läßt uns vermuthen, daß diese Erfindung nicht lange nach Bevölkerung des Landes bekannt geworden. Die wenige Bequemlichkeit, die die ersten Völker zum Umgange mit einander fanden, machte daß die Erfindung eines Volkes selten oder gar nicht zu dem andern überbracht wurden, sondern eine jede Nation selbst bedacht seyn mußte, sich die Bedürfnisse des Lebens zu verschafen. Der Indier und Perser, der Aegypter und Araber hatte daher einen besondern Erfinder des Weines in seiner eigenen Nation. Die Griechen, die einzigen Bewahrer der alten Geschichte anderer Völker, tauften diese alle mit dem Namen ihres Bacchus, und die Unwissenden vermischten die Handlungen so verschiedener Personen mit einander, und legten sie einem einzigen bey. Die Verehrung verdienter Personen, die feyerliche Begehung ihres Gedächtnisses verwandelte sich in einen Gottesdienst, und der Erfinder des Weins, ward, nach seinem Tode, auch der Beschützer und Gott desselben. Um ihn an den Verwüstern seiner Früchte zu rächen, schlachtete man ihm zu Ehren an seinen Festen einen Bock, und sang Lieder zum Ruhme des Bacchus, wovon die ganze Ceremonie Tragödie, d. h. ein Gesang des Bocks, genannt ward. Da keine Gebräuche sich lange bei ihrer ursprünglichen Einfalt erhalten, so litten auch diese bald merkliche Veränderungen und Zusätze. Hatten vorher nur die Acker- und Landleute Theil daran genommen, so ward es nun auch ein Fest der Städte. Der Einfluß, den eine gesittete Lebensart in alle Handlungen hat, zeigt sich auch hier. Auf dem Lande blieben die unordentlichen Gesänge; in den Städten wurden sie ein wenig ordentlicher, und man führte die Chöre der Musik ein. Daher kam es mit der Zeit, daß die mit Gesängen verknüpften Opfer des Bacchus, nur in den Städten sich den Namen Tragödie anmaßten, auf dem Lande aber den Namen der Comödie erhielten. Von dieser Zeit ist es zu verstehen, wenn Diogenes Läertius und Athenäus schreiben, daß der Chor die ganze Tragödie gespielet habe, weil nämlich die Tragödie nur aus Gesängen bestund a). Allmählig setzte man an diesen Festen den Gesängen gewisse Preise, welche, im Anfange in Erhaltung des dem Bacchus geopferten Bockes bestunden. Horaz saget noch vom Thespis:

Carmine, qui tragico vilem certauit ob hircum.

Wer der erste Stifter dieses Preises gewesen, ist ungewiß. Einige schreiben es dem Epigenes von Sycion zu, andere dem Theomis; und Auleas soll die Chöre in Ordnung gebracht haben. Es ist so wenig hieran gelegen, daß ich mich in keine Entscheidung des Streites einlassen werde.

Die allzugroße Einförmigkeit ward zuletzt den Atheniensern überdrüßig. Thespis führte eine redende Person zwischen den Gesängen der Musik ein, und desfalls wird er von vielen für den Erfinder der Schauspiele gehalten. Allein Plato saget mit ausdrücklichen Worten b), daß Athen vor dem Thespis und Phrynichus Schauspiele gehabt. Die ersten Schaubühnen waren offene Wägen, auf welchen die spielenden Personen durch die Stadt fuhren, und, um unerkenntlich zu seyn, das Gesicht mit Weinhefen beschmiereten. Nach der Zeit wurden öffentliche Schaubühnen angeleget. Aeschylus brachte das Theater zu einer großen Vollkommenheit, und Sophokles und Euripides erhoben es auf die höchste Stufe derselben, so daß die meisten Werke der Neuern nur schwache Copeyen der ihrigen sind.

Damit aber der Begriff des Theaters der Alten desto deutlicher werde, will ich absonderlich von den Handlungen, den Personen, und den Gebäuden des Theaters reden.

§. 3.

Wir haben schon gesehen, daß die ersten Handlungen der Schauspielkunst Gesänge zum Lobe der Gottheit waren, und daß sie sich die Erhebung des Bacchus zum Ziele gesetzt hatten. Diese Festtage waren zugleich Tage der Freude und Ergötzlichkeit. Das Singen ist der Freude natürlich: man sang also Lieder, und zwar Lieder, die sich zu einer Versammlung lustiger Leute schickten. Sind die Neigungen der Menschen sich zu allen Zeiten ähnlich, so dürfen wir nur Achtung geben, was eine Versammlung von Leuten aus einer lustigen Nation z. B. der französischen, bey einer solchen Gelegenheit thun würde. Man würde nämlich, sobald als möglich, die gottesdienstlichen Gesänge endigen: die Jünglinge würden, wofern es ja gesungen seyn müßte, von Liebe und Vergnügen, die Alten von den Fehlern der Jugend, das Frauenzimmer aber von den Fehlern ihrer Nachbarn und Nachbarinnen singen. Waren die Athenienser die Franzosen des Alterthums, so können wir annehmen, daß es bey ihren Zusammenkünften eben so zugegangen sey. Dieses ist kein Traum. Didymus saget ausdrücklich: daß man allmählich angefangen habe, andere Vorwürfe als das Lob des Bacchus zu wählen, und Aristoteles schreibt daß die Schmählieder die Beschäftigung ihrer Versammlung gewesen. Alle diese Gesänge hießen mit einem allgemeinen Namen Tragödie.

Die erste Veränderung der Tragödie fiel in die Zeiten des Theseus. Dieser versammelte das Volk, welches vorher auf den Dörfern lebte, in die Stadt, versahe dasselbe mit Gesetzen und legte den Grund, es zum gesittetsten Volke Griechenlands zu machen. Die Tragödie folgte den Einwohnern in die Städte nach. Von dieser Zeit an überließ man vermuthlich die Zoten den Dörfern, und ließ die Tragödien aus den Lobgesängen des Bacchus mit untermischter Musik und Tänzen bestehen. Weil aber die üppigen Lieder mit gottesdienstlichen Gesängen vermenget sich auf den Dörfern erhielten, so gab man ihnen einen besondern Namen, und hieß sie Comödien. Hieraus erhellet, daß Tragödie und Comödie vormals eine Sache gewesen, der Name der Tragödie aber weit älter als der Name der Comödie sey. Scaliger irret demnach, wenn er behaupten will, daß die Comödie eher als die Tragödie gewesen, und zwar aus dem Grunde, weil die Hochzeiten eher als der Tod, die Trunkenheit vor der Nüchternheit, die geheime Rede eher als

a) Aubignac Pratique du theatre p. 156.
b) Minos s. de lege.

der prächtige Ausdruck, und das Hirtenleben eher als das Königliche gewesen. Denn es mag dieser Kunstrichter solches von dem ersten Ursprunge der Tragödie und Comödie, da beides bloße Gesänge waren, oder von der weitern Einrichtung derselben verstehen, so hat er allemal das Zeugniß der Alten gegen sich. Marcus Antoninus sagt ausdrücklich [c]), daß die alte Comödie auf das Trauerspiel gefolget sey. Die Vergleichung des Alters der ersten Verbesserer der Tragödie leget es noch deutlicher vor Augen. Thespis war in der siebenzigsten Olimpiade schon verstorben, und hingegen Epicharmus der erste, in dessen Ueberbleibseln (nach Aubignacs Zeugnisse) sich eine redende Person findet, lebte in der neun und siebenzigsten Olympiade, und sein Leben ist die eigentliche Epoche der Comödie.

Thespis that die ersten Schritte, das Trauerspiel zur Vollkommenheit zu bringen. Um dem singenden Chore Zeit zu geben, sich auszuruhen, ließ er zwischen den Gesängen derselben eine Person auftreten, die redend einen Vortrag thun mußte. Verdienet der alte Scholiast Glauben, welcher saget, daß zu den Zeiten des Orestes Theomis die tragödischen Gesänge eingeführet, und nach ihm Minos, und ferner Auleas, so ist zu bewundern, daß von da bis auf Thespis, in einem Inbegriff von sechshundert Jahren keiner auf diese so natürliche Neuerung gedacht.

In den Wissenschaften ist der erste Schritt der schwerste, nächstdem kostet der völlige Durchbruch nur wenig Mühe. Hatte Thespis nur erst den Begriff des Theaters und eine Art von theatralischen Handlungen gegeben, so folgten ihm ganze Schaaren theatralischer Dichter nach. Man fing an, gewisse Preise auf theatralische Stücke zu setzen. Der erste Zeitpunkt dieser Preise ist nicht leicht zu bestimmen. Plutarchus saget uns [d]), man habe zu Thespis Zeit noch nicht um Preise gestritten. Eusebius hingegen bezeuget in seiner Chronik, daß man in der 42 Olympiade, und also über 80 Jahr vor Thespis angefangen habe, den Wettstreitenden einen Bock zum Preise zu geben. Noch andere Schriftsteller aber versichern uns, daß dergleichen Wettstreite schon bey dem Grabe des Theseus angestellt worden. Und Horaz scheint dem Plutarch gerade zu widersprechen, wenn er saget:

Carmine, qui tragico vilem certauit ob hircum,

wodurch man insgemein den Thespis versteht. Allein überhaupt kann Eusebius mit dem Plutarch in keine Vergleichung kommen, und Horaz scheint, in angeführter Stelle nicht eben vom Thespis zu reden, wie Dacier auch aus dem Grunde wahrscheinlich machet, weil Horaz eben demselben, der um den Preis in der Tragödie gestritten, auch die Erfindung der satyrischen Stücke zuschreibt, da wir hingegen, bei den Alten, keine Fußtapfen finden, daß Thespis jemals ein satyrischer Dichter gewesen.

§. 4.

Die vom Thespis eingeführte Person, und deren Reden, hatten nichts mit dem Lobe des Weingottes gemein, so daß solches auch die Priester des Bacchus übel nahmen, wie Suidas aus dem Chameleon anführet: sondern sie erzählte eine Geschichte oder Fabel, die das hörende Volk rühren oder belustigen konnte. Herr Aubignac glaubet zwar [e]), daß diese Person nicht allein geredet, sondern ein Gespräch mit jemandem aus dem Chore formiret, der ihm Gelegenheit gegeben, zu reden. Allein ich kann dieser Meinung aus dem Grunde nicht beyfallen. Zu Thespis, und Phrynichus seines Schülers Zeiten, machte das Lob des Bacchus noch den Inhalt der Gesänge des Chores aus, und hatte mit den Reden der vom Thespis aufgeführten Person keine Verbindung. Nur wie Pratinas in der siebenzigsten Olympiade anfing, satyrische Stücke zu machen, verloren sich die gottesdienstlichen Gesänge gänzlich aus der Tragödie. Es ist also nicht leicht zu begreifen, wie einer aus dem Chore dieser redenden Person Gelegenheit geben können, oder wollen, zu reden, und ihre Gesänge zu unterbrechen, da der Chor, welcher aus Priestern und andern gottesdienstlichen Bedienten des Bacchus bestund, diese neue Person mit scheelen Augen ansahen, und von seinem Vortrage zu sagen pflegten: Hierinn ist nichts vom Bacchus. Vielleicht hat Herr Aubignac die Gebräuche des Chores bey der bloß gottesdienstlichen Tragödie, mit den Gewohnheiten der neuern und redenden Tragödie vermischet. Denn zu Zeiten des alten Chores befand sich auf einer Erhöhung, die der Altar des Bacchus genannt ward, ein Sänger, der den Gesängen des Chores singend antwortete.

Die vom Thespis eingeführte Person ward Episode oder ein nicht zum Werke gehöriges Stück genannt, weil damals die Gesänge des Bacchus das Hauptwerk waren. Nach der Zeit aber ist die Bedeutung dieses Wortes von den Personen auf die Sache gekommen.

Will man dem Castelvetro, Riccoboni, und andern glauben, so war die von Thespis aufgeführte Person eine lustige, oder Arlequin, welche allein sang, und zugleich tanzte, und auf Instrumenten spielte. Aeschylus habe demnächst zwo lustige Personen eingeführet, und der einen das Tanzen, der andern aber das Singen und Spielen aufgetragen; worauf endlich Sophokles drey aufgeführet, um eine jede von diesen Handlungen durch eine besondere Person vollziehen zu lassen. Aubignac hat diese, den Stellen der Alten so widerwärtige Meynung, gründlich widerleget. Er braucht weiter nichts, als das Zeugniß des Aristoteles. Dieser saget: das Trauerspiel sey durch die drey Personen des Thespis, Aeschylus und Sophokles zur größten Vollkommenheit gebracht worden. Würde er dieses von der Einführung dreyer lustiger Personen gesaget haben, und zwar solcher Personen, deren Verrichtungen so weit von dem wahren Wesen des Trauerspiels entfernet waren?

§. 5.

Aeschylus war der wahre Vater der Tragödie, denn vorher war es kein Gespräch, sondern eine bloße Erzählung. Er führte noch eine Person ein, und theilte das Trauerspiel in zwo Rollen ein, wovon der erste Acteur die hauptsächlichste spielte, und desfalls der Protagoniste hieß, der zweyte ward der Deuteragoniste, und der dritte, welchen Sophokles hinzu that, der Tritagoniste genannt. Der Verstand ist nicht, daß nicht mehr als die Acteurs gewesen; die Stücke des Aeschylus und Sophokles zeigen das Gegentheil, sondern es wird dadurch der Antheil bezeichnet, den ein jeder bei der Haupthandlung gehabt. Doch scheint mir die Muthmaßung des Herrn Brümoi auch sehr vernünftig zu seyn, daß jeder Acteur unterschiedene Personen vorgestellet, wie solches noch bey den Chinesen geschieht.

§. 6.

Auf die Tragödie folgte die Erfindung der Comödie. Es war natürlich, da man das Beyspiel der Tragödie vor Augen hatte, daß man nicht lange säumte demselben nachzuahmen. Die ersten Erfinder derselben sind unbekannt. Aristoteles selbst unterfängt sich kaum, hierin einen Ausspruch zu thun. Die Sicilianer sowohl, als die Griechen, schreiben sich die Erfindung derselben zu. Nach dem Ausspruche des Clemens von Alexandrien [f]) wäre Sisarion der Ikarier der erste Erfinder. In den Ueberbleibseln aber, welche Athenäus von den alten Comödienschreibern gesammelt, finden sich keine Spuren zusammenredender Personen vor dem Epicharmus. Nach dieser Rechnung würde die Anfoderung der Sicilianer auf die Ehre der Erfindung so ungegründet nicht seyn. Solinus schreibt von Sicilien: **Hic primum inuenta comoedia, hic et cauillatio comica in scena stetit.** Bey den Atheniensern war Sannyrion der erste, der die Comödie in Ordnung gebracht. Kratinus brachte sie zur grösseren Vollkommenheit, indem er drey Personen einführete: und endlich legte Aristophanes die letzte Hand daran.

Das Alter der Comödie theilet sich in drey Zeitpuncte, und eben dieselben sind der Maaßstab des Wachsthums ihrer Vollkommenheit: die alte, mittlere, und neue Comödie.

Die alte Comödie bediente sich einer ungebundenen Freyheit, die wirklichen oder vermeintlichen Fehler der Leute namentlich zu tadeln und durchzuziehen. Phrynichus, Eupolus, Theopompus, Archippus, Plato, Beleclides, Krates, u. a. m. waren in diesem Zeitpuncte berühmt. Diese Art der Comödie schickte sich wohl zu der damaligen Beschaffenheit der Staaten, da durchgehends eine ungezähmte Freyheit herrschte. Wie aber nach und nach die Grossen das Haupt empor hoben, ward ihnen der öffentliche Tadel des Geizes, der Ungerechtigkeit und Tyranney desto unleidlicher, je mehr sie denselben durch ihre Sitten verdienten. Man beschnitt also den Dichtern die vorher gehabte Erlaubniß des namentlichen Tadels. Wie Lysander Athen eroberte, und die dreyßig Tyrannen die Oberherrschaft erhielten, deren Gedächtniß sie durch so viel Verbrechen verhaßt machten, ward von diesen auch die

c) Lib. XI. §. 5.

d) in vita Solonis.

e) Pratique du Theatre p. 137.

f) Stromat. Lib. I.

Freyheit der Bühne eingeschränkt, und die namentliche Antastung der Personen verboten. Kratinus unterstund sich zwar, sich der vorigen Freiheit zu bedienen, büßte aber seine Verwegenheit mit dem Leben. Zu Rom ahmte man, in den nachfolgenden Zeiten die Strenge der Griechen nach. Nach dem Zeugnisse des Cicero war die Lebensstrafe für diejenigen bestimmt, welche andere namentlich durchziehen würden.

Die mittlere Comödie setzte zwar die Namen der Personen in Sicherheit, aber nicht ihre Personen selbst, noch weniger aber ihre Laster. Man malete die Personen so deutlich ab, daß es unmöglich war, sie nicht zu erkennen. Sokrates ward in dem Lustspiele des Aristophanes, die Wolken genannt, ein Beispiel davon. Insbesondere war der Chor dazu bestimmt, die Fehler anderer auf das kenntlichste durchzuziehen.

Zur Zeit Alexanders des Großen, da die Regierung zu Athen auf einen ganz andern Fuß gesetzet ward, erreichte auch die mittlere Comödie ihr Ziel. Man versagte ihr alle Erlaubniß persönlicher Beschimpfung, und so entstund die neue Comödie, welche gänzlich von der vorigen unterschieden war. Man begnügte sich, allgemeine Laster und Thorheiten unter dem Bilde einzelner, aber erdichteter, Personen vorzustellen. Der Chor zog, statt der Fehler der Personen, die Schriften anderer Dichter durch, und hörete endlich gar auf, und zwar, wie Horaz glaubet, aus der Ursache, weil ihm die Erlaubniß, zu schmähen, benommen war.

§. 7.

Die ersten Comödien waren sämmtlich in Versen. Krates war der erste, der Comödien in ungebundener Rede auf die Bühne brachte. Sein Ansehen aber war nicht groß genug, die gebundene Schreibart von dem Theater zu verbannen. Die Versarten waren in der alten und mittleren Comödie willkührlich: in der neuern aber fanden nur trochäische und jambische Verse Platz.

Die Theile der Comödie werden verschiedentlich angegeben. Diomedes theilet sie in Diverbium, Canticum und Chorum. Man sieht leicht, eines Theils, daß dieses die Eintheilung der öffentlichen Vorstellung einer Comödie, und nicht der Comödie an sich sey, und daß überdem noch von der alten und mittleren Comödie die Rede sey, weil noch des Chors Meldung geschieht. Scaliger giebt diese Eintheilung. Protasis, oder die Erklärung der Sache, ohne Meldung des Ausganges, Epitasis, oder der Anfang der Verwirrung, Katastasis, der höchste Grad der Verwirrung, (ein Theil, welcher, seiner Meynung nach, nothwendig, aber wenig bemerket ist) und endlich Katastrophe oder die Glücksänderungen. Da die Regeln für die Tragödie und Comödie, so fern beide Handlungen vorstellen, einerley sind, so muß auch ihre Eintheilung auf gleiche Regeln gegründet seyn. Ich berufe mich auf dasjenige, was ich hievon in meinen Anmerkungen über den Aristoteles gesaget habe.

§. 8.

Wie der alten Comödie die Macht genommen wurde, sich persönlicher Anzüglichkeiten zu bedienen, sollen an ihrer Stelle die Satyren eingeführet worden seyn. Akron schreibt sie dieser Bewegungsursache zu, und giebt den Kratinus, als den ersten Urheber an. Es ist dieses aber von einer größern Vollkommenheit der satyrischen Stücke zu verstehen, denn sonst ist die Satyre gleichen Ursprungs mit der Tragödie und Comödie. Weil man nämlich übel nahm, daß dem Lobe des Bacchus durch die redende Person etwas entzogen ward, so führete man die Satyrn, als Bediente des Bacchus ein. Die Vorwürfe dieser satyrischen Stücke waren ihren Namen gemäß. Diomedes saget: Satyrica est apud Graecos fabula, in qua item tragici poetae non reges aut heroës, sed Satyros induxerunt ludendi causa jocandique.

§. 9.

Ich darf von den Stücken des römischen Theaters nicht ausführlich handeln. Alle ihre Stücke waren nur Nachahmungen der Griechen. Zwar hatten dieselben gleich im Anfange schon ziemlich viel Regelmäßigkeit, allein dieses rührte daher, weil die Trauerspiele und alle Stücke der Bühne bey den Griechen erfunden worden, und folglich nur allmählich ihre Vollkommenheit erlanget, da hingegen die Römer die Muster der Griechen schon vor sich hatten.

§. 10.

Die Personen des Theaters bestunden aus dem Chore, und den handelnden oder spielenden Personen. Von dem Chor habe ich in meinen Anmerkungen über den Aristoteles zureichend geredet. Die spielenden Personen unterzogen sich den Schauspielen zuerst freiwillig, nächstdem aber hielt die Obrigkeit die spielenden Personen auf ihre Kosten. Alle spielende Personen bedienten sich der Masken, und zwar ursprünglich aus einer doppelten Ursache. 1. Die Alten hatten keine weiblichen Acteurs, weil aber doch bisweilen in den Schauspielen Weiber vorgestellt werden mußten, so half man sich durch die Masken. 2. Man zog zuerst lebende und bekannte Personen durch. Um sie den Zuschauern desto kenntlicher zu machen, bediente man sich solcher Masken, die die Gesichtsbildung der vorgestellten Leute aufs natürlichste ausdrückten. Da die persönlichen Anzüglichkeiten abgestellet wurden, suchte man die Leidenschaften der Menschen durch Masken abzubilden, und kenntlich zu machen, welches zum Theil wegen der Größe des Theaters und der weiten Entfernung vieler Zuschauer nothwendig war, damit sie aus dem bloßen Anblick der Person seine Person und Charakter wahrnehmen konnten. So brachte Neophron zuerst die Maske eines Schulmeisters auf die Bühne, und Aeschylus trunkene Leute.

In den Tragödien waren die Masken noch aus einer andern Ursache nothwendig. Schon damals machte man sich von seinen Vorfahren und der Vorwelt überhaupt einen höhern Begriff als etwan in der Wahrheit gegründet seyn mochte. Man glaubte insbesondere, daß die Helden des Alterthums viel größer gewesen, als die Menschen in den nachfolgenden Zeiten. Diese Helden wurden in der Tragödie aufgeführet, man suchte daher, ihnen die Acteurs durch ungeheure Masken, und den berühmten Cothurn so viel möglich ähnlich zu machen.

Die Materie der Masken, da sie erst von Baumrinden, demnächst von Leder oder Holz waren, und ihr Unterscheid, da sie entweder komische, tragische, satyrische und orchestrische waren, gehöret nicht eigentlich zum Wesen des Theaters, und war auch bey den Alten willkührlich. Eben so wenig waren die Kleidungen der spielenden Personen einerley, sondern richteten sich nach den veränderlichen Kleidertrachten der verschiedenen Zeiten und Nationen.

§. 11.

Herr Boindin [g]) hat von den Gebäuden des Theaters der Alten gründlich gehandelt; der Riß, der sich in der deutschen Ausgabe findet, drücket dieselben ziemlich genau aus, und weiß ich wenig zu demselben hinzuzusetzen. Ich habe also gut gefunden, meinen von den Gebäuden des Theaters der Alten schon verfertigten Riß zu unterdrücken, und den Leser auf die Abhandlung des Herrn Boindin, und den Vitruv selbst zu verweisen.

---

g) Memoires de l' Acad. des belles Lettres. T. I.

D.

Simon Dach,

einer der talentvollsten und correctesten älteren deutschen Dichter, ward am 29. Juli 1605 zu Memel in Preußen geboren. In der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt, die er schon in zarter Kindheit besuchte, zeichnete er sich durch Fleiß und glückliche Anlagen bereits vortheilhaft aus; denselben Eifer bewies er später auf der Domschule in Königsberg, von wo ihn jedoch die Pest vertrieb, so wie auf den Gymnasien zu Wittenberg und Magdeburg. Er kehrte 1626 über Hamburg und Danzig nach Königsberg zurück und studirte daselbst Philosophie und Theologie. 1633 ward er Collaborator, 1636 Conrector an der dortigen Domschule, trug jedoch leider durch angestrengtes Arbeiten einen siechen Körper davon. Auf Veranlassung seines Freundes des bekannten Roberthin (S. d.) beschäftigte er sich mit poetischen Versuchen, und ein Glückwunsch, welchen er dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, bei dessen Anwesenheit in Königsberg (1638) übergab, wurde so günstig aufgenommen, daß Dach im folgenden Jahre die erledigte Professur der Poesie an der Königsberger Universität erhielt. Die Gnade seines Fürsten verblieb ihm; denn als er einst denselben in einer gereimten Supplick um etwas Ackerland bat, ward ihm das Gut Curheim zum Geschenk gemacht. Nachdem er sich 1641 verheirathet hatte, nahm sein kränklicher, durch übertriebenen Fleiß herbeigeführter Zustand immer mehr zu, so daß er zuletzt nur wenige gesunde Augenblicke hatte, und ein ganzes Jahr lang vor seinem Tode das Bett hüten mußte. Er starb an der Schwindsucht, den 15. April 1659.

Viele seiner poetischen Leistungen sind Gelegenheitsgedichte und erschienen einzeln. Dach selbst sammelte seine Gedichte nicht, wohl aber besorgte nach seinem Tode seine Gattin eine (jedoch sehr unvollständige) Ausgabe derselben unter dem Titel:

> Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter von Simon Dachen poetisch besungen. Königsberg, ohne Jahrszahl, in 4.

Einzelne Gedichte Dach's finden sich in folgenden gleichzeitigen gedruckten Sammlungen:

- Heinrich Albert's Arien theils geistlicher, theils weltlicher Lieder. Königsberg, 1648. 8 Thle. (Dach's Lieder sind hier gewöhnlich mit den Namen Chasmindo und Sichamond [Anagramme von Simon Dach] bezeichnet.)
- Heinrich Alberti's musikalische Kürbshütte. Königsberg, 1651. Fol.
- Gabriel Voigtländer allerhand Oden und Lieder mit Melodieen. Lübeck, 1650. Fol.
- Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesener und bisher noch nie zusammengedruckter Gedichte. 1. — 6. Thl. Leipzig, 1697 — 1709.

Simon Dach ist einer der glücklichsten und talentvollsten Dichter der Opitzischen Schule. — Warmes Gefühl, im Herzen entsprungene Frömmigkeit und andächtiger Ernst erwarben seinen geistlichen Poesieen zu ihrer Zeit große Verehrung, so daß viele derselben sich noch lange als Kirchenlieder erhielten. In seinen weltlichen Dichtungen herrscht eine ungeheuchelte, natürliche und wohlwollende Fröhlichkeit vor, welche belebend auf den Sinn des Lesers einwirkt; gewaltige poetische Begeisterung darf man jedoch nicht bei ihm suchen. Seine Diction ist einfach und wohlklingend, sein Versbau correct und rein.

Auff Leßbien. *)

Leßbia, mein leben,
Hat sich mir ergeben
    In gewünschter pflicht,
Ich will bey ihr stehen,
Biß ich werde gehen
    Hie aus diesem licht,
        Was vor leid
        Ich jederzeit
Um sie hab ertragen müssen,
    Will ich itzt beschlüssen.

Die gewünschten freuden,
So sie vor mein leiden
    Mir ertheilen will,
Soll kein leid beschweren,
Ja sie sollen mehren
    Ohne maaß und ziel:
        Ihre zier
        Will einig mir,
Ich in allen liebes-fällen
    Zu gebothe stellen.

Aller pracht und prangen
Ihrer süssen wangen,
    Ihr corallen-mund:
Ihre zarten hände,
Ihrer armen bände
    Sind mir nun vergunt:
        Ehe muß
        Ein überfluß,
Als ein mangel in den sachen
Mich verdrossen machen.

Sind im obst viel kerne,
Viel am himmel sterne,
    Wirfft der Nord viel schnee:
Sind viel rauhe wellen
Wenn die winde bellen
    Auff der wüsten see:
        Mehr sind küß,
        Ich weiß gewiß,
Die sie mir zum liebes-zeichen
    Wird mit willen reichen.

Solt ich solcher massen
Mich gereuen lassen
    Meiner sorg und pein!
Wer auff sein verdriessen
Diß hat zu geniessen
    Kan nicht elend seyn:
        Elend kan
        Nicht seyn der mann,
Dem sein lieb auff alles leiden
    Lohnt mit solchen freuden.

An Dorinden.

Komm, Dorinde, laß uns eilen,
    Nim der zeiten gut in acht,
Angesehen das verweilen
    Selten grossen nutz gebracht,
Aber weißlich fortgesetzt
Hat so manches paar ergötzt.

*) Aus der Hoffmannswaldauschen Gedichtsammlung. 6. Thl. Glückstadt und Leipzig, 1704.

Wir sind in den frühlings=jahren,
Last uns die gelegenheit
Forn ergreiffen bey den haaren,
Sehn auff diese mäyen=zeit,
Da sich himmel, see und land
Knüpffen in ein heyraths=band.

Wenn sich die natur verjünget,
Liegt in liebe kranck und wund,
Alles sich zu nehmen zwinget,
Thut sie frey den menschen kund,
Daß sich er, die kleine welt
Billich nach der grossen hält.

Still zu seyn von feld und püschen,
Von dem leichten heer der lufft,
Da sich jedes will vermischen,
Jedes seines gleichen rufft,
Hört man in den wäldern nicht
Wie sich baum und baum bespricht.

An den Bircken, an den Linden,
An den Eichen nimmt man wahr,
Wie sich äst und äste binden,
Alles machet offenbahr
Durch das rauschen, so es übt,
Daß es sey, wie wir verliebt.

Lust betrübt, die man verscheubet,
Dieser eyfer, dieser brand,
Diese jugend, so uns treibet,
Hat nicht ewig den bestand,
Zeigt sich wind und vogel leicht,
Ist geflügelt, kommt und weicht.

An eine Nymfe.

Nymfe, gib mir selbst den mund,
So wird mir dein hertze kund,
Reich mir deiner armen band,
Der gewünschten liebe pfand.

Denn so lange du noch nicht
Mir gehorchen wirst, mein licht,
Wird dein lieben nur ein schein,
Und vor nichts zu achten seyn.

Treue lieb ist jederzeit
Zu gehorsamen bereit,
Hat ihr thun gerichtet hin
Auff des liebsten hertz und sinn.

Glück bricht von sich selbst hervor,
Und stöst ihre flamm empor,
Wo sich rauch und dampff nur find,
Muß vergehn durch lufft und wind.

Schämstu aber dich vor mir;
So gedencke, meine zier,
Daß ich dein bin, was du bist,
Und werd itzt nicht erst erkiest.

Wo ich mich, gleich wie du wohl,
Auch mit andern schämen soll;
Würde nicht die gantze welt
In gar kurtzer zeit gefällt?

Venus hat sich, wie bekant,
Zum Adonis selbst gewandt,
Und mit ihm so manche nacht
In der liebe zugebracht.

Komm, der mond am firmament
Hat sich schon zu uns gewendt,
Komm, die nacht kömmt auch heran,
Da sich küsset, was nur kan.

Morgen, hör ich, wilst du fort
Von uns an ein frembdes ort,
Und wer weiß auff welchen tag
Ich dich wieder sprechen mag.

Darum hertz mich ohne scheu,
Daß ich deiner indenck sey,
Ich bitt einmahl noch itzund,
Nympfe gib mir selbst den mund.

An Dorinden.

Dorinde die verließ mit mir,
Ich solt in diesem garten
Ein wenig ihrer warten,
So sitz ich hier, verschmachte schier.
Wo bleibst du doch mein süsses leben?
Seum nicht, mein sonnenschein,
Mit äpffeln wart ich dein,
Und trauben von den besten reben.

Hie, wo der baum uns schatten giebt,
Die winde lieblich wehen,
Und meinen kummer sehen,
Soll seyn was mir und dir beliebt,
Ich habe graß hieher getragen;
Ich weiß von keiner ruh,
Es mangelt nichts, als du,
mich nicht über untreu klagen.

Ach mutter! haltet ihr sie an,
So will ich euch beschweren
Bey meiner gluth und zehren,
Bey allem, was euch lieb seyn kan,
Bey ihren sittsamen geberden,
Bey ihrem jungen blut,
Und tugendhafften muth
Der alles zwingt, was lebt auff erden,

Biß daß ihr last mein trost und licht;
Ich aber will in dessen
Nur ihre zier ermessen,
Die mein und mich dazu zerbricht,
Betrügt mich aber mein verlangen,
So soll nach langer noth
An diesem ort der tod
An ihrer statt mich doch umfangen.

Lob der rechtzeitigen Heyrath.

Wohl dem, der sich beyzeiten,
Auff süsse heyrath lenckt,
Und mit geehrten leuten
Gern zu befreunden denckt,
Und fast ein mensch zu hertzen,
Daß wider alle schmertzen
Ihm ruh und freude schenckt!

Der selbst mit sich vertragen,
Und auch zugleich mit Gott,
Er trutzt in bösen tagen
Der höllen gantze rott,
Und hält des glückes sachen,
Die uns sonst irre machen
Getrost für einen spott.

Er schliesset sich den armen
Der liebsten hertzlich ein,
Und weiß sie zu erwarmen,
Auch frör es ertzt und stein,
Läst lufft und himmel stürmen,
Weil er sich kan beschirmen,
Und fern von kummer seyn.

Gedult lehrt ihn gelesen
Die angst, die auff ihn fällt
Er weiß, daß nur mit rosen
Kein stand sich unterhält;
Wer alle müh und leiden
Aus zärtlichkeit will meiden,
Der fliehe diese welt.

Der sorgen schaar auff erden
Umringt nur jederman;
Will ihm was schwerer werden,
Als er ertragen kan,

Macht ihm den muth zu trübe;
Sein mitgenoß, die liebe
Tritt wacker mit ihm an.

Für seiner liebsten sinnen,
Und was ihn sonst ergötzt
Wird er der noth kaum innen,
Wie starck sie an ihn setzt.
Er steht in lust versencket
Die alles, was ihn kräncket,
Ihm aus dem sinne schwätzt.

Er macht mit dem bescheide
Der heyrath festen schluß,
Daß unmuth neben freude
Ihm stets begegnen muß,
Und weiß in zuvertrauen
Auff seinen Gott zu bauen,
Der hält auch bey ihm fuß.

Wer will, mag einsam bleiben,
Des armen lebens-ziel
Ist dennoch: sich beweiben.
Man sorg auch nicht zuviel!
Gott wird sein volck erhalten,
Den läst ein weiser walten,
Und freyet, wenn er will.

Lob der Liebe.

O liebe, hertzen-binder,
Du herr der freundlichkeit
Und aller guten zeit,
Du zwietracht überwinder,
Du grosser wohlfahrt-heger
Wie das die ganze welt
Dir hin zu fusse fällt,
Und folget deinem läger?

Wie weist du einzusperren
Des scepters gantze macht!
Dir dient der cronen-pracht,
Der knecht auch samt dem herren.
Das alter wird gerissen
Zwar an dein strenges joch,
Die tugend pflegst du doch
Am meisten einzuschliessen.

Du wagst dich in die wangen
Der frauen-bilder hin,
Und führst den starcken sinn
Der männer so gefangen.
Was keine macht kann brechen,
Kein strahl, kein fallend bley,
Was keine tyranney,
Weist endlich du zu schwächen.

Du hast die welt gelehret
Das, was sie gutes hat,
Daher auch dorff und stadt
Dir billich zugehöret:
Daß wir die felder bauen,
Nach ehr und gütern stehn,
Tieff in das erdreich gehn,
Uns wind und wellen trauen.

Wodurch wir zugenommen,
Ja aller pracht und zier
Muß eigendlich von dir,
Du weltbereicher, kommen.
Du endest angst und leiden;
Greiffst du, o amor! an
Und hilffst, so träget man
Des creutzes last mit freuden.

Durch dich muß alles werden
Was vieh und menschen noth,
Ohn dich kommt weder brodt
Noch weinwachs aus der erden:
Wie schön die vögel singen,
Wie fröhlich thut das meer,
Der fische schaar, das heer
Der thier im walde springen;

Wie lustig sich mit tantzen
Das volck der sternen macht,
Wie helle bey der nacht
Sie um den mond her gläntzen;
Wie schnell der sonnenräder,
Wie lieblich lufft und wind,
Wie angenehm uns sind
Die brunnen, flüsse, bäder.

Doch wäre nichts zu spüren
Von allem, was man kennt,
Wenn du das regiment
Nicht, liebe, soltest führen.
Glückseelig ist die stunde,
Kriegt anders zeit die stadt
Da gott gezeugt dich hat,
Aus seines hertzen grunde.

Man hat von keinen plagen
Da irgends wo gewust
Und nur von lauter lust
Und freude können sagen;
Da war kein haß vorhanden,
Kein argwohn und kein streit,
Fried und gerechtigkeit
Sind um dich her gestanden.

Man sieht noch itzund leben
Und grosses wohlergehn
An allen orthen stehn,
Wo du dich hinbegeben.
So komm nun dein begnügen
Umschließ auch dieses paar
In eintracht immerdar,
Die ehlich itzt sich fügen.

Du bist es, den wir singen,
Du und das wahre guth,
Der uns das liebste thut,
Gott selbst für allen dingen:
Wir werden angetrieben
Zu sagen: er allein
Muß selbst die liebe seyn,
Die er so rein kan üben.

O seelig seelig wären
Wir menschen allerseit!
Die wir durch haß und streit
Erbärmlich uns verzehren,
Wenn doch auch uns die liebe,
Die alles hie und da,
Und selbst den himmel, ja
Am meisten gott treibt, triebe.

Lob derselben.

Es stünde mit der erden,
Wenn lieben solte werden
Von menschen abgethan,
Als wenn der sonnen-wagen
Dem leuchten wolt entsagen
Auff seiner himmels-bahn.

Denn, ist auch zu ermessen,
Was täglich wird gefressen
Für volck, durch krieg und schwerdt,
Und was hierfür noch blieben,
Muß sonst, wie rauch verstüben,
Durch pest und brand verheert.

Man fährt in grossen schaaren,
Nach so viel tausend jahren,
Noch durch des Carons meer,
Doch sind da keine wellen,
Die einen noch zur stellen
Hier brächten wieder her.

Die sonne geht zwar nieder,
Kommt aber täglich wieder:
Der wald läst seine pracht,
Doch wird er wieder gläntzen,
So bald im frischen lentzen
Die sonn ihn angelacht.

Wie sich der mond verlohren,
So wird er auch gebohren;
Das meer laufft ab und zu:
Der aber kömmt nicht wieder,
Der sich nur einmahl nieder
Legt zu der langen ruh.

Die welt wär untergangen,
Da sie kaum angefangen,
In ihrer kindheit schon,
Daß aber sie noch lebet,
Auch noch zu leben strebet,
Diß ist der liebe lohn.

Sie kan alleine machen,
Was nur von schönen sachen
Wird irgend angeschaut,
Durch sie hat müssen werden
Der himmel sammt der erden,
Fluth, lufft und gluth erbaut.

Daß sich ein wald verjünget,
Daß hie ein vogel singet,
Daß hie wird wild gespürt,
Daß bäume früchte hegen,
Daß graß wächst durch den regen
Die liebe solches rührt.

Wenn alles diß zusammen
Durch hitz und macht der flammen
Wird werden rauch und wind,
Wird doch die liebe stehen,
Und ewig nicht vergehen,
Weil Gott sie selbst entzündt.

Er wird durch sie getrieben,
Die ewiglich zu lieben,
Die er ihm hat erwehlt
Eh als die welt gegründet,
Mit allem was man findet,
Eh als man stunden zehlt.

Alsdenn wird man erkennen
Was wir nur traum itzt nennen,
Wie sehr er uns geliebt
Wie er sich uns verbunden,
Wenn er durch seine wunden
Uns ihm selbst wieder giebt.

Was sey vom himmel steigen,
Sich vor dem menschen neigen,
Den er selbst hat gemacht:
Was sey frost, hitz erleiden
Durst, hunger, schmach und neiden,
Von sündern seyn verlacht.

Demnach der sich ergeben
Im liebes-joch zu leben,
Der irret gäntzlich nicht,
Wenn er sich nur nicht mühet
Am joch der unzucht ziehet,
Die ausser dieser pflicht.

Die böse lust verschwindet,
An welcher statt sich findet
Leid, seelen-weh und schand,
Ein ehlich leben bleibet,
Leid traurigkeit vertreibet,
Bringt gutt gerücht im land.

Ich acht halb derer leben,
Die sich nicht weiter geben,
Und müssen so davon:
Der seinen gutten nahmen
Hie erbt auff seinen samen!
Der lebt, und stürb er schon.

Phyllis Lobspruch.

O Ihr vormals grünes feld,
O ihr püsch und auen,
Vor mein pallast und gezelt,
Itzt ein ödes grauen,

O ihr bäche, die ihr klar
Hin zu rauschen pfleget
Da, wo Pann der Nymphen-schaar
Offtmals hat verjaget.

Meine Phyllis zwingt mich euch
Gutte nacht zu geben,
Ihr seyd traurig, todt und bleich,
Sie ist ganz mein leben,
Euch ist durch des herbstes noth
Alle pracht vergangen,
Sie ist weiß und sonnen-roth
Auff den frischen wangen.

Bey euch stürmt es ohne ruh
Und in allen hölen,
Phyllis weht ein theil mir zu
Ihrer edlen seelen;
Bey euch muß ohn unterlaß
Sich die Lufft ergiessen,
Sie wird nur von thränen naß
Um die nachtzeit fliessen.

Keine sonne lacht mich an,
Ihr gesicht von fernen
Ist: was mich ergötzen kan,
Trotz den lichten sternen,
Ich will in der Phyllis schooß
Steten frühling führen,
Bey euch möcht ich nackt und bloß
In der kält erfrieren.

Darum soll nur sie allein
Mir an statt der felder
Und an statt der berge seyn,
Hier sind meine wälder:
Meine blumen sind allhie,
Wo ich ohne leiden
Meine seele spät und früh
Sicher werde weiden.

Kein betrübtes sinnen-weh
Soll mich hie erschrecken,
Ihrer weissen armen-schnee
Wird mich treulich decken,
Mein verliebtes Herze soll
Zwischen ihren brüsten,
Als den hügeln, welche voll
Süsser freude, nisten.

Dieses ist mein kayserthum,
Diß sind meine schätze,
Was hat sonst bey mir den ruhm,
Daß es mich ergötze?
Dieses ist das rechte ziel
Meiner müh auff erden,
Was mein herz gedenkt und will,
Muß mir Phyllis werden.

Zeugt ein kauffmann hin und her
Ueber stock und steine,
Durch die klippen, durch das meer,
Durch die wüsten haine,
Was er suchet für und für,
Und ich mag gedenken,
Mus mir meiner Phyllis zier
Reicher vorath schenken.

Viel erzwingen ihre lust
Auff den wilden kriegen,
Da sie offt in reiff und frost
Unterm himmel liegen;
Unterm himmel darff ich nicht
Reiff und frost ertragen,
Gleichwohl giebet mir mein licht
Warum sie sich plagen.

Die sind über leut und land
Reich an schönen städten,
Diese muß der flüsse rand,
Die das meer anbeten;
Meine Phyllis, die mich hält,
Kan mich reicher machen,
Sie ist mir die ganze welt
Bey gar schlechten sachen.

Andre fallen immer hin
Zu des glückes füssen,
Es um ehr, aus eitlem sinn
Freundlich zu begrüssen,
Nun sich meiner Phyllis gunst
An mir hat verliebet,
Ist mir aller ruhm ein dunst,
Den das glücke giebet.

Bey der Phyllis hab ich mich,
Weisheit, dir vermählet,
Der hat alles, welcher dich
Klüglich ihm erwehlet,
Du bey meiner Phyllis bist,
Die mich vor den blitzen,
So des glückes eigen ist,
Kräfftig weiß zu schützen.

Phyllis, mein gewünschtes guth,
Meine zier und krone,
Du, in derer milch und bluth
Ich am meisten wohne,
Komm, uns will an solchen ort
Venus selber leiten,
Wo uns keines glückes nord
Soll noch kan bestreiten.

Ursprung seiner Liebe zu Galatheen.

Itzund heben wald und feld
Wieder an zu klagen,
Denn es will die grimme kält
Alle lust verjagen,
Boreas pfeifft, saust und rufft,
Hie und wieder in der lufft,
Fället alle blätter
Durch sein strenges wetter.

O wiewohl pflag mir zu seyn,
Wenn mich bey dem bronnen
Venus thäte vor dem schein
Und dem feur der sonnen,
Wenn ich alles Kummers loß
Lag in ihrer zarten schoß,
Wenn ich alles tichten
Pflag auff sie zu richten.

Manchen schönen vers hat sie
Selbst mir vorgeschrieben,
Amor hat mit mir allhie
Offt die zeit vertrieben,
Er warff seinen köcher hin
Sambt dem bogen in das grün,
Und saß bey mir nieder
Hörte meine lieder.

Ich sang: wie vor seiner list
Jeder müst erliegen,
Wie sein reich und himmel ist
Uber alles siegen,
Venus sagt, Adonis pein
Solte mein gedichte seyn,
Dem sie sich ergeben
Eh er kam ums leben.

Ich empfing davor von ihr
Einen kranz von myrten,
Hiemit brach mein lob herfür
Unter allen hirten,
Amor aber vor sein theil
Drückt in mich ein scharffen pfeil,
Dessen ich noch schmerzen
Fühl in meinem hertzen.

Galathee, du preiß und ehr
Aller schäfferinnen,
Dich must ich je mehr und mehr
Damals lieb gewinnen:
Ach wie manche liebe nacht
Hab ich schlafflos hingebracht,
Und dir, o mein leben,
Mich zu Dienst ergeben.

Meiner heerde hab ich nie
Wegen dein geachtet,
Und nur dir mit höchster müh
Immer nachgetrachtet,
Ja es steht anitzt noch kaum
In dem wald, ein einig baum,
Da nicht ist geschrieben,
Wie ich pflag zu lieben.

Bis sich Venus mir versprach
Hülffe zu gewehren,
So genß ich allgemach
Meiner augen zehren
Wusch sie ab mit eigner hand,
Und verlöschte meinen brand,
Heilte meine wunden,
Die ich hatt empfunden.

Sonsten war mein auffenthalt
Nirgend nicht zu finden,
Als nur durch den grünen wald,
Bey den hohen linden,
Ein schön qvell, ein frisches gras,
Liebet ich ohn unterlaß,
Da ich dann gesungen,
Daß die bäum erklungen.

Aber nun der Norden-wind
Alles hin wil reissen,
Und mit frost und schnee beginnt
Um sich her zu schmeissen,
Muß in höchster traurigkeit
Ich verbringen meine zeit
Weit von solchem leben,
Das uns Wälder geben.

Doch, Amintas, wer wie du
Sich so wohl versehen,
Und ergreifft die süsse ruh,
Der läst immer wehen
Alles wetter zu ihm ein,
Nichts mag ihm beschwerlich seyn.
Mitten in den winden
Kan er ruhe finden.

Darum muß dich jedermann
Für glückseelig halten;
Wer so liebt, derselbe kan
Kaum im tod erkalten.
Rechte treue liebe macht
Hitz aus kälte, tag aus nacht,
Kehret alles Leiden
In gewüntschte freuden.

Ermahnung zur Keuschheit.

Hie habt ihr, ihr jungfrauen,
Was ohne schein und list
Recht werth an euch zu schauen,
Und höchst zu lieben ist:
Ihr mögt durch schöne jugend
Gefallen, wem ihr wollt,
Der keuschheit güldnen tugend
Sind GOtt und menschen hold.

Ihr lob kan fest fest bestehen,
Und hält beharrlich fuß,
Wenn alle pracht vergehen,
Und flüchtig werden muß.
Der wangen farb und leben
Wird ausgestrichen seyn,
Wenn ehr und zucht wird geben
Den allerbesten schein.

Legt hie an diese wahre,
Die nicht verderben kan,
Das theure gold der jahre,
Die zarte jugend an,
Seht, daß ihre eure seele
Mit ihren farben mahlt,
Durch die des leibes höle
Wird sonnen-klahr bestrahlt.

Wist ihr heraus zu streichen
Den leib, der erde trägt,
So werd auch schmuck ingleichen
Dem hertzen angelegt;
Laß nicht den sack der motten,
Die haut, und das gebein,
Das endlich muß verrotten
Mehr als die seele seyn.

Er lobet Sie.

Mein kind, dich müssen leute lieben,
Vor welchen ich ein schatten bin;
Drum wundert mich es, daß dein sinn
Zu meiner einfalt wird getrieben;
Es pfleget itzt ja zu geschehn,
Daß alle nur auff hoheit sehn.

Ich weiß mich so nicht auszuputzen
Wie itzt die geile jugend thut,
Und die ihr väterliches gut
Im halben jahr offt gantz verstutzen;
Was hoch und über stands-gebühr,
Da eckelt meiner seelen für.

Wie schlecht ich auch herein mag gehen,
So schämest du dennoch, mein licht,
Dich nimmer meiner liebe nicht;
Du darffst es öffentlich gestehen!
Und sagst durch keines zwang und trieb:
Ja, ja, mein kind, ich hab euch lieb.

Ich hab es Venus wissen lassen,
Sie hat es Amor kund gethan,
Sie haben ihre lust daran,
Und lieben dich auch bester massen,
Daß du, o frommer seelen lust,
So treu und redlich bey mir thust.

Gehabt euch wohl ihr stoltzen pfauen,
Ich kenn und liebe wenig gold,
Und dennoch ist mir treu und hold
Die zier und krone der jungfrauen,
Die mehr auff ein berühmtes lied,
Als auff vergüldte kleider sieht.

Die tugendhaffte Lidia.

Auff! ihr meine güldne seiten,
Raffet meinen geist von hier,
Lidia will neben mir
Uber lufft und himmel schreiten,
Ist durch meiner sinnen macht
Auff ein ewigs lob bedacht.

Sie erkennt, daß pracht und jugend
Wie ein dampff verrauchen muß,
Darum stellt sie ihren fuß,
Auff den pfad standhaffter tugend,
Wil durch meiner gaben schein
Immer jung und schöne seyn.

Schau, ich reisse mich von hinnen!
Sey beseelt, o meine hand!
Fleuch, du feuriger verstand
Uber des gestirnes zinnen,
Suche da hinauff zu gehn,
Wo diß schöne mensch soll stehn.

Ihre sonnen-rothe wangen,
Ihrer augen güldnes licht
Und ihr himmel-rund gesicht,
Soll hie neue pracht erlangen,
Pracht, die ewig nicht verblüht
Und nicht herbst noch winter sieht.

Freue dich, du preiß der schönen,
Hie soll deiner gaben schaar
Sich vor aller zeit gefahr
Mit der ewigkeit bekrönen:
Keine feindliche gewalt
Soll dir rauben die gestalt.

Dieses, was ich von dir schreibe,
Hebt mein Phoebus selber auff,
Daß es von der zeiten lauff
Ewig unbetastet bleibe,
Legt es bey, wo gluth und wind
Erd und see verbannet sind.

Starcke wälle, thürn und mauren
Fallen mit den jahren ein,
Ertzt und eisen, stahl und stein,
Können vor der zeit nicht tauren,
Aber deine pracht und zier
Lidia, bleibt für und für.

An den leichtsinnigen Thyrsis.

Was von mir dein leichter sinn
Thyrsis, zu begehren scheinet,
Geb ich dir, und keinem, hin,
Der mich nicht in ehren meinet,
Keinem, der mich nur durch list
Auffzusetzen willens ist.

Schweine lieben schlam und koth,
Eulen, nacht und wüste hölen;
Was sucht ihr gefahr und tod
Hie in meiner keuschen seelen,
Der, an statt verfluchter lust,
Gott und tugend ist bewust?

Weg mit eurem seiten-spiel,
Welches ihr, mir zugefallen
Auff der strassen ohne ziel
Lasset abendlich erschallen!
Solche worte, solch gethön
Führt die höllische Syren.

Ist denn meiner haare gold
Meiner wangen licht und leben
Euch zu dienen, wie ihr wolt,
Mir zu hohn und spott gegeben?
Nein, der schönheit eigenthum
Sieht auff einer keuschheit ruhm.

Ey wie würde meine zier
So ein schönes lob erlangen,
Solt ein solcher, gleich wie ihr,
Schon mit ihrem raube prangen:
Was ist derer rosen schein
Welche schon berühret seyn?

Auff ihren Abschied.

O ihr auszug meiner freuden!
Dem mein hertz sich untergiebt,
Müst ihr eben von mir scheiden,
Da euch meine seele liebt?
Gebt ihr mir schon gute nacht,
Nun ihr erst mich auffgebracht?

Könnet ihr kein mittel finden,
Das euch hie behalten kan?
Sagt was von den rauhen winden,
Von dem kalten winter-mann,
Der solch ungemach erregt,
Und so sehr zu stürmen pflegt.

Sollet ihr zu lande reisen,
So gedenckt der krieges-gluth,
Redet stets von brand und eisen,
Von der mörder wilden muth,
Sagt: es sey zu land und meer
Itzt das grösseste beschwer.

Klaget über eure glieder,
Sprecht: es sey euch kost und tranck
Zugeniessen, gantz zu wider,
Esst genöthigt und durch zwang!
Viele hat zu seiner zeit,
Kranck zu liegen nicht gereut.

Treue lieb ist allermassen
Witzig, sinnreich und gelehrt,
Kan mit jedem griff erfassen,
Was die klügsten auch bethört.
Wer nicht wohl zu dichten weiß,
Hat im lieben keinen preiß.

Er wünschet zu heyrathen.

Soll denn mein junges leben,
Da alles liebt und freyt,
Alleine sich ergeben
Der langen einsamkeit?
Bleibt denn die freud und lust
Der schleyer-weissen brust
Nach der wir alle streben
Mir ewig unbewust?

Die würme, die nur schleichen,
Die schnellen fisch im meer,
Das wild in den gesträuchen,
Der vogel leichtes heer,
Und was sich in der welt
Durch lufft und fluth erhält,
Kriegt jedes seines gleichen,
So bald es ihm gefällt.

Nur ich muß nicht geniessen
Worauff diß leben geht,
Das glück wil mir verschliessen,
Was andern offen steht;
Der frühling meiner zier
Ist ferne schon von hier,
Gleich wie die bäche flüssen,
So eilt mein herbst zu mir.

Ich aber muß noch bleiben
So, wie ich vormahls war,
Soll nimmer mich beweiben,
Mit keiner seyn ein paar;
Das süsse wangen roth
Soll nimmer mir die noth
Der einsamkeit vertreiben,
Solch leben ist ein tod.

Du königin, Dione,
Von der es einig rührt,
Daß meiner zeiten krone
Mir keine lust gebührt;
Ist diß der liebe danck
Die ich mein lebenlang
Von dir und deinem sohne
In meine laute sang?

Es hat mich nie gefangen,
Was mir verbothen ist,
Bin nie dem nachgegangen,
Was leib und seele büst;
Wil keiner wilden brunst,
Nur eines menschen gunst
In ehren zu erlangen
Versucht ich alle kunst.

Soll ich mir denn erst rathen,
Wenn schon mein winter schneit,
Was thu ich dann vor thaten
Im süssen liebes-streit?
Wer jung ist, liebt den krieg,
Ein alter bleibt zurück,
Denn solcher art soldaten
Erhalten schlechten sieg.

Nein, itzund wil ich haben
Was auff mein leiden dient,
Weil noch die füsse traben
Und noch mein alter grünt;
Komm Venus, schleuß mich ein,
Der liebsten, die ich mein,
Ich wil von deinen gaben
Recht satt und truncken seyn.

Heyraths-Gedanken.

Soll sich der mensch, die kleine welt,
Itzt nicht auff süsse heyrath lencken,
Muß doch das prächtige gezelt
Der grossen nur an liebe dencken?

Die erd ist sauber und beleckt
Durch den gewünschten schein der sonnen,
Ist ihres winter-fells entdeckt,
Und wird vom himmel lieb gewonnen;

Der sich herab in seinen schooß
Durch einen warmen regen machet,
Und schwängert ihren dürren kloß,
Daß alles fröhlich sieht und lachet.

Was aus der lufft den ackersmann
Mit singen tröstet und erfreuet,
Spricht lieblich eins das ander an.
Und wird zugleichen gleich getrauet.

Die heerde treibt den hirten fort
Der Galatheen nachzulauffen,
Rom braucht sich itzt der besten wort,
Ihr Nympfen, eure gunst zu kauffen.

Das meiste, welches auffenhalt
Nur in den wellen ist zu finden,
Ja hügel, berge, wild und wald,
Muß itzt in liebe sich verbinden.

Der mensch, ein auszug dieser welt,
Wird vieler schuld entledigt bleiben,
Wenn er sich dem gemäß verhält,
Was lufft, see, erd und himmel treiben.

Die beste Zeit zum lieben.

Die sonne rennt mit prangen
Durch ihre frühlings-bahn,
Und lacht mit ihren wangen
Den runden welt-kreiß an,

Der himmel kömmt zur erden,
Er wärmt uns macht sie naß,
Drum muß sie schwanger werden,
Gebiehret laub und graß.

Der west-wind läst sich hören,
Die Flora, seine braut,
Aus liebe zu verehren
Mit blumen, graß und kraut.

Die vögel kommen nisten
Aus fremden ländern her,
Und hengen nach den lüsten;
Die schiffe gehn im meer,

Der schäfer hebt zu singen
Von seiner Phyllis an,
Die welt geht wie im springen,
Es freut sich, was nur kan.

Drum wer anitzt zu lieben
Ein gutes mittel hat,
Der fleh es auffzuschieben,
Und folge guten rath.

Weil alles, was sich reget,
In dem es sich verliebt,
Und sich zu gleichen leget,
Hiezu uns anlaß giebt.

Braut-Tantz.

Die ihr itzt seyd erschienen
Zu unsrer freundligkeit,
Was kann auch besser dienen
Bey dieser kalten zeit,
Als daß ihr theils im tantzen,
Euch übt, wie ich zwar thu,
Theils auch mit gläser schantzen
Setzt auff einander zu?

Ihr jungfern und gesellen
Man fordert euch hervor,
Kommt, kommt euch einzustellen,
Es winckt der gantze chor,
Und sagen die schallmeyen,
Daß diß der braut-tantz sey,
Ihr steht im ersten reyen,
Kommt, findet euch herbey.

Hat jemand nun im hertzen
Beschlossen, die er liebt,
Der thu er kunt die schmertzen
Und was ihn nur betrübt,
Sie mag er sich besprechen,
So gut er immer kan,
Er sage sein gebrechen
Getrost der liebsten an.

Er rede mit den augen,
Mit seufftzen ohne ziel,
Und was zum vortrab taugen
Mag in dem liebes-spiel,
Durch süsses hände-küssen,
Und was ihm sonst bekant
Laß er der liebsten wissen,
Der liebe grossen brand.

Dann auch ihr herrn und frauen,
Die ihr uns gutes gönnt,
Kommt, lasset itzund schauen,
Daß ihr auch tantzen könnt,
Legt euren gram was nieder,
Den schlauen lebens-dieb,
Offt haben alte glieder
Noch junge freyheit lieb.

Die aber nicht zu lencken
Noch auffzubringen seyn,
Die lassen sich beschencken
Mit gutem bier und wein,
Geht, Blasien, schenckt die mandel
Der gläser frisch und voll,
Ihr wist in diesem handel
Des hofes ordnung wohl.

Verzeiht mir doch daneben
Ihr herren, daß ich geh,
Ihr seht, mir winckt mein leben,
Weil ich im tantze steh,
Ich geb euch zu erkennen,
Nehmt ihr es ab an euch,
Ob nicht mein hertz mag brennen,
Dem lattich-feuer gleich.

In der sich meine seele
Hat gantz und gar verirrt,
Von der mich kaum die höle,
Des grabes trennen wird;
Solt ich mit der nicht tantzen!
So hätt es diesen schein,
Als solte schon das pflantzen
Der lieb erstorben seyn?

So lang es, meine sonne,
Mir warm zu hertzen geht,
Solt ihr seyn meine wonne,
Ich hab in mir erhöht
Ein schloß für euch, darinnen
Ihr ewig herrschen solt,
Sie könnt ihr meinen sinnen
Gebieten, wie ihr wolt.

So last euch nun zu ehren,
Uns, und der gantzen schaar
Ihr musicanten hören,
Und macht es offenbahr:
Daß mich vor allem leiden
Die lieb itzt hat verschantzt,
Und daß in solchen freuden
Ich nie vorhin getantzt.

Aria.

Himmel! was vor bittrigkeit
Heget doch die süsse liebe!
Heute helle, morgen trübe
Ist ihr bestes ehren-kleid.
Himmel, was vor bittrigkeit
Heget doch die süsse liebe!

Auff den Durchl. Hochgeb. Fürsten und Herrn, Georg Wilhelmen, Churfürsten zu Brandenburg ꝛc.

Was ist Clio dein beginnen
Sambt den andern Pierinnen?
Was kömmt unsre seiten an?
Welcher held ist, dem zu ehren
Phoebus sich so scharff läst hören,
Und so künstlich als er kan?

Das bist du, trost unsrer zeiten,
Dich erhebet theils der seiten,
Theils der stimmen voller thon
Held Georg, dir zugefallen,
Lässet Cinthius erschallen
Seinen gantzen Helicon.

Mein lob, sagt er, meine wonne,
Grünt durch dessen gnaden-sonne,
Wird durch dessen gunst gehegt,
Den ihm Brandenburg gebohren,
Und zum Fürsten-licht erkohren,
Der des reiches scepter trägt.

Deutschland ist für meinen orden
Itzt zu rauch und asche worden,
Zwingt die kunst verjagt zu seyn,
Hie in seinem werthen lande,
An des kühlen Pregels rande,
Räumt er ihr ein ort noch ein.

Diß sein Königsberg und Preussen
Kan der Musen wohnhauß heissen,
Seiner gnaden linder Ost
Läst hiedurch ein sanfftes wehen,
Unser rechtes wachsthum sehen;
Schafft uns nahrung, hülff und trost.

Hie muß sich mit kühlen flüssen
Hippocrene selbst ergüssen,
Mein Parnaß ragt hie hervor,
Hie kan Socrates gebiethen,
Und die kunst des Stagiriten
Hebet hie das haupt empor.

Plato, Tullius, Euclides,
Maro, Flaccus, Aristides
Und der ärtzte Fürst Galen
Kriegen hie ein neues leben,
Ja man sieht hie sich erheben
Palestinen, Rom, Athen.

Nun für solche huld und gnade,
Die mein schiff an das gestade
Aus dem sturm und wellen nimmt,
Wird ihm billich lobgesungen,
Billich wird von unsern zungen
Ihm ein danck-lied angestimmt.

Laß in einfalt unsern willen,
Held, dir dein gemüthe stillen,
Schau uns diesfalls gnädig an;
Götter, die schon alles haben,
Sind vergnügt mit solchen gaben
Die das hertz erzwingen kan.

Die Wald-Lust.

Die Lust hat mich gezwungen,
Zu fahren in den wald,
Wo durch der vögel zungen
Die gantze lufft erschallt.

Fahrt fort ihr freuden-kinder,
Ihr püsche-bürgerey
Und freyheits-volk nicht minder,
Singt eure melodey!

Ihr lebt ohn alle sorgen,
Und lobt die gütt und macht
Des schöpfers, von dem morgen
Biß in die späte nacht.

Ihr baut euch artig neste,
Nur daß ihr junge heckt;
Seyd nirgends frembd und gäste,
Habt euren tisch gedeckt.

Ihr strebet nicht nach schätzen,
Durch abgunst müh und streit,
Der wald ist eur ergetzen,
Die feder euer kleid.

Ach wolte Gott, wir lebten
In unschuld, gleich wie ihr,
Nicht ohn auffhören schwebten
In sorglicher begier.

Wer ist der also trauet
Auff Gott, das höchste gut,
Der diese welt gebauet,
Und allen gutes thut?

Wir sind nicht zu erfüllen
Mit reichthum und gewin,
Und gehn um geldes willen
Offt zu der höllen hin.

O daß wir Gott anhingen,
Der uns versorgen kan,
Und recht zu leben fiengen,
Von euch, ihr vögel an!

Mayen-Lust.

Wie sehr sich itzt erfreuen,
Der Erden gantzes hauß,
Die schöne lust des mayen
Lockt dorff und stadt hinaus.

Mein hertz beginnt zu wallen,
Wen sich das luft-volck schwingt
Und läst ein lied erschallen,
Daß berg und thal erklingt.

Die heerden gehn sich weiden,
Ihr träger hirten-mann
Hebt hoch auff grüner heiden
Ein freyes waldlied an.

Seht, wie mit grossen hauffen
Dort um der flüsse rand
Die heerden sich belauffen,
Und wüntscht ihm gleichen stand.

Indem daselbst von weiten
Ein klares bächlein quillt,
Daß sich von beyden seiten
In graß und laub gehüllt.

Der schertz herrscht allermassen,
Die lust bezwingt das leid,
Die welt ist außgelassen
Mit lieb und fröligkeit.

Auff! Venus dir ich singe,
Füg mir auch itzund bey,
Die willig in mich dringe,
Und meine liebste sey.

Ich habe gnug gepriesen,
Zwar dich und deinen sohn,
Mich dienstlich gnug erwiesen,
Diß aber ist mein lohn,

Daß ich ohn maß und ende,
Muß derer müßig gehn,
Die mir das hertz verpfände,
Mir treulich beyzustehn.

Was fleucht, was kreucht, was schwimmet,
Schmeckt itzt des vor-jahrs kost,
Ist liebe voll und glimmet,
Nur ich klag über frost.

Ist denn in mir kein leben
Zu deiner freuden schein,
Daß ich so gut nicht eben
Wie heerd und laub kan seyn

Lob der Freundschafft.

Der mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er treu erzeigen
Und freundschafft halten kan,
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
Mit hertzen, mund und hand.

Die red ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur sollen leben,
Und fern von leuten seyn;
Wir sollen uns befragen,
Und sehn auff guten rath,
Das leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kan die freude machen,
Die einsamkeit verhelt?
Das giebt ein doppelt lachen,
Was freunden wird erzählt;
Der kan sein leid vergessen
Der es von hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
Die meine seele liebt:
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich hertzlich giebt,
Mit diesem bunds-gesellen
Verlach ich pein und noth,
Geh auff dem grund der hellen,
Und breche durch den tod.

Ich hab, ich habe hertzen,
So treue, wie gebührt,
Die heucheley und schertzen
Nie wissentlich berührt,
Ich bin auch ihnen wieder,
Von grund der seelen hold,
Ich lieb euch mehr, ihr brüder,
Als aller erden gold.

Friedrich Christoph Dahlmann

ward am 13. Mai 1785 in Wismar, wo sein Vater Bürgermeister war geboren, und erhielt, nach vollendeten Studien, im Jahre 1813 eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Universität zu Kiel, wo er später auch Secretair der Deputation der holstein-schleswig'schen Prälaten und Ritterschaft wurde. Nachdem er daselbst mit ausgezeichnetem Beifall gelehrt, nahm er 1828 einen Ruf nach Göttingen, als K. Hannöverischer Hofrath und ordentlicher Professer der Geschichte, wo er gegenwärtig noch lebt, an.

Seine deutschen Schriften sind:

Neokorus der Dithmarsche. Kiel, 1818.
Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Altona, 1822–24. 2 Bde.
Joh. Adolfi's genannt Neokorus, Chronik von Dithmarschen. Kiel, 1827. 2 Bde.
Lübeck's Selbstbefreiung am 1. Mai 1226. Hamburg, 1828.
Quellenkunde der deutschen Geschichte. Göttingen, 1830.

D. hat sich durch tiefes Quellenstudium, Scharfsinn, Beredsamkeit und Klarheit, bereits als einen der gründlichsten und umsichtigsten deutschen Geschichtsforscher gezeigt. Es ist lebhaft zu wünschen, daß er mit größeren, in seiner ruhigen und gediegenen Weise geschriebenen Werken, die historische Literatur Deutschlands bereichern möge.

Lübecks Selbstbefreiung.

Als im Jahre 1201 König Waldemars des Ersten Söhne Holstein eroberten, fielen auch Lübeck und Hamburg in ihre Hände, zwei mächtige, mit gräflichen, herzoglichen und kaiserlichen Freiheiten ausgestattete Städte, und die am liebsten Niemandem gehorcht hätten. In Lübeck nahm König Knud die Huldigung der neu unterworfenen deutschen und wendischen Gebiete an, und Waldemar II. folgte bald seinem Beispiele. Er bestätigte der Stadt den Freiheitsbrief Kaiser Friedrich Barbarossas, aber er riß sie zugleich gänzlich los von aller Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche, und nicht lange, so gab Kaiser Friedrich II. ihm (1214) Brief und Siegel darauf. Jetzt war Lübeck unter dänischer Reichshoheit die Stadt des neuen dänischen Lehnsgrafen von Nordelbingen, Albert von Orlamünde, der auf des Königs Geheiß den wichtigen Besitz ummauerte, ein festes Schloß in der Stadt erbaute, und feste Schlösser an der Trave, namentlich zu Travemünde. Lübecks Bürger, früh mündig geworden, fühlten schwer, daß sie fortan fremder Größe dienen mußten. Als in der Nacht vom 6ten auf den 7ten Mai 1223 König Waldemar in jene langwierige Gefangenschaft fiel, die das Schicksal von Norddeutschland umwandte, schrieb der Papst (2. Nov.) den Lübeckern, sie möchten, wie des Töpfers Werk im Ofen, jetzt ihre Treue dem Könige in der Widerwärtigkeit beweisen. Wirklich auch, so erzählt man, unternahmen sie nichts während der langen Gefangenschaft Waldemars, theilten keine der Bewegungen in Holstein und Mecklenburg, duldeten die dänische Besatzung in ihrem Stadtschlosse, wünschten sogar Glück zu der endlichen Befreiung des Königs; alles das nicht weil ihr Sinn von Deutschland abgewandt war, sondern weil sie höher hinaus wollten. In aller Stille fertigten sie an Kaiser Friedrich eine Gesandtschaft ab, sprachen ihn um die Gewährung der Reichsunmittelbarkeit an, die er ihnen auch zu Parma unterm 14ten März 1226 urkundlich ertheilte. Jetzt erst, am 1sten Mai, schritten sie zur Ausführung, lockten unter dem Scheine des herkömmlichen Maifestes den dänischen Befehlshaber vor die Stadt hinaus, machten ihn zum Maigrafen und stellten Ergötzlichkeiten an, während eine Anzahl entschlossener Bürger sich in die Burg begab, in die Jeder frei eintreten durfte, als man sich stark genug glaubte, die verborgenen Waffen hervorzog und die arglose Besatzung glücklich übermannte. Auf den Ruf dieser Selbstbefreiung fertigte Kaiser Friedrich abermals, im Junius desselben Jahres, für Lübeck eine Urkunde der Reichsfreiheit aus, welche durch die Schlacht von Bornhövede im folgenden Sommer ihre Bestätigung erhielt und in volles Leben trat.

Also lautet die Erzählung von Cranz und Petrus Olai, Reimar Kock und Hamsfort und unzähligen Andern, bis auf Becker hin, den neuesten Geschichtschreiber von Lübeck, soviel mir bewußt, ohne Ausnahme. Es erzählt sich aber leicht, woher mir Schwierigkeiten in der Sache entstanden sind.

Ich las die beiden Verträge, welche König Waldemar zum Zwecke seiner Befreiung abschloß, in Thorkelins bekanntem Diplomatarium, vertauschte jedoch diese wegen der Unverständlichkeit verschiedener Stellen mit den Originibus Guelficis und fand wirklich, daß im thorkelinschen Abdrucke aus den Originibus nicht allein viele Stellen fehlerhaft sind, sondern auch ein paar Zeilen fehlen.

Der erste Vertrag, datirt von 4ten Juli 1224, enthält nicht allein die Verzichtleistung des Königes auf das überelbische Land und auf alles was durch ihn dem deutschen Reiche entfremdet; nicht allein wird Jedermann in den abgetretenen Landen des Eides und der Huldigung gegen Dänemark entlassen, um unter Kaiser und Reich zurückzukehren, sondern Lübeck wird auch ausdrücklich als die Stadt bezeichnet, wo der König 25,000 Mark löthigen Silbers an die Gesandten des Königes von Jerusalem und an die Brüder des deutschen Hauses auszahlen soll, wofern sein Versprechen, binnen zwei Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen, unerfüllt bleiben sollte. Sicherlich also war es nicht die Meinung, die Stadt Lübeck von der allemeinen Bestimmung der Abtretungen auszunehmen und diesen wichtigen Platz in Dänemarks Händen zu lassen. Aber, es ist wahr, dieser erste Vertrag ging nicht in Erfüllung. Graf Albert, derweile Regent von Dänemark, hatte sich eines Andern besonnen. „Ich dachte zuerst," schrieb er dem Papste, „die Lösung meines Oheims schleunig zu bewirken, aber hernach hielt ich es für nützlicher für das gemeine Wohl, das Verbrechen zu strafen, weil Trug Niemandem frommen darf." Somit verwarf er um Michaelis vor der Reichsversammlung zu Bardewick im Beisein des römischen Königs den früher unbedingt beschworenen Vertrag, und lieferte im Jan. 1225 die Schlacht bei Mölln, deren unglücklicher Ausgang ihn den königlichen Gefangenen im Schlosse Schwerin zugesellte. Nun schloß Waldemar am 17ten November einen zweiten Vertrag für seine Befreiung, verzichtete abermals auf die genannten Gebiete, und zwar recht ausdrücklich auf alles Reichsland zwischen Eyder und Elbe, von der Mündung der Eyder bis zur Levensaue und von der Levensaue bis ans Meer, auf das Land des Fürsten Burewin und alles Slavenland, bis auf Rügen — also sicherlich auch auf Lübeck. Dazu wird die Fortdauer der Handelsfreiheiten der Lübecker und Hamburger in Dänemark förmlich ausbedungen, was Niemand einfallen konnte, wenn Lübeck dänisch bleiben sollte, und was schwerlich Jemandem einfiel, wenn nicht die Lübecker und Hamburger es selbst betrieben; endlich wird in Absicht des Lösegeldes ausgemacht, daß, wenn der König einen gewissen Zahlungstermin nicht halten kann, zwei oder drei angesehne Dänen sich als Geisel nach Lübeck stellen sollen (Lubeke intrabunt), eine Bedingung ohne Sinn, wenn Lübeck als dänische Stadt betrachtet ward. Mir schien es daher, indem ich bloß auf die Vertragsurkunde sah, nicht länger zweifelhaft, daß Lübeck schon vor dem zweiten Vertrage von den Dänen geräumt sei, wahrscheinlich vermöge der Schlacht von Mölln, vielleicht ohne weitres dadurch, daß Graf Albert die Besatzung herauszog, um desto kräftiger seinen Feinden entgegentreten zu können; denn er hatte nicht mehr allein mit den Mecklenburgern zu schaffen, neuerlich war der Erzbischof von Bremen mit einer bedeutenden Macht über die Elbe gegangen und führte den jungen Grafen Adolf IV. von Holstein, den rechtmäßigen Erben des Landes, mit sich. Ja wollte man auch der Urkunde zum Trotze annehmen, die dänische Besatzung sei noch länger in Lübeck geblieben und man habe es mit Lübeck gemacht wie mit Rendsburg, den König freigegeben, ehe die Besatzung herausgezogen worden, immer blieb noch als Bürgschaft der Erfüllung der jüngere König in der Haft zurück. Der Vater erlangte die Freiheit am 21sten Dec. 1225. Den nächsten Ostern trug man kein Bedenken dem Vertrage gemäß den jungen König freizugeben, also waren die Bedingungen des Vertrages bis dahin von Seiten Waldemars erfüllt, im spätesten, doch unwahrscheinlichen Falle also ward Lübeck vor Ostern d. i. vor dem 19ten April 1226 erledigt, es war also auf keinen Fall nöthig die List des ersten Mais anzuwenden. Solcher List und Selbstbefreiung wird aber auch bei keinem einzigen der gleichzeitigen Schriftsteller gedacht, weder Albert von Stade, noch Mönch Gott-

fried aus dem St. Pantaleons Kloster zu Cölln haben ein Wort davon, und was wäre die Geschichte unsrer Gegenden in diesem an norddeutschen und dänischen Quellen armen Zeitraume ohne sie? Eine dritte Quelle von großer Wichtigkeit ist die lüneburgische Chronik, welche sich bei Eccard in niedersächsischer Sprache findet. Diese allein läßt uns hier nicht im Stiche; gleich nach Erwähnung der möllner Schlacht nennt sie Lübeck frei. Leider fehlt nachher ein Blatt derselben, das die Begebenheiten von 1226 u. s. w. enthalten müßte. Wir verdanken aber dem verdienstvollen Wedekind die Belehrung, daß diese Chronik nur eine abgekürzte Uebersetzung der ungedruckten lateinischen Chronographie des Conrad von Halberstadt ist, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts schrieb, und demnächst die Nachricht, daß eine Abschrift der Chronographie sich in der königlichen Bibliothek in Hannover finde. Dieser Umstand veranlaßte mich an Herrn Doctor Pertz, mit welchem durch verwandte Studien verbunden zu sein ich mir zur Ehre schätze, zu schreiben und ihn um eine Copie des unbekannten Blattes zu bitten. Ich fand den Inhalt, wie zu erwarten, von Lübecks Selbstbefreiung im Mai 1225 schweigend, in Hinsicht des dänischen Krieges aber von mannichfacher Wichtigkeit.

Was bleibt denn aber nach dem allen nun als Thatsache? Die Lübecker wurden frei durch die möllner Schlacht im Jan. 1225 Nun des strengen Oberaufsehers entledigt, benutzten sie den Augenblick, um, ehe der junge Landesherr, Graf Adolf, noch ganz zu Kräften käme, ihre Zukunft sicher zu stellen. Sie schickten in aller Stille eine Gesandtschaft an Kaiser Friedrich II., legten ihm das Privilegium seines Großvaters vor und erlangten zuvörderst die Bestätigung desselben in einer meines Wissens ungedruckten (und ich weiß nicht, ob überall noch vorfindlichen) Urkunde am 14ten März 1226 zu Parma ausgefertigt, und demnächst in demselben Sommer die berühmte Urkunde, worin der Kaiser, nach der Art der Freibriefe seiner italienischen Städte, Lübeck gegen eine jährliche Zahlung von 60 Mark mit sehr vermehrten Gerechtsamen zu einer freien kaiserlichen Stadt erhebt. Sie ist im Junius zu Borgo S. Donnino ausgestellt, wo der Kaiser auch am 11ten Julius sich befand. Man findet sie öfter, unter andern bei Westphalen abgedruckt, doch so wenig fehlerfrei, daß ein diplomatisch genauer Abdruck, oder am liebsten ein Facsimile von diesen und den ältern Briefen mit ihren goldnen Bullen zu wünschen wäre, ein Bedürfniß, welches der Herr Oberappellationsrath Hach in Lübeck selber ausgesprochen hat und zu allgemeiner Zufriedenheit erfüllen würde. Der Freibrief wird dadurch noch wichtiger, weil ihn Herzog Albert von Sachsen selber mit unterschrieben hat, er, dessen Ansprüche neben denen der holsteinischen Grafen, am meisten zu fürchten waren. Aber auch hier, wie in so vielen menschlichen Fällen, waren die Begebenheiten wichtiger als alle Verbriefungen. In denselben Junius-Tagen, in welchen die Lübecker bei dem Kaiser zum Ziele kamen, erwarb sich König Waldemar vom Papste, der des Kaisers Freund nicht war, die Lossprechung von dem Eide, den er bei seiner Loslassung geschworen. Schon hatte Dithmarschen, schon hatten die Grafen von Schwerin und Holstein die Schärfe seines Schwertes an der Eider empfunden, Rendsburg, neuerdings erst den Holsteinern übergeben, ging verloren. Da empfand Graf Heinrich von Schwerin, daß man noch mehrerer Helfer bedürfe, schloß am 15ten Febr. 1227 mit dem aus Italien zurückgekehrten Herzog Albert von Sachsen zu Lübeck ein Bündniß und nahm, so hochfahrend er war, seine Lande vom Herzoge zu Lehen; auch Graf Adolf erkannte den Anhalter als seinen Lehnsherrn an; wenn der Sieg gelänge, sollte dem Herzog das Ratzeburgische und Lübeck gehören. Demgemäß ward auch nach der bornhöveder Schlacht verfahren, Albert von Orlamünde mußte seine Befreiung aus Ketten durch die Festung Lauenburg erkaufen, und dem Herzog gehörte das ratzeburger Land unbestritten. Auch rechnete er Lübeck zu seinem Herzogthum, und die Lübecker ließen es sich gefallen, daß er sie als ihr Herzog im Jahre 1234 mit Travemünde beschenkte. Inzwischen kam Lübeck bald in den Fall, nicht mehr mit dem Plutus des Aristophanes fragen zu dürfen: „Wie mach' ich's, daß ich der Macht, die ich, wie ihr sagt, besitze, wirklich Herr werde?" Das Haupt der Hanse konnte seinen kaiserlichen Brief entfalten, ohne die Ansprüche der Anhalter zu fürchten.

Freilich hatte Graf Adolf IV. die Schwachheit, sich mit seinem gefährlichsten Feinde zur Eroberung von Lübeck zu verbinden; — doch ehe wir dahin kommen, mögen einige Bemerkungen über ihn Platz finden. Sein Haus herrschte seit dem Jahre 1110 (nicht 1106) in Holstein und Stormarn, mit welchen Landen Adolf II., ein großer Fürst im kleinen Gebiete, das erkaufte Wagrien (nicht vor 1142) verband, wo er Lübeck baute. Adolf III. ward vierzigjährig von Land und Leuten vertrieben (1201), fiel selber in dänische Gefangenschaft, aus der er nur gegen die Bürgschaft seiner eignen Kinder nach 2 Jahren loskam (1203). Der Graf hatte mit seiner Gemahlin Adelheid 3 Söhne, Conrad, Adolf und Bruno. Christiani möchte den Adolf zum jüngsten Sohne machen, allein, daß Bruno der jüngste war, folgt auch daraus, daß er nach dem gewöhnlichen Loose der jüngsten Söhne den geistlichen Stand erwählte. Er starb als Bischof von Olmütz. Der gefangene Graf mußte schwören, das Land diesseits der Elbe nie wieder zu betreten, noch für seine Wiederherstellung, sey es selber, oder durch Andere, etwas unternehmen zu wollen. Er ging in seine Stammgrafschaft Schauenburg. Zwölf Geiseln blieben als Bürgen seiner Treue zehn Jahre lang in Dänemark zurück, Söhne der angesehnsten Männer, an ihrer Spitze zwei Söhne des Grafen. Vermuthlich war Bruno damals noch nicht geboren, auf allen Fall aber befand sich, da die älteren Söhne die besseren Bürgen waren, der junge Adolf mit unter den Geiseln, und hat sonach die Jahre 1203 bis 1213 gezwungener Weise mit seinem ältern Bruder in Dänemark zugebracht. Als er loskam, mochte er 13 bis 14 Jahre zählen. Adolf kann nicht jünger als das Jahrhundert gewesen sein, denn er konnte schon im J. 1237 seine Tochter Mechtild verheirathen. Nach dieser Erörterung des Hergangs erscheint als Fabel die Erzählung, die man allenthalben wiederholt findet, daß eine Adelsfrau, Deests von Kellingdorp, gleich nach der Eroberung von Holstein durch die Dänen, das Grafenkind zu sich in die Kremper Marsch genommen und in ihm den künftigen Befreier Holsteins auferzogen habe. Der bekannte Presbyter Bremensis erzählt von der Sache, welche Cranz umgestaltet weiterträgt, von wo sie dann zu Hamsfort und in Petersens holsteinische Chronik übergegangen ist. Der Presbyter wirft hier auf eine gräuliche Weise Zahlen und Thatsachen durch einander, läßt die Eroberung Holsteins im Jahre 1199 geschehen sein, und zwar hauptsächlich durch des dänischen Königs Knud Mutter, die schwarze Margarethe, die auch das Danawerk gebaut hat (so viel Worte, so viel Irrthümer!); erzählt dann die bekannten Anekdoten von Itzehoe und dem Amtmanne in Segeberg, der das Jütsche Lov einführen wollte, (das damals noch gar nicht geschrieben war), bis endlich die Deests und zuletzt die Schlacht von Bornhövede, die er auf das Jahr 1212 setzt, alles wieder gut machen. Bei dem allen läßt der Presbyter den Adolf nicht bei der Deests von Kindheit an erzogen sein; diesen Umstand und die von ihr bei dem alten Vater angewandte Rhetorik bringen erst die Späteren hinein; sie erbat, nach dem Presbyter, und erhielt vom Vater den Jüngling Adolf (adolescentem filium suum Adolfum), und um ihr Verdienst nicht ganz untergehen zu lassen, dürfen wir getrost annehmen, daß sie entweder unmittelbar oder durch die Dazwischenkunft des Erzbischofs von Bremen den alten Grafen entschieden habe, seinen zweiten Sohn an die Wiederherstellung seines Hauses in Holstein zu wagen, denn Conrad sollte des Vaters Nachfolger in Schauenburg werden. Diese Sendung Adolfs ins überelbische Land ist aber auf jeden Fall erst zu der Zeit geschehen, da durch die Gefangennehmung Waldemars dem Lande wieder Hoffnung aufging; sie ist auch nicht einmal gleich nach der Gefangennahme geschehen, denn in dem ersten Vertrage, durch welchen Waldemar seine Lösung suchte, vom 4ten Juni 1224, wird der Schauenburger noch gar nicht gedacht, vielmehr dem Grafen Albert von Orlamünde Holstein zugesichert, nur daß er es fortan vom deutschen Reiche zu Lehen nehme; ein ziemlich sicherer Beweis dafür, daß damals die Holsteiner sich noch nicht für ihren zurückgekehrten Landesherrn erhoben hatten. Und was bedarf es mehr? wir haben ja die bestimmte Aussage eines viel ältern und bessern Zeugen als des Presbyter, des Verfassers der lüneburger Chronik. Es war ein halbes Jahr nach jenem ersten Vertrage, es war am Thomasabende, 20sten December 1224, als der Erzbischof Gerhard mit seinem Schützlinge, dem Grafen Adolf, über die Elbe und gleich die Stör hinauf, wo die Deests ihren Anhang in der Nähe hatte, bis vor Itzehoe fuhr. Da erhub sich das Land für seinen rechtmäßigen Herrn und nahm die Burgen Graf Alberts ein, der den Westen des Landes preisgab, um den Osten zu retten, den aber wenige Tage darauf die Schlacht bei Mölln (Jan. 1225) in Gefangenschaft brachte. So wurde Holstein frei, 23 Jahre nach der Gefangennehmung des alten Grafen Adolf. Damals befreite sich auch Lübeck. Dieses sind nicht meine Worte, die lüneburger Chronik sagt's, nur noch bestimmter: „Do gaven oc de van Lubeke de Stat deme Rike;" und, nachdem sie nun noch hinzugefügt, wie Graf Adolf um Fastnacht die bei Hamburg durch Albert erbaute Festung erstürmte, spricht sie mit kluger Unterscheidung: Do gaven oc de van Hamburch de Stat deme Greven Alve.

Solchergestalt spricht dieses *eine* Zeugniß über beide historische Zweifelspuncte, die Zeit von Adolfs Ankunft in Holstein, und die von Lübecks Befreiung, das Endurtheil. Ueber die Art der letzteren läßt sich nur sagen, daß sie wahrscheinlich ohne fremde Mitwirkung geschah, denn sonst wäre es wohl nicht so leicht zu der Sendung an den Kaiser gekommen, und wer die alte Erzählung einmal lieb hat, kann sie auch so unterbringen und sich freuen, daß die Lübecker ein Jahr früher so pfiffig und ihre Feinde, sorglos im rings empörten Lande, noch viel einfältiger, als man dachte, gewesen sind.

Nach solcher Wiederherstellung, nach solchem Sturze, verdient es schweren Tadel, nicht eben daß Graf Adolf nach der Herrschaft über so kühne und ehrenwerthe Bürger zu trachten fortfuhr, wie die Lübecker waren, denen sein Großvater die Stadt gebaut hatte (wie ganz anders wäre es um Holsteins Wohlfahrt und Recht bewandt, wenn Lübeck und Hamburg dem Lande gesellt geblieben wären!), sondern daß er es unbedacht, auf Norddeutschlands und die eigene Gefahr hin, mit Waldemar verbunden, that. Doch nicht um des Tadels willen sei dies gesagt, sondern um auf diesen den Mühseligkeiten der Wissenschaft gewidmeten Bogen noch eine historische Kritik zu bringen. Mehrere Erzähler bürden dem Grafen Adolf statt *einer* Verkehrtheit deren zwei auf, lassen ihn zweimal mit Waldemarn Lübeck belagern, einmal 1234 und abermals im nächsten Jahre. Und, was nun den Hergang betrifft, beide Bundesfreunde, wird erzählt, schlossen im J. 1234 die Stadt zu Wasser und zu Lande ein, der König schiffte die Trave hinauf, legte an jeder Seite einen festen Thurm an, sperrte den Fluß durch Pfahlwerk, durch versenkte Schiffe, eine vorgezogene Kette; aber ein revaler Schiff, mit voller Gewalt hinanfahrend (gegen den Strom?), zersprengte die Kette, und selbst der eingesperrte Fluß suchte sich einen andern Weg ins Meer und fand ihn, ehe die Bürger noch ihren Vorsatz, ihm ein andres Bett zu graben, ganz vollführt hatten. Genug, Lübeck ward gerettet. Dieses ist aber nur die Summe der wunderbaren Sachen, die hier vorkommen. Wenig Kenner zwar der Wasserbaukunst, glaube ich, daß die von den Belagerer getroffenen Anstalten lediglich auf die Sperrung der Schifffahrt berechnet waren, nicht aber auf eine Zudämmung, die den Fluß zu gewaltsamen Maßregeln genöthigt hätte, welche den Belagerern fürwahr die meiste Gefahr drohten. Auch ist nach der ganzen Oertlichkeit schwer zu begreifen, wie die ringsumstellten Lübecker sollen im Stande gewesen sein draußen an einem andern Bette für den Fluß zu arbeiten, eben so wenig, wie sie, von der See aus bloquiet davon für den Augenblick hätten Nutzen für ihre Versorgung mit Lebensmitteln ziehen können. Abermals erscheint allein glaubhaft der einfache Bericht der ältesten Gewährsmänner: der König und der Graf sperrten die Trave und bauten an beiden Seiten des Flusses ein Festungswerk: so sagt Albert von Stade, so die lüneburger Chronik, und wer konnte besser Bescheid wissen als Abt Albert, der zwei Jahr später in Verbindung mit dem Grafen Adolf eine Urkunde unterzeichnete? Von einer Wiederholung des mislungenen Unternehmens im folgenden Jahre melden Beide kein Wort, auch Corners Chronik nicht, die sonst in der Zeit hier sehr abirret. Schon die Mahnung Papst Gregors IX. hätte davon abhalten mögen; denn der befahl unterm 30sten Aug. 1234 dem Capitel von Halberstadt, den König mittelst des Bannes zu zwingen den lübecker Hafen wieder zu öffnen, welchen er dem Vernehmen nach durch versenkte Schiffe gesperrt hatte, zu nicht geringem Nachtheile des in Liefland neugepflanzten Christenthums; denn über Lübeck ging beständig die Fahrt dahin. Uebrigens dürfte der Schlüssel zu dem Gerede von dem gegrabenen Travebette in einer misverstandenen Sage liegen, wie denn Sagen so oft in ihr Entgegengesetztes überspringen. Der Travehafen hatte vor Alters wirklich zwei Ausgänge, zu beiden Seiten der Insel Priwald, die grade vor demselben lag; sie wird in der Urkunde Friedrichs II. der Stadt zum Eigenthum gegeben. Erst im Jahre 1286 ließ die Bürgerschaft mit großen Kosten die Durchfahrt rechts zudämmen, machte den Priwald landfest, wie er noch jetzt ist. Später hatte man das vermuthlich vergessen und erzählte sich im Gegentheil, zur Zeit der dänischen Hafensperre habe man den Priwald in eine Insel verwandeln wollen, um sich eine zweite Durchfahrt zu eröffnen.

Im Julius 1235, als Kaiser Friedrich mit der englischen Königsschwester zu Worms Hochzeit hielt und vier Tage, vom 20sten an, dort Feste gab, ward der Streit zwischen den Schauenburgern und Lübeck abgethan. So erzählt Corners Chronik. Der Kaiser muß in sehr hochzeitlicher Laune gewesen sein, als er aus seiner eigenen Tasche dem Grafen Adolf 5000 Mark Abstandsgeld zahlte, statt die Lübecker zahlen zu lassen. Graf Adolf verzichtete dagegen für sich und seine Erben auf alle seine und seiner Vorfahren Ansprüche auf die Stadt, so daß von nun an die Stadt mit Grund und Boden kaiserlich war. Wie kam es denn aber, daß man hier nicht den kaiserlichen Freibrief vom Jahre 1226 zum Grunde legte, welcher die Festung Travemünde eben wie Lübeck reichsunmittelbar macht, welcher die Anlage einer Travefestung oberhalb der Stadt männiglich untersagt und den Bürgern ein Gebiet um Travemünde zusichert? Warum vermochte man den Grafen nicht, Herzog Alberts Beispiele zu folgen und auch auf Travemünde zu verzichten? Wie kam es, frage ich, daß noch lange nachher die holsteinischen Grafen im Besitz des festen Schlosses Travemünde blieben, bis endlich die Lübecker am 22sten Dec. 1320 dem jungen Grafen Johann mit Bewilligung der Landstände für 4000 Mark lübisch die Festung abkauften und sie schleiften? Es war aber das, glaube ich, nicht mehr die alte Festung Waldemars vom Jahre 1217. Diese ward vermuthlich von den Lübeckern bei ihrer Selbstbefreiung geschleift, es war der neue Bau von der Belagerung von 1234, in welchem Graf Adolf seitdem eine Besatzung hielt, also daß das Unternehmen gegen Lübeck doch nicht ganz ohne Ausbeute für ihn blieb. Ich möchte weiter fragen: wie verträgt es sich mit dem feierlichen und förmlichen wormser Vergleiche, daß ein paar Wochen nachher nichts verglichen ist, Graf Adolf vielmehr mit einem neuen Kriege gegen Lübeck umgeht? Der Beweis ist leicht geführt. Am Bartholomäustage (24. Aug.) desselben Jahres 1235 giebt er seiner Statt Oldenburg lübsches Recht, doch solle sie *im Falle eines Krieges mit Lübeck* das Recht seiner Stadt Hamburg gebrauchen. Eben diese Clausel steht in der Acte, welche im folgenden Jahr 1236 den Plönern lübsches Recht verleiht; sie steht dagegen nicht in der Kiel angehenden Urkunde vom J. 1232 und steht nicht mehr in der für Itzehoe vom Jahre 1238; denn zu dieser Zeit traf Adolf schon Anstalt, sich aller weltlichen Herrlichkeit zu entäußern. Ich kann aber nicht umhin den Wunsch nochmals auszusprechen, daß zum Zwecke der Ermittelung dieser und mancher verwandten schwierigen Verhältnisse die ältesten Freibriefe der ehrwürdigen Statt Lübeck vollständiger und beglaubigter, als bisher geschehen, ans Licht treten mögen. Es ist kaum denkbar, daß hier noch ein anderes als das historische Interesse obwalten könnte; die vorliegende Untersuchung, das darf ich versichern, hat keinen andern Zweck.

Johann Friedrich Hugo, Freiherr von Dalberg

ward am 17. Mai 1750 zu Herrnsheim geboren, aus dem Geschlechte der Kämmerer von Worms stammend, und war kurtrier'scher Geheimerath und Domcapitular zu Trier, Worms und Speier. Gegen das Ende seines Lebens hatte er seinen Aufenthalt zu Aschaffenburg genommen, wo er am 26. Juli 1812 starb.

Seine Schriften sind:

Ueber die Rechtschaffenheit. Erfurt, 1776.
Ariston. Erfurt, 1782.
Betrachtungen über die leidende Kraft des Menschen. Mannheim, 1786.
Blicke eines Tonkünstlers in die Musik der Geister. Erfurt, 1787.
Vom Erfinden und Bilden. Frankfurt, 1791.
Ueber den Ursprung der Harmonie. Erfurt, 1800.
Die Aeolsharfe. Erfurt, 1803.
Gita Govinda. Erfurt, 1802.
Ueber die Musik der Indier. Erfurt, 1802.
Fantasieen aus dem Reiche der Töne. Erfurt, 1806.
Janis Dabristan oder von der Religion der Parsen. Aschaffenb., 1809.
Geschichte einer Drusenfamilie. Frankfurt, 1808.
Ueber Meteorkultus der Alten. Heidelberg, 1811.

Ein geistreicher und gelehrter Forscher, der sich mit besonderer Vorliebe archäologischen und ästhetischen Studien zuwandte, doch nicht immer systematisch zu Werke ging, und sich zuweilen von seiner Einbildungskraft zu sehr fortreißen ließ. Unter seinen Schriften hat ihm die Uebertragung der Gita Govinda den meisten Ruf erworben.

Urania

oder

Blicke eines Tonkünstlers

in die

Musik der Geister. *)

Nie empfand ich den Zauber der Musik mehr, als am gestrigen Abend; Krankheit und finstre Schwermuth hatten sich meiner bemeistert, ich versuchte vergebens, sie zu verscheuchen — eitles Bestreben! — sie kamen in tausend Gestalten wieder vor; ich gieng an das Klavier, und präludirte wilde, trauervolle Töne. — Da lag auf einmal, wie von einem Engel gesandt, Pergolesi's **Salve Regina**, vor mir; ich sang es, und das himmlische „O dulcis, O pia" erfüllte meine Seele mit einem so hohen Gefühl von Andacht und sanfter Wehmuth, daß ich in Thränen zerschmolz; es ward mir leichter, die gespannten Fibern ließen nach, ich sank in eine erquickende Ruhe, nicht heiter, aber wohl war mirs. Ich verließ das Klavier, legte mich auf mein Ruhebette, und dachte den mannichfachen, schnell veränderten Zuständen meiner Seele nach. Da umschwebte der Genius der Harmonie mein Lager, und lispelte mir Ahndungen aus den hohen Mysterien der geistigen Tonkunst zu.

Nie hatt' ich einen himmlischern Genuß! wie der Blick beim Schmelzen des lichthellen Silbers stand er und verschwand. — Es war ein Traum, mir schwebt nur noch wie durch einen Nebel die Rückerinnerung davon vor.

Der irdische Schleier entfiel meinen Augen, ich verließ die Erde, und schwebte plötzlich in unermeßliche Räume des Weltalls, Sonnen, Planeten, Gestirne um mich, unzählbar in unbeschreiblicher Schönheit, welcher Zauber erfüllte mein Ohr! in oft geahndeten dem Menschen zu r e i n e n Melodien rollten die Sphären den erhabensten Gesang. — Die gröste Einheit in der reichsten Mannichfaltigkeit, nur hörbar einem geistigen Ohre. Zwar hat längst der göttliche Pythagoras die Gesetze ihrer Zahlen berechnet, und die irdische Harmonie aus der himmlischen entwickelt, aber seine Zahlen sind nur die Hülle der geistigen Töne, sie geben dem Ohr keinen Wohllaut — der Geist in den irdischen Schranken vermag sie nicht zu hören.

Doch nicht die Körperwelt allein; und was der Raum einschließt, sprach der Genius, bewegt sich nach Gesetzen der himmlischen Harmonie, auch das Reich der Geister macht eine vollkommene Musik, deren eigentlicher Ton und Einklang G o t t selbst ist. Alle Seelen sind Theile dieser ewigen Symphonie, alle bewegen sich nach einer ihnen vorgeschriebenen zweckmäßigen Melodie, jedes ist ein Ganzes, jedes zugleich Theil eines größeren Ganzen, und alle dessen unendliche Theile bilden den großen Chor der Schöpfung, der in ewigen Lobgesängen der Gottheit huldigt.

Ließ es unsere beschränkte Sinnlichkeit zu, in das Reich der Geister zu blicken; wir würden erstaunen, wie bestimmt sie den harmonischen Gesetzen folgen; wir würden sehen, daß unsre irdische Musik nur Bild, Hülle, Emblem der ewig geistigen ist.

In allen Verhältnissen des Menschen zum U n i v e r s u m, zu G o t t, zur G e s e l l s c h a f t, zu s i c h s e l b s t, oder seiner innern Natur handelt er nach Gesetzen der Tonkunst. Das Verhältniß und die Stufenfolge der Geister zu dem Wesen, daß sie alle umfaßt, aus dem sie alle quellen, in dessen Schoos sie zurückkehren; ohne es selbst zu werden, weil sie seiner R e i n h e i t und E i n f a c h h e i t nie empfänglich sind, liegt vollkommen im Bilde des Monachords, aus dem alle Töne entspringen.

Wie die Töne nur Modifikationen eines und des ersten Grundtons, zwar nicht er selbst, aber aus ihm entsprungen und abgeleitet sind, so die Seelen in Rücksicht G o t t e s des ersten, ewigen, einzigen reinen Grundtons.

Jedes einzelne Geschlecht, jede Gattung, jedes Individuum der Geisterwelt ist ein T o n dieser einigen Saite, mehr oder minder ähnlich ihrem Grundton.

Man weiß, wie die Verschiedenheit der Töne entstehet: aus der Schwere des an eine Saite gehangenen Gewichts, und der schnellern und schwächern Vibration der Saiten; je geringere Oszillation in einem gegebenen Zeitraume, desto tiefer und weicher der Ton; je größer die Oszillation, desto schärfer der Ton. So entsteht allmählig die Sekunde, die Terze, die Quarte, die Quinte ꝛc.

Je entfernter vom Grundtone desto schärfer; je näher demselben, desto weicher, desto mehr Ruhe in der Saite, in der physischen Vibration des Gehörs, in der Empfindung der Seele; wahre Ruhe ist nur im Grundton, und seinem harmonirenden Dreiklange.

Laßt die Saiten uns ein Bild der geschaffenen Geister seyn, laßt uns in den Vibrationen die Leidenschaften vorstellen, die die Seelen in immerwährender Melodie erhalten: so werden diejenigen Seelen am reinsten; d. h., physisch zu reden, am wenigsten scharf und schneidend seyn, die am wenigsten durch Leidenschaften getrieben sich dem U r t o n e, dem Sitz der Ruhe und seinem harmonischen Dreiklange, d. h. der moralischen Harmonie nähern.

Wie der Dreiklang die höchste Vollkommenheit der Musik ist, so im Menschen das Ebenmaaß und richtige Verhältniß seiner Seelenkräfte.

Wie die Töne alle wieder zum Grundtone ihrer Urquell ziehen; so die Geister zur Gottheit; — doch nähern sie sich ihr nur, werden nie sie selbst.

Diese Annäherung geschieht durch eine Reinigung, d. h. durch Verminderung des irdischen Gewichts, das zu heftige Vibrationen (den Sturm der Leidenschaften) in uns hervorbringt.

Dann ist der einzelne Ton Bild des Urtons, dann die Seele Bild ihres Schöpfers: wenn sie ein reiner Abklang der E i n h e i t im D r e i k l a n g e wird; wenn sie sich der himmlischen Ruhe des Urtons nähert.

Wie die Stimmung einzelner Töne ganze Accorde rein, und dieser ihre Reinheit die Vollkommenheit des ganzen Klanggeschlechts ausmacht, so reinigen sich durch allmählige individuelle Vervollkommnung und Aufstufungen Arten, Gattungen, Geschlechter der Geister, bis sie alle zu jener hohen Reinheit reif sind, daß sie der irdischen Hülle entschwinden, in die Intellektualwelt zurückkehren, und da die Saiten jener himmlischen Leier werden, welcher nur die Gottheit lauscht.

Jedes Wesen hat einen eigenen ihm bestimmten Ton. Aber einzelne Töne geben weder Melodie noch Zusammenstimmung; ohne R h y t h m u s und H a r m o n i e ist keine wahre Musik.

Die Bestimmung der Geister sollte nicht seyn, einzelne isolirte Laute zu geben, sondern als verwandte, obgleich selbstständige Töne in einander zu fließen, und ein harmonisches Ganze, G e s e l l s c h a f t, zu bilden.

Harmonie ist so alt, als der Gesang. Gesellschaft ist mit der Schöpfung entstanden.

Harmonie besteht aus Wohllauten und Dissonanzen, jene sind dem Ohre gefällig, diese flieht es, und findet nur Befriedigung, wenn sie sich in Wohllaute auflösen.

Wie kein Licht ohne Schatten, so der Reiz der Konsonanzen nicht ohne Mißlaute.

Konsonanzen sind L i e b e, Dissonanzen H a ß. Aus Liebe und Haß, sagt eine alte Dichtung, ward die Schöpfung gebildet. Sie bekriegen sich immer, doch löst Haß selbst sich endlich in Liebe auf. Es ist Isis und Osiris, Typhon und Ariman der Fabel.

Terzen und Dreiklänge sind dem Ohre am lieblichsten, so dem Geiste die Gefühle der Liebe; aber Septen und Quarten, der Ursprung der Dissonanzen oder schmerzhafter Empfindungen, sind nöthig, um den Werth der T e r z e n zu erhöhen; um Reiz zu bewirken, um den Ekel der Monotonie zu vermeiden, Schmerz und Mißvergnügen sind in der Schöpfung so nöthig als Freude.

Das ist so wahr, daß selbst eine zu lange Reihe vollkommener Konsonanzen, Terzen, Quinten, Septen das Ohr beleidigt und den harmonischen Gesetzen zuwider ist, ja daß die schärfsten Dissonanzen das Süße der Auflösung in Konsonanzen am meisten fühlen machen.

Um vollkommene Zusammenstimmung und reine Musik in gesellschaftlichem Verbande zu bewirken, muß jeder den ihm bestimmten Ton rein anstimmen, und der ihm eignen Melodie folgen; ohne allein herrschen und die andern Stimmen unterdrücken zu wollen; er ist als Theil bestimmt, sich dem Ganzen, so viel möglich, zu opfern, mit und durch Liebe in andere Töne über zu fließen.

Die Neigungen sind der animalischen Beschaffenheit, was die Saiten dem Instrumente sind: wenn sie auch unter sich das gehörige Verhältniß haben, und das Instrument ist zu hoch gestimmt, so bricht es, oder gibt nur Mißlaute.

Sind manche Töne gestimmt, andere nicht, so kann kein reiner Gesang entstehen; die verschiedenen Systeme und Ge-

---

*) Aus: Fantasien aus dem Reiche der Töne von F. H. von D a l b e r g. Erfurt. 1806.

schiechter der Wesen verhalten sich wie die Instrumente, jedes hat seine eigene ihm zukommende Melodie und Tongeitung, je-jedes seine eigene Saiten. Die Stimmung, die dem einen zuträglich ist, würde dem andern manche Saite rauben, vielleicht das ganze Instrument zertrümmern, der *Ton*, der in dem einen ein leiser Zephyr-Hauch ist, würde in dem andern scharf und schneidend seyn.

Nichts ist schwerer, als die Stimmung der mannichfachen Instrumente; wie tief muß man hiezu in ihre Natur gedrungen seyn? Wer hat den Schlüssel zu einem jeden Instrumente! Wer hat das Ohr rein genug, alle erforderliche Temperaturen und Schwebungen zu messen? Gibts einen richtigen Tonmesser der Seelen!

Manche sind so verstimmt, daß die geschickteste Hand nichts hilft; oft ists nur ein falscher Ton, der dem ganzen Instrument einen Mißlaut giebt. Glückt es dir, ihn auszufinden, und ihm eine andere Richtung zu geben, so ist die Harmonie wieder hergestellt.

Jeder sollte sein Instrument am besten kennen; doch wie wenige kümmern sich darum; die meisten wollen in fremde Töne einstimmen, und verlieren ihren eigenen darüber.

Wage es nicht, andere Instrumente zu stimmen, so lange du mit dem deinigen noch nicht im Reinen bist, du theilest ihnen sonst deine Mißlaute mit; dringe deine Temperatur keinem andern auf, jeder hat seine eigene, die Kunst ist, sie zu ordnen.

Weiche Instrumente müssen weiche Töne, schreiende, scharfe Laute hervorbringen.

So sind den moralischen Wesen, die mehr zur Liebe und zu weichen Neigungen gestimmt sind, solche Töne oder Empfindungen nöthig, die damit übereinstimmen.

Stärker organisirten Wesen gebührt keine solche weiche Melodie, auch fühlen sie sie nicht.

Könnten wir die mannichfachen Töne und Moden der Leidenschaften bestimmen und erblicken, welch reizend belehrende Erkenntniß wäre dies!

Wir sind wahre Instrumente, und die Leidenschaften unsre Töne; Nur gleichmäßige Stimmung ist den Instrumenten zuträglich.

Bei Narren ist der Ton zu hoch gestimmt und überschreit. Bei Dummen zu tief, das Instrument wird taub, die Melodie sinnlos.

Genialische Seelen geben Töne von sich, die die andern in ihrem Klanggeschiechte nicht auffinden können, darum stimmen sie so wenig zur gewöhnlichen Lebensmusik, sie haben ihre eigne Gamme, es ist thöricht, sie nach dem gewöhnlichen Tonmesser abzuwägen. Wird ein wohlgestimmter Ton berührt, so macht er die Saiten des ihm nächsten Instruments, wenn sie mit ihm einstimmen, vibriren, und diese Saite alle andere, die mit ihnen harmoniren.

Schönes Bild der Verwandtschaft moralischer Neigungen, und ihres magischen Einflusses auf die Seelen, besonders der schönen und zarten Empfindungen, die weit schneller sich mittheilen, und der Seele viel wohlthuender sind als Mißlaute; durch sie wird begreiflich, wie Liebe gleich dem elektrischen Funken wirkt, wie eine schöne Handlung in so vielen Seelen zugleich eine völlige Umstimmung hervorbringt.

Auch die innere Beschaffenheit und Regierung der Seele ist wahre Musik, und gründet sich auf harmonische Gesetze.

Der *Gegenstand* der Musik ist der Ton, ihr *Zweck* das *Wohlgefallen des Gehörs*.

So ist das Objekt der Seelenmusik: *der einem jeden Wesen eigne Ton; ihn rein anzustimmen, ihn immer mehr zu läutern; ihn mit den verwandtesten Tonarten zu mischen.*

Die Bestimmung der Seelenmusik ist reines Vergnügen für das Gehörorgan des Geistes. Die höchste Weisheit kann der Seele nichts besseres zurufen, als: *Suche Vergnügen; und in der vollkommensten Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen wirst du sie finden.*

Sokrates, *Plato*, *Epikur* schrieben der Seele diesen sittlichen Rhythmus vor, so wie *Pythagoras* und *Aristoteles* die Gesetze der Tonkunst in Verhältnissen und in Wohllauten fanden.

Ordnung, *Symmetrie*, *Uebereinstimmung* ist die Seele des Geistes, ist das, wobei er das reinste Vergnügen empfindet. Es ist der Genuß in der Musik, es ist die Blume des Schönen und Gefälligen, es ist der Reiz des sittlich-Schönen.

Die Seele ist ein *Ton*, der sich immer reiner stimmen soll; jeder Ton hat etwas vom Grundtone in sich, je mehr er sich diesem nähert, je reiner und geistiger wird er. Die Seele muß erst ihre Laufbahn durchwandern, wie der Ton des Monochords die Octav, eh sie zur Vollendung gelangt. Darum hat sie einen doppelten Trieb zur *Thätigkeit* und *Ruhe*, zur *Trägheit* und *Bewegung*, beide ihr wesentlich nöthig.

Die Schwingungen der Saite (die Leidenschaften der Seele) sind also nicht schädlich, sie sind es vielmehr, die den Geist immer weiter in der *Melodie* seines *Daseyns* führen.

Darum ward ihm ein eigenes Gegengewicht gegeben, *Wille* und *Selbstbeherrschung*. Dieser ist das Ebenbild, der wahre Nachklang des Grundtons, *das*, wodurch er ihm ähnlich wird. Aber nicht *Melodie* allein, auch *Harmonie* gebot die Schöpfung, hieß ähnliche Töne sich aufsuchen und anziehen.

So strebe die Seele rings um sich her nach denen ihr verwandtesten homogensten Tönen, nicht um Einklang mit ihnen zu machen, sondern einen süßen Wohllaut hervor zu bringen, sich mit und durch sie zu reinigen; holde *Liebe*! süße *Freundschaft*! sanfte *Gefälligkeit*! wer ahndet, erkennt, fühlt nicht tief hier deine zauberische Macht!

Es giebt Seelen, wie Töne, die sich mit mehreren mischen können, andere nur mit wenigen; jedes handle hierin nach den Gesetzen seines Wesens, suche nicht zu vereinigen, was die Natur schon trennte.

Die Musik wechselt in zwei Tonarten ab; die eine ein Kind der *Freude*, die andere der Ausdruck des *Leidens*. So auch das ewige wechselnde Konzert des Lebens, und diese Mischung kündet die Weisheit ihres Urhebers an, bald in *Dur*- bald in *Molltönen*; bald in schneller, mäßiger, langsamer Bewegung schreitet der Pulsschlag der Natur in immer neuen, immer abwechselnden Veränderungen fort.

Dem einen ist mehr von dieser, dem andern mehr von jener Tonart beschieden; das *Schicksal* vertheilt die Stimmen dieses Konzerts!

Sind dir viele Trauertöne zum Loos geworden, armer Sterblicher! bemühe dich, dein Gehör darnach zu gewöhnen. — Es kommt viel auf deinen reinen Willen an, viele Molltöne werden sich dann in freudige Schwingungen verwandeln.

Die Seele hat eine Begierde, Verhältnisse zu entdecken und zu ordnen, je reiner und einfacher dieselben sind, je mehr gefallen sie ihr.

Sie hat zugleich vermöge ihrer Natur, die alle Beschränkung von *Raum* und *Zeit* haßt, die Begierde, viele Verhältnisse in *möglichst kurzer Zeit* zu schauen.

Was die Seele in der Musik reizt, ist eben die Anschauung und Vergleichung der Verhältnisse: Was sie mehr an den entzückenden *Pergolesi*, den seraphischen *Händel* und *Mozart*, den erhabenen *Gluck*, als einen von den vielen andern mit Harmonie lururirenden Tonsetzern hinzieht, ist das Einfache, Große, Erhabene, was jene beseelt, und die Seele in eine grössere Sphäre versetzt.

Was in zusammengesetzten Stücken den Reiz der Seele macht, ist eben der verschaffte Reichthum von Ideen in einem kürzern Zeitraume.

Es ist die so wenigen Menschen, Künstlern, Tonsetzern eigene Gabe der Seele, nur den Weg anzudeuten, den sie gehen soll, und das übrige dem freien Schwung der Einbildungskraft zu überlassen. So auch in der Musik des Lebens.

Der große einzige Genuß der Seele ist, Verhältnisse zu entdecken und zu ordnen.

Die einfachsten Verhältnisse sind ihr die *liebsten*, die *schönsten*, die *nützlichsten*, sie suche sie also immer auf.

Sie strebe nach großem Reichthume von Ideen in möglichst kurzem Zeitraume, das heißt: sie werde immer *geistiger*, ihre Melodie *reiner*, und *wohlklingender* ihre *Harmonie* mit andern Tönen.

Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg,

aus dem alten Geschlecht der Kämmerer von Worms, ward am 8. Februar 1744 in Herrnsheim bei Worms geboren, genoß eine vortreffliche Erziehung, studirte darauf in Heidelberg und Göttingen und trat dann in den geistlichen Stand. Hier stieg er bald von Würde zu Würde, und erhielt 1772 die Ernennung zum wirklichen Geheimrathe und Statthalter von Erfurt, wo er sich durch unermüdliche Thätigkeit, allgemeines Wohlwollen und strenge Gerechtigkeit bald äußerst beliebt machte. Ein eifriger Freund und Beförderer der Wissenschaften, trat er zugleich in ein genaueres Verhältniß mit den ausgezeichneten Männern, welche zu jener Zeit Weimar zierten. Im Jahre 1787 ward er Coadjutor und dereinstiger Nachfolger des damals regierenden Kurfürsten von Mainz, und noch in demselben Jahre Coadjutor des Hochstiftes Worms, doch blieb er fortwährend Statthalter in Erfurt. Das folgende Jahr begrüßte ihn als Coadjutor und Nachfolger des Erzbischofs von Constanz, auch ward er in Bamberg als Erzbischof von Tarsus consecrirt, und 1797 Probst des Domcapitels von Würzburg. Er folgte dem Fürstbischof von Constanz 1799, behielt aber dieses Bisthum nur bis 1802, wo er Kurfürst von Mainz und des heil. römischen Reiches Erzkanzler wurde, doch hatte sein Kurfürstenthum durch die Zeitverhältnisse bedeutend an Gebiet eingebüßt, und die von der Regensburger Reichsdeputation zugesprochene Entschädigung wog diesen Verlust nicht auf. Im Jahre 1806 ward er Fürst Primas und souverainer Herr, jener bereits erwähnten durch Frankfurt am Main vermehrten Besitzungen und 1810 Großherzog von Frankfurt. Nachdem sich 1813 die politischen Verhältnisse umgestaltet, entsagte er jedoch seinem Fürstenthum und begab sich nach Regensburg, wo er als Erzbischof bis an seinen Tod, der am 10. Februar 1817 erfolgte, segensreich waltete und wirkte.

Von ihm erschienen:

- Beiträge zur allgemeinen Naturlehre. Erfurt, 1773. 4.
- Betrachtungen über das Universum. Erfurt, 1777. 7te A. Mannheim, 1821.
- Gedanken von der Bestimmung des moralischen Werthes. Erfurt, 1782 N. A. 1784.
- Erfurt, eine Cantate. Erfuet. 1786.
- Grundsätze der Aesthetik. Eefurt, 1791. 4.
- Von dem Bewußtseyn, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit. Eefurt, 1793.
- Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst. Erfurt, 1786.
- Perikles. Erfurt, 1793.
- Von Erhaltung der Staatsverfassungen. Erfurt, 1795. 4.
- Betrachtungen über den Character Karls des Großen. Frankfuet a. M., 1806.
- Einzelne Aufsätze im deutschen Merkur, den Horen, dem Morgenblatt u. s. w.

Ein großartiger Mann, der nicht bloß als Fürst mit seltener Liebe für Wissenschaften und Künste wirkte, sondern durch eigene selbstständige Forschungen und Arbeiten bethätigte, welchen hohen Werth er auf dieselben legte. Seine Schriften zeichnen sich durch vielseitiges Wissen, Scharfsinn, Feinheit des Geschmacks, Gründlichkeit und regen Eifer für das Wahre und Gute, so wie durch einen gebildeten und gefälligen Styl höchst vortheilhaft aus. Die abfälligen Meinungen über seine politische Wirksamkeit zu würdigen, gehört nicht in das Bereich unseres Unternehmens. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf folgende Arbeiten:

A. Krämer, Gedächtnißschrift auf K. Th. A. M. Freiherrn von Dalberg. Regensburg, 1817.
Karl Theodor, von F. Lipowsky. Sulzbach, 1829.
Zeitgenossen. Bd. 6. Heft 3. S. 83 fgde.

Von den Grundsätzen der Aesthetik.

Viele fürtreffliche Schriftsteller haben in verschiedenen Theilen der Aesthetik Meisterwerke geliefert; aber in den Grundbegriffen dieser Wissenschaft scheint noch immer einige Verworrenheit zu liegen. Das Schöne wird als ein Gegenstand der sogenannten schönen Wissenschaften betrachtet, und der Grund dieser Einschränkung wird darinn gesucht, daß das Schöne eigentlich dasjenige ist, was gefällt. Allein dieser Grund ist ganz irrig. Denn in den so genannten gründlichen Wissenschaften sind unzählige Gegenstände, die dem Kenner eben so gefallen. Und ganz gewiß hat die Größenlehre eben so lebhaften Reitz für den Meßkünstler, als die Dichtkunst für den Dichter. Selbst der Handwerksmann findet in seinem Handwerke ein großes Vergnügen, wenn er darinn die Vollkommenheit sucht und erreicht. Auch das Werk seiner Hände wird von jedem schön gepriesen, wenn es in seiner Art würklich vollkommen ist. Einige glauben den Knoten dadurch zu lösen, daß die sogenannten schönen Künste und Wissenschaften deswegen ihre Benennung erhalten, weil sie sich mit dem moralischen Menschen beschäftigen, die Leidenschaften der Menschen darstellen, und ihr Würkungskreis mithin der menschlichen Glückseligkeit näher liegt. Aber auch dieser Grund ist irrig, denn diesemnach müßten auch Rechtswissenschaft und Moral zu schönen Wissenschaften gerechnet werden.

Diese irrige Benennung und Verworrenheit der Begriffe, haben unterdessen ihre nachtheiligen Folgen, so wie alles dasjenige, was unwahr und dunkel ist. Die bildenden Künste und schönen Wissenschaften, werden von manchem ernsthaften Manne als Spielereien verschmäht; weil man sie von nützlichen Wissenschaften unterscheidet. Die sogenannten ernstlichen Wissenschaften findet die Jugend und manche muntere Geister langweilig, unangenehm, pedantisch und ekel, weil sie glauben, daß aller Reitz der Schönheit denselben fehle. Die bildenden Künste verlieren ihren wesentlichen Zweck, nämlich Bezeichnung und verewigtes Andenken der Thatsachen, weil sie als Spielereien des Luxus angesehen werden. Die schönen Wissenschaften verlieren ihre erhabene Bestimmung, Begriffe mitzutheilen, und Begeisterung zu erregen, sobald man sie zum blosen Zeitvertreib herabwürdiget. Die sogenannten Handwerker verlieren die verdiente Hochschätzung, sobald man ihren Arbeiten alle Einwürkung des Geistes und des Schönheitsgefühls abspricht. Die vollständige Theorie der Aesthetik kann weder gründlich noch zusammenhängend seyn, sobald man ihr allzuenge Gränzen setzt. Denn der nachdenkende Geist kann alsdann keinen vollständigen Grundsatz fassen, welcher sich in allzuenge Gränzen einschliesen liese. Eben so gewiß ist es aber auch auf der andern Seite, daß Aesthetik sich in unrichtige unbestimmte Begriffe verirren muß, wenn man ihr allzuweite Gränzen setzen sollte.

Es ist mithin ein würdiger Gegenstand, die Grundsätze der Aesthetik zu prüfen. Der sicherste Gang ist: analytisch bis zu dem Bewußtseyn aufzusteigen, weil hier der Urkeim alles menschlichen Denkens und Empfindens liegt; von da kann man synthetisch schliesen. Der Zweck dieses Aufsatzes ist: eine solche Ausführung vorzulegen.

Wenn Aesthetik eine gründliche, vollständige Wissenschaft ist, so muß sie ihren Begriff genau angeben, damit man ihren Zweck erkenne. Sie muß ihre Theile vollständig aufzählen, damit man erkenne, auf welche Gegenstände sie anwendbar ist. Sie muß ihren ganzen Umfang darstellen, damit man die Verbindung ihrer Theile wahrnehme, und damit sie selbst alle innere Widersprüche vermeide. Sie muß ihre Gesetze vorlegen, und aus den Verhältnissen der Dinge herleiten, damit man von ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit überzeugt werde. Sie muß ihre Gränzen sorgfältigst bezeichnen, sonst scheitert sie an der gewöhnlichsten Klippe so vieler Systeme, welche ihre Grundsätze viel zu weit ausdehnen, und dadurch Irrthum und Unrichtigkeit erzeugen. Sie muß die Kennzeichen angeben, nach welchen sie die Befolgung und Nichtbefolgung ihrer Gesetze mit Gewißheit prüft. Sie muß ihre wechselseitige Verbindung mit andern Wissenschaften zeigen; ihren Nutzen beweisen; ihren Aussichten mögliche Erweiterung geben; ihren gegenwärtigen Zustand vorlegen; die nothwendigsten Folgen ih-

*) Aus Carl von Dalberg's: „Grundsätze der Aesthetik." Erfurt, 1791.

rer Grundsätze erörtern, und den Weg der practischen Anwendung durch Beyspiele erläutern.

Dieser Aufsatz ist ein Versuch: ob und in wie weit die Aesthetik alle diese Bedingnisse einer vollständigen und gründlichen Wissenschaft erfüllen könne! Wenn sie würklich erfüllt werden, so fallen diejenigen anscheinenden Widersprüche weg, die zu dieser Ausführung Anlaß gaben.

Aesthetik ist Wissenschaft des Schönen. Das Schöne ist das, was im hohen Grad gefällt. Das Gefallen besteht allemal im angenehmen Bewußtseyn angewandter Fähigkeit; die seltne höchste Stufe dieses angenehmen Bewußtseyns, heißt Schönheitsgefühl. Das Gefallen hat Beziehung auf Selbstheit, und auf Verbindungen. Selbstheit ist Inbegriff der Eigenschaften, welche die Menschheit bestimmen. Verbindungen sind diejenigen Würkungen, welche die Kräfte in der Welt wechselsweise in einander hervorbringen. Jeder weiß, daß seine schlafenden Fähigkeiten erst durch Einwürkung der äußern Sinnenwelt in lebende Kraft übergehen. Die Natur hat jedem Bewußtseyn dieser Kraft ein Gefühl von Wohlgefallen beygelegt, welches nur in gewissen Verhältnissen in Mißfallen ausartet. Dieses Wohlgefallen ist Gegenstand der Aesthetik, so oft sie einen hohen Grad von Stärke hat. Die wechselsweise Verbindung der Seele mit der Sinnenwelt, ist von Lebensfreuden und Leiden unzertrennlich.

Die wohlgefallenden Empfindungen der Selbstheit sind Bewußtseyn der Seelenkräfte, des Willens, Denkens, Erkennens, Vorstellens u. s. w. Das Wohlgefallen, das aus den wechselseitigen Verbindungen unserer Seele mit dem Körper, mit der Welt und mit Gott entsteht, ist eben so verschieden, als unsere Fähigkeiten verschieden sind, und als die äussern Kräfte verschieden sind, welche auf die Seele würken.

Bewußtseyn aller selbsteigenen Seelenkräfte, in ihrer würklichen und möglichen Ausbildung, und alle würkliche und mögliche äussere Verbindungen mit der Seele, sind für uns Quellen des Gefallens und Mißfallens; Zweige und Knospen der Aesthetik, so oft das Wohlgefallen stark und daurend ist. Das Wohlgefallen der Selbstheit ist stark oder schwach, demnach als eigene Seelenkräfte stark oder schwach sind. Diese Verbindungen sind stark oder schwach, demnach als die äussern Kräfte ganz oder zum Theil, einzeln oder vereinigt, auf die Seele würken. Das Gefallen hat seine Stufen: des Behagens, des lebhaften Gefallens, des Entzückens; und die selbsteigne oder äussere Gegenstände, welche diese Gefühle erregen, heißen angenehm, schön, vollkommen schön, erhaben. So hat das Mißfallen auch seine Stufen: des Mißbehagens, des innigsten Mißfallens, des Schmerzes; und die selbsteigne oder äussere Gegenstände, die das Mißfallen erregen, heißen unangenehm, häßlich, abscheulich. In dem innern Bewußtseyn, und in den Verbindungen zwischen äußern Gegenständen und der Seele, sind gewisse Verhältnisse, in welchen das Gefallen am längsten und stärksten bestehet. Diese Verhältnisse sind ästhetische Gesetze. In dem Gefallen der Selbstheit liegt es, daß die Seele sich selbst eine Quelle von Glückseligkeit ist, daß sie ihre innere eigene Kräfte zu entwickeln und zu bilden sucht. In der wechselsweisen Verbindung äusserer Gegenstände mit der menschlichen Seele, liegt es, daß die Welt zu des Menschen Glückseligkeit beyträgt, und daß der Mensch die äussern Dinge zu seinen Bedürfnissen und Lebensfreuden ordnet und bildet. Je mehr die Seele ihre Kräfte entwickelt, bildet, anwendet: um so mehr wächst das Wohlgefallen der Selbstheit. Nebstdem strömen ihr von außen die Freuden durch die Sinnen zu, werden geläutert und veredelt durch weise Anwendung der Geistesorganen. Demnach als ihr Erkenntnisvermögen sich entwickelt und ausbildet, wird sie auch empfänglich für das äussere reine Wohlgefallen des wahren Schönheitsgefühls. Sie wird im innern vollkommner, und wendet auch ihre Kräfte an, um solche äussere Unternehmungen zu Stande zu bringen, welche ihre gefallende Empfindungen vermehren. Und so entstehen schöne Handlungen, Geisteswerke, Kunstwerke. Die beste Stärkung zu Erreichung innerer Vollkommenheit und damit verbundenes reines Wohlgefallen des eigenen Bewußtseyns, ist die Liebe Gottes. Sie ist unter allen möglichen Verbindungen diejenige, die am meisten beglückt. Weil ihr Gegenstand unendlich, unerschöpflich ist; weil sie alle andere Lebensfreuden veredelt, derselben mäßigen Gebrauch verstattet, und den Keim aller quälenden Leidenschaften erstickt. Auch wird Erkenntnis des Daseyns Gottes als ein ästhetischer Begriff bestätiget. Die Aesthetik muß nämlich immer in Erklärung der Verbindungen aus empfundenen sichtbaren Würkungen, auf das Daseyn unsichtbarer innerer Ursachen und Kräfte schliesen. Die letzte Ursach der Ursachen und Urkraft, ist Gott. Das Bewußtseyn der Selbstheit verläßt die Seele niemals. Die Sinnenwelt umgiebt den Menschen von allen Seiten, und erregt immer neues Wohlgefallen in ihm. Das Bewußtseyn der Selbstheit ist erste wesentliche Eigenschaft der Seele. Die unvermeidlichste Verbindung der Seele ist diejenige, die sie an ihre innere Seelenorganen des Gedächtnisses, der Vernunft, der Vorstellung, des Willens, fesselt. Ihre Sinnen kann sie manchmal verschliesen, aber ihre innere Organen kann sie im wachenden Zustande nicht entfernen. Auch ist diese Quelle der Leiden und des Gefallens, die stärkste von allen.

Dieses sind die Grundbegriffe von der Aesthetik. Sie ist Wissenschaft desjenigen, was gefällt. Sie heißt und ist hauptsächlich Wissenschaft des Schönen, weil Schönheitsgefühl die stärkste kenntlichste Stufe des Wohlgefallens ist. Zu bemerken ist insbesondere, wie sehr die Gegenstände des Schönheitsgefühls zahlreich sind. Da nämlich das Schönheitsgefühl in dem hohen Bewußtseyn angewandter Fähigkeiten besteht, und die Fähigkeiten der Seele sehr mannichfaltig sind, so ist auch das Schönheitsgefühl sehr mannichfaltig. Mit einem Wort: was in uns und ausser uns ästhetisch vollkommen ist, und ästhetisch vollkommen werden kann, muß als mögliche Quelle des Schönen betrachtet werden. Aber das ästhetisch Ueble, Fehlerhafte, Mangelhafte, Häßliche, kann, vermöge seiner Natur, keine Quelle des Schönheitsgefühls seyn. Und wenn auch der Mensch sich über das bescheidene Erkenntnis eigener Fehler freut: so kommt diese Wonne von dem Bewußtseyn der Demuthstugend, nicht von dem Bewußtseyn der Fehler, die sie ihm vorhält. Wenn Laster und Ungeheuer meisterhaft gemahlt werden, so gefallen weder Laster noch Ungeheuer, sondern Kraft des Pinsels und Anschauung des Gemähldes. Herzerhebend ist die Wahrheit, daß die Quellen des Schönen so viel und mannichfaltig der menschlichen Seele zuströmen, und daß es von ihr abhängt, das reine Schönheitsgefühl zu geniesen, so oft sie es in Erkenntnis des Aesthetischvollkommenen sucht. Ihr eigener Glückseligkeitstrieb ermuntert sie wirklich zu diesem Bestreben: und wer einmal dieses edle Vergnügen genossen hat, wird demselben nicht mehr entsagen. Alles und alles ladet ihn dazu ein, von aussen die schönen Gestalten, Kraft, Dauer, Gelenksamkeit, Farbe des Thierreichs; der schlanke Wuchs unermeßlicher Mannichfaltigkeiten des Pflanzenreichs, bunte Farben und Wohlgerüche ihrer Blumen; die Festigkeit, Biegsamkeit, Glanz und zweckmäsige Brauchbarkeit des Mineralreichs, und über alles, die erhabene harmonische Zusammenwürkung aller Theile des Weltalls. Durch alle Sinne strömen in die Seele die Reize hoher Farben, voller Töne, würzenden Geschmacks, reizender Gerüche, und sanfter Gefühle. In sich selbst findet der Mensch die Kräfte des Vorstellungsvermögens, des Verstandes, der Ausbildung eigner Begriffe, des Gedächtnisses; die Kräfte des Willens in Entschliesungen der Seele und Bewegungen des Körpers; der unzähligen geistigen und gemischten Gefühle, welche durch Wellenlinien, Musikmodulationen, Dissonanzen und Konsonanzen, und Mittellinien, so unerschöpflich mannichfaltige und angenehme Eindrücke geben. Noch weit inniger als alles das, fühlt der Mensch den unwiderstehlichen, so sehr beglückenden Drang, selbst etwas Schönes durch Unternehmungen, Geisteswerke, oder Kunstwerke hervor zu bringen.

Wahr ist es, daß unter allen diesen Anschauungen, Empfindungen, Gefühlen, nur wenige das vollkommene Gepräge der Schönheit tragen. Sie erregen meistens nur einen geringeren Grad des Wohlgefallens, welcher den Namen des hohen Schönheitsgefühls nicht verdient: aber sie sind der Stoff des Schönen, in so weit, als sie durch Anwendung ästhetischer Gesetze zu vollkommenen schönen Gegenständen gebildet, zusammen geordnet, und erhoben werden können, wie dieser Aufsatz zeigen wird. In dieser Hinsicht empfindet man die Unmöglichkeit, einen bestimmten Begriff von der Summe derjenigen Gegenstände zu geben, welche den Stoff der Schönheit enthalten.

Der Geist verliert sich in die Zahl der Schönheitsquellen, die in der Natur und der Kunst liegen. Die Fluten, die sich in Tropfen sammlen, und nun in Bächen als Flüssen vereinigt, strömen, und dann das Weltmeer erzeugen, sind schwaches Bild der Fülle von Schönheiten, welche in der Natur und in der Kunst liegen. Diese Fülle von Schönheitsquellen umgiebt den Menschen von jeder Seite, verläßt ihn so wenig, daß er allenthalben, und in jedem Augenblicke, sein Verlangen nach Glückseligkeit daran befriedigen kann. Nur muß er mit weiser Mäßigung geniesen, damit nicht grenzenloses Schwelgen in ihm selbst geistige und körperliche Mängel erzeuge! Diese Mängel sind von ihren häßlichen Folgen, von Schmerzen und innern Vorwürfen unzertrennlich.

Ferner muß der Mensch das Gefallende und Schöne niemals außer den Gränzen seiner Kräfte suchen. Lächerlich und verlohren würde die Bemühung seyn, wenn er der innern Wesenheit der Dinge nachsinnen wollte, da er nur von ihren äussern Würkungen Begriffe hat. Er würde dem Blinden vergleichbar werden, der von Farben sprechen wollte. Es kann höhere Schönheiten geben, für höhere Wesen, die mehrern Sinn und eindringendern Scharfsinn haben; aber man würde sich in Träume verirren, und das Würkliche verlassen, wenn man

solchen Muthmaßungen nachspüren wollte. Die Zahl der erreichbaren Schönheitsquellen ist schon für jeden Menschen sehr groß; die Sonne und der kleinste Käfer drücken ihr Bild in seine Seele. Reichthum der Natur wird durch Reichthum der Kunst vermehrt, und des Menschen Seele ist bildliches Weltall, Alles würkt auf ihn, und aus der Würkung des Schönheitsgefühls entstehet in ihm der Drang der Rückwürkung. Dieser Drang ist das, was man Genie, bildende Kraft nennt. Diese bildende Kraft drückt ein Pichler dem kleinen Kiesel ein; Phidias dem Marmor, ein Palladio dem Steinhaufen, und ein Plutarch verewigt die Seelenbilder großer Männer der Vorzeit. Die Menschheit ist geliebte Tochter des Schöpfers. In jedem Menschenalter vermehren sich die Schönheitsquellen der Kunst; und die Schönheitsquellen der Natur bleiben die nämlichen, immer verjüngt. Begreiflich ist es daher, wie reich wir seyn müssen, auch sind, da die Menschheit seit Jahrtausenden Meisterwerke auf Meisterwerke häufet. Der weitere Zuwachs an solchen Reichthümern ist unaufhaltbar; der Drang dazu liegt in den erneuerten Urkräften künftiger Menschen. Kunstwerke werden seltener durch Menschen zerstört, als sie erzeugt werden. Im Ganzen also wächst die Zahl der Kunstwerke, und die Welt wird schöner.

Die Erkenntnis dieser Wahrheit wird durch genaue Charakteristik des Schönen am besten befördert. Das Schönheitsgefühl ist ein freudiger Zustand der menschlichen Seele. Die Verhältnisse, unter welchen dieser Zustand bestehet, sind ästhetische Gesetze; bestimmen die Eigenschaften und Charakteristik der Schönen.

Der Mensch ist zusammengesetzt aus einer Seele, die grenzenloses Verlangen nach dem ästhetisch Vollkommen und Schönen hat, und aus einem organischen Werkzeuge, dem Körper, welcher sehr begränzte Mittel hat, das Verlangen der Seele zu befriedigen. Die ästhetischen Gesetze stehen daher im zusammengesetzten Verhältnisse des unendlich großen Wunsches der Seele, und den bestimmt kleinen Kräften des Körpers. Das allgemeine ästhetische Bestreben gehet also dahin, das unendliche Verlangen der Seele so vollkommen zu erreichen, als es die Schwäche des Körpers gestattet.

Die ästhetischen Gesetze, deren Erfüllung zu diesem Zwecke führen, sind dreyfach. Die ersten haben Beziehung auf Stärke des Schönheitsgefühls. Die andern auf dessen Dauer. Die übrigen auf dessen Vollkommenheit.

Das erste und wichtigste von allen ist das Gesetz der Einheit in dem Gegenstande der Geistesbeschäftigung. Wenn der Geist anhaltend richtet, so wird seine Kraft und deren Bewußtseyn, mit jedem Streben der Aufmerksamkeit, mehr und mehr gespannt. Die Seele umfasset das Bild des Gegenstandes immer inniger, eben so, wie in der Körperwelt die anziehende Kraft mit der Annäherung immer wächst. Die Seele wünscht zwar sogleich ihr Verlangen zu erfüllen, allein in ihrem jetzigen Zustande kann sie nur durch anhaltendes ausschliesendes Ausharren an einem einzigen Gegenstande, das möglichst hohe Bewußtseyn ihrer angewandten Fähigkeiten erhalten. Dieses Bewußtseyn ist vollständiges Wohlgefallen. Das Ausdauern an einem Gegenstande, ist Fundgrube des Genies, Leitstern zu dem Schönen, Gepräge hoher Geister. Hierher gehören alle Regeln, in Entwerfung einfacher, zweckmäßiger Plane; die Regeln der Einheiten in dramatischen Werken; in Geisteswerken; in bildenden Künsten. Dahin gehören die Vorschriften des Gemeinsinnes, der da gebietet, den eifrigen Fleiß nur einem Hauptgegenstande zu widmen, und darinn unermüdet fortzufahren.

Das zweyte Gesetz ist die Sammlung und Anwendung mehrerer und verschiedener Kräfte zu einem nämlichen Zwecke. Da nämlich, wo eine einzige gespannte Kraft nicht hinreicht, um den möglichsten Reiz des Schönen hervorzubringen, da müssen mehrere Kräfte dergestalt vereinigt werden, daß keine die Würkung der andern hindert, sondern befördert. Die Anwendung dieses Gesetzes kommt bey allen großen Unternehmungen häufig vor. Ein tägliches Beyspiel davon findet man auch in Vereinigung mehrerer Künste, z. B. der Tonkunst und Dichtkunst, im Singspiel; der bildenden Künste, in Verzierung der Baukunst. Dahin gehören ferner die wohlverflochtenen Episoden in Geisteswerken; die Nebengruppen in Zusammensetzung eines großen Gemähldes. Der vorzügliche Reiz des Großen, der großen Unternehmungen, großer Gebäude, großer Naturgegenstände, bestehet in Erfüllung dieses Gesetzes. Da ist nämlich eine große Fülle gesammleter Kräfte auf einen Zweck vereinigt. So gefallen das alte Rom, die egyptischen Pyramiden, der Picus in Teneriffa, und das Firmament auch schon durch Größe, wenn man andere Verhältnisse wegrechnet.

Diese zwey ersten Gesetze haben die Stärke des Schönheitsgefühls zum Gegenstand. Dessen Dauer wird nun durch die zwey folgenden erzielt.

Das dritte Gesetz verordnet Sparsamkeit im Gebrauche der Organen. Das Fühlen, Denken und Handeln erfordert nämlich eine körperliche Mitwürkung der Hirnzasern, Nerven und Glieder, welche bald erschöpft werden. Wenn nun die Seele keine organische körperliche Kraft verschwendet, so können diese Organe als Werkzeuge der Seelenkräfte, länger ausdauern, und sie genießet langer das angenehme Bewußtseyn ihrer angewandten Fähigkeiten. Beyspiele, die hieher gehören, sind: die Freude an allem, was deutlich und leicht zu fassen ist, z. B. die Symmetrie, indem durch diese Anordnung das Ganze geschwinder übersehen wird; die Schönheit der Abkürzungsformeln in Vernunftschlüssen, im Rechnen, in tabellarischer Uebersicht. Hierher gehört ferner die Schönheit in körperlichen Bewegungen, im Reiten, Tanzen, Fechten, welche immer lediglich darauf hinaus gehet, mit dem leichtesten und geringsten Aufwande körperlicher Kräfte, den nämlichen Zweck zu erreichen.

In den größten Gegenständen der Kunst und Natur ist Gesetz der Sparsamkeit beobachtet. In der Peterskirche zu Rom sind die Mauern nicht dicker, die Verzierungsglieder nicht stärker, als zu solchem Gebäude nöthig ist. Die Geistesstärke des Grundrisses, und die Willenskraft der Ausführung, werden in dem ungeheuren Werke angestaunt. Das aber, was darinn als vollkommen gefällt, ist Sparsamkeit des Ebenmaases, das ohne plumpe Verschwendung entbehrlicher Mauern kühn und frey emporragt. Die Alpen und das Weltmeer erregen als ungeheure Fülle der Naturkräfte, Erstaunen. Aber der Kenner der Natur wird dadurch ästhetisch entzückt, daß diese große Massen durch einfach sparsame Gesetze der Attraction und Adhäsion verbunden sind.

Das vierte Gesetz: Abwechslung der Beschäftigung befördert auch die Dauer des Schönheitsgefühls. Indessen daß ein anderes Organ gebraucht wird, sammlet das erste die schon erschöpften Kräfte wieder, erhält nun neue Lebensgeister, und die Seele bleibt fortdauernd würksam in dem angenehmen Bewußtseyn ihrer Kräfte. Von Erfüllung dieses Gesetzes rührt die so nöthige Abwechslung in Beschäftigung, und die Zerstreuungen her, welche der Gemeinsinn einem jeden Menschen und bey jeder Unternehmung, als unentbehrlich vorschreibt. Hierher gehören ferner die Regeln der Mannichfaltigkeit in Geisteswerken und in der Schreibart. Dahin gehören gleichfalls die nöthigen Kontraste in bildenden Künsten, nebst der schönen Würkung ihrer Wellenlinien. Hieher gehören die meisten Regeln der Landschaftmahlerey und der schönen Gartenkunst. Dahin gehört auch in der Tonkunst die angenehme Abwechslung der Konsonanzen und Dissonanzen. Der Reiz der Modeveränderungen ist auch eine Folge dieses Gesetzes.

Nun ist der Weg geöffnet, um diejenigen Gesetze zu entdecken, von deren Erfüllung die Vollkommenheit abhängt. Wenn nämlich einmal das Gefühl des geistigen Schönen in der Seele entflammt ist, dann gehet ihr Verlangen nach diesem Gefühl, so weit es gehen kann. Zu Bewürkung dieses Zwecks hat sie zwey Wege. Der erste ist: alle Mittel zugleich anzuwenden, um sich hohes Bewußtseyn ihrer angewandten Fähigkeiten zu verschaffen. Der andere Weg ist: diejenigen Gegenstände der Beschäftigung und des Genusses zu wählen, in welchen die edelsten und würksamsten Kräfte enthalten sind. Der erste Weg ist das ästhetische Gesetz der Harmonie. Der andere ist das Gesetz des Ideals.

Das fünfte Gesetz, der Harmonie und Ordnung, ist Zusammenstimmung und Vereinigung der vier ersten Gesetze, durch welche Stärke und Dauer des Schönheitsgefühls erzeugt werden. Die Harmonie vereinigt nämlich Einheit des Gegenstandes mit Manichfaltigkeit in der Behandlung; Fülle der Kräfte, mit weiser Sparsamkeit in deren Anwendung. Und so bestehet alsdann der hohe Geschmack des Vollkommenen in dem Zusammenklange der Kraft, Anmuth, Reichthum und Mäßigung.

Das sechste Gesetz des Ideals wählt unter dem Schönen das Schönste, bildet es nach dem Gesetze der Harmonie in ein Ganzes zusammen, und erreicht alsdann die höchste Stufe des Vollkommenen: das Erhabene. Die Meisterwerke, welche durch Befolgung dieses Gesetzes zu Stande kommen, sind die besten klassischen Muster der Nachahmung. Sie sind schöner, als alltägliche Natur, weil dort die hohen Schönheiten nur zerstreut, und hier gesammelt wird.

Der Inbegriff aller ästhetischen Gesetze führt auf folgende allgemeine Bemerkungen: Das Geistige ist Wesenheit des Schönen; das körperliche ist dessen Aussenhülle; die ästhetischen Gesetze verlangen so viel geistiges, als möglich ist; so wenig körperliches als unentbehrlich ist. Ohne Geistiges ist kein Daseyn des Schönen; ohne Körperliches ist kein Anschauen des Schönen. In Sparsamkeit und Abwechslung des Körperlichen, liegt Anmuth des Schönen; Vereinigung der Kraft und Anmuth, ist Inbegriff des Schönen für den Menschen.

Dieses sind nun die ästhetischen Gesetze, deren Beobachtung zu dem Schönen, ästhetisch Vollkommenen und Erhabenen

führt. Aber wenn sie über die Gränzen der Wahrheit und Weisheit mißbraucht werden, so ist es hierinn, wie mit allem in der Welt. Das Mittel, zum Schönen zu gelangen, kann durch Mißbrauch eine Quelle des Fehlerhaften und Häßlichen werden. Der Mißbrauch des ersten Gesetzes: der Einheit, führt auf Ueberspannung, Leidenschaft, Wahnsinn. Der Mißbrauch des zweyten Gesetzes: gesammleter Kräfte, führt auf üppiges, Lebenzerstöhrendes Schwelgen. Mißbrauch des dritten Gesetzes: der Kraftersparung, führt auf unwürksame Schwachheit. Mißbrauch des vierten Gesetzes: der Abwechslung, führt auf leichtsinnige Tändeley. Mißbrauch des fünften Gesetzes: harmonischer Ordnung, führt auf kalte Krafterstickende Methode. Mißbrauch des sechsten Gesetzes vom Ideal; führt auf Ziererey und Empfindeley. Vernunft und Wahrheitsgefühl müssen Richtschnur und Gränzen bestimmen. Im Grunde liegen diese Gränzen des Schönheitsgefühls zwischen dem schwächeren Wohlgefallen an demjenigen, welches blos behaglich ist, ohne noch schön zu seyn; und zwischen dem Bestreben und überspannten Ansteengen nach dem Bewußtseyn einer Kraft, welche der Mensch nicht besitzt, und die mithin unerreichbar ist. Dieses Bestreben ist eben darinn fehlerhaft, weil es die Gränzen des Schönen überschreitet. Das hohe reine Bewußtseyn angewandter Fähigkeiten, ist im eigentlichsten Verstande die wahre Quelle menschlicher Glückseligkeit. Und wenn die Uebertreibung eines einzelnen ästhetischen Gesetzes, den Menschen in den Abgrund der Leidenschaften stürzt, ihn geistig oder körperlich unglücklich macht, so geschiehet dieses, weil diese Gesetze nicht im Zusammenhange, nicht harmonisch befolgt werden; weil vernünftige Moral und Wahrheit den Weg zu dem würklich Schönen nicht prüfen; weil sie dasjenige innere Häßliche nicht erforschen, welches durch einige schöne Aussenseiten bedeckt ist; und weil manche Menschen, mit einem Worte, vergessen, oder nicht wissen, daß die Seele erst durch Ausbildung ihres Erkenntnisvermögens, für das wahre Schönheitsfühl empfänglich wird.

Das wesentliche Verhältnis des Schönen bestehet darinne, daß es die menschliche Seele durch das holde Band der Liebe mit Gott und der Natur zusammen knüpft. Erkenntnis des Angenehmen erzeugt Neigung; Erkenntnis des Schönen erzeugt Liebe. Die einzelnen Schönheiten der Natur führen die Seele auf deren Urquelle, auf den ewigen unendlichen Innbegriff aller Vollkommenheiten, auf Gott. Nur in diesem höchsten Gefühl kann das grenzenlose Verlangen der Seele ruhen, weil da Vollkommenheit ohne alle Mängel, Glückseligkeit ohne Ende ist. Alle diese Verhältnisse des Schönen, sind nicht zufällig, nicht vorübergehend. Sie fliesen aus den ursprünglichen Eigenschaften der menschlichen Natur; durch vernünftigen Gebrauch seines Willens, und beständiges Streben nach ästhetischer Vollkommenheit, kann der Mensch in Ausbildung und entzückendem Bewußtseyn angewandter Fähigkeiten, weit kommen. Die Menschheit im Ganzen genommen, ist hierinnen schon weit gekommen, und wird immer weiter fortrücken. Und das Ziel ist: grössere Glückseligkeit durch reines Schönheitsgefühl.

Da nunmehr die Charakteristik des Schönen angegeben worden, so wird es zweckmäßig seyn, auch die bestimmten Kennzeichen anzugeben, welche dem Nichtschönen eigen sind. Wo kein hohes Bewußtseyn angewandter Fähigkeit ist, da empfindet die Seele kein vorzüglich lebhaftes Wohlgefallen, kein Schönheitsgefühl. Diejenigen Gegenstände verdienen mithin die Benennung des Schönen nicht, welche kein hohes intensives Schönheitsgefühl erregen können.

Das Nichtschöne ist entweder häßlich oder gleichgültig, oder wenig gefallend, oder übertrieben. Das tiefe mißfallende Gefühl des ästhetisch Fehlerhaften, welches demjenigen gar nicht entspricht, vielmehr entgegen strebt, was man nach dessen Zweck zu erwarten hatte, ist Würkung und Kennzeichen des Häßlichen. Dasjenige, was bey vorübergehender Bemerkung in der Seele weder einen angenehmen, noch unangenehmen Eindruck hinterläßt, ist für die Seele in diesem Augenblick gleichgültig. Das Behagliche erregt wahres Wohlgefallen in der Seele, aber dieses Wohlgefallen ist weit schwächer, als dasjenige, welches durch den stärkern Eindruck des Schönen erregt wird. Das Uebertriebene mißfällt deswegen, weil es die Vollkommenheit sucht, wo sie nicht ist, und weil das Streben jenseits des Ziels, eben auch ein häßlicher Fehler der Beurtheilungskraft ist.

Es ist natürlich, daß die Empfindung des Wohlgefallens und Mißfallens, ihre Stufenleiter hat. Alle einfache abgezogene Begriffe, alle einfache Gefühle und Empfindungen, haben die ihrigen. Eben so natürlich ist es, daß eine äusserste Stufe des höchsten Wohlgefallens da seyn muß, denn sonst gieng dieses Aufsteigen ins Unendliche; und der Mensch ist ein endliches Wesen von bestimmt-beschränkten organischen Kräften. Der vollkommenste Punkt auf der Stufenleiter des Wohlgefallens, heist Schönheitsgefühl.

Jede Stufe des Nichtschönen hat ihre Abstufungen. Das blos Gefällige, und das einigermaßen Uebertriebene, gränzen von beyden Seiten am nächsten an das Schöne. Das Häßliche stehet am allerweitesten von dem Schönen ab. Es erregt ein unangenehmes Gefühl, das die Seele von sich zu entfernen sucht, weil es ihrem unauslöschlichen Triebe nach Glückseligkeit entgegen würkt, und ihm den höchst angenehmen Genuß des Schönheitsgefühls entziehet. Ein auffallendes und wichtiges Beyspiel, wird die Folge des Häßlichen deutlich entwickeln. Das Bewußtseyn nämlich moralischer Mängel und Laster, erregt Gewissensbisse. Das Bewußtseyn geistiger und körperlicher Mängel, erregt Mißmuth. Die Seele hat zwey Wege, aus diesem unangenehmen Zustande zu kommen: der eine ist der wahre; bestehet in Selbstbesserung, und in dem Bestreben, andere gute Anlagen in sich ausbilden. Dieses Bestreben schaffet Trost und Ersatz, und öfnet neue Quellen des Moralisch- und Aesthetischschönen. So wird der Verführte durch Reue und Besserung, ein edler, rechtschaffener Mann. Und bey großen körperlichen Mängeln, kann eine Person durch Anmuth und Tugend, auch ästhetisch liebenswürdig werden, indem ihre Geistesvorzüge gefallen. Der andere Weg: das eigene Bewußtseyn des Häßlichen zu entfernen, bestehet darinn, daß man das Schöne in äusseren Gegenständen und Personen zu verdecken, zu mißstellen, zu zerstöhren sucht, sie selbst wegschaft, damit ihre ästhetischen Vollkommenheiten nicht an eigene Häßlichkeit erinnert. Dieser Weg des Hasses, des Neids, der Verläumdung, der Boßheit, verfehlt seinen Zweck; denn da wird das Häßlichere zum Häßlichen gehäuft; böses Gewissen und Mißmuth rufen nun immer lauter, und ihre Stimme erregt bittres inneres Mißfallen.

Moral und Aesthetik treffen in dem Punkt zusammen, wo angenehme und unangenehme moralische Gefühle entstehen; wo in der Moral Gefallen und Mißfallen vorkommen; denn Gefallen und Mißfallen sind das eigentliche Gebiete der Aesthetik.

In Beziehung auf die leblose Natur, folgt der Mensch immer seinem Triebe, das Häßliche zu entfernen. So werden Sümpfe abgeleitet, Wüsteneyen urbar gemacht, düere Anger bepflanzt; und so keimt das Aesthetischschöne zuweilen mitten aus dem Häßlichen hervor; in moralischer Beziehung, durch Reue, Demuth, Geistes- und Herzensbildung, und auch durch bessernde Warnungen und Strafen; in psychologischer Beziehung durch Unternehmungen, Geisteswerke und Kunstfleiß.

Im Ganzen ist es aber wahr, daß das Häßliche oft stark und andaurend siegt; und es ist daher Tugend und ästhetische Wohlthat für die Menschheit, demselben entgegen zu arbeiten. Dieses ist um so nöthiger, als das Häßliche durch das Häßliche sehr oft verbreitet und fortgepflanzt wird. Neid, Haß, Verfolgung, Boßheit, Habsucht, Rohheit und Laster, werden durch Nachahmung herrschend; durch Gewohnheit eingewurzelt. Der abgehärteten Boßheit ist Unschuld unerträglich; Verführung und Mittheilung eigener Häßlichkeit, ist ihre Wonne. Selbst in der physischen Natur wird das Häßliche von dem Häßlichen erzeugt. Stockende Sümpfe, modernde Wälder, dumpfige Thäler, verpesten die Luft, vergruppen die Pflanzen, entedlen die Thierarten. Mit einem Worte: Gefühl des Häßlichen ist Bewußtseyn des ästhetisch-Fehlerhaften und Mangelhaften. Alle Gräuel und Schandauftritte der physischen und moralischen Welt, sind Folgen des Fehlerhaften und Mangelhaften; sind zugleich physisch, moralisch und ästhetisch häßlich. Und da der Haß mit Gegenhaß, Zerstöhrung mit Zerstörung, Boßheit mit Boßheit, mehrentheils vergolten wird, so keimen Uebel aus Uebel, Häßlichkeit aus Häßlichkeit. Die Geschichte zeigt große Gegenden, ganze Jahrhunderte des Jammers, und häßliche Entehrung der menschlichen Natur, deren Würkungen so äusserst mißfallen müssen. Oft hörten sie nicht eher auf, bis die Stimme eines aufgeklärten tugendhaften Mannes, sich unter den Trümmern der Verwüstung erhob, oder bis durch zufällige Zusammenstimmung besonderer Umstände, das Edle und Schöne wieder aufkeimen konnte. An Beyspielen, noch bestehender Gräuel, fehlt es unsern Zeiten selbst nicht. Sittenverderbnis, politische Ränke, habsüchtige Kriege, Negerhandel, und mancher despotische Mißbrauch rechtmäßiger Gewalt, werfen manchen moralisch und ästhetisch häßlichen Schatten auf das Gemälde unsers Jahrhunderts, und müssen jeder unverdorbenen Seele äusserst mißfallen.

Doch niemals wird der Keim des Vollkommenen und Schönen in der menschlichen Natur ganz erstickt. Die Funken davon liegen tief in der Seele. Und im Grunde ist das mißfallende Bewußtseyn eigener Fehler und Häßlichkeit, ein gewaltsamer Zustand für die Menschheit, den sie nur durch tugendsames und ästhetisches Bestreben nach dem Vollkommenen und Moralisch-ästhetischschönen, entfernen kann. Bildung,

Erziehung, Künste, Wissenschaften, Kriminalgesetze, bürgerliche Ordnung, sind wesentliche Mittel zu diesem Zwecke. Im Ganzen geschehen Fortschritte, und dieser Sieg des Lichts über Finsternis, ist würkliche Verminderung des Moralisch-physischen und Aesthetisch-häßlichen.

Die bestimmten Kennzeichen des Schönen, sind in den ästhetischen Regeln enthalten; der ächte Prabierstein ist die Anwendung dieser Regeln, in Beurtheilung und Prüfung eines jeden Gegenstandes. Diese Prüfung wird noch viel einleuchtender und sicherer, wenn man zu gleicher Zeit solche Gegenstände prüfet und vergleicht, deren klassische Vollkommenheit ganz ungezweifelt ist. Die Schönheit nämlich hat auch ihre engern Stufen, und wenn man erkennen will, in welchem Grade ein Gegenstand schön ist, so ist es zweckmäßig, ihn mit einem andern von erkanntem Werthe zusammen zu stellen, der ihm alsdann zum Maaßstabe dienet.

Wohlgeordnete Sammlungen, vollkommene Muster nach verschiedenen Stufen ihrer Schönheit, sind daher von wesentlichem Nutzen, zu Bildung des Geschmacks, und Bestimmung eines richtigen Urtheils. Solche Sammlungen sind ein ästhetischer Maaßstab, dessen Grade in ihren verschiedenen gesammleten Werken zu suchen und zu ordnen sind

Auch Beyspiele des Unvollkommenen, Häßlichen, Uebertriebenen, sind nicht ohne Nutzen. Sie zeigen, welche Klippen zu meiden sind; doch ist es nicht rathsam, sich viel damit zu beschäftigen, weil der Geschmack sich nach und nach selbst an das Häßliche gewöhnt.

Jeder Theil der Aesthetik hat Muster und Sammlungen. Nur ist zu wünschen, daß sie bestens geordnet, und unermüdet benutzt werden. Das höchstdenkbare Muster möglichster sittlichster und moralisch-ästhetischer Vollkommenheit, ist der Sinn des Evangeliums. Die Weltgeschichte ist Bildersammlung von Tugenden und Lastern. Schriftsteller aller Zeiten, Kunstwerke von allen Gattungen, Naturerzeugnisse aus allen Reichen und Ländern, sind gesammlet und aufgestellt.

Auch die allgemeine Stufenleiter des ästhetischen Gefühls des Gefallens und Mißfallens, läßt sich einigermaßen mit Worten ausdrücken. Abscheu ist Würkung des Häßlichen, Fehlerhaften; Abneigung des Mangelhaften; Gleichgültigkeit des Unbedeutenden; Neigung des Behaglichen; Beyfall des Angenehmen; Liebe des Vollkommenen und Schönen; Entzücken des Erhabenen. Der Drang zum Würken, Nachahmen und Bilden, ist Folge der innig andaurenden Liebe zum Schönen. Die mißlungenen Werke der Ueberspannung erregen Mißfallen, Spott oder Mitleiden, demnach als übler Geschmack, Uebermuth oder Wahnsinn, daran Hand anlegten. Jeder merkliche Grad des ästhetischen Gefühls hat untrügliche Kennzeichen seines Daseyns, in äußeren Gebärden, und inneren Gemüthsbewegungen, des Verlangens, Zudringens, Beyfalls, Entzückens, und der Aufmerksamkeit. Jede genaue Aufzeichnung hiervon, würde Semiotik der ästhetischen Gefühle seyn.

Jeder schöne Gegenstand stehet auf einer Stufe der Schönheit, die dem Innbegriffe seiner ästhetischen Vollkommenheiten gleich ist. Scharfsinnige Vergleichung der Meisterwerke in jedem Fache; fleißige Prüfung derselben nach den Gesetzen der Aesthetik; und dann Verzeichnis nach den Stufen ihres ästhetischen Werths, ist gewiß das beste Beförderungsmittel zur Bildung des Geschmacks; durch Vergleichung schöner Gegenstände, und Anordnung ästhetischer Gesetze, werden die Gränzen des Schönen am sichersten erkannt. Der gute Geschmack wird gleich andern Fähigkeiten entwickelt, und vollkommen durch Uebung.

Wer sich nach fürtrefflichen Mustern bildet, und sich die Anwendung ästhetischer Gesetze eigen macht, wird in Erkenntnis des Schönen, und in dessen Darstellung, fortschreiten, gleich einem hellen Fluß, der sich immer selbst gleicht, und unaufhaltbar zwischen festen Ufern hinwallt, indessen der ungebildete Geist schlammigt, schäumend und verwüstend, über Fluren, Klüfte und Felsentrümmern hinstürzt.

Das hohe Gefühl des Schönen entflammt die Begierde, selbst Kunstwerke zu erzeugen, die jenen Mustern in Manchem nahe kommen, sie in Manchem übertreffen. So wird das Schönheitsgefühl verfeinert, erhöhet, verbreitet; so wird ästhetische Schönheit der Tugend, durch ästhetisch schöne Tugend; so wird Geist durch Geisteswerke, Kunst durch Kunstwerke fortgepflanzt. Die Vermehrung, Verbreitung ästhetischer Muster, ist möglich, und zum Theil ausgeführt. In neueren Zeiten sind unermeßliche Beförderungsquellen geöffnet; in Geistessachen durch Buchdruckerey; in Kunstsachen durch Kupferstiche, Gips-Schwefel- und Thonabdrücke. Die Gesetze der Aesthetik werden täglich genauer und bestimmter erkannt; der Maaßstab des Schönen wird vollkommener, und der Erfolg ist, daß allgemeine Erkenntnis des Schönen wächst.

Die Charakteristik des Schönen zeigte bisher dessen innere Verhältnisse; nun werden dessen äussere Verhältnisse, Verbindungen, Würkungskraft gezeigt werden.

Jedes Schönheitsgefühl hat sein bestimmtes Maaß von Stärke, und Dauer des Wohlgefallens. Kommt es über dieses Maaß, dann ist es überspannt. Bleibt es unter diesem Maaße, dann ist es zu schwach, um ein würkliches hohes Schönheitsgefühl zu seyn. So auch hat wieder jeder äussere schöne Gegenstand sein bestimmtes Maaß von Würkungskraft; und der möglichstschöne höchstwohlgefallende Eindruck, den er auf die menschliche Seele machen kann, stehet in gleichem Verhältnis mit dem Inbegriffe seiner eigenen ästhetischen Vollkommenheit. Dieses ist wahr, in Beziehung auf alle schöne, höchstwohlgefallende Gegenstände. Diese Verhältnisse und Anlagen zu Verbindungen, liegen in den Grundeigenschaften aller Wesen, die würklich und möglicher Weise in den wechselseitigen Würkungskreis, mit der menschlichen Seele kommen können. In der Seele liegen unzählige Fähigkeiten, von denen sie keinen Begriff hat; deren Daseyn ihr oft unbekannt ist, und die nur alsdann mit dem Bewußtseyn des Schönheitsgefühls, in ihr aufleben, wenn äussere Wesen, oder deren Zusammenstimmung, einen Eindruck des ästhetisch Vollkommenen machen, den sie noch nicht kannte. Wenn die Seele durch gespannte Aufmerksamkeit für einen vollkommenen Eindruck empfänglich ist, und diesen Eindruck erhält: dann entstehet in ihr, wie in jedem Wesen, wie in jeder erregten Kraft, der Drang der Rückwürkung. Sie bestrebt sich durch Handeln, Würken, Bilden, etwas zu erzeugen, das dem empfangenen Eindrucke gleich ist, und auch Wohlgefallen erregt. Wenn aber Fülle und Erhabenheit des äusseren Gegenstandes so groß ist, daß die Seele dessen Ganzes nicht fassen kann: dann ist ihre Lage unangenehm und mißfallend, weil sie zu der Ueberspannung ihrer Kräfte gereizt wird. Wenn im andern Falle der Gegenstand sichtbar fehlerhaft oder mangelhaft ist, da macht er schwachen und widrigen Eindruck; der Zustand der Seele wird nun auch unangenehm und mißfallend; ein Theil ihrer Kraft ist abgespannt, und sie hat doch das Bedürfniß in sich, daß ihr Bewußtseyn dem ganzen Maaße ihrer möglichst anwendbaren Fähigkeit gleich werde. Da entstehet nun in ihr Langeweile, Mißfallen und Abscheu des Häßlichkeitsgefühls. Es ist bereits bemerkt worden, daß das Schönheitsgefühl zwischen mißfallender Ueberspannung, und dem schwachen Wohlgefallen am blos Behaglichen, mitten inne liege. Das Schönheitsgefühl hat also sein genau begränztes Maaß. Eine gleichmäßige Einrichtung bestimmter Gränzen, bemerkt man in allen andern unästhetischen Beziehungen des Schöpfungssystems. So z. B. können Thiere und Pflanzen nur im mittleren Verhältnisse zwischen Kälte und Wärme bestehen. Durch beständigen Frost würde das Wasser auf ewig erstarrt, und die Erde für die Pflanzenaufkeimung verschlossen seyn. Durch größere Hitze würde das Wasser verdünsten, die Erde verglasen. Bey schnellerer Bewegung würden die Weltkörper durch Schwungkraft zerplatzen; bey langsamerer Bewegung würden sie in die Sonne zusammenstürzen. Heftigere Empfindungen würden für den Menschen schmerzhaft seyn; leisere Empfindungen wären ohne Reitz. Schön sind daher die Worte der Bibel: Gott schuf alles nach Maaß und Gewicht. Die Belege zu dieser Wahrheit sind eben so unzählig, als die Theile des Weltalls.

Harmonisch schön ist es, daß die nämlichen Gesetze der Aesthetik, die in der Natur der menschlichen Seele liegen, auch in der Zusammenordnung des ganzen Weltbaues beobachtet sind. Und wie wären auch die Gesetze des Weltalls allumfassend, wenn die Gesetze der Aesthetik nicht darinn enthalten wären. In dem Weltall ist allenthalben Fülle der Kräfte; aber Sparsamkeit der Anwendung, in Erreichung der Zwecke — eine Wahrheit, welche Leibnitz, König und Maupertuis, in der Grundlehre von möglichst geringer Kraft, erwiesen haben. Allenthalben ist Einheit, sich selbst gleicher Typus. In jedem Geschlechte der drey Naturreiche, und allenthalben, unendliche Mannichfaltigkeit, kein Blatt dem andern gleich, kein Gesicht dem andern ganz ähnlich, und der Spielraum dieser Mannichfaltigkeit, liegt in der Zusammensetzung minder wesentlicher Theile. Alle diese Gesetze, im Größten und im Kleinsten, in der Geisterwelt und Körperwelt, in Formen und Substanzen, sind harmonisch in das Ganze des Weltalls zusammenfließend. Wer noch zweifelt, daß Gott der menschlichen Seele sein Ebenbild eindrückte, der denke noch an jene höchste Wohlthat: Er gab ihr nämlich Schönheitsgefühl, Bildungstrieb und Tugendstreben: und so legt die Menschheit durch Tugend, Wissenschaft, nützliche und schöne Künste, die letzte Hand an, um die schöne Welt ihres ewigen Vaters noch schöner zu machen. Ihm ist das Lob, denn aus ihm quoll diese Kraft.

Wenn das moralisch-ästhetische Schönheitsgefühl durch Vernunft geprüft, fest, und von aller Ahndung nachfolgender mißfallender Gewissensbisse rein ist: dann wird es zugleich

sicherste Gewährleistung für den Menschen, daß er auf dem Wege der Tugend, Wahrheit und Glückseligkeit wandelt. Denn Tugend ist höchstbeste Anwendung eigner Fähigkeiten, und Schönheitsgefühl ist deren wohlgefallendes Bewußtseyn. So wie der Schmerz für körperlicher Zerstöhrung warnet; eben so warnet der überdachte mißfallende Abschen des Häßlichen für Fehlern und Lastern; und eben so warnet Mißmuth für Mängel der Geistesbildung.

Die Kenntnis des Schönheitgefühls, ihrer Wesenheit und ihrer Zwecke, können mehr und mehr entwickelt, vollkommen und verbreitet werden. Die Fortschritte der Aesthetik werden dazu mitwürken, und das reine, durch Vernunft geprüfte Schönheitsgefühl, ist alsdann für den Menschen sicherer Leitstern zu der Tugend und Glückseligkeit.

Die ästhetische Kraft des äußeren schönen Gegenstandes, ist die Ursache ihrer Würkungen auf die menschliche Seele. Der Eindruck, den ein schöner Gegenstand bewürkt, versetzt die Seele in den sehr angenehmen Zustand des Wohlgefallens. Dieser Zustand ist, wie bereits oben gesagt worden, das gefallende Bewußtseyn ihrer angewandten Fähigkeiten. Nach Verschiedenheit der schönen Gegenstände wird das Bewußtseyn eigener Thatkraft, oder des Erkenntnisvermögens, oder Empfindungsvermögens, oder Willensvermögens, in hohem Grade lebhaft. Mit einem Wort: das Schöne weckt in dem Menschen seine höchsten und besten Anlagen. Und da in seiner Wißbegierde die Veranlassung liegt, von Würkungen auf Ursachen zurück zu gehen, so führt ihn das Schönheitsgefühl auf Gott, der die Urquelle alles Schönen, und derjenige Mittelpunkt ist, auf welchen alle reinen Gefühle geistiger Liebe am Ende sich hindrängen. Wenn die Seele die Schönheit und Vollkommenheit des Schöpfers nach dem ganzen Maaße ihrer Kräfte empfindet, und wenn dieses Gefühl einmal in ihr herrschend wird, dann ist sie fähig, jedes Schöne in der ganzen Natur in seiner Reinheit und wahren Verhältnissen zu fühlen. Denn alles dieses ist nur Würkung und Ausfluß des unendlich Schönen. Der reine Eindruck des Schönen also, beglückt die menschliche Seele, entwickelt, bildet, veredelt den Menschen. Aber dieser Eindruck kann die innern Fähigkeiten der Seele nicht vermehren, sondern nur entwickeln und bilden. Er erregt, seiner Natur nach, angenehmes wohlgefallendes Bewußtseyn, so wie im entgegen gesetzten Falle der Eindruck des Häßlichen, ein sehr mißfallendes Bewußtseyn verursacht.

Der Eindruck des Schönen würkt auf verschiedene Menschen, nach der besondern Anlage eines jeden verschiedentlich. Durch ihn keimen in dem Helden Thatkräfte; in dem Denker Vernunftschlüsse; in dem Dichter und Künstler Bilder; jedes in seiner Art höchst schätzbar. Die Art der Würkungen hängt hier, wie in der ganzen Natur, von der Beziehung ab. Aber jeder schöne Gegenstand hat seine bestimmte Würkungskraft, und jede Seele hat ihren bestimmten Grad von Empfänglichkeit, doch so, daß jeder schöne Gegenstand fähig ist, auf alle Seelen zu würken, und das jede Seele für den Eindruck aller schönen Gegenstände, Anlage hat. Nur in der Art und dem Maaß des Eindrucks, liegt Verschiedenheit. Alter, Geschlecht, Beschäftigung, Umstände, Mangel an Ausbildung, verursachen Einschränkung und Mannichfaltigkeit, nicht Aufhebung des Verhältnisses.

Die Empfindsamkeit der Seele für das Schöne, muß der Wahrheit prüfender Vernunft, untergeordnet bleiben, wenn die Eindrücke des Schönen in reinen und richtigen Verhältnissen würken sollen. Sonst entstehen Anhänglichkeit, ungerechte Partheylichkeit, Leidenschaften mit ihrem verwüstenden Gefolge. Der Glückseligkeitstrieb legt nämlich großen Werth auf den schönen Gegenstand, weil er die Seele in sehr angenehmen Zustand versetzt. Die Fantasie giebt ihm einen ausschließenden Vorzug, den er nicht hat; schmückt ihn mit der erdichteten Einbildung höchster Vollkommenheiten aus, und ätzt nun dies schöne Trugbild mit Flammenzügen in das Herz. Wenn nun der Götze der Leidenschaft jedes Erwarten der Hofnung nicht erfüllt, nicht erfüllen kann, dann wird die Seele von allen Leiden zerstörter Glückseligkeit gefoltert. Dies ist Geschichte aller Leidenschaften, aller leidenschaftlichen Liebhabereyen, für Künste, Wissenschaften, Ruhm, Macht u. s. w. Diese Ueberspannung wird nur dadurch vermieden, wenn die prüfende Vernunft den wahren Werth jedes schönen Gegenstandes anerkennt, und dem übermäßigen und ausschliesenden Werthe widerspricht, und die Seele sich dem Bewußtseyn anderer reinen Schönheitsgefühle offen erhält.

Der Sitz des menschlichen Verlangens, das, was man Herz nennt, wird von Eindrücken des Schönen auf die Seele, veredelt, gebildet, und im Zustande der Glückseligkeit erhalen. Das Vorstellungsvermögen und Gedächtnis erneuern, erfrischen anhaltend die Bilder derjenigen innigst gefallenden Vollkommenheiten, die die Seele in ihrem geliebten Gegenstande würklich entdeckt hat. Und so entstehen die holdesten Verbindungen, Freundschaft und Liebe! Sie sind anhaltend, wenn sie auf Schönheitsgefühl wahrer Vollkommenheiten befestigt sind. Sie sind unauflösbar, wenn wechselseitiges Tugendstreben, immer höhere Vollkommenheiten, neue Quellen des Wohlgefallens, in beyden verbundenen Seelen erzeugt.

Die Liebe zum Schönen kann niemals allzulebhaft, allzuinnig seyn, wenn sie in den Gränzen der Wahrheit bleibt; und es ist zu wünschen, daß sie das Empfindungsvermögen einer jeden Seele ganz ausfülle. Und so ist es auch Pflicht eines jeden Lehrers, durch Bilder des Schönen zu reitzen, und durch Forschungen der Vernunft ihren wahren Werth zu bestimmen. Jeder Regent, der Vater seines Volks ist, erzeigt Wohlthat, wenn er die Weißheit der Gesetze durch verbreiteten Genuß des Schönen würzet; wenn bildende Künste den Geist der Innwohner ergötzen, wenn die Natur durch Kunst verschönert wird, und Musen und Tugenden einander wechselsweise die Hände bieten. Wer die wohlgefallende Würkung des Schönen nicht zu befördern, zu verbreiten sucht, der verdient den Nahmen eines Weisen nicht. Wahr ist es, daß die Vernunft den Genuß der Freude nach ästhetischen Regeln der Lebensweißheit ordnen muß; aber wahr ist es auch, daß die edelsten Freuden in demjenigen Eindrucke bestehen, den die Schönheit auf die menschliche Seele macht.

Das Schönheitsgefühl hat seine eigenen Würkungen, deren Wichtigkeit und Nutzen eine ausführlichere Darstellung verdient. Diese Würkung nämlich ist dasjenige, das der Mensch zu Stande bringt, aus Antrieb des in ihm erregten Schönheitsgefühls. Edle grose Handlungen, hohe Thaten der Kriegskunst, der Staatskunst, der moralischen Vollkommenheit, wissenschaftliche Entdeckungen, schöne Geisteswerke, Meisterstücke bildender Künste, Entwickelungen körperlicher Fähigkeiten, lebten alle vorher, als innigst gefallende schöne Bilder, in der fühlenden Seele ihres Unternehmers, der in sich den Drang empfand, diesen Lieblingsbildern durch Ausführung Würklichkeit zu geben. Er erzeugt nun etwas neues, daß denjenigen schönen Gegenständen in Theilen oder im Ganzen ähnlich ist, deren Schönheit und Vollkommenheit einen tiefen wohlgefallenden Eindruck auf sein Schönheitsgefühl gemacht hatte.

Ausgeführte schöne Unternehmungen, Handlungen, Kunstwerke, sind Aeusserungen des Willensvermögens, nicht des Schönheitsgefühls. Aber Verlangen und Wollen werden bestimmt durch Gefühle, und Wohlgefallen des Schönheitsgefühls ist der veranlassende Trieb zur Bestimmung des Willens, und Ausführung schöner Unternehmungen giebt dem Willen die Stärke zum Ausdauern, und zur Ueberwindung der Hindernisse. Schönheitsgefühl der Tugend drängt und stärkt im Kampfe gegen Laster. Schönheitsgefühl der Kunst drängt und stärkt in Vollendung schöner Kunstwerke. Willen und Schönheitsgefühl, sind verschiedene Eigenschaften der Seele; aber in dieser Verschiedenheit haben sie doch ihren Vereinigungspunkt, und dieser ist hier gezeigt worden.

Der Drang der Ausführung würckt gleichfalls nach verschiedenen Anlagen, auf verschiedene Weise. Der eine fühlt sich zu Thathandlungen angespornt; der andere bildet aus Vernunftschlüssen wissenschaftliche Lehrgebäude; ein anderer stellt das Gemählde der Wahrheit als Schriftsteller dar; und wieder ein anderer drückt sein Gefühl der schönen Natur durch bildende Künste aus. Jeder ergreift denjenigen Weg, seinen Drang zu der Ausführung zu befriedigen, für den er sich bestimmt fühlt. Der Grund zu dieser Verschiedenheit liegt in der Mannichfaltigkeit der Organisation, zum Theil auch in jugendlicher Uebung und ersten Eindrücken. Bey dem einen sind Muth und Willensvermögen; bey dem andern ist Vorstellungsvermögen, Fantasie, überwiegend, ohne daß er darum von andern Eigenschaften ganz ausgeschlossen wäre.

Alle solche ausgeführte Unternehmungen sind Geisteskinder des Schönheitgefühls. Aber hierher gehören nicht die ängstlichen mühseligen Werke des Eigennutzes und der Nebensabsichten; nicht die kalten Anwendungen gesammelter Kunstregeln; nicht das täuschende Bemühen mechanischen Fleißes; nicht jene Nachahmungen, denen Kraft und Leben fehlt. Vernunft ist Kompaß des menschlichen Lebens; mechanischer Fleiß ist das Ruder. Allein weder Kompaß noch Ruder, sind die Kräfte, durch welche das Schiff, in grosen Seereisen, die Meeresfluthen durchschneidet. Frische günstige Winde spannen die Seegel an, und treiben es, mit der Schnelligkeit des Vogelflugs, nach seinem Zwecke. Innigst gefallende Gefühle sind die Kräfte, welche edle, schöne, grose, menschliche Unternehmungen zu Stande bringen. Die hohe Seele, in welcher der göttliche Funken des Genies glimmt, beobachte, fühle die Vollkommenheiten des schönen Gegenstandes; wenn sie kraftvoll, ausdaurend, erschöpfend, das Ganze des Ideals umfaßt; wenn die Liebe zu dem Erhabenschönen, das darinn lieget, sie gleichsam durchglühet, dann wird sie den Drang empfinden, selbst

etwas Aesthetischvollkommenes auszuführen, zu schreiben, oder zu bilden.

Diesem Drange, und nur diesem Drange folge sie, er ist einziges untrügliches Kennzeichen aller guten Würkungen des Schönheitsgefühls. Ihr unermü·ter Eifer erzeuge in anhaltendem Beobachten vollkommen schöne Gegenstände. Schönheitsgefühl, und dessen ausführende Würkungen, sind natürliche unzertrennliche Folgen dieses Forschens, denen sie sich in ihrem eigenen Gange überlassen muß, wenn hohe Schönheit in ihren Werken reifen soll. So mancher edle Funken des Genies wird durch Mißbrauch der Kunstregeln und deren mechanischen Anwendung, erstickt, und es würde wahre Wohlthat seyn, den ächten Gang des Genies in seinen stufenweisen Schritten aufzuspüren und darzustellen. Diese Grundlehre der Empfindung würde Organon des Genies seyn, mithin ein wichtiges Geschenk. Gewiß ist es, daß genialische Uebung des Empfindungsvermögens, eine Fertigkeit giebt, und den ästhetisch fähigen Mann bildet. Gewiß ist es, daß mechanische Uebung nichts anders erzeugt, als die Fertigkeit des elenden mechanischen Nachahmens. In jeder Beschäftigung ohne Ausnahme, läßt sich ein Ideal der Vollkommenheit denken. Die Führer und Lehrer der Menschheit sollten das Gefühl des wahren Schönen, in ihren Untergebenen und Zöglingen erregen. Größere allgemeine Glückseligkeit würde die Folge seyn, und das Geschäft eines Jeden würde besser gehen. Das Wesentliche aller Würkungen des Schönheitsgefühls, bestehet darinn: daß durch edle Thaten der Menschen, durch ihre Geistes- und Kunstwerke, die Menschheit gewinnt, und die Welt schöner und besser wird. Wissenschaft, Kunst und Thatkraft sind einander wechselsweiß Stütze, Beförderung, Anfeuerung; und wenn Achill einen Homer begeistert, so begeistert Homer einen Alexander. Kunst steigt durch entflammte Bewunderung der Kunstwerke, von Stufe zu Stufe, zu hohen Idealen empor. Man vergleiche den Wilden und den Innwohner des gebildeten Staates, bey gleicher Naturanlage und Herzensgüte. Bedürfnisse, Rohheit, Unwissenheit des Einen; mannichfaltigen Genuß, entwickelte Begriffe, Kenntnisse des Andern. Der Abstand wird zeigen, welchen Schatz von Verbesserungen und Verschönerungen das Schönheitsgefühl der Menschen seit Jahrtausenden aufgehäuft hat.

Die Würkung des Schönheitsgefühls würde alsdenn seine höchstdenkbare Stufe erreichen, wenn jeder Mensch so viele edle schöne Thaten, Geistes- und Kunstwerke zu Stande brächte, als seine Kräfte erlauben. In jeder Beschäftigung ohne Ausnahme, kann jeder Mensch nach dem höchsten Ideal ihrer Vollkommenheit streben. Dieses Ideal ist in jeder nützlichen Beschäftigung schön, und jedes Streben dieser Art, ist mit entzückender Herzensfreude verbunden.

Die Möglichkeit der besten Würkung des Schönheitgefühls, hängt davon ab: daß der Mensch die höchstdenkbare ästhetische Vollkommenheit des Gegenstandes, der ihn beschäftigt, tief und innigst fühlt. Die Vollkommenheit seiner Werke, wird der Stärke, dieses Gefühls gleich seyn. Rückwürkung ist der Stärke der Würkung gleich, und von der Stärke einer jeden Ursache, hängt die Stärke ihrer Würkung ab. Dieser Grundsatz ist eben so gewiß, in Betreff der Geisterwelt, als in Betreff der Körperwelt.

Solches Bestreben eines jeden Menschen, kann und wird ihm, auf diesem schönen Wege der ästhetischen Vollkommenheit, Glückseligkeit, Würksamkeit, ganz gewiß weiter bringen.

Wer das Schöne fühlt, würkt und handelt schön. Das höchste Ziel, wohin Aesthetik führen kann, ist Erkenntnis der göttlichen Vollkommenheit.

In reinen und schönen Augenblicken schwingt sich die Seele von Höhen zu Höhen empor; rückt weiter und weiter die Gränzen der Zeit und des Raums, und nun stehen die Gedanken: Unendlichkeit und Ewigkeit, da. Da sucht die Seele die Quellen ihres Daseyns, die Kräfte des Weltalls; und diese Quellen füllen das das Ganze der Unendlichkeit, das Ganze der Ewigkeit aus. Da schwebt Daseyn Gottes ihr vor. Da schwinden die Kinder der Beschränkung, Mangel und Fehler. In Gott ist Bewußtseyn unendlicher Kraft, mithin unendliche Schönheit. Da schwillt das menschliche Herz von reiner Liebe. Unauflösliche grenzenlose Liebe ist in Gott; in ihm ist keine Verminderung der Kraft und Schönheit, denn er ist ewig; in ihm ist keine Ausnahme der Vollkommenheit, denn er ist unendlich. Wer Gott so liebt, der liebt ihn wahrhaft. Er ist Geber alles Guten, und ganz Güte; Geber alles Schönen, und höchste Schönheit und Vollkommenheit. Dieses Gefühl ist höchstes Ideal des Schönheitsgefühls; seine Wesenheit ist: den Menschen so gut und so glücklich zu machen, als möglich ist. Das Leben des Gott liebenden Menschen, wird nun ein anhaltendes Bestreben, jede Tugendpflicht zu erfüllen; jede in ihm selbst liegende gute Fähigkeit zu erwecken, und nach den Zwecken des ewigen Vaters aller Wesen, harmonisch-wohlthätig zu verwenden, und eben dadurch Gott näher zu kommen. Und nun strömen Gewissensruhe und Himmelswonne in das Herz des Menschen. Qualen der Leidenschaften, Reize des Lasters, sind nicht mehr für ihn Verführer und Tirannen. Erheben sie die Sprache wieder, so siegen von neuem seine Seelenerhebungen zu Gott. Doch nur alsdann wird das höchste Schönheitsgefühl, Liebe Gottes, siegend, wenn es durch göttliche Wohlthat, Grundtrieb aller seiner Handlungen wird; wenn er dies höchste Wesen durch menschenfreundlichen Gebrauch aller seiner Kräfte verehrt; wenn er den unauslöschlichen Reiz des Lasters unermüdet und siegend bekämpft; und wenn er mit menschlichschwachen, aber doch allen seinen Kräften, strebt, sich nach dem höchsten Ideal zu bilden; nach dem göttlichen Wesen mit der Menschheit vereinigt; nach dem höchsten Vorbilde: Christus.

Seinen Lohn wird er finden in dem höchsten Bewußtseyn, daß Liebe Gottes durch das höchst beglückende Vollkommenheits- und Schönheitsgefühl erzeugt ist.

Nebst dem höchstmöglichsten Schönheitsgefühl, welches die Folge der Erhebung der Seele zu Gott ist, giebt es unzählige weit unvollkommenere Quellen des Schönheitsgefühls, welche selbst und unmittelbar auf die Seele würken. Dahin gehören alle diejenigen Gegenstände der Natur und der Kunst, in deren Wesenheit die Erfüllung ästhetischer Gesetze enthalten ist. Die Sinnen sind offene Kanäle, durch welche die Bilder solcher Gegenstände in die Seele strömen, und ein solches Bild erregt nach Verhältnis seiner Vollkommenheit, in ihr das Schönheitsgefühl. Der Mensch ist rund umgeben von dem Weltall, in welchem so viele Schönheiten der Kunst, so viele Vollkommenheiten der Natur enthalten sind, welche alle abwechselnd auf ihn würken. Daher bietet sich ihm ein unermeßlicher Reichthum von mannichfaltigem Geistesgenusse dar; würkt sanfter oder stärker, oder verschiedentlich auf ihn, nach Verhältnis seiner Organe, Gemüthsstimmung und ausgebildeten Erkenntnisvermögens, und wird Quelle der Glückseligkeit für ihn. Diese Quelle wird jedoch oft unterbrochen, getrübt und zerstört; wenn die wesentlichsten Mängel aller Theile der Schöpfungswerke sich zeigen. Der Grund aller dieser Mängel, erster Urkeim aller Fehler, alles Häßlichen und aller Mängel, liegt in der wesentlichen Beschränktheit und Vergänglichkeit aller Dinge der Körperwelt, und in leidenschaftlichen Verirrungen der Geisterwelt.

Wenn die Folgen davon eintreten, wenn physischer Schmerz quälet; wenn Gewissensbisse, Mißmuth, Leidenschaft und Vorurtheil eintreten, dann empfindet die Seele die mißfallend drückende Last der Menschheit. Aber wenn sie im Genuß der Sinnenwelt durch Weißheit und Tugend geleitet wird; wenn sie ihre Aufmerksamkeit mit wahrem Geschmack auf Schönheit der Natur und der Kunst richtet, dann wird in dem daraus entstehenden ästhetischen Gefühle, reine Lebensfreude, hohes Wohlgefallen erzeugt werden. Das äussere Einströmen sinnlicher Bilder in die Seele, giebt ihren Fähigkeiten Leben, ihren Grundbegriffen Farben, ihren Meinungen die sichere Stütze der Erfahrung. Diese Bilder, und selbst einströmende Würkungen äusserer Gegenstände auf die Sinne, sind eigentlich der reiche unerschöpfliche Stoff, aus welchem die Seele ihre Begriffe formt, bestimmt und ordnet. Ihrer Natur nach unaufhaltsam denkend, und vergleichend, mißt sie diesen Stoff anschauender Erfahrung; bestimmt seine Eigenschaften, und erkennt deren ästhetische Verbindung; wiederholtes Aufmerken auf das Bewußtseyn dieser sinnlichen Erfahrungen, bestätigt deren möglichste Gewißheit. Die Gelegenheit hierzu bietet sich von allen Seiten selbst an, und ist unvermeidlich, weil der Mensch rings um von der Sinnenwelt umgeben ist, die unaufhörlich auf ihn würkt. In diesem Gesichtspunkte ist es wahr, daß der Stoff des Schönheitsgefühls sich dem Menschen von allen Seiten selbst zudringt.

Nebstdem liegen in dem innern Menschen selbst unerschöpfliche Quellen des Schönen. Diese Quellen sind die Organen des Empfindens, Denkens und Wollens. Darstellungen, Erkenntnisse, Erinnerungen, sind ihre Folgen. Der Mensch besitzt in sich selbst eine bildliche Welt: diese ist sein größter Schatz, der ihn allenthalben begleitet, den ihm niemand rauben kann, und der in seinem ganzen Leben unzertrennlich von ihm ist; in ihm selbst liegt eigentlich die vorbereitende Werkstatt des Schönheitsgefühls. Durch Bildung seiner Begriffe, durch Entwicklung seines Kenntnisvermögens, wird die Seele empfänglich für diejenigen Schönheiten, die durch äussere Gegenstände oder innere Gedankenbilder und Erinnerungen, in ihr aufleben. Die innere Bearbeitung, Aufzählung, Zusammenstellung vorhergegangener sinnlicher Eindrücke, sind dem Menschen eigen. Die erworbenen Kenntnisse werden alsdann unabhängig von denjenigen äusseren Gegenständen, die den ersten Eindruck verursacht hatten. Ihre Schönheit würkt nun auf die Seele durch Erinnern, Nachdenken und Bewußtseyn ihrer

ästhetischen Vollkommenheit. Der Probierstein ihrer Schönheit liegt gleichfalls in ihrer Erfüllung ästhetischer Gesetze. Im wachenden Zustande würken die innern Organe immer auf die Seele, und erregen Erinnerung, Gedanken, Gefühle, und die Seele kann sich von diesem sie ganz und enge umgebenden Organen nicht trennen. In diesem Sinne ist es wahr, daß die Quellen des Schönen, die im innern Menschen liegen, nothwendig und unaufhaltbar auf seine Seele würken.

Die Wesenheit der Seele ist nun Ursache, daß diese im innern Menschen erregte Gefühle ihr angenehm oder unangenehm sind; daß sie für ihr Ich mißfallend häßlich, oder gefallend schön sind. Erinnerungen von Lastern, Fehlern, moralisch-ästhetischen Unvollkommenheiten, erregen in ihr Gewissensbisse, Mißvergnügen, Mißmuth. Erinnerungen und Bewußtseyn von ästhetischschönen Tugenden, ästhetischen Vollkommenheiten, Talenten, sind ihr Wonne, Glückseligkeit, Beruhigung. Aus diesen angenehmen und unangenehmen Gefühlen, entstehen Entschliesungen, Handlungen, Unternehmungen. Die Seele sucht die Quellen der erstern zu erweitern, die Quellen der letztern zu ersticken, zu bessern, oder durch Zerstreuung zum Schweigen zu bringen. Die ästhetisch-vollkommenste Selbstbildung, ist mithin äusserst wichtig für den Menschen, weil er alsdann einen unerschöpflichen Schatz von Schönheit und Glückseligkeit in sich besitzet, den ihn weder äußere Zufälle, noch die Laune des Schicksals rauben können; und weil das Verhältnis der menschlichen Natur die Seele, nothwendig oft, und immer von neuem, in den innern Menschen zurück führt.

Das ganze menschliche Leben sollte ein Bestreben moralisch- und ästhetischvollkommener Selbstbildung seyn. Und dann wird es zugleich möglichstvollständige Erregung des Schönheitsgefühls.

Die Aesthetik ist bisher in ihren verschiedenen Anwendungen und Verbindungen mit andern Wissenschaften, dargestellt worden. Wenn sie nun eine gründliche Wissenschaft ist, so müssen ihre Grundsätze ein eigenes Lehrgebäude der reinen Aesthetik ausmachen, aus welcher alle Wahrheiten der angewandten Aesthetik geschöpft werden. Der Stoff zu solchem Lehrgebäude, liegt auch wirklich im Verhältnis der Dinge. Jede Wissenschaft entsteht auf folgende Weise: Erstlich wird der Begriff ihres Gegenstandes abgezogen, (abstrahirt); zweytens wied er bestimmt (definirt); drittens wird er unter allen denkbaren (categorischen) Gesichtspunkten, durch logische Schlußfolge (corollaria) erörtert, durch Erfahrung geprüft, durch Beyspiele erklärt. Viertens: Durch System (Synthesis) zusammen geordnet.

Die Veranlassung zu der Abziehung des ästhetischen Begriffs, kann man sich auf unzähliche Weise denken. Ein Beyspiel kann die Sache darstellen: Ein Freund der schönen Natur ergötzt sich an einem heitern Frühlingstage am Anblick des atmosphärischen Himmels. Das Gold und Purpur der Wolken, das Lasurblau des Firmaments, sind ihm entzückende Anblicke, und er nimmt sich vor, eine ganze Stunde diesem Anschauen zu widmen. Aber sein Wohlgefallen erkältet, sein Wohlgefallen erlöscht; der fortgesetzte Anblick wird ihm lästig. Und nun betrachtet er, was in ihm selbst vorgehet. Sein Wohlgefallen war nicht die Anschauung selbst, denn die Anschauung dauret noch, und das Wohlgefallen hört auf, hat sich in Mißfallen verändert. Er schliesset daraus, daß die Empfindung des Gefallens und Mißfallens in der Seele etwas besonderes ist. Dieser logische Schluß ist Abziehung (Abstraction) des ästhetischen Begriffs.

Nun sucht er diesen besondern Begriff zu bestimmen (definiren) und sein Bewußtseyn zeigt ihm, daß die Empfindung des Wohlgefallens eine besondere Aeusserung der Seelenkraft ist.

Dieser bestimmte Begriff nun ist Grundstoff der ganzen ästhetischen Wissenschaft. Um nun sein Lehrgebäude gründlich aufzuführen, sammlet er sogleich alle Wahrheiten, die in dem Begriffe selbst liegen, und entwickelt sie durch logische Schlußfolgerungen. Diese Schlüsse sind folgende: Erstlich, das Vermögen, Wohlgefallen und Mißgefallen zu empfinden, ist eine Kraft; also sind die allgemeinen Gesetze der Kraft, in der Aesthetik anwendbar. Zweytens: Dieses Vermögen ist eine Seelenkraft; also sind die allgemeinen Gesetze der Seelenkraft hier anwendbar. Drittens: Das würkliche Empfinden des Wohlgefallens, ist eine Aeusserung ästhetischer Seelenkraft; also sind die allgemeinen Gesetze von Aeusserung der Seelenkraft, hier anwendbar. Viertens: Die ästhetische Kraft des Gefallens und Mißfallens, ist eine besondere Kraft, mithin können zu dessen Unterscheidung von andern Kräften, die allgemeinen Gesetze der Unterscheidungskunst (Kritik) angewendet werden. Aus diesen vier Schlüssen entspringen eben so viele Gattungen (Klassen) von Lehrsätzen der reinen Aesthetik.

In die erste Gattung kann man z. B. folgende rechnen: 1) Das Vermögen, das Wohlgefallen und das Mißfallen zu empfinden und zu erregen, heist ästhetische Kraft. 2) Die Eigenschaft der ästhetischen Kraft, ist die Art (Quale) ihres Daseyns. 3) Sie hat ihre Kennzeichen. 4) Sie stehet in Verbindung mit andern Kräften. 5) Sie hat ihre Würkungen. 6) Sie hat ihre Rückwürkungen. 7) Sie hat ihre Gränzen. 8) Sie hat ihre Aeusserung. 9) Ihre Aeusserung ist Folge einer Veranlassung, und verursacht selbst Folgen. 10) Stärke und Dauer sind ihr vereinigter Maaßstab. 11) Was an Stärke gewonnen wird, nimmt an Dauer ab; 12) und so wechselsweise. 13) Je weniger diese Kraft getheilt ist, um so stärker würkt sie. 14) Mehrere vereinigte ästhetische Kräfte würken stärker als eine. 15) Eine stärkere ästhetische Kraftanwendung, als der Zweck erfordert, überspringt und verfehlt im Fall ihrer Anwendung, das Ziel. 16) Die Vernichtung ästhetischer Kraft, ist Zerstöhrung der gegenwärtigen Art ihres Daseyns.

In die zweyte Gattung gehören z. B. folgende Sätze. 17) Die ästhetische Seelenkraft ist dem unauslöschlichen Verlangen nach Glückseligkeit, als Quelle der Thätigkeit untergeordnet, und wird mithin von dem menschlichen Willen aufgesucht, wenn sie Wohlgefallen empfindet. 18) Sie wird vermieden, wenn sie Mißfallen empfindet, oder erregt. 19) Das Kennzeichen des Gefallens und Mißfallens, ist Bewußtseyn. 20) Beide haben innere und äußere (subjective und objective) Beziehungen; denn Objecte erregen sie, und im Innern der Seele werden sie empfunden. 21) Beyde haben Würkungen auf Glückseligkeit der Menschen, 22) und Rückwürkungen auf seine Handlungen. 23) Beyde haben ihre Gränzen. 24) Sie äussern sich bey hinreichender Veranlassung würklich. 25) Und verursachen nothwendige Folgen in demjenigen Wesen, mit dem die menschliche Seele in würsamer Beziehung steht. 26) Die ästhetische Seelenkraft muß sich nach dem Verhältnis ihrer körperlichen Organen richten. 27) Die Würksamkeit körperlicher Organe hat einen beschränkten Grad von Stärke und Dauer.

Zu der dritten Gattung gehören z. B. folgende Lehrsätze. 28) Das würkliche Empfinden und Erregen des Wohlgefallens und Mißfallens, sind Aeußerungen der ästhetischen Seelenkraft. 29) Diese Aeusserungen haben Schranken und Stufen. 30) Diese Schranken und Stufen werden bezeichnet in der Moral, Dichtkunst und Redekunst, durch Worte; in der Tonkunst durch Zahlen und Noten; in der bildenden Kunst durch Zahlen und Linien, u. s. w. 31) Das Daseyn ästhetischer Aeußerung, wird erkannt durch Bewußtseyn. 32) Ihre Stufen haben Beziehungen, nach Verhältnis ihrer Kraft und Dauer. 33) Dieses zeigt sich in ihren Würkungen; 34) in ihren Rückwürkungen. 35) Die Aesthetik ist alsdann eine vollkommene Wissenschaft, wenn ihre Schranken so weit ausgedehnt sind, als es die Wahrheit erlaubt. 36) Und wenn die Zahl ihrer Stufen so sehr vermehrt ist, und diese Stufen mithin so enge zusammengerückt sind, als es möglich ist. 37) Durch Ausbildung der Aesthetik werden diese Stufen vermehrt und enger; die Zahl der Schranken genauer bestimmt, und bis auf die Gränze der Wahrheit erweitert. 38) Die denkbare Vermehrung der Stufen ist Assymtot, weil man immer und immer neue Zwischenstufen denken kann. 39) Die Fortschritte der Aesthetik sind in so weit gewiß, als neue Bemerkungen den alten zugesetzt werden.

In die vierte Gattung kann man folgende Lehrsätze bringen. 40) Die Unterscheidungskunst (Kritik) trennt von der Aesthetik, was nicht dazu gehört. 41) Das Kennzeichen unästhetischer Kräfte, ist Bewußtseyn nicht angewendeter Kräfte. 42) Dahin gehören eigene schlafende Kräfte, 43) und alle äussere Kräfte, die mit der Seele in keiner gegenwärtigen Beziehung stehen. 44) Das Kennzeichen ästhetischer Begriffe ist, daß sie entweder Stufen oder Schranken des Gefallens oder Mißfallens darstellen. So z. B. sind Freude Trost, Liebe ästhetische Begriffe. 45) Alle Begriffe, die weder Stufen noch Schranken des Wohlgefallens und Mißfallens darstellen, sind keine ästhetischen Begriffe So z. B. sind Zeit, Raum u. s. w. keine ästhetischen Begriffe, obgleich alle ästhetischen Empfindungen in Zeit und Raum vorgehen. 46) Solche unästhetische Begriffe gehören alle in das Gebiet anderer Wissenschaften. 47) Diese Unterscheidung trennt von der Aesthetik alles Fremde, Zweckwidrige, Unnöthige, Verwickelte; 48) giebt Vorschrift an, was in der Aesthetik zu meiden ist. 49) Bemerkt das Unvollkommene der Kunstwerke. 50) Bestimmt den Unterschied zwischen dem, was gefällt und mißfällt. 51) Bestimmt den Unterschied zwischen jeder höhern und niedern ästhetischen Stufe. 52) Die Empfindung des Wohlgefallens und Mißfallens entstehet niemals allein in der Seele, sondern nur in Begleitung des Fühlens, Denkens, Wollens oder Handlens.

Diese Lehrsätze sind aus andern Wissenschaften entlehnt; ob sie auf Aesthetik passen, ob der Grundbegriff richtig ist, der

diese allgemeinen Sätze auf Aesthetik leitet, das muß geprüft werden, und diese Prüfung geschiehet durch Erfahrung. Diese Erfahrung bestehet darinn, daß die Seele sich selbst beobachtet, in allen denkbar (categorisch) verschiedenen Augenblicken, wo sie Wohlgefallen und Mißfallen empfindet. Diese prüfende Erfahrung bestätigt nun die Wahrheit aller dieser Lehrsätze. Sie entdeckt zugleich einige neue Lehrsätze, die nun erst den ästhetischen Grundbegriff vollständig machen.

Diese Lehrsätze der fünften Gattung sind folgende. 53 Die Anwendung aller Seelenkräfte, ohne Ausnahme, ist ästhetisch, mithin alles Anschauen, Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen, Würken, ist gefallend, oder mißfallend. Dieses wird entdeckt durch vollständige Aufzählung (Induction). 54) Mäßige Anwendung aller Kräfte, ist gefallend. Uebermäßige oder allzuschwache Anwendung der Kräfte ist mißfallend. 55) Die engere, mithin feinere Stufen des Wohlgefallens und Mißfallens, können nur auf einen gewissen Grad bestimmt angegeben werden. Die Ursachen davon liegen in der Armuth der Sprache, und der Bezeichungskunst überhaupt, welche ihre Worte und Zeichen nicht ins Unendliche vervielfältigen kann. Und dann liegen sie in der Stumpfheit der Sinnen, welche dasjenige nicht bestimmt unterscheiden kann, was für ihre beschränkte Schärfe undurchdringlich ist. Z. B. allzufeine Farbenabstufung scheint einfarbig; allzuschnell auf einander folgende Töne, sind für das Ohr nicht mehr verständlich; das Monokord theilt die Oktave in ganze und halbe Töne, aber das Ohr würde eine feinere Eintheilung in Viertels- oder Achtelstöne, nicht bestimmt unterscheiden können. Doch überhaupt ist es wahr, daß da, wo die Bestimmung unmöglich ist, die Seele noch bis auf einen gewissen Grad ein dunkles Gefühl hat, welches feinere, unbestimmtere Verschiedenheiten bemerkt. In dieses dunkele, aber zartere Gefühl feinerer unbestimmter Stufen, gehört die Empfindung des namenlosen Schönen. Dieses namenlose Schöne ist Pedanten und rohen Menschen ganz unbekannt; ist aber die Blüte der reinsten und süßesten Empfindungen, für die edelsten Seelen. Da schweigen die Regeln und das Gefühl würkt; lenkt die Thaten des vortreflichen Mannes, der unaussprechlich schön handelt; führt die Feder des Schriftstellers, der weit mehr durch empfindungsvolle Stellung seiner Worte ausdrückt, als in ihrem gewöhnlichen Sinne liegt; und eben so leitet dieses Gefühl die Hand des Künstlers. Z. B. der Steinhauer bringet nach Senkel und Punkten eine Gestalt hervor, aber Leben und namenlosen Geist legt das Gefühl des Bildhauers hinein.

Diese fünf Gattungen von Lehrsätzen enthalten die Grundzüge der reinen Aesthetik. Durch Beweise, Schlußfolgen und Erklärungen, können sie zu einem vollständigen Werke ausgebildet werden.

Die anschauliche Darstellung des Ganzen, ist der vorhergehende Gegenstand dieser Abhandlung. Auch ist es angenehm und natürlich, die Säulen, Glieder, Wölbung und Ausladung in ihrer harmonischen Zusammenwürkung zu zeigen, ehe man Pfeiler, Widerlagen, und Grundlagen des Gebäudes erklärt.

Die sechs Gesetze des Schönheitsgefühls, sind Anwendungen von dem 13ten, 14ten, 15ten, 25sten, 27sten, 54sten und 55sten Lehrsatze. Sie betreffen blos die einzelne höchste Stufe des Wohlgefallens; aber die Aesthetik umfasset das ganze Gebiet des Gefallens und Mißfallens. Sie heist Schönheitslehre, nach dem Sprachgebrauch; eben so wie der Thermometer Wärmemesser heist, da er doch auch den Gefrierpunkt angiebt. Auch kann man das Schönheitsgefühl als einzelne Stufe des Wohlgefallens nicht erklären, wenn man es nicht mit andern Stufen der nämlichen Kraftäußerung vergleicht.

Nebst der allgemeinen reinen Aesthetik, hat jede Kunst ihre besondere Aesthetik. Ihre Grundsätze liegen wie Goldkörner zerstreut, in so vielen fürtreflichen Schriften jeder Kunst. Diese besondern Aesthetiken, sind denen Lehrsätzen der allgemeinen Aesthetik untergeordnet.

Der Knauel der Begriffe über die Theorie der Aesthetik, ist nunmehr entwickelt. Nun ist zu wünschen, daß dieser Aufsatz von Sachkennern geprüft werde; daß man erforsche, ob alle Theile zusammen hangen, ob der Gegenstand aus allen Gesichtspunkten betrachtet worden; ob er vollständige Uebersicht verschaft; ob er unnöthige Dämme zwischen engverbundenen Wissenschaften eingerissen hat; ob es nicht gewiß ist, daß alle Theile der Natur und der Kunst durch goldne Ringe der Wahrheit und Blumenketten der Schönheit, zusammen geknüpft sind; ob es wohl geschehen, daß der Aesthetik das ganze Gebiete der Empfindungen angewiesen worden; in der Maaße nämlich, als jede Empfindung von dem Bewußtseyn eines Wohlgefallens oder Mißfallens, unzertrennlich ist; ob es nicht nöthig ist, künftig die Lehre der Empfindungen vollständiger zu bearbeiten? Es ist ferner zu wünschen, daß man prüfen möge, ob der hier angenommene Begriff des Schönheitgefühls nicht dem allgemeinen Sprachgebrauche gemäß ist; ob die Worte schöne Seele, schöne That, schöner Beweis, schöner Begriff, nicht eben so üblich sind, als die Worte: schöne Rede, schönes Gemälde u. s. w.? Ich wünsche, daß man erwägen möge, ob dieser Ausdruck nicht im bildlichen, sondern im eigentlichen Sinne genommen wird; ob dieser Sprachgebrauch nicht bestätiget, daß man bisher die Grenzen des Schönen, in philosophischen Schriften zu sehr einschränkt; ob der Gemeinsinn, welcher die Sprachen bildet, nicht große Wichtigkeit hat, in Gegenständen des Gefühls, worinn jeder Mensch der beste Richter ist.

Es ist zu wünschen, daß man die Lücken prüfen möge, welche gegenwärtiges System übrig läßt, und daß man weiter erforschen möge, ob die Gränzen bestimmt angegeben sind; ob sie nicht zu weit ausgedehnt worden, welches offenbar die gefährlichste Klippe für alle neue Lehrgebände ist; ob die vorgetragenen Gesetze auf alle denkbare Fälle anwendbar sind; ob sie sicherer Probierstein alles Schönen sind; ob sie in dem Bestreben der Selbstbildung, in Unternehmungen, in Verfertigung der Kunstwerke, als Leitfaden dienen können; ob dieses System, alle Fälle von dem höchsten bis auf den kleinsten umfaßt; ob es von wirklichen Begriffen, und nicht von hypothetischen Muthmaßungen ausgeht; und ob aus den Vordersätzen keine muthmaßlichen, keine gewagten, sondern nothwendige Schlüsse, gefolgert worden?

Ein Anderer kann dieses weit richtiger beurtheilen, als der Verfasser; welcher überdies blos einen kleinen Grundris verfertigt zu haben glaubt, und kein vollständiges Werk ausgeführt hat. Wenn einstens eine vollständige Aesthetik zu Stande kömmt, so muß es durch Mitwürkung, und wechselseitige Prüfung aller Hauptwissenschaften geschehen. Ueber diesen Gedanken folgt hier nähere Erklärung.

Die Wissenschaften befördern und prüfen einander wechselsweise in derjenigen Beziehung, in welcher sie wechselsweise in einander greifen. Es giebt vier Hauptwissenschaften: Mathematik, Metaphysik, Verbindungslehre und Empyrik. Alle sind der Vernunft untergeordnet, auf das Bewußtseyn des Wahrheitsgefühls gegründet. Mathematik mißt, berechnet und bestimmt die Größe der Theile, aus welchen eine jede Wissenschaft bestehet, zählt wenigstens die Menge ihrer Theile auf. Metaphysik bestimmt die Eigenschaften eines jeden Begriffs und Theils, aus welchem eine jede Wissenschaft bestehet. Die Verbindungslehre prüfet, ob alle Theile einer jeden Wissenschaft, in möglichst schönster Ordnung verbunden sind, und auf den Geist des Studierenden zusammen würken. Die Empyrik bestätigt die Grundlehren einer jeden Wissenschaft, durch Erfahrung, Geschichte, Beyspiele und sinnliche Anschauung. Diese vierfache Ineinanderwürkung und Prüfung dieser vier Wissenschaften ist nicht willkührlich, sondern ihre Gründlichkeit und Vollständigkeit wird dadurch erkannt, weil sie mit allen möglichen Arten, einen Gegenstand zu betrachten, vollkommen zusammen trift, und mithin den denkbaren Umfang einer Wissenschaft ganz ausfüllt. In jedem guten Bilde eines Mahlers muß Ebenmaas der Theile, Karakter der Zeichnung, Schönheit der Komposition, und Lebhaftigkeit der Farben, zusammen treffen. In dem Weltall, dessen Bild in unserer Seele liegt, bestimmt die Mathematik das Ebenmaas; die Metaphysik den Karakter; Verbindungslehre die Komposition; Empyrik durch sinnliches Anschauen, giebt dem Bilde Leben, Farben und Wahrheit. Wenn also jemand das vollständige Gebäude der Aesthetik aufführen will, so muß die wechselsweise und gemeinsame Mitwürkung dieser vier Wissenschaften, das Ganze befördern und prüfen. Unvollständige, dunkle Begriffe, schiefe kurzsichtige Blicke, gewagte Hypothesen, kleinliche Einschränkungen, und überspannte Lehrsätze, werden alsdann vermieden werden, und dabey würde gewiß die Wahrheit gewinnen. Diese Prüfung und Bestätigung durch Ausmessung und Aufzählung, durch Bestimmung, durch Uebersicht und durch Erfahrung, muß mit möglichster Sorgfalt und strenger Genauigkeit geschehen. Der gegenwärtige Vorrath bestimmter Begriffe, ist hierzu hinreichend; und es ist zu vermuthen, daß ein warmer Freund der Wahrheit, ein solches Werk ausführen kann, wenn sein Beruf ihm erlaubt, sich demselben ganz zu widmen.

In dieser Ausführung kommt eine Fülle von Beyspielen vor, die aus der Moral und Physik; aus der Geisterwelt und Sinnenwelt, und aus den verschiedensten Wissenschaften entlehnt sind; und doch ist Aesthetik keine allumfassende Wissenschaft, sie hat ihr besonderes, genau beschränktes Gebiet. Da wo keine Beziehung des Gefallens oder Mißfallens vorkömmt, da schweigt Aesthetik. Dieses ist deswegen möglich, weil Aesthetik eine solche Wissenschaft ist, die mit allen andern Wissenschaften in Beziehung stehet. Diese besondere Eigenschaft der Aesthetik liegt in den Verhältnissen des Gefallens und Mißfallens. Alle Wissenschaften entstehen aus dem Fühlen, Denken und Wollen der menschlichen Seele. Aber alles Fühlen

Denken und Wollen, ist von der ästhetischen Empfindung des Wohlgefallens oder Mißfallens, unzertrennlich begleitet. Die Seele kann weder anschauen, denken, noch wollen, ohne zugleich ein Wohlgefallen oder Mißfallen zu empfinden; obschon an sich Wohlgefallen und Mißfallen weder Anschauung, noch Gedanken, noch Willensäusserung selbst sind. So oft die Aesthetik das Wohlgefallen oder Mißfallen, als ihr Gebiet durchforscht, und ihre Begriffe in ein Lehhrgebäude ordnet: so stehet es ihr nun frey, ihre Beyspiele in den Grenzen des Fühlens, des Denkens, oder des Wollens, aufzusuchen. Sie finden sich allenthalben.

Wenn man über die Verbindung der Aesthetik mit andern Wissenschaften und Künsten, nachdenkt, so bemerkt man, daß sie zwar mit allen Wissenschaften und Künsten in Verbindung steht, doch nur in so weit, wie bereits gesagt worden; als in jeder Kunst oder Wissenschaft, ausschliessend oder bestimmend, solche Gegenstände vorkommen, welche Gefallen oder Mißfallen erregen.

Mit der Moral hat sie die wichtigste Verbindung. Diese bestimmt nach dem Zweck des menschlichen Daseyns, die Gränzen, wie weit sich der Mensch dem Reiz der Schönheit überlassen darf und soll. Dagegen findet die Moral in der Aesthetik die Quelle vieler liebevollen Gefühle, die den Menschen zu tugendhaften Thatsachen antreiben. Die Aesthetik entdeckt zugleich der Moral im Gebiete des Gefälligen, Empfindungen, die Irrlichter der Leidenschaften, gegen welche die Moral nur warnen kann.

Nebst dem stehet die Aesthetik mit folgenden Wissenschaften in vorzüglicher Verbindung. Die Logik giebt ihr, wie allen Wissenschaften, Richtigkeit im Ausdruck, Bildung und Vergleichung ihrer Begriffe; dagegen werden nun diese Begriffe Grundstoff richtiger ästhetischer Schlüsse.

Die Aesthetik borgt von der Mathematik die Zahlen und Maaßstäbe, um ihre Theile auszuzählen, und die sinnlichen Aussenseiten schöner Gegenstände, in ihren Verhältnissen auszumessen. Dagegen öffnet die Aesthetik eines der weitesten Felder angewandter Größenlehre, besonders in der Tonkunst, Baukunst, Gartenkunst, und Ebenmaaß bildender Künste.

Die Cosmologie giebt die Summe aller Gegenstände an, in welchen die Aesthetik das Verhältniß des Gefallens und Mißfallens entdeckt. Dagegen geben die ästhetischen Begriffe dem harmonischen Weltall den entzückenden Schmuck der Schönheit.

Die Aesthetik schöpft ihre Gesetze in der Dinamik, und bestätigt dagegen durch ihr Beyspiel die Allgemeinheit dinamischer Gesetze.

Die Aesthetik dankt der Metaphysik das Vernünftige und Gründliche aller ihrer Begriffe, und vermehrt dagegen die Zahl metaphysischrichtiger Wahrheiten.

Die Kritik leihet der Aesthetik ihre Vorschriften des Prüfens und Vergleichens, und erhält dagegen ein weites Feld ihrer Anwendung, in Prüfung des Schönen.

Aus der Verbindungslehre schöpft die Aesthetik die einleuchtende Ordnung in Zusammenkettung ihrer Theile, und giebt dagegen Anlaß zu neuen Verbindungen der Dinge und Begriffe.

Die Geschichte giebt der Aesthetik in allen Theilen Beyspiele an. Erhält dagegen Aufklärungen über die Ursachen vieler Thatsachen.

Die Antropologie leitet die Aesthetik, in nützlicher Anwendung ihrer Grundsätze. Sie selbst wird dagegen vollständiger durch richtige Begriffe des Schönheitsgefühls, und der Verhältnisse des Gefälligen und Mißfälligen.

Die Theologie giebt der Aesthetik den Begriff von dem Daseyn Gottes, und erhält dagegen den Begriff seiner höchsten Schönheit und Vollkommenheit.

Die Physik zeigt der Aesthetik, welche Körper, und welche körperlichen Eigenschaften auf den Menschen würken; dagegen zeigt die Aesthetik, welche Verbesserungen der Mensch in der Körperwelt, aus Antrieb des Schönheitsgefühls, hervorbringt, durch Urbarmachung, Veredlung der Thierarten und Pflanzen, Reinigung der Mineralkörper, Kunstwerke u. s. w.

Die Psichologie giebt der Aesthetik den Gang ihrer Empfindungen und Begriffe an; wird dagegen durch die Grundlehre von dem Gefallen und Mißfallen vollständiger.

Diese rhapsodische Aufzählung verdient vollständig und systematisch bearbeitet zu werden. Gegenwärtig diene sie als ein Wink auf die Hülfswissenschaften der Aesthetik, und als Setzung einiger Gränzsteine, in enziklopedischer Beziehung. Solche Vermarkung ist im Lehrgebäude einer jeden Wissenschaft nützlich. Alles dasjenige, was nicht auf Empfindung des Gefallens und Mißfallens Beziehung hat, steht mit der Aesthetik in keiner Verbindung.

Es läßt sich eigentlich nicht erklären, was Gefallen und Mißfallen ist. Es fühlt sich. Und einfache Gefühle können nicht erklärt werden. Aber man kann bemerken, bei welchen Gegenständen die Empfindungen des Gefallens vorkommen. Und das geschiehet allemal bey Anwendung eigener Fähigkeit. Da sind wir nun wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgingen, und der Kreis ästhetischer Begriffe ist vollendet.

Empfindung des Wohlgefallens, und mäßige Anwendung der Fähigkeiten, sind unzertrennlich verbunden. Dies ist der einzige Grundsatz der ganzen Aesthetik; der feste Ruhepunkt, auf welchem das ganze Gebäude aufgeführt werden; der Schlußstein, nach welchem sich alle Theile des Gebäudes zusammen drängen. Dieses löst auch alle Zweifel auf, die in den bisherigen Begriffen der Aesthetik Widersprüche verursachen, und gegenwärtige Ausarbeitung veranlaßten.

Der Umriß dieses Gebäudes ist nun von allen Seiten geschlossen. Das Gerüste zu der innern Ausführung ist zugerichtet. Die äußern Zugänge sind angegeben; und nun ist es Zeit, den Schlußstein in seiner ganzen zusammenhaltenden Kraft darzustellen.

Die Empfindung des Wohlgefallens, des Schönheitsgefühls, ist niemals allein fühlbar, sondern es ist für die Seele die eigentliche Anmuth ihres eigenen Anschauens, Denkens und Wollens. Das ästhetische Gefühl des Gefallens und Mißfallens, ist mit allen Seelenkräften unzertrennlich verbunden. Diese Verbindung äußert sich bey jeder Anwendung der Seelenkräfte; bey jedem Fühlen, Denken und Wollen. Die Stufen des Schönheitsgefühls, der Wonne, der Freude, des Entzückens, der Neigung, entstehen nur alsdann, wenn die Seele über einen innern oder äußern Gegenstand fühlt, nachdenkt, beschließt; geistig oder körperlich würkt. Mithin nur alsdann, wenn sie ihre eigenen Kräfte anwendet. So oft sie ihre Kräfte auf einen mäßigen Grad anwendet, so empfindet sie jedesmal Wohlgefallen; das Bewußtseyn eines jeden sinnlichen Menschen, eines jeden Denkers, eines jeden thätigen Mannes, wird dieses bezeugen. Jeder Augenblick des menschlichen Lebens ist Bestätigung dieser Wahrheit. Das ästhetische Gefühl des Gefallens oder Mißfallens, begleitet ihn unaufhörlich. Das Wohlgefallen wird empfunden bey jeder mäßigen Anwendung der Seelenkräfte; das Mißfallen, bey jeder Ueberspannung, Verschobenheit, Mißbrauch der Seelenkräfte.

Die Verbindung der ästhetischen Empfindungen des Gefallens und Mißfallens, mit den Kräften der menschlichen Seele, bestehet in Beziehung auf alle Seelenkräfte ohne Ausnahme, und ihr Umfang ist so groß, als der Umfang der Seelenkräfte selbst ist. Der Mensch versetze sich in alle mögliche Lagen, so wird der Zustand seiner Seele jedesmal angenehm oder unangenehm, mithin selbstgefallend oder mißfallend seyn.

Diese Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, ist nichts anders, als Vereinigung der innern Kraft mit der innern Anmuth, welche der Schöpfer in das Daseyn der menschlichen Seele unzertrennlich zusammen knüpfte.

Wenn der freye Mensch seine Kräfte mißbraucht; die Gränzen der Mäßigung überschreitet; den Leitstern der Vernunft verläßt; sich in Tragggänge der Leidenschaften verirrt, dann empfindet er Mißfallen. Aber selbst dieses Mißfallen ist wohlthätige Würkung der Verbindung ästhetischer Gefühle mit dem Seelenvermögen. Es warnet den Menschen, wenn er auf unrechtem Wege ist. Er empfindet den Drang, in die Bahn der Glückseligkeit zurück zu treten, und so leitet das ästhetisch Ueble, selbst auf das ästhetisch Gute zurück, und die Dissonanzen lösen sich in Konsonanzen auf.

Die Verbindung ästhetischer Gefühle, mit dem Seelenvermögen, hat zweyfache Beziehung; die eine mit der innern Selbstheit, die andere mit dem äussern Weltall. Die Selbstheit besteht in der unauslöschlichen Begierde der Seele, ihren Zustand zu verbessern. Die anschaulichen Gegenstände des Weltalls haben die Kraft, auf die Seele, durch den Weg der Sinne, einen Eindruck zu machen. Nun ist der Mensch thätig, weil Thätigkeit ihn glücklich macht; weil Anwendung seiner Kräfte, mit der angenehmen Empfindung des Wohlgefallens verbunden ist. Nun strebt er nach jeder Gelegenheit, seine unbekannten Kräfte zu versuchen und anzuwenden, weil er die dunkle Erwartung hat, daß mit Anwendung mehrerer Kräfte, auch Vermehrung angenehmer Empfindung verbunden ist. Das Springen und Lallen des Kindes; das Forschen des Denkers; das rastlose Bemühen des Weltumseglers, sind Folgen dieses Triebes. Hierinn liegt der Keim der Menschen veredlenden Vollkommenheit (Perfectibilität).

Die angenehme Würkung äußerer Gegenstände auf die Seele, ist harmonischer Zusammenklang des äussern Schönen, mit dem innern Schönheitsgefühl. Ein Beyspiel statt tausender: Die Statue des Apollo, im Belvedere, entzückt den Kenner; in diesem schönen Kunstwerke ist Kraft und Anmuth

vereinigt; und in der Seele des Kenners ist Kraft des Anschauens und Erkennens, mit unzertrennlicher Anmuth des Wohlgefallens an seiner eignen Erkenntniskraft, vereinigt. Durch edle Unternehmungen und neue Kunstwerke, entstehen neue Quellen dieser ästhetischen Harmonie. Aber nichts auf Erden ist derjenigen Harmonie vergleichbar, welche aus dem Ineinanderspiegeln zweyer schönen tugendhaften Seelen entspringt. Da ist schönste Blüte der Freundschaft.

Die Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, wird allemal zu dem Schönheitsgefühl erhöhet: so oft der Mensch die Stärke und Fülle seiner Kräfte, auf eine dauerhafte Weise anwendet; und dieses geschieht, wenn er die sechs ästhetischen Gesetze befolgt.

Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, ist Grundbegriff der Aesthetik. Dieser Grundbegriff wird verkennt, weil er allenthalben liegt; weil er mit dem ganzen Wesen des Menschen verwebt ist. Das seltene erweckt Aufmerksamkeit; das Gewöhnliche wird übersehen. Im Grunde ist diese Verbindung nothwendig. Wenn die Anwendung der Seelenkräfte nicht selbstgefallend wäre, so müßte sie gleichgültig oder mißfallend seyn. Was könnte in solchen Verhältnissen den freyen, nach Glückseligkeit dürstenden Menschen, anreizen, seine Kräfte anzuwenden! Er würde seine Fähigkeiten, unentwickelt, dem Todesschlummer überlassen.

Lebende Kraft der Menschheit, höchste Zierde der Schöpfung sprosset mithin aus der Empfindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen; aus dem angenehmen Bewußtseyn jeder mäßig angewandten Fähigkeit. Und dieses ist der Schlußstein des ästhetischen Lehrgebäudes.

Das Ganze beweist: daß Schönheit und Schönheitsgefühl in Vereinigung der Kraft und Anmuth bestehen.

Nachdem der theoretische Theil der Aesthetik erörtert worden, so sind hier zum gänzlichen Beschluß dieses Aufsatzes, einige Blicke auf praktische Befolgung der Gesetze ästhetischer Vollkommenheit.

Diese Gesetze verlangen, wie gesagt worden, die vollständigste Vereinigung der Anmuth und Kraft.

Die Befolgung dieser Gesetze geschiehet in allen Wissenschaften, wenn Vollständigkeit, Gründlichkeit der Wahrheiten, mit lichtvoller Ordnung, leicht zu fassender Darstellung, lebhaft angenehmen Vortrag eingekleidet werden. Sie geschiehet in Künsten, wenn das Zweckmäßige, Gründliche, Gute, mit dem äussern Glanz der Reinheit und Vollendung geschmückt ist. Sie geschiehet in Geisteswerken, wenn Stärke und Fülle der Gedanken, durch Gewandheit des Ausdrucks, und eingemischter Zartheit seiner Gefühle, einen sanftern Reiz erhalten. Sie geschiehet in bildenden Künsten, wenn das bestimmte Kraftvolle der Natur, mit der Lieblichkeit ihrer blühenden Aussenseiten und sanft in einander fliesenden Umrissen, dargestellt wird. Sie zeigt sich in Handlungen, wenn männliche Thatkraft und feste Entschlossenheit mit der Sanftmuth wohlthätiger Empfindungen vereinigt sind. Sie zeigt sich in Reden, wenn starker Sinn in einfachedlem Ausdrucke liegt. Sie zeigt sich in Begriffen, wenn Wahrheit des Erkenntnisses, durch Feinheit der Empfindungen bestätigt wird. Sie zeigt sich in körperlichen Bewegungen, durch Vereinigung der Stärke, mit der Leichtigkeit der Bewegungen, und sanften Biegsamkeit schlanker Glieder.

Mit einem Wort: Kraft, vereinigt mit Anmuth, ist höchste Zierde der Schönheit, in allen denkbaren Verhältnissen. Und in Anwendung dieser Gesetze liegt die ganze prattische Aesthetik: denn alle andere ästhetische Gesetze sind in diesen enthalten.

Nach allgemeiner Erfahrung verschaft die Anwendung dieser Gesetze den Wissenschaften gelehrige Schüler; den Künsten dauerhaften Beyfall, den Geisteswerken entzückte Leser; den Werken bildender Künste, freudige Bewunderung; den großen Unternehmungen, Verehrung; denjenigen, der in Anwendung dieser Gesetze die Zierde seiner Lebensweißheit sucht, machen sie liebenswürdig, erwerben ihm allgemeines Wohlwollen.

Zurückscheuchend sind die gründlichsten Wahrheiten, wenn sie durch verworrenen, undeutlichen, stolprenden Vortrag, mißstellt sind. Unangenehm, unscheinbar, herabgewürdiget, sind die Werke der Künste, wenn ihnen äussere Zierde und Vollendung fehlen. In Geisteswerken und bildenden Künsten, sind Gewandtheit des Vortrags und Vollendung, ganz unentbehrlich. In dem täglichen Leben kann der rauhe Mann voll wilder Thatkraft, Furcht und Schrecken erregen; gewiß keine Liebe und Zuneigung. Auch wenn er tugendhaft ist, wünscht ihm jeder, daß seine Tugenden durch Sanftmuth gemildert würden. Aber wenn Kraft ohne Anmuth rauh ist, so ist dagegen Anmuth ohne Kraft, weichlich. Wozu glatte, fliesende Worte, ohne gründlichen Sinn? Wer schätzet Flittergold und Silberschaum, wenn morsches Holz damit überkleistert ist? Wem ekelt am Ende nicht vor Blumen der Fantasie und Tändeleyen des Witzes, wenn sie nicht die Wahrheit zieren, sondern üppig und zwecklos verschwendet werden! Wer kann den Anblick ertragen, wenn Unschuld und Sanftmuth, mit Schwachheit vereinigt, sich von Lastern und Bosheit ohne Widerstand knicken und zertreten lassen! Also, nicht Kraft allein, nicht Anmuth allein; die Vereinigung von beyden erzeugt ästhetische Vollkommenheit.

Kraft bestimmt den innern wesentlichen Werth, erzeugt Hochachtung, befriedigt den Verstand Die Mäßigung und Anmuth, in Aeußerung der Kraft, erwirbt Zuneigung, Liebe, ergötzet das Herz. Da, wo Kopf und Herz vereinigten Beyfall geben, da ist Kennzeichen ästhetischer Vollkommenheit; da sind ästhetische Gesetze befolgt worden. Der Unendliche schrieb diese Gesetze in jede Seele. Vorurtheil oder Laster verwischen sie manchmal.

Die geistvolle Anwendung dieser Gesetze, wird durch öftere Wiederholung leicht, gehet in Gewohnheit über. Der edle Mann, der nach ästhetischer Vollkommenheit strebt, wird mit dieser Vollkommenheit vertraut, sie wird seine beständige holde Geleiterin, und giebt seinem ganzen Wesen ein Gepräge von bescheidener Größe, die ihm zugleich Liebe und Achtung erwirbt. Er ahndet, erkennt, ergreift, und stellt das Schöne dar, mit derjenigen schnellen Sicherheit, die man guten Geschmack nennt.

Dieser Geschmack ist das Licht der ästhetischen Kritik, in Beurtheilung des Schönen. Diese sucht und erkennt allenthalben die Vereinigung der Kraft und Anmuth; bestimmt die Stufen ihrer Vollkommenheit; giebt ihre Mängel an; prüft und sucht das Schöne in Werken der Wissenschaften und Künste; ist scharfe Kennerin menschlichen Verdienstes, und weise Rathgeberin bey der wichtigen Auswahl der Freundschaft.

Dieser Geschmack leitet unvermerkt den Ideengang des wissenschaftlichen Denkers, auf den Pfad des Schönen. Er lenket die Hand des Künstlers; führt die Feder des guten Schriftstellers; ermuntert die Schüchternheit; schränkt die Begeisterung in Gränzen des Schönen ein, und bey jeder Unternehmung flüstert er seinen Vertrauten in die Seele: handle so, und nicht anders.

Bey der Anwendung dieser Gesetze verehrt der Mensch, mit dankbarem Herzen, in Gott die höchste Vereinigung der Allmacht und Güte. Es entzückt ihn, daß jener Gott, der Wellen gründet, dem Meere Gränzen setzt, in Wolken donnert, zugleich für Nahrung und Wohlstand des kleinsten Vogels sorget; daß er die Menschheit, als Königin der Natur, mit Kräften des Geistes und Körpers ausrüstet, und zugleich mit den milden Empfindungen des Wohlwollens und sanften Reitzen der Anmuth zieret. Dieses Schönheitsgefühl entzündet die Andacht, erhebt die Seele zu Gott.

Die Anwendung ästhetischer Gesetze bemerkt in der ganzen Natur die Vereinigung der Kraft und Anmuth. Die unerschöpflichfruchtbare Erde, selbst unscheinbar, und in ihrem Innern voll schauderhafter Klüfte, ist von aussen mit üppiger bunter Pracht der Blumen und Kräuter gekleidet. Das Innere der Thiere und Pflanzen ist zweckmäßig eingerichtet, aber nicht angenehm anzuschauen, und von aussen ist in ihren Gestalten blühende mannichfaltige reizende Schönheit. Die Naturkraft, die alles durch Tod und Verwesung zermalmet, verhüllt diesen grausenvollen Schlund durch schönes, jugendliches, immer von neuem wieder aufsprossendes Leben.

Die Anwendung ästhetischer Gesetze bestätigt den Menschen in der Erfahrung, daß er bey allen Gaben der Gefälligkeit verächtlich ist, wenn er keinen festen Grundsatz hat; daß er bey hohem Sinn und unerschütterlichem Muth, gehaßt wird, wenn es ihm an wohlwollender, sanfter Theilnehmung mangelt. Er überzeugt sich, daß seinem Gemüthe die Vereinigung der Kraft, des Wahren, des Nützlichen, mit dem Sanften, Wohlmeinenden, Angenehmen, nothwendig ist; wenn er das Bewußtseyn eigner ästhetischer Vollkommenheit, und die beglückende, achtungsvolle Zuneigung seiner Mitmenschen erhalten will. Er fühlt, wie wahr es auch in dieser Beziehung ist, was ein groser Kenner des Schönen sagt: Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

Wolfgang Heribert, Freiherr von Dalberg,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward im Jahre 1750 zu Herrnsheim geboren, erhielt gleichfalls eine vortreffliche Erziehung, studirte die Rechtswissenschaft, und ward anfangs Kämmerer von Worms, später aber Kurpfälzischer Geheimerath und Kämmerer, Hofkammerpräsident und darauf Präsident des Oberappellationsgerichtes in Mannheim. Bei der Krönung Leopolds II. erhielt er 1791 in Frankfurt am Main die Würde eines deutschen Reichsritters. 1803 wurde er Badischer Oberhofmeister und Staatsminister. Er starb am 27. September 1806 in Mannheim.

Von ihm erschien:

Walrais und Adelaide. Mannheim, 1778.
Kora. Mannheim, 1780.
Elektra. Mannheim, 1780.
Shakspeares Julius Cäsar. Mannheim, 1785.
Cumberlands Kolerischer. Mannheim, 1786.
Die Brüder. Mannheim, 1786.
Oronoko. Mannheim, 1786.
Montesquieu. Mannheim, 1787.
Der weibliche Ehescheue. Augsburg, 1787.
Der Mönch von Karmel. Berlin, 1787.
Einzelne Aufsätze zu den Rheinischen Beiträgen, u. s. w.

Ein eifriger Gönner und Beschützer der Wissenschaften und Künste, erwarb er sich große Verdienste um dieselben vorzüglich als Präsident der Mannheimer deutschen Gesellschaft und als Intendant der dortigen Bühne, welche zu jener Zeit die bedeutendste in Deutschland und eine Pflanzschule unserer vorzüglichsten Schauspieler war. Seine eigenen, meist dramatischen Arbeiten zeichnen sich durch eine gebildete Sprache aus, sind aber übrigens unerheblich. —

Johann Georg Darjes,

ein seiner Zeit sehr geschätzter Philosoph, ward im Jahre 1714 zu Güstrow geboren, studirte in Rostock und Jena, und habilitirte sich 1733 an letzterer Universität, Vorlesungen über die Wolfische Philosophie haltend. 1744 ward er daselbst Professor, und nahm 1763 einen sehr vortheilhaften Ruf nach Frankfurt an der Oder an, wo er am 17. Juli 1791 als Geheimerath, Professor der Philosophie, Ordinarius der juristischen Facultät und Director der Universität starb.

Seine Schriften sind:

Anmerkungen über einige Sätze der Wolfischen Metaphysik. Frankfurt und Leipzig, 1748. 4.

Philosophische Nebenstunden. Jena, 1749—52. 4 Sammlungen.

Erste Gründe der philosophischen Sittenlehre Jena, 1755.

Weg zur Wahrheit. Jena, 1776.

D. erwarb sich großen Ruhm in jenen Tagen der Kindheit deutscher Philosophie, durch seinen Eklekticismus, welcher das Beste aus den Systemen von Wolf und Crusius umfaßte und durch einen klaren und verständlichen Vortrag beseelt, viele Anhänger fand.

Karl Wilhelm Daßdorf

ward am 2. Februar 1750 zu Stauchitz im Königreich Sachsen geboren, besuchte von 1762 bis 1768 die hohe Schule zu Meißen und studirte dann in Leipzig Theologie, wo er sich 1772 die Magisterwürde erwarb. Im Jahre 1773 ward er Erzieher der Kinder des Geheimeraths von Ferber in Dresden, und auf dessen Empfehlung 1775 dritter, 1786 zweiter und 1806 erster Bibliothekar der dortigen Bibliothek. Er starb daselbst am 28. Februar 1812.

Seine deutschen Schriften sind:

Andromache. Ein musikalisches Drama. Dresden, 1777.
Schilderung einer Nationalscene. Dresden, 1782.
Beschreibung der u. s. w. Merkwürdigkeiten von Dresden. Dresden, 1782.
Numismatisch-historischer Leitfaden zur Uebersicht der sächsischen Geschichte. Dresden und Leipzig, 1801.
J. Winkelmanns Briefe an seine Freunde, mit Zusätzen und literarischen Anmerkungen Dresden, 1777—81. 2 Thle.
Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen u. s. w.

Ein fleißiger und gründlicher Gelehrter, der sich jedoch den meisten Ruf erwarb durch den Eifer und die Bereitwilligkeit mit welcher er als Bibliothekar den Gelehrten bei ihren Forschungen behülflich war.

Karl von Decker,

als bellettristischer Schriftsteller unter dem Namen Adalbert vom Thale bekannt, ward am 21. April in Berlin geboren, trat 1797 in preußische Kriegsdienste und wohnte in den Jahren 1800 — 7 den Feldzügen in Ostpreußen und der Schlacht von Preußisch-Eylau bei; sein tapferes Benehmen im Laufe derselben wurde mit dem Orden pour le mérite belohnt. Während der trüben Zeit die darauf sein Vaterland heimsuchte, ging er als Rittmeister, in die englische Armee über, kehrte aber 1813 als Hauptmann zu dem preußischen Heere zurück, und nahm thätigen Antheil an den Kriegen gegen Napoleon, in welchen er sich den Wladimirorden 4ter Klasse und das eiserne Kreuz 2ter Klasse erwarb. Nach dem Frieden wurde er 1816

Dirigent einer Vermessungs-Abtheilung bei dem topographischen Bureau, 1817 Major bei dem großen Generalstabe in Berlin, 1818 Lehrer bei der königlichen Kriegsschule und bei der Artillerie- und Ingenieur-Schule. Gegenwärtig lebt er als Obrist im activen Dienst in Königsberg in Preußen.

Außer vielen (nicht hieher gehörigen) kriegswissenschaftlichen Schriften gab er heraus:

Freie Handzeichnungen nach der Natur. Berlin, 1818.

Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen. Berlin, 1821—23. 2 Bdchen.

Margot Stofflet, historisch-romantisches Gemälde. Berlin, 1823.

Viele kleinere Aufsätze, Erzählungen u. s. w. in Journalen, z. B. dem Gesellschafter, der Abendzeitung u. s. w.

Rühmlich bekannt als Tactiker, hat sich v. Decker auch als ein gefälliger und gewandter belletristischer Schriftsteller bewährt, der in gebildeter und anmuthiger Sprache die gewählten Stoffe mit Geschick zu behandeln versteht. Vorzüglich zeichnen sich seine dramatischen Dichtungen durch Wahrheit, Lebendigkeit und Interesse aus; sein Drama „Margot Stofflet" erfreute sich bei dem Erscheinen auf der Bühne einer sehr günstigen Aufnahme.

Der Landprediger im Bade.*)

1.

In der Residenz hatte ich mich nur aufgehalten, um die „Prima Donna" — nämlich die vom Herrn von Voß — zu sehen und zu hören, und Tages darauf fuhren wir weiter. Wenn ich sage: wir, so meine ich damit mich und mein Rosinchen, meine vor Gott und Menschen seit 13 Monden rechtmäßig angetraute Gattin. — Ich schämte mich eigentlich, in der Posse so undändig gelacht zu haben, weil es sich für einen Verbreiter der wahren apostolischen Lehre gar nicht schickt; indessen mein Rosinchen hat ja auch mitgelacht und ganz vornehme Leute mit blanken Ordenssternen obenein, und da hebt es sich, wie man in hiesiger Gegend zu sagen pflegt. Neben mir stand ein Mann mit Kennermiene und Konservations-Brille auf der Nase, den elfenbeinernen Stockknopf gegen die Oberlippe gequetscht und den Rücken gegen das Theater gekehrt; der zuckte jedesmal mitleidig beide Achseln, wenn die Weltkinder mit Jubelgebrüll zu erkennen gaben: daß ihnen der Schöpfer ein fröhliches Daseyn und offene Kehlorgane verliehen hatte, und zuletzt brach er unwillig murmelnd in den Grimmspruch aus: „Ich begreife nicht, wie man über so etwas lachen kann!" — Mein Nachbar zur Linken — ein sogenannter Treuhaariger, er schien mir ein Rückstand vom Wollmarkt zu seyn — entgegnete mit erznem Baßton ganz lakonisch: „Und ich begreife nicht, wie man nicht darüber lachen kann!" — Die beiden Leute waren freilich in ihrer Meinung fast so weit von einander, wie einst Calvin von Huß. Der baßische Wollmensch schob überdies noch die Deduktion ein: „Ich kann für meine sechszehn Groschen thun, was ich will!" — „Verzeihen Sie" — war die Gegenantwort — „ich hab' bezahlt mein Geld so gut wie Sie, und will mich ärgern!" — „Still da!" — rief der Polizei-Beamtete oder vielmehr: „Seyn Sie so gütig, meine Herren, und halten Sie das Maul!" setzte er höflich hinzu.

Wir fuhren über B... mit Lohnfuhre; der Weg ist recht langweilig. Hinter einem Dorfe — wie es heißt, weiß ich nicht, und auf meinem Homannschen Atlas steht es auch nicht — begegnete uns ein Offizier zu Pferde. Ich wäre ihm gern aus dem Wege gefahren, denn ich liebe die Offiziers nur bei Paraden, da stehen sie in Reih und Glied und dürfen keine Alotria treiben. Diese Herren mokiren sich gar zu gern über Unsereinen vom Lehrstande, noch dazu, wenn wir eine hübsche Frau bei uns haben; Rosinchen aber hat viel Interesse für die Herren Offiziere, das habe ich schon gemerkt, als sie noch zu Hause war.

Ich wäre also gern aus dem Wege gefahren; aber leider konnte ich nicht, weil zu beiden Seiten tiefe Gräben gezogen sind. Der Offizier kam an den Wagen und fragte mich: wo ich hin wollte? und als ich mit graziöser Selbstgefälligkeit entgegnete: Wir reisen da und da hin in's Bad, schlug er eine Lache auf und sagte: „Da hätten Sie auch etwas Gescheidteres thun können, als über B... zu fahren." — „Wie so?" fragte Rosinchen schnippisch und steckte den Kopf aus dem Wagen; ich aber zupfte sie leise in die linke Ecke zurück, ehe ihr der Offizier unter den großen Reisehut sehen konnte, denn das ist so die Mode dieser Herren. — „Weil der Weg unter aller Kritik ist, noch dazu für solche Katzen!" war die Antwort und dabei zeigte er auf unsere Pferde. — Ein logischer Mensch ist der Offizier, denn er bewies mir: daß die Wege in hiesiger Gegend jetzt doppelt so langweilig wären, als ehemals, weil man sie jetzt mit der Schnur in meilenlangen geraden Linien abzustecken anfange. Da hat er Recht. Rosinchen meinte: im Sande schliefe es sich gut: da hat sie auch Recht; und der Offizier verstand den Wink und sprengte davon wie ein Sturmwind, was ich meiner Gattin zu bemerken nicht unterlassen konnte. Diese aber fingsangte vor sich hin: „O könnt ich fröhlich mit ihm ziehn, durch Tannenwald und Fichtengrün!" — „Wie, mit dem Offizier?" — fragte ich ganz erschrocken. — „Ach was! ich meine den Sturmwind!" sagte sie verdrießlich und legte sich in ihrer Ecke zum Schlafen zurecht. Das war nicht nur unfreundlich geantwortet, sondern auch unlogisch; doch sie macht es immer so und in der Ehe muß man das gewohnt werden, weil die Frauen eine ganz aparte Logik haben.

Am Thore von B... hielt unser Wagen still und Rosinchen erwachte. „Geschlafen hat mein Schätzchen wahrhaftig wie ein Rätzchen! sagte ich liebkosend und wollte ihr die rosenrothen Wangen streicheln; doch sie wehrte meiner Hand und meinte: ich verböge ihr nur den Hut. Die großen Hüte sind wahrhaftig schuld, wenn die Männer ihre Frauen nicht mehr so lieb haben können wie ehemals. — Da steckte ein Mann mit einer ungeheuern Nase diese zusammt dem ganzen Kopf in den Wagen. Rosinchen sagte vorschnell! „Ich habe nichts zu veraksisen!" — „Wir" — verbesserte ich — „wir sind Badegäste." — „Ist auch nicht meine Absicht!" entgegnete er freundlich; die Thor-Akzise ist schon seit dem ersten Januar bei uns abgeschafft; was denken Sie von der Kultur unsres Vaterlandes! Nein, mit dergleichen illiberalen Schnüffeleien inkommodiren wir die Herren Reisenden nicht mehr, und sind nur mit Wartegeld und Aussicht auf Zivilversorgung konservirt, um den geehrten Passanten den besten Gasthof zu rekommandiren. Selbiger ist hiesigen Orts zwiefach gespalten, nämlich der bleumourante Hering oder auch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie haben nun die Wahl." — „Wie wär's mit der guten Hoffnung?" fragte ich mein Rosinchen; „oder zögest Du vielleicht den Hering vor?" — „Ich kenne beides nicht, also hängt es von Dir ab!" lispelte sie. — „Nun denn mit Gott in die gute Hoffnung! Fahren Sie zu, Kutscher!" — „Fehlen können Sie nicht!" rief uns der dienstfertige Ex-Offiziant nach; „da wo der Ziegenbock steht!"

Am Vorgebirge der guten Hoffnung meckerte uns der empfohlene Wegweiser den Willkommen zu. Indem ich noch an der Wagenklinke drehe, ist der Herr Offizier auch schon da und will Rosinchen aus dem Wagen heben. Aber ich spielte ihm das Prävenir, faßte mein Kleinod mit der Rechten, machte mit der Linken eine abwehrende Windmühlen-Pantomime und sagte: „Mit Permission, Sie könnten sich nur verbrechen!" — Da lachte er in den Bart, musterte meine schlanke Figur gleichsam höhnisch und bestellte sich einen Havannah-Zigaro. — Der Mensch hatte eine recht mokante Physiognomie und wurde mir immer fataler; aber ich dachte: er weiß hier Bescheid, der Kutscher wenig und ich gar nicht, item man nutze ihn und stoße ihn nicht vor den Kopf. Auch Rosinchen war, fast zum ersten Mal seit der Trennung, derselben Meinung, und da das Vorgebirge nur eine anständige Stube hatte, nöthigte ich den Kriegshelden herein. Er hat überdies vielleicht unter den Freiwilligen gedient, ist also feiner Leute Kind, und da muß man als Patriot schon ein Uebriges thun. — Rosinchen hatte das Essen bestellt. Sie hat eine häßliche Angewohnheit, nämlich sie spricht immer in der ersten zeitwörtlichen Person — ich — statt in der vierten — wir. So auch jetzt: „Wollen Sie mit mir vorlieb nehmen?" — Der Offizier antwortete spitzfreundlich: „Ey, warum dieses nicht!" — Das hat sie davon, sie wurde roth bis zum Ohrzipfel.

2.

Nach Tische fragte Rosinchen: „Wollen wir schlafen gehen?" — Diesmal hätte sie in der ersten Person fragen können und deshalb verbesserte ich: „Du, mein Kind, denn Du wirst müde seyn; wir aber, wir wollen, wenn es dem Herrn Lieutenant anders recht ist, eine kleine Promenade machen." — Wir promenirten drei Mal um die Stadt, im Ganzen beinahe eine Viertelmeile Weges, und ich nahm Gelegenheit, dem Offizier einen Theil meiner Lebensgeschichte zu erzählen. Er muß meine Schwieger-Eltern kennen, und konnte gar nicht begreifen: wie ich zu der hübschen Frau gekommen wäre. So etwas kitzelt, denn es macht unserm Geschmack Ehre; und hübsch ist

---

*) Aus v. Deckers: Freie Handzeichnungen nach der Natur.

Rosinchen, das muß wahr seyn; in der ganzen Umgegend hieß sie des reichen Amtmanns schöne Rosine.

Als wir wieder in das Wirthshaus einsprachen, war Gesellschaft angekommen. — Ein junger Mann mit Schnurrbart und eisernem Kreuz von Sammet auf grünem Oberrock, und eine engelschöne Frau saßen am Kaffeetisch und Rosinchen dabei. Der Offizier that ganz bekannt mit den Fremden und zischelte dem Grünen vielerlei in's Ohr. Später erfuhr ich, er sey ein blessirter Oberstlieutenant, der auch in's Bad reise; was ich anfangs nicht glauben wollte, da die Oberstlieutenants sonst nicht so jung zu seyn pflegen, auch, so viel mir bekannt ist, ex officio Troddeln auf den Schultern tragen müssen. Doch ich vernahm: der Fragliche habe in der Adjutantur gedient, und auf Jagden, Land- und andern Parthieen sey es den Herren Kriegsleuten erlaubt, gewöhnliche Menschenkleider zu tragen. — Der Offizier, nämlich mein Begleiter, stellte mich den Angekommenen mit den Worten vor: „Herr Anastasius Möhrensaft, berühmter Theologe, Mitglied einiger gelehrten Vereine und namentlich der Bibelgesellschaft, auch Pastor ordinarius.“ Woher wußte dieser Mensch meinen Namen, Titel und meine Würden?

Kluge Hühner legen auch zuweilen in die Nesseln, das habe ich nun selbst recht deutlich erfahren; denn der grüne Oberstlieutenant kam gerade da her, wo ich her kam, wollte gerade da hin, wo ich hin wollte, und war auch den unkritischen Weg über B . . . gefahren. Es wurde endlich der beste nach dem Bade auspunktirt, und zwar über Prellwitz und Pätermühle; da mir aber selbiger unbekannt war, so bat ich um die Erlaubniß, hinterher fahren zu dürfen. Rosinchen, mein Quecksilber-Mäulchen, sagte wieder etwas vorschnell: „Aber daß Sie es nur so einrichten, daß ich nicht umwerfen kann.“ — „Wir“, verbesserte ich abermals; „denn ich bin ja auch mit dabei, und dafür mag uns der gütige Himmel bewahren.“ — Im Wagen wollte ich ihr einige Reprimanden über die böse Angewohnheit geben, und fing also an: „Nur egoistische Menschen streuen das Wörtlein ich allzu häufig in den Fluß ihrer Rede und werden deshalb nach dem neueren Sprachgebrauch Ichler oder Ichlinge genannt; Mann und Weib aber sind ein Leib und eine —“ — „Das ist nicht wahr“ — unterbrach sie mich schnippisch — „und wenn es wahr ist, so schweige Du mit Deinem halben Leibe still, denn die andere Hälfte will schlafen!“ — Das war nach der von mir gegebenen Prämisse wirklich logisch richtig und ich vermochte ihr nichts darauf zu antworten.

Sie schlief, mir aber ging der Offizier im Kopfe herum. Es war augenscheinlich und wurde mir immer klarer: daß sie sich nicht von gestern kennen; auch war sie in seiner Gegenwart noch schnippischer gegen mich als gewöhnlich. In ihrer Eltern Hause hat sie es eben so gemacht; ihr Vater liebt Alles, was einen Säbel trägt und hält sich sogar mit schweren Kosten das Militär-Wochenblatt. Darum war auch sein Haus ein wahrer militairischer Taubenschlag, nur mit dem Unterschiede: daß statt der Tauben schwarze Husaren-Offiziere hinein-, und seine Rüdesheimer Eilfer-Bouteillen hinausflogen. — Aber ich weiß, was ich thue. Ich bitte die schöne sanfte Frau vom grünen Oberstlieutenant: daß sie im Bade mein Rosinchen unter ihren Schutz nimmt, sonst habe ich keine ruhige Badestunde, die laut Programm in der Zeitung ohnehin nur 50 Minuten dauern soll.

3.

Das Bad bekommt mir recht gut, und Rosinchen findet das auch; sie wird täglich freundlicher gegen mich, aber dabei bleibt es. Sonst gab sie mir doch zuweilen einen Kuß, hier aber muß ich mich mit der Hand und im Freien sogar mit dem Handschuh begnügen, den sie des Sonnenbrandes wegen höchstens bei Tische auszieht. — Ich habe übrigens richtig prophezeiht: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen; man könnte noch hinzu setzen: absonderlich im Bade. Rosinchen und der Offizier sind eine alte Konnoissance; er hat einmal dort im Quartier gelegen, und geht auch ganz ohne Gêne mit ihr um, zu meinem größten Aerger. — Ich könnte hier recht vergnügt seyn, denn das Leben ist nicht allzu theuer, bis auf den Wein, der noch dazu schlecht ist; die Gegend ist schön, die Gesellschaft gut, leider aber zankt sich Rosinchen alle Tage mit mir. Sie kann sich immer noch nicht in ihren neuen Stand finden, und das lustige Leben in ihres Vaters Hause liegt ihr noch gar zu sehr in den Gliedern. Wenn ich ihr nun zuweilen ihre ausgelassene Lustigkeit vorhalte, so schmollt sie und nennt mich grämlich, und meint: ich sähe noch viel ehrbarer aus wie mein schwarzkorduan Gesangbuch. Sind das wohl Reden, die sich für eine angetraute Predigersfrau schicken? Ich klagte neulich der schönen grünen Oberstlieutenants-Frau meine Noth; aber da kam ich gut an. Die meinte: ich sey selbst schuld, weil ich immer den Hofmeister spiele, und das vertrage keine junge Frau; ich sollte ihr mehr den Willen lassen und nicht gleich sauer sehen, wenn Rosinchen hell auflacht. Aber, lieber Gott, sie lacht beständig und das schickt sich nicht oder höchstens hier im Bade, und wenn sie später mit mir auf der Pfarre von Distelrode sitzen wird, hat sie sich's einmal angewöhnt. „Liebe, schöne Frau!“ sagte ich; „ich kenne die Damen und absonderlich die lebenslustigen Amtmann-Töchter; ja, wenn sie Alle so engeignt wären wie Euer Gnaden!“

Der Offizier geht Rosinchen fast nicht von der Seite, und mich betrachten sie, so zu sagen, wie das fünfte Rad am Wagen. Ich werfe zwar hin und wieder mit Sprüchen um mich; aber davon wollen sie nichts wissen und meinen: alle ernsthaften Gedanken wären der Badekur hinderlich. — Neulich spielten sie auf dem Brunnen, unter andern heidnischen Spielen, auch Sprüchwörter und lebendige Charaden. Sie führten zum Beispiel den Pygmalion auf, den machte er, und sie sollte die Statue vorstellen. Das hätte ihm gefallen sollen; aber zum Glück kannte ich die Historie aus dem „Konversations-Lexikon“ und hinderte es noch zur rechten Zeit, indem ich mich selbst zur Galathea anbot. Daraus wurde nichts; der Offizier wollte sogar auf seinem Willen bestehen, Rosinchen beschwichtigte ihn jedoch durch einen recht freundlich bittenden Blick, und ich sagte zu ihm: „Ich, so viel Sie wollen und was Sie wollen; aber Rosinchen lassen Sie mir mit solchen Komödianten-Stückchen zufrieden.“ — „Topp“ sagte er, „ich halte Sie beim Wort!“ — Im Saale wurden schnell Tische und Stühle umher gesetzt und die Hälfte der Gäste mußte Buden-Halter vorstellen; die andere Hälfte aber sollte rathen; was das Spiel für einen Namen hat. Ich mußte, so gab es der Offizier an — mit noch Einigen herum gehen und so thun, als ob wir viel und Mancherlei einkauften, wobei ich jedoch immer am höchsten bezahlte; Andere, die hinter uns gingen, drückten darüber ihre Verwunderung, und noch Andere ihren Spott aus, aber Alles durch Pantomime. Kaum war ich bei der dritten Bude, so rief schon die ganze Gegenparthei wie aus einem Munde: „Ach, das ist ja mit Händen zu greifen: der Gimpel auf der Messe!“ — und gleich darauf erscholl ein unbändiges Gelächter. Anfangs ärgerte ich mich rasend, denn ich stand gleichsam unglücklich da, und gelobte mir innerlich: dem Offizier den Streich nicht zu vergessen; aber zuletzt schien es mir am besten, daß ich selbst mitlachte, und das that ich nun auch und bekam von Rosinchen einen hellen Blick dafür.

4.

Nun ist es aus, nun hat er sie gar geküßt, und da will ich jeden Unpartheiischen fragen, ob ich das zu leiden brauche? So lange ich Rosinchen meine Frau nenne, ist ein Kuß von ihr die höchste Gunst gewesen, der ich mich in seltenen gnädigen Augenblicken zu erfreuen hatte. Er aber bekam ihn gleichsam spielend, während ich jedesmal darum bitten und betteln muß, wie um ein Allmosen. Die Sache war so: wir speisten an Table d'Hôte auf dem Brunnen und waren recht vergnügt. Links neben mir saß eine reiche Bankier-Wittwe, die einen Mann für ihre Geschäfte sucht; dann kam ich, dann Rosinchen und dann ein alter Forstrath; folglich war Rosinchen diesmal ganz in Sicherheit. Bei dem Dessert werden Küß-Gesundheiten ausgebracht. Ich drehe mich gemüthlich und halb mechanisch zu meiner Wittwe, die sich etwas zierte und mit dem einen Auge nach einem verunglückten Advokaten schielte, der ihr so zu sagen den Hof macht. Mit einem Male kichert es zu zu meiner Rechten: es war Rosinchen, denn ich kenne ihren Kicher; ich sehe mich um, und denke, der Schlag soll mich rühren! Verschwunden ist der Forstrath, mein Herr Offizier sitzt an seiner Stelle und melirt seinen Schnurrbart mit ihren Purpurlippen. — „Prosit, Pastoribus!“ sagte er, „so geht es, wenn man links scharmuzirt und die rechte Flanke bloß giebt.“ — Mein Gott, der Forstrath sollte mir ja diese decken, und dick genug ist er ja dazu. — Der Aerger hatte mich so übernommen, daß ich Rosinchen zornig bei dem Tuchzipfel an mich zog und strafend ausrief: „Aber Rosina!“ — Sie fragte ziemlich empfindlich: was es gäbe? und schickte halb leise einen albernen Peter, der keinen Takt habe, in mein rechtes Ohr. Das war stark. — Jeder, selbst der dicke Forstrath, nahm Parthei gegen mich und meinte: wenn ich damit nicht zufrieden wäre, möchte ich die Gesundheit, so frisch wie ich sie links bekommen würde, meiner Nachbarin rechts wieder zustellen. Alles lachte über den Witz — lieber Gott, jetzt wird ja Alles Witz genannt! und meine blonde Wittwe machte auch gleich Anstalt dazu. Rosinchen hat mir nie einen so schlechten Kuß gegeben, wie dieses Mal, und doch versteht sie es recht gut, denn in ihrer Eltern Hause wurde viel geküßt, absonderlich wenn Einquartierung da war.

Der Tag war überhaupt ein wahrer Unglückstag für mich. Gegen Abend regnete es und wir mußten im Saal bleiben. Man spielte die sogenannte Jugendschule, wobei die Köpfe wie

die Pagoden wackeln. Der Offizier hatte es wieder so zu karten gewußt, daß Rosinchen neben ihm saß. Nun merkte ich aber: daß, während wir Andern ganz ehrbar unser: Schellen Fünfe, Eckern Ober, Schippen Sieben und so weiter uns zumauschelten, er ihr allerhand ins Ohr flüsterte, das mit keiner einzigen Karte aus dem ganzen Spiele Aehnlichkeit hatte. Was es aber war und was sie ihm zur Antwort zutuschelte, konnte ich nicht verstehen; denn so wie ich ein halbes Wort erwischt zu haben glaubte, donnerte das gewaltige „Auweih! Auweih!" zwischen durch, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Einiges schnappte ich aber doch auf, zum Exempel: „Schöne Frau — übermorgen — Schützenplatz — Hampelmann." Das klang beinahe wie ein Stelldichein, und der Hampelmann sollte wahrscheinlich auf mich zielen. Nun, der Hampelmann möchte bei dem Stelldichein den Dritten machen! — Als wir zu Hause waren, fragte ich Rosinchen sehr ernsthaft nach der Bedeutung der vier seltsam apostrophirten Worte; sie aber lachte wie gewöhnlich laut auf und erzählte mir ganz treuherzig: Der Offizier habe sie gefragt: ob wir auch nach dem Schützenplatz gehen würden! Den Hampelmann läugnete sie keck ab und meinte: ich müßte mich verhört haben. So wird es auch wohl gewesen seyn.

5.

Aus dem Schützenplatz ist nichts geworden, denn es regnete an dem Tage wie mit Kannen. Die Gesellschaft hielt außerordentliche Sitzung im Brunnen-Saale, und ein hiesiger mechanischer Künstler — bei uns heißen solche Kerls Taschenspieler — machte seine Gaukelkünste. — Diesmal hatte ich mich besser vorgesehen und Rosinchen zwischen mir und einem hektischen Postmeister placirt. Der Offizier nahm an dem Tage, ganz gegen alle Regel, wenig Notiz von ihr; aber beinahe sah es so aus, als dachte er bei sich: Ich weiß, was ich weiß. — Zuletzt forderte der Taschenspieler eine Taschenuhr. Rosinchen häkelte ihre Uhr vom Busen los, was wieder logisch Unrecht war, denn er hatte ja eine Taschenuhr gefordert und unsere modernen Damen tragen bekanntlich keine Taschen. Von der andern Seite betrachtet, war es wieder recht; denn heut zu Tage vertritt das Busentuch der Damen auch die Stelle der Tasche, wenn sie nämlich etwas Theures recht sicher verbergen wollen. — Genug, vor unsern sichtlichen Augen thut der Kerl Rosinchens Uhr in einen Apotheker-Mörser, zerstampft sie zu Pulver, ladet die Krümel in eine Pistole und bittet den Offizier, sie mir nichts dir nichts zum Fenster hinaus zu schießen. Bis dahin hatte ich Kontenance gehalten, nun aber riß mir die Geduld und ich wollte zuspringen, weil ich die Uhr mit neun Carolin bezahlt hatte. Aber Rosinchen zog mich bei dem Rockschoß auf den Stuhl zurück und flüsterte mir ins Ohr: „Blamire Dich nicht, man nennt das eine Metamorphose, die Uhr kommt wieder; bei uns zu Hause sind manchmal viel kostbarere Sachen metamorphosirt worden." — Da krachte auch schon der Schuß; einige Nervenkranke vom zweiten Geschlecht quiekten und der Saal roch nach Pech und Schwefel. Ganz gelassen und mit Pathos sagte der Hexenmensch: Die Uhr hängt im dritten Zimmer am Fensterladen! Rosinchen wollte aufspringen und sie holen; aber zum ersten Male thaten mir meine langen Beine gute Dienste, ich machte einige Siebenmeilen-Schritte und — richtig, am besagten Fensterladen hing die Uhr heil und ganz, wie sie gewesen war. Indem ich sie herunternehme, kukt ein Papierspitzchen aus dem Gehäuse hervor; Rosinchen, die dicht hinter mir war, will sie mir wegreißen, ich aber roch den Braten und sagte mit vieler Würde: „A votre place, Madam, hernach sprechen wir uns!" und damit brachte ich das Papierchen in Sicherheit. — Nun war mir Alles klar: darum hatte der Offizier immer neben dem Zauberer gestanden, darum Rosinchen die Uhr so flink hergegeben! Ein Billet doux, zu deutsch: Süßzettelchen, wollte er ihr hinein praktiziren, das schien erwiesen.

Ich saß wie auf glühenden Kohlen, bis die Komödie aus war. Endlich konnte ich mich an einen stillen Ort schleichen und den Zettel entfalten. Auf demselben stand: „Es bleibt dabei!" — „Es bleibt dabei!" wiederholte ich kopfschüttelnd und starrte die drei Worte an, die so viel wie gar nichts sagten und doch gewiß so inhaltsschwer waren. Ich rief Rosinchen auf die Seite, hob den Zettel bedeutungsvoll empor und fragte: „Unglückliche, wobei bleibt es?" — „Daß Du ein Närrchen bist!" antwortete sie lachend und riß mir den Zettel fort. Ein alberner Peter und ein Närrchen! das ist zuviel an einem Tage, Madam, das muß den Hausfrieden stören!

6.

Der grüne Oberstlieutenant mit dem eisernen Sammet-Kreuze und der schönen Frau ist abgereist. Das thut mir recht leid, denn ich verliere einen guten Billard-Spieler und Rosinchen ist nun ganz ohne Aufsicht. Aber — Gottlob! — der Offizier ist auch abgereist. — Eigentlich sollte das mir Ruhe und Trost gewähren und den Frieden in mein verödetes Innere zurückführen; allein bei dem Abschied kam es mir gerade so vor, als wüßte Rosinchen im Voraus: daß er wieder kommen würde. Man soll zwar seinem Nebenmenschen nichts Böses wünschen und absonderlich sollte es Unsereiner nicht thun; aber wenn der Offizier gelegentlich Hals und Beine bräche, wäre es so übel nicht; denn Unsereins bleibt auch ein Mensch, absonderlich wenn es auf den Hausfrieden und die eheliche Reputation ankommt. — Rosinchen fährt fort, in ihrem Gott vergnügt zu seyn, folglich muß sie auf etwas hoffen, denn nur der Hoffende ist vergnügt. Sonderbar bleibt es: daß dieser Jean Paul'sche Lehrsatz auf mich durchaus nicht passen will; denn auch ich habe recht viel zu hoffen und kann doch nicht vergnügt dabei seyn; im Gegentheil, ich bin gleichsam verdrießlich und ärgere mich, wenn ich fröhliche Gesichter sehe. So geht es mit der romantischen Logik; sie ist wie eine Seifenblase, man darf nur daran tippen, so zerplatzt sie.

Ich bin seit vier Tagen mit keinem Tritt aus dem Hause gewesen, den Brunnengang abgerechnet, und da habe ich absichtlich die Stunde von fünf bis sechs gewählt, wo Rosinchen noch schläft und ich nicht schlafen kann. Bis gestern hat sie's ausgehalten, aber da brach das Unwetterchen los und sie fragte mich: ob sie eine Gefangene oder meine Frau sey? und ob sie mir darum die schönsten Schätze und Blüthen ihrer Jugend geopfert habe, daß ich die lammfrommsten ihrer Freuden wie ein beißiger Wehrwolf würgen sollte? — Ob zwar mir von den großen Opfern eben nicht viel bewußt war, konnte ich ihr doch eben so wenig etwas entgegenstellen, weil der Begriff von Freude relativ ist und auf Meinungen beruht, diese aber höchstens in Glaubenssachen dem freien Willen des Menschen als Fußschemel dienen. — Mein Schweigen hatte Rosinchen dreist gemacht; sie behauptete: sie hätte in ihrer Eltern Hause ein ganz anderes Leben geführt als jetzt, ja das ganze Amt, bis auf den letzten Kornmesser, hätte, so zu sagen, nach ihrer Pfeife tanzen müssen; und wenn sie das vorher gewußt, daß ich sie gleichsam wie eine Indianerin behandeln würde, hätte sie mich gar nicht geheirathet, und wenn das so fort ginge, so wüßte sie schon, was sie thun würde. — Man kommt mit ihr nicht aus, denn sie hat auch nicht eine Idee von Logik, wie schon oft gesagt. Ueberhaupt ist es um den Ehestand eine böse Sache; er hat weder Theorieen noch haltbare Prämissen oder höchstens falsche, und doch so manche Konsequenzen, so manches Reelle, das keine Hypothesen duldet. Und nun vollends ein so verzogenes Mädchen wie Rosinchen, und ein Mann wie ich, der von kleinauf an schulgerechte Theorieen gewöhnt und in der praktischen Erfahrung ein Lehrling ist.

7.

Um Rosinchen wieder gut zu machen, erbot ich mich zu einem Spaziergange. Diesmal war mein Kalkül richtig, denn die Wolken auf ihrer Stirn waren wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Wir gingen in dem Park einen Fußsteig, welcher der Dohnenstrich genannt wird, und befanden uns, ohne daß ich es eigentlich wollte, am Brunnen. — Es waren Fremde angekommen, die ich aber nicht kannte. Auch ein Tyroler Hausirer hatte sich etablirt und eine sogenannte Glücksbude aufgeschlagen. Ehe ich es mir dachte, war Rosinchen hinzu getreten; ich mahnte sie leise an meinen und ihren Stand, nannte das Spiel um Gewinnst einen gottmißfälligen Zeitvertreib, predigte aber wie gewöhnlich tauben Ohren und das Fatum hatte wieder einen Possenstreich vor.

An jenem verhängnißvollen Abend handhabte mein Rosinchen das Becherchen des Tyroler Glücksbudners mit einer Geläufigkeit, die mich innerlich schaudern machte. — „Sechszehn!" sagte Rosinchen und wollte nach einer silbernen Nadelbüchse greifen; da erscholl hinter mir eine bekannte Stimme: „Sechszehn mit!" Ich sehe mich um und denke in die Erde zu sinken — der Offizier steht leibhaftig da und ruft mir ganz lustig und guter Dinge zu: „I guten Abend, Pastorkebus, morgen sollen Sie mir erzählen, wie Ihnen das Bad bekommt; jetzt aber lassen Sie mich heran, denn ich bin am Wurf!" — Rosinchen gewann die Nadelbüchse, drehte sie mit erhobenem Finger mir vor der Nase herum und sagte fröhlich: „Sieh einmal, Anastasius, wie niedlich, und gar nicht theuer!" — Mir war so unheimlich dabei zu Muthe, daß ich Kopfschmerz empfand und nach Hause zu gehen verlangte. Rosinchen sah mich erst finster, dann freundlich und dann wieder finster an. Endlich zog sie mich auf die Seite und sagte schalkhaft: „Du wolltest heute einen Kuß haben, mein Taschen, ich gebe Dir zwei, aber bleibe noch hier!" — Was sollte ich machen? Nach einer flüchtigen Ueberlegung nahm ich die Küsse und blieb. — Aber von nun an muß ich noch viel mehr aufpassen, denn daß allerlei Umtriebe obwalten, wird immer klarer.

8.

Schmerzerfüllt rufe ich zum zweiten Mal aus: „O wäre ich in Distelrode geblieben!"

Mir die gewünschte Ueberzeugung zu verschaffen, nahm ich Rosinchen ernsthaft vor und sagte ihr ein Einverständniß mit dem Offizier auf den Kopf zu. Sie läugnete, wie sich das nicht anders erwarten ließ, und es kam zu harten Auftritten; denn ob zwar ich lange gut bin, so kann ich auch fürchterlich hitzig werden, wenn ich einmal anfange. — Erst setzte ich ihr sanftmüthig auseinander: wie ich sie mittelst der Weihe des goldenen Ringes aus der Sklaverei einer bösen Stiefmutter befreit und ihr den Frauen-Rang verschafft hätte, den sie, wenn sie sonst wollte, mit Ehre und Ruhm bekleiden könnte; ferner wie ich sie so zu sagen innerlich auf den Händen trüge, auch nicht abgeneigt wäre, ihr dann und wann ein kleines Vergnügen zu gönnen, dafern es mit den Gesetzen des geistlichen Wohlstandes und der christlichen Mäßigkeit überein käme. Ich sprach lange und mit Würde, auch nicht ganz ohne Wirkung; indessen kann ich doch nicht sagen: daß der Fluß meiner Rede völlig den gehofften Zugang zu dem etwas verwilderten Gemüth des lieben Weltkindes gehabt hätte. Das liebe Weltkind meinte nämlich in aller Kürze: es sey, was die Stiefmutter anlange, so zu sagen bei mir aus dem Regen in die Traufe gekommen; ferner sey es nur einmal jung und wolle das Leben genießen, so lange ihm der Mai desselben blühe; ich aber sey ein pedantischer Schulmensch, welcher in der praktischen Sprache Philister heiße, ein grämlicher Mentor, so zu sagen ein Ruprecht oder eine Kinderfürchte; endlich, daß das Bischen, was es von dem heiligen Ehestand erfahren, keineswegs mit dem Himmelreich auf Erden, vielmehr mit dem Fegefeuer vergleichbar wäre, und so weiter.

Lieber Gott, Ordnungsliebe, regelmäßig Aufstehen, die lieben Gottesgaben pünktlich genießen, zur rechten Zeit wieder zu Bett gehen, das nennen die Frauen Pedantismus, und der Sinn für stille, gemüthliche Freuden fängt an, ihnen immer mehr und mehr abzugehen, in dem Maaße, wie sie an sogenannter höherer Bildung zunehmen. Sie sind meistens nur für rauschende Freuden, und sehnen allzu sehr der Variation, das heißt: sie verlangen Tanz und Spiel und alle Tage neue Gesichter, so lange sie jung und hübsch sind. Späterhin, aber wenn ihnen der Himmel kein glattes Angesicht gab, wenden sie auch wohl das Zünglein flink und gewandt gegen den lieben Nächsten und vertreiben sich die Langeweile mit Hülfe des sogenannten bösen Leumunds. So ist nun zwar Rosinchen nicht, weil sie weltbürgerliche Grundsätze und ein gutes Herz hat; sie sagt: leben und leben lassen; ich sage das auch, verstehe aber darunter: leben in meinem Sinn und nicht in dem ihren.

9.

Neulich war sogenannter Ball. Der Name schon bringt mich in Konvulsionen; Rosinchen warf aber mit argen Spitzen um sich, und selbst die ganze Brunnen-Gesellschaft erklärte den Ehemann, der seiner Hälfte diese unschuldige Freude versagen wollte, einstimmig für eine Art Cerberus, so daß ich leider nachgeben und zwei Einlaß-Karten mit schwerem Gelde lösen mußte.

Wir leben im July und hatten am Balltage 32° Reaumur, folglich war es schon a priori eine halbe Tollheit, in dieser Hitze zu tanzen. — Bei dem zweiten Schnellwalzer troff schon Alles, und die Atmosphäre im Saal benahm Einem gleichsam die Luft; ein leidlich geschickter Physiker, mit einem pneumatischen Apparat versehen, hätte alle möglichen Luft-Arten hier für ein Spottgeld entwickeln können. — Rosinchen tanzt sehr schön, das muß wahr seyn, und hat in der Residenz manche niedliche Manieren angenommen; bei dem Ländrer, wie sie es nennen, schmiegt und biegt sie sich zum Beispiel, daß, wer das Ding nicht besser versteht, meinen sollte: sie würde mit sammt ihrem Tänzer zusammen knicken wie ein Taschenmesser. Das Zusehen machte mir in der That Vergnügen, und so hielt ich das Schwitzbad aus und weidete mich an dem angenehmen Anblick.

Die jetzigen Tänze sind so zu sagen für Verliebte gemacht, absonderlich der Kotillon, den sie auch deswegen wohl „den göttlichen" zu nennen pflegen. Man sollte meinen, es tanzten nichts als Brautleute; denn sie laufen zuweilen quer durch den ganzen Saal gleichsam furiosa einander in die Arme. - Mein Rosinchen und der Offizier — denn daß er nicht fehlen durfte, versteht sich wohl von selbst — kamen beinahe nicht vom Platze. Rosinchen sah allerliebst aus: eine Spanne unter dem rechten Knie hatte sie eine Rose angeheftet, die nannte ein Ingenieur-Lieutenant, der hier bei dem Chausseebau angestellt ist, ein detaschirtes Außenwerk. Ich weiß zwar nicht, was er damit sagen wollte; aber das weiß ich, daß sie ihr ungemein gut stand.

Neben mir stand ein junger Altdeutscher, etwa in den Vierzigern, mit langen Haaren, die sickerten in der Hitze wie eine Thränenweide, wenn es geregnet hat; dem betagten Jüngling schien auch die schwarze Tunika nicht wenig zur Last zu fallen. Da er nun beständig auf seinem Platze blieb — denn die jungen Damen nahmen keine Notiz von ihm — so machte ich mich an ihn und fragte: warum er denn feiere und immer still stehe, da ich doch bemerkte, daß Andere — und namentlich Alles, was Uniform trug — tapfer in den Kreis geholt würden! — „Alles bestellte Arbeit" — fuhr er mich in einem Anfall von Vandalismus an und zeigte dabei mit Fingern in den Kreis — „da kommt Unsereins nicht heran. Darum heißt ja der Tanz Kotillon, zu deutsch: Unterrock, weil die Schürzen hier das Regiment führen. Sehen Sie nur, Mamsell A. holt Herrn B. und führt ihn zu Fräulein C., und diese bringt ihr aus Dankbarkeit das nächste Mal den Herrn D. und so geht es wie eine Zwickmühle. Wer keine Konnexionen hat, wie ich und Sie zum Beispiel, muß da stehen sans comparaison wie ein Maulaffe und zusehen, und wenn die Tour an uns kommt, so haben die Andern die Damen schon so marode getanzt, daß man Noth hat sie fortzuschleppen." — Mir gerann bei dieser heillosen Beschreibung das Blut in den Adern. Nein, ich konnte mein Rosinchen keinen Augenblick länger in diesem heidnischen göttlichen Kotillon lassen und wenn es mir hätte das Leben kosten sollen. Ich eilte demnach zu ihr und sagte: „Rosina, wenn Dir Deine und meine Ehre lieb ist, so entfernst Du Dich aus diesem Herentanz." — „Austreten!" sagte sie und warf die Oberlippe gegen das Stumpfnäschen; „ich, austreten? Wo denkst Du hin?" — „An Dein Seelenheil denke ich!" entgegnete ich ihr mit weicher Stimme; sie aber lachte laut auf und meinte: die Hitze wäre mir wohl auf die Verstandes-Nerven gefallen. — Der Herr Offizier mußte Wind von meinem Plänchen bekommen haben, denn gleich war er da und protestirte; hielt dem Tanze eine schwülstige Lobrede, nannte ihn einen Freundschafts-Tanz, meinte: es käme nun die letzte Tour, die nicht nur allerliebst, sondern sogar wundervoll wäre, und indem ich noch balancire, welche Sorte von Gründen ich ihm entgegensetzen will, ist mein Rosinchen schon wieder mitten darunter. — Nun, dachte ich, einmal und nicht wieder; du hast A gesagt, du willst auch B sagen und den Kelch leeren bis auf die Hefen. Mit gespannter Neugierde paßte ich jetzt auf die verheißene letzte und zugleich wundervolle Tour. Wer aber malt mein Erstaunen, als ich die Leute sich bei den Händen fassen und mit ausgespreizten Beinen wie rasend und besessen seitwärts einher springen sah; und das ging so immer im Saale herum und immer wieder von vorne an. Das nennen die Menschen in der Tanz-Kunst-Sprache eine Galopade und belegen sie obenein mit dem Prädikat: wundervoll. Daß es Gott erbarme! Fast glaube ich selbst: daß der Weltuntergang vor der Thür ist, denn Alles geht kontrair und verkehrt. Die Menschen hüpfen wie Postpferde, und diese haben kaum Lust, die Füße zu rühren, und schleichen einher mit Menuett-Schritten. — Rosinchen sank jetzt auf einen Stuhl; sowohl die Rose an ihrer Brust wie auch das detaschirte Außenwerk hüpften beide wie die großen Hämmer auf dem Hüttenwerke. Ich setzte mich auch und wollte ihr so eben logisch beweisen: daß die Welt sich in ein großes Irrenhaus zu verwandeln drohe, als sie sich fächelnd zurück lehnte, eine Tasse Thee verlangte und schmelzend ausrief: „O Gott, das Leben ist doch schön!" — „Für den Liebhaber!" murmelte ich vor mich hin, „für solch ein Leben aber lieber gar keins!"

10.

Rosinchens Spruch: das Leben sey doch schön, hat sie irgendwo aus einem poetischen Lesebuche aufgeschnappt; ich für mein Theil möchte über die seit den letzten vier Tagen genossene Süße Leben aus der Haut fahren; ja wäre ich nicht ein rechtgläubiger Christ, so hätte Satanas jetzt die beste Gelegenheit, den teuflischen Gedanken des Selbstmordes in meine fromme Seele zu jagen. Doch nein, ich will ausharren und dulden, oder vielmehr bloß ausharren, denn geduldet habe ich schon, was ein Ehemann nur zu dulden vermag.

Ich bin gegenwärtig um einen Schatz ärmer und um eine Erfahrung reicher. Wenn der Böse Unkraut unter den Waizen zu säen gesonnen ist und das Fatum es nicht durchaus anders beschlossen hat, so kann es ein Weib am besten säen: ist nun obenein ein Offizier dabei behülflich, und wirkt zum Ueberfluß der Zufall vermittelnd ein, so geht alle Weisheit in Scherben, der allergescheidteste Ehemann ist ohne Rettung betrogen, und der beste Philosoph kommt gerade so weit und um nichts weiter, als der simpelste Empiriker, den man im gemeinen Leben einen dummen Dorfteufel zu nennen pflegt. — Der verlorne Schatz ist sehr süßer Natur und heißt mit einem Wort — Rosinchen.

Die Feder zittert in meiner sonst so festen Hand, wenn ich den süßen Unglücksnamen niederschreibe. Aber mag sie immerhin zittern! Aus Nächstenliebe und zur Warnung für alle meine lieben Brüder und achtungswerthen Collegen, die mit

mir im gleichen oder ähnlichen Falle sind oder noch dahin kommen könnten, will ich den schmerzlichen Vorfall und die ganze schauderhafte Begebenheit mit dem Stoizismus eines Zeitungsschreibers hiermit aufzeichnen. Wäre es möglich, daß die Menschen durch den Schaden Anderer klug würden, meine traurige Geschichte müßte alle klugmachenden Pensions-Anstalten außer Kurs setzen.

Erst will ich drei Mal um die Stadt gehen, um mich zu sammeln, und dann der Vergessenheit zum Trotz schreiben, als ob ich es für die „Abendzeitung" oder den „Gesellschafter" thäte.

11.

Am Morgen nach dem Schwitzbade schlief Rosinchen länger als gewöhnlich, das heißt: fast bis zum hellen Mittag. — Aus Langeweile und ohne alle Absicht stöbre ich ihr Necessair durch und stoße auf die silberne Nadelbüchse, die sie jüngst im Würfel-Lotto gewann. Mechanisch öffne ich sie, und wie weiland aus der Uhr, blinzelt mir ein Papierchen entgegen. Ich entfalte es in aller Unschuld, und erkenne dieselbe Hand, welche das fatale: „Es bleibt dabei!" geschrieben hatte, nur diesmal war der Inhalt etwas weniger unbestimmt. — Sobald ich Fassung gewonnen hatte, las ich unter lautem Herzklopfen Folgendes:

„Schöne Frau! — Der nächste Sonnabend muß unser Glück machen. Ihr klapperdürrer Haustyrann studirt dann eine Sonntags-Predigt, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen. Punkt halb sechs Uhr bin ich mit Pferd und Wagen an der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Lassen Sie nicht zu lange warten

Ihren Sie anbetenden F...."

Ich war im ersten Augenblick fast unschlüssig, was ich thun sollte, weil mir der Fall durchaus neu war. Zuletzt kalkulirte ich aber so: Ad Eins: Hältst du ihr den Zettel vor, so riskirst du, daß sie läugnet; denn wo steht wohl geschrieben: daß gerade sie mit der schönen Frau gemeint ist? Es giebt ja viele schöne Frauen in der Welt, zum Beispiel die von dem grünen Oberstlieutenant — die war freilich nicht damit gemeint, Gott bewahre mich vor dem unheiligen Gedanken! — allein eben so viel bleibt ausgemacht, die Beweisgründe sind in keinem Fall zureichend. F. kann ein Jeder heißen, und der klapperdürre Haustyrann könnte ganz füglich auf einen geliebten Collegen zielen. — Ad Zwei: Behältst du den Zettel, so vermißt sie ihn, und das ganze Project geht wahrscheinlich gar nicht vor sich; das wäre zwar im Ganzen gut, allein leider nicht radical, sondern nur palliativ. — Ad Drei: Steckst du ihn aber wieder da hin, wo du ihn gefunden hast; thust du ferner, als ob gar nichts vorgefallen wäre: verbirgst du dich endlich in der bewußten Eremitage, wartest dort den Briefsteller ab und erwischest ihn sammt der Invitirten bei dem Kragen, und zwar in dem Augenblick, wenn beide den Fuß in den Wagen setzen wollen, so ist der Beweis nach aller Form Rechtens ad oculos geführt. Dann hast du außerdem noch die Wahl: Entweder dein dich ärgerndes Auge auszureißen und von dir zu werfen, oder deinen Feinden zu vergeben, auf daß dir wieder vergeben werde und das Himmelreich zu dir komme. — Nach diesem Kalkül-Monolog war es an mir, im stolzen Selbstvertrauen auszurufen: Es bleibt dabei!

12.

Dem Folgenden muß ich das Motto vorsetzen: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!" Ich bin ein Mensch und dachte, der Himmel aber es anders machte.

An dem besprochenen Sonnabend schloß ich mich in meinen dreieckigen Erker-Käfig ein, welchen ich bei den theuren Badewohnungen zur Studirstube mit schwerem Gelde gemiethet habe. Dies geschah, um die Strafbaren sicher zu machen. — Punkt drei Viertel auf drei Uhr — um die Zeit ja nicht zu verpassen — schlich ich vom hohen Olymp herunter, über den Hof bei dem Hühnerstall vorbei, queer durch den Stadtgraben — der in jetziger Jahreszeit trocken ist — über das Feld nach der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Dieser Park ist ein Wäldchen, das zuweilen von den Badegästen zur Promenade benutzt wird, absonderlich wenn der Vollmond scheint. — Bei der Einsiedelei fand sich von Pferden und Wagen keine Spur. Die Einsiedelei ist gar nichts weiter, als ein großer, runder, hohler Baum mit einer Drehthür, ungefähr wie in den Nürnberger Christbuden die Büchsen sind, worin das erste Menschenpaar vom Baume der Erkenntniß speiset. — Ich schlüpfte unbemerkt hinein, und da ich noch ein Paar Stündchen vor mir hatte, so sah ich mich nach einem Gefäß um. Der Thür gegenüber stand ein hölzerner Armsessel à la Campagne, und, nichts Arges ahnend, setze ich mich hinein. So wie aber das Gewicht meines Leibes in den Sessel drückt, sinke ich platt zur Erde, die Beine glitten mir so zu sagen unter dem Leibe weg, und schnurr! geht es wie ein ungeschmiertes Spinnrad. Zu gleicher Zeit umgiebt mich egyptische Finsterniß. — Den ungeheuren Schreck abgerechnet, hatte ich mir keinen Schaden gethan, und ich forschte nun nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, aber heller ward es darum doch nicht um mich her — der Sessel war ein sogenannter Vexirstuhl; ich erinnerte mich, auch schon auf dem Brunnen von ihm gehört zu haben, ohne damals zu denken: daß er mich einst so nahe angehen würde. Aber wahrer Fieberschauer durchzuckte meine Adern, als ich die Entdeckung machte: daß jenes niedergedrückte Gefäß mit einer geheimen Springfeder in Verbindung stand, welche zu gleicher Zeit die Thür vordrehte, und den Sitzenden dadurch aller Gemeinschaft mit der Außenwelt beraubte. — Vergebens tappte ich an dem verwünschten Sessel umher, rüttelte und schüttelte ihn, wackelte bald an der Lehne, bald an den Füßen, und versuchte alles Mögliche, die Springfeder auszumitteln, welche die Thür ins Schloß gedreht hatte — alle meine Mühe war umsonst. — Zum ersten Mal in meinem Leben wußte ich mir durchaus gar nicht zu helfen, und nachdem ich wohl eine gute Stunde und darüber wie ein gejagtes Eichhörnchen in dem hohlen Baume umher gesprungen war, so daß mir der Angstschweiß über das Gesicht lief, löste sich mein immer wachsender Verdruß in einen bitterlichen Thränenstrom auf. Guter Gott, Arndt behauptet: die Thräne und die Rede unterscheide den Menschen vom Thiere; ich war im Besitz von beiden, und im Grunde doch wenig besser daran wie der Tanzbär im Käfig.

Ich habe die Phantasie niemals leiden mögen, weil sie zur Verderbtheit der Welt sicherlich am meisten beigetragen hat; ich habe mir auch deshalb von Kindesbeinen an alle mögliche Mühe gegeben, das Bischen Phantasie zu unterdrücken, was ich von meiner seligen Mutter geerbt habe; allein auch dieser schwache Rest, der kaum zu einem Niebelungen-Liede hingereicht haben würde, fiel mir jetzt zur Last und wurde in meiner Oubliette mein bitterer Peiniger. Kraft desselben sah ich nämlich im Geiste den Wagen vorfahren, jetzt stieg Rosinchen mit ihrem frevelhaften Lieutenant ein, schmiegte sich höchst wahrscheinlich sanft und zärtlich an seinen Dollmann, und von dannen fuhren sie unter dem Gezwitscher lang entbehrter Küsse und mit Hohngelächter der Hölle über den armen betrogenen Schäfer, der in seiner Eremitage steckte wie der Gänsekiel im Pennal. — Hier wäre selbst der Gläubigste zu fragen geneigt: Schicksal, bist du gerecht?

Ich bemühte mich, meiner einbildungsreichen Phantasie Daumschrauben anzulegen, und endlich behauptete die Natur ihre Rechte: ich schlief ein.

Es mochte Mitternacht seyn, als ich erwachte; von Neuem fing ich meine Experimente an, die Thür zu öffnen, und siehe da! meine unstät umher greifende Hand erfaßte einen Knebel, bei dessen Drehung die Thür mit dem nämlichen Geräusch zurück schnurrte und — offen war mein Käfigt. So schien es denn erwiesen, daß mich gestern Nachmittag ein böser Geist oder irgend eine andere Art boshafter Dämon geäfft haben mußte; denn warum habe ich den Knebel nicht früher und absonderlich damals finden können, als Rosinchen sich noch auf dem Brunnen-Territorio und so zu sagen in meinem Weichbilde befand?

Der Regen schoß in Strömen vom Himmel. Ich durchrannte den verrätherischen Liebespark, nur mit einem dünnen, ziemlich abgetragenen Klüftchen auf dem Leibe, und eilte nach Hause. Hier gerieth ich in neue Noth. Das Haus war verschlossen; ich mußte den schlafenden Nachtwächter aus dem Spritzenhause heraus klopfen, und während er meine Hausthür aufschloß, die glossirenden Redensarten und Anspielungen dieses schlaftrunkenen Melopoeten ruhig mit anhören, der da glaubte: ich kehrte von irgend einer strafbaren nächtlichen Wanderschaft zurück.

Da stand ich endlich vor Rosinchens Bett; es war schneeweiß, aber leer, und ich fing von Neuem bitterlich zu weinen an. Auf dem Kopfkissen des meinigen, neben der Nachtmütze, lag ein offener Brief, den man, wahrscheinlich aus Mangel an Siegellack, wie eine Bräzel zusammen geschlungen hatte. Die Handschrift war wiederum die nämliche, mir bereits aus der Uhr und der Nadelbüchse bekannte, und der Inhalt lautete also:

„Wundern Sie sich nicht, allerwerthester Herr Anastasius Möhrensaft, wenn ich das zuckersüße Rosinchen von Ihrem dürren Stock abpflücke, und leihen Sie meiner Rechtfertigung ein geneigtes Ohr. — Daß Rosinchen Sie heirathete oder vielmehr sich Ihnen antrauen ließ, geschah aus purer Verzweiflung, um der Knechtschaft einer bösen Stiefmutter zu entgehen. Ich, ihr treuer Fernando, dem sie lange vor der Bekanntschaft mit Ihnen den Schwur ewiger Liebe gelobt hatte, war damals einer Ehrensache wegen gezwungen, mein Vaterland eine Zeitlang zu verlassen, und vermochte sie nicht zu retten. Zum Ueberfluß war Röschens Stiefmutter auf mich erbittert — warum? geht Sie nichts an — so daß keine Einwilligung von dieser Seite

zu hoffen war. — Endlich war meine Sache beigelegt, es gelang mir, die erzürnte Mutter zu versöhnen; Röschen selbst aber war indessen achtzehn Jahr und nach unserm Landrecht mündig geworden, was ich Ihnen um deswillen in Erinnerung bringe, damit Sie nicht etwa das Gelüstchen bekommen, Ihre langen dürren Finger nach dem Vermögen meiner Braut auszustrecken. Uebrigens steht dieses im Auslande und dahin reicht Ihr christlicher Klingelbeutel nicht. — Sie dachten eine reiche und schöne Frau wohlfeilen Kaufs zu erwischen, und meine Abwesenheit baute Ihnen zufällig die Brücke. Jetzt, Herr Anastasius Möhrensaft, hat sich das Blatt gewendet; aber trösten Sie Sich! Ich rufe mit Schiller: „Nur die Liebe ist der Liebe Preis!" — und Röschens Reiz viel zu göttlicher Natur, um den Abend eines pädagogischen Prassers zu versüßen. — Sie haben während des Jahres Ihrer Nominal-Ehe mein Röschen tüchtig geplagt, mithin kann Ihnen ein kleiner Denkzettel nicht schaden. Indessen haben Sie das Glück gehabt, ein Noviziat zu durchleben, das, wenn Sie es gut zu nutzen wissen, Ihnen und Ihrer zukünftigen Frau Liebste viel Heil und Segen bringen kann; mithin sind Sie uns noch Dankbarkeit obenein schuldig. — Seyn Sie nunmehr vernünftig; legen Sie der Scheidung keine Hindernisse in den Weg, die Ihnen doch zu nichts helfen würden, denn sowohl das Römische als das Naturrecht ist auf Röschens Seite. — Vollenden Sie Ihre Badekur mit dem besten Erfolge, und sollte der Schritt, den ich gethan habe, Ihre Galle reizen, so steht Ihnen mit Degen und Pistolen zu Diensten Ihr ergebenster

Fernando v. Eisenschwerdt."

Da stand ich nun in unserm Schlafzimmer am geöffneten Grabe meines irdischen Himmelreichs; der Traum war ausgeträumt, und ich erwachte als Wittwer, ohne so zu sagen Gatte gewesen zu seyn. — Was sollte ich machen! — Der Philosoph trat in seine Rechte, gesunde Logik an die Stelle verliebter Spekulation, und bei genauer Zergliederung des ganzen Falles ergab sich als synthetisches Resultat: daß Rosinchen am Ende doch keine Frau für mich gewesen wäre.

Um wenigstens die Sitte zu retten, gab ich vor: meine Frau sey mit Extrapost voraus gereist; bezahlte mein ziemlich angeschwollenes Conto im Gasthofe, das alle Tauf- und Trau-Gelder auf mehr denn ein volles Jahr verschlang, und bestellte eine Fuhre nach Distelrode. Diesmal nahm ich aber nicht den Weg über B...; auf der Tour soll mich kein Mensch wieder zu sehen bekommen, und, so Gott will, werde ich mich vor Weibern, Bädern und Offizieren hüten wie vor der Sünde.

Constantin Christian Dedekind,

ein Reimer im Geschmack der Hoffmannswaldauschen Schule, von dessen Leben weiter nichts bekannt ist, als daß er kursächsischer Steuerkassirer in Dresden und Kaiserlicher gekrönter Poet war. Er starb 1713.

Von ihm erschien:

Heilige Myrthenblätter. Dresden, 1665.
Altaniens werthester Hirtenknabe Filareto. Dresden, 1665.
Neue geistliche Schauspiele. Dresden, 1670—1676.
Heilige Arbeit, über Freud und Leid. Dresden, 1675.
Davidische Herzenslust. Leipzig, 1680.
Altes und Neues in geistlichen Singspielen. Dresden, 1681.
Tägliche Uebung mächtig wahrer Gottseligkeit. Dresden, 1683.

Als ein merkwürdiges Beispiel des Aftergeschmackes jener Periode möge statt des weiteren Urtheils über Dedekind hier eine Arie mit Chor aus seinen: „Neuen geistlichen Schauspielen, bekwehmet zur Music und herausgegeben 1670." (Himmel auf Erden. Fünften Begriffs, fünfter Auftritt) folgen. Sie lautet diplomatisch genau:

Aria.

Maria. Sause! Sause! liebes Kind!
Sause! Söhnchen! sause!
Schlaff, weil sich nuhn Liebe findt,
in dem ganzen Hause.
Die da schimpften dich und mich
bitten um schön Wetter;
die gestümpft, auf mich und dich
nännen dich Erretter.

Joseph. Der unß heute von sich stieß
heischt dein Hulds-Verleihen;
die den Stall unß räumen hieß
hoffet auf Verzeihen.
Weil nun dich mit Furchten ehrt,
was dihr widerstande:
so werd' ich dadurch gelehrt,
daß du Herr im Lande.

a 2. Dahrüm, sause liebes Kind
Sause! Söhnchen! sause!
Schlaff, weil sich nuhn Liebe findt,
in dem ganzen Hause.

Engel Kohr. Aria.

Du, des Himmels Lust und Herze!
Du, der Erden Aug und Kerze!
liegst hier im Ochsen-Haße:
Schlaff wohl! auf deiner Straße.

Du der'r Engel Zier und Wonne!
Du, der'r Männschen Licht und Sonne
machst alles Dunkel helle:
Schlaff wohl! du Männsch Geselle.

Du, der ewign Gottheit Ehre,
Du ô Priester reiner Lehre,
liebst die Erlösungs Mühe:
Schlaff wohl! beim dummen Viehe.

Du ô König deiner Jüden!
Du ô Troost der'r Hoffnungs-Müden!
bringst Heil mit blinden Heiden
Schlaff wohl! Ob wihr gleich scheiden.
(Flügen ab.)

Schau-Plazz schleusst sich.

Friedrich Dedekind

ward um 1530 zu Neustadt geboren, studirte in Wittenberg Theologie, erlangte dann 1550 daselbst die Magisterwürde und erhielt darauf 1551 eine Pfarre zu Neustadt am Rübenberge. 1575 kam er als Prediger an die Michaeliskirche zu Lüneburg. Er starb als Inspector der Kirchen des Bisthums Lübeck am 27. Februar 1598.

D. wählte sich nach damaliger Sitte die lateinische Sprache als Gewand für seine vorzüglich satyrischen Dichtungen. Sein ausgezeichnetstes Werk in dieser Gattung ist der Grobianus. De morum simplicitate libri tres. Frankfurt 1549; Leipzig 1552; Frankfurt 1554, 1564, 1584 u. ö., deutsch von K. Scheidt, Worms 1551. 4. von Hellbach 1567 (o. O.) und W. Scherffer. Brieg, 1640, n. A. 1708.

In deutscher Sprache verfaßte er mehrere Komödien. Unter andern:

Der christliche Ritter. Uelzen, 1590.
Neu christlich Spiel von einem bekehrten Papisten. Hamburg, 1596.

Diese letzteren sind durchaus im damals herrschenden Geschmack geschrieben und ohne sonderlichen poetischen Werth, desto mehr Talent, Witz und Leben zeigt sich in seinen Satyren, welche früher, wie die vielen Auflagen beweisen, mit großem Vergnügen gelesen wurden.

Johann Friedrich Degen

ward am 16. December 1752 zu Affalterthal im Baireuthischen geboren, studirte Theologie und Philologie und erhielt 1775 eine Collaboratur in Erlangen. 1776 wurde er Lehrer am Anspachischen Gymnasium, 1791 Director der hohen Schule zu Neustadt an der Aisch und 1803 Professor und Consistorialrath zu Baireuth, wo er 1821 seine ehrenvolle Entlassung in den Ruhestand nahm.

In deutscher Sprache schrieb er:

Versuch über die Philosophie des Anakreon. Erlangen, 1779.
Deutsche Anthologie der römischen Elegiker. Nürnberg, 1784.
Bemerkungen über Gegenstände der Unterweisung und Erziehung auf Schulen. 1. St. Hof, 1804.
Epistel an Eusebio. Ansbach, 1805.
Episteln. Altenburg, 1793.
Episteln an Freund Cramer. Ansbach, 1786.
Einige Gedanken über den Roman. Augsburg, 1777.
Gedichte. Ansbach, 1786.
Ueber die redende Grazie. 3 St. Ansbach, 1779—83.
Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer. 4 Bde. Altenburg und Erlangen, 1794—99.
Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. Altenburg, 1798—99. N. A. d. 2. Bds. 1809. Nachtrag. Erlangen, 1799.
Schulreden, zu Neustadt an der Aisch gehalten. Erlangen, 1800. N. A. 1818.
Ueber den Tibull, nebst einigen seiner Elegieen. Ansbach, 1780.
Ueber Vorsehungsbegriffe. Bayreuth, 1806.
Ueber die Wahl der Gattin. Ansbach, 1778.
Einzelne Abhandlungen, Programme, Uebersetzungen, u. s. w.

Ein tüchtiger, im Leben wie in der Wissenschaft durchgebildeter Pädagog und Philolog, der die in die bürgerlichen Verhältnisse hinübergreifenden Gegenstände seines Fachs mit Geist und Geschick zu behandeln und mit gesundem Sinne und großer Klarheit zu entwickeln verstand. — Seine Episteln und Gedichte können zwar nicht auf großen poetischen Werth Anspruch machen, doch enthalten sie manche, in anmuthigem Gewande vorgetragene Lehre und Wahrheit, welche rege Beherzigung verdient.

Johann Ludwig Deinhardstein,

ein Sohn des K. K. Hof- und Gerichtsadvokaten Aloys Deinhardstein wurde zu Wien im Jahre 1794 geboren. Nach den auf der dortigen Universität zurückgelegten juridischen Studien, widmete er sich allen Theilen der politischen Civil- und Criminalpraxis, wurde im Jahre 1824 Criminalcommissär, 1827 provisorischer Professor der Aesthetik, der klassischen Literatur und der Geschichte der Künste an der Wiener Universität und im Jahre 1829 ordentlicher Professor jener Lehrfächer an der Theresianischen Ritterakademie, so wie 1832 Vicedirektor der Hofbühne und außerdem 1834 K. K. wirklicher Regierungsrath. Zugleich bekleidet er seit 1829 die Stelle eines ersten Redakteurs der Wiener Jahrbücher der Literatur. Unter den Ritterorden, welche ihm von mehreren ausländischen Höfen verliehen wurden, befindet sich auch der Hausorden vom Falken oder zur Wachsamkeit, den er von S. K. H. dem jetzt regierenden Großherzoge von Sachsen-Weimar in Berücksichtigung seiner Verdienste um die deutsche Kunst und Wissenschaft erhielt.

Seine Schriften sind:

Dichtungen für Kunstredner. Wien, 1815.
Dramatische Dichtungen. Wien, 1816.
Ehestandsqualen. Lustspiel. Wien, 1820.
Theater. Wien, 1827.
Hans Sachs. Dramat. Gedicht. Wien, 1828.
Skizze einer Reise von Wien über Prag u. s. w. Wien, 1831.
Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramat. Ged. Wien, 1832.
Garrick in Bristol. Lustspiel. Wien, 1834.
Kritiken, Erzählungen, Dramen und Gedichte in den Wiener Jahrbüchern, dem Morgenblatte, der Aglaja, der Fortsetzung des Kotzebueschen Almanachs u. a.

D. hat hat sich vorzüglich als dramatischer Dichter durch seine Charakteristik, echte komische Kraft, treue Auffassung des Lebens, geschickte Oekonomie und eine edle, gebildete und anmuthige Sprache Ruf erworben; selbst in jenen seiner Leistungen, in welchen der Stoff nur eine mehr oberflächliche Darstellung der Verhältnisse und kein tieferes Eindringen in die Welt der Leidenschaften gestattete, tritt dennoch eine meisterhafte Vollendung der Form dem Leser und Zuschauer wohlthuend entgegen. Hans Sachs wird allgemein als seine gelungenste Arbeit in dieser Gattung betrachtet. Als Aesthetiker und Kritiker zeichnet er sich durch Gründlichkeit, Klarheit und Geschmack aus, und die Wiener Jahrbücher der Literatur haben unter seiner Leitung den wohlverdienten Ruhm, eine der besten kritischen Zeitschriften zu seyn, nicht allein erhalten und bewährt, sondern noch vergrößert. — Er bereitet gegenwärtig die Herausgabe seiner lyrischen Gedichte, so wie eines Handbuches der Aesthetik vor.

Das diamantene Kreuz.*)

Original-Lustspiel in zwei Acten

von

Deinhardstein.

Personen.

Der Baron.
Therese, seine Frau.
Therese von Eichdorf, seine Mündel.
Wilhelmine von Erben.
Herr von Steinau.
Gustav von Brand.
Ein Bedienter des Barons.

Die Handlung geht vor auf dem Landgute des Barons.

Erster Act.

(Garten des Barons. In der Mitte ein großer dichtbelaubter Baum, unter ihm ein Tisch und Gartenstühle. Im Hintergrunde die Gartenmauer, und eine kleine verschlossene Thür. Zur Seite erblickt man eine Leiter an einem Baume lehnend).

Erste Scene.

Der Baron (einen Brief in der Hand haltend, in dem er lest).

„Am besten ist's, Sie kommen selbst, lieber Onkel, denn ich habe viel mit Ihnen zu reden, was sich schwer einem Briefe anvertrauen läßt. Wir haben uns ohnedies seit acht Monaten nicht gesehen. Ihre dankbare Nichte Therese von Eichdorf."

(er faltet den Brief zusammen)

Sie ladet mich ein, nach der Residenz zu kommen, sie hat mir viel zu sagen, was man einem Briefe nicht anvertrauen kann, — sie nennt sich meine dankbare Nichte, was brauch' ich noch zu meinem Glücke? Endlich hat sie nachgegeben, aber es hat auch Mühe gebraucht. Ein ganzes Heer von Schmeicheleien aller Art hab' ich vor ihr ausgebreitet; kein weibliches Herz wäre widerstanden, und doch war bei ihr alles bisher vergebens. Lang' hätt' ich sie aufgegeben, wäre die kleine Here nicht so überaus niedlich, daß man sie lieben muß. — Hab' ich nun nicht Recht gehabt, mich immer so entgegen zu setzen, wenn Heirathsgedanken in ihr wach wurden? Ein Onkel in meinen Jahren, der eine hübsche Nichte verheirathet, ist, gering gesagt, — ein Narr. — Darin hätt' ich aber auch nicht nachgegeben. Nach dem Testamente ihres Vaters hab' ich sie in den Händen, und jeder Heirathsplan, mit dem sie mir vor dem dreißigsten Jahre kommt, wird verworfen. — Ich will ihr gleich antworten, und alle Süßigkeiten in den Brief legen, die mir Amor in die Feder dictiren wird. (er geht ab).

Zweite Scene.

Die Baronin. Wilhelmine von Erben (von der entgegengesetzten Seite auftretend).

Baronin. Du kannst nicht glauben, Wilhelmine, wie mir die Ueberraschung wohl gethan hat, Dich, du liebe, so lang vermißte Jugendfreundin auf einmal wieder zu sehen. Nun laß ich dich aber auch nimmer von mir, du magst anfangen, was du willst.

Wilhelmine. Hast du vergessen, liebe Therese, daß die schönsten Stunden zugleich die kürzesten sind. Ich muß nach der Residenz noch heute, spätestens morgen. Nur die Freude, dich in meine Arme zu schließen, konnte mich zu einem Verweilen bewegen, das vielleicht bedeutender ist, als du denkst. Ich sollte eigentlich schon dort sein, und wär' es auch, beträfe die Sache mehr, als eine Heirath.

Baronin. Eine Heirath? Doch nicht die deinige?

Wilhelmine (seufzend). Allerdings.

Baronin. Du seufzest dazu?

Wilhelmine. Wenn man von seiner Heirath spricht, pflegt man's ja immer zu thun. Man muß sich dabei anstellen, als läg Einem nicht viel daran.

Baronin. Kenn' ich deinen Bräutigam?

Wilhelmine. Ich glaube kaum. Er lebt in der Residenz, wo er nun einen reichen Onkel beerbt hat. Wir wollen uns in der Nähe ankaufen. Die Erbschafts-Angelegenheiten foedern seine Gegenwart, und halten ihn zurück. Er erwartet mich später, aber die Tante, eine Freundin von Ueberraschungen, führt mich ihm, unerwartet, entgegen. Sie ist im Gasthofe abgestiegen, und kaum wird mir's gelingen, sie bis morgen hier zu halten.

Baronin. Es muß dir gelingen. Wie heißt denn dein künftiger Eheherr?

Wilhelmine. Steinau.

Baronin (erstaunt). Steinau — Karl von Steinau?

Wilhelmine. Ja! — Kennst du ihn?

Baronin. Sehr genau. Er ist ein Jugendfreund meines Mannes, und gerade jetzt hier auf seinem Landgute.

Wilhelmine. Steinau hier? Das ist allerliebst.

Baronin (gedehnt). Der ist dein Bräutigam?

Wilhelmine (etwas beleidigt). Warum ziehst du denn das der so bedeutend? Der — der — —

Baronin. Ich meinte nur —

Wilhelmine. Was meintest du? Hast du etwas gegen Steinau, so sag' mir's grade heraus; hast du nichts gegen ihn, so quäle mich nicht mit einem der, ich meinte nur, und dergleichen.

Baronin. Aufrichtig gestanden, Wilhelmine, mein Mann wäre Steinau nicht. Er hat — ich will nicht sagen — viele Fehler, doch gewiß viele Eigenheiten, die mir — unausstehlich wären.

Wilhelmine. Und worin bestehen sie, diese unausstehlichen Eigenheiten?

Baronin. Erstens ist er überaus neugierig, das schickt sich doch nicht für einen Mann.

Wilhelmine. Die Männer sind vor der Ehe alle neugierig. Erst im Ehestande werden sie gesetzter

Baronin. Dann ist er, mir wenigstens, etwas zu schlau —

Wilhelmine. Das macht seinem Verstande Ehre.

Baronin. Dann, — und dieß, liebes Kind, ist sein eigentlicher Hauptfehler, spielt er gern die Rolle des Zwischenträgers; immer weiß er die Leute unter einander zu hetzen, ohne daß sie sich's versehen, und wo er ein Flämmchen findet, säumt er niemals, etwas Oel darein zu gießen, und freut sich im Stillen darüber, wenn's ordentlich brennt.

Wilhelmine (beleidigt). Wer den Mann nicht näher kennen würde, den du da schilderst, der sähe einen täppischen, verschlagenen bösartigen Menschen vor sich, und von allen dem findet man an Steinau auch nicht eine Spur. — Was du Neugierde nennst, ist gut besehen, Wißbegierde, — was dir Schlauheit scheint, Verstand — und was Hang zur Zwischenträgerei seyn soll, ist nichts, als ein lebhafter Muthwille, der sich gern hier und dort was zu schaffen macht, und den er übrigens schon verlieren soll, wenn er mein Mann ist.

Baronin. Du scheinst beleidigt, Wilhelmine, und hast Unrecht, wenn du's bist. Ich mußte dir sagen, was ich wußte, es ist eine Pflicht, die mir die Freundschaft auferlegt. Auch beurtheile ich ihn vielleicht zu streng; es ist aber leicht verzeihlich — wer einen Mann hat, wie ich —

Wilhelmine (sie lächelnd ansehend). Wie du — und was ist das für ein Mann?

Baronin. So ordentlich — so männlich — so gut — so treu — so —

Wilhelmine. So — weiter — bist du schon fertig?

Baronin. Die Eigenschaften sind mir genug.

Wilhelmine. Mir wären sie's auch, wenn er sie alle hätte — und keine andern dabei.

Baronin. Keine andern? — doch nicht etwa gar —

Wilhelmine. Bloße Eigenheiten — etwas Leichtsinn — etwas Eitelkeit — etwas Zerstreuung — etwas Eifersucht —

Baronin. Du willst mir Gleiches mit Gleichem vergelten, aber es geht nicht. Die Eifersucht geb' ich dir zum Theil zu — aber sie ist eine Folge einer zu heftigen Liebe, die sich ertragen läßt.

Wilhelmine. Wenn nur der ohne Grund eifersüchtige Mann nicht dir selbst öfters Grund zur Eifersucht gäbe.

Baronin (beleidigt). Wilhelmine! — doch, wie kann's mich kränken, daß du einen Mann beschuldigst, denn du nicht einmal vom Sehen kennst.

Wilhelmine. Man kennt seine Leute denn auch vom Hören. Die öffentliche Meinung hat nie ganz unrecht —

Baronin. Die öffentliche Meinung — Wilhelmine! Du wirst unartig.

Wilhelmine (die Baronin parodirend). Ich mußte dir sagen, was ich wußte, es ist eine Pflicht, die mir die Freundschaft auferlegt. Du hast mir die Augen geöffnet, ich will dir ein Gleiches thun. Weißt du was, liebe Therese, ich will dir einen Beweis davon geben, daß ich wahr sprach. Ich bleibe bis

*) Aus Kotzebue's: Almanach dramatischer Spiele. Vier und zwanzigster Jahrgang. Leipzig, 1826.

morgen hier — und verbinde mich, deinen Mann bis dahin in mich verliebt zu machen, daß er brennen soll durch und durch.

Baronin (steht schnell auf). Wenn dir das gelingt, dann will ich dir glauben, doch früher nicht. Es wird dir aber nicht gelingen, davon kannst du überzeugt seyn, ich kenne meinen Mann.

Wilhelmine. Nur mach ich's zur Bedingung, daß er mich hier nicht eher gewahr wird, bis ich es für nöthig finde, und daß er überhaupt vor der Hand nicht erfährt, daß wir uns kennen.

Baronin. Wie du willst — wie du willst. — (In die Scene blickend). Da kommt er eben den Baumgang herauf. Ich will dich bei dem Gartenthürchen hinauslassen, damit du ihm nicht begegnest.

Wilhelmine. Mir ist's recht.

Baronin (gespannt). Mach nur, daß du fortkommst.

Wilhelmine. Wo ist die Thüre?

Baronin (darnach zeigend — spitzig). Dort. — Ich danke dir noch recht warm für deine freundschaftliche Güte, aber ich fürchte, ich fürchte, dein alter Fehler — die Eitelkeit, Wilhelminchen — hat dich ein wenig zu weit geführt.

Wilhelmine (mit Ironie). Wir wollen sehen. Es geschieht übrigens vom ganzen Herzen, du kennst ja das Sprichwort, Dienst um Dienst. — Schließ zu, daß er mir nicht nachkommt.

(Die Baronin geleitet Wilhelminen zur Gartenthüre, schließt auf, und läßt sie durch — unter der Thüre umarmen sie sich noch einmal. Der Baron tritt ein, und blickt schnell nach der Gartenthüre, welche die Baronin eben verschließt, er hat einen Brief in der Hand).

Dritte Scene.

Baron. Die Baronin.

Baron (für sich). Was um alle Welt thut meine Frau dort? Sie hat Jemanden zur Thüre hinausgelassen, wie es scheint — auch hat sie sich so hinausgebückt, daß es aussah, als hätte sie Jemanden umarmt.

(Die Baronin kommt zurück).

Baron (ihr entgegen tretend). Du hast Besuche gehabt, mein Kind?

Baronin (etwas verlegen). Besuche nicht so eigentlich —

Baron. Und wie, uneigentlich?

Baronin. Ich meinte es war nicht das, was man gewöhnlich Besuch nennt. Meine Putzhändlerin hat mir einige Kleinigkeiten aus der Stadt mitgebracht.

Baron (sie scharf anblickend). Kleinigkeiten! Sie müssen besonders klein sein, denn ich sehe sie nicht.

Baronin. Sie hat sie wieder mitgenommen, weil ich Manches daran geändert haben will.

Baron. Und da hast du sie zum Dank dafür umarmt?

Baronin (verlegen). Umarmt? — was fällt dir ein? — (den Brief des Barons erblickend) Correspondenzen?

Baron. Väterliche Ermahnungen an meine Nichte in der Residenz. (Er steckt den Brief ein — für sich.) Sie ist äußerst verlegen, darüber muß ich ins Klare kommen. (Laut). Was hast du da für einen Schlüssel?

Baronin. Zur Gartenthüre.

Baron (immer genauer forschend). Warum hast du denn gerade heute so genau zugeschlossen — es ist doch sonst deine Art nicht.

Baronin (ihm die Hand auf die Schulter legend). Man hat mir gesagt, daß du mir zuweilen weniger Vertrauen schenkst, als ich verdiene. Das glaub' ich nicht, und damit ich mich davon recht genau überzeuge, nehm' ich den Schlüssel mit; übrigens kannst du ganz ruhig sein, es ist nichts dahinter, was dir unlieb seyn könnte.

(sie geht ab).

Vierte Scene.

Baron (allein).

Das geht zu weit! — Sie läßt Jemanden aus der Gartenthüre, — ich bemerke die Ueberreste einer Umarmung — ich stelle sie darüber zur Rede — sie ist verlegen — entsetzlich verlegen — sie nimmt den Schlüssel mit — geht fort — und ich soll ruhig seyn. (überlaut) Ich will nicht ruhig seyn — ich kann's nicht seyn mit gesunden Sinnen. — (Die Gartenthür betrachtend). Da ging Jemand hinaus — das ist gewiß — das hat sie mir selber eingestanden — so viel weiß ich also — wer aber hinausging, das weiß ich nicht — das will ich aber gleich erfahren. — (Er versucht an der Thüre zu rütteln) Die Thüre ist richtig verschlossen — und — (er versucht es noch einmal) das Ding ist von einer unglaublichen Solidität — einbrechen kann ich sie nicht — (er sucht in den Taschen) — Schlüssel habe ich nicht bei mir, — mach ich den Umweg durch's Haus, — so ist der Kerl lang über alle Berge — ich muß gleich hinter ihm her sein. — (Er blickt ängstlich umher und gewahrt die Leiter). — Ach! Du kommst erwünscht — (er holt sie schnell herbei, lehnt sie an die Mauer, und steigt auf die Sprossen) — richtig! — hab' ich's nicht gedacht — dort geht er noch — wart! ich will dich — mit einem kühnen Sprunge bin ich im Freien — besser einen Fuß weniger als einen Schmuck auf dem Kopfe zu viel! — (Er schwingt sich auf die Mauer, so, daß er in reitender Stellung erscheint).

Fünfte Scene.

Baron. Brand (etwas altmodisch gekleidet).

Brand (der eine Weile verwundert zugesehen hat, und kaum seinen Augen traut, rufend). Baron!

Baron (erschrocken). Was ist?

Brand (verwundert). Seyd Ihr's wirklich?

Baron. Das seht Ihr ja!

Brand. Was macht Ihr denn auf der Mauer?

Baron (verlegen). Ich — voltigire.

Brand. Auf der Mauer?

Baron. Warum nicht? Eine Höhe ist wie die andere.

Brand. Darf ich Euch nicht bitten, Eure Uebungen ein wenig einzustellen. Ich habe Euch Dinge von der größten Wichtigkeit zu sagen.

Baron (immer ins Freie blickend, für sich). Dort geht der Kerl noch — ich muß ihm nach, sonst kommt er mir aus den Augen. — (Zu Brand) Vergebt lieber Freund, aber ich habe jetzt keine Zeit, Euch anzuhören — ein andermal steh' ich ganz Euch zu Diensten. —

(er springt über die Mauer.)

Sechste Scene.

Brand (allein, ihm verwundert nachblickend).

Träum' ich oder wach' ich? Er ist über die Mauer gesprungen. — Der Mann ist wohl manchmal etwas sonderbar, vergeßlich und dergleichen — aber Spuren von wirklicher Geistesverwirrung hab' ich noch nie an ihm bemerkt. Er kann bedeutenden Schaden genommen haben. — Ich will doch nachsehen — (er steigt auf die Leiter und schaut über die Mauer). Da läuft er hin! — Weiß Gott! — er geberdet sich wie ein Verrückter. — Davon muß ich gleich Theresen in Kenntniß setzen; der Umstand kann auf unser Verhältniß eine verdrüßliche Wirkung haben — Leute von solcher Art — sind keiner Einwilligung fähig. (er steigt herunter.)

Siebente Scene.

Brand. Steinau.

Steinau (der bei den letzten Worten Brands eingetreten ist). Was ist das? Wie kamst du auf die Leiter?

Brand. Dem Baron habe ich nachgeschaut. Mir ist bang' um ihn. Stell' dir vor, wie ich eintrete, sitzt er — (auf die Mauer zeigend) da oben, und voltigirt. Plötzlich springt er in's Freie hinunter und rennt durch die Wiesen, daß ihm die Kleider vom Leibe fliegen.

Steinau. Das ist in der That seltsam! Hast du gar keine Vermuthung, warum er sich so benahm?

Brand. Nicht die geringste. Ich bat ihn herunter zu kommen, denn ich hatte Wichtiges mit ihm zu reden.

Steinau (neugierig). Wichtiges? — und worin bestand's?

Brand. Es war im Grunde nichts Wichtiges für Andere, bloß für mich. — — Es — — es ist, aufrichtig gesagt, ein Geheimniß —

Steinau. Ein Geheimniß! — (für sich) das muß ich wissen. — (Zu Brand) Also hast du auch vor deinen Freunden Geheimnisse?

Brand. Das nicht, lieber Steinau, aber sieh,! D teressirt's nicht — und dann ist auch noch Jemand drei flochten. —

Steinau. Mich interessirt's nicht! Wie kannst du so reden. Mich interessirt Alles, was meine Freunde interessirt. — Lieber, guter Brand! — gieb mir einmal einen Beweis deines Vertrauens. — Nicht daß ich dich daran erinnern will, aber ich glaube, ich hab's verdient um dich. Unter Freunden muß gar nichts geheim seyn. Was für ein Geheimniß wolltest du dem Baron entdecken?

Brand (lächelnd). Du bist doch sonderbar! — — Was nützt dir's, wenn ich dir's sage, du kannst mir doch nicht helfen.

Steinau. Nicht helfen. — Es ist also etwas, wo du Hülfe brauchst. — Jetzt mußt du mir's sagen — jetzt kann ich darauf bestehen, denn dir muß geholfen werden — und deine Freunde sind verbunden, dir zu helfen.

Brand. Du bist in der That ein herzensguter Mensch — (seine Hand ergreifend — gutmüthig). Wenn dir damit ein Gefallen geschieht — will ich dir's wohl entdecken. — Es wird dir, wie du mich kennst, etwas seltsam scheinen, aber's ist doch einmal so — ich bin verliebt.

Steinau (mit der gespanntesten Neugierde). Nur weiter — weiter —

Brand. Ich werde auch wieder geliebt. — Aber meine Geliebte —

Steinau. Nun — deine Geliebte — du spannst deine Freunde ordentlich auf die Folter —

Brand. Meine Geliebte ist wohl Herr ihres Herzens, aber nicht Herr ihrer Hand.

Steinau. Wer ist aber Herr ihrer Hand?

Brand. Der Baron —

Steinau (verwundert). Der Baron — wie heißt denn deine Geliebte?

Brand. Das kann ich dir nicht sagen, — jetzt wenigstens nicht — aber ich hoffe, du sollst's bald erfahren. —

Steinau. Ist sie aus der Residenz oder —

Brand. Alles das kann und darf ich dir vor der Hand nicht entdecken. Es sind ja Dinge, die meine Geliebte betreffen —

Steinau. Kenn' ich sie?

Brand. Du frägst umsonst, Schatz! Alles, was ich dir sagen durfte, hab' ich dir gesagt; drum quäle mich nicht weiter.

Steinau. Gut! Damit du siehst, daß ich nicht zudringlich bin, sollst du nicht ein Wort mehr darüber hören. Jetzt komm' mit mir, wir wollen den Baron aufsuchen — ich muß erfahren, wie das Ding mit der Mauer zusammenhängt.

Brand. Jetzt kann ich nicht, lieber Steinau — (er sieht nach der Uhr) es ist bald 9 Uhr, aber in einer Stunde bin ich bereit.

Steinau. Jetzt kannst du nicht, das werden auch wichtige Geschäfte sein, die dich zurückhalten.

Brand. Sehr wichtige.

Steinau. Zum Beispiel?

Brand. In einer Stunde sag' ich sie dir.
(er will fort).

Steinau. Nichts da! Du kommst mir nicht fort, bis ich weiß, wohin du gehst, oder ich mach's kurz, ich begleite dich — ich gehe nicht von deiner Seite, da will ich dann doch bald sehen, wo du hingehst.

Brand (ängstlich). Um's Himmelswillen thu das nicht, das gäbe eine saubere Geschichte. — Du bist doch wie die Kinder, Steinau! man hat keine Ruhe vor dir, bis man dir deinen Willen gethan hat. (heimlich) Ich muß allein seyn. — — (laut, und in Bangigkeit seufzend) Mich ruft ein Rendezvous mit der Person, von der ich vorhin sprach.

Steinau. Und gleich —

Brand. In einer halben Stunde —

Steinau. Das läßt sich hören. Siehst du, wie nöthig Vertrauen zwischen Freunden ist. Wüßt' ich das nun nicht, ich hätte dir den ganzen Spaß verderben können, und ohne meinen Willen. — Wie leicht kam ich in eure Nähe, ohne daß ich's gewußt hätte, und so was braucht keine Zeugen. — Wo kommt Ihr denn zusammen?

Brand. Im Lindenwäldchen hinter dem Schloß, bei der Laube.

Steinau. Der Ort ist prächtig, wie gemacht für derlei Zusammenkünfte. —

Brand. Er ist ruhig und sicher —

Steinau. Vollkommen, vollkommen. Du bist doch ein durchtriebener Vogel — das hätt' ich nicht hinter dir gesucht

Brand. Nimm die Sache nur nicht etwa schief. Es geht alles in der größten Ordnung dabei her.

Steinau. Dafür kenn' ich dich ja! — doch geh' jetzt an deinen Posten, — ich will dich nicht länger aufhalten. Deine Geliebte ist vielleicht schon im Anzuge.

Brand. Du hast Recht. Leb wohl, Steinau. Also in einer Stunde sehen wir uns wieder. Wenn du den Baron triffst, so such ihn ein wenig auszuforschen. Es ist bei ihm nicht Alles, wie es seyn sollte.

Steinau. Sey außer Sorgen. (Brand ab.)

Achte Scene.

Steinau (allein).

Verliebt! — Brand verliebt — seine Geliebte hier — und mit ihm in einem zärtlichen Rendezvous — das muß ich sehen, und wenn ich die Augen darüber verlieren sollte. Aber allein — das geht nicht, es könnte mir denn doch falsch gedeutet werden. Er hat sich mir entdeckt — es müßte Alles mehr zufällig geschehen, und ich dabei im Hintergrunde bleiben — Halt! Der Baron soll mit, dies ist der Mann für Abentheuer solcher Art.

Neunte Scene.

Der Baron. Steinau.

Baron (tritt gedankenvoll auf, ohne Steinau zu bemerken, für sich). Ich muß mich an der Person getäuscht haben, der Mensch, dem ich nachlief, war mein alter Gärtner, und den hatte sie doch sicher nicht umarmt. — (Steinau gewahr werdend) Guten Abend, Steinau.

Steinau. Saubere Dinge muß ich hören von dir.

Baron. Wie so?

Steinau. Bist du denn toll geworden? Auf der Mauer zu voltigiren, und darauf athemlos durch die Felder zu rennen.

Baron (etwas verlegen). Ich hatte einige Tage wenig Bewegung gemacht — da wollt' ich heute das Versäumte einholen — und zugleich mich etwas zerstreuen.

Steinau. Den Zweck scheinst du nicht ganz erreicht zu haben; wie ich bemerke, bist du ziemlich verstimmt.

Baron. Verstimmt eben nicht, aber die Migräne hat sich eingefunden — auch hab' ich mir beim Sprunge den Fuß verrenkt. Ich will nach Hause geh'n, und mich zu Bette legen. (er will fort).

Steinau. Das thut mir herzlich leid. — Du kommst dabei um ein paar köstliche Unterhaltungen.

Baron. Ich bin heute nicht aufgelegt dazu.

Steinau. Erstens sind vor einigen Stunden zwei Damen im Gasthofe abgestiegen, von denen die eine, wenigstens ein Engel seyn soll. Mein Bedienter, ein Teufelskerl, hat sie mir beschrieben. Höchstens 18 Jahre alt, gebaut wie eine Grazie, schwarzes Haar, Augen wie Sterne.

Baron (hält sich die Ohren zu). Hör' auf!

Steinau (fortfahrend). Und ein Fuß, mein Jakob konnte ihn mit gehöriger Aufmerksamkeit würdigen. Wie er mir sagte, ließ ihn die Dame beim Aussteigen auf dem Wagentritt ausruhen. Ein Fuß soll es seyn, daß ihn die Chinesen für klein halten würden.

Baron (mit der wärmsten Theilnahme). Dieß Geschöpf ist abgestiegen — hier — auf meinem Gute — im Gasthofe?

Steinau. Ist abgestiegen — und wohnt mit ihrer Mutter dort — sie heißt Bernardine Senden und reist morgen wieder fort.

Baron. Woher weißt du das alles?

Steinau (geschäftig). Ich habe mich gleich im Gasthofe darnach erkundigen lassen. Du kennst mich, ich bin darin ein wenig genau.

Baron. Ah! das ist was anders, die Migräne kann ich morgen ausschlafen, und mein Fuß wird merklich besser. Wir wollen gleich hingehen, als Gutsherr bin ich den Fremden diese Aufmerksamkeit schuldig.

Steinau. Nichts da — vor der Hand weiß ich noch einen besseren Besuch.

Baron (feurig). Ist Eine da, die noch schöner ist?

Steinau. Das nicht — aber — (lachend) du glaubst's nicht — wenn ich dir's sage. Die Welt hat ihre alte Ordnung verändert — du kannst noch einmal das Muster eines guten Ehemannes werden. — Brand — der stille, sittsame — scheue — höfliche Brand ist verliebt — und hat in dieser Stunde eine heimliche Zusammenkunft mit seiner Geliebten. —

Baron (bestimmt). Das ist nicht möglich!

Steinau. Es ist. — Eben war er da, und hat's selber mir unter tausend Aengsten entdeckt. In der Laube hinter dem Schlosse ist die Zusammenkunft. Wer seine Geliebte ist, und wie sie heißt, hat er mir verschwiegen. Wir müssen sie kennen lernen. Wir müssen hin.

Baron. Das versteht sich.

Steinau. Es muß ein eigenes Exemplar von Liebhaberinnen sein, ich kann sie mir kaum vorstellen.

Baron. Wenn sie so zurückgezogen ist, und so höflich wie er, so kommen sie vor lauter Complimenten zehn Tage nicht von einander.

Steinau. Das soll einen köstlichen Spaß geben. Du gehst wie zufällig an der Laube vorüber, ich stelle mich an, als wollte ich dich zurückhalten. — Auf jeden Fall müssen wir die Dame zu Gesicht bekommen. Was Brand betrifft, mußt du ihn ganz auf dich nehmen, denn ich erscheine in dieser An-

gelegenheit als eine Gattung Vertrauter, und darf nicht aus der Rolle fallen.

Baron. Komm nur. Wir wollen rechts über die Wiese geh'n, damit wir ihm noch den Vorsprung abgewinnen.

Steinau (die Uhr ziehend). Halb zehn Uhr — jetzt ist's gerade Zeit, wir müssen uns ohnedies ein Bischen maskiren, damit man uns nicht gleich erkennt.

(sie gehen ab.)

(Wäldchen, mit einer Laube im Vordergrunde. — Im Hintergrunde ein Theil des Schlosses — die Scene ist vom Monde erleuchtet).

Zehnte Scene.

Brand (tritt auf, er blickt ängstlich umher).

Dem Himmel sey Dank! sie ist noch nicht da. Schon hab' ich gefürchtet, ich kam zu spät. Es ist ein wahres Glück, daß ich Steinau von meinem Verhältniß gesagt habe; er hat Recht, sein Weg führt ihn hier vorüber, er hätte uns überraschen können, ohne daß er's gewollt hätte. Ich glaube, ich wäre des Todes gewesen. Nun sind wir doch vollkommen sicher.

Eilfte Scene.

Brand. Therese von Eichdorf.

(sie trägt einen Schleier, den sie zurückgeschlagen hat, und am Halse ein diamantenes Kreuz an einem goldenen Kettchen. Sie tritt von Brand ungesehen auf, und klopft ihn auf die Schulter).

Therese. Gustav!

Brand (fährt erschrocken zusammen, und zieht ehrerbietig den Hut, in höchster Verlegenheit). Mein Fräulein! —

Therese. Legen Sie doch jetzt die Complimente ab, wir haben wahrhaftig keine Zeit dazu.

Brand. Vergeben Sie mir. Es ist mir wunderbar zu Muthe. So ein Rendezvous hat doch in der That etwas ganz Eigenes an sich, zumal ein erstes. Ich bin an derlei Dinge nicht gewöhnt.

Therese. Das hat gar nichts zu bedeuten. Den Mangel solcher Erfahrungen sehen wir den Männern gern nach. Haben Sie mit meinem Oheim gesprochen?

Brand. Ja und nein! Er war eben sehr beschäftigt, als ich kam und konnte mir kein Gehör geben.

Therese. Sie müssen wieder hin. Sie wissen ja, von ihm hängt mein ganzes Schicksal ab. Er hat nach dem Testament meines Vaters unbedingt meine Hand zu vergeben, wenn ich nicht einen bedeutenden Theil meiner Erbschaft verlieren soll.

Brand. Was ist mir alles Geld der Erde ohne Ihren Besitz!

Therese. Sehr artig, vielleicht auch mehr, aber besser ist besser. Mein Besitz mit dem Gelde ist doch immer mehr werth, als mein Besitz ohne Geld.

Brand. Ach! was sind Sie für ein Engel, Therese! schön, gut, verständig: ich kann nur mit Zittern an den Augenblick denken, in dem ich Sie um den ersten Kuß ersuchen werde.

Therese. Denken Sie jetzt lieber an den Augenblick, der Sie mit meinem Oheim zusammenbringt.

Brand. Das ist bald geschehen. — Was kann er meiner Bitte entgegenstellen?

Therese. Ich fürchte mehr, als Sie denken. Ich weiß nicht warum, aber er will durchaus nicht, daß ich mich verheirathe, und hat sich oft darüber ausgesprochen.

Brand. Das wär' entsetzlich! ich will das Aeußerste wagen; denn aufgeben kann ich Sie nicht.

Therese. Unser Plan, daß ich zu meinem Onkel reisen soll, ist seit zwei Stunden erfüllt, und ich verspreche mir viel davon. Sie sehen mich hier. Er glaubt mich in der Residenz, und ist auf mein Hierseyn nicht vorbereitet, das kann uns nützen. Schlägt alles fehl, so wend' ich mich an die Baronin, sie ist eine vortreffliche Frau. — (in die Scene blickend) Treten wir in die Laube, bis die Leute vorüber sind, die dort nahen.

Brand (mit einer Verbeugung). Wie Sie befehlen.

(sie treten in die Laube.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Der Baron. Steinau.

(Beide in Mäntel gehüllt.)

Steinau (heimlich zum Baron). Sie sind in der Laube. — Versuch's, ob du Etwas hören kannst.

(Der Baron tritt hinter die Laube und horcht auf — die Liebenden sind in einem Gespräche begriffen, er kommt zurück).

Baron (zu Steinau). Nicht eine Sylbe hab' ich verstanden. Man hört wohl, daß sie zusammen sprechen, aber es geschieht so still, daß man kein Wort unterscheiden kann.

Steinau. Das ist doch fatal — ich will nur selber hin — (er naht sich der Laube und horcht auf — zum Baron zurückkehrend.) Du hast Recht! sie lispeln und zischen durch einander, wie es mir in meinem Leben nicht vorgekommen ist.

(Brand kniet vor Theresen nieder).

Baron. Am besten wär's, wenn man ein wenig in die Laube hineinschauen könnte.

Steinau. Ich will's versuchen.

Baron. Doch nimm dich in Acht, daß sie dich nicht erblicken.

Steinau. Sey außer Sorgen, auf solche Dinge versteh ich mich in der Perfektion.

(er geht nach der Laube und versucht auf verschiedene Art durchzublicken).

Baron (für sich). Ich bin nur auf die Donna neugierig, wie sie aussieht. — (zu Steinau, der zurückkommt) Hast du was gesehen?

Steinau. Nicht ein Sandkorn. Das ist ohne Zweifel die dichteste Laube in Europa. Die Zweige sind wie zusammengeleimt. — (ärgerlich) Wie kannst du so was auf deinem Gute dulden?

Baron. Morgen laß ich das Ding niederhauen. Was ist anzufangen? — Weißt du was, da wir drinnen nichts entdecken können, wollen wir suchen, sie herauszukriegen. Wir machen Lärm, nähern uns immer mehr der Laube — und wenn sie davon laufen, setzen wir ihnen nach.

Steinau. Das ist ein köstlicher Einfall; wir wollen ihn gleich in's Werk setzen.

Baron. Thun wir, als ob wir zankten.

(sie treten in einige Entfernung von der Laube, und rufen wie im Streit begriffen, laut)

He! holla! he! — Laß ab!

Brand (springt schnell empor, — im Tone großer Angst zu Theresen). Um Gotteswillen! Ich glaube gar, da raufen sich zwei —

Therese (heimlich). Halten Sie sich nur still. Vielleicht gehen sie vorüber.

Steinau und der Baron (der Laube näher tretend, mit verstärkter Stimme). He! holla! he! — zu Hülfe!

Brand (immer ängstlicher). Hören Sie — sie kommen immer näher — Ich dächte, das Beste wäre, wir machten uns fort. —

Therese. Was fällt Ihnen ein, um ihnen in die Hände zu fallen! Schweigen Sie nur, damit man uns nicht gewahr wird. (sie schlägt den Schleier über)

Brand (für sich). Das sind die Folgen eines Rendezvous.

Steinau, Baron (an die Laube klopfend, mit verstellter Stimme). He! holla! — heraus da! wer ist hier versteckt?

(Brand faßt Theresen schnell am Arme und läuft aus der Laube).

Steinau (ihnen nacheilend — mit verstellter Stimme). Sieh da! ein Mädchen — (er will Theresen zurückhalten). Halt, liebes Kind, so leicht kommen Sie uns nicht los.

Brand (faßt Theresen stärker an, und zieht sie fort — zu Theresen). Es sind Trunkenbolde! Laufen Sie, was Sie können. (Beide schnell ab).

Dreizehnte Scene.

Der Baron. Steinau.

Steinau (nach einer Pause). Fort sind sie — und wir haben das Nachsehen —

Baron. Warum hast du sie nicht zurückgehalten?

Steinau. Ich konnte doch keine Gewalt brauchen.

Baron. Man hätte denn doch —

Steinau (der sich indessen der Laube genähert hat und ein am Boden liegendes Kreuz aufhebt, zum Baron). Halt! der Zufall ist uns mehr günstig, als wir's verdienen. Schau her, die Dame hat uns ein feines Merkzeichen zurückgelassen.

Baron. Was ist das?

Steinau. Ein diamantenes Kreuz, welches sich, wahrscheinlich als Folge des Schreckens, vom Halse der Donna losriß. Das soll uns bald auf die Spur führen; es scheint von Werth zu seyn, und der Eigenthümer wird sich wohl melden.

Baron. Gieb her —

(Steinau giebt ihm das Kreuz.)

Baron (besieht es, — für sich — im Tone des höchsten Entsetzens). Alle Teufel! was muß ich sehen — das ist das Kreuz meiner Frau, sie war in der Laube.

Steinau. Was hast du denn mit einmal? — Kennst du das Kreuz?

Baron (ohne auf ihn zu hören, immer im Anblicke des Schmucks versunken). Sechs Diamanten — vier Smaragden — die Fassung — die Kette — es ist kein Zweifel mehr — ich hab es ja selber gekauft; gestern noch sah ich's an ihr.

Steinau (ihn rüttelnd). Karl! — komm doch zur Besinnung.

Baron (auffahrend). Was ist?

Steinau. Bald werd' ich dem Brand glauben müssen, daß es nicht ganz richtig bei dir ist.

Baron. Wer hat dir das gesagt? Brand?

Steinau. Durch ihn weiß ich, daß du auf der Mauer warst, und über die Felder ranntest; das sind allerdings verdächtige Anzeigen.

Baron. Wie hat er mich sehen können — da er im Garten stand, als ich lief, und uns die Mauer trennte.

Steinau. Er stieg auf die Leiter und sah dir nach.

Baron (ihn anstarrend). Nachgesehen hat er mir — jetzt ist's entschieden. — Was ging es ihm an, was ich that, wenn er nicht der Schuldige war, aber so feierte er die Gewißheit seines Triumphes. — Es war auch eine verdammt lächerliche Scene. Ich laufe athemlos einem Menschen nach, der ruhig hinter mir auf der Leiter steht.

Steinau (im Tone höchster Verwunderung). Dem Brand bist du nachgelaufen? — du mußtest ja wissen, daß er im Garten war, da du mit ihm gesprochen hast.

Baron (ohne darauf zu hören). Du hast sie zuvor besser gesehen diese Person, als ich, — du standest ihr näher — was hast du gesehen? — Das Kleinste ist von Bedeutung — verschweige mir nichts — wie sah sie aus?

Steinau. Ich sah nur die Figur — die war groß und schlank gebaut — schöne Taille —

Baron (dringend). Weiter — weiter —

Steinau. Weiter — sah ich nichts —

Baron. Nichts! es ist genug! Die Gartenthüre, die Umarmung, ihre Verlegenheit, ihr eigenes Geständniß, Brand, sein Stehen auf der Leiter, das Rendezvous, das Entlaufen, die Taille, das Kreuz, (er hält alle Finger, an denen er die angeführten Stücke abzählte, hoch in die Höhe) — auf jeden Finger hab ich einen Beweis und alle stehen in einem gräßlichen Zusammenhange. — Jetzt ist es zu spät — sie hat sich wahrscheinlich eingeschlossen, aber morgen, des Tages, will ich zu Beiden — (er faßt Steinau an der Brust, der erschrocken sich loszumachen sucht) — — ihn will ich so fassen, und ihn dann zertreten, wie einen Wurm, ihr aber dieß Kreuz vor die Augen halten, und wenn die Verrätherin athemlos hinsinkt, die herrlichste Stunde meines Lebens genießen. (er stürzt ab.)

Steinau (ihm nachsehend). Das ist ein Unglück! Er ist wirklich von Sinnen.

(Ende des ersten Acts).

Zweiter Act.

(Im Garten des Barons).

Erste Scene.

Die Baronin. Steinau.

Steinau (mit verstellter Verwunderung). Und in der Nähe der Laube hörten Sie den Lärm?

Baronin. Ganz deutlich. Es war ein durchdringendes Geschrei, gerade so, als ob Jemand angefallen würde; es müssen ein paar Spitzbuben gewesen seyn.

Steinau (verlegen). Das wohl nicht.

Baronin. Es hat sich doch kein Unglück dabei ereignet?

Steinau. Nichts, das ich wüßte.

Baronin. Ah! dann ist auch nichts geschehen, sonst wüßten Sie's gewiß.

Steinau (für sich). Den Stich sollst du mir entgelten. — Vielleicht weiß der Baron etwas darum.

Baronin. Der Baron?

Steinau (geheimnißvoll). Er war um diese Zeit bei der Laube.

Baronin. Uebles ist ihm dort zum Glücke nichts widerfahren; denn vor einer Stunde ist er ausgeritten, und war, so viel ich vom Fenster bemerkte, frisch und gesund.

Steinau. Fragten Sie nicht, wohin er geritten ist?

Baronin. Darnach frag ich nie.

Steinau. Sie sind doch ein Muster einer nachsichtsvollen Frau. — Andere thun darin zu wenig, Sie eher zu viel.

Baronin. Wie verstehen Sie das?

Steinau (lächelnd). Der Herr Baron haben einen empfänglichen Sinn für das Schöne.

Baronin. Das ist mir lieb; es zeigt von seinem Geschmack.

Steinau. Es ist gestern ein Mädchen im Gasthofe abgestiegen mit ihrer Mutter. — Das Mädchen soll von ausnehmender Schönheit seyn. —

Baronin. Nun?

Steinau (sie forschend anblickend). Der Baron weiß, daß sie hier ist. — Sie verstehen mich.

Baronin. Ich verstehe Sie nicht —

Steinau (heimlich). Sein Spazierritt hängt mit ihrem Hierseyn zusammen, und wahrscheinlich auch mit der Scene von gestern Abend. Es sollen ein paar Liebende aus der Laube geschreckt worden seyn.

Baronin. Sie sagten mir ja vorhin, Sie wüßten nicht was bei der Laube geschah —

Steinau (verlegen). Ich sagte, es soll geschehen seyn — genau weiß ich es allerdings nicht — ich spreche vom Hörensagen —

Baronin. So will ich mich darnach besser erkundigen. Ich will meinen Mann darum fragen. Er muß bald zurück seyn. — Auf Wiedersehen. (sie verneigt sich vor ihm, was Steinau äußerst höflich erwiedert, und geht ab).

Steinau (ihr nachsehend). Gehorsamer Diener!

Zweite Scene.

Steinau (allein).

Ihren Mann will sie fragen? Da muß ich vorbeugen. — Wenn sie dem Baron alles das wieder sagt, steh ich vor ihm in einem sauberen Lichte. Ich muß ihn gleich aufsuchen, und der Sache eine Wendung geben, die mich aus der Verwickelung wieder herausdreht. Mit den Weibern ist doch gar nichts anzufangen, wenn man auch in die Schläfrigkeit der ehelichen Verhältnisse etwas Leben und Regsamkeit bringen wollte, es geht nicht, der Ehemann ist ihr Orakel, und die Ruhe geht ihnen über Alles.

Dritte Scene.

Steinau. Der Baron.

(Baron tritt hastig auf).

Steinau. Guten Morgen, Carl!

Baron (mürrisch). Guten Morgen — (er geht rasch auf und nieder).

Steinau (ihn betrachtend). Sag' mir nur, Carl, was dir fehlt? Ich kenne dich seit gestern Abend nicht mehr. Schau mich doch nur an.

Baron (tritt vor ihm hin). Recht gern — recht gern. — Weißt du nicht — ist meine Frau schon aufgestanden?

Steinau. Sie ging eben fort.

Baron. So! — Vergieb mir, lieber Steinau, daß ich dich allein lasse, — aber ich muß gleich zu ihr.

Steinau. Familien-Geschäfte!

Baron. So was dergleichen.

Steinau (lächelnd). Sie wird dich ausfragen, wegen gestern Abend.

Baron (schnell gegen ihn gewendet). Meinst du?

Steinau. Wenigstens mir hat sie ein Langes und Breites darüber vorgeredet. Sie weiß, daß du bei der Laube warst. — Sie hat mich darüber zur Rede gestellt — und auf eine Art, daß ich ihr's nicht geradezu läugnen konnte.

Baron. Hat nichts zu bedeuten. — (bitter lachend) Ich glaub' es gern, daß sie es weiß.

(er reibt sich, wie im Zorn, die Hände).

Steinau. Ich hab dir's nur darum gesagt, damit du nicht etwa glaubst, daß ich aus Zwischenträgerei — oder —

Baron. Sey ohne Sorgen, ich kenne meine Leute.

Steinau. Sie glaubt auch, daß die bewußte Scene mit der Ankunft der Fremden zusammenhängt?

Baron. Hat sie das gesagt?

Steinau. Sie ließ mich's merken —

Baron. Frechheit ohne Gleichen! Ich sage dir, das glaubt sie nicht —

Steinau. Die Weiber sagen selten das, was sie glauben — und glauben selten das, was sie sagen.

Baron. Da hast du Recht.

Steinau. Sag mir doch gelegentlich, wie sie das angelegt hat, dich darüber zur Rede zu stellen. Ich komme gewiß dabei auf's Tapet, denn unsere Freundschaft war ihr immer ein Dorn im Auge.

Baron. Wird nichts anlegen. — Leb wohl indeß!
(er will fort).

Steinau (ihn zurückhaltend). Nein! lieber Carl — ich stör' Euch nicht — bei Verhandlungen von Familien-Dingen darf kein Dritter im Hause seyn, nicht einmal 100 Schritte drum herum. Du weißt, wie ich darüber denke. — Ich gehe — (heimlich) vielleicht schlendr' ich ein wenig am Gasthofe vorbei, um etwas Näheres über unsere schöne Fremde zu erfahren. — (lachend) Wir müssen ja die Meinungen deiner Frau zu Ehren bringen. (er geht ab).

Vierte Scene.

(**Baron** allein).

Also auf diese Weise meint sie die Sache zu wenden — mich will sie zur Rede stellen — ich soll der Schuldige seyn und sie mein Richter. — Der Gedanke ist nicht übel; wir wollen ihr indeß das Richteramt ein wenig erschweren, der guten Frau! (Er zieht das diamantene Kreuz aus der Tasche, und betrachtet es aufmerksam) — Du sollst mir meine Ehre wieder verschaffen — den Beweis kann sie mit aller Frechheit nicht umstoßen. — Ich bin beispiellos betrogen worden, aber ich will mich auch beispiellos rächen; mein Name soll in der Geschichte genannt werden neben Otello und Gutierre. — (er will ab, plötzlich bleibt er stehen und blickt in die Scene) Wer geht dort? ein Mädchen! — Ein allerliebstes Ding, das ist gewiß die Fremde, die gestern ankam. So wahr ich lebe, die ist hübsch und ganz nach meinem Geschmacke. — Sie kommt auf mich zu, was sucht sie bei mir — (er ordnet die Kleider, und steckt schnell das Kreuz in die Tasche, ängstlich umhersehend). Wenn wir nur nicht gestört werden.

Fünfte Scene.

Baron. Wilhelmine von Erben.

Wilhelmine (mit artigem Verneigen). Vergeben Sie, ich suche den Herrn dieses Schlosses.

Baron (sich gleichfalls verneigend). Er hat die Ehre vor Ihnen zu stehen. (Er holt eilig einen Stuhl, und setzt ihn vor Wilhelminen hin)

Wilhelmine. Es freut mich sehr einen Mann persönlich kennen zu lernen, von dem ich schon so viel Rühmenswerthes gehört habe.

Baron. Sie beschämen mich. — (für sich) Sie ist ungemein liebenswürdig.

Wilhelmine. Ich komme als eine Bittende zu Ihnen, Herr Baron. Ich reise mit meiner Tante nach der Residenz. In der Nähe Ihres Landgutes wurde mein Wagen stark beschädigt. Er kann erst in einigen Tagen hergestellt werden, und übermorgen soll ich in der Residenz seyn. Sie würden mich ungemein verbinden, wenn sie mir einen von Ihren Wägen leihen wollten. Ich sende ihn mit Dank zurück, wie ich angekommen bin.

Baron. Befehlen Sie über meine Wägen, meine Pferde, meine Dienerschaft, mein Landhaus, und über mich selbst ganz so wie es Ihnen beliebt.

Wilhelmine (aufstehend). Ich bin Ihnen ungemein verbunden, Herr Baron, und eile, sogleich meiner Tante von Ihrer Güte Nachricht zu geben.

Baron (der sie auf die artigste Weise zurückhält). Eilen Sie nicht — dieß ist die einzige Bitte, die ich mir an Sie erlaube. Bekanntschaften wie die Ihrige giebt man nicht so leicht auf.

Wilhelmine. Sie würden dabei nur ein Mädchen kennen lernen, die sich wenig für Sie und Ihre Verhältnisse schickte.

Baron. Scheinen Ihnen meine Verhältnisse von so trauriger Art, daß Jugend und Liebenswürdigkeit sich nicht dazu schicken?

Wilhelmine. So hab ich's nicht gemeint — aber — (für sich) es ist ein artiger Mann.

Baron (holt sich einen Stuhl, und setzt sich neben sie, sie wohlgefällig betrachtend). Ist Ihre Reise wirklich so dringend, daß sie sich nicht um einige Tage aufschieben ließe? Muß ich so früh wieder verlieren, was ich kaum gewann — — ist gar nichts, was Sie zurückhalten könnte?

Wilhelmine. Ich kann über mein Hierbleiben nicht um eine Stunde verfügen, das gehört ganz in's Departement meiner Tante.

Baron. Ihrer Tante? — Ist sie schon bei guten Jahren, diese Tante?

Wilhelmine. In den Funfzigen —

Baron. So! — und wahrscheinlich von einer großen Strenge der Grundsätze?

Wilhelmine. Von der größten —

Baron. Das gefällt mir; das bringen eigentlich die Jahre mit sich. Man kann nicht genug strenge seyn in dieser verderbten Zeit. Sie hat Recht, die Tante. Solche Güter, wie das, welches sie zu bewachen hat, sind von großem Belange. Eine Hand wie diese — (er ergreift ihre Hand), ein Auge, wie dieses — ein Herz, welches, wahrscheinlich ihrer Vorsichten spottend, für einen Glücklichen schlägt —

Wilhelmine. Ich verstehe Sie nicht —

Baron (überrascht). Wirklich — frei — ganz frei wären Sie? — (für sich) Da muß ich rasch zu Werke gehen, sonst kommt sie mir aus den Händen, ich weiß nicht wie!

Wilhelmine (verschämt). Wie kommen Sie zu der Frage?

Baron. Sie entscheidet über mein Glück. — (nach einer Pause, in der er sie sehnsuchtsvoll anblickt) Ich muß es Ihnen gesteh'n, schöne Unbekannte, Sie haben mir ein großes Räthsel gelöst. Bei Ihrem ersten Anblicke wurde mir klar, was ich bis jetzt von der unsichtbaren, blitzähnlichen Gewalt des Augenblicks hörte, der oft über unser ganzes Leben entscheiden soll. Ich glaubte nie daran. Sie haben mich bekehrt.

Wilhelmine. Herr Baron!

Baron. Das Gefühl, das Sie in mir erweckten, ist von einer Art und von einer Tiefe, die ich nicht beschreiben kann. — Ich bin ein stiller einfacher Mann. — Ich habe nie geliebt — bis auf diesen Augenblick, in welchem jene Leidenschaft alle Dämme der Vorsicht, der Grundsätze und der Convenienz durchbricht, und — (indem er vor ihr niederkniet) mich zu Ihren Füßen legt.

Wilhelmine. Stehen Sie auf, Herr Baron. — Wenn man uns überraschte.

Baron (sich schnell aufraffend). Daran hab' ich nicht gedacht.

Wilhelmine. Sie sind also gleichfalls noch frei?

Baron (wehmüthig lächelnd). Ja!

Wilhelmine (seine Hand betrachtend). Wie kommt dabei der Ehring an Ihren Finger?

Baron (verlegen — nach einer kleinen Pause). Ein Erbtheil meines seligen Bruders. — Ich trage ihn zur steten Erinnerung an seine brüderliche Liebe und an sein häusliches Glück.

Wilhelmine. Sie scheinen etwas verwirrt zu seyn.

Baron. Wer wäre es nicht, Ihnen gegenüber — dann vermengt sich damit auch ein wehmüthiges Gefühl für meinen Bruder. — Wir haben uns sehr lieb gehabt, und ich habe ein äußerst weiches Gemüth.

(Wilhelmine sieht schweigend zu Boden).

Baron (ihre Hand ergreifend). Ich erblicke da auch ein Ringelchen, das mich unruhig machen könnte —

Wilhelmine (lächelnd). Ein Geschenk meiner Tante.

Baron (zieht ihr einen kleinen Ring langsam vom Finger, sie läßt es geschehen. — Er steckt den Ring an seinen Finger, und hält ihn Wilhelminen vor's Auge). Darf ich?

Wilhelmine (verschämt). Herr Baron!

Baron (wie außer sich). Der Bund ist geschlossen. (für sich) Könnt' ich ihr nur auch gleich etwas geben. Ha! das kommt erwünscht; meine Frau verdient's ohnedies nicht wieder. — (er zieht das diamantene Kreuz hervor, und legt ihr's um den Nacken) Gestatten Sie mir, das schöne Geschenk Ihrer Huld zu erwiedern — (sie weigert sich Anfangs, indem sie zurückweicht, läßt es aber darauf geschehen) — Sie dürfen mir's aber nicht versagen, wenn Sie mich nicht namenlos unglücklich machen wollen.

Wilhelmine (das Kreuz betrachtend). Ein Geschenk von solchem Werthe — wahrscheinlich für Jemand Andern bestimmt?

Baron. Nein — nein, es war mein Kreuz — (mit einem leisen Seufzer) es ist mein Kreuz —

Wilhelmine. Dann, was würde die Tante dazu sagen?

Baron. Ich werde mich ihr vorstellen. — Ich werde mich vor ihren Augen rechtfertigen. — Bringen Sie mich zu ihr — ich selbst will sie nach der Residenz bringen, es ruft außerdem ein wichtiger Brief mich hin.

Wilhelmine. Was denken Sie? Noch darf sie nichts davon erfahren, daß wir uns kennen. Ich werde Ihnen meine Gründe sagen, wenn wir uns wiedersehen.

Baron. Auch gut! Lassen wir die Tante aus dem Spiele, das ist mir noch lieber. — Wann aber seh' ich Sie wieder?

Wilhelmine. Der Diener, welcher den Wagen zu-

rückbringt, übergiebt Ihnen ein Zettelchen, das Ihnen meinen Namen und meine Verhältnisse nennen soll. (sie will gehen).

Baron (drückt stürmisch ihre Hand an seine Lippen). Unvergleichliches Mädchen!

Wilhelmine. Nicht so ungestüm, lieber Baron — (sie geht ab — im Abgehen, wie für sich) Nun, Therese, brennt er genug? (ab

Sechste Scene.

Baron.

Unschuldiges Leiden wird doch immer vergolten! Kaum, daß ich erfahre, wie schwer meine Frau mich gekränkt hat, giebt mir das Schicksal einen billigen Ersatz an diesem liebenswürdigen Geschöpf. Ich will ihr gleich den Wagen zusenden, und noch einige Polster hineinlegen lassen, damit sie hübsch bequem sitzt. (Er geht gegen die Scene und bleibt plötzlich stehen) — Ist's möglich? Brand? Er wagt's noch, mir unter die Augen zu treten? Elender Mensch! Ha! wie mir bei seinem Anblicke das Blut in den Adern kocht. — Wahrhaftig, er kommt. — Komm nur, du kommst mir eben recht — ich will dich abfertigen, daß du zeitlebens an mich denken sollst.

Siebente Scene.

Der Baron. Brand.

Brand. Dem Himmel sey Dank, treff' ich Euch endlich!

Baron. In der That, habt Ihr mich gesucht?

Brand. Im ganzen Hause. Eure Frau wies mich zu Euch —

Baron (mit Mühe an sich haltend). Meine Frau! Wirklich?

Brand. Es ist doch ein wahrer Engel von einem Weibe, so gut, so gefällig —

Baron. Gefällig — habt Ihr Beweise davon?

Brand. Und von ausnehmender Schönheit — man wird gar nicht fertig von ihr zu reden, wenn man einmal angefangen hat.

Baron. Und alles das sagt Ihr mir in's Gesicht?

Brand. Warum nicht? Es wird Euch doch nicht beleidigen, wenn ich Euch die Vollkommenheiten Eurer Frau ins Gedächtniß führe; es fällt doch immer einiger Schimmer auch auf Euch zurück.

Baron (der nimmer an sich zu halten vermag). Jetzt hab ich's satt. Wofür haltet Ihr mich? —

Brand (zögernd). Für —

Baron. Heraus mit der Sprache —

Brand. Wofür ich Euch halte? — (für sich) Was soll ich sagen? — Ich halte Euch für den Baron Carl von Erlach meinen Freund — den Gatten einer liebenswürdigen Frau —

Baron (wüthend). Laßt meine Frau aus dem Spiele, sonst dreh' ich Euch den Hals um.

Brand (zurückspringend). Gott steh' mir bei! — jetzt bricht's los!

Baron (auf einen Platz zeigend). Da kommt her —
(Baron tritt einige Schritte vor)

Baron. Noch näher.

Brand nähert sich wieder etwas mehr dem Baron, aber mit mehr Vorsicht).

Baron (tritt ihm hart an den Leib, faßt ihn eine Weile ins Auge, dann wie ausholend). Wo seyd Ihr gestern Abend gewesen?

Brand (verlegen). Gestern Abend —

Baron. Ja! zwischen 9 und 10 Uhr?

Brand (für sich). Er weiß Alles! — dieß also der Beweis seines Benehmens gegen mich. — Ich muß mich auf's Bitten legen, er ist denn doch einmal der Oheim —

Baron. Nun! Werdet Ihr mir Antwort geben, oder werdet Ihr's nicht?

Brand. Ja, lieber Baron; ich sehe es ein, es wäre thöricht von mir, es Euch länger zu verschweigen, da ihr von Allem unterrichtet seyd. Ihr habt Recht. Ich liebe Theresen, nehmet aber meine Versicherung, daß ich bloß aus dem Grunde hergekommen bin, Euch Alles zu entdecken, und Euch um Eure Einwilligung zu bitten.

Baron. Das ist zu viel! — Sind Sie von Sinnen?

Brand. Häuft allen Euren Zorn auf mich, wenn Ihr wollt, aber laßt's Theresen nicht entgelten. — Auf mein Ehrenwort, sie ist an Allem unschuldig — und nur ich allein habe sie zu dem fatalen Rendezvous überredet. Sie hat lange Zeit nicht gewollt.

Baron. Vor Allem stellen Sie das vertraute Euch ein — Sie hören daß ich's auch nicht mehr gegen Sie gebrauche.

Brand. Seyd gerecht; hab ich wirklich Euren Zorn in einem so hohen Grade verdient? — Ihr habt ja auch geliebt — was habt Ihr denn gegen die schuldlose Leidenschaft; mein Stand und meine Einkünfte stehen, mein' ich, der Sache auch nicht entgegen —

Baron (seiner nicht mehr mächtig). Nicht entgegen? — einem solchen Verhältnisse? In einer Stunde will ich die Antwort geben mit dem Degen in der Hand — hinter dem Park im Gehölz. Bis dahin fort aus meinen Augen.

Brand (beleidigt). Karl — Ihr — Sie gebrauchen da Ausdrücke —

Baron. Wie sie dir zukommen, frecher — nichtswürdiger Mensch.

Brand (losbrechend — mit immer steigender Hitze). Das ist zu viel. — Ich bin ein Mann von Erziehung und weiß recht gut, wie weit ein Wort gehen darf, wie weit nicht. Ich lasse mir Vieles gefallen, aber zu viel ist zu viel. Ihr — Sie müssen nicht glauben, daß ich ein Hase bin, weil ich den Degen nicht immer auf der Zunge führe, wie Sie. Den nichtswürdigen Menschen geb' ich Ihnen zurück. — Sie verdienen ihn mehr als ich, der Sie einen harmlosen Mann beleidigt, der Sie ihn gemißhandelt, der Sie ihn bis zu einem Grade von Zorn gereizt haben, dessen er sich in seinem ganzen Leben nicht zu entsinnen weiß.

Baron. Sparen Sie der Worte, — Sie wissen, wo wir uns finden.

Brand (überlaut schreiend). Lassen Sie mich ausreden — ich bin jetzt im Zuge. Ich werde kommen, sorgen Sie nicht. Vor dreizehn Jahren hab ich fechten gelernt so gut wie Sie, und obschon mir die nöthige Uebung mangelt, der Himmel wird den Schuldlosen beschützen. — Dieß aber sage ich Ihnen, ob Sie Ihre Einwilligung geben oder nicht, daran liegt mir nichts; die Gerichte sollen darüber entscheiden, wie weit sich Ihre Gewalt erstreckt über eine Person, die unter Ihrer Leitung unglücklich ist.

Baron (vor Zorn bebend). Unglücklich — unter meiner Leitung. Nein! ich ärgere mich nicht mehr. Sie werden der Strafe nicht entlaufen, die Ihnen gebührt. Ich will Sie durcheinander rütteln, daß man Ihre Gebeine am jüngsten Tage nicht zusammenfinden soll. Zuvor aber will ich zu meiner Frau und ihr ein paar Worte ins Ohr sagen, von einem Gewicht und von einer Bedeutung, wie sie vielleicht nie über die Lippen eines beleidigten Ehemannes gekommen sind.

Achte Scene.

Brand (ihm nachsehend).

Der Mensch ist fürchterlich in seinem Zorne. Was er vorhin von meinen Gebeinen gesprochen hat, war entsetzlich. Etwas verrückt ist er auf jeden Fall, — denn was hat wieder der beleidigte Ehemann mit meinem Verhältnisse zu Theresen zu thun. Es ist doch seltsam, woher er das Mädchen nicht verheirathen will. — Sie hat mir's zuvor gesagt, daß ich darin ein schweres Spiel haben würde. — (Nach einer Pause.) Das hätt' ich mir doch niemals gedacht, daß ich je mich würde schlagen müssen. Ich bin gewiß nicht feige, aber ich kann mich bei derlei Dingen eines eigenen Gefühls nicht erwehren. Es geht mir durch den ganzen Körper mit einem seltsamen Drücken und Ziehen, und dabei fangen die Knie an zu zittern, und das Herz klopft so stark, als ob es zur Brust herausspringen wollte. Bei all' meiner Herzhaltigkeit könnte man in einem solchen Augenblicke von mir haben, was man wollte. — Aber was ist zu thun? Er hat mich schwer beleidigt — auch hab ich's ihm zugesagt, ich kann nicht mehr zurück. — Ich will mir den Degen holen, und meinen letzten Willen in Ordnung bringen. (er geht ab).

Neunte Scene.

(Zimmer im Hause des Barons).

Baronin (tritt auf).

Es ist doch ein abscheulicher Mensch dieser Steinau. Er steht in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit meinem Mann, und sucht ihn hinter seinem Rücken bei mir zu verkleinern. — Etwas unruhig hat es mich doch gemacht. — Wenn er mir gerade mit Wilhelminen untreu würde, wär' mir's doppelt fatal. Vielleicht ist er aber auch unschuldig.

Zehnte Scene.

Baronin. Baron.

Baron (athemlos hereinstürzend). Sind wir allein?

Baronin (umherblickend). Wie Sie sehen. —
(er geht zur Thüre und verschließt sie).

Baronin. Was machen Sie da?

Baron. Ich schließe die Thüre. Obschon Sie's nicht um mich verdient haben, will ich Ihnen die Beschämung vor Zeugen ersparen.

Baronin. Die Beschämung? mir? und wofür, wenn ich bitten darf?

Baron. Das sollen Sie gleich erfahren.

Baronin. Ich bin begierig darnach. — Fangen Sie nur an.

Baron. Keine Frechheit, Madame! sie empört mich noch mehr. Auch ist das Läugnen und alle Verstellung umsonst, denn ich bin hinlänglich von meinem Unglücke und von meiner Schande unterrichtet. — Was hatten Sie gestern in der Laube hinter meinem Schlosse zu thun? — ich begehre darauf bestimmte und genaue Antwort.

Baronin. Ich verstehe Sie nicht.

Baron. Ich wiederhole es Ihnen, jedes Läugnen ist vergebens. Ich weiß Alles, weiß, wen Sie gestern im Garten gesprochen, wen Sie zur Thüre hinausgelassen, wen Sie umarmt haben — mit wem Sie in der Laube gewesen sind. — Alles, alles.

Baronin. Wie oft verwies ich Ihnen Ihre grundlose Eifersucht, wie oft haben Sie mir Besserung versprochen, und immer fallen Sie wieder in den alten Fehler zurück.

Baron. Nicht ich, Madame! Sie sind gefallen, in die Hände eines Verführers sind Sie gefallen, den ich nur zu lange Freund genannt habe.

Baronin. Carl! Sie werden mich aufbringen!

Baron. Sie winden sich nicht heraus, weder mit Blicken, noch mit Worten. Dießmal hab ich Beweise gegen Sie — verstehen Sie mich — Beweise.

Baronin. Worüber haben Sie Beweise?

Baron. Worüber? Nun! weil Sie es denn durchaus wissen wollen, darüber, daß Sie Brand im Garten gesprochen, daß Sie Brand in der Laube umarmt haben, daß Sie mit Brand in der Laube gewesen sind.

Baronin (lachend). Mit Brand — ich — darüber haben Sie Beweise — die wünscht' ich zu seh'n.

Baron. Wünschen Sie's nicht. Ich könnte sie Ihnen früher vorhalten, als Sie's vermuthen.

Baronin. Sie sehen ich bin ziemlich gefaßt darauf.

Baron (kaum seiner mächtig). Ich könnte — (für sich) Narr, der ich war, das Kreuz aus der Hand zu geben.

Baronin. Ich sehe noch immer nichts.

Baron (hart an sie tretend, und ihre Kleidung betrachtend). Wo haben Sie Ihr diamantenes Kreuz?

Baronin. Welches?

Baron. Das mit den Smaragden, welches ich Ihnen vor zwei Jahren zu Ihrem Geburtstage schenkte.

Baronin. Bevor ich Ihnen darauf antworte, müssen Sie mir erklären, wie das Kreuz mit dem Verdachte zusammenhängt, den Sie auf mich geworfen haben.

Baron. Das will ich Ihnen haarscharf erklären. Der Zufall ist zuweilen ungalanter gegen die Damen, als ihre Liebhaber. — Er ließ Sie in der Laube, in welcher Brand mit einer Dame war, die man trotz Nacht und Schleier nur zu gut erkannte, Ihr diamantenes Kreuz verlieren, und brachte es — zittern Sie — in meine Hände.

Baronin (nach einer Pause). Ich höre und zittere nicht — Sie aber, mein Herr, Sie sollen zittern, und dies noch ehe fünf Minuten vergangen sind.
(sie geht ins Nebenzimmer).

Eilfte Scene.

Baron (allein).

Ich bin doch neugierig, zu erfahren, wie sie sich da herausbringen wird. Ich wollte wetten, sie weiß, daß ich das Kreuz weggegeben habe, wie wäre sie sonst zu der erstaunlichen Sicherheit gekommen, die mich selbst bald irre gemacht hätte. Was sie wohl thun mag? — (Er geht zur Seitenthüre, durch welche die Baronin ging, und blickt durch's Schlüsselloch.) Sie steht an ihrer Toilette — sie nimmt ein Blatt heraus, mir scheint gar, sie schreibt. — An wen hat sie zu schreiben? — (Es wird an der Mittelthüre geklopft, der Baron fährt zurück). Man hat geklopft! Verdammte Zudringlichkeit! gerade jetzt. — (Er schließt auf. Die Baronin tritt aus dem Seitenzimmer).

Zwölfte Scene.

Die Baronin. Der Baron. Ein Bedienter.

Bedienter (zur Baronin gewendet). Fräulein von Erben.

Baronin (etwas verlegen). Ich —

Baron (heimlich zur Baronin). Warum zögern Sie, das Fräulein kommen zu lassen. Wer ist sie? Darf ich sie nicht sehen?

Baronin. O ja! — doch —

Baron (schnell zum Bedienten gewendet). Das Fräulein ist meiner Frau willkommen.
(Bedienter ab).

Dreizehnte Scene.

Baron. Baronin.

Baronin (lächelnd). Sie haben nicht ganz gut gethan, so auf die Bekanntschaft meiner Freundin zu dringen.

Baron. Das wollen wir bald erfahren.

(Die Erben tritt ein, sie hat das Kreuz, das ihr der Baron gab, am Halse hängen).

Baron (geht ihr rasch etwas entgegen, und fährt darauf erschrocken zurück). Alle Wetter! die Fremde.
(Die Damen umarmen sich).

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmine von Erben.

Baron (mit erzwungener Fassung, zur Baronin). Ihre Freundin? —

Baronin (Wilhelminen dem Baron vorstellend). Fräulein Wilhelmine von Erben, von dem ich Ihnen so oft erzählt habe.

Baron (sich überaus tief verneigend). Welch' interessante Bekanntschaft.

Wilhelmine. Wir kennen uns ja schon. Ich und meine Tante danken Ihnen recht sehr für Ihre Güte. Der Wagen ist so eben angekommen.

Baron (äußerst verlegen). Es freut mich — daß — (er macht Wilhelminen verschiedene Zeichen, auf die sie nicht zu achten scheint).

Baronin. Ihr kennt Euch, und woher?

Wilhelmine. Der Baron war so artig, uns einen Wagen zu leihen, da unsrer beschädigt wurde.

Baronin. Mein Mann?

Wilhelmine (mit verstelltem Staunen). Mann — der Baron verheirathet — ich dachte, er sey dein Bruder.

Baron (zu Wilhelminen tretend, heimlich). Wenn wir allein sind, werde ich Ihnen den ganzen Zusammenhang aufklären.

Wilhelmine (beleidigt). Nichts da, mein Herr — jetzt begehr ich die Aufklärung, in Gegenwart meiner Freundin.

Baron (heimlich und dringend). Machen Sie mich nicht unglücklich.

Wilhelmine (wie vom Schmerz ergriffen). Nicht mehr, als Sie's verdienen. Sind Sie verheirathet, oder sind Sie's nicht? Ich begehre nur ein Ja oder Nein —

Baron (schnell, und scheinbar über die Frage verwundert). Ja! — Wie können Sie darüber zweifeln?

Wilhelmine. Wie ich zweifeln kann? Weil Sie sich vor einer Stunde im Garten für unverheirathet ausgegeben, und zu meinen Füßen um meine Liebe geworben haben.

Baronin. Carl! ist das wahr?

Baron (nach einer Pause, in der er nachzudenken scheint). Ich kann mich nicht bestimmt daran erinnern, aber es ist möglich; Sie kennen ja meine Zerstreuung.

Wilhelmine. Dießmal muß sie etwas lange gedauert haben, wenn man Pfänder wechselt.

Baron (für sich). Beleidigte Liebe treibt sie zum Aeußersten. — (heimlich zu Wilhelminen) Schonen Sie mich doch.

Wilhelmine (mit scheinbar immer steigender Kränkung). Schweigen Sie, Baron. — Sie haben ein Herz zertreten, das schwer jemals wieder genesen wird. Geben Sie mir meinen Ring zurück.

(Baron zieht schnell einen Ring vom Finger und giebt ihn Wilhelminen).

Wilhelmine (indem sie sich das Kreuz vom Halse lös't, und es dem Baron überreicht). Nehmen Sie auch Ihr Geschenk wieder. Sie übergaben mir's als Versicherung Ihrer ewigen Liebe; unter den jetzigen Verhältnissen kann ich keinen Gebrauch davon machen.

Baronin (sinkt in einen Stuhl und verhüllt sich das Gesicht). Carl! Carl! hab ich das um Sie verdient?

Baron. Sparen Sie Ihre Thränen, und triumphiren Sie nicht zu früh. Es ist wahr, ich habe gefehlt, aber Sie — Sie haben mich dazu gebracht. Eben dies Kreuz, das wie

verzaubert immer wieder zu mir zurückkommt, zeugt wider Sie — (er hält ihr's vor)

Baronin. Elende Ausflucht — was geht mich dieß Kreuz an?

Baron. Besehen Sie's doch etwas genauer — sechs Diamanten, vier Smaragde. — Es ist Ihr Kreuz, Madame! Dasselbe, das ich Ihnen gab — dasselbe, um welches ich Sie befragte, bevor (auf Wilhelminen zeigend) — diese, gutmüthige Freundin kam — dasselbe, das Sie gestern beim Rendezvous mit Brand in der Laube verloren haben.

Baronin (aufstehend). Nein, mein Herr! der Sie Wahn und Täuschung auf's Aeußerste treiben — dieß Kreuz, was Sie mir vorhalten, kenn' ich nicht — jenes aber, von dem Sie sprechen, ist hier. — (sie giebt ihm ein Kästchen, welches sie bisher in der Hand verborgen hielt).

Baron (öffnet es schnell — nimmt ein diamantenes Kreuz heraus, und läßt erschöpft die Hände sinken, für sich). Ich bin verloren!

Wilhelmine (zur Baronin, geheim). Hab' ich recht gehabt?

Baronin (zu Wilhelminen, geheim). Ja — aber auch ich, denn, wenn ich mich nicht sehr täusche, ist Steinau am ganzen Mißverständnisse Schuld. Er suchte mich gegen meinen Mann aufzuhetzen, und wahrscheinlich auch meinen Mann gegen mich.

Baron (für sich). Es bleibt mir nichts übrig, ich muß den Reuigen spielen. — (er kniet vor der Baronin nieder) Liebe Therese! vergieb mir nur dießmal noch. Große Krankheiten bedürfen großer Krisen, wenn Sie vom Grund aus geheilt werden sollen. — So auch meine Eifersucht. Jetzt erst bin ich genesen. Hätte nicht die Scene im Garten — mit dem Schlüssel — (forschend) Du weißt!

Baronin (auf Wilhelmine zeigend). Meine Freundin sprach ich dort, — ihr öffnete ich die Gartenthüre, sie habe ich umarmt.

Baron. Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?

Baronin. Weil Wilhelmine Ihnen unbekannt bleiben wollte, bis ihr's gelungen war, Sie gehörig verliebt zu machen, und einer zu gläubigen Hausfrau die Augen zu öffnen.

Baron (aufstehend). Das war also Plan. (zu Wilhelminen) Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Fräulein.

(Wilhelmine erwiedert die Verneigung).

Baronin. Sie ist Steinaus Braut.

Baron (schnell). Steinau's — der Mensch ist an allem Schuld. Er machte mich zuerst (zu Wilhelminen) auf Sie aufmerksam, er führte mich zur Laube, er hat heute seltsame Reden über meine Frau fallen lassen.

Baronin (zu Wilhelminen, heimlich). Hab' ich recht gehabt?

Wilhelmine (zur Baronin). S' ist ein Mann, wie der andere. — Sie taugen Alle nicht viel.

Baron. Was meine kleine Untreue betrifft, Therese, so denke, es war meine letzte, wie's meine erste war. Wer wie ich, außer dir, nie irgend einem weiblichen Geschöpfe etwas von Liebe auch nur vorsagte, wer in Rücksicht seiner Sprödigkeit in der Residenz den Namen Kieselherz getragen, dem mein' ich, kann man eines Fehltrittes ungeachtet, immerhin trauen.

Baronin (ihm die Hand reichend). Ich will's noch einmal versuchen — aber gewiß zum letztenmal. (Der Baron ergreift ihre Hand und küßt sie).

Wilhelmine (für sich). Sie ist doch wieder angeführt.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Therese von Eichdorf. Brand (er trägt etwas Verhülltes unter dem Arme).

Baron (auf Brand zugehend). Lieber Brand — (er stutzt, wie er die Eichdorf blickt). Meine Nichte? Die hat noch gefehlt.

Baronin (zu Therese). Sie hier, liebe Eichdorf, wir glaubten Sie in der Residenz.

Therese. Vergeben Sie, gnädige Frau, daß ich so unvermuthet Sie überrasche, aber ich wurde zur Reise gezwungen, 's betrifft eine Sache von Belang.

Baron (mit erzwungenem Ernst). Es ist nicht fein, Fräulein Nichte, so allein in der Welt herumzureisen, und ehrliche Leute zu erschrecken. Was verschafft uns die Ehre?

Therese. Ich komme, Sie, lieber Onkel, um Ihre Einwilligung zur Heirath mit Ihrem Freunde Brand zu bitten.

Baron (etwas verlegen). Mit Brand? — Davon wußt' ich ja gar nichts. Wie lange ist denn das her, daß Ihr Euch liebt?

Brand (zum Baron im Hintergrunde, halb scheu, halb trotzig). Seit vorigem Jahre, wo wir uns in der Residenz kennen lernten.

Therese (zum Baron). Nach der Behandlung, die Brand von Ihnen erfahren, kann ich nur auf ein Mißverständniß schließen, denn obschon Sie immer dagegen waren, daß ich mich verheirathe —

Baron (immer verlegener). Dagegen? was fällt Ihnen ein?

Therese. So hat sich doch Ihr Unwille nie so laut, und so heftig ausgesprochen —

Brand (im Hintergrunde). Laut und heftig. Das weiß der Himmel!

Baron. Vergebt mir Freund, — ich war damals etwas im Irrthume. (er geht zu Brand und reicht ihm die Hand).

Brand (rasch). Vergeben! Von ganzem Herzen. (er legt das Päckchen auf den Tisch). — So werd' ich doch das fatale Instrument, meinen Degen, los. Er hat wie Feuer unter meinem Arme gebrannt.

Baron (zu Brand und der Eichdorf). Also Ihr Beide stackt in der Laube?

Brand. Freilich. Es war ein theures Rendezvous.

Therese. Mich kostet's wenigstens einen ziemlich kostbaren Schmuck. — (zum Baron) Jenes diamantene Kreuz, welches Sie mir vor zwei Jahren geschenkt haben?

Baron (für sich — heftig überrascht). Verdammt! die hat auch ein Kreuz von mir — daran hab' ich nicht gedacht.

Baronin (zur Eichdorf). Sie erhielten das Kreuz von meinem Manne — (in die Hände klatschend). Das ist allerliebst.

Baron (zur Baronin, nach einer Pause, in der er, seine Verlegenheit bergend, nachzudenken scheint). Da können Sie sich einen Begriff von meinen Zerstreuungen machen, daß ich darauf vergaß. Es ist richtig; jetzt fällt mir's ein. Ich kaufte vor zwei Jahren zwei Kreuze, beide einander gleich. Ich wollte keines einem fremden Käufer überlassen, und so waren sie mir die Zeichen der edelsten Gefühle, (auf die Baronin zeigend) der Liebe, und (gegen die Eichdorf gewendet) der Freundschaft, — nicht wahr?

Eichdorf. Sie sagten doch auch dabei —

Baron (ihr ins Wort fallend). Lassen wir das jetzt. (Er legt die Hände Theresens und Brands ineinander). Nehmt einander hin, lieben Kinder, und — (indem er der ersten das diamantene Kreuz giebt) empfangen Sie hier auch das Kreuz wieder zurück; als Ehefrau müssen Sie sich daran gewöhnen. (zur Baronin, seufzend) Es ist doch ein süßes Geschäft, Glückliche zu machen.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Steinau.

Steinau. Vortrefflich! da find' ich ja — (Wilhelminen erblickend) Wilhelmine, Sie hier?

Wilhelmine. Ich nahm mir vor, Sie ein wenig näher kennen zu lernen, lieber Steinau, drum mußt' ich mich im Hintergrunde halten. Sie können nicht glauben, was man da für Erfahrungen macht.

Steinau (verlegen). Was mich betrifft —

Baron (dem Steinau Theresen vorstellend). Meine Nichte, Therese von Eichdorf.

Brand. Meine Braut, setz' ich Glücklicher dazu.

Baron (zu Steinau heimlich, indem er an ihm vorüber geht). Sie war in der Laube.

Baronin (zu Steinau, auf Wilhelminen zeigend.) War dieß die Fremde, die mein Mann auf seinem Spazieritte besuchte?

Steinau. Bewahre der Himmel, man sagte mir von einer gewissen Bernardine Senden.

Wilhelmine. Die ist mit mir ein und dieselbe Person. Meine Tante, um die Ueberraschung vollkommen zu machen, wollte, daß wir unter fremden Namen reiseten.

Steinau (sich die Stirne trocknend). Ein excellenter Gedanke! (er wendet sich in seiner Verwirrung zu Brand). Nimm meinen Glückwunsch, Freund!

Brand. Geh mir aus dem Wege. Ich lasse mir's nicht nehmen, Du hast uns alle so durcheinander gebracht.

Steinau. Warum nicht gar.

Baron (pathetisch). „Allen Sündern sey vergeben." (zur Baronin, sie umschlingend) Nicht wahr, liebes Weib?

Brand (Theresen an der Hand fassend). Wie glücklich bin ich durch Sie.

Steinau (sich Wilhelminen nähernd). Der guten Dinge

sind drei; (auf die zwei Paare zeigend) Hier seh ich zwei wollen wir die Zahl voll machen?

Wilhelmine. Wenn Sie zuvor drei böse Dinge werden abgelegt haben: Schwatzhaftigkeit, Zwischenträgerei und Neugierde.

Steinau. Was sagte der Baron? Allen Sündern sey vergeben, und darunter gehöre auch ich.

(Der Vorhang fällt.)

Friedrich Ferdinand Delbrück

ward im Jahre 1772 in Magdeburg geboren, erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn eine Collaboratur und 1802 eine Professur am Cölnischen Gymnasium zu Berlin. Im Jahre 1810 ging er als Schulrath und außerordentlicher Professor an der Universität nach Königsberg, ward 1816 Regierungs- und Schulrath in Magdeburg und 1818 ordentlicher Professor der schönen Literatur in Bonn, wo er noch lebt.

Seine deutschen Schriften sind:

Christenthum: Betrachtungen und Untersuchungen. Bonn, 1822. 2 Thle.
Ein Gastmahl. Reden und Gespräche über die Dichtkunst. Berlin, 1809.
Gedächtnißrede auf Paul Gargl. Berlin 1808.
Lyrische Gedichte mit erklärenden Anmerkungen u. s. w. 1. Bd. Berlin, 1800. (Mit einem Titel: Klopstocks auserl. Oden. 1820)
Ueber die Humanität. Magdeburg, 1796.
Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend. Bonn, 1823.
Predigten. Berlin, 1816.
Reden, veranlaßt durch die Ereignisse der Zeit. Königsb. 1814.
Reden, aus den Jahren 1807—30. Bonn, 1831.
Sokrates, Betrachtungen und Untersuchungen. Köln, 1819.
Xenophon, zur Rettung seiner durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre. Bonn, 1829.
Viele einzelne Reden, Abhandlungen, u. s. w.

Als Forscher auf dem Gebiete der Philosophie und besonders der Aesthetik hat sich D. durch Klarheit, Tiefe, Geschmack und Würde einen sehr gefeierten Namen erworben. Eines gleichen Rufes erfreut er sich als Redner, wo er reines Gefühl, Tiefe und Wärme, mit großer Besonnenheit und Eleganz zu verbinden weiß. Nur in seinen theologischen Streitschriften scheint er sich auf einem seiner Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit weniger zusagenden Felde zu bewegen, und ist hier dem Tadel seiner Gegner nicht entgangen.

Hermann Christoph Gottfried Demme,

als Romanschriftsteller bekannt unter dem Namen Carl Stille, ward am 7. September 1760 zu Mühlhausen geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und ward darauf Subconrector in seiner Vaterstadt und 1796 ebendaselbst Superintendent. Im Jahre 1801 nahm er einen Ruf als Generalsuperintendent in Altenburg an, wo er bis zu seinem am 21. December 1822 erfolgten Tode, höchst segensreich wirkte.

Von ihm erschien:

Der Pächter Martin und sein Vater. Leipzig, 1793. 2 Thle. 3. A. 1802. 3 Th.
Erzählungen. 2 Thle. Riga, 1793. N. A. 1797.
Beiträge zur reinen Gottesverehrung. Riga, 1798.
Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben. Riga, 1793.
Pächter Martin über die moralische Anwendung der französischen Revolution. Göttingen, 1796.
Neue christliche Lieder. Gotha, 1799.
Abendstunden. Gotha, 1804—5. 2 Thle.
Predigten. Gotha, 1808.
Predigten und Reden. Neustadt, 1813.
Neun Reden. Gotha, 1817.
Gebete und Betrachtungen. Gotha, 1818—23. 2 Thl.
Leben Franz. A. Sachses des Blinden herausgeg. v. D. Gotha 1819.

D. war ein Mann, den die Reinheit und das vortreffliche Streben seines Herzens, die Tüchtigkeit seiner Gesinnungen, und seine gediegene Welt- und Menschenkenntniß eben so hoch stellten, wie seine schriftstellerischen Leistungen im Fache des Romans und der Kanzelberedsamkeit. Sein Styl ist einfach und edel, sein Zweck Belehrung und Besserung; meisterhaft sind in seinen erzählenden Arbeiten die Schilderungen und Entwickelungen der einzelnen Charactere, die er mit großer Innigkeit und Wahrheit dem Leser vorzuführen versteht. Als practischer Geistlicher hat er sich vorzüglich ein bleibendes Verdienst um seine Gemeinen durch die Einführung zeitgemäßer verbesserten Kirchengesänge erworben.

Peter Denaisius

ward am 1. Mai 1561 zu Straßburg geboren, studirte die Rechte, erwarb sich die Doctorwürde in denselben und ging dann in Pfalzgräfliche Dienste, in welchen er als Rath und Gesandter nach Polen und England geschickt wurde. Später erhielt er eine Stelle als Assessor des Kammergerichtes zu Speier. Er starb am 20. September 1610 in Heidelberg.

Von seinen Gedichten, welche nicht gesammelt wurden, ist nur ein einziges, ein Hochzeitslied bis zu uns gekommen, daß sich im dritten Bande des neunten Stücks der Sammlung Zürcherischer Streitschriften S. 7—9 abgedruckt findet.

D. wird gewöhnlich als Opitz Vorgänger betrachtet und neben Melissus (S. d. A.) und Weckherlin genannt;

er behandelte Sprache und Vers mit Geschmack und Correctheit und zeichnete sich dadurch zu seiner Zeit rühmlich aus; weiter ist jedoch, nach dem bereits angeführten Hochzeitsgedichte zu urtheilen, nichts Erhebliches an ihm zu loben.

Michael Denis,

ein zu seiner Zeit um die Ausbildung der schönen Literatur und der deutschen Sprache, in den östreichischen Staaten sehr verdienter Mann, ward am 27. September 1729 zu Schärding am Inn geboren, wo sein Vater als Rechtsgelehrter lebte. Er erhielt seine erste Bildung auf dem Jesuitengymnasium zu Passau und trat darauf 1747 zu St. Anna in Wien in den Jesuitenorden. D. zeichnete sich hier durch Eifer und Fähigkeiten aus und ward mehrere Jahre in verschiedenen Provinzen Oestreichs als Jugenderzieher und Prediger beschäftigt. 1759 wurde er Lehrer am Collegium Theresianum zu Wien und unterrichtete daselbst in den schönen Wissenschaften, der Literargeschichte und der Bücherkunde. Nach Aufhebung seines Ordens sowohl als der eben genannten Akademie ward er 1784 zweiter Custos der Kaiserlichen Bibliothek, 1791 aber erster Custos und K. K. Hofrath. Er starb am 29. September 1800 und ward seinem Wunsch zufolge in dem zwei Stunden von Wien entfernten Hütteldorf begraben.

Seine deutschen Schriften sind:

- Einige Bardengesänge und geistliche Lieder. Wien, 1774.
- Beschäftigungen mit Gott. Wien o. J.
- Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa, seit 1756, 2 Thle. Augsburg, 1768.
- Wiens Buchdruckergeschichte. Wien, 1782; nebst Nachtrag. Wien, 1793.
- Einleitung in die Bücherkunde. 2 Thle. Wien, 1777. N. A. 1796–98.
- Lesefrüchte. 2 Bde. Wien, 1797.
- Die Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek. Wien, 1780.
- Ossians und Sineds Lieder. 5 Bde. Wien, 1784 in 4.
- Bardenfeier am Tage Theresiens. Wien, 1770.
- Zurückerinnerungen. Wien, 1794.
- Literarischer Nachlaß, herausgegeben von J. F. von Retzer. 2 Thle. Wien, 1804. in 4.
- Einzelne Gedichte, Abhandlungen u. s. w. in mehreren Zeitschriften.

Ueber Denis Werth als Mensch war bei seinem Tode nur eine Stimme. In einem kurzen Nekrologe, welcher gleich nach seinem Tode in der Wiener Zeitung Jahrgang 1800. No. 79. S. 3129 erschien, heißt es u. A. „Unentweihte Herzensreinigkeit, frommer Eifer in Beobachtung seiner priesterlichen Pflichten, die er nur gegen sich strenge und liebevoll gegen seine Mitmenschen erfüllte, ein sanfter gütevoller Charakter, angenehmer lehrreicher Umgang, rastlose Sorgfalt für den Unterricht und die sittliche Veredlung der Jugend, längst entschiedene seltene Verdienste um deutsche Sprache, Literatur und Dichtkunst, die ihm unter den Gelehrten und Dichtern Deutschlands einen der vorzüglichsten Plätze erwarben und wovon seine Werke hinlänglich zeugen, machen ihn jedem biedern Deutschen unvergeßlich."

Ueber Denis Leistungen als Dichter und Schriftsteller fällt einer der competentesten Richter, Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Bd. 11. S. 2?6) folgendes Urtheil, das wir um so lieber hier mittheilen, als unsere Ansichten vollkommen mit demselben übereinstimmen: Seine eifrige Anhänglichkeit an den Glauben seiner Kirche hinderte ihn nicht, in Sachen, die der Kirche nicht angehen, auch von Protestanten zu lernen, und sich besonders für die protestantischen Dichter zu interessiren, die, wie Gellert und Klopstock, sein moralisches Gefühl ansprachen. Seine sanfte und bildsame Phantasie und eine Feinheit des Geschmacks, die damals in den östreichischen Staaten sehr selten war, machten ihn fähig, die Muster nachzuahmen, die er vorzüglich liebte. Klopstocks Patriotismus hatte auch ihn ergriffen. Mit den enthusiastischen Vorstellungen, die er sich von deutscher Bardenpoesie machte, stimmten die ossianischen Gedichte überein, die damals bekannt wurden. Er war einer der Erstern, die diese Gedichte in das Deutsche übertrugen. — In seiner Uebersetzung der ossianischen Gedichte harmonirt der Hexameter nicht mit dem Tone der ersischen Bardenpoesie: aber die Uebersetzung hat ein wahrhaft poetisches Colorit und übertrifft in dieser Hinsicht die Versuche, deren bald mehrere folgten, die dem Ossian zugeschriebenen Werke nach Macpherson ohne Vers in die deutsche Literatur zu verpflanzen. Den Wiederhall der ossianischen Poesie und der Oden und Bardiete von Klopstock, erkennt man auch leicht in den eigenen Gedichten von Denis, oder wie er sich vor dem Publicum nannte, Sined dem Barden. Originale Züge haben sie nicht; aber ein warmes und edles Gefühl und eine lyrische Phantasie die mehr mit Idealen, als mit einer wirklichen Welt beschäftigt war, reden in diesen Gedichten eine kräftige und sehr gebildete Sprache. Mehrere die zu den vorzüglichsten Gelegenheitsgedichten des Zeitalters gehören, haben ein östreichisches Nationalinteresse. Sie verherrlichen die östreichischen Generale Daun und Laudon und den Kaiser Joseph II. auf eine ähnliche Art, wie die preußischen Dichter ihren Friedrich zu besingen nicht aufhören konnten.

Vgl. Michaelis Denisii, Commentariorum de vita sua libri V. im Nachlaß. Deutsch. Winterthur 1802. — Biographieen österreichischer Dichter, Bd. 2. Heft 1. S. 37 flgde. — D's Bild erschien 1778 zu Wien, von Mansfeld und Jakob Adam gestochen, ferner vor dem 13. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek und vor dem Leipziger Musenalmanache für 1778.

Theresia die Weise.*)

Gutrath der Barde.

Hat mir jemal ein Lied unter Gewaltigen
In dem Flügel der Schlacht, oder im nächtlichen
Siegesmahle gelungen,
Oder, wenn ich des thauenden

Morgens Kommen besang, oder das Abendroth,
Oder, wenn ich den Fall eines der blühenden
Heldensöhne beseufzte,
Dem im Felde sein Hügel stieg;

*) Aus: Bardenfeyer am Tage Theresiens. Wien, 1770.

O so sey mir auch heut unter den feyernden
Liederköniginn hold, göttliche Bardenkunst!
Denn ich singe die Weisheit
Unsrer grossen Gebietherinn.

So wie tagender Stral, wenn er in Osten bricht,
Falbe Nebel verzehrt, welche die Krümmungen
Heller Bäche bedecken,
Und das reizende Blumenfeld;

So schwand trügender Durst, welcher auf Wissenschaft,
Und auf jeglicher Kunst menschlicher Hände lag,
Als vom Stuhle der Väter
Sich dem Volke die Fürstinn wies.

Müßigbrütender Witz, luftiges Wortgezänk
Nicht nach Wahrheit bemüht, nicht der Natur getreu,
Scholl vom lärmenden Saale
Wahngetäuschter Druiden aus.

Deinen Barden erzürnt war der Gesänge Geist,
War das ächte Gefühl, Donau! von dir geflohn
Zu den Quaden und Sachsen,
Zu den Katten und Brennen hin.

Denn sie sangen nicht deutsch, sangen dem Volke nach,
Dessen drückendes Joch Hermann in Stücke schlug,
Mengten weichliche Namen
Fremder Götter in jedes Lied.

Auch der sinnende Fleiß, er der Beförderer
Jeder nützlichen Kunst wohnte beym Fremdlinge,
Macht' ihn stolzer, und zog ihm
Unsre Schätze zur Beute zu.

Nun nicht länger! so rief unsre Gebietherinn,
Schwang den goldenen Stab über die Dämmerung.
Sieh, da schwanden die Schatten!
Eifer flammte die Geister an.

Männer traten hervor, hoher Erkenntniß voll,
Auf der Fürstinn Geboth; jeglicher Wissenschaft
Kam und jeder der Künste
Glanz und Nutzen durch sie zurück.

Und ein thürmender Bau stieg auf Theresiens
Machtwort prächtig empor, öffnete Lernenden
Weite Thore. Sie saßen,
Hörten Weisheit und liebten sie.

Und der Barde gerührt langte das Harfenspiel
Seiner Väter hervor, spannte die Saiten um,
Vaterländische Lieder
Sang die Tochter der Felsen nach.

Und der schlummernde Fleiß riß sich beschämet auf,
Griff zum Werke. Der Schall arbeitergebener
Hände schwang sich in Städten,
Schwang vom Lande sich himmelan.

Tiefsinn faßte den Sohn fremder Gebiethe; kaum
Glaubt' er, was er vernahm. Aber die Söhne Teuts
Sahn den rühmlichen Fortgang,
Sahn und freuten sich brüderlich.

Und bald schwebte der Ruhm über Theresiens
Weisen. Einer, gelehrt alle Bewegungen
Heitrer nächtlicher Himmel,
Zog zum fernesten Norden hin.

Von dem Herrscher erwählt, welcher, dem Vater gleich,
Weisheit liebt und belohnt, und dem erhabensten
Unsrer Barden, vom Vater
Ueber Meere geruffen, horcht.

Dorthin zog er, und fand günstigen Himmel dort,
That dem Herrscher genug, kehrte von ihm geehrt,
Und nicht ohne Geschenke
Deinem Himmel, o Wien! zurück.

Ha, du glückliches Wien! Unter Theresiens
Mildem Strale wie schön siehst du die Wißbegier
Zu der Reife gepfleget,
Süßer, nährender Früchte voll;

Siehst du, wie die Gewalt weiserer Lehren auch
Herz und Sitten erhöht, Umgang und Sprache bildt,
Und von spielenden Bühnen
Rohheit bannet und Afterwitz;

Siehst du, wie sie das Haupt unter den Künsten hebt,
Sie die männlichste Kunst, Waffengeschicklichkeit,
Einem Helden vertrauet,
Der vom Lenze des Alters an

In dem Flügel der Schlacht rühmliches Eisen trug,
Der von Joseph geliebt, und vom erfahrenen
Brennenherrscher geschätzet
Ganz sich Oesterreichs Ehre weiht!

Aber siehst du nicht auch, glückliches Wien! wie sehr
Deines reifenden Ruhms Dauer Theresien
Deiner weisesten Fürstinn
An dem sorgenden Herzen liegt?

Menschen schwinden hinweg. Lassen sie Thaten nach,
Dann nennt Trümmer und Lied Thaten und sie zugleich;
Aber Trümmer und Lied stirbt,
Gleichen Söhne den Vätern nicht.

Heil dir, sorgendes Herz unsrer Gebietherinn!
Vätern gleichen durch dich Söhne. Du ruffest sie
Von entferneten Gränzen
Deiner Reiche zur Kaiserstadt.

Da quillt Lehre für sie jeglicher Wissenschaft,
Da wird jedes Gefühl zeitlich der Tugend wach,
Da grünt Hoffnung der Zukunft,
Deutsches Vaterland! Hoffnung dir!

Jeden löblichen Schritt, welchen ein Heldenkind
Fortgeht, zeichnet das Aug seiner Beherrscherinn,
Und Ihr Zuspruch erwecket
Rühmlich Eilender Eifersucht.

Und am Ziele der Bahn warten Belohnungen,
Jedem Sieger bestimmt, welcher im Frühlinge
Seines Lebens, o Weisheit!
Deinem Reize sich ganz ergab.

Weisheit, Weisheit! wie viel bist du Theresien
Schuldig! Weit ist das Reich, dem du mit Ihr gebeutst,
Zahlreich sind die Verehrer,
Die Sie deinen Gesätzen schafft!

O so flamme den Geist deiner Verehrer an,
Daß ihr treffender Kiel, daß ihr beredter Mund,
Ihres Harfenspiels Ausklang
Deine Freundinn verewigen!

Theresia die Freygebige.

Sineds der Barde.

Zieret, eh der Herbst euch bleichet,
Zieret Sineds Harfenspiel,
Frische Blätter, die der Barde
Von der schönsten Eiche schnitt,
Zu Theresiens
Ehre schnitt!

Tönet, eh der Tag sich neiget,
Durch den hohen Fürstensaal,
Frische Saiten, die der Barde
Seiner Feyerharfe kohr,
Zu Theresiens
Ehre kohr!

Von der Güte sollt ihr tönen,
Saiten, die der Barde kohr
Von der Güte, die die Fürstinn
Zu der nahen Aehnlichkeit
Des unendlichen
Wesens hebt.

Gütig ist Allvater. Gnade
Geht von seinem Antlitz' aus;
Und aus seinen Händen strömet
Immer Segen auf die Welt.
Ist Theresia
Nicht sein Bild?

Wenn aus lauen Frühlingswolken
Wachsthum und Gedeihen fleußt,
Trinken nicht nur Eichenwipfel,
Und der knospenvolle Strauch;
Auch das niedrigste
Veilchen trinkt.

Also breiten Gnadenquellen
In der Fürstinn weites Reich
Sich von Ihres Sitzes Stuffen
Durch der nächsten Diener Schaar
Bis zum fernesten
Pflüger aus.

Männern, die mit treuem Rathe
Für das allgemeine Wohl
Ihre Sorgen unterstützten;
Die nun Last der Jahre beugt,
Folget reicher Lohn
Bis ins Grab.

Männern, die mit kühnem Eisen
In das blutige Gewühl
Sich für Ihre Rechte stürzten;
Die nun Greisenalter drückt,
Folget reicher Lohn
Bis ins Grab.

Männer, die für Sie zu sterben
Wünschen; aber unerhört
Nur mit schweren Wunden kehren
Aus dem Sturme finstrer Schlacht,
Danken Ihrer Huld
Trost und Heil.

Gattinnen am frühen Steine
Der Geliebten thränenvoll,
Hilfelos, von Noth gequälet
Eilen an der Fürstinn Herz,
Finden Lindrung dort
Ihrer Noth.

Kinder, die noch unerzogen
Der Erzeuger Leichen sahn,
Jedem Mangel hingeworfen,
Oefter auch des Lasters Raub,
Rettet und versorgt
Dieses Herz.

Denn voll zärtlichen Erbarmens
Ist das Herz Theresiens.
Lange schuff Allvater keines
Unter Menschenherzen so,
Wie von seiner Hand
Dieses kam.

Kaum erreicht der Fürstinn Erbstuhl
Laut gedrückter Menschlichkeit,
Fühlet Sie, gleich eignen Uebeln,
Eignem Leide, fremdes Leid;
Strecket Sie den Arm
Hilfreich aus.

Jedes fürstliche Vermögen,
Das Ihr von dem Himmel ward,
Glaubet Sie Sich nur gegeben
Ihres Volkes Glück zu seyn,
Vielen Tausenden
Wohl zu thun.

Jeder Tag mit Huld bezeichnet
Wird ein unschätzbarer Ring
An der langen goldnen Kette,
Die von Ihren Hallen auf
Bis an deinen Sitz,
Gottheit! reicht.

Sonne blicket niemals heller
Auf den Hayn, auf Dach und Flur,
Als nach sanftem Frühlingsträufeln,
Wenn ihr stralend Angesicht
Jeder Tropfen ihr
Wieder giebt.

Niemal klären so die Freuden
Unsrer Fürstinn Antlitz auf,
Als nach milden Herrscherthaten,
Wenn Ihr des Begnadeten
Mund und Angesicht
Trost verräth.

Soll sich mein Gesang verbreiten
In dem weiten Erbe Teuts,
Manche Stimme wird sich heben:
„Wahrheit ist, was Sined sang!
Kinder! ich erfuhr,
Was er sang.

Immer schwebt vor meinen Geiste
Jener Stunde Seligkeit,
Da ich in der Tochter Habsburgs
Menschenholden Augen stand,
Da ich gnadenvoll
Schied von Ihr.

Kein betrachtender Druide
Fühlt am stillen Hügel so,
Wenn er von der Sonne kehret,
Die nun mild in Westen schied.
Ewig bleibt in mir
Dieß Gefühl!

Kinder! dienet dieser Fürstinn!
Niemand dient ihr unbelohnt;
Und die Dienste, die ihr leistet,
Sind das Maaß des Lohnes nicht.
Nein! des Lohnes Maaß
Ist Ihr Herz.

Also tönen manche Stimmen
In dem weitem Erbe Teuts.
Bardenvolk! und sollten diese
Nicht auch deine Stimme seyn?
Liebt und lohnet Sie
Barden nicht?

O so lasset Ihren Namen,
Und die Wunder Ihrer Huld
Unsrer Harfen Arbeit bleiben,
Bis im Felde keine Spur
Unsrer Pfade mehr
Sichtbar ist.

Berg und Ebne soll sie nennen,
Und des Eichenhaynes Graun,
Und die Donau sie verwälzen;
Und der Städte thürmend Haupt
Schaure jedesmal
Freudig auf.

Lehren wollen wir die Jugend
Jedes nachzeitwerthes Lied,
Das uns in den Weihestunden
Von Theresien gelang.
Durch der Jugend Mund
Leb' es fort!

Wenn im Mahle seiner Starken
Einst ein Menschenherrscher sitzt.
Und die Kraft des Hornes kreiset
Und der Barde dann ersteht,
Und Theresiens
Preise singt;

Dann befeure sich des Herschers
Wange, dann erhebe sich
Seine Seele zu dem großen
Wunsche, wie Theresia,
Deutschlands ewiger
Ruhm zu seyn.

Leopold, Graf van Dernath

ward im Jahre 1784 zu Wien geboren, machte als kaiserlicher Page seine Studien in der Theresianischen Ritterakademie mit solcher Auszeichnung, daß derselbe schon 1803 zum Kämmerer und im Jahre 1806 zum Hoffecretair ernannt wurde. In diesen Zeitraum fallen dessen kleinere Aufsätze in verschiedenen Journalen und die Herausgabe des historischen Schauspieles **Gonsalvo von Cordova**, welches auf mehreren Bühnen mit Beifall gegeben wurde. Später hat sich Graf von D. ganz auf seine Güter zurückgezogen und scheint sich auf das „Otium cum dignitate“ und auf wiederholte Lustreisen in das Ausland zu beschränken.

Von ihm erschien:

Gonsalvo von Cordova. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Zweite Ausgabe. Kaschau, 1827.

Eine sehr gebildete Sprache, Lebendigkeit und Wahrheit des Dialogs, gute Entwickelung der Charactere und ein reges dramatisches Interesse sind lobenswerthe Eigenschaften dieses Schauspiels und lassen es lebhaft bedauern, daß der talentvolle Verfasser desselben es bei diesem einzigen Versuche bewenden ließ, oder die Früchte seiner Muße der Oeffentlichkeit vorenthält.

Die Beschränktheit des Raums und der Umstand, daß jede größere Mittheilung doch nur ein abgerissener Theil eines zusammenhängenden Ganzen wäre, veranlassen uns, aus dem eben erwähnten Drama, nur folgendes äußerst gelungene Bruchstück (Act. 5. Sc. 8.) als Probe mitzutheilen. —

Pedro.

Triumph, Triumph, Triumph!
Mein Herr hat einen Sieg erfochten, wie
Noch keiner je erfochten ward, und wie
Auch keiner mehr erfochten werden wird.
Nun bin ich wieder jung, nun hab ich Kraft,
Ich möchte tanzen, springen wie ein Kind;
Gonsalv' hat Alamar besiegt, Gonsalv',
Gonsalvo hat gesiegt, o daß ich es
Mit einem Laut der ganzen weiten Welt
Erzählen könnte! — (Erblickt die Königin.) Glorwürd'ge Fürstin!
Wenn ich vor ungestümer Freude Euch
Nicht sah, verzeiht's dem kind'schen alten Mann,
Ihr hättet sehen sollen diesen Kampf,
Von weitem riefen sie sich schon, doch so
Wie Alamar Gonsalven rief, so wird
Dereinst der Engel Gottes beim Gericht
Den bösen Alamar anrufen. Als
Sie näher sich gekommen waren, war's
Als wären alle gleich verstimmt, gelähmt;
Denn jeglicher ließ ab vom eignen Kampf,
Und es verbreitete sich Todtenstille.
Sieh' da erhob die Keule Alamar,
Die tapf're Klinge schwang Gonsalvo hoch,
Und keiner weicht dem Schlag des andern aus,
Weil ihre Rache ihnen Zeit nicht gönnt,
Ihr Leben zu erhalten, und sie nur
Auf die Vernichtung ihres Gegners sich
Beschränken. Schwer trifft beyder Streich, der Helm
Gonsalvo's ist dahin, die Schlangenhaut,
Die der Araber statt des Panzers trägt,
Durchschnitt Gonsalvo's Schwertstreich, Alamar
Durch seine Wunde schon geschwächt, erliegt;
Gonsalvo hebt ihn frey und kühn empor,
Dann schleudert er ihn todt zur Erde hin,
Und kaum erliegt ihr Haupt, so unterwirft
Sich gleich der wilden Zegris stolzer Stamm,
Granada fällt, mein Herr erobert es.

Ewald Christian Victorin Dietrich,

als Schriftsteller gewöhnlich nur Ewald Dietrich sich nennend, ward am 19. Juli 1785 zu Grünhayn geboren, widmete sich zuerst dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, vertauschte aber bald dieselbe mit der Arzneiwissenschaft und ging 1809 als Chirurg in sächsische Kriegsdienste. Als solcher begleitete er die Armee bei den Feldzügen in Polen, Rußland, den Niederlanden und Frankreich, ward 1815 Oberchirurg und trat darauf, als Sachsen einen Theil seiner Besitzungen verlor, als Oberarzt in preußische Dienste. Nachdem er eine Zeitlang in Scheibenberg und Moritzburg practicirt hatte, ward er 1820 Oberchirurgus in der K. Oestreichischen Armee und zog mit derselben nach Italien. — Später nahm er jedoch seinen Abschied und lebte seitdem als Privatgelehrter und Dr. med. in Dresden.

Von ihm erschien:

Gedichte. Annaberg 1812. 2. A. Meißen, 1820.
Der Brunnen von Auschwitz. Idylle. 1819.
Die romantischen Sagen des Erzgebirges. Annaberg, 1822—25. 3 Bde. (gemeinschaftlich mit A. Textor.)
Jutta von Duben. Pirna, 1822.
Klara und Mathilde. Meißen, 1822.
Des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reisen und im Felde. Meißen, 1823.
Erzählungen im Kreise guter Kinder. Dresden, 1824.
Des Jägers Waffenglück und Minne. Dresden, 1826.
Vaterländische Sagen. Dresden, 1826.
Die Vorzeit oder Volks- und Rittersagen Böhmens. Dresden 1826. 2 Thle.
Katharina della Bandiera. Meißen, 1827. 2 Thle.
Die Verlobung am Hochgerichte und des Pfarrers Tochter von Taubenhein. Meißen, 1829.
Die Bergchronik des K. S. Erzgebirges. Annaberg, 1818.
Die guten Brunnen von Niederzwönitz. Annaberg, 1818.
Griechenland und die Türkei. Annaberg, 1821.
Allgemeiner Haus- und Wirthschaftsschatz. Meißen, 1826—27. 2 Thle.
Hausarzneikunde. Meißen, 1829.
Teplitz und seine Umgebungen. Pirna, 1827.
Sächsische Vaterlandskunde. Leipzig, 1829.
Darstellung der Heilquellen u. s. w. Sachsens, (gemeinschaftlich mit F. D. Reichel) Dresden, 1824.

Ein gewandter Darsteller und Erzähler, der vorzüglich in seinen Volkssagen den rechten Ton zu treffen wußte; noch größeres Verdienst erwarb er sich jedoch durch seine populairen medicinischen und statistischen Schriften.

Friedrich Diez,

ward am 15. März 1794 in Gießen geboren, studirte daselbst und in Göttingen von 1811 bis 1817 erst Philologie, dann nach einjähriger Unterbrechung, durch Theilnahme an dem Feldzuge von 1814, neuere Literatur. Nachdem er von 1819 bis 1820 als Privatlehrer in Utrecht gelebt, ward er 1822 Lehrer der südlichen Sprachen und 1830 ordentlicher Professor der neueren Literatur an der Universität zu Bonn.

Er gab heraus:

Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie. 1tes Heft. Berlin, 1825.
Die Poesie der Troubadours. Zwickau, 1826.
Leben und Werke der Troubadours. Zwickau, 1829.
Altspanische Romanzen. Frankfurt a. M., 1818.
Altspanische Romanzen, besonders vom Cid u. s. w. Berlin, 1821.
Grammatik der romanischen Sprachen. 1r. Th. Bonn, 1836.

Ein eben so gründlicher als geistreicher Kenner der südlichen Literaturen des Mittelalters, der das seltene Talent besitzt, die Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen auf eine eben so geschmackvolle als feine und allgemein faßliche Weise darzustellen und dessen Schriften jedem Gebildeten, vorzüglich aber jungen Gelehrten als Muster zu empfehlen sind, wie in unsern Zeiten die Wissenschaft zu behandeln sey. D. Verdienste und schriftstellerische Eigenschaften würden in Deutschland noch weit mehr Anerkennung gefunden haben, wenn das Feld, dessen Bearbeitung er sich vorzugsweise widmete, nicht der größern Menge zu ferne läge. Als Uebersetzer provenzalischer Lieder und spanischer Romanzen hat er sich ebenfalls durch Gründlichkeit, Geschmack, Herrschaft über die Sprache und Wohllaut höchst vortheilhaft ausgezeichnet.

Peire Vidal.*)

Die provenzalische Nachricht über diesen merkwürdigsten aller Hofdichter, der ungeachtet jener wunderlichen Mischung von Geist und Thorheit, die seinen Charakter bezeichnet, in der Geschichte der Kunstpoesie eine der vornehmsten Stellen einnimmt, klingt so abenteuerlich, daß man geneigt sein könnte, ihr allen Glauben zu versagen, wenn nicht gerade die unwahrscheinlichsten Umstände durch die Aeußerungen des Dichters selbst oder anderer Troubadours bestätigt würden. Vidal war der Günstling der ausgezeichnetsten Männer und Frauen seiner Zeit; sie wußten seine Dichtergaben zu schätzen, nicht ohne sich über seine bis zur wirklichen Verrücktheit gesteigerte Selbstverblendung zu belustigen, so daß er in der That die Rolle des Hofdichters und Hofnarren zugleich spielte. Die Doppelseitigkeit seines Wesens spaltete die Meinungen, welche seine Kunstgenossen über ihn hegten; bei einigen galt er gradezu für einen Narren, während die Einsichtigen das reine Metall von den Schlacken zu scheiden wußten. Bei den Späteren tritt sein Ansehen ungetrübt hervor und sie führen ihn unter den Meistern der Poesie und Erotik auf. Wir versuchen sein Leben so kritisch zu erzählen, wie möglich: bei ihm ist es nicht der Mangel an Nachrichten, der uns in Verlegenheit setzt, denn seine Lieder sind mit historischen Beziehungen übersäet, wie denn das bunte Verweben mannichfaltiger Stoffe diesem Dichter eigenthümlich ist — wohl aber die Schwierigkeit, in die zerstreuten Nachrichten und Winke, die von einer unstäten Lebensweise Zeugniß geben, Licht und Ordnung zu bringen.

Er war aus Toulose, der Sohn eines Kürschners. Nachdem er sich in der Kunst des Dichtens geübt hatte, fing er an, die Höfe der Großen zu besuchen; doch setzte er sich nirgends fest, er zog das Wanderleben vor und rühmte sich seiner abenteuerlichen Lebensweise geradezu; es ist daher nicht möglich, seinen beständigen Kreuz- und Querzügen zu folgen. Schon frühe scheint er einen großen Theil von Südfrankreich, Spanien und Oberitalien durchstreift zu haben; zahllos sind daher auch seine Liebesverbindungen.

Wir sehen ihn zuerst im Dienste einer Dame zu Montesquieu, einem Schloß im Toulousanischen, allein sie nennt er schon eine neue Gebieterin, in deren Liebe ihm Rosen im Frost erscheinen und klares Wetter bei trübem Himmel, ihre Worte schmecken ihm wie Honig und er nennt sie eine Taube ohne Galle. In der letzten Strophe des Liedes, welches diese Lobpreisungen enthält (P. O. 182) gesteht er zugleich seine Liebe zu einem jungen Fräulein von Castilien, das ihm mehr werth sey, als hundert mit Gold beladene Kameele nebst dem Reiche Manuels. Dieser berühmte byzantinische Kaiser regierte bis 1180; wahrscheinlich ist also das galante Lied noch vor diesem Zeitpunkte entstanden. Wenn der Dichter in dem Geleite bei dem heiligen Jakob von Compostela schwört, zu Luzia hause ein Michael, der den des Himmels übertreffe, so giebt er uns hiermit eine weitere Andeutung zur Geschichte seines Lebens. Miquel von Luzia, ein angesehener spanischer Edelmann, gehörte zu der nächsten Umgebung des Königs Alfons II. von Aragon; er fiel nachher unter den Fahnen Pedro's in der Schlacht bei Muret. Wir vermuthen aus dieser Stelle, daß Vidal schon damals Catalonien und den Hof des Königs von Aragon gesehen hatte.

Diesem warmen Verehrer und mächtigen Beschützer der Dichtkunst bringt der Troubadour bei mehreren Gelegenheiten seine Huldigungen dar, ja er stand mit ihm in unmittelbarer Berührung und nahm den lebhaftesten Antheil an seinen Unternehmungen. Auch der Hof des Königs von Castilien wurde von ihm besucht; er, der Bürgerssohn, nannte sich sogar den Hofritter des Königs, und zwar in einer seiner besonnensten Canzonen, die von einem andern Dichter als musterhaft hervorgehoben wird. „Um euretwillen — sagt Vidal zu einer gefeierten Hofdame — liebe ich das Narbonnesische nebst Molina und Saverdun so wie Castilien und den edlen König Alfonso, dessen Ritter ich bin um euretwillen.“ Daß er den Ritterschlag wirklich empfangen habe, brauchen wir bei ihm nicht vorauszusetzen; auch sagt der Mönch von Montaudon, Vidal habe sich selbst zum Ritter geschlagen. In dieser Canzone wird das Betragen der Genueser gerühmt, die stets höflich seien und sich nur gegen ihre Feinde stolz zeigten.

Zunächst versuchte sich Vidal in Diensten des Vizgrafen von Marseille, Barral von Baux, dessen Gunst auch der Troubadour Folquet von Marseille genoß. Wir sehen ihn an dem Hofe dieses Großen ungefähr seit dem Jahr 1180. Ihn bezauberte Barral's Gattin Adalasia von Roquemartine, welche Folquet unter dem Namen Magnet feierte. Diese Frau ist fast nur aus der Geschichte der provenzalischen Poesie bekannt; indessen ist es gewiß, daß sie Barral's erste Gattin war, der sie kurz vor seinem Tode verstieß, um mit Maria, Tochter Wilhelms VIII. von Montpellier, ein neues Eheband zu knüpfen. Vidal wurde der Liebling des Hofes und besonders liebte ihn der Vizgraf; ihrem Gatten zu Gefallen zeigte sich auch Adalasia freundlich gegen ihn und that ihm die schönsten Versprechungen, die der arme Sänger zu ernstlich nahm.

In einer Canzone klagt er daher über ihre Wortbrüchigkeit und wünscht, sie möge sich, statt ihn mit süßen Mienen zu locken, lieber gleich anfangs hartherzig gezeigt haben; er verhalte sich gegen sie, wie ein verrückter Hirt, der einem schönen Hügel flöte. Das Lied ist an die Königin von Aragon gerichtet, die in einer eignen Strophe gefeiert wird; ohne Zweifel ist Sancha gemeint, Tochter Alfonsos VIII. von Castilien, seit 1174 an Alfons II. von Arragon vermählt. Ihm, dem erhabendsten der Könige, sagt der Dichter, gebühre wohl eine solche Gattin. Für Alfons ergriff er nun auch die Waffe des Sirventes; eins dieser Lieder kann zur Charakteristik seines Verfassers dienen.

„Hätte ich nur ein gutes Kampfroß — hebt er an (P. O. 187) — wie wollte ich meine Feinde jagen! Sie fürchten mich mehr schon bei dem Klange meines Namens, als die Wachteln den Sperber, und geben keinen Pfennig für ihr Leben; denn sie kennen meine Stärke und meinen Ungestüm.“

„Hätte ich nur einen schlanken Renner, der König sollte ruhig schlafen; ich wollte Provence und Montpellier in Ordnung halten, daß die Räuber und Freubeuter Vainaissin und Crau nicht mehr ausplündern sollten!“

Es ist zu erinnern, daß der ewige Krieg zwischen Alfons und dem Grafen von Toulouse ganze Schaaren von Räubern in das Land gezogen hatte; Raimund bediente sich ihrer sogar gegen seinen Feind; Graf Wilhelm VIII. von Montpellier aber war mit Alfons verbündet.

*) Aus: D's. Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829.

„Wenn ich — fährt der Dichter fort — meinen blanken Küraß angelegt und das Schwert, das mir Guigo neulich gab, umgegürtet habe, so bebt die Erde unter meinen Füßen. Ich habe keinen noch so mächtigen Feind, der mir nicht die Straße und den Weg überließe, so sehr fürchtet man mich, wenn man meine Fußtritte hört."

„An Kühnheit bin ich ein Roland und Olivier, an Artigkeit ein Berart von Montdidier; man lobt mich, weil ich mich edel benehme. Oftmals kommen mir Boten mit goldenen Ringen, mit weißen und schwarzen Bändern, mit Grüßen, die mein ganzes Herz entzücken."

„Wenn ich die Zänker und Verläumder einmal erreiche, die mit falschen Rathschlägen anderer Klugheit verderben und jedes Vergnügen offen und heimlich zu Grunde richten, so sollen sie erfahren, von welcher Art die Streiche sind, die ich austheile. Hätten sie Hälse von Eisen oder Stahl, sie nützten ihnen keine Pfauenfeder."

„In allen Dingen erscheine ich als Ritter, ja ich bin es und kenne die Kunst der Minne und alles, was zu Liebschaften gehört; nie gab es im Schlafgemach einen angenehmeren, nie in den Waffen einen grimmigeren und überlegeneren Mann! Mancher fürchtet mich, der mich weder sieht, noch hört."

„Wenn der König wieder vor Toulouse auf dem Kampfplatz erscheint, und der Graf mit seinen elenden Schützen auszieht und alle das Schlachtgeschrei erheben, so weiß ich gewiß, ich werde den ersten Streich thun, und nicht eher ruhen, als bis sie haufenweise hinein fliehen, ich hinterher, wenn man die Pforte nicht verschließt."

Dieses Letzte zeigt, daß das Gedicht nach dem Jahr 1181 geschrieben ist: denn damals war Alfons in das Toulousanische eingefallen, hatte mehrere Schlösser erobert und sich selbst vor den Mauern vor Toulouse gelagert. Das Gedicht ist Vierna, d. h. (wenn wir richtig vermuthen) der Vizgräfin von Marseille zugeeignet.

Was des Dichters eingebildete Unwiderstehlichkeit bei den Frauen betrifft, — anderswo sagt er, die Ehemänner fürchteten ihn mehr, als Feuer und Schwert — so ist es nur zu wahrscheinlich, was die Lebensnachricht versichert, daß diese ihn zum Besten hatten, und selbst Adalasia möchte von diesem Vorwurf nicht zu befreien sein. Vidals Prahlsucht in diesem Punkte aber verwickelte ihn einmal in ein unglückliches Abentheuer. Zu St. Gilles gab er sich für den Liebhaber einer Edelfrau aus; der beleidigte Gatte ließ den Unvorsichtigen ergreifen und ihn eine symbolische Strafe leiden, indem er ihm die Zunge durchbohren ließ; die Lebensnotiz spricht von Abschneiden. Der Mönch von Montaudon erwähnt der Sache gleichfalls, indem er sagt, Vidal habe seine Glieder nicht mehr ganz, ihm thue eine Zunge von Silber noth.

Adalasia war nicht die einzige, bei welcher Peire den Liebhaber machte; er erwähnt mehrerer Liebeshändel, die zum Theil in diesen Abschnitt seines Lebens fallen. Zufolge eines Liedes (P. O. 189) besuchte er das albigensische Gebiet, wo ihn ein holder Schütze in dem Schlosse Gaillac schwer verwundete. Er begab sich hierauf nach dem Bezirk Carcassonne; dort rühmt er die Schlösser Saissac, Fanjau, welches ihm ein Paradies scheint, und Montrial, das er ein kaiserliches Schloß nennt. Hier und anderswo preist er die Höflichkeit der Ritter und Frauen von Carcassonne; der Vizgraf Roger II. (1167 — 1194) scheint einen glänzenden Hof unterhalten zu haben, seine Gattin Adalasia ist als Beschützerin Arnaut's von Marueil bekannt; unter den Baronen der Gegend wird Bertrand von Saissac als Dichterfreund gerühmt.

Einer der Frauen von Carcassonne gedenkt Vidal hier mit Auszeichnung, ihr süßes Lächeln wohnt in seinem Herzen. Er nennt sie Loba (Wölfin), und die Handschriften versichern in dem Leben Raimon's von Miraval, der sie gleichfalls besang, sie sey die Tochter des R. (Raimund) von Penautier und die Gattin eines angesehenen Ritters von Cabaret gewesen. Diese reizende Frau machte einen merklichen Eindruck auf Vidal; später wurde er um ihretwillen zum Narren. Am Schlusse des Liedes sagt er dem Carcassonne Lebewohl und erklärt, zu Barral zurückkehren zu wollen; die Provenzalen, mit welchen kein anderes Volk sich vergleichen könne, sollten ihn wieder besitzen.

In der Sammlung seiner Gedichte finden wir noch eine Canzone, die er wahrscheinlich damals auf dem Rückwege nach Marseille dichtete; er tadelt die Barone als Verläumder, die nach seinem Verderben trachteten; er freut sich, eine redliche Freundin (Adalasia ?) gefunden zu haben; er bedauert den Verfall der Hoffeste und der Gastfreiheit und kommt endlich auf seinen Lieblingsgegenstand, sein eigenes Ich.

„Ich finde mein Herz erhaben, denn Barral wird mich wieder haben, gelobt sei Gott und wer mich erzog! Ich bin von der Art, daß mir täglich tausend Grüße aus Catalonien und Lombardei zukommen, denn von Tag zu Tag erhebt sich mein Ruhm und fast stirbt der König (Alfons II.?) vor Neid; denn mit Frauen treibe ich meine Lust und meinen Scherz."

„Es ist bewiesen und bekannt, wie ritterlich und wacker ich bin, und da der Herr mich so erhöht hat, so darf ich mich nicht unwürdig benehmen. Hundert Frauen kenne ich, die mich bei sich haben möchten, wenn sie mich kriegen könnten; ich bin einer, der sich nie etwas einbildete, noch zu viel von sich selbst redete, aber es ist wahr, Frauen küsse ich und Ritter strecke ich zu Boden."

„Gar manches herrliche Turnier habe ich auseinander gesprengt; denn ich theile so tödtliche Streiche aus, daß alles ruft: das ist Herr Peire Vidal! er, der Frauendienst und Liebeshändel aufrecht hält und seiner Freundin zu Liebe edle Thaten vollbringt; er, der Schlachten und Turniere mehr liebt, als der Mönch das Brod; ihm dünkt es ungeziemend, zu lange an einem Orte zu weilen!"

Er wanderte also wieder nach Marseille und versuchte sein Glück von neuem bei Adalasia, die seine Lobgedichte doch nicht ungern hören mochte. Allein an einen andern Lohn, als den, welchen die Hofdichter für ihre Arbeiten gewöhnlich empfingen, war bei ihr nicht zu denken. Vidal beschwert sich daher in einer Canzone, daß ihr keins seiner Werke gefalle, daß sie ihn weder sehen noch hören wolle; gleichwohl könne er sie nicht verlassen, und werde es machen wie der lästige Pilger, der bitte und bitte, und aus dem kalten Schnee entstehe zuletzt der Krystall, aus dem man brennendes Feuer ziehe — ein auch von andern benutzter Zug aus der fabelhaften Naturgeschichte des Mittelalters. Die Zuschrift lautet an den Grafen von Poitiers. „Ueber euch" — ruft der Dichter aus — „beklage ich mich bei Gott, und Gott bei mir; er wegen seines Kreuzes und ich wegen meines Geldes." Das Lied muß also gleich nach 1187, wo Richard noch als Graf von Poitiers das Kreuz nahm, ohne den Zug anzutreten, geschrieben sein. Diese Stelle giebt uns zugleich einen Fingerzeig, daß Vidal eine Zeit lang in Richards Dienst gestanden hatte, oder auf irgend eine Weise für ihn thätig gewesen war. Das Gedicht schließt mit einem Lobspruch auf den Grafen.

Eines Tages, erzählt die Lebensnachricht, als Vidal wußte, daß Barral aufgestanden und die Dame allein in ihrer Kammer war, trat er herein an ihr Bett. Als er bemerkte, daß sie schlief, kniete er vor ihr nieder und küßte sie. Sie erwachte und in der Meinung, es sei ihr Gatte gewesen, lächelte sie und erhob sich aus dem Bette. Da erkannte sie den thörichten Hofdichter und fing an zu schreien und zu rufen. Bei dem Lärm stürzten ihre Mädchen herbei; man ruft den Vizgrafen, allein Vidal hatte sich davon gemacht. Adalasia erhob vor ihrem Gemahl die bitterste Klage gegen den verwegenen Troubadour, und bat mit weinenden Augen um Genugthuung. Barral dagegen fand die Sache scherzhaft und tadelte seine Gattin, daß sie um einer Kleinigkeit willen einen so großen Lärm erhob; allein er fand sie unbeweglich, sie bestand auf der strengsten Genugthuung. Der Frevler war unterdessen entsprungen und bestieg ein Schiff, das eben nach Genua abfuhr.

Dieser romantische Vorfall läßt sich aus des Troubadours Canzonen bedeutend berichtigen, Der Raub des Kußes wird von ihm selbst auf das wärmste gefeiert. Eines Morgens, erzählt er, stahl er sich in der Geliebten Wohnung (er wohnte also nicht im Schlosse) und küßte ihr verstohlener Weise Mund und Kinn. Ihr Rachedurst und Vidals schnelle Flucht ist ein verschönernder Zusatz des Schreibers, der nur zu geneigt war, die Geschichte zur Novelle zu machen. Eine Canzone bezeugt, daß sich der Dichter fortwährend in Marseille aufhielt und sich an Adalasias täuschenden Verheißungen weidete. (III. 319).

„So wie der Arme, der in dem reichen Schlosse liegend nie sich beklagt, wie groß auch sein Schmerz ist: denn er fürchtet den Herrn zu reizen, so wage auch ich meinen tödtlichen Schmerz nicht auszusprechen. Wohl muß ich Schmerz empfinden, da Sie, die ich auf dieser Welt am meisten liebe und verlange, sich stolz gegen mich zeigt. Dennoch aus Furcht, sie zu reizen, wage ich nicht, um ihre Gnade zu flehen."

„So wahr mir Gott helfe, meine schöne Herrin begeht ein peinliches Verbrechen, weil sie mir nicht beisteht; sie weiß doch, daß ich in ihr mein Herz und meine Liebe habe, so daß ich an nichts anderes mehr denke. Gott! warum redet sie so freundlich mit mir und nimmt mich so huldreich auf, da sie mir doch das nicht gewährt, weßhalb ich am meisten leide? Vielleicht denkt sie, mich so zu vertreiben, allein lieber will ich dulden, wie ich stets geduldet habe."

„Wißt ihr, warum ich ihr eine so herzliche Liebe widme? Weil ich nie etwas so Schönes, Holdes und Gutes gesehen; es ist mein Stolz, eine Frau zu lieben, die so erhaben ist. Ach, wenn ich es erlebte, daß sie sich neben mir entkleidete, ich wäre glücklicher, als der Herr von Essilduell, welcher mit Ruhm besteht, wenn andere erschlaffen; mehr sage ich nicht, aber so denke ich von Gottfried."

„Wie einer, der ein Glasfenster anstarrt, das er im Sonnenglanze schön findet, so fühle ich solche Süßigkeit im Herzen, wenn ich sie betrachte, daß ich mich um ihretwillen selbst vergesse. Wohl schlägt mich Liebe mit den Ruthen, die ich breche, denn einmal stahl ich ihr in ihrem königlichen Schlosse einen Kuß, den mein Herz nicht vergißt. Ach wie elend lebt, wer das nicht sieht, was ihm lieb ist!"

Der Dichter würzt seine Minnelieder gern mit politischen Rügen; dießmal schließt er mit einem Blick auf Spanien.

„Den vier Königen von Spanien steht es übel, daß sie keinen Frieden unter sich halten können; denn sonst sind sie von großen Vorzügen, offen und bieder, höflich und rechtlich, nur sollten sie sich vereinigen und ihre Waffen gegen jenes Volk richten, das unser Gesetz verwirft, bis ganz Spanien eines Glaubens wäre."

Bald nachher verbannte ihn Adalasia, welcher seine Huldigungen lästig werden mochten, aus ihrem Angesicht und nun begab er sich zur See, wie uns berichtet wird, nach Genua. Dort blieb aber die Vizgräfin, für die er doch eine herzliche Neigung gefaßt haben muß, der Gegenstand seiner Wünsche und Klagen. Ein Lied, welches damals entstanden zu seyn scheint, möge in poetischer Uebersetzung hier stehen; das Ganze haucht Sehnsucht nach Adalasias Heimath Provence, die hier nach allen Weltgegenden eng abgezirkt wird. (III. 318).

Aus der Luft saug' ich Erquicken,
Die mein Land Provence sendet,
Alles freut mich, was es spendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm spricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich sein Lob erfreuen.

Solch' ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhonestrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein so vergnügliches Leben.
Drum ließ ich in lauter Glück
Froh mein Herz bei Ihr zurück,
Die den Trübsinn kann zerstreuen.

Nichts darf uns des Tags beschweren,
Wo wir ihrer uns besonnen,
Da sie Urquell aller Wonnen,
Und wer redet ihr zu Ehren,
Ihr, der besten ohne Streit
Und der schönsten weit und breit,
Was er sagt, er kann nicht lügen.

Was ich dicht' und sonst vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da sie Kenntniß
Mir verliehen und Verständniß;
Darum bin ich froh und singe,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank ich ihren holden Zügen.

Seine Abwesenheit scheint von kurzer Dauer gewesen zu seyn, wiewohl die Lebensnachricht ihn von Italien aus mit Richard Löwenherz nach dem heiligen Lande ziehen und nach einem „langen Aufenthalte" daselbst auf Barral's Ruf nach Marseille zurückkehren läßt, ohne Rücksicht darauf, daß Richard 1190 seinen Kreuzzug antrat, und Barral 1192 starb. Wir setzen seine Rückkehr mit größerem Recht auf das Jahr 1189, indem wir ein Lied, worin er sagt: Liebe habe ihn auch über dem Meere erreicht, drum sey er zurückgekehrt, um vor Kummer und Schmerz zu sterben, wenn die Freude ihm nicht beistehe, auf sein Verhältniß zu Adalasia und die Worte der Zuschrift: „Herr Graf von Poitiers, es freut mich, daß ihr die höchste Stufe erstiegen habt" auf Richards Thronbesteigung (1189) beziehen; Barral, der des Troubadours Gesellschaft nicht entbehren konnte, mochte seine Gattin versöhnt und ihn aus Italien zurückgerufen haben. Außer sich vor Freuden feierte dieser seine Rückkehr in mehreren werthvollen Liedern.

„Da ich nach Provence zurückgekehrt bin — hebt eins derselben an (III. 321) — und meine Dame sich dessen freut, so muß ich wohl edle Canzonen dichten, sey es auch nur aus Dankbarkeit: mit Dienst und Ehrenbezeugung erringt man stets des guten Gebieters Gaben, Wohlthaten und Ehren, die wir schätzen müssen; drum will ich mich deren bestreben."

„Nie habe ich einen Fehltritt gethan, drum darf ich hoffen, daß die Mißhandlungen mir zum Vortheil ausschlagen, da das Gute so schön anfängt. An mir können sich alle Liebenden ermuthigen, wenn sie sehen, wie ich durch angestrengte Mühe helles Feuer aus kaltem Schnee und süßes Wasser aus dem Meere gewinne."...

„Wer langes Harren tadelt, versündigt sich; haben die Bretonen doch jetzt ihren Artus, dem sie Treue gelobt halten. Auch ich habe durch langes Warten große Wonne errungen; früher stahl ich ihr im Drang der Liebe einen Kuß; jetzt muß sie mir einen bewilligen."

„Ohne Verbrechen that ich Buße, ohne Unrecht bat ich um Gnade, aus einem Nichts mache ich ein freundliches Geschenk, aus Unwillen ziehe ich Wohlwollen, vollkommene Freude aus Thränen, süßes Behagen aus Liebe; ich bin kühn aus Furcht, weiß im Verlieren zu gewinnen und schon besiegt zu überwinden."

Schließlich wendet er sich an den Vizgraf, den er nach der Versicherung der Lebensnachricht Rainier nannte

„Lieber Rainier, bei meiner Treue ich kenne nicht eures Gleichen; alle wackern Barone sind wacker, weil ihr es seyd, und da Gott euch ohne Gleich erschuf und mich zu eurem Diener bestimmte, so will ich euch dienen mit Lob und allem, was in meinen Kräften steht, Rainier, denn ihr seyd ohne Gleichen."

Adalasia ließ sich endlich bewegen, ihm mit Barral's Bewilligung den ersehnten Kuß zu geben. Er drückt seine Freude darüber in einer künstlich eingerichteten Canzone aus, worin gewisse Reimwörter sich in allen Strophen wiederholen. Er besingt hier sein inneres Aufblühen, seit Vierna, die lieblichste unter dem Himmel, (provenzalisch: unter Gott, ähnlich sub divo) ihm ihre Huld wiedergeschenkt hat und nennt die Blätter und Blüthen seines Herzens dauernder, als die der Natur.

Wenn sich Peire Vidal wirklich, wie uns berichtet wird, dem Kreuzzuge Richards angeschlossen, so muß dieß schon im Sommer des folgenden Jahres in Marseille geschehen seyn, wo sich der englische König mit seiner Macht einschiffte. Wir dürfen annehmen, daß Richard den Troubadour persönlich kannte. Von den Thaten des Letzteren ist wenig zu sagen; weiter als Cypern folgte er dem Zuge nicht. Dort aber vermählte er sich, dem Bericht zufolge, mit einer Griechin und kehrte sofort nach Europa zurück. Man wußte ihn zu überreden, seine Gattin sei die Tochter des Kaisers von Constantinopel und gebe ihm Ansprüche auf den griechischen Thron. Diese Ansprüche beschloß er zu verfolgen, er sparte jeden Pfennig zur Ausrüstung einer Flotte, nahm einstweilen das kaiserliche Wappen an, ließ sich Kaiser nennen und bediente sich eines Thrones. Diese ernstlich gemeinte Posse bestätigt ein Sirventes, das der italienische Markgraf Lanza gegen den Prätendenten schleuderte. (V. 248).

„Wir haben einen Kaiser ohne Vernunft, Verstand und Besinnung. Nie hat ein solcher Trunkenbold auf dem Throne gesessen, nie ein solcher Feigling Schild und Lanze geführt, nie ein solcher Wicht Sporen angeschnallt, nie ein solcher Schelm Verse und Canzonen gemacht, es fehlt noch daß er mit Steinen um sich wirft."

„Man sollte ihm den Kopf mit dem Degen spalten, ihm den Bauch mit stählernem Speer durchbohren und ihm die Augen mit Haken ausreißen; dann sollte man ihm Wein geben und zur Auszeichnung einen alten scharlachrothen Hut ohne Bänder aufsetzen; seine Lanze müßte ein langer Stecken seyn, so könnte er sicher von hier nach Frankreich wandern."

Diesen liebreichen Gruß beantwortete Vidal in gleichem Tone; er wirft dem Gegner Armuth und Elend vor und vergleicht ihn mit dem Blinden, der alle Scham verloren habe und auf offener Straße thue, was ihm einfalle. (V. 349).

Unterdessen (1192) war Barral gestorben. Der Troubadour gab sein Verhältniß zu Adalasia auf und wandte sich wieder nach Carcassonne, wo ihn besonders Loba von Penautier anzog. Um ihretwillen ließ er sich Wolf nennen, ja in einem Anfall von Narrheit kleidete er sich in ein Wolfsfell und ließ sich in dem Gebirge von Cabaret von den Hirten mit Hunden jagen; diese aber spielten ihm so übel mit, daß er für todt in Loba's Wohnung getragen wurde; der Herr von Cabaret, Loba's Gatte, nahm sich seiner an, schickte nach einem Arzt und ließ ihn heilen. Kaum sollte man diese Stelle der Lebensnachricht glauben, wenn nicht auch Matfre Ermengau in seinem Breviari d'amor, welches 1257 angefangen wurde, diesen Vorfall erzählte, ja Vidal selbst giebt ihn deutlich zu verstehen, indem er in einer Canzone (III. 305) sagt: „Ihr mögt mich Wolf nennen, ich nehme dies für keinen Schimpf; die Hirten mögen mich anschreien oder Jagd auf mich machen. Wälder und Gebüsche sind mir lieber als Paläste und Häuser: in Wind, Frost und Schnee lebe ich mit Freuden." Im Eingang drückt der Dichter seinen Schmerz über seinen Herrn den Grafen aus, und erklärt, nur die Bitten des Königs von Aragon könnten ihn zum Gesang bewegen; der Graf von Toulouse Raimund V. starb 1194.

Daß Vidal mitten in seinen Verirrungen Dichter blieb und sich selbst zu männlichen Gedanken zu erheben vermochte,

bezeugen mehrere Rügelieder. Unter diesen finden wir eins von umfassenderem Inhalt, das zu Anfang 1194 oder noch 1193 entstanden seyn muß, da der Gefangenschaft Richards als noch dauernd gedacht wird. Nach einem allgemeinen Eingang heißt es hier (IV. 105):

„In solches Elend haben die Apostel (die Päpste) und falschen Doctoren die heilige Kirche versetzt, daß sie Gottes Zorn reizen, durch ihre Thorheit und ihr sündiges Leben haben sie die Ketzerei hervorgerufen; da die Sünde von ihnen selbst ausgeht, so ist es schwer, ihr zu widerstehen, doch ich will kein Ankläger seyn."

„Das ganze Unheil kommt aus Frankreich von denen selbst, die sonst die Besten waren; denn der König ist nicht treu noch wahrhaftig gegen Gott und Ehre: er hat den Graf im Stich gelassen, kauft, verkauft und schachert wie ein Knecht oder Krämer, darum sind seine Franzosen beschimpft."

„Die Welt geht quer, war sie gestern schlecht, so ist sie heute noch schlechter. Seitdem er das Gottesgeleite brach, haben wir nicht gehört, daß der Kaiser an Ruhm und Hoheit zugenommen, und doch wenn er Richard wie ein Narr entschlüpfen läßt, da er ihn einmal gefangen hält, so werden ihn die Engländer auslachen."

„Auch über Spaniens Könige habe ich zu klagen, weil sie sich selbst bekriegen und den Mohren aus Furcht röthliche und braune Pferde senden; sie haben den Hochmuth ihrer Feinde verdoppelt und sie selbst sind besiegt worden; besser wäre es, sie hielten Frieden, Treue und Glauben unter sich."

Nachdem der Troubadour den Fürsten diese Strafpredigt gehalten, gedenkt er seiner Geliebten in Ehren: „Wollt ihr wissen, wo sie ist — fährt er fort — fragt in der Gegend von Carcassonne."

Plötzlich erblicken wir ihn auf einem andern Schauplatz, in Montferrat an dem Hofe des freigebigen Markgrafen von Bonifaz. Mit ihm beginnt eine Canzone, allein der Dichter erklärt sogleich die lügenhaften Sänger, die nur in diesem Punkte wahr seyen, hätten dessen Lob bereits erschöpft, so daß er nichts weiter über ihn zu sagen wisse. Wenn er nunmehr bemerkt, der König von Aragon habe ihm seine Freude geraubt, sonst würde er sich mit den Frauen von Carcassonne unterhalten, so ist dieß eine räthselhafte Antwort auf unsere Frage, was ihn von Loba vertrieben habe. Indessen gefällt er sich in der Lombardei, man nennt ihn car messier, und schon singt er eine neue Freundin, gegen deren Augenpfeile es keinen Schild giebt, und deren Vorzüge sich in dem Maße vervielfältigen, wie die Rechnung des Schachbretts.

Auch in Italien, dem Vaterlande der Politik, vergaß er die Welthändel nicht. In einem Sirventes jubelt er über den Sieg, welchen Pisa über das stolze Genua davon getragen. Der Haß zwischen beiden Freistaaten, der durch den Wetteifer im Handel erzeugt, durch den Streit über den Besitz von Sardinien gesteigert worden, entbrannte seit Heinrichs VI. Eroberung von Sicilien (1194) in hellen Flammen. Damals errangen die Pisaner, die bei dem kaiserlichen Hofe besser angeschrieben waren, manche Vortheile über die Genueser, so daß der Podesta der letzteren vor Kummer darüber starb; allein bald darauf (1195) rächten sich die Genueser auf das nachdrücklichste. Die Deutschen, welche der Troubadour in Italien Gelegenheit hatte kennen zu lernen, findet er unhöflich, ihre Rede gleich dem Hundegebell, er möchte drum nicht Herr von Friesland seyn, (das er unter allen deutschen Ländern wegen seines Reichthums hervorzuheben scheint); er zieht es vor, unter den Lombarden, in der Nähe seiner blonden Dame zu leben. Ihm gehört Montferrat und Mailand, drum kann er Allemannen und Deutschen, wie er sagt, Hohn sprechen; ja er wünscht, daß Richard von England zur Rache wegen seiner Haft das Reich Palermo und Friesland umstoßen möge. Er fügt die räthselhaften Worte hinzu: „Von mir selbst kann ich sagen, wenn es um des Markgrafen willen nicht wäre, ich schätze ein zerrißenes Hemd keine fünf Mark." Hier, wie anderwärts, zeigt sich Vidal als den Gegner der Deutschen; es war die Wirkung seines Aufenthaltes in Italien, wo Heinrich IV. Freunde wie Feinde mit grausamer Politik mißhandelte. Nachdem der Dichter sich noch einmal Glück gewünscht hat, daß Gott und Sanct Julian und das süße Land Canaves (in Montferrat) ihn herberge, so daß er nicht wieder nach Provence noch zum König Alfons zurück verlange, sondern hier dem Dienst der Schönsten seine Verse und Canzonen widmen wolle, äußert er den Wunsch, Mailand und Pavia möchten sich vereinigen und die Lombardei sich vor den Freibeutern sicher stellen. „Lombarden — ruft er am Schluß — denkt, als Apulien erobert ward, an das Schicksal der Barone, wie man sie in die Macht von Buben gab; mit euch kann man noch schlimmer verfahren."

Vidals Aufenthalt in der Lombardei war nicht von Dauer. Alle Reize, welche dieser für die Hofpoesie so günstige Boden enthielt, konnten den unruhigen Sänger nicht fesseln. Eins seiner Lieder ist in Ungarn an dem Hofe des Königs Emmerich geschrieben. Es beginnt mit dem Tode des besten Herrn, wodurch der Dichter sich bewogen fand, nach Ungarn zu ziehen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er Alfonso II. meint, der 1196 starb; Emmerich, der in demselben Jahr den Thron bestieg, war Alfonsos Schwiegersohn; seiner Gattin Constanze konnte der Dichter bekannt seyn, und dieß war Grund genug für ihn, dieses neue Asyl zu suchen. Der König nahm ihn, nach der Canzone zu schließen, gütig auf, wofür ihm der Dichter versprach, sein Diener und Freund zu seyn und seinen Namen in aller Welt zu verbreiten. Das Lied wird über Bich zu dem Korn von guter Aehre, d. h. zu Alfonso's Nachfolger Petrus gesendet und schließlich den Deutschen ihre Undankbarkeit (gegen gewiße lombardische Städte) vorgerückt.

Wie lange sich Vidal in Ungarn aufgehalten, erfahren wir nicht. Als sich Bonifaz von Montferrat im Jahre 1202 zum Kreuzzug entschlossen hatte, erließ Vidal einen poetischen Aufruf zu diesem Unternehmen (IV. 118). Gelegentlich erhebt er den König der Catalanen und Aragoneser (Petrus II.), tadelt aber seine Nachsicht gegen die Hofdiener, die sich hochmüthig und zanksüchtig bewiesen, wonach wir vermuthen, daß der Troubadour Spanien von neuem besucht hatte.

Ein späteres Gedicht ist in einem Badeort entstanden, vielleicht zu Aix oder Avignon. (P. O. 191). Hier freut sich Vidal, der Ruhe zu genießen und rühmt sich, die Herberge des Grafen Heinrich zu theilen; er nennt ihn freigebig, kühn und artig, den Stern der Genueser, der zu Land und zu Wasser alle seine Feinde in Schrecken setzt. Wer ist dieser Heinrich? Ohne Zweifel jener Graf von Malta, der 1205 als Admiral der Genueser den Pisanern Syracus abnahm, auch später den ersteren wichtige Dienste leistete. Ferner rühmt sich Vidal der Gesellschaft des Grafen Arman; „er besitzt — sagt er — die Kühnheit des Argonesers, die Geselligkeit des Blaneiers, meine Artigkeit gegen Frauen und die Freigebigkeit des Königs von Leon," (Alfons IX. den er auch sonst erhebt). Offenbar ist Graf Alemanni, einer der ersten genuesischen Staatsmänner, gemeint. In dieser ausgezeichneten Gesellschaft fühlte sich der Troubadour behaglich; auch seinen Gönnern konnte es bei ihm nicht an Zeitvertreib fehlen. Noch hatte ihn seine seltsame Verblendung nicht verlassen, noch prahlt er in diesem Gedichte; „Wenn ich bewaffnet zu Rosse sitze, so zertrete und zermalme ich alles, was mir im Wege steht; hundert Ritter habe ich ganz allein gefangen und hundert andern die Rüstung abgenommen; hundert Frauen habe ich weinen und hundert andere lachen und scherzen gemacht."

Diese thörichte Einbildung, welche der Troubadour von sich selbst hegte, verließ ihn auch im Alter nicht; noch immer hoffte er die schönsten Frauen für sich einzunehmen. Der Widerspruch, welchen Sinn und Unsinn in seinem Charakter bildeten, bewog einen andern Dichter, Blacatz, ihn selbst um die Auflösung dieses Räthsels zu bitten. „Verargt mir's nicht — sagt Blacatz in einer Canzone — wenn ich euch frage, warum ihr in manchen Dingen so wenig Verstand zeigt und doch im Dichten Verstand und Geschick besitzet? Wer im Alter noch, wie in der Jugend, seine Hoffnung auf hohe Frauen richtet, der ist übler dran, als wenn er nie geboren wäre." In der Antwort beschwert sich Vidal über die ungeziemende Frage, behauptet aber den Satz, daß er in allen Dingen klug und gewandt sey und auch in der Liebe noch Glück zu machen hoffe. (IV. 23). Später lieferte Zorgi ein ganzes Sirventes zu Vidals Rechtfertigung. „Die allergrößte Thorheit begeht — sagt er hier — wer Peire Vidal einen Thoren nennt, denn ohne wahren Verstand könnte man seine Verse nicht hervorbringen." Dieses Urtheil wird nun mit Sentenzen aus einer Canzone des Angeschuldigten belegt. (P. O. 214).

Peire Vidal gehört unter die fruchtbarsten Troubadours; von seinen Liedern haben sich ungefähr sechzig erhalten. Doch müssen wir ihm einige der ihm zugeschriebenen Lieder absprechen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß er hundert Jahre erreicht und in diesem Alter immer noch gedichtet habe. Das eine (P. O. 190) singt das Lob Spaniens und des Königs und Kaisers Alfonsos; der Verfasser nennt sich zwar hier alt, arm und gebrechlich, allein gleichwohl paßt das Lied nicht in Peire Vidals Lebenszeit, denn Alfons wurde erst 1257 zum deutschen Kaiser erwählt. — In einem andern Liede wird Alfons getadelt, weil er den Pfaffen vertraut, von falschen Rathgebern bewogen die Fahne des Kaiserthumes ergriff und den Dürftigen seine Hände nicht öffnet. Noch härter wird der französische König (Ludwig IX.) angegriffen: er, den man für gerecht halte, tauge wenig und spende wenig. Dagegen wird König Manfred gerühmt: er habe den Clerus überwunden, Toscana habe seine Macht erfahren und in kurzem werde auch Genua sie erfahren. (V. 340). Michael IV. nämlich Despot von Aetolien, Epirus und Corfu, Manfreds Schwiegervater war von dem Kaiser von Nicäa, Michael Comnenus Paläologus

geschlagen worden und kam (1250) Hülfe flehend zu Manfred. Man möchte wohl glauben, daß dieser ihn rächen würde, allein Italien machte ihm zu viel zu schaffen. Noch wird unserm Troubadour ein halbes Sirventes zugeschrieben, das gleichfalls Manfred's Ehre singt. (IV. 186). Der Verfasser frohlockt über die Niederlage der stolzen Florentiner. „Ha, König Manfred — ruft er aus — ihr seyd so mächtig, daß ich den für thöricht halte, der mit euch anbindet! Hat doch ein einziger eurer Barone die Florentiner zu Boden geschlagen! Schwerlich möchte einer auf freiem Felde oder im Gebirge euch fortan Hohn sprechen; auch rathe ich es denen vom Capitol nicht, daß sie gegen euch ausziehen." Die Begebenheit ist kurz folgende. Die Ghibellinen von Florenz hatten sich nach Siena zurückziehen müssen; diese Stadt wurde daher von Florenz gedrängt. Auf den Rath des durch Dante's Hölle berühmten Farinata degli Uberti, des Oberhauptes der Flüchtlinge, schicken diese eine Gesandtschaft an Manfred und bitten um Hülfe. Der König schickt ihnen erst hundert Deutsche, die nach einer großen Heldenthat aufgerieben werden, sodann den Grafen Giordano da Anglone mit 800 Pferden, wozu ihre eigene Macht sammt der von Siena und Pisa kam. Nun läßt Farinata die Florentiner benachrichtigen, die Saneser würden ihnen für eine Geldsumme eins der Thore öffnen; wirklich nähern sie sich mit einer Macht von wenigstens 30 000 Mann und leiden, bei Montaperti überfallen, eine furchtbare Niederlage, (4. September 1260). Kurz nachher zieht der Graf mit den Vertriebenen in Florenz ein.

Peire Vidal hat sich auch im Fach der erzählenden Dichtkunst versucht und auch hier Talent gezeigt. Einer ganz sinnreichen allegorischen Novelle, in welcher Liebe, Gnade, Scham und Redlichkeit personificirt erscheinen, fehlt leider der Schluß; eine kürzere, verlorene Erzählung findet sich in altitaliänischer Uebersetzung oder Bearbeitung; eine dritte ihm zugleich zugeschriebene scheint nicht ihm, sondern Raimon Vidal zu gehören.

Gustav Friedrich Dinter,

ein um die Volksbildung in Deutschland, vorzüglich in Preußen und Sachsen, hochverdienter vortrefflicher Mann. Er ward am 29. Februar 1760 zu Borna in Sachsen geboren, erhielt seine Vorbildung auf der hohen Schule in Grimma und studirte dann in Leipzig Theologie. Nach vollendeter akademischer Laufbahn wurde er Prediger in Kitscher bei Borna, dann 1797 Seminar-Director zu Dresden und später Pfarrer in Görnitz. Am ersteren Orte schon begann er sich vorzüglich dem Berufe zu weihen, zu dem ihn eigene Neigung, so wie das Bedürfniß seiner Zeit und seines Landes besonders hinlenkten, der Verbesserung des Volksunterrichtes und der Bildung von Landschullehrern nämlich, indem er in seinem Hause und während seiner Mußestunden zwei junge Männer für dieses Fach gewissermaßen erzog. Nachdem er jene Aemter mit großem Erfolge verwaltet, ward er 1817 als Schulrath nach Königsberg in Preußen berufen, und 1819 zum Doctor und Professor der Theologie an der dortigen Universität ernannt. Mit unermüdlichem Fleiße und immer gleichem Eifer wirkte er hier als Prediger, Professor und Schulinspector, im echtesten Sinne des Wortes ein wahrhaft frommer Mann, bis an seinen Tod, der am 29. Mai 1831 in Königsberg erfolgte. Dieselbe heitere Laune, mit der er sein Leben (s. unten) schildert, und welche die Frucht seines trefflichen Charakters und seines reinen Strebens war, verließ ihn nicht bis zu seinem letzten Augenblicke. Er entschlummerte umgeben von geliebten Freunden und dankbaren Schülern.

Seine Schriften sind:

ABC und Lesebuch. Neustadt a. d. Orla, 3 A. 1829.
Letzte Anrede eines Lehrers an seine Katechumenen. Neustadt, 1827. 3 A.
Ansichten und Bilder des Heiligen, Wahren und Schönen, (gesammelt von J. G. C. Schinke) 2 Bd. 12. Neustadt, 1833.
Anweisung zum Gebrauch der Bibel in Volksschulen. 3 Th. Neustadt, 1814–17.
Anweisung zum Rechnen für preußische Bürger- und Landschulen. Neustadt, 1830. 2 A.
Anweisung zum Rechnen für sächsische Dorfschulen. Neustadt, 1833. 6 A.
Auszug aus dem Dresdner Katechismus. Wohlf. A. Neustadt, 1823.
Belehrungsblätter. Neustadt, 1818–23.
Die Bibel als Erbauungsbuch (in Gemeinschaft mit Brodmann und Fischer) 5 Bd. Neustadt, 1832.
Schullehrerbibel. 9 Thl. Neustadt 1826–29.
Reden an künftige Volksschullehrer. Halle und Leipzig, 1803–5. 2 A. 1810. 4 Thle.
Unterredungen über den lutherischen Katechismus. Neustadt, 1806–23. 13 Thle.
Predigten zum Vorlesen. 3. A. Neustadt, 1820.
Predigten. Neustadt, 1815.
Predigten auf alle Sonn- Fest- und Bußtage. Neustadt, 1821.
Malvina, Buch für gebildete Mütter. Neustadt, 2 A. 1824
Die Schulconferenzen zu Ulmenhain. Neustadt, 1821.
Das Gefühl an die Vernunft und die Vernunft an das Gefühl. Neustadt, 1828. 2 A.
Liederhomilien. Neustadt, 1829.
Selbstbiographie. Neustadt, 1829.

Ein äußerst practischer Sinn, Herzlichkeit, Ruhe, Klarheit und Faßlichkeit befähigten D. vorzüglich so segensreich auf die Bildung des Volkes durch seine Schriften wie durch seinen Unterricht und seine persönliche Leitung und Theilnahme zu wirken, als er es gethan. Der Nutzen, den er dem Kirchen- und Schulwesen namentlich in Sachsen und Altpreußen gebracht hat, ist unberechenbar und unvergeßlich, denn seine Werke befinden sich in den Händen eines jeden nach höherem Ziele strebenden Volksschullehrers, und können nicht genug empfohlen werden. Wir entlehnen, um ein vollständiges Bild des vortrefflichen Mannes zu geben, dessen Denkweise eben so sehr seinem Herzen als seinem Verstande Ehre macht, hier ein größeres Bruchstück aus seiner Autobiographie, einer Schrift, in welcher sich der fromme Ernst seines Wirkens eben so lebendig wie seine ruhige Besonnenheit und die Schärfe seines Verstandes, zugleich mit der ganzen Liebenswürdigkeit seines heitern kindlichen Charakters offenbaren.

Vergl. Dinters Leben. (Aus dem homiletisch liturgischen Correspondenzblatte besonders abgedruckt). Nürnberg, 1831.
Dinters Todtenfeier im Sächsischen Erzgebirge. Neustadt, 1831.

Mein Hauslehrer-Leben.*)

Von diesem will ich nur wenig sagen, weil ich nur wenig Wichtiges davon zu sagen habe. Ich fühlte mich nicht glücklich, aber durch eigene Schuld. Ich habe nie so gut gegessen und getrunken als in jenen Jahren. Meine Stube hatte eine herrliche Aussicht in den herrschaftlichen Garten. Das Schloß, das ich bewohnte, war eins der prächtigsten Landgüter der Gegend. Ich hatte nur anderthalbe Stunde bis zu meinem Vater, und eben so weit auf der andern Seite bis zu meinem im Jahre 1823 verstorbenen Bruder, der kurz vor meinem Anzuge in Bendorf Pfarrer in Bocka geworden war.

*) Aus: Dinters Leben. Neustadt a. d. Orla, 1829.

Ich hatte hundert Thaler Gehalt, was damals für ungemein viel galt. Auch fehlte es nicht an Weihnachtsgeschenken. Der Kammerherr von Pöllnitz hatte etwas Kaltes und Steifes in seinem Umgange. Aber sein Charakter war sehr gut. Seine Gemahlin, eine geborne von Ponikau, war eine treffliche Frau, die meinen Zögling, ihren Stiefsohn, den Tod der leiblichen Mutter nicht vermissen ließ. Mein Zögling hatte nicht eine Ader von Falschheit und Bosheit, und — ich war nicht glücklich! Durch eigene Schuld. Ich hatte mir ein hohes Ideal gebildet: Das muß dein Schüler erreichen! Aber er erreichte es nicht. Zum Theil konnte Mangel an Talent und Lust daran Ursache seyn. Aber zum Theil, ja ich will's mit Beschämung gestehen, größten Theils lags an mir, daß mein Werk nicht gelang. Ich regte allerdings seine Thätigkeit an. Aber sobald er eine Sache nur begriffen zu haben schien, ging's weiter. Ich widerholte etwa monatlich einmal, und fand das meiste vergessen. Ich fühlte nicht, daß ich hätte langsamer fortschreiten, öfter wiederholen sollen, nicht, daß mein Zorn den guten Knaben furchtsam machte. Ich züchtigte ihn nie mit einem Instrumente, nie auf eine der Gesundheit gefährliche Weise. Aber ich biß vor Grimm mich in den Ballen des rechten Daumen so oft und so stark, daß ich erst als Pfarrer die harte Haut, die daher entstand, verlor. Ihn selbst stieß ich mit der geballten Faust ins Gesicht, so daß er bisweilen blaue Flecken davon bekam. Das wußten die Aeltern. Der Augenschein lehrte es, und ich wundere mich noch heute, daß sie mich nicht verabschiedeten. Aber sie sahen, daß der Knabe doch an Kenntnissen zunahm. Sie sahen, daß er dennoch an mir hing, daß er ihnen selbst gestand, er habe das verdient. Und von diesen Rücksichten bestimmt, hatten sie eine Geduld mit mir, die ich unter ihren Verhältnissen schwerlich mit meinem Hauslehrer gehabt haben würde. Genug, sie ließen mich walten. Außer den Stunden waren Ludwig und sein Lehrer die besten Freunde. Sie spielten im Garten, im Winter auf dem Gange mit einander; badeten mit einander; der Lehrer nahm den Junker oft auf seinen Spaziergängen mit, und Ludwig war bei dem Magister immer noch lieber, als bei dem für ihn zu kalten Vater.

Summa: Als Erzieher und Gesellschafter war ich gut, nur als Lehrer nicht. Ich fühlte es, daß ich anders seyn sollte. Ich machte einmal ein Gedicht an mich selbst, in dem die Zeilen vorkamen:

Da stürmen sie wie brausende Orkane,
Die Leidenschaften durch einander hin!
Hinabgestürzt, hinaufgeschleudert wagst du,
Und bebst, und wankst, und fühlst nicht Gott, nicht dich,
Nur deinen Grimm!

Weiter hin:

Was kann dich so entmannen?
Der Fehler eines Knaben, der zu neu
Für Welt und sich die Thaten seines Lebens
Noch freilich nicht mit Männerwage wägt.
Das, was in heil'ger Ruhe stillen Stunden
Du selbst dir selbst nur allzu leicht verzeihst,
Kann Funk' im Pulverthurm' dein Herz entflammen?

Dann eine Ermahnung zur Milde, und der Schluß:

Geh' beff're dich,
Und, kannst du's nicht, so flieh', so eile, wähle!
Sei, was du willst! Nur sey nicht Pädagog!

Ich hatte das ganze Gedicht noch lange nachher. Ich weiß aber nicht, wohin es gerathen ist. Obige Stellen aus demselben habe ich aber im Gedächtnisse behalten. Solche Vorstellungen wirkten, bis Pöllnitz wieder einmal das Vorgetragene vergessen hatte.

Erst, da mein Zögling reifer wurde, besser fassen und behalten lernte, änderte sich die Scene, wozu auch wohl der früher erzählte Todesfall, der milde Leidenschaften an die Stelle der heftigen setzte, das Seinige beitragen mochte. Summa: Ich hätte in diesem trefflichen Hause nützlicher und glücklicher seyn können, wenn ich minder hitzig gewesen wäre.

Uebrigens brachte ich schon damals viele grammatikalische Regeln in Knüttel-Verse, wie es vor Zeiten Sitte gewesen war, und jetzt wieder Sitte wird. Ich ließ z. B. singen:

Unus, ullus, nullus,
Solus, totus, alius,
Uter, alter, neuter,
(Unser alter Schneider)
Genitiv ius, Dativ i.
Sonst bist du ein Bärenhäuter.

Ich reimte die Regeln vom Genus der dritten Declination:

O, or, os. er, es, wenn's wächst,
Masculins! Sonst wirst du beklecksst.

A, is, aus und x,
Macht da Weibchen einen Knix.
S, wenn ein Consonans vorher geht,
Us, wenn's u im Genitiv noch steht,
Es, wenn's nicht wächst,
Setz's Weibchen, Bursch, sonst bist du behext.
A, e, c,
l, n, t,
ar, ur, us, wenn's u nicht bleibt,
Ludwig unter die Neutra schreibt,

Aus einer Operette hatte ich genommen, was dort ein Schullehrer singt:

Panis, piscis, crinis,
Lapis, ignis, civis,
Wenn sich Hans nicht wohl bewahrt,
Wenn er sich mit Greten paart,
(Tunis, fustis wird dann hart),
'S nimmt ein böses Finis.

Daß wenig Gedanke darin war, schadete nicht. Genug, Ludwig behielt die Regeln. Mein Zögling kam nach Halle in's Pädagogium, dann nach Freiberg. Schriftsteller wurde er im Fache der Thierarzneikunst.

Seine Schwester, Lottchen, jetzt Frau von Engel, war ein liebes Kind, an dem meine ganze Seele hing. Da sie von einer Gouvernante erzogen wurde, so hatte ich Wenig mit ihr zu thun. Vielleicht lieset sie diese kleinen Späßchen, und sieht daraus, daß sie mir damals schon Freude machte, und daß ihr Gedenken in mir noch lebhaft ist. L. Vater, warum gehen denn diese Leute betteln? V. Weil sie kein Brod haben, mein Lottchen. L. Wenn sie kein Brod haben, warum essen sie denn nicht Semmel?

Die Mama hatte Lottchens Weinglas zu voll geschenkt. V. Das ist zu voll für Lottchen! L. Lieber Vater, ich will Etwas abtrinken, dann ist's nicht mehr zu voll.

Nach dem Butterbrode kam noch Torte. V. Lottchen, du kannst Nichts davon bekommen. Dein Magen ist schon geschlossen! L. Das schadet nichts. Die Torte stecke ich noch durch's Schlüsselloch hinein.

Wir waren nach Eschefeld zum Pfarrer Richter gefahren. Die Frau Pfarrerin hatte ein niedliches Bologneserhündchen. Fräulein Lottchen war überredet worden, vom Kaffeetrinken bleibe man klein. Kaffee sollte sie nicht trinken, und klein bleiben sah sie für ein Unglück an. L. Wie alt ist denn das Hündchen? Pf. Schon sehr alt. L. Und wächst nun nicht mehr? Pf. Nein! So klein bleibt's immer! L. Ach, du armes Thierchen! Du mußt einmal viel Kaffee gesoffen haben.

Ich glaubte meine Candidatenjahre nicht besser anwenden zu können, als wenn ich die Pfarrer, die Schullehrer und das Volk beobachtete. Diese Beobachtungen haben mich dann oft erheitert, belehrt, ermuntert, gewarnt. Ich kannte einen alten ehrwürdigen Pfarrer, der seine Predigten las. Einst fand er's doch für nöthig, seine Gemeinen einmal auszuschmälen. Er las auf dem Filiale die Strafpredigt ab, und setzte hinzu: Da habet ihr's nun, ihr Filialsleute. Aber denkt nicht, daß es denen drüben besser gehen soll. Die in der Mutterkirche sollen es gleich eben so kriegen.

Bei einem andern Pfarrer hat ein Vater den Schullehrer verklagt, daß er seinen Sohn zu hart gezüchtigt hatte. Der Pfarrer kannte den Schullehrer und den Bauer. Er sagt ruhig: Morgen früh um 8 Uhr komme ich in die Schule. Komme Er auch und sehe Er, wie es dem Schulleheer geht. Der Pfarrer kommt. Der Bauer auch. Pfarrer. Herr Schullehrer; warum haben Sie den Sohn dieses Mannes so hart gezüchtigt? Sch. Er hat sich mir in Gegenwart aller Kinder wideesetzt. Die Kinder wiederholen es mit Ausdruck des Abscheues. Pf. Welches Werkzeug haben Sie bei der Züchtigung gebraucht? Der Schullehrer zeigt ein dünnes, geschmeidiges Stäbchen hervor, mit welchem er wohl Schmerzen verursachen, aber nicht Schaden anrichten konnte. Pf. Herr Schulmeister! Was haben Sie gethan? Eine so grobe Widersetzlichkeit nur so gelinde zu bestrafen! Das ist arg. Hier, Vater, nehme Er dieses Stäbchen und gebe Er in Gegenwart aller Schulkinder seinem ungezogenen Sohne noch sechs derbe Hiebe. Nachher erst wollen wir Alle seinem Sohne vergeben. Der überraschte Vater thut's. Und nicht leicht verklagte wieder Jemand den Schullehrer, wenn er nicht wichtige Uesachen hatte.

Ich hatte es als Anekdote gehört, aber nie geglaubt, daß nach dem siebenjährigen Kriege ein Pfarrer im Wittenberger Kreise gepredigt habe: „Ihr Bauern! Gott hat euch nun wieder Frieden geschenkt. Aber ihr habet euch immer noch nicht gebessert. Wenn es so fortgeht, so muß Gott wieder Krieg ins Land schicken, dann geht es wieder: Prrpumpumpumpum,

Prrpumpumpumpum.“ Der Schullehrer auf dem Chore nimmt die Hand vor den Mund und trommpetet: Trrtängtängtängtäng. Der Pfarrer schreit erschrocken: Herr Schulmeister ist Er ein Narr! Der Schulmeister antwortet unerschrocken: Herr Magister, wo Infanterie ist, muß auch Cavallerie seyn. Dieß erzähle ich beim Kirchmeßschmause eines benachbarten Pfarrers, ohne etwas Arges zu besorgen. Auf einmal läuft die Hauswirthin weinend davon. Ich: Um Gottes willen, was widerfuhr der Frau Wirthin? Antw. Ja, wissen Sie denn das nicht? Den Streich, den Sie erzählten, hat ihr Vater in der Kirche gemacht.

Ein heftiger Pfarr-Adjunkt sieht seiner Kanzel gegen über einen Bauerknecht sich unanständig während der Predigt hinlegen. Er schreit ihn an: Richtet euch auf! Solche Stellungen mir gegenüber leide ich nicht. Der Knecht bleibt unbeweglich liegen. Der Pfarrer ärgert sich, schließt bald, und läßt den Herrn des groben Menschen kommen. Dieser sieht das Ungewitter voraus, will ihm entgehen und spricht zum Knechte: Jetzt ist Neujahr. Ich bekomme einen andern Knecht, du einen andern Herrn. Ziehe ab. Um deinetwillen werde ich mir meinen Pfarrherrn nicht zum Feinde machen. Der Knecht zieht ab. Der Pfarrer ist befriedigt. Aber Jener breitet in Altenburg am nächsten Markttage die Sage aus: Der Pfarrer in Y. habe sich gehängt. Der Ruf wird allgemein. Aber an einigen Orten sagt man, der Emeritus, (male meritus, der um Branntweins willen pensionirt war) habe es gethan, an andern der Adjunkt. Jeder hört's als Gerücht, das dem Andern dieß andichte. Ich war dabei, als Emeritus seine Pension forderte. Subst. Für mich wär's gut, wenn Sie gethan hätten, was Ihnen die Welt Schuld giebt. Em. Sie giebt mir gewiß nichts Schlimmeres Schuld als Ihnen. Adj. Sie wissen es also nicht? Man erzählt überall, Sie hätten sich gehängt. Em. Bewahre Gott, Herr Amtsbruder, Sie sollen es gethan haben! Beide standen wie aus den Wolken gefallen, bis ich ihnen die mir bekannte Sache aufklärte.

Zu viel Hitze ist dem Pfarrer nicht gut. Zu viel Kälte wahrlich auch nicht. Der angeführte male meritus hatte eine Säuferin zur Frau, die ihn durchaus zum Saufen verleiten will. Ein benachbarter Pfarrer giebt ihm den Rath, hier helfe Nichts, er müsse einmal zuschlagen. Er verspricht das zu thun. Nach einigen Wochen klagt er demselben Freunde seine Noth. Dieser: Ihnen ist nicht zu helfen! Warum folgen Sie mir nicht? Em. (ganz ruhig:) Ja, Herr Amtsbruder, ich hab's ja versucht. Es hat sich aber umgekehrt. Ich habe die Schläge bekommen.

Das höchste Ideal männlicher Ruhe stellte derselbe Pfarrer bei folgender Gelegenheit auf: Das böse Weib will ihn, da er sich eingeschlossen hat, um Ruhe zu haben, nicht studieren lassen. Es ist Winter. Sie heizt so fürchterlich ein, daß er alle Fenster öffnen und nur bitten muß, sie möge das Haus nicht anbrennen. Sie stellt sich vor das Fenster und schimpft in pöbelhaften Ausdrücken. Und er? Er setzt sich an den Studiertisch, und schreibt gelassen alle ihre Schimpfreden nach, um sie dem kurfürstlichen Consistorium einzusenden.

Ein anderer (sonst sehr achtungswerther) Mann im Fürstenthume Altenburg stand in dem Rufe der Einbildung auf seine Verdienste. Den mußt du doch kennen lernen, dachte ich. In einem sehr trockenen Sommer besuchte ich ihn Sonntag Nachmittags. Unmittelbar nach dem Eintritte begann er: Herr Candidat, Sie kommen zu rechter Zeit. Ich muß Ihnen doch gleich das Gebet um Regen vorlesen, das ich ausgearbeitet, und meiner Gemeine vorgesprochen habe. Ein junger Mann, wie Sie, muß hören, wie wir Erfahrenere es machen. Das Gebet war wirklich schön und kräftig. Aber das Selbstlob empörte mich.

O, sagte mein Bruder, das darf dich bei ihm nicht wundern. Er hat mir's nicht besser gemacht. Ich mußte, als seine Gattin gestorben war, für einen Bauer seiner Gemeine eine Leichen-Predigt halten, auf die ich mich gar nicht hatte vorbereiten können. Ich extemporirte und gefiel. Er hatte das gehört, und machte mir das Compliment: Ihre extemporirte Predigt hat gefallen. Das macht Ihnen viel Ehre, in einer Gemeinde Beifall zu finden, die an sehr gute Predigten gewöhnt ist.

So beobachtete ich die Schwächen Anderer, wahrlich nicht um zu lachen, sondern um mich warnen zu lassen. Für gefährlich hielt ich nur Einen, bisher noch nicht Erwähnten. Dieser wußte genau, was ich bei meinem letzten Zusammenseyn mit ihm geredet hatte. Er hielt sich ein Buch, in welches er (wie er mir selbst sagte) an jedem Abende eintrug, wo er den Tag über etwas Merkwürdiges gehört hatte, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen. Ich kam nicht wieder zu ihm.

Meine liebsten Freunde waren mein Bruder und Pfarrer Richter zu Eschefeld. Von ihnen lernte ich Casuistik. Sie erzählten dem lernbegierigen Dinter gern, was bisher in ihren Aemtern vorgekommen war, Ernstes, Trauriges, Fröhliches. Sie lieferten mir Manches, was ich noch jetzt meinen Studenten als Beispiel erzähle, neben dem, was mir selbst widerfahren ist. Ich hörte, wie sie den Katechumenen-Unterricht hielten, welche Grundsätze sie dabei befolgten; was sie bei den Krankenbetten, im Beichtstuhle und bei andern amtlichen Handlungen für Erfahrungen machten. Ich verdanke Jenem, der noch lebt, und Diesem, der längst schläft, manche gute Lehre. Der Unerfahrene nahm sich in Acht, dem Erfahrenen zu widersprechen, und vermied dadurch die Pillen, wie sie ein anderer etwas anmaßender Candidat verschlucken mußte, der einen Pfarrer belehren wollte, was in dem oder jenem Falle zu thun sey. Herr Candidat, so sprach ein alter Prediger zu ihm, so reden Sie, so lange Sie sich in drei Wochen einmal barbieren. Wenn Sie sich, wie jetzt ich, in Einer Woche dreimal barbieren werden, dann urtheilen Sie gewiß anders.

Nur was ich etwa erfahren hatte, theilte ich ihnen mit. Z. B. Von Behauptung der Priesterwürde erzählte ich das, was ein, Beiden bekannter, Mann gethan hatte. Er hatte einen Streit wegen einer unbedeutenden Holzangelegenheit, und legte sich, indem er seinem Kirchenpatrone die Sache recht demonstriren wollte, wohl Etwas zu horizontal auf seines Patrons Tisch. Dieser, der ihm vielleicht eher eine Lüge, als diese Unanständigkeit vergeben hätte, steht ernst auf und spricht: Herr Pfarrer, Sie vergessen, daß Sie mir Ehrfurcht schuldig sind! Ich bin Ihr Kirchen-Patron. Pf. in demselben Tone: Herr Kirchen-Patron, Sie vergessen, daß Sie mir Ehrfurcht schuldig sind. Ich bin Ihr Beichtvater!

Mit den Schullehrern kam ich damals sehr wenig in Berührung. Der, welcher mir am Nächsten lebte, war ein ehrlicher, aber unbedeutender Mann. Er versicherte mich selbst, er werde müssen einen Substituten annehmen, weil ihm das Glied steif würde, das der Schullehrer am Nothwendigsten brauche. Ich: Welches? Er: Die rechte Hand, diese brauche ich zum Orgelspielen, zum Vorschreiben, zum Zuschlagen. Als ihm der nachherige Pfarrer verbot, die Bußpsalmen sagen zu lassen, gehorcht er nicht. Der Pfarrer kommt dazu, als der 51. Psalm hergesagt wird. Der Pfarrer ärgert sich und wird unruhig. Doch hält er's aus bis zu den Worten: Baue die Mauern zu Jerusalem. Bei diesen springt er auf und schreit: Ei, meinetwegen bauet Ihr sie! Ich gebe keinen Groschen dazu! Bauet Ihr dafür Eure Kirchhofsmauer! Das wäre klüger und nothwendiger! Von Stund an waren die Bußpsalmen abgeschafft.

Einen anderen, ziemlich dicken Schullehrer fand ich bei einem Spaziergange nach meiner Vaterstadt am Wege sitzen in guter Ruhe. Ich fragte ihn: Ihre Kinder machen Ihnen wohl wenig Verdruß, da Sie so zunehmen? Er: was soll ich mich denn viel über die Kinder ärgern? Ich thue das meinige und denke: Ihr dummen Jungen, wenn Ihr nichts lernen wollet, es ist mein Schade nicht. Ich bekomme mein Schulgetraide doch.

Der Cantor Bart und der Baccalaureus Koch, jener durch sein Eingehen in die neuen Ideen der Zeit, dieser durch die Herzlichkeit, die er in die alten Formen zu bringen wußte, waren mir vor vielen Andern achtbar.

Im Umgange mit dem Volke fühlte ich mich sehr glücklich. Ich konnte nicht leicht vor Jemanden auf der Straße vorbeigehen, ohne ihm ein Gespräch abzugewinnen. Ich lernte das Volk kennen. In der Zedlitzer Flur fuhr ein Bauer am Sonntage, in einer allerdings feuchten Zeit, Heu ein. Ich fragte ihn: Es ist heute Sonntag und er fährt Heu ein. Wie will er das bei Gott verantworten? B. Ei was? Der Herr Jesus hat gesagt, ich soll einen Esel aus dem Wasser ziehn am Sabbathtage. Mein Fuder Heu ist mehr werth als ein Esel. Ich hatte nichts einzuwenden.

Das Volk, das doch mit mir in keiner Verbindung stand, liebte mich, hatte Vertrauen zu mir, weil es mich gern predigen hörte, und weil ich mit jedem Kinde, das mir begegnete, freundlich sprach. Man fragte mich oft um Rath. Eine Jungfer fragte mich, ob sie den Meister Schmidt heirathen sollte? Ich gab ihr den Rath, zu bedenken, daß der Mann sechs Kinder habe. Das habe ich schon bedacht, sagte sie. Ich meine nun so: Wenn er sie schon hat, so brauche ich sie nicht erst zu kriegen. Sie nahm ihn, wurde aber leider bald Wittwe. Warum? Die Sache ist arg. Der baumstarke Mann, der längste im Dorfe, litt am Fieber. Ich wurde gebeten, ihn doch einmal (nicht als Geistlicher, sondern als Freund) zu besuchen. Ach, sagte er, mir kann keine Arznei helfen! Ich: Woher weiß Er das so gewiß? Er: da meine erste Frau so lange krank war, wechselte sie immer mit den Arzneien. Ich habe nun die Reste alle aufgehoben, und jetzt, da ich krank wurde, habe ich's mit einem nach dem andern versucht. Ich dachte, Eins muß doch das Rechte für meine Krankheit seyn. Aber

nein! Es will mir keins helfen! Er starb. Ich habe dieß nachher oft meinen Bauern erzählt, um sie vor ähnlichen Thorheiten zu warnen.

Daß ich, versteht sich mit Genehmigung, aber ganz ohne Mitwirkung des Pfarrers, als Candidat einen Anhang neuer Lieder zum alten Gesangbuche einführte, will ich mir nicht zum Verdienste anrechnen. Ich war Hauslehrer des Gutsherrn und Sohn des Gerichtshalters. Das gab allerdings meinen Worten Ansehen.

Aber Folgendes bleibt mir unvergeßlich. Ein siebenzigjähriger Mann hängt sich, bloß weil ihn ein anderer, dem er zehn Thaler schuldig war, einen Spitzbuben gescholten hatte. Die Schwiegertochter muß (um etwas Vergessenes nachzuholen), zurück ins Haus, und findet den Hängenden. Er wird losgeschnitten und zum Leben gebracht. Zwei Tage nachher bitten mich seine Söhne, ihn zu besuchen und aufzurichten. Ich: Das thue ich nicht, das ist unseres Herrn Pfarrers Sache. Er würde es für Eingriff in sein Amt ansehen, wenn ich ihn besuchen wollte. Sie: Eben darum brauchen wir Sie. Der Pfarrer hat ihn besucht, und hat ihn so in die Hölle geworfen, daß er sich, wenn der Pfarrer wieder kommt, gewiß noch einmal hängt. Hier war's nun freilich nöthig, daß ich hinging. Es galt Menschenleben. Ich nahm die Sache von der natürlichsten Seite: Alter, Gott muß ihn doch sehr lieb haben, da er die Umstände so gelenkt hat, daß seine Schwiegertochter zurückkommen mußte, um ihn zu retten. Das fiel ihm auf. Genug, der Mann wurde beruhigt, und hat mich noch, da ich Pfarrer war, einigemal dankbar besucht. Ich ging zum Pfarrer, um ihm zu sagen, was ich gethan hatte, auch meine Verwunderung darüber nicht zu bergen, daß er den Mann so streng behandelt habe. Pf. Wie ihr jungen Männer das versteht! Er mußte ich ihn mit dem Gesetze angreifen. Nach einigen Tagen hätte ich das Evangelium schon nachkommen lassen. Ich: Ja, wenn er sich zum zweiten Male gehängt hätte.

Bisweilen nahm ich meinen Zögling mit zu den feinern Bauern-Familien, Göllnitz, Weiske und zum Müller. Er sollte das Volk achten und lieben lernen.

So ging ich nicht ganz übel durch's Hauslehrer-Leben vorbereitet ins Pfarramt über. Im Ganzen ist der Hauslehrerstand als Mittel zwischen Akademie und Pfarrei nicht zu verachten. Der junge Mann entwöhnt sich vom Studententone, lernt sich fügen, lernt besonders auf dem Lande sich an's Volk anschmiegen, beobachtet Pfarrer und Landadel, und sammelt tausend Erfahrungen, die ihm im Pfarramte nützlich sind. Nur muß er sich nicht zu einseitig an das hohe Haus anschmiegen, sonst gewöhnt er sich an Bedürfnisse, die er nachher nie befriedigen kann, fühlt sich unter den Landleuten nicht glücklich, weil sie den Hofton weder haben, noch erwiedern, noch verstehen. Die Stunden, die ihm das Hauslehrer-Amt übrig läßt, muß er den Pfarrern, den Schullehrern, dem Volke widmen.

Einige Nebenpersonen, die mir in diesem Zeitraume merkwürdig wurden, muß ich noch erwähnen: Die ehrwürdigen Großältern meines Zöglings, das Pflugkische Haus in Ehrenhavn, eine Familie, die an Humanität, an echtem Christensinne Wenige ihres Gleichen hatte. Sie starben beide in der Zeit, da ich Führer ihres Enkels war. Sie wurden in ihrem Garten begraben, und die letzten Verse der ihnen zu Ehren von mir gedichteten Gesänge, waren Zeugen meiner innigsten Empfindung. Der Eine:

> So, wenn hinter'm Ulmenhaine nieder
> Matter strahlend uns die Sonne sinkt,
> Jauchzen jenseits neue Jubellieder
> Einer Welt, die Morgenstrahlen trinkt.

Der andere, Anrede an die Laube, wo der Edle ruht:

> Grün' unentweiht, ein Heiligthum für Alle,
> Die dir sich nahn.
> Des Enkels Enkel staun' in deiner Halle
> Ihr Bildniß an.
> Voll heil'ger Ehrfurcht ruf' er: Ach, sie haben
> Vor langer Zeit
> Hier einen edlen, edlen Greis begraben!
> Grün' unentweiht.

Neben dem Ernsten stehe etwas Lustiges. Ich besuchte mit meinem Zöglinge die Ställe des Gutes an einem der Feiertage. Auf einem Futterkasten saß ein festlich gekleideter, bildschöner Bauerjunge von ungefähr vierzehn Jahren. Ich frage ihn: Wer bist du, mein Sohn? Er, fast im Tone der gebildeten Welt: Ich habe die Ehre der Saujunge vom Hofe zu seyn. Der erste Mann des Staates hätte mir seinen Stand nicht feierlicher ankündigen können, als hier der — Saujunge.

Auf dem dritten seiner Güter hatte mein Principal einen Pfarrer, der im 96sten Jahre starb, nachdem er drei Substituten gehabt hatte. Der letzte Substitut schreibt einmal an des Alten Studenthür: Dieser Jünger stirbt nicht. Der Alte schreibt darunter: So will ich, daß er bleibe, bis ich komme; Narre, was geht's dich an! Dieser Alte hatte, um die Wäsche zu schonen, von jeher statt der Tischtücher und Servietten die blauen Umschläge der Zuckerhüte gebraucht.

Der Pfarrer in Ehrenhavn erzählte mir, er sey als Gymnasiast einst von der Kanzel herab ein Hundsfott genannt worden. In N. bei Altenburg war ein alter Pfarrer gewesen, der immer etwas Halblächerliches in seine Predigten verwebt hatte. Die Gymnasiasten erfahren an einem Ferientage: Der Pfarrer zu N. hält heute eine Leichenpredigt. Sie gehen hinaus. Die Predigt selbst geht ohne etwas Auffallendes hin. Der Schluß aber war: So viel mit euch, liebe Leichenbegleiter. Nun aber einige Worte mit Euch, ihr jungen Leute, die ihr gekommen seyd, um euch über einen alten Mann lustig zu machen. Hierauf folgt eine derbe Strafpredigt, die sich mit den Worten schließt: Da ich in Altenburg vom Gymnasium abging, habe ich in fünf Sprachen valedicirt. Ihr Hundsfötter, was könnet Ihr? Amen.

Dem Altenburgischen Superintendenten L. war es bei demselben Manne noch schlimmer gegangen. Der Superintendent will doch auch den berüchtigten Mann einmal predigen hören und zugleich sich um den Zustand des dortigen Kirchenwesens bekümmern. Er kommt gerade am ersten Advents-Sonntage Der Pfarrer predigte: Damals zog Jesus ein mit Hilfe eines Esels. Heutzutage kommt er zu seiner Gemeinde durch die christlichen Lehrer und Prediger. Nun gibt es von ihnen verschiedene Arten: kleinere, wie ich bin. Aber Christus hat auch in seinem Kirchendienste große Kirchen-Esel, dergleichen wir einen heute in unserer Gemeine zu sehen die Ehre haben. — Wer preiset nicht unsere Zeiten glücklich, in denen solche Dinge unerhört, ja fast unmöglich sind. Die Nachricht ist aus des Superintendenten Munde, der die Sache meinem Principale erzählt hat.

Meinen Schulkindern habe ich, um ihnen zu beweisen, daß Fehler gegen die Rechtschreiberei oft den ganzen Sinn entstellen, erzählt, was damals sich wirklich zutrug. Eine Dame äußert in einer Gesellschaft, wo von Mandel-Krähen*) die Rede ist, sie habe noch nie einen solchen Vogel gesehen, und wünsche wohl einmal ein so schönes Thier ausgestopft zu erhalten. Der Hauswirth, ein reicher Gutsbesitzer, schreibt unverzüglich an einen Jäger in der Lausitz, und bittet, er möge ihm doch sobald als möglich einige Mandel Krähen schicken. Dieser befolgt den Befehl genau und sendet mit der ordinären Post (nicht einige Mandel-Krähen), sondern, wie es geschrieben stand, 45, also drei Mandel Krähen, die ein ziemliches Porto kosteten.

Wie ein witziger Einfall bisweilen einen Fehler bedecken kann, davon habe ich meinen Bauernknaben oft auch ein in Bendorf mir vorgekommenes Beispiel erzählt. Der sogenannte Kuhjunge, ich glaube er hieß St., schlief bei der Heerde ein. Der Herr Kammerherr reitet aus, um nach seiner Wirthschaft zu sehen, und findet das Vieh auf der Saat, und den jungen Menschen schlafend. Er will nicht absteigen, sondern denkt: Auf den Abend soll er schon seine Strafe erhalten. Der Abend kommt. Ich stehe neben dem mit dem Straf-Instrumente bewaffneten Gutsherrn in der Hausthür des Schlosses. Mein St. treibt so dicht als möglich an der entgegengesetzten Seite des Hofes hin. P. St—ch! Komm her, ich will dir Etwas sagen! St. Ach, gnädiger Herr, so ein dummer Junge, wie ich bin, braucht nicht Alles zu wissen! Und sogleich schleicht er in den Kuhstall. Der Herr lachte laut über den Einfall und gab ihm statt der Strafe einen Species-Thaler. (1⅓ Thlr. Preuß.)

Einem Bauer dagegen wäre seine witzig seyn sollende, aber wirklich unwitzige Grobheit beinahe sehr übel bekommen, wenn nicht eine Fürbitte des Superintendenten die Strafe abgewendet hätte. Es war Kirchenvisitation. Pfarrer und Schullehrer verklagten einen Bauer, daß er seinen 12jährigen Sohn so schlecht zur Schule halte. Der Knabe rücke dem Confirmanden-Alter entgegen, und könne noch nicht lesen. Der Mann wurde herbeigeholt. Anfangs war der Bauer bei allen Anklagen stumm. Nachher, als man in ihn drang, rief er: Mein Junge weiß die zehn Gebote. Mehr braucht er nicht zu wissen. Sp. Aber er kann noch nicht lesen! B. Kann wohl lesen! Sch. Das ist nicht wahr! B. Kann wohl lesen. Steine liest er immer vom Felde weg. Der Kirchen-Patron rief erzürnt: Solltest du dem Hohenpriester also antworten? und wollte ihn arretiren lassen. Bloß des Superintendenten Fürwort rettete ihn.

Meinen Schulknaben in Dresden, von denen Viele die Aussicht hatten, Herrenbediente zu werden, gab ich die War-

*) Manche schreiben Mantel-Krähen weil die Farbe ihres Gefieders fast das Ansehen eines Mantels hat.

nung: Wenn ihr in ein vornehmes Haus kommt, so bekümmert euch ja um die fremden Worte, die in der Sprache der Vornehmen vorkommen. Thuet ihr das nicht, so werdet ihr ausgelacht! Der Schreiber H. in Bendorf mußte, wenn große Gesellschaften da waren, mit den zwei übrigen Bedienten bei Tische aufwarten. Einst rief die Frau Kammerherrin: Präsentire Er die Sauce herum. — Mein H. wußte nicht, was für ein Ding das sey, und sah sich verlegen um. Der Kammerherr merkt, wo es ihm fehlt und schreit: Die Titsche H., die Titsche! Freilich verstand es nun H., aber er wurde laut ausgelacht. Ein andermal reichte er die Kerne der Melone als eßbar herum und die genießbaren Theile derselben wollte er als Futter für Schweine in die Küche tragen. Von dieser Zeit an wendete sich H. an den ältern Bedienten Buch, einen gewesenen preußischen Soldaten. Dieser wies ihn an, was zu thun und zu lassen sei, und H. wurde nicht mehr ausgelacht.

Dieser Buch war stolz darauf, dem alten Fritz (wie er mit Ehrfurcht ihn nannte), gedient, und mehrmals bei ihm Schildwache gestanden zu haben. Er war selbst Zeuge der Derbheit gewesen, mit welcher der Kutscher Pfund den König behandelt hatte. Er erzählte: Einst rief der König ungeduldig von dem obern Stockwerke herab: Nun, Pfund, wird's bald? Der Kutscher antwortete: Nun, nun, Ew. Majestät, ich kann nicht blasen! Der König ließ sich's gefallen und wartete.

Hans Karl Dippoldt

ward am 26. März 1783 in Grimma geboren, erhielt daselbst seine Schulbildung und studirte darauf zu Leipzig und Jena. Nach vollendeter akademischer Laufbahn, wurde er 1809 Kustos der Universitätsbibliothek zu Leipzig und nahm im folgenden Jahre einen Ruf als Professor der Geschichte und Geographie am Gymnasium zu Danzig an, wo er am 30. September 1811 in der Blüthe seiner Jahre starb.

Er gab heraus:

Geschichte des Grafen Egmond. Leipzig, 1810.
Leben Kaiser Karls des Großen. Tübingen, 1810.
Skizzen der allgemeinen Geschichte. Berlin, 1812, 2 Bde. (erschien erst nach seinem Tode.)
W. Coxe's Geschichte des Hauses Oestreich (mit Ad. Wagner.) Amsterdam und Leipzig, 1810—12, 2 Bde.
Allgemeines historisches Archiv. Tübingen, 1811. 2 Hefte (gemeinschaftlich mit F. A. Korthe.)

D's historischen Leistungen fehlt vorzüglich tieferes Forschen und ein gründliches Quellenstudium; ein Mangel, der durch den ihm eigenthümlichen anmuthigen Styl und seine lebendige und beseelte Darstellung nicht ersetzt wird.

Johann Samuel Diterich

ward am 15. December 1721 in Berlin geboren, studirte Theologie zu Frankfurt an der Oder und Halle und bekleidete nach einander seit 1748 die drei Predigerstellen an der Marienkirche in Berlin. Im Jahre 1763 wurde er zum Beichtvater der Königin und 1770 zum Oberconsistorialrath ernannt. Er starb in seiner Vaterstadt am 14. Januar 1797.

Seine Schriften sind:

Zwei und vierzig neue Lieder und 26 Nachahmungen oder Bearbeitungen älterer Lieder in den Liedern für den öffentlichen Gottesdienst und dem Gesangbuch für die häusliche Andacht. Berlin 1765 und 1787.
Unterweisung zur Glückseligkeit. N. A. Berlin, 1788.
Andachten für Christen die zum heil. Abendmahl gehen. Berlin, 1775.

Ein würdiger Diener des göttlichen Wortes, der sich zu seiner Zeit, sowohl durch eigene Productionen, wie durch talentvolle Umschmelzungen älterer geistlicher Gesänge, ausgezeichnete Verdienste um die Verbesserung des Kirchenliedes erwarb.

Johann Christoph Döderlein,

einer der berühmtesten deutschen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts ward am 20. Januar 1745 zu Windsheim geboren, studirte Theologie und wurde nach kaum zurückgelegter akademischer Laufbahn 1768 Diakonus an der Hauptkirche seines Geburtsortes. Im Jahre 1772 erhielt er einen Ruf als Professor an der Universität zu Altdorf, und ging 1782 in gleicher Eigenschaft nach Jena, wo er am 2. December 1792 starb.

Von ihm erschien im Drucke:

Auserlesene theologische Bibliothek. 4 Bde. Leipzig, 1780—92; fortgesetzt unter dem T.: Theologisches Journal. 1. Bd. Nürnb., 1793.
Ueber die christliche Fürbitte. Jena 1781.
Unterweisung in den Lehrwahrheiten der christlichen Religion. 2 Thle. Nürnb., 1791.
Predigten. Halle, 1777.
Christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit. 2 Thle. Nürnberg, 1785—1803. — (Die 5 ersten nur sind von D.)
Kurzer Entwurf der christlichen Sittenlehre. Jena, 1789.
Fragmente und Antifragmente u. s. w. 2 Thl. Nürnberg, 1782.
Einzelne theologische Abhandlungen. Flugschriften u. s. w.

Döderlein's Verdienste als Theolog zu charakterisiren wäre hier am unrechten Orte, es genüge daher, zu bemerken, daß er zu einer Zeit, wo die Gottesgelehrtheit

sich in engen Banden befand, einer der thätigsten gründlichsten und einsichtigsten Beförderer der Entwickelung des vernunftgemäßen Christenthums in Deutschland war, und in dieser Hinsicht einen eben so wichtigen als heilbringenden Einfluß auf seine gelehrten wie auf seine ungelehrten Glaubensgenossen ausübte. Als Kanzelredner fehlte es ihm jedoch an Kraft und Feuer; er verfiel in seinen Predigten zu oft in eine gewisse süßliche Sentimentalität, welche in jenen Tagen wohl den Beifall Einzelner sich erwarb, aber ohne dauernden Eindruck auf die Menge blieb.

Christian Wilhelm von Dohm,

berühmt als Staatsmann wie als Schriftsteller, ward am 11. December 1754 zu Lemgo geboren. Der frühe Verlust seiner Eltern erschwerte seine Jugend. Doch überwand er glücklich alle Hindernisse, zeichnete sich bereits auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt durch Fleiß und Talent aus und bezog 1769 die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen, die er indessen bald mit der Jurisprudenz vertauschte. Ohne die sogenannten Brodstudien zu vernachlässigen, beschäftigte er sich während seiner akademischen Jahre eifrig mit Philosophie, Mathematik und Geschichte, und begab sich dann 1771 zu Basedow, um denselben bei dessen philanthropischen Bemühungen zu unterstützen. Im folgenden Jahre kehrte er zur Vollendung seiner Studien nach Leipzig zurück und ging darauf 1773 als Pagenhofmeister bei dem Prinzen Ferdinand von Preußen nach Berlin. Dieses Amt gab er aber sehr bald wieder auf, beschäftigte sich eine Zeitlang mit literärischen Arbeiten und besuchte darauf noch Göttingen, um sich in seinen juristischen und publicistischen Kenntnissen völlig auszubilden. Hier verband er sich 1776 mit Boje zur Herausgabe des deutschen Museums und arbeitete an einer Geschichte der Engländer und Franzosen in Ostindien, welche jedoch unvollendet blieb. Im Herbste 1776 nahm er einen Ruf als Professor am Collegium Carolinum in Kassel an und lehrte hier mit großem Erfolge drei Jahre lang Finanzwissenschaften und Statistik. Endlich ging sein Wunsch, in preußischen Staatsdienst zu treten, in Erfüllung; er ward 1779 im geheimen Archiv zu Berlin mit dem Titel eines Kriegsrathes angestellt und zu manchen wichtigen Verhandlungen gebraucht. Schnell stieg er nun von Stufe zu Stufe, ward preußischer geheimer Kreisdirectorialrath, Gesandter im niederrheinisch-westphälischen Kreise, Minister am kurkölnischen Hofe und in den Adelstand erhoben und wirkte mit Kraft und Beifall auf diesem verwickelten Posten. Nachdem ihn der Revolutionskrieg zwei Mal aus den Rheingegenden vertrieben hatte, nahm er seinen Wohnsitz 1795 zu Halberstadt und ging 1797 als dritter preußischer Gesandter nach Rastadt, wo er den bekannten Bericht über die Ermordung der französischen Gesandten (1799) entwarf. Nach dem Luneviller Frieden beauftragte ihn sein Staat mit der Organisirung der Reichsstadt Goslar und ernannte ihn bald darauf (1804) zum Präsidenten der eichsfeld-erfurtischen Kriegs- und Domainenkammer in Heiligenstadt. Hier blieb er auf ausdrücklichen Befehl auch nach der Schlacht von Jena und trat darauf 1807 in den Staatsdienst des Königs von Westphalen, der ihn 1808 zum Gesandten am Hofe zu Dresden ernannte. Eine schwere Krankheit bewog ihn zwei Jahre später seinen Abschied zu nehmen; er zog sich auf sein Gut Pustleben bei Nordheim zurück und verbrachte den Rest seiner Tage mit literärischen Beschäftigungen. Sein Tod erfolgte am 29. Mai 1820.

Seine Schriften sind:

- Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien. Leipzig, 1776. 1. Thl.
- Materialien zur Statistik und neuesten Staatengeschichte. Lemgo, 1777—85. 5 Liefrgn.
- Geschichte des bairischen Erbfolgestreits. Frankfurt und Leipzig, 1779. 4.
- Ueber die deutsche Literatur. Berlin, 1780.
- Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin, 1781—83. 2 Thl.
- Ueber den deutschen Fürstenbund. Berlin, 1785.
- Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Lemgo und Hannover, 1814—19. 5 Thle.
- Einzelne Abhandlungen und Aufsätze im deutschen Museum u. s. w.

D. war einer der edelsten und kräftigsten Männer seiner Zeit, der in seinen Schriften strenge Wahrheitsliebe, Scharfblick, gründliche Kenntnisse und große Gewandtheit mit einer reinen und vortrefflichen Darstellung verband und einer der Ersten zeigte, wie der Deutsche Wissenschaft und Leben verbinden müsse. Sein mit Wohlwollen und schöner Freisinnigkeit abgefaßtes Werk, über die bürgerliche Verbesserung der Juden, verdiente größere Beherzigung in unseren Tagen, nicht bloß die Anerkennung, die ihm zu Theil geworden ist.

Vgl. Gronau, Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Lemgo, 1824.

Jakob Dominikus

ward am 10. Nov. 1764 zu Rheinbergen geboren, studirte Philosophie und Jurisprudenz und erhielt 1790 eine außerordentliche Professur der Philosophie an der Universität Erfurt. Im Jahre 1802 wurde er ordentlicher Professor daselbst und nach Aufhebung der Universität 1810 Kammerdirector, Finanz- und Domainenrath. 1817 in gleicher Eigenschaft nach Coblenz versetzt, starb er dort am 17. Juli 1819.

Er gab heraus:

- Ueber Weltgeschichte und ihr Princip. Erfurt, 1790.

Erfurt und das erfurtische Gebiet. Gotha, 1793. 2 Thle.
Don Emanuel, König von Portugal. Leipzig, 1795.
Ferdinand, Herzog von Alba. Leipzig, 1796. 2 Thle.
Heinrich IV. König von Frankreich. Zürich, 1797. 2 Thle.
Der Kampf um Europens Stiefel. Erfurt, 1800.
Ueber die Feier der Geburtstage bei den Alten. Erfurt, 1807.

Ein talentvoller Historiker, dessen biographische Arbeiten sich vorzüglich durch gute Darstellung, Scharfsinn und gründliches Wissen vortheilhaft auszeichnen.

Georg Christian Wilhelm Asmus Döring

ward am 11. December 1789 in Kassel geboren und erhielt früh daselbst eine Anstellung als Hoftheaterdichter. Im Jahre 1815 verließ er jedoch seine Vaterstadt und nahm 1815 seinen Wohnsitz in Frankfurt am Main, von wo er 1818 die Schweiz und Italien besuchte. 1820 begleitete er den Prinzen Alexander von Witgenstein nach Bonn und kehrte darauf wieder nach Frankfurt am Main zurück, wo er (Dr. phil., H. Meiningischer Legationsrath und Fürstl. Sayn-Witgenstein'scher Hofrath) am 10. October 1833 starb.

Seine Schriften sind:

Weissagung der Pythia. Kassel, 1814.
Die Halle des Ruhms. Kassel, 1814.
Die Weihe des Siegers. Frankfurt, 1815.
Die freie Flur am Main. Frankfurt, 1818.
Das Kaleidoscop. Frankfurt, 1819.
Cervantes. Drama. Frankfurt, 1819.
Offenbacher Taschenbuch fü 1820—22.
Ludwig XVI. Frankfurt, 1820.
Posa. Trauerspiel. Frankfurt, 1820.
Phantasiegemälde. Frankfurt, 1822. fgde., fortgesetzt von E. Döller.
Der treue Eckart. Trauersp. Frankfurt, 1822.
Frühlingsklänge. Leipzig, 1822.
Zenobia. Frankfurt, 1823.
Freikugeln. Kassel, 1824.
Das Geheimniß des Grabes. Frankfurt, 1824.
Zwei Lustspiele. Amberg, 1825.
Frauentaschenbuch. Nürnberg, 1825.
Alpenrosen. Kassel, 1826.
Albrecht der Weise. Nürnberg, 1826.
Stimmen des Lebens. Frankfurt, 1827.
Sonnenberg. Novelle. Frankfurt, 1828. 3 Thle.
Wanderleben. Kassel, 1828.
Dichterbündniß. Kassel, 1829.
Drei Nächte. Novellen. Leipzig, 1829. 2 Thle.
Die Mumie von Rotterdam. Frankf. 1830. 2 Thle.
Der Hirtenkrieg. Frankfurt, 1830. 3 Thle.
Freundestrost. Kassel, 1830.
Novellen. 4 Thle. Frankfurt, 1831.
Das Kunsthaus. Novelle. Frankfurt, 1831. 3 Thle.
Van Spenk. Frankfurt, 1831.
Das Opfer von Ostrolenka. Frankfurt, 1832. 3 Thle.
Roland von Bremen. Frankfurt, 1832. 3 Thle.
Tage der Vorzeit. Dramat. Gedichte. Frankfurt, 1833.
Erzählungen. 4 Thle. Frankfurt, 1833.
Die Geiselfahrt. 3 Thle. Frankfurt, 1833.
Dramatische Novellen. Frankfurt, 1833. 4 Thle.

Als dramatischer Dichter strebte D. besonders dem Vorbilde Schillers nach, doch fehlte es ihm zu sehr an Kraft und Tiefe, und seine tragischen Arbeiten, durch nichts als eine gebildete Sprache ausgezeichnet, sind daher als die schwächsten Leistungen seiner Muse zu betrachten. Größeren Beifalls erfreuten sich einige kleinere Lustspiele, in welchen sich Leben und Bühnengewandtheit beurkundet. Am Glücklichsten war er als Erzähler, besonders in denjenigen seiner Romane, in welchen er geschichtliche Gegenstände behandelte und sich Walter Scott zum Muster nahm. Unter diesen möchte sein Sonnenberg als die gelungenste Leistung zu betrachten seyn. — Im Allgemeinen besaß D. ein hübsches und gefälliges Talent, Gewandtheit, Phantasie und Erzählungsgabe. Doch schadete ihm wie so Vielen in Deutschland unendlich, daß er für den Erwerb schreiben und deshalb unablässig schaffen mußte, wobei ihm keine Muße blieb, seinen Productionen Ruhe und Reife angedeihen zu lassen.

Heinrich Döring

ward den 5. May 1789 in der ehemaligen freien Reichsstadt Danzig geboren. Sein Großvater väterlicher Seite war der dortige Rathsherr und Kämmerer Johann Georg Döring, dessen Verdienste Schlichtegroll gewürdigt hat;*) sein Großvater mütterlicher Seite der Rathsherr und nachherige Bürgermeister Michael Groddeck, den Friedrich Wilhelm III. 1798 in den Adelsstand erhob.**) Seinem Vater, dem Kaufmann Johann Samuel Döring, verdankte er eine sorgfältige Erziehung durch Privatlehrer, die ihn besonders in den ältern und neuern Sprachen unterwiesen. Früh gewann er die englische und französische Literatur lieb. Neigung für Poesie und wissenschaftliche Beschäftigungen entfremdete ihn dem Handelsstande, welchem er sich, dem väterlichen Wunsche gemäß, einige Jahre gewidmet hatte. Im J. 1811 trat er in das Gymnasium seiner Vaterstadt. Unter seinen Lehrern gewannen besonders F. Th. Rink und der zu früh verstorbene Historiker H. K. Dippoldt, einen entschiedenen Einfluß auf seine Bildung. Seit dem Jahr 1814 widmete er sich zu Jena dem Studium der Theologie, beschäftigte sich aber, durch Goethe, Falk und Knebel, besonders durch letzteren mehrfach angeregt, vorzugsweise mit den schönen Wissenschaften. Die Bekanntschaft mit Ludwig Wieland, dem Sohn des Dichters, veranlaßte ihn 1817 nach Weimar zu gehen, wo er, in Bertuchs Hause wohnend, Antheil nahm an der Herausgabe des Weimarischen Oppositionsblattes. Mit dem Schlusse des genannten Jahres kehrte er jedoch wieder nach Jena

*) S. dessen Nekrolog auf d. J. 1792. Bd. 2. S. 198. u. f. w.

**) S. Löschin's Geschichte Danzigs. (Danzig 1825) Th. 2. S. 325. Vergl. S. 248. 258. 269. 272. 319.

zurück, wo er seitdem als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Jena, 1816.
London und seine Bewohner. Aus d. Französischen. Weimar, 1818.
Hulda, ein Taschenbuch. Jena, 1818.
Kleine Romane und Erzählungen. Jena, 1818.
Satyrisch-humoristische Gedichte. Leipzig, 1820.
Manfred, Trauerspiel von Lord Byron. Zwickau, 1821.
Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unteritalien, insbesondere der Carbonari. Weimar, 1822.
Friedrich v. Schillers Leben. Weimar, 1822. 2. Aufl. Ebd. 1824.
Biblische Gemälde, Legenden, Balladen und vermischte Gedichte. Danzig, 1822.
Der Seeräuber, von W. Scott. Zwickau, 1822. 5 Bdchn. N. A. Ebd. 1825.
Ipsiboë. Roman von Arlincourt. Leipzig, 1823. 3 Bde.
Pflicht und Gewissen. Trauerspiel von A. Freih. v. Seckendorff. Metrisch bearbeitet. Leipzig, 1823.
Der Alterthümler, von W. Scott. Zwickau, 1823. 4 Bdchn. N. A. Ebd., 1826.
J. G. v. Herders Leben. Weimar, 1823. 2. Ausgabe Ebd. 1829.
Das Schloß von Pontefract. Histor. Roman. Leipzig, 1824. 3 Bde.
Quentin Durward, von W. Scott. Zwickau, 1824. 5 Bdchen. N. A. Ebd. 1827.
Redgauntlet, von W. Scott. Jena, 1824. 3 Bde.
Sardanapal. Trauerspiel von Lord Byron. Zwickau, 1825.
Der Gjaur. Bruchstück einer türkischen Erzählung von Lord Byron. Zwickau, 1825.
Klopstocks Leben. Weimar, 1825.
Lebensbeschreibungen berühmter brittischer Dichter und Prosaisten, von W. Scott. Leipzig, 1826.
Erzählungen der Kreuzfahrer, von W. Scott. Zwickau, 1826. 6 Bdchen. N. A. Ebd. 1828.
J. P. Fr. Richters Leben. Gotha, 1826. (Vermehrt und erweitert, Leipzig, 1830—1832. 2 Bde.)
Der letzte der Mohikaner, von Cooper. Frankf. a. M. 1826. 6 Bdchen.
Macduffs Kreuz, Drama von W. Scott. Zwickau, 1826.
G. A. Bürgers Leben. Berlin, 1826.
Die Schule der Frauen, Lustspiel von Molière. Zwickau, 1827.
Schwänke, scherzhafte Gedichte und Poesien ernsterer Gattung. Danzig, 1828.
J. W. v. Goethe's Leben. Weimar, 1828. N. verm. Ausgab. Ebd. 1833.
A. v. Kotzebue's Leben. Weimar, 1830.
Die deutschen Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrhunderts. Neustadt a. d. O. 1830.
Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. Gotha, 1832.
Die gelehrten Theologen Deutschlands, im 18. u. 19. Jahrhundert. Neustadt a. d. O. 1831—1835. 4 Bde.
C. F. Gellerts Leben. Greiz, 1833.
Fr. v. Matthissons Leben. Zürich, 1833.
Joh. Heinr. Voß. Nach s. Leben u. Wirken dargestellt. Weimar, 1834.
Fr. v. Schillers auserlesene Briefe. Zeitz, 1834. N. verm. Ausgabe, Ebd. 1835. 3 Bdchen.
Nachlese zu Fr. v. Schillers sämtlichen Werken. Zeitz, 1835.
Rußlands Helden. Leipzig, 1835. *).
Joh. v. Müllers Leben. Zeitz, 1835.
Zu der deutschen Uebersetzung von Shakspear's Werken in Einem Bande (Schneeberg 1835) hat D. 11 Stücke geliefert; außerdem Beiträge zu dem Weimarschen Modejournal, der Frauenzeitung, der Thusnelde, den Zeitschwingen, der Abendzeitung, dem Gesellschafter, den Zeitgenossen, dem deutschen Ehrentempel, der Ersch-Gruberschen Encyclopädie, dem Taschenbuch für Lieb' und Freundschaft, dem Coburger Taschenbuch u. a. m.

(Bis hieher von Hrn. D. Döring selbst mitgetheilt.)

H. Döring hat sich vorzügliches Verdienst durch seine Biographieen berühmter Männer, besonders deutscher Dichter erworben, da er in denselben emsigen Fleiß, zarte Discretion, Unpartheilichkeit und Würde mit anmuthiger Darstellung zu vereinen wußte. — Als Uebersetzer arbeitet er mit Kenntniß und Geschmack. Als lyrischer Dichter zeigt er ein glückliches Talent für das komische Genre, das er mit großer Gewandtheit zu behandeln versteht, doch findet sich unter seinen ernsten Poesien ebenfalls manches Gelungene.

Carl August,*)

Großherzog von Sachsen-Weimar.

Schwer ist's, auf dem Throne das rein Menschliche zu ergreifen und festzuhalten — auf den Höhen irdischer Gewalt sich den sichern und klaren Blick in die verschlungnen Verhältnisse und mannigfachen Anfoderungen des bürgerlichen Lebens zu gewinnen. Daher zeigt uns die Geschichte eher zehn ruhmvolle Eroberer, Gesetzgeber und Neubegründer mächtiger Staatsverhältnisse, als Einen milden Genius, der Geisteshoheit und weisen Machtgebrauch mit dem sanftern Zauber friedlichen Wohlwollens vereinigt und in dem Fürsten nie den Menschen vergessen hätte.

Einem solchen Genius begegnen wir in Carl August, und wenige thatsächliche Umrisse werden genügen, einem Fürsten, dessen ganzes Daseyn That war, und dem längst das schönste Denkmal in aller Herzen errichtet ist, auch hier eins zu setzen.

Glorreichen Ahnen entsprossen (den 3. September 1757), hatte Carl August das Schicksal, seinen Vater nie kennen zu lernen. Schwächlich, zur Auszehrung geneigt, verschied Ernst August Constantin bereits den 28. Mai 1758, als sein erstgeborener Prinz Carl August erst neun bis zehn Monden zählte. Ihn — das erste Hoffnungspfand eines fast erlöschenden Fürstenhauses — begrüßte zwiefacher Jubel, und bald nachher ward er zum Herrscher berufen.

Die Obervormundschaft über das Land war theils durch seines Vaters Testament, theils durch kaiserlichen Spruch (den 3. August 1759) der in diesem Augenblicke selbst noch unmündigen Herzogin Anna Amalia zugefallen. Sechszehn Jahre hindurch führte diese, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Fürstin, das Ministerium ihres verstorbenen Gemahls beibehaltend, die obervormundschaftliche Regierung. Ihre angeborne Weisheit, Milde und Besonnenheit zeigte sich besonders in jener furchtbaren Periode des siebenjährigen Krieges, wo Theurung, Hungersnoth und Seuchen wetteiferten, das Land zu erschöpfen. Jene Uebel aber hatte sie durch ihre seltne Klugheit und durch ihr weises Benehmen gegen den damaligen Hauptfeind ihres Landes, Friedrich II, der ihr mütterlicher Oheim war, wo nicht abzuwenden, doch zu erleichtern gesucht. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter und der Sorgfalt einer Fürstin leitete sie die Erziehung Carl Augusts und seines Bruders Constantin, der erst nach seines Vaters Tode geboren worden war. Beiden wurde von Friedrich II. der Graf Görz als Oberhofmeister empfohlen. Ihm standen als Lehrer und beständige Aufseher der Prinzen die beiden schätzbaren Gelehrten Seidler und Hermann zur Seite**). Wie Fenelon einst für Frankreichs Dauphin seinen Telemach schrieb, so dichtete Wieland für Carl August und dessen Bruder den goldnen Spiegel oder die Könige von Scheschian, als Inbegriff alles Nützlichen und Edlen, was die Großen aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. Auch mit der Wahl des Herkules, die er damals schrieb, verband Wieland einen pädagogischen Zweck.

Unter solchen Männern ward Carl August zu persönlicher Aufopferung und vorurtheilsfreiem Streben, zur

---

*) Bei Ueberreichung dieses Werks an Ihre Kaiserliche Hoheit, die Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar, erhielt der Verfasser eine goldene Dose, begleitet von einem eigenhändigen Handschreiben.

*) S. den Deutschen Ehrentempel. Herausgegeben von Wilhelm Hennings. Bd. XI. S. 48. flg.

**) Beide beschlossen, jener als Consistorialrath, dieser als Legationsrath und Aufseher des Münzkabinets rühmlich und geachtet ihre Laufbahn zu Weimar.

Liebe für Kunst und Wissenschaft und zu jeder menschlich-schönen Tugend herangebildet. Frühzeitig hatte sich sein lebhafter Geist entwickelt, und schon in seinem jugendlichen Alter mußte man die Schnelligkeit bewundern, womit er jede Idee auffaßte und in das Inneeste eines Gegenstandes eindrang. Ihm, dem mehr an dem Wesen der Dinge als an ihrer Form lag, mochte wohl die Lehrmethode jener Zeit nicht immer zusagen, und es ist wohl glaublich, was die Tradition von ihm überliefert: daß er sich zuweilen die Unzufriedenheit seiner Lehrer zugezogen habe. Wohl aber verdient es erwähnt zu werden, daß Carl August schon in seinem vierzehnten Jahre dem großen Friedrich das Urtheil abgewann: „er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige.“ *)

Gesundheit und eine treffliche Constitution begünstigte die Entwickelung seines Geistes, die selbst durch die zwangvolle Etikette nicht gehemmt werden konnte, die damals am Weimarischen Hofe sowohl im äußern Benehmen, als in der Kleidung herrschte. Diese bestand, nach noch vorhandenen Gemälden Carl Augusts aus jener Periode, in einem starr gestickten Rocke mit langen Schößen und Aufschlägen, in einer eben so gestickten langen Weste, in einem Degen mit einer Menge Bandschleifen, in einem großen Federhut unter'm Arm und in seidnen Strümpfen mit abgestumpften Schuhen und großen silbernen Schnallen. Der Kopf war mit einem hohen, wohlgekräuselten Toupet und zwei dicken Locken, beide mit Puder und Pommade reichlich durchknetet, geschmückt und den ganzen Putz vollendete ein großer Haarbeutel.

Den wesentlichsten und heilsamsten Einfluß auf sein ganzes Leben hatte eine Reise, die Carl August, gegen das Ende seiner Minderjährigkeit, von dem Grafen v. Görz und dem nachmaligen Oberstallmeister v. Stein begleitet, in's Ausland machte. Sie dauerte vom Herbst 1774 bis zu Johannis 1775. Wichtig für Carl Augusts höhere Geistesausbildung war die in Paris angeknüpfte Bekanntschaft mit d'Alembert, Diderot und andren berühmten Gelehrten. Auch besuchte er die trefflichen Anstalten für Wissenschaften und Künste, die sich damals schon in der Hauptstadt Frankreichs befanden, und eignete sich manches davon an. Den Geschmack für eine wohleingerichtete Bühne hatte er gleichfalls seinem Aufenthalte in Paris zu danken.

Auf der eben erwähnten Reise lernte Carl August die Landgräfin Louise von Hessen-Darmstadt kennen, und ihr sanfter, liebenswürdiger Charakter, verbunden mit einem zarten Sinn für Wissenschaft und Kunst, bewog ihn, sich bald nachher um ihre Hand zu bewerben.

In Frankfurt am Main öffnete sich sein, nicht nur für Liebe, sondern auch für Freundschaft empfängliches Herz einem hochgesinnten jungen Manne, dessen geniale Schriften, ungeachtet einer gegen Wieland gerichteten Satire **), ihm mit lebhafter Achtung erfüllt hatten. Herzlich lud Carl August den jungen Autor im December 1774 zu sich ein, und bald nachdem er die Regierung angetreten (den 3. September 1775) und den 3. October des genannten Jahres seine Vermählung gefeiert hatte, gewann er (den 7. November 1775) an Göthe fürs ganze Leben den treusten Diener und vertrautesten Freund, ja einen ausgezeichneten Schmuck seiner Regierung, wie kein anderes Land ihn aufzuweisen vermag.

Ein solcher Gewinn mußte ihm einigermaßen Ersatz bieten für das bittere Gefühl, womit Carl August ein Jahr zuvor (d. 6. Mai) das Weimarische Schloß mit einer Menge von Kunstschätzen, namentlich vielen Gemälden von Lucas Kranach, hatte in Flammen auflodern sehen.

Kaum hatte Carl August seine Regierung angetreten, als er sich aus eigner Einsicht von der Nothwendigkeit überzeugte, manche veraltete und unbrauchbar gewordene Einrichtungen abzuschaffen. Sein erstes Bestreben war daher dahin gerichtet, geist- und talentvolle Männer um sich zu versammeln, um ihm bei der Ausführung seiner Ideen in Staats- und Kirchenangelegenheiten behülflich zu sein. Wie sehr er das für einen Regenten unschätzbare Talent besaß, Menschen gehörig zu würdigen und ihnen gerade da, wo sie am meisten nützen können, ihren Platz anzuweisen, zeigte Carl August, als seine Wahl auf Herder, Griesbach, v. Knebel u. a. ausgezeichnete Männer fiel, die er aus der Ferne zu sich berief. Die Geheimen Räthe der vormundschaftlichen Regierung v. Fritsch, Greiner und Schmidt behielt der junge Fürst in gerechter Anerkennung ihres Werths und ihrer Kenntniß in der Geschäftsführung bei. Ihr Rath unterstützte ihn, als sich sein Hauptaugenmerk auf die Verwaltung der Rechtspflege lenkte. Schon im December 1775 erschien eine neue Proceßordnung, und zwei Jahre später ein Rescript zur Sicherstellung des Vermögens der Abwesenden. Daran knüpften sich manche wohlthätige Einrichtungen für das Wohl des Landes in geistiger, wie in physischer Hinsicht. Carl August kam zuerst auf den Gedanken (1784) das Waisenhaus seiner Residenz in ein Waiseninstitut abzuändern, wodurch die öffentliche Erziehung verlassener Kinder in Familienkreisen bewirkt wurde. Gleichzeitig mit diesem Schritt zur Wohlfahrt des Weimarischen Landes sah man dort die halb albeene, halb barbarische Kirchenbuße abschaffen. Neben den neuen Einrichtungen zur Versorgung der Armen, wodurch dem Bettelwesen gesteuert wurde, traten auch die ersten vervollkommneten Löschungsanstalten ins Leben, deren Wirksamkeit sich oft unter den Augen des jungen Herrschers erprobte, wenn Feuerruf in der Gegend Weimars erscholl. Auch die Schwierigkeiten, mit denen die Errichtung eines Hebammeninstituts zu Jena, unter Loders Leitung, verknüpft war, wurden standhaft besiegt. Die Idee eines Schullehrer-Seminars, welche schon die Herzogin Amalie gefaßt hatte, wurde unter Carl Augusts Regierung ausgeführt. Gleich zu Anfange derselben war der einsichtsvolle Fürst bedacht gewesen, die Landwirthschaft, Wald- und Gartencultur in allen ihren Zweigen zu verbessern. Unter Mitwirkung des thätigen und unterrichteten Oberforstmeisters v. Wedel verbesserten sich durch Anpflanzungen die Wälder. Auch die Schätze der Bergwerke und Salzquellen blieben nicht unbeachtet. Mit besonderer Vorliebe betrieb Carl August den Gartenbau, und der von ihm, unter Mitwirkung Bertuchs, angelegte Park bei Weimar, ist ein sprechender Beweis, wie er in seinen Ansichten der Natur treu blieb, und nur nach dem wahren Großen und Schönen strebte.

Erweiterung seiner Kenntnisse war überhaupt das Ziel, das er nie aus dem Auge verlor. Um in keiner Art des Wissens zurück zu bleiben, trat er den 5. Februar 1782 in den Freimaurerorden, dem er stets als ächter Anhänger treu blieb und ihn mit fürstlicher Huld beschützte. Um seine Wißbegierde zu befriedigen, unternahm er öfters Reisen. Eine der merkwürdigsten war die in die Schweiz, die er in Göthes Gesellschaft machte. Durch die rüstigen Fußwanderungen in allen Theilen der himmelanstrebenden Alpen hatte der junge Fürst die Pflanzenkunde und Mineralogie lieb gewonnen, die ihm zeitlebens die reinsten Genüsse verschaffte. Er brachte es in diesem Zweig des Wissens so weit, daß er sich späterhin nicht nur die gewöhnlichen Kenntnisse eines Liebhabers, sondern auch die gründlichen eines Gelehrten darin erwarb. Wie leidenschaftlich er Botanik liebte, beweisen die Einrichtungen des bereits erwähnten Parks und des bei Weimar befindlichen Lustschlosses Belvedere.

Unter diesen friedlichen Beschäftigungen regte sich in Carl Augusts Seele der Wunsch nach kriegerischem Ruhm und einer militärischen Laufbahn, als er seinen Großoheim Friedrich II. zum ersten Mal in Berlin besuchte. Von dem großen König mit mannigfachen Zeichen hoher Achtung empfangen, ließ er sich seitdem sehr angelegen sein, mit Eifer alles zu studiren, was auf die Kriegskunst Bezug hatte. Sie practisch zu üben, hatte sich ihm, bei der allgemeinen Ruhe, die in ganz Deutschland während der ersten Jahre seiner Regierung herrschte, keine Veranlassung geboten. Indeß näherte sich die Verfassung des deutschen Reichs täglich mehr ihrer Auflösung. Die beabsichtigten Pläne Josephs II., die kaiserliche Macht im Bayerischen Erbfolgekriege zu vergrößern, vereitelte Friedrich der Große. Die unter ihm zu einem Ganzen vereinigten Herrscher schlossen den bekannten Fürstenbund ab, und Carl August, durch Bande der Verwandtschaft an Preußen gekettet, entsprach dem Vertrauen, das Friedrich in ihn setzte, durch die wichtigsten persönlichen Dienstleistungen bei der Abschließung jenes Bundes. Schon damals mochte sein helblickender Geist eine Vorahnung haben von den furchtbaren Kämpfen, die Deutschland bevorstanden. Aber sein von Natur kraftvoller Körper, gestärkt, durch häufige Jagdübungen, durch manche beschwerliche Reisen, theils zu Pferde, theils zu Fuß, die ihn gelehrt hatten, jeder Witterung Troß zu bieten, hatte ihn längst auf jene furchtbaren Kämpfe vorbereitet. Er der Sprößling eines uralten Heldenstammes sah sich daher sehnsuchtsvoll nach einer Schule um, wo er das Practische des Kriegswesens gründlich erlernen könnte.

Eine solche Schule ward ihm, als er, in Königl. Preußische Dienste tretend 1787 als Freiwilliger den Feldzug nach Holland mitmachte. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn späterhin zum Generalmajor und übergab ihm das zu Aschersleben stehende Cürassier-Regiment, das seit der Zeit seinen Namen führte. An der Spitze dieses Regiments, bei welchem er sich durch seinen Diensteifer, durch seine militärische Kennt-

*) S. die historischen und politischen Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz. Th. 1. S. 8.

**) Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Leipzig. 1774.

niß und durch zweckmäßige Strenge allgemeine Achtung erworben hatte, stand er auch im Jahre 1790 in Schlesien. Aber die Gelegenheit, Ruhm einzuernten, bot sich ihm nicht, da die zu Reichenbach abgeschlossene Convention den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Oesterreich wieder vereitelte. Eine Art von Entschädigung gewährte ihm die Inspection über die sogenannte Magdeburger Cavallerie, die ihm der König vor dem Rückmarsch aus Schlesien übertrug, und dadurch seinen militärischen Wirkungskreis einigermaßen erweiterte.

Bald aber, nach dem Ausbruch der französischen Revolution, bot sich Carl August eine Gelegenheit, jenem Wirkungskreise noch eine größere Ausdehnung zu geben. Als die sämmtlichen verbündeten Armeen Deutschlands sich im Mai 1792 zu ihrem Marsche an den Rhein in Bewegung setzten, schloß sich auch Carl August jener großen Weltbegebenheit als thätiger Theilnehmer an. Der schreckliche Feldzug in der Champagne hatte für die Gesundheit der Meisten, welche Carl August begleitet hatten, schlimme Folgen gehabt. Daß er selbst diesem Uebermaaße von Beschwerden nicht erlag, verdankte er nur seiner kräftigen Natur. Von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigte sich sein Character durch den Eifer und die Sorgfalt, die er seinem leidenden Gefolge widmete; ja er setzte sich selbst oft dem Mangel aus, damit es keinem der Seinigen an der nothwendigen Nahrung fehlen möchte.

Im Jahr 1793 wohnte er an der Spitze seines Regiments mehreren hitzigen Gefechten bei, die während der Belagerung von Mainz, in der Nähe von Pirmasens vorfielen. Bei dem nächtlichen Angriffe auf Bitsch in den Vogesen, der freilich mißglückte, stand Carl August mit der ganzen Armee in der Nähe, um die errungenen Vortheile zu benutzen. Während er zu Pirmasens stand, raubte ihm ein bösartiges Fieber seinen einzigen Bruder Constantin (d. 6. September 1793). Dieser schmerzliche Verlust mochte nebst seinem Mißmuth über die Art, wie jener Krieg geführt wurde, der Grund sein, weshalb er damals nach einem kurzen Aufenthalte zu Landau, wo seinem Regimente die Blokade übertragen war, nach Weimar zurückkehrte. Dort langte er den 3. December, nur von seiner Gemahlin erwartet, in der Mitternachtsstunde an, um dem lauten Jubel seiner Unterthanen vorzubeugen. Daß der Plan, Ruhe und Ordnung in Frankreich wieder hergestellt zu sehen, fast gänzlich vereitelt schien, schmerzte Carl August tief. Seine fehlgeschlagenen Erwartungen, verbunden mit manchen persönlichen Unannehmlichkeiten, wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit. Es vergiengen mehrere Monate, ehe das gestörte Gleichgewicht seiner Kräfte wieder hergestellt werden konnte. Unter solchen Umständen bat er den König von Preußen um die Entlassung aus seinem Dienste, die ihm der Monarch unter Zusicherung seiner fortwährenden Freundschaft und Hochachtung gewährte.

Dem Lande gereichte dieser Schritt, besonders in ökonomischer Hinsicht, zu wesentlichem Nutzen. Bei den ungeheuern Anforderungen des Kaisers an die Stände des Reichs hatte Carl August damals das Dreifache seines Contingents ins Feld stellen müssen, und der ihm damals angesonnene Beitrag zur Erhaltung der preußischen Armee am Rhein hätte sich, wenn die ganze Forderung bewilligt worden wäre, auf eine jährliche Summe von 180,000 Thaler belaufen. Auch der durch seinen Aufenthalt im Felde vergrößerte Aufwand mag den Herzog zum Dienstaustritt bewogen haben.

Die vermittelst des Baseler Friedens (1795) für das nördliche Deutschland eingetretene Waffenruhe hatte seinem Feldherrnleben ohnedieß ein Ziel gesteckt, und Carl August benutzte diese Muße, um sowohl in Weimar als in der Umgegend, vielen aus Frankreich gewanderten Franzosen ein Asyl zu eröffnen. Zu denen, die in der herzoglichen Residenz selbst Aufnahme fanden, gehörte der ehrwürdige Erzbischof von Rheims, der Graf Narbonne, die Mitglieder der französischen Nationalversammlung Montmorency, Mounier und Camille-Jordan; andere ausgezeichnete Männer aus dem weltlichen und geistlichen Stande ungerechnet. Auch Frau v. Stael hatte dort für ihr vielbewegtes Leben einen ruhigen Zufluchtsort gefunden.

In diese Periode gehört das schon früh begonnene aber mit doppeltem Eifer fortgesetzte Streben Carl Augusts, Weimar zu einem Sitze der Kunst und Wissenschaft zu machen. Förderlich war ihm hierin vor allen Göthe's Leitung, an den er sich durch die Bande inniger Freundschaft gekettet fühlte. Während Wieland durch seinen fürstlichen Gönner in eine von allen Geschäften befreite Lage versetzt, nur der Dichtkunst und den Wissenschaften lebte, fuhr Herder mit ernstem Sinne fort, über Kirchen und Schulen zu walten und außerdem durch mannigfache Schriften zum Guten und Schönen anzuregen. Mit Schiller, der damals aus Jena nach Weimar gerufen ward, vollendete sich der unsterbliche Kranz großer Geister, wie sie kein Land, geschweige eine verhältnißmäßig nur kleine Stadt je aufzuweisen gehabt hat. Aber daß Weimar in geistiger Hinsicht das Höchste und Schönste in sich vereinigte, kann so wenig vergessen werden, als der Fürst, der zu so hochsinnigen Streben und zu ungestörter Entwicklung seltener Talente Gelegenheit bot.

Auch unter denen, die an Carl Augusts Hofe angestellt waren, befanden sich Männer, die Gelehrsamkeit und ernstes Wissen mit der Neigung zur heitern Dichtkunst verbanden. Unvergeßlich bleiben in solcher Hinsicht die Namen eines v. Seckendorff, v. Einsiedel, v. Knebel u. a. Auch Bode, Musäus, Bertuch, Böttiger trugen zum Glanze Weimars nicht wenig bei. Vorzüglich aber hatte die Academie zu Jena, nicht ohne große Aufopferungen von Seiten Carl Augusts, damals ihren höchsten Flor erreicht. Wenig andere Universitäten Deutschlands konnten sich rühmen, eine so bedeutende Zahl berühmter Gelehrten in den verschiedenartigsten Fächern zu besitzen. Hier mögen nur die Namen eines Griesbach, Paulus, Reinhold, Fichte, Schelling, Thibaut, Feuerbach, Loder, Schütz, Hufeland, Voß und Schlegel stehen.

Um diese Zeit ward auch das Hoftheater in Weimar eine Musterschule für die dramatische Kunst in Deutschland. Mit geringen Mitteln war wirklich Unglaubliches geleistet worden, und die herbeiströmenden Fremden vermißten nicht in dem kleinen Saale den Prunk der größern Bühnen. Neben Göthe, unter dessen Leitung das Weimarische Theater stand, entwickelte auch bald nachher Schiller sein dramatisches Talent, und brachte seinen Wallenstein, seine Maria Stuart, Jungfrau v. Orleans u. a. seiner dramatischen Werke zur Aufführung.

Auch für die Verschönerung der Residenz durch neue Straßen und Plätze sorgte damals der Herzog mit regem Eifer. Der Wiederaufbau des eingeäscherten Schlosses, von Göthe in artistischer, und von dem Geh. Rath v. Voigt in finanzieller Rücksicht geleitet, kam unter Mitwirkung der tüchtigsten Künstler des In- und Auslandes damals zu Stande. Kaum war er beendigt, als der Herzog die Freude hatte, seinen ersten, am 8. Februar 1783 gebornen Prinzen, den jetzigen Großherzog Carl Friedrich an der Seite der Russischen Großfürstin Maria Paulowna, Alexanders I. Schwester, die ihm am 3. August 1804 anvermählt ward, in Weimar einziehen zu sehen.

Aber ein so frohes Ereigniß wurde nur zu bald durch eine Reihe von Stürmen getrübt, welche, nachdem sie schon seit 1792 in den süddeutschen Ländern gewüthet, auch in noch ungleich höherem Grade die norddeutschen trafen. Schon im Jahre 1797 hatte Carl August unter Friedrich Wilhelm III. Fahne wieder die 1793 verlassene Laufbahn als Generallieutenant betreten. Seinem scharfen Blicke konnte die Ueberzeugung nicht entgehen, daß Deutschland noch mancher schwere Kampf bevorstehe. Er bereitete sich daher im Stillen darauf vor, daran Theil zu nehmen und eine seiner würdige Rolle darin zu spielen. Schon im Jahre 1805 drohte eine schwarze Gewitterwolke, die immer düsterer am politischen Himmel heranzog, sich über das nördliche Deutschland zu entladen, und Preußen hatte schon, um Oesterreich beizustehen, ein mächtiges Heer zusammengebracht. Diese Armee, die in der Nähe von Erfurt, das unterdeß an Preußen gekommen war, ihren Sammelplatz aufschlug, erhielt, ungeachtet der damals herrschenden Theuerung, durch Carl Augusts früher getroffene Vorkehrungen, Alles, was sie zu ihren Bedürfnissen brauchte.

Nach der Schlacht von Austerlitz sah sich der König von Preußen durch die Herrschsucht Napoleons in die nicht mehr zu vermeidende Nothwendigkeit versetzt, im Herbst 1806 Frankreich den Krieg zu erklären. Am 14. October des genannten Jahres wurde die Schlacht bei Jena geliefert und während die Feinde durch alle unbesetzt gebliebenen Schluchten und Gebirgspässe mit Sturmesmacht gegen Weimar vorrückten, hatte diese Stadt die unglückseeligen Folgen von der gänzlichen Niederlage der preußischen Armee in allen ihren Schrecknissen zu ertragen. Indeß Carl August mit dem seiner Führung übertragenen Corps bei Ilmenau am Thüringer Walde stand, wurde seine Residenz geplündert, sein Land verheert. Was erhalten wurde, verdankte er nur seiner edelmüthigen Gemahlin, der Herzogin Louise, die während dem wilden Kriegsgetümmel, unerschrocken und mit Seelenstärke dem übermüthigen Sieger in ihrem Schlosse entgegentrat, und ihm durch ihre Fassung und ihren Geist Achtung abnöthigte. Der Herzog befand sich indeß in einer höchst bedenklichen Lage. Aber die Idee, den Dienst Preußens zu verlassen und jenem edlen Königshause jetzt im Unglück den Rücken zuzuwenden, konnte in seinem hochherzigen Gemüthe auch da nicht Raum finden, als er durch seine Räthe die dringendste Aufforderung zur Rückkehr in sein Land erhielt. Von dieser schweren Wahl be-

freite ihn auf sein eingereichtes Schreiben Friedrich Wilhelm III. indem er ihn der Pflichten gegen Preußens Dienst entließ. Noch im Jahre 1806 konnten die Weimarischen Abgeordneten zu Posen den 14. December einen Frieden und den Beitritt zum Rheinbunde abschließen, der freilich zu den auf 2,300,000 Thlr. angeschlagenen Opfern des Kriegs noch neue Lasten hinzufügte.

So war die dem Namen nach erworbene Souverainität des Herzogs für sein edles und gefühlvolles Herz zu einer neuen Bürde geworden, deren Druck noch der Tod seiner würdigen Mutter, der Herzogin Amalia (den 10. April 1807) vermehrte. Sie hatte den damals geglaubten Untergang ihres uralten und berühmten Stammhauses, indem ihr Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig in diesem Kriege den Heldentod fand, nicht überleben können. Für einen so schmerzlichen Verlust, den Carl August vor allen seinen Unterthanen, so groß deren Trauer auch war, doppelt tief fühlen mußte, war der Besuch der beiden mächtigsten Kaiser Europa's Alexanders I. und Napoleons von dem nahgelegnen Erfurt aus, immer nur eine geringe Entschädigung, zumal bei den immer neuen Opfern, die die Verpflichtungen des Rheinbundes von ihm erheischten. Nachdem Carl Augusts Truppen (1807) der Belagerung Colbergs beigewohnt hatten, vergossen sie 1809) ihr Blut in Tyrol, mit den von edler Freiheit begeisterten Bewohnern jenes Landes kämpfend. Spaniens heißes Klima wurde ihnen späterhin noch verderblicher, als das Schwert der Feinde, und als sie (1812) gegen das durch die Bande des Bluts mit ihrem Fürstenhause verwandte Rußland ausrücken mußten, sahen viele ihre Heimath nie wieder.

Auch in diesen stürmischen Zeiten verlor Carl August nie den Glauben an eine baldige Rettung, und beugte sich daher nie vor dem Uebermuthe Napoleons. Aber bei jeder Gelegenheit, wo er mit dem Kaiser Frankreichs zusammenkam, namentlich 1808 und 1812 in Dresden, erwarb sich der Herzog durch die Characterstärke, Offenheit, Einsicht und Unerschrockenheit, die Achtung, ja das scheinbare Vertrauen Napoleons, unter dessen Augen der jüngere Prinz Bernhard in der Schlacht bei Wagram unter den Sachsen rühmlich kämpfte und sich den Orden der Ehrenlegion erwarb.

Jene düstern Tage, welche die stürmisch bewegte Zeit für Carl August herbeigeführt hatte, wurden durch einzelne Sonnenblicke wieder erhellt. Im J. 1808 begrüßte den Herzog das Lächeln der ersten Enkelin, 1811 das einer zweiten. Ein Jahr früher hatte er seine einzige Tochter Caroline an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt. Leider trennte diese Verbindung, von der sich in jeder Rücksicht die schönste Zukunft erwarten ließ, schon im Jahr 1816 der Tod der Prinzessin, der ihr Gemahl bald in's Grab nachfolgte.

Zwei Jahre früher war dem Herzog indeß die Freude geworden, Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit durch die Völkerschlacht bei Leipzig erkämpft zu sehen. Zwar mußten die Weimarischen Lande noch einmal alle jene Schrecknisse erfahren, die ein hindurchstürmendes, geschlagenes Heer nach allen Seiten hin verbreitete; sie mußten allen Foderungen genügen, welche die nachfolgende siegende Armee machte. Aber die Hoffnung half diese neuen Kriegslasten muthig tragen; sie machte Anstrengungen möglich, die früher unerträglich geschienen hätten. Deutschlands Jugend erhob sich, um an dem Kampfe für Wahrheit und Recht, für Fürst und Vaterland Theil zu nehmen. Auch in Weimar hatte sich ein Corps von Freiwilligen gebildet, das den 31. Januar 1814, theils zu Fuß, theils zu Pferde auszog. Carl August nahm an dem Feldzuge als russischer General Antheil. Das aus Sachsen, Hessen und Russen bestehende Corps, welches er commandirte, bestand aus 25 bis 30,000 Mann. Mit diesen Truppen zog er nach den Niederlanden, um die dortige Festungskette und den General Maison zu beobachten. Der anfänglichen Bestimmung nach hatte der Herzog mit seinem Corps zu der Hauptarmee stoßen sollen. Da aber die Schweden, die dort seine Stelle einnehmen sollten, nicht herbei kamen, blieb ihm nichts übrig, als durch Wachsamkeit und kräftige Maßregeln alle Pläne des thätigen Feindes zu vereiteln. Das von ihm auf höhern Befehl versuchsweise unternommene Bombardement von Maubeuge blieb, ungeachtet Carl August in mehreren bedeutenden Affairen den Sieg davon trug, ohne Erfolg. War es ihm indeß überhaupt nicht vom Schicksal gegönnt, glänzenden Waffenruhm einzuerndten, so konnte er doch mit dem Bewußtsein, nach Kräften an dem Befreiungskampfe Deutschlands Theil genommen zu haben, in dem eroberten Paris die Erinnerung an die in seiner Jugend dort verlebten Tage erneuern. Aus der Hauptstadt Frankreichs begab er sich nach England, dessen Betriebsamkeit und Gewerbfleiß für ihn sehr anziehend war, und von da nach Wien, wo der berühmte Congreß im October 1814 begonnen hatte. Als Ersatz für die nicht kleinen Opfer, die er der Errettung Deutschlands gebracht hatte, ward ihm mit dem Titel eines Großherzogs eine bedeutende Vergrößerung seines Gebiets zuerkannt.

Nicht lange war Carl August indeß als Mitglied des Deutschen Bundes und als völliger Souverain in seine Lande zurückgekehrt, als Napoleon durch seine Flucht von Elba abermals die äußersten Anstrengungen aller verbündeten Mächte nöthig machte. Obgleich Carl August diesmal nicht dem Rufe der Kriegstrommete folgte, so standen doch seine Linientruppen (1815) ebenfalls im Felde und zeichneten sich besonders bei der Belagerung von Mezieres aus. Dazu bot sich besonders seinem Sohne Bernhard in der blutigen und für immer entscheidenden Schlacht bei Belle-Alliance erwünschte Gelegenheit.

Ungestört konnte sich Carl August wieder der Regierung seines Landes widmen, nachdem der Friede zu Paris abgeschlossen und Napoleons Herrschaft für immer vernichtet war. Die sämmtlichen Kriegslasten, die seit 1805 sich übermäßig gemehrt hatten, zu vergüten, war freilich nicht möglich, doch wurde durch die Zahlungen, welche Frankreich zufolge des Friedenschlusses zu leisten hatte, durch das, was England an Subsidien zahlte, Rußland und Preußen vergüteten, eine Summe von 800,000 Thaler an die am meisten betheiligten Unterthanen entrichtet. Zwar mußten noch gegen 130,000 Thaler unvergütet bleiben; aber das baldige gänzliche Verschwinden der Spuren früherer Drangsale und der immer mehr sich verbreitende Wohlstand, bewiesen die weise Vorsorge des Großherzogs.

Wie in allen frühern Perioden seines Lebens, widmete auch in dieser Carl August die Rechtspflege einer besondern Aufmerksamkeit. Neue und heilsame Gesetze wurden gegeben, die Strafanstalten zweckmäßig verbessert, und besondere Gerichte eingesetzt, wodurch den Stadträthen die Justizpflege entnommen ward. Die Landesverwaltung wurde gänzlich von der Verwaltung der Gerechtigkeit getrennt, und in Jena vereinigten sich sämmtliche ernestinische Lande zu einem Appellationsgerichte. Für die in der eben genannten Stadt befindliche Academie sorgte Carl August durch freigebige Dotirung einzelner Anstalten und durch die zweckmäßigsten Einrichtungen in der Administration der Finanzen. Die Gehalte der Lehrer nicht nur an den Landschulen, sondern auch auf den Gymnasien zu Weimar und Eisenach wurden erhöht. In den zweckmäßigsten Anstalten, welche Künste und Wissenschaften fördern sollten, gehörten besonders die freien Zeicheninstitute zu Weimar und Jena, die Sternwarte und die reichen wissenschaftlichen Sammlungen an dem letztgenannten Orte. Die Oberaufsicht darüber führte Carl Augusts Freund Göthe.

Wohlthätige Anstalten wurden überall im Lande errichtet. Dazu gehörten, außer den Almosencassen auch noch diejenigen, aus denen arme Knaben bei Handwerken aufgedungen und losgesprochen wurden. Für die Wittwen und Waisen verstorbener Staatsdiener wurde durch das Pensionsgesetz vom 6. April 1821 gesorgt. Auch das Medicinalwesen hatte Carl August zu einem besondern Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht. Schon im Jahre 1801 war die Kuhpockenimpfung im Lande eingeführt worden. Im Jahre 1821 wurde das schon früher zu Jena bestehende Irrenhaus in ein allgemeines Landesinstitut verwandelt. Als nicht minder wichtig verdient das daselbst befindliche Krankenhaus angeführt zu werden, das durch Erweiterung und Aufführung neuer Gebäude einen größern Umfang erhielt.

Der Landescultur und Landwirthschaft widmete Carl August, aus angeborener Neigung, eine fortwährende Aufmerksamkeit. Unter den vielen, zum Besten der Landwirthschaft erlassenen Verfügungen mögen hier nur das Gut- und Triftgesetz vom 3. April 1821 erwähnt werden, das Gesetz zum Schutz der Waldungen, ein anderes zur Ablösung der Frohnen und zur Ablösbarkeit der Zwangsgesindedienste. Im Weimarischen und Eisenachischen bildeten sich landwirthschaftliche Vereine, deren Zweckmäßigkeit Carl August anerkannte und bestätigte.

Nicht nur für die Anlegung von Kunststraßen und Chausseen, die unter Carl Augusts Regierung blos im Fürstenthume Eisenach über 300,000 Thaler kosteten, sorgte er mit unermüdlichem Eifer, auch die Residenz Weimar hat ihm an innerer Verschönerung viel zu danken. Die uralten innern Stadthore wurden abgebrochen, die alten Stadtgräben ausgefüllt und der schöne Carlsplatz angelegt. Auch der bereits erwähnte Park bei Weimar gehört zu den schönsten Zierden dieser Residenz.

Alle Zeugnisse von dem Streben Carl Augusts, das Wohl des Landes zu fördern, hier einzeln aufzuzählen, würde den Raum dieser Darstellung überschreiten. Alles lag ihm am Herzen, was darauf Bezug hatte. Er konnte mit Te-

renz sagen: **Homo sum; nil humani a me alienum puto**; und bezeichnender hätten ihn die Bewohner Maylands, als er 1817 ihre Stadt besuchte, nicht ehren können, als durch den Zuruf: **il principe huomo.**

Zum höchsten Ruhm gereicht es Carl August, daß er einer der ersten deutschen Fürsten war, welcher das dem gesammten Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert löste. Er versammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauernstande; mit ihnen wurde das Grundgesetz vertragsmäßig verabredet. Am 5ten May des genannten Jahres trat die Verfassungsurkunde in's Leben, und 1817, 1820, 1823 und 1826 sind demnach die Landtage gehalten worden.

Auch die Preßfreiheit fand an Carl August einen kräftigen Beschützer. Leider war indeß diese versprochene Frucht des deutschen Völkerkampfes, durch Verleumdung und Bosheit, wie durch den Mißbrauch, den einige Individuen aus zu übertriebenem Eifer von dem huldreichen Geschenke machten, wieder zur Chimäre. Dem edlen Fürsten blieb nichts übrig, als dem Genius des Bösen nach Kräften entgegen zu arbeiten. Aber auch die Wartburgsfeier (1817) und der zwei Jahre später verübte Mord A. v. Kotzebues führten für Carl August manche unangenehme und störende Verhältnisse herbei.

Entschädigung bot ihm dafür die Geburt eines Enkels am 24. Juny 1818. Auch der mit Ida von Meinigen (d. 30. May 1816) vermählte Prinz Bernhard ward Vater von drei Söhnen und einer Tochter. Selbst der unglückliche Theaterbrand im März 1825 hatte nur die Folge, daß Jeder sich anstrengte, durch Geldbeiträge und Arbeitsamkeit die Aufführung einer neuen Bühne zu beschleunigen, deren erste Vorstellung den Großherzog an seinem 50jährigen Regierungsjubiläum (den 3. September 1825) überraschte.

An jenem Tage und den folgenden sah man alle Häuser in Weimar und in der Umgegend mit Kränzen und Blumen geschmückt. Dies Fest, dessen ausführliche Schilderung wir in einem eignen Werke erhalten haben*), aus vollem Herzen zu feiern, wie es ein so allgeliebter Fürst verdiente, war schon einige Jahre früher die schönste Hoffnung des Weimarischen Landes gewesen. Aber diese seltene Feier zu begehen, schien das Schönste nicht schön genug, und jeder wetteiferte, den Andern zu übertreffen. Jenes Fest war um so ergreifender, da Er, dem es galt, jugendlich kräftig dastand, als wolle er noch manches Jahr zu den funfzigen gesellen, in denen er so weise und mild regiert hatte. Um das Fest auch bei der Nachwelt für immer zu verewigen, wurden zwei Bürgerschulen zu Weimar und Eisenach bei dieser Veranlassung gestiftet. Bei dem bald darauf (den 7. Novemb.) gefeierten Jubiläum Göthe's, bot sich dem edlen Fürsten erwünschte Gelegenheit, durch eine goldne Medaille, mit seinem, seiner Gemahlin und des Dichters Bildnisse geschmückt, der Nachwelt zu sagen, welch ein zartes Band ihn an seinen treusten Freund und Diener knüpfe.

Im Sommer 1826 hatte Carl August die Freude, seinen Sohn Bernhard von einer beschwerlichen, aus regem Wissensdrang unternommenen Reise aus Amerika wiederkehren zu sehen. — Bald aber nach seiner Jubelfeier, bei welcher sein körperliches Wohlbefinden zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, ward eine Abnahme seiner Kräfte sehr sichtbar. Die sonst gewohnten Beschwerden und Bewegungen ertrug er minder leicht. Noch auffallender zeigte sich dies, als Carl August sein siebzigstes Jahr erreicht hatte. Der veränderliche Winter von 1827—1828 war besonders für seinen Gesundheits-Zustand sehr nachtheilig gewesen. Als Arzneien und Mineralwasser denselben zwar erleichterten, doch keine eigentliche Genesung herbeiführten, hoffte er diese in Teplitz zu finden. Zuvor aber wollte er noch den von der Prinzessin-Enkelin Carl von Preußen ihm geborenen Urenkel küssen, und nebenher die mannigfachen Verschönerungen in Augenschein nehmen, welche in Berlin während seiner Abwesenheit statt gefunden hatten. Eine nach Jena und Dornburg unternommene Lustfahrt, die ihm sehr wohl bekommen war, bestimmte ihn den 29. May 1828 Weimar zu verlassen. Aber diese Reise wurde ihm durch mancherlei körperliche Beschwerden, besonders durch kurzen Athem und Schlaflosigkeit verbittert. Doch nöthigte ihm das Wiedersehen der Seinigen in Glienecke bei Potsdam, wo er den 1. Juny unerwartet eintraf, das Geständniß ab, nie in seinem Leben einen schönern Augenblick genossen zu haben. Begleitet von dem Gemahl seiner Enkelin, dem Prinzen Carl, Alexander v. Humboldt und dem Major von Staff, verweilte Carl August, um alle Merkwürdigkeiten Berlins kennen zu lernen, acht Tage lang in dieser Residenz. Während dieser Zeit nahm die Erschöpfung seiner Kräfte zu, und als er noch Abends spät der Vorstellung der Eumeniden im Opernhause beiwohnte, führte der Dunst und die Hitze in der darauf folgenden Nacht heftige Brustkrämpfe für ihn herbei. Nachdem er von Berlin den 13. Juny abgereist war, langte er den 14. Mittags von Wittenberg in dem bei Torgau gelegenen Schlosse Gradiz an, wo er die große Stuterei in Augenschein nehmen wollte. Ungeachtet er sich dort wohler zu fühlen schien, als seit zwei Tagen, so war ihm doch sein Ende näher, als er es vielleicht ahnen mochte. Denn ein Schlagfluß raubte ihm den 14. Juny 1828, Abends nach 8 Uhr das Leben, als er am Fenster stehend, frische Luft schöpfen wollte.

Die sterbliche Hülle des geliebten Todten wurde nach Weimar geschafft und fand dort ihren Ruheplatz. Denn als schon einige Jahre zuvor in der Residenz ein Gottesacker angelegt und vom Stadtrathe zu Weimar Stellen zu Erbbegräbnissen veräußert wurden, hatte auch Carl August anfragen lassen, ob ihm eine solche zu Theil werden könne. Und als er sie nun bauen lassen, wurden Schillers Gebeine zur Linken des Raumes gelegt, den seine Hülle jetzt bedeckt. Ihm zur Rechten wird einst Göthe ruhen und so auch noch im Grabe das Wort wahr werden, welches einst der Dichter der Jungfrau von Orleans in prophetischem Geiste sprach:

„Es soll der Sänger mit dem Fürsten gehen;
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen."

Vor vielen Fürsten hatte Carl August es verdient, vom Engel des Todes so schmerz- und leidenlos zur bessern Heimath abgerufen zu werden.

Daß er mit dem Gedanken an eine solche sich nicht selten vertraut gemacht hatte, und außer seinen mannigfachen Tugenden auch die der Frömmigkeit besaß, ist durch glaubwürdige Mittheilungen hinlänglich verbürgt. „Ein Thor ist," äußerte er einst, „wer keinen Gott glaubt," und als ihm einmal die Frage vorgelegt wurde, auf welchen Anlaß er sich dem Studium der Botanik so eifrig zugewandt habe, gab er zur Antwort: „In den unglücklichen Jahren 1806 und 1807, wo so Viele an Gottes Weltregierung zu zweifeln anfingen, wankte auch mein Glaube. Da wandt' ich mich von den Menschen zu den Pflanzen, um mir meinen Glauben zu erhalten, und mich in ihm aufzurichten."

Aus den einfachen Berichten der Evangelisten hatte er sich ein Bild von Jesu entworfen, vor welchem er die tiefste Achtung empfand, und sich freute, dies Bild in der von dem Generalsuperintendenten Dr. Röhr in Weimar herausgegebenen Schrift: Palästina rc. wiederzufinden. Noch in seinen letzten Lebensjahren studirte er das Leben Jesu von Dr. Paulus. Aber nur in vertraulichen Herzensergießungen pflegte er sich über den geheimnißvollen Zusammenhang der übersinnlichen und sinnlichen Welt zu äußern. Er erklärte dabei Vieles für nicht bestreitbar, was Andere dafür halten, z. B. die Theilnahme der Abgeschiedenen an irdischen Dingen, die Einwirkung der Ahnen auf ihre Nachkommenschaft u. s. w. Bei einem solchen Anlasse gedachte er einmal eines sehr interessanten Gesprächs, das er mit dem verstorbenen Dalberg über die sichtbare Rückkehr Vorausgegangener auf einer Abendreise nach Erfurt gehabt hatte. Solche Gegenstände indeß öffentlich zu verhandeln und förmlich zu vertheidigen oder zu widerlegen, hielt er für so wenig angemessen, daß er einst eine neuere Schrift, die darüber sichern Aufschluß versprach, geradezu für abgeschmackt erklärte. „Wer," sagte er, halb unwillig, „kann etwas darüber wissen.

An dem öffentlichen Gottesdienste nahm er aus innerm Andachtstriebe oft Theil, und die Confirmationshandlungen seiner fürstlichen Enkelinnen waren für ihn sehr rührende Feste. Nur beklagte er öfters, daß Harthörigkeit ihm die Theilnahme an der öffentlichen Erbauung erschwere. Mit desto größerer Aufmerksamkeit las er einzelne gedruckte Predigten anziehenden Inhalts. Auch die neusten Bewegungen auf dem Gebiete des Liturgischen verfolgte er mit vielem Interesse und erklärte sich nur für das Zweckmäßige und Bewährte, mitunter wohl auch mit Hinzufügung einer witzigen Bemerkung über die darin geschehenen Fehlgriffe. Nichts that ihm mehr leid, als wenn es an Mitteln fehlte, den kirchlichen Bedürfnissen einzelner Gemeinden und ihren Wünschen zu genügen, z. B. eine eigene Kirche und einen eigenen Geistlichen zu besitzen.

Bei der rastlosen Thätigkeit seines Geistes, für das Wohl seines Landes zu sorgen, gestattete er seinem Körper nur wenig Ruhe. In seinen frühern Jahren genoß er regelmäßig nur zwei bis drei Stunden Schlaf, und auch in den spätern gestattete er sich, wenn er anders wohl war, wenig mehr. Nichts war ihm verdrießlicher, als Aufschub von Geschäften, welche für den Augenblick abgethan werden konnten und muß-

---

*) Weimars Jubelfest am 3. September 1825. 2 Abtheilungen. M. 8 Kupfertafeln. Weimar 1825—26. gr. 8.

ten. Hatte er den ganzen Vormittag in anhaltender Arbeit zugebracht, so fragte er, wenn die Stunde kam, wo er sich im Freien zu erholen wünschte, stets: „Ist noch etwas abzuthun?" Hieß es: Ja, aber es kann anstehen! so war stets die Antwort: „Nein! Nur her damit! ich habe Zeit!"

Zu jeder Stunde des Tags, selbst in den allerfrühsten Morgenstunden, hatten seine Staatsdiener freien Zutritt bei ihm, und wie nachsichtig und billig er gegen diejenigen war, welche körperliche Schwäche allmälig unfähig machte, ihren Platz mit der frühern Thätigkeit auszufüllen, davon ließen sich zahllose Beispiele anführen. „Man muß," pflegte er in solchen Fällen zu äußern, „bei alten Leuten mehr auf dasjenige sehen, was sie gethan haben, als auf das, was sie noch thun können."

Bei der angebornen Milde seines Herzens wirkte nichts tiefer auf ihn, als die Nothwendigkeit, ein Todesurtheil unterschreiben zu müssen. Pflicht und Gefühl kämpften in solchen Augenblicken auf's heftigste in ihm. „Ich kann nicht hart sein, äußerte er in solchen Fällen. Selbst meine niedrigsten Diener mögen mir ein Zeugniß geben, wie ich mich gegen sie benehme. Ich höre gern, ich verzeihe gern. Nur unter zufriedenen, frohen Gesichtern mag ich selbst leben!" Und so finden wohl auf Carl August, den Unvergeßlichen, bei dem man unentschieden bleiben muß, ob er größer als Fürst oder als Mensch war, jene Worte ihre Anwendung, welche Göthe einst am Grabe der Herzogin Amalie sprach:

„Dies ist der Vorzug edelster Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen, entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu lenken haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Seelige."

Der Schwanenritter *).

Auf dem Schloß zu Cöln, in trautem Kreise,
Saß vor Alters edler Ritter Zahl,
Würzte, nach der biedern Väter Weise,
Durch Gespräch und Scherz das heitre Mahl.
Fröhlich in die Runde
Gieng von Mund zu Munde
Weingefüllt der goldene Pokal.

Sieh: da traten einige der Gäste
Auf den hohen Söller hin, und sahn
Hoch verwundert zu dem frohen Feste
Einen unbekannten Ritter nahn;
Auf des Rheines Wogen
Kam er hergezogen,
Und sein Fahrzeug lenkt ein weißer Schwan.

Und in seiner Rüstung, die ihn düster,
Wie ein dunkles Nachtgewölk, umfloß,
Nahm er schweigend, unter dem Geflüster
Der Versammlung, Platz als Tischgenoß.
Rings herum im Kreise
Forschte Neugier leise,
Wessen Antlitz das Visir verschloß.

Und er schien die Freude nicht zu theilen,
Dumpf verschlossen saß er da, und schwieg;
Aber als, nach flüchtigem Verweilen,
Er sein Schifflein wiederum bestieg,
Griff er in die Saiten,
Sang vergangener Zeiten
Stilles Glück und Heldenruhm und Sieg.

Und so kam er oft dahergezogen,
Stets begleitet von dem treuen Schwan;
Da empörte brausend einst die Wogen
Unter Blitz und Donner ein Orkan;
Mit gewalt'gem Krachen
Borst der leichte Nachen,
Und die Fluth verschlang den Rittersmann.

Sanft verhallte noch der Klang der Cyther,
Als der Fremdling schon dem Blick entschwand;
Doch es hob, im leuchtenden Gewitter
Schnell der Schwan sich auf des Thurmes Rand;
Und er ziert noch immer
Jener Warte Trümmer,
Die man drum den Schwanenthurm genannt.

*) Aus den biblischen Gemälden, Legenden u. s. w. Danzig. 1822. S. 81 u. flg.

Die Königswahl. *)

Ein König lag, erschöpft und bleich,
Fast in den letzten Zügen,
Und wollte über Thron und Reich
Nach seinem Tod verfügen;
Doch unerbittlich trieb Freund Hein
Die ernste Schuld des Lebens ein,
Und ließ sich nicht bewegen,
Aus Achtung für der Aerzte Cur,
Ihm auch ein Viertelstündchen nur
Großmüthig zuzulegen.

Noch war kein Mond verflossen, seit
Der Landesfürst verschieden
Da störte blut'ger Zwist und Streit
Den lang bewahrten Frieden.
Zwei tapfre Söhne, rauh und wild,
Eröffneten dies Kampfgefild,
Um durch die Macht der Waffen
Den, seit uralten Zeiten schon
Dem Erstling zuerkannten Thron
Sich selber zu verschaffen.

Da sprach, als lange hin und her
Des Sieges Glück sich neigte,
Und sich, bei tapfrer Gegenwehr,
Kein froher Ausgang zeigte,
Ein Ritter: „Hört des Greises Wort,
Der lang' ein treuer Schirm und Hort
Des Königreichs gewesen!
Ich will den Knoten, der geschürzt,
Euch trostlos in's Verderben stürzt,
So ihr mir's gönnet, lösen."

Fast schien's, als ob das rohe Paar
Des Greises Warnung rührte;
Sie folgten willig ihm sogar,
Als er in's Schloß sie führte.
Hier sahn, in Purpur eingehüllt,
Sie ihres Vaters Mumienbild
Auf einem Sessel prangen;
Die Krone schmückt sein Silberhaar,
Und über'm Haupt des Todten war
Sein Bogen aufgehangen.

Der Alte nahm ihn von der Wand,
Und sprach, da an der Pforte
Das Kleeblatt in Verwirrung stand,
Mit ernstem Ton die Worte:
„Mehrt nicht das Blut, so leider floß
Und gönnt, durch dieses Jagdgeschoß,
Euch gütlich zu vergleichen.
Die Krone werde dem verliehn,
Dem's glückt, den strahlenden Rubin
Der Krone zu erreichen."

Und wirklich — o Entsetzen! nahm
Der Aelteste den Bogen,
Und rasch die Senne spannend, kam
Der Pfeil herabgeflogen,
Der aber, fern vom güldnen Reif
Der Krone, an des Kragens Streif
Halb matt vorüber schwirrte;
Allein noch schlechter war der Schuß
Des Zweiten, der gar bis zum Fuß
Des Todten sich verirrte.

Der jüngste Bruder aber stand
Betroffen, und erbleichte,

*) Aus den biblischen Gemälden, Legenden u. s. w. S. 96. u. flg.

Als jetzt auch ihm des Greises Hand
Den Schicksalsbogen reichte.
Er warf ihn fort, und sprach: „Verzeiht
Dem Jüngling, der in hartem Streit
Mit kindlichen Gefühlen
Sich nicht so leicht entschließen kann,
Wie seine Brüder rasch gethan,
Auf's — Vaterherz zu zielen.

Nein, lieber will ich Reich und Staat
Für immerdar entsagen,
Als das Bewußtseyn solcher That
Qualvoll im Busen tragen!" —
„Dein ist das Reich, und dein der Thron!"
Rief jener, mit bewegtem Ton
Und freudetrunk'nem Blicke:
„Heil jedem, der den Vater ehrt
Wie du, o Prinz, denn er ist werth,
Daß ihn der Scepter schmücke."

Dem alten Buch in Quart, woher
Wir dies Gedicht entlehnen,
Beliebt's, mit keiner Sylbe mehr
Der Brüder zu erwähnen;
Allein die Folge macht es klar,
Daß Reue wohl das kecke Paar
Zu mildrer Denkart führte,
Weil unsre Quelle deutlich sagt,
Daß der Gekrönte hochbetagt
In Ruh' und Glück regierte.

Der Wunderthäter *).

Wer Gutes wirkt, empfängt als Lohn
Nicht selten Tadel und Verdruß.
Erfuhr dies doch vor Zeiten schon
Der heilige Ambrosius,
Der, auf des Höchsten Wink und Rath,
Als treuer Knecht manch Wunder that,
Und öfters ungestüm und hart
Vom Bischof drob gescholten ward.

Einst, nach vollbrachtem Meßgebet,
Verließ den dunkeln Zellengang
Der Heilige, und strich noch spät,
Wie öfters schon, die Stadt entlang.
Da scholl ein Ruf zu seinem Ohr;
Er sah verwundert rasch empor,
Und sieh' es glitt ein armer Tropf
Herab vom hohen Kirchthurmsknopf.

Und überwältigt von dem Maaß
Des Mitgefühls bei Andrer Noth,
Stand Sankt Ambrosius, vergaß
Des Bischofs drohendes Gebot,
Der jüngst noch, zornig und entflammt,
Als Wunderthäter ihn verdammt,
Und rief, indem er seinen Stab
Dreimal emporschwang: „Komm herab!"

Und jener stand, mit leichtem Schwung,
Gesund auf seinen Füßen da,
Zur höchlichen Verwunderung
Der Menge, die das Schauspiel sah.
Doch ach: sein Retter ahnte nicht,
Das schon ein schadenfroher Wicht,
Der längst ihm abhold war, im Flug
Die Wundermähr zum Bischof trug.

Der, streng und zornig, wie er war,
Fuhr wild den Uebelthäter an,
Und äußerte voll Wuth sogar
Ein Wort von Acht und Kirchenbann,
Doch milderte der Bitten Kraft
Dies Urtheil bis zur Klosterhaft,
Vereint mit dürrem Fastenmahl,
Worauf der Schuld'ge sich empfahl.

Wie froh war unser Wundermann,
Als endlich er der Haft entflog:
Er schloß der muntern Schaar sich an,
Die eben hin zur Kirmeß zog.
Der Bischof selbst, vom süßen Wein
Gelockt, bestieg sein Eselein,
Ein Thier, das mit bedächt'gem Tritt
Bequem und sicher vorwärts schritt.

Es brachte glücklich ihn an's Ziel,
Bis spät, nach manchem Flaschensieg,
Der Bischof, müde vom Gewühl,
Sein Leibroß wiederum bestieg,
Das trägen Schrittes vorwärts ging,
Indeß sein Herr im Sattel hing,
Und bald, vom süßen Rebentrank
Berauscht, in tiefen Schlummer sank.

Doch auf der nahen Brücke Pfad
Stand ihm ein schlimmes Loos bevor:
Hier trieb ein mächtig Mühlenrad
In raschem Schwung die Fluth empor,
Und ach! sein Thier, das stets so treu
Sich ihm erwies, ward plötzlich scheu,
Und warf, wie einen Federball,
Den Reiter in der Wogen Schwall.

Der Schwimmer kämpfte, fortgerafft
Vom Strudel, mit Verzweiflungsmuth;
Doch es entwich der Arme Kraft
Beim Rudern durch die wilde Fluth;
Und da im lauten Wogendrang
Sein Ruf nach Hülfe dumpf verklang,
So blieb, in dieser höchsten Noth,
Zuletzt kein Wunsch ihm, als der Tod.

Da plötzlich ließ das Brausen nach,
Es stockt des Mühlwerks rascher Lauf,
Und eine sanfte Stimme sprach
Das süße Trostwort: „Komm herauf!"
Der Bischof schwamm, mit neuem Muth,
Zur Brücke durch die stille Fluth,
Wo sich ein Arm hinunterbog,
Und rettend ihn an's Ufer zog.

Wie beugt' ihn tief der Schaam Gewicht,
Als — Sankt Ambrosius vor ihm stand!
Doch sanft, mit lächelndem Gesicht,
Ergriff der Heilige seine Hand,
Und sprach, als ihn des Bischofs Lob
Bis zu den Sternen schier erhob:
„Laßt das, und gönnet mir dafür
An euch ein ernstes Wörtlein hier.

Misdeutend Gottes Wink und Rath,
Bestraftet ihr, voll Leidenschaft,
Was ich an euerm Nächsten that,
Mit Fastenkost und strenger Haft.
Denkt jetzt, Hochwürdiger, zurück
An euer eignes Misgeschick,
Und zürnt, wo Menschenkraft gebricht,
Der Wunderhülfe künftig nicht."

Der Freiersritt. *)

Inlchen war ein holdes Mädchen
Von so reizender Gestalt,
Daß sie rings herum im Städtchen
Wohl für eins der schönsten galt.
Viel verliebte, eitle Gecken
Nahten sich von hier und dort
Doch sie scheuchte, halb mit Necken,
Diese Schmetterlinge fort.

Bakel nur, der Dorfschulmeister,
Werde hier allein genannt;

*) Aus den biblischen Gemälden, Legenden u. s. w. Danzig, 1822. S. 49 u. flg.

*) Aus den Schwänken, scherzhaften Gedichten u. s. w. Danzig. 1820. S. 9. u. flg.

Er bewarb vor allen dreister
Sich schon längst ums Julchens Hand.
Doch nicht hold war sein Erscheinen,
Denn er schritt, ein dicker Zwerg,
Keck einher auf Säbelbeinen,
Und den Rücken ziert' ein Berg.

Julchens spröden Sinn zu beugen,
Spart' er weder Geld noch Zeit;
Spitzen, Bänder waren Zeugen
Seiner Lieb' und Zärtlichkeit.
Doch er kam, trotz den Geschenken,
Nimmer an's ersehnte Ziel,
Bis er nach gar vielem Denken,
Auf ein neues Mittel fiel.

„Gebt mir euren Rappen, Vetter!"
Sprach er einst; "o sagt nicht nein!
Seht es lockt das Frühlingswetter
Morgen mich nach Wildenhain." —
August sprach: „Er steht zu Diensten!
Aber nehmt euch wohl in Acht,
Weil mein Leibroß oft die kühnsten,
Wunderlichsten Sprünge macht." —

„Habt doch darum keine Sorgen!"
Sprach vergnügt der kleine Mann;
„Ich bin froh, daß ich mich morgen
Recht im Glanze zeigen kann.
Man erblickt mich in der Ferne,
Sieht des edlen Rosses Lauf
Und — zwei lichte Augensterne
Schauen mild zu mir herauf."

August lächelte ein wenig,
Nahm dann Abschied, und verließ
Ihn, der froher als ein König,
Sein beglücktes Schicksal pries. —
Tags darauf saß er zu Pferde,
Stattlich, ehrenfest und breit,
Sah mit Stolz bald hin zur Erde,
Bald auf sein besetztes Kleid.

Zierlich war es zugemessen
Von erfahrner Schneiderhand,
Und so reich verbrämt mit Tressen,
Daß es ihm vortrefflich stand.
Festlich waren Hut, Perücke,
Diese groß und jener klein —
Kurz, im ersten Augenblicke
Nahm der Reiter jeden ein.

Angelangt bereits im Städtchen,
Schaute Bakel unverwandt
Nach dem vielgeliebten Mädchen,
Das schon vor der Thüre stand.
Plötzlich wich sein Gaul voll Tücke,
Von des Weges ebner Bahn,
Und es kamen Hut, Perücke
Früher, als er selber, an.

Und er sah, daß ach! der Vetter
Neben seiner Schönen stand,
Und er drückt' ihr — große Götter!
Zärtlich drückt' er ihr die Hand.
Starr stand Bakel eine Weile,
Seinem Mund entfloh kein Laut.
Jener sprach; „Für eure Eile
Dank' ich euch, nebst meiner Braut.

Euer Unfall war zum Glücke
Nicht gefährlich; faßt nur Muth!
Die verlorne Perücke
Finden wir, zusammt dem Hut.
Labt euch drum in meinem Hause,
Gönnt den müden Gliedern Rast,
Und bei meinem Hochzeitschmause
Seid mir ein willkomm'ner Gast.

Conterfey einer ehr= und tugendsamen Jungfrau*).

(Aus den Archiven eines alten Klosters.)

Zum Ersten soll eine Jungfrau sein
Wie die Glocken am Charfreitag seyn:
Wesmaßen das ist ein selten Spiel
Soll ein Weibsbild sich lassen nit hören viel.

Zum Andern soll eine Jungfrau sein
Wie eine Orgel in der Kirchen seyn;
Wesmaßen man solche gar leidlich berührt,
Alsbald sie ein mächtig Geschrei vollführt.

Zum Dritten soll eine Jungfrau sein
Auch ferner wie eine Spitalsuppe seyn;
Die reizet eines Theils nicht zu sündigem Spiel,
Und hat darneben der Augen nit viel.

Zum Vierten soll eine Jungfrau sein
Vornehmlich auch wie eine Schildkröt seyn;
Die hütet ihr Haus, wie's gebühren thut,
Wesmaßen es ihr auf dem Rücken ruht.

Zum Fünften soll eine Jungfrau sein
Gar wie eine finstere Nachteulen seyn,
So freilich fast absonderlich klingt:
Ich mein', weil die nimmer an's Tagslicht bringt.

Solch Conterfey hab' ich, Hubertus, gestellt
Zu Nutz und Frommen der christlichen Welt,
Im Jahr, da man schrieb Zwölfhundert und zehn; —
Die Herrlichkeit Gottes wird ewig bestehn.

Der Charlatan.**)

Von seiner Bühne rief ein Charlatan:
„Jetzt werden Sie, verehrte Herrn und Frauen —
Erschrecken Sie nur nicht — den Teufel schauen!"
Erstaunt sah alles rings den Prahlhans an.
Drauf zog eine Börs', im Auf= und Niedergehen,
Bebend hervor, die ziemlich breit und tief
Dem äußern Schein nach war, und rief:
„Nun, wem beliebt es, hier hineinzusehen?" —
Ein Herr bog, mit der Breite des Gesichts
Sich drüber hin, und sah mit offnem Mund
Gewissenhaft hinab bis auf den Grund.

„Was sehen Sie? nicht wahr, Sie sehen nichts?"
Das leidet," sprach der Andre, „keinen Zweifel."
„Nun," rief der Charlatan," das ist der Teufel,
Wenn man, so viel man sich bemüht,
Die Börse leer und immer leer nur sieht.

---

*) Aus den satyrisch humoristischen Gedichten. Leipzig. 1820. S. 115. u. flg.

**) Aus den Schwänken, scherzhaften Gedichten u. s. w. Danzig. 1828. S. 317.

Johann Heinrich Bernhard Dräseke

ward am 18. Januar 1774 in Braunschweig geboren, studirte von 1792 bis 1794 Theologie auf der Universität zu Helmstädt und wurde schon im folgenden Jahre zum zweiten Prediger in Mölln erwählt. Drei Jahre später rückte er in die erste Stelle, nahm jedoch 1804 das Pfarramt auf dem St. Georgsberge bei Ratzeburg an und verweilte hier bis 1814, wo er dritter Prediger an der St. Ansgarii=Kirche in Bremen ward. Im

Jahre 1817 erhielt er die Würde eines Licentiaten, 1819 die eines Doctors der Theologie. Nachdem er einen Ruf als Generalsuperintendent in Coburg abgelehnt hatte, von dem Herzoge von Sachsen Gotha aber aus besondeter Hochachtung zum Herzoglich Sächsischen Kirchenrathe ernannt worden war, folgte er 1832 der Berufung als K. Preußischer Bischof und Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, nach Magdeburg, wo er noch gegenwärtig lebt, und in voller Kraft seines edeln Geistes segensreich wirkt.

Von ihm erschien im Drucke:

- Zur Beförderung wahrer Religiosität. Schwerin, 1796.
- Schilderungen für denkende Christen. Lüneburg, 1803.
- Predigten für denkende Verehrer Jesu. Lüneburg, 1804 fgde. N. A. 1807. 5 Thle.
- Hinweisungen auf das Eine was Noth ist. Lüneburg, 1812.
- Glaube, Liebe, Hoffnung. Lüneburg, 1813. 4. A. 1824.
- Deutschlands Wiedergeburt. Lüneburg, 1814. 2. A. 1818. 2 Thle.
- Predigten über die letzten Schicksale unseres Herrn. Lüneburg, 1816—22. N. A. 1826. 4 Thle.
- Christus an das Geschlecht dieser Zeit. Lüneburg, 1819.
- Gemälde aus der heiligen Schrift. Lüneburg, 1821.
- Drei Festpredigten. Bremen, 1827.
- Jesus und Nikodemus. Lüneburg, 1828.
- Lazarus Auferweckung. Lüneburg, 1828.
- Die Gottesstadt und die Löwengrube. Lüneburg, 1829.
- Letzte Predigt vor der Ansgarii Gemeinde. Bremen, 1832.
- Erste Predigt vor der Domgemeinde in Magdeburg. Magdeburg, 1832.
- Hirtenbriefe. Halle, 1832.
- Viele einzelne Predigten u. s. w.

D. wird als einer der ausgezeichnetsten deutschen Kanzelredner betrachtet und dies mit Recht. Da er eben so eigenthümlich als bedeutend ist. — Glühende Begeisterung, erhabene Würde, Reichthum der Anschauungen, Kraft verbunden mit Zartheit und Anmuth, glänzende Diction und eine wahrhaft kunstvolle Ausbildung sind seinen Vorträgen eigen. Das oft Ueberraschende seiner Einkleidungen, Uebergänge und Wendungen ist von seinen Gegnern hin und wieder mit dem Tadel der Gesuchtheit belegt worden, ein Vorwurf, der aber als haltlos wegfällt, wenn man bedenkt, daß ein so reicher und tiefer Geist, oft wieder Willen zu Ungewöhnlichem greifen muß, um die Fülle seines Herzens und seiner Gedanken bemeistern und ordnen zu können.

Predigt am 24. Sonntage nach Trinitatis.*)

Im Jahr 1810 gehalten.

Wie kommt es, meine Brüder, daß wir so oft, und ohne es zu wollen, Andern unangenehm werden? Wie kommt es, daß wir sie so häufig bald durch Reden, bald durch Schweigen, bald durch eine Annäherung, und bald durch ein Zurücktreten, bald durch unsere Fehltritte, und bald sogar durch unsere Verdienste in Verlegenheit setzen? Wie kommt es, daß wir ihnen keine Wohlthat erzeigen können, ohne sie zu demüthigen, und keinen Dank abstatten, ohne ihnen peinlich zu sein; daß wir sie zur Mißgunst reizen, wenn wir ihnen unsere Vorzüge enthüllen, und gegen uns erbittern, wo wir sie tadeln müssen? Und wenn nun, zum Beispiel, Kranke besonders uns nicht gern um sich sehen, wenn Unglückliche in unserer Nähe sich noch elender fühlen, wenn Schüchterne zu uns kein Herz haben, wenn Fehlerhaften bei uns aller Muth entsinkt, wenn reizbaren Naturen unser Wesen widersteht, wenn höher gebildete, wenn feiner gesittete Personen bei so mancher Gelegenheit an uns Anstoß nehmen, — — wie kommt das? — —

Eine Antwort erklärt dies Alles: es fehlt uns an Zartgefühl.

Zartgefühl! — So Manche nennen dich! So Wenige kennen dich! — Wissen wir auch, was Zartgefühl sei, meine Brüder? —

Gott hat uns fähig gemacht, Eindrücke aller Art zu empfangen, und uns derselben bewußt zu werden; wir haben Gefühl. Nehmen wir nun die Eindrücke, die auf uns geschehen, gleichwohl nicht wahr, so sind wir ohne Gefühl. Bemerken wir nur die stärkeren, so ist unser Gefühl stumpf. Wenn man dagegen mit Wenigem auf uns wirken kann, so haben wir ein weiches Gefühl; wenn selbst leise Anregungen dazu hinreichen, ein feines Gefühl; wenn sie uns auffallend bewegen, ein lebhaftes Gefühl; wenn sie gern in unser Innerstes dringen, ein tiefes Gefühl; wenn sie zu schönen Anstrengungen uns begeistern, ein edles Gefühl; wenn sie uns geneigt machen zu helfen, zu segnen, ein menschenfreundliches Gefühl; wenn wir endlich keinen Eindruck, es sei von Innen oder von Außen her, empfangen können, ohne auf der Stelle zu bemerken: was uns gerade nun zieme, damit unsere Würde unverletzt bleibe, und dem Nächsten durchaus wohl, ja nicht wehe sei — so haben wir Zartgefühl.

Es kommt daher beim Zartgefühl auf mehr an, als auf ein blos gefühlvolles Herz. Man kann bei aller Lebendigkeit, Weichheit, Stärke und Tiefe des Gefühls, doch sehr unzart empfinden. Das Zartgefühl bezieht sich lediglich auf Vermeidung von Uebelklängen in der Seele. Reiner Wohllaut soll sein in uns, und in des Mitbruders Herzen. Keine Saite, die diesen Wohllaut stören würde, soll berührt werden; vielmehr soll immer nur das Passendste, das Edelste, das Würdigste geschehen. Dazu gehört aber ein sicheres, und in den meisten Fällen zugleich ein schnelles Entscheiden, damit der Augenblick, auf den es vielleicht ankommt, nicht vorübergehe. Hat ein Mensch diesen reinen Wohlklangssinn, so, daß er nun weder in seine eigene, noch in des Nächsten Empfindung widrig eingreift, vielmehr jederzeit schnell und richtig, mit Thaten und Worten, das Angemessenste trifft: so besitzt er Zartgefühl.

Ueber dieses Zartgefühl lasset mich heute reden. Es fehlt vielen Menschen von Natur; aber kein Guter ist, der nicht darnach strebte. Denn es ist eine der vornehmsten Zierden des Christen; es war der schönste, der liebenswürdigste Schmuck im Betragen unsers Herrn.

Merket nur auf die Belehrungen, die das heutige Evangelium über diesen Gegenstand uns ertheilen wird, und lasset uns sie für unsere Veredlung nützen.

Gott aber, der es uns gesetzt hat, das herrliche Ziel, darnach wir ringen, — der es erklärt hat, daß über Gemeines und Niedriges immer mehr unser Wesen sich aufschwingen soll, — er stärke uns, und bereite für die Aufnahme alles Wahren und Guten unsere Seelen.

Text,

Matth. 9, 18—26.

Indem Jesus also mit ihnen redete, — siehe da kam der Obersten Einer, fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, meine Tochter ist gestorben; aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie in's Leben zurückkehren. Jesus stand auf, und folgte ihm mit seinen Jüngern.

Unterwegs trat von hinten zu ihm ein Weib, das schon zwölf Jahre lang den Blutfluß gehabt, und rührete seines Kleides Saum an, weil sie dachte: „Könnte ich sein Kleid nur berühren, so würde ich gesund werden.“ Jesus wandte sich um und bemerkte sie. „Sei getrost, meine Tochter, sprach er, dein Glaube hat dir geholfen.“ Und das Weib ward gesund zu derselben Stunde.

Jetzt kam er in des Obersten Haus. Und als er hier nun die Pfeifer sahe und das Getümmel des Volkes, sprach er: gehet aus einander. Das Mägdlein ist nicht todt; sondern es schläft. Da verlachten sie ihn. Die Leute wurden jedoch entfernt, und er ging hinein, ergriff des Mägdleins Hand, und — es richtete sich lebend auf.

Die Nachricht davon verbreitete sich in der ganzen umliegenden Gegend.

Denkenden Menschen kann es nicht entgehen, wie mannigfaltige und befriedigende Aufschlüsse über das Zartge-

---

*) Aus der Bibliothek deutscher Canzelberedsamkeit. 2. Bd. Gotha und Neu-York, 1827.

fühl dieser Abschnitt darbietet. Wir wollen daher die einzelnen Punkte, die uns hier besonders lehrreich sind, hervorheben, und bei ihnen verweilen.

Es tritt zu Jesu ein Oberster und flehet inständig Hülfe für sein Kind.

„Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben. Aber komm' und lege *deine* Hand auf sie, so wird sie wieder leben." Unzarte Seelen, wenn eine Bitte an sie ergeht, sträuben sich erst gegen deren Erfüllung, wollen eine Wiederholung derselben erwarten, machen dem Bittenden gern seine Hülflosigkeit und Abhängigkeit, vielleicht auch seinen Unwerth in ihren Augen möglichst fühlbar. *Hier* heißt es dagegen: „Und Jesus stand auf und folgte ihm." Dies ist *Zartgefühl*. Nicht eine Bürde will der Edle denen auflegen, die sich bedürfend an ihn wenden; dem Empfänger soll *wohl* sein, wie dem Geber.

Sodann verdient ein Weib unsere Aufmerksamkeit. Mit einem geheimen Uebel behaftet, das sie bereits zwölf Jahre duldete, schmachtete sie nach endlicher Rettung. Gleichwohl scheuet sie sich, laut zu werden. Es vertragen nicht alle Leiden das Licht. Auch ihr Gebrechen hüllt sie schamhaft in tiefes Dunkel. — Ueberdies findet sie den Meister schon auf die Rettung Anderer bedacht, und für Unglückliche, die ihr zuvorgekommen sind, gewonnen. Wie dürftest *du*, denkt sie, seine Sorgfalt noch *mehr* theilen, und auch für *dich* jetzt eine Bitte wagen! Nein, bemerkt will sie gar nicht werden; nur *ihm* nahe möchte sie einen Augenblick sein; nur sein Kleid *einmal* berühren, um zu genesen. So tritt sie von hinten heran; und es genügt ihr, damit sie auf keine Art die ihm schuldige Ehrerbietung verletze, seines Kleides *Saum*. Dies ist Zartgefühl, meine Brüder. Nicht belästigen mag ein solches Gemüth irgend Jemand; nicht sich aufdringen mit seiner Noth; nicht Geräusch machen vor den Menschen; am wenigsten Gebrechen, die ein keuscher Sinn zu verschleiern gebietet, zur Schau tragen. Keinen Begriff hat es von jener Entartung, die durch rücksichtloses Preisgeben ekelhafter Anblicke das Mitleid der Menschen zu ertrotzen sucht.

Jesus aber bemerkt dessen ungeachtet, was vorgeht. Und wie äußert er sich? — Er hätte seine Wahrnehmung ganz verhehlen können; und dies wäre nicht unzart gewesen. Er handelt aber *noch* zarter; er erscheint edel und wahr zugleich. Er wendet sich um, siehet das Weib und spricht: „Sei getrost, meine Tochter! dein Glaube hat dir geholfen." Es bedarf keiner Bitte von Seiten des Weibes; ihr Auge bittet, ihr Betragen bittet, ihr Zustand bittet, dies ist genug. Es bedarf weiter keiner Erklärung über die Beschaffenheit ihres Uebels in Gegenwart der Menge; er weiß ja, was sie wünscht, dies ist genug. Es bedarf weiter keines *Zuredens* von ihm, um die Schüchterne zu ermuthigen; er spricht: sei getrost, dies ist genug. Es bedarf weiter keines *Dankes* von *ihr*, um den Herrlichen zu belohnen; er legt den Erfolg ihrem eigenen Glauben bei. Nur, daß nirgend anders her, als *aus dem Glauben*, die Hülfe komme und kommen könne, meint er ihr betheuern zu müssen. Dies ist genug. *So* handelt das Zartgefühl.

Er kommt endlich in des Obersten Wohnung. Was findet er da? gemeinen, rohen Sinn. Wie? wenn noch jetzt Menschen geladen werden zu einer Leichenfeier, und kaum, daß der Todte in seine Ruhekammer gesenkt, und die Worte des Ernstes und Trostes zu seinem Andenken gesprochen und die letzten Klänge des Sterbeliedes verstummt sind: siehe, so strömen die Gedankenlosen dahin, um sich in sinnlicher Lust zu berauschen. Dem ähnlich ist dieser Auftritt. Es sollte feierliche Stille herrschen im Todtenhause; und *Getümmel* umdrängt das Lager der Verblichenen. Es sollte beschämt ein Jeder das Ungeziemende anerkennen, als der Heiland darauf hinweiset; und „sie verlachen ihn." — Wie groß, wie liebenswerth neben diesen der Göttliche! „Das Mägdlein schläft" spricht er. Nicht *mehr* scheinen, als es ist, soll das, was er thun wird. Anspruchslos ruhig, gesammelt, tritt er zu des Kindes Bette, ergreift es bei der Hand, und — es erwacht. Die Eltern kommen, sehen, wissen nicht, ob sie auch schon sich hingeben dürfen dem Entzücken ihrer Seele; und während sie alle Seeligkeit des Wiederhabens, mit ihrem Lieblinge schmecken, hat der Retter, wie es scheint, sich ihrem Dank entzogen. Denn nichts setzt der Evangelist hinzu, als die Worte: durch die ganze umliegende Gegend habe sich das Gerücht seiner helfenden Liebe verbreitet.

Doch weicht der Erlöser nicht *jedes* Mal den Aeußerungen der Dankbarkeit aus. Auch würde dies nicht immer zart heißen können. Es lassen sich sogar Fälle denken, wo gerade das Zartgefühl einem Wohlthäter gebietet, sich die Ergießungen des ihm verpflichteten Herzens gefallen zu lassen, sie freundlich aufzunehmen, sie selbst zu erwarten. Hören wir nicht auch den Heiland einst sagen, als der dankbare Samariter zu seinen Füßen sinkt: „Sind ihrer nicht zehen rein worden? Wo sind aber die Neun?" *) —

So giebt es überall eine Grenze zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Man stößt an, wenn man diese Grenze überspringt. Und sie wahrzunehmen, ihre feinsten Linien zu entdecken, bei jeder vorkommenden Gelegenheit und in jedem eintretenden Verhältniß sie zu bemerken, und darum alle Mal auf der Stelle zu entscheiden, was *nun* das Rechte, das *dahin* Gehörige sei, was geschehen müsse, was nicht, was zu verschweigen, was zu tadeln, was zu dulden, worauf ein Gewicht zu legen, was unbemerkt zu lassen, ob zu bleiben, oder zu gehen sei, damit Keiner sich unangenehm durch uns berührt finde: *das eben ist* des Zartgefühls Natur und Wesen, das ist die *Kunst*, die es übt.

Wollet ihr von der Art, wie es sich darlegt, der *Beispiele* noch *mehr* haben? hier sind sie. Nur, wo soll man beginnen, wo enden?

Du also etwa verwaltest ein Geschäft, das mit größerer Mühe, als du wohl anfangs gedacht, verbunden ist; und die Menschen, für welche du arbeitest, schätzen dies herzlich. Hast du nun Zartgefühl: so lässest du ihnen das Saure, Harte, Peinliche deiner Anstrengungen nie absichtlich in die Augen fallen, weil du ihnen dadurch drückend werden würdest.

Du wirst beschenkt; und die Gabe, wiewohl gutmeinende Einfalt sie darreicht, ist dennoch nicht sehr passend für dich, vielleicht überall nicht brauchbar. Hast du nun Zartgefühl: so hältst du dein Urtheil über ihren Unwerth zurück, weil ein Solches zu wehe thun müßte, und nimmst sie, um des liebenden Gebers willen, freundlich an.

Du erblickst einen Bekannten, der vormals über dir stand, nach langen Jahren in weniger ehrenden Verhältnissen; und sollst nunmehr *ihm* Befehle ertheilen, statt daß er sonst *dir* gebot. Hast du nun Zartgefühl: so ist es dir nicht möglich, an diesen Wechsel ihn mit Uebermuth zu erinnern, denn dies würde ihn beugen; sondern du verschleierst den Uebelstand, so gut du vermagst.

Du findest Gelegenheit, *dem* einen großen Dienst zu leisten, der dir einst eine kleine Hülfe verweigerte. Hast du nun Zartgefühl: so giebst du nicht nur zu jenem Dienste dich *hin*; du thust es zugleich fröhlich und anspruchlos; ja du deutest nicht ein Mal von *fern* auf *seine* frühere Ungefälligkeit zurück, weil daraus ja Wille und Absicht hervorging, ihn zu beschämen.

Du bist Vater eines verlornen Sohnes, aber bei all' deinem Unglück doch so glücklich, daß er wiederkehrt, und beladen mit dem Gefühl seines Unrechts, und geläutert durch bittere Erfahrungen, und veredelt durch fromme Reue, zu deinen *Füßen*, oder, ehrender noch für dein Vaterherz, in deine *Arme* sinkt. Hast du nun Zartgefühl: so stürmst du nicht mit neuen Vorwürfen auf den armen Zernichteten ein, sondern leitest gütig den schüchternen, irren Blick auf eine bessere Folgezeit, die ein tugendhafter Wandel schaffen werde, sprichst indeß zu Allen, die in deinem Hause sind: Freuet euch mit mir! der todt war, lebt; den ich verloren, hab' ich wieder funden!

Du bist in der traurigen Nothwendigkeit, deinen Gatten, dein Kind, deinen Verwandten auf einem langwierigen Krankenlager zu verpflegen. Ein Heer von Beschwerden und Sorgen wächst dir dadurch zu, und vielleicht wird überdies noch durch des Leidenden Ungeduld deine Last dir vergrößert. Hast du nun Zartgefühl: so rückst du ihm, selbst wenn du dazu manchmal versucht werden soltest, deine Entbehrungen nicht vor; du wachst, wenn du seinem Bette dich nahest, sogar über deine Mienen; du zeigst, neben der *Theilnahme* der Liebe, ihm immer auch ihre *Heiterkeit*, damit er beruhigt glaube: die Bürde *sei* für dich gar nicht so groß, als sie ihm *scheint*. Wirst du aber *selbst* einmal Gegenstand fremder Pfleg' und Wartung, so hütest du *dich* um so mehr, sie durch Unmuth den Deinigen zu erschweren, und belohnst ihre Opfer, indem du sie versüßest.

Du kommst mit Menschen, die du als *über* dir erkennen, vor welchen du Ehrfurcht hegen, gegen die du dich demüthig beweisen sollst, mit Vater, Mutter, Lehrer, Vorgesetzten etwa, in den Fall, daß sie gegen dich Unrecht haben, oder von dir eine Wohlthat anzunehmen genöthigt sind. Hast du nun Zartgefühl: so ersparst du ihnen nicht nur das Erröthen über diese Lage, und vermeidest Geständnisse; du setzest sogar *dich*, wenn nur dadurch das rechte Verhältniß wieder eintreten kann, absichtlich in Schatten; du nimmst, wenn es angeht, auf *dich* die Schuld des Fehlers; du stellest deine Hülfen so, daß sie mehr ein Beitrag zu *deinem*, als ihrem Glücke, erscheinen müssen.

---

*) Luc. 17, 17.

Du könntest in einer Gesellschaft, wo man hier diese, dort jene Ansprüche an dich macht, und Einer hierdurch verwundbar, der Andere dadurch es ist, — leicht könntest du da etwas thun, etwas unterlassen, was beleidigen dürfte. Hast du nun Zartgefühl: so wägst du Alles, Worte, Blicke, Thaten. Du benimmst dich bei dieser Sorgfalt nicht ängstlich, nicht schwerfällig, nicht kleinlich, nicht in's Ungewisse tappend. Du bemerkst leicht und schnell, was jedem Einzelnen gebührt, und welche Beziehungen vorhanden sind zwischen dir und ihm. Und darum sprichst du im Beisein eines Dritten nie flüsternd in's Ohr; sprichst nicht vor Unkundigen, damit du sie ausschließest, in fremder Zunge; sprichst nicht vor Gebrechlichen von körperlicher Verkrüppelung; nicht vor Verarmten von heruntergekommenen Familien; nicht vor Menschen, denen der Tod tiefe Wunden schlug, von Gegenständen, daraus ihr vielleicht eingeschlummerter Gram neue Nahrung schöpfen würde. Du bleibst dann nicht, wo man darauf rechnet, daß du gehest. Du redest nicht, wo es schicklicher wäre, daß du schwiegest. Du zögerst nicht, wo du siehest, daß Alles eilt. Du drängst dich nicht hervor, wo dein Verhältniß es eher mit sich brächte, daß man dich aus bescheidenem Hintergrunde herbeirufen müßte. Du machst kein Geräusch, wo der Ort, der Zweck, die Handlung, die Stunde stilles Wesen verlangt. Du erhebst kein Gelächter über fremde Zurechtweisung, wo du noch gar nicht weißt, ob sie nicht vielmehr deine Folgsamkeit verdiene und deinen Dank. Du vergissest nie die kluge, die feine, die schonende, die liebevolle Rücksicht auf den Nächsten, auf seinen Stand, sein Alter, seine Stimmung, seine Schicksale, seinen Charakter, seine Verdienste um dich, und selbst seine Fehler.

Soll ich noch länger fortfahren in dieser Schilderung, meine Brüder? Ich denke, das Bild, das hier zu zeigen war, müsset ihr Alle erkannt haben. Ihr müsset seine Züge nun wiederfinden können im Leben, und wiederherstellen können in eurem Leben, wenn es euch damit ein Ernst ist. Zartgefühl, das haltet fest, Zartgefühl will nie beleidigen, will stets schonen, will mit Jedem es so machen, daß ihm wohl sei, recht wohl. Darum fasset es auf, was für jeden Augenblick und für jedes Verhältniß das Wohllautendste und Lieblichste sei, fasset es schnell auf, und handelt dieser Entscheidung gemäß.

So thut endlich ein zartfühlender Mensch nicht blos in Beziehung auf Andere und in Gegenwart Anderer: so thut er nicht minder in Beziehung auf sich selbst, und wenn er mit sich allein ist. Wie ließe sich dies auch trennen! — Freilich, es giebt Solche, die das Zartgefühl in seinen gewöhnlichen Aeußerungen blos nachmachen, weil sie sich das Ansehen desselben zu geben wünschen. Ihr Zartgefühl wohnt nicht in reinem Herzen; es prunkt auf ihren Lippen und in ihrer angenommenen Manier. Blendwerk ist die züchtige Sitte, die holde Freundlichkeit, die feine Schonung, die sie geschickt erkünsteln. Ihr Wesen verhält sich zum ächten Zartgefühl, wie das betrügliche Kupferstück eines Falschmünzers gegen vollwichtiges, rein ausgeprägtes Gold. Da ihnen nun blos daran liegt, für zartfühlend zu gelten, vielleicht um ihre Ansprüche an die Umgebung desto höher steigern zu dürfen: so ist es natürlich, daß sie beim Austritt aus den Kreisen der Gesellschaft die täuschende Maske gern abwerfen, und das eitle, mühsame, zwangvolle Spiel nur erst bei der Rückkehr dahin wieder beginnen. Für sich selbst wissen sie nichts von dem, was sie bei Andern scheinen. Alles geht da gemein her und roh. — Wer es hat, wer es wahrhaft hat, das zartfühlende Herz: wie kann er jemals etwas Anders, als dieses Herz zeigen? Es ist seine Natur; wie könnte er es irgendwo, wenn gleich unbemerkt, verläugnen? Verschönernd dringt es in alle Zweige seines Lebens, und ist die Feder seines ganzen Thuns. Nie bietet ein Solcher sich selbst, was er gegen Andere aus Achtung sich nicht erlauben möchte. Nie vernachläßigt er sich, wär's auch nur in der Hauskleidung. Nie ziert er seinen Körper auf eine Art, die mit seinem Alter, seinem Berufe, seinen sonstigen Verhältnissen im Widerspruch stände. Und selbst von der herrschenden Weise, die so gern blindlings über den Geschmack der Einzelnen gebietet, nimmt er, mit heiliger Schaam, nur das an, wobei auch nicht die leiseste Verletzung seine Würde bedrohet. Sie treten ja Alle so öffentlich, so frei, so laut zu unserem Heilande hin, die ihn um etwas zu bitten haben. Warum erscheint das Weib im Evangelio nicht eben so? Gefühl ihrer Frauenwürde, Gefühl der Schonung, welche für geheime Gebrechen die Natur erheischt, Gefühl der Achtung gegen sich selbst, Zartgefühl ist es, was die Sittsame zurückhält.

Dächtet ihr aber, daß der Mensch mit dem zartfühlenden Herzen nun gar nicht kräftig auftreten könne, oder dürfe? so würdet ihr irren. Es bezweifelt doch gewiß des Meisters Zartgefühl Niemand. O wahrlich! es hieß von diesem Herrlichen mit Recht: „er wird nicht zanken noch schreien, und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen. Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und nicht auslöschen den glimmenden Tocht"; *) dessen ungeachtet aber predigte eben dieser zarte Geist so gewaltig, daß ihrer Viele sich über seine Rede entsetzten; stemmte sich so stark den Anmaßungen des Wahns und der Bosheit entgegen, daß die Machthaber unter den verblendeten Zeitgenossen beschämt zurücktraten; deckte so kühn die Gebrechen seines Volks auf, und nannte die Verführer desselben so laut „Heuchler und Schlangen und Otterngezüchte, denen nichts bevorstände, als höllische Verdammniß", daß ihr tiefster Ingrimm, wohin er ging, seinen Schritten folgte. Ist nicht auch im Evangelio, als er eintritt „in des Obersten Haus, und siehet die Pfeifer und das Getümmel des Volks", sein erstes Wort gleich ein Machtwort an die geräuschvolle Menge: „gehet auseinander; denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft!"

Meine Brüder! Warum auch müßte Schwäche eine Begleiterin des Zartgefühls sein? Zartgefühl will ja nur Andern nicht unedel in den Weg treten; seinen Weg will es aber gehen und behaupten. Zartgefühl will ja nur schonend die Menschen behandeln, Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit; Unterschiede will es aber gerade deshalb anerkennen und geltend machen. Zartgefühl will ja nur nicht kränken, wenn es tadeln, und nicht aufhören, zu lieben, wenn es strafen muß; schweigen aber zu Allem, und in Alles sich schlaff ergeben, will es nimmer. Eben in seinem Wesen liegt es, daß es jede Abweichung von der Regel des Schönen mit Scharfblick entdeckt, daß es alles Unedle tief verabscheuet; daß es das Urbild alles Guten und Erhabenen möglichst treu im Leben darzustellen wünscht. Ja, bei ächtem Zartgefühl kann und darf so wenig sittliche Schwäche wohnen, daß vielmehr in tausend Fällen die höchste Selbstverläugnung, und folglich eine große, eine seltene innere Stärke dazu gehört, nicht unsanft zuzugreifen, und selbst in Augenblicken der Leidenschaft und der Begeisterung auf dem Pfade des Würdigen und Schönen sich zu bewahren. — Auch wollen ja nicht alle Naturen auf gleiche Art behandelt sein. Vielmehr, während man diese zuredend gewinnen, sanft erinnern, freundlich unterstützen, ermunternd leiten muß, soll man jene ernstlich warnen, drohend erschrecken, strenge beschränken, eigener Uebung überlassen. Hier ist Geben, dort Versagen, hier sind Lobsprüche, dort Vorwürfe; hier dieses Maaß und dieses Mittel, und dort wieder andere Weise und anderes Verhalten nöthig. Sehet, in dem Allen das Rechte zu treffen, das ist Zartgefühl. Wie ließe es sich denken, außer in einem kräftigen Gemüthe? —

Manche Menschen kommen mit sehr glücklichen Anlagen zum Zartgefühl in die Welt, geliebte Brüder. Ihr Wesen ist Liebe, Schonung, Freundlichkeit. Die Natur hat es ihnen unmöglich gemacht, Jemanden hart und herbe anzulassen. Der Unterschied zwischen dem, was ziemt, und dem, was anstoßen, kränken, wehe thun würde, liegt ihnen, als kleinen Kindern schon, hell vor Augen, und dies giebt ihrem Benehmen jene Anmuth, und ihrer Anmuth jene Natürlichkeit und Sicherheit, die, in der Art, durch Fleiß und Kunst schwerlich erlangt wird, und die man feinen Takt nennt.

Andere dagegen haben von dieser Zartheit nicht eine Spur. Sie kennen keine Rücksichten. Sie treten in roher Unbefangenheit zu dir heran, und wissen's nicht anders, als daß du sie nehmen müssest, wie sie einmal sind. Sie bewegen sich nicht, ohne anzustoßen, und öffnen den Mund nicht, ohne unschicklich zu sein. Sie machen dich ein Mal über das andere erröthen, bald durch die Art, wie sie sich selbst erniedrigen und verunstalten. Sie schonen weder durch die Anblicke, die sie gewähren, dein Auge, noch durch die Reden, die sie führen, dein Ohr, noch durch die Anträge, die sie dir machen, deine Tugend, noch durch die Unsitte, womit sie dir begegnen, deinen Sinn für Zucht und Wohlstand. So verwunden sie dein Innerstes tausend Mal, ohne es ein Mal zu ahnen. Sie sehen nicht, wie dich ihre Schmeicheleien anekeln. Sie berechnen nicht, was du bei ihren Beschuldigungen empfindest. Sie fragen nicht, ob ihre Erzählungen dich langweilen. Sie achten's nicht, ob sie durch ihre Unbesonnenheit Gedanken, Erinnerungen, Bilder, Auftritte in dir hervorrufen, die vielleicht Wochenlang deine Ruhe stören. Und bei all' dieser zurückstoßenden Widrigkeit meinen sie es, zum Theil, nicht gerade übel. Der Wille, dir wehe zu thun, kommt vielleicht in ihre Seele nicht. Es ist wohl selbst mit ihrer Rohheit so viel Gutmüthigkeit gepaart, daß du nicht umhin kannst, ihnen auf der Stelle zu verzeihen. — Genug, wenn Zartgefühl manchmal schon aus dem Betragen eines Kindes uns anspricht: so

*) Matth. 12, 19. 20.

scheinen, auf der andern Seite, Manche dafür überall nicht empfänglich zu sein.

Wir reden *hier* indessen vom Zartgefühl *nicht* als von einer Gabe der Natur, die der Mensch *ohne sein Zuthun* besitze, oder nicht besitze. Wir reden von *christlichem* Zartgefühl, meine Brüder. Wir reden vom Zartgefühl als von einem Gegenstande des *Strebens*, und zwar als von einer Tugend, die *Jeder*, in gewissem Maaße, erwerben könne, wenn er will. Es gereicht Niemandem zur Schande, wenn ihm bei seiner Geburt stumpfe Sinne zu Theil worden sind; aber das schändet ihn, wenn er diesen Naturmangel nicht durch treue Sorgfalt zu verbessern sucht. So ehrt es noch Keinen, daß der Schöpfer ihn feiner besaitet, und offener für das Schöne gebildet hat; es ehrt ihn nur *das*, was er aus diesen Talenten mit freier Thätigkeit schafft; es ehrt ihn nur die Höhe, zu welcher er es vervollkommnet, und die Treue, mit welcher er es benutzt.

Was für eine Natur *uns* geworden sei, theure Brüder, — ein Geschenk der ewigen Liebe ist sie immer. Lasset uns die reich ausgestattete ehren; lasset uns die niedre hinaufstimmen und die gemeine adeln durch frommen Fleiß. *Christliches* Zartgefühl *ist* gerade *nur* die Feinheit und Würde des Sinnes, die wir uns aus Liebe zu Gott, aus Ehrfurcht gegen unsern Meister, aus Wohlwollen gegen die Brüder, aus Achtung für das Schöne überhaupt aneignen. Es ist *die* Fertigkeit in Allem, „was ehrbar und keusch und lieblich ist und *wohllautet*," deren wir uns befleißigen, *weil* wir fühlen, daß *dies* recht ist und das Gegentheil verächtlich; weil wir als Kinder Gottes uns betrachten und als Nachfolger Jesu; weil wir es anerkennen, daß die Menschheit eine große, in Eintracht und Liebe zusammenstimmende, Familie sein soll; weil eine Welt uns erwartet, deren zarte Freuden kein rohes Gemüth schmecken kann. Es ist endlich die göttliche Gesinnung und Gewohnheit, die an dem Mitbruder nichts mit so ehrfurchtsvoller Rücksicht glaubt behandeln zu dürfen, als — sein Gewissen; die den Gläubigen in seinem Glauben nicht verwirren, die dem Unschuldigen auch nicht das kleinste Aergerniß geben, die *keine* Seele verderben, vielmehr gern „seelig machen möchte, Alle," die sich ihr nahen.

Dieses Zartgefühl äußert *Jesus*, wo er auftritt, es sei redend, oder handelnd. Sehet in unser Evangelium, oder blicket wohin sonst in seiner Geschichte; wie er hier die Kinder zu sich kommen läßt und sie herzet, und dann wieder umherwandelt, und die zerstreuten Küchlein nach Mutterart sammeln will unter seinen Flügeln; wie er hier annimmt, was die Dankbarkeit einer gebesserten Sünderin ihm bereitet, und dort eine Gefallene gegen ihre Verdammer schützt; wie er hier seinen Jüngern aus Schonung, „was sie noch nicht tragen können," verhehlt, und dort in *einen* Blick auf Petrus alle Wehmuth über seine verschmäheten Warnungen legt.

Es ist klar, meine Brüder. Es giebt nicht nur noch ein *anderes* Zartgefühl, als das angeborne, ein Zartgefühl höherer Gattung, ein Zartgefühl, zu dem man sich erheben, darin man fortschreiten kann, wie in jeder Tugend, ein *christliches*. Man darf noch *weiter* gehen. Man darf sagen, das ganze Leben Jesu sei eine *Reihe* von Gemälden, aus welchen Zartgefühl, als *herrschender* Geist, uns entgegenhauche. Man darf behaupten, daß *die* Religion, die uns zur Würde der Kinder Gottes erhebt, die uns den Rang einer heiligen und unbefleckten Gemeine anweiset, die uns mit allen Menschen auf Erden durch das Band des gegenseitigen Liebens und Helfens verbrüdern will, recht eigentlich eine *Religion des Zartgefühls* zu heißen verdiene.

Wie aber *bildet* sich für ein solches Zartgefühl unser Herz?

Am besten ist es, wenn gleich die *erste Kindheit* dazu benutzt wird. Die Keime dieser köstlichen Pflanze sind dann vorhanden. Sie dürfen sich blos entfalten, ehe sie unter den Dornen der Begier erstickt, oder durch der Menschen und ihres Beispiels Rohheit zertreten werden. Nur Raum gebet der reinen, kindlichen Natur, o ihr, die ihr von Gott zu Schutzengeln der Unschuld erkoren seid, Pflegerinnen der Säuglinge, Erzieher der Jugend, Eltern und Lehrer allzumal! Nur nicht selbst ausstreuen möge eure Hand den Saamen der Unduldsamkeit, der Zanksucht, des Neides, des Hasses. Nähret dagegen und unterhaltet die Regungen der Liebe, der Theilnahme, des Mitleids, der Scham, wenn sie in der jungen Seel' erwachen. Wähnet ihr: angepredigt, oder angescholten und angezürnt und angestraft werde ein zarter Sinn dem Kinde? Das kann er nicht. Im Keime sterben wird er da. *Euer Beispiel* muß Alles thun. Behandelt eure Kleinen selbst mit Würd' und Feinheit. Nie fahret hart und ungestüm sie an. Seid gegen sie ganz Schonung, Zutrauen, Sorgfalt, Zärtlichkeit. Erweiset euch untereinander, vor ihren Augen, die ehrende, die güt'ge, zarte Rücksicht, durch welche der Sinn milde und das Leben schön wird. Es werde nie die edlere Sitte hintangesetzt. Es werde nie, auch über Fremdes, anders als im Geiste der Gerechtigkeit, der Mäßigung, des Wohlmeinens geurtheilt. Und verlasset euch darauf! Er wird gedeihen, herrlich wird er gedeihen. und euch schon früh durch liebliche Früchte überraschen, der Sinn, der Niemand wehe thun, nie seine Würd' entweihen kann.

Vor allen, *Mütter*! ist es euch gegeben, der Kinder Herz für Zartgefühl zu bilden. Euch ist's nicht schwer. Seid nur selbst *gute* Menschen, und wollet nie mehr, nie minder sein. *Liebet* nur immer, und lehret lieben. Hauchet nur, wo möglich im Wiegenliede schon, den Sinn für Wohltaut und die Lust am Recht in die noch unentweihten Seelen. Wendet dem unsichtbaren Kinderfreunde schon da ihr Herz zu. Sorgt, daß sie, lallend noch, von ihm schon hören, von ihm stammeln mögen, und daß die Sehnsucht nach seiner Liebe der Haupttrieb ihres schönen Lebens sei. Wahrlich, sie werden bald nicht anders *können*, als — *zart* empfinden.

Ist der Mensch, meine Brüder entwachsen eines *solchen* Mutter Schooß, noch überdies, vielleicht als *Kind* bereits, mit mancher Erdennoth bekannt geworden; haben Leiden, die er sahe, die er tragen half, die wenigstens sein Auge mitbeweinte, für die sein Seufzer auf zum Himmel stieg, oder, die er auch selbst schon zu bekämpfen hatte, sein Herz erweicht, und, weil er Schmerzen kennt, des Bruders Schmerz *auch* achten ihn gelehrt: so wird ihm *das* besonders vortheilhaft. Des Zartgefühles übungsreichste Schule ist — die Trübsal.

Wer jedoch über die *frühere* Lebenszeit hinwegkam, ohne für diesen Sinn gebildet zu werden; bei wem die Neigung, Denkart, Sitte sich schon gerichtet, schon entschieden hat: dem ist's dann *schwerer*, daß er zart empfinden lerne; — zumal, wenn ihn die Natur vielleicht aus gröberm Thone schuf, oder wenn er heranwuchs unter rohen Menschen, oder wenn sein Beruf allmählich ihn noch stumpfer, rauher machte. Seid aber darum nicht muthlos, Christen, auch wenn ihr euch in dieser Lage fändet. In eurer Würde liegt eure Hoffnung. Es ist ein nichtiges Vorurtheil, als gäb' es Zartgefühl in höhern Ständen nur. Auch in der Hütt' und unter schlechter Hülle schlug oft ein Herz, das würdiger empfand, als mancher niedre Große neben ihm. Fühlt euch als *Christen*; und ihr könnt Alles werden, dazu der Mensch berufen ist. Oeffnet dem heiligen Geiste eure Herzen. Sammelt euch oft vor dem Vater in frommer Inbrunst. Entfernt von euch, was *so* nicht wandeln mag. Suchet die Edleren auf. Lasset erweicht werden an ihrer Milde eure Härte. Lernet von Jesus, wie man zartfühlende Seelen behandeln müsse. Vollbringet dann, was liebenswerth euch dünkt, und unterdrücket, was zu Schlechtem reizt. Denn nur in dem Maaße gedeihen edlere Regungen., als wir die gröbere Sinnlichkeit fesseln, und nichts führt sicherer zu *ächtem* Zartgefühl, als Liebe Gottes, Ehrfurcht gegen Jesum, und Lust und Trieb zu seinem Wort.

Und, o! wie ist's des Fleißes doch so werth, dahin zu streben! In einem Hause, wo Gatte und Gattin, wo Eltern und Kinder, wo Herrschaft und Dienstboten, wo Jung und Alt mit zartem Sinne sich behandeln, wo Keinem Weh geschieht, wo Aller Wohlsein Allen wichtig ist, wo stets dem Wunsch ein Blick, der ihn bemerkt, entgegenkommt, wo Niemand unbescheiden fordert und ungetröstet klagt, wo Jeder getragen mit seinen Fehlern, und verstanden wird in jeder leisen Bebung seines Herzens, wo Liebe wohnt, und Tadel selbst und Strafe Liebe haucht: da, da! wer möchte *da* nicht seine Hütte bauen!

Trachtet dahin, meine Brüder! Ringet nach diesem geruhigen und stillen Leben in aller Gottseeligkeit und Ehrbarkeit. Es kann geführt werden mitten im Kriege. Es kann behauptet werden unter Drang und Sorg' und Entbehrung!

Fürchtet auch nicht, wo Zartgefühl sei, sei es ängstlich, zwangvoll, unheimlich. Da athme Niemand frei vor lauter Rücksicht, der Frohsinn lieb' ein ungebundnes Wesen. Meine Brüder! *Das* ist nicht Zartgefühl, was Andre peinigt und beschwert, was ihre Lebenslust verkümmert; was kräftige Natur willkührlich hemmt, und bei jedem ungewohnten Anblick oder Ton in eine vorgegebne Ohnmacht sinkt. Verwöhnung ist's, und Gaukelwesen, und Mißverstand, und eitel Zärtelei.

Wie das Kind erst das Gängelband gebraucht, um bald sicher aufzutreten: *so muß das Herz durch freiwillige Befangenheit zur ächten Unbefangenheit gelangen*. Es muß sich binden an des Lebens Regel, um nachher wahrhaft frei zu sein. Es muß den niedern Regungen Gewalt thun, um bald nur edle Triebe zu empfinden.

O lasset *dies* eure Ansicht und euer Bemühen werden, meine Geliebten! Zartgefühl wird euch dann nicht Bürde dünken. Es wird eure bessere Natur, es wird die Würze eurer Verbindungen, es wird euch Vorgenuß des Himmels sein. Amen.

Georg Leonhard Bernhard von Dresch

ward am 20. März 1786 in Forchheim geboren, studirte Jurisprudenz, Philosophie und Geschichte und habilitirte sich 1808 mit dem Professorscharacter als Privatdocent in Heidelberg. Im Jahre 1811 wurde er ordentlicher Professor der Geschichte und Würtembürgischer Bücher-Fiscal in Tübingen, 1823 Professor der Rechte zu Landshut und von hier 1826 in gleicher Eigenschaft nach München versetzt, wo er 1831 als Deputirter der Universität in der Kammer lebhaft für die Beschränkung der Preßfreiheit in Baiern wirkte. Er lebt fortwährend in München als K. Baierischer Hofrath, Oberbibliothekar, ordentlicher Professor der Geschichte und Ritter des Ordens der Würtembergischen Krone.

Seine Schriften sind:

- Ueber die Dauer der Volksverträge. Landshut, 1808.
- Systematische Entwickelung der Grundbegriffe des Privat-Staats- und Völkerrechts. Heidelberg, 1810—17.
- Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte. Weimar, 1814. 3. Th. N. A. 1824.
- Ueber die Ansprüche der Juden auf das Bürgerrecht. Tübingen, 1816.
- Napoleons Wiederkehr. O. O. 1815.
- Ueber die Hauptstaaten des europäischen Staatensystems. Tübingen, 1817.
- Ueber den methodischen Unterricht in der allgemeinen Geschichte. Weimar, 1818. N. A. 1824.
- Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 2. Cursus. Weimar, 1818 N. A. 1821—24.
- Oeffentliches Recht des deutschen Bundes. Tübingen, 1820—21. 2 Thle.
- Naturrecht. Tübingen, 1822.
- Baiersches Staatsrecht. Ulm, 1823.
- Schmidts Geschichte der Deutschen; fortgesetzt. B. 23—25. Ulm, 1824—26.
- Rede bei Eröffnung der Universität München. München, 1826.
- Kleine Schriften. Ulm, 1827.
- Abhandlungen aus verschiedenen Theilen des Rechtes. München, 1830.
- Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Ein bedeutender Rechtsgelehrter zeigt D. bei seinen historischen Schriften seine Stärke, besonders in dem politischen Scharfblick, den gründlichen Kenntnissen und dem lebendigen, würdevollen Vortrage, so wie in der methodischen Klarheit der Auffassung und Darstellung des von ihm behandelten Gegenstandes.

Johann Matthias Dreyer

ward 1716 in Hamburg geboren, lebte daselbst, mit dem Titel eines Fürstlich Holsteinischen Secretairs, größtentheils als Privatgelehrter und starb 1769 in dürftigen Umständen.

Von ihm erschien:

- Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch und Krambamboli. Hamburg 1763. — (Selten, da es seiner Obscönität wegen, bald nach dem Erscheinen öffentlich von Henkers Hand verbrannt wurde.)
- Vorzüglichste deutsche Gedichte. Altona, 1771.

Ein sehr witziger aber leichtfertiger Kopf, der sich in seinen poetischen Versuchen der Gottschedischen Schule anschloß und die Sprache mit Correctheit zu behandeln wußte. Anderen Werth haben seine Leistungen nicht, auch ist er berühmter durch seine treffenden Repliken und originellen Einfälle, welche sich in Hamburg traditionell erhalten haben. Mehreres dieser Art, theilt Jördens in seinen: „Denkwürdigkeiten, Characterzüge und Anecdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten. Leipzig, 1812. 3 Bde." mit.

Karl Friedrich Drollinger,

ward am 26. December 1688 zu Durlach geboren, studirte von 1704 bis 1710 die Rechte zu Basel, und ward im letzteren Jahr Dr. juris utriusque und Registrator des geheimen Archivs in seiner Vaterstadt. 1722 ernannte ihn der Margraf von Baden-Durlach zum Hofrath und 1726 zum geheimen Archivhalter. In Folge der Kriegsunruhen begleitete er seinen Fürsten nach Basel, führte mit großem Eifer dessen Angelegenheiten und starb daselbst, von überhäuften Arbeiten und Anstrengungen erschöpft, am 1. Juni 1742.

Eine Sammlung seiner Gedichte erschien erst nach seinem Tode unter dem Titel:

Herrn K. F. Drollinger's weiland Hochfürstl. Baden-Durlach'schen Hofraths und geh. Archivhalters Gedichte, sammt andern dazu gehörigen Stücken, wie auch einer Gedächtnißrede auf denselben ausgefertiget von J. J. Sprung u. s. w. Basel, 1743. Mit neuem Titel. Frankfurt a. M. 1745.

D's Gedichte zeichnen sich zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie noch so sehr in Banden lag, durch Reichthum und Tiefe der Gedanken, Kraft und Würde und eine seltene Correctheit aus.

Eduard Duller

ward 1809 in Wien geboren, und studirte in seiner Vaterstadt Philosophie und Jurisprudenz. Er entwickelte schon sehr früh äußerst glückliche Anlagen und verfaßte bereits in seinem achtzehnten Jahr ein Schauspiel, **Meister Pilgram**, das 1828 sich auf der Bühne außerordentlichen Beifalls zu erfreuen hatte. Um seine dichterischen Fähigkeiten noch mehr auszubilden, begab er sich 1829 nach München und kehrte dann auf kurze Zeit wieder nach Wien zurück. Im Jahre 1830 ging er von Neuem nach München und von dort nach Baden-Baden, wo er thätigen Antheil an dem von Spindler redigirten Journal, der **Zeitspiegel** nahm. Nachdem er später eine Zeitlang, mit literärischen Arbeiten beschäftigt, in Trier verweilt, zog er nach Frankfurt am Main, wo er sich gegenwärtig noch als Dr. phil. und Redacteur der von ihm gegründeten Zeitschrift, „**der Phönix**" befindet.

Er schrieb:

Meister Pilgram. Schauspiel. Wien, 1829.
Die Wittelsbacher. Balladen. München, 1831.
An Könige und Völker. Canzonen. Stuttgart, 1831.
Berthold Schwarz. Novelle. Stuttgart, 1832.
Der Antichrist. Novelle. Leipzig, 1833. 2 Thle.
Freund Hain. Stuttgart, 1833.
Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht. Frankfurt a. M. 1833.
Erzählungen und Phantasiestücke. Frankfurt, 1834. 2 Bde.
Die Feuertaufe. Erzählung. Frankfurt, 1834. 2 Bde.
Phantasiegemälde. Frankfurt, 1835. 1836. 2 Bde.
Geschichten und Mährchen für Jung und Alt. Frankfurt, 1835. 2 Bde.
Der Rache Schwanenlied. Schauspiel. Stuttgart, 1835.
Kronen und Ketten. Roman. Frankfurt, 1835. 3 Bde.
Erzählungen, Gedichte u. s w. in verschiedenen Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Außerdem gab er heraus:

Erholungsstunden. Frankfurt, 1834. 12 Hefte.
Der Phönix. Zeitschrift. Frankfurt, 1835 — 1836.

Unter den jüngern deutschen Dichtern ist D. unzweifelhaft einer der reichsten und talentvollsten. Im Besitz einer glühenden, stets rastlos wirkenden und schaffenden Phantasie, voll Innigkeit und Feuereifer für das Gute und Schöne, beurkundet er in jeder neuen Leistung, welch hohes Ziel er sich gesteckt und wie unablässig und ernst er demselben zustrebe, aber es fehlt ihm noch jene Ruhe und Besonnenheit, welche allein das Leben giebt, und die der Kampf mit schweren Verhältnissen, bisher in ihm auszubilden verhinderte. Als dramatischer Dichter erscheint er am Glücklichsten; sein Franz von Sickingen enthält viele wahrhaft schöne Scenen, und ein reges, der Natur entlehntes Leben. In seinen lyrischen Productionen, so künstlerisch dieselben auch meistens gehalten sind, läßt er sich zu sehr von dem Strome seiner Gedanken und Anschauungen fortreißen, und behauptet nicht jene Klarheit und Rundung, die zur Vollbringung eines Kunstwerkes unerläßlich sind, auch schlägt er zuweilen, im Drange Gewaltiges zu schaffen, die Sprache in zu schwere Fesseln. Als gewandter erfindungsreicher Erzähler bewährt er sich mit jedem neuen Werke immer mehr und mehr und hat besonders in einigen kleineren Leistungen sehr glückliche Anlagen für das echt Komische beurkundet. Hätte der talentvolle D. eine sorgenfreie, reiche Jugend verlebt, oder gewährte ihm ein gütiges Geschick jene segensvolle, fessellose Muße, in der allein ein Dichter vollkommen gedeihen kann, so würde er gewiß Großes schaffen, und sich mit der Zeit den gefeiertesten Namen in der Geschichte deutscher Literatur beigesellen können.

Der Auferstehungsmann.*)

Novelle.

Der Doktor Goodfriday war eben von einer kleinen Landreise wieder nach London zurückgekehrt. Um seine junge Frau noch am späten Abend, da er nicht mehr erwartet wurde, zu überraschen, hatte er dem alten James befohlen, mit dem Wagen bei einem Universitätsfreunde vorzufahren, dessen Haus er wie sein eignes betrachten durfte. Der Freund war nicht daheim; nichts destoweniger wurde des Doktors Wagen in der Remise beherbergt. Goodfriday wünschte seinem James gute Nacht, drückte den Hut tief in die Stirne, knöpfte den langen weißen Ueberrock bis an den Hals zusammen, zog den Kragen herauf bis zur Nase, steckte die Hände in die Seitentaschen des Ueberrocks und wanderte nunmehr, unfern der Katharinens-Docks, seiner noch etwas weit davon entleg'nen Wohnung zu.

Er befand sich seit noch nicht allzulanger Zeit in London — er hatte die erste Zeit seiner ärztlichen Praxis in Oxford, wo er geboren war und studirte, zugebracht; — das dumpfe Labyrinth der Weltstadt war ihm daher noch nicht ganz geläufig. Am Ausgang einer engen Gasse, die von mehrern andern durchschnitten war, blickte er überlegend um sich, in Zweifel, welchen Weg er einschlagen wollte. Ein schmutziger Kerl, knirpsig, in einer Matrosenjacke, mit breitkrempigem Hut, ein Seemann unstreitig, stand plötzlich vor dem Doktor, so unversehen, als wäre er eben aus der Erde emporgewachsen, wie der Teufel, vor dem uns Gott behüte.

„Herr! habe ich Euren Willen errathen?" fragte der Zudringliche, an der langen Gestalt des Doktors mit heimlichem, selbstzufried'nem Lächeln emporblinzend. Der Doktor war etwas verblüfft über den jämmerlichen Kerl, dessen krumme Beine den kurzen, dicken, schweren Rumpf kaum tragen zu wollen schienen. „Ich weiß nicht," . . . . . stotterte er, nicht sowohl verlegen, als vielmehr zerstreut, fast bewußtlos, ohne Zweck und Absicht. „God dam!" versetzte der Matrose, „Ihr sollt sehen, daß ich so viel Billigkeit im Leibe habe, als irgend ein Fashionable. Bei'm lustigen Teufel und jener anmuthigen Lady, seiner Großmutter! Sir! ich will Euch, weil Ihr der ehrenwertheste Herr seid, der sich je mit ehrlichen armen Leuten in ein Geschäft einließ, so christliche Waare zubringen, als je in Altengland geliefert wurde. Und ich will augenblicklich an einem der beiden Münsterthürme aufgeknüpft werden, wenn ich, was den Preis betrifft, einen schäbigen Juden mache." „Was willst du von mir? was soll ich!" fragte Sir Goodfriday, der während der Rede des Matrosen unschlüssig, wie in Träumen, weiter gewandert war. Herr!" erwiederte der Matrose, „ich bin ehrlicher als irgend einer meiner Kameraden, die je auf einem Hammok schliefen. Euer Gesicht ist mir wohl bekannt; ich sah Euch damit seit Kurzem oft in die edle medicinisch-chirurgische Gesellschaft spazieren, und habe es auch, als ein ächter bischöflicher Christ, der mit freien Augen eine halbe Meile weit sieht, nicht vergessen, wie Ihr mich öfter bemerktet. Es ist Niemand hier in der Nähe, Sir! und wir können ungestört sprechen. Im Voraus müßt Ihr mir geloben, daß Ihr mich nicht verlassen werdet, wenn ich vielleicht dereinst an allerlei Krankheiten in Greenwich danieder liegen sollte." „Kerl," rief der Doktor, „ich glaube, du bist dem Pallast von Bedlam entsprungen." — „Mit Nichten!" erwiederte der Matrose demüthig; „ich habe, Gott sei Dank! noch etwas Hirn in meinem Kopf; freilich, wer weiß, welcher Schurke meinen armen Schädel mit seinem geringfügigen Inhalt schon bei meinen Lebzeiten verkauft hat. Nun! das geht eben von Einem zum Andern. Herr! unser eins verkauft sich wechselseitig bei lebendigem Leibe für den Fall des Absterbens; ich Tomas Polecat bin vor manchem Toms, James, John, Nick und so weiter nicht sicher. Aber zur Sache, Herr! Es wird bereits spät; wir wollen zum Ziele eilen, sonst versäume ich die Stunde, um die sich Fashionables unsrer wackeren Zunft, die Resurrections-Men, zu versammeln pflegen."

---

*) Aus: Erzählungen und Phantasiestücke. Von **Eduard Duller**. 1. Bd. Frankfurt am Main, 1834.

— Dem guten Doktor Goodfriday ging plötzlich ein Licht auf, als er das Wort: Resurrections-Men hörte. Das Benehmen des heimtückischen, zudringlichen Kerls wurde ihm begreiflich. Er beschloß, ihm zu folgen, und in die Höhlen des Verbrechens einen forschenden Blick zu werfen, da ihm der Zufall hiezu so günstig die Hand bot. Er fühlte nur noch in seine Seitentasche, worin seine Reisepistolen steckten, und stellte sich an, als ob er mit Toms Polecat längst Abrede getroffen und alles in's Reine gebracht hätte.

„Ehrlicher Toms Polecat!" sprach der Doktor, während er an der Seite des Resurrections-Man weiter ging, „ich bewund're Eure ausnehmende Betriebsamkeit und Euren löblichen Eifer zum Besten der leidenden Menschheit. Denn indem Ihr es nicht scheuet, den guten Todten die Erde sehr leicht zu machen und dem jüngsten Tag im vorhinein etwas in's Handwerk zu pfuschen, straf' mich Gott! so unterstützt Ihr die Wissenschaft eben so gut, als irgend ein Protektor der medicinischen oder medicinisch-chirurgischen, oder frenologischen Gesellschaft; und es ist gewiß nicht Eure Schuld, wenn in England die Osteologie noch nicht ganz klar entwickelt ist, wenn die Myologie von unsern jungen Aerzten zuweilen mit der Mythologie verwechselt wird, wenn das Polynesien der Splanchnologie noch manche unentdeckte Länder enthält, und die Neurologie noch auf eine Nervosität der Forschung wartet." „Herr!" versetzte Toms, „ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, die ganze medicinische Gesellschaft zu verkaufen, zu gerben, in Alkohol zu setzen oder mit Firniß zu überziehen, wenn ich der chirurgischen Gesellschaft dadurch einen Gefallen erweisen könnte; oder die letztere selbst abzuliefern, wenn ich der frenologischen damit meine Ergebenheit und Dienstbeflissenheit bezeigen dürfte. Unter andern, Sir! weil wir gerade so im besten Vertrauen uns besprechen und unterhalten, so sagt mir gefälligst, was Ihr mir für den Jungen bezahlt, den ich mit Lebensgefahr übernommen habe. Ich sag' es deshalb, damit ich weiß, wie wir künftig unsern Handel einrichten; denn ich habe heute zum ersten Mal die Ehre, Ew. Lordschaft zu grüßen. Ich will übrigens zu allen Zeiten billig sein, Herr! und Ihr sollt sehen, daß ich immer frische Waare liefere, gesunde Bursche, bei denen Einem das Herz im Leibe vor Vergnügen hüpft."

Dem Doktor bebte das Herz im Leibe vor Grauen ob des ungeheuren Frevels, der sein Gewerbe über die riesige gleißende Weltstadt verbreitete, in der nicht einmal der Todten heilige Ruhestätte vor Entweihung und Raub sicher sind, in der tausend und aber tausend Mutterherzen zittern müssen, wo Mord und Gewalt in jedem Winkel lauern, wo aus den düstern Häusern, wie aus Gefängnissen, die Freude und Unschuld entfliehen. Obgleich der Doktor vor diesem Bilde, das in seiner Seele plötzlich aufdämmerte, zurückschauderte, so hatte er dem Teufel bereits den Finger gereicht und mußte daher zusehen, wohin dieser ihn an der ganzen Hand fortschleppen würde. Er tröstete sich zugleich mit dem Gedanken, nach Besichtigung der gräulichen Schlupfwinkel des Verbrechens in den Armen seiner Familie ein heiteres Bild der Tugend, Unschuld und des stillen Glückes zu finden, und entschloß sich daher, um seine Neugier zu stillen und seine Gemahlin mit der schaurigen, mährchenhaft klingenden Beschreibung derselben unterhalten zu können, dem Resurrections-Man weiter zu folgen und den Handel einzugehen. Bei der in England herrschenden Schwierigkeit, Leichname zu erhalten, konnte es übrigens ihm, der sich seiner Kunst leidenschaftlich hingab, nicht gleichgültig sein, seine anatomischen Kenntnisse wieder einmal durch eine Zergliederung zu schärfen.

„Was meinst du zu fünf Pfunden?" fragte der Doktor, um mit dem Leichenverkäufer Handel eins zu werden. „Sir!" antwortete Polecat, indem er stehen blieb, die Hände auf den Rücken legte, eines seiner krummen Beine über das andere kreuzte, und an dem Doktor hinaufsah: „Sir!" sprach er mit einem rauhen Tone: „Sehe ich etwa aus wie ein stinkender Kabeljau, wie ein ausgehäuteter Seehund, wie ein ungetheerter, leerer Schiffsraum, aus dem man eben die nasse Contrebande abgehoben? Sehe ich so aus, daß Ihr mir fünf Pfunde bietet? Fünf Pfund?! Ich will auf der Stelle an einem Galgenstrick ersticken,, wenn der Junge, den ich Euch bringe, nicht viermal so viel werth ist. Herr! der Bursche wiegt seine vollen 20 Pfund Sterling, wie keiner in Altengland; ein ganz kerngesunder Bursche, zart wie ein Küchlein, noch weiß und roth, wie aus einem Ei geschält."

„Kerl!" rief der Doktor Goodfriday, eine grauenhafte Ahnung unterdrückend; „male deine Waare mit nicht allzu lebhaften Farben; ich wäre sonst versucht, dich für etwas mehr zu halten, als für einen bloßen Auferstehungsmann. Wie kommt es, daß die Leiche kein Gebrechen hat? An welcher Krankheit verschied der Aermste, von dem du sprichst?"

Toms sah, daß der Doktor Goodfriday nicht Spaß verstand, lockerte sich mit dem Finger die Halsbinde, hustete verlegen und sprach: „Ew. Lordschaft müssen wohl verstehen, daß ich, der zeitlebens auf Mastbäumen auf- und abgeklettert, zum Todtenbeschauer verdorben bin. Was weiß ich, wie meine Leute sterben! Gott habe sie alle selig und mich nicht weniger. Lieber Sir! es kann nicht ein Mensch wie der andere sterben. Das interessirt uns auch nicht. Ich versichere, um fünfzehn Pfund ist er nicht zu theuer bezahlt."

„Kerl!" donnerte der Doktor, den Matrosen an der Brust packend, „ich will wissen, von welchem Kirchhof du das Muttersöhnchen gestohlen hast." Toms Polecat bemühte sich, von der nervigen Faust des Doktors loszukommen. „Verfluchtes Seekalb!" rief der Doktor unwirsch, zog eine Pistole aus der Tasche und setzte sie dem Kerl auf die Brust. „Gestehe!" rief er, „du Dieb, der dem Strick nicht entgehen wird." „Herr!" stöhnte Polecat, „um sechs Pfund sollt Ihr die Leiche haben. Seit Eva zum ersten Mal schwanger wurde, kam kein Dissektor zu einem wohlfeilern Kauf. Ihr seid ein ausgelernter Händler. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich in dieser Sache nicht wenigstens fünf Pfund baaren Verlust habe."

Der Doktor lächelte unwillkührlich über die komische Geistesgegenwart des abgefeimtem Spitzbuben und steckte die Pistolen wieder in die Tasche. „Sind wir noch nicht bald an Ort und Stelle?" fragte er, nachdem er schweigend eine geraume Weile neben seinem Begleiter durch allerlei verruchte Kreuz- und Querstraßen weiter gewandelt war. „Redet nicht so laut, edler Herr!" flüsterte ihm Toms zu; „ich sehe dort um die Ecke Schatten, welche dem des Sheriff und der Herrn Policeofficiers sehr ähnlich scheinen. Habt nur noch ein wenig Geduld. — Nur noch zehn Schritte! So! hier ist mein Haus." — „Wie?" sprach der Doktor, erstaunt, ein alterthümliches, jedoch von außen ganz anständig dekorirtes Haus vor sich zu sehen, dessen Fensterläden geschlossen waren: — „ich hatte mich auf eine schmutzige Kneipe gefaßt gemacht." Sein Vertrauen wuchs wieder. „Sir!" versetzte ihm Polecat mit einer Art von Stolz; „ich hoffe nicht, daß Ihr uns für lumpiges Gesindel haltet. Ihr sollt einen Salon finden, wie nirgends im Westende, und eine Gesellschaft von Fashionables, die ihres Gleichen sucht. Doch besinnt Euch nicht länger und tretet ein, damit wir nicht die Aufmerksamkeit jener edlen Herrn erregen, die uns schon seit einer Viertelstunde, wie Bediente, auf der Ferse folgen. Nehmt an der Dunkelheit kein Aegerniß; reicht mir die Hand! Bald spricht Toms Polecat: es werde Licht! und es wird Licht werden." Dem Doktor schlug das Herz höher, als er neben dem großen Thor durch eine kleine, niedere Pforte in den dunkeln Hofraum trat. „Geh voran, Toms!" sprach er leise und faßte die Pistolen im Sacke fest an. Toms schloß vorsichtig die Pforte zu und geleitete hierauf den Doktor über eine Treppe in ein hellerleuchtetes Vorzimmer, in welchem er ihn einlud, Hut und Ueberrock abzulegen, und sich dann entfernte.

Der Doktor Goodfriday befand sich bereits eine Viertelstunde in einem sehr geschmackvoll dekorirten Salon und konnte vor Befremden, Zweifel und Ueberraschung noch immer nicht recht zu sich kommen. Das ganze Abentheuer hatte bis jetzt so einen entgegengesetzten Eindruck auf ihn gemacht, daß die plötzliche Versetzung in die Formen des anständigsten Weltlebens ihn unheimlich, mährchenhaft anregte. Dieser geheimnißvolle Eingang, die in der Nähe schleichenden Schergen, die engverschlossenen Fensterläden des alterthümlichen und, wie es anfänglich schien, verlassenen Pallastes, der Aufgang über eine prächtige, aber unerleuchtete Treppe und nun die zahlreichen Spiegel an den Wänden der Gemächer, der blendende Kerzenschimmer, die Uniform der Männer, die rauschenden Seidenkleider der Damen, — Alles zusammen versetzte den Doktor in eine Stimmung, von deren eigentlichem Grundton er sich nicht Rechenschaft abzulegen vermochte. Polecat riß ihn aus seinem starren Hinbrüten. Polecat? ja! er war's; und doch traute der Doktor kaum seinen Augen, als er das widerwärtige, von Pockennarben verunstaltete, von einem mächtigen Backenbart umkränzte Gesicht seines nächtlichen Begleiters zwischen zwei blendend weißen Halskrägen eine bedeutend hohe Cravate überragen sah, als er die mißgestaltige Figur mit den krummen Beinen in einem braunen Frack, scharz-sammtnem Gilet, kurzen Seidenhosen und grau modernen Seidenstrümpfen, zierlich wie die Figur eines vollständigen Elegants, eines lebendigen Modejournals, plötzlich gewahr wurde. „Ihr seid heute unser Gast!" flüsterte ihm Polecat zu; „nennet mich Baronet. Wie findet Ihr unsern Salon?" — „Kerl!" erwiederte der Doktor, unwillkürlich halblaut ausrufend, noch immer von Erstaunen gefesselt, „träum' ich denn, oder ist das Alles Wirklichkeit? Spielt mir nur meine aufgeregte Phantasie solche Narrenspossen, oder schleicht sich in der That einer der gemeinsten Kirchhofdiebe in einen der besten Zirkel des Westendes?"

„Ihr träumt sehr lebhaft,“ sprach Polecat etwas mißmuthig, aber doch mit einer Art von feinem Ton. „Befehlt Ihr, daß man Euch Eis bringe? Ist Euch ein Spiel gefällig?“ — „Wer sind denn diese schönen und anmuthigen Damen!“ fragte der Doktor etwas zerstreut. Der unbekannte Baronet gab ihm mit schnell geläufiger Zunge folgenden Bescheid: „Sir! es sind Damen aus den besuchtesten Häusern. Hier hat Niemand Zutritt, der sich nicht ganz direkt ausweisen kann. Allen Freuden, mögen sie nun heißen wie immer, ist hier der gastfreundliche Tempel aufgethan. Sucht Ihr Euern Himmel in Roßbeaf? gut! der schäumende Porter möge das stille Meer zu diesen Inseln bilden. Habt Ihr ein Gelüst nach ausgesuchten Leckerbissen? wir verwechseln nur ein Paar Buchstaben, und der feinste Porto wird im Glase perlen. Wollt Ihr mit dem Glück anbinden? nebenan hält der verschwiegene König Pharao einsamen Hof, wirbelt die vielbesuchte Roulette, zeigt sich rouge et noire im ungleichen Wechsel. Straf mich Gott! Sir, habt Ihr noch nicht genug? Bei meinem Wappen! Sir, Ihr seid ein Nimmersatt! Aber in's Geiersnamen! und wäre Euer Verlangen so bodenlos, daß kein Senkblei es erreicht, wir wollten es mit Gewährung füllen. Hier gibt es Kammern und Kämmerchen, von reizendem Halbdunkel magisch eingehüllt. Herr! ich wette eine Krone gegen eine Schiffsmütze, daß von diesen Damen wenigstens alle nicht unempfindlich sind. Sir! ich bin in der Türkei gewesen und habe das Modell des mohamedanischen Paradieses mitgebracht. Kommt, edler Sir! lasset uns in eine Nebenstube gehn und an einen Tisch sitzen. Wir finden dort wohl anmuthige Gesellschaft.“

Dem Doktor schwindelten die Sinne; er hatte sich wohl seit den wenigen Jahren seiner Praxis schon in den verschiedensten Kreisen bewegt; so eine außergewöhnliche Gesellschaft aber, in deren Mitte er wie durch Zauberschlag versetzt worden war, lähmte die Schnellkraft seines Bewußtseyns. Es war ihm, als wandle er viele Klafter tief im geheimen Schooße der Erde, in den wunderbaren Schachten und prangenden, blinkenden Sälen, wo Gnomen und Salamandrinen das Gewand der gewöhnlichen Welt anziehen und durch tausenderlei Reize, tausenderlei Metamorphosen das Auge des Zauberers selber blenden, der nun mit einem Male, im Kleid seiner nüchternen Herrschergewalt, unter sie tritt.

„Möge ich wo immer sein,“ sprach er endlich in fröhlicher Wallung, indem er dem mißgestalteten Baronet die Hand reichte — „ich will diese Gelegenheit nicht unbenützt entrinnen lassen, die tolle Fastnacht, die hier, wie es scheint, Jedem feilgeboten wird, so wohlfeil zu kaufen, als es angeht. Zudem bin ich schon jetzt berauscht, trunken von meiner Neugierde und Fantasie, in Träume gewiegt von tausend Spiegelbildern der Trunkenheit, vom Reiz der Ueppigkeit und der Lust.“

„Wir wollen auch vor der Hand nichts denken als Porto,“ sprach Baronet Polecat, indem er den Doktor an ein Tischchen zog, an welchem bald nachher zwei Damen die noch übrigen zwei Plätze einnahmen. „Seht Euch um, Sir! Heimliches Geflüster, süßestes Liebesvertrauen herrscht rings in diesem traulichen Arkadien. John, mehr Wein herbei! — Auf Euer Wohl, meine Damen!“

Polecat hob das Glas, der Doktor desgleichen, die Damen thaten Bescheid. „Wer sind diese zwei Herrn dort an dem Seitentischchen?“ fragte der Doktor leise seinen Nachbar. „Es sind junge Aerzte, Sir!“ versetzte Polecat; „ich will mich auf der Stelle über Bord werfen lassen, wenn Ihr dieselben nicht kennet.“ Die zwei Aerzte, welche sich erhoben, und nun Hand in Hand im Zimmer auf und ab spazierten, augenscheinlich von Orgien übermannt, kamen gerade in die Nähe des Tischchens, woran Goodfriday und Polecat nebst den Damen saßen. „Was machen die Geschäfte?“ redeten sie Polecat an, welcher ihnen, ohne viele Complimente, etwas sauertöpfisch antwortete: „Wie immer zu dieser albernen Jahreszeit, wenn es noch nicht recht Winter werden will! Wäre es doch schon November, daß wir ärnten könnten, was unser ehrenwerther Freund, der Spleen, vermittelst Stricken oder Halsbinden an verdrießlichen Gentlemen zusammenmäht!“

Polecat's unwillkürlich in Ernst übergehende Rede war für Goodfriday wie ein scharfer Zugwind, der den Trunkenen plötzlich im Freien anweht. „Was ist das für ein trübseliges Gesicht, Sir?!“ fragte Polecat, als er bemerkte, daß der Doktor mit ernster Miene aufstand. Eine der Damen ging an einen unfern stehenden Flügel und spielte in leisem, wollüstigem Piano eine italienische Melodie. „Laßt mich los, ihr heillosen Lockungen!“ fluchte der Doktor, an den Tisch gelehnt. Ein freundliches Mädchenantlitz blickte ihm jedoch im selben Augenblicke über die Schulter. „Polecat!“ fuhr der Doktor in seinem Zorn fort, „bringt mich aus diesem Tollhaus der Gaukelei und Lust!“ — „Dachte ich doch,“ versetzte Polecat verdrießlich, „Euch einen angenehmen Abend zu verschaffen und den Anfang unserer Geschäfte fröhlich zu begehen. Wie Ihr es hier findet, könnet Ihr sehen, daß wir auf guten Ton halten. Der Teufel soll mich alsogleich auf ein papiernes Boot kommandiren, zu spinneweb'nen Segeln, wenn ich nicht die Absicht hatte, Euch einen vergnügten Abend zu bereiten. „Schönen Dank!“ murrte der Doktor; „die ganze Art sagt mir eben so wenig zu, als es mir ziemt, dieselbe mitzumachen.“ „Nun!“ meinte Polecat, „es sitzen hier lauter ehrliche Leute, lauter bischöfliche Christen, alte Seeleute, außerdem von den Landratten kaum zehn oder zwölf, ein paar Todtengräber, d. h. nichtgraduirte, und dann auch mehrere junge Aerzte, überhaupt was eben zur Zukunft gehört. Um Euch die Herren namhaft zu machen, führe ich Euch zuerst den Dissektor Cut dort an; — ferner . . . .“ „Wie!“ unterbrach Goodfriday den Redseligen, — „der Dissektor Cut! — Cut! ja, ich habe ihn wohl kennen gelernt, diesen Cut! Wer ist die Dame, mit der er sich so angelegentlich unterhält, daß ich beider Gesichtszüge gar nicht gewahr werden kann?“ Polecat versetzte: „Er brachte sie heute zum ersten Mal, — vor einer Viertelstunde, wie ich hörte, in unsern Zirkel. Ich will Euch später den Zusammenhang mittheilen. Sir! der Dissektor Cut hat den Teufel im Leibe; denn er strotzt von Finten und Kniffen, um, wollüstig und geizig, wie er ist, Weiber von hitzigem Temperament und bloden Augen, ich meine, — blödem Verstand, zu kirren. Doch, wie gesagt, davon später bei einer Flasche Wein! Nun, Gott schenke ihm das ewige Leben!“

Der Gedanke, daß sich der Dissektor, sein unversöhnlicher Feind, in diesen Mauern befinde, warf einen gefährlichen Funken in des Doktors Goodfriday Brust. „Wie wär's,“ dachte er, „wenn dieser Polecat . . . . Ich zweifle nicht, daß sich Polecat kein Gewissen daraus machen würde, mehr als einen bloßen Auferstehungsmann abzugeben, wenn es dem schmutzigen Hund bezahlt wird . . . Pfui! welche gräßliche Gedanken! — Erstickt im Keim, verdorrt an den Wurzeln, ihr furchtbaren Träume! Bin ich ein Christ, und darf mich von solchen Träumen überraschen lassen? Hab' ich nicht Weib und Kind?! Der Satan hat mich heute bei meiner Neugierde und Unerfahrenheit in diesem Babel festgepackt.“ "Sir, Ihr seid ein finst'rer Gast!“ unterbrach Polecat den Gedankenlauf des Doktors. Es ward lebhafter in dem kleinen Zimmer; eine rothwangige Sirene schmiegte sich im Gewühl dicht an Goodfriday, mehrere andere geschminkte Damen in schwarzseidenen Kleidern warfen ihm bedeutsame Blicke zu. Das Galgengesicht eines Croupiers drängte sich durch die Menge. „Sir!“ flüsterte Polecat dem Doktor zu, „setzt Euch durch Eure finstere Miene doch nicht den Blicken der schönen Welt aus. Beliebt es Euch aber vielleicht, unsern Handel früher abzumachen und meine Waare zu besehen! auch gut! Nach geschehener Arbeit ist süß ruh'n. Ihr seid, wie ich schon bemerkt habe, in Geschäftssachen sehr accurat, und wir wollen daher gehn, um meine wackern Bursche zu beschauen.“ Dem Doktor, einem Neuling in diesen Gefilden menschlicher Ruchlosigkeit, schauderte die Haut bei dem Gedanken an die frevelhaft entwendeten Leichen, durch deren Verkauf die saubere Gesellschaft in den Stand gesetzt war, sich lustig zu machen. Er wünschte sich im Stillen Glück, daß ihm der Himmel ein treues Weib beschieden, welches ihn morgen frühe durch holde Zärtlichkeit für die Grausale entschädigen würde, die er heute mitbesah. Polecat zog ihn aus dem Gedränge. „Auf baldiges Wiedersehen, meine schönen Damen!“ rief er den Sirenen zu; dem Doktor flüsterte er, während sie sich entfernten, in's Ohr: „Nicht wahr, unsre schöne Welt steht der hoffähigen im Westende in keinem Stücke nach?“

„In des Himmels Namen, Sir Cut!“ flehete die Dame zum Dissektor; „habt Erbarmen, mißhandelt mich nicht länger mit diesen schrecklichen Worten und Zumuthungen; reißet mich aus dieser grausamen Ungewißheit! Wo ist mein Mann?“ Der Dissektor lachte höhnisch, zuckte die Achseln und sprach: „Stolze, schöne Mylady! Ihr trauet mir so viel Verstand zu, als dem Lord Gott Vater. Bin ich allwissend? Weiß ich, in welcher schmutzigen Kneipe sich Euer Herr Gemahl jetzt befindet! Er liebte von jeher, schon in Oxford, wo wir zusammen studirten, das Gemeine.“ „Um Gotteswillen!“ rief die Dame entsetzt halblaut, ich bin gräßlich betrogen. Ihr wisset nicht, wo mein Gemahl ist, und sagtet mir vor einer halben Stunde: Ihr wolltet mich zu ihm bringen, um ihn zu überraschen; Ihr seid versöhnt, aller Groll und Haß sei zwischen meinem Gatten und Euch vernichtet und vergessen, sagtet Ihr, und sprechet nun in Ausdrücken von meinem Gemahl, die ich nicht gehört haben mag.“ „Reimet Euch die Historie zusammen, wie es Euch beliebt,“ erwiederte der Dissektor kaltblütig; „wir führen die Komödie Shakespeare's auf: Was Ihr wollt.“ — „Herr! Ihr seid fürchterlich!“ sprach die Dame; „Ihr lockt mich vor kurzem mit teuflischer List vom Hause fort, und bringt mich in eine wildfremde, unheimliche Gesellschaft, in

der Ihr mir Hohn sprechet. Wenn Ihr einen Funken von Menschlichkeit im Herzen habt, so beschicket Ihr den Kutscher, daß er mich wieder heimfahre, daß ich mich an der unschuldigen Liebe meines Sohnes von den Mißhandlungen erhole, die mir Eure Zudringlichkeit und Euer gräßlicher Hohn zufügten." „Ihr versetzt Euch in unnöthige Sorge, meine Schönste!" erwiederte der Dissektor; „Euer Sohn befindet sich hier in Eurer Nähe, ich habe für Alles gesorgt." „Wo ist er, wo?" stöhnte die bekümmerte, entsetzte Mutter, nichts Gutes ahnend. „Folget mir in jenes Gemach," entgegnete Cut, „dort habe ich ihn hinbringen lassen, um Euch durch seinen Anblick zu erfreuen." Die Dame drängte sich durch die Gesellschaft in das bezeichnete Gemach, dasselbe, durch welches Goodfriday und Polecat geschritten waren, als sie sich in die Keller begaben, wohinaus eine kleine Seitenthüre führte. Mit triumphirendem wollüstigem Lächeln schritt ihr der Dissektor in das von magischem Helldunkel erleuchtete Zimmer nach.

Der Doktor hatte in gerechter Befugniß, unbemerkt von Allen, ein Tischmesser heimlich zu sich gesteckt, und war dann mit Toms Polecat, der offenbar einen der Aktionäre und Tonangeber jener saubern Gesellschaft vorstellte, eine schmale dunkle Wendelstiege hinabgestiegen, an Polecat's Hand forttappend. Wohl regte sich in des Doktors Brust immer mehr und mehr das Grauen, je tiefer sie stiegen; aber es drängte ihn zugleich gewaltsam, alle Schlupfwinkel und Waarenlager der Leichendiebe kennen zu lernen. Endlich gelangten die Beiden in eine Art von Kellerhalle, in welcher eine Lampe düfstiges Licht verbreitete. Einige Kienspäne lagen am Boden. Ein Paar Thüren des Gewölbes führten zu sehr kalten, trock'nen Kammern. „Sind wir am Ziel?" fragte der Doktor, leise aufathmend. „Wir sind's," erwiederte Polecat; „das sind unsere Magazine." Er schloß dem Doktor die Thüren auf und leuchtete mit einem angezündeten Span in die Kammern, der Reihe nach. „Seht Ihr, Sir!" erläuterte Polecat, der, hier in seiner eigentlichen Sphäre wieder in seinen plumpen Matrosenton verfiel, „es sind lauter honette Kerls, die hier aufgespeichert liegen. Nummer eins: ein delikater Gentleman, robust wie von Fichtenholz, ein ausgetheerter Rostbeaf-Esser; nebenan sein Freund Pudding, etwas schwammig, doch noch immer ein edles Wild für einen Sektionstisch, ganz gesund bis auf einige schwarze Flecken am Halse; Nummer drei: ein magerer Vikar. God dam! die Welt ist so verderbt, daß die Diener der Kirche eigentlich als lebendige Skelette herumwandeln. Es ist ein gutes Werk, so einen ausgehungerten Vikar abzuthun." „Kerl!" schrie der Doktor, und faßte Polecat an der Gurgel, „dein Frevel selber verräth dich! Ungeheurer Gräuel! nicht genug, daß Ihr die heiligen Ruhestätten des Friedens erbrecht und daraus die Perlen der Erde stehlt; nein, es ist gräßlich! die Habsucht mordet! Gestehe oder ich erwürge dich!" „Sachte!" erwiederte Polecat, und zog listig aus seinem modischen Frack eine feste Schlinge hervor. Im selben Augenblick saß ihm des Doktors Messer hart an der Kehle. Polecat schüttelte sich wie im Fieber und sprach dann kaltblütig: „Der Vikar ist für die Frenologen bestimmt; ich glaube, sie werden ihn brauchen können. Ew. Lordschaft sind mit Permiß entweder der Teufel selbst oder klüger, als ich. Daß Ew. Lordschaft aber als Arzt nicht wissen sollten, wie wir arme gedrängten Ehrenmänner es mit den Leichen halten, nimmt mich wunder. Sir! es geschieht in allen Ehren und Unschuld, wenn wir sie abmucksen. Thut doch das Messer von meiner Kehle weg! — Es verursacht ihnen keinen Schmerz, höchstens ein wenig Kizzeln, sie sterben gemeiniglich an einem gelinden Ersticken; denn was das Seitenstechen oder dergleichen betrifft, das läßt sich im Allgemeinen nicht verheimlichen. Sir! wir armen Leute müssen doch auch leben; und Ihr vor Allen, als Arzt, solltet eben so viel Einsehen und Nachsicht bei dieser Angelegenheit haben, straf' mich Gott! als mehrere Eurer Collegen. Ihr habt gewiß nicht in London promovirt. Gott erhalte Euch ein langes Leben, Sir! da ich nun einmal in Eurer Gewalt stehe. — Sir! ich höre, Ihr seid ein honetterer Mann, als der Dissektor Cut. — Sir! es ist nicht nothwendig, daß Ihr mir mit diesem Messer ein Leid anthut!" Der Doktor hielt Polecat noch immer bei der Gurgel; er wollte die Gelegenheit, manchen Aufschluß zu erhalten, nicht ungenützt vorüberstreichen lassen, und fragte daher: „Ihr steht wohl, wie es scheint, in gutem Einvernehmen mit Sir Cut, dem Dissektor?" „Wie Ihr's nehmt," erwiederte Polecat; „empfehlt nur Eurer werthen Faust weniger Fassungskraft. Schaut, Sir! der Teufel soll mich gleich nach Ostindien verschachern, wenn ich den Dissektor Cut nur um ein Quentchen weniger hasse, als die Pest, die feine Lady. Er war früherhin immer meine gute Kundschaft, sowohl was Bestellung und Kauf anbelangt, als auch dadurch, daß er selber zuweilen Gelegenheit fand, aus vornehmen Häusern Waaren abzuliefern. Vor einiger Zeit aber ließ er sich's beifallen, eine eigene Resurrections-Faktorei anzulegen. Obgleich dieselbe in Zeit von zwei Monaten, zu Grunde ging, weil meine Agenten wack're Bursche sind, so hat er mir doch in jener Frist manches Pfund baaren Verlust verursacht. Ist er vielleicht Euer Freund, Sir! so bitte ich Euch vielmals um Vergebung." „Was sagst du? donnerte der Doktor, „mein Freund! Ich hasse ihn wie die Sünde!" „Ich darf Euch's wohl sagen," flüsterte Polecat zutraulich, — „aber thut doch einmal das spitzige Messer weg! — ich darf Euch's wohl sagen (denn Ihr habt mich heute ganz zu Eurem ergebenen Knecht gemacht), daß er schon auf der Liste steht!" — „Wie?" fragte Goodfriday, gespannt horchend. „Sir!" gab Polecat Bescheid, „seitdem es mit meinem Lehrherrn Burke vorbei ist, und ich den Großhandel allein treibe, weiß ich mich schon in meine Feinde zu finden. Freilich ist's wahr, daß Cut, seit seine Faktorei zu Grunde ging, sich wieder zu uns hält und uns Wild in's Netz jagt; was nützt das aber! wir müssen ihm dafür die Leichen um die Hälfte wohlfeiler ablassen. Ich habe also noch immer baaren Verlust. Aber, wie gesagt, er steht auf der Liste, und es soll ihm nichts helfen, wenn er auch noch zehnmal zuthunlicher wäre. Mir wird nichts an ihm abgehen, wenn es einmal mit ihm aus ist, als seine Kunst, die Weiber kirre zu machen. Ich versprach Euch oben, Euch manches über die Lady mitzutheilen, mit der er sich heute unterhält. Wißt, es ist ein Teufelskerl, und er versteht es, wie gesagt, trefflich, die Weiber so zu betrügen und durch tausenderlei List kirre zu machen, daß sie willenlos werden und ihm blind in's Netz folgen. Nun sprach er mir schon vor ein Paar Tagen im strengsten Vertrauen, daß er einen Streich vorhabe, der auch mir Vortheil bringen sollte, — einen kerngesunden weiblichen Cadaver nämlich und eines Kindes Leiche. Er hatte schon längst die Absicht, eines Doktors Frau in's Netz zu locken und auf diese Art das Söhnlein zugleich, einen fetten Bissen für mich, ein kerngesundes Jüngelchen von fünf bis sechs Jahren. — Sir, drückt doch nicht so mörderisch an meiner Gurgel! Ihr seht ja, daß ich ohnehin im Zug bin und Euch alle meine Heimlichkeiten vertraue, weil Ihr ja doch so befohlen habt, und weil der Junge eben der ist, den ich Euch für den billigen Preis von sechs Pfund heute Abend verkauft habe." — „Weiter!" stammelte der Doktor. — Polecat fuhr in seinem Berichte fort: „Nun hört, Sir! es ist zum Tollwerden, wie pfiffig der Höllenhund, der Dissektor, war; in Altengland gibt es keinen ärgern Halunken mehr. Der Doktor, von dem die Rede ist, — ein gar gutmüthiges Schaf, — ein Patron, der in der Provinz aufgewachsen ist und in seiner Frömmigkeit keine Ahnungen von unserm Handel hat, — wie Ihr, ein Todfeind des Sir Cut, — ist eben jetzt auf dem Lande zu Besuch. Indessen hat der edle Dissektor der schönen Doktorsfrau weißgemacht: ihr Gemahl habe sich mit ihm versöhnt, sei heute vom Lande zurückgekehrt (er kömmt erst übermorgen), habe ihn (den Dissektor) zu ihr gesendet, und sie bitten lassen, ihm zu einem Freunde entgegen zu fahren, wo sie den Gemahl in der Gesellschaft treffen würde. Sie läßt sich bethören und folgt dem Schlauen, der, längst in sie verliebt, sie oben zu seinem Willen bringen wird. Indessen die Frau sich hier befindet, läßt der pfiffige Dissektor das Söhnlein stehlen und liefert es mir zu billigem Preis. Ich vermuthe, er wird nun eben mit der Doktorsfrau lustig seyn. Hat er den Spaß gehabt, so kömmt sie auch nicht mehr lebend aus meinem Hotel. Für des Dissektors Leiche stehe ich, da ich weiß, daß er ohnehin viele Feinde hat, wie z. B. Euch, edler Sir! Aber Ihr müßt mir geloben, mir als Kundschaft nicht weiter zu gehn, und thut vor Allem das garstige Messer da weg!" Goodfriday stöhnte: „Gräßlich! und der Sohn, was ists mit dem Sohn?" „Ihr drängt ja ganz schauderhaft!" nahm Polecat wieder das Wort; — „in der Kammer Nummer 4; den hab' ich Euch aufgehoben. Wahrhaftig, ein delikater Bissen für eine Sektion!" „Todt!" stöhnte Goodfriday. Polecat lachte und — heulte im nächsten Augenblick; denn das Messer des Doktors saß ihm plötzlich tief in der Brust, er sank röchelnd zusammen. Der Doktor stürzte mit dem brennenden Kienspan gegen die Kammer, schob den schweren Riegel zurück und fand darinnen auf einem Strohlager — sein Söhnchen. Mit einem Schrei der Verzweiflung warf er sich über den theuren Leib.

Polecat raffte sich mit letzter Kraft auf und schleppte sich bis zum Doktor hin, zog dann, noch im Augenblick des Todes ein Verbrechen ersinnend, die Schlinge aus der Tasche. und warf sie dem Doktor um den Hals. „Betrogen!" stammelte er röchelnd, während er sich bemühte, die Schlinge fest zu schnüren; „ich hatte es mir vorbehalten. Ich würde doch nicht so ein Esel gewesen sein, meine besten Waaren auf's Gerathewohl im Vorhinein zu schlachten, vermodern und verschimmeln

zu lassen. Ich hatte mir's aufgespart, ihn abzuthun, wenn wir Handels eins wären. Nun verschlägt's mir nichts; Drei für Eins!"

Mit einem kräftigen Griff schlenderte Goodfriday die Schlinge vom Halse und stieß den sterbenden Mörder mit dem Fuß von sich. Er faßte den Knaben in seinen Arm, befühlte seinen Puls, horchte an sein Herz. „Herr, mein Gott! er lebt!" rief er, erschüttert von Hoffnung und Freude. „Das Entsetzen, die dumpfe Kerkerluft hat ihn nur betäubt. Er lebt! mein Kind lebt! Gott, ich danke dir!" Er warf sich auf die Kniee; sein inbrünstiger Dank stieg geflügelt zum Himmel empor. Polecat hauchte neben ihm seine Seele aus.

Der Knabe schlug die Augen auf und schmiegte sich, als er den liebenden Vater erkannte, an dessen Brust. Der Doktor, von Freude und Sorge bestürmt, drückte den Knaben an's Herz, faßte einen brennenden Kienspan und schritt die dunkle Wendeltreppe empor. Dumpfes Getöse drang ihm entgegen, welches lauter und lauter wurde, je mehr er aufwärts drang und sich den Gemächern nahte, die er früher verlassen hatte. Neue Besorgnisse durchschnitten seine Brust. „Erbarmer im Himmel!" betete er leise, „soll ich noch an der Schwelle der Rettung mein Liebstes verloren sehen? Und mein Weib! mein Weib! mein schuldloses, betrogenes Weib!"

Als der Doktor, mit seinem Sohn auf dem Arm, in das erste jener vom verführerischen Helldunkel umflossenen Gemächern trat, sah er, daß sich vier bis fünf Kerls um seine Frau und den Dissektor zu schaffen machten. Das Entsetzen machte ihn beinahe im Boden einwurzeln. Die Kerls waren beschäftigt, seine Frau zu binden und zu knebeln; der Dissektor wollte sich aus den Armen der Matrosen losringen, und auf seine Beute stürzen. „Verdammte Landratte!" polterte einer; „die lange Zögerung bringt Gefahr. Master Polecat hat uns geheißen, nicht so lange zu zaudern, sondern die Sache schnell abzuthun." Der Dissektor wollte sprechen. Einer der Matrosen verhielt ihm den Mund. „Nicht gemuckst!" flüsterte er leise; „wenn Ihr ein Wort sprecht, fitzt Euch das Messer im Bauch. Wo nur Polecat steckt? Sträubt Euch nicht länger. — Folgt uns Mylady! sonst soll Euch der Tod hier erfassen." „In's Teufelsnamen!" schrie der Dissektor außer sich; „ich habe m e i n e n Tribut noch nicht empfangen, des Weibes rasende Gegenwehr ist schuld daran. Es war ausgemacht, daß ihr das Weib nicht früher antasten solltet, als bis ich es euch überlieferte." — „So soll dich!" geiferte ein Matrose; „der Gentlemann führt durch sein mörderisches Geschrei die verfluchten Policeofficiers auf unsere Spur." Das Wort Policeofficiers weckte wie ein Blitz in des Doktors Brust die Erinnerung an das Erscheinen derselben in der Gegend des Hauses. Er barg den Knaben hinter eine Ottomane und gebot ihm, sich ruhig zu verhalten. „Hunde!" donnerte er mit Löwenstimme den Betroffenen zu, „laßt die Frau los! die Policeofficiers sind auf euern Fersen." Die unerwartete Dazwischenkunft, die mit aller Kraft laut gerufene Rede erschütterte die Mörder. Der Dissektor Cut stürzte wie toll auf ihn zu. „Halt!" riefen die Matrosen, „Sir Cut! Ihr seid uns verfallen, verkauft und verrathen. Mit Euch ist's bald alle." Ein Paar Handfeste ergriffen den sich Sträubenden; die andern wollten sich der Frau bemächtigen. Der Doktor rang, mit dem Messer in der Hand, kräftig wie ein hungernder Tiger, mit den Mördern. Indessen entstand in den andern Gemächern verworrenes Getöse; Leuchter wurden umgeworfen Herren und Damen suchten in wilder Flucht zu entrinnen. Umsonst!

Eine bedeutende Schaar von Policeofficiers hatte das Nest umringt; zehn bis zwölf traten in das Gemach, wo sich Goodfriday mit seiner Frau und der Dissektor sammt den Mördern befanden. Des Doktors Frau war, erschüttert von dem Vorgang, ohnmächtig zu Boden gesunken. Die Matrosen und der Dissektor wurden gefesselt.

„Elise!" rief der Doktor mit sanfter Stimme, bekümmert sein bleiches Weib anblickend, das ohnmächtig in seinen Armen lag.

„Mutter!" lispelte der Knabe, der aus seinem Versteck hervorgeeilt war und sich liebkosend an ihre Brust schmiegte. „Mutter!" lispelte er nochmals. Der süße Namen erweckte das tief erschütterte Weib. „Er lebt!" rief sie, in die Kniee sinkend, und preßte den Sohn an's hochklopfende Herz. „Gott, ich danke dir! Er lebt! er lebt!"

Johann Jakob Dusch

ward am 21. Februar 1725 in Celle geboren, studirte Theologie und schöne Wissenschaften zu Göttingen, lebte darauf geraume Zeit als Hofmeister in mehreren Familien und ward dann Professor am akademischen Christianeum in Altona, nachdem er bis 1756 daselbst als Privatgelehrter sich aufgehalten hatte. Im Jahre 1766 erhielt er das Amt eines Directors an dieser Anstalt und 1780 den Character eines K. Dänischen Justizrathes. Er starb am 18. December 1787.

Vom ihm erschien im Drucke:

Sämmtliche poetische Werke. Altona, 1765—67. 3 Bde.
Moralische Briefe. Leipzig, 1759. 1772. 2 Thle.
Briefe zur Bildung des Geschmacks. Leipzig, 1764 fgde. 6 Thle.
Geschichte Karl Ferdiners. Breslau, 1776 fgde. 6 Thle.
Der Verlobte zweier Bräute. Breslau, 1785.
Die Pupille. Altona, 1798. 2 Thle.

Was sich in der Poesie, nach den Geschmacksforderungen seiner Zeit ohne Phantasie und eigentliche Productivität mit dem Verstande allein erreichen ließ, das hat D. auch wirklich erreicht, denn er besaß reiche Belesenheit, Geschmack und Correctheit. Am Glücklichsten ist er daher in seinen didactischen Poesieen, welche eine Fülle von tiefen und edeln Gedanken enthalten. Seine komischen Epopöen sind dagegen nur schwache Nachahmungen englischer Vorbilder, und seine Romane obwohl zu ihrer Zeit gern gelesen, und durchaus nicht ohne moralischen und psychologischen Werth, fielen längst der Vergessenheit anheim.

Cleone an den Cyneas*).

Soll ich noch länger vergebens eine Zeile erwarten? Soll ich ewig leiden, fürchten und schweigen? Ach, Cyneas! ich kann meiner Sorge nicht mehr gebieten, ich muß endlich mein Herz mit meinen Thränen vor Dir ausgießen. Wir haben keine andere Zuflucht, wir Unglücklichen, als Klagen und Thränen. Weinen ist das letzte ganze Vergnügen der Leidenden. Wenn Du selbst mich nicht trösten willst, so darfst Du mir wenigstens diese Erleichterung meines Herzens nicht verbieten.

Noch liebe ich, noch segne ich Dich, und meine unglückliche Liebe, die ich nicht vergessen, die alle meine Thränen nicht haben verlöschen können. Vergieb mir, daß ich Dir einen Augenblick verderbe, den Du vielleicht an den Lippen einer andern Geliebten in Entzückungen zubringen konntest. Einen Augenblick, einen Seufzer kannst Du mir wohl schenken. Ich habe ein Recht, ihn zu fordern; ich habe dieses Recht mit dem Verluste der Ruhe meines ganzen Lebens erkauft. Jede Stunde, die ich Dir nicht verschönern konnte, war für mich sonst eine Stunde, die ich nicht zu leben wünschte. In Deinen Augen suchte ich mein Schicksal; Freude oder Schmerz, Leben oder Tod hingen von Deinen Blicken ab. Ich fordere nur eine leichte Vergeltung, nur einen Seufzer.

Fürchte Dich nicht vor dem Inhalte dieses Briefes. Was wolltest Du von der fürchten, die Dich liebt? Ich will mich

---

*) Aus Dusch moralischen Briefen. Leipzig. 1759.

nicht über Untreue beschweren, will nicht Vorwürfe einer beleidigten Liebe, nicht Verwünschungen zusammenhäufen. Wie könnte ich dem fluchen, in dem ich allein meine Glückseligkeit zu finden wünsche!

Zwar diese Hoffnung ist verloren: aber meine Liebe nicht. Diese schlägt noch in jedem Pulsschlage, fließt noch in jeder Thräne aus, athmet noch in jedem Seufzer. — Laß mich denn klagen; laß mich in meine Thränen meine Feder tauchen, und niederschreiben, was mein Herz mir vorsagt. Es ist voll; es kann seine Fülle nicht mehr fassen. Es hat die Schmerzen eines ganzen Jahres gesammelt, und auf einen Tag zusammengespart.

Schon ein Jahr lebe ich in dieser traurigen Einsamkeit. Ich wünsche, ich meine, ich hoffe, ich verzweifle, wünsche von neuem, und ein Tag geht wie der andere hin. Ich weiß nicht, ob Du noch lebst! Wenn Du noch lebst, so hast Du Deine Unglückliche vergessen. Du schreibst nicht, Du tröstest sie nicht. Was haben auch die Todten mit den Lebendigen, oder die Elenden mit den Glücklichen für Gemeinschaft? Vielleicht hast Du dem Willen Deiner unversöhnlichen Mutter endlich nachgegeben, und genießest jetzt in den Armen einer glücklichen Geliebten alle die Freuden, die ich Dir geben konnte. Ich segne Deine neue Verbindung, und fordere Dich nicht in meine Arme zurück, wenn nicht Liebe das einzige ist, was Dich glücklich machen kann. Denn was kann ich Dir sonst versprechen, als Liebe, als ein zärtliches Herz? —

Ach, was sage ich! — Ich fordere Dich nicht zurück? Nein, meine Thränen strafen mich Lügen! Sie fließen blos aus Verlangen nach Dir! Alles habe ich verloren; Ehre, Ruhm, Freude und Eltern: alle diese würde ich in Dir wiederfinden. Aber soll ich auch Dir entsagen, so entsage ich aller Glückseligkeit, verliere alles, was ich noch hoffen konnte. —

Und warum nicht zugleich mein Leben? dieses so unglückliche, beschwerliche Leben! Seinen Freuden bin ich schon abgestorben! Die Welt ist für mich so öde, wie das Grab; alles ist traurige, leblose Einsamkeit. Der Tod allein ist meine einzige, beste Hoffnung, mein einziger, gewisser Trost. Täglich seufze ich ihm entgegen. Was soll ich in einer Welt, worin mein Syneas für mich nicht mehr sein will? In einer Welt, die mich mit Mitleiden, oder Verachtung ansieht? — Mitleiden oder Verachtung! Welches von beiden ist dem am härtesten zu ertragen, der so glücklich war? — Warum und wozu sollte ich leben! Um zu seufzen, um Thränen zu vergießen, um jeden Tag den Tod zu wünschen? O wäre ich nie glücklich gewesen, hättest Du mich nie geliebt! — Aber Du liebtest mich; unsre Väter billigten unsre Liebe, der Himmel selbst billigte sie. Ein heiliger Hymen zündete für uns die hochzeitliche Fackel an; der Altar stand bereit. Bald, bald sollten wir vor demselben verbunden werden. Wir durften lieben, wünschen und hoffen, und keine Zärtlichkeit, kein Wunsch, keine Hoffnung war uns verboten: noch ein Schritt, welche Freuden, o welche Glückseligkeiten! — Aber wie kurz war die Hoffnung; wie gefährlich für meine Unschuld, wie verderblich für meine Ehre! Der Tag kommt — Erinnerung voll Qual! Strömet hin, meine Thränen! Der schönste Tag meines Lebens ward der unglücklichste. — Der Tod des Vaters entreißt mir den Sohn, löscht die Kerzen aus, und reißt den Brautkranz von meinen Schläfen: die hochzeitlichen Freuden, der Altar, die Fackeln, die uns leuchten sollten, das ganze Gefolge der Huldgötter —. diese entzückenden Phantasieen alle, verschwinden! —

Wie so schnell seid ihr entflohen, ihr süßen, ihr angenehmen Träume! Mit welcher Dunkelheit habt ihr euch geendigt, ihr Frühlingstage meines Lebens! Wo sind die geliebten Phantasieen einer Zukunft, wo jede Minute gülden, jede Sorge unbekannt, jeder Wunsch erhört sein sollte? — Alle, alle dahin! Wenige Augenblicke haben mir diese Welt der Freuden auf das grausamste zerstört, haben mein Elysium in eine Einöde, in eine traurige Wüste verwandelt. Die Liebe — ach, ich hoffte, ich Thörichte hoffte alle meine Glückseligkeit in ihr; hoffte, wenn's möglich wäre, einen Himmel auf der Welt zu finden: diesen Himmel in ihren Entzückungen! Unglückliche Verblendung! Diese selig gepriesene Liebe hat Schmerzen für Freuden, Verachtung für Ehre, Gram für Entzückung, Verzweiflung für Hoffnung geboren. Meine Augen sehen sehnsüchtig nach einem Troste umher; sie finden ihn nirgends, und fließen von Thränen über!

Wo sollte ich ihn finden? Sage, wo sollte ich einen einzigen finden? In der Zeit, die vergangen ist? — Darf ich dahin zurücksehen, ohne vor Scham zu brennen, ohne vor mir selbst zu erröthen? Da sah ich mich für die Deinige an, ließ mich durch die Liebe verrathen, that den ersten Fehltritt, der mich so weit, so weit von der Ruhe des Lebens entfernte, — als ich nun bin! — Oder soll ich Trost in meinem gegenwärtigen Zustande suchen? Wo ist die einzige Freude, auf welche mein Herz ein Recht hat? Was darf ich hoffen, und was muß ich nicht befürchten? Reue, Verfolgung, Sorge, Elend ist alles, was ich empfinde, erfahre, denke und erwarte.

Selbst die Erinnerung der glückseligsten Stunden meines Lebens dient mir nur zum Maaß meines gegenwärtigen Unglücks. Ich blicke mit Thränen nach der Höhe zurück, wovon ich herabfiel, und sehe so erst die Tiefe worin ich liege.

Wenn ich an jenen Tag denke, wo mein gar zu sicheres Herz von sanften Entzückungen überwallte, wo ich, von Deinen Armen umschlungen, an Deinen Lippen hing, wo mein Herz an dem Deinigen schlug, wo Freudenthränen von meinen Wangen schlichen; wenn ich an die Stunden denke, wo wir bald, bald an den Altar treten sollten, wo die keusche Liebe mit allen ihren Freuden, uns erwartete: wie ganz fühle ich alsdann mein jetziges Unglück! Wie wünsche ich, nie glücklich gewesen und im Unglücke gehärtet zu sein! Wie das Licht den benachbarten Schatten in tieferer Schwärze zeigt, so erhebt die Erinnerung empfundener Glückseligkeit die Farbe des gegenwärtigen Elends. Ich liebte Dich, ich durfte Dich lieben, ich wurde geliebt, ich besaß Dich, ich durfte alles wünschen, alles hoffen, alles empfinden: jetzt — ach! wo ist von tausenden eine Freude, eine sichere Hoffnung! Was, weiß ich gewiß, was darf ich wünschen? — wünschen zwar alles, aber hoffen — wie wenig!

Eilet, ihr Tage, die ihr der traurigen Cleone so langsam verschleicht, eilet! der letzte ihres Lebens ist der erste ihrer Ruhe! — Aber wie weit sind Ruhe und ich vielleicht noch entfernt! Möchte silbernes Haar mein Haupt, Blässe und Verfall meine Wangen bedecken! Dann könnte ich mich, dann wollte ich mich trösten. Was weinest Du, Thörichte! könnte ich zu mir selbst sagen. Du siehst das Ende deines Grams, was weinest Du? Die untergehende Sonne meldet Dir die ruhige Nacht; Du stehest an der Quelle der Glückseligkeit. Noch ein Schritt, dann bist Du da, wo Du zu sein wünschest!

Aber der Gram wird thun, was mein Alter versagt. Erschöpft von Thränen und verzehrt von Seufzern, werde ich vor dem Herbste meiner Jahre schmachten, verblühen, hinsinken. — Der Himmel wird sich derer erbarmen, welche die Menschen verstoßen haben.

O Syneas, vereine Dein Gebet mit dem meinen; erbitte der wenigstens den Tod, der Du das Leben nicht geben willst! Sterbend will ich Dich segnen; und Du hast meinen Segen nöthig. Wenn eine Gerechtigkeit die Handlungen der Menschen richtet, so hast Du ihn nöthig! Unauflösliche Ketten hatten uns verbunden. Der Tod allein kann sie auflösen. Dann mag, dann darf eine zweite Liebe die Fesseln von meiner Hand um eine Geliebtere legen: Du darfst dann die vergessen, die Du lange nicht mehr liebtest. Hältst Du es für lieblos, der den Tod zu erbitten, die nur wünschte, daß Dein ganzes Leben glückselig sein möchte? Es ist weit liebloser, wenn Du mich verlassen hast, mir das Leben zu wünschen: ein kummervolles, beschimpftes, verachtetes Leben — ein Leben, wie das meinige, ohne Hoffnung, ohne Trost, ohne Stütze, ohne — Dich.

O, konntest Du Deine Braut so bald vergessen? — Wir Unglücklichen! Man vergißt uns, wenn wir glauben, das heiligste Recht erkauft zu haben, am zärtlichsten geliebt zu sein! Unsre Thränen, anstatt unsre unbeständigen Verehrer zu rühren, schrecken sie dann von uns weg! Sie fliehen von der Gemeinschaft des Grams in den Schooß neuer Vergnügen, und wollen mit ihren Geliebten von der Liebe nichts theilen, als ihre Freuden. — Sie fragen nicht, ob wir so leichtsinnig sind, als sie, und wollen, daß wir dann aufhören, sie zu lieben, wenn es ihnen gefällt, ungetreu zu werden. Unsre Thränen werden ihnen verdrießlich, und unsre gerechtesten Klagen halten sie für Verfolgungen.

Aber ich muß, ich muß mein Herz vor Dir ausschütten, und durch ein Gemälde meines Elends Dich wenigstens erinnern, daß ich noch lebe. Ja, noch lebe ich. — Wenn von aller Gemeinschaft der Freuden und der Lebendigen ausgeschlossen, leben heißt: so lebe ich. — Aber wie? Ein Spott meines Geschlechts, und selbst derer, die sich bewußt sind, wie sehr sie eine gefallene Unschuldige mit ihrer Verachtung beleidigen; ein Schimpf meiner Verwandten, die mich verstoßen; ein Fluch meiner Eltern, die mich nicht kennen wollen; von Wenigen bedauert, die mir nicht helfen können; von Allen verlassen, bei denen ich Trost finden sollte, und von Dir vergessen. Ich verberge meine unglücklichen Tage, meinen Schimpf und meine Thränen, aus Scham, vor den Augen der Welt und meiner frohlockenden Feinde; verbanne mich aus dem Angesichte meiner Freundinnen, um in einer armseligen Hütte einsam zu weinen, und fürchte täglich, von denen entdeckt zu werden, bei welchen Natur und Herz mich heißen Trost und Schutz zu suchen. — Welch ein Schicksal ist unglücklicher, als wenn wir selbst vor der Hülfe fliehen müssen! Eine arme Unglückliche,

die das Leben empfing, um von ihrer Mutter dereinst ihr Elend zu erben, lernt in meinen Armen, an meiner Brust, an meinem Herzen von mir weinen, und das Geschäft beginnen, wozu sie geboren wurde. —

Ach, von mir empfing sie dieses Leben, diese traurige Erbschaft — und von Dir. Hat sie einen Vater? — Ein Vater würde ihre Mutter nicht vergessen. Wenn er sie auch vergessen könnte, so würde ihn die Tochter an die Mutter erinnern. Aber die Bande des Bluts sind dem nicht mehr heilig, der die Verbindung der Liebe vergessen hat.

Wärest Du nur getreu, wie gern wollte ich mehr, als dieses dulden, wenn noch mehr zu dulden sein kann! Die Hoffnung, diese göttliche Stärkung, die den schmachtenden Elenden erquickt, aufrichtet, in's Leben zurück versetzt, wie der Thau der Morgenröthe das von der Hitze des Mittags hingewelkte Kraut, würde mir alles, alles erleichtern. Ich könnte der Vergebung der Menschen entbehren: denn ich weiß, der Himmel hat mir vergeben. Ich könnte den Schimpf der Welt ertragen; unsre Verbindung würde ihn auslöschen. Ich könnte mich mit dem Bewußtsein meiner Tugend gegen die Verachtung meiner Feinde trösten. Aber Du hast mich verlassen, letzte, letzte Hoffnung meines Lebens, auch Du! —

Doch ich will Deine Untreue Deinem Herzen nicht zuschreiben. Du bist nicht grausam genug, unglücklich zu machen. Du bist zu edel, ein Vergnügen in den Thränen einer Betrogenen zu finden. Du bist nicht so undankbar, eine unaussprechliche Liebe mit Gram und Schande zu belohnen. Du selbst hast oft den Fluch über die Verführer meines armen Geschlechts gesprochen, welche mit der Hölle die Freuden über den Fall einer Unschuldigen theilen. In Deinen Augen brannte ein schöner Eifer, und jede Deiner Gebehrden entsprach der Heftigkeit Deiner Worte, womit Du Deinen Abscheu ausdrücktest. Ich sah edle Thränen über Deine Wangen gleiten. Ich hing starr an Deinen Blicken, mein Herz klopfte, ich weinte mit Dir — denn wann habe ich nicht mit Dir geweint? — Ich sah — und seufzte in einer frohen Wehmuth — Deine Bewegung, wenn Du von solchen Geschichten redetest, — als nun die unsrige ist.

Wie liebte ich Dich um dieses edlen, dieses fühlenden Herzens willen! Mein thränendes Auge — ich weiß nicht, ob es mehr aus Mitleid für die Unglücklichen, oder aus Zärtlichkeit für Dich weinte — war auf Dich geheftet. Ich sah den Himmel in Deinen Blicken. Dann sank ich an Dein Herz, dann drückte ich Dir die Hand, konnte nicht reden, weinte meine Empfindungen, drückte Dich voll Inbrunst an meine Brust. — Wie sollte ich einem solchen Herzen mißtrauen! Wie könnte ich glauben, daß Deine Thränen ohne Empfindung und erkünstelt flossen! Thränen hat die Natur dem Elende und der Tugend gegeben, die sich des Elends erbarmt. Der spottet der Natur und verlacht ihren Schöpfer, wer diese heiligen Thränen nachahmt, um zu verführen und unglücklich zu machen. Die Bosheit hat keinen höhern Grad, als die Heuchelei, die die Larve der Tugend mißbraucht, um die Unschuld unter die Füße zu treten.

Evanens Fall, was für Thränen zwang er aus meinen Augen! Ach, hast Du es vergessen? Du fluchtest ihrem Verführer. — Sie fiel, wie ich nun gefallen bin. Wie blutete mein Herz bei dem Unglück meiner Freundin! Es weissagte sich vielleicht sein eignes Schicksal. Du empfandest ein gleiches Mitleiden, und suchtest mich umsonst zu trösten. Arme Evane! seufzte ich noch glückliches Mädchen, in Deinen Armen, an Deiner Brust. Ich wußte nicht, daß dieser Seufzer mir selbst gelten würde. Evane bedurfte ihn nicht: der Tod entriß sie der Schande und dem Gram. Aber über die, welche lebt, um beides zu empfinden, wer wird über die seufzen! Wer bezahlt ihr mit einer mitleidigen Thräne den Tribut, den sie keiner Unglücklichen versagte? Unglücklicher Zustand, wenn wir Mitleiden verdienen! Solche Thränen sind Zeugnisse, wie sehr elend wir sind! Ach, ich hoffte ein ganz anderes Schicksal. Nicht Zähren, die die Barmherzigkeit fallen läßt: Glückwünsche hoffte ich, ich hoffte, beneidet zu werden.

Wäre Dein Herz schuldig; wäre es solcher Verstellung und dieser Untreue schuldig, elender Eneas! Dein Fluch, dein Fluch! — Du wärst noch unglücklicher, als ich! — Nein, ich will Dich, auch wenn Du mich verlässest, nicht schuldig glauben. Ich will mich bereden, daß ein unvermeidliches Schicksal Dich mir entreißt. Wie könnte ich Dich boshaft denken, ohne mein Unglück durch eine neue Qual zu vergrößern!

Oft geh' ich am Abend, wenn Dunkelheit und Stille die Gegenden so öde macht, als mein Herz, in's Einsame, wo keine Neugier die Seufzer des Unglücklichen behorcht, und überlasse mich, unter finstern Gebüschen, meinem Gram. Ein traurig rauschender Bach murmelt in meine Klagen; der thauende Himmel scheint mit mir zu weinen, die Gebüsche beantworten meine Seufzer, und die Landschaft rings um mich her scheint in melancholischer Stille meine Schwermuth zu empfinden. Den Unglücklichen trauert und weint alles. Wo findet er eine Freude! Die Freuden flüchten vor ihm; er bringt allenthalben seinen Kummer mit; er steckt die ganze schöne Natur mit seiner Traurigkeit an.

Oft ruft mich der Morgenstern erst unter der feuchten Laube, welche die einfältige Hand des Landmanns aus Linden geflochten, aus meinem Tiefsinn. Da denke ich, wer ich war, und wer ich sein könnte; alle goldne Stunden meiner glücklichen Liebe, alle Freuden, die ich genoß, alle Entzückungen, die ich hoffen konnte, gehen da durch meine Gedanken. Mein Herz klopft, meine Wange glüht, ich vergesse mich, aber nur einen Augenblick! Dann erwache ich wieder, fühle, wer ich bin, falle aus der Freude in meine Verzweiflung zurück, und meine Thränen tränken mit dem Thaue die Blumen, die zu meinen Füßen verwelken.

Oft, wenn ich so sitze, wenn ich meine Hände falte, wenn mein Herz seine Seufzer, und mein Auge seine Thränen mit dem ersten Morgenweihrauch, der von dem Opferheerde der Natur aufwallt, gen Himmel gesendet; wenn dann mein verwachtes Haupt, gleich der entschlummernden Blume, hinsinkt auf meine Hand; wenn die Müdigkeit den Schlaf ruft, und die Gedanken sich tief in meine Seele zurückziehen: so spielen Träume um mich, und geben mir meinen Geliebten zurück, den Du mir versagst. Ich sehe seinen werthen Schatten, rufe ihn, strecke meine Hände nach ihm aus, umfasse ihn, drücke ihn an mein Herz. Ach, kurze Freude! Er entflieht; die Angst weckt mich aus einem schönen Traume zu einem unglücklichen Leben, und meine Augen fangen ihr trauriges Geschäft wieder an.

Auch wachend betrügt mich oft die Einbildung. Oft glaube ich, wenn in der Stille der Mitternacht die Gebüsche um mich rauschen, wenn der Mond seine Silberstrahlen durch die zerstreueten Bäume wirft und seltsame Gestalten aus Licht und Schatten bildet, welche die Phantasie auszeichnet, Dich von ferne zu sehen, oder Deine Fußtritte zu hören. Ich sehe begierig dahin, ich lausche; jedes Gelispel der Blätter, die der sterbende Athem des Westes bewegt, gießt Schauer auf mich herab. Mein Herz klopft stärker, und mein schmachtendes Auge sucht den, den meine Sehnsucht sich wünscht. Aber umsonst! die Gestalt verschwindet, sobald der Mond seine Stellung verändert; die Winde ruhen, alles wird melancholische, öde Stille und Einsamkeit.

Wann wird kein Traum mich mehr betrügen? Wann werde ich Dich wiederfinden? Jenseit des Grabes? — Ach, werde ich stark genug sein, diesen öden, diesen vielleicht langen Zwischenraum des Lebens, mit standhafter Geduld zu ertragen? Werde ich nie über Dich seufzen?

Wenn Du mich verlassen willst, so solltest Du mich doch nicht ganz vergessen. Bin ich Dir so gleichgültig, daß auch kein Gedanke Dich an Deine Cleone, oder an die trostlose Mutter Deiner Tochter erinnert? Wenn der Name Cleone das Herz des Liebhabers kalt läßt: so sollte doch der Name Mutter den Vater rühren. Bin ich keiner Zeile würdig, oder bedarf ich vielleicht Deinen Trost nicht? Wie sehr würde eine Zeile mich aufrichten! Diesen Trost solltest Du mir nicht versagen, wenn Du nicht mehr liebst. Ach, wie wenig ist nicht ein Trost für diejenige, welche Liebe hoffen und fordern durfte!

Wenn Du noch — Aber was hoffe ich? Ich bin vergessen, wie ein Todter, vergessen! Ich sehe keine Zeile, ich höre keine Nachricht von Dir. Meine Liebe forscht umsonst: und was entgeht der Nachforschung der Liebe? Das Gerücht scheint Deinen Namen, oder doch den Winkel der Erde nicht zu kennen, wohin mein Schicksal mich verbannt hat. Wir sind so getrennt, wie die, welche Erdstriche und Meere trennen; getrennt, wie die Lebendigen und Todten.

Aber Du weißt, wo ich bin; Du weißt, wie verlassen, wie elend! Wenn mein Zustand Dich rührte, so würde nichts Dich zurückhalten können, Deine weinende Cleone zu sehen. Keine Gewalt ist stark genug, die Liebe zu überwinden. Berge und Ströme sind geringe Hindernisse für sie. Wenn Ketten ihre Hände fesseln, so weiß sie sich der Ketten zu entledigen, oder wenigstens ihren Seufzern den Kerker zu öffnen. Und nur ein Seufzer, wie viel redet er nicht!

Warum höre ich nichts von Dir? Wenn ein eifersüchtiges Auge über deine Handlungen wacht; wenn Du nicht wagen darfst, zu schreiben: hast Du denn keinen Freund, dem Du einen Gruß an Deine Cleone anvertrauen kannst? Warum kommt nicht einer von Dir, der mir in Deinem Namen sagt, daß Du mich liebst? Ich verlange keine weitläuftige Erzählung Deines Schicksals, keine lange Entschuldigung Deines Schweigens! Ach, ich verlange nur eine kurze Versicher-

ung von Deiner Liebe, nur einen Seufzer verlange ich, nur die wenigen Worte: Cyneas liebt seine Cleone.

Aber wenn Du auch keinen Freund um Dich hast, wenn jedes Auge Dich bewacht: so ist doch die Liebe reich genug an unschuldigen Erfindungen, alle Wächter zu hintergehen. Ein ganzes Jahr hat leicht einen freien Augenblick; und mehr als einen Augenblick bedarfst Du nicht, um diese wenigen Worte auf ein Blatt zu werfen: ich liebe. Die Menschen sind nicht alle fühllos, sind nicht alle ohne Mitleiden. Und wenn gleich alle, die um Dich sind, fühllos wären, so könntest Du aus ihrem Eigennutze den Vortheil ziehen, den Du von ihrer Freundschaft nicht zu fordern wagst. Ist Deine Liebe so arm an Empfindungen, wie kaltsinnig muß sie sein!

Ach, schweige nicht länger: eine einzige Zeile wird alles entschuldigen. Für einen Seufzer will ich Dir alles vergeben: alle meine Sorgen, alle meine Thränen, alles was ich gelitten habe und noch leide, will ich Dir für die zwei Worte vergeben: ich liebe. Sieh, wie sehr ich noch liebe! Reiße mich aus meinen tödtlichen Zweifeln, richte mich endlich durch eine Hoffnung wieder auf. — Oder wenn Du mich nicht mehr liebst, so hintergehe mich wenigstens, und gewöhne mich nach und nach an mein Unglück. Alles, auch das will ich Dir verzeihen, daß Du mich verlässest; nur vergiß Deine Tochter nicht.

Cyneas an Cleone.

Ungeduldig riß ich den oft geküßten Brief auf, dessen Siegel mir sagte, daß er von meiner Cleone kam. Meine Begierde verschlang den traurigen Inhalt; mein Herz beantwortete Seufzer mit Seufzern, und mein Auge vergalt Thränen mit Thränen. — Welche ein Gemälde! Welch ein Abriß des Jammers! Ach unschuldige Unglückliche! Du leidest, und ich war der Sträfliche.

Nein, verschweige mir nichts; schreibe mir Alles, laß mich die geringsten Deiner Sorgen empfinden, laß mich eine traurige Gemeinschaft an Deinen ganzen Kummer haben; gieß alle Deine Klagen, alle Deine Thränen aus: mein Herz ist geöffnet: es fordert mehr als seinen Theil; es wollte lieber Alles für Dich leiden. —

Aber wie konntest Du glauben, daß ich so boshaft sei, Dich zu verlassen, oder so leichtsinnig, Dich nicht mehr zu lieben? O, Du Einzige, in der alle meine besten Wünsche ihr Ende finden, in der alle meine Hoffnungen einer Glückseligkeit ihr Ziel haben, in der mein unruhiges Verlangen seine Ruhe findet, jeder meiner Seufzer, den an Deiner Brust nicht die Liebe, jede Thräne, die nicht die Zärtlichkeit erzwang, sei von den Unsterblichen, die unsichtbar uns bewachten, mir zum Fluch angeschrieben!

Wie unglücklich ist Dein Zustand, arme, bedauerte, theure Cleone! Aber wie viel unglücklicher machst Du ihn durch den widrigen Gedanken, das ich ein Treuloser sein könnte. Ich fühle die ganze Verzweiflung, mit der Du in diesen unglücklichen Augenblicken kämpfst. Ich sehe Dich leiden, weinen, Deine Hände ringen, höre Deine Klagen, höre Deine Seufzer alle, und lasse nicht einen unbeantwortet. Vielleicht seufzest Du über mich, den Urheber Deines Unglücks — ein schrecklicher Seufzer, wenn ich ihn verdiente! Vielleicht klagst Du mich bei der göttlichen Gerechtigkeit an, die das Flehen der Unschuldigen immer erhört; ja vielleicht — o, kann ich daran denken, ohne zu zittern? — vielleicht entwischt Deiner Ungeduld ein Fluch! Weh' mir, wenn ich nicht unschuldig wäre! Aber der, der die Welt richtet, erhöre ihn, wenn ich Dich jemals verlasse!

Dich verlassen? — Wie kannst Du so denken? Seitdem ich von Dir schied, bin ich der Freude unbekannt geworden. Mein Herz hebt sich mühsam unter einer drückenden Last. Gram und Sorge verbannen die Heiterkeit aus meinem Gesichte, wie die Ruhe aus meiner Seele. Ich quäle mich unaufhörlich mit den nagenden Vorwürfen, Dich unglücklich gemacht zu haben; und nichts kann mich beruhigen, als der feste Entschluß, Dein Unglück zu endigen, oder es mit Dir zu theilen.

Ach, erinnerst Du dich nicht mehr an die Proben, die ich Dir vormals von meiner Liebe gab? Hast Du vergessen, wie demüthig ich mich Deinem stolzen Vetter zu Füßen warf, wie ich die Zwistigkeiten und die Eifersucht unsrer beiden Familien vergaß, und meiner Liebe und Dir alle die Achtung aufopferte, die die Ehre meines Hauses von mir fordern konnte? Mein eigner Stolz lehnte sich wider diese Demuth auf; meine Scham bestritt meine Erniedrigung: aber meine Liebe überwand alles. Ich umfaßte dem die Kniee, den ich verachtete, und bat mit Thränen einen Hochmüthigen um seine Einwilligung, den ich haßte. — Weißt Du noch, wie schwer sein stolzes, sein hartes Herz mir diesen Sieg machte? Weißt Du noch, mit welcher Geduld ich mich zu allen Erniedrigungen herabließ, wodurch er mich führte, um seinen Hochmuth ganz an mir zu sättigen? Ich duldete seine Verachtung und überwältigte alle meine widerspenstigen Leidenschaften: denn Du warst der Preis für diese Demuth. Erinnere Dich doch an die Stunde, wo ich endlich seine Einwilligung theuer genug erkauft hatte! Wie dankte ich Deinem Vetter, wie inbrünstig schloß ich Dich an meine Brust, wie strömten mein Herz und meine Augen vor Freude und Zärtlichkeit über! Erinnere Dich daran, meine Cleone, und glaube, daß diese Hindernisse, die uns jetzt trennen, mein Verlangen, Dich zu besitzen, nur gestärkt haben.

Nein, meine Geliebte, die Tochter darf nicht an die Mutter erinnern; ich liebe die Tochter nur in der Mutter. Ihr Bild ist immer vor meinen Augen, sie lebt in meinem Herzen, sie lebt in jedem meiner Gedanken. Die Bande des Bluts sind mir nicht heiliger, als die Bande der Liebe. Du bist die Meinige, und keine Macht, keine Zeit, keine Leiden sollen mich Dir entreißen.

Warum wolltest Du denn die Liebe bereuen, die Du mir bezeugt hast? Warum erröthest Du, wenn Du an den Tag zurückdenkst, der mein glücklichster war? Wenn eine Liebe, die sich auf Zärtlichkeit des Herzens, auf harmonische Empfindungen gleichgestimmter Seelen gründet; eine Liebe ohne alle Nebenabsichten, die nichts von Eigennutz, nichts von elender Weltklugheit, nichts von Stolz wußte; eine Liebe unter Herzen, die sich für einander geschaffen fühlen, so rein und unschuldig, wie sie der Schöpfer eingepflanzt hat, so gesetzlich, daß unsere Vorgesetzten sie billigten; wenn eine solche Liebe die unsrige war: so haben wir nichts zu bereuen. Unglücklich kann sie sein; aber wer sie sträflich nennt, beleidigt die Unschuld.

Wenn auch die Welt erst unsre Empfindungen billigen, wenn der Beifall der Verwandten erst die Liebe heiligen und das Ceremoniell ihre Banden erst schließen muß, ehe wir uns frei derselben überlassen können; das Ceremoniell, das oft verkaufte Hände in eiserne Ketten zusammen fesselt, und Herzen trennt, die sich lieben, Herzen verbindet, die sich hassen: wer ist auch alsdann ungerecht genug, unsre Liebe zu verwerfen? Du bist längst die Meinige durch den Beifall derer, die über unsern Willen gebieten wollen. Längst haben unsre Väter den Segen über unsre Liebe gesprochen. Schon in der Kindheit waren wir für einander bestimmt. Mit inniger Freude sahen sie uns zusammen erwachsen, und vereinigten zwei unmündige Seelen, die dereinst eine der andern Glück machen sollten. Unser Bund war in der Welt und im Himmel schon unterschrieben. Du warst meine Braut, und der Augenblick, der uns unzertrennlich verbinden sollte, rückte heran. Einige Tage — wie hatten wir nach dieser Zeit geseufzt! — sollten nur noch unsre vollkommene Glückseligkeit verschieben. Sie schienen uns Jahrhunderte; und ich eilte, mich in den Besitz meiner irdischen Glückseligkeit zu setzen. Verzeihe mir, daß ich Dich an den Tag erinnere, der der Ursprung alles Deines Leidens und meiner Qual ist. — Habe ich da Dich und den Himmel beleidigt, so geschah es aus einer Unwissenheit dessen, was der Vorhang der Zukunft vor uns verdeckte.

Gütiger Himmel! Wie viel verbirgt eine Stunde vor den Augen der Menschen! Wie viel hängt von einem Augenblicke ab! Morgen sollte ich am Altare Deine Hand empfangen; Dein Herz hatte ich längst; und zu Deinem Unglücke war schon der Grund gelegt, unvermeidlich gelegt. Du warst schon die Mutter eines künftigen Zeugen unsrer Liebe, als das Schicksal die volle Schaale seiner härtesten Prüfung über uns ausgoß. Welch ein Tag war der, der vor dem Tage herging, woran wir so glücklich zu werden hofften; o Cleone, welch ein Tag. In Deinen Armen in Entzückungen berauscht, sah ich die Sonne über mir aufgehen, und Thränen des Kummers flossen, als sie unterging. Mein zärtlicher Vater! wie hart war der Streich, der Dich von meiner Seite riß! So lange mein mühsames Leben dauert, werde ich auf Deinem Grabe weinen! Er starb! Ströme von Thränen sind zu wenig für diesen Verlust. In ihm fiel unsere Hoffnung, unser Schutz, unsre Glückseligkeit! — Umsonst ging die folgende Sonne für uns auf, umsonst hatten wir endlich diesen Tag hergeseufzt; er forderte andre Thränen, als die wir gehofft hatten; er sollte uns trennen, nicht verbinden. Der Tod stürzte den Altar um, an dem wir vereinigt werden sollten. Ach, Cleone, welch eine Veränderung! Unsre Liebe sah nun wieder ein Jahrhundert zwischen unsre Glückseligkeit gelegt! Erst trennte uns der Wohlstand auf Monate, hernach der Zwist unsrer Familien auf ewig! — Auf ewig? Nein, bei der heiligen Asche unsrer Väter, ewig soll er uns nicht trennen!

Glaube nicht, Cleone, daß menschliche Hände diese hei-

ligen Bande wieder zerreißen sollten, die schon vor dem Auge Gottes fest geschlossen sind. Keine Gewalt soll sie zerreißen, keine als — Gottes! — Ach, wie oft habe ich zu Dir hingeseufzt! wie oft war ich entschlossen, alle andre Vortheile zu verachten, und bei Dir mein ganzes Glück zu suchen! Aber — soll ich Dir noch Dein hartes Schicksal unerträglicher machen? Soll ich sagen, wie unglücklich Du mit mir sein wirst? Mein Herz blutet, wenn ich mich der schrecklichen Betrachtung überlasse, daß ich so gar unglücklich bin, mich bei Dir nicht entschuldigen zu dürfen! Nein, Cleone, mit der Entschuldigung müßte ich Dein Herz durchbohren, Dein Herz, das schon zu viel gequält wird. Wüßtest Du, wie grausam mein Schicksal ist! Aber laß mich diese Erzählung für eine bessere Stunde aufbehalten, wo meine Standhaftigkeit alle diese Hindernisse überwunden hat, und wo ich meine Cleone in meine Arme, an mein Herz schließe!

Der Zorn meiner Mutter ist unversöhnlich und unerbittlich; die Thränen ihres Sohnes fließen alle umsonst. Vergebens bemühe ich mich, die Feindschaft beizulegen; alle Vorstellungen sind umsonst; sie schätzt die Eide, die ihr in der Hitze des Zornes entfuhren, viel zu heilig, um unsere Verbindung zu erlauben, und umsonst stelle ich ihr die Eide vor, die mich mit Dir verbinden. — Welche Eide sind heiliger, o Himmel! Eide der Feindschaften oder der Liebe? Sie droht mir den Fluch! Der Fluch einer Mutter ist schrecklich: aber kann er den treffen, der tugendhaft handelt?

Sieh, Cleone, das ist das Schicksal Deines unglücklichen Cyneas! Von solchem Kampfe wird mein Herz gefoltert! Soll ich mich von allem Gehorsam gegen eine Mutter losreißen? Wirst Du leiden, daß sie über mich seufze? — Zwar ungerechte Seufzer; aber doch Seufzer einer Mutter! Ach, flehe mit mir den Himmel an, liebste Cleone, der uns nur prüft, daß er die Prüfung endige! und laß mich arbeiten, daß ich die Feindschaft endlich beilege. Dann kann ich Dich mit ruhigerem Gewissen besitzen; dann kann auch kein Engel unsere Verbindung sträflich finden.

Doch ich weiß, sie ist unsträflich; sie ist mehr als unsträflich, sie ist gerecht; und sträflich würde es sein, sie zu trennen. Ich weiß auch, selbst der Fluch einer Mutter, dieser im Zorne entwischte Fluch, den sie vielleicht bereut und doch für unverletzlich hält, müßte kraftlos sein, und der Himmel würde ihn nicht achten; aber soll ich des Vergnügens beraubt sein, Dich durch meine Verbindung glücklich zu machen? Soll ich unsre Vereinigung mit Sorge für die Zukunft anfangen, und Dich vielleicht — denn wer sieht alle Zufälle voraus — in Kurzem an dem Nöthigen Mangel leiden sehen? Mangel und Armuth sind schreckliche Feinde der menschlichen Glückseligkeit! Je mehr wir uns lieben, je stärker würden wir uns drücken. Zwar auch nicht die Armuth selbst sollte mich abhalten, redlich zu handeln; und es wäre eine elende Entschuldigung, wenn ich diese anführen wollte, um unsre Vereinigung auf ewig aufzuheben. Ein redliches Herz hat keine andere Entschuldigung, sich von seinem Versprechen loszumachen, als eine unwidertreibliche Unmöglichkeit. Es verlangt keine Entschuldigung, und verwirft alle Vorschläge des Eigennutzes oder Ehrgeizes mit Verachtung; aber wenn es hoffen kann, durch einen kurzen Aufschub der Erfüllung seines Versprechens, sich in den Stand zu setzen, sein Wort vollkommen erfüllen zu können und demjenigen, den dieser Aufschub Thränen gekostet hat, diese Thränen durch überwiegende Glückseligkeit zu vergüten: so sage: was darf er wählen? — Schreibe es keinem Mangel an Liebe zu, daß ich so weit sehe: ich weiß es, meine Geliebte, Liebe, heftige Liebe ist kurzsichtig; sie reißt sich von den Fesseln der Vernunft los, und wenn sie durch einen Abgrund müßte, so fliegt sie ihrem Gegenstande zu. Allein glaube nicht, daß ich nicht zu kämpfen hätte: was ich thue, das thue ich mit Gewalt, dem Wunsche und Entschlusse meines Herzens entgegen. Tadle es jetzt, daß meine Liebe meiner Vernunft so viele Gewalt erlaubt; ich hoffe, sie soll ihr die Strenge vergeben, wenn sie dieselbe mit Ruhe und desto größerer Glückseligkeit vergüten wird. Heftige Liebe, die sich blos ihren Wünschen überläßt, mag brünstiger sein: Liebe, der Grundsätze und Vernunft zu Hülfe kommen, ist dauerhafter. Sie vermeidet die Sorgen, und beugt dem harten Schicksal vor, das Uebereilung und Unvorsichtigkeit gern zu bestrafen pflegt; sie legt einen festen Grund zu einer dauerhaften Zufriedenheit, und entfernt von den Tagen der Zukunft den Verdruß und die Sorge, welche auch die glücklichste Vereinigung und die zärtlichste Liebe stören und schwächen können. Sieh, meine Cleone, also ist diese Vernunft, der ich jetzo eine Gewalt über mein Verlangen einräume, nicht weniger Liebe für Dich: und Liebe und Vernunft müssen endlich alles überwinden.

Was könnte uns vor einem unglücklichen Leben schützen, wenn ich mich jetzo blos dem Wunsche meiner Liebe überlassen wollte? Meine Mutter hat geschworen, mich zu enterben, wenn ich ihrem Willen zuwider lebe. Sie muß durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden soll. Folge ich meiner Neigung, ach Cleone, so ist nichts gewisser, als daß ich sie erzürne, und ihr Zorn, nur ihr Zorn ist schrecklich. — Ich werde sie endlich durch Güte gewinnen, wenigstens wird mein Gehorsam sie rühren. Ich merke schon, daß ihr Eigensinn nachläßt. Vormals drang sie mit größerer Heftigkeit in mich, und forderte von mir — — darf ich es sagen? — einen Schwur, Dich zu vergessen! Aber wenn ich jemals vergessen habe, daß sie meine Mutter war, wahrhaftig, so war es in diesem Augenblicke! da war ich meiner Liebe nicht mächtig, und goß frei mein ganzes Herz vor ihr aus. War sie beleidigt, so muß mich ihr Antrag entschuldigen. Man kann nicht ohne alle Beleidigung reden, wenn man uns ein Laster zumuthet.

Vielleicht wurde sie gerührt: denn seit der Zeit hat sie sich gescheut, eine Untreue von mir zu begehren. Sie verlangt keinen Eid mehr, und meine Bitten werden endlich noch ihren Eigensinn überwinden. Aber wie lange werde ich noch nach Dir seufzen! Wie lange, meine Cleone, wirst Du mir entgegen hoffen? — Ach, daß ich diese Frage zu Deiner und meiner Beruhigung nicht beantworten kann. — Vielleicht werde ich selbst diesen grausamen Zwang nicht lange mehr ertragen können. Jeder Tag vermehrt meine Liebe und meine Ungeduld! Ich bin wie ein Gefangner; jeder merkt auf meine Handlungen, jeder sucht meine Entschlüsse auszuforschen und verfolgt mich auf allen Tritten. Ich habe keinen Freund um mich: alles ist Verräther. Könnte ich noch frei mein Herz ausgießen und alle meine Empfindungen und Gedanken schreiben, so würde mir dieses noch ein Trost, und Dir eine Erleichterung sein. Aber wem soll ich meine Geheimnisse vertrauen! Durch wem soll ich meiner Cleone meine Seufzer übersenden? — Aber laß uns die Prüfung des Himmels erdulden; es wird gewiß eine desto größere Glückseligkeit darauf erfolgen. O, wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorstelle, das uns unsre Verbindung unerschöpflich geben wird! Wie werde ich meiner Cleone entgegeneilen und ihr getreues Herz an mein Herz drücken! Wie wird sie mir mit Freudenthränen im Auge und mit offnen Armen entgegenfliegen. Und wie wird eine der ersten Stunden, wann wir uns wiederfinden, Jahre voll Kummer und Sorgen bezahlt machen!

Kann indeß dieses noch eine Beruhigung für Dich sein, meine Geliebte, daß unsre Trennung nicht lange mehr dauern soll; so höre noch meinen letzten Entschluß und beurtheile daraus meine Liebe. Wenn ich sehe, daß meine Bitten das Herz meiner Mutter nicht rühren und daß sie vielleicht sich zu lange meiner gehemmten Forderung widersetzen würde, so will ich Gelegenheit suchen, mich auf einige Tage, unter einem unverdächtigen Vorwande, zu entfernen; und dieser Tage einer soll unsre Liebe durch heilige Bande unzertrennlich machen. Nur um Dich zu beruhigen und Dir allen Zweifel zu nehmen, Cleone, habe ich diesen Entschluß fest gefaßt. Ich kehre indeß zu meiner Mutter zurück und unsere Verbindung bleibt bis auf den glücklichen Augenblick verschwiegen, wo ich endlich ihren Eigensinn überwinden werde. Erwarte bald entweder diese Stunde, oder die Nachricht, das wir ganz glückselig sind.

E.

Karl Egon Ebert

wurde im Jahr 1801 zu Prag in Böhmen geboren. Sein Vater (Doctor der Rechte, Landesadvokat und Fürstlich Fürstenberg'scher Hofrath), ein Mann von ausgezeichneter Bildung und vorzüglichem Charakter, verwendete alle Sorgfalt auf die erste Entwicklung seines Sohnes, die von einem eigenen Erzieher geleitet wurde, bis der Knabe, mehr durch Zufall als Absicht, während eines Aufenthaltes mit seinem Vater in Wien, in ein dort befindliches öffentliches Erziehungsinstitut gerieth, welchem Geistliche aus dem Orden der P. P. Pianisten vorstanden. Hier erwachte zuerst in dem 14 jährigen E. der Trieb zur Poesie, welcher aber so wenig berücksichtigt wurde, und so vielen Hemmungen ausgesetzt war, daß E. sich glücklich pries, als er nach 2 Jahren wieder in sein Vaterland und Vaterhaus zurückkehren konnte, wo er neben den Schulstudien seiner Lieblingsbeschäftigung ungestört nachhängen durfte. Die Jahre von 1817 bis einschließlich 1819 waren es, in denen er, in jugendlichem Uebermuthe seinem Talente und der bis dahin sich angeeigneten Bildung vorgreifend, sich an das Höchste wagte; er schrieb innerhalb dieses Zeitraums an 20 Dramen, worunter sogar Ausführungen der in Schillers Nachlaß vorhandenen Pläne zu „Warbeck, und den Maltheseru" sich befanden. Später verwarf er zwar diese Versuche als unreife Jugendarbeiten gänzlich; doch waren sie, in Bezug auf Erlangung einiger Sprachgewandtheit nicht ohne Vortheil für seine spätern Erzeugnisse geblieben. Zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Drama für ihn noch eine zu hohe Aufgabe sey, wendete er sich mehrere Jahre hindurch ausschließlich der lyrischen Poesie zu, für die er in einem ungebundenen, dem Genuß der schönen Natur mit inniger Vorliebe hingegebenen Leben Stoff und Farben fand. Eine Auswahl der in jener Periode entstandenen Poesien bildete nachher den Inhalt der im Jahr 1824 bey Kronberger in Prag erschienenen „Gedichte" welche, um einen Band vermehrt, im Jahre 1828 als zweite Auflage unter dem Titel „Dichtungen" bei Calve aufgelegt wurden. Während dieser Zeit aber, und schon seit dem Jahre 1823 beschäftigte sich E. mit der Bearbeitung eines böhmisch-nationalen Heldengedichtes „Wlasta", welches im Jahr 1829 bei Calve erschien, und in diese Periode fällt auch das dramatische Gedicht „Bretislaw und Jutta, welches auf der Prager Bühne im Jahr 1828 zuerst dargestellt wurde, und dort noch stets mit gleichem Interesse gegeben wird. Im Jahr 1829, nach dem Tode seines Vaters, unternahm E. eine Reise durch Süddeutschland und die Schweitz. Diese Reise und ein früherer Aufenthalt in einem einsamen Mönchskloster auf dem Lande, wo er einige Zeit zubrachte, um das dritte Buch der Wlasta ganz ungestört zu schreiben, gaben Anlaß zu dem im Jahr 1832 bei Brodhag in Stuttgart erschienenen idyllischen Erzählung „das Kloster." Im Jahr 1835 aber kam sein Trauerspiel „Czeßmir" in Prag zur Aufführung und soll nächstens im Druck erscheinen. Auch bereitet E. eine poetische Reise durch Süddeutschland und die Schweitz zur Herausgabe vor, die blos aus Gedichten bestehen wird, wie sie eben von interessanten Oertern oder Personen angeregt wurden.

E. wurde nach geendeten philosophischen und juridischen Studien im Jahr 1825 als Bibliothekar und Archivar bei dem in Donaueschingen residirenden, regierenden Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg angestellt, der auch in Böhmen bedeutende Besitzungen hat. Im Jahr 1829 wurde E. zum Rath und Archiv-Director ernannt, in welcher Stelle er sich noch befindet. Sein angenehmes Verhältniß zu dem durch Eigenschaften des Geistes und Herzens gleich ausgezeichneten, wegen seines edlen Liberalismus so hoch gefeierten Fürsten, darf Bürge seyn, daß E's Muse, ungehemmt von Außen, in der Folge fruchtbarer seyn wird, als es in den letzten Jahren der Fall war, in welchen seine Kraft von einem innern Leiden geistiger oder körperlicher Art gefesselt zu seyn schien.*)

E's Dichtungen zeichnen sich sämmtlich durch Innigkeit, Reichthum der Phantasie, Wärme und Kraft der Gedanken aus; wenn er sich auch in seinen ersten Leistungen hin und wieder zu sehr von seinem jugendlichem Feuer fortreißen ließ, und vorzüglich jener Ruhe und Besonnenheit ermangelt, welche das reifere Alter verleiht, so ist doch Großes und Gelungenes von ihm zu hoffen, um so mehr als jede spätere Arbeit beurkundet, wie ernst sein Streben ist, bei dem Besitze reicher Mittel, das vorgesteckte Ziel möglichster Vollkommenheit zu erreichen. Sein episches Gedicht „Wlasta" enthält manches überaus Gelungene, so wie sich in seinen lyrischen Dichtungen viel Zartes und Tiefes, das er mit großer Anmuth auszusprechen weiß, findet. Daß sein dramatisches Gedicht, „Bretislaw und Jutta" sich bei seinem Erscheinen auf der Bühne dauernden Beifalls erfreute, ward bereits oben erwähnt.

Die Ruine.**)

Spätabend. Eine Anhöhe mit den Trümmern einer Veste.
Kurd, Gottwald und Guido klimmen herauf.

Kurd.

Wir sind am Ziel, doch welche Täuschung zeigte,
Als wir vom tiefen Thal emporgeschaut,
Auf dieser Höh' uns einen Wunderbau!
Entfernung schmolz die Theile in einander,
Das gier'ge Auge füllte jede Lücke,
Und goß die einzlnen Stücke in ein Ganzes,
Das als ein Ungeheuer uns erschien.
Nun stehn wir hier, und sehn mit bangem Blick
Ein ärmliches, verwittertes Gemäuer,
Zerfallne Thürme, eingerollte Bogen,
Drein blöde Eulen dumpf'ge Nester bau'n,
Drinn sich der Sturm verirrt, drauf trockne Disteln
Vergelbtes Reihgras und verkrümmte Föhren,
Die einz'gen lebenden Geschöpfe, schwanken.

---

*) Bis hierher von einem Freunde des Herrn Rath Ebert mitgetheilt.

**) Aus: Dichtungen von K. E. Ebert. 2. Bd. Prag. 1826.

O mußt' ich hierher gehn, den alten Gram
Um die Vernichtung alles Herrlichen,
Um alles Ird'schen Loos, der Dinge Wandel
Durch solchen Anblick neu mir zu erwecken?
Was seh' ich hier, als ein erbärmlich Bild
Der furchtbar waltenden Vergänglichkeit,
Und ihres Schergen, des geschäft'gen Todes?
Was seh' ich hier, als eine morsche Leiche
Der Kraft, ein elend Grabmal des Erhabnen,
Als einen Gottesacker großer Zeit?
O daß der Mensch es liebt, sein eigen Loos
In Bildern der Zerstörung anzustaunen,
Daß ich es liebe, meinen düstern Sinn
An der Betrachtung solchen Grauns zu weiden!

Gottwald.

Du ewig trüber, ewig bittrer Freund,
Was dachtest du zu finden hier, als Trümmer,
Erinnerungen an verrauschte Zeit,
An Thaten, die empor aus solchen Mauern,
Wie Eichen aus dem heim'schen Boden wuchsen?
Mir blüht bei solchem Anblick die Geschichte,
Die Sag' erhält mir Grund, die graue Vorzeit
Erdämmert mir, und die Gestalten drinn
Gewinnen Klarheit, Farbe und Bewegung.
Jedweder Stein spricht von Gescheh'nem mir,
Die morschen Bogen, die, im Grund gelöst,
Sich zu einander neigen, scheinen mir
Von alter Zeit sich heimlich zu besprechen,
Der greise Thurm der Föhr' auf seinem Haupte
Ein wundervolles Mährchen zu erzählen,
Indeß dort die zersunkene Kapelle
Sich in das schöne Sonst zurücketräumt,
Da noch Gesäng' in ihren Hallen tönten.
Wo ist das Trübe da, das dich ergreift?
Geschehn muß, was geschieht, und mich erfreut's,
Zurückzuschaun in die versunknen Tage,
In das gewalt'ge Meer gelungner Thaten,
Gespannten Strebens, und gebrochner Kräfte,
Das hinter uns in ew'ger Ebbe liegt.
Wem dies nicht Hochgewinn, den nenn' ich arm,
Denn der Genüsse höchster ist ihm fremd.

Guido.

Ich rühme mich weit reicher doch, denn du.
Indeß der Anblick der Ruine dir
Die Wissenschaft belebt, den regern Geist
Zurückeleitet zum Gewesenen,
Belebt er mir die Phantasie, und bildet
Zur Gegenwart mir die Vergangenheit.
Ich sehe keine Trümmer mehr vor mir,
Nein, eine mächt'ge unversehrte Veste
Mit glatten Zinnen, ries'gen Thürmen steigt
Vor meinem Blick im Abendnebel auf.
Dort schlängelt sich der schmale Burgweg hin,
Dort liegt die Brücke, dran das Gitterthor,
Drinn steht der Pförtner mit dem Schlüsselbunde,
Gewalt'ge Doggen lagern rings um ihn.
Auf hoher Mauer schreiten ernste Wächter
In blanken Waffen langsam hin und her,
Indeß ein Andrer, hoch am Thurm erscheinend,
Die rothen Fahnen abnimmt, und verschwindet.
Doch auf dem Söller droben, der so kühn
Ob jähem Abgrund schwebt, sitzt stillerfreut
Der alte Ritter; ihm zur Seite steht
Der junge Sohn in herrlich buntem Wams,
Und am Geländer lehnt das Töchterlein,
Und schaut weitum in's tiefe Land, und spielt
Mit schnee'gen Fingern in den goldnen Locken.
Da tönt mit einem Male Glockenklang,
Und mit entblößtem Haupte kniet der Greis,
Und Sohn und Tochter, Wächter, Pförtner, knie'n,
Und sprechen leis' und fromm den Abendsegen.

Gottwald.

Du schwärmst, wie stets; doch dich beglückt dein Schwärmen,
Und was beglückt, ist gut. Doch auf nun, auf!
Schon breitet tiefes Dunkel sich ringsum,
Und noch, Gedanken tauschend, stehn wir da,
Vergessend, die Ruine zu beschauen.

Guido.

Laß uns noch weilen, bis der Sterne Licht
Zum Gang uns leuchtet. Sieh, schon klärt sich leicht
Das tiefe Grau dort hinter dem Gemäuer;
Schon lichtet sich ein Kreis, der sichtlich wächst,
Schon drängt der Nebel flüchtend sich hinweg,
Schon dringen einzle Strahlen rasch hervor,
O sieh, schon steigt der volle Mond empor!
Jetzt, ob mir gleich die schöne Täuschung weicht,
Als steig' ein festes Schloß hier in die Lüfte,
Genieß' ich doch ein neues Bild, da hell
Der Mond sich in die schwarzen Trümmer senkt,
Die er durchfließt mit zauberischem Glanze.

Kurd.

Ja, schauerlich erscheinen nun die Massen
Des vielgestalt'gen, ewigen Gesteines,
Das ordnungslos und seltsam hier sich häuft,
Dort, weit zerstreut, nur hier und dorten ragt.
Durch alle Fugen, alle leeren Räume,
Durch die zerfallnen Fenster, durch die Risse
Zersprungner Wände scheint der bleiche Mond
Wie durch ein modrig riesiges Geripp.
Das ist das wahre Bild nun der Vernichtung,
Die mich empört; doch wunderbar, daß mich
Ein sonderlich Gelüste immer treibt,
Dem, was mir in der tiefsten Seele widert,
Mit stets erneutem Triebe nah' zu gehn! —
Kommt, Brüder, laßt uns die Ruine sehn.

Sie wollen in die Ruine, als plötzlich aus derselben ein zweistimmiger Gesang ertönt. Sie bleiben bestürzt stehn.

Erste Stimme.

Die Zugbrück' nieder, auf das Thor,
Mir däucht, es naht mein Sohn,
Mir schlägt so süß an's stumpfe Ohr
Bekannter Stimme Ton.

Ach, könnt' ich doch vom Lager auf,
Dran mich das Alter schließt!
Doch horch, die Treppen kommts herauf —
O Sohn, sey mir gegrüßt!

Zweite Stimme.

Den Gruß, o Vater, dreifach dir,
Bei dir nun ruh' ich aus,
Es ward wohl heiß und schwülig mir,
Ich kämpfte harten Strauß.

Erste Stimme.

Gewiß, ich seh's an deinem Blick,
Gewiß, du hast gesiegt,
Du bringst die Tochter mir zurück,
Der freche Räuber liegt.

Zweite Stimme.

Im Haine fiel das Ungethüm,
Von ew'ger Nacht umflort,
Doch ach, Berilde neben ihm,
Von seinem Dolch durchbohrt

Erste Stimme.

Ach weh! mein Kind, der Rose gleich,
Verhaucht ist deine Glut!
Doch, Sohn, um Gott, auch du wirst bleich,
Aus deinem Wams quillt Blut!

Zweite Stimme.

Bringt einen Sarg mir, einen Sarg,
Geschmückt mit Schild und Schwert,
Ich war wohl kühn, ich war wohl stark,
Und bin der Ahnen werth.

O Vater, mir versinkt das Licht,
Und Stimmen rufen hohl,
Die Kraft ist hin, das Leben bricht,
O Vater mein, leb wohl.

Erste Stimme.

Zwei Särge bringt, zwei Särg' herauf,
Für Sohn und Töchterlein,
Und einen dritten noch thut auf
Und legt mich selbst hinein.

Mein alter Stamm, du bist nun aus,
Du ruhst in dunkler Truh',
So stürz' auch du, mein altes Haus,
Und deck' uns Todte zu!

Gottwald (schaudernd).

Was war das? welcher schauerliche Sang
Aus diesen öden Mauern?

Kurd.

Mir erbebte
Das Herz im Busen.

Guido.

Seht, was schreitet dort
Aus den Ruinen! zwei Gestalten, bleich
Gleichwie der Mond, mit langen Silberbärten,
Gehüllt in dunkle, schleppende Talare.
Das sind der Ahnengruft entstiegne Geister,
Die ihren eingestürzten Sitz durchwandeln.
Flieht! flieht! sie schreiten her!

Gottwald.

Laß fort uns eilen!
Sey's, was es sey, es ist nicht gut hier weilen.

Zwei Einsiedler nähern sich, der Eine ruft:

Erster Einsiedler.

Ihr Wandrer, fürchtet nichts; wir sind nicht Schatten,
Nicht Geister, wie ihr meinen mögt, wir fühlen
Wie ihr, in unsern Adern rollet Blut,
Ob träg' auch, da uns Greisenjahre drücken.
Zwei Klausner sind wir, die in diese Trümmer,
Das ächte Bild der ird'schen Nichtigkeit,
Sich ihre Klause bauten, unbekümmert,
Ob über Nacht vielleicht die Mauer stürzt,
Ob sie ein Sturm aus loser Fügung reißt,
Und ihre Hütte, und sie selbst zerschmettert.
Den Augenblick ersehnend, der uns sanft
Hinüberleite zu dem Ewigen,
Schau'n wir ringsum in die Vergänglichkeit,
Uns über sie in heil'gem Stolz erhebend;
Das Leben scheint uns Tod, der Tod uns Leben,
Die weite Erd' uns eine Stufe nur,
Auf der wir betend auf zum Himmel steigen.
Von solchen Greisen fürchtet nichts, und tretet
Getrost uns näher, und in unsre Klause.

Kurd.

O welche seltne, heitre Ansicht dessen,
Was mir so finster, so entsetzlich scheint!

Guido (mit den Uebrigen näher kommend).

Sagt an doch, welcher räthselhafte Sang
Erscholl so eben, wie aus Geistermund?

Zweiter Einsiedler.

Was ihr gehört, das war die düstre Sage
Vom Untergang des Stammes dieser Burg.
Viel andre Sagen wissen wir von ihr,
Die wir in Liedern uns und Wandrern singen,
Wie wir das Lied euch sangen, das euch schreckte.
Es thut uns wohl, in den verlaßnen Mauern
Vergang'nes Leben wieder aufzurufen,
Uralten Sinn im Neuen zu bewahren,
Und gleichsam Stimmen todter Zeit zu seyn.
Beliebt's euch, einzugehn in unsre Hütte,
So werd' euch Alles, was wir wissen, kund.

Gottwald.

Die Trümmer wollen wir zuerst durchgehn,
Dann sollt ihr uns in eurer Klause sehn.

Erster Einsiedler.

So geht, indeß wir unsre Glocke schwingen,
Gebete sprechen, und das Nachtlied singen.

Alle gehn in die Ruinen. Bald darauf ertönt die Glocke der Einsiedelei, und der Einsiedler Nachtlied:

Alles ruht und schweigt hienieden,
Nur der milde Vater wacht,
Sendet Labung aus und Frieden,
Hüllet lind und kühl die Müden
In die stille Nacht.

Aus des Himmels blauem Bogen
Blickt sein liebend Aug' als Mond,
Der, von sanftem Schein umzogen,
In des Aethers leichten Wogen
Ruhverheißend thront.

Vater, heut auch wolle lindern
Jedem Trüben seine Pein,
Laß auch diese Nacht den Sündern,
Laß sie allen deinen Kindern
Süßes Labsal seyn!

Der Schild.

Poetische Erzählung in zwei Gesängen.

Erster Gesang.

Der Morgen hob aus dunklen Meereswogen
Sein rosig dämmernd Angesicht hervor,
Die Stern' erblaßten, und die Nebel zogen,
Ein dünner Silberschleier, hoch empor,
Und Strahlen drangen auf zum Himmelsbogen,
Zerstäubt entwich der letzte Wolkenflor,
Und, steigend durch der Lüfte blaue Fluten,
Zog stolz die Sonn' empor in gold'nen Gluten.

Und schon war's laut im hohen Königsschlosse
Von Männertritten und vom Stimmendrang,
Da sprengten schmucke Ritter, hoch zu Rosse,
Zum Thor hinein mit lust'gem Panzerklang,
Dort eilten Reisige und Dienertrosse
Mit schwerem Schritt den weiten Hof entlang,
Hier scholl Gestampf von hundert Pferdehufen,
Dort lauter Sang, und dort ein zeternd Rufen.

Die Ritter aber eilen nach den Hallen,
Wo hoch am Thron der greise König ruht,
Sein Haupt ist tief zur Brust herabgefallen,
In seinen Wangen ist kein Tropfen Blut,
Und nur aus seiner Fäuste festem Ballen,
Die immer zucken, wie vor Grimm und Wuth,
Und aus der dunklen Augen wildem Brennen
Ist, daß er lebt und fühlet, zu erkennen.

Lang bleibt es still und bange in der Runde,
Kein Laut ertönet, keine Lippe bebt,
Bis sich, als hätt' er eine tiefe Wunde,
Der König schmerzlich auf vom Sitze hebt—
„Vernehmt, ihr Edlen," ruft er, „trübe Kunde,
Das Härt'ste, Schrecklichste hab' ich erlebt;
O, wär' ich früher doch, von Freuden trunken,
Und frei von Schmach, in's kühle Grab gesunken!

Ihr kennt den Schild, der stets nach alter Sitte
Sich fortgeerbt in unserm Königshaus,
„Bewahr' ihn treu!" war meines Vaters Bitte,
Er sprach's, und haucht' in meinen Armen aus;
Ihr kennt den Schild, es strahlt in seiner Mitte
Ein großer Demant Silberflammen aus,
Der Rand ist Gold, besetzt mit edlen Steinen,
Die schön zum Kranz ihr buntes Licht vereinen.

'Dies edle Kleinod hatte meinem Ahnen
Astur, der mächt'ge Zaubrer, einst geschenkt,
Und jeden Vorfahr hat auf allen Bahnen
Der theure Schild zum sichren Ziel gelenkt.
Er brachte Ruhm und Ehre unsern Fahnen,
Die stets gesiegt, wohin man sie geschwenkt,
Die Aehren trugen siebenfachen Segen,
Und Fruchtbarkeit und Glück war allerwegen.

Drei Tage sind's, da mich der heitre Morgen
Hinausgelockt zur muntern Eberjagd,

All meiner Bürde frei und aller Sorgen,
Hatt' ich mich tiefhin in den Forst gewagt,
Wo, rings von schroffen Felsen wohl geborgen,
Des Riesen Oller hohe Veste ragt.
Dort sank ich müde hin, in's Moos mich drückend,
Und Schlaf umfing mich stärkend und erquickend.

Doch hatt' ich kaum der Ruhe Lust empfunden,
Als mich ein schwerer Druck vom Schlummer weckt,
Ich fühle wie von Schlangen mich umwunden,
Und will empor mich reißen, tief erschreckt;
Doch meine Glieder sind wie festgebunden,
Und meine Augen noch von Nacht bedeckt,
Mein Herz ist schwer, ich glaube zu ersticken —
Jetzt schau' ich auf — was mußt' ich da erblicken!

Den Riesen seh' ich stehn, der mit der Rechten
Mich niedergepreßt voll schrecklicher Gewalt,
Von seiner Linken fühl' ich mich umflechten,
Die mir den Schild gewandt vom Arme schnallt,
Und jetzt, wie wenn der Alp in schweren Nächten
Uns plötzlich losläßt, war ich aufgeprallt,
Weg war der Schild, und aus der Veste Hallen
Hört' ich des Riesen Hohngelächter schallen.

Euch ruf' ich auf nun, daß ihr nicht dem Hohne
Des frechen Räubers Preis mich geben wollt,
Und weil der Schild nur Jenem wird zum Lohne,
Der Sieg nur Jenem nach der Sage hold,
Der anverwandt ist diesem alten Throne,
In dessen Adern Blut der Ahnen rollt,
So ruf' ich die, so theilhaft dieses Glückes,
Den Zorn zu lösen meines Mißgeschickes."

Kaum hat des Königs Rede ausgeklungen,
Da nahn dem Throne Ulf und Waldemar.
Der Erste scheint von finst'rem Geist durchdrungen,
Des Andern Auge leuchtet frei und klar.
Des Einen schwarz Gelock hängt wirr verschlungen;
Geglättet fließt des Andern gold'nes Haar.
Der Ein' ist schwarz vom Haupt zum Fuße nieder;
Ein blau Gewand umschließt des Andern Glieder.

„Verwandt sind wir dem Thron, und deine Schmerzen,"
So sprechen sie, „mag lösen unser Blut,
Und läg' es hinter siebenfachen Erzen,
Des Frevlers Herz trifft unser frischer Muth!"
Der König hört das Wort mit leichterm Herzen,
In seine Wangen drängt sich wieder Glut —
„Dem Sieger," ruft er freudig, „sey zum Lohne
Der Tochter Hand, und einst die Königskrone."

Giselda stand am Thron, in sich versunken;
Nun irrt nach Waldemar ihr feuchter Blick,
Der aber gibt, von süßer Hoffnung trunken,
Ihr einen freudeflammenden zurück.
Den Augen Ulf's entsprühen düstre Funken;
Er sinnt, zu fesseln sich das hohe Glück.
Der König ruft: „Nun folgt mir zum Gelage,
Zum Kampfe zieht hinaus am nächsten Tage."

Bei reichem Mahl, bei frohem Klang der Becher,
Der Morgen, Mittag und der Abend flieht,
Gefeiert wird der Muth der beiden Rächer
Durch vieler Harfner kräftig tönend Lied.
Die Nacht erscheint, da heben sich die Zecher,
Und suchen Ruh', von Wein und Rede müd',
Und bald umweht der Schlummer, süß und stille,
Ein jeglich Aug' mit seiner linden Hülle.

Giselda nur in ihrer Halle oben
Ist wach noch, spähend Fensters Höh',
Ihr Auge überglänzt die Sterne droben,
Den Mond verdunkelt ihres Busens Schnee.
Die Hände hält gen Himmel sie erhoben,
In Seufzern kündet sie ihr tiefes Weh,
Die leichte Luft bewegt des Herzens Klopfen,
Die Lippe bebt, und heiße Thränen tropfen.

Da tönt es plötzlich durch die nächt'ge Ruhe,
Ein Ton, wie einer einzlnen Saite Klang,
Und rasch vom Fenster eilt sie, was sie thue,
Sie weiß es kaum, sie folgt nur ihrem Drang;
Vom Fuße zieht sie flink die goldnen Schuhe,
Und steht schon draußen in dem Bogengang,
Und eilt hindurch und steht dann lauschend wieder,
Und schleicht mit leiserm Tritt die Treppe nieder.

Schon ist sie unten, tritt mit bangem Zagen
Zum Garten ein, schon reut sie ihr Entschluß,
Da fühlt sie kräft'ge Arm' um sich geschlagen,
Auf ihren Lippen brennt ein glüh'nder Kuß,
Und all' vergolten ist ihr kühnes Wagen,
Hin gibt sie sich dem seligen Genuß,
Und Alles schwimmt und flirrt vor ihren Blicken
In Lust und Rausch, in Wonne und Entzücken.

Fort zieht sie Waldemar mit sanftem Dringen,
Hin, wo von tiefem Dunkel rings geschützt,
Die Bäume sich zu einer Laube schlingen,
Die hie und da der Mondstrahl nur durchblitzt.
Daran ein klarer Quell mit frohem Springen
Die nahen Blumen wie im Scherz bespritzt,
Dabei im Busch mit wundervollen Tönen
Die Nachtigall von Liebe singt und Sehnen.

Doch süßer, als der Sang der Nachtigallen,
Ertönt Giseldas zarter Rosenmund,
Mit schmelzenderm, mit lieblicherem Schallen,
Gibt sie ihr Lieben und ihr Leiden kund;
„O Holder," ruft sie weinend, „wirst du fallen,
Was hielte mich am weiten Erdenrund?
Könnt' ich dein Aug', dein liebes, nimmer sehen,
Wie Blume ohne Sonn', müßt' ich vergehen!

Noch bist du mein, noch halt' ich dich im Arme,
Noch drück' ich dich an meine treue Brust,
Noch faß' ich deine Hand, die liebewarme,
Noch streichl' ich deine Lock' in stiller Lust;
Und morgen — weh, daß Gott sich mein erbarme!
Und morgen — weh, daß du zum Kampfe mußt!
Vielleicht auf deiner Leiche halt' ich morgen
Mein warmes an dein kaltes Herz geborgen!

Und dreifach Weh, wenn Ulf als Sieger kehrte,
Der Finstre, aller bessern Regung bloß,
Er, den Natur die Liebe nimmer lehrte,
Ihm heimzufallen, welch ein schrecklich Loos!
Ha, eh' ich mich dem Schändlichen gewährte,
Verschlinge mich des Meeres tiefer Schooß,
Eh' sey dieß Herz, von hartem Schmerz gebrochen,
Mit scharfem Dolch, dem Schwure treu, durchstochen!"

Sie ruft's, und reicher ihre Thränen strömen,
Doch muthig blickt und tröstet Waldemar:
„O wolle, Theure, dich so schwer nicht grämen.
Der Himmel schützt ein redlich liebend Paar;
Er wird dem kalten Ulf die Arme lähmen,
Mich führen aus der rühmlichen Gefahr —
Mich leiten Glaube, Hoffnung und die Liebe,
Kein Gott ist, der da ungerührt verbliebe."

So tröstet er, und saugt von ihren Lippen
Mit weichen Küssen jeden Seufzer fort,
Die Thräne weiß vom Aug' er weg zu nippen,
Zu lösen all ihr Leid mit trautem Wort;
Indeß ergeht sich Ulf auf öden Klippen,
Die hoch emporgethürmt am Meeresbord,
Verstörten Blicks, gefaltet schwer die Stirne,
Im Herzen Eis, und Feuer im Gehirne.

Und eben kommt ein Sturm heraufgezogen,
Den Mond umhüllt ein schauriges Gewand,
Ein schwarz Gewölk bedeckt des Himmels Bogen,
Und dunkler stets und dunkler wird das Land,
Mit dumpfem Rauschen heben sich die Wogen,
Von ihren Schlägen wiederhallt der Strand,
Doch lauter noch, als Sturm und Meer im Grimme,
Tönt durch das Brausen Ulf's gewalt'ge Stimme.

„Ha, tobe, See, und sause, Sturm, dein Flügel,
Ihr Elemente alle, lehnt euch auf,
Zerreißt, beherrschte Kräfte, eure Zügel,
Und stürmt entgegen eurem alten Lauf,
Ihr Felsen, stürzt, zerschichtet euch, ihr Hügel,
Ihr Flammen in den Tiefen, schießt herauf,
Begrab' in deinen Trümmern mich, du Erde,
Soll es geschehn, daß ich nicht Sieger werde!

Wornach als Ziel, als höchstem Erdenlohne,
Mein hochgemuthet Herz von je erschwoll,
Der Zepter liegt vor mir, die Königskrone,
Die nun mein Muth, mein Schwert erringen soll;
O stählt die Kraft mir, mächtige Dämone,
Zur Seite steh' mir euer ew'ger Groll,
Stürzt Waldemar'n, laßt mich den Preis erjagen,
Und, dienstbar euch, will ich den Purpur tragen.

Ja, dieser Sturm ist Stimme der Erhörung,
Denn Schrecken nur und Graus ist euer Reich,
Und in der Fluten, in der Luft Empörung,
Verkündet ihr den ird'schen Blicken euch!"
Er ruft's, doch plötzlich schweigt der Wogen Gährung,
Der Sturm verzieht sich, und die See wird gleich,
Die Wolken reißen, und in hellem Lichte
Erscheint der Mond mit klarem Angesichte.

Bald aber wird er blaß und schwindet wieder,
Verglimmend in der Dämm'rung grauem Schein,
Des Morgenrothes glänzendes Gefieder
Taucht Alles schon in seine Farbe ein,
Da schreitet rasch zur Veste Ulf hernieder,
Tritt düster in die hohe Halle ein,
Darin der König in der Ritter Kreise
Schon ungeduldig harrt der bald'gen Reise.

„Wohlauf denn!" ruft der Greis in hoher Freude,
Und legt auf's Haupt der Kämpfer seine Hand,
„Wohlauf denn! kräft'ger Segen leit' euch Beide,
Wird Einem auch der Sieg nur zugewandt;
Für welchen von euch das Geschick entscheide,
Er sey ein Gott hinfort dem Vaterland,
Die zweite Sonne sey er diesem Reiche,
Die selbst dem König nicht an Glanze weiche."

Die Kämpfer heben sich mit kühnem Sinnen,
Und gehn, und wünschend folgt der ganze Schwall,
Und nieder von den Thürmen und den Zinnen
Begrüßt sie schmetternder Drommeten Schall;
Sie jagen fort, als trieb' sie Sturm von hinnen,
Im Flug schon überschritten ist der Wall,
Schon sieht man fern der Helme hell Gefunkel,
Und schon verschwinden sie im Waldesdunkel.

Hin schreiten sie durch hohe Eichenhaine,
Dann an gewalt'ger Berge jähem Hang,
Dann über kahle klippige Gesteine,
Dann mitten durch Gesträuche führt ihr Gang,
Doch Jeder geht, als wär' er nur alleine,
Denn Waldemar ergötzt sich mit Gesang,
Indeß der Andre, brütend und verschlossen,
Mit Schweigen wandert neben dem Genossen.

Schon steht die Sonne hoch, und ihre Tritte,
Verdoppeln Beide nun zu schnellerm Lauf,
Und immer nimmt, bei jedem weit'ren Schritte,
Sie eine tief're, öd're Wildniß auf,
Oft stehn sie still in ries'ger Felsen Mitte,
Und spähn umsonst nach einem Pfad hinauf,
Und kehren um, und kommen immer wieder
In unwirthbare, enge Klüfte nieder.

Doch plötzlich öffnet sich vor ihren Blicken,
Weithin sich streckend, eine tiefe Schlucht,
Die Berge weiter auseinander rücken,
Und laufen aus in eine Meeresbucht,
Und dort, gethürmt auf ries'gen Felsenstücken,
Ersehn sie freudenvoll, was sie gesucht,
Des Riesen Oller Veste liegt vor ihnen,
Von hellem Strahl der Mittagsglut beschienen.

Die Beiden stehn mit festgebannten Beinen:
Ihr Aug' erlabt sich an der selt'nen Schau,
Die Mauern, schwer gefügt aus rohen Steinen,
Deckt eine Felsenplatte dick und rauh,
Zwei schmale Gitterfenster nur erscheinen,
Dem Tage Einlaß gönnend, in dem Bau,
Und eine ungeheure eh'rne Pforte
Gewähret Sicherheit dem Schauerorte.

Mit einem Mal bricht Ulf die lange Stille —
„Zuerst gebührt mir Aelterem der Strauß,
Daß so die alte Sitte ich erfülle,
Ruf' ich zuerst das Ungethüm heraus!"

Und Waldemar darauf: „Gescheh' dein Wille,
Erst zwingen wir den Hühnen aus dem Haus,
Dann kämpfe du, ich aber harrend wende
Zurücke mich bis zu des Kampfes Ende."

Und vor die Veste eilen rasch die Ritter
Ihr Horn erdröhnt, sie schleudern Stein' an's Thor,
Da murmelt's droben, wie ein fern Gewitter,
Allmählig wachsend aus der Höhl' hervor;
Ein riesig Haupt erscheinet am Gegitter,
Und donnernd schlägt es an der Kämpfer Ohr:
„Wer wagt's, wer wagt's, vom Schlafe mich zu wecken?
Was wollt ihr hier, wer seyd ihr, schmale Recken?

„Wir wollen dich!" schreit Ulf, „du Ungeheuer,
Wir wollen dich, komm nieder, schmählich Thier!
Und wär' dein Leib von Erz, dein Athem Feuer,
Du wälzest heut im Sand dich noch vor mir!
Des Schildes Raub, fürwahr, er kommt dir theuer,
Du gibst dein Blut, dein schwarzes Blut dafür.
Komm nieder, daß dich meine Waffen lehren,
Mit deinem zott'gen Haupt den Staub zu kehren!"

Er ruft es, und mit furchtbar lautem Höhnen
Erschallt es droben: „Warte, kleiner Wicht!"
Es schlägt an's Thor, das mit gewalt'gem Dröhnen
Zerschmettert, gleich aus Band und Angel bricht;
Der Ries' erscheint, sein Haar gleicht Löwenmähnen,
Es flammt sein Blick, wie eines Blitzes Licht,
Sein Leib ist moos'gem Felsen zu vergleichen,
Sein knot'ger Arm dem stärksten Ast der Eichen.

Er steht, und lacht: „Dreihundert solcher Klingen,
Dreihundert solcher Knäblein sendet her,
Und einen pfünd'gen Stein will ich verschlingen,
Wenn einer sich erfreut der Wiederkehr!"
Er lacht's, und hebt den Speer mit mächt'gem Schwingen,
Und, fehlend, eine Tanne trifft der Speer,
Die ächzt im tiefsten Mark, und fällt zersplittert,
Die Luft erbraus't, der Boden bebt erschüttert.

Zurück in's Haus springt Oller jetzt in Eile,
Und eilig ist er wieder rückgekehrt,
In seiner Rechten eine eich'ne Keule,
Die Linke mit des Königs Schild bewehrt;
Er brüllt: „Wohlan, wir kämpfen ohne Weile,
Erhebe, Zwerg, dein federleichtes Schwert,
Du führst es wahrlich heut zum letzten Male!"
Und springt von Fels zu Fels, und steht im Thale.

Er dringt gen Ulf, dem, eh' er sich bereitet,
Die Keul' im Falle Haupt und Schulter streift,
Sein Arm zusammt dem Schwert heruntergleitet,
Und dunkles Roth aus Helm und Schiene träuft,
Und kaum daß er zwei Schritte rückwärts schreitet,
Und taumelnd nach dem nächsten Baume greift,
Als ihn die Kraft verläßt, die Füße weichen,
Er stürzt dahin mit schrecklichem Erbleichen.

Die Waffe schwingt der Riese wild zurücke,
Da eilt zur Seite Waldemar heraus,
Und haut, und trift ihn schmetternd in's Genicke,
Und hochauf springen blut'ge Quellen draus;
Der Riese wendet sich mit wildem Blicke,
Die Keule fällt mit schrecklichem Gesaus,
Doch Waldemar ist schnell dem Schlag entsprungen,
Die Keule tief im Boden eingedrungen.

Und eh' der Wunde sich vermag zu wenden,
Springt Waldemar am Rücken ihm empor,
Umklammert seinen Hals mit nerv'gen Händen,
Und sticht den Dolch ihm bis an's Heft in's Ohr.
Der Riese will zurück die Keule senden,
Doch jener springt herab, und eilt hervor,
Und wie die Keule rückwärts sauset eben,
Trifft vorn der Ritter in des Riesen Leben.

Das gute Schwert durchbohrte, nah' dem Herzen,
Des Starken Leib, dem jetzt die Keul' entsinkt,
Den Dolch dem Ohr entreißt er, brüllt vor Schmerzen,
Indeß sein strömend Blut die Erde trinkt;
Noch einmal will er vor, doch sieht er schwärzen
Die Sonne sich dem Blick, der Tag verblinkt,
Und plötzlich, wie ein Felsblock, stürzt er nieder,
Und streckt noch riesiger die ries'gen Glieder.

Das Schwert entreißt nun Waldemar der Wunde,
Und haut vom Rumpf das starre, blut'ge Haupt,
Und sinkt auf's Knie, und ruft aus sel'gem Munde:
„Ich hab' geliebt, gehoffet, und geglaubt!
Giselda, du wirst mein zu ew'gem Bunde,
Und nun und nimmer wird du mir geraubt!"
Er ruft's, und faßt des Königs Schild voll Wonne,
Und streckt ihn dankend auf zur goldnen Sonne.

Indeß bewegt sich Ulf, erwacht zum Leben,
Nur leicht verwundet, eine Schulter lahm,
Er schauet, was geschehn, mit inn'rem Beben,
Sein Herz durchkämpfen Wuth und bittrer Gram;
Dem Feinde ward, nicht ihm, der Preis gegeben!
Er flucht im Stillen, er vergeht vor Scham,
Doch schweigt er, daß sein Inn'res sich verhehle,
Ein schwarzer Plan steigt auf in seiner Seele.

Mit heit'rem Blick dem Sieger zugewendet,
Reicht er die Hand ihm: — „Retter in Gefahr,
Vergib, vergib mir, wenn ich, arg verblendet,
Verführt von Argwohn, sonst dir hold nicht war,
Mein Herz sey mit dem Handschlag dir verpfändet,
Ich muß dich fürder lieben, Waldemar,
Und du auch, Edler, sollst mich Freund noch nennen,
Und keine Macht der Erden soll uns trennen!"

Und Waldemar umarmt ihn mit den Worten:
„Ein schöner Tag, der also uns vereint,
Mir ist, als säh' ich in des Himmels Pforten,
Draus Lieb' und Freundschaft strahlend niederscheint;
Doch auf von hier, mein Heil erblüht nur dorten,
Wo bang vielleicht um mich die Traute weint;
Ihr reich' ich dann den Siegeskranz, den grünen!"
Er sagt's, und faßt den Schild, das Haupt des Hünen.

Doch schnell erwiedert Ulf: „Auf and'rem Wege,
Als den wir gingen, laß' zurück uns ziehn,
Als Jüngling wallt' ich oft auf beß'rem Stege,
Dort schlängelt er sich auf, noch kenn' ich ihn,
Wir wandern da durch schattige Gehege,
Dann über eine weite Eb'ne hin;
So bring' ich früher dich zum schönen Ziele.
Da deine Ungeduld ich mit dir fühle."

Fort eilet Waldemar, von Ulf geleitet,
Den Berg empor, dann über eine Au,
Dann liegt ein mächtig Blachfeld ausgebreitet,
Gleich einer Steppe, unfruchtbar und rauh,
Der Himmel selbst, der sich darüber spreitet,
Ist, wie die weite Eb'ne drunten, grau,
Der Boden rings von diesem öden Lande
Ist hoch bedeckt mit feinem Staub und Sande.

So weit die Ritter vor- und rückwärts spähen,
Ist rings derselbe öde, todte Raum;
Beschränkt von keinem Thal, von keinen Höhen,
Erreicht das müde Aug' ein Ende kaum,
Kein lebend Wesen ist weitum zu sehen,
Kein Halm erhebt sich rings, kein Strauch, kein Baum;
Immitten nur erblickt man ein Gemäuer,
An Höh' gering, an Breite ungeheuer.

Begegnend eilig des Genossen Frage,
Spricht Ulf: „Ich seh' wornach dein Blick mich fragt,
Dieß ist ein uralt Denkmal früher Tage,
Da rohe Kraft noch mehr, als itzt, gewagt;
Der Riesen Schloß hat dort, so geht die Sage,
Mit mächt'gen Zinnen himmelan geragt;
Und was du siehst, gestürzt vom Zeitensturme,
Es ist der Rest von einem morschen Thurme.

Zwar siehst du nichts, als Trümmer, die da liegen
Zerstreut und hingeworfen rings im Rund,
So hoch doch, als der Thurm einst aufgestiegen,
So tief noch reicht er in der Erde Schlund;
Drinn soll noch manch ein lang Gerippe liegen,
Oft sieht man Lichtlein flammen auf dem Grund,
Deß sich die leichten Gnomen statt der Hünen
Seit ihrem Sturz zum Aufenthalt bedienen."

Und stille steht er nun schon an den Trümmern,
Und lehnt sich über den zerfall'nen Rand. —
„Ei sieh, mir däucht, ich seh' es drunten schimmern,
Dort drüben, links hin an der feuchten Wand;
Jetzt scheint es tief im Grunde aufzuflimmern,
Es glänzt, wie vieler Leuchten trüber Brand,
Und gleich Gestalten schwebt es hin und wieder,
Bald dehnt es sich empor, bald sinkt es nieder."

Begierig naht sich Waldemar der Mauer,
Und lehnt beiseite den ersiegten Schild,
Er bückt sich hin, und spricht: „Von Nacht und Schauer
Erblick' ich wohl die Tiefe rings erfüllt,
Doch grauer wird's, je mehr ich schau', und grauer,
Und nirgend seh' ich Licht und Schattenbild;
Dich täuscht die Phantasie, die Wundersage
Macht träumen deinen Geist am hellen Tage."

„O nein," erwiedert Jener, „was ich sehe,
Gestalt und Form gewinnt es üb'rall schier,
Je unverwandter ich hernieder spähe,
Je klarer, deutlicher erscheint es mir;
Nur tiefer neige hin dich von der Höhe,
Des Tages Schein beirrt das Auge dir!"
Er sagt's, und Waldemar, mit scharfen Blicken,
Bemüht sich, tiefer sich hinabzubücken.

Da streckt sich plötzlich Ulf — zurücke springend,
Faßt den Genossen er mit starker Hand,
Der will bestürzt empor, sich rückwärts ringend,
Vergebens doch ist hier sein Widerstand,
Denn, den Gedrückten stärker noch umschlingend,
Drängt Ulf ihn nieder von dem jähen Rand,
Er gleitet, stürzt, und schwer von seinem Falle
Erdröhnt der tiefe Grund mit dumpfem Halle.

Zweiter Gesang.

Der Tag versank, der Himmel sah erblassend
Herab auf das geröthete Gefild,
Die Sonn', in Purpur jede Wolke fassend,
Lag am Gebirg, von dunklem Glanz erfüllt,
Und, mählig auch die Gipfel schon verlassend,
Versank ihr trostreich liebevolles Bild,
Und nur ihr Wiederschein, nach oben glänzend,
Durchdrang die Luft noch, Fels und Wald umgränzend.

Noch woget vor dem Königsschloß die Menge
Des bunten Volks erwartend hin und her,
Und Jedem ist um's Herz so bang und enge,
Und Furcht und Sorge wachsen mehr und mehr;
Und hie und da schon ruft es durch's Gedränge;
„O fruchtlos Harren! keiner kommt wohl mehr;
Gewiß erschlug der grimme Riese Beide,
Des Königs Lust, des Vaterlandes Freude!"

Auf sammt'nem Thron, im Freien sich erhebend,
Der König sitzt, schon aller Hoffnung baar,
Und seine Hand, von inn'rem Schauder bebend,
Durchwühlt im Krampf sein silbern Greisenhaar;
In weitem Kreis, zur Rechten ihn umgebend,
Spricht Trost ihm zu der Priester heil'ge Schaar,
Die Ritter aber, die zur Linken stehen,
In stummem Leid zur Erde niedersehen.

Doch bänger ist, als All' im ganzen Schwarme,
Giselda, die am Thurme droben steht,
Und deren Auge, naß von bitt'rem Harme,
Durch Thränen in die düstre Weite späht;
Auf wildbewegter Brust gekreuzt die Arme,
Spricht sie ein leises schmerzliches Gebet,
Verzweiflung aber tobt mit heißen Schmerzen,
Da ihre Lippe betet, ihr im Herzen.

Da sprengt ein Reiter plötzlich durch die Reihen,
In vollem Flug, das Schwert geschwenkt, heran; —
„Heil! Heil dem König!" ruft er, „Heil dem Treuen,
Der das gewalt'ge Siegeswerk gethan!
Nun wird dem Reich der Segen sich erneuen,
Bald wird der Sieger mit dem Schilde nahn.
Schon könnt ihr ihn dort niederschreiten schauen,
Doch, ihn zu kennen, wehrt das Abendgrauen."

Wie springt der König da von seinem Sitze,
Voll neuen, frischen Lebens, wieder auf,

Wie drängt sich da, die Priester an der Spitze,
Dem Sieger zu des Volkes mächt'ger Hauf',
Bald hier= bald dorthin eilt in froher Hitze
Der Ritter Schaar in unstät wirrem Lauf,
Giselden doch, bei schreckenvollem Harren,
Will alles Blut in ihren Adern starren.

Nicht lange währt's, als, wie vom Sturm verschlagen,
Des Volkes Strom zurücke wieder schwillt,
Und Ulf erscheint, halb schreitend, halb getragen,
Die Miene kühn, das Auge stolzerfüllt,
Und prangend läßt den Schild er hochauf ragen,
Den seine aufgelös'te Schärp' umhüllt,
Und naht sich so, umjauchzt von Jubelrufen,
Umrauscht von Lob, des Thrones hohen Stufen.

Der König eilt herab, ihn zu umschließen —
„Willkommen, hoch willkommen, junger Held!"
Er ruft's, und seine Freudenthränen fließen,
Sein Herz erpocht, von Lust emporgeschwellt;
Das Volk, es hört nicht auf mit Jubelgrüßen,
Die Harfen klingen, die Drommete gellt,
Giselda doch liegt starr und bleich am Thurme,
Die zarte Blume, hingeknickt vom Sturme.

Und Ulf erhebt sich jetzt mit solcher Rede:
„Nun, königlicher Herr, es ist vollbracht.
Ich bringe dir aus grausenhafter Fehde
Den Schild zurück, mit ihm die alte Macht;
Mein Kampfgefährte endete so schnöde,
Daß ich zu siegen selbst nicht mehr gedacht —
Empfangt, ihr Priester, hier die Siegeszeichen,
Mit heil'ger Hand dem König sie zu reichen."

Das Haupt des Riesen gibt er sammt dem Schilde
Entschleiert in der Priester fromme Hand:
Was steht da plötzlich, wie ein Steingebilde,
Der König starr — die Miene straff gespannt?
Was stiert der Priester Blick so graß und wilde,
Was hüllen sie das Haupt in ihr Gewand,
Und rufen zu des Königs tiefen Stöhnen
Ein furchtbar „Weh!" in grausen Jammertönen?

„Was ist's, was ist's?" so ruft's von allen Seiten,
Und Ulf entsetzt: „Was faßt euch für ein Wahn?"
Die Priester aber weit die Arme breiten,
Und heben hoch den blanken Schild hinan,
Und jammern auf: „Was half's, ihn zu erbeuten,
Er frommt uns nicht, es fehlt der Talisman,
Der Diamant, durch den er Kraft bekommen,
O seht! o seht! sein Licht ist ausgeglommen!"

Und alles Volk erblickt nun mit Entsetzen
In Schildes Mitte den verglühten Stein,
Und jeglich Auge bitter Thränen netzen,
Und Jeder stimmt zum Weh der Priester ein;
Zuletzt zerstreun sich All' von ihren Plätzen,
Heim wandert Jeder trauernd und allein,
Auch Ulf verläßt mit starkem Schritt die Stelle,
Im Herzen kocht ihm eine ganze Hölle.

Den König aber führen heim die Seinen,
Erst geht er still, dann bricht er aus und ruft:
„O Götter, keinen Tag mehr laßt mir scheinen;
Zu ew'ger Nacht verdichtet mir die Luft,
Und ungesehn will ich mich elend weinen,
Hinunter weinen in der Väter Gruft,
Der Erste meines Stammes, der in Schande
Mit greisem Haupte stürzt vom Grabesrande!"

Und ohne Labungstrank und ohne Speise,
Berathend ob des göttlichen Gerichts,
Durch dessen Spruch so wunderbarer Weise
Erloschen im Demant der Strahl des Lichts,
Verweilt die Nacht er in der Priester Kreise,
Sie rathen lange und errathen nichts,
Bis sie zuletzt ein Opferfest beschließen,
Sobald der Tag die Erde würde grüßen.

Indessen tobt und ras't in ihrer Halle
Giselda, ihrer Sinne nicht bewußt,
Die Wölbung tönt von ihres Jammers Schalle,
Sie reißt ihr leicht Gewand, sie schlägt die Brust;
Bald sinkt sie hin, dann hebt sie sich vom Falle,
Und lacht empor, als wär' ihr Herz voll Lust,
Bald starrt sie brütend hin, das Auge trocken,
Bald schreit sie auf, und rauft die weichen Locken.

Schon faßte sie den Dolch, sich zu durchbohren,
Die Zofen doch entrissen ihr den Stahl,
Sie nöth'gen sie zum Sitz, und, tiefverloren
In dumpfes Sinnen, sitzt sie starr und fahl;
Doch hat die Glut darum nicht ausgegohren,
Auf springt sie, faßt den Dolch zum zweiten Mal,
Doch ihr entreißen ihn die Zofen wieder,
Und drücken kräftig sie auf's Lager nieder.

Vergebens ist der Trost aus mildem Munde,
Kein Flehen, kein Beschwören bringt Gewinn,
Ach, Worte heilen keine Herzenswunde,
Kein Balsam ist für den zerstörten Sinn;
Sie wüthet fort, bis daß die letzte Stunde
Der dunkeln Nacht schon zieht am Himmel hin,
Und der Erschöpften matte, glüh'nde Augen,
Vom Schlaf besiegt, der Ruhe Labung saugen.

Es sinkt ihr Haupt in die gerungnen Arme,
Und schlaffer wird die Sehne, still das Blut,
Der Puls wird still, das schrecklich warme,
Schon leiser pocht es in gedämpfter Glut;
Die Seele nur, erschüttert noch vom Harme,
Nur Phantasie, die gaukelnde, nicht ruht,
Und eilig flieht sie mit Giselda's Sinnen,
Aus ihr heraus sie führend, weit von hinnen.

Giselden däucht, sie werde fortgeleitet
Von unsichtbarer Hand durch eine Au;
Dann liegt ein mächtig Blachfeld ausgebreitet,
Gleich einer Steppe, unfruchtbar und rauh;
Der Himmel selbst, der sich darüber spreitet,
Ist, wie die weite Eb'ne drunten, grau,
Der Boden rings von diesem öden Lande
Ist hoch bedeckt mit feinem Staub und Sande.

So weit sie vor= und rückwärts möge spähen,
Ist rings derselbe öde todte Raum,
Beschränkt von keinem Thal, von keinen Höhen,
Erreicht das müde Aug' ein Ende kaum;
Kein lebend Wesen ist ringsum zu sehen,
Kein Halm erhebt sich rings, kein Strauch, kein Baum,
Inmitten nur erblickt sie ein Gemäuer,
An Höh' gering, an Breite ungeheuer.

Da ist's, als wenn ihr eine Stimme riefe:
„Giselda, geh' zu jener Mauer Rand,
Und blickst du dort herunter in die Tiefe,
Wird plötzlich all dein Kummer dir entwandt!"
Ihr ist, als ob sie eilig weiter liefe,
Schon auf die Mauer stützt sie ihre Hand,
Schon neigt sie sich herunter von der Trümmer,
Und sieht hinab, und späht und spähet immer.

Mit einem Mal erfüllet das Gemäuer
Mit flücht'gem Schweben leichter Nebelschein,
Und dämmernd weicht es üb'rall, wie ein Schleier,
Wie Mondlicht dringt es in die Tiefe ein,
Ihr Auge blickt nun sicherer und freier
Die Kluft hindurch und bis zum Grund hinein,
Dort sieht sie Strahlenglanz am Boden flirren,
Und hierhin bald, bald wieder dorthin irren.

Und nun gewahrt sie, daß dieß irr' Gestrahle
Von einer Rüstung kommt, die unten ruht,
Ein Ritter liegt, umfügt von blankem Stahle,
Am Grunde hingestreckt, in seinem Blut;
Sein starres Angesicht, das leichenfahle,
Bedeckt des gold'nen Haares dichte Flut,
Er regt sich nicht, er ist wohl eine Leiche,
Und seine Seele schon im Geisterreiche.

Da tönet unten plötzlich eine Stimme,
Als schalle sie aus tiefem Fels hervor:
„Auf, helft ihm, den der Feind, in seinem Grimme,
Zum Opfer seiner Herrschbegier erkohr!
Noch möglich ist's, daß neues Leben glimme
Aus der zerschlag'nen, blut'gen Brust empor,
Wir Kleinen wollen sanft und süß ihn betten;
Vielleicht gelingt's, den Edlen noch zu retten!"

Und wie dieß tönt, da theilen sich die Wände,
Und aus dem Risse quillt ein blendend Licht;
Ein zwergig Männlein schlüpft herein behende,
Mit weißem Bart, mit lächelndem Gesicht,
Ein Demantgürtel schließt um seine Lende,
Die Haare eine goldne Kron' durchflicht;
Den Silberzepter hat er hoch geschwungen,
Ein Purpurmantel hält den Leib umschlungen.

Ihm folgen viele winzige Gestalten,
Ein Lämpchen flammt in einer Jeden Hand;
Sie drehn sich eilig mit geschäft'gem Walten;
Die Leuchten hängen Viele an die Wand,
Den Ritter mühn sie sich emporzuhalten,
Und And're lösen ihm des Panzers Band;
Noch Andre bringen Wasser klar und helle,
Und Moos, für eine Lagerstatt, zur Stelle.

Sie ziehn den Starren nun zum weichen Pfühle,
Sie rütteln ihn, sie waschen Glied um Glied,
Sie reiben ihm die Stirn, die todeskühle,
Sie salben seine Wunden, nimmer müd',
Am Herzen horchen sie, ob nicht Gefühle
In den verglühten Busen wieder zieht,
Und pflegen sorgsam ihn auf alle Weise,
Und trippeln um ihn her und singen leise:

„Wir Gnomen, wir lieben,
Das Mitleid zu üben;
Wir helfen dem Trüben,
Dem Leidenden gern;
Und wem nur nicht grauet,
Und wer uns vertrauet,
Der suchet, der schauet
Die Hülfe nicht fern.

Uns liegen Arzneien,
Die Kraft zu erneuen
Dem Guten und Treuen
In blinkendem Schacht.
Und was wir besitzen,
Wir müssen es nützen,
Den Frommen zu schützen
Durch himmlische Macht!"

Kaum hat das Lied, das freundliche, geendet,
Da streckt der Ritter seine Rechte dar;
Er athmet auf, er regt sich — staunend sendet
Den Blick er ringsum in der Gnomen Schaar;
Und wie das Angesicht er rückwärts wendet,
Erkennt *Giselda* ihren *Waldemar*. —
Auf schreit sie, — und der Traum, er ist zerronnen
Mit allem Glanz, mit allen seinen Wonnen.

Vom Lager springt sie auf, noch steht sie irre,
Befangen von dem zaub'rischen Gesicht,
Ans Fenster eilt sie, sieht, wie mit Gestirre,
Die Sonne Bahn sich aus den Wellen bricht.
Der Vögel Chor in schallendem Gewirre
Begrüßet das ersehnte neue Licht;
Die Bäume rauschen und die Lüfte wehen
Den Thau vom Gras, den Nebel von den Höhen.

Da hebt gen Himmel sie, bewegt, die Hände, —
„Du, ew'ger Geist, der aus der Sonne blickt,
Der, was er schuf, vom Anbeginn zum Ende,
Erhielt, vermehrte, segnet und beglückt, —
Ich fühl's, du bist's, zu dem ich jetzt mich wende,
Der das Gesicht, das sel'ge, mir geschickt;
Ich fühl's am Tag, der neu die Welt entzündet,
Du hast im Traum die Wahrheit mir verkündet!"

Ihr Auge leuchtet auf, vom Hoffnungsstrahle
Geröthet, glänzt die bleiche Wange neu.
Sie eilt hinab, wo schon beim Opfermahle
Die Priester betend stehn; sie eilt herbei,
Den König zieht sie fort zum stillen Saale,
Bekennt ihm dort, mit jungfraulicher Scheu,
Wie sie seit lange *Waldemar* schon liebte,
Wie ihre Seele sich um ihn betrübte.

Den Traum erzählt sie dann, in hast'ger Eile,
Und fleht: „O theurer Vater, ordne gleich,
Daß alle sich versammeln ohne Weile,
Die angesehn und groß in deinem Reich;
Dann folget mir — gleich einem sich'ren Pfeile,
Der nach dem Ziele schwirrt, geleit' ich euch,
Das Räthsel lösend, hin auf schnellen Wegen,
Zur Rettung mir, dem Land und dir zum Segen."

Doch ordne auch, daß nicht der Sieger fehle,
Daß *Ulf* auch mit sey in dem selt'nen Zug;
Ich ahne Böses, schwarz ist seine Seele,
Sein Herz zu jeder Schandthat hart genug.
Er folge mit dem Schilde mir, doch hehle
Den Zweck des Zuges ihm mit leichtem Trug.
Die Götter sind mit mir, ich darf es hoffen!
In wenig Stunden liegt das Wunder offen!

Der König läßt sein Machtgebot ergehen,
Erfüllt von süßen Glaubens neuem Licht;
Und als versammelt die Beruf'nen stehen,
Tritt feierlich er unter sie und spricht:
„Was hundert scharfe Augen oft nicht sehen,
Erblickt der reinen Unschuld klar Gesicht;
Und was nicht weiser Rath vermag zu lösen,
Thut oft sich kund dem unbedachten Wesen.

Ein Traum wies meiner Tochter eine Stelle,
Dort hinter jenen Wäldern, wo, den Groll
Der Götter sühnend, auf zur Himmelsschwelle
Der Rauch von unsrem Opfer steigen soll.
Dann, sprach der Traum, erglänzet doppelhelle,
Des Schildes Diamant, und segenvoll
Wird das verlass'ne Land hinfort gedeihen,
Und alles Heil sich, alle Lust erneuen.

Drum laßt zum Zuge eilig uns bereiten;
Zu frühe nicht wird solch ein Glück gewährt.
Giselda wird uns nach der Stelle leiten,
Wie sie der Traum, der himmlische, gelehrt.
Der Sieger mit dem Schild soll uns begleiten,
Ihm lohn' ich herrlich dann sein tapfres Schwert!"
Er spricht es, und *Giselda* kommt mit Prangen,
Gar festlich ausgeschmückt, einhergegangen.

Da ordnet sich der Zug in einzlne Schaaren,
Giselda schreitet königlich voran,
Ihr folget *Ulf*; in rauschenden Talaren,
Schließt sich der Priester lange Reihe an.
Dann geht der greise König, und, in Paaren,
Der Hauf der schmucken Ritter hinterdran.
Den Zug beschließen Diener, Roß und Wagen,
Und Knaben, die Geräth zum Opfer tragen.

Giselda, die den Weg hier, dort Gesträuche,
Die Wiese da, die noch so üppig blüht,
Die Quelle an dem Pfad, und dort die Eiche,
Wie sie's im Traum erblickte, wieder sieht,
Entladet ihre Brust, die wonnereiche,
Nun in ein herrlich klingend heilig Lied;
Und wie die Priester es und Ritter hören,
Da stimmen sie dazu in vollen Chören.

Fort geht der Zug, durch Au'n und schatt'ge Haine,
Bis plötzlich auf der dunkle Forst sich thut,
Und vor den Blicken, weit in grauem Scheine,
Die öde Eb'ne, fern sich dehnend, ruht.
Da sinkt *Giselda* knieend hin am Raine.
Und jubelt auf, erfüllt von sel'gem Muth:
„Ich bin am Ziel, darnach so heiß ich flehte;
Glück auf! der Traum wird wahr, dieß ist die Stäte!"

Entzückend tönt der Jubelruf für Alle,
Den finstern *Ulf* nur grauser Schreck erfaßt,
Wohl ahnt er nichts von seinem nahen Falle,
Sein Herz doch zittert ohne Ruh und Rast.
Fort muß er mit der Andern dichtem Schwalle,
Giselden folgend, die, gedrängt von Hast,
Von Sehnsucht glühend, mit verstärktem Schritte
Den Trümmern zueilt in der Eb'ne Mitte.

Schon steht sie dort, sie fasset *Ulf* am Arme,
Vernichtet scheint er, seine Wang' erbleicht,
Sie aber ruft dem zugedrängten Schwarme:
„Das Ziel des Traums, der Wahrheit, ist erreicht!
Mich zu befrein und euch von schwerem Harme,
Mit einem einz'gen Worte kann ich's leicht!"
Sie sagt's und neigt sich von der Mauer nieder,
Ruft: „*Waldemar*!" und mächtig hallt es wieder.

Da tönt's: „Wer ruft mir?" dumpf herauf von innen,
„Ach, rettet mich an's Tageslicht hinauf!"
Und Ulf erstarrt, sein Blut, es will gerinnen;
Schon will er sinken, rafft sich wieder auf,
Und reißt sich los, und will behend von hinnen;
Die Ritter doch erfassen ihn im Lauf,
Und halten ihn, und winden aus den Händen
Den Dolch ihm, der sein Leben sollte enden.

Und wieder ruft Giselda stark hinunter:
„Giselda ist es, Trauter, die dir ruft:
In Lust und Wonne geht das Herz ihr unter;
Dich wieder zu erschaun aus dumpf'ger Gruft,
Ein Hängseil lassen flugs wir dir herunter;
D'ran schwinge dich empor zur reinen Luft!"
Und wie sie's ruft, da kommen schon in Eile
Die starken Diener mit dem langen Seile.

Nicht lange währt's, da ziehn, mit freud'gem Bangen,
Den Ritter sie an's Tageslicht hervor.
Er springt heraus, vom Jubelgruß empfangen,
Giselda schlingt am Hals sich ihm empor;
Die Freunde all' an seinen Lippen hangen,
Der Ritter keiner fehlt in diesem Chor:
Der Königsgreis bedeckt ihn heiß mit Küssen,
Ihn, den ein Wunder nur erretten müssen.

Doch plötzlich wendet Waldemar die Blicke,
Erschauet Ulf, und raset auf ihn ein: —
„Ha, Mörder, dich entlarvte das Geschicke,
Und Gnomen mußten meine Schützer seyn;
Doch du, Verworfner, büße deine Tücke;
Her mit dem Schilde, Frecher, er ist mein!
Dein Schwert heraus, ich will dich niederkämpfen,
Den glüh'nden Haß auf ewig dir zu dämpfen!"

Den Schild entreißt er ihm, ihn hoch erhebend,
Dem König und den Priestern zugewandt,
Da schallt Gejauchz', die weite Luft durchbebend:
„O seht, nun ist er in der rechten Hand!"
Wie eine Sonne, ob dem Haupt ihm schwebend,
Erglänzt im Schilde feurig der Demant;
Und rings am Rande die Gesteine flammen,
Und fließen all' in eine Glut zusammen.

Erwacht, erholt vom ersten freud'gen Schrecken,
Beginnt der König: „Zähme deine Wuth,
O Waldemar! du sollst dich nicht beflecken,
Dich schänden nicht mit Basiliskenblut.
Den Niedrigen soll ew'ge Nacht bedecken,
Verzehren mag ihn gift'ge Schlangenbrut;
Hinab mit ihm; zur Lust den ew'gen Göttern,
Soll sein Gebein am Grunde sich zerschmettern!"

Erfüllt wird das Gebot, und drunt' am Grunde
Liegt der Verräther. Sterben kann er nicht;
Die Gnomen ätzen täglich ihm die Wunde,
Die immer auf, mit neuen Schmerzen, bricht;
Denn Gnomen sind mit Guten nur im Bunde,
Doch grimmig hassen sie den Bösewicht.
So walten sie im Dunkel, streng und milde,
Wie ihr vernommen habt im Lied vom Schilde.

Christian August Gottlob Eberhard

ward im Jahre 1769 zu Belzig im preußischen Herzogthume Sachsen geboren, und erhielt seine Bildung in Halle, wo ihn die Familie von Madai, nachdem er im zwölften Jahre seines Alters seinen Vater verloren hatte, als Pflegesohn zu sich nahm. Er studirte nun, jedoch ohne besondere Neigung, Theologie und beschäftigte sich dagegen vorzugsweise gern mit Kunststudien und bellettristischen Arbeiten. Mit diesen Letzteren, welche er ohne Nebenabsicht, nur zu seinem Vergnügen verfaßt hatte, trat er erst später und zu Anfange anonym hervor, machte dann von dem Honorar, welches ihm dieselben eingetragen hatten, eine Reise an den Rhein, im Sommer 1793, und widmete sich nach seiner Rückkehr besonders physiologischen und pathologischen Forschungen. In der Folge nannte er sich bei seinen dichterischen Arbeiten, zeichnete sich vorzüglich als erzählender Schriftsteller aus, und hatte thätigen Antheil an den von seinem Freunde Becker herausgegebenen periodischen Schriften, so wie er auch gemeinschaftlich mit Lafontaine die Zeitschrift Salina herausgab. Nach dem Tode eines anderen Freundes, des Buchhändlers Schiff, übernahm E. die Leitung der Renger'schen Buchhandlung, so wie er seit 1818 seine Mußestunden dazu anwandte, eine Felsenhöhe zwischen Giebichenstein und Halle anzubauen und in eine schöne Gartenanlage umzuwandeln. Hier lebt er noch jetzt in einem anmuthigen Landhause, allgemein geschätzt und verehrt.

Seine Schriften sind:

Ysop Lafleur's Werke. Halle, 1798.
Ferdinand Werner. Halle, 1802. N. A. 1808. 2 Th.
Prinz Fet-Elaf. Halle, 1803.
Gesammelte Erzählungen. Leipzig, 1803—7. 4 Thle.
Die Wittwe. Lustspiel. Halle, 1805.
Federzeichnungen. Halle, 1805.
Ischarioth Krall. Halle, 1807.
Sankt Sylvester. Posse, 1810.
Flatterrosen. Halle, 1817.
Westold und sein Freund. Halle, 1823. 2 Thle.
Hannchen und die Küchlein. Idyllisches Gedicht. Halle, 1822 und öfter.
Der erste Mensch und die Erde. Idyll. Ged. Halle, 1828.
Sämmtliche Schriften. Halle, 1830. 20 Bde.
Gemeinschaftlich mit Lafontaine: Salina. Halle, 1812—1816. 8 Thle.
Einzelne Erzählungen Gedichte u. s. w. in den Zeitschriften: Idas Blumenkörbchen. Becker's Erholungen, u. s. w.

Gesunder und treffender Witz, Kenntniß der Welt und des Lebens, seine Characteristik, Anmuth und Lebendigkeit der Darstellung, bei edler Einfachheit und Natürlichkeit, verleihen Eberhard's erzählenden Leistungen einen dauernden Werth und weisen ihm seinen Rang neben den besten deutschen Schriftstellern in diesem Fache an. Hinsichtlich seiner übrigen dichterischen Leistungen hat ihm seine echte ungeschminkte Herzlichkeit und sein reiner Sinn viele Herzen gewonnen, und wenn er hier auch mehr nachahmend als originell erscheint, so verdient doch vieles, das aus seiner Feder floß, namentlich sein „Hannchen und die Küchlein," mit vollem Rechte die Anerkennung die ihm in so reichem Maaße zu Theil ward.

Nur keine Mesalliance! *)

Erzählung.

In dem schönen Dorfe Asselheim liegen die Höfe zweier Rittergüter dicht neben einander. Auf dem sogenannten alten Hofe residirte Jahr aus Jahr ein die Wittwe des hochseligen Herrn Kammerjunkers von Rollbeck. Der sogenannte neue Hof war an den Regierungsrath Wangold verkauft, weil der Herr Kammerjunker die letzten zwanzig Jahre seines Lebens

*) Aus Eberhard's gesammelten Erzählungen. Halle u. Leipzig, 1803.

oft viel Unglück gehabt hatte, nicht beim Feldbau und bei der Viehzucht, sondern beim Faro und Grobhaus.

Die Frau Kammerjunkerin fand sich in ihr Schicksal mit möglichstem Anstande; und wenn sie auch aufhören mußte, auf eine vornehme Weise zu leben: so that sie deswegen doch nicht darauf Verzicht, vornehme Gesinnungen zu äußern. Sie betheuerte allen ihren stiftsfähigen Freundinnen, der Verlust ihres schönsten Hofes würde ihr sehr wenig schmerzhaft seyn, wenn er nur wieder das Eigenthum irgend einer stiftsfähigen Familie geworden wäre; und als der bürgerliche Regierungsrath zum ersten Male den Frühling dort genießen wollte, nahm sie nicht allein für ihre eigene Person die zweckmäßigsten Maßregeln, mit dem neuen Nachbar in keine Gemeinschaft zu kommen, sondern sie gab auch deshalb ihrer Dienerschaft die gemessensten Befehle; und mit Junker Rudolph, ihrem einzigen Söhnlein, nahm sie ein besonderes Exercitium vor, um ihm die vornehmen Manieren recht geläufig zu machen, mit denen er die etwaigen, höflichen Annäherungen gewisser Leute von sich abzuwehren habe.

Alle diese Anstalten schienen indeß nicht nöthig gewesen zu sein; denn der Regierungsrath hielt sich und die Seinigen von selbst in bescheidener Entfernung von seiner nächsten Nachbarin, ohne daß es ihm deshalb an gesellschaftlichem Verkehr gefehlt hätte. Er galt für einen Mann von bedeutendem Einfluß in der Residenz; er war ein unterhaltender Gesellschafter; er war gastfrei, er führte einen sehr guten Tisch, und er geizte ganz und gar nicht mit seinem vortrefflichen Weine: es fehlte ihm also keineswegs an vornehmen Gästen mit Ordenskreuzen und Kammerherren-Schlüsseln.

Als die Frau Kammerjunkerin dieses ein Paar Sommer hindurch, erst mit großem, und dann mit immer geringerem Erstaunen, beobachtet hatte, konnte sie nicht länger unterlassen, auch ein wenig mit dem Strome zu schwimmen; und um nicht inconsequent zu erscheinen, setzte sie es sich und ihrem Rudolph von Zeit zu Zeit aus einander, daß man den Regierungsrath gewissermaßen für nobilitirt könnte gelten lassen, erstens, weil er ein so altadeliges Rittergut besitze, und zweitens, weil er ein adeliges Amt bekleide.

Dem Junker Rudolph, der nun schon bei einem Dragonerregimente in Reihe und Glied gestellt war, kam diese neue Lehre gar nicht ungelegen, denn er litt bei seinem Urlaub, trotz der vielfältigen Liebkosungen seiner Mutter, und trotz des vertraulichen Umgangs mit seinem Reitklepper, gar gewaltig an Langerweile. Er sehnte sich daher mit ganzer Seele nach anderweitiger gesellschaftlicher Zerstreuung, wo er seine Uniform und seine kleine Galanterie zeigen und nebenbei seinem äußerst gesunden Appetit bei etwas Besserem, als der gewöhnlichen Hausmannskost freies Spiel lassen könne. Der große Tag erschien, und der stattliche Junker saß während des Schmauses in der vollen Pracht und Glorie seiner knappen Uniform und seines weißen Milchbarts neben Sophien, der aufblühenden Tochter vom Hause, deren bürgerliche Geburt er gänzlich übersah und vergaß, nicht sowohl wegen ihrer leiblichen Schönheit und geistigen Anlagen, als vielmehr wegen der Menge von herrlichen Speisen und Getränken, welche ihn dermaßen ergötzten und beschäftigten, daß ihm zum Betrachten und Unterhalten seiner Nachbarin wenig oder gar keine Zeit übrig blieb. Doch als er recht durch und durch satt war, und, ungeachtet seines besten Willens, nichts mehr genießen konnte, erinnerte er sich dankbar der Verdienste, welche Sophie sich um ihn durch freundliches Nöthigen zum Zulangen erworben hatte, und gewissenhaft setzte er nun alle ihm zu Gebote stehenden Künste der Galanterie in Bewegung. Er erzählte von Bällen und Duellen, denen er in der Garnison schon beigewohnt, schilderte mit Enthusiasmus die Schönheit der Pferde und der Töchter seines Obristen, und setzte zuletzt den ganzen Schatz seiner Ehre zum Pfande, daß die eine der Letzteren, und zwar die nämliche, um welche sich noch kürzlich erst zwei Kornets, zur Probe, wer von Beiden am verliebtesten in sie sei, auf Tod und Leben geschlagen hätten, Sophien so ähnlich sei, als ob sie ihr aus den Augen geschnitten wäre.

Sophie wollte ihm das nicht glauben, weil ihr bis dahin noch kein Mensch gesagt hatte, daß sie schön sei. Ihre Gouvernante, die oft gerade das Gegentheil geäußert hatte, sollte den Streit entscheiden. Da erschrack der Junker, und wußte dem Unwillen der Gouvernante keine bessere Entschuldigung entgegen zu setzen, als die Versicherung, daß er nur gespaßt habe. Sobald er aber mit Sophien wieder einmal allein war, schwur er ihr hoch und theuer, daß seine erste Aussage sein vollkommenster Ernst gewesen sei, und damit sie sich von der Wahrheit derselben mit eignen Augen überzeugen möchte, drückte er ihr ein niedliches Taschenetuis mit einem kleinen Spiegel in die Hand, zum recht nahen und genauen Betrachten ihres Gesichtchens, wenn die großen Wandspiegel in den Zimmern ihres Hauses ihr etwa zu hoch hingen.

Sophie war hoch erfreut über das allerliebste Geschenk, und betrachtete sogleich ihr Gesicht recht gewissenhaft in dem kleinen Spiegel, um zu sehen, ob Rudolph oder die Gouvernante recht habe. Ehe sie indessen hierüber noch mit sich einig werden konnte, hatte die Gouvernante schon das grausame Urtheil ausgesprochen, daß ein so gefährliches Geschenk nicht behalten werden dürfe; und ohne Barmherzigkeit ward es in die Hände, aus denen es gekommen war, wieder zurück geschickt.

Bei der nächsten Zusammenkunft ließ es der Junker nicht undeutlich merken, daß sein Herz gekränkt und seine Ehre beleidigt sei. Die Gouvernante that freilich, als ob sie hievon nichts merke; aber Sophiens Gutmüthigkeit ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihr darbot, um ihm zu sagen, daß sein Geschenk ihr recht viele Freude gemacht, und daß es ihr sehr leid gethan habe, ihn durch die Zurückgabe desselben kränken zu müssen.

Nun hielt der Junker eine gar schöne Rede gegen die Kabalen des Neides, der sich mit seinem tyrannischen Scepter und seinen Basiliskenklauen zwischen sympathisirende Herzen werfe, um sie von einander zu reißen und auf das Grausamste zu zerfleischen. Die tragischen Gesten, welche er hiezu machte, bestanden theils aus einigen kühnen Griffen an das Gefäß seines Säbels, theils aus einigen tüchtigen Schlägen, die er mit geballter Faust gegen seine Stirn that. Sophie verstand von Allem nichts, und lief verschüchtert mit der Nachricht zu ihrer Gouvernante, daß der Junker ganz gewaltig betrunken, wo nicht gar verrückt sein müsse. Sie fürchtete und vermied ihn von nun an, so oft er sich ihr auch wieder nähern wollte, und wenn sie ihn nicht sah, dachte sie auch fast gar nicht an ihn. Auf einmal aber ward sie auf's neue sehr lebhaft an ihn erinnert, denn sie fand eines Abends ganz unvermuthet das bewußte Etuis wieder in ihrem Strickbeutel, und auf einem dabei befindlichen Zettel las sie von der Hand des Junkers folgende Verse:

An Sophiens Spiegel.

„Als dich Sophiens Blick bestrahlte:
Da lacht' aus dir, in wunderbarer Pracht,
Von einem Engel angelacht,
Ein Engelsbild, wie kein Correg' es malte.

Sag' an, wo ist das Bild geblieben,
Das dir ein günst'ger Augenblick geliehn?
O, hättest du's nicht lassen fliehn:
Wie zärtlich würd' ich, kaltes Glas, dich lieben!

Fruchtloser Wunsch! — Doch blüht im Herzen
Mir nicht ihr Bildniß, göttlich schön und hehr?
Ja, hier, hier blüht es! Nur zu sehr
Empfind' ich das an meiner Sehnsucht Schmerzen! —

Wie wandelt seliges Entzücken
So plötzlich sich in namenlose Pein!
Die Herrliche! Nur sie allein
Kann ungestraft ihr schönes Bild erblicken."

Dicht unter diesen Versen stand Vor- und Zuname des Junkers nebst Monatstag und Jahrzahl vorzüglich leserlich geschrieben, und zwischen diesem prosaischen Anhang war das große von Rollbeck'sche Familienwappen mit möglichster Präcision, zum Zeichen der elegischen Stimmung des Schreibers, auf schwarzes Siegellack gedrückt.

Sophie wußte schlechterdings nicht, was sie sah und las, bis die Gouvernante, welche ihr über die Schultern sah, mit lebhaftem Erstaunen ausrief: „Est-il possible? Er macht Verse auf Sie?"

„Verse?" stotterte die erschrockene Sophie — „Ich habe wahrhaftig keine bestellt!" — Im Nu war das Blatt ihrer Hand entrissen, und nun erst war sie recht neugierig, zu wissen, was sie gelesen habe. Doch unerbittlich eilte die Gouvernante mit ihrer poetischen Beute hinweg, um sie dem Regierungsrath mitzutheilen. Nach einigem Besinnen ging auch Sophie nach dem Zimmer ihres Vaters, und da sie hörte, daß die Gouvernannte ihn im Garten aufsuche, nahm sie ebenfalls ihren Weg dorthin. Doch statt Derer, die sie suchte, erblickte sie an einer dichten Heckenwand höchst unerwartet den poetischen Junker, der sie so schüchtern, als ob er ein recht böses Gewissen hätte, begrüßte.

„Ach!" stotterte Sophie erschrocken und verlegen — „Sie haben Verse auf mich gemacht — —"

Eigentlich wollte sie noch hinzusetzen, daß er das hätte sollen bleiben lassen; aber sie vergaß dies augenblicklich, weil er blutroth ward und sie mit sehr gepreßter Stimme fragte, ob die Verse auch nicht zu schlecht für sie wären. Sie war zu

redlich, als daß sie ihm nicht hätte gestehen sollen, wie wenig sie bis jetzt davon wisse, und wie unwahrscheinlich es sei, daß sie das eingebüßte Blatt wieder werde in ihre Hände bekommen. Da erbot sich der Junker auf's Großmüthigste zum Schadenersatz, bat Sophien, ein wenig zu warten, und lief spornstreichs davon, ehe sie dazu kommen konnte, seine Höflichkeit zu verbitten. Ihm laut nachzurufen, hielt sie aber aus mehr als einem Grunde nicht für rathsam.

Während sie noch unschlüssig und unwillig nach der Stelle sah, wo er verschwunden war, und als sie eben von ganzem Herzen wünschte, daß er nicht wieder zurückkehren möchte, hörte sie hinter sich in dem Heckengange ihren Vater und die Gouvernante vorübergehen, die sich eben über die poetische Neuigkeit besprachen. Sophie wollte hervortreten, denn sie hatte ja selbst ihren Vater von dem Vorgefallenen benachrichtigen wollen; allein der Schreck über die schon begonnene, ernstliche Anklage der Gouvernante machte, daß sie mit klopfendem Herzen unschlüssig stehen blieb. Der Regierungsrath, der die große Neuigkeit nur erst im Allgemeinen gehört hatte, schien nicht viel daraus zu machen, und suchte sie auch der eifernden Erzieherin als unbedeutend vorzustellen, indem er ihr halb scherzhaft sagte, ein Mädchen müsse sich so früh als möglich an poetische Galanterien, so gut als an Thee und Wassersuppen, gewöhnen, denn auf welches blonde oder braune Gänschen würden heut zu Tage nicht einige Dutzend schlechte Verse gemacht?

Die Gouvernante hatte eine entschiedene Schwäche für die Kunst des Versemachens, ohne deswegen aus einer strengen poetischen Schule zu sein, und nahm es dem Regierungsrath ein wenig übel, daß er die Verse des Junkers, ohne sie gelesen zu haben und lesen zu wollen, für schlecht hielt. Mit dem Tone der Kennerin versicherte sie daher, daß sie vortrefflich wären, und der Junker gar nicht so dumm, wie er aussähe, sondern ein guter Kopf und ein schöner Geist sei, wie irgend einer in den Ehrentempeln der vergoldeten deutschen Taschenbücher.

Sophie hatte nach diesem Gespräch nicht absichtlich hingehorcht, sondern es nur gehört, weil es ihr an Muth fehlte, hervorzutreten, oder davon zu laufen, und weil es ihr nicht eingefallen war, sich die Ohren zuzuhalten. Und daß sie für's erste nichts weiter hörte, hatte seinen Grund bloß in dem Umstande, daß die Sprechenden sich jetzt auf ihrem Spaziergange weiter von der Hörerin entfernten. Aber die Wirkung dessen, was sie gehört, war bei ihr nichts weniger, als vorübergehend. Sie hatte ihre Gouvernante und manche Andere zu oft mit Ehrfurcht und Begeisterung von den poetischen schönen Geistern in und außerhalb Weimar sprechen hören, als daß ihr der Junker nicht auf einmal in einem neuen, herrlichen Lichte hätte erscheinen sollen, seit er von seiner größten Widersacherin für eine Art von Weimaraner erklärt worden war. Sie hielt ihn nun für ein Wesen höherer Art, dessen Aufmerksamkeit ihr im höchsten Grade schmeichelhaft sein mußte. Sie machte sich bittere Vorwürfe darüber, einen so ausgezeichneten Junker bisher so unverantwortlich verkannt und geringgeschätzt zu haben. Sich zu entfernen, eh' er zurückkehrte, fiel ihr jetzt nicht mehr ein; sie erwartete ihn vielmehr mit recht freudiger Ungeduld, und sann ernstlich darauf, wie sie ihn recht fröhlich empfangen, und wegen des Vergangenen versöhnen wolle.

Endlich kam der Junker halb außer Athem wieder herbei gerannt. Sophiens kunstmäßigster Knix begrüßte ihn schon von weitem, und sie wartete mit Ungeduld nur auf die Frage aus seinem Munde, was sie von den Dichtern halte, um ihnen allen, und ihm ins Besondere, in der allerehrfurchtsvollsten Antwort zu huldigen. Doch der Junker schien diese Gesinnungen schon bei ihr vorauszusetzen, denn er stellte darüber weiter kein Examen an, sondern fragte sie bloß, welche von den beiden verunglückten Abschriften des Gedichts, die er herbeigeholt hatte, sie statt der dritten, fehlerfreien, die ihr entwendet war, haben wolle. In der ersten war nur eine einzige Zeile ausgelassen; in der andern waren ein Paar Wörter doppelt geschrieben, und am Ende noch ein großer Klex zur Zugabe gemacht. Der Junker stimmte für Nro. 1, weil da das Wappen besser abgedruckt war, und weil man nach seiner Meinung, das Fehlen einer Zeile weniger bemerke, als den unwillkührlichen Ueberfluß in Form von Buchstaben oder von einem Klexe.

Sophie neigte sich dessen ungeachtet zu Nro. 2; doch ehe sie noch ihre Gründe dafür auseinander setzen konnte, hörte sie, daß ihr Vater und die Gouvernante sich wieder in dem Heckengange näherten. Das junge Paar verstummte augenblicklich erschrocken vor dem älteren, das noch immer den vorigen Stoff zur Unterhaltung lebhaft verarbeitete. — „Ihr Urtheil, mein Herr Regierungsrath," sagte die Gouvernante eben laut und vernehmlich, „Ihr Urtheil über das Gedicht, als Gedicht, sei dann, welches es wolle: so müssen Sie mir doch in dem einen Punkte Recht geben, daß sich eine sehr zärtliche Liebe zu Sophien darin ganz unverkennbar ausspricht."

„O ja!" erwiederte der Regierungsrath — verliebt mag er wohl in sie sein, wie es so ein Junker nun eben zu sein pflegt; aber wer wird darüber in die große Lärmtrompete stoßen! Thun sie ja, als merkten Sie davon gar nichts!"

Er setzte noch hinzu, daß Sophie auf diese Art am sichersten in ihrer kindlichen Unbefangenheit zu erhalten und der Junker von seiner Narrheit zu heilen sei; da im Gegentheil durch ein stürmisches Entgegenkämpfen eine solche Posse oft sehr bedeutend werde. — Von diesem wichtigen Zusatze hörte das junge Paar aber kein Wort mehr, theils weil die Sprechenden sich schon wieder entfernten, theils weil die wenigen Worte, welche deutlich zu verstehen waren, einen so gewaltigen Eindruck auf die beiden betroffenen Hörer machten, daß ihnen auf eine Weise fast gänzlich das Hören und Sehen verging.

Ein leises: „Ach, Herr Jesus!" war Sophiens Lippen unwillkührlich entflohn, als sie hörte, daß der Junker in sie verliebt sei. Sie war erschrockener, als wenn neben ihr Feuerlärm geschrieen würde; aber zugleich hatte sie eine Empfindung, als ob der Lärm nur einem prächtigen Freudenfeuer gelte. Ihr Gesicht glühte; sie konnte vor Schaam kein Auge aufschlagen, und das gewählte Blatt entsank ihrer zitternden Hand.

Auch der Junker war nicht wenig betreten. Doch als die Sprechenden vorüber waren, suchte er sich zu ermannen, und machte der langen, ängstlichen Pause ein Ende, indem er das hingefallene Blatt aufhob, und Sophien schüchtern fragte, ob sie es nun etwa doch noch wegen des Klexes verwerfe?

„Ach nein! darum nicht;" war ihre Antwort — „allein es soll ja etwas von Liebe darin stehen!"

Wenige Augenblicke nur stand der Junker an, was er hierauf erwiedern und thun solle. Dann war sein Entschluß gefaßt. Er that einen verzweifelten Fußfall; er versicherte, daß es wörtlich wahr sei, was eben von ihm in dem Heckengange gesprochen worden, und daß er bereit sei, sich eben so tapfer, wie die beiden Kornets um die Tochter des Obristen, um Sophien zu schlagen; und er beschwor sie, ihn nun ein für allemal als ihren Liebhaber anzuerkennen. Sophie war diesem Antrage gar nicht abgeneigt, da sie es, nach der Aussage der Gouvernante, nicht nur mit einem schönem Geiste zu thun hatte, sondern auch ihr Vater selbst, wie sie meinte, die Liebe des Junkers gebilligt hatte. Sie bat diesen daher, sich nur noch höchstens ein Jahr zu gedulden, binnen welcher Zeit sie gewiß hoffe konfirmirt zu werden, denn früher schicke es sich doch wohl für ein Mädchen nicht, einen förmlichen Liebhaber zu haben.

Gegen diesen altmodischen Aberglauben stellte ihr der Junker eine Menge von Beispielen neumodischer Liebesgeschichten auf, theils aus der wirklichen Welt, theils aus allerhand moralischen Romanen und Erzählungen, in welchen die kleinen Mädchen, unbeschadet ihrer Kindlichkeit und Unschuld, gleich aus den Armen ihrer alten Wärterinnen, von denen sie laufen gelernt haben, in die Arme ihrer jungen Liebhaber hüpfen, von denen sie nun kunstmäßig küssen lernen. Solchen überwiegenden Gründen vermochte Sophie nicht zu widerstehen. Sie reichte dem Junker die Hand zum Aufstehen, ließ sich zwei- oder dreimal von ihm küssen, versprach ihm, auf sein wiederholtes Bitten, ewige Treue und strenge Verschwiegenheit gegen Jedermann, bis er Offizier wäre und sie heirathen könne; und so war dann wieder ein Liebesbund geschlossen, so schön, als in irgend einem moralisch-verliebten Historienbuche.

Seit dieser wichtigen Stunde gab sich die gewissenhafte Sophie recht ernstlich Mühe, in ihren Liebhaber verliebt zu sein; und so ungeschickt sie sich hiezu auch anfangs anstellte, so ging es jedoch nach und nach immer besser mit ihren zärtlichen Gedanken an ihn, wenn sie getrennt waren, und mit ihren verstohlenen Blicken, Winken und Händedrücken, wenn sie sich in Gesellschaft sahen. Selbst zu manchen geheimen Zusammenkünften, bei denen sie immer dreister schwatzen und küssen lernte, wußte sie Rath zu schaffen, ohne daß die Gouvernante sie ertappte; denn sie war überhaupt nichts weniger als auf den Kopf gefallen, und das Romanhafte eines geheimen Einverständnisses mit einem poetischen Liebhaber, der ihr von Zeit zu Zeit ein Paar zärtliche Verse als Konterbande zusteckte, gewann immer mehr Reiz für sie, und entwickelte jetzt manche Anlage in ihr, die sonst vielleicht noch lange geschlummert hätte.

Was die Gouvernante wirklich nicht sah, und was der Regierungsrath als eine kindische Posse belachte, das entging deswegen der ernsthaften Beachtung vieler Anderen nicht. Es gab in Asselheim, so gut als anderwärts, Leute, die, nach der Erfahrung eigener Liebesintriguen, wie Spürhunde, den

Intriguen Anderer auflauerten, um, was sie sich selbst sehr leicht verziehen, aber vor Jedermann sorgfältig zu verhehlen suchten, an ihrem Freund und Nachbar so streng als möglich zu rügen, und die Kunde davon, so weit nur ihr Wirkungskreis reichte, zu verbreiten. So ward dann Sophie von Leuten, gegen welche sie ein wahrer Engel der Unschuld war, ohne Barmherzigkeit beklatscht und verdammt; und das gelindeste Urtheil, was man über den Junker aussprach, war dieses, daß er darauf ausgehe, das Gut, das sein Vater am Spieltische verloren habe, mit der Zeit am Traualtare wieder zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kunde von dem Allem endlich durch ein Paar dienstfertige Zungen auch bis zu den Ohren der Gouvernante und der Frau von Rollbeck drang, die beide dadurch nicht wenig überrascht und erschüttert wurden. — Die Rückwirkung hievon auf das verrathene Liebespaar war von sehr verschiedener Art. Während Sophie in Thränen der Angst und Beschämung fast zerfloß, trat der Junker gegen seine Frau Mama sehr keck in die Schranken, und berief sich, zur Behauptung seiner Freiheit im Felde der Liebe, auf die glorreichen Beispiele seines hochseligen Herrn Papa's und seines eben so hochseligen Herrn Onkels, die es bis an ihren Tod, oft genug bei einer Flasche Wein erzählt und belacht hatten, was sie, weiland als heranwachsende Buben, mit den Töchtern des Schulmeisters und Verwalters für verliebte Scherze getrieben. — Frau von Rollbeck setzte hierauf sehr gründlich auseinander, daß Plaisanterien dieser Art gewöhnlich von gar keinen, oder doch nur von leicht zu übersehenden Folgen, und daher einem jungen Cavalier wohl zu verzeihen wären; dahingegen eine Liebesgeschichte mit einer Demoiselle, wobei man sich zu schriftlichen Erklärungen mit Namensunterschrift und Beifügung des Wappens verführen lasse, zu den allererdenklichsten dummen Streichen gehöre, deren sich ein junger Edelmann schuldig machen könne.

Bei genauerer Untersuchung ergab sich nun freilich, daß Junker Rudolph kein Eheversprechen, sondern nur zärtliche Verse schriftlich von sich gegeben habe, und dieses beruhigte seine Frau Mama nicht wenig; doch auch gegen die Verse wußte sie sehr erhebliche Einwendungen vorzutragen. — Sie dachte nämlich über das Versemachen ohngefähr, wie die Türken über das Musikmachen, und meinte, daß ein Cavalier wohl ein Hochzeit- oder ein anderes Carmen mit allen Ehren annehmen, lesen und bezahlen könne, daß aber die Verfertigung solcher Waare sich nur für Schulmeister, Magister und dergleichen ärmliche und schwächliche Leute schicke.

Das wirkte sehr stark auf den Junker, den trotz seiner verbotenen Liebe hatte er sich doch noch nicht von allen noblen Gesinnungen entfremdet. Zu seiner Ehrenrettung gestand er daher, daß er die Verse nur aus gedruckten Büchern abgeschrieben, und daß er längst selbst bemerkt habe, wie wenig das Verfertigen derselben sich für einen Junker passe, indem er nie aus eigenen Mitteln welche habe zu Stande bringen können. — Dieses vertrauliche Geständniß, das aber für jeden Andern ein Geheimniß bleiben sollte, trug wieder etwas zur Beruhigung der Frau von Rollbeck bei, und sie mißbilligte an dem ganzen Versespiele für jetzt nichts weiter, als die dabei geschehene Herabwürdigung ihres großen Familienwappens.

Da sie aber erfahren hatte, daß Sophie thöricht genug gewesen wäre, sich vorzüglich durch den Glauben an das poetische Genie ihres Sohnes zu einem geheimen Liebesverständniß verführen zu lassen: so baute sie hierauf augenblicklich den Plan zur gänzlichen Zerstörung desselben. Sie ließ die Gouvernante zu sich kommen, theilte dieser unverholen ihre Meinung über die immer häufiger werdenden Mesalliancen mit, und entdeckte zur Zugabe, nicht ohne Schadenfreude, das heilige Geheimniß von den zärtlichen Versen, denn für die zukünftige Unverletztheit ihres Stammbaums gab sie sehr gern den poetischen Lorbeer ihres Sohnes Preis.

Mit vieler Erbitterung über den erlittenen Betrug verkündigte die Gouvernante Sophien, daß der Junker kein poetisches Genie, sondern nur ein poetischer Spitzbube, und also im Grunde wirklich so dumm sei, als er aussehe. Die schon mit sich selbst uneins gewesene Sophie ward es nun förmlich auch mit dem Junker. Bei der ersten Gelegenheit, da er sie mit der alten Vertraulichkeit wieder anredete, hielt sie ihm sehr empfindlich seine Betrügerei vor, und sagte ihm die bisherige Liebesverbindung mit dürren Worten auf. Weil er nun mit Schrecken sah, wie treulos seine Mutter ihn verrathen habe, und daß die ganze Ehre seines Kopfes nebst seinem schönen Liebesromane auf dem Spiele stehe: so faßte er auf der Stelle einen heldenmüthigen Entschluß, und log Sophien ohne Bedenken vor, daß er mit jener Aussage nur seine Mutter belogen habe, weil sie ein hartnäckiges Vorurtheil gegen das Versemachen habe.

Sophie war, zur Ehrenrettung ihres eignen Verstandes, nur zu sehr geneigt, sich durch diese Vorspiegelung auf's neue hintergeben zu lassen; doch war sie auch vorsichtig genug, sich diese Schwäche nicht geradezu merken zu lassen: und da sie ihrem Vater und der Gouvernante heilig versprochen hatte, von ihrer bisherigen Verirrung zurück zu kehren: so blieb sie standhaft bei ihrer Erklärung, daß sie den Junker nicht mehr zum Liebhaber verlange.

Dieser schrieb die Unwirksamkeit seiner zärtlichen Bitten und verzweifelten Fußfälle einzig und allein der Verrätherei seiner Mutter zu, und sein Dichten und Trachten war nun darauf gerichtet, sich zu rächen, und den Fehler seiner voreiligen Offenherzigkeit wieder gut zu machen. Er rannte daher noch an dem nämlichen Tage zwei Stunden lang in arger Sonnenhitze hinter einem Hasen, einem Eichhörnchen und noch einem Hasen her, stürzte dann mit glühendem Gesicht und halb außer Athem in das Zimmer seiner Mutter, und nahm eilig aus ihrem Schreibtisch das Petschaft mit dem großen Wappen.

„Je Rudolphchen!“ sagte die erstaunte Dame — „Du schwitzest ja, wie ein Braten! Was hast Du denn gemacht?“

„Verse!“ war seine Antwort — „Das sehen Sie ja wohl, daß ich Verse gemacht habe. Ich kann mir nicht helfen: ich muß das Wappen darunter drücken.“ Mit diesen Worten flog er zur Thür hinaus und auf sein Zimmer.

Die Mutter rief hinter ihm her; aber er hörte nichts davon, oder that wenigstens so. Wie er erwartet hatte, kam die Mutter ihm nun nachgelaufen, um eine nähere Erklärung zu fodern. Und diese gab ihr der Schelm dann, so pfiffig und boshaft, als es ihm nur möglich war. — Mit einem ziemlich grell gemalten Ausdruck von Beschämung auf der einen und Enthusiasmus auf der andern Seite, sagte er, daß er neulich, aus kindlicher Gutmüthigkeit, seine liebe Mama, um sie nicht auf einmal so schwer zu kränken, ein wenig belogen habe, daß er es aber jetzt offenherzig gestehen wolle, er erliege fast unter den allerunadeligsten Talenten und Neigungen, denn er hange mit gleicher, unbezwinglicher Leidenschaft an dem Versemachen und an Sophien.

Frau von Rollbeck war ganz außer sich über den bedauernswürdigen Gemüthszustand ihres einzigen, geliebten Sohnes, und wußte sich die traurige Verwahrlosung desselben nicht anders zu erklären, als daß sie meinte, sich an dem Magister, dem sie am Tage nach ihrer Hochzeit für sein großes Gratulationscarmen einen Speciesthaler in die Hand gedrückt hatte, höchst unglücklicher Weise versehen zu haben. Sie vergoß die bittersten Thränen hierüber, und empfand mehrere Tage lang beim Anblick ihres Sohnes den heftigsten Kummer und Aerger.

Eines Abends legte sie sich halb krank zu Bette, und durchwachte, voll der unruhigsten Gedanken, den größten Theil der Nacht. Erst gegen Morgen schlummerte sie ein; aber nicht, um sich zu erholen, sondern nur, um sich noch mehr zu ängstigen, denn der lebhafteste und böseste Traum ihres ganzen Lebens quälte sie unbarmherzig bis zum Erwachen.

Es kam ihr nämlich vor, als ob sie ernstlich krank und immer kränker würde, als ob sie nach langer Qual endlich stürbe, und wegen harter Anklagen von Seiten ihres seligen Gemahls, der nichts weniger als selig, sondern tief in der Hölle mit Zähneklappen beschäftigt war, nur mit genauer Noth in den Himmel käme.

Hier ward sie auf mannichfache Weise erst überrascht, dann ein wenig entzückt, und endlich recht bitter gekränkt.

Der Himmel war, wider Vermuthen, gar nicht voll Geigen, sondern bloß voll von stillen Seligen, die sich, vermuthlich Anstands halber, von ihrer Seligkeit nicht das Mindeste merken ließen. Ueberall war Glanz und Pracht und schweigende Feierlichkeit, wie bei der großen Cour des fürstlich Z*schen Hofes, wo Frau von Rollbeck weiland Hofdame gewesen war. Auch der alte, ehrwürdige Herr, welcher, dem Haupteingange gegenüber, auf einem prächtigen Throne saß, glich dem höchstseligen Fürsten von Z* auf's Haar; und der Engel, welcher die neue Selige in der majestätischen Vorhalle empfing, unterschied sich durch nichts, als die langen Flügel, von einem gallamäßig geputzten Z*schen Kammerherrn, welches in ihr manche höchst angenehme, wiewohl etwas weltliche Erinnerungen erweckte.

Um zur großen Mittelthür, die bloß für den stiftsfähigen Adel geöffnet wurde, eingehen zu dürfen, und um am Throne förmlich präsentirt werden zu können, mußte sie durchaus eine seidene Robe anhaben, an deren Vorderseite ihr Stammbaum in Gold gestickt war. Himmlische Kammerfrauen brachten auch sehr bald den Stoff zu der Robe, und erboten sich zur schnellen Verfertigung der Stickerei. Nur verlangten sie, was sehr billig war, daß Frau von Rollbeck die Namen ihrer Ahnen genau dazu angebe. Wie die Arme sich hier an manchen Stellen wegen ihres, zum ersten Male von dieser Seite untreuen Gedächtnisses fast auf's neue halb todt ärgerte, und zurück in's Grab

ängstete, ehe sie sich nach und nach auf alle Namen besann — das gehörig zu schildern, soll keine Zunge oder Feder eines Erdenbürgers im Stande sein.

Doch die Stickerei wurde endlich glücklich zu Stande gebracht; die große Feierlichkeit der Präsentation ging, etwas ängstlich und langweilig, doch höchst ehrenvoll vorüber, und die neue Himmelsbewohnerin ward in einen glänzenden Kreis von lauter vornehmen Herren und Damen geführt, die alle auf himmelblauen, damastenen, stark vergoldeten Stühlen saßen, und mit himmlisch-seligem Wohlgefallen ihre Wappen betrachteten, die groß und prachtvoll zu ihren Füßen in den kostbaren Teppich gewirkt waren.

Frau von Rollbeck wurde von dem Engel, der sie empfangen hatte, auf den für sie bestimmten Platz geführt, und von dem ganzen Kreise höchst achtungsvoll begrüßt. Sobald sie sich gesetzt hatte, bat sie der Engel, ihre nächsten Nachbarn zur Rechten und zur Linken zu betrachten. Sie that es, und sah mit Entzücken, daß sie sich in der Mitte ihrer früh verstorbenen Kinder befand, deren jedes auf einem verhältnißmäßig kleineren Stuhle saß, damit es mit den Füßen sein Wappen berühren konnte, wie die großen Leute.

Die zärtliche Mutter überhäufte die geliebten Kleinen mit Liebkosungen; doch sie erwiederten dieses keinesweges, und wollten sie theils gar nicht kennen, theils warfen sie ihr vor, daß sie von ihr auf Erden bald zu warm und bald zu kalt gehalten, und überfüttert und todt gedrückt wären.

Vergeblich versicherte die Gekränkte, daß sie das Alles nur aus zärtlicher Liebe gethan habe; sie konnte die Herzen der kleinen himmlischen Starrköpfe durchaus nicht erweichen, und rief daher im bittern Gefühl ihres Schmerzes aus: „Ach wenn doch mein Rudolph hier wäre! Kommt denn mein Rudolphchen nicht bald?"

„Nimmer in diesen würdigen Kreis!" donnerte ihr der Engel in's Ohr. Auf ihre ängstliche Frage erhielt sie die trostlose Antwort, daß ein Cavalier, der sich bis zu einer Mesalliance erniedrigt habe, auf keinen dieser vornehmen Plätze Anspruch machen könne, sondern die ganze, lange Ewigkeit hindurch auf der entfernten, elenden Gallerie, wo die einfältige, bürgerliche Frömmigkeit abgesondert werde, vorlieb nehmen müsse.

Da that die erschrockene Mutter einen lauten Schrei des Entsetzens; doch statt eines tröstlichen Wortes, lachte der Engel laut auf, und ihre eigenen Kinder und endlich der ganze vornehme Kreis folgten seinem schadenfrohen Beispiele, und trieben die Arme mit immer lauterem, gräßlicherem Hohngelächter zu einer Verzweiflung, wie sie die Hölle nicht schrecklicher kennt. —

Frau von Rollbeck erwachte in heftigem Fieberschweiße aus diesem quälenden Traume, ohne das Mindeste von der Sehnsucht zu fühlen, mit welcher viele andere Träumer an ihrem geträumten Himmel hangen. Vielmehr brach sie in ein inbrünstiges Dankgebet aus, als sie mit klarem Bewußtsein wieder ihren irdischen B e t t himmel erkannte, um den sie mit Freuden jenen, und vielleicht j e d e n, überirdischen hingab. Aber so quälend und so albern ihr Traum auch gewesen war: so konnte sie doch nicht unterlassen, sich noch wachend mit den Bildern desselben zu beschäftigen. Und je länger und ernsthafter sie darüber brütete, desto bedeutender erschien ihr dies und jenes darin. Sie hielt ihn endlich wirklich für das Werk einer höhern Macht, um ihr selbst ihren nahen Tod anzukündigen, und ihren Sohn vor der allerunglücklichsten Verirrung zu warnen. — Was nun ihren eigenen Tod betraf: so ergab sie sich, mit einigem Vertrauen zu ihrer guten Natur, in ihr Schicksal; aber sobald sie an ihren Sohn dachte, seufzte sie immer mit gepreßtem Herzen: „Ach, Alles! Alles! nur keine Mesalliance!"

In einer trüben Abendstunde, da dieser Gedanke, bei vermehrter Krankheit, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit und Aengstlichkeit vor ihr stand, trat unvermuthet der Regierungsrath in ihr Zimmer, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie hielt seinen Besuch für eine Schickung des Himmels, und sprach mit ihm in vertraulichem Tone von ihrem nahen Tode. Und als der Regierungsrath ihr voll warmer Theilnahme Muth und Hoffnung einsprach, ward sie immer vertrauter, und platzte endlich mit der Erzählung ihres ganzen Traums heraus. Nur mit Mühe konnte der Regierungsrath das Lachen unterdrücken. Doch ward er ernsthafter; als sie zuletzt in den Seufzer ausbrach: „Ach, nur keine Mesalliance!" und ihn dann fragte, ob e r nicht auch, als ein so verständiger Mann, eine Mesalliance für eine höchst unglückliche Thorheit halte, und es sich zur Gewissenssache machen werde, seine Tochter davon zurück zu halten.

Er verzieh der kranken, an Geist und Körper schwachen Frau das Alberne und Unschickliche, was in dieser Frage lag, und versicherte nur mit ernstem, festem Tone, daß er nie in eine Mesalliance seiner Tochter willigen werde.

„Gewiß nie? nie?" stammelte Frau von Rollbeck, und streckte ihm ihre Hand entgegen. — „Können Sie mir das mit einem Handschlage, an Eides Statt, wohl versprechen?"

Der Regierungsrath war großmüthig genug, auch jetzt jede Empfindlichkeit zu unterdrücken, und mit der Schwäche der Kranken Nachsicht zu haben. Er legte seine Hand in die ihrige, und wiederholte mit Nachdruck seine vorige Versicherung. Da sah ihn Frau von Rollbeck noch mit einem unaussprechlich dankbaren Blicke an, und sank dann erschöpft in einen leichten Schlummer, wobei ein so heitres Lächeln um ihren Mund schwebte, als sähe sie ihren Rudolph schon groß und breit auf einem der himmelblauen, damastenen Stühle sitzen.

Junker Rudolph war fromm genug, mehrere Tage lang an die prophezeiende und warnende Bedeutsamkeit ihres Traumes zu glauben. Er hielt den nahen Tod seiner Mutter für gewiß, und fing an, seine geliebte Verirrung für eine Versündigung an seinem schönen Stammbaume zu halten. Doch als seine Mutter, anstatt zu sterben, wieder frisch und gesund aus dem Krankenzimmer trat, und also ihr Traum von d i e s e r Seite zum Lügner geworden war: so verschüttete er das Kindlein gänzlich mit dem Bade, und glaubte auch an die W a r n u n g des Traumes nicht mehr. Und weil es seinen Ehrgeiz nun bitter kränkte, sich von einem solchen Hirngespinst auf einige Zeit haben bethören zu lassen: so steuerte er jetzt mit doppelten Segeln auf das Ziel seiner Liebe los, vielleicht weit weniger aus Verliebtheit, als aus Trotz. Und da Sophie, stets eingedenk des Versprechens, das sie ihrem Vater gegeben hatte, sich durchaus zu keiner Gemeinschaft mit dem Junker weiter verstehen wollte: so that er ganz desperat, und faßte den abenteuerlichen Entschluß, seine Schöne, mit List oder Gewalt, zu entführen, um, ihren und seinen Verwandten zum Aerger, mit ihr so selig, wie im dritten Himmel, zu leben.

Der französische Revolutionskrieg war eben ausgebrochen, und der Junker erwartete täglich die Ordre, zu seinem Regimente zurück zu kehren, um mit demselben zu Felde zu ziehn. Er hielt dies für eine glückliche Begünstigung seines Planes, denn er hatte gehört, daß bei einem bevorstehenden Feldzuge selbst dem ärmsten Soldaten das Heirathen sehr leicht erlaubt werde; e r, als ein Junker, hoffte nun, hierauf um so mehr rechnen zu können, da ihn die nächste Bataille unfehlbar wenigstens zum Kornet machen mußte. Aber um diese günstigen Umstände gehörig zu nützen, war auch keine Zeit zu verlieren, und er entschloß sich daher zu einer möglichst raschen Ausführung seines herrlichen Plans.

Die Haupthülfe hiebei sollte freilich sein Reitklepper leisten, der zu diesem Zwecke vor ein leichtes Cabriolet gespannt werden sollte. Da sich der Klepper indessen ein wenig widerspenstig beim Ziehen zeigte, und auch von Sophien nicht viel Willfährigkeit, sich ziehen zu l a s s e n, erwartet werden konnte: so bedurfte der Junker durchaus noch eines Gehülfen mit gesunden Armen und Beinen in der entscheidenden Stunde.

Weder Kutscher noch Großknecht wollten anbeißen bei diesem kitzlichen Unternehmen, ob er sie gleich mit den schönsten Versprechungen zu erangeln suchte. Der Einzige, auf den er nun noch seine Hoffnung setzen zu können glaubte, war Herrmann, des verstorbenen Schulmeisters Sohn, den sein Herr Vetter und Pathe, der Prediger des Orts, unter dem Vorwande, ihn zu einem tüchtigen Schulmeister zu bilden, als Kammerdiener und Kutscher und Gärtner und Abschreiber und Ratten- und Mäusefänger in seinem Hause möglichst kärglich beköstigte und kleidete. — Herrmann war ein muntrer, rüstiger Bursche von neunzehn Jahren, der genug Gutmüthigkeit und Sinn für etwas Besseres besaß, um, trotz des eigennützigen Mißbrauches, den man mit seiner unermüdlichen Dienstfertigkeit trieb, dennoch den Prediger, wie seinen Vater zu ehren, und sich reichlich belohnt und glücklich zu fühlen, wenn er nur von Zeit zu Zeit in einer freien Stunde ein belehrendes Gespräch mit anhören, oder ein nützliches Buch, vorzüglich historischen oder mathematischen Inhalts, lesen konnte. Dabei fehlte es ihm aber auch nicht an Muth und Laune zu den keckften Unternehmungen, und der Junker, der ihm vorsichtiger Weise seinen Plan nicht als eine ernsthafte Entführung, sondern nur als einen vorübergehenden Scherz vortrug, fand bei ihm sogleich ein williges Ohr. —

Alle Verabredungen waren getroffen, und der Augenblick der Ausführung rückte heran. Der Junker hielt mit seinem Cabriolet in einem dichten Gebüsch unweit des Wangolfschen Gartens, gerade so, wie es in hundert Romanen beschrieben ist. Sophie war, wie gewöhnlich um diese Zeit, bei ihrem Blumenbeete, Herrmann ging ganz ehrbarlich zu ihr, und lockte sie durch eine vorgeschriebene Lüge zum Garten hinaus in das Gebüsch. Er kam mit ihr glücklich bis an das Cabriolet. Doch als nun Rudolph hinter dem Klepper hervortrat, warf

sie einen Blick voll Unwillen auf Herrmann, und mit den Worten: „Pfui! das ist eine schlechte Betrügerei!“ wandte sie sich um, und wollte entfliehn.

Jetzt übergab Rudolph Herrmannen geschwind das Pferd, um Sophien aufzuhalten, und trug ihr knieend seinen Plan vor, sie nach seiner Garnison zu entführen, und dort überschwenglich glücklich zu machen. Anfangs erwiederte ihm Sophie hierauf bloß, daß er nicht gescheidt sei; als sie sich aber überzeugte, daß sein Antrag ganz ernstlich gemeint sei, riß sie sich so hastig von ihm los, daß er um und um purzelte, und dann lief sie, so schnell sie konnte, davon. Nach wenigen Secunden war sie indessen eingeholt, und der Junker, von Zorn und Liebe entbrannt, zog sie, trotz ihres Weinens und Bittens und Scheltens, mit Gewalt nach dem Wagen zurück. Herrmann, der die ganze Scene noch nicht zu deuten wußte, und Sophien mit in den Wagen heben sollte, kam entrüstet hinzugesprungen, und sagte: „Junker, Sie treiben den Spaß zu weit!“ — Nun hörte er mit Abscheu, daß eine ernstliche Entführung im Werke sei, und daß er des Junkers goldene Uhr zur Belohnung haben solle, wenn er hülfreiche Hand leistete. Das brachte ihn in Feuer und Flammen. Nach wenigen Secunden hatte er Gewalt durch noch stärkere Gewalt vertrieben; Sophie war frei, und er hielt den Junker zurück, daß er der Fliehenden nicht wieder nachlaufen konnte. Darob ergrimmte der Ueberwundene denn freilich auf's Höchste, und um seine Ritterehre zu retten und zu rächen, riß er, sobald er dazu kommen konnte, sein Ritterschwerdt aus der Scheide. Doch Herrmann, der sich noch nicht für reif zum Tode hielt, faßte schnell und kräftig den gegen ihn aufgehobenen Arm. Eine leichte Verwundung, die er hiebei bekam, begeisterte ihn nur zu noch größerem Heldenmuthe. Im Nu hatte er das Mordinstrument erobert, und gegen einen Stein geschleudert, daß es in zwei Stücken zersprang, und gleich darauf war auch der Junker so kräftig zu Boden geworfen, daß er ebenfalls beinahe mitten entzwei brach, und heulend und scheltend vor Schmerz und ohnmächtiger Wuth auf seinem harten Lager liegen blieb. —

Sophie war entflohn; der Klepper mit dem Cabriolet davon gesprungen; und so entschloß sich denn Herrmann gleichfalls, sich davon zu machen, und zwar je weiter, je lieber. So unschuldig er dies Abenteuer auch begonnen, und so brav er es auch geendet hatte: so fürchtete er doch das Schlimmste von der Strenge des Predigers und von der Rache und dem Stolze des Junkers und der Frau von Rollbeck. Sehr bald war daher sein Entschluß gefaßt, nicht wieder nach Asselheim zurück zu kehren, sondern Soldat zu werden; und mit raschen Schritten ging er vorwärts, um auf die Landstraße zu gelangen.

Ehe er noch aus dem Gebüsche kam, begegnete ihm Sophie, die sich in der ersten Bestürzung verirrt hatte, und nun schüchtern auf einem weiten Umwege zurück kam. Herrmann ward sogleich ihr Begleiter, um sie, nöthigen Falles, zum zweiten Male zu schützen. Er bat sie mit Thränen um Vergebung, wegen der Angst, die er ihr mit hatte bereiten helfen, und sie dankte ihm mit Thränen für ihre Rettung, besonders da sie sah, daß er um ihretwillen verwundet war. Er sollte sich in ihrem Hause verbinden, erquicken, belohnen lassen; doch am Eingange des Dorfes nahm er treuherzig und wehmüthig von ihr Abschied; alle ihre Bitten vermochten nicht, ihn zurück zu halten, und erst nach langem Sträuben nahm er von ihr die wenigen Groschen, die sie bei sich hatte, und ihm mit unwiderstehligen Bitten aufdrang, damit er unterweges nicht Noth litte. —

Gegen den Junker zeugte in Asselheim nicht Sophie allein, sondern auch das zerbrochene Cabriolet, und ein im Koth fast erstickter Bauerjunge, den der zügellose Klepper in einen tiefen Sumpf gerannt hatte. Der Regierungsrath führte sehr ernsthafte Beschwerde bei der Frau von Rollbeck doch ehe diese noch über eine zweckmäßige und anständige Züchtigung ihres Lieblings mit sich einig werden konnte, fuhr das Schicksal mit einer eiligen Marschordre dazwischen. Da wandelte der mütterliche Zorn sich in Trennungsschmerzen; die Beleidigten nahmen mit der plötzlichen Entfernung des Liebesritters vorlieb, und dieser zog still und kleinlaut von dannen, um sich einstweilen, statt eines Myrthenkranzes, mit einem Lorbeerkranze zu behelfen.

Noch größer, als der Unwille gegen den Junker, war im Wangold'schen Hause die Sorge um Herrmann, dem man gleich am Tage seiner Flucht vergeblich mehrere Boten nachgeschickt hatte. Einige Wochen später kam endlich ein Brief von ihm an den Prediger, worin er fröhlichen Muthes meldete, daß er eben im Begriff sei, mit dem P*schen Artilleriecorps in's Feld zu ziehen, daß er das Glück gehabt habe, die besondere Gunst seines braven Obristen zu erwerben, und daß er mit allem Fleiße arbeite, sich dieselbe zu erhalten und ein recht tüchtiger Kanonen- und Bombenschütze zu werden. Außerdem war sein Brief voll des wärmsten Dankes gegen seinen ehemaligen Wohlthäter und voll der aufrichtigsten Reue über die Veranlassung zu seiner Flucht. — Der Prediger ward versöhnt, und Sophie in hohem Grade gerührt und erfreut. Der Regierungsrath aber schrieb sogleich an den Obristen, der sein alter Freund war, empfahl ihm den jungen Menschen auf's Angelegentlichste, und setzte demselben eine monatliche Zulage aus. Er hatte das feste Zutrauen zu Herrmann, daß er in seiner jetzigen Lage auf seinem rechten Platze sei, und sich unter seinen Kameraden bald vortheilhaft auszeichnen werde, und Herrmann rechtfertigte in vollem Maße, sein ganzes Leben hindurch, jenes ehrenvolle Vertrauen seines neuen Wohlthäters.

Der Regierungsrath kehrte nach der Residenz zurück mit sehr ernsthaften Betrachtungen über die wichtige Lebensepoche, welcher Sophie sich allmählig näherte. Er wußte, daß sie ihr Herz aus dem Rudolph'schen Romane ganz rein und unbefleckt errettet hatte; allein dennoch war er ihretwegen nicht ohne Sorgen, weil er selbst, in dem Gewühle seiner Geschäfte, sie zu sehr aus den Augen verlor, und die Gouvernante ihm zu viele Beweise von Unfähigkeit zu der wichtigen Aufgabe, die sie als Erzieherin lösen sollte, gegeben hatte. Dies bestimmte ihn, nach sehr reiflicher Ueberlegung, zu einer zweiten Heirath, und er gab Sophien eine der trefflichsten, gebildetsten Frauen zur Stiefmutter, welche, lebhaft durchdrungen von der Würde und Heiligkeit ihres Berufs, ihre neuen Pflichten mit der gewissenhaftesten und verständigsten Treue erfüllte.

Sophiens Geist und Herz entwickelten sich auf das Herrlichste unter dieser weisen und liebevollen Lehrerin und Leiterin, und sie reifte in jeder Hinsicht zu der schönsten Liebenswürdigkeit heran. Der Regierungsrath sah das mit lebhafter Dankbarkeit und Freude. Sorgenfreier, und daher auch thätiger und mit glücklicherem Erfolge, als jemals, konnte er sich nun den Geschäften seines Amtes widmen. — Nach Jahr und Tag war die Folge hievon, daß ihm die oberste Stelle in der Behörde, bei welcher er angestellt war, mit dem Titel eines wirklichen Geheimenraths und dem hiemit verbundenen Adel von seinem Monarchen angetragen ward. Er konnte und mochte diese Belohnung und Aufmunterung zu einer noch ausgebreiteteren Wirksamkeit nicht ablehnen; nur verbat er das neue Adelsdiplom als überflüssig, indem er den sehr alten Adelsbrief seiner Familie vorzeigte, der nur von seinem verarmten Großvater bis auf bessere Zeiten als unnütz bei Seite gelegt worden war.

Diese Neuigkeit erregte weit umher fast so viel freudige Theilnahme, als Aufsehen. Eine der auffallendsten Wirkungen davon zeigte sich indessen im nächsten Frühling, da Frau von Rollbeck ihren Nachbar als Geheimrath von Wangold bewillkommte. Freundlicher und höflicher hatte man sie noch nie gesehn; sie ließ nicht undeutlich merken, daß sie von jeher eine altadelige Natur in den Wangolds gewittert habe, und in Sophien schien sie fast so vernarrt zu sein, wie weiland ihr Sohn Rudolph. —

Einer der geist- und kenntnißreichsten Männer, der Assessor Lauro, benutzte in jener Zeit sehr eifrig die Gastfreundschaft des Wangoldschen Hauses, und war dort auch, wie es schien, sehr gern gesehn. Er war wirklich, was Rudolph nur zu sein scheinen wollte: ein Dichter, und sein Name glänzt sehr ausgezeichnet unter den fröhlichen Sängern im deutschen Musentempel. Er war zu fein, Sophien mit plumpen Liebesreimen zu bestürmen, wie jener Afterpoet; aber aus zehn niedlichen, vergoldeten Bücherchen lachten ihr seine Laune und sein Witz, in das reizendste poetische Gewand gehüllt, so anziehend entgegen, und seine gesellschaftlichen Scherze und Urtheile waren immer so geistvoll, unterhaltend und belehrend, daß sie sich nach und nach weit mehr über seine Besuche freute, als vor Zeiten über die romantischen Zusammenkünfte mit dem romantischen Junker.

Frau von Rollbeck fand für gut, hierüber gegen eine Freundin eine kleine Anmerkung hinzuwerfen. Die Freundin wiederholte, mit etwas veränderter Wortstellung, diese Anmerkung gegen Frau von Rollbeck. Nun hatte diese nichts Eiligeres zu thun, als Sophien bei der nächsten Gelegenheit, welche sie dazu aber ein wenig vom Zaun abbrach, mit recht tantenmäßiger Bedenklichkeit in's Ohr zu flüstern, daß Stadt und Land die gründlichsten Anmerkungen über die häufigen Besuche des Assessors machten.

Sophie versicherte mit unverstellter Unbefangenheit, daß sie nicht begreifen könne, wie Stadt und Land sich ohne Noth mit dieser Gründlichkeit in Kosten setze. — Das hörte Frau von Rollbeck nicht ohne Trost; und um sich gänzlich zu beruhigen, ging sie noch einen Schritt weiter, und brach ebenfalls die Gelegenheit ein wenig vom Zaune, um den Geheimrath auszuhorchen, ob er wirklich noch eben so, wie ehedem als Regierungsrath an ihrem Krankenbette, über die Mesalliancen denke. — Auch hier war das Resultat ihrer Bemühung das

allererwünschteste. Der Geheimrath versicherte so ernsthaft, als damals, daß er, nach seinen Grundsätzen, nie eine wirkliche Mesalliance seiner Tochter zugeben werde.

Nun war Frau von Rollbeck wegen der möglichen Ansprüche des bürgerlichen Assessors durchaus beruhigt; und so angenehm ihr ehemals jene Versicherungen aus dem Munde des bürgerlich geglaubten Regierungsraths wegen der künftigen Unbeflecktheit ihres Stammbaums gewesen waren, eben so erfreulich klangen sie ihr jetzt aus dem Munde des altadeligen Geheimraths, durch dessen reiche Tochter der verloschene Glanz ihres Hauses mit der Zeit herrlich wieder herzustellen war. — „Denn" sagte sie zu sich selbst, „darüber kann man wohl ein Auge zudrücken, daß Sophiens Mutter nicht adelig war. Den Vater mag das, nach seinen jetzigen Grundsätzen, freilich ärgern, aber den Gefallen kann ich ihm schon thun, eine Verheirathung meines Rudolphs mit seiner Tochter für keine wirkliche Mesalliance, wie er sich ausdrückt, zu halten. Hat sie doch einen Vater von guter, alter Familie. Wer wird dem guten Mädchen noch wegen der seligen Mutter einen Vorwurf machen!" —

Man sieht hieraus, daß sich Frau von Rollbeck in den letzten Jahren ein wenig von den revolutionären Grundsätzen, die über den Rhein gekommen waren, hatte anstecken lassen. — Seit jenem Gespräch mit dem Geheimrath führte sie nun einen sehr lebhaften Briefwechsel mit ihrem Sohne; jeden Schritt, um welchen er den Feldmarschall (von dem er freilich noch ziemlich weit entfernt war) näher rückte, notificirte sie triumphirend im Wangoldschen Hause; sie sprach viel von seiner jetzigen soliden Reue über ehemalige jugendliche Verirrungen, und Sophien flüsterte sie nicht selten ins Ohr, daß alte Liebe nicht roste, und daß ihr Rudolph in seiner martialischen Brust das allertreueste Schäferherz mit sich herum trage.

Sophie ließ deutlich merken, daß nicht jede Liebe von Rost befreit bleibe, und daß ihr Herz noch von keiner schäferlichen Treue den Beweis stellen könne. Deßhalb wünschte Frau von Rollbeck nichts so sehnlich, als eine recht baldige Rückkehr ihres Sohnes, denn sie war überzeugt, daß er, um zu siegen, nur zu kommen und in seiner Offizieruniform gesehen zu werden brauche.

Doch die zärtliche Mutter sollte diese Freude nicht erleben. Ehe der Donner jenes unseligen Krieges mit seinen nachfolgenden, vielfachen Echo's verklungen war, überraschte sie ein unerwarteter Schlagfluß, der sie augenblicklich in den Stand setzte, nun — wenn er anders noch für sie leer stand — auf dem himmelblauen Stuhle, den sie einst im Traume gesehen hatte, gebührendermaßen für die Ewigkeit Platz zu nehmen. —

Erst im Mai des künftigen Jahres kehrte die Armee in ihre Heimath zurück, und fast zu gleicher Zeit traten Rudolph und Herrmann wieder in Asselheim auf, wo kurz zuvor auch die Wangoldsche Familie angekommen war.

Rudolph erschien zuerst. Aus dem Junker war ein Lieutenant, aus dem Milchbart war ein ernsthafter Stutzbart, und aus der ganzen, weiland etwas täppischen, Jünglingsgestalt war ein reifer junger Mann mit kräftigem, soldatischem Anstande geworden. Ohne daß er den Mund zu öffnen brauchte, flößte er den Meisten durch sein Aeußeres schon eine gewisse Achtung ein. Die Blicke aller jungen Frauen und Mädchen in Asselheim ruhten mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihm, und selbst Sophie fühlte sich durch die vortheilhafte, äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, sehr angenehm überrascht.

Eine größere Ueberraschung war indessen doch Herrmanns Erscheinung. Er trat ebenfalls als ein wohlgebildeter junger Mann mit sehr gutem Anstande auf, und gab Jenem an soldatischem Range nichts nach, denn Muth und ausgezeichnete Kenntnisse hatten auch ihn zum Lieutenant gemacht, obgleich sein Beschützer, der brave Obrist, gleich zu Anfange des Krieges durch eine feindliche Kugel getödtet worden war. Man behandelte daher den Emporgekommenen jetzt nicht allein in dem Hause des Predigers, wo er sonst ziemlich gemißhandelt ward, als einen sehr ehrenwerthen Gast, sondern man nahm ihn auch in dem Wangoldschen Familienkreise mit großer Achtung und Freundlichkeit auf, und besonders die dankbare Sophie ehrte ihn durch die feinste Aufmerksamkeit als den Mann, der einst, so redlich als muthig, ihr Retter gewesen war, und sein Geschick dem ihrigen ohne Furcht und Klage zum Opfer gebracht hatte.

Man war bei seinem ersten Erscheinen im Wangoldschen und in dem Predigerhause etwas besorgt wegen seines Zusammentreffens mit Rudolph. Doch dieser trug schon seit einigen Monaten, durch seine Schuld, einen neuen Beweis von Herrmanns persönlichem Muthe in einer langen Narbe an seinem Arme; daher war der alte Streit zwischen Beiden gänzlich ausgeglichen, und sie gingen nun, besonders weil Rachsucht nicht in Rudolphs Charakter lag, ohne Zwist und Neckerei ruhig neben einander hin.

Auffallend war aber die die große Verschiedenheit in ihrem gesellschaftlichen Benehmen, vom ersten Augenblick ihres Wiedererscheinens an. — Herrmann trat in jedem neuen Kreise zuerst mit einer gewissen, unbezwinglichen Schüchternheit auf, die nahe an Blödigkeit grenzte, und eine natürliche Folge seiner früheren, höchst beschränkten Lage und seiner angebornen Bescheidenheit war. Hatte er indessen, auch unter den fremdesten Menschen, nur erst ein wenig ruhig Athem geschöpft, so ward er ein immer unterhaltenderer Gesellschafter, und jedem guten, gebildeten Manne, Weibe oder Mädchen ward immer wohler neben ihm. — Rudolph hingegen trat überall sogleich mit dreister Sicherheit auf, und imponirte Jedem, der ihn zum ersten Male sah; doch er hielt schwerlich eine seiner schnellen Eroberungen fest, denn nach den ersten abgethanen Höflichkeitsformeln, war es, als ob Blei seine Zunge belastete, und seine Unbefangenheit nützte ihm fast zu nichts weiter, als zu einer fast heroischen Erduldung und Mittheilung der drückendsten Langeweile.

Man war im Wangoldschen Hause anfangs gutmüthig genug, die Ursache hievon in seiner beschämenden Rückerinnerung an manche Jugendthorheiten zu suchen, und man beeiferte sich daher recht sehr, ihm zu zeigen, daß seine jetzige Bescheidenheit alle ehemaligen, bösen Eindrücke gänzlich verwischt habe. Doch alle ihm entgegenkommende noch so feine Höflichkeit und Schonung machte ihn zu keinem besseren Gesellschafter, sondern gab ihm nur den Muth, endlich mit einer schriftlichen Bewerbung um Sophiens Hand auf das Unerwartetste hervor zu treten.

An dem nämlichen Tage erschien der poetische Lauro in Person, und meldete, daß er Kriegsrath mit einem guten Gehalte geworden sei. Man sah an seinem ganzen Thun und Wesen, besonders an seiner auf's Höchste gesteigerten Aufmerksamkeit gegen Sophien, daß er im Begriff war, so ernstlich, wie Rudolph, mit einem Heirathsantrage heraus zu rücken. Da zog der Geheimrath Herrmannen, der eben auch seinen Besuch, wie alle Tage, machen wollte, in ein Nebenkabinet, machte ihn aufmerksam auf des neuen Kriegsraths unverkennbare Absichten, und bat den äußerst Betroffenen, sich ja bis zu Abend nicht von der Gesellschaft zu entfernen, damit der Kriegsrath keine Gelegenheit zu einer zärtlichen Erklärung fände. „Denn" setzte er in vertraulichem Tone hinzu — „das liefe auf eine wirkliche Mesalliance hinaus, und ich bleibe bei dem Grundsatze, den ich mit der seligen Frau von Rollbeck zweimal im Duett abgesungen habe: „„Alles; nur keine Mesalliance!""

Der Geheimrath faßte bei diesen Worten Herrmannen sehr scharf ins Auge, und sah, daß Herrmann eine Anwandlung von Stick- oder Schlagfluß haben mußte, denn das Blut schien ihm alle Adern des Gesichts sprengen zu wollen, und er stotterte und schnappte nach Luft, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. Der Geheimrath war aber hartherzig genug, hiebei nicht die mindeste Theilnahme zu zeigen, oder nur zu thun, als ob er etwas davon bemerke, sondern schob den armen Patienten so bald als möglich zum Schildwachstehen in das Gesellschaftszimmer zurück.

In der gefährlichsten Batterie war Herrmannen nie so böse zu Muthe gewesen, als auf dem Posten, welcher ihm heute angewiesen war. Als ein braver Soldat blieb er freilich bis zum Augenblick der Ablösung darauf stehen, ohne sich um einen Schritt zu weit zu entfernen; aber hundertmal war er im Begriff, sich mit der Faust gegen die Stirn zu schlagen, denn auf einmal war es ihm klar geworden, daß er ein Narr und Dummkopf sei; und als ein solcher war er dann auch bis zum Abend ein gar erbärmlicher Gesellschafter, der weder ein Gespräch einzuleiten noch fortzusetzen verstand, und in gedankenloser Zerstreuung oft halbe und ganze Viertelstunden lang auf eine und die nämliche Stelle des Fußbodens oder der Decke des Zimmers sah. Doch füllte er seinen Platz so gut aus, als irgend eine an ihren Ort gestellte Null, und machte es dem Kriegsrath unmöglich, eine vertraulichere Erklärung anzubringen. Sobald er diesen aber durch seine lästige Gegenwart hinweggeärgert hatte, blieb auch er keine Minute länger, sondern eilte auf die Pfarre, und es war sein heißer Wunsch, daß er recht bald wieder in den Krieg ziehen möchte, um seinen halbverlornen Kopf entweder ganz wieder zu erhalten, oder ganz verlieren. —

Als der Geheimrath mit Frau und Tochter allein war, redete er die letzte, sehr überraschend, also an: „Liebe Sophie, Du bist neunzehn Jahr alt, und hast drei Liebhaber. Herr von Rollbeck hat sich schon schriftlich erklärt, dem Kriegsrath schwebte den ganzen Nachmittag die allerpoetischste Liebeserklärung auf der Zunge, und Herrmann, der mir schon längst verdächtig gewesen ist, hat sich diesen Mittag durch Rothwerden und Stottern vollends verrathen, als ich ihm beiläufig sagte, daß ich kein Freund von wirklichen Mesalliancen sei —

Welchen von diesen Dreien würdest Du wohl wählen, liebe Sophie?"

Die arme Sophie erröthete und stotterte, so sehr, als es Herrmann gethan hatte, und wich, so lange sie konnte, einer Erklärung aus. Endlich, besser gefaßt nach einer vertraulichern Aufforderung, gab sie zur Antwort, sie liebe wohl den Einen von jenen Dreien, aber sie könne sich nicht ganz in die Aeußerungen ihres Vaters finden, und darum wisse sie nicht, ob er ihre Liebe wohl billigen werde.

„Wie wär' es möglich," erwiederte der Geheimrath — „daß meine Sophie anders, als nach meinem Sinne, sollte gewählt haben? Der Eine Deiner Liebhaber ist ganz ungebildet und nur vielleicht brav; der Andere ist sehr brav und gebildet; der Dritte ist sehr fein gebildet, aber durchaus nicht brav. Solltest Du das nicht herausgefühlt haben, so gut, als ich? Und könntest Du dann noch zweifelhaft sein?"

„Ach nein!" fiel ihm Sophie lebhaft ins Wort — „Herrmann, Herrmann ist sehr brav und gebildet, darum hab' ich ihn lieben müssen; und daß er auch mich liebt, hat sich mir unverkennbar offenbart durch die Art, wie er mir neulich noch zwei von den Groschen zeigte, die ich ihm vor sechs Jahren mit auf den Weg gab, und die er so sorgsam bis jetzt aufgehoben hat. Ich habe auch immer geglaubt, daß Sie diese meine Liebe billigen würden; nur das Wort Mesalliance hat mich einen Augenblick irre gemacht. — Oder sollten Sie es vielleicht in einem andern, als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht haben?"

„O, Triumph!" rief der Geheimrath, und schloß Sophien freudig in die Arme — „hieran erkenn' ich meine Tochter und das Werk der trefflichsten Stiefmutter und Erzieherin! — Ja, Sophie, Du verstehst mich, und hast ganz nach meinem Sinne gewählt! — Wie hätt' ich das Wort Mesalliance brauchen können in dem gemeinen verbrauchten Sinne! Ich spielte nur damit bei der alten Dame und bei Deinem Herrmann, um Jene in ihrer Schwachheit zu stärken, und um Diesen auf eine entscheidende Art auszuforschen. — Meine wahre Meinung war, und ist, und bleibt, daß nicht ein kleiner Abstand der Geburt, wohl aber ein wesentlicher Unterschied in geistiger und moralischer Bildung eine wirkliche Mesalliance macht, bei der kein echtes häusliches Glück gedeihen kann. Unser innres Ich ist wichtiger und heiliger, als die veralteten, äußeren Formen der Gesellschaft. Diese sind nur zufällig und beschränkt, aber Jenes ist etwas Ewiges, und die Abstufungen seiner Veredlung und Verwilderung sind unendlich. — Dank sei es Deinen glücklichen Naturanlagen und Deiner trefflichen Erzieherin: Dein Herz ist kindlich rein und gut, und Dein Geist steht auf einer schönen Stufe echter Bildung! Und eben, weil sie echt ist, wird dieß Zeugniß Dich nicht zur eiteln Närrin machen, wie es so viele Halbgebildete und Verbildete sind. — Wie könntest Du die rohe Unwissenheit und geistlose Langweiligkeit eines Rollbecks, und wenn er auch der reichste Reichsgraf wäre, ein ganzes Leben hindurch mit Gleichmuth ertragen! Wie würde die Herz- und Sittenlosigkeit eines Lauro, und wenn er auch von allen Musen eigenhändig mit Lorbeerkränzen geschmückt würde, Dein Gefühl mit jedem Tage unheilbarer verwunden! Mit Jedem von diesen Beiden wäre Deine Verbindung daher eine wirkliche, höchst unglückliche Mesalliance. Aber Herrmann, der arme Schulmeisterssohn, der nie einen Reim gemacht hat, besitzt Kopf und Herz, und Kenntnisse und Charakter genug, um Deiner Liebe vollkommen werth zu sein, und wird gewiß Dich glücklich machen!" —

Mit dankbaren Freudenthränen umarmten einander Vater und Mutter und Tochter. Schon am folgenden Tage wurde diese rührende Gruppe durch den glücklichen Herrmann wiederholt und vergrößert. — Viele nannten auf einige Zeit den Geheimrath einen thörichten Sonderling, und zuckten mitleidig die Achseln über das bescheidene Glück seiner Tochter. Aber die ungetrübte Dauer desselben, die steigende Achtung, welche sich Herrmann erwarb, und die Verachtung, zu welcher späterhin Rollbeck und Lauro — Jener durch seine Rohheit, und Dieser durch seine Schlechheit — hinabsanken, rechtfertigten hinlänglich des Geheimraths Grundsätze und Sophiens Wahl.

Das Waisengrün.*)

O Hamburg, alte Hafenstadt,
Mit vielen Gassen krumm und eng,
Voll Schmutz, Geschrei und Volksgedräng,
Wer häßlich dich gescholten hat,
Der komm' und seh' dein Waisengrün,
Und seh' in einem Schmuck dich blüh'n,
Den man — wie weit man fährt und schifft —
Wohl nirgends, nirgends schöner trifft!
Und wenn ihm hoch das Herz dann schlägt:
So bitt' er's ab dir, tief bewegt,
Daß erst er dich verachtet hat,
Du alte, wackre Hafenstadt!

Wohl groß und herrlich dehnt um dich
Der Elbe breiter Spiegel sich,
Mit seinem dichten Mastenheer
Hinwinkend auf das große Meer;
Wohl blüht in heiterm Farbenglanz
Weit um dich her ein schöner Kranz
Von Gärten, baum- und blumenreich,
Wo Kinder, holden Engeln gleich,
Wo schöne Mädchen, schöne Frau'n
An hundert Stellen sind zu schau'n.
Doch wer nur dieser Herrlichkeit
Als flücht'ger Wandrer, sich gefreut,
Nicht glücklich preisen kann ich Den,
Denn Hamburgs Silberblick erglüh'n
Hat freudig doch nur Der geseh'n,
Der feiern sah das Waisengrün.

Es ist der Waisen höchstes Fest,
Das man sie jährlich feiern läßt;
Doch nicht ein Fest für sie allein,
Ein Fest ist's für die ganze Stadt,
Für Arm und Reich, für Groß und Klein,
Für Jeden, der ein Herz nur hat.

Im Rosen-Monat, früh hervor
Tritt aus des Waisenhauses Thor
Der armen Waisen große Schaar,
So Knab' als Mägdlein, Paar bei Paar,
Mit neuen Kleidern angethan,
Ihr kleiner Kapitain voran,
In seiner Hand ein Ehrenstab,
Den man, als Fleißes Lohn, ihm gab,
Bei ihm der Ehrenknaben vier,
Und All' in frischer Kränze Zier;
Hier Lehrer und dort Lehrerin,
Daß, in der frommen Stiftung Sinn,
Auch beim Umherzieh'n frank und frei,
Stets Ruh' und gute Ordnung sei. —
So dehnet lang und länger sich
Der Zug daher, gar feierlich,
Der Straßen Labyrinth entlang,
Mit frommem, kirchlichem Gesang,
Der rührender das Herz durchdringt,
Als mancher, der viel schöner klingt.

Um milde Gaben zu empfah'n,
Zieh'n Alle hin die lange Bahn,
Doch Wen'ge sind die Sammler nur
Auf dieser frommen Erndteflur,
Und reichen, mit vergnügtem Sinn,
So rechts als links, die Büchsen hin,
Die Uebrigen erwarten's still,
Ob man auch sie bedenken will,
Und stecken Münzen, noch so klein,
In ihre Taschen dankbar ein. —

Früg' Einer nun: „Ist solch ein Brauch
Des reichen Hamburgs würdig auch?
Verdirbt man nicht der Kinder Sinn
Durch solch' Umherzieh'n nach Gewinn?"
So sprach' ich: „Strenger Frager du,
Gen Hamburg eile! geh' hinzu,
Und sieh mit eignem Aug' ein Fest,
Das schwer sich nur beschreiben läßt!
Wo man, wie hier, das Geben liebt,
Mit Kält' und Hochmuth Keiner giebt;
Des Gebens fromme Freudigkeit
Zur höhern Gab' ein Scherflein weiht;
Und unbefangner Kindessinn
Nimmt solche Gabe freudig hin,
Und weiß, vergnügten Angesichts,
Von Scham und von Erniedrung nichts." —

Und wenn es ein Triumphzug wär'
Von einem großen Siegesheer,

*) Aus A. G. Eberhard's Schriften.

Es würd' ihm größre Achtsamkeit,
Als diesem Zug', wohl kaum geweiht.
Die Wachen treten in's Gewehr,
Dem kleinen Kapitain zur Ehr',
Der nie nach Geld die Hand ausstreckt,
Weil man's ihm in die Taschen steckt.
An allen Fenstern, spiegelblank,
Die größt' und kleinste Straß' entlang,
Wenn dieser Zug vorüberzieht,
Man Kopf an Kopf gereihet sieht.
Auch quillt in Eil aus jedem Haus,
So Alt als Jung, zur Thür heraus;
Gedrängt auf allen Treppen stehn
Die Leut', um solchen Zug zu seh'n.

Da steh'n selbst reiche Handelsherrn —
Gar hochgeachtet nah und fern —
Vergessen für den Augenblick
Des Handels Flor und Mißgeschick,
Um reiche Wohlthat auszustreu'n,
Die armen Waisen zu erfreu'n.
Behagliche Matronen schau'n
Hinab mit schön geputzten Frau'n,
Und üben fromme Christenpflicht,
Mit mildem, lächelndem Gesicht.
Auch Knab' und Mägdlein eilen hin,
Mit angeerbtem, gutem Sinn,
Und theilen, was sie haben, aus,
Ihr Geld und ihren Blumenstrauß.
Es giebt der Knecht, es giebt die Magd;
Es reicht die Wittwe, hochbetagt,
Mit schwacher Hand ihr Scherflein dar,
Wie sie's gehalten jedes Jahr,
Und manche Mutter hebt geschwind
Hinauf an's Herz ihr liebes Kind,
Und danket Gott, indem sie's küßt,
Daß es nicht früh verwaist schon ist,
Und lehret es, wie Groß und Klein
Zum Geben heut bereit muß sein,
Indem sie, frommen Dankes voll,
Durch seine Hand giebt ihren Zoll.
In grobem oder feinem Kleid
Denkt Mancher auch der alten Zeit,
Wo er, als arme Waise, mit
Einher in diesem Zuge schritt,
Denkt an des Vaters frühen Tod
Und an der armen Mutter Noth,
Denkt, wie der erste Schilling ihn
Entzückt beim ersten Waisengrün!
Wär' da die Straß' auch noch so eng:
Er drängt sich durch das Volksgedräng,
Geht langsam mit dem Zug dann fort,
Singt mit im Herzen, Wort vor Wort,
Das wohlbekannte, fromme Lied;
Und wo er eine Waise sieht,
So blaß und schwach, wie er es war,
Da wird das Aug' im thränenklar;
Er wird des Gebens nimmer satt,
Bis, was er in der Tasche hat,
Und ohne daß er's zählt und mißt,
In Waisenhand gewandert ist.

Deß freu'n die armen Kinder sich
Auf ihrem Zug herzinniglich.
Es macht der vielen Geber Hand
Sie mit der ganzen Stadt verwandt.
Es ist, als sagte Jedermann:
„Ihr All' gehört uns Allen an!“
Die, eltern- und geschwisterlos,
Sonst waren hungrig, nackt und bloß,
Die seh'n sich nicht verlassen mehr;
Sie geh'n, wie durch ein ganzes Heer
Von Eltern und Geschwistern, hin,
Sie fühlen, mit vergnügtem Sinn,
Sich nicht mehr arm, nicht mehr verwaist,
Kaum wissend noch, was solches heißt. —

Auf ihrer langen, langen Bahn
Sie All' Erquickung auch empfah'n,
Wie Elternhand sie Kindern reicht,
Damit die Wandrung werde leicht.
Es wehren Milch und weißes Brod
Der Furcht vor Durst und Hungersnoth.
Ist auch dazu kein Tisch gedeckt:
Das Frühstück doch vortrefflich schmeckt;
Und rinnt auch von der Stirn der Schweiß:
Sie achten's nicht um solchen Preis,
Und Jeder ist vergnügt und trinkt,
Bis ihn der Führer weiter winkt.

Mit frischer Kraft beim Lobgesang
Geht's wieder Straß' an Straß' entlang,
Bis endlich gar zur Stadt hinaus,
Zum späten, frohen Mittagsschmaus.
Auf grüner Wies', in langem Zelt,
Sind lange Tafeln aufgestellt,
Vollauf besetzt mit Speis' und Trank,
Auf beiden Seiten Bank an Bank.
Da legt nun Jeder an den Tag,
Was schon am Eßtisch er vermag;
Ja Mancher aus dem Waisenchor
Thut's einem Rathsherrn fast zuvor,
Und zeigt die angestammte Kraft
In Back', in Zahn, und Magensaft,
Die mancher Millionenmann
Gern zeigte, doch nicht zeigen kann.

Wie werden bleiche Wangen roth
Bei solchem, frohem Mittagsbrod;
Vergnügt ist Jeder, Keiner zankt!
Auch wird dem lieben Gott gedankt,
Der jedem Raben Futter giebt,
Und väterlich die Waisen liebt.

Doch ist geendet auch der Schmaus,
Ist d'rum die Freude noch nicht aus.
Das schöne Fest, das Waisengrün,
Das sieht man jetzt erst ganz erblüh'n
Denn auf dem grünen Wiesenplan
Geht erst der Waisen Lust recht an.
Gefreut hat sich die ganze Schaar
Auf diese Stund' ein ganzes Jahr,
Und wogt nun fröhlicher umher,
Als wenn die Wies' ein Prachtsaal wär'.
Da wird gesprungen, wird gescherzt;
Wer schüchtern war, er wird beherzt;
Der Schatz der Tasche wird gezählt,
Und an der Bude wird gewählt
Ein schönes Kleinod, bunt bemalt,
Wird auf der Stelle baar bezahlt
Mit Sechsling- und mit Schilling-Stück,
Und hoch gejauchzt ob solchem Glück. —

Wie zeigt es da sich unverhüllt,
Daß Kindeshand ist leicht gefüllt,
Daß Armuth leicht zu trösten ist,
Wenn man mit Lieb' ihr Leid ermißt.

Sechshundert Waisen voller Lust,
Genährt an Hamburgs Mutterbrust —
Wem scheuchte solch ein Anblick nicht
Die finstern Falten vom Gesicht? —

Des Wohlthuns schöner Blüthenbaum,
Er wurzelt tief in Hamburgs Raum,
Und breitet aus die Aeste weit
In immer höhrer Kräftigkeit!
D'rum laut gepriesen sei die Stadt,
Die solch ein Fest zu zeigen hat;
Sie feir' es froh noch tausend Jahr,
Sie sei gesegnet immerdar!

Dresden. *)

(Vorgelesen im dortigen Liederkreise, am 12. April 1822).

Das Dresden, wahrlich, that's mir an,
Daß ich davon nicht lassen kann!
Seit dreißig Jahren bin ich jetzt
Zum zehnten Mal hinein versetzt,
Und immer neu erscheint es mir.
Doch frag' ich mich: „Was willst du hier,
Du alter, fremd gewordner Gast?“
So stock' ich bei der Antwort fast.
Der frische Kunst- und Schönheit-Sinn,
Der sonst mich warm belebt, ist hin,

*) Aus A. G. Eberhard's Schriften.

Wenn auch nicht ganz — da Gott vor sei! —
Doch großentheils; denn frank und frei
Bekenn' ich, mit Verzicht auf Ruhm,
Mein jetziges Philisterthum.
Das dreht sich meist um Weib und Kind,
Und macht für Vieles taub und blind.
Was hoch den Zwanziger entzückt,
Ist weit dem Fünfziger entrückt;
Denn Dem erscheint, als blauer Dunst,
Im Leben viel und in der Kunst.

Und streif' ich durch dies Paradies,
Zu suchen, was ich hier verließ:
So wird das Herz mir schrecklich schwer,
Denn Vieles find' ich gar nicht mehr,
Und vieles find ich so verdreht,
Daß mir zum Schau'n die Lust vergeht!

Wie mancher schöne Augenstern,
In den ich sonst geschaut so gern,
Ging, ach! mit seines Glanzes Pracht
Schon unter in des Grabes Nacht!
Wie manche, sonst so leichte Brust,
Nur athmend Frieden, Lieb' und Lust,
Ist schwer gedrückt, und hart bedroht
Von wahrer und erträumter Noth!
Zwar manches, sonst gar spröde Kind
Ist jetzt recht liberal gesinnt,
Und grüßt mich frei mit Hand und Kuß;
Doch sagen muß ich's mit Verdruß,
Und wenn es auch gefühllos wär':
„Es ist der alte Kuß nicht mehr,
Der im vergang'nen Säculo
Mich zaubern konnte überfroh!"

Und leider! in der Männerwelt,
Da ist es schlimmer noch bestellt!
Der eine Freund — hilf Himmel! — mißt
Des Lebens Glück nach Glück im Whist!
Der Andre — das sei Gott geklagt! —
Wird von der lieben Frau geplagt,
Und küßt das Marter-Instrument
— Das aus Respekt mein Mund nicht nennt —
Mit Lammes fromm-geduld'gem Sinn,
Als hielt es Papstes Fuß ihm hin!
Den Dritten, welcher sonst zum Spaß
Oft schlug die schönsten Entrechat's,
Den hör' ich jetzt erbärmlich schrein,
Vor Schmerz vom leid'gen Zipperlein!
Der Vierte vollends — — doch, es sei
Genug an dieser Litanei!
Warum erzählt, was Jedermann
Zur Gnüge täglich sehen kann?
Seit mir verschimmelt Haar um Haar,
Bin ich auch Der nicht, der ich war!
Warum denn sollten's Andre sein?
Wer klug ist, findet sich darein,
Daß sich verwandelt Jung in Alt,
Vergnügt in Ernst, und Warm in Kalt,
Und nimmt, für kleine Schwächen blind,
Die Menschen, wie sie eben sind.

Und wenn ich Vieles auch verlor:
So kann ich mehr, als je zuvor,
Mich hier bewährter Freunde freu'n,
Die tausend Freudenblumen streu'n
Auf meinen frohen Lebenspfad,
Durch treue Lieb' in Wort und That.
Denn die mir, neben Frau und Kind,
Die Liebsten hier auf Erden sind,
Die find' ich freudig jetzt gebannt
Hier an der Elbe schönem Strand,
So daß das schönste Herzensfest
Sich hier für mich nun feiern läßt.

Ja, das ist's, was nach Dresden jetzt
Zum zehntenmal mich hat versetzt,
Was freundlich mir den Schmerz versüßt
Bei Allem, was ich eingebüßt,
Was, wenn mir auch in Welt und Kunst
Jetzt viel erscheint als blauer Dunst,
Mir freudig doch das Herz erwärmt;
Denn, wenn es endlich ausgeschwärmt
In Amors Stachelrosen-Hain:
So wohnt sich's desto fester ein
Im Freundschafttempel, der, umkränzt
Mit Immergrün, hochheilig glänzt.
Und wenn, von seinem Glanz erhellt,
Sich überall verschönt die Welt,
Und treuen Freunden, froh vereint,
Ein Eden selbst die Wüst' erscheint:
Wie muß in solchem Zauberstrahl
Jetzt mir erscheinen dieses Thal,
Mir Glücklichem, der hochentzückt
Hinaus in seinen Zauber blickt,
An Freundes und an Freundin Hand,
Die treu bewährt ich längst erfand!

Doch thu' ich nun die Frag' an mich:
„Warum behältst du nicht für dich
Im Herzen deines Herzens Glück,
Und greifst zur Leier gar zurück,
Die, ein vergeßnes, armes Ding,
Seit langer Zeit am Nagel hing?"
Erwiedr' ich: „Ei, man thut, was man
Nicht lassen darf, nicht lassen kann."

Den möcht' ich sehn, deß Worte nicht
In Dresden würden zum Gedicht,
Wenn in der Brust sich etwas nur
Ihm regt von dicht'rischer Natur!
Daß hier so Vieles zu mir spricht,
Was mich ergötzt, das macht es nicht!
Wohl sah ich manchen prächt'gern Strom,
Und manchen ältern, höhern Dom,
Und manchen kühnern Bergesschwung
Mit freudiger Begeisterung,
Als hier der Elbe schönes Thal
Mir zeigt im Mond- und Sonnenstrahl;
Auch manchen doch noch edlern Wein,
Als edlen Meißner, schlürft' ich ein;
Und näher nach dem Nordpol fand
Ich höhern Thermometerstand,
Und süßern Frühlingsblumenduft,
Als hier zur Zeit durchwürzt die Luft;
Auch manches höh're Lebensglück
Entzündete mir Herz und Blick,
Im Kreise fast so schöner Frau'n,
Als Dresdens Flora giebt zu schau'n;
Doch setzt' ich — wie ich schwören kann —
Nur selten einen Reim daran,
Denn Pegasus, der edle Gaul,
War stets bei mir ein wenig faul! —
Wie kommt's nun, daß er, ungestümmt,
Mich jetzt auf seinen Rücken nimmt?
Wie komm' ich zu der Verselust,
Bei alt und kalt gewordner Brust?
Was ist's, das meinen Prosa-Text
Durch Reim auf Reim zu Versen hext,
Daß, würd' ich jetzo auf einmal
Zur Frau, ich hielte dem Gemahl,
In Versen ernsten Stils, fürwahr,
Gardinenpredigten sogar?

Das geht, ich sag' es frank und frei,
Nur zu durch große Zauberei!
Es ist und bleibt ein wahres Wort,
Das Dresden ist ein Zauberort!
Denn wenn's ein Zauberort nicht wär',
O sagt, wie käm' ein solches Heer
Von Sängern, fast zu zählen kaum,
Zusammen in so kleinem Raum?

Geht doch im Lenz hinaus auf's Feld,
Und von den Alpen bis zum Belt
Begrüßen, mit vergnügtem Ton,
Euch von der ganzen Legion
Von Lerchen, die den Frühling preis't,
Seit längrer Zeit, als Ewald Kleist,
Auf jeder noch so schönen Flur
Doch immer zwei, drei Sänger nur;
Und nirgend rauscht ein ganzer Chor
Von Lerchen über euch empor,
Denn weislich sind sie allzumal
Vertheilet über Berg und Thal,
Bis zu der sand'gen Scholl' im Meer,
Die sonst fast ganz ist wüst und leer,
Als hätt' es, nach durchdachtem Plan,
Ein maître de plaisir gethan,

Der überall gewissenhaft
Dem Freudelust'gen Freude schafft,
Doch nie und nirgend, übereilt,
Zu wenig und zu viel vertheilt.

Und also hat auch Gott gewollt,
Daß nirgendwo es fehlen sollt'
(In Deutschland mind'stens) an Genie
Zur edlen Kunst der Poesie;
Und darum — Heil dir, Deutschland! — hat
Krähwinkel selbst, die gute Stadt,
Ihr Männchen, das, als Stadtpoet,
Auf's Versemachen sich versteht,
Und mit gewandter Geisteskraft
Die Honoratiorenschaft,
Bei jedem Lust- und Trauerfest
Sein Mitgefühl vernehmen läßt.
Ja jedes Städtchen nicht allein
Kann solches Kleinods sich erfreu'n,
Selbst manches Dörfleins Kantor macht
Sein Verschen, daß es klappt und kracht,
Verkündend uns zum neuen Jahr,
Welch' Wetter in dem alten war.

Angeben endlich sollt' einmal
Ein Geograph mit scharfer Zahl,
Wie viel in jedem deutschen Staat,
Auf jede Meile im Quadrat,
Zu rechnen sei Poetenthum,
Mit vielem oder wen'gem Ruhm.
Dann säh'n die Steuerräthe gleich,
Was für ein Geldquell, neu und reich,
Jetzt wär' ein tücht'ger Steuersatz
Auf's Dichten, für des Staates Schatz;
And in die Augen spräng' es dann
Recht deutlich erst für Jedermann,
Daß mancher Staat, wer weiß wie stark,
An Flinten- und Kanonen-Mark,
Und reich an sonst'ger Industrie,
Doch Priester für die Poesie
Nicht halb so viel zu zeigen hat,
Als Dresden, die gepries'ne Stadt.
Denn, wie der prächtige Vesuv
So manchen Berg, der großen Ruf
Erhielt durch Bild und Red' und Schrift,
An innerm Leben übertrifft,
Das ewig braus't und ewig glüht,
Und auf in Feuersäulen sprüht:
So thut es Dresden auch zuvor
Dem ganzen deutschen Städte-Chor
An innern Lebens reger Kraft
Und künstlerischer Meisterschaft,
Die auf in tausend Blumen blüht,
Von Himmelsflammen überglüht.
Es ist, umlacht von heitrer Flur,
Ein großer Musentempel nur,
Und Haus bei Haus ist ein Altar,
Und zahllos ist die Priesterschaar,
Die täglich ihre Opfer bringt,
Und nach der Muse Beifall ringt,
Indem der Eine, seelenvoll,
Ergreift die Leier des Apoll,
Sein Glück bejauchzt, sein Leiden klagt,
Von Mit- und Vorwelt singt und sagt;
Der Andre, mit gemeßnem Schritt,
Dem Ersten an die Seite tritt,
Mit Flöten- und mit Geigenklang
Zu ehren, was der Dichter sang;
Ein Dritter von der Staffelei,
Treibt mit dem Pinsel Zauberei
Und bannet auf die Leinwand hin,
Was ihm beweget Herz und Sinn;
Ein Vierter, mit dem Meißel, macht,
Daß aus dem Stein ein Gott erwacht;
Ein Fünfter zu der Trauerurn'
Uns führt auf tragischem Kothurn;
Ein Sechster, durch Apollo's Gunst,
Das Lesen selbst erhebt zur Kunst;
Ein Siebenter — ein Zehnter gar —
Allein genug! 's ist offenbar! —
Wer zweifeln wollte, wäre blind! —
Apollo und die Musen sind —
Aus ihrer alten Tempel Pracht,
In sturmbewegter Zeiten Nacht,
Durch rohe Barbarei verstört —
In Dresdens Mauern eingekehrt,
Daß an der Elbe möcht' entstehn
Ein neues, geistiges Athen.

Als alte Heiden, werden sie
Sich freilich ganz bekehren nie,
Und lang verdroß sie Gruß und Knie
Vor Hochaltar und Crucifix;
Doch finden sie sich jetzt darein,
Und lassen Christen Christen sein,
In Wort und That, in Schrift und Bild,
Und keiner schmollt, und keiner schilt,
Wenn Maler und Poet, verzückt,
Mit Blumen seinen Glauben schmückt.

Hochvornehm wandeln sie noch so,
Wie sonst, einher incognito,
Und bergen sich so gut, daß man
Sie ahnen nur, nicht kennen kann.
Wer weiß, ob nicht Apoll als Hirt
Auch hier manchmal die Flur durchirrt,
(Besonders seit sich Bock und Schaf
Veredelt und vermehrt so brav);
Und wenn auch Jungfraun-Sprödigkeit
Vor ihm nicht mehr um Hülfe schreit,
Und keine mehr sich, angstgepreßt,
In einen Baum verwandeln läßt:
Ist mancher Jungfrau hier das Haupt
Mit Lorbeern doch so schön umlaubt,
Daß man wohl merkt, an wessen Hand
Sie solche edle Zierde fand.
Wer weiß auch, ob er nicht mit Stern
Und Band sich schmückt, wie große Herrn,
Und als Horaz und als Mäcen
Gleich ehrenvoll weiß da zu stehn?
Wer weiß denn, ob nicht dieser Kreis
(Zu seinem und der Musen Preis
Gestiftet) Manchen oft als Gast,
Vielleicht als Mitglied gar, umfaßt?
Daß holde Grazien hier sind,
Wer das nicht säh', der wäre blind,
Und die sind stets, als blutsverwandt,
Den Musen nahe, wie bekannt.
Ich armer, lesender Poet,
Verlegen bin ich, doch discret,
Und zeige, so gespannt ich bin,
Nach Keinem doch mit Fingern hin,
Wenn gleich ich fragen möchte: „Wer
Ist Die und Die, und Der und Der?"
Bei Gott, ich trau' am Ende nicht
Des besten Freundes Angesicht!
Wer weiß, ob er, ob Frau und Kind,
Nicht auch nur Menschenmasken sind,
Die mich, aus bloßer Neckerei,
Hieher gelockt zur Leserei?
Ich sage hier für Keinen gut,
Denn höchstens werf' ich noch mit Muth
Die ehrliche Behauptung hin,
Daß ich nicht Gott, nicht Muse bin;
Und also bleibt's mein letztes Wort:
Daß Dresden ist ein Zauberort!

Johann Georg Eccard, später von Eckhart

ward am 7. September 1674 zu Duingen im Hanöverschen geboren, bekam seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Klosterschule Pforta und bezog dann die Universität Leipzig. Nach vollendeten Studien ward er Secretair des Feldmarschall von Flemming in Dresden und erhielt dann (1706) eine Professur der Ge-

schichte in Helmstädt. Von hier 1713 als Rath und Historiograph nach Hannover berufen, folgte er 1717 Leibnitz im Bibliothekariat und wurde vom Kaiser Karl VI. geadelt. Seine zerstörten Vermögensumstände zwangen ihn jedoch heimlich nach Corvey und von hier nach Cöln zu fliehn, wo er 1723 zur katholischen Religion übertrat. Auf Veranlassung des Fürstbischofs von Würzburg wurde er als wirklicher Hofrath, später Geheimrath, Bibliothekar zu Würzburg, wo er am 9. Feb. 1730 starb.

Seine Schriften sind:

- Monatliche Auszüge aus allerhand Büchern. Hannover, 1700—1702. 3 Bde.
- Historia studii etymologici linguae Germanicae. Hannover, 1711.
- Hymnus magnus ecclesiae quem Te Deum laudamus vulgo vocant. Helmstädt, 1713. 4.
- Incerti Monachi Weissenburgensis Catechesis theotisca. Hannover, 1713.
- Poetische Nebenstunden. Braunschweig, 1721.
- Corpus historicum medii aevi. Leipzig, 1723. 2 Bde. Folio.
- Commentarii de rebus Franciae orientalis. Würzburg, 1729 - 1731. 2 Bde. Folio.

E. erwarb sich vorzügliches Verdienst durch seine Bemühungen, das Studium der deutschen Sprache zu verbreiten, so wie durch seine Bekanntmachung, Vergleichung und Erklärung alter Sprachdenkmäler, zu einer Zeit, als dieses Feld des Wissens noch sehr unangebaut lag und sich nur höchst geringes Interesse für dasselbe, bei der Nation beurkundete. Seine eigenen poetischen Leistungen sind im Geschmack jener Tage und schon an und für sich unbedeutend.

Eckehard I. der Mönch von St. Gallen,

Notkers Oheim und Lehrer, starb 973. Er schrieb ein Gedicht von Walthers Flucht und dessen Kämpfen mit den Wormser Helden, in lateinischen Hexametern, wahrscheinlich nach einem deutschen Original, das zuerst von Fischer herausgegeben ward unter dem Titel:

De prima expeditione Attilae reg. Hun. in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitan. principis. 1780 u. 1792. 4.

Gustav Edinhard, s. W. Fink.

Johann Augustin Egenolff

wurde im Jahr 1683 in Dresden, wo sein Vater als Rector lebte, geboren, besuchte die Klosterschule Pforta und studirte darauf in Leipzig, wo er 1705 Magister wurde, Philologie. Dann ging er nach seiner Vaterstadt zurück und machte darauf mit dem Grafen Moritz von Sachsen eine Reise nach Holland, auf welcher er bei der Belagerung mehrerer Festungen gegenwärtig war. Nach seiner Heimkehr ward er Tertius an der Fürstenschule zu Grimma, wo er 1729 starb.

Seine deutschen Schriften sind:

- Historie der deutschen Sprache. Leipzig, 1716. 12. — Zweiter Theil, Leipzig, 1720. 12.
- Kaiser Karls des Großen Lebensbeschreibung. Durch Eginharden u. s. w. in's Deutsche gebracht und mit Anmerkungen versehen. Leipzig, 1728. 12.
- Chronologische Zeittafel vom Anfang der Welt, bis auf gegenwärtige Zeit. Leipzig, 1722. Fol.

Ein wackerer Schulmann, dessen Geschichte der deutschen Sprache ein für jene Zeit sehr verdienstliches Werk war und von seinen Nachfolgern viel benutzt worden ist. Wir theilen hier als Probe seiner Behandlungsweise die ersten drei Capitel dieses Werkes mit.

Das erste Capitel.

Von den gelehrten Leuten, so von der Historie der Teutschen Sprache geschrieben.

Obwohl unterschiedene Gelehrte Stückweise von der Teutschen, wie nicht weniger derjenigen Sprache, aus welcher sie nebst ihren Schwestern entstanden, gehandelt; so ist doch meines Wissens keiner unter denselben, welcher auf solche Art, wie mit Gott ich zu thun gesonnen bin, davon geschrieben. Denn ich werde mir angelegen seyn lassen, derselben Natur und äusserliche Gestalt, nebst den Veränderungen, welchen sie von Japhets Zeit an, bis auf die jetzige unterworfen gewesen, zu untersuchen. Bei den Alten, sowol Griechischen als Römischen Geschicht-Schreibern findet man hiervon nichts mehr, als diese Merkmahle und Fußtapfen, daß sie bekennen: daß sie ihren Gottesdienst und Sprache von den Barbarn, als Scythen, Phrygiern, Thraciern, und andern dergleichen Völckern bekommen haben; wovon wir hernachmals reden werden. Unter denen, so in den neuern Zeiten hiervon gehandelt, hat Goropius Becanus daß Eiß gebrochen, und in seinen unterschiedenen Schrifften gar deutlich erwiesen, daß die Cimbrische, Celtische, oder Scythische Sprache, welcher sehr ähnliche Töchter die Teutsche, Holländische, Schwedische, Dänische, und andere sind, die allerälteste von Europa und eine Mutter der übrigen sey. Es gedenket zwar der Herr Schottel eines Gelehrten, mit Namen Annius Betulonius, so der erste Erfinder derer Sätze seyn soll, welche Becanus hernach weiter bewiesen, und führet aus dem Duret an, daß Lybius und Geraldus wider den Annius geschrieben. Aber ich habe weder seine, noch seiner Widersacher Schriften jemals zu sehen bekommen, finde auch nirgends, daß einiges Werk von ihm sey gemachet worden. Auf unsern Goropius aber wieder zu kommen, so gehet es demselben, wie fast allen Gelehrten und Künstlern, so sich in eine Wissenschaft vertieft haben, und dahero insgemein aus derselben alles, was nur in der Welt vorgehet, herzuführen pflegen. Also, da Becanus siehet, das viele Griechische, Lateinische, Französische, Italiänische, und andere Wörter aus der alten Cimbrischen Sprache herkommen, so schlüsset er, wie man in den Schulen redet, a particulari ad universale, und suchet darzuthun, daß alle Worte der Europäischen, ja gar der Orientalischen Sprachen unmittelbar aus der Cimbrischen müßten hergeleitet werden. Aber hierinnen fehlet er, und bringet so wunderliche und Cabalistische Grillen vor, daß er mit Recht von den Gelehrten verlachet wird, wiewol im übrigen einige gelinder, einige schärfer von seinen Schriften urtheilen. Meines Wissens hat ihn keiner ärger angegriffen, als Lipsius und Julius Cäsar Scaliger, wie ihn denn der letztere einen Marktschreyer und Narren über den andern heisset, wo-

von ein weitläuftig Exempel Chabotius angeführet. Es hat auch solches Becanus wohl gewußt, daher er zum öfftern, sonderlich in dem andern Buche seiner Hermathene, viel wider den Scaliger schreibet, und demselben seine Fehler zeiget. Der seelige Herr Dr. August Pfeiffer, der wegen seiner grosen Wissenschaft so wol in Europäischen, als Morgenländischen Sprachen, hierinnen nicht ungeschickt urtheilen können, widerlegt zwar die Gedanken, so Becanus von der Ebräischen Sprache hat, läßt ihn aber im übrigen seyn, wer er ist. Morhoff verlacht an vielen Orten seine Grillen, an andern aber giebt er ihm sein gebührendes Lob: ja Chr. Gryphius weiset, daß einige Gelehrte, so ein groszes Licht seyn wollen, als Bochart, und Chifflet selbst, zu weilen mit dieses Mannes Kalbe gepflüget, und unterschiedene ihre Erfindungen ihm zu danken haben. Diesem Becanus giebt an seltsamen Herleitungen wenig oder nichts nach, Joh. Conrad Wakius in seiner Anzeigung, wie nehmlich die uralte Teutsche Sprache meistentheils ihren Ursprung aus dem Celtischen oder Chaldäischen habe, und das Beyrische aus dem Syrischen herkomme: Regensburg 1713. 8. Denn ob er wol in Historischen Dingen, so lange er dem Morhoff nachgehet, nicht unrecht urtheilet, auch vielen Fleiß und Zeit zu Erlernung der Morgenländischen Sprachen mag angewendet haben; so ist doch kaum glaublich, daß er seine Herleitungen selbst in seinem Gemüthe billigen, oder vor wahr halten sollte. Nichts ist im ganzen Werke lächerlicher, als wenn er p. 23 den Gesang: Hene Boheye was nistelt im Stroh! vor Syrisch hält, und p. 24 die Redensart des gemeinen Pöbels: in die Lateinische Kunst kommen, vom Ebräischen eres, Chaldäischen arsa, und Syrischen arso, welches so viel als ein Sarg heisset, herleitet; wiewol er im übrigen an einigen Orten hart wider die redet, so seine Meynungen nicht annehmen wollen, und sie vor tumme Kerl und lächerliche Böcke hält, als die z. E. mühselig von andern Worten als vom Syrischen misal, gehen, herführen. Aber wir lassen diese Grillen, und kommen wieder auf unsern Becanus. Dieser, nachdem er den Weg gebahnet, haben sich einige bemühet, so wol von den Völkern, bey welchen noch heute zu Tage die unmittelbaren und gleichsam leiblichen Töchter der Celtischen Sprache gebräuchlich, als auch von andern, welcher Sprachen die Lateinische hauptsächlich zur Mutter haben, diese Wahrheit weitläuftig auszuführen. In Italien hat einer, Namens Antonio Riccardi, in einem Buche, welches er della procendenza delle lingue genennt, behauptet: daß die Cimbrische Sprache alle am Alterthume übertreffe, welches Werk mir aber selbsten niemals zu Gesichte kommen ist. Der Herr Morhoff gedenket unter andern desselben in seinem Buch von der Teutschen Poesie. Was aus dem grosen Werke, so jetzt ein Gelehrter in Venedig unter den Händen hat, in welchem er die Historie der Alphabeter, und der bekannten Sprachen selbst vorstellen will, werden wird, und was an des Joh. Chamberlayne in Amsterd. seiner ganz neuen Schrift von eben diesen Dingen sey, muß die Zeit lehren. So misgünstig als viele unverständige Franzosen auf unsere Nation seyn, und die Teutsche Sprache lieber, nach dem Ausspruch Carls des V., zu einer Pferdesprache machen wollten; so hat sich doch ein verständiger Mann unter ihnen gefunden, welcher alle unbesonnene Federn, so jemals hiervon etwas ungleiches geurtheilet, genugsam widerleget, und das rühmliche Alterthum unsers Volks und Sprache so gut vorgestellet, daß es kein Teutscher hätte besser machen können. Es ist solches der Abt Pezron in seinem Werkchen, so er von dem Alterthume der Celtischen Nation und Sprache geschrieben: Antiquité de la nation et de la langue des Celtes: welches Buch billig jeder Teutscher seiner Vortrefflichkeit halber lesen sollte. Die Herren Holländer, Engeländer, Dänen, (und unter denselben sonderlich Olaus Wormius,) und Schweden haben in Untersuchung ihrer Muttersprache, und des Alterthums derselben, mehr Fleiß angewendet, als wir Teutschen, und viele Bücher davon heraus gegeben, die vom Herrn Morhoff und andern häufig angeführet werden. Wie denn sonderlich die Schweden alle Winkel ihres Landes durchkriechen, um einige Nachricht von ihres Volks Alterthum und Sprache zu haben, auch in dieser Absicht eine eigene Gesellschaft aufgerichtet, und in Upsal einen Professor der Septentrionalischen Sprachen eingesetzt. Das meiste und fürnehmste, was von solcher Schwedischen Sprache und ihren Alterthümern angeführet werden kann, findet man bei dem Herrn Rudbeck in seiner Atlantica. Sonst hat auch ein gelehrter Mann in Engeland, Namens George Hickes, alles, was nur von Nordischen Alterthümern übrig ist, mit groser Mühe und Geschicklichkeit zusammen gesuchet, und heraus gegeben, unter dem Titel: Thesaurus linguarum septentrionalium, Oxf. 1705, fol. 2 Tom., in welchem Werke wir Teutschen sehr beschämet werden, daß wir einen Ausländer alle Alterthümer, so nur von unserm Volke und Sprache zu haben, mit solcher Geschicklichkeit sammlen lassen, daß wir uns bey demselben Raths erhohlen müssen, und keinen von unsern Landsleuten aufweisen können, der hierinnen so nützlichen Fleiß angewendet. Unter uns ist so wol der Zeit, als den Verdiensten nach, vor allen zu rühmen der Herr Philipp Cluver, ein Danziger, welcher, indem er in seinem Alten Teutschlande (Germania Antiqua) das Alterthum des Teutschen Volks untersuchet, auch zugleich hin und wieder gar löblich (ob er wol seine Fehler und Irrthümer auch hat) von ihrer Sprache urtheilet, und sich sonderlich in Erklärung der Namen der Völker, Flüsse, Länder und Dörfer nützlich bemühet, auch umständlich weiset, daß die ersten Einwohner von ganz Europa, den Sprachen nach wenig oder gar nicht unterschieden gewesen. Nach ihm folget der bekannte Herr Schottel, welcher in unterschiedenen Schriften, so er von dieser Materie geschrieben, viel, aber nicht alles angeführet, was zur Teutschen Sprache Ruhm und Eigenschaft gehöret. Aber alles, was in dessen Schrifften weitläuffig vorgetragen wird, findet man kürzlich in den Grundsätzen des Herrn Joh. Bödickers, welche mit guten Beweisthümern befestiget, und worinne immer eine und die andere Anmerckung, so zur Historie unserer Muttersprache gehöret, mit eingerüket. Das einzige, so mir an diesem Werke mißfällt, ist, daß die Grundsätze von der Eigenschaft der Sprache, und die Historie derselbigen unter einander gemenget, gleichsam über einen Haufen liegen. Sonsten haben seine Gedanken auch in Historischen Dingen ihre Richtigkeit und Grund, weswegen wir ihn denn zum öfftern anführen werden, als einen Mann, der in diesen Wissenschaften grosen Verstand gehabt, und viel Zeit darauf gewendet: beklagen auch, daß seine übrige Schriften, so er versprochen, noch nicht an den Tag gekommen. Am ausführlichsten hat hiervon geschrieben der gelehrte Herr Morhoff, in seinem Buche, von der Teutschen Sprache und Poesie. Denn ob wol die Menge der Sachen, welche er im gerühmten nützlichen Werke abgehandelt, nicht zugelassen, eine ausführliche Historie unserer Muttersprache zu schreiben; so hat er doch den Weg gezeigt, welchen einer, der hierinnen etwas thun wollte, halten müsse; weswegen wir uns auch seiner zum öfftern bedienet, und in seine Fußtapfen zu treten gesuchet haben. Wie hoch übrigens dieses sein angezogenes Buch von den Gelehrten gehalten wird, findet man in der Vorrede seines sogenannten Polyhistoris p. 46: und ist zu beklagen, daß der vortreffliche Verfasser dieses Werks, von welchem Teutschland eben sowohl, als Frankreich von seinem Salmasius sagen kann; Non illi, sed scientiis defuit, quod ignoravit: seine übrigen Schriften, sonderlich aber die versprochenen Origines Germanicas, nicht hat zu Ende bringen können. Wir übergehen hier, weder aus Verachtung noch Unwissenheit viele andere, so ihren Fleiß zur Untersuchung und Ausbesserung der Teutschen Sprache angewendet, wie wir auch zum Theil selbst in diesem Buche angezogen, und begnügen uns diejenigen hier angeführet zu haben, derer Gedanken wir entweder gebilliget, und weiter ausgeführet, oder widerleget.

Das zweite Kapitel.

Von der grosen Veränderung, welcher die Sprachen unterworfen sind, und derselben vornehmsten Ursachen.

Ist eine Sache in der Welt, so der Veränderung unterworfen: so sind es die Sprachen der Menschen, wie solches von vielen gelehrten Leuten, in unterschiedenen Schriften, ist erkannt und bewiesen geworden. Wer es nicht gläubet, halte die Teutsche Sprache, so zu des Grosen Carls Zeiten geredet worden, und unsere heutige; das Griechische, so Demosthenes gebrauchet, und das so jetzt in den Griechischen Landen gebräuchlich; das Latein, wie es Cicero und Ennius geredet, nebst dem jetzigen Italiänischen, so daraus entsprungen, gegen einander: so wird er befinden, daß die Veränderung so merklich und groß sey, daß Leute, so von einerley Volke herkommen, und bey einerley Volck erzogen worden, deren einer aber geboren geworden, da der andere schon vor etliche 100 Jahren gestorben gewesen, sich nicht verstehen würden, wenn sie zusammen kommen sollten, und jeglicher die Sprache reden, die zu seiner Zeit gebräuchlich gewesen. Siehe hiervon Wormii Fastos Danicos, und Harsdorff. Phil. Germ. Ob nun wol eine Sprache mehr, die andere weniger, solcher Veränderung unterworfen, so kann sich doch aus natürlichen Ursachen keine davon ausschliesen. So lange die Menschen fortfahren werden, in Speisen und dero Zubereitung, in Kleidern und dergleichen Dingen, die Veränderung und neue Mode zu lieben: ja so lange sie nicht aufhören werden, neue Dinge

nebst ihren Namen zu erfinden; so lange wird die Veränderung der Sprachen nicht können vermieden werden. Es ist zu allen Zeiten dieser Gebrauch in der Welt gewesen, daß sich die Leute bemühet, demjenigen Volke, das vor andern berühmt gewesen, wie andere Sitten und Gewohnheiten, also auch vornehmlich seine Sprache abzulernen, dieselbe zu reden, und viel daraus in ihre Muttersprache zu übernehmen. Zu Zeiten Alexanders des Großen hörte man in allen Ländern Griechisch reden, und da die Römer fast die Helffte der bekannten Länder bezwungen, wurde die Lateinische Sprache überall eingeführet, wovon noch heute zu Tage ihre Töchter als Zeugen übrig sind. Zu den Zeiten Carls des V. bemühete sich ganz Europa Spanisch zu reden, eben als wie jetzt sich viele befleißigen die Französische Sprache zu verstehen, und aus derselben etwas in ihrer Muttersprache mit anzubringen; welches denn zu Veränderung der Sprache kein geringes beyträgt. So verursacht auch nicht weniger der Umgang mit andern Völkern eine große Veränderung in derselben, weil hierdurch nicht allein viele fremde Worte in ein Land gebracht werden, sondern auch viele der einheimischen Wörter sich müssen von den Ausländern anders, als sonst gewöhnlich, aussprechen lassen, welches sich denn nach und nach die Einwohner auch mit angewöhnen. Daher siehet man, daß die Sprachen derselbigen Völker, bey welchen die Handlung sehr getrieben wird, und welche am meisten mit andern Nationen zu thun haben, auch vor allen der Veränderung unterworfen, und mit fremden Wörtern angefüllt sind. Das meiste aber thut hierbei der Unterschied des Landes und Erdbodens, der Speise und des Getränkes: deßwegen findet man, daß einerley Volk, welches sich zu einer Zeit in zween unterschiedenen Landen niederläßt, in kurzen einander unverständlich wird. Gleichwie man schwerlich 20 Meilen reisen kann, ohne eine merkliche Veränderung in den Dingen, so aus der Erde hervor wachsen, anzutreffen, welches daher entsteht, das der Erdboden entweder fett oder mager, leimicht oder sandicht ist; also muß hieraus nothwendig in den Einwohnern des Landes und den Würkungen ihrer Lebensgeister, auch folglich in äußerlichen Handlungen und der Rede, ein Unterschied erfolgen. Man weiß, daß die Schweizer, ob sie wol eine Art der Teutschen Sprache reden, dennoch dieselbe so langsam und übel aussprechen, daß sie andern Völkern mehr zu heulen, als zu reden scheinen. Einige, so von der Arzneikunst geschrieben, halten dafür, daß die Ursache solcher übeln Ausrede keine andere sey, als die Kröpfe, mit welchen diese Nation, und sonderlich ihr Weibsvolk, fast durchgehends geplagt ist; weil durch dieselben die Werkzeuge der Rede also gedruckt und gezwängt würden, daß nothwendig dergleichen unangenehme Sprache daraus erfolgen müßte. Von den Kröpfen aber selbst sagen sie, daß sie von dem kiesigten Wasser des Landes herrühreten. Es ward in allen Römischen Provinzen einerley Lateinische Sprache eingeführet, wie uns solches Terentius, Seneca, Martialis, Prudentius, und viele andere, durch ihre Exempel lehren, die als Ausländer eben solch Latein geschrieben, als die gebohrnen Römer, und doch entstand bald darauf in den Ländern, wo die Römer als Ueberwinder ihre Sprache eingeführt, eine solche Veränderung, daß heute zu Tage kein Franzose weder einen Spanier noch Italiener versteht, ob wol ihre Sprachen die Lateinische eben so wol zur Mutter haben, als die seinige. Ja wer erfährt nicht täglich, daß jegliches Theil, wo nicht gar jegliche Stadt, eines Königreiches oder Landes ihre besondere Mundart oder Dialect habe! die oft so sehr von einer andern unterschieden ist, daß sich Leute von einerley Volk nicht verstehen; wie wir solches an den Westphalen und Schwaben, Niedersachsen und Oesterreichern sehen. Daher kommt es auch, daß einige Buchstaben und Worte gewisser Sprachen den Ausländern auszusprechen unmöglich sind. Von der Aethiopischen Sprache hat solches Herr Ludolff und von der Lappländischen Joh. Scheffer, von andern andere angemerkt. Ich habe auch solches selbst an einem geborenen Hottentotten zum öftern wahrgenommen, der sich in Holland aufhielt, dessen Worte, die er aus seiner Muttersprache hersagte, uns Europäern nachzusagen und recht auszusprechen unmöglich waren. Wir wollen hier nicht anführen, wie durch deßwegen aufgerichtete Gesellschaften und gelehrte Leute manche Sprache sich von Zeit zu Zeit verbessert, und eben dadurch verändert habe, da bald dieses bald jenes Wort abgeschafft, und wieder gebräuchlich wird, wie Horatius saget:

> Ut sylvae follis pronos mutantur in annos,
> Prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas,
> Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.

Und an einem andern Orte:

> Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
> Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
> Quem penes arbitrium est, et vis, et norma loquend.

Auch wollen wir nicht beschreiben, wie ein Volk, das von einem andern angefallen und überwunden wird, weder seine vorige, noch des Überwinders Sprache behalte, sondern daß eine neue daraus entstehe, wie wir aus dem Exempel der Spanier, die weder die Celtische, Lateinische, noch Saracenische Sprache behalten, und anderer abnehmen; oder wenn sich Leute von unterschiedenem Volk mit einander befreunden oder verehlichen, was da vor eine Vermischung daraus erfolge? wie Nehem. XIII. 24 zu ersehen: sondern wir schlüßen aus dem bisher gesagten nur so viel, daß, da die Natur der Menschen vor der Sündfluth eben also, wie nach derselben beschaffen gewesen, die Welt aber vor der Sündfluth 1656 Jahr gestanden, auch mit Menschen sehr angefüllt gewesen, nothwendig folgen müsse: daß die Sprache, welche von Adam bis auf Noah fortgepflanzt worden, einiger Veränderung sey unterworfen gewesen, oder, daß noch vor der Sündfluth unterschiedene Mundarten entstanden. Dieses hat auch schon Mericus Casaubonus in seinem kleinen, aber gelehrten Buche von der Hebräischen Sprache p. 3. angemerckt. Es kann zwar hierwider eingewendet werden, daß dergleichen Veränderung mit dem langen Leben der Erzväter streite; aber wer sieht nicht heute zu Tage, daß sich die Alten vielmal nach der neuen Mode richten, und ihre vorige Gewohnheiten verlernen! Auch von diesen Altvätern selbst, sind zum Gebrauch des menschlichen Lebens, unterschiedene neue Dinge erfunden worden, welche sie zum Unterscheid anderer Sachen mit neuen Namen haben belegen müssen; zu geschweigen, daß sie nicht alle nach einander an einem Orte leben können, sondern durch Veränderung ihrer Wohnungen zur Veränderung der Sprachen Anlaß gegeben. Und wäre solche Veränderung aus angeführten natürlichen Ursachen nicht erfolget, so müßte Gott solches durch ein sonderbares Wunderwerk bewerkstelligt haben, wovon aber die heilige Schrift nichts meldet. Jedoch wollen wir deßwegen mit niemand einen Streit anfangen, sondern lassen hierinne einem jedem seine Meynung. Wer mehr von der nothwendigen Veränderung der Sprachen, und derselben Ursachen nachlesen will, schlage nach, was Salmasius zu Ende seiner sogenannten Hellenistica, und Kirchmäyer, wie auch Ol. Borrichius Disput. de Causis diversitatis linguarum angemerkt hat. Zum Beschluß dieses Capitels wollen wir anhängen die Worte des scharfsinnigen Saavedra. Es sagt derselbe: La naturaleza distingviò las provincias, y las cercoya con murallas de montes, ya con fosos de rios, y ya con las soverbias olas del mar, para difficultarsus intentos ala ambicion humana: con este sin constitugo la diversidad de climas de naturales, y de lenguas; Das ist: Die Natur hat die Länder von einander abgesondert, und sie nicht allein mit Bergen gleich als Mauren, sondern auch mit Flüßen, ja den stolzen Willen des Meeres umgeben, um die Begierden des menschlichen Ehrgeizes im Zaum zu halten. In dieser Absicht hat sie den Unterschied der Länder und Erdbodens, wie auch der Neigung des Menschen und der Sprachen eingeführet.

Das dritte Capitel.

Ob aus angeführten Ursachen eine Sprache könne so sehr verändert werden, daß in ihren Töchtern keine einzige Gleichheit oder Anzeigung der Mutter zu finden?

Wir halten zwar mit dem berühmten Ludolff dafür, daß noch viele Völcker und Sprachen in der Welt sind, von welchen wir keine Wissenschaft oder Nachricht haben. Es möchte auch Herr Stirnhelm, wenn er noch lebte, seine Meynung beweisen, da er sagt: „es sey wahrscheinlich, das gleich wie aus einer Sprache die andern alle hergekommen, sie also wieder zu derselben könnten gezogen werden.“ Dieses aber scheint natürlich, daß es in Ansehung der Veränderung (per analogismum) nothwendig einer Sprache wie der andern gehen müsse. Da nun also die Veränderung den Sprachen gemein und gleichsam natürlich ist; so fragt sichs: ob aus oben angeführten Ursachen eine jüngere Sprache der ältern, aus welcher sie entstanden, dermaßen unähnlich werden könne, daß man von dieser nicht das geringste Merkmahl und Anzeigung in jener finden könnte? worauf wir allerdings mit Nein antworten. Es verhält sich mit den Sprachen eben als wie mit den Metallen. Diese lassen sich durch das Feuer also zwingen, und zusammen schmelzen, daß aus vielerley und unterschiedener Materie nur eine Masse wird, welche am äußerlichen Ansehen und Farbe keiner von den Materien gleich ist, aus welchen sie zusammen geschmelzet. Wenn aber ein kluger Meister, der die Scheidekunst wohl verstehet, darüber kömmt;

so kann er bald einem jeglichen Metalle seine eigene Natur und Ansehen wieder geben. Ja er hat seine gewisse Handgriffe und Merkmahle, aus welchen er urtheilen, und noch vor der Zertheilung gewiß sagen kann, von welchem Metall weniger oder mehr in dem zusammengeschmolzenen Klümpen zu finden sey. Also mag eine Sprache, so sehr mit andern vermengt und verderbt seyn als sie will; so wird doch allezeit derjenige, so die Wortforschung recht gelernet, und genugsame Wissenschaft von denjenigen Sprachen hat, von derer Töchtern einer er handelt, bald sagen können, woher jedes Wort und Redensart genommen sey. Hierbey ist noch dieses gewiß, daß, wir immer ein Metall von dem andern leichter oder schwerer zu scheiden ist; also sind die Stammwörter in dieser oder jener Sprache leichter oder schwerer zu finden, als in einer andern. Wer nun hierinnen was hauptsächliches thun will, muß vor allen Dingen die in Wissenschaften so schädlichen Vorurtheile abschaffen, sich gewisse Grund-Regeln vorsetzen, oder sich derer, so ihm schon von andern gelehrten Leuten an die Hand gegeben worden, bedienen. Die Sache mit Exempeln zu erörtern; so sollte vielen lächerlich scheinen, wenn ich sage: das Savoische Wort Ciau, so man ausspricht zschiau, käme von Clavis, der Schlüssel, her; aber ich will es beweisen. Von dem Lateinischen Clavis ist das Italienische Clavo gemacht worden. Die Piemonteser können cl neben einander nicht aussprechen, verwandeln deswegen l in l, werfen auch das letzte o weg, so wird aus ave All, und also aus clavo Ciau. Bei unserer Muttersprache zu bleiben, so ist das Lateinische Wort Homo nichts anders als das Teutsche Wort Mann oder Mon mit dem Articul ho oder he, wie er noch bey den Holländern gebräuchlich. Denn es hat Morhoff zur Gnüge erwiesen, daß die uralten Lateiner nicht gesagt: homo, hominis; sondern homon, homonis. Ich kann nicht umhin, hier ein weitläuftiger Exempel anzuführen, um zu zeigen, wie ich mich im 2. Theile bey der Wortforschung verhalten werde. Es ist ein alt Japhetisch oder Europäisch Stammwort, Ut, welches im Niedersächsischen, Englischen, Isländischen, Norwegischen, Schwedischen, Dänischen und andern Mundarten, so viel, als das Hochteutsche aus und Holländische uyt bedeutet. Daher sagt man in Niedersachsen scherzweise, das Lateinische ex habe im Genitivo ut-is, aus ists. Aus diesem kleinen Wörtchen sind in den Europäischen Sprachen durchgehends sehr viel Worte entstanden, welche auf den ersten Anblick gar keine Verwandtschaft mit demselben zu haben scheinen. Durch die Vorsetzung des Hauchs (Spiritus), von welchem in dem 2. Theile dieses Werks viel wird zu reden seyn, ist daraus geworden hut. Dieses alte Japhetische Wort heißt sowol in der Hochteutschen als derselben verwandten Sprachen 1) alles äußerliche, so uns zur Bedeckung oder Beschützung dienet. In solchem Verstande wird es oft in der Bibel gebraucht, auch im Liede: er hält über uns Hut und Wacht. Hiervon kömmt: Hütten, hüten, behüten, verhütet, Obhut rc. 2) Heißt es die Decke unsers Fleisches, Schwedisch Hwt oder Hut, Hochteutsch Haut. Einige Nachkommen Japhets haben, wie in andern, so auch in diesem Worte den Hauch verdoppelt, oder denselben in C oder K verwandelt. Daher ist aus Hut das Lappländische Kaote, und Finnische Koto, so eine ausgespannte Haut, oder auch eine Hütte und Bauerhaus heißt, wie auch nebst der Lateinischen Endung Cutis geworden, wovon intercus, recutitus, ich dürfte auch bald sagen Custos entstanden. Auf gleiche Weise ist aus Halm, Hesse, Hart Holländisch Hertz, Schwedisch und Dänisch Hierta, Horn, Hals, mit der Zeit geworden Calamus, Cattus, *Καρδια*, Cornu, Collus. Die Sclavonischen Völcker haben, nebst der Verwandelung des h in k, auch aus t ein z oder s gemacht, wie man etwa in unterschiedenen Mundarten twe und zwee, Tom und Zohm oder Zaum, Tug oder Zeug zu sagen pfleget. Also ist auch Hut, Kuz, Kuze, Koze, entstanden, welches in Polnischer, Böhmischer und andern Sorabischen Sprachen die Haut bedeutet, woher auch das Poln. Cussac oder Kuzac seinen Ursprung hat. Hiermit scheinen auch verwandt zu seyn das Französische Casaque, Spanische Casaca, Italiänische Casacca, Schweizerische Kutze oder Kasel, Griechische κάσας, so alle fast einerley bedeuten. Ja es ist auf gleiche Art davon entstanden, Kutte, Kittel, wo nicht auch Cucullus etc. Von Hut ist auch das Griechische Wort κύτος oder σκύτος die Haut, wovon abermal viel Wörter herkommen, wie jeglicher selbst nachforschen kann. Hut heißt 3) eine Hütte, Schw. Hydda, Fr. la hutte, Ungrisch haz, eine Hütte, ein Haus. Als man gelernet die Hütten größer zu machen, ist aus Hut, das Schwedische, Isländische und Tartarische Hûs, Hus, Hws, Dänische Huus, Englische House und Deutsche Haus geworden. Was ist gewöhnlicher, als das in unterschiedenen Sprachen s und t verwechselt werden? als Catte, Water, πράττω, Hesse, Wasser, πράσσω. Aus diesem Has, Hus ist entstanden Casa, wie auch Franz. huys, huyssier, Ungrische huszár, gleichsam huszárlot, der sich unter der Hütte verbirget und bedeckt, ein Soldate, Hussar rc. Hut heißt auch 4) die Decke des Haupts (Pileus) Schw. Englisch und Dänisch Hatt rc. Wir übergehen die verblümten Bedeutungen dieses Worts, da es die Freyheit und dergleichen heißt. Im andern Theile werden wir zeigen, wie mit der Zeit die Stammwörter durch vorgesetzte Buchstaben verlängert, und dadurch ihre Bedeutungen verändert geworden sind. Also bedeutet der vorgesetzte Buchstabe s oder sc so viel als das Lateinische ex. Von Arm (Brachium) kömmt das Niederländische scärmen, d. i. den Arm ausstoßen oder fechten. Daher ist das Ital. Schermire, Fr. escrimer, Spanische esgrimer, Teutsche Beschärmen, wie es die Alten geschrieben. Da nun vor Hut sc gesetzt worden, so ist daraus entstanden Scut, Schwedisch Scyd, Hocht. Schutz, Lat. Scutum, Ital. Scuto, Fr. escus etc. ferner: schütten, schützen, schythen, schiessen Scytha, σκύθης, Schut, Kornschütte rc. Ich könnte noch weiter gehen; aber wieder auf mein Vorhaben zu kommen, so würde auf den ersten Anblick niemand leichte darauf fallen, daß zum Exempel σκύτος, huszár, intercus von ut, herkäme, sondern vielmehr darüber lachen, wenn er sähe, daß es ein anderer davon herleitete. Aber wenn einer mit genugsamer Wissenschaft versehen, ohne Vorurtheile dieser Herleitung nachdenken wird, so wird er allerdings befinden, daß sie der Vernunft und Wahrheit gemäß, und nicht zu verlachen sey.

Christian Ulrich Detlev von Eggers

ward am 11. Mai 1758 zu Itzehoe im Herzogthum Holstein geboren und begann nach vollendeten Studien, seine Laufbahn im Staatsdienst als Assessor der dänischen Rentekammer in Copenhagen. Er erhielt darauf das Amt eines Bevollmächtigten in dem deutschen und ostindischen Secretariat, bei dem Commerzcollegium daselbst, und ward 1785 Professor an der dortigen Universität. Im Jahre 1799 wurde er Legationsrath und Deputirter der deutschen Staatskanzlei und 1802 Oberprokurator der Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie 1806 in den deutschen Freiherrnstand erhoben. Er starb als Dr. jur., K. Dän. Conferenzrath, Ritter des Dannebrogordens und Oberpräsident der Stadt Kiel, auf seinem Gute Garz bei Kiel, nach einem sehr thätigen Leben am 21. Nov. 1813.

Von ihm erschien im Druck:

- Gedächtnißrede auf Max. Julius Leopold von Braunschweig. Copenhagen, 1785.
- Skizzen und Fragmente zu einer Geschichte der Menschheit. Copenhagen, 1786 fgde. 3 Theile. N. A. 1805.
- Deutsches gemeinnütziges Magazin. Leipzig, 1788—1803.
- Denkwürdigkeiten der französischen Revolution, in Rücksicht auf Staatsrecht und Politik. Copenhagen, 1795—1806. 6 Thle.
- Probirstein für ächte Freimaurer. Copenhagen, 1786. 2 Thle.
- Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen A. P. von Bernstorff. Copenhagen, 1800.
- Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, durch Elsaß und die Schweiz. Copenhagen, 1801—1809. 7 Thle.
- Beiträge zur Kenntniß von Holstein. Schleswig, 1806—7. 2 Thle.
- Reise durch Franken, Baiern, Oestreich, Preußen und Sachsen. Leipzig, 1810. 4 Thle.

E's Schriften zeichnen sich besonders durch den Scharfblick, die Beobachtungsgabe und die feine lebendige

Darstellung aus, welche den erfahrenen, wissenschaftlich gebildeten Staatsmann beurkunden. Seine Geschichte der Menschheit steht dem Herder'schen Werke um so mehr nach, als es ihr im Verhältniß zu jenem an philosophischer Tiefe mangelt. Doch bietet sie manches höchst Gelungene und durchgearbeitete, in glücklicher Form dar. — Die Reisen gewähren noch jetzt eine eben so angenehme als belehrende und anregende Lectüre; E's wichtigstes und bedeutendstes Werk bleibt indessen die Denkwürdigkeiten der französischen Revolution.

Gœli von Ehenheim, s. Minnesänger.

Martin Ehlers

ward am 6. Januar 1732 in der Wilstermarsch im Holsteinischen geboren, studirte in Kiel, bekleidete darauf eine Zeitlang das Rectorat an der Schule zu Segeberg und erhielt dann die ordentliche Professur der Philosophie in Kiel, wo er am 9. Januar 1800 starb.

Er gab heraus:

Sammlung kleiner Schriften. Flensburg, 1776.
Von der menschlichen Freiheit. Dessau, 1783.
Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen. Flensburg, 1790. 2 Thle.

Ein klarer und verständlicher Styl, so wie gesunde Moral und Lebensansicht ist seinen popularphilosophischen Schriften eigen, welche zu ihrer Zeit sehr gern gelesen wurden.

Friedrich Ehrenberg

ward am 6. Dec. im Jahre 1776 zu Elberfeld geboren, studirte Theologie und wurde dann reformirter Prediger zu Plettenberg, später zu Iserlohn in der Grafschaft Mark und 1806 nach Berlin berufen, wo er noch jetzt als Doctor der Theologie, K. P. Oberconsistorialrath, erster Hof- und Domprediger und Ritter des rothen Adlerordens, eben so hoch geehrt, als innig geliebt, von Allen, die ihn kennen, lebt.

Seine zahlreichen Schriften sind:

Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechtes. Leipzig, 1816. 4. Auflage. Leipzig, 1826.
Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten des religiösen Sinnes und Lebens in Predigten für gebildete Christen. Berlin, 1812.
Bilder des Lebens. 2 Bde. Elberfeld, 1811. N. A. 1830. 3 Bd. Daraus besonders abgedruckt: Agathens ländliche Stunden. Elberfeld, 1815.
Blätter, dem Genius der Weiblichkeit. Berlin, 1809.
Der Character und die Bestimmung des Mannes. Elberfeld, 1798. 2. A. 1822.
Ueber Denken und Zweifeln. Halle, 1802.
Euphranor über die Liebe. 2 Thle. Elberfeld, 1805—1806. N. A. 1809—17.
Festpredigten. Leipzig, 1807.
Für Frohe und Trauernde. Leipzig, 1818. N. A. und 2. Thl. Leipz. 1820—26.
Geist der reinen Sittlichkeit. 1. Thl. Lemgo, 1802.
Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens. Elberfeld, 1809.
Die practische Lebensweisheit. 2 Bde. Leipzig, 1805—1806.
Reden an gebildete Menschen u. s. w. 2 Thle. Düsseldorf, 1802.
Reden über die wichtigsten Gegenstände der höheren Lebenskunst. Elberfeld, 1804.
Reden an Gebildete des weiblichen Geschlechtes. 2 Bde. Elberfeld. 1804. 4. Aufl. 1827—29.
Das Schicksal. Elberfeld, 1805.
Seelengemälde. 2 Bde. Berlin, 1811—12.
Weiblicher Sinn und weibliches Leben. 2 Thle. Berlin, 1809. 2 A. 1819.
Die Veredlung des Menschen u. s. w. Leipzig, 1803. 2 Bde.
Das Volk und seine Fürsten. Reden. Leipzig, 1815.
Wahrheit und Dichtung über unsere Fortdauer nach dem Tode. Leipzig, 1803.
Viele einzelne Predigten u. s. w.

Ein wahrhafter Diener des göttlichen Wortes, in der schönsten und reichsten Bedeutung dieses Ausdruckes, hat E. durch seine vielen, echte Religiosität und Sittlichkeit befördernden Schriften, außerordentlichen Nutzen in Deutschland, vorzüglich bei den Frauen gestiftet, da er es vor Allem durch seltene Anmuth des Vortrages, tiefe Menschenkenntniß und einen klaren, practischen Blick verstand, in weiblichen Gemüthern die höchsten Interessen anzuregen, ohne das wirkliche Leben mit allen seinen Gegensätzen, aus den Augen zu verlieren. Mit Unrecht hat man ihm vorzüglich in Schriften dieser Art, eine gewisse Süßlichkeit und Geziertheit vorgeworfen, da es ihm gerade darum zu thun war, die zartesten Verhältnisse eben so zart zu behandeln, und schon von vorn herein durch seine feine und saubere Auffassung und Darstellung den so leicht verletzlichen weiblichen Gemüthern Vertrauen einzuflößen. Doch nicht allein auf diesem Felde hat sich E. so ausgezeichnet bewährt, seine übrigen theils für ein allgemeineres Publicum, theils für Männer geschriebenen moralischen und ascetischen Werke haben sich durch ihre Vortrefflichkeit einen bleibenden Werth erworben, vorzüglich sein: der Character und die Bestimmung des Mannes, aus welcher wir hier mehrere Auszüge mittheilen. Als Kanzelredner gehört E. durch seine tiefe Religiosität, seine philosophische Klarheit und Ruhe, seine Weltkenntniß und seinen schönen, würdigen Vortrag gleichfalls zu den Besten seiner Zeit.

Ueber die Behandlung der Einbildungskraft.*)

Die Einbildungskraft hat sehr grossen Einfluß auf den Geist, den Charakter und das Leben des Mannes. Nicht genug, daß sie einen bedeutenden Theil seiner Freuden und seiner Leiden bestimmt; sie kann auch den Verstand erleuchten und verwirren, das Gemüth stählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterstützen und hemmen; sie kann ihm seine Bestimmung lebhafter vergegenwärtigen und sie ihm aus den Augen rücken, sie kann ihn für die Tugend und für das Laster befeuern; sie kann Versuchungen herbeiführen, und ihn gegen die stärksten Versuchungen waffnen; sie kann sein Leben erheitern und ihn elend machen. Lassen Sie mich daher über *diejenige Behandlung derselben, wodurch sie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichst förderlich wird*, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weise darf die Einbildungskraft zum Vortheile anderer Kräfte des Geistes unterdrückt oder geschwächt werden. Die Natur hat nichts hervorgebracht, dessen sie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte sie, bei dem, was sie mit dem Menschen überhaupt und mit dem Manne insbesondere beabsichtigte, vorzüglich rechnen. So lange sie nicht aus dem Verhältnisse tritt, in welchem sie zu den übrigen Kräften des Geistes stehen soll, ist sie ein herrliches Vermögen, in welchem der Adel des menschlichen Wesens mächtig hervorstrahlt, und das zu keiner wahrhaft menschlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Von der Einbildungskraft empfängt der Verstand die meisten Stoffe, an welchen seine Thätigkeit im Bilden von Begriffen und Urtheilen sich äußert. Muß sie gleich selbst alles von den Sinnen entnehmen; so würde uns doch der bei weitem größte Theil von dem, was sich unsern Sinnen darstellt, verloren gehen, wenn uns nicht die Einbildungskraft im Bilde wieder vergegenwärtigte, was jenen bereits entrückt worden. Nur selten ist dem Verstande, was er verarbeiten soll, in unmittelbarer Anschauung gegeben: fast immer muß jene ihm vorhalten, was sie aus diesem sich zu eigen gemacht. Wenn andere uns ihre Gutachten mittheilen, so ist sie es, die uns in den Stand setzt, dieselben aufzufassen, indem sie dem gehörten Worte seinen Begriff zugesellt, und diesem den Gegenstand unterlegt. Sie führt den Verstand von einem Gedanken zum andern hinüber, und wenn sich dieser zwar in den meisten Fällen genöthigt sieht, mit denselben ganz andere Verknüpfungen vorzunehmen, so findet er sich doch nicht selten von ihr durch die glücklichsten Combinationen überrascht. Ihr verdanken wir die Einfälle, in denen oft die Keime grosser Entdeckungen verborgen liegen.

Zu unsern feinsten und stärksten Gefühlen wirkt die Einbildungskraft mit; und das vielgestaltete innere Leben, das sich in den menschlichen Stimmungen offenbart, das im Gemüthe eine so grosse und wunderbare Welt entfaltet, und sich wie ein mächtiger Strom in die Thaten des Mannes ergießt, würde gar nicht sein, wenn die Phantasie nicht wäre.

Mittelst der Einbildungskraft halten wir die Zwecke fest, die wir in unsern Bestrebungen verfolgen; durch sie enthüllen sich uns die Dinge, aus welchen wir die zu Erreichung derselben erforderlichen Mittel wählen. Ihr gehört zu einem nicht geringen Theile der Enthusiasmus an, mit dem der Mann erfüllt sein muß, um sich an das Grosse und Schwere zu wagen, der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die sichtbare Welt hinaus liegt, dem sich aber doch das Gemüth gläubig und sehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit er sich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen, und sich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantasie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unser Thun Einfluß erlangen: dann müssen sie, in das Gewand der Phantasie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was sind die Werke, wodurch die Kunst uns entzückt, anders, als Erzeugnisse der Phantasie, vom Geiste gestaltet, in den Formen der Vollendung?

Endlich darf auch nicht vergessen werden, wie die Phantasie oft das enge Leben erweitert, über seine Noth tröstet, in seine Dunkelheit Licht sendet, seine Bitterkeiten versüßt, und seine Täuschungen vergessen macht.

Wir haben deswegen zunächst Sorge zu tragen, *daß wir die Einbildungskraft bereichern, und zwar, so viel als möglich, mit wahren, edeln und fröhlichen Bildern.* Sie kann nichts geben, was sie nicht empfangen hat, und soll doch viel geben. Was sich in ihr gesammelt, ist freilich noch eben so wenig Gedanke, als es die Gewandtheit und das Leben des Verstandes verbürgt; aber aus ihm bildet sich der Gedanke, von ihm muß die denkende Kraft Stoff, Reiz und vielfältige Hülfe erhalten. Reichthum der Phantasie ist wenigstens eine Bedingung des Gedankenreichthums. Menschen, deren Einbildungskraft leer ist, verstehen sich eben so schlecht darauf, von andern Belehrung anzunehmen, als selbst Gedanken zu erzeugen. Die Einbildungskraft muß aus dem, was sie sich angeeignet, dem Witze das Aehnliche, der Ueberlegung das Zutreffende, der Wahl die Gegenstände mit ihren Eigenschaften darstellen. In einer reichen Phantasie entstehen oft zufällig die Reibungen der Ideen, aus welchen grosse Wahrheiten, glückliche Plane und herrliche Werke hervorgehen. Je reicher die Phantasie ist, desto besser kann sie uns schadlos halten für die Armuth der Welt, und desto mehr findet man in sich selbst, wenn man sonst überall leer ausgeht.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Einbildungskraft bereichern, seien *wahr*, d. h., *der Natur getreu*. Nur in einer gewissen Sphäre ist ihr verstattet, zu verschönern, und auch in dieser erst dann, wenn sie schon hinlänglich gesammelt, und sich des Wirklichen gehörig versichert hat. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen, daß es sich auch in der Phantasie finde, wie es ist. Aus dem Wahren erzeugt sich das Schöne, aber ungetrübt gehe das Wahre erst in uns ein, damit es sich auch in seiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantasie den Stoff zu Kenntnissen hergeben soll, da liegt alles daran, daß sie jedes in seiner echten Gestalt zeige. Zu verhüten ist deswegen, daß irgend ein Interesse zu sehr hervor hebe, was ihm zusagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung steht.

Mit der Wahrheit jedes besondern Bildes verträgt sich indeß wohl das Bestreben, der Einbildungskraft vorzüglich *edle und fröhliche Bilder* zuzuführen.

Aus der Einbildungskraft zieht das Herz größtentheils seine Nahrung. Ist in ihr wenig des Grossen und Würdigen: so werden auch die Gefühle selten sein, die den Sinn für das Grosse und Würdige beleben. Ist sie mit Gemeinem, Ekelhaftem, Verächtlichem angefüllt: so ist schwer zu vermeiden, daß die Gesinnung nicht davon angesteckt werde; das Zartgefühl wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Gedanken des Vortrefflichen, was sie in freien Spielen sich äußert, dem Geist vergegenwärtigt: dann wird die Liebe zum Vortrefflichen, durch jede freie Regung derselben gestärkt, und das Vortreffliche selbst dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Haben Sie Ihrer Einbildungskraft viele fröhliche Bilder gewonnen, und alles, was sie aufgenommen, so viel als möglich fröhlich gestaltet: dann werden Sie immer mit Wohlgefallen den Beschäftigungen des Geistes, bei welchen sie vorzüglich wirksam sein muß, sich hingeben können, die Erweiterung Ihrer Kenntnisse und die Anstrengungen des Nachdenkens werden sich immer mehr zur leichten und frischen Thätigkeit stimmen, der Ernst des spätern Lebens wird sich mildern, und es wird Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehlen. Eine trübe Phantasie vergiftet die Quelle des innern Lebens. Finstre Bilder, die sich ihr eingedrückt haben, verlieren sich nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen diesem fast immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Gestalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantasie beleuchtet wird, besonders wenn dies der Morgenschimmer des Lebens ist.

Darum soll es sich schon die Erziehung eine wichtige Angelegenheit sein lassen, die Einbildungskraft mit edeln und fröhlichen Bildern zu bereichern, wie denn auch *sie* hierin das Meiste zu leisten vermag. Willig und frei öffnet sich der jugendliche Sinn den Dingen, die sich ihm darstellen, leicht entfernt man von ihm, was widrige Eindrücke machen würde, und bringt ihm nahe, was man zuträglich findet, und am liebsten eignet sich das jugendliche Gemüth das Edle und Fröhliche an, weil dies seiner Stimmung in höherm Grade zusagt, während mit den Jahren für so manches der Sinn sich verschließt, manches andre sich uns mit einer Gewalt aufdringt, welcher zu widerstehen schwer fällt, und die Seele oft mit Ernst und Trauer erfüllt, von dem was ihr das Wohlthätigste ist, sich wegwendet. Doch müssen eigne Bemühungen das Angefangene fortsetzen; und sie können viel des Versäumten nachholen.

Hier darf aber nicht vergessen werden, daß es etwas anderes ist die *Phantasie* — und etwas anderes das *Gedächtniß bereichern*. Die Phantasie ergreift das Bild im Leben, und trägt es über in das eigenste Leben. Das Gedächtniß faßt es auf in seinem Schatten; es bleibt ihm immer etwas Todtes — und behält immer dieselbe Gestalt, in welcher es von ihm aufgenommen wurde. Eine reiche Phantasie bringt von neuem hervor, ein reiches Gedächtniß giebt nur wieder. Wer das Wahrgenommene, oder sonst ihm Mitgetheilte bloß seinem Gedächtnisse einprägt, gewinnt wohl allerlei Kenntnisse, ohne jedoch dadurch in seinem Innern vermögender zu werden.

Die Einbildungskraft wird nicht anders bereichert, als durch den freien, vielseitigen Blick in die Welt. Man muß indeß nicht sehen, um etwas Besondres von ihr zu erfahren, sondern um sie

*) Aus Ehrenberg's: der Character und die Bestimmung des Mannes. Elberfeld 1822.

selbst sich anzueignen, nicht um Kenntnisse zu sammeln, sondern um Gestaltungen in sich aufzunehmen, nicht mit der Aufmerksamkeit der Wißbegierde, sondern mit Innigkeit des Gemüthes, mit Anregung des Interesses, welches jede rein gestimmte Menschenseele an die Natur fesselt.

Dabei ist noch zu bedenken, daß die Bereicherung der Phantasie nur Mittel zu höhern Zwecken ist, und daher diese nicht hindern soll. Am wenigsten darf sie dem denkenden Verarbeiten, der Bildung des Lebens und einer weisen Thätigkeit in den Weg treten, die von ihr vielmehr Unterstützung und Förderung erwarten. Weder der Verstand noch das Herz wird von einer reichen Phantasie Gewinn ziehen, wenn über der Bereicherung derselben eine andre Kraft versäumt worden ist.

Nächst der Bereicherung der Einbildungskraft nimmt *die Art, wie sie sich thätig erweist*, die für die Geisteskultur und den Charakter des Mannes von gleich großer Wichtigkeit ist, unsre Sorge in Anspruch. Hier haben wir insbesondere *die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit derselben zur nähern Betrachtung zu ziehen.*

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft sind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft ist *reizbar*, wenn sie leicht angeregt wird; sie ist *beweglich*, wenn sie die angeregte Thätigkeit schnell und anhaltend fortsetzt. Die reizbare Einbildungskraft vergegenwärtigt uns fast bei allem, was sich uns in der Anschauung darstellt oder unser Nachdenken beschäftigt, irgend ein Bild, das, nach ihren Gesetzen, damit zusammenhängt. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern, immer bieten sich ihr neue Verknüpfungen dar, und sie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmaligen Geistesbeschäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings sind dies schätzbare Vorzüge. Durch sie wird der Reichthum der Einbildungskraft erst etwas werth. Das Talent, eine Sache ganz zu übersehen und zu durchdenken, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu fassen, die Gabe, schnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten schnell das Zweckmäßige zu treffen, die Fertigkeit sich mitzutheilen und das von andern Mitgetheilte gleich zu verstehen, und vorzüglich der das Verschiedene in seinem Aehnlichen zusammenfügende Witz, hangen hauptsächlich von einer reizbaren und beweglichen Einbildungskraft ab.

Doch ist es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ihr Maaß übersteigen, sie gestatten uns dann nicht, eine Sache scharf in das Auge zu fassen, und bei ihr lange genug zu verweilen, sie ziehen unaufhörlich unsre Aufmerksamkeit von dem ab, was uns jetzt eben beschäftiget — und in mancherlei Zerstreuungen umher, und lassen uns keiner Untersuchung auf dem geraden Wege nachgehen; sie erfüllen den Geist mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Wesen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernstlichen Wollen kommt. Tiefes Eindringen und Festigkeit des Charakters wird man bei einer zu reizbaren und beweglichen Einbildungskraft wohl immer vergebens suchen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantasie kann man sich zwar nicht verschaffen; sie sind Geschenke der Natur. Aber man kann sie, wo sie zu stark sind, schwächen; und das ist wichtiger, darauf haben alle zu denken, die nach einem männlichen Charakter streben. Nichts wirkt sicherer dahin, als daß man es sich mit jeder Sache, mit welcher man sich beschäftigt, Ernst sein läßt, und ein möglichst lebhaftes Interesse für sie in sich erweckt; daß man sich hütet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantasie so ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über seine Gedanken besitzt, welche die größte ist, die dem Menschen verliehen ward, und seine Freiheit am Meisten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß sich die Thätigkeit der Phantasie den Befehlen des Verstandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns von den Vortheilen derselben zu entziehen.

Die lebhafte Einbildungskraft stellt alles in individueller Bestimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, *die feurige* alles in großen Umrissen und ergreifenden Verhältnissen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenstand selbst in anschaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; diese deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, bedeutungsschweren Zügen. Jene verweilt bei ihm in stiller Betrachtung, diese strömt gewaltig dahin — an allem nur berührend vorüber. Jene führt ins Leben herab, diese über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft ist für die männliche Natur eben so charakteristisch, wie die Lebhaftigkeit derselben für die weibliche. Zum Entwerfen großer Plane, zum Fassen großer Ideen und zum Bilden erhabener Entschließungen muß die Meisten eine feurige Einbildungskraft in den Stand setzen. Bei wenigen wird der Verstand ihrer Unterstützung entbehren können, nie aber darf er ihre Vorbereitungen verschmähen. Was die bewegliche Phantasie für die gewöhnliche Thätigkeit, das ist die feurige für das schöpferische Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an — mehr auf das lebendige Eingreifen, auf das gedankenvolle Hinstellen, auf das rasche und doch kräftige Fortschreiten. In diesem Sinne muß die lebhafte Phantasie sich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunst zu erreichen. Selbst der philosophischen Forschung sind die Andeutungen einer feurigen Phantasie nützlich; indem sie bald derselben einen höhern Schwung geben, bald sie auf bisher unbekannte Gebiete leiten, bald sie mit wirklich wahren Ideen bereichern: daß sie nur nicht die Vernunft aus ihrem Rechte verdrängen, Entscheidungen sich anmaßend, welche dieser allein gebühren, und mystische Sprüche ausbietend für gediegene Weisheit!

Ueberhaupt ist eine feurige Phantasie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und sittlichen Charakter. Leicht tritt sie dem ruhigen Denken in den Weg; leicht begnügt sie sich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wissen möglich und nöthig ist; leicht verleitet sie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechseln; leicht drängt sie in wilden Stürmen den Menschen aus der Einheit seines Wesens; leicht läßt sie in brausendem aber schnell niedergeschlagenem Streben die Kraft erschöpfen; nicht selten exaltirt sie einzelne Gefühle zur zerstörenden Gewalt; nicht selten endlich stürzt sie in die wildesten Ausschweifungen.

Es ist ein großer Unterschied, ob das Feuer der Phantasie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenschaft entzündet sei. Im ersten Falle ergreift es mehr gleichmäßig den ganzen Menschen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäßigung in sich selbst. Im zweiten stürzt es auf die Leidenschaft zurück, von der es ausging, und treibt sie über alle Grenzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantasie von einer großen Idee. Dann ist vor allem der sittliche und der rein menschliche Gehalt dieser Idee zu untersuchen, damit man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im übrigen diese Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie setze.

Nie bedarf die feurige Phantasie mehr der sorgfältigen Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am stärksten; hier bekommt es die gefährlichste Nahrung; hier greift es so leicht verwüstend um sich, und hindert so oft die wohlthätigsten Bestrebungen. Die edelsten Gefühle und Regungen werden nicht selten von der Gluth einer wilden Phantasie verzehrt. Die Beschäftigung mit solchen Wissenschaften, welche die Anschauung und den Verstand in Anspruch nehmen, das Lesen solcher Schriften, die zum Nachdenken nöthigen, strenge Selbstgewöhnung, alles scharf zu bestimmen, genau zu prüfen und bis auf den Grund zu erforschen, sorgfältige Pflege der sittlichen Anlagen, ernste Blicke auf das Leben, und eifriges Bemühen, sich für seine Bestimmung tüchtig zu machen, sind die besten Mittel, dies zu verhüten — Mittel, deren Anwendung nicht selten auch in spätern Jahren noch erfordert wird, das zu starke Feuer der Einbildungskraft zu dämpfen, damit ein gediegener, in sich abgeschlossener und in seinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorschein komme.

Eine starke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterstützung von außen. Zwar muß auch sie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den ersten Reiz; aber, mit jenem bereichert und von diesem berührt, bewegt sie sich fest und frei auf eignem Boden, und bildet sich aus dem, was sie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgerissen, hält sie ihr Leben über derselben empor, und gießt es aus in wunderbare, große, gewaltige Schöpfungen, während die schwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu sie nicht von ihr die Umrisse und die schon zubereiteten Materialien empfing. Menschen von starker Einbildungskraft sind es, die eine Idee lange festhalten, von allen Seiten ausgestalten, und sich ganz in sie verlieren können.

Eine starke Einbildungskraft gehört dazu, um die Vernunft in ihrer Selbstständigkeit mit dem Leben zu erreichen, und sich dem hinzugeben, was das Höchste des Menschen ist. Sie ist aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorscheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein bedeutender Umschwung gegeben werden soll. Nur seien die übrigen Kräfte des Geistes ihr gewachsen; nur stehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, festes

Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für seine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt sie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantastischen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geistige Erschlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat! Diese Stärke ermangelt des echten Lebens, weil der gute Mensch seiner ermangelt; und es bleibt ihr nichts übrig, als in wenigen mißgestalteten Formen zu erstarren. So sinkt sie von ihren ohnmächtigen Flügeln bald als roher Aberglaube zu Boden.

Auf Stärke der Einbildungskraft hat es die Natur in dem Manne angelegt; und sie findet sich hier, freilich mit Unterschied des Maaßes, überall, wo nicht das Phlegma jede stärkere Regung ausgetrieben, oder frühe Verbildung sie unterdrückt hat. Es bedarf ihrer zu einem thatenvollen Leben.

Die Einbildungskraft wird *kühn*, wenn sie in ihrer Stärke über jede Schranke hinausdringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verschmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe anbietet; ihr gelten nur diejenigen Gesetze, welche aus dem höchsten Vermögen der Menschen stammen. Der Verstand kann ihr nicht folgen, weil er an den Fesseln der Sinne liegt; dafür meistert er sie denn ohne Ende. Es ist die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorschwebt, und ob sie sich bewußt ist, dieses nie erreichen zu können, so strebt sie doch, in beständigen Erweiterungen des Endlichen, sich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben so wohl das Gefühl zerreißen, als den Geist erheben. Das Erste vorzüglich dann, wenn sie im Dienste einer düstern Stimmung steht. Der Künstler bedarf ihrer; aber in ihm wird sie vom Genie beseelt und geregelt, daß sie nur in schönen und großen Gestalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr sind, darstellen kann. Wo es ihr hierin fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft ist verderblich, wenn ihr nicht das Gesetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf diese Weise eine *regellose*, eine Dienerin roher Leidenschaft. Sie verachtet unter den Gesetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wollüstigen Paradiesen bis zu Höllen voll schauderhafter Qual steht ihr ein unermeßliches Gebiet offen. Durch sie wird die Schwärmerei zum Unsinne. Der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Verhältnissen des Lebens richtet sie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge sucht sie zu verkehren. Der Seele raubt sie ihre Kraft, dem Gemüthe seinen Zusammenhang, dem Handeln seinen Zweck. Der Charakter geht gänzlich durch sie zu Grunde, und alles, was im Herzen Schlimmes ist, kann durch sie zum Ungeheuern gesteigert werden.

Noch ist übrig, daß wir uns für *den Gebrauch der Einbildungskraft*, weil dieser nicht von der natürlichen Beschaffenheit derselben allein bestimmt wird, und doch für das Leben und die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewiesen sind, von so großer Wichtigkeit ist, einige Regeln merken.

Vor allem hüten Sie sich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens gestatten. Sie darf, ja sie soll Ihnen zur Besorgung derselben und zur Verschönerung der Wirklichkeit, von der Vernunft geleitet, Ideale geben. Aber sie darf sich nicht in Ihre Ansichten, in Ihre Erwartungen mischen. Die Welt, wie sie ist, nicht wie sie im Schmucke der Phantasie erscheint, empfängt ihr Wirken, und giebt Ihnen zurück, was daraus entsteht. Jener gehören Ihre Zwecke an, jener sind die Bedürfnisse eigen, denen Sie abhelfen sollen, aus jener müssen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, sich in süßer Täuschung zu erhalten: einmal wird sich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, sei es in verfehlten Absichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben schienen, die Verhältnisse, die Sie in einem so sanften Schimmer erblickten, die Menschen, denen Sie so herrliche Gesinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rausche des Entzückens übersahen, die Klüfte, die Sie in begeisterter Sehnsucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie sein, wenn Sie zu spät merken, daß Sie sich verrechnet haben, und nun vor der leisen Berührung der Wahrheit, die Stützen Ihrer Zufriedenheit zusammensinken! Einmal gewohnt, sich mehr von der Einbildungskraft als vom Verstande leiten zu lassen, wird es Ihnen schwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen, und in düsterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Ueber das Mittelmäßige kommt auf Erden wenig hinaus. So oft Ihre Urtheile und Erwartungen gegen diesen Grundsatz verstoßen: so oft haben Sie Ursache mißtrauisch zu sein und näher zu forschen, ob nicht Ihre Phantasie hier vergrößert habe. Denn meisten Theils geschieht dieses so unvermerkt, daß man ohne sorgfältige Prüfung nichts davon wahrnimmt. Die jugendliche Einbildungskraft verschönert so gerne. Es mag Ihrem Herzen wehe thun, den angenehmen Traum zu zerstören; aber es ist doch nothwendig, wenn Ihnen nicht der ganze Gewinn des Lebens verloren gehen soll. Der Schmerz kommt Ihnen doch; je später, desto herber. Geben Sie zur rechten Zeit dem Verstande sein Recht, damit er nicht einst das lange vorenthaltene desto schrecklicher zurück fordre.

Doch dies nicht allein in den Angelegenheiten des Lebens, sondern auch *in den Beschäftigungen des Nachdenkens*. Nur vom Verstande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden; nur dessen ist man sicherer, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt sich die Phantasie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder fließen in einander, sie regen das Gemüth mächtig auf; sie vereinigen sich zu einem starken Totaleindrucke; man ist davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man sieht dämmernde Umrisse, und glaubt die Sache selbst zu besitzen; man ahnet, und glaubt zu verstehen; man bildet sich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald ist das allmächtige Zauberwort gefunden, das alles mit Einem Schlage hervorbringt.

Das ist meist das Wesen des jetzt so vielfältig und laut gepriesenen Mystizismus — ein Gähren und Brausen beginnender Gedanken, mit denen es nie zur Scheidung kommt. Bei vielen hilft sich nachher der gesunde Verstand von selbst; aber viele gehen auf diesem Wege für die Einsicht verloren. Der Rauch verdirbt ihnen die Augen, daß sie vergessen, was klares Sehen ist. Aus den dunkeln Regungen läßt sich alles bilden, worauf Neigung oder Laune verfällt. Und da man auf das Urtheil des Verstandes wenig achtet, da dieser selten einmal zum Sprechen kommt, da man so lebhaft fühlt; so ist jedem Unsinne die Thür geöffnet. Gesellt sich nun dazu, wie es gewöhnlich geschieht, jugendlicher Dünkel — auch ein Kind der Phantasie mit dem Egoismus erzeugt: — dann ist kaum noch Rettung zu hoffen.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten Weisheit, und zum rechten Handeln. Die sichere Probe, daß man diese besitzt, ist, wenn man sie in ihre Merkmale zerlegen und andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt sich auch verständlich bezeichnen. Das Vorgeben: man fühle wohl, wie etwas sei, aber man könne es nicht sagen, ist immer ein Beweis, daß man phantasirt.

Die Phantasie sucht oft auch durch sinnreiche Verknüpfungen den großen und ersten Zusammenhang zu vertreten, den der Verstand in die Gedanken bringt. Was auf diese Weise entsteht, stimmt nicht selten wunderbar mit andern Erscheinungen und Gedankenverbindungen überein. Durch dieses Uebereinstimmen geblendet, unbekümmert um das viele, was doch nicht übereinstimmt, ohne Sorge, ob sich dieß auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man solche Einfälle zu Systemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern als an Grund und Boden fehlt. So ist das Wesen der *Schwärmerei*.

Lassen Sie sich nicht blenden durch *den* Glanz solcher Meteore, die jeder Tag auf- aber auch wieder untergehen sieht. Die Wahrheit müßte sich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger sorgfältig jede einseitige Richtung der Phantasie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge: rühre er von einem interessanten Gedanken, oder von einer besondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer besondern Beschäftigung her. So empfängt der Geist in seiner weitern Ausbildung Gestalt und Richtung, die er aus seinem ursprünglichen Wesen nehmen sollte, von Zufälligem; die Harmonie der Gemüthskräfte ist zerstört — die Klarheit der Seele, die das Licht des Lebens ist, wird getrübt. Ein oft sehr verkehrtes Interesse wird zum herrschenden erhoben, dem jede Thätigkeit des Geistes gehorchen muß. Die fixe Idee der Phantasie entscheidet über den Gedankenlauf und über den Charakter.

Ist es eine bestimmte Vorstellung, was ihr vorschwebt: so wird alles auf sie gezogen, alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Werth nach dem Verhältnisse entschieden, worin es zu ihr steht. Zu den traurigsten Verirrungen des Verstandes führt dieser Weg.

Steht die Phantasie im Dienste einer düstern Stimmung: dann ist es unvermeidlich, daß diese immer düsterer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshasse.

Hat eine Leidenschaft sich ihrer bemächtigt: so muß diese bis zu einer fast unbezwinglichen Stärke hinanwachsen. Ihre natürliche Kraft ist unbedeutend gegen die Vermehrung, welche dieselbe von der Phantasie erhält. Das Verlangen wird immer brennender, der Genuß in immer höherem Grade unersättlich,

das Z[illegible] weiter hinausgerückt. Jeder andere Trieb des Herzens neigt entweder dieser Leidenschaft oder wird ihr, die sich alles zu unterwerfen und anzueignen weiß, was uns sonst als wünschenswerth erscheinen mochte, dienstbar.

Die Gesundheit der Seele und die Vollstimmigkeit des Lebens verlangt, daß die Phantasie nach allen Seiten sich verbreite, jeden Reichthum des Lebens sich aneigne, und für die ganze Summe menschlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig sei.

Nur werde sie rein erhalten vom Unsittlichen. Kein unlautres Bild müsse von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen, ist, was die Einbildungskraft ahnet — gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt, was jene dichtet — gefährlicher, als das erhitzte Blut, die ruhige verschönernde Betrachtung. So süß ist die Sünde nicht, wie die Phantasie sie darstellt; sie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verstimmungen, Sorgen, Gewissensbisse, Qualen, die von dieser verhüllt werden. Was die Einbildungskraft gewonnen hat, das findet leicht den Weg zum Herzen; der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That. Der Versuchung, die schnell und gewaltig auf uns eindringt, bietet sich auch ein rüstiger Widerstand entgegen; aber mit nachgiebigen Unterhandlungen endigen sich gewöhnlich die stillen Kämpfe, in die wir uns selbst verwickeln. Durch die Phantasie faßt die Sünde den Menschen an seiner größten Schwäche.

Ist es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewußtsein, die Kraft und die frische That des Mannes: — dann bewachen Sie sorgfältig die Regungen der Einbildungskraft: dann unterdrücken Sie schnell, was das Gewissen verurtheilt: dann hüten Sie sich, durch sie mit der Sünde in eine Gemeinschaft zu treten, die so bald ein unauflösliches Bündniß geworden ist.

Endlich wird es auch nöthig sein, daß Sie sich nur selten und mit großer Vorsicht den müßigen Träumen der Phantasie überlassen. Schwer würden Sie bei dem Gegentheile von sich fern halten, was das Laster begünstigt. In der süßen Bethörung wird die Stimme des Gewissens überhört, und wo alles eine so gefällige Gestalt trägt, wo alles dem Herzen so angenehm schmeichelt, wer sollte da Arges vermuthen? Wird das Arge sich der Phantasie nicht oft erst dann in seiner wahren Gestalt zeigen, wann es das Herz schon gewonnen und gefesselt hat? Zu dem ist der Mensch nicht zum Träumen geboren, sondern zum Handeln. All' sein Thun, vorzüglich das, wobei die edelsten Kräfte angestrengt sind, soll entweder in sich selbst Werth, oder einen vernünftigen Zweck haben.

So mag man sich denn wohl zur Erholung angenehmen Beschäftigungen überlassen. Aber stets seien diese Beschäftigungen rein: nie seien sie mehr als unterhaltende Spiele, denen man sich immer entreißen kann; nie müssen sie das Gemüth verstimmen oder verweichlichen; nie müssen sie den Traum an die Stelle der Wahrheit setzen, nie die Befreundung mit dem Leben stören, nie uns mit Menschen und Umgebungen in Mißverhältniß setzen, nie jene weiche, wehmüthige, schwärmerische Sehnsucht erzeugen, die den Muth erstickt mit der Kraft, die immer verlangt und nie erreicht, weil sie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchsten Interesse des Lebens gehorche auch die Einbildungskraft. Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch sein.

Ueber den moralischen Charakter des Mannes.

Der Mann soll unter der Idee des Sittlich-Guten einen Charakter haben, oder vielmehr das Sittlich-Gute soll in ihm einen Charakter bilden; das ist eine der ersten Forderungen, die an ihn gemacht werden, und nimmer wird man in dem Charakterlosen den Mann anerkennen. Ueber den Inhalt und Grund dieser tief gehenden Forderung wollen wir uns jetzt zu verständigen suchen.

Unter Charakter versteht man das sich Gleichbleibende in der Gemüthsart und dem Thun des Menschen. Man sagt von Jemand, er habe keinen Charakter, wenn es ihm an Haltung in seinem geistigen Sein, an Uebereinstimmung in seinen Wünschen, Streben und Handeln fehlt. Des Charakterlosen Gemüth ist an nichts befestigt, durch nichts in ihm selbst bestimmt. Das Spiel der Dinge, die mit vorzüglicher Stärke auf ihn wirken oder der Empfindungen, die in ihm sich mächtiger regen, erscheint er so und anders, wie es Zeit und Umstände fügen, häufig im Widerspruche mit sich selbst, ohne es zu merken, weil der gegenwärtige Augenblick meist in Vergessenheit gebracht hat, was das Interesse des zunächst vorhergehenden war. Es hält schwer, auch nur im Wechsel seines Fühlens und Wollens eine Regel zu finden.

Keinen Charakter hat der Leichtsinnige; denn er hängt ganz von dem jedesmaligen Eindrucke ab. Zwar könnte die fröhliche Lust, auf die er immer ausgeht, eine gewisse Einheit in sein Leben bringen. Aber er berechnet nicht darnach; er verfolgt sie nicht consequent; er unterscheidet nicht unter den verschiedenen Arten derselben; er nimmt sie, wie sie ihm kommt; er gleitet von Einem zum andern, und kaum hat man ihn auf einer Stelle gefaßt, so ist er schon nicht mehr da. Wenn auch in der Seele des Leichtsinnigen ein Interesse mächtiger wird, als die übrigen, so wird es doch nie mächtig genug, um diese an sich zu ziehen, sich zu unterwerfen, und darauf ein System des Lebens zu erbauen.

Keinen Charakter hat der Launische. Er steht unter der Herrschaft veränderlicher, oft entgegengesetzter, Empfindungen, von denen er selbst nicht weiß, wie sie ihm kommen, und was sie wollen. Wäre bei ihm ein überwiegendes Interesse vorhanden: er würde ihm doch nur dann folgen, wenn das Gefühl seines gegenwärtigen Zustandes ihn nicht überwältigt, und das ist äußerst selten. Er denkt, begehrt, verabscheut und handelt, wie seine Stimmung es ihm eingiebt. Niemand ergründet ihn, weil aller sichere Grund bei ihm fehlt. Er selbst vermag nicht zu bestimmen, wie er im nächsten Augenblicke handeln werde, weil er nicht weiß, wie ihm im nächsten Augenblicke zu Muthe sein möge. Wenn sich bei jedem andern noch einigermaßen vertrauen läßt, auf den Werth, den gewisse Dinge in der Regel für die menschliche Natur haben, so fällt auch das bei ihm weg, weil seine eigne Natur nie dieselbe ist, und diese gerade in ihrer Eigenheit das Meiste vermag.

Keinen Charakter hat der Wankelmüthige. Ihm ist es Bedürfniß, in seiner Liebe und in seinem Treiben schnell zu etwas anderm überzugehen. Für ihn giebt es keinen Werth, als den der Auswechslung und der Neuheit. Er verläßt schnell, dem er sich ergeben hatte, weil der Reiz alles Bleibenden und Festen entblößt war. Auf einen so lockern Grund kann kein Charakter gebaut werden. Es ist allerdings ein Princip in seiner Seele, was ihn bestimmt, jetzt dies, dann jenes zu wählen; aber dieses strebt eben dahin, ihn ins Unendliche aus einander zu werfen.

Charakterlos ist nicht weniger der Eigensinnige. Er hat wohl einen Willen, und weiß sich bei demselben zu behaupten und Widerstand zu leisten, wo man ihn zu hindern oder für etwas Andres zu gewinnen sucht; aber das Feste zeigt sich nur in den einzelnen Willensbestimmungen, was diese erzeugt, ist immer etwas zufälliges — der erste oder lebhafteste Gedanke über eine Sache, oder der Umstand, daß andre sich schon für das Entgegengesetzte erklärt haben. Dem Eigensinnigen gebricht es an den Anlagen des Verstandes und des Gemüthes, die man zu einem Charakter erfordern muß, wenn man nicht so nachgiebig sein will, das für Charakter zu nehmen, daß sich der Geist mit den Jahren in den Formen befestigt hat, die ihm über seinem eigensinnigen Treiben am meisten bequem geworden; wobei man freilich die Unvereinbarkeit der auf diese Weise zu einem Ganzen zusammengezwungenen Theile übersehen hätte.

An Charakter fehlt es endlich auch denen, deren Gemüth zwischen Interessen getheilt ist, ohne daß sie darüber mit sich einig werden können, wie diese Interessen gegen einander auszugleichen seien; die daher bald diesem, bald jenem folgen, wie sich ihnen Eins als das vorzüglichere darstellt, oder lebhafter wie die andern angeregt wird.

Zum Charakter gehört vor allem, daß das Gemüth auf etwas ruhe, wovon seine Bestrebungen die Richtung empfangen, oder daß ihm etwas einwohne, wodurch alle seine Aeußerungen bestimmt werden, und woraus sich das Leben des Menschen, so wie es aus dem Innern kömmt, erklären läßt. Der Mann von Charakter kann wohl mehr als ein Interesse haben, wovon er stärker bewegt wird, wenn nur die Dinge, die ihn treiben, einander in festen Bestimmungen neben- und untergeordnet sind, und deswegen nicht mit einander in Streit gerathen können. In dem Thun des Mannes von Charakter ist nichts Zweck, jedes kann vielmehr in seiner Nothwendigkeit und in seinem Zusammenhange mit einem letzten Princip erkannt werden. Wer in sein Inneres tief genug eingedrungen wäre, würde sein Handeln für jeden besondern Fall mit der größten Zuversicht vorher zu sagen im Stande seyn.

Festigkeit und Uebereinstimmung im Leben des Menschen sind an sich noch kein Charakter; sie sind es erst dann, wenn sie sich als Eigenschaften des Willens kund thun. Der Charakter ist die wahre Kraft des Menschen, die Energie hat der Mensch aber allein in seinem Willen; wer noch keinen Willen hat, besitzt sich selbst noch nicht, und in seinem consequenten Begehren zeigt sich nichts, als verständige Thierheit. Die Persönlichkeit haftet am Willen, und der Charakter ist nichts anders als Behauptung der Persönlichkeit.

Manche Menschen sind von Jugend auf in eine gewisse Form eingewöhnt worden, andern hat ein dunkler Trieb eine bestimmte Richtung gegeben, noch andere haben sich selbst zufällig und unbewußt eine eigenthümliche Weise des Denkens, Strebens und Handelns angebildet. Auch diesen kann man keinen Charakter zugestehen, weil an dem, was sie sind, der Wille keinen Antheil hat, und es nicht selten mit dem, was die Natur bei ihnen beabsichtigte, im Widerspruche ist, niemals aber diesem völlige Genüge leistet.

Der Wille ist nie ohne Einsicht; dem Wollen geht vorher das Ueberlegen und Wählen, nach der Erkenntniß, die man von den Gegenständen der Wahl und ihrem Verhältnisse zu seinem Interesse gewonnen. Die Wahl aber kann sich darauf beschränken, unter mehrern sinnlichen Begierden für die stärkern zu entscheiden, wobei der Wille ein gebundener bleibt; sie können sich dagegen auch über alle sinnliche Begierden erheben, um in völliger Freiheit der Selbstbestimmung zwischen diesen und dem Gesetze der Vernunft die Entscheidung zu treffen. Im letztern Falle ist der natürliche Charakter in einen freien, moralischen — entweder bösen oder guten — verwandelt worden.

Soll der Wille den Namen des Charakters verdienen: dann muß er in sich selbst fest werden, sich zu einem System des Wollens bilden, sich nach einem Gesetze in allen Thaten geltend machen, und allenthalben siegreich durchgreifen. Das bloße Mögen und Wünschen, das Entschließen mit geheimen Vorbehalt und immer zögerndem Aufschub, sind das Zeichen einer Schwäche, bei welcher kein Charakter aufkommen kann. Entschieden und rüstig vom Gedanken eilend zur That, haltend am Beschlossenen, wie an einer unabwendlichen Nothwendigkeit, zeigt sich immer der Mann von Charakter.

Ueber das Handeln nach Grundsätzen.

Daß man nach Grundsätzen handeln müsse, ist ein beinahe verbrauchter Gemeinspruch; kopf- und herzlose Menschen, denen kaum ahnen kann, was damit gesagt sey, führen ihn im Munde; raffinirender Eigennutz, kalter Ehrgeiz, geistesarmer Dünkel, eigenwilliger Quersinn und träges Phlegma pflegen sich täglich auf ihn zu berufen; daher man sich fast scheuen sollte, ihn wieder ins Andenken zu bringen. Gleichwohl bleibt ihm seine hohe Wahrheit; und je mehr der Mißbrauch ihn entweiht und verunstaltet hat, desto mehr thut es Noth, ihn in seinem Ernste, in seinem echten Gehalte und seinem Einflusse auf das Leben darzustellen.

Im strengen Handeln nach Grundsätzen bewährt sich der männliche Charakter. Grundsätze müssen diesem Charakter Einheit und Haltung geben. In Grundsätzen muß sich die Vernunft seiner bemächtigen, um ihn zu retten aus unseligem Schwanken und der Herrschaft verderblicher Leidenschaft. Durch Grundsätze gelangt man erst dahin, daß man weiß, was man will, daß man dieses Eine kräftig erfaßt, immer vor Augen hat, und consequent verfolgt.

Wo es an Grundsätzen fehlt, da sind zahllose Irrthümer und Täuschungen unvermeidlich. Es fehlt da auch an Prinzipien des Wahren und Rechten; und es bleibt nichts übrig, als daß man blindlings ergreife, was sich gerade scheinbar zu machen weiß, was den Launen des Augenblickes gefällt, was den jetzt regen Ansichten und Wünschen am meisten zusagt — oder nach Vorurtheilen und herrschenden Neigungen zu entscheiden. Im ersten Falle wird man Eines und Dasselbe bald annehmlich, bald verwerflich finden — im andern wenigstens eben so oft das Wahre verfehlen, als desselben theilhaftig werden. Menschen ohne Grundsätze sehen meist nur die Außenseite der Dinge, und diese selten einmal ganz. Sie finden sich täglich betrogen, und sind nicht im Stande es zu ändern.

Noch unsicherer wird ohne Grundsätze das Handeln. Man läßt sich entweder von Einfällen, oder von Gefühlen, oder von Neigungen bestimmen. In keinem dieser Fälle ist eine mit sich selbst übereinstimmende Thätigkeit möglich. Einfälle erkennen kein Gesetz; Gefühle wechseln unaufhörlich; die Neigungen liegen fast immer mit einander im Streite. Für Augenblicke macht sich die Eine geltend, um es bald bereuen zu lassen, daß die andre versäumt worden ist. Während man auf der einen Seite gewinnt, verliert man auf der andern, und weiß nicht, ob der Gewinn oder der Verlust höher anzuschlagen sei. An festes in einander greifendes Hinwirken auf einen Zweck ist nicht zu denken. Wenn man sich auch eines solchen bewußt ist, kennt man doch sein wahres Interesse und sein Verhältniß zu den übrigen Zwecken des Lebens nicht; man ist nicht im Stande, Kräfte und Mittel gehörig zu berechnen und seine Anstrengungen zweckmäßig einzurichten. Die Ueberlegung wird von nichts gehalten: die größte Klugheit greift unablässig fehl, weil sie nur nach dem entscheiden kann, was der Zufall ihr anbietet.

Es giebt wohl Menschen, die, indem sie bloß dem Zuge einer mächtigen Leidenschaft mit einiger Besonnenheit zu folgen scheinen, in ihren Bemühungen nicht ganz unglücklich sind. Aber in der That werden doch diese Bemühungen von nur nicht entwickelten und durchdachten Grundsätzen geleitet: und so sehr es ihnen auch mit dem, wozu die Leidenschaft sie treibt, gelingen mag, nie werden sie das gesammte Interesse ihrer Natur befriedigt, stets werden sie sich von Einseitigkeit peinlich gedrückt finden.

Nach Grundsätzen muß man sich im Leben mit seinen mannigfaltigen Angelegenheiten orientiren, um alles zur Einheit desselben zu bilden, und in dieser Einheit sich selbst zu genügen.

Nach Grundsätzen muß man handeln, um Geisteswürde an sich zu bewähren, denn diese allein können die That dem Naturzwange entreißen und in das herrliche Gebiet der Freiheit leiten.

Auch die Tugend kann in der männlichen Natur nicht anders als nach Grundsätzen gebildet werden. Nur, wenn sie vom Willen in Grundsätzen gefaßt und in das Leben eingeführt worden, vermag sie sich in der Eigenthümlichkeit ihres Wesens zu entfalten und zu behaupten. Der sie nicht auf Grundsätze richtet, da kömmt sie auch nicht in ihrer Vollständigkeit zum Vorscheine. Einzelne Maximen, eine Frucht der Angewöhnung, einzelne pflichtmäßige Handlungen, ein Werk der Neigung oder zufälliger Gewissensregung, einzelne schöne Aufwallungen, in die das Temperament sich ergießt: das ist alles, was man hier erwarten kann — keine herrschende und durchgreifende Gesinnung, kein beständiger Wille, keine gleichförmige Handlungsweise, ohne welches für — was es auch sei, der Name der Tugend vergebens in Anspruch genommen wird.

Das Erste der Sittlichkeit ist Lauterkeit des Sinnes, Liebe des Guten um sein selbst willen; wie soll dieses aber erreicht werden, wenn nicht der Grundsatz in ursprünglicher Heiligkeit fest steht? Das Zweite ist Freiheit des Entschlusses; ist daran aber zu denken ohne Grundsätze? Sind es nicht diese, in welchen allein man sich über die Herrschaft der Sinnlichkeit erheben, und etwas seyn kann in sich selbst? Das Dritte ist, daß sie ein abgeschlossenes, innig zusammenstimmendes Ganze sei: wie ist das möglich, wenn nicht Grundsätze ihre Theile zu einander ordnen, und ihre Anwendung auf alle Kräfte des Gemüthes bestimmen? Das Vierte ist, daß sie Plan des Lebens werde; wird sie das aber je, wenn nicht Grundsätze ihre Ausführung leiten? Das Fünfte ist, daß nichts vermöge, sie zu erschüttern: womit sie sich aber auch sonst noch bewaffnen möge; nichts wird ihr hinlängliche Sicherheit gewähren, wenn nicht Grundsätze ihre Schutzwehr sind. Grundsätze lehren das Gefährliche vermeiden, und der Versuchung Widerstand leisten. Sie geben Stärke des Willens, die sich siegreich behauptet, während, was Neigung und Gefühl hervorgebracht haben, jeden Augenblick zerstört werden kann. Durch sie wird die Tugend eigenthümliche Kraft des Gemüthes, während, was anderswo her erzeugt worden ist, immer etwas Anklebendes bleibt, welches sich ohne viel Mühe wieder abtrennen läßt.

Der ganze Werth der Grundsätze beruht darauf, daß nach denselben gehandelt werde. Menschen, die viel von ihren Grundsätzen sprechen, haben gewöhnlich gar keine, und wenn sie welche haben, so werden diese, eben dadurch, daß sie dieselben immer im Munde führen, ihrer Wirksamkeit beraubt. Wer mit Grundsätzen Gepränge treibt, der versteht sich gewiß nicht auf ihre innere Würde. Dieß ist auch so gemein geworden, daß der Besonnene dessen sich schämt.

Aber immer nach Grundsätzen zu handeln, sie gegen jeden mächtigen Antrieb der Sinne und der Leidenschaft durchzusetzen, sie zu einer unabwendbaren Nothwendigkeit des Lebens, die zugleich Freudigkeit des Gemüthes ist, zu erheben: das ist allerdings keine geringe Aufgabe.

Vor allem thut sich hier die Schwierigkeit hervor, daß unsre Grundsätze uns nicht stets gegenwärtig sind. Offenbar wird denselben oft blos deswegen entgegen gehandelt, weil wir uns ihrer nicht erinnern. Dieß geschieht nicht blos in den Augenblicken, wo die Umstände drängen, und die Leidenschaft fortreißt, sondern oft auch in solchen, wo wir mit Ruhe und Ueberlegung unsre Entschließungen fassen. Auf mancherlei wird da wohl Rücksicht genommen, nur nicht auf Grundsätze. Umsonst würde man dieses zur Pflicht machen; denn es könnte uns ja auch begegnen, daß wir uns auf die Pflicht gerade nicht besännen.

Der Erinnerung läßt sich nicht gebieten, sie folgt ihren eignen Gesetzen. Aber es lassen sich Anstalten treffen, daß die

Erinnerung von selbst komme; und das ist es, was uns für die Fälle, wo wir unsern Grundsätzen zuwider handelten, weil wir nicht an sie dachten, verantwortlich macht. Schon der feste Wille, etwas nie zu vergessen, leistet viel. Dieser Wille greift gewissermaßen durch alle geistigen Thätigkeiten hindurch, und wird nur selten von stärkern Gefühlen überwältigt; er hält den Gedanken wach, daß er sich an jede Vorstellung anschliesst. Wenn man selten an seine Grundsätze denkt: so rührt das meistentheils daher, daß man gleich Anfangs nicht recht an sie gedacht hat. Man beschäftigt sich mit ihnen, wie mit Wahrheiten, die für den Verstand gehören; man gewinnt ihnen blos ein speculatives Interesse ab. Einzig besorgt für ihre Richtigkeit oder für ihren Schimmer, übersieht man ihr praktisches Wesen, und versäumt, sie dem Willen zu übergeben, sie in einem kräftigen Entschlusse zu ergreifen. Höchstens bringt man es zu dem Wunsche, daß immer nach ihnen gehandelt werden möchte. So ist es kein Wunder, wenn sie das Schicksal aller blosen Vorstellungen haben, endlich unter der Menge neu hinzuströmender Bilder und Gedanken begraben zu werden.

Doch nicht genug, daß uns unsre Grundsätze erinnerlich bleiben: sie müssen auch Kraft haben. Zwar ist die Befolgung derselben das Geschäft des Willens. Aber der Wille ist nicht ganz gleichgültig gegen den Antrieb. Er bedarf der Anstrengung weniger, wo dieser mächtiger ist. Den Grundsätzen gegenüber stehen die heftigen Triebe der Sinnlichkeit. Diese werden den Willen oft fortreißen, wenn nicht auch die Grundsätze eine eigenthümliche Gewalt haben. Ueberdieß wird vieles gethan, wozu der Wille nicht mitwirkt, weil er nicht angeregt wurde, oder weil es dazu an der vollen Besinnung fehlt. Hier kämpfen Grundsatz und Neigung gegen einander, und dem Stärkern bleibt der Sieg. Zwar soll es unser Bestreben seyn, daß dieß immer seltener geschehe, und die That immer mehr aus klarem Bewußtseyn und freier Selbstkraft hervor trete. Aber es wird viel erfordert, damit es dahin komme, und Kraft der Grundsätze ist dazu eben das wirksamste Mittel.

Bei den meisten muß die natürliche Kraft der Grundsätze verstärkt werden, wenn es mit der Befolgung derselben gelingen soll.

Dieß steht dadurch zu bewirken, daß man sie mit wichtigen Betrachtungen, mit grosen Gefühlen und tiefen Bewegungen des Herzens in Verknüpfung bringt. Vorzüglich ist hier auf das Gefühl der moralischen Achtung und der religiösen Erhebung zu rechnen. Indeß sind auch die innern Wirkungen und die äußern Folgen einer standhaften Befolgung würdiger Grundsätze nicht aus der Acht zu lassen. Man vergegenwärtige sich ihren Ernst und ihre Bedeutung, ihren ordnenden und verschönernden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens, die Ehre, die sie verschaffen, die Verdienste, die sie erwerben, die Ruhe, die sie gewähren, das Gelingen, zu welchem sie führen, die Uebereinstimmung, in welche sie uns mit der Ordnung der Welt setzen, und die Erwartungen, welche sie begründen. Man heilige sie durch den Glauben an Gott und Ewigkeit. Man betrachte sie oft in ihrer Verbindung mit einer über alles ehrwürdigen und erhabenen Bestimmung. Man sorge, daß die Zustände, in welche sie uns bei ihrer Befolgung und Uebertretung versetzen, nicht zu schnell vorüber gehen; man überlasse sich vorzüglich der schönen Freude, die das Bewußtseyn, ihnen nachgelebt zu haben, gewährt. Man waffne sich gegen die Versuchung, und stärke sich durch beständiges Vorhalten edler Beispiele. Man übe sich endlich in der Zähmung der Leidenschaft, und suche die Macht der Sinnlichkeit durch freiwillige Entbehrungen, Erduldungen und Anstrengungen zu schwächen.

Sollen Grundsätze endlich einen festen Charakter bilden, und über das ganze Leben eine unumschränkte Herrschaft führen: dann müssen sie bleibende Form des Willens werden. Dieß ist nicht anders zu erlangen als durch Gewöhnung. Je öfter man die Befolgung derselben sich selbst gleichsam abgerungen hat: desto leichter wird sie; desto mehr dringt sie sich uns unwillkührlich auf; desto mehr wird es uns eigen, in ihrem Dienste zu denken und zu handeln.

Es ist überaus wichtig, sich die Uebertretung seiner Grundsätze nie zu gestatten. Solche Nachsicht entkräftet ihr Ansehen, vermehrt die Macht der Sinnlichkeit und die Trägheit des Willens. Rüstiges Aufbieten des ganzen Vermögens, entschlossener Widerstand gegen den gefährlichen Reiz gibt kaum zu berechnenden Zuwachs der Kraft, und ist dadurch noch mehr werth, als durch die Erreichung der besondern Zwecke, wozu es verhilft.

Ist man einmal gewohnt, nach Grundsätzen zu handeln: dann kann man bald nicht anders; die Leidenschaft fügt sich dem vernünftigen Willen; die Sinnlichkeit gehorcht nicht allein seinen Gesetzen, sondern sie nimmt auch die Gestalt desselben an. So vollendet sich die Einheit, und in ihr die Würde und der Friede des Lebens.

Joseph Freiherr von Eichendorff,

einer der liebenswürdigsten und talentvollsten lebenden deutschen Dichter, ward am 10. März 1788 auf dem Gute seines Vaters, Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren, erhielt seine erste Bildung durch Hauslehrer und auf dem katholischen Gymnasium in Breslau und studirte dann von 1805 bis 1808 die Rechte in Halle und Heidelberg. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ging er auf Reisen, lebte mehrere Jahre in Wien und nahm alsdann 1813 als freiwilliger Jäger am Befreiungskriege Theil, in welchem er zum Offizier avancirte. 1816 ward er Referendarius bei der Regierung zu Breslau, 1821 Regierungsrath zu Danzig und 1824 Regierungs- und Oberpräsidialrath zu Königsberg in Preußen. Diesen letzteren Wohnsitz vertauschte er später mit Berlin, wo er gegenwärtig, im Dienste seines Staates beschäftigt, noch verweilt. Seine ersten poetischen Leistungen erschienen unter dem erdichteten Namen Florens.

Er gab heraus:

Ahnung und Gegenwart. Ein Roman (herausgegeben von de la Motte Fouqué). Nürnberg, 1815
Krieg den Philistern. Dramatisches Mährchen. Berlin, 1823.
Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild. Zwei Novellen. Berlin, 1826.
Meyerbeths Glück und Ende. Berlin, 1823.
Ezzelin von Romano. Trauerspiel. Königsberg, 1828.
Der letzte Held von Marienburg. Trauerspiel. Königsberg, 1830.
Dichter und ihre Gesellen. Roman. Berlin, 1835.
Einzelne Beiträge in Zeitschriften, Musenalmanachen u. s. w.

E. kann mit Recht als einer der spätesten aber talentvollsten und eigenthümlichsten Jünger der sogenannten romantischen Schule betrachtet werden. Er verbindet mit einer Tiefe und Innigkeit des Gefühls, wie man sie selten findet, überaus große Anmuth der Gestaltung. Reichthum, obwohl nicht eben Wechsel der Phantasie, einschmeichelnden Wohllaut, Frische und Beweglichkeit und einen leichten, schalkhaften Witz. Nur Wenige wissen den Reiz der Natur, wie sie ihn auf ein empfängliches Herz ausübt, mit solchem Zauber, und Farbenschmelz wiederzugeben, als er es thut. Dieser Zauber wird noch erhöht durch seine echte, aus seinem reinen Inneren hervorspringende, nie sich vorlaut an das Licht drängende, aber stets seinen Schöpfungen eine wohlthätige Begleiterin bleibende Nationalität. Am Glücklichsten ist er in seinen lyrischen Erzeugnissen, deren inniges Gefühl, deren Lieblichkeit und Zartheit sich mit einschmeichelnder Anmuth der Seele des Lesers bemächtigen und noch lange in ihr nachklingen. — Sein

Roman „Ahnung und Gegenwart", war das Kind einer trüben Zeit, und ward daher nicht so bekannt und gewürdigt, als er es zu seyn verdient, weshalb wir hier die Aufmerksamkeit des Lesers von Neuem auf ihn lenken. In seinen Trauerspielen herrscht E's lyrische Subjectivität zu sehr vor; sie ermangeln daher, jener Kraft und Schärfe, welche das Drama vor Allem fordert, obwohl sie große und unerreichte Schönheiten enthalten. E. ist ein Dichter, auf den seine Nation stolz seyn darf, um mit wenigen Worten schließlich seinen Werth zusammen zu fassen.

Aus dem Leben eines Taugenichts.*)

Erstes Capitel.

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Thürschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen, mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! da sonnst Du Dich schon wieder und dehnst und reckst Dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein thun. Ich kann Dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Thüre, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb Dir selber Dein Brodt." — „Nun," sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehn, da ich den Goldammer, der im Herbst und Winter immer betrübt an unserem Fenster sang: „Bauer, mieth' mich, Bauer mieth' mich!" nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt Deinen Dienst!" Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freud', als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüthe. Und als ich endlich ins freie Feld hinaus kam, da nahm ich meine liebe Geige vor, und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth um Brodt.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Best' bestellt!

Indem wie ich mich so umsehe, kömmt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren seyn, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere still halten und redete mich holdseelig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen." Ich nicht faul dagegen: „Ew. Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel schönere." Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?" Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach W."; nun sprachen beide mit einander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach W." Wer war froher als ich! Ich machte einen Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchthürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf; unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich schämte mich laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen, und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zu Muthe, als müßt' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Thürme von W. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrack sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In diesem Schlosse ging es mir wunderlich. Zuerst wie ich mich in der weiten kühlen Vorhalle umschaue, klopft mir Jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich schnell herum, da steht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben versilberten Stabe in der Hand, und einer außerordentlich langen gebognen kurfürstlichen Nase im Gesicht, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter, der mich frägt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervor bringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf und herunter gerennt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) grade auf mich los und sagte: ich wäre ein scharmanter Junge, und die gnädige Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte? — Ich griff nach der Weste; meine paar Groschen, weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen seyn, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenspiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehn sagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: Ja, noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendickel einer Thurmuhr in der Halle auf und ab wandelte, und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gesindel und Bauerlümmel unterm Bart, und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam seyn, nicht in der Welt herumvagiren, keine brodtlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnt ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechten bringen. — Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Ueberhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles so gekommen war, ich sagte nur immerfort zu allem: Ja, — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind. — So war ich denn, Gott sey Dank, im Brodte. —

In dem Garten war schön leben, ich hatte täglich mein warmes Essen vollauf, und mehr Geld als ich zu Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu thun. Auch die Tempel, Lauben und schönen grünen Gänge, das gefiel

*) Novelle v. J. v. Eichendorff. Berlin, 1826.

mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drinn herumspazieren können und vernünftig diskuriren, wie die Herren und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich sogleich mein kurzes Tabackspfeifchen heraus, setzte mich hin, und sann auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen sumsen hörte, und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geschah es denn oft, daß die schöne Frau mit der Guitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, so daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

So sang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Lusthause zur Arbeit vorbey ging, für mich hin:

> Wohin ich geh' und schaue,
> In Feld und Wald und Thal
> Vom Berg' in's Himmelsblaue,
> Viel schöne gnäd'ge Fraue,
> Grüß' ich Dich tausendmal.

Da seh' ich aus dem dunkelkühlen Lusthause zwischen den halbgeöffneten Jalousien und Blumen, die dort standen, zwei schöne junge frische Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erschrocken, ich sang das Lied nicht aus, sondern ging, ohne mich umzusehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war grade an einem Sonnabend, und ich stand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhause am Fenster und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergestrichen. „Da schickt Euch die vielschöne gnädige Frau was, das sollt Ihr auf ihre Gesundheit trinken. Eine gute Nacht auch!" Damit setzte sie mir fix eine Flasche Wein auf's Fenster und war sogleich wieder zwischen den Blumen und Hecken verschwunden, wie eine Eidechse.

Ich aber stand noch lange vor der wundersamen Flasche, und wußte nicht, wie mir geschehen war. — Und hatte ich vorher lustig die Geige gestrichen, so spielt' und sang ich jetzt erst recht, und sang das Lied von der schönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne schon lange über dem Garten standen. Ja, das war einmal eine gute schöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege gesungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne find't manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am besten, unverhofft kommt oft, der Mensch denkt und Gott lenkt, so meditirt' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten saß und es mir dabei, da ich so aufmerksam an mir herunter sah, fast vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich stand nunmehr, ganz wider meine sonstige Gewohnheit, alle Tage sehr zeitig auf, eh' sich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es so wunderschön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Rasenbüsche und der ganze Garten funkelten von der Morgensonne wie lauter Gold und Edelstein. Und in den hohen Buchen-Alleen, da war es noch so still, kühl und andächtig, wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schlosse, gerade unter den Fenstern, wo die schöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am frühesten Morgen und duckte mich hinter die Aeste, um so nach dem Fenster zu sehen, denn mich im Freien zu produziren hatt' ich keine Kourage. Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offne Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmuthig spielenden Augen über Busch und Garten ergehen, bald bog und band sie die Blumen, die vor ihrem Fenster standen, oder sie nahm auch die Guitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmuth, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach das alles ist schon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das einemal, sie stand gerade wieder am Fenster und alles war stille rings umher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Nase und ich gebe mich an ein schreckliches Niesen, das gar nicht enden will. Sie legt sich weit zum Fenster hinaus und sieht mich Aermsten hinter dem Strauche lauschen. — Nun schämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenster blieb diesmal zu, ich saß vier, fünf, sechs Morgen hinter dem Strauche, aber sie kam nicht wieder an's Fenster. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schlosse unter allen Fenstern hin. Aber die liebe schöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter sah ich dann immer die andere Dame am Fenster stehn. Ich hatte sie sonst so genau noch niemals gesehen. Sie war wahrhaftig recht schön roth und dick und gar prächtig und hoffärtig anzusehen, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders sagen, sie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges mal glaub' ich gesehn zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenster hinter der Gardine stand und versteckt hervor guckte. —

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich sie sah. Sie kam nicht mehr in den Garten, sie kam nicht mehr an's Fenster. Der Gärtner schalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrüßlich, meine eigne Nasenspitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaus sah.

So lag ich eines Sonntags Nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich so in die blauen Wolken meiner Tabackspfeife hinaussah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt, und mich also morgen nicht auch wenigstens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Bursche waren indeß alle wohlausstaffirt nach den Tanzböden in der nahen Vorstadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwischen den lichten Häusern und wandernden Leierkasten schwärmend hin und zurück. Ich aber saß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers im Garten und schaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Vesperglocken aus der Stadt über den Garten herüberschallten und die Schwäne auf dem Wasser langsam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange. —

Während deß hörte ich von weitem allerlei Stimmen, lustiges Durcheinandersprechen und Lachen, immer näher und näher, dann schimmerten roth' und weiße Tücher, Hüte und Federn durch's Grüne, auf einmal kommt ein heller lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schlosse über die Wiese auf mich los, meine beide Damen mitten unter ihnen. Ich stand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den schönen Damen. „Ey, das ist ja wie gerufen," rief sie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenseitige Ufer über den Teich!" Die Damen stiegen nun eine nach der andern vorsichtig und furchtsam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten sich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Wasser. Als sich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, stieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn stand, fing unmerklich an zu schaukeln. Da wandten sich die Damen furchtsam hin und her, einige schrien gar. Die schöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, saß dicht am Bord des Schiffleins und sah stilllächelnd in die klaren Wellen hinunter, die sie mit der Lilie berührte, so daß ihr ganzes Bild zwischen wiederscheinenden Wolken und Bäumen im Wasser noch einmal zu sehen war, wie ein Engel, der leise durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch so auf sie hinsehe, fällt's auf einmal der andern lustigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich sollte ihr während der Fahrt Eins singen. Geschwind dreht sich ein sehr zierlicher junger Herr mit einer Brille auf der Nase, der neben ihr saß, zu ihr herum, küßt ihr sanft die Hand und sagt: „Ich danke ihnen für den sinnigen Einfall! ein Volkslied, gesungen vom Volk in freiem Feld und Wald, ist ein Alpenröslein auf der Alpe selbst, — die Wunderhörner sind nur Herbarien, — ist die Seele der National-Seele." Ich aber sagte, ich wisse nichts zu singen, was für solche Herrschaften schön genug wäre. Da sagte die schnippische Kammerjungfer, die mit dem Korbe voll Tassen und Flaschen hart neben mir stand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübsches Liedchen von einer vielschönen Fraue." — „Ja, ja, das sing Er nur recht dreist weg," rief darauf sogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über roth. — Indem blickte auch die schöne Frau auf einmal vom Wasser auf, und sah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da besann ich mich nicht lange, faßt' ein Herz, und sang so recht aus voller Brust und Lust:

> Wohin ich geh' und schaue
> In Feld und Wald und Thal
> Vom Berg' hinab in die Aue:

Viel schöne, hohe Fraue,
Grüß ich Dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl d'raus wind' ich
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe,
Und grab' mir bald mein Grab.

Wir stiegen ans Land, die Herrschaften stiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkt' es wohl, während ich sang mit listigen Mienen und Flüstern verspottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bey der Hand und sagte mir, ich weiß selbst nicht mehr was, die ältere von meinen Damen sah mich sehr freundlich an. Die schöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeschlagen und ging nun auch fort und sagte gar nichts. — Mir aber standen die Thränen in den Augen, schon wie ich noch sang, das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Schaam und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie Sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt, — und als sie alle hinter den Büschen verschwunden waren, da konnt' ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Zweites Capitel.

Dicht am herrschaftlichen Garten ging die Landstraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derselben geschieden. Ein gar sauberes Zollhäuschen mit rothem Ziegeldache war da erbaut, und hinter demselben ein kleines buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den schattigsten und verborgensten Theil des letzteren stieß. Dort war eben der Zolleinnehmer gestorben, der das alles sonst bewohnte. Da kam des einen Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefsten Schlafe lag, der Schreiber vom Schlosse zu mir und rief mich schleunigst zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geschwind an und schlenderte hinter dem lustigen Schreiber her, der unterwegs bald da bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock steckte, bald mit seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlirte, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuren Dintenfasse und Stößen von Papier und Büchern und einer ansehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Nest, auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher ist Er? Kann Er schreiben, lesen und rechnen?" Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und besondern Meriten, die ledige Einnehmerstelle zugedacht." — Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich mußte gestehen, ich fand am Ende selber, daß der Amtmann Recht hatte. — Und so war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's versah.

Ich bezog nun sogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Geräthschaften gefunden, die der selige Einnehmer seinem Nachfolger hinterlassen, unter andern einen prächtigen rothen Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatt ich mir schon einmal gewünscht als ich noch zu Hause war, wo ich immer unsern Pfarrer so kommode herumgehen sah. Den ganzen Tag, (zu thun hatte ich weiter nichts) saß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hause in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Taback aus dem längsten Rohre, das ich nach dem seligen Einnehmer gefunden hatte, und sah zu, wie die Leute auf der Landstraße hin- und hergingen, fuhren und ritten. Ich wünschte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer sagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüber kommen und mich so sehen möchten. — Der Schlafrock stand mir schön zu Gesichte, und überhaupt das alles behagte mir sehr gut. So saß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang schwer ist, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht kommode sei, und faßte heimlich den Entschluß, nunmehr alles Reisen zu lassen, auch Geld zu sparen, wie die andern, und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwischen vergaß ich über meinen Entschlüssen, Sorgen und Geschäften die allerschönste Frau keinesweges.

Die Kartoffeln und anderes Gemüse, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserlesensten Blumen, worüber mich der Portier vom Schlosse mit der großen kurfürstlichen Nase, der, seitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite ansah, und mich für einen hielt, den sein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrschaftlichen Garten hörte ich feine Stimmen sprechen, unter denen ich die meiner schönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüsches Niemand sehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den schönsten Blumen, die ich hatte, stieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer, und legte ihn auf einen steinernen Tisch hin, der dort inmitten einer Laube stand; und jeden Abend wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tische fort.

Eines Abends war die Herrschaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau schlängelte sich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein sangen und jauchzten die Winzer. Ich saß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hause, und freute mich in der lauen Luft, und wie der lustige Tag so langsam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen sich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von Ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innersten Herzen vergnügt und sprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Lust: „Nein, das ist mir doch ein Metier, die edle Jägerei!" Der Portier aber klopfte sich ruhig die Pfeife aus und sagte: „Das denkt Ihr Euch just so: Ich habe es auch mitgemacht, man verdient sich kaum die Sohlen, die man sich abläuft; und Husten und Schnupfen wird man erst gar nicht los, das kommt von den ewig nassen Füßen." — Ich weiß nicht, mich packte da ein närrischer Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit seinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, sein Tabacksschnupfen, die große Nase und alles abscheulich. — Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Brust und sagte: „Portier, jetzt schert Ihr Euch nach Hause, oder ich prügle Euch hier sogleich durch!" Den Portier überfiel bei diesen Worten seine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er sah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte sich, ohne ein Wort zu sprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurückblickend, mit langen Schritten nach dem Schlosse, wo er athemlos aussagte, ich sei nun wirklich rasend geworden.

Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war herzlich froh, den superklugen Gesellen los zu seyn, denn es war grade die Zeit, wo ich den Blumenstrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich sprang auch heute schnell über die Mauer und ging eben auf das steinerne Tischchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entspringen konnt' ich nicht mehr, denn schon kam meine schöne gnädige Frau selber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langsam und wie es schien in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zu Muthe, als da ich sonst in den alten Büchern bei meinem Vater von der schönen Magelone gelesen, wie sie so zwischen den immer näher schallenden Waldhornsklängen und wechselnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervor kam, — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erschrack heftig, als sie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt fast willkührlich still. Ich war wie betrunken vor Angst, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß sie wirklich meinen Blumenstrauß von gestern an der Brust hatte, konnte ich mich nicht länger halten, sondern sagte ganz verwirrt: „Schönste gnädige Frau, nehmt auch noch diesen Blumenstrauß von mir, und alle Blumen aus meinem Garten und alles was ich habe. Ach könnt' ich nur für Euch in's Feuer springen!" — Sie hatte mich gleich anfangs so ernsthaft und fast böse angeblickt, daß es mir durch Mark und Beine ging, dann aber hielt sie, so lange ich redete, die Augen tief niedergeschlagen. So eben ließen

sich einige Reiter und Stimmen im Gebüsch hören. Da ergriff sie schnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu sagen, am andern Ende des Bogenganges verschwunden.

Seit diesem Abend hatte ich weder Ruh' noch Rast mehr. Es war mir beständig zu Muthe, wie sonst immer, wenn der Frühling anfangen sollte, so unruhig und fröhlich, ohne daß ich wußte warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor. Besonders das fatale Rechnen wollte mir nun erst gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden auf die Ziffern fiel, und so fix vom Transport bis zum Latus und wieder hinauf und hinab addirte, gar seltsame Gedanken dabei, so daß ich manchmal ganz verwirrt wurde, und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die acht kam mir immer vor wie meine dicke enggeschnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böse sieben war gar wie ein ewig rückwärts zeigender Wegweiser oder Galgen. — Am meisten Spaß machte mir noch die neun, die sich mir so oft, eh' ich mich's versah, lustig als sechs auf den Kopf stellte, während die zwei wie ein Fragezeichen so pfiffig drein sah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das am Ende noch hinaus mit Dir, Du arme Null! Ohne Sie, diese schlanke Eins und Alles, bleibst Du doch ewig Nichts!

Auch das Sitzen draußen vor der Thür wollte mir nicht mehr behagen. Ich nahm mir, um es kommoder zu haben, einen Schemel mit heraus und streckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Parasol vom Einnehmer, und steckte es gegen die Sonne wie ein chinesisches Lusthaus über mich. Aber es half nichts. Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulirte, als würden mir allmählig die Beine immer länger vor Langerweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtsthun, wenn ich so stundenlang an ihr herunter sah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbei kam, und ich trat halb verschlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Gesichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen sah, bog sich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne so frisch über die leisewogenden Kornfelder herüber, und zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel schweiften schon einzelne zu früh erwachte Lerchen, und der Postillon nahm dann sein Posthorn und fuhr weiter und blies und blies — da stand ich lange und sah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt. —

Meine Blumensträuße legte ich indeß immer noch, sobald die Sonne unterging, auf den steinernen Tisch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben; damit war es nun aus seit jenem Abend. — Kein Mensch kümmerte sich darum: so oft ich des Morgens frühzeitig nachsah, lagen die Blumen noch immer da wie gestern, und sahen mich mit ihren verwelkten niederhängenden Köpfchen und darauf stehenden Thautropfen ordentlich betrübt an, als ob sie weinten. — Das verdroß mich sehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben, wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig stehn und wachsen bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch eben so wild und bunt und verstört im Herzen.

In diesen kritischen Zeitläufen geschah es denn, daß einmal, als ich eben zu Hause im Fenster liege und verdrüßlich in die leere Luft hinaus sehe, die Kammerjungfer vom Schlosse über die Straße daher getrippelt kommt. Sie lenkte, da sie mich erblickte, schnell zu mir ein und blieb am Fenster stehen. — „Der gnädige Herr ist gestern von seiner Reise zurückgekommen,“ sagte sie eilfertig. „So?“ entgegnete ich verwundert — denn ich hatte mich schon seit einigen Wochen um nichts bekümmert, und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reisen war, — „da wird seine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben.“ — Die Kammerjungfer sah mich kurios von oben bis unten an, so daß ich mich ordentlich selber besinnen mußte, ob ich was Dummes gesagt hätte. — „Er weiß aber auch gar nichts,“ sagte sie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun,“ fuhr sie fort, „es soll heute Abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schlosse sein und Maskerade. Meine gnädige Frau wird auch maskirt seyn, als Gärtnerin — versteht er auch recht — als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau gesehen, daß er besonders schöne Blumen hat in seinem Garten.“ — Das ist seltsam, dachte ich bei mir selbst, man sieht doch jetzt fast keine Blumen mehr vor Unkraut. — Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau schöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz frische, die eben vom Beete kommen, so soll Er ihr welche bringen und heute Abend, wenns dunkel geworden ist, damit unter dem großen Birnbaum im Schloßgarten warten, da wird sie dann kommen und die Blumen abholen.“

Ich war ganz verblüfft vor Freude über die Nachricht, und lief in meiner Entzückung vom Fenster zur Kammerjungfer hinaus. —

„Pfui, der garstige Schlafrock!“ rief diese aus, da sie mich auf einmal so in meinem Aufzuge im Freien sah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie, und machte einige artige Kapriolen, um sie zu erhaschen und zu küssen. Aber unglücklicher Weise verwickelte sich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen, und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder zusammen raffte, war die Kammerjungfer schon weit fort, und ich hörte sie noch von Ferne lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu sinnen und mich zu freuen. Sie dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß hastig alles Unkraut von den Beeten, und warf es hoch über meinen Kopf weg in die schimmernde Luft, als zög' ich alle Uebel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Rosen waren nun wieder wie ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die schneeweiße Lilie mit ihrem schwermüthig gesenkten Köpfchen sah ganz aus wie Sie. Ich legte alle sorgfältig in einem Körbchen zusammen. Es war ein stiller schöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten schon am Firmamente hervor, von weitem rauschte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrschaftlichen Garten, neben mir sangen unzählige Vögel lustig durcheinander. Ach, ich war so glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag alles so bunt und anmuthig durcheinander, weiß, roth, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hinein sah.

Ich ging voller fröhlicher Gedanken bei dem schönen Mondschein durch die stillen, reinlich mit Sand bestreuten Gänge über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeschlafen auf dem Wasser saßen, an den zierlichen Lauben und Lusthäusern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derselbe, unter dem ich sonst, als ich noch Gärtnerbursche war, an schwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es so einsam dunkel. Nur eine hohe Espe zitterte und flüsterte mit ihren silbernen Blättern in einem fort. Vom Schlosse schallte manchmal die Tanzmusik herüber. Auch Menschenstimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran, dann wurde es auf einmal wieder ganz still.

Mir klopfte das Herz. Es war mir schauerlich und seltsam zu Muthe, als wenn ich jemanden bestehlen wollte. Ich stand lange Zeit stockstill an den Baum gelehnt und lauschte nach allen Seiten, da aber immer Niemand kam, konnt' ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte schnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu schöpfen.

Da droben schallte mir die Tanzmusik erst recht über die Wipfel entgegen. Ich übersah den ganzen Garten und grade in die hellerleuchteten Fenster des Schlosses hinein. Dort drehten sich die Kronleuchter langsam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenspiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten sich welche ins Fenster und sahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schlosse aber waren der Rasen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, so daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen schienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten so schwarz und still.

Da tanzt Sie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir selber, und hat gewiß lange wieder Dich und Deine Blumen vergessen. Alles ist so fröhlich, um Dich kümmert sich kein Mensch. — Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffe, seine Frau, sein Glas Wein zu Abend, und ist so recht zufrieden; selbst dem Portier ist ganz wohl in seiner langen Haut. — Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet. —

Wie ich eben so philosophire, höre ich auf einmal unten im Grase etwas einherrascheln. Zwei feine Stimmen sprachen ganz nahe und leise miteinander. Bald darauf bogen sich die Zweige in dem Gesträuch auseinander, und die Kammerjungfer steckte ihr kleines Gesichtchen sich nach allen Seiten umsehend, zwischen der Laube hindurch. Der Mondschein funkelte

recht auf ihren pfiffigen Augen, wie sie hervorguckten. Ich hielt den Athem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, so trat wirklich die Gärtnerin, ganz so wie mir sie die Kammerjungfer gestern beschrieben hatte, zwischen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum zerspringen. Sie aber hatte eine Larve vor und sah sich, wie mir schien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen, als wäre sie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere ältere gnädige Frau!

Wie froh war ich nun, als ich mich vom ersten Schreck erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt die nur jetzt hierher? wenn nun die liebe schöne gnädige Frau die Blumen abholt, — das wird eine schöne Geschichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Aerger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es ist so stickend heiß droben im Saale, ich mußte mich ein wenig abkühlen gehen in der freien schönen Natur." Dabei fächelte sie sich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von sich. Bei dem hellen Mondschein konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechsen am Halse ordentlich aufgeschwollen waren; sie sah ganz erboßt aus und ziegelroth im Gesichte. Die Kammerjungfer suchte unterdeß hinter allen Hecken herum, als hätte sie eine Stecknadel verloren. —

„Ich brauche so nothwendig noch frische Blumen zu meiner Maske," fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch stecken mag!" — Die Kammerjungfer suchte und kicherte dabei immer fort heimlich in sich selbst hinein. — „Sagtest Du was, Rosette?" fragte die Gärtnerin spitzig. — „Ich sage, was ich immer gesagt habe," erwiederte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernsthaftes treuherziges Gesicht, „der ganze Einnehmer ist und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und schläft."

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunter zu springen und meine Reputation zu retten — da hörte man auf einmal ein großes Paucken und Musiciren und Lärmen vom Schlosse her.

Nun hielt sich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menschen," fuhr sie verdrüßlich auf, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermissen!" — Und hiermit steckte sie die Larve schnell vor und ging wüthend mit der Kammerjungfer nach dem Schlosse zu fort. Die Bäume und Sträucher wiesen kurios, wie mit langen Nasen und Fingern hinter ihr drein, der Mondschein tanzte noch fix, wie über eine Klaviatur, über ihre breite Taille auf und nieder, und so nahm sie, so recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen gesehn, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geschehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen seltsamen Schein über die blitzenden Fenster und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerschaft, die so eben ihrer jungen Herrschaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen stand der prächtig aufgeputzte Portier wie ein Staatsminister, vor einem Notenpulte, und arbeitete sich emsig an einem Fagot ab.

Wie ich mich so eben zurecht setzte, um der schönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkon des Schlosses die Flügelthüren auf. Ein hoher Herr, schön und stattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus, und an seiner Hand — die schöne junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht, oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge.

Ich konnte keinen Blick von dem Platze verwenden, und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie sie so wundersam beleuchtet von den Fackeln, hoch und schlank da stand, und bald anmuthig mit dem schönen Offizier sprach, bald wieder freundlich zu den Musikanten herunter nickte. Die Leute unten waren außer sich vor Freude, und ich hielt mich am Ende auch nicht mehr und schrie immer aus Leibeskräften Vivat mit. —

Als sie aber bald darauf wieder von dem Balkon verschwand, unten eine Fackel nach der andern verlöschte, und die Notenpulte weggeräumt wurden, und nun der Garten rings umher auch wieder finster wurde und rauschte wie vorher — da merkt' ich erst alles — da fiel es mir auf einmal auf's Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen bestellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheirathet ist, und daß ich selber ein großer Narr war.

Alles das versenkte mich recht in einen Abgrund von Nachsinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eignen Gedanken zusammen; vom Schlosse schallte die Tanzmusik nur noch seltner herüber, die Wolken wanderten einsam über den dunkeln Garten weg. Und so saß ich auf dem Baume droben, wie die Nachteule, in den Ruinen meines Glück's die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erstaunte ordentlich, wie ich so auf einmal um mich her blickte. Musik und Tanz war lange vorbei, im Schlosse und rings um das Schloß herum auf dem Rasenplatze und den steinernen Stufen und Säulen sah alles so still, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätscherte einsam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten schon die Vögel, schüttelten ihre bunten Federn und sahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkameraden an. Fröhlich schweifende Morgenstrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Brust.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf, und sah seit langer Zeit zum erstenmale wieder einmal so recht weit in das Land hinaus, wie da schon einzelne Schiffe auf der Donau zwischen den Weinbergen herabfuhren, und die noch leeren Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land sich fern über die Berge und Thäler hinausschwangen.

Ich weiß nicht wie es kam — aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust: alle die alte Wehmuth und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die schöne Frau droben auf dem Schlosse zwischen Blumen und unter seid'nen Decken schlummerte, und ein Engel bei ihr auf dem Bette säße in der Morgenstille. — Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier, und immer fort, so weit als der Himmel blau ist!

Und hiermit nahm ich mein Körbchen, und warf es hoch in die Luft, so daß es recht lieblich anzusehen war, wie die Blumen zwischen den Zweigen und auf dem grünen Rasen unten bunt umher lagen. Dann stieg ich selber schnell herunter und ging durch den stillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch stehen auf manchem Plätzchen, wo ich sie sonst wohl einmal gesehen, oder im Schatten liegend an Sie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen sah alles noch so aus, wie ich es gestern verlassen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüst, im Zimmer drin lag noch das große Rechnungsbuch aufgeschlagen, meine Geige, die ich schon fast ganz vergessen hatte, hing verstaubt an der Wand. Ein Morgenstrahl aber, aus dem gegenüberstehenden Fenster, fuhr grade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. Ja, sagt' ich, komm nur her, Du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt! —

Und so nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Parasol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landstraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück; mir war gar seltsam zu Muthe, so traurig und doch auch wieder so überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus seinem Käfig ausreißt. Und als ich schon eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und sang:

> Den lieben Gott laß ich nur walten;
> Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
> Und Erd und Himmel thut erhalten,
> Hat auch mein Sach' auf's Best' bestellt!

Das Schloß, der Garten und die Thürme von Wien waren schon hinter mir im Morgenduft versunken, über mir jubilirten unzählige Lerchen in der Luft; so zog ich zwischen den grünen Bergen und an lustigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Drittes Capitel.

Aber das war nun schlimm! Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ich eigentlich den rechten Weg nicht wußte. Auch war rings umher kein Mensch zu sehen in der stillen Morgenstunde, den ich hätte fragen können, und nicht weit von mir theilte sich die Landstraße in viele neue Landstraßen die gingen weit, weit über die höchsten Berge fort, als führten sie aus der Welt hinaus, so daß mir ordentlich schwindelte, wenn ich recht hinsah.

Endlich kam ein Bauer des Weges daher, der, glaub ich, nach der Kirche ging, da es heut eben Sonntag war, in einem altmodischen Ueberrocke mit großen silbernen Knöpfen und einem langen spanischen Rohr mit einem sehr massiven silbernen Stockknopf darauf, der schon von weitem in der Sonne funkelte. Ich frug ihn sogleich mit vieler Höflichkeit: „Können Sie mir nicht sagen, wo der Weg nach Italien geht?“ — Der Bauer blieb stehen, sah mich an, besann sich dann mit weit vorgeschobner Unterlippe, und sah mich wieder an. Ich sagte noch einmal: „nach Italien, wo die Pommeranzen wachsen.“ — „Ach was gehn mich seine Pommeranzen an!“ sagte der Bauer da, und schritt wacker wieder weiter. Ich hätte dem Manne mehr Konduite zugetraut, denn er sah recht stattlich aus.

Was war nun zu machen? Wieder umkehren und in mein Dorf zurückgehn? Da hätten die Leute mit den Fingern auf mich gewiesen, und die Jungen wären um mich herumgesprungen: Ey, tausend willkommen aus der Welt! wie sieht es denn aus in der Welt? hat er uns nicht Pfefferkuchen mitgebracht aus der Welt? — Der Portier mit der kurfürstlichen Nase, welcher überhaupt viele Kenntnisse von der Weltgeschichte hatte, sagte oft zu mir: „Werthgeschätzter Herr Einnehmer! Italien ist ein schönes Land, da sorgt der liebe Gott für alles, da kann man sich im Sonnenschein auf den Rücken legen, so wachsen einem die Rosinen ins Maul, und wenn einen die Tarantel beißt, so tanzt man mit ungemeiner Gelenkigkeit, wenn man auch sonst nicht tanzen gelernt hat.“ — Nein, nach Italien! rief ich voller Vergnügen aus, und rannte, ohne an die verschiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.

Als ich eine Strecke so fort gewandert war, sah ich rechts von der Straße einen sehr schönen Baumgarten, wo die Morgensonne so lustig zwischen den Stämmen und Wipfeln hindurch schimmerte, daß es aussah, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt. Da ich keinen Menschen erblickte, stieg ich über den niedrigen Gartenzaun und legte mich recht behaglich unter einem Apfelbaum ins Gras, denn von dem gestrigen Nachtlager auf dem Baume thaten mir noch alle Glieder weh. Da konnte man weit in's Land hinaussehen, und da es Sonntag war, so kamen bis aus der weitesten Ferne Glockenklänge über die stillen Felder herüber und geputzte Landleute zogen überall zwischen Wiesen und Büschen nach der Kirche. Ich war recht fröhlich im Herzen, die Vögel sangen über mir im Baume, ich dachte an meine Mühle und an den Garten der schönen gnädigen Frau, und wie das alles nun so weit lag — bis ich zuletzt einschlummerte. Da träumte mir, als käme die schöne Fraue aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich langsam geflogen zwischen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrothe wehten. Dann war es wieder, als wären wir gar nicht in der Fremde, sondern bei meinem Dorfe an der Mühle in dem tiefen Schatten. Aber da war alles still und leer, wie wenn die Leute Sonntag in der Kirche sind und nur der Orgelklang durch die Bäume herüber kommt, daß es mir recht im Herzen weh that. Die schöne Frau aber war sehr gut und freundlich, sie hielt mich an der Hand und ging mit mir, und sang in einemfort in dieser Einsamkeit das schöne Lied, das sie damals immer frühmorgens am offenen Fenster zur Guitarre gesungen hat, und ich sah dabei ihr Bild in dem stillen Weiher, noch viel tausendmal schöner, aber mit sonderbaren großen Augen, die mich so starr ansahen, daß ich mich beinah gefürchtet hätte. — Da fing auf einmal die Mühle, erst in einzelnen langsamen Schlägen, dann immer schneller und heftiger an zu gehen und zu brausen, der Weiher wurde dunkel und kräuselte sich, die schöne Fraue wurde ganz bleich und ihre Schleier wurden immer länger und länger und flatterten entsetzlich in langen Spitzen, wie Nebelstreifen, hoch am Himmel empor; das Sausen nahm immer mehr zu, oft war es, als bliese der Portier auf seinem Fagot dazwischen, bis ich endlich mit heftigem Herzklopfen aufwachte.

Es hatte sich wirklich ein Wind erhoben, der leise über mir durch den Apfelbaum ging; aber was so brauste und rumorte, war weder die Mühle noch der Portier, sondern derselbe Bauer, der mir vorhin den Weg nach Italien nicht zeigen wollte. Er hatte aber seinen Sonntagsstaat ausgezogen und stand in einem weißen Kamisol vor mir. „Na,“ sagte er, da ich mir noch den Schlaf aus den Augen wischte, „will Er etwa hier Poperenzen klauben, daß er mir das schöne Gras so zertrampelt, anstatt in die Kirche zu gehen, Er Faullenzer!“ — Mich ärgert' es nur, daß mich der Grobian aufgeweckt hatte. Ich sprang ganz erbost auf und versetzte geschwind: „Was, Er will mich hier ausschimpfen? Ich bin Gärtner gewesen, eh' Er daran dachte, und Einnehmer, und wenn er zur Stadt gefahren wäre, hätte Er die schmierige Schlafmütze vor mir abnehmen müssen, und hatte mein Haus und meinen rothen Schlafrock mit gelben Punkten.“ — Aber der Knollfink scheerte sich gar nichts darum, sondern stemmte beide Arme in die Seiten und sagte bloß: „Was will Er denn? he! he!“ Dabei sah ich, daß es eigentlich ein kurzer, stämmiger, krummbeiniger Kerl war, und vorstehende glotzende Augen und eine rothe etwas schiefe Nase hatte. Und wie er immer fort nichts weiter sagte als: „he! — he!“ — und dabei jedesmal einen Schritt näher auf mich zukam, da überfiel mich auf einmal eine so kuriose grausliche Angst, daß ich mich schnell aufmachte, über den Zaun sprang und, ohne mich umzusehen, immer fort querfeldein lief, daß mir die Geige in der Tasche klang.

Als ich endlich wieder still hielt, um Athem zu schöpfen, war der Garten und das ganze Thal nicht mehr zu sehen, und ich stand in einem schönen Walde. Aber ich gab nicht viel darauf acht, denn jetzt ärgerte mich das Spektakel erst recht, und daß der Kerl mich immer Er nannte, und ich schimpfte noch lange im Stillen für mich. In solchen Gedanken ging ich rasch fort und kam immer mehr von der Landstraße ab, mitten in das Gebirge hinein. Der Holzweg, auf dem ich fortgelaufen war, hörte auf und ich hatte nur noch einen kleinen wenig betretnen Fußsteig vor mir. Ringsum war Niemand zu sehen und kein Laut zu vernehmen. Sonst aber war es recht anmuthig zu gehn, die Wipfel der Bäume rauschten und die Vögel sangen sehr schön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und spielte alle meine liebsten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang.

Mit dem Spielen ging es aber auch nicht lange, denn ich stolperte dabei jeden Augenblick über die fatalen Baumwurzeln, auch fing mich zuletzt an zu hungern, und der Wald wollte noch immer gar kein Ende nehmen. So irrte ich den ganzen Tag herum, und die Sonne schien schon schief zwischen den Baumstämmen hindurch, als ich endlich in ein kleines Wiesenthal hinaus kam, das rings von Bergen eingeschlossen und voller rother und gelber Blumen war, über denen unzählige Schmetterlinge im Abendgolde herum flatterten. Hier war es so einsam, als läge die Welt wohl hundert Meilen weit weg. Nur die Heimchen zirpten, und ein Hirt lag drüben im hohen Grase und blies so melancholisch auf seiner Schalmei, daß einem das Herz vor Wehmuth hätte zerspringen mögen. Ja, dachte ich bei mir, wer es so gut hätte, wie so ein Faullenzer! unser einer muß sich in der Fremde herumtreiben und immer attent seyn. — Da ein schönes klares Flüßchen zwischen uns lag, über das ich nicht herüber konnte, so rief ich ihm von weitem zu: wo hier das nächste Dorf läge? Er ließ sich aber nicht stören, sondern streckte nur den Kopf ein wenig aus dem Grase hervor, wies mit seiner Schalmei auf den andern Wald hin und blies ruhig wieder weiter.

Unterdeß marschirte ich fleißig fort, denn es fing schon an zu dämmern. Die Vögel, die alle noch ein großes Geschrei gemacht hatten, als die letzten Sonnenstrahlen durch den Wald schimmerten, wurden auf einmal still, und mir fing beinah an angst zu werden, in dem ewigen einsamen Rauschen der Wälder. Endlich hörte ich von ferne Hunde bellen. Ich schritt rascher fort, der Wald wurde immer lichter und lichter, und bald darauf sah ich zwischen den letzten Bäumen hindurch einen schönen grünen Platz, auf dem viele Kinder lärmten, und sich um eine große Linde herumtummelten, die recht in der Mitte stand. Weiterhin an dem Platze war ein Wirthshaus, vor dem einige Bauern um einen Tisch saßen und Karten spielten und Tabak rauchten. Von der andern Seite saßen junge Bursche und Mädchen vor der Thür, die die Arme in ihre Schürzen gewickelt hatten und in der Kühle mit einander plauderten.

Ich besann mich nicht lange, zog meine Geige aus der Tasche, und spielte schnell einen lustigen Ländler auf, während ich aus dem Walde hervortrat. Die Mädchen verwunderten sich, die Alten lachten, daß es weit in den Wald hineinschallte. Als ich aber so bis zu der Linde gekommen war, und mich mit dem Rücken dran lehnte, und immer fort spielte, da ging ein heimliches Rumoren und Gewisper unter den jungen Leuten rechts und links, die Bursche legten endlich ihre Sonntagspfeifen weg, jeder nahm die Seine, und eh' ich's mich versah, schwenkte sich das junge Bauernvolk tüchtig um mich herum, die Hunde bellten, die Kittel flogen, und die Kinder standen um mich im Kreise, und sahen mir neugierig ins Gesicht und auf die Finger, wie ich so fix damit handthierte.

Wie der erste Schleifer vorbei war, konnte ich erst recht sehen, wie eine gute Musik in die Gliedmaßen fährt. Die Bauerburschen, die sich vorher, die Pfeifen im Munde, auf den Bänken reckten und die steifen Beine von sich streckten, waren nun auf einmal wie umgetauscht, ließen ihre bunten Schnupftücher vorn am Knopfloch lang herunter hängen und kapriolten so artig um die Mädchen herum, daß es eine rechte

Lust anzuschauen war. Einer von ihnen, der sich schon für was Rechtes hielt, haspelte lange in seiner Westentasche, damit es die andern sehen sollten, und brachte endlich ein kleines Silberstück heraus, das er mir in die Hand drücken wollte. Mich ärgerte das, wenn ich gleich dazumal kein Geld in der Tasche hatte. Ich sagte ihm, er sollte nur seine Pfennige behalten, ich spielte nur so aus Freude, weil ich wieder bei Menschen wäre. Bald darauf aber kam ein schmuckes Mädchen mit einer großen Stampe Wein zu mir. „Musikanten trinken gern," sagte sie, und lachte mich freundlich an, und ihre perlweißen Zähne schimmerten recht scharmant zwischen den rothen Lippen hindurch, so daß ich sie wohl hätte darauf küssen mögen. Sie tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein, wobei ihre Augen über das Glas weg auf mich herüber funkelten, und reichte mir darauf die Stampe hin. Da trank ich das Glas bis auf den Grund aus, und spielte dann wieder von Frischem, daß sich alles lustig um mich herumdrehte.

Die Alten waren unterdeß von ihrem Spiel aufgebrochen, die jungen Leute fingen auch an müde zu werden und zerstreuten sich, und so wurde es nach und nach ganz still und leer vor dem Wirthshause. Auch das Mädchen, das mir den Wein gereicht hatte, ging nun nach dem Dorfe zu, aber sie ging sehr langsam, und sah sich zuweilen um, als ob sie was vergessen hätte. Endlich blieb sie stehen und suchte etwas auf der Erde, aber ich sah wohl, daß sie, wenn sie sich bückte, unter dem Arme hindurch nach mir zurückblickte. Ich hatte auf dem Schlosse Lebensart gelernt, ich sprang also geschwind herzu und sagte: „Haben Sie etwas verloren, schönste Mamsell!" — „Ach nein," sagte sie und wurde über und über roth, „es war nur eine Rose — will Er sie haben?" — Ich dankte und steckte die Rose ins Knopfloch. Sie sah mich sehr freundlich an und sagte: „Er spielt recht schön." — „Ja," versetzte ich, „das ist so eine Gabe Gottes." — „Die Musikanten sind hier in der Gegend sehr rar," hub das Mädchen dann wieder an und stockte und hatte die Augen beständig niedergeschlagen. „Er könnte sich hier ein gutes Stück Geld verdienen — auch mein Vater spielt etwas die Geige und hört gern von der Fremde erzählen — und mein Vater ist sehr reich." — Dann lachte sie auf und sagte: „Wenn Er nur nicht immer solche Grimassen machen möchte, mit dem Kopfe, beim Geigen!" — „Theuerste Jungfer," erwiederte ich, ernstlich: „nennen Sie mich nur nicht immer Er; sodann mit dem Kopftremulenzen, das ist einmal nicht anders, das haben wir Virtuosen alle so an uns." — „Ach so!" entgegnete das Mädchen. Sie wollte noch etwas mehr sagen, aber da entstand auf einmal ein entsetzliches Gepolter im Wirthshause, die Hausthüre ging mit großem Gekrache auf und ein dünner Kerl kam wie ein ausgeschoßner Ladstock herausgeflogen, worauf die Thür sogleich wieder hinter ihm zugeschlagen wurde.

Das Mädchen war bei dem ersten Geräusch wie ein Reh davon gesprungen und im Dunkel verschwunden. Die Figur vor der Thür aber raffte sich hurtig wieder vom Boden auf und fing nun an mit solcher Geschwindigkeit gegen das Haus loszuschimpfen, daß es ordentlich zum Erstaunen war. „Was!" schrie er, „ich besoffen? ich die Kreidestriche an der verräucherten Thür nicht bezahlen? Löscht sie aus, löscht sie aus! Hab' ich Euch nicht erst gestern über'n Kochlöffel balbirt und in die Nase geschnitten, daß Ihr mir den Löffel morsch entzwei gebissen habt? Balbieren macht einen Strich — Kochlöffel, wieder einen Strich — wieviel solche hundsföttische Striche wollt Ihr denn noch bezahlt haben? Aber gut, schon gut! ich lasse das ganze Dorf, die ganze Welt ungeschoren. Lauf't meinetwegen mit Euren Bärten, daß der liebe Gott am jüngsten Tage nicht weiß, ob Ihr Juden seid oder Christen! Ja, hängt Euch an Euren eignen Bärten auf, Ihr zottigen Landbären!" Hier brach er auf einmal in ein jämmerliches Weinen aus und fuhr ganz erbärmlich durch die Fistel fort: „Wasser soll ich saufen, wie ein elender Fisch? ist das Nächstenliebe? Bin ich nicht ein Mensch und ein ausgelernter Feldscheer? Ach, ich bin heute so in der Rage! Mein Herz ist voller Rührung und Menschenliebe!" Bei diesen Worten zog er sich nach und nach zurück, da im Hause als still blieb. Als er mich erblickte, kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich los, ich glaube der tolle Kerl wollte mich ambrasiren. Ich sprang aber auf die Seite, und so stolperte er weiter, und ich hörte ihn noch lange, bald grob bald fein, durch die Finsterniß mit sich diskuriren.

Mir aber ging mancherlei im Kopf herum. Die Jungfer, die mir vorhin die Rose geschenkt hatte, war jung, schön und reich — ich konnte da mein Glück machen, eh' man die Hand umkehrte. Und Hammel und Schweine, Puter und fette Gänse mit Aepfeln gestopft — ja, es war mir nicht anders, als säh' ich den Portier auf mich zukommen: „Greif zu, Einnehmer, greif zu! jung gefreit hat Niemand gereut, wer's Glück hat, führt die Braut heim, bleibe im Lande und nähre Dich tüchtig." In solchen philosophischen Gedanken setzte ich mich auf dem Platze, der nun ganz einsam war, auf einen Stein nieder, denn an das Wirthshaus anzuklopfen traute ich mich nicht, weil ich kein Geld bei mir hatte. Der Mond schien prächtig, von den Bergen rauschten die Wälder durch die stille Nacht herüber, manchmal schlugen im Dorfe die Hunde an, das weiter im Thale unter Bäumen und Mondschein wie begraben lag. Ich betrachtete das Firmament, wie da einzelne Wolken langsam durch den Mondschein zogen und manchmal ein Stern weit in der Ferne herunterfiel. So, dachte ich, scheint der Mond auch über meines Vaters Mühle und auf das weiße gräfliche Schloß. Dort ist nun auch schon alles lange still, die gnädige Frau schläft, und die Wasserkünste und Bäume im Garten rauschen noch immer fort wie damals, und allen ist's gleich, ob ich noch da bin, oder in der Fremde, oder gestorben. — Da kam mir die Welt auf einmal so entsetzlich weit und groß vor, und ich so ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Wie ich noch immer so dasitze, höre ich auf einmal aus der Ferne Hufschlag im Walde. Ich hielt den Athem an und lauschte, da kam es immer näher und näher. Bald darauf kamen auch wirklich zwei Reiter unter den Bäumen hervor, hielten aber am Saume des Waldes an und sprachen heimlich sehr eifrig miteinander, wie ich an den Schatten sehen konnte, die plötzlich über den mondbeglänzten Platz vorschossen, und mit langen dunkeln Armen bald dahin bald dorthin wiesen. — Wir oft, wenn mir zu Hause meine verstorbene Mutter von wilden Wäldern und martialischen Räubern erzählte, hatte ich mir sonst immer heimlich gewünscht, eine solche Geschichte selbst zu erleben. Da hatt' ich's nun auf einmal für meine dummen frevelmüthigen Gedanken! — Ich streckte mich nun an dem Lindenbaum, unten dem ich gesessen, ganz unmerklich so lang aus, als ich nur konnte, bis ich den ersten Ast erreicht hatte und mich geschwinde hinaufschwang. Aber ich baumelte noch mit halbem Leibe über dem Aste und wollte so eben auch meine Beine nachholen, als der eine von den Reitern rasch hinter mir über den Platz daher trabte. Ich drückte nun die Augen fest zu in dem dunkeln Laube, und rührte und regte mich nicht. — „Wer ist da?" rief es auf einmal dicht hinter mir. „Niemand!" schrie ich aus Leibeskräften vor Schreck, daß er mich doch noch erwischt hatte. Insgeheim mußte ich aber doch bei mir lachen, wie die Kerls sich schneiden würden, wenn sie mir die leeren Taschen umdrehten. — „Ey, ey," sagte der Räuber wieder, „wem gehören denn aber die zwei Beine, die da herunter hängen?" — Da half nichts mehr. „Nichts weiter" versetzte ich, „als ein paar arme, verirrte Musikantenbeine," und ließ mich rasch wieder auf den Boden herab, denn ich schämte mich auch, länger wie eine zerbrochene Gabel da über dem Aste zu hängen.

Das Pferd des Reiters scheute, als ich so plötzlich vom Baume herunterfuhr. Er klopfte ihm den Hals und sagte lachend: „Nun wir sind auch verirrt, da sind wir rechte Kameraden; ich dächte also, Du hälfest uns ein wenig den Weg nach B. aufsuchen. Es soll Dein Schade nicht seyn" Ich hatte nun gut betheuern, daß ich gar nicht wüßte, wo B. läge, daß ich lieber hier im Wirthshause fragen, oder sie in das Dorf hinunter führen wollte. Der Kerl nahm gar keine Raison an. Er zog ganz ruhig eine Pistole aus dem Gurt, die recht hübsch im Mondenschein funkelte. „Mein Liebster," sagte er dabei sehr freundlich zu mir, während er bald den Lauf der Pistole abwischte, bald wieder prüfend an die Augen hielt, „mein Liebster, Du wirst wohl so gut seyn, selber nach B. vorauszugehn."

Da war ich nun recht übel daran. Traf ich den Weg, so kam ich gewiß zu der Räuberbande und bekam Prügel, da ich kein Geld bei mir hatte, traf ich ihn nicht — so bekam ich auch Prügel. Ich besann mich also nicht lange und schlug den ersten besten Weg ein, der an dem Wirthshause vorüber vom Dorfe abführte. Der Reiter sprengte schnell zu seinem Begleiter zurück, und beide folgten mir dann in einiger Entfernung langsam nach. So zogen wir eigentlich recht närrisch auf gut Glück in die mondhelle Nacht hinein Der Weg lief immerfort im Walde an einem Bergeshange fort. Zuweilen konnte man über die Tannenwipfel, die von unten herauflangten und sich dunkel rührten, weit in die tiefen stillen Thäler hinaussehen, hin und her schlug eine Nachtigall, Hunde bellten in der Ferne in den Dörfern. Ein Fluß rauschte beständig aus der Tiefe und blitzte zuweilen im Mondschein auf. Dabei das einförmige Pferdegetrappel und das Wirren und Schwirren der Reiter hinter mir, die unaufhörlich in einer fremden Sprache mit einander plauderten, und das helle Mondlicht und die langen Schatten der Baumstämme, die wechselnd über die beiden Reiter wegflogen, daß sie mir bald schwarz, bald hell, bald klein, bald wieder riesengroß vorkamen. Mir verwirrten sich ordentlich die Gedanken, als läge ich in einem

Traum und könnte gar nicht aufwachen. Ich schritt immer stramm vor mich hin. Wir müssen, dachte ich, doch am Ende aus dem Walde und aus der Nacht herauskommen.

Endlich flogen hin und wieder schon lange röthliche Scheine über den Himmel, ganz leise, wie wenn man über einen Spiegel haucht, auch eine Lerche sang schon hoch über dem stillen Thale. Da wurde mir auf einmal ganz klar im Herzen bei dem Morgengruße, und alle Furcht war vorüber. Die beiden Reiter aber streckten sich, und sahen sich nach allen Seiten um, und schienen nun erst gewahr zu werden, daß wir doch wohl nicht auf dem rechten Wege seyn mochten. Sie plauderten wieder viel, und ich merkte wohl, daß sie von mir sprachen, ja es kam mir vor, als finge der eine sich vor mir zu fürchten an, als könnt ich wohl gar so ein heimlicher Schnapphahn seyn, der sie im Walde irre führen wollte. Das machte mir Spaß, denn je lichter es ringsum wurde, je mehr Courage kriegt' ich, zumal da wir so eben auf einen schönen freien Waldplatz herauskamen. Ich sah mich daher nach allen Seiten ganz wild um, und pfiff dann ein Paarmal auf den Fingern, wie die Spitzbuben thun, wenn sie sich einander Signale geben wollen.

„Halt!" rief auf einmal der Eine von den Reitern, daß ich ordentlich zusammen fuhr. Wie ich mich umsehe, sind sie beide abgestiegen und haben ihre Pferde an einen Baum angebunden. Der Eine kommt aber rasch auf mich los, sieht mir ganz starr ins Gesicht, und fängt auf einmal ganz unmäßig an zu lachen. Ich muß gestehen, mich ärgerte das unvernünftige Gelächter. Er aber sagte: „Wahrhaftig, das ist der Gärtner, wollt' sagen: Einnehmer vom Schloß!"

Ich sah ihn groß an, wußt' mich aber seiner nicht zu erinnern, hätt' auch viel zu thun gehabt, wenn ich mir alle die jungen Herren hätte ansehen wollen, die auf dem Schloß ab und zu ritten. Er aber fuhr mit ewigem Gelächter fort: „Das ist prächtig! Du vacirst, wie ich sehe, wir brauchen eben einen Bedienten, bleib bei uns, da hast Du ewige Vakanz." — Ich war ganz verblüfft und sagte endlich, daß ich so eben auf einer Reise nach Italien begriffen wäre. — „Nach Italien?!" entgegnete der Fremde, „eben dahin wollen auch wir!" — „Nun, wenn das ist!" rief ich aus und zog voller Freude meine Geige aus der Tasche und strich, daß die Vögel im Walde aufwachten. Der Herr aber erwischte geschwind den andern Herrn und walzte mit ihm wie verrückt auf dem Rasen herum.

Dann standen sie plötzlich still. „Bei Gott," rief der Eine, „da seh' ich schon den Kirchthurm von B.! nun, da wollen wir bald unten seyn." Er zog seine Uhr heraus und ließ sie repetiren, schüttelte mit dem Kopfe, und ließ noch einmal schlagen. „Nein," sagte er, „das geht nicht, wir kommen so zu früh hin, das könnte schlimm werden!"

Darauf holten sie von ihren Pferden Kuchen, Braten und Weinflaschen, breiteten eine schöne bunte Decke auf dem grünen Rasen aus; streckten sich darüber hin und schmausten sehr vergnüglich, theilten auch mir von Allem sehr reichlich mit, was mir gar wohl bekam, da ich seit einigen Tagen schon nicht mehr vernünftig gespeißt hatte. — „Und daß Du's weißt," sagte der Eine zu mir, — „aber Du kennst uns doch nicht?" — ich schüttelte mit dem Kopfe. — „Also, daß Du's weißt: ich bin der Maler Leonhard, und das dort ist — wieder ein Maler — Guido geheißen.

Ich besah mir nun die beiden Maler genauer bei der Morgendämmerung. Der Eine, Herr Leonhard, war groß, schlank, braun, mit lustigen feurigen Augen. Der Andere war viel jünger, kleiner und feiner, auf altdeutsche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte, mit weißem Kragen und bloßem Hals, um den die dunkelbraunen Locken herabhingen, die er oft aus dem hübschen Gesichte wegschütteln mußte. — Als dieser genug gefrühstückt hatte, griff er nach meiner Geige, die ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, setzte sich damit auf einen umgehauenen Baumast, und klimperte darauf mit den Fingern. Dann sang er dazu so hell wie ein Waldvögelein, daß es mir recht durch's ganze Herz klang:

> Fliegt der erste Morgenstrahl
> Durch das stille Nebelthal,
> Rauscht erwachend Wald und Hügel:
> Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!
>
> Und sein Hütlein in die Luft
> Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
> Hat Gesang doch auch noch Schwingen,
> Nun so will ich fröhlich singen!

Dabei spielten die röthlichen Morgenscheine recht anmuthig über sein etwas blasses Gesicht und die schwarzen verliebten Augen. Ich aber war so müde, daß sich mir die Worte und Noten, während er so sang, immer verwirrten, bis ich zuletzt fest einschlief.

Als ich nach und nach wieder zu mir selber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir sprechen und die Vögel über mir singen, und die Morgenstrahlen schimmerten mir durch die geschlossenen Augen, daß mir's innerlich so dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rothseidene Gardinen scheint. Come è bello! hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich schlug die Augen auf, und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlicht über mich hergebeugt stand, so daß beinah nur die großen schwarzen Augen zwischen den herabhängenden Locken zu sehen waren.

Ich sprang geschwind auf, denn es war schon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard schien verdrüßlich zu seyn, er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb hastig zum Aufbruch. Der andere Maler aber schüttelte seine Locken aus dem Gesicht und trällerte, während er sein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor sich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, schnell eine Flasche ergriff, die noch auf dem Rasen stand und den Rest in die Gläser einschenkte. „Auf eine glückliche Ankunft!" rief er aus, sie stießen mit den Gläsern zusammen, es gab einen schönen Klang. Darauf schleuderte Leonhard die leere Flasche hoch ins Morgenroth, daß es lustig in der Luft funkelte.

Endlich setzten sie sich auf ihre Pferde, und ich marschirte frisch wieder neben her. Gerade vor uns lag ein unübersehliches Thal, in das wir nun hinunter zogen. Da war ein Blitzen und Rauschen und Schimmern und Jubiliren! Mir war so kühl und fröhlich zu Muthe, als sollt' ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.

Viertes Capitel.

Nun Ade, Mühle und Schloß und Portier! Nun ging's, daß mir der Wind am Hute pfiff. Rechts und links flogen Dörfer, Städte und Weingärten vorbei, daß es einem vor den Augen flimmerte; hinter mir die beiden Maler im Wagen, vor mir vier Pferde mit einem prächtigen Postillon, ich hoch oben auf dem Kutschbock, daß ich oft Ellenhoch in die Höhe flog.

Das war so zugegangen: Als wir vor B. ankommen, kommt schon am Dorfe ein langer, dürrer, grämlicher Herr im grünen Flauschrock uns entgegen, macht viele Bücklinge vor den Herrn Malern und führt uns in das Dorf hinein. Da stand unter den hohen Linden vor dem Posthause schon ein prächtiger Wagen mit vier Postpferden bespannt. Herr Leonhard meinte unterwegs, ich hätte meine Kleider ausgewachsen. Er holte daher geschind andere aus seinem Mantelsack hervor, und ich mußte einen schönen Frack und Weste anziehen, die mir sehr vornehm zu Gesicht standen, nur daß mir alles zu lang und weit war und ordentlich um mich herum schlotterte. Auch einen ganz neuen Hut bekam ich, der funkelte in der Sonne, als wär' er mit frischer Butter überschmiert. Dann nahm der fremde grämliche Herr die beiden Pferde der Maler am Zügel, die Maler sprangen in den Wagen, ich auf den Bock, und so flogen wir schon fort, als eben der Postmeister mit der Schlafmütze aus dem Fenster guckte. Der Postillon blies lustig auf dem Horne, und so ging es frisch nach Italien hinein.

Ich hatte eigentlich da droben ein prächtiges Leben, wie der Vogel in der Luft, und brauchte doch dabei nicht selbst zu fliegen. Zu thun hatte ich auch weiter nichts, als Tag und Nacht auf dem Bocke zu sitzen, und bei den Wirthshäusern manchmal Essen und Trinken an den Wagen herauszubringen, denn die Maler sprachen nirgends ein, und bei Tage zogen sie die Fenster am Wagen so fest zu, als wenn die Sonne sie erstechen wollte. Nur zuweilen steckte der Herr Guido sein hübsches Köpfchen zum Wagenfenster heraus und diskurirte freundlich mit mir, und lachte dann den Herrn Leonhard aus, der das nicht leiden wollte, und jedesmal über die langen Diskurse böse wurde. Ein paarmal hätte ich bald Verdruß bekommen mit meinem Herrn. Das einemal, wie ich bei schöner, sternklarer Nacht droben auf dem Bock die Geige zu spielen anfing, und sodann späterhin wegen des Schlafes. Das war aber auch ganz zum Erstaunen! Ich wollte mir doch Italien recht genau besehen, und riß die Augen alle Viertelstunden weit auf. Aber kaum hatte ich ein Weilchen so vor mich hingesehen, so verschwirrten und verwickelten sich mir die sechszehn Pferdefüße vor mir wie Filet so hin und her und übers Kreuz, daß mir die Augen gleich wieder übergingen, und zuletzt gerieth ich in ein solches entsetzliches und unaufhaltsa-

mes Schlafen, daß gar kein Rath mehr war. Da mocht' es Tag oder Nacht, Regen oder Sonnenschein, Tyrol oder Italien seyn, ich hing bald rechts, bald links, bald rücklings über den Bock herunter, ja manchmal tunkte ich mit solcher Vehemenz mit dem Kopf nach dem Boden zu, daß mir der Hut weit vom Kopfe flog, und der Herr Guido im Wagen laut aufschrie.

So war ich, ich weiß selbst nicht wie, durch halb Welschland, das sie dort Lombardey nennen, durchgekommen, als wir an einem schönen Abend vor einem Wirthshause auf dem Lande stillhielten. Die Postpferde waren in dem daranstoßenden Stationsdorfe erst nach ein paar Stunden bestellt, die Herren Maler stiegen daher aus und ließen sich in ein besonderes Zimmer führen, um hier ein wenig zu rasten und einige Briefe zu schreiben. Ich aber war sehr vergnügt darüber, und verfügte mich sogleich in die Gaststube, um endlich wieder einmal so recht mit Ruhe und Komodität zu essen und zu trinken. Da sah es ziemlich lüderlich aus. Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum, und hatten die offnen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tisch saßen die Knechte vom Hause in blauen Ueberziehhemden beim Abendessen, und glotzten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze, dicke Haarzöpfe und sahen so recht vornehm wie junge Herrlein aus. — Da bist Du nun, dachte ich bei mir, und aß fleißig fort, da bist Du nun endlich in dem Lande, woher immer die kuriosen Leute zu unserm Herrn Pfarrer kamen, mit Mausefallen und Barometern und Bildern. Was der Mensch doch nicht alles erfährt, wenn er sich einmal hinterm Ofen hervormacht!

Wie ich noch eben so esse und meditire, wuscht ein Männlein, das bis jetzt in einer dunkeln Ecke der Stube bei seinem Glase Wein gesessen hatte, auf einmal aus seinem Winkel wie eine Spinne auf mich los. Er war ganz kurz und bucklicht, hatte aber einen großen graußlichen Kopf mit einer langen römischen Adlernase und sparsamen rothen Backenbart, und die gepuderten Haare standen ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre. Dabei trug er einen altmodischen, verschossenen Frack, kurze plüschene Beinkleider und ganz vergelbte seidene Strümpfe. Er war einmal in Deutschland gewesen, und dachte Wunder wie gut er deutsch verstünde. Er setzte sich zu mir und frug bald das, bald jenes, während er immerfort Taback schnupfte: ob ich der Servitore sey? wenn wir arriware? ob wir nach Roma kehn? aber das wußte ich alles selber nicht, und konnte auch sein Kauderwelsch gar nicht verstehn. „Parlez vous françois?" sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem großen Kopfe, und das war mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht französisch. Aber das half alles nichts. Er hatte mich einmal recht auf's Korn genommen, er frug und frug immer wieder; je mehr wir parlirten, je weniger verstand einer den andern, zuletzt wurden wir beide schon hitzig, so daß mir's manchmal vorkam, als wollte der Signor mit seiner Adlernase nach mir hacken, bis endlich die Mägde, die den babilonischen Diskurs mit angehört hatten, uns beide tüchtig auslachten. Ich aber legte schnell Messer und Gabel hin und ging vor die Hausthüre hinaus. Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Klafter tief ins Meer versenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her, und glotzte und schnappte nach mir.

Draußen war eine warme Sommernacht, so recht um passatim zu gehn. Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer singen, dazwischen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und säuselte im Mondenschein. Ja manchmal kam es mir vor, als schlüpfte eine lange dunkle Gestalt hinter den Haselnußsträuchen vor dem Hause vorüber und guckte durch die Zweige, dann war alles auf einmal wieder still. — Da trat der Herr Guido eben auf den Balkon des Wirthshauses heraus. Er bemerkte mich nicht, und spielte sehr geschickt auf einer Zitter, die er im Hause gefunden haben mußte, und sang dann dazu wie eine Nachtigall.

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Ich weiß nicht, ob er noch mehr gesungen haben mag, denn ich hatte mich auf die Bank vor der Hausthür hingestreckt, und schlief in der lauen Nacht vor großer Ermüdung fest ein.

Es mochten wohl ein paar Stunden ins Land gegangen seyn, als mich ein Posthorn aufweckte, das lange Zeit lustig in meine Träume hereinblies, ehe ich mich völlig besinnen konnte. Ich sprang endlich auf, der Tag dämmerte schon an den Bergen, und die Morgenkühle rieselte mir durch alle Glieder. Da fiel mir erst ein, daß wir ja um diese Zeit schon wieder weit fort seyn wollten. Aha, dachte ich, heut ist einmal das Wecken und Auslachen an mir. Wie wird der Herr Guido mit dem verschlafenen Lockenkopfe herausfahren, wenn er mich draußen hört! So ging ich in den kleinen Garten am Hause dicht unter die Fenster, wo meine Herren wohnten, dehnte mich noch einmal recht ins Morgenroth hinein und sang fröhlichen Muthes:

Wenn der Hoppevogel schreit,
Ist der Tag nicht mehr weit,
Wenn die Sonne sich aufthut,
Schmeckt der Schlaf noch so gut! —

Das Fenster war offen, aber es bleibt alles still oben, nur der Nachtwind ging noch durch die Weinranken, die sich bis in das Fenster hineinstreckten. — Nun was soll denn das wieder bedeuten? rief ich voll Erstaunen aus, und lief in das Haus und durch die stillen Gänge nach der Stube zu. Aber da gab es mir einen rechten Stich ins Herz. Denn wie ich die Thüre aufreiße, ist alles leer, darin kein Frack, kein Hut, kein Stiefel. — Nur die Zitter, auf der Guido gestern gespielt hatte, hing an der Wand, auf dem Tische mitten in der Stube lag ein schöner voller Geldbeutel, worauf ein Zettel geklebt war. Ich hielt ihn näher ans Fenster, und traute meinen Augen kaum, es stand wahrhaftig mit großen Buchstaben darauf: für den Herrn Einnehmer!

Was war mir aber das alles nütze, wenn ich meine lieben lustigen Herrn nicht wieder fand? Ich schob den Beutel in meine tiefe Rocktasche, das plumpte wie in einen tiefen Brunn, daß es mich ordentlich hinten über zog. Dann rannte ich hinaus, machte einen großen Lärm und weckte alle Knechte und Mägde im Hause. Die wußten gar nicht, was ich wollte, und meinten, ich wäre verrückt geworden. Dann aber verwunderten sie sich nicht wenig, als sie oben das leere Nest sahen. Niemand wußte etwas von meinem Herren. Nur die eine Magd — wie ich aus ihren Zeichen und Gestikulationen zusammenbringen konnte — hatte bemerkt, daß der Herr Guido, als er gestern Abends auf dem Balkon sang, auf einmal laut aufschrie, und dann geschwind zu dem andern Herrn in das Zimmer zurückstürzte. Als sie hernach in der Nacht einmal aufwachte, hörte sie Pferdegetrappel. Sie guckte durch das kleine Kammerfenster und sah den bucklichten Signor, der gestern so viel mit mir gesprochen hatte, auf einem Schimmel im Mondschein quer übers Feld galloppiren, daß er immer Ellen hoch überm Sattel in die Höhe flog und die Magd sich bekreuzte, weil es aussah, wie ein Gespenst, das auf einem dreibeinigen Pferde reitet. — Da wußt' ich nun gar nicht, was ich machen sollte.

Unterdeß aber stand unser Wagen schon lange vor der Thüre angespannt und der Postillon stieß ungeduldig ins Horn, daß er hätte bersten mögen, denn er mußte zur bestimmten Stunde auf der nächsten Station seyn, da alles durch Laufzettel bis auf die Minute voraus bestellt war. Ich rannte noch einmal um das ganze Haus herum und rief die Maler, aber Niemand gab Antwort, die Leute aus dem Hause liefen zusammen und gafften mich an, der Postillon fluchte, die Pferde schnaubten, ich, ganz verblüfft, springe endlich geschwind in den Wagen hinein, der Hausknecht schlägt die Thüre hinter mir zu, der Postillon knallt und so ging's mit mir fort in die weite Welt hinein.

Fünftes Capitel.

Wir fuhren nun über Berg und Thal Tag und Nacht immer fort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu besinnen, denn wo wir hinkamen, standen die Pferde angeschirrt, ich konnte mit den Leuten nicht sprechen, mein Demonstriren half also nichts; oft, wenn ich im Wirthshause eben beim besten Essen war, blies der Postillon, ich mußte Messer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen springen, und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich just mit so ausnehmender Geschwindigkeit fortreisen sollte.

Sonst war die Lebensart gar nicht so übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die

andere Ecke des Wagens, und lernte Menschen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenster heraus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen oder ich grüßte die Mädchen an den Fenstern wie ein alter Bekannter, die sich dann immer sehr verwunderten, und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erschrak ich sehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Postmeistern und Gastwirthen mußte ich überall viel bezahlen, und ehe ich mich's versah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, sobald wir durch einen einsamen Wald führen, schnell aus dem Wagen zu springen und zu entlaufen. Dann aber that es mir wieder leid, nun den schönen Wagen so allein zu lassen, mit dem ich sonst wohl noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun saß ich eben voller Gedanken und wußte nicht aus noch ein, als es auf einmal seitwärts von der Landstraße abging. Ich schrie zum Wagen heraus, auf den Postillon: wohin er denn fahre! Aber ich mochte sprechen was ich wollte, der Kerl sagte immer bloß: „Si, Si, Signore!" und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landstraße lief grade durch eine prächtige Landschaft auf die untergehende Sonne, wohl wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag ein wüstes Gebürge vor uns mit grauen Schluchten, zwischen denen es schon lange dunkel geworden war. — Je weiter wir fuhren, je wilder und einsamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken her, und schien auf einmal so hell zwischen die Bäume und Felsen herein, daß es ordentlich grauslich anzusehen war. Wir konnten nur langsam fahren in den engen steinigten Schluchten, und das einförmige ewige Gerassel des Wagens schallte an den Steinwänden weit in die stille Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Wasserfällen, die man aber nicht sehen konnte, war ein unaufhörliches Rauschen tiefer im Walde, und die Käutzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, Komm mit!" — Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutscher, der, wie ich jetzt erst sah, gar keine Uniform hatte und kein Postillon war, sich einigemal unruhig umsahe und schneller zu fahren anfing, und wie ich mich recht zum Wagen herauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüsch hervor, sprengte dicht vor unseren Pferden quer über den Weg, und verlor sich sogleich wieder auf der andern Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn, soviel ich bei dem hellen Mondschein erkennen konnte, war es dasselbe bucklige Männlein auf seinem Schimmel, das in dem Wirthshause mit der Adlernase nach mir gehackt hatte. Der Kutscher schüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närrische Reiterei, wandte sich aber dann rasch zu mir um, sprach sehr viel und sehr eifrig, wovon ich leider nichts verstand, und fuhr dann noch rascher fort.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von ferne ein Licht schimmern sah. Es fanden sich nach und nach noch mehrere Lichter, sie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbennester auf dem Felsen hingen. Da die Nacht warm war, so standen die Thüren offen, und ich konnte darin die hell erleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Gesindel sehen, das wie dunkle Schatten um das Heerdfeuer herumhockte. Wir aber rasselten durch die stille Nacht einen Steinweg hinan, der sich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament, und in der Tiefe die weite stille Runde von Bergen, Wäldern und Thälern übersehen. Auf dem Gipfel des Berges stand ein großes altes Schloß mit vielen Thürmen im hellsten Mondenschein. — „Nun Gott befohlen!" rief ich aus, und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wo sie mich da am Ende noch hinbringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßthore ankamen. Das ging in einen breiten runden Thurm hinein, der oben schon ganz verfallen war. Der Kutscher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schlosse wiederhallte, wo ein Schwarm von Dohlen ganz erschrocken plötzlich aus allen Lucken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geschrei die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Thorweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeisen Feuer auf dem Steinpflaster, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwischen den gewölbten Wänden. Die Dohlen schrien noch immer dazwischen — so kamen wir mit einem entsetzlichen Spektakel in den engen gepflasterten Schloßhof.

Eine kuriose Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen still stand. Da wurde die Wagenthür von draußen aufgemacht, und ein alter langer Mann mit einer kleinen Laterne sah mich unter seinen dicken Augenbraunen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Hausthür stand eine alte, sehr häßliche Frau im schwarzen Kamisol und Rock, mit einer weißen Schürze und schwarzen Haube, von der ihr ein langer Schnipper bis an die Nase herunter hing. Sie hatte an der einen Hüfte einen großen Bund Schlüssel hängen und hielt in der andern einen altmodischen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald sie mich erblickte, fing sie an tiefe Knixe zu machen und sprach und frug sehr viel durcheinander. Ich verstand aber nichts davon und machte immerfort Kratzfüße vor ihr, und es war mir eigentlich recht unheimlich zu Muthe.

Der alte Mann hatte unterdeß mit seiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und schüttelte den Kopf, als er nirgend einen Koffer oder Bagage fand. Der Kutscher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schoppen, der auf der Seite des Hofes schon offen stand. Die alte Frau aber bat mich sehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen schmalen Gang, und dann eine kleine steinerne Treppe herauf. Als wir an der Küche vorbei gingen, streckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Thür und guckten mich so starr an, und winkten und nickten einander heimlich zu, als wenn sie in ihrem Leben noch kein Mannsbild gesehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Thüre auf, da wurde ich anfangs ordentlich ganz verblüfft. Denn es war ein großes schönes herrschaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke, und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und großen Blumen. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit Braten, Kuchen, Sallat, Obst, Wein und Confekt, daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwischen den beiden Fenstern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

Ich muß sagen, das gefiel mir recht wohl. Ich streckte mich ein Paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerstehen, mich einmal in einem so großen Spiegel zu besehen. Das ist wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard standen mir recht schön, auch hatte ich in Italien so ein gewisses feuriges Auge bekommen, sonst aber war ich grade noch so ein Milchbart, wie ich zu Hause gewesen war, nur auf der Oberlippe zeigten sich erst ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indeß in einem fort mit ihrem zahnlosen Munde, daß es nicht anders aussah, als wenn sie an der langen herunterhängenden Nasenspitze kaute. Dann nöthigte sie mich zum Sitzen, streichelte mir mit ihren dürren Fingern das Kinn, nannte mich poverino! wobei sie mich aus den rothen Augen so schelmisch ansah, daß sich ihr eine Mundwinkel bis an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knix zur Thüre hinaus.

Ich aber setzte mich zu dem gedeckten Tisch, während eine junge hübsche Magd herein trat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, sie verstand mich aber nicht, sondern sah mich immer ganz kurios von der Seite an, weil mir's so gut schmeckte, denn das Essen war delikat. Als ich satt war und wieder aufstand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sopha, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grünseidenen Vorhängen. Ich frug sie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen sollte? Sie nickte zwar: „Ja," aber das war denn doch nicht möglich, denn sie blieb wie angenagelt bei mir stehen. Endlich holte ich mir noch ein großes Glas Wein aus der Tafelstube herein und rief ihr zu: „felicissima notte!" denn so viel hatt' ich schon italienisch gelernt. Aber wie ich das Glas so auf einmal ausstürzte, bricht sie plötzlich in ein verhaltnes Kichern aus, wird über und über roth, geht in die Tafelstube und macht die Thüre hinter sich zu. „Was ist da zu lachen?" dachte ich ganz verwundert, „ich glaube die Leute in Italien sind alle verrückt."

Ich hatte nur immer Angst vor dem Postillon, daß der gleich wieder zu blasen anfangen würde. Ich horchte am Fenster, aber es war alles stille draußen. Laß ihn blasen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig schwämme! Vor den Fenstern rauschte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voller Vergnügen einschlief.

Sechstes Capitel.

Als ich wieder erwachte, spielten schon die ersten Morgenstrahlen an den grünen Vorhängen über mir. Ich konnte mich gar nicht besinnen, wo ich eigentlich wäre. Es kam mir vor, als führe ich noch immer fort im Wagen, und es hätte mir von einem Schlosse im Mondschein geträumt und von einer alten Hexe und ihrem blassen Töchterlein.

Ich sprang endlich rasch aus dem Bette, kleidete mich an, und sah mich dabei nach allen Seiten in dem Zimmer um. Da bemerkte ich eine kleine Tapetenthür, die ich gestern gar nicht gesehen hatte. Sie war nur angelehnt, ich öffnete sie, und erblickte ein kleines nettes Stübchen, das in der Morgendämmerung recht heimlich aussah. Ueber einen Stuhl waren Frauenkleider unordentlich hingeworfen, auf einem Bettchen daneben lag das Mädchen, das mir gestern Abends bei der Tafel aufgewartet hatte. Sie schlief noch ganz ruhig und hatte den Kof auf den weißen bloßen Arm gelegt, über den ihre schwarzen Locken herabfielen. Wenn die wüßte, daß die Thür offen war! sagte ich zu mir selbst und ging in mein Schlafzimmer zurück, während ich hinter mir wieder schloß und verriegelte, damit das Mädchen nicht erschrecken und sich schämen sollte, wenn sie erwachte.

Draußen ließ sich noch kein Laut vernehmen. Nur ein früherwachtes Waldvöglein saß vor meinem Fenster auf einem Strauch, der aus der Mauer heraus wuchs, und sang sein Morgenlied. „Nein," sagte ich, „Du sollst mich nicht beschämen und allein so früh und fleißig Gott loben!" — Ich nahm schnell meine Geige, die ich gestern auf das Tischchen gelegt hatte, und ging hinaus. Im Schlosse war noch alles todtenstill, und es dauerte lange, ehe ich mich aus den dunklen Gängen ins Freie heraus fand.

Als ich vor das Schloß heraus trat, kam ich in einen großen Garten, der auf breiten Terrassen, wovon die eine immer tiefer war als die andere, bis auf den halben Berg herunter ging. Aber das war eine liederliche Gärtnerei. Die Gänge waren alle mit hohem Grase bewachsen, die künstlichen Figuren von Buchsbaum waren nicht beschnitten und streckten, wie Gespenster, lange Nasen oder ellenhohe spitzige Mützen in die Luft hinaus, daß man sich in der Dämmerung ordentlich davor hätte fürchten mögen. Auf einige zerbrochene Statuen über einer vertrockneten Wasserkunst war gar Wäsche aufgehängt, hin und wieder hatten sie mitten im Garten Kohl gebaut, dann kamen wieder ein paar ordinaire Blumen, alles unordentlich durcheinander, und von hohem wilden Unkraut überwachsen, zwischen dem sich bunte Eidechsen schlängelten. Zwischen den alten hohen Bäumen hindurch aber war überall eine weite, einsame Aussicht, eine Bergkoppe hinter der andern, so weit das Auge reichte.

Nachdem ich so ein Weilchen in der Morgendämmerung durch die Wildniß umherspaziert war, erblickte ich auf der Terasse unter mir einen langen schmalen blassen Jüngling in einem langen braunen Kaputrock, der mit verschränkten Armen und großen Schritten auf und ab ging. Er that als sähe er mich nicht, setzte sich bald darauf auf eine steinerne Bank hin, zog ein Buch aus Tasche, las sehr laut, als wenn er predigte, sah dabei zuweilen zum Himmel, und stützte dann den Kopf ganz melancholisch auf die rechte Hand. Ich sah ihm lange zu, endlich wurde ich doch neugierig, warum er denn eigentlich so absonderliche Grimassen machte, und ging schnell auf ihn zu. Er hatte eben einen tiefen Seufzer ausgestoßen und sprang erschrocken auf, als ich ankam. Er war voller Verlegenheit, ich auch, wir wußten beide nicht, was wir sprechen sollten, und machten immerfort Complimente vor einander, bis er endlich mit langen Schritten in das Gebüsch Reißaus nahm. Unterdeß war die Sonne über dem Walde aufgegangen, ich sprang auf die Bank hinauf und strich vor Lust meine Geige, daß es weit in die stillen Thäler herunter schallte. Die Alte mit dem Schlüsselbunde, die mich schon ängstlich im ganzen Schlosse zum Frühstück aufgesucht hatte, erschien nun auf der Terrasse über mir, und verwunderte sich, daß ich so artig auf der Geige spielen konnte. Der alte grämliche Mann vom Schlosse fand sich dazu und verwunderte sich ebenfalls, endlich kamen auch noch die Mägde, und Alles blieb oben voller Verwunderung stehen, und ich fingerte und schwenkte meinen Fidelbogen immer künstlicher und hurtiger und spielte Kadenzen und Variationen, bis ich endlich ganz müde wurde.

Das war nun aber doch ganz seltsam auf dem Schlosse! Kein Mensch dachte da ans Weiterreisen. Das Schloß war auch gar kein Wirthshaus, sondern gehörte, wie ich von der Magd erfuhr, einem reichen Grafen. Wenn ich mich dann manchmal bei der Alten erkundigte, wie der Graf heiße, wo er wohne? Da schmunzelte sie immer bloß, wie den ersten Abend, da ich auf das Schloß kam, und kniff und winkte mir so pfiffig mit den Augen zu, als wenn sie nicht recht bei Sinne wäre. Trank ich einmal an einem heißen Tage eine ganze Flasche Wein aus, so kicherten die Mägde gewiß, wenn sie die andere brachten, und als mich dann gar einmal nach einer Pfeife Taback verlangte, ich ihnen durch Zeichen beschrieb, was ich wollte, da brachen Alle in ein großes unvernünftiges Gelächter aus. — Am verwunderlichsten war mir eine Nachtmusik, die sich oft, und grade immer in den finstersten Nächten, unter meinem Fenster hören ließ. Es griff auf einer Guitarre immer nur von Zeit zu Zeit einzelne, ganz leise Klänge. Das einemal aber kam es mir vor, als wenn es dabei von unten: „pst! pst!" herauf rief. Ich fuhr daher geschwind aus dem Bett, und mit dem Kopf aus dem Fenster. „Holla! heda! wer ist da draußen?" rief ich hinunter. Aber es antwortete Niemand, ich hörte nur etwas sehr schnell durch die Gesträuche fortlaufen. Der große Hund im Hofe schlug über meinem Lärm ein paarmal an, dann war auf einmal alles wieder still, und die Nachtmusik ließ sich seitdem nicht wieder vernehmen.

Sonst hatte ich hier ein Leben, wie sich's ein Mensch nur immer in der Welt wünschen kann. Der gute Portier! er wußte wohl was er sprach, wenn er immer zu sagen pflegte, daß in Italien einem die Rosinen von selbst in den Mund wüchsen. Ich lebte auf dem einsamen Schlosse wie ein verwunschener Prinz. Wo ich hintrat, hatten die Leute eine große Ehrerbietung vor mir, obgleich sie schon alle wußten, daß ich keinen Heller in der Tasche hatte. Ich durfte nur sagen: „Tischchen deck' Dich!" so standen auch schon herrliche Speisen, Reis, Wein, Melonen und Parmesankäse da. Ich ließ mir's wohlschmecken, schlief in dem prächtigen Himmelbett, ging im Garten spazieren, musizirte und half wohl auch manchmal in der Gärtnerei nach. Oft lag ich auch Stundenlang im Garten im hohen Grase, und der schmale Jüngling (es war ein Schüler und Verwandter der Alten, der eben jetzt hier zur Vakanz war), ging mit seinem langen Kaputrock in weiten Kreisen um mich herum, und murmelte dabei, wie ein Zauberer, aus seinem Buche, worüber ich dann auch jedesmal einschlummerte. — So verging ein Tag nach dem andern, bis ich am Ende anfing, von dem guten Essen und Trinken ganz melancholisch zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtsthun ordentlich aus allen Gelenken, und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinander fallen.

In dieser Zeit saß ich an einem schwülen Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange stand, und wiegte mich auf den Aesten langsam über dem stillen, tiefen Thale. Die Bienen summten zwischen den Blättern um mich herum, sonst war alles wie ausgestorben, kein Mensch war zwischen den Bergen zu sehen, tief unter mir auf den stillen Waldwiesen ruhten die Kühe auf dem hohen Grase. Aber ganz von weiten kam der Klang eines Posthorns über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher. Mir fiel dabei auf einmal ein altes Lied recht aufs Herz, das ich noch zu Hause auf meines Vaters Mühle von einem wandernden Handwerksburschen gelernt hatte, und ich sang:

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die Andern
Den Fremden alleine stehn.

Was wisset Ihr, dunkele Wipfeln
Von der alten schönen Zeit?
Ach, die Heimath hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit.

Am liebsten betracht ich die Sterne,
Die schienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Thür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß Dich Deutschland aus Herzensgrund!

Es war, als wenn mich das Posthorn bei meinem Liede aus der Ferne begleiten wollte. Es kam, während ich sang, zwischen den Bergen immer näher und näher, bis ich es endlich gar oben auf dem Schloßhofe schallen hörte. Ich sprang rasch vom Baume herunter. Da kam mir auch schon die Alte mit einem geöffneten Pakete aus dem Schlosse entgegen. „Da ist auch etwas für sie mitgekommen," sagte sie, und reichte mir aus dem Paket ein kleines niedliches Briefchen. Es war ohne Aufschrift, ich brach es schnell auf. Aber da wurde ich auch auf einmal im ganzen Gesichte so roth, wie eine Päonie, und das Herz schlug mir so heftig,

daß es die Alte merkte, denn das Brieſchen war von — meiner ſchönen Fraue, von der ich manches Zetteichen bei dem Herrn Amtmann geſehen hatte. Sie ſchrieb darin ganz kurz: „Es iſt alles wieder gut, alle Hinderniſſe ſind beſeitigt. Ich benutzte heimlich dieſe Gelegenheit, um die erſte zu ſeyn, die Ihnen dieſe freudige Botſchaft ſchreibt. Kommen, eilen Sie zurück. Es iſt ſo öde hier und ich kann kaum mehr leben, ſeit Sie von uns fort ſind. Aurelie."

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unſäglicher Freude. Ich ſchämte mich vor dem alten Weibe, die mich wieder abſcheulich anſchmunzelte, und flog wie ein Pfeil bis in den allereinſamſten Winkel des Gartens. Dort warf ich mich unter den Haſelnußſträuchern ins Gras hin, und las das Brieſchen noch einmal, ſagte die Worte auswendig für mich hin, und las dann wieder und immer wieder, und die Sonnenſtrahlen tanzten zwiſchen den Blättern hindurch über den Buchſtaben, daß ſie ſich wie goldene und hellgrüne und rothe Blüthen vor meinen Augen in einander ſchlangen. Iſt ſie am Ende gar nicht verheirathet geweſen? dachte ich, war der fremde Offizier damals vielleicht ihr Herr Bruder, oder iſt er nun todt, oder bin ich toll, oder — „Das iſt alles einerlei!" rief ich endlich und ſprang, „nun iſt's ja klar, ſie liebt mich ja, ſie liebt mich!"

Als ich aus dem Geſträuch wieder hervor kroch, neigte ſich die Sonne zum Untergange. Der Himmel war roth, die Vögel ſangen luſtig in allen Wäldern, die Thäler waren voller Schimmer, aber in meinem Herzen war es noch viel tauſendmal ſchöner und fröhlicher!

Ich rief in das Schloß hinein, daß ſie mir heut das Abendeſſen in den Garten herausbringen ſollten. Die alte Frau, der alte grämliche Mann, die Mägde, ſie mußten alle mit heraus und ſich mit mir unter dem Baume an den gedeckten Tiſch ſetzen. Ich zog meine Geige hervor und ſpielte aß und trank dazwiſchen. Da wurden ſie alle luſtig, der alte Mann ſtrich ſeine grämlichen Falten aus dem Geſicht und ſtieß ein Glas nach dem andern aus, die Alte plauderte in einem fort, Gott weiß was; die Mägde fingen an auf dem Raſen mit einander zu tanzen. Zuletzt kam auch noch der blaſſe Student neugierig hervor, warf einige verächtliche Blicke auf das Spektakel, und wollte ganz vornehm wieder weiter gehen. Ich aber nicht zu faul, ſprang geſchwind auf, erwiſchte ihn, eh' er ſich's verſah, bei ſeinem langen Ueberrock, und walzte tüchtig mit ihm herum. Er ſtrengte ſich nun an, recht zierlich und neumodiſch zu tanzen, und füßelte ſo emſig und künſtlich, daß ihm der Schweiß vom Geſicht herunterfloß und die langen Rockſchöße wie ein Rad um uns herum flogen. Dabei ſah er mich aber manchmal ſo kurios mit verdrehten Augen an, daß ich mich ordentlich vor ihm zu fürchten anfing und ihn plötzlich wieder los ließ.

Die Alte hätte nur gar zu gerne erfahren, was in dem Briefe ſtand, und warum ich denn eigentlich heut' auf einmal ſo luſtig war. Aber das wär ja viel zu weitläuſtig, um es ihr auseinanderſetzen zu können. Ich zeigte blos auf ein paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen, und ſagte: „ich müßte nun auch ſo fort und immer fort, weit in die Ferne!" — Da riß ſie die vertrockneten Augen weit auf, und blickte, wie ein Baſilisk, bald auf mich, bald auf den alten Mann hinüber. Dann bemerkte ich, wie die beiden heimlich die Köpfe zuſammenſteckten, ſo oft ich mich wegwandte, und ſehr eifrig mit einander ſprachen, und mich dabei zuweilen von der Seite anſahen.

Das fiel mir auf. Ich ſann hin und her, was ſie wohl mit mir vorhaben möchten. Darüber wurde ich ſtiller, die Sonne war auch ſchon lange untergegangen, und ſo wünſchte ich Allen gute Nacht und ging nachdenklich in meine Schlafſtube hinauf.

Ich war innerlich ſo fröhlich und unruhig, daß ich noch lange im Zimmer auf- und niederging. Draußen wälzte der Wind ſchwere ſchwarze Wolken über den Schloßthurm weg, man konnte kaum die nächſten Bergkoppen in der dicken Finſterniß erkennen. Da kam es mir vor, als wenn ich im Garten unten Stimmen hörte. Ich löſchte mein Licht aus, und ſtellte mich ans Fenſter. Die Stimmen ſchienen näher zu kommen, ſprachen aber ſehr leiſe mit einander. Auf einmal gab eine kleine Laterne, welche die eine Geſtalt unterm Mantel trug, einen langen Schein. Ich erkannte nun den grämlichen Schloßverwalter und die alte Haushälterin. Das Licht blitzte über das Geſicht der Alten, das mir noch niemals ſo gräßlich vorgekommen war, und über ein langes Meſſer, daß ſie in der Hand hielt. Dabei konnte ich ſehen, daß ſie beide eben nach meinem Fenſter hinaufſahen. Dann ſchlug der Verwalter ſeinen Mantel wieder dichter um, und es war bald Alles wieder finſter und ſtill.

Was wollen die, dachte ich, zu dieſer Stunde noch drauſſen im Garten? Mich ſchauderte, denn es fielen mir alle Mordgeſchichten ein, die ich in meinem Leben gehört hatte, von Hexen und Räubern, welche Menſchen abſchlachten, um ihre Herzen zu freſſen. Indem ich noch ſo nachdenke, kommen Menſchentritte, erſt die Treppe herauf, dann auf dem langen Gange ganz leiſe, leiſe auf meine Thür zu, dabei war es, als wenn zuweilen Stimmen heimlich mit einander wisperten. Ich ſprang ſchnell an das andere Ende der Stube hinter einen großen Tiſch, den ich, ſobald ſich etwas rührte, vor mir aufheben, und ſo mit aller Gewalt auf die Thüre losrennen wollte. Aber in der Finſterniß warf ich einen Stuhl um, daß es ein entſetzliches Gepolter gab. Da wurde es auf einmal ganz ſtill draußen. Ich lauſchte hinter dem Tiſch und ſah immerfort nach der Thür, als wenn ich ſie mit den Augen durchſtechen wollte, daß mir ordentlich die Augen zum Kopfe heraus ſtanden. Als ich mich ein Weilchen wieder ſo ruhig verhalten hatte, daß man die Fliegen an der Wand hätte gehen hören, vernahm ich, wie Jemand draußen ganz leiſe einen Schlüſſel ins Schlüſſelloch ſteckte. Ich wollte nun eben mit meinem Tiſche losfahren, da drehte es den Schlüſſel langſam dreimal in der Thür um, zog ihn vorſichtig wieder heraus und ſchnurrte dann ſachte über den Gang und die Treppe hinunter.

Ich ſchöpfte nun tief Athem. Oho, dachte ich, da haben ſie Dich eingeſperrt, damit ſie's kommode haben, wenn ich erſt feſt eingeſchlafen bin. Ich unterſuchte geſchwind die Thür. Es war richtig, ſie war feſt verſchloſſen, eben ſo die andere Thür, hinter der die hübſche bleiche Magd ſchlief. Das war noch niemals geſchehen, ſo lange ich auf dem Schloſſe wohnte.

Da ſaß ich nun in der Fremde gefangen! Die ſchöne Frau ſtand nun wohl an ihrem Fenſter und ſah über den ſtillen Garten nach der Landſtraße hinaus, ob ich nicht ſchon am Zollhäuschen mit meiner Geige dahergeſtrichen komme, die Wolken flogen raſch über den Himmel, die Zeit verging — und ich konnte nicht fort von hier! Ach, mir war ſo weh im Herzen, ich wußte gar nicht mehr, was ich thun ſollte. Dabei war mir's auch immer, wenn die Blätter draußen rauſchten, oder eine Ratte am Boden knosperte, als wäre die Alte durch eine verborgene Tapetenthür heimlich hereingetreten und lauere und ſchleiche leiſe mit dem langen Meſſer durch's Zimmer.

Als ich ſo voll Sorgen auf dem Bette ſaß, hörte ich auf einmal ſeit langer Zeit wieder die Nachtmuſik unter meinen Fenſtern. Bei dem erſten Klange der Guitarre war es mir nicht anders, als wenn mir ein Morgenſtrahl plötzlich durch die Seele führe. Ich riß das Fenſter auf und rief leiſe herunter, daß ich wach ſey. „Pſt, pſt!" antwortete es von unten. Ich beſann mich nun nicht lange, ſteckte das Brieſchen und meine Geige zu mir, ſchwang mich aus dem Fenſter, und kletterte an der alten, zerſprungenen Mauer hinab, indem ich mich mit den Händen an den Sträuchern, die aus den Ritzen wuchſen, anhielt. Aber einige morſche Ziegel gaben nach, ich kam ins Rutſchen, es ging immer raſcher und raſcher mit mir, bis ich endlich mit beiden Füßen aufplumpte, daß mir's im Gehirnkaſten kniſterte.

Kaum war ich auf dieſe Art unten im Garten angekommen, ſo umarmte mich Jemand mit ſolcher Vehemenz, daß ich laut aufſchrie. Der gute Freund aber hielt mir ſchnell die Finger auf den Mund, faßte mich bei der Hand und führte mich dann aus dem Geſträuch ins Freie hinaus. Da erkannte ich mit Verwunderung den guten langen Studenten, der die Guitarre an einem breiten, ſeidenen Bande um den Hals hängen hatte. — Ich beſchrieb ihm nun in größter Geſchwindigkeit, daß ich aus dem Garten hinaus wollte. Er ſchien aber das alles zu wiſſen, und führte mich auf allerlei verdeckten Umwegen zu dem untern Thore in der hohen Gartenmauer. Aber da war nun auch das Thor wieder feſt verſchloſſen! Doch der Student hatte auch das ſchon vorbedacht, er zog einen großen Schlüſſel hervor und ſchloß behutſam auf.

Als wir nun in den Wald hinaustraten und ich ihn eben noch um den beſten Weg zur nächſten Stadt fragen wollte, ſtürzte er plötzlich vor mir auf ein Knie nieder, hob die eine Hand hoch in die Höh, und fing an zu fluchen und an zu ſchwören, daß es entſetzlich anzuhören war. Ich wußte gar nicht, was er wollte, ich hörte nur immerfort: Idio und cuore und amore und furore! Als er aber am Ende gar anfing, auf beiden Knien ſchnell und immer näher auf mich zuzurutſchen, da wurde mir auf einmal ganz grauslich, ich merkte wohl, daß er verrückt war, und rannte, ohne mich umzuſehen, in den dickſten Wald hinein.

Ich hörte nun den Studenten wie raſend hinter mir drein ſchreien. Bald darauf gab noch eine andere grobe Stimme vom Schloſſe her Antwort. Ich dachte mir nun wohl, daß ſie mich aufſuchen würden. Der Weg war mir unbekannt, die Nacht finſter, ich konnte ihnen leicht wieder in die Hände fallen. Ich kletterte daher auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, um beſſere Gelegenheit abzuwarten.

Von dort konnte ich hören, wie auf dem Schloſſe eine Stimme nach der andern wach wurde. Einige Windlichter zeig-

ten sich oben und warfen ihre wilden rothen Scheine über das alte Gemäuer des Schlosses und weit vom Berge in die schwarze Nacht hinein. Ich befahl meine Seele dem lieben Gott, denn das verworrene Getümmel wurde immer lauter und näherte sich immer mehr und mehr. Endlich stürzte der Student mit einer Fackel unter meinem Baume vorüber, daß ihm die Rockschöße weit im Winde nachflogen. Dann schienen sie sich alle nach und nach auf eine andere Seite des Berges hinzuwenden, die Stimmen schallten immer ferner und ferner, und der Wind rauschte wieder durch den stillen Wald. Da stieg ich schnell von dem Baume herab, und lief athemlos weiter in das Thal und die Nacht hinaus.

Siebentes Capitel.

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es sauste mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Messern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erschrack ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viele wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntags-Nachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meer, und goldnen Thoren und hohen glänzenden Thürmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen. — Die Nacht war schon wieder lange hereingebrochen, und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat, und auf einmal die Stadt aus der Ferne vor mir sah. — Das Meer leuchtete von weitem, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte, wie ein eingeschlafener Löwe auf der stillen Erde, und Berge standen daneben, wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerst auf eine große, einsame Haide, auf der es so grau und still war, wie im Grabe. Nur hin und her stand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener wunderbar gewundener Strauch; manchmal schwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten strich immerfort lang und dunkel in der Einsamkeit neben mir her. Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Haide gehn und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer grade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt stieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Thore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich, erst an kleinen Häusern vorbei, dann durch ein prächtiges Thor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond schien zwischen den Pallästen, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Todter, in der lauen Nacht auf den Marmorschwellen und schlief. Dabei rauschten die Brunnen auf den stillen Plätzen, und die Gärten an der Straße säuselten dazwischen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben so weiter fort schlendere, und vor Vergnügen, Mondschein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, läßt sich tief aus dem einen Garten eine Guitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da ist mir wohl der tolle Student mit dem langen Ueberrock heimlich nachgesprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an überaus lieblich zu singen. Ich stand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der schönen gnädigen Frau, und dasselbe welsche Liedchen, das sie gar oft zu Hause am offnen Fenster gesungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die schöne alte Zeit mit solcher Gewalt auf's Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der stille Garten vor dem Schloß in früher Morgenstunde, und wie ich da hinter dem Strauch so glückselig war, ehe mir die dumme Fliege in die Nase flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zierrathen über das Gitterthor, und schwang mich in den Garten hinunter, woher der Gesang kam. Da bemerkte ich, daß eine schlanke weiße Gestalt von fern hinter einer Pappel stand und mir erst verwundert zusah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal so schnell durch den dunklen Garten nach dem Hause zuflog, daß man sie im Mondschein kaum füßeln sehen konnte. „Das war sie selbst!" rief ich aus, und das Herz schlug mir vor Freude, denn ich erkannte sie gleich an den kleinen, geschwinden Füßchen wieder. Es war nur schlimm, daß ich mir beim Herunterspringen vom Gartenthore den rechten Fuß etwas vertreten hatte, ich mußte daher erst ein paarmal mit dem Beine schlenkern, eh' ich zu dem Hause nachspringen konnte. Aber da hatte sie unterdeß Thür und Fenster fest verschlossen. Ich klopfte ganz bescheiden an, horchte und klopfte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leise flüsterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwischen den Jalousien im Mondschein hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles still.

„Sie weiß nur nicht, daß ich es bin," dachte ich, zog die Geige, die ich allezeit bei mir trage, hervor, spazierte damit auf dem Gange vor dem Hause auf und nieder, und spielte und sang das Lied von der schönen Frau, und spielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den schönen Sommernächten im Schloßgarten, oder auf der Bank vor dem Zollhause gespielt hatte, daß es weit bis in die Fenster des Schlosses hinüber klang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte sich Niemand im ganzen Hause. Da steckte ich endlich meine Geige traurig ein, und legte mich auf die Schwelle vor der Hausthür hin, denn ich war sehr müde von dem langen Marsch. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hause dufteten lieblich, eine Wasserkunst weiter unten im Garten plätscherte immerfort dazwischen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von schönen, dunkelgrünen, einsamen Gründen, wo Quellen rauschten und Bächlein gingen, und bunte Vögel wundersam sangen, bis ich endlich fest einschlief.

Als ich aufwachte, rieselte mir die Morgenluft durch alle Glieder. Die Vögel waren schon wach und zwitscherten auf den Bäumen um mich herum, als ob sie mich für'n Narren haben wollten. Ich sprang rasch auf und sah mich nach allen Seiten um. Die Wasserkunst im Garten rauschte noch immerfort, aber in dem Hause war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalousien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sopha, und ein großer runder Tisch mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle standen alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von außen aber waren Jalousien an allen Fenstern heruntergelassen, als wäre das ganze Haus schon seit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grausen vor dem einsamen Hause und Garten und vor der gestrigen weißen Gestalt. Ich lief, ohne mich weiter umzusehen, durch die stillen Lauben und Gänge, und kletterte geschwind wieder an dem Gartenthor hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert sitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerk in die prächtige Stadt hinunter sah. Da blitzte und funkelte die Morgensonne weit über die Dächer und in die langen stillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte, und voller Freude auf die Straße hinunter sprang.

Aber wohin sollt' ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die confuse Nacht und das welsche Lied der schönen gnädigen Frau von gestern noch immer im Kopfe hin und her. Ich setzte mich endlich auf den steinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einsamen Platze stand, wusch mir in dem klaren Wasser die Augen hell und sang dazu:

> Wenn ich ein Vöglein wär',
> Ich wüßt' wohl, wovon ich sänge,
> Und auch zwei Flüglein hätt',
> Ich wüßt' wohl, wohin ich mich schwänge!

„Ey, lustiger Gesell, du singst ja wie eine Lerche beim ersten Morgenstrahl!" sagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen heran getreten war. Mir aber, da ich so unverhofft Deutsch sprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am stillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüber klänge. „Gott, willkommen, bester Herr Landsmann!" rief ich aus und sprang voller Vergnügen von dem steinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und sah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?" fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich sagen sollte, denn daß ich so eben der schönen gnädigen Frau nachspränge, mocht' ich ihm nicht sagen. „Ich treibe," erwiederte ich, „mich selbst ein bischen herum, um die Welt zu sehn." — „So so!" versetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das thu' ich eben auch, um die Welt zu sehn, und hinterdrein abzumalen." — „Also ein Maler!" rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke,"

sagte er, „Du gehst mit und frühstückst bei mir, da will ich Dich selbst abkonterfeyen, daß es eine Freude seyn soll!" — Das ließ ich mir gern gefallen, und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erst einige Fensterladen aufgemacht wurden und bald ein paar weiße Arme, bald ein verschlafnes Gesichtchen in die frische Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuser enger und dunkler Gassen, bis wir endlich in ein altes verräuchertes Haus hineinwuschten. Dort stiegen wir eine finstre Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinsteigen wollten. Wir standen nun unter dem Dache vor einer Thür still, und der Maler fing an in allen Taschen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu suchen. Aber er hatte heute früh vergessen zuzuschließen und den Schlüssel in der Stube gelassen. Denn er war, wie er mir unterwegs erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er schüttelte nur mit dem Kopfe und stieß die Thüre mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefeln, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durch einander; in der Mitte der Stube standen große Gerüste, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen hölzernen Tische war eine Schüssel, worauf, neben einem Farbenklekse, Brod und Butter lag. Eine Flasche Wein stand daneben.

„Nun eßt und trinkt erst, Landsmann!" rief mir der Maler zu. — Ich wollte mir auch sogleich ein Paar Butterschnitten schmieren, aber da war wieder kein Messer da. Wir mußten erst lange in den Papieren auf dem Tische herumrascheln, ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenster auf, daß die frische Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war eine herrliche Aussicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgensonne lustig die weißen Landhäuser und Weingärten beschien. — „Vivat unser kühlgrünes Deutschland da hinter den Bergen!" rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich that ihm höflich Bescheid, und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimath in der Ferne noch viel tausendmal.

Der Maler aber hatte unterdeß das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier ausgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmüthigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offnen Hütte aber knieten zwei Hirten-Knaben mit Stab und Tasche. — „Siehst Du," sagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufsetzen, so kommt dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute, und will's Gott, sollen sie sich daran noch erfreuen, wenn wir beide schon lange begraben sind und selbst so still und fröhlich vor der heiligen Mutter ihrem Sohne knien, wie die glücklichen Jungen hier." — Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geschwind wieder zusammen, schob ihn vor das Gerüst hin, und ich mußte mich nun darauf setzen und mein Gesicht etwas von der Seite, nach dem Maler zu, wenden. — So saß ich ein paar Minuten ganz still, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnt' ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir grade gegenüber ein zerbrochner halber Spiegel, da mußte ich immerfort hineinsehen, und machte, wenn er eben malte, aus Langeweile allerlei Gesichter und Grimassen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder aufstehen sollte. Mein Gesicht auf dem Hirten war auch schon fertig, und sah so klar aus, daß ich mir ordentlich selber gefiel.

Er zeichnete nun in der frischen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu sang und zuweilen durch das offne Fenster in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber schnitt mir unterdeß noch eine Butterstolle und ging damit vergnügt im Zimmer auf und ab und besah mir die Bilder, die an der Wand aufgestellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz besonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?" frug ich den Maler. „Warum nicht gar!" erwiederte er, „die sind von den berühmten Meistern Leonardo da Vinci und Guido Reni — aber da weißt Du ja doch nichts davon!" — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „O," versetzte ich ganz gelassen, „die beiden Meister kenne ich wie meine Tasche." — Da machte er große Augen. „Wie so?" frug er geschwind. „Nun," sagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereist, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab' sie alle beide in der Schenke verlohren, und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapost immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entsetzlichen Steine flog, und" — „Oho! Oho!" unterbrach mich der Maler, und sah mich starr an, als wenn er mich für verrückt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach," rief er, „nun versteh' ich erst, Du bist mit zwei Malern gereist, die Guido und Leonhard hießen?" — Da ich das bejahte, sprang er rasch auf und sah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar," sagte er, „am Ende — spielst Du die Violine?" — Ich schlug auf meine Rocktasche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig," versetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutschland hier, die hat sich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Musikanten mit der Geige erkundigen lassen." — „Eine junge Gräfin aus Deutschland?" rief ich voller Entzücken aus, „ist der Portier mit?" — „Ja das weiß ich alles nicht," erwiederte der Maler, „ich sah sie nur einigemal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. — Kennst Du die?" fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finstern Stube die Laden aufmacht und einem die Morgensonne auf einmal über die Augen blitzt, es war — die schöne gnädige Frau! — sie stand in einem schwarzen Sammtkleide im Garten, und hob mit der einen Hand den Schleier vom Gesicht und sah still und freundlich in eine weite prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinsah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schlosse, und die Blumen und Zweige wiegten sich leise im Winde, und unten in der Tiefe sähe ich mein Zollhäuschen und die Landstraße weit durch's Grüne, und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie ist's, sie ist's!" rief ich endlich, erwischte meinen Hut, und rannte rasch zur Thür hinaus, die vielen Treppen hinunter, und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachschrie, ich sollte gegen Abend wieder kommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Capitel.

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich sogleich wieder in dem Gartenhause zu melden, wo die schöne Frau gestern gesungen hatte. Auf den Straßen war unterdeß alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenschein und neigten sich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karossen rasselten dazwischen, und von allen Thürmen läutete es zur Messe, daß die Klänge über dem Gewühle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor, und rannte in meiner Fröhlichkeit immer grade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich stand. Es war wie verzaubert, als wäre der stille Platz mit dem Brunnen, und der Garten, und das Haus bloß ein Traum gewesen, und beim hellen Tageslicht alles wieder von der Erde verschwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an sehr schwül zu werden, die Sonnenstrahlen schossen recht wie sengende Pfeile auf das Pflaster, die Leute verkrochen sich in die Häuser, die Jalousien wurden überall wieder zugemacht, und es war auf einmal wie ausgestorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem schönen Hause hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die stille Stadt, die in der plötzlichen Einsamkeit bei heller Mittagstunde ordentlich schauerlich aussah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenlosen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einschlummerte. Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einsamen grünen Wiese, ein warmer Sommerregen sprühte und glänzte in der Sonne, die so eben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Rasen fielen, waren es lauter schöne bunte Blumen, so daß ich davon ganz überschüttet war.

Aber wie erstaunte ich, als ich erwachte, und wirklich eine Menge schöner frischer Blumen auf und neben mir liegen sah! Ich sprang auf, konnte aber nichts besonderes bemerken, als bloß in dem Hause über mir ein Fenster ganz oben voll von duftenden Sträuchen und Blumen, hinter denen ein Papagey unablässig plauderte und kreischte. Ich las nun die zer-

streuten Blumen auf, band sie zusammen und steckte mir den Strauß vorn ins Knopfloch. Dann aber fing ich an, mit dem Papagey ein wenig zu diskuriren, denn es freute mich, wie er in seinem vergoldeten Gebauer mit allerlei Grimassen herauf und herunter stieg und sich dabei immer ungeschickt über die große Zehe trat. Doch ehe ich mich's versah, schimpfte er mich „furfante!“ Wenn es gleich eine unvernünftige Bestie war, so ärgerte es mich doch. Ich schimpfte ihn wieder, wir geriethen endlich beide in Hitze, je mehr ich auf Deutsch schimpfte, je mehr gurgelte er auf italienisch wieder auf mich los.

Auf einmal hörte ich Jemanden hinter mir lachen. Ich drehte mich rasch um. Es war der Maler von heute früh. „Was stellst Du wieder für tolles Zeug an!“ sagte er, „ich warte schon eine halbe Stunde auf Dich. Die Luft ist wieder kühler, wir wollen in einen Garten vor der Stadt gehen, da wirst Du mehrere Landsleute finden und vielleicht etwas näheres von der deutschen Gräfin erfahren.“

Darüber war ich außerordentlich erfreut, und wir traten unsern Spaziergang sogleich an, während ich den Papagey noch lange hinter mir drein schimpfen hörte.

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf schmalen steinigten Fußsteigen lange zwischen Landhäusern und Weingärten hinaufgestiegen waren, kamen wir an einen kleinen hochgelegenen Garten, wo mehrere junge Männer und Mädchen im Grünen um einen runden Tisch saßen. Sobald wir hinein traten, winkten uns alle zu, uns still zu verhalten, und zeigten auf die andere Seite des Gartens hin. Dort saßen in einer großen, grünverwachsenen Laube zwei schöne Frauen an einem Tisch einander gegenüber. Die eine sang, die andere spielte Guitarre dazu. Zwischen beiden hinter dem Tische stand ein freundlicher Mann, der mit einem kleinen Stäbchen zuweilen den Takt schlug. Dabei funkelte die Abendsonne durch das Weinlaub, bald über die Weinflaschen und Früchte, womit der Tisch in der Laube besetzt war, bald über die vollen, runden, blendendweißen Achseln der Frau mit der Guitarre. Die andere war wie verzückt und sang auf italienisch ganz außerordentlich künstlich, daß ihr die Flechsen am Halse aufschwollen.

Wie sie nun so eben, mit zum Himmel gerichteten Augen, eine lange Kadenz anhielt, und der Mann neben ihr mit aufgehobenem Stäbchen auf den Augenblick paßte, wo sie wieder in den Takt einfallen würde, und keiner im ganzen Garten zu athmen sich unterstand, da flog plötzlich die Gartenthüre weit auf, und ein ganz erhitztes Mädchen und hinter ihr ein junger Mensch mit einem feinen, bleichen Gesicht stürzten in großem Gezänke herein. Der erschrockene Musikdirektor blieb mit seinem aufgehobenen Stabe wie ein versteinerter Zauberer stehen, obgleich die Sängerin schon längst den langen Triller plötzlich abgeschnappt hatte, und zornig aufgestanden war. Alle übrigen zischten den Neuangekommenen wüthend an. „Barbar!“ rief ihm einer von dem runden Tische zu, „Du rennst da mitten in das sinnreiche Tableau von der schönen Beschreibung hinein, welche der seelige Hoffmann, Seite 347 des „Frauentaschenbuchs für 1816,“ von dem schönsten himmelschen Bilde giebt, daß im Herbst 1814 auf der Berliner Kunstausstellung zu sehen war!“ — Aber das half alles nichts. „Ach was;“ entgegnete der junge Mann, „mit Euren Tableau's! Mein selbst erfundenes Bild für die andern, und mein Mädchen für mich allein! So will ich es halten! O Du Ungetreue, Du Falsche!“ fuhr er dann von neuem gegen das arme Mädchen fort, „Du kritische Seele, die in der Malerkunst nur den Silberblick, und in der Dichtkunst nur den goldenen Faden sucht, und keinen Liebsten, sondern nur lauter Schätze hat! Ich wünsche Dir hinführo, anstatt eines ehrlichen malerischen Pinsels, einen alten Duca mit einer ganzen Münzgrube von Diamanten auf der Nase, und mit hellen Silberblick auf der kahlen Platte, und mit Goldschnitt auf den paar noch übrigen Haaren! Ja nur heraus mit dem verruchten Zettel, den Du da vorhin vor mir versteckt hast! Was hast Du wieder angezettelt? Von wem ist der Wisch, und an wen ist er?“

Aber das Mädchen sträubte sich standhaft, und je eifriger die Anderen den erboßten jungen Menschen umgaben und ihn mit großem Lärm zu trösten und zu beruhigen suchten, desto erhitzter und toller wurde er von dem Rumor, zumal da das Mädchen auch ihr Mäulchen nicht halten konnte, bis sie endlich weinend aus dem verworrenen Knäuel hervorflog, und sich auf einmal ganz unverhofft an meine Brust stürzte, um bei mir Schutz zu suchen. Ich stellte mich auch sogleich in die gehörige Positur, aber da die Andern in dem Getümmel so eben nicht auf uns Acht gaben, kehrte sie plötzlich das Köpfchen nach mir herauf und flüsterte mir mit ganz ruhigem Gesicht sehr leise und schnell ins Ohr: „Du abscheulicher Einnehmer! um Dich muß ich das alles leiden. Da steck' den fatalen Zettel geschwind zu Dir, Du findest darauf bemerkt, wo wir wohnen. Also zur bestimmten Stunde, wenn Du in's Thor kommst, immer die einsame Straße rechts fort! —“

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, denn wie ich sie nun erst recht ansah, erkannte ich sie auf einmal: es war wahrhaftig die schnippische Kammerjungfer vom Schloß, die mir damals an dem schönen Samstag's-Abende die Flasche mit Wein brachte. Sie war mir sonst niemals so schön vorgekommen, als da sie sich jetzt so erhitzt an mich lehnte, daß die schwarzen Locken über meinen Arm herabhingen. — „Aber, verehrteste Mamsell,“ sagte ich voller Erstaunen, „wie kommen Sie“ — „Um Gotteswillen, still nur, jetzt still!“ erwiederte sie, und sprang geschwind von mir fort auf die andere Seite des Gartens, eh' ich mich noch auf alles recht besinnen konnte.

Unterdeß hatten die Andern ihr erstes Thema fast ganz vergessen, zankten aber untereinander recht vergnüglich weiter, indem sie dem jungen Menschen beweisen wollten, daß er eigentlich betrunken sey, was sich für einen ehrliebenden Maler gar nicht schicke. Der runde fixe Mann aus der Laube, der — wie ich nachher erfuhr — ein großer Kenner und Freund von Künsten war, und aus Liebe zu den Wissenschaften gern alles mitmachte, hatte auch sein Stäbchen weggeworfen, und flankirte mit seinem fetten Gesicht, das vor Freundlichkeit ordentlich glänzte, eifrig mitten in dem dicksten Getümmel herum, um alles zu vermitteln und zu beschwichtigen, während er dazwischen immer wieder die lange Kadenz und das schöne Tableau bedauerte, das er mit vieler Mühe zusammengebracht hatte.

Mir aber war es so sternklar im Herzen, wie damals an dem glückseligen Sonnabend, als ich am offnen Fenster vor der Weinflasche bis tief in die Nacht hinein auf der Geige spielte. Ich holte, da der Rumor gar kein Ende nehmen wollte, frisch meine Violine wieder hervor und spielte, ohne mich lange zu besinnen, einen welschen Tanz auf, den sie dort im Gebirge tanzen, und den ich auf dem alten, einsamen Waldschlosse gelernt hatte.

Da reckten sie alle die Köpfe in die Höh. „Bravo, bravissima! ein deliziöser Einfall!“ rief der lustige Kenner von den Künsten, und lief sogleich von einem zum andern, um ein ländliches Divertissement, wie er's nannte, einzurichten. Er selbst machte den Anfang, indem er der Dame die Hand reichte, die vorhin in der Laube Guitarre gespielt hatte. Er begann darauf außerordentlich künstlich zu tanzen, schrieb mit den Fußspitzen allerlei Buchstaben in den Rasen, schlug ordentliche Triller mit den Füßen, und machte von Zeit zu Zeit ganz passable Luftsprünge. Aber er bekam es bald satt, denn er war etwas korpulent. Er machte immer kürzere und ungeschicktere Sprünge, bis er endlich ganz aus dem Kreise heraustrat und heftig pustete und sich mit seinem schneeweißen Schnupftuch unaufhörlich den Schweiß abwischte. Unterdeß hatte auch der junge Mensch, der nun wieder ganz gescheut geworden war, aus dem Wirthshause Castagnetten herbeigeholt, und ehe ich mich's versah, tanzten alle unter den Bäumen bunt durcheinander. Die untergegangene Sonne warf noch einige rothe Wiederscheine zwischen die dunklen Schatten und über das dunkle Gemäuer und die von Epheu wild überwachsenen halb versunkenen Säulen hinten im Garten, während man von der andern Seite tief unter den Weinbergen die Stadt Rom in den Abendgluthen liegen sah. Da tanzten sie alle lieblich im Grünen in der klaren stillen Luft, und mir lachte das Herz recht im Leibe, wie die schlanken Mädchen, und die Kammerjungfer mitten unter ihnen, sich so mit aufgehobenen Armen wie heidnische Waldnymphen zwischen dem Laubwerk schwangen, und dabei jedesmal in der Luft mit Castagnetten lustig dazu schnalzten. Ich konnte mich nicht länger halten, ich sprang mitten unter sie hinein und machte, während ich dabei immerfort geigte, recht artige Figuren.

Ich mochte eine ziemliche Weile so im Kreise herum gesprungen seyn, und merkte gar nicht, daß die andern unterdeß anfingen müde zu werden und sich nach und nach von dem Rasenplatze verloren. Da zupfte mich Jemand von hinten tüchtig an den Rockschößen. Es war die Kammerjungfer. „Sei kein Narr,“ sagte sie leise, „Du springst ja wie ein Ziegenbock! Studiere Deinen Zettel ordentlich, und komm bald nach, die schöne junge Gräfin wartet.“ — Und damit schlüpfte sie in der Dämmerung zur Gartenpforte hinaus, und war bald zwischen den Weingärten verschwunden.

Mir klopfte das Herz, ich wäre am liebsten gleich nachgesprungen. Zum Glück zündete der Kellner, da es schon dunkel geworden war, in einer großen Laterne an der Gartenthür Licht an. Ich trat heran und zog geschwind den Zettel heraus. Da war ziemlich kritzlich mit Bleifeder das Thor und die Straße beschrieben, wie mir die Kammerjungfer vorhin gesagt hatte. Dann stand: „Elf Uhr an der kleinen Thüre.“

Da war noch ein paar lange Stunden hin! — Ich wollte

mich demungeachtet sogleich auf den Weg machen, denn ich hatte keine Rast und Ruhe mehr; aber da kam der Maler, der mich hierher gebracht hatte, auf mich los. „Hast Du das Mädchen gesprochen?“ frug er, „ich seh' sie nirgends mehr; das war das Kammermädchen von der deutschen Gräfin.“ „Still, still!“ erwiederte ich, „die Gräfin ist noch in Rom.“ „Nun desto besser,“ sagte der Maler, „so komm und trink' mit uns auf ihre Gesundheit!“ und damit zog er mich, wie ich mich auch sträubte, in den Garten zurück.

Da war es unterdeß ganz öde und leer geworden. Die lustigen Gäste wanderten, jeder sein Liebchen am Arm, nach der Stadt zu, und man hörte sie noch durch den stillen Abend zwischen den Weingärten plaudern und lachen, immer ferner und ferner, bis sich endlich die Stimmen tief in dem Thale im Rauschen der Bäume und des Stromes verloren. Ich war nur noch mit meinem Maler, und dem Herrn Eckbrecht — so hieß der andre junge Maler, der sich vorhin so herum gezankt hatte — allein oben zurückgeblieben. Der Mond schien prächtig im Garten zwischen die hohen dunklen Bäume herein, ein Licht flackerte im Winde auf dem Tische vor uns und schimmerte über den vielen vergoßnen Wein auf der Tafel. Ich mußte mich mit hinsetzen und mein Maler plauderte mit mir über meine Herkunft, meine Reise, und meinen Lebensplan. Herr Eckbrecht aber hatte das junge hübsche Mädchen aus dem Wirthshause, nachdem sie uns Flaschen auf den Tisch gestellt, vor sich auf den Schoß genommen, legte ihr die Guitarre in den Arm, und lehrte sie ein Liedchen darauf klimpern. Sie fand sich auch bald mit den kleinen Händchen zurecht, und sie sangen dann zusammen ein italienisches Lied, einmal er, dann wieder das Mädchen eine Strophe, was sich in dem schönen stillen Abend prächtig ausnahm. — Als das Mädchen dann weggerufen wurde, lehnte sich Herr Eckbrecht mit der Guitarre auf der Bank zurück, legte seine Füße auf einen Stuhl, der vor ihm stand, und sang nun für sich allein viele herrliche deutsche und italienische Lieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Dabei schienen die Sterne prächtig am klaren Firmament, die ganze Gegend war wie versilbert vom Mondschein, ich dachte an die schöne Fraue, an die ferne Heimath, und vergaß darüber ganz meinen Maler neben mir. Zuweilen mußte Herr Eckbrecht stimmen, darüber wurde er immer ganz zornig. Er drehte und riß zuletzt an dem Instrument, daß plötzlich eine Seite sprang. Da warf er die Guitarre hin und sprang auf. Nun wurde er erst gewahr, daß mein Maler sich unterdeß über seinen Arm auf den Tisch gelegt hatte und fest eingeschlafen war. Er warf schnell einen weißen Mantel um, der auf einem Aste neben dem Tische hing, besann sich aber plötzlich, sah erst meinen Maler, dann mich ein paarmal scharf an, setzte sich darauf, ohne sich lange zu bedenken, grade vor mich auf den Tisch hin, räusperte sich, rückte an seiner Halsbinde, und fing dann auf einmal an, eine Rede an mich zu halten. „Geliebter Zuhörer und Landsmann!“ sagte er, „da die Flaschen beinah leer sind, und da die Moral unstreitig die erste Bürgerpflicht ist, wenn die Tugenden auf die Neige gehen, so fühle ich mich aus landsmännlicher Sympathie getrieben, Dir einige Moralität zu Gemüthe zu führen. — Man könnte zwar meinen,“ fuhr er fort, „Du sey'st ein bloßer Jüngling, während doch Dein Frack über die besten Jahre hinaus ist; man könnte vielleicht annehmen, Du habest vorhin wunderliche Sprünge gemacht, wie ein Satyr; ja, einige möchten wohl behaupten, Du seyest wohl gar ein Landstreicher, weil Du hier auf dem Lande bist und die Geige streichst; aber ich kehre mich an solche oberflächliche Urtheile nicht, ich halte mich an Deine feingespitzte Nase, ich halte Dich für ein vazirendes Genie.“ — Mich ärgerten die verfänglichen Redensarten, ich wollte ihm so eben recht antworten. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Siehst Du,“ sagte er, „wie Du Dich schon aufblähst von dem bischen Lobe. Gehe in Dich, und bedenke dieses gefährliche Metier! Wir Genie's — denn ich bin auch eins — machen uns aus der Welt eben so wenig, als sie aus uns, wir schreiten vielmehr ohne besondere Umstände in unsern Siebenmeilenstiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, grade auf die Ewigkeit los. O höchst klägliche, unbequeme, breitgespreizte Position, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenroth und zukünftige Kindergesichter dazwischen, mit dem andern Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo, wo das ganze Säkulum bei der guten Gelegenheit mitwill und sich an den Stiefel hängt, daß sie einem das Bein ausreißen möchten! Und alle das Zucken, Weintrinken und Hungerleiden lediglich für die unsterbliche Ewigkeit! Und siehe meinen Herrn Collegen dort auf der Bank, der gleichfalls ein Genie ist; ihm wird die Zeit schon zu lang, was wird er erst in der Ewigkeit anfangen?! Ja, hochgeschätzter Herr College, Du und ich und die Sonne, wir sind heute früh zusammen aufgegangen, und haben den ganzen Tag gebrütet und gemalt, und es war alles schön — und nun fährt die schläfrige Nacht mit ihrem Pelzärmel über die Welt und hat alle Farben verwischt.“ Er sprach noch immerfort und war dabei mit seinen verwirrten Haaren von dem Tanzen und Trinken im Mondschein ganz leichenblaß anzusehen.

Mir aber graute schon lange vor ihm und seinem wilden Gerede, und als er sich nun förmlich zu dem schlafenden Maler herum wandte, benutzte ich die Gelegenheit, schlich, ohne daß er es bemerkte, um den Tisch, aus dem Garten heraus, und stieg, allein und fröhlich im Herzen, an dem Rebengeländer in das weite, vom Mondschein beglänzte Thal hinunter.

Von der Stadt her schlugen die Uhren Zehn. Hinter mir hörte ich durch die stille Nacht noch einige Guitarren-Klänge und manchmal die Stimmen der beiden Maler, die nun auch nach Hause gingen, von ferne herüberschallen. Ich lief daher so schnell, als ich nur konnte, damit sie mich nicht weiter ausfragen sollten.

Am Thore bog ich sogleich rechts in die Straße ein, und ging mit klopfendem Herzen eilig zwischen den stillen Häusern und Gärten fort. Aber wie erstaunte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen heraus kam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da stand das einsame Gartenhaus wieder, im prächtigsten Mondschein, und auch die schöne Fraue sang im Garten wieder dasselbe italienische Lied, wie gestern Abend. — Ich rannte voller Entzücken erst an die kleine Thür, dann an die Hausthür, und endlich mit aller Gewalt an das große Gartenthor, aber es war alles verschlossen. Nun fiel mir erst ein, daß es noch nicht Elf geschlagen hatte. Ich ärgerte mich über die langsame Zeit, aber über das Gartenthor klettern, wie gestern, mochte ich wegen der guten Lebensart nicht. Ich ging daher ein Weilchen auf dem einsamen Platze auf und ab, und setzte mich endlich wieder auf den steinernen Brunnen voll Gedanken und stiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und still, ich hörte voll Vergnügen dem Gesange der schönen Frau zu, der zwischen dem Rauschen des Brunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblickt ich auf einmal eine weiße Gestalt, die von der andern Seite des Platzes herkam, und grade auf die kleine Gartenthür zuging. Ich blickte durch den Mondflimmer recht scharf hin — es war der wilde Maler in seinem weißen Mantel. Er zog schnell einen Schlüssel hervor, schloß auf, und ehe ich mich's versah, war er im Garten drinn.

Nun hatte ich gegen den Maler schon von Anfang eine absonderliche Pike wegen seiner unvernünftigen Reden. Jetzt aber gerieth ich ganz außer mir vor Zorn. Das liederliche Genie ist gewiß wieder betrunken, dachte ich, den Schlüssel hat er von der Kammerjungfer, und will nun die gnädige Frau beschleichen, verrathen, überfallen. — Und so stürzte ich durch das kleine, offengebliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz still und einsam darin. Die Flügelthür vom Gartenhause stand offen, ein milchweißer Lichtschein drang daraus hervor, und spielte auf dem Grase und den Blumen vor der Thür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen grünen Gemach, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die schöne gnädige Frau, mit der Guitarre im Arm, auf einem seidenen Faulbettchen, ohne in ihrer Unschuld an die Gefahren draußen zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit, hinzusehen, denn ich bemerkte so eben, daß die weiße Gestalt von der andern Seite ganz behutsam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhause zuschlich. Dabei sang die gnädige Frau so kläglich aus dem Hause, daß es mir recht durch Mark und Bein ging. Ich besann mich daher nicht lange, brach einen tüchtigen Ast ab, rannte damit gerade auf den Weißmantel los, und schrie aus vollem Halse „Mordjo!“ daß der ganze Garten erzitterte.

Der Maler, wie er mich so unverhofft daherkommen sah, nahm schnell Reißaus, und schrie entsetzlich. Ich schrie noch besser, er lief nach dem Hause zu, ich ihm nach — und ich hätt' ihn beinah schon erwischt, da verwickelte ich mich mit den Füßen in den fatalen Blumenstöcken, und stürzte auf einmal der Länge nach vor der Hausthür hin.

„Also Du bist es Narr!“ hört' ich da über mir ausrufen, „hast Du mich doch fast zum Tode erschreckt!“ — Ich raffte mich geschwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wische, steht die Kammerjungfer vor mir, die so eben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber,“ sagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?“ — „Ja freilich,“ entgegnete sie schnippisch, „sein Mantel wenigstens, den er mir, als ich ihn vorhin im Thore begegnete, umgehangen hat, weil mich fror.“ — Ueber dem Geplauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sopha aufgesprungen, und kam zu uns an die Thür. Mir klopfte das Herz zum Zer-

springen. Aber wie erschrack ich, als ich recht hinsah und, anstatt der schönen gnädigen Frau, auf einmal eine ganz fremde Person erblickte!

Es war eine etwas große korpulente, mächtige Dame mit einer stolzen Adlernase und hochgewölbten schwarzen Augenbraunen, so recht zum Erschrecken schön. Sie sah mich mit ihren großen funkelnden Augen so majestätisch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu lassen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente, und wollte ihr zuletzt gar die Hand küssen. Aber sie riß ihre Hand schnell weg, und sprach dann auch italienisch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verstand.

Unterdeß aber war von dem vorigen Geschrei die ganze Nachbarschaft lebendig geworden. Hunde bellten, Kinder schrien, zwischen durch hörte man einige Männerstimmen, die immer näher und näher auf den Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn sie mich mit feurigen Kugeln durchbohren wollte, wandte sich dann rasch nach dem Zimmer zurück, während sie dabei stolz und gezwungen auflachte, und schmiß mir die Thüre vor der Nase zu. Die Kammerjungfer aber erwischte mich ohne weiteres beim Flügel, und zerrte mich nach der Gartenpforte.

„Da hast Du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht," sagte sie unterweges voller Bosheit zu mir. Ich wurde auch schon giftig. „Nun zum Teufel!" sagte ich, „habt Ihr mich denn nicht selbst hierher bestellt?" — „Das ist's ja eben," rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es gut mit Dir, wirft Dir erst Blumen aus dem Fenster zu, singt Arien — und das ist nun ihr Lohn! Aber mit Dir ist nun einmal nichts anzufangen, Du trittst Dein Glück ordentlich mit Füßen." — „Aber," erwiederte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutschland, die schöne gnädige Frau" — „Ach" unterbrach sie mich, „die ist ja lange schon wieder in Deutschland, mit sammt Deiner tollen Amour. Und da lauf Du nur auch wieder hin! Sie schmachtet ohnedieß nach Dir, da könnt' Ihr zusammen die Geige spielen und in den Mond gucken, aber daß Du mir nicht wieder unter die Augen kommst!"

Nun aber entstand ein entsetzlicher Rumor und Spektakel hinter uns. Aus dem andern Garten kletterten Leute mit Knüppeln hastig über den Zaun, andere fluchten und durchsuchten schon die Gänge, desperate Gesichter mit Schlafmützen guckten im Mondschein bald da bald dort über die Hecken, es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Hecken und Sträuchern Gesindel heckte. — Die Kammerjungfer fackelte nicht lange. „Dort, dort läuft der Dieb!" schrie sie den Leuten zu, indem sie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann schob sie mich schnell aus dem Garten, und klappte das Pförtchen hinter mir zu.

Da stand ich nun unter Gottes freiem Himmel wieder auf dem stillen Platze mutterseelen allein, wie ich gestern angekommen war. Die Wasserkunst, die mir vorhin im Mondschein so lustig flimmerte, als wenn Englein darin auf und nieder stiegen, rauschte noch fort wie damals, mir aber war unterdeß alle Lust und Freude in den Brunnen gefallen. — Ich nahm mir nun fest vor, dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pommeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren, und wanderte noch zur selbigen Stunde zum Thore hinaus.

Neuntes Capitel.

Die treuen Berg' steh'n auf der Wacht:
„Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Haid'?" —
Ich aber mir die Berg' betracht'
Und lach' in mich vor großer Lust,
Und rufe recht aus frischer Brust
Parol und Feldgeschrei sogleich:
Vivat Oestreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund,
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansthurm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und säh mich gern,
Und ist er's nicht, so kommt er doch gleich,
Vivat Oestreich!

Ich stand auf einem hohen Berge, wo man zum erstenmal nach Oestreich hineinsehen kann, und schwenkte voller Freude noch mit dem Hute und sang die letzte Strophe, da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Musick von Blasinstrumenten mit ein. Ich dreh' mich schnell um und erblicke drei junge Gesellen in langen blauen Mänteln, davon bläst der Eine Oboe, der Andere die Klarinett, und der Dritte, der einen alten Dreistutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn — die akkompagnirten mich plötzlich, daß der ganze Wald erschallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor, und spiele und singe sogleich frisch mit. Da sah einer den Andern bedenklich an, der Waldhornist ließ dann zuerst seine Pausbacken wieder einfallen und setzte sein Waldhorn ab, bis am Ende Alle stille wurden, und mich anschauten. Ich hielt verwundert ein, und sah sie auch an. — „Wir meinten," sagte endlich der Waldhornist, „weil der Herr so einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reisender Engländer, der hier zu Fuß die schöne Natur bewundert; da wollten wir uns ein Viatikum verdienen. Aber, mir scheint, der Herr ist selber ein Musikant." — „Eigentlich ein Einnehmer," versetzte ich, „und komme direkt von Rom her, da ich aber seit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, so habe ich mich unterweges mit der Violine durchgeschlagen." — „Bringt nicht viel heut zu Tage!" sagte Waldhornist, der unterdeß wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit seinem Dreistutzer ein kleines Feuer anfachte, das sie dort angezündet hatten. „Da gehn die blasenden Instrumente schon besser," fuhr er fort; „wenn so eine Herrschaft ganz ruhig zu Mittag speist, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus und fangen alle drei aus Leibeskräften zu blasen an — gleich kommt ein Bedienter herausgesprungen mit Geld oder Essen, damit sie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Collation mit einnehmen?"

Das Feuer loderte nun recht lustig im Walde, der Morgen war frisch, wir setzten uns alle rings umher auf den Rasen, und zwei von den Musikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch schon Milch war, vom Feuer, holten Brod aus ihren Manteltaschen hervor, und tunkten und tranken abwechselnd aus dem Topfe, und es schmeckte ihnen so gut, daß es ordentlich eine Lust war anzusehen. — Der Waldhornist aber sagte: „Ich kann das schwarze Gesöff nicht vertragen," und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen übereinander gelegten Butterschnitte, dann brachte er eine Flasche Wein zum Vorschein. „Will der Herr nicht auch einen Schluck?" — Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber schnell wieder absetzen und das ganze Gesicht verziehn, denn es schmeckte wie Dreimännerwein. „Hiesiges Gewächs," sagte der Waldhornist, „aber der Herr hat sich in Italien den deutschen Geschmack verdorben."

Darauf kramte er eifrig in seinem Schubsack und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiser in vollem Ornate zu sehen war, den Zepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete sie auf dem Boden behutsam auseinander, die Andern rückten näher heran, und sie berathschlagten nun zusammen, was sie für eine Marschroute nehmen sollten.

„Die Vakanz geht bald zu Ende," sagte der Eine, „wir müssen uns gleich von Linz abwenden, so kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag." — „Nun wahrhaftig!" rief der Waldhornist, „wem willst Du da was vorpfeifen? Nichts als Wälder und Kohlenbauern, kein geläuterter Kunstgeschmack, keine vernünftige freie Station!" — „O Narrenspossen!" erwiederte der Andere, „die Bauern sind mir grade die Liebsten, die wissen am Besten wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht so genau, wenn man manchmal eine falsche Note bläßt." — „Das macht, Du hast kein point d'honneur," versetzte der Waldhornist, „odi profanum vulgus et arceo, sagt der Lateiner." — Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben," meinte der Dritte, „so kehren wir bei den Herrn Pfarrern ein." — „Gehorsamster Diener! sagte der Waldhornist, „die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht so unnütz in der Welt herumschweifen, sondern uns besser auf die Wissenschaften appliciren sollen, besonders wenn sie in mir den künftigen Herrn Konfrater wittern. Nein, nein, Clericus clericum non decimat. Aber was giebt es denn da überhaupt für große Noth? die Herren Professoren sitzen auch noch im Karlsbade, und halten selbst den Tag nicht so genau ein." — „Ja, distinguendum est inter et inter," erwiederte der Andere, „quod licet Jovi, non licet bovi!"

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Respekt vor ihnen, besonders da ihnen das Latein nur so wie Wasser vom Munde floß. — „Ist der Herr auch ein Studirter?" fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiederte bescheiden, daß ich immer besondere Lust zum Studiren, aber kein Geld gehabt hätte. — „Das thut gar nichts," rief der Waldhornist, „wir haben auch weder Geld, noch reiche Freundschaft. Aber ein gescheuter Kopf muß sich zu helfen wissen. Aurora musis amica, das heißt zu

deutsch: mit vielem frühstücken sollst Du Dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geschrei aus dem alten finstern Kollegium heraus brechen und im Sonnenscheine durch die Gassen schwärmen — da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeister und finden unsern gedeckten Tisch, und ist er auch nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel darnach und essen, und perfektioniren uns dabei noch im Lateinischsprechen. Sieht der Herr, so studiren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt, und die Andern fahren und reiten zu ihren Aeltern fort, da wandern wir mit unsern Instrumenten unter'm Mantel durch die Gassen zum Thore hinaus, und die ganze Welt steht uns offen."

Ich weiß nicht — wie er so erzählte — ging es mir recht durch's Herz, daß so gelehrte Leute so ganz verlassen seyn sollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich selber nicht anders ginge, und die Thränen traten mir in die Augen. — Der Waldhornist sah mich groß an. „Das thut gar nichts," fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht so reisen: Pferde und Kaffee und frischüberzogene Betten, und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbestellt. Das ist just das Schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann." — „Ja," sagte der Andere, „und wo wir hinkommen und unsere Instrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mittagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten, und im Hausflur blasen, da tanzen die Mägde mit einander vor der Hausthür, und die Herrschaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit sie die Musik drin besser hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall heraus gezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen sich fast die Hälse, um die Musikanten draußen zu sehn." — „Wahrhaftig," rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, „laßt die Andern nur ihre Kompendien repetiren, wir studiren unterdeß in dem großen Bilderbuche, daß der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat! Ja glaub' nur der Herr, aus uns werden grade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wissen und mit der Faust auf die Kanzel schlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte."

Wie sie so sprachen, wurde mir so lustig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit studiren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören, denn ich unterhalte mich gern mit studirten Leuten, wo man etwas profitiren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurse kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angst geworden, weil die Vakanz so bald zu Ende gehen sollte. Er hatte daher hurtig sein Klarinett zusammengesetzt, ein Notenblatt vor sich auf das aufgestemmte Knie hingelegt, und exerzirte sich eine schwierige Passage aus einer Messe ein, die er mitblasen sollte, wenn sie nach Prag zurückkamen. Da saß er nun und fingerte und pfiff dazwischen machmal so falsch, daß es einem durch Mark und Bein ging und man oft sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Auf einmal schrie der Waldhornist mit seiner Baßstimme. „Topp, da hab' ich es," er schlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der Andere ließ auf einen Augenblick von seinem fleißigen Blasen ab, und sah ihn verwundert an. „Hört," sagte der Waldhornist, „nicht weit von Wien ist ein Schloß, auf dem Schlosse ist ein Portier, und der Portier ist mein Vetter! Theuerste Kondiszipels, da müssen wir hin, machen dem Herrn Vetter unser Kompliment, und er wird dann schon dafür sorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!" — Als ich das hörte, fuhr ich geschwind auf. „Bläst er nicht auf dem Fagott?" rief ich, „und ist von langer grader Leibesbeschaffenheit, und hat eine große vornehme Nase?" — Der Waldhornist nickte mit dem Kopfe. Ich aber embrassirte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreistutzer vom Kopfe fiel, und wir beschlossen nun sogleich, alle miteinander im Postschiffe auf der Donau nach dem Schloß der schönen Gräfin hinunter zu fahren.

Als wir an das Ufer kamen, war schon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gastwirth, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, stand breit und behaglich in seiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abschied allerlei Witze und Redensarten erschallen, während in jedem Fenster ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die so eben die letzten Pakete nach dem Schiffe schafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Ueberrock und schwarzen Halstuch, der auch mitfahren wollte, stand am Ufer, und sprach sehr eifrig mit einem jungen schlanken Bürschchen, das mit langen ledernen Beinkleidern und knapper, scharlachrother Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer saß. Es schien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn sie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir sprächen. — Zuletzt lachte der alte Herr, das schlanke Bürschchen schnallzte mit der Reitgerte, und sprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landschaft hinein.

Unterdeß hatten die Studenten und ich unsere Kasse zusammengeschossen. Der Schiffer lachte und schüttelte den Kopf, als ihm der Waldhornist damit unser Fährgeld in lauter Kupferstücken aufzählte, die wir mit großer Noth aus allen unsern Taschen zusammen gebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau so recht vor mir sah; wir sprangen geschwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und so flogen wir nun im schönsten Morgenglanze zwischen den Bergen nnd Wiesen hinunter.

Da schlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern, hoch in der Luft hörte man machmal die Lerchen dazwischen. Von dem Schiffe aber jubilirte und schmetterte ein Kanarienvogel mit darein, daß es eine rechte Lust war.

Der gehörte einem hübschen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben sich stehen, von der andern Seite hielt sie ein feines Bündel Wäsche unterm Arm, so saß sie ganz still für sich und sah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiseschuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Wasser vor sich hinunter, und die Morgensonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der sie die Haare sehr sauber gescheitelt hatte. Ich merkte wohl, daß die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angesponnen hätten, denn sie gingen immer an ihr vorüber, und der Waldhornist räusperte sich dabei und rückte bald an seiner Halsbinde, bald an dem Dreistutzer. Aber sie hatten keine rechte Kourage, und das Mädchen schlug auch jedesmal die Augen nieder, sobald sie ihr näher kamen.

Besonders aber genirten sie sich vor dem ältlichen Herrn, mit dem grauen Ueberrock, der nun auf der andern Seite des Schiffes saß, und den sie gleich für einen Geistlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor sich, in welchem er las, dazwischen aber oft in die schöne Gegend von dem Buche aufsah, dessen Goldschnitt und die vielen dareingelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenschein blitzten. Dabei bemerkte er auch sehr gut, was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn; denn es dauerte nicht lange, so redete er einen Studenten lateinisch an, worauf alle drei heran traten, die Hüte vor ihm abnahmen, und ihm wieder lateinisch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdeß ganz vorn auf die Spitze des Schiffes gesetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Wasser herunter baumeln, und blickte, während das Schiff so fort flog und die Wellen unter mir rauschten und schäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Thurm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verschwand. Wenn ich nur heute Flügel hätte! dachte ich, und zog endlich vor Ungeduld meine liebe Violine hervor, und spielte alle meine ältesten Stücke durch, die ich noch zu Hause und auf dem Schloß der schönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir Jemand von hinten auf die Achsel. Es war der geistliche Herr, der unterdeß sein Buch weggelegt, und mir schon ein Weilchen zugehört hatte. „Ey," sagte er lachend zu mir, „ey, Herr Ludi magister, Essen und Trinken vergißt er." Er hieß mich darauf meine Geige einstecken, um einen Inbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen lustigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tisch hinstellen lassen, und ich, die Studenten, und selbst das junge Mädchen mußten uns auf die Fäßer und Pakete ringsherum setzen.

Der geistliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterschnitten aus, die sorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaschen und einen silbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, schenkte ein, kostete erst, roch daran und prüfte wieder und reichte dann einem Jeden von uns. Die Studenten saßen ganz kerzengrade auf ihren Fässern, und aßen und tranken nur sehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelchen in den Becher, und blickte dabei schüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten, aber je öfter sie uns ansah, je dreister wurde sie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geistlichen Herrn, daß sie nun zum erstenmale von Hause in Condition komme, und so eben auf das Schloß ihrer neuen Herrschaft reise. Ich wurde über und über roth, denn sie nannte dabei das Schloß der schönen gnädigen Frau. — Also das soll meine zukünftige Kammerjungfer seyn! dachte ich und sah sie groß an, und mir schwindelte fast dabei. — „Auf dem Schlosse wird es bald eine große Hochzeit geben," sagte darauf der geistliche Herr. „Ja," erwiederte das Mädchen, die gern von der Geschichte mehr gewußt hätte; „man sagt, es wäre schon eine alte, heimliche Liebschaft gewesen, die Gräfin hätte es aber niemals zugeben wollen." Der Geistliche antwortete nur mit: „Hm, hm,!" während er seinen Jagdbecher vollschenkte, und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tisch vorgelegt, um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geistliche Herr bemerkte es. „Ich kann's Euch wohl sagen," hub er wieder an, „die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundschaft ausgeschickt, ob der Bräutigam schon vielleicht hier in der Gegend sey. Eine Dame aus Rom hat geschrieben, daß er schon lange von dort fort sey." — Wie er von der Dame aus Rom anfing, wurd' ich wieder roth. „Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?" fragte ich ganz verwirrt. — „Nein," erwiederte der alte Herr, „aber soll ein lustiger Vogel sein." — „O ja," sagte ich hastig, „ein Vogel, der aus jeden Käfig ausreißt, sobald er nur kann, und lustig singt, wenn er wieder in der Freiheit ist." — „Und sich in der Fremde herumtreibt," fuhr der Herr gelassen fort, „in der Nacht paßatim geht, und am Tage vor den Hausthüren schläft." — Mich verdroß das sehr. „Ehrwürdiger Herr," rief ich ganz hitzig aus, „da hat man Euch falsch berichtet. Der Bräutigam ist ein moralischer, schlanker, hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schlosse auf großem Fuß gelebt hat, der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen ist, der sein Geld sehr wohl zu Rathe zu halten weiß, wenn er nur welches hätte, der" — „Nun, nun, ich wußte nicht, daß Ihr ihn so gut kennt," unterbrach mich hier der Geistliche, und lachte dabei so herzlich, daß er ganz blau im Gesichte wurde, und ihm die Thränen aus den Augen rollten. — „Ich hab' doch aber gehört," ließ sich nun das Mädchen wieder vernehmen, „der Bräutigam wäre ein großer, überaus reicher Herr." — „Ach Gott, ja doch, ja! Confusion, nichts als Confusion!" rief der Geistliche und konnte sich noch immer vor Lachen nicht zu Gute geben, bis er sich endlich ganz verhustete. Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh und rief: „das Brautpaar soll leben!" — Ich wußte gar nicht, was ich von dem Geistlichen und seinem Gerede denken sollte, ich schämte mich aber, wegen der römischen Geschichten, ihm hier vor allen Leuten zu sagen, daß ich selber der verlorene glückseelige Bräutigam sey.

Der Becher ging wieder fleißig in die Runde, der geistliche Herr sprach dabei freundlich mit Allen, so daß ihm bald ein Jeder gut wurde, und am Ende alles fröhlich durcheinander sprach. Auch die Studenten wurden immer redseliger und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis sie endlich gar ihre Instrumente holten und lustig zu blasen anfingen. Die kühle Wasserluft strich dabei durch die Zweige der Laube, die Abendsonne vergoldete schon die Wälder und Thäler, die schnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen wiederhallten. — Und als dann der Geistliche von der Musik immer vergnügter wurde und lustige Geschichten aus seiner Jugend erzählte: wie auch er zur Vakanz über Berge und Thäler gezogen, und oft hungrig und durstig, aber immer fröhlich gewesen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vakanz sey zwischen der engen düstern Schule und der ernsten Amtsarbeit — da tranken die Studenten noch einmal herum, und stimmten dann frisch ein Lied an, daß es weit in die Berge hineinschallte:

Nach Süden nun sich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel' Wandrer lustig schwenken
Die Hüt' im Morgenstrahl.
Das sind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es geht,
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein schweifen,
Die Fenster schimmern weit,
Am Fenster dreh'n und schleifen
Viel schön geputzte Leut.
Wir blasen vor den Thüren
Und haben Durst genug,
Das kommt vom Musiciren,
Herr Wirth, einen frischen Trunk!
Und siehe über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo!

Nun weht schon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir streichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerrissen sind die Schuh,
Da blasen wir geschinde
Und singen noch dazu:
Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

Ich, die Schiffer und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verstanden, stimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein, ich aber jauchzte am allervergnügtesten, denn ich sah so eben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendsonne über die Bäume hervorkommen.

Zehntes Capitel.

Das Schiff stieß an das Ufer, wir sprangen schnell ans Land und vertheilten uns nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geistliche Herr nahm eiligen Abschied und ging mit großen Schritten nach dem Schlosse zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüsch, wo sie noch geschwind ihre Mäntel ausklopften, sich in dem vorüberfließenden Bache waschen, und einer den andern rasiren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirthshause unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirthin, die ich ihr als eine gute Person rekommandirt hatte, ein besseres Kleid anzulegen, ehe sie sich oben im Schlosse vorstellte. Mir aber leuchtete der schöne Abend recht durchs Herz, und als sie sich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte sogleich nach dem herrschaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, stand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrschaftlichen Garten rauschten noch immer darüber hin, ein Goldammer, der damals auf dem Kastanienbaume vor dem Fenster jedesmal bei Sonnenuntergang sein Abendlied gesungen hatte, sang auch wieder, als wäre seitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenster im Zollhause stand offen, ich lief voller Freuden hin und steckte den Kopf in die Stube hinein. Es war Niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtisch stand am Fenster, und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerstehen, ich sprang durch das Fenster hinein, und setzte mich an den Schreibtisch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeschlagenen Buche, die Bienen summten wieder an dem offnen Fenster hin und her, der Goldammer draußen auf dem Baume sang fröhlich immerzu. — Auf einmal aber ging die Thüre aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktirten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Thüre stehen, wie er mich so unversehens erblickte, nahm schnell die Brille von der Nase, und sah mich grimmig an. Ich aber erschrack nicht wenig darüber, sprang, ohne ein Wort zu sagen auf, und lief aus der Hausthür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich sah, nach des Portiers Rath statt meiner Blumen angeflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Thür herausfuhr und hinter mir drein schimpfte, aber ich saß schon oben auf der hohen Gartenmauer, und schaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubiliren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer, aber die

vergoldeten Wipfel neigten sich im Abendwinde vor mir, als wollten sie mich bewillkommnen, und seitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwischen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten singen:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Die Stimme und das Lied klang mir so wunderlich, und doch wieder so altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das ist der Herr Guido!" rief ich endlich voller Freude, und schwang mich schnell in den Garten hinunter — es war dasselbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italienischen Wirthshauses sang, wo ich ihn zum letztenmal gesehn hatte.

Er sang noch immer fort, ich aber sprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwischen den letzten Rosensträuchern hervor trat, blieb ich plötzlich wie verzaubert stehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom Abendroth beschienen, saß die schöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und rothen Rosen in dem schwarzen Haar, mit niedergeschlagenen Augen auf einer Steinbank und spielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor sich auf dem Rasen, grade so wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der schönen Frau vorsingen mußte. Ihr gegenüber saß eine andere junge Dame, die hatte den weißen runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet, und sang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem stillen Weiher langsam im Kreise herumschwammen. — Da hob die schöne Frau auf einmal die Augen, und schrie laut auf, da sie mich erblickte. Die andere Dame wandte sich rasch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Gesicht flogen, und da sie mich recht ansah, brach sie in ein unmäßiges Lachen aus, sprang dann von der Bank und klatschte dreimal mit den Händchen. In demselben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blüthenweißen kurzen Kleidchen mit grünen und rothen Schleifen zwischen den Rosensträuchern hervorgeschlüpft, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wo sie alle gesteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, schlossen schnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und sangen dabei:

Wir bringen Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Lust und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freischützen. Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte sie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreise entwischt, aber die kleinen schnippischen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geschichte eigentlich bedeuten sollte, und stand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüsch hervor. Ich traute meinen Augen kaum — es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und standen auf einmal wie verzaubert, alle unbeweglich auf einem Beinchen, während sie das andere in die Luft streckten, und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die schöne gnädige Frau, die noch immer ganz still stand und nur manchmal auf mich herüber blickte, bei der Hand, führte sie bis zu mir und sagte:

„Die Liebe — darüber sind nun alle Gelehrten einig — ist eine der kuragiösesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Bastionen von Rang und Stand schmettert sie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt ist ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, sie ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte von einander wandern, in desto anständigern Bogen bläst der Reisewind den schillernden Mantel hinter ihnen auf, desto kühner und überraschender entwickelt sich der Faltenwurf, desto länger und länger wächst der Talar den Liebenden hinten nach, so daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unversehens auf ein Paar solche Schleppen zu treten. O theuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in diesem Mantel bis an den Gestaden der Tiber dahinrauschtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen. — Und nun dann, da es so gekommen ist, Ihr zwei lieben, lieben närrischen Leute! schlagt den seeligen Mantel um Euch, daß die ganze andere Welt rings um Euch untergeht — liebt Euch wie die Kaninchen und seyd glücklich!"

Der Herr Leonhard war mit seinem Sermon kaum erst fertig, so kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen gesungen hatte, auf mich los, setzte mir schnell einen frischen Myrthenkranz auf den Kopf, und sang dazu sehr neckisch, während sie mir den Kranz in den Haaren festrückte und ihr Gesichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich Dir gewogen,
Darum wird Dein Haupt geschmückt,
Weil der Strich von Deinem Bogen
Oefters hat mein Herz entzückt.

Dann trat sie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennst Du die Räuber noch, die Dich damals in der Nacht vom Baume schüttelten?" sagte sie, indem sie einen Knix mir machte und mich so anmuthig und fröhlich ansah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging sie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welschen Beischmack! aber nein, sieh doch nur einmal die dicken Taschen an!" rief sie plötzlich zu der schönen gnädigen Frau, „Violine, Wäsche, Barbirmesser, Reisekoffer, alles durcheinander!" Sie drehte mich dabei nach allen Seiten, und konnte sich vor Lachen gar nicht zu Gute geben. Die schöne gnädige Frau war unterdeß noch immer still, und mochte gar nicht die Augen aufschlagen vor Schaam und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte sie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich stürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen, und sie verbarg ihr Gesicht an der Brust der andern Dame. Diese sah sie erst erstaunt an, und drückte sie dann herzlich an sich.

Ich aber stand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, desto deutlicher erkannte ich sie, es war wahrhaftig niemand anders, als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht was ich sagen sollte, und wollte so eben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr sprach. „Weiß er denn noch nicht?" hörte ich ihn fragen. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Er besann sich darauf einen Augenblick. „Nein, nein," sagte er endlich, „er muß schnell alles erfahren, sonst entsteht nur neues Geplauder und Gewirre."

„Herr Einnehmer," wandte er sich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber thu mir den Gefallen und wundere Dich hier in aller Geschwindigkeit aus, damit Du nicht hinterher durch Fragen, Erstaunen und Kopfschütteln unter den Leuten alte Geschichten aufrührst, und neue Erdichtungen und Vermuthungen ausschüttelst." — Er zog mich bei diesen Worten tiefer in das Gebüsch hinein, während das Fräulein mit der, von der schönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Gesichtchen schüttelte, durch die ich aber doch sehen konnte, daß sie bis an die Stirn roth wurde. — „Nun denn," sagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier so eben thun will, als hörte und wüßte sie von der ganzen Geschichte nichts, hatte in aller Geschwindigkeit ihr Herzchen mit Jemandem vertauscht. Darüber kommt ein Andrer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum sein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz ist aber schon bei Jemand, und Jemands Herz bei ihr, und der Jemand will sein Herz nicht wieder haben, und ihr Herz nicht wieder zurück geben. Alle Welt schreit — aber Du hast wohl noch keinen Roman gelesen?" — Ich verneinte es. — „Nun, so hast Du doch einen mitgespielt. Kurz: das war eine solche Konfusion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt selbst ins Mittel legen mußte. Ich schwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und so ging es fort nach Süden, um sie in einem meiner einsamen Schlösser in Italien zu verbergen, bis das Geschrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterweges aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welschen Wirthshauses, vor dem Du so vortrefflich Wache schliefst, erblickte Flora plötzlich unsere Verfolger." — „Also der bucklichte Signor?" — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder, und ließen Dich auf dem vorbestell-

ten Postkurse allein fortfahren. Das täuschte unsere Verfolger, und zum Ueberfluß auch noch meine Leute auf dem Bergschlosse, welche die verkleidete Flora stündlich erwarteten, und mit mehr Diensteifer als Scharfsinn Dich für das Fräulein hielten. Selbst hier auf dem Schlosse glaubte man, daß Flora auf dem Felsen wohne, man erkundigte sich, man schrieb an sie — hast Du nicht ein Briefchen erhalten?" — Bei diesen Worten fuhr ich blitzschnell mit dem Zettel aus der Tasche. — „Also dieser Brief?" — „Ist an mich," sagte Fräulein Flora, die bisher auf unsre Rede gar nicht Acht zu geben schien, riß mir den Zettel rasch aus der Hand, überlas ihn und steckte ihn dann in den Busen. — „Und nun," sagte Herr Leonhard, „müssen wir schnell in das Schloß, da wartet schon Alles auf uns. Also zum Schluß, wie sich's von selbst versteht und einem wohlerzognen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen, und übermorgen ist Hochzeit!"

Da er noch so sprach, erhob sich plötzlich in dem Gebüsch ein rasender Spektakel von Pauken und Trommeten, Hörnern und Posaunen; Böller wurden dazwischen gelöst und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn sie aus der Erde wüchsen. Ich sprang in dem Geschwirre und Geschleife Ellenhoch von einer Seite zur andern, da es aber schon dunkel wurde, erkannte ich erst nach und nach alle die alten Gesichter wieder. Der alte Gärtner schlug die Pauken, die Prager Studenten in ihren Mänteln musicirten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf seinem Fagot. Wie ich den so unverhofft erblickte, lief ich sogleich auf ihn zu, und embrassirte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Concept. „Nun wahrhaftig und wenn der bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr!" rief er den Studenten zu, und blies ganz wüthend weiter.

Unterdeß war die schöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entsprungen, und flog wie ein aufgescheuchtes Reh über den Rasen tiefer in den Garten hinein. Ich sah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligst nach. Die Musikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, sie meinten nachher: wir wären schon nach dem Schlosse aufgebrochen, und die ganze Bande setzte sich nun mit Musik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marsch.

Wir aber waren fast zu gleicher Zeit in einem Sommerhause angekommen, daß am Abhange des Gartens stand, mit dem offnen Fenster nach dem weiten tiefen Thale zu. Die Sonne war schon lange untergegangen hinter den Bergen, es schimmerte nur noch wie ein röthlicher Duft über dem warmen, verschallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher herauf rauschte, je es stiller ringsum wurde. Ich sah unverwandt die schöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir stand, so daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz schlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich sprechen sollte vor Respekt, da ich auf einmal so allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines weißes Händchen — da zog sie mich schnell an sich und fiel mir um den Hals, und ich umschlang sie fest mit beiden Armen.

Sie machte sich aber geschwind wieder los und legte sich ganz verwirrt in das Fenster, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach," rief ich, „mir ist mein Herz recht zum Zerspringen, aber ich kann mir noch alles recht denken, es ist mir alles noch wie ein Traum!" — „Mir auch," sagte die schöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer," setzte sie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam, und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten, und mit zurückbrachten, von Dir aber dort und hier nichts hörten — da dacht' ich nicht, daß alles noch so kommen würde! Erst heut zu Mittag sprengte der Jokey, der gute flinke Bursch, athemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß Du mit dem Postschiffe kämst." — Dann lachte sie still in sich hinein. „Weißt Du noch," sagte sie, „wie Du mich damals auf dem Balkon zum letzenmal sahst? das war grade wie heute, auch so ein stiller Abend, und Musik im Garten." — „Wer ist denn eigentlich gestorben?" frug ich hastig. — „Wer denn?" sagte die schöne Frau und sah mich erstaunt an. — „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden," erwiederte ich, „der damals mit auf dem Balkon stand." — Sie wurde ganz roth. „Was hast Du auch für Seltsamkeiten im Kopf!" rief sie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reisen zurückkam, und es traf grade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb bist Du wohl damals von hier fortgelaufen?" — „Ach Gott, freilich!" rief ich aus, und schlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber schüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt, und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus. — „Siehst Du," sagte sie nach einem Weilchen wieder, „daß weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, sammt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt es schon lange, daß wir einander gut sind, und ist Dir sehr gewogen, denn hätt' er Dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Pensions-Anstalt entführte, so wären sie beide erwischt worden, ehe sie sich vorher noch mit der Gräfin versöhnten, und alles wäre anders gekommen." — „Mein Gott, schönste, gnädigste Gräfin," rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; also der Herr Leonhard?" — „Ja, ja," fiel sie mir in die Rede, „so nannte er sich in Italien; dem gehören die Herrschaften da drüben, und er heirathet nun unsere Gräfin Tochter, die schöne Flora. — Aber was nennst Du mich denn Gräfin?" — Ich sah sie groß an. — „Ich bin ja gar keine Gräfin," fuhr sie fort, „unsere gnädige Gräfin hat mich nur zu sich auf's Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Weise mit hierher brachte."

Nun wars mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott segne den Portier," versetzte ich ganz entzückt, „daß er unser Onkel ist! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten." — „Er meint es auch gut mit Dir," erwiederte sie, „wenn Du Dich nur etwas vornehmer hieltest, sagt er immer. Du mußt Dich jetzt auch eleganter kleiden" — „O," rief ich voller Freuden, „englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen! und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehn die schönen Wasserkünste, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!" — Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf — und es war alles, alles gut!

Gedichte *)

von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Winterlied.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus,
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüten-Flocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Das Ständchen.

Auf die Dächer zwischen blassen
Wolken scheint der Mond herfür,
Ein Student dort auf der Gassen
Singt vor seiner Liebsten Thür.

*) Aus: Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1838. Leipzig.

Und die Brunnen rauschen wieder
Durch die stille Einsamkeit
Und der Wald vom Berge nieder,
Wie in alter schöner Zeit.

So in meinen jungen Tagen
Hab' ich manche Sommernacht
Auch die Laute hier geschlagen
Und manch lust'ges Lied erdacht.

Aber von der stillen Schwelle
Trugen sie mein Lieb' zur Ruh —
Und du, fröhlicher Geselle,
Singe, sing' nur immer zu!

Frühlingsklänge.

Vom Münster Trauer-Glocken klingen,
Vom Thal ein Jauchzen schallt herauf.
Zur Ruh sie dort dem Todten singen,
Die Lerchen jubeln: wache auf!
Mit Erde sie ihn still bedecken,
Das Grün aus allen Gräbern bricht,
Die Ströme hell durch's Land sich strecken,
Der Wald ernst wie in Träumen spricht,
Und bei den Klängen, Jauchzen, Trauern,
So weit in's Land man schauen mag,
Es ist ein tiefes Frühlingsschauern
Als wie ein Auferstehungstag.

Kriegslied.

Nicht mehr in Waldesschauern
An jäher Klüfte Rand,
Wo dunkle Tannen trauern,
Siehst du die Brut mehr lauern
Auf wüster Felsenwand.

Die Greiffen nicht mehr fliegen
Lindwürm' auf heißem Sand
Nicht mehr mit Löwen kriegen,
Auf ihren Bäuchen liegen
Die Drachen im platten Land.

Doch wo das Leben schimmelt,
Soweit man reisen kann,
Von Würmern es noch wimmelt,
Und was auf Erden himmelt,
Sie hauchen's giftig an.

Noch halten sie in Schlingen
Die wunderschöne Braut,
Bei Nacht hört man ihr Singen
Die stille Luft durchdringen
Mit tiefem Klagelaut.

Das ist die Brut der Natter,
Die immer neu entstand:
Philister und ihre Gevatter,
Die machen groß Geschnatter
Im deutschen Vaterland.

Sankt Georg, du blanker Streiter,
Leg' deine Lanze ein,
Und wo ein wackrer Reiter,
Dem noch das Herz wird weiter,
Der steche frisch mit drein!

Guter Rath.

Springer, der in luft'gem Schreiten
Ueber die gemeine Welt,
Kokettiret mit den Leuten,
Sicherlich vom Seile fällt.

Schiffer, der nach jedem Winde,
Blas' er witzig oder dumm,
Seine Segel stellt geschwinde,
Kommt im Wasser schmählich um.

Weisen Sterne doch die Richtung,
Hörst du Nachts doch fernen Klang,
Dorthin liegt das Land der Dichtung,
Fahre zu und frag' nicht lang.

Der alte Held.

Tafellied zu Goethe's Geburtstag 1831.

„Ich habe gewagt und gesungen,
Da die Welt noch stumm lag und bleich,
Ich habe den Bann bezwungen,
Der die schöne Braut hielt umschlungen,
Ich habe erobert das Reich."

„Ich habe geforscht und ergründet
Und that es euch treulich kund:
Was das Leben dunkel verkündet,
Die heilige Schrift, die entzündet
Der Herr in der Seelen Grund."

„Wie rauschen nun Wälder und Quellen
Und singen vom ewigen Port:
Schon seh' ich Morgenroth schwellen,
Und ihr dort, ihr jungen Gesellen,
Fahrt immer immerfort!"

Und so, wenn es still geworden,
Schaut er vom Thurm bei Nacht
Und segnet den Sänger-Orden,
Der an den blühenden Borden
Das schöne Reich bewacht.

Dort hat er nach Lust und Streiten
Das Panner aufgestellt,
Und die auf dem Strome der Zeiten
Am Felsen vorübergleiten,
Sie grüßen den alten Held.

Heimkehr.

Der Wintermorgen glänzt so klar,
Ein Wandrer kommt von ferne,
Ihn schüttelt Frost, es starrt sein Haar,
Ihm log die schöne Ferne,
Nun endlich will er rasten hier,
Er klopft an seines Vaters Thür.

Doch todt sind, die sonst aufgethan,
Verwandelt Hof und Habe,
Und fremde Leute sehn ihn an
Als käm' er aus dem Grabe;
Ihn schauert tief im Herzensgrund,
Ins Feld eilt er zur selben Stund.

Da sang kein Vöglein weit und breit
Er lehnt' an einem Baume,
Der schöne Garten lag verschneit,
Es war ihm wie im Traume,
Und wie die Morgenglocke klingt,
Im stillen Feld er niedersinkt.

Und als er aufsieht vom Gebet,
Nicht weiß wohin sich wenden,
Ein schöner Jüngling bei ihm steht,
Faßt mild ihn bei den Händen:
„Komm' mit, sollst ruhn nach kurzem Gang." —
Er folgt, ihn rührt der Stimme Klang.

Nun durch die Bergeseinsamkeit
Sie wie zum Himmel steigen,
Kein Glockenklang mehr reicht so weit,
Sie sehn im öden Schweigen
Die Länder hinter sich verblühn,
Schon Sterne durch die Wipfel glühn.

Der Führer jetzt die Fackel facht
Erhebt und schweigend schreitet,
Bei ihrem Schein die stille Nacht
Gleichwie ein Dom sich weitet,
Wo unsichtbare Hände baun —
Den Wandrer faßt ein heimlich Graun.

Er sprach: was bringt der Wind herauf
So fremden Laut getragen,
Als hört' ich ferner Ströme Lauf,
Dazwischen Glocken schlagen?
„Das ist des Nachtgesanges Wehn,
Sie loben Gott in stillen Höh'n."

Der Wandrer drauf: ich kann nicht mehr —
Ist's Morgen, der so blendet?
Was leuchten dort für Länder her?
Sein Freund die Fackel wendet:
„Nun ruh zum letztenmale aus,
Wenn du erwachst, sind wir zu Haus."

Johann Gottfried Eichhorn

ward am 16. Oct. 1752 zu Dörrenzimmern im Hohenloheschen geboren, studirte Theologie und Philologie in Göttingen und ward dann Rector der Schule zu Ohrdruf im Herzogthum Gotha. Er vertauschte jedoch diese Laufbahn mit der eines akademischen Docenten und wirkte als Professor der orientalischen Sprachen, von 1775 — 1788 an der Universität Jena, darauf erhielt er einen Ruf nach Göttingen, das er seitdem nicht wieder verließ und wo er am 25. Juni 1827 als Doctor der Theologie und Philosophie, geheimer Justizrath, Ritter des Guelphenordens, erster Professor der Philosophie und Mitdirector der Societät der Wissenschaften starb.

Seine in deutscher Sprache verfaßten Werke sind:

Geschichte des ostindischen Handels vor Mohamed. Gotha, 1775.
Der Naturmensch. Berlin und Stettin, 1783.
Joh. David Michaelis. Göttingen, 1791.
Urgeschichte, herausgegeben von J. P. Gabler. Altdorf, 1791 — 93. 2 Thle.
Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neueren Europa. Göttingen, 1796—99. 2 Thle.
Literärgeschichte. Göttingen, 1799. N. A. 1812—14. 3 Thle.
Weltgeschichte. Göttingen, 1799 — 1814. 3 A. 1818—20. 4 Thle.
Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Göttingen, 1803—4. 6 Th. 3 A. Hannover 1817—18.
Die französische Revolution. Göttingen, 1797. 2 Thle.
Geschichte der Literatur u. s. w. Göttingen, 1805—12. 12 Thle. N. A. 1818 flgde.
Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen. Hannover, 1817.
Hiob. Leipzig, 1810. N. A. 1828.
Die hebräischen Propheten. Göttingen, 1816—1819. 3 Thle.

E's Verdienste um die Wissenschaft in Deutschland sind nicht zu berechnen und können nie dankbar genug anerkannt werden. Er war es, der durch seine Kenntnisse und seine Schriften vorzüglich die Verbreitung einer gesunden und gründlichen Kritik der biblischen Schriften beförderte und hier den rechten Weg zeigte. Eben so klar, scharfsinnig und umsichtig verfuhr er auch in seinen übrigen historischen und literärhistorischen Werken, in welchen er die genaueste Forschung mit wahrem Pragmatismus und einer edeln und gebildeten Darstellungsweise zu vereinigen wußte. Vorzüglich schätzbar ist unter diesen seine „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", sowohl durch ihre klare Uebersicht, als durch die genaue Angabe der einzelnen historischen und politischen Verhältnisse und Veränderungen.

Friedrich Hildebrand von Einsiedel

ward am 30. April 1750 zu Lumpzig bei Altenburg geboren und seit seinem eilftem Jahre dem Pageninstitut zu Weimar übergeben, wo er sich durch seine Munterkeit und seine Schelmstücke, welche später Kotzebue zu seinen Pagenstreichen benutzt haben soll, schon früh als ein heller Kopf auszeichnete. Später studirte er in Jena die Rechte mit großem Fleiß ohne jedoch die Ausbildung seines Körpers darüber zu vernachlässigen und erhielt 1770 eine Anstellung als Regierungsassessor in Weimar. 1775 ward er daselbst Hofrath, fand jedoch nicht sonderliches Wohlgefallen an seiner Laufbahn und gab sich oft einer eigenthümlichen Zerstreutheit hin, die ihn häufig im Geschäftsleben störte, und welche mit den Jahren eher zu- als abnahm, so daß sich noch manches komische Ereigniß dieser Art traditionell auf die Nachlebenden verflanzt hat. Als er jedoch im folgenden Jahre zum Kammerherrn der verwittweten Herzogin Amalie von Sachsen Weimar ernannt wurde, befand er sich vollkommen in seiner Sphäre und trug nicht wenig theils durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, theils durch seine intellectuelle Bildung dazu bei, den auserlesenen Kreis von Männern und Frauen, welchen die geistreiche Fürstin um sich versammelt hatte, zu zieren, und thätigen, selbstständigen Antheil an Allem zu nehmen, was hier zur Veredlung und Verschönerung des Lebens in das Daseyn gerufen wurde. Im Jahre 1787 begleitete er die Herzogin auf einer Reise nach Italien und stieg nach Weimar zurückgekehrt von Würde zu Würde. — Als ihm seine erhabene Gönnerin durch den Tod entrissen wurde, ernannte ihn die regierende Herzogin zu ihrem Oberhofmeister, eine Charge, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 9. Juli 1828 als Geheimerath, Oberhofmeister, Präsident des Oberappellationsgerichtes zu Jena und Komthur des G. S. Hausordens vom Falken u. s. w.

Seine Schriften sind:

Ceres. Ein Vorspiel. Weimar, 1774.
Die eifersüchtige Mutter. Lustspiel. Weimar, 1774.
Neueste vermischte Schriften. (Anonym). Dessau, 1783—84. 2 Thle.
Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst. Leipzig, 1797.
Die Brüder. Lustspiel. Leipzig, 1802.
Lustspiele des Terenz. 2 Bde. Leipzig, 1806.

Reiche Bildung, Grazie, Sittlichkeit und feiner Geschmack, waren, wie im Leben, so auch in seinen Schrif-

ten v. Einsiedels unzertrennliche Begleiterinnen, obwohl er mehr theilnehmend und anregend, als eigentlich selbstschaffend wirkte. Am Gelungensten erscheint seine Bearbeitung des Terenz für die Bühne; zu bedauern ist daher, daß eine ähnliche Behandlung von sechs Komödien des Plautus, welche sein Nachlaß in der Reinschrift enthielt, bis jetzt keinen Herausgeber gefunden hat.

Einige Lieder von Einsiedel *).

Die Hoffnung.

Ach! ohne Hoffnung
Wäre nichts das Leben.
Zwar, Schatten gleich,
Kann bald entschweben
Was wir gehofft,
Geträumt — der Strahl
Des schönsten Lichts,
Verdämmern in ein leeres Nichts.

Doch sonder Hoffnung
Wäre hin für immer
Des Lebens Glück!
Ein Glanz — ein Schimmer,
Lockt unsern Wunsch.
Die Rose: Täuschung,
Hier verweht,
Dort neu, und reizender entsteht.

Ein süßes Wähnen
Ist des Menschen Wonne;
Mit Adler Flug'
Empor zur Sonne
Getragen, wünscht
Ein jeder sich,
Was ihm gefällt:
Und wird der Schöpfer einer Welt.

Auf dem Wasser.

Beim Abschied von Fanny.

Dunkeler, trüber,
Ferne vorüber
Schwindet das Ufer im Lauf.
Nächtliche Hülle,
Schauerlich stille,
Sinket — O! Schifflein halt auf.

Schreckliche Eile! —
Säume, ach! weile,
Harr' im beflügelten Lauf!
Mußt du so rennen;
Grausam zu trennen
Herzen? — O! Schifflein halt auf.

Harre. Dort schwellen
Fürchterlich Wellen
Drohend zu Wolken hinauf;
Kehr' in den Hafen
Wieder: — es strafen
Götter den frevelnden Lauf.

In der letzten Nacht im Jahre.

Nächtlich Dunkel hüllt den Morgen
Neuen Jahres, neuen Lebens,
In geheimnißvolle Schleyer.
Was vergangen, ist entschwunden;
Was da kommt, ist uns verborgen.
So verschlingen unvermerkt
Jahre sich — ein Tag den andern,
Das wir kaum den Wechsel ahnend,
Bald auf rascher Wünsche Schwingen
Vorwärts eilen,
Bald in Träumen aus der Vorzeit
Uns verweilen. — —
Liebe Freundin, reinen Herzens,
Schöner Seele, holder Reize!
Du, nur Du kannst mir gewähren,
Was nicht wechselt, nicht entschwindet,
Was in jedem Augenblicke,
Gleich dem Athem, den wir schöpfen,
Daseyn ist und Daseyn giebt.
Was wir wachend immer träumen,
Was wir träumend gerne wachten;
Was nicht Spiel bethörter Sinne,
Täuschung nicht, noch Schatten ist:
Denn Du Göttliche! kannst geben
Liebe diesem Herz — und Leben.

Schlaf-Lied.

Schlafe sanft mein Herz,
Schlafe sanft und mild;
Schlaf ist des schönen Todes Bild;
Wer reinen frommen Herzens lebt,
In Ahnung froher Zukunft schwebt,
Den schreckt nicht Dunkelheit, noch Nacht,
Ein Engel freundlich um ihn wacht. —
Schlafe sanft mein Herz,
Schlafe sanft und mild!
Schlaf ist des schönen Todes Bild.

Schlafe sanft mein Kind,
Schlafe sanft mein Gold!
Der Himmel ist der Liebe hold;
Mit milder, lieber Vater-Hand,
Schirmt er vertrauter Seelen Band.
Nicht ewig wird dein treues Herz
Erdulden trüber Leiden Schmerz. —
Schlafe sanft mein Kind,
Schlafe sanft mein Gold!
Der Himmel ist der Liebe hold.

Schlafe sanft mein Herz,
Schlafe sanft und mild.
Schlaf ist des schönen Todes Bild.
Wenn hingeschlummert ist die Zeit,
Wenn ausgeharrt so manches Leid:
Dann schmückt uns, statt dem Mirthen-Kranz,
Der schönsten Sternen-Krone Glanz. —
Schlafe sanft mein Herz,
Schlafe sanft und mild.
Schlaf ist des schönen Todes Bild.

Auf einer Reise im Winter.

Umschwebst Du mich, Götter-Bild;
Acht' ich nicht Nord und Frost,
Noch ist das Schneegestöber
Das des Tannen-Waldes
Stolze Wipfel beugt.

Umschwebst Du mich, Götter-Bild,
Schaut mein kühnerer Blick
Von der Felsen-Höh' furchtlos hinab,
Wo der Abgrund droht.

Neben Dir, o Götter-Bild,
Ruht' ich einst sanfter im Thal:
Als May-Luft uns wehte,
Als rosiger Duft
Unser Lager bethaute. —

Holdere Göttin der Zeit,
Eil' im Blumen-Gewande
Bald, ach! balde zurück. —
Einsam wandeln wir dann
Wieder im Buchen-Hayn,
Himmlisches Götter-Bild!

---

*) Aus: Neueste vermischte Schriften. 2r Bd. Dessau und Leipzig. 1784.

Die Hoffnung.

Vollen Segels, treibt der Nachen
Jungen raschen Lebens fort,
Auf dem unbegränzten Meere
Sorglos, ohne Ziel und Port.

Wolken thürmen sich zu Donner,
Blitze kreuzen ferne schon;
Doch es glänzen helle Sterne
Noch am blauen Himmels-Thron.

Decket Eis die hohen Berge,
Schnee die Felsenharte Flur;
Blüht doch Immergrün und Mirthe,
Mildern Frühlings holde Spur.

Liegt der Erdkreis rund umschleiert
Von dem Dunkel schwarzer Nacht;
Hofft er, daß am Morgen-Himmel
Phöbus lichter Strahl erwacht. —

Trübte Schwermuth meine Sinne,
Drückte Kummer dieses Herz;
Sandest du, des Himmels Tochter,
Hoffnung, Balsam meinem Schmerz.

Deine freundliche Gefärtin,
Phantasie, erschien mir dann,
Führte mich auf Blumen-Pfaden
Manche hohe Sternen-Bahn.

Aber, wird der Zauber-Nebel
Grausam ach! von Dir zerstäubt;
Fühl' ich, daß der leche Nachen
Schüchtern auf dem Meere treibt.

Ohne Anker, so zu steuern,
Rastlos in der Stürme Noth
Wilden Wellen preiß gegeben:
Fanny — bringt dem Schiffer Tod!

Ich und Sie.

Gleich geschaffne Seelen ahnden
Suchen und ereilen sich.
Auf dem stillen Pfad' des Lebens
Fand ich Fanny, Fanny mich.

Wo sie wandelt, geh' ich gerne;
Meine Schritte späht sie leicht,
Wünsch ich: wird nur Fanny Wille,
Will sie: nur mein Wunsch erreicht.

An den Mond.

Schönes Licht, du eilst vorüber,
Säume deinen Wolken-Tanz!
Daß mein Auge länger spähe
Dich, im holden Silberglanz.

Daß ich meiner trüben Seele
Flehe Trost von dir herab; —
Bald nützt milden Thaues Balsam
Nimmer mir, im frühen Grab!

Sey mir Bild, und hohes Deuten
Meines Erde-Wallens hier;
Werd' ich jene Nebel-Hüllen
Auch durchgleiten — ähnlich dir?

Werd' ich über Wolken wallen?
Nicht, wie Wolken, einst verwehn?
Soll ich Staub — ein Staub der Erde,
Ewig mich, gleich Weiten, drehn? —

Doch es bleibe unentfaltet
Jener Schleyer meinem Blick;
Möchte hier ein Strahl des Hoffens
Sanft entdämmern mein Geschick?

Wüßt' ich, Fanny, ob Dein Auge
Je mir holder lächeln wird? —
Jahre schon um Gegenliebe
Seufzend, meine Bitte girrt!

Sollen Thränen nie vertrocknen,
Milder Trost mir werden nie?
Soll der Leiden steter Kummer
Mich zu Grabe tragen früh?

Wohl! auch sterbend will ich lieben
Noch Dein unerbittlich Herz:
Eine Zähre, mitleidsvoller,
Weinst Du dann in stillem Schmerz.

Sprichst: „Hier ruht ein treuer Schatten,
„Ach! daß er noch mein gedenkt
„Sender Zürnen; da ich grausam
„Ihn so lang — so hart gekränkt!"

Bringst von Rosen und Cipressen
Dann der Sterbe-Kränze zwey:
Rosen, meine Liebe deutend,
Und Cipressen, Deine Reu.

Beim Erwachen.

Gegrüßt! Blick nicht so scheu herauf
Aus deinem feuchten Thal;
Beginne deinen Himmels-Lauf,
Du früher Morgen-Strahl!

Lang' bin ich wach; und sanft entfiel
Des Schlummers Binde mir:
Denn ich, des schönsten Traumes Spiel,
Sah' meine Fanny hier.

Nicht reizender, des Meeres Schaum
Entschlüpft, stand Venus da;
Als ich, im süßen Wonne-Traum,
Die holde Zaubrinn sah.

Ein freundlich Lächeln war ihr Mund,
Ihr Auge war so mild!
Die Hand so weiß, der Arm so rund —
Ihr Bau der Grazien Bild.

Es schlang ein perlenfarbnes Band
Sich um ihr lockig Haar,
Und schalkhaft schürzte ihr Gewand
Der Liebes-Götter Schaar.

Ich sahe Lippen rosenroth
Zum wärmsten Kusse glühn!
Vor Augen sah' ich sichern Tod,
Und doch konnt' ich nicht fliehn! —

Hinweg o Schleyer! seufzt ich laut —
Zu hohen Reiz du deckst!
Sieh' ein Verräther mir vertraut,
Was nimmer du versteckst.

Ja, ja! dieß warme Herz sich regt,
Und drängt sich hoch empor;
Sag, wem es so entgegenschlägt,
O Fanny! mir ins Ohr. —

Du zögerst? Nun ich rath es schon,
Treib immer deinen Spott!
Mir winkt von seinem Rosen-Thron
Triumph! der Liebes-Gott.

Eis-Lied.

Die Bahnen der Tiefen,
Die Bahnen des Lebens,
Durchgleiten wir eilend —
Und säumen vergebens

Den sinkenden Taumel
Am Rande, wenns bricht.
Der Feige nur, wendet
Hinweg das Gesicht!

Wenn Luna mir leuchtet
Zum wechselnden Stahl,
Und sendet mir Schimmer
Ins dämmernde Thal;
Leicht kann ich die Bahnen
Der Tiefen durchgleiten —
Auf Bahnen des Lebens
Soll Liebe mich leiten!

Lebens-Lied.

Blumen hab ich mir gestreut
Auf den Pfad des Lebens;
Liebe giebt mir süß Geleit,
Muth, der Geist des Rebens.

Noch glänzt Sonne mir so schön,
Auch wird Mond mir scheinen,
Muß ich — dämmerts — schlafen gehn;
Mögt ihr Andern weinen!

Trink-Lied.

Reiche mir den vollen Becher,
Daß sie weichen meine Sorgen;
Denn wer sagt mir, ob ich Morgen
Trinken noch, und singen kann?

Fülle jede hohle Flasche!
Gram und Kummer zu besiegen
Soll die letzte Drachme fliegen;
Euch, ihr Erben, lach' ich an.

Trinkend, soll mich Epheu kränzen,
Lorbeer, sieg ich, mich umschlingen;
Reime, wird der Rausch mir bringen,
Schwung, der Sterne Sonnen-Bahn! —

Mag der Parze Faden reißen;
Wo Silen und Bachus zechen,
Wirds an Trauben nicht gebrechen:
Froh besteig ich Charons Kahn.

Des Nachts.

Sanft Du schläfst,
Und deinen Schimmer
Späh' ich leise,
Seufzend, fern;
Ach! ich trage
Leid und Kummer,
Willig immer
Still und gern.

Bald auch mir
Wird Morpheus Binde
Aug' und Sinne
Dämmern zu:
Ach! ich Armer
Such' und — finde
Träumend nur —
Die ferne Ruh.

Am Abend.

Gute Nacht, geliebte Holde,
Süße Ruh' und Frieden Dir!
Ach daß Du in Deinem Herzen
Hättest Raum — und gäb'st ihn mir!

Mir, dem wärmsten und getreusten
Aller, die in bunter Schaar
Dir, vom Morgen bis zum Abend,
Huldigen das ganze Jahr.

Dürft' ich so ein Herz bewohnen,
Und verriegeln jede Thür:
Gerne gäb' ich Dir, für immer,
Mich zum Eigenthum dafür. —

Willst Du meines? so begehre
Sieh' ich öffne Dirs sogleich.
Auch ist wenig Zins zu geben,
Tags ein Kuß — und ich bin reich!

Ueberreich sogar, ich gebe
Auch sie doppelt einst zurück,
Und sind Küsse Dir zu theuer?
Tausche sie um einen Blick;

Doch um einen, der bedeutend
Einem wärmern Wunsch entspricht,
Blicke, wie Du täglich spendest,
Solche, Freundin, gelten nicht.

Am ersten Winter-Morgen.

Ha! blasser Winter bist du da
In deinem Schnee-Gewand?
Willkommen, traulich reiche mir
Die kalte dürre Hand!

Meinst du, ich würde, Wölfen gleich,
Mit Heulen dich empfahn?
Nein, nein! — Ich liebe deine Pracht
Auf rauher Silber-Bahn.

Zu Bergen thürme sich empor
Der Flocken Wolken Heer,
Es starre, rund um mich, die Welt
In deinem Panzer schwer;

Ich acht' es wenig! wohl bei Muth
Lach' ich ob deiner Macht,
Und bliese siebenfacher Nord
Mich an, in schwarzer Nacht.

Mir duftet Frühling mild und grün,
Ich athme Sommer-Glut;
Und rege Geister tummeln sich
In meinem heißen Blut.

Denn wo Sie wallt, ist Rosen-Mond,
Und ew'ge Blüthen blühn —
Was soll mir ferner Sonnen Strahl!
Wo Fannys Augen glühn!

Am Weihnachts-Abend.

Es kam in dürftigem Gewand
Das Kindlein Christ, und wundernd stand
Der Hirte — dürftig an Verstand —
Da er's so arm und kindisch fand.

So man ein Kind und kindisch ist,
Schafft große Freud' der Heil'ge-Christ;
Da leuchten bunte Kerzen mehr,
Als itzt ein ganzes Fackel-Heer.

Ein grüner Baum der deutet an:
Daß man einst wachse hoch heran —
Des Baumes Deuten trifft wohl zu,
Ach! hin ist Kindheit, Glück, und Ruh.

Dem Jüngling schlägt ein reges Herz;
Er tauscht sich Freud' um Leid, mit Schmerz,
Und mancher Wunsch in ihm verweilt,
Dem Glück und Zeit zu rasch enteilt.

Bald kommt die Welt — als ein Orkan —
Die dürrt uns zum gesetzten Mann.
Und löst sich einst der Pilger-Schuh —
So geht man heim zur ew'gen Ruh.

Du Zauberin! mit milder Hand,
O! leite mich am Gängel-Band
Zurück, in froher Kindheit Land;
Und gleit' ich — reiche mir die Hand!

Ein Neujahr-Wunsch.

Vom Götter-Sitz da komm ich her,
Und bringe schöne neue Mähr
Am ersten Tag im Januar;
Euch drob zu freun das ganze Jahr.
Sie ist kein feiler Mode-Traum,
Und paßt für eines Jeden Gaum. —

Der alte Zeus von seinem Thron
Grüßt freundlich jeden Erden-Sohn,
Und macht — durch meinen sichern Mund —
Dem Erd-Ball seinen Rathschluß kund:

Zeithero wars der Brauch bei ihm
Despot zu seyn, ans Staats-Maxim;
Von armer Sterblichen Beschwerden
Von unsern Wünschen hier auf Erden,
Vom Klagen über Injustiz
Nahm er bekanntlich nie Notiz,
Und gouvernirte stets die Welt,
Als wär' er blos auf's Ganze gestellt. —

Doch anders itzt! Der alte Gott
Will thun dieß Jahr, als sey er todt,
Er will die Dinge laufen lassen,
Sie mögen gut oder übel passen,
Es soll kein Murren seyn auf Erden,
Einem jeden solls nach Sinne werden;
Was einer wähnet gut und recht —
Es sey so schielig oder schlecht,
So selbstisch, schief und unerhört —
Das soll ihm alsbald seyn gewährt.

Dieweil nun alle Wünsche meist
Sich stimmen fast in einem Geist,
Und Geld und Gut sammt langen Leben
Die Puppe ist, wonach wir streben;
So wirds geschehn in kurzer Zeit
Daß es überall Dukaten schneit,
Der Tod frißt fort kein Menschen-Kind,
Und Aerzte nimmer nöthig sind.
Ein Jeder wird erlangen Recht,
Kein Mensch wird seyn des andern Knecht.
Dem Trinker soll nie mangeln Wein,
Den Liebenden nie Mondenschein.
Ein jedes Mädchen bekommt einen Mann,
Was einer will, er alsbald kann.
Die Erde roh und ungedüngt
Den schönsten, fettsten Waizen bringt —
Mit einem Wort, die ganze Natur
Wird dirigirt durch Wünsche nur,
Und sollten Wünsche sich durchschneiden
So mögen plurima entscheiden,
Wie's in Collegien der Brauch. —
Indessen wird den rundsten Bauch
Sich Zeus auf seinem Berg erzielen,
Und sehn, wie wir die Farce spielen.
— — — — — — — —

Bei so gestalltem Lauf der Sachen
Wär's thörig, viele Wünsche machen;
Da jeder alsobald erhält,
Was wünschend seinen Busen schwellt,
Auch ganzer Facultäten Rath
Verfehlt, was einer vonnöthen hat!

Fragmente einer cosmopolitischen Speculation.

Auch mir erscholl in meinem litterarischen Kerker die Nachricht:

Ein wohldenkender Menschenfreund sey auf den Gedanken gerathen, über die Möglichkeit und über die Mittel den Kindermord zu verhüten, die Meinungen Anderer zu hören; und es sey zu diesem Ende, eine, mit einer Prämie begleitete Preisfrage, von ihm in die Welt gegangen.

Da ich für meine Person keine Ansprüche mache, weder die Frage aufzulösen, noch den Preis zu gewinnen; (und da ich das sogenannte Speculiren gewiß nicht aus Ruhmsucht treibe, vielmehr — obschon unser achtzehntes Jahrhundert ein sehr aufgeklärtes Jahrhundert, und die Köpfe dieses Jahrhunderts sehr aufgehellte Köpfe seyn sollten; — mich aller Vorsicht und Behutsamkeit eines Schleichhändlers dabei bedienen muß) so brauche ich mich so genau an die Gränzen, und an den vorgeschriebenen Zweck nicht zu binden, und ich darf nach Maßgabe und Reihe meiner Hipothesen und Folgerungen, mehr von dem reden: was meinem Bedünken nach künftig erst, möglicher Weise erlangt werden könnte; als von dem, was gegenwärtig wirklich erreicht werden soll.

Die Sache selbst stellt sich mir folgender Gestalt dar.

Je unnatürlicher ein Verbrechen ist, desto schwerer ist es auslangend politische Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Denn wo Instinkt — dieß mächtige Gesetz der Natur — sich vergebens empört; da sind Pönalverordnungen und Strafen das unwirksamste aller Mittel.

Ueberhaupt wird durch Strafen nicht gebessert, sondern blos geschreckt. Schrecken ist ein momentaner vorübergehender Eindruck — was soll, was kann der wirken? Höchstens Vorsicht, ausgeklügeltere Hüllen zu künftigen Verbrechen. Sollte der Anblick, das Beispiel der Strafen, eine bleibendere Wirkung hervorbringen, und also dadurch minder geschreckt als gebessert werden; so müßte man das vorübergehende des Eindruckes durch immerwährendes Wiederholen zu ersetzen suchen, und noch obendrein (da bekanntlich der Anblick des Schauderlichsten uns bald gewöhnlich werden kann) gleichsam stufenweis von Grausamkeit zu Grausamkeit dabei steigen, um die wiederholten Eindrücke nicht frucht- und kraftlos werden zu lassen. Wer wollte sich aber zum ersten die Schlauigkeit eines Denuncianten, und zum letzteren das Raffinement eines Inquisitoren wünschen?

Der Kindermord — in so fern er von Müttern begangen wird, wie dieß der gewöhnliche Fall ist — dieser gehört zu der erwähnten Art unnatürlicher Verbrechen; wo Strafen und Strafgesetze vergebens angewendet werden, denselben zu steuern.

Nichts ist leichter beantwortet als die Frage: warum kommen Beispiele von Kindermord vor, da es ein so unnatürliches Verbrechen ist?

Darum, weil die Begriffe von Ehre und Schande, womit wir Keuschheit und Unkeuschheit bei dem weiblichen Geschlecht bezeichnen, einmal unserer Vorstellungsart eigen geworden sind, und weil sich dadurch, in der bürgerlichen Verfassung sehr wesentliche, sehr wichtige Vortheile und Nachtheile damit verbunden haben.

Welche Mutter würde sonst auf den Gedanken gerathen, ihr Kind umzubringen, wenn sie nicht unvermeidliche Schande und Nachtheile, die ihre eigne Existenz für immer und ohne Wiederersatz untergraben, zugleich damit vertilgen wollte?

Indessen ist man durch das Wissen der Grundursachen eines Uebels, nicht sogleich in den Stand gesetzt, dasselbe hinwegräumen zu können, obwohl solche Nachforschungen zu denen ersten Schritten gehören, welche (mindestens zur Verhütung, oder zur Milderung so mancher Anomalie die Natur und Verhältnisse — im ununterbrochenen Kampf gegen einander — erzeugen) gethan werden müssen, um heller und klarer zu sehen, wo es dunkel ist, und wo es auch, ganze Epochen lang, gut seyn mag, daß es dunkel bleibe.

Unter einer Million erwachsener Menschen sind kaum zehen so glücklich organisirt, daß sie eine Empfänglichkeit für irgend eine neue, ihnen ungewöhnliche Vorstellungsart haben, und es ist schon um deswillen überhaupt schwer, auf die Menschen zu wirken.

Wer sein Vertrauen auf Wahrheit setzt, und durch diese in die Meinungen, Begriffe, Phantasien, und Glaubens-Formeln der Menschen eindringen will, um sie zu einem veränderten Gesichtspunkt zu lenken, der erkennt bei den ersten Versuchen bald seinen Irrthum. Durch Wahrheit ist noch nie auf den großen Haufen gewirkt worden, und es wird nie durch sie darauf gewirkt werden. Der Grund liegt immer wieder darin: daß die Menschen, in einem gewissen Alter, unfähig sind, so manigfaltige Vorstellungsarten, und so vielseitige Gesichtspunkte anzunehmen, um zu erkennen, was wirklich wahr ist, und darnach alle resultirende Seitenbegriffe nebst den mehr oder weniger partiellen Folgerungen daraus, mit der ganzen Summe ihrer Ideen und aufgefaßten Eindrücke in Harmonie zu setzen, und dieses Gewebe mit Leichtigkeit so oft gleichsam umspinnen und umwirken zu können, als es neu erhaltene Vorstellungsarten, und neu erblickte Gesichtspunkte erforderlich machen.

Diese Operationen sind den meisten Menschen ganz unmöglich, einigen zu beschwerlich — daher ist Täuschung von je her so mächtig, und Wahrheit von je her so unwirksam gewesen! — und nur wenige mögen sich damit abgeben, der nackten Jungfrau Wahrheit nachzustreben, die, sittsam, stets unserem Blick entschlüpft, und den Pfad ihres leisen Trittes nur von ferne spähen läßt.

Aber angenommen, man könne über die Begriffe und Vorstellungsarten der Menschen mehr Herrschaft ausüben als es wirklich möglich ist; auch dann würde ein Uebel nicht immer hinweggeräumt werden können, obschon man die Grundursachen nicht allein wüßte, sondern auch solche zu heben in Stand sich befände.

Das Hinderniß kann nemlich in dem Wohl des Ganzen liegen; dieses leidet nicht immer ganz willkührliche Einrichtungen, und oft ist es räthlich, daß man bei politischen Collisionen, so wie bei moralischen, ein geringeres Uebel dulde, wenn das Wegschaffen der Grundursachen desselben, ein größeres allgemeineres Uebel nach sich ziehen würde.

Es wäre in dem vorliegenden Fall höchst unverständig zu sagen: man hebe die Begriffe von Ehre und Schande auf, womit zeither Keuschheit und Unkeuschheit bezeichnet worden sind, so wird kein Beispiel von Kindermord mehr vorkommen.

Welche Zerrüttung würde ein solcher Vorschlag, wenn er auch der Ausführung fähig wäre, in der bürgerlichen Verfassung anrichten!

Eben so füglich könnte man sagen: man hebe die Begriffe vom Eigenthum, vom Mein und Dein auf; so kann niemand nach des Andern Hab' und Gut streben — und allem Diebstahl ist vorgebeugt.

Es bedarf keines Beweises, daß die Ehen die Grundveste häuslicher Glückseligkeit sind, und daß Ruhe und Eintracht der Familien allein das Wohl des Ganzen gründen und befördern muß. Also ist es nöthig und wichtig, das jungfräuliche Reinheit bei dem Werth und bei der Hochschätzung erhalten werde, womit die Menschen sie zu belegen gewohnt sind; denn die, aus der Zahl der Jungfrauen erwählte Frau, muß dieses Vorzuges würdig seyn, wenn ununterbrochenes Vertrauen, den Mann, der sie sich zur Gefährtin des Lebens bestimmte, in allen Zeiten und unter allen Umständen begleiten soll.

Es mag Wahn und Grille hier ins Spiel kommen; allein wie oft trägt nicht Wahn und Grille mehr zu unserer Ruhe und Glückseligkeit bei, als alle anvernünftelte Ueberzeugung, die, als ein Kind unserer Vorstellungskraft, so mannigfaltig an Gewand und Farbe seyn kann, als irgend ein Kind unserer Phantasie es ist! Auch mag Selbstverblendung und Täuschung, für eine Zeit lang, die Stelle des Vertrauens zuweilen ersetzen; allein wer ist Bürge, daß argwöhnische Vermuthungen und ruhige Zweifel nicht früher oder später das ehelige Glück untergraben — daß diese durch Saamen des Zwiespaltes zerstöhren, was Eintracht binden, halten, und befestigen sollte?

Ich übergehe vorsätzlich eine ganze Reihe von bekannten Allgemeinsätzen, um dem Hauptgegenstand dieser Spekulation — nemlich dem wirksamsten Mittel zu Verhütung des Kindermordes — näher zu kommen.

Die Natur hat schon in jeder Mutter Brust so viel instinktartige Liebe für ihr Kind gelegt, daß keine ihre Hände mit dem Blute desselben beflecken würde, wenn nicht in gewissen Augenblicken diese Liebe durch die Furcht der Strafe und Schande, durch die schreckliche Aussicht ihr ganzes Daseyn beschimpft zu sehen, durch die Gefahr allem Glück des Lebens, den schönsten Hoffnungen, den von Jugend auf geträumten und genährten Hoffnungen und Wünschen nun für immer entsagen zu müssen, überwunden und überwogen würde.

Man muß daher von der Strafe und S c h a n d e, von den Besorgnissen und der Gefahr, die ein Mädchen unter diesen Umständen b e d r o h e n, so viel a b n e h m e n, bis die n a t ü r l i c h e M u t t e r l i e b e damit ins G l e i c h g e w i c h t gebracht, und wo möglich noch um etwas überwiegend gemacht werde.

Daß dadurch dem Kindermord gewiß vorgebeugt werden würde, und daß in dieser M o d i f i c a t i o n das zuverläßigste Mittel erhalten sey, alle Beispiele dieses so unnatürlichen, die Menschheit entehrenden Verbrechens zu verbannen, daran wird niemand zweifeln, und ich kann füglich alle Beweisgründe für die unfehlbarste Wirkung dieses Vorschlags übergehen; allein die Möglichkeit denselben in Anwendung zu bringen, und die Art und Weise, das Uebergewicht, das gegenwärtig so sehr auf der Seite des politischen Nachtheiles für ein solches Mädchen ist, auszugleichen, und noch dazu auf die andere Seite des angebornen Instikts zu bringen, ohne dem häuslichen Glück, ohne dem Wohl des Staats, und ohne den Grundsätzen der bei uns eingeführten christlichen Religion dabei entgegen zu handeln; dieses bedarf einer genaueren Betrachtung, und muß näher bestimmt und eingeschränkt werden, um in dem wahren Gesichtspunkt zu erscheinen.

In unserer Art zu empfinden mag es einige Hauptzüge geben, welche überall und zu allen Zeiten vorkommen, und welche der Menschheit überhaupt gemein sind; in unserer Art zu denken aber da ist alles willkührlicher.

Wenn auch unsere Empfindungskraft durch Individualität determinirt wird, so kann sie sich dennoch nie ganz unähnlich werden: dahingegen sind die Phänomene der menschlichen Denkkraft so mannigfaltig, daß man in Ansehung dieser, keine charakterisirenden immer wieder erscheinenden Hauptzüge angeben kann, ihre Regeln sind conventionelle Wortschälle, und ihre Richtschnur eben so zufällige Begriffsformeln sammt deren Verbindungen.

Unsere Vorstellungsart bildet sich zum Theil nach unserer Empfindungskraft, zum Theil aber auch nach unserer Denkkraft; sie ist in dem letzten Fall einer größeren und leichteren Modification fähig als in dem ersten Falle — wie dieß aus dem eben angeführten von selbst erhellt

Will man auf die Menschheit wirken, so muß man der Vorstellungsart des grosen Haufens diese oder jene Richtung zu geben suchen; und dieß ist möglich, in so fern man der Empfindungskraft auf keine Weise Gewalt anthut, sondern einzig solche Modification zu erreichen sucht, welche ihren Grund in der weit maniableren Denkkraft nehmen sollen.

Ein blos flüchtiges Studium der Menschenkunde beweißt, wie ähnlich und wie unähnlich sich die Menschen sind, wie ähnlich in der Vorstellungsart so ein Resultat ihrer Empfindungen ist, wie unähnlich in der, die ein Resultat ihrer Denkkraft geworden ist. Wie abweichend, wie heterogen sogar erscheint da die Vorstellungsart der letzten Gattung?

Das Ideal der Schönheit, bald der reinste reizendste Bau, bald die groteskeste Unform, eben so widersinnig der Geschmack in Kleidung und Schmuck! Was einer hochschätzt, das verachtet der andere. Eine Ehrenbezeugung hier, ist dort eine Beleidigung. Alle religiöse Meinungen, wie erbaulich Tausenden, und eben so vielen ein Aergerniß. Lebensgebräuche, wie verschieden? Sogar Lebensgewohnheiten, bei welchen sich Nationen seit Jahrhunderten wohl befinden, die sich andere — ob sie schon um kein Haar breit besser daran sind — zum höchsten Unglück anrechnen würden, u. s. w.

Kurz, schön und häßlich, schicklich und unschicklich, schätzbar und verächtlich, anständig und unanständig, üblich und anstößig, sittlich und unsittlich, behaglich und mißfällig — alles wird durch Meinung und durch Convention, determinirt; beide sind Töchter unseres Gehirns, oder Puppen vielmehr: denn sie können nicht nur in unzählige Hüllen gekleidet, sondern in eben so mannigfaltigen eigenthümlichen Gestalten producirt und reproducirt werden.

Die Menschen sind indessen so gewandt eben nicht, mit diesen Puppen ganz nach Willkühr zu spielen, und ohngeachtet es ihnen anfangs gleich gewesen wäre, w e l c h e der Zufall ihren Händen zugeführt hätte; so werden sie dennoch in der Folge mit dieser oder jener derselben so bekannt und vertraut, daß sie sich davon weder scheiden können, noch mögen. Es verbinden und verweben sich die Vorstellungsarten, welche blos Resultate ihrer Denkkraft sind, und an sich willkürliche zufällige Begriffcombinationen waren, so eng, so fest mit jenen wenigen einförmigeren, und dem was Menschheit primitiv bezeichnet an- und zugehörigen Vorstellungsarten, welche dem Herzen entkeimen, und Töchter der Empfindungskraft sind, daß sie wirklich schwer von einander zu unterscheiden sind, und gleichsam Theile ihrer Individualität werden.

Will man also dem großen Haufen der Menschen eine modificirte Vorstellungsart über irgend einen Punkt der ursprünglich seine Richtung von der menschlichen Denkkraft nimmt, geben; so muß man die Jugend, ja die Kindheit sogar zum Gegenstand nehmen, deren noch freies Gehirn und noch unbefangene Denkkraft vorzüglich — ich möchte sagen: einzig — zu seinem Gesichts- und Wirkungskreis wählen, und dem Einfluß auf Erwachsene im Allgemeinen entsagen.

Um alles dieß auf den hier vorliegenden Fall anzuwenden, nemlich: um die Begriffe von Schande zu modificiren, womit ein Mädchen, daß außer der gesetzlichen Verbindung Mutter wird, für immer gleichsam gebrandmarkt ist — um diese Begriffe so weit zu modificiren, und dahin zu mildern, daß das i n t e n d i r t e G l e i c h g e w i c h t zwischen p o l i t i s c h e m N a c h t h e i l, und a n g e b o r n e n e m I n s t i n k t, als das zuverläßigste Mittel dem Kindermord vorzubeugen, erlangt werde — und selbige der Vorstellungsart der Menschen allgemein zu machen; muß man bei Erziehung der Jugend, zwar keine Gleichgültigkeit über Ehre und Schande lediger Frauenspersonen zu wirken suchen, jedoch aber diese Begriffe gar sehr gemildert beibehalten, und derselben dahin modificirt beizubringen suchen: daß das Ertragen und Dulden des Zwanges der Enthaltsamkeit,

immer eine achtungswerthe Tugend bliebe, die Selbstbeherrschung, Kraft und Reinheit des Geistes, lobenswerthe Bewahrung körperlichen Reizes, Zeichen einer verständigen Aufführung, Beweis des Gehorsams gegen göttliche und menschliche Gesetze, Folgsamkeit dem Willen und Wünschen der Eltern gemäß zu handeln, andeute, die der Jugend auf das ernstlichste und wärmste anzupreisen und einzuschärfen wäre. Ferner müßte man sich hüten, die Verletzung der Keuschheit, und den Mangel der Enthaltsamkeit nicht in dem tiefen Grad der Verachtung, wie es gewöhnlich ist, zu zeigen; sondern blos als ein menschliches Vergehen — das Schwäche und Unreinheit des Geistes, beklagenswerthen Leichtsinn, Sorglosigkeit für eignes Glück und Bestes, Verletzung der Pflicht gegen Gott, die Obrigkeit und Eltern, Folge blinder Leidenschaft, unverständige Uebereilung, bewiese — der Jugend ebenfalls mit gleichem Ernst und mit gleicher Wärme vorstellen und dieselbe dafür warnen.

Auf diese Art halte ich es für möglich, die Vorstellungsart der Menschen durch die Erziehung so weit zu mildern, daß die zum Mittel gegen den Kindermord vorgeschlagene Modification unserer Begriffe über Keuschheit und Unkeuschheit und der damit verknüpften Ehre und Schande, erlangt, und daß der in jeder Mutterbrust liegende Naturtrieb wiederum in das gehörige Verhältniß und Gleichgewicht mit den politischen Nachtheilen, die denselben bisher überwogen, gebracht würde.

Man darf nicht fürchten, daß der Jugend dadurch allzugroße Gleichgültigkeit über die Begriffe von Ehre und Schande, eingeflößt würden, und daß diese Modification auf Sittlichkeit und Tugend nachtheilig wirken möchte. Keuschheit und Reinheit soll und muß ihren Werth immer behalten, und Verletzung dieser Pflichten soll und muß nach wie vor, als eine moralische Unvollkommenheit angesehen werden, nur unter dem billigern menschlichern Gesichtspunkt: daß eheloser Stand hinfür als ein unnatürliches Verhältniß, und Unkräftigkeit denselben zu ertragen als eine unglückliche Schwachheit, die sich selbst durch die Folgen straft, bei der Erziehung vorgestellt werde.

Um mich eines Beispiels zu bedienen, so vergleiche man hier die Begriffe, welche wir von Armuth und Reichthum empfangen.

Jedes Kind wird zu Arbeitsamkeit und Fleiß angemahnt, reichliches Auskommen, ehrlicher Gewinn wird ihm als etwas seines eifrigsten Strebens und Bemühens werthes anempfohlen und gepriesen, aber wer würde es billigen, wenn man der Jugend, um diesen Zweck zu erreichen, Mangel der Glücksgüter, Verlust des Vermögens, wäre es auch Schuld des Dürftigen, so verächtlich schildern wollte, als man über den leichtsinnigen Fehltritt eines Mädchens zu sprechen pflegt? Würde es nicht für eine rohe, unverständige Erziehung gehalten werden, wenn man darum die Armuth, als einen Gegenstand des Hohns und Spottes, der Jugend preis geben wollte?

Schon die Veranlassung dieser Frage zeigt genugsam, wie tief und fest diese Begriffe von Ehre und Schande in der Vorstellungsart der Menschen liegen: und alles Bemühen, sie zu modificiren wird das gesuchte Verhältniß ohnehin mit Mühe erreichen, es werden noch immer eine Menge Inconvenienzen die aus der bürgerlichen Verfassung fließen, unvermeidlich bleiben und bleiben müssen, die jedem Mädchen die Erhaltung ihres jungfräulichen Werthes hoch und heilich achten lehren; zu geschweigen, daß Schätzung dieser Vollkommenheit überhaupt mit Cultur immer verbunden und der Menschheit natürlich seyn wird.

Man findet in der Geschichte, daß ähnliche Modificationen menschlicher Begriffe und Vorstellungsarten, gar oft möglich gewesen sind; und daß weder dem Staat noch der Religion durch solche Milderungen Nachtheil erwachsen ist. So hat man zum Beispiel allerlei Aberglauben abgeschafft, ohne deswegen dem Unglauben dadurch Platz zu machen. Man hat die Menschen zur Toleranz gewöhnt, und es ist grade daraus weder Gleichgiltigkeit noch Verachtung der Religion erfolgt.

Es sind dem aufrührerischen Geist ganzer Nationen Schranken gesetzt worden, und Muth und Tapferkeit sind dadurch nicht erloschen. Warum sollte es gefährlicher seyn, die Menschen nachsichtiger gegen ein Vergehen zu machen, das von allen das verzeihlichste ist? Warum sollte gerade dieß mit Schimpf und unverlöschlichem Makel bezeichnet bleiben, und ewig so tiefer Verachtung Preis gegeben werden, daß man mit Schauder den reinsten der Instinkte, die Mutterliebe, sich in Grausamkeit verwandeln sieht? Warum sollte es bedenklich seyn, der Jugend hierüber wahrere und dadurch zugleich gemildetere Begriffe beizubringen, und allmählig durch Erziehung die Vorstellungsart der Menschen so weit zu modificiren, daß die gegenwärtig allzuharten und nachtheiligen Folgen in unserer bürgerlichen Verfassung vermindert und weniger überwiegend gemacht würden! —

Elloposkleros, s. Fischart.

Franz von Elsholtz,

ursprünglich aus einer angesehenen holländischen Familie stammend, ward am 1. Oct. 1791 zu Berlin geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Schule zum grauen Kloster daselbst, und nahm 1813 als Freiwilliger in der preußischen Armee am Befreiungskriege Theil, in welchem er zum Cavallerieoffizier avancirte. Nach dem Frieden wurde er Regierungssecretair in Köln und machte, sowohl während dieses Verhältnisses, als auch später, seit 1823 größere Reisen nach Holland, England und Italien. Als er 1825 wiederkehrte, hatte vorzüglich sein geistreisches dramatisches Spiel „Komm her" bereits viel zur Verbreitung seines Namens beigetragen, er wurde demzufolge 1827 zur Organisation des H. Sachsen Koburg-Gothaischen Hoftheathers berufen und zum Legationsrath ernannt. Dieses Amt legte er jedoch 1830 wieder nieder, und lebte seitdem mit literärischen Arbeiten beschäftigt, ohne festen Wohnort.

Er gab heraus:

Wanderungen durch Köln und dessen Umgegend. Köln, 1820.
Der neue Achilles. (Anonym). Köln, 1821.
Denkblätter. Berlin, 1827.
Schauspiele. Stuttgart, 1830.
Ansichten und Umrisse aus der Reisemappe zweier Freunde. Berlin, 1830. 2 Thle.
Schauspiele. (N. A. mit einem zweiten Thle. vermehrt). Leipzig, 1835. 2 Thle.

Lebenskenntniß, Herrschaft über die Sprache und feiner Geschmack sind diesem Verfasser eigen, und haben ihn vorzüglich einen entschiedenen Beruf für das höhere Lustspiel beurkunden lassen, so daß auf diesem Gebiete noch viel von ihm zu erwarten ist.

Komm her! *)

Dramatische Aufgabe in Einem Act.

Personen.

Der Schauspieldirector.
Die Schauspielerin.
Der Theaterdiener.

*) Aus: Schauspiele von Elsholtz. Leipzig. 1835.

Zimmer im Hause des Schauspieldirectors.

Erste Scene.

Director
(vor einem mit Papieren bedeckten Tische).
Ein Dutzend Briefe voll der glänzendsten Talente!
Vortrefflich, wenn man nicht die Schreiberinnen kennte,
Vortrefflich, wenn uns nicht Erfahrung oft gelehrt,
Was briefliches Talent auf dem Theater werth!
So seh' ich um den Platz, der hier vacant, mit Fragen
Und Floskeln aller Art mich täglich wie erschlagen.
Empfindung, Adel, Kraft, Gedächtniß, Bildung, Geist,
Geschmack, Belesenheit und wie es weiter heißt,
Hat Jede, schwört sie mir, ohn' alles Uebertreiben;
Doch keine Einzige kann — orthographisch schreiben. —
Wer bleibt, bei so viel Kunst, an Kunstsinn gern zurück?
Drum schreib' ich morgen gleich und — danke für das Glück,
Womit man mich bedroht und die Theatercasse;
Denn Wasser fing' ich eh'r im Danaidenfasse,
Als Beifall, Ruf und Geld in dieser Schönen Netz!
Bei neuer Künstler Wahl ist einmal mein Gesetz,
Nie zu vertrau'n, bevor ich Proben nicht gesehen,
Und Proben, die nicht leicht den Kenner hintergehen.
Die wahre Kunst ist nicht auf jedem Markt zu Kauf;
Nur selten ist sie da, noch seltner tritt sie auf;
Und wie viel Dinge muß das Glück zusammenstellen,
Soll dem geheimen Born ihr heil'ger Strom entquellen!
Wie seh'n wir wider sie die Mißgunst oft empört,
Wie oft die schönste Saat vom Lebensfrost zerstört,
Den rechten Platz verfehlt, der Bessern Muth erkalten
Und rohe Stümper sich für die Beruf'nen halten!
Die Kunst des Mimen, so bewundernswerth, so groß,
Theilt mit des Dichters Kunst ein eigen seltsam Loos.
Zu beiden hält sich leicht, ob kaum des Tempels Stufen
Er je erklimmen mag, der Schüler für berufen.
Wer schreiben kann, der meint, leicht schrieb' er ein Gedicht;
Es sind ja Worte nur, die man zusammenflicht,
An Worten fehlt es nicht; — was fragt man nach Gedanken!?
Und so erscheint man dreist als Dichter in den Schranken.
Von gleichem Muthe fühlt vor unsrer Breterwelt
Der Schüler sich entflammt, der nichts für leichter hält,
Wie droben schön geputzt, als König zu erscheinen
Und nach Bedarf zu schrei'n, zu rasen und zu weinen.
Gedächtniß hab' ich viel, so denkt er, Arm und Bein
Und Lunge kann gewiß bei Keinem besser sein;
Das Andre findet sich. — So sind wir nun berathen,
Wir armen Lenker in Thalien's bunten Staaten;
Und wenn auch wahre Kunst sich hier und da noch zeigt,
Wird der verdiente Kranz doch selten ihr gereicht:
Denn jetzt entzückt uns mehr der Ton gewandter Kehlen,
Als der Geschichte Bild und Malerei der Seelen.
Man will genießen, — doch genießen ohne Müh',
Und kommt einmal der Ernst, er kommt doch stets zu früh.

Zweite Scene.

Theaterdiener (tritt auf).
Ein Frauenzimmer wünscht den gnäd'gen Herrn zu sprechen.
Director.
Sie komme!
(Diener ab.)
Was sie will, begehrt kein Kopfzerbrechen.
Gewiß so ein Talent; für jedes Fach gerecht,
Das Unterkommen sucht; doch hier ergeht's ihr schlecht!
Ich werd' ihr dergestalt den Muth zu Boden schlagen,
Daß sie zum zweitenmal sich hütet, mich zu plagen.

Dritte Scene.

Schauspielerin (mit Hut und Shawl).
Mein Herr —
Director.
Ergeb'ner Knecht! Mit wem hab' ich das Glück —
Schauspielerin.
Mein Herr —
(für sich)
Sein Wesen scheucht mir fast den Muth zurück.
(laut)
Ich bin —
Director.
Doch wer? mir sind die Stunden zugemessen

Schauspielerin (für sich).
Er kennt mich nicht; — die Zeit der Kindheit scheint vergessen.
(laut)
Mein Name gilt hier nichts, drum gleich, weshalb ich kam,
Weshalb ich, Sie zu seh'n, mir die Erlaubniß nahm.
Auf hies'ger Bühne sei, — versichert man, — so eben
Das Fach der Heldinnen und Mütter zu vergeben.
Wenn mein Talent dazu mich würdig machen kann,
So biet' ich meinen Dienst der Anstalt freudig an.
Director.
Verbunden! Doch ich darf es Ihnen nicht verhehlen,
Daß diesem Platze nicht Bewerberinnen fehlen;
Nur keine that bis jetzt der Forderung genug,
Und Zeuge war ich hier von manchem Selbstbetrug.
Ich sah, wie stolze Pfau'n, sich Königinnen spreizen,
Naivität erborgt von abgeblüh'ten Reizen;
Ich sahe Rachegluth und haßentflammten Sinn
Sich äußern, — wie den Zorn von einer Wäscherin.
So hab ich's gar zu oft, ja, schlimmer noch erfahren,
Und möchte gern davor in Zukunft mich bewahren.
Schauspielerin.
Nach Wunsch, mein Herr, obwohl, ich muß es frei gesteh'n,
Man nicht wohl richten kann, bevor man nicht geseh'n.
Director.
So glauben Sie vielleicht dem Anspruch zu genügen,
Und hätten Lust, sich in mein Probestück zu fügen?
Schauspielerin.
Vielleicht!
Director.
Ich schmeichle nicht und sag' es gleich vorher,
Mir bangt vor dem Erfolg, denn, was ich will, ist schwer.
Schauspielerin.
Die Schwierigkeit besiegt mein inn'res Widerstreben,
Zu welchem Ihr Empfang wohl Anlaß konnte geben.
Sie seh'n, mein Herr, auch ich nicht schmeichle,
Director.
Nein! fürwahr,
Das seh' ich! —
(für sich).
Nur Geduld, dir stech' ich bald den Staar,
Womit die Eitelkeit das Auge dir umwoben.
(laut)
So unterzieh'n Sie denn sich jeder meiner Proben?
Schauspielerin.
Ja wohl!
Director.
Nur Eines noch, bevor wir weiter geh'n;
Ich will nicht die Person, will Charaktere seh'n.
Schauspielerin.
Doch welche? Wollen Sie mir selbst die Wahl vergönnen?
Director.
O nein.
Schauspielerin.
Nur werd' ich dann Sie wohl befried'gen können,
Da mir zum Theil vielleicht die Stücke nicht bekannt?
Director.
Verzeihen Sie, was Noth, ist gleich hier bei der Hand.
Sie brauchen nur das Wort: Komm her! sich einzuprägen.
Schauspielerin.
Komm her?
Director.
Und in dies Wort den Sinn und Ton zu legen,
Nachdem es Lage, Stand, Charakter mit sich bringt.
Dies ist das Probestück, wodurch der Platz bedingt.
Schauspielerin.
Sehr sonderbar!
Director.
Warum? Hier sind nicht große Phrasen.
Die Roll' ist leicht studirt und Niemand braucht zu blasen.
Schauspielerin (Hut und Shawl ablegend).
Wohlan, ich bin bereit!
Director.
So stellen wir uns vor,
Daß eine Königin aus ihrer Frauen Chor
Geruht, zu ihrem Dienst sich eine zu berufen;
Schauspielerin.
Komm her!
Director.
Und ferner, daß zu ihres Thrones Stufen
Sie einem Höfling winkt, der fern steht.
Schauspielerin.
Kommt!
Director.
Auch wie
Sie einen Feldherrn ruft, für seine Thaten nie

Belehnt, der nun durch sie mit goldner Gnadenkette
Geschmückt soll werden.

Schauspielerin.
Kommt!

Director.
Des Vaters Sterbebette
Bewachend, — dessen Thron ihr Erbtheil werden soll, —
Erblicke sie den Arzt und — der Gefühle voll,
Die Ehrsucht, Kindespflicht und Schmerz in ihr erregen,
So trete sie dem Mann, — der helfen soll, — entgegen.
(als sie zögert)
Nun?

Schauspielerin.
Kommt, o kommt!

Director.
Madam, Sie haben mich gelehrt,
Daß, was uns unbekannt, zunächst der Prüfung werth.
Doch schreiten wir voran! Vor einer Mutter stehen
Zwei junge Liebende, die um ihr Jawort flehen.
Der Bräutigam ist arm, — sie kämpft, — es wird ihr schwer,
Doch endlich breitet sie die Arme aus —

Schauspielerin.
Kommt her!!

Director.
Es ruft ihr Töchterlein die Mutter, dem sie schmollet.

Schauspielerin.
Komm her!

Director.
Ihr Stiefkind nun.

Schauspielerin.
Komm her!

Director.
Ein Wagen rollet
Vorüber und erfüllt mit Angst das Mutterherz.
Sie ruft dem Kinde zu:

Schauspielerin.
Komm her!

Director.
Im tiefsten Schmerz,
Sieht vor der Schlacht die Frau den Gatten von sich scheiden,
Ihr bleibt ein einz'ger Trost in ihrem Seelenleiden, —
Die Kinder, die sie ruft und preßt an ihre Brust:

Schauspielerin.
Kommt her!

Director.
Der Gatte kehrt zurück. Voll sel'ger Lust,
Ruft sie den Kindern zu, da sie ihn sieht erscheinen:

Schauspielerin.
Kommt her, kommt her!

Director.
Als Mund und Mund sich nun vereinen,
Erblickt den Diener sie, der mitzog mit dem Herrn,
Und ruft, — mit Allen theilt sie ihre Freude gern, —
Auch ihn herbei.

Schauspielerin.
Komm her!

Director.
Der Mutter Proben lassen
Mich von der Künstlerin sehr günst'ge Meinung fassen.
Nun aber zeige sich, wie, der Verzweiflung nah,
Ein Weib, die all' ihr Gut in Asche sinken sah,
In Jammer ausbricht bei dem Leichenbett des Gatten,
Den ihre Noth verbeut, zur Erde zu bestatten,
Als sie den Gläubigern, die nicht ihr Gram erweicht,
Ihr ganzes Hab' und Gut, — des Gatten Reste zeigt.

Schauspielerin.
Kommt her!

Director.
Und wie ein Weib, die einen Mann erschlagen,
Von dem ihr zarter Leib ein Liebespfand getragen,
Und der ihr Spott und Hohn, statt Hülfe gab und Rath,
Der Häscher Schar, die sie zur Haft zu führen naht,
Entgegentritt und selbst sich giebt in ihre Hände.

Schauspielerin.
Kommt her!

Director.
Ich weiß genug, — und hier der Trübsal Ende:
Von einem Bösewicht entrissen dem Gemahl,
Erträgt ein edles Weib des tiefsten Kerkers Qual,
Um, ihrer Pflicht getreu, den Räuber nicht zu lieben.
Doch endlich sinkt ihr Muth, — ein Dolch ist ihr geblieben;
Sie ruft, — als wiche sie des Unholds frecher Lust, —
Ihn zu sich und versenkt den Stahl in ihre Brust.

Schauspielerin.
Komm her!

Director.
Ich muß gesteh'n: Sie wußten zu bekunden
Des Schmerzes Macht, als ob Sie selbst ihn schon empfunden.
Doch weiter: Vom Geräusch und Prunk der Städte fern,
Bemerkt schön Röschen doch die Nähe eines Herrn,
Des Blicke bald auf sie, bald auf ein Blatt sich wenden.
Einst überrascht sie ihn und sieht in seinen Händen
Ihr eignes Bild! — Sie staunt, das Athmen wird ihr schwer, —
Dann ruft sie im Triumph die Nachbarn:

Schauspielerin.
Kommt, kommt her! —

Director.
Voll Eifersucht entdeckt, nach kaum sechs Monden Ehe,
Ein Weibchen, daß ihr Mann auf Nebenwegen gehe,
Sie warnt, — er läugnet keck; doch einst, — o Unglückstag!
Enthüllt ein Billet-doux der Armen ihre Schmach.
Noch zweifelnd sieht sie just den Ungetreuen kommen.
Nun bricht sie los; der Mann spielt abermals den Frommen;
Jedoch mit kräftigerm Beweis verseh'n als er,
Entfaltet sie den Brief und ruft:

Schauspielerin.
Da komm! — komm her!

Director.
Das nenn' ich Eifersucht! —
(halb gegen die Zuschauer gewendet)
Hier kann man Vorsicht lernen,
Um gleiches Loos von sich im Nothfall zu entfernen —
Doch hören wir nun auch den Ton der jungen Braut,
Die mit verschämtem Blick auf den Geliebten schaut,
Der einen Kuß ihr stahl und, drum von ihr gescholten,
Von weitem steht?

Schauspielerin.
Komm her!

Director.
Ihr Schmalen wird vergolten;
Er kommt nicht.

Schauspielerin.
Komm denn her!

Director.
Nicht weichet sein Verdruß,
Bis endlich sie ihm selbst die Wange reicht zum Kuß.

Schauspielerin.
Komm her!

Director (die dargereichte Wange küssend).
Vortrefflich.

Schauspielerin.
Wie? gehört das auch zur Probe?

Director.
Verzeihung, mein Verstoß spricht sehr zu ihrem Lobe!
Und nun verkünde noch mir dieser holde Mund
Des Bauermädchens Ruf, dem Spitz, der Schäferhund,
Ihr Brot hat weggeschnappt, das sie ihm möcht' entreißen,
Wenn sie nicht fürchtete, es würde Spitz sie beißen.

Schauspielerin.
Komm hier, mein Hündchen, komm, komm hier, komm hier, komm hier!

Director.
Nachdem der Raub verzehrt, gehorcht dem Ruf das Thier.
Sie glaubt, nun beiß' es sie, da sieht sie Görgen kommen,
Und wird, auf ihr Geschrei, von ihm in Schutz genommen.

Schauspielerin.
Komm her, komm her, komm her!

Director.
Es zankt mit seiner Frau
Sich Hans und drohet ihr, er schlag' sie braun und blau.
Der Zorn erstickt sie fast; sie greift nach einem Besen
Und schreit:

Schauspielerin.
Ja, — komm nur her!

Director.
Doch ohne Federlesen
Zerbläut er sie, daß fast der Athem ihr vergeht,
Nur nicht der Trotz. Sie keucht, da er den Rücken dreht:

Schauspielerin.
Ja komm nur — du —

Director.
Madam', Sie zeigen mir das Leben;
Natur ist hier die Kunst! Nie kann ich mir vergeben,
Daß solch Talent sich so von mir empfangen sah.
Ich war, — vergessen Sie, was hier zuvor geschah!
Sie haben überreich mir Ihre Kunst bewiesen

Und daß sie sich enthüllt, dafür sei Gott gepriesen!
Ich bin entzückt, — erstaunt! — was kann ich für Sie thun?

Schauspielerin.
Nur eine Kleinigkeit!

Director.
Was ist's?

Schauspielerin.
Sie lassen —

Director.
Nun?

Schauspielerin.
Sie lassen ungestört mich meines Weges ziehen.

Director.
Sie wollten, — nimmermehr! Sie wollten mir entfliehen?

Schauspielerin.
Nicht anders, denn zu sehr bin ich durch Sie verletzt.

Director.
Ich mache Alles gut.

Schauspielerin.
Das wäre?! Selbst noch jetzt
Beleidigen Sie mich.

Director.
Wie so?

Schauspielerin.
Mich nicht zu kennen,
Da sonst Sie stets gewünscht, sich nie von mir zu trennen.

Director.
O Himmel! — Wie? Schon längst war eine Aehnlichkeit
Mir sichtbar, — doch — fürwahr! Geschäfte, Menschen, Zeit, —
Man wird verwirrt. — Ich weiß kaum selbst, wie mir geschiehet!
Ihr Anblick, — Ihr Talent, — der Kuß von erst, — es ziehet
Wie eine Zauberwelt im Innern mir vorbei.

Schauspielerin.
Doch sagt der Zauber nicht, daß ich — Elise sei!

Director.
Die Spielgenossin, — Sie? Nun fängt es an zu tagen!
Was hielt Sie, Theure, ab, mir das sogleich zu sagen?

Schauspielerin.
Ei! die Empfindlichkeit, daß Sie mich nicht gekannt.

Director.
Wie konnt' ich ahnen?

Schauspielerin.
Still! Entschuld'gung sei verbannt.
Wir bleiben Freunde drum; nur lassen Sie mich gehen.

Director.
Das lass' ich nicht, ich muß vielmehr darauf bestehen,
Auf eine Probe noch zu stellen Ihre Kunst.
Ein Mann von guter Art bewirbt sich um die Gunst
Der liebenswerth'sten Frau, so schön, als voll Talente,
Die, wenn er sie nicht schon seit frühster Jugend kennte,
Ihm dennoch theuer ward, wo immer er sie fand.
Er giebt ihr, was er hat, — sein Herz und seine Hand,
O möchte sie dafür ihm ihre Liebe geben!
Er wartet auf Bescheid; — sie spricht:

Schauspielerin.
Komm her!

Director (sie umarmend).
Für's Leben!

Hieronymus Emser,

einer der heftigsten Gegner Luthers und der Reformation, ward am 26. März 1477 in Ulm geboren, studirte in Tübingen und Basel Theologie und canonisches Recht, und bekleidete dann zwei Jahre das Amt eines Secretairs bei dem Cardinal Raimund von Gurk, den er auf seinen Reisen durch Italien und Deutschland begleitete. Darauf ward er Magister in Erfurt und lehrte daselbst Humaniora. Von hier ging er in gleicher Eigenschaft nach Leipzig und ward daselbst Baccalaureus der Theologie und Licentiat des canonischen Rechtes, worauf ihn Herzog Georg 1504 zu sich als seinen Secretair und Orator nach Dresden berief. Im Jahr 1510 ward er nach Rom gesandt, um die Heiligsprechung des Benno zu bewirken. Nach seiner Heimkehr erhielt er mehrere Präbenden in Dresden und Meißen und zog sich in den Privatstand zurück. Er starb am 8. November 1527 in Dresden.

Seine deutschen Schriften sind:

Wider das unchristliche Buch Martini Luthers, Augustiners, an den teutschen Adel ausgangen u. s. w. Leipzig, 1521.

An den Stier zu Wittenberg. O. O. u. J.

Auf des Stiers zu Wittenberg wietende Replica O. O. u. J. Beides Flugschriften gegen Luther.

Der Bock tritt freg auff diesen plan hat wyder Ehren nye gethan. O. O. 1525. 4.

Anfangs Luthers Freund ward er nach der Disputation zu Leipzig (27. Juli 1519) dessen eifrigster Feind, wobei ihm denn auch Luther freilich, in der Derbheit jener Tage, nichts schuldig blieb. — Seine Satyren haben übrigens durchaus keinen ästhetischen Werth und sind nur plumpe, in schlechtem Deutsch geschriebene Schmähungen. —

Johann Enenkl (Jannsen Enikel),

aus adelichem Geschlecht, ward 1227 (nach Anderen 1190) zu Wien geboren, lebte daselbst als Domherr und starb um 1250 in seiner Vaterstadt.

Er schrieb:

Fürstenbuch von Oestreich und Steyerland (in markomannisch-fränkischen Reimen), herausgegeben von Hier. Megiser. Linz, 1618. N. A. 1740. 8.

Universalchronik (in Prosa und Versen), wovon Proben in Pezii Script. rer. austr. II. S. 636—646 und in Magnus Faus philosophischem Versuche über Enikels Universalchronik. St. Meresheim, 1788. — Eine vollständige Ausgabe wird in Wien, dem Vernehmen nach, vorbereitet.

Beide Werke haben mehr sprachlichen als historischen Werth. —

Johann Jakob Engel

ward am 11. September 1741 zu Parchim im Mecklenburgischen, wo sein Vater als Prediger lebte, geboren. Nachdem er im elterlichen Hause und dann in der dortigen Stadtschule seine erste Bildung erhalten, besuchte er das Gymnasium zu Rostock, von dem er später zu der Universität daselbst überging. Er beschäftigte sich

hier vorzüglich mit den theologischen Wissenschaften und widmete sich dann zu Bützow und zu Leipzig mit Vorliebe dem Studium der Philosophie und der Sprachenkunde. Mehrere Predigten, welche er während dieses Zeitraums theils in Bützow theils in Parchim gehalten, hatten ihn bereits in seinem Vaterlande ehrenvollen Ruf erworben, und er würde sich wohl dem Predigtamte gewidmet haben, wäre er nicht durch sein Verhältniß zu dem pietistischen Superindenten Zachariä, der alle Andersdenkenden verketzerte, davon zurückgeschreckt worden. Er blieb daher in Leipzig, wo er sich seinen Unterhalt durch literärische Arbeiten und Vorlesungen verschaffte und sich bald einen sehr ehrenvollen Namen in der gelehrten Welt zu erwerben wußte. Unter vier, zu gleicher Zeit ihm gewordenen Anträgen, zog er, dem Wunsche seiner Mutter folgend, einen Ruf als Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium allen übrigen vor. Er begab sich dem zufolge 1776 nach Berlin, lehrte hier mit dem größten Beifall, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und hatte bald darauf die Ehre, dem jetzigen Könige von Preußen und mehreren Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Unterricht zu ertheilen. Dadurch mit dem damals regierenden Könige Friedrich Wilhelm II. bekannt geworden, erhielt er von diesem die Oberdirection des Berliner Theaters, welche er bis 1794 verwaltete, dann aber, da seine wankende Gesundheit zu sehr von dem mannichfachen, mit einer solchen Stelle verknüpften Aerger litt, niederlegte. — Er begab sich nun nach Schwerin, wo er sich mit literärischen Arbeiten beschäftigte, ward aber bald von seinem erhabenen Zögling, gleich nach dessen Regierungsantritt, auf das Wohlwollenste eingeladen zurückzukehren, um unter Zusicherung seines Gehaltes als Mitglied der Akademie und einer ansehnlichen Pension, ohne alle amtliche Verpflichtung, dort seiner Neigung und den Musen zu leben. Engel folgte dieser ehrenvollen Aufforderung im Jahre 1798, arbeitete jedoch zu angestrengt und untergrub seine leidende Gesundheit immer mehr. Er starb auf einer Besuchsreise zu seiner bejahrten Mutter, am 28. Juni 1802 in seiner Vaterstadt.

Seine Schriften sind:

Der dankbare Sohn. Leipzig, 1770 und öft.
Die Apotheke. Oper. Leipzig, 1771.
Der Edelknabe. Lustspiel. Leipzig, 1774 und öft.
Der Philosoph für die Welt. 2 Thle. Leipzig, 1775—1777 und öft.
Lobrede auf den König. Berlin, 1781.
Kleine Schriften. Berlin, 1795.
Fürstenspiegel. Berlin, 1798.
Herr Lorenz Stark. Berlin, 1801.
Schriften. 12 Thle. Berlin, 1801—1806.
Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten. Berlin, 1783.
Mimik. Berlin, 2 Bde.

Als Mensch wie als Schriftsteller verdient Engel gleiche Achtung. Er war ein wohlwollender, redlicher, wahrheitsliebender, das Gute und Schöne nach besten Kräften befördernder Mann, ein dankbarer, guter Sohn, ein unveränderlich treuer Freund. Als Schriftsteller zeichnete er sich besonders durch seinen feinen Geschmack, sein gründliches Wissen und seine scharfe Beobachtungsgabe aus. Vorzüglich verdankte ihm die populäre Philosophie in Deutschland große Fortschritte. Sein prosaischer Styl ist glänzend, leicht, witzig und correct, und daher ein Muster wahrer Eleganz, obwohl hier und da in der von ihm erstrebten Natürlichkeit zu künstlich. Lessing blieb fortwährend sein Vorbild doch erreichte er ihn nie, da ihm Lessing's selbstständiger Scharfsinn mangelte, auch besaß er für einen Dichter nicht genug Phantasie. Seine ästhetischen und kritischen Bemühungen sind durch die späteren Fortschritte der Philosophie sehr überflügelt worden, doch hat seine Mimik sich ein bleibendes Ansehn zu bewahren gewußt, da sie einen reichen Schatz feiner psychologischer Bemerkungen umfaßt. — Seine Lustspiele erhielten sich lange auf der Bühne, um so mehr, als sie sich durch scharfe Charactierzeichnung, Wahrheit und Lebendigkeit des Dialogs und vortreffliche sceniſche Oekonomie auszeichneten. Als ein Meisterwerk, in jedem Sinne des Wortes, ist indessen sein vortreffliches Charactergemälde „Herr Lorenz Stark" als die Perle aller seiner Schriften zu betrachten.

Das ähnlichste Portrait Engels ward von Freidhof nach einem Oelgemälde von Weitsch geschabt, und hat auch in künstlerischer Hinsicht großen Werth.

Vergeltung *).

Bei dem steten, oft so schrecklichen Wechsel der Dinge, können Personen vom höchsten Ansehen in den Fall kommen, daß sie des Erbarmens der Niedrigsten bedürfen. Wohl dann denen, die selbst, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben, sie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unseren Tagen geschehen ist, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiß, daß auch von dem rohsten, ergrimmtesten Pöbel, mitten in der wildesten Wuth des Aufruhrs, Unterschiede gemacht wurden, die ihren Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geschichte hat uns ähnliche Beispiele hinterlassen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der Gracchen, das Elend der dort befindlichen Sclavenmenge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis aufs Höchste gestiegen. Einer der fühllosesten Wüthriche war ein gewisser Damophilus aus Enna, der alle seine Sclaven mit glühenden Eisen an der Stirne hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammenpreßte, und mit anbrechendem Morgen sie bei der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib Megallis war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten Fehler wurden mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter diesen unerträglichen Leiden, war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen, als das Herz ihrer Aeltern dafür verschlossen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersetzte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sclaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoff, bis in alle drei Spitzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des Damophilus brach er aus: er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sklaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen Eunus, sollte über den Damophilus ein förmliches Verhör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltsame Wuth zweier Sclaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte diesem Scheingerichte ein Ende: sie stürzten über ihren Tyrannen her, und schlugen ihn mit wiederholten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher; denn sie fiel in die Hände ihrer Sclavinnen, die erst mit Furienwollust jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erschöpften, und sie dann, nach gesättigter Rache, auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten, sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Beweise der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr so oft bewiesenes Erbarmen war in

*) Aus Engels Fürstenspiegel. Berlin, 1798.

Aller Herzen; das Lob ihrer Menschlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringste Vergehen gegen sie mit Wort oder That würde auf das Empfindlichste seyn gerächt worden. Man beschloß, sie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Aeltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorstehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein sichres Gefolge brachte man sie hinweg nach Catana, und überlieferte sie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geschichte hat uns so manche verabscheuungswürdige Namen, auch die eines Damophilus und einer Megallis, aufbehalten; warum hat sie uns doch den Namen dieser Guten, dieser Edlen verschwiegen? Doch auch ohne Namen verehrt der Freund der Menschheit ihr Andenken, und freut sich der so schön an ihr bestätigten Wahrheit: daß auch über die rohesten und fühllosesten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

Geschichte.

Die Geschichte ist für Könige eine treffliche Lehrerin, die aber so unglücklich ist, etwas unachtsame Schüler zu haben. — Würden wir sonst die ehemaligen Fehler mit den ehemaligen Folgen immer zurückkommen sehen? Würden so oft neue Beispiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beispiele gefruchtet hätte? –

Könige! ruft so laut die Geschichte, wagt es nicht, gegen den herrschenden Geist eurer Zeit anzukämpfen; er ist durch eine Folge von Jahrhunderten eben so unwidertreiblich herbeigeführt, als es durch die periodischen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten sind: es ist gleich thöricht, diese oder jenen zurückhalten zu wollen; und das geringste Uebel, was für euch daraus erwachsen kann, ist, daß man an euren Einsichten zweifelt. — Könige! laßt endlich ab von dem Wahne, als ob ihr durch stete Erweiterung eurer Grenzen immer mächtiger würdet: der gedrungene, saftreiche Staatskörper ist stärker, als der aufgedunsene, entnervte: und wollt ihr mächtiger werden, so sorgt für Thätigkeit, Sparsamkeit, Sitten, Gemeingeist. — Könige! verlaßt euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zusammengestückte: Cabale, Ungehorsam, Eifersucht, Neid, drohen euch mit Zerrüttung eurer durchdachtesten Plane; und am Ende werdet ihr nicht, wie ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer möglich, daß nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zusammentreffe: besänftiget die Gemüther durch Herstellung der alten Ordnung, eh' ihr euch in den Krieg wagt: sucht und sichert den Frieden, eh' ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt: denn Faulstoff in den Eingeweiden des Staats, und äußre Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieses, und wie viel mehr! ruft so laut die Geschichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden: oder wenn sie ja etwas fassen, so verlieren sie's wieder im Taumel der Ehrsucht, aus deren Zauberkelche sie nicht satt werden, sich zu berauschen. — —

Pilotenfische.

Es giebt unter den Tyrannen des Meers einen sehr merkwürdigen, von Le Vaillant beschriebenen, der einen ungeheuren Rachen zum Verschlingen, aber durchaus keinen Verstand hat, sich zu bewegen. Dieser Verstand steckt außer ihm in zwei Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlassen, sondern auf zwei hervorragenden Enden seines Kopfes Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehen: so schwimmen diese Diener voran, und er getrost hinter drein; soll er sich tiefer herablassen: so fahren sie ihm über den Rücken, und er gehorsamlich nieder; soll er höher heraufsteigen: so berühren sie ihn unten am Bauch, worauf er gnädigst sich hebt. Die Matrosen, die bei Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe bleiben, haben sie Pilotenfische genannt; man könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch Ministerfische nennen.

Zeitvertreibe.

Es ist wohl traurig, daß oft die sanftesten, gutmüthigsten Fürsten so viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man sollte sich Glück wünschen, daß man sie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu spotten und sie in den Augen der Welt herabzusetzen.

„Was dünkt euch dazu," sagt das eine Volk, „daß unser durchlauchtigster Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechselbank sitzen?" — „Da mag ihm weniger heiß als dem unsrigen werden," erwiedert das andere, „denn dessen ganze Lust ist, am Feuerherde zu stehen und Pasteten zu backen." — „Der unsrige," ruft ein drittes, „ist ein ganz anderer Mann; der fordert die Schlossermeister von ganz London heraus, ein schöneres Vorlegeschloß, oder einen künstlichern Schlüssel zu machen, als er."

Ist es zu begreifen, was diese Unsinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürst, gleich dem letzten Mediceer, sein ganzes Daseyn im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der noch jetzt durch die Forsten spukt, Feld und Wald mit seinen Hunden durchstreifen, und alle Saaten, alle Ernten zu Schanden reiten! Soll er auf jeder Wachtparade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht steif genug sitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt schlagen lassen! Soll er unermeßliche Summen am Spieltische vergeuden; oder in schwärmerischen Andachtsübungen allen seinen Verstand, seinen Frohsinn ersticken?

Regieren, schreit man, regieren soll er; denn wofür sonst ist er da? — Als ob es nun das Regieren eine so leichte Sache wäre! Er ist zum Fürsten geboren: das ist schon wahr; aber die Kunst zu regieren ist nicht mit ihm geboren: und was man in jüngern Jahren hätte thun können, sie ihm beizubringen, das ist nun einmal versäumt. Zum Lernen, weiß man, hatte der junge Prinz niemals Lust, und wirklich auch niemals Zeit: denn das Muster der Fürstenmütter konnte durchaus nicht dulden, daß der geliebte Erbe bei irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da sie selbst von einer zur andern unaufhaltsam fortschwärmte, so kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeschwirr, aus den geistertödtenden Indigestionen, und aus den trunkenen Erwartungen neuer, immer schönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, schreit man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir denn einmal an Miethlinge verkauft seyn müssen; so soll er uns wenigsten nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmiede gehorchen: er soll sich edler und würdiger beschäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun diesen Beschäftigungen nachfragt; so wird gewiß herauskommen, daß der Prinz sich an lehrreichen Unterhaltungen ergötzen, Bücher lesen, wohl gar, wie ein Cäsar und Antonin, selbst die Feder in die Hand nehmen soll. — Aber wenn er nun, von seiner zartesten Kindheit an, vor allen solchen Beschäftigungen einen Eckel hat? wenn noch jetzt der Angstschweiß ihm vor die Stirne tritt, so bald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder Geschriebenes herablesen soll? wenn man schon aus dem Einzigen, was er wohl schreiben muß, aus seinem Namen sieht, daß Schreiben seine Sache nun gar nicht ist: — kann man ihm da als Vergnügen vorschlagen, was für ihn die grausamste Marter wäre? Oder sieht man denn nicht, daß, wenn der Prinz zu solchen Beschäftigungen Lust hätte, er zur Regierung weit untauglicher wäre? — Zu zeichnen, oder ein Instrument zu spielen, ist, wenn es schlecht geschieht, bei weitem nicht so viel werth, als gut zu drechseln oder zu schmieden; und daß doch übrigens der Herr von den schönen Künsten einige Kenntniß hat, daß erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemälde den Namen des Meisters, und ist ein großer eifriger Bewunderer der italienischen kleinen Oper. —

Kurz, es ist unverantwortlich, wie man den armen Großen zuweilen mitspielt. Man scheint die boshafte Absicht zu haben, sie vor lauter langer Weile umkommen zu lassen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schicksal man da ihrer sie umgebenden Dienerschaft bereiten würde. In ihrer mürrischen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden; sie würden ewig tadeln, nergeln, schelten: und noch ein Glück, wenn es beim bloßen Schelten bliebe! Lästermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer bösen Laune mit Fäusten sollen um sich geschlagen, wohl gar mit Füßen um sich getreten haben.

Nein, ihr guten, lieben, sanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn ihr einmal Beruf dazu fühlt, vor eurer Drechselbank, eurem Herde, und eurem Amboß! Laßt euch durch das Geschrei von Menschen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu schweigen, sich wenigstens um nichts besser verstehen, als ihr euch auf eure Fürstenpflicht: zu regieren! Laßt euch, für keinen Preis, aus dieser frohen Laune herausspotten, die uns um euret- und selbst um unsertwillen so lieb ist! Wenn ihr das vorgesetzte Tagewerk vollbracht habt, und eure Puppen fürs Schachspiel vortrefflich gerathen sind; wenn eure

Pasteten einen feinern Geschmack, als die Hanauer oder Straßburger, oder selbst als die Pariser, haben; wenn eure Schlüssel in ihre Schlösser vollkommen passen: dann tretet ihr aus eurer Werkstätte hervor, so froh und so heiter, so wohlgesinnt und so mildthätig; — wir könnten uns gar keinen gnädigern Fürsten wünschen als wir, dem Himmel sey Dank! an euch haben.

Müßiggang.

Ein einfältiger Reichsstädter sah in X.. den Landesherrn mit einem äußerst sauren Gesichte und einer Eile vorbeijagen, daß die Pferde stürzen mochten. — Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte; was muß er vorhaben, der Herr?

„Er? — Er ist müde, auf seinem Schloß in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draußen in seinem Belvedere zu gähnen.“

Das wär' es Alles? fragte der Reichsstädter erstaunt.

„Das ist's rein Alles! Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an dem Orte zu seyn, wo er nichts zu thun hat.“

Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf seinen jährlichen weitern Reisen ins Bad und auf die Messe so ganz entsetzlich fährt —

„Anders niemals.“

Da müßten ja, dächt ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.

„Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen.“

Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu versäumen?

„Nichts in der Welt.“

Man sollte aber doch glauben: bei den mancherlei Regierungsgeschäften — —

„Die besorgen die Räthe.“

Und bei der ansehnlichen Armee, die er hält — —

„Die besorgen die Generale.“

Und bei der vorfallenden vielen Correspondenz — —

„Die besorgen die Secretäre.“

Hm! Hm! — Aber sehen Sie doch! sehen Sie! Da ist er schon die ganze lange Straße hinunter; da ist er schon draußen vor dem Thor auf der Höhe. Man sollte glauben, alles Geschirr müßte reißen. — Und daß der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!

„Das hat nichts auf sich. Er hat feste Gehirnnerven.“

Je nun — er nutzt sie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reisen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?

„Versteht sich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für sich.“

Nun, das ist denn doch gnädig! Auch etwas für sich?

„Prügel.“ — —

Ob Gespräche dieser Art, ganz so hämisch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? ist nicht die Frage. Es wäre zu wünschen, daß Fürsten ihre Unterthanen belauschen, oder daß sie Blicke bis in ihr innerstes werfen könnten; sie würden finden, daß sie nur allzu häufig von ihnen verachtet, und oft dann am meisten verachtet werden, wenn sie am meisten vor ihnen zu glänzen wähnen.

Nachruhm.

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer: sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere, schweifen damit hinaus, bis über das Grab. Wenn alles Uebrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauern; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebaut hat, soll die Ehrensäule noch da stehen.

Es hilft nichts, daß man den Ruhmsüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzücken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdaurenden Zusammenhanges mit dem Erdenleben; oder er gibt wenigstens, durch die Allmacht der Phantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, lies't Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, möchte man ausrufen: prophetischer Träumer! wie kannst du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eines mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weißt du, sind gerne Lügner; und der größte Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.

Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreust dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!

Die Nachwelt ist unpartheiisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann anfangs schwanken; aber bald werden die Weisesten und Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unpartheiischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf: strebe seiner Freundschaft würdig zu werden; und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dieß Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offenen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unpartheiischen, unbestechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar ist er Freund; und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sey wahrhaft ruhmwerth; und meinst du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Reine volle Unpartheilichkeit gibt's einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermiene naht sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden: das Alles ist im Tode dahin; was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz: denn deren Rechte sind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden; und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt jetzt ängstlich am Tadel, und weniger ängstlich am Lobe: sein Scharfsinn wird erfinderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will, hat er Flecken übersehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

O, eure Eitelkeit, euer Stolz, ihr Fürsten, den ihr so ungerne ablegt! Den Durst nach Unsterblichkeit habt ihr; aber wo ist an eurer Seite der Freund, dessen strenges Urtheil sie euch verbürgte?

Sittenwerth.

Laster, die unbedeutenden Privatpersonen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Große Regententugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle strahlen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser Andere war ein musterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß, mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornwuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein Dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Namen die Nation ihr goldenes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull, sind Namen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: daß dem Einen seine Liebe zu dem Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können; was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sey,

gibt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht mißverstehe, nicht einseitig blos das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt: wahre große Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaften, Kunstfleiß, Handel, zu einer Höhe, wie noch keiner seiner Vorgänger, getrieben: äußerst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blick eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordenen Verderbens? — Das unglückliche Beispiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigen Ständen zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beispiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaft grosen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre, ihm ähnlich zu seyn; und da man dieß in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, so ward man's um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingerissene Verderben anschwellen könne, das haben ältere und neuere Beispiele zu schrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelte, durch drohende Schicksale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaft edler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch stete kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigene ehrwürdige Beispiel des Fürsten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Scham verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehen der Gesetze schützen müßte, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen; das ehemals durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobei der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoß, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird seinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieses daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch diese gewiß, und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Kämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen, erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte, und zu eigener Unsittlichkeit verleitete: ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren, sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen, und unter lauten Lobgesängen es mit Lorber bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorber versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypressen in diesen Lorber flechten, werden trauren, daß so grosen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz so strenge Forderungen an Fürsten, als an andere Menschen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Gesetze zu seyn, in gar keinem Stücke zu gute kommen? Freilich, einem Cäsar Borgia, einem Carl dem Schlimmen von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürsten schänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es gibt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laster nennt, da man sie nur Schwachheiten nennen sollte; Sünden, worein gerade die fühlensten Herzen, die feinsten wohlwollensten Charaktere, am liebsten verfallen. Schwachheiten dieser Art haben wir mehreren der besten, der gepriesensten Könige zu verzeihen; und warum sie nicht allen Fürsten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerstreuung und Gemüthsstärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind sie nur im Uebrigen weise, tugendhaft, edel; — ob sie nicht die treusten Gemahle, nicht die beständigsten Liebhaber sind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen so grosen Schaden der Nation thun?

Allerdings ist ein Unterschied zwischen Fehlern; allerdings ist der blose, besonders feinere, Wollüstling in unendlich geringerm Grade verächtlich und hassenswerth, als der Blutsauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinste Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüsse so viele aufnehmen, daß sie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendste Sittenfehler kann durch alle die, die sich nach und nach ihm zugesellen, in die gehässigsten, verderblichsten Laster führen. Wie, wenn die erste zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geist und Witz, die den Prinzen von der gesetzlichen zu der ungesetzlichen Verbindung hinzog, wenn diese so unschuldig, selbst so liebenswürdig scheinende Empfindung ihm eine Gebieterin gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abschlagen zu dürfen, und die es verstände, alle anfangs versteckten, aber nach und nach sich entwickelnden Laster ihrer eigenen Seele in die seinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieser Gebieterin zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Ueppigkeit; wenn die glänzende Versorgung der unechten, vielleicht sehr zahlreichen Nachkommenschaft zu ungeheurer Verschwendung, zu gänzlicher Erschöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als sich die ungerechtesten, grausamsten Erpressungen zu gestatten? Wie, wenn die lautesten Ansprüche des Verdienstes überhört, alle die Besten und Edelsten zurückgesetzt werden müßten, um Würden, Ehrenstellen, Reichthümer auf die Zweige des oft so dunkeln Hauses der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günstling oder Schützling derselben zusammen zu häufen? Wie, wenn die Rachsucht der Stolzen, die leicht Verachtung sieht, weil sie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die schwache Seele des Prinzen nicht zu widerstehen vermag, die würdigsten Männer des Staats zum Opfer forderte, und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abscheulichkeit, so wie zur kriechensten Schmeichelei, zur unbedingtesten Unterwerfung, zur freudigsten Erfüllung jedes nur halb geäußerten verderblichen Wunsches bereit wären? Hätte nicht da der anfangs nur schwache, in seiner Schwachheit liebenswürdige Fürst sich plötzlich in einen boshaften, tyrannischen verabscheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daß man es doch niemals vergesse! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinschaftlichen heiligen Bande, dessen leichtsinnige Trennung Gefahr bringt, daß sie sich alle zerstreuen werden. Man lös't den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu lassen; aber siehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführerischen Beispiele des Fürsten hingerissen, gleiche Grundsätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Masse allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachsen! Oder sollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals so zärtliche Band der Familien zerrissen, der Friede des Hauses gestört, eben dadurch das Haus verekelt, das Interesse nach außen verschleppt, von dem Vermögen verschleudert, an den Geschäften versäumt wird? — Ohne des andern unsäglichen Uebels zu erwähnen, wovon das gröste die Nachbildung der Jugend nach dem älterlichen Muster ist; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verschleuderung des Vermögens bewirken! Der Ruin selbst ist das geringere Uebel; das unendlich größere ist, daß man, um diesem Ruine auszuweichen, und die einmal angefangene Lebensart, sey es aus Geschmack oder aus Nothwendigkeit, fortzusetzen, sich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer bessern Lage, eben wie der Gesunde vor künstlichen Wunden, denen sich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückschaudern würde. Die heiligsten Pflichten scheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtsinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewissenhaftigkeit, wahre Ehre verschwinden; Betrug, Eidbrüchichkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Lastern selbst hing, hängt jetzt nur an dem Mangel der Feinheit, der List, womit man sie hätte verdecken sollen. Also bis dahin, bis zu einer so wilden Gesetzlosigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daß man sich Freiheiten nahm, die für unschuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreißung von abergläubischen Grillen, für edle Erhebung über altväterisches Vorurtheil galten! — Die Laster, wie die Tugenden, sind sich innig verwandt: jedes trägt den Samen der übrigen in sich: und wenn nur eins davon in dem Volke Wurzel faßt, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, sagt man vielleicht, muß denn der Fürst, was er sich selbst erlaubt, darnm auch Andern gestatten? Ist er nicht Herr, nm durch weise Gesetze die Unordnungen einznschränken und dem Verderben zuvorznkommen? Hat er es nicht in seiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über diese Gesetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen soll er verdammen? Soll mit jedem Gesetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande seines Fürsten erkenne? Soll mit seinen Untugenden allein stehen wollen, um ihren Anblick desto auffallender, desto empörender zu machen? — Laster hat immer gern Gesellschaft von Laster; es zieht sich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beispielen Entschuldigung, und fürchtet, durch Unduldsamkeit noch verhaßter, uoch verabscheuter zu werdeu. — Und was für Kraft könnten denu auch Gesetze haben, die auf dem Throne selbst und rings um den Thron verlacht und verspottet werden? Nein, wenu Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten sollen: so muß der Fürst selbst ein Edler seyn, der zu jedem seiner Gesetze das Beispiel gebe; so muß das Laster nicht blos zittern sich ihm zu nähern, es muß auch erröthen; so muß das gezüchtigte Verbrechen uicht Grund finden, mit Unmuth entgegen zn reden oder zu knirschen: es muß sich gedrungeu fühleu, seiu eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es schlägt, zu verehren.

Sicherheit.

Nur zu oft mochten Fürsten, in dieser letzten aufrührerischen Zeit des Jahrhunderts, für sich selbst oder für ihre Kinder zittern. Jenes schwarze Gewitter im Westen, mochten sie sagen, hat sich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, sich auch über den Rheinstrom zu wälzen?

Das Rathsamste bei dieser schrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daß man nicht zu sorglos im gegenwärtigen Sonnenstrahl spielte, sondern dem fürchterlichen Phänomen, um es von seinem Horizont entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegenwirkte, die dem Menschen in der sittlicheu Natur so viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Daß es mit diesem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weise Mittel und mit ausdaurendem Ernste geschieht, das scheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, standhaft, bieder, treu, muß es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürsten weit weniger Sorge, als die übrigeu Völker, machen. Es hat von seiner Anhänglichkeit au gerechte, menschenliebende Herrscher die sprechensten, rührendsten Beweise gegeben: aber am Ende freilich hat auch das taubenartigste Geschöpf seine Galle: und zu sehr oder zu lange gereizt, geängstigt, gemartert, braucht es, instinctmäßig, alle ihm verliehene Kraft, um sich der Angst und der Qual zu entladen.

Wie schon hieraus erhellt, so wäre kein Mittel, sich zu sichern, gewagter und also sinnloser, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmal so kurz faßte, als möglich. Eben dieser ängstliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das sonst gutmüthige Volk über alle Schranken hinausrisse, und den unweisen Führer von seinem Sitz herab unter die Räder seines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag sich bis zu dumpfem Sclavensinne erniedrigen lassen; mit einem schon aufgeklärten, zum Nachdenken erwachten, mit dem Deutschen, wird so ein Versuch schwerlich glücken.

Gleich unweise, und bei grausamen Mitteln gewiß auch gleich gewagt, wird das Bemühen seyn, der Aufklärung selbst entgegenzuarbeiten, und dadurch, daß man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle setzte, dem Sclavensinne den Weg zu bahnen. Wer einmal von den Phantomen, womit die Menschheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verschmäht es auf immer, sie wieder anzunehmen; ihm sie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harnisch zu jagen und zu erbittern. Herrscher, die zu unsern Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen gäben, und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung, blinden Gehorsam verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daß sie nur verhaßter und verächtlicher würden.

Also auf diesem Wege, daß man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem man strebt, nicht erreichbar. Und so schlage man dann lieber den andern bessern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, sondern auf trockener lichter Höhe liegt, und wo man sich weder zu fürchten hat, daß man versinken, noch, wenn man glücklich hindurchkömmt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundsätze und die Verfahrungsweise, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und sehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läßt sich nichts von Verschlechterung erwarten: so versuche man es mit Verbesserung; will die einmal angebrannte Fackel sich nicht wieder auslöschen lassen; so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor; steht der Thron auf Furcht und auf Elend nicht sicher: so stelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt, — vielleicht, daß er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn sie ihrem angestammten Herrscher den Gehorsam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen sie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bei aller Freiheit elende Wilde umherschweiften? Wollen sie wieder die Eichel zu ihrer Kost machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache schöpfen? Oder wollen sie Völker bleiben, und also in Gesellschaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn sie, wie Niemand zweifelt, dieses Letztere wollen: so müssen sie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Gesetzen Folge zu leisten, nur weisen und milden Gesetzen; gemeinschaftlich Lasten zu tragen, nur mäßige, nicht erdrückende Lasten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile gesellschaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freiheit des Wilden wünschte; das hieße, sich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die ersehnte Verbesserung des Zustandes biete sich freiwillig dar; der kluge gute Führer, dem man zu folgen wünscht, sey in der eigenen Person des Fürsten vorhanden; die mildere Gesetzgebung, die Erleichterung der Lasten, nach der man strebt, sey von seiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparsamkeit, Staatswirthschaft zu hoffen: ist es denkbar, daß ein Volk nicht lieber in Ruhe diese Wohlthaten sollte entgegennehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf sie erringen wollen? daß es den eben hervorbrechenden schönen Frühling mit allen seinen Lieblichkeiten verachten, und schlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde bestehen sollte? Ohne vorhergehendes wüstes, finsteres Chaos gibt es solche Schöpfungen nicht: alle Elemente des aufgelösten Staats würden erst in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angst zu erwarten stehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brausenden Masse nach langem Kampf sich entwickeln möchte. Möglich immer, daß es ein besserer; aber auch eben so möglich, daß es ein schlechterer wäre, als der zerstörte. Und auf diese Gefahr hin sollte ein Volk es wagen, und den ganzen langen, oft so unseligen Zeitraum zwischen Umsturz der alten und Feststellung der neuen Verfassung durchleben wollen? sollte mitten in der schönsten Hoffnung, die ein weiser guter Fürst ihm gibt, Entschließung fassen, wie sie nur die äußerste Noth, nur die wildeste Verzweiflung entschuldigt? — Mag eine so traurige Hirnepidemie unter Völkern auch möglich seyn; unter dem unsrigen, das einen so gemäßigten Himmel und einen so ruhigen Puls hat, ist sie gewiß wenig wahrscheinlich.

Versuche es nur der deutsche Fürst, der mitten unter den jetzigen Stürmen seine Nächte ruhig durchschlafen möchte — ruhig, nicht wegen der Rasereien fremder Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Gesinnung des eigenen — versuche er's, sich wahrhaft weise und gut, und mit dieser Weisheit und Güte unablässig thätig zu zeigen; kenne er durchaus keinen Unterschied zwischen seinem eigenen persönlichen, und zwischen dem Vortheile des Volks: suche er jeden gerechten Wunsch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzustellen; erleichtere er durch Beschränkung der eigenen Ausgaben, durch besser berechnete Staatswirthschaft, durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle, den Unterthanen die Last; verleihe er, ohne Ansehen der Person, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und sey er selbst von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menschheit unwürdige Fessel, und gönne allen die volle Freiheit, welche die Freiheit der Uebrigen zuläßt, befehle er nie ohne Gründe, und nie ohne wahre, erleuchtende, vom eigenen Besten des Volks entlehnte Gründe; treffe er Anstalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu sichern; und um Alles zusammen zu fassen, zeige er in jeder seiner Handlungen Gemeinsinn, Bürgersinn, Vatersinn: er wird inne werden, daß, je länger er dieses Weges fortgeht, desto mehr ihn alle Unruhe verläßt; daß, je würdiger er sich des Vertrauens vom Volke macht, desto mehr sein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudere er nicht, bis sich schon die ersten Spuren anhebender Gährung zeigen, und seine Tugend das Ansehen von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung ist gefahrvoller, als Haß: freie, edle, großmüthige Wirkungen seines Geistes und Herzens müssen alle

jene Wohlthaten scheinen; und dann laß immer, nahe an seinen Gränzen, furchtbare Gewitter toben! Ueber diese Grenzen hinüber zieht keines; sein eigener Thron wird von keinem Donner erschüttert, sein eigenes Zepter durch keinen Blitzstrahl ihm aus der Hand geschlagen. Wenn schon jedem Verdienste geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt; so muß einem nem so großen fürstlichen Verdienste unausbleibliche Verehrung folgen.

Soll diese Verehrung höher steigen, so daß sie Anbetung werde — und das wird sie, wenn sie sich innig mit Liebe mischt: — so verbinde der Fürst mit jenen ersten, wesentlichsten Regententugenden noch die: daß er gegen Alle, auch die Niedrigsten im Volke, Zuneigung und Achtung beweise; daß er den Zutritt zu sich Jedem offen lasse, den Natur oder Wichtigkeit seines Anliegens zur eigenen Person des Fürsten hinführt, daß, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, sondern mit Güte; wenn er sie abschlägt, es nicht mit Härte, sondern mit Bedauern geschehe; daß er Liebesbeweise des Volks freudig dankbar erwiedere, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch seine Gegenwart zu belästigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erscheine. Ein Fürst von anerkanntem hohem Verdienst, der so den Fürsten verbirgt, und sich so ganz nur als Mensch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menschen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgibt die Sicherheit eines Gottes.

Der Edelknabe. *)

In einem Aufzuge.

Personen:

Der Fürst von ***
Frau von Detmund.
Fähnrich von Detmund, ihr älterer Sohn.
Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.
Hauptmann von *** ihr Bruder.
Der Direktor des fürstlichen Gymnasiums.
Ein Kammerdiener.

(Die Scene, ein Vorzimmer. Durch zwei offne Flügelthüren sieht man in ein Kabinet, worin ein Feldbette steht. Vor dem Bette befindet sich auf einem Tabouret eine brennende Lampe und eine Uhr.)

Erster Auftritt.

Der Fürst (liegt beinahe völlig angekleidet, mit über sich geworfenem Mantel, auf dem Feldbette). Der Edelknabe (hat sich im Vorzimmer in einen Sessel geworfen und schläft).

Der Fürst (erwachend). Das heißt geschlafen! — O Gottlob, daß es Friede ist! Nun schläft man wieder, von Sorgen und vom Lärm unerweckt. — (Nach der Uhr sehend): Zwei Uhr? Erst zwei Uhr! — Es muß weiter seyn. Ich habe länger gelegen. — (Er ruft): Page! Page!

Der Edelknabe (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück). He! He! Diesen Augenblick! — Gleich!

Fürst. Keiner da? Keine Antwort?

Edelknabe (wirft sich herum und murmelt). Ich bin ja nur jetzt — nur so eben — Ich habe ja noch so wenig — —

Fürst. Das spricht doch. Wer wäre denn das? — (Indem er den Schirm von der Lampe zurückschlägt und hinsieht): Ach! ist's möglich? Das Kind? — Hat das bei mir, oder hab' ich bei ihm wachen sollen? Was hat man gedacht?

Edelknabe (ist aufgetaumelt, und reibt sich die Augen): Gnädigster Herr? —

Fürst. Komm, komm, Kleiner! Ermuntere Dich! — Zieh Deine Uhr heraus! Meine hier ist abgelaufen.

Edelknabe (hält sich an der Armlehne des Sessels und nickt). Wie — wie, gnädigster Herr?

Fürst (lachend). Du bist trunken vor Schlaf. Du machst die drolligste Figur von der Welt. Ich möchte Dich gleich so gemalt haben. — Die Uhr, sag' ich, die Uhr sollst Du herausziehn. Du sollst sehn, was die Zeit ist.

Edelknabe (indem er langsam näher tritt). Die Uhr, gnädigster Herr? — Ach verzeih'n Sie! Ich habe keine.

Fürst. Du träumst noch. Was wolltest Du keine Uhr haben?

Edelknabe. Ich habe noch nie eine gehabt.

Fürst. Noch nie? Das ist viel. — Dein Vater schickt Dich hieher, und gibt Dir nicht einmal das Nothwendigste? das Einzige, was Du zu meiner Aufwartung brauchst? —

Edelknabe. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

Fürst. Du hast keinen mehr? —

Edelknabe. Er ist gestorben, eh' ich zur Welt gekommen. Ich hab' ihn niemals gekannt.

Fürst. Du armer Knabe! — Aber so konnte doch Deine Mutter, Dein Vormund —

Edelknabe. Meine Mutter, gnädigster Herr? — Ach! Sie wissen nur nicht. Die ist so unglücklich, so arm! Sie hat an mich ihr letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. — Mein Vormund sagte, ich brauchte eine; aber — (gähnend) er hat mir noch keine geschafft.

Fürst. Wer ist Dein Vormund? —

Edelknabe. Mein Vetter, gnädigster Herr.

Fürst (lächelnd). Sehr wohl! Aber der Vettern gibt's viel in der Welt. — Also wer ist Dein Vetter? —

Edelknabe. Er ist hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat hier heute die Wache.

Fürst. Ach ja! Ich erinnere mich. Eben der, von dessen Händen ich Dich erhalten habe. (Ihm das Licht gebend). Da nimm, Kleiner! Halt fest! In dem Kabinet, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt) müssen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring mir die zur Rechten, und nimm dich in Acht mit dem Licht!

Edelknabe (abgehend). Ja, gnädigster Herr.

Zweiter Auftritt.

Der Fürst (allein).

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte; ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind, und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar? — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viel geschenkt; es wär, ungerecht, wenn es ihnen auch die größte gewährte. — Schade nur, daß das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich muß es der Mutter wieder zurück schicken.

Dritter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Edelknabe (mit Uhr und Licht). Es ist um fünf, gnädigster Herr.

Fürst. Also bald Morgen! Ich dacht' es — (die Uhr ihm abnehmend). Aber ist denn das die Uhr die ich Dir sagte, die Uhr, die zur Rechten hing?

Edelknabe. Nicht? — Ich glaubte es doch.

Fürst. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest Du Deinen Vortheil verstanden; Du hättest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? — Oder hast Du vielleicht Deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist Dir's gegangen, wie manchem, der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

Edelknabe. Wie das? Ich verstehe Sie nicht.

Fürst. So muß ich deutlicher reden. — Du weißt doch, was Rechts und Links ist?

Edelknabe (sich besinnend, indem er auf seine Hände sieht). Rechts und Links, gnädigster Herr? —

Fürst (die Hand auf seiner Schulter). Geh, geh, guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses, zu unterscheiden wissen. Und daß Du den Unterschied nie erfahren möchtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir Deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bette. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

Der Fürst (wieder allein).

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daß er verführt werde. — Aber fort soll er? Wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so außerordentlich arm, daß sie das Kind nicht mehr erziehen könnte. — Ich muß das hören. Der Hauptmann muß mir das näher sagen.

---

*) Der Edelknabe. Lustspiel von J. J. Engel. Leipzig, 1774.

Fünfter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Edelknabe. Er kommt, gnädigster Herr.

Fürst. Nun? Wie steht's denn? Wie ist's? — Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme. Bist Du noch müde?

Edelknabe. Ach ja! — Ein wenig!

Fürst. Wenn es weiter nichts ist! Wirf Dich immer wieder in Deinen Sessel! — Ich bin ein Kind gewesen, wie Du. Ich weiß, wie süß in der Kindheit der Schlaf ist. — Wirf Dich hinein, sag' ich! Ich erlaube es Dir. (Indem der Knabe geht, und sich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ich's nicht? Er läßt sich das nicht umsonst gesagt seyn.

Sechster Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (der gleich wieder einschläft). Der Hauptmann.

Hauptmann. Ihro Durchlaucht? —

Fürst. Treten Sie her, Herr Hauptmann! — Was dünkt Ihnen von dem kleinen Boten, den ich Ihnen geschickt habe? Wozu, glauben Sie, daß ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung? —

Hauptmann (die Achsel zuckend). Er ist freilich zu klein.

Fürst. Oder zum Ausschicken? Zum Wegeeiten? —

Hauptmann. Ich fürchte wahelich, er würde nicht wieder kommen.

Fürst. Oder des Nachts hier zu wachen?

Hauptmann (lächelnd). Je nun — Wenn Ew. Durchlaucht nur selber schliefen —

Fürst. Also wozu, Herr Hautmann? Zu nichts! Das ist klar. — — Doch Sie wollten auch nicht, daß er mir, sondern daß ich ihm nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verschaffen. Sie sagten mir von der Armuth der Mutter. — Ist sie denn wirklich so arm?

Hauptmann (die Hand vor der Brust). Wirklich! wirklich, gnädigster Herr.

Fürst. Und geworden? Wodurch? —

Hauptmann. Duech eben den Krieg, wodurch andre reich wurden. — Feei von Schuld war ihr Gut nie gewesen; jetzt ist es völlig in fremder Hand; alles ist abgebrannt, ausgeplündeet, zu Grund und Boden gerissen; kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihr. — Dazu kommen Prozesse, gnädigster Herr; die sind hinter dem Kriege drein, wie die Pest hinter dem Hunger, und ehe sie aus werden, da müssen Kindeskinder verderben. — Zum größten Glück für sie, sind ihre Söhne versoegt; der Jüngste ist hier bei Ew. Durchlaucht; der Aelteste ist Fähndrich unter der Garde: Sie hilft sich dann durch, wie sie kann. —

Fürst. Sehr elend vermuthlich?

Hauptmann. Das errathen Ew. Durchlaucht. — (Kalt) Sie lebt da in einer armseligen Hütte; ganz allein und verlassen; ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es wüede mich jammern, wenn ich es ansähe.

Fürst. Ihr Bruder sind Sie?

Hauptmann. Leider, gnädigster Herr!

Fürst (verächtlich). Leider! Und kommen nie zu ihr hin? — Ich verstehe, Herr Hauptmann. Sie wüeden sich ihees Elends nur schämen, oder wenn Sie sich rühren ließen, würden Sie Unkosten haben. (Der Hauptmann geräth in Verwirrung). — Wie heißt Ihre Schwester?

Hauptmann. Von Detmund, gnädigster Herr.

Fürst (nachsinnend). Von Detmund? Von Detmund? — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

Hauptmann. Ganz recht, gnädigster Herr!

Fürst. Der gleich im eesten Feldzug blieb? —

Hauptmann. Im ersten Feldzuge. Ganz recht! — Das war der Vater des Fähndrichs und dieses Kleinen. — Es war ein rechtschaffner Mann. Er stieg auf eine Sturmleiter, als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Fürst. Und wie ein Mensch! Das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. — Ich erinnere mich seiner sehr wohl, und ich wünschte —

Hauptmann (einen Schritt näher tretend). Was wünschten Ew. Durchlaucht? —

Fürst. Mit seiner Wittwe zu reden.

Hauptmann. Das können Sie diesen Augenblick. Sie ist hier.

Fürst. Sie ist hier? — Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! — Ich will sie sehn, und will ihr das Kind wieder zurück geben.

Hauptmann (bittend). Gnädigster Herr —

Fürst. Doch darf ihr das nicht gesagt werden. Gehen Sie! (der Hauptmann geht ab).

Siebenter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (schlafend).

Fürst. So arm! Duech den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über ihn seufzen? Gut, daß sie nur über ihn, und nicht über mich seufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Neigung — (aufstehend). Doch heraus! Es ist Tag. — Der Friede hat immer auch sein Schlimmes. Er macht wohllüstig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Sessel stehen, in welchem der Knabe schläft). Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie sanft! — Er dünkt sich in dem Hause eines Freundes zu seyn, mit dem es keiner Umstände beancht. Er ist die lautre Natur — (wieder umheegehend). Seine Mutter — Aber wahrhaftig! ich thäte nicht viel füe sie, wenn sie so, wie der Hauptmann, wäre. Ich muß sie ausforschen. Ich muß sie prüfen, und dann — dann ist's immer noch Zeit, meinen Entschluß zu fassen. (Er stützt sich auf die Kopflehne des Sessels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Tasche hervorsteht.) Was ist das? Ein Brief wie es scheint. — (Er nimmt es und lies't die Unterschrift). „Deine ewiggeteeue Mutter von Detmund." — Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn lese? — — Ich wünschte doch, ihren Charakter zu kennen. Gegen das Kind wird sie ihn nicht verstellt haben. — Ich will ihn lesen. —

„Mein liebster Moritz!"

„So viel Mühe Dir noch das Schreiben macht, so hast Du Dich doch meiner Bitte erinnert, und mir sogar mehr geschrieben, als ich verlangt hatte. Ich erkenne darin Deine Liebe, und ich umarme Dich dafür. — Du schreibst mir, daß Du dem Fürsten vorgestellt worden; daß Er die Gnade gehabt, Dich anzunehmen; daß er der beste, der freundlichste Herr sey, und daß Du ihn von Deinem ganzen Herzen liebest — — — (Den Knaben ansehend). Nein, wirklich? Das schreibst Du, Kleiner? — Nun, so ist's ja wohl Pflicht, daß ich Dich wieder liebe; daß ich Dir's zu beweisen suche." —

„Du hast das wohl Ursache, mein Kind; denn ohne seinen Beistand, was würde wohl in der Welt Dein Schicksal seyn? — Du bist nicht allein eine vaterlose, sondern, wenn schon Deine Mutter noch lebt, auch eine mutterlose Waise; denn mich hat das Glück außer Stand gesetzt, meine Pflicht an Dir zu erfüllen. Das war immer mein größtes, mein schwerstes Leiden. Bei jedem Unfalle, der mich betraf, blieb ich standhaft, so lange ich nur an mich dachte; die Thränen kamen erst dann, wenn ich auf Dich sah." —

Viel Zärtlichkeit! Viel Gefühl, wie es scheint! — Und wenn sie nur eine eben so gute Frau ist, als Mutter. — Doch warum nicht? — Gewiß! Ganz gewiß!

„So gern ich nun wollte, so kann ich Dich nicht selbst den Weg zur Glückseligkeit führen. Ich muß hier in der Entfernung stehen bleiben; aber mit aller Kraft, die mir die Liebe gibt, will ich Dir nachrufen, so lange ich Dich errufen kann und will Dich bitten, daß Du die rechte Straße gehest. — Liebstes Kind! Mit dem Gehorsam, den Du mir stets erwiesen hast, trage diesen Brief immer bei Dir!" — (Einen Blick auf den Knaben). Er war gehorsam. Er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn Du Deine Pflicht übertreten, wenn Du die Ermahnungen brechen willst, die ich noch mit dem letzten Abschiedskusse, mit den letzten Thränen Dir zurief; — o dann, mein Kind, dann erinnere Dich dieses Briefes, und überlies ihn! erinnre Dich einer Mutter, die in ihrer Einsamkeit keine Freude kennt, als die Hoffnung, die Du ihr gibst." —

Keine sonst? — Hat er nicht einen Bruder?

„Erinnere Dich, daß Du sie vor Kummer in's Grab bringen, daß Du eben das Herz durchbohren würdest, daß Dich auf Erden am meisten liebt. —

Sie fühlt seine Gefahr. — Sie hat sehr Recht; denn er ist in Gefahr. — Und konnte sie's wagen? Konnte sie den Entschluß fassen? —

„Ich schreibe das nicht aus Mistrauen zu Dir; Dein Betragen hat mir keine Ursache dazu gegeben. — Nein, mein Kind! nein! Du hast meine Thränen um Deinen Bruder gesehen; Du wirst mir den Kummer nicht machen, den Er mir machte."

Also der Aeltere? der Fähndrich? — Das muß ich näher erfahren.

„Du warst immer gut, immer gehorsam, immer kindlich gesinnt; dieses Zeugniß gebe ich Dir mit Freudenthränen. Fahre so fort, wie Du anfingst, und werde ein rechtschaffner

Mann! Dann hast Du keine arme und unglückliche Mutter mehr; Du hast eine reiche und eine glückliche Mutter."

Sehr wohl! Sie gefällt mir. — Das Unglück, scheint's, hat sie nur erhoben, statt sie niederzudrücken.

„Zu Ende Deines Briefes schreibst Du, daß alle Deine Mitpagen Uhren hätten. Ich merke Dir's an, wie sehr auch Du eine zu haben wünschtest; aber Du brichst davon ab, und unterdrückst Deinen Wunsch. Eben um dieser Bescheidenheit willen geht mir's an's Herz, daß ich ihn nicht soll erfüllen können. Aber vergib mir, mein Kind! Ich kann nicht. So eben zeigt sich eine Nothwendigkeit, nach der Hauptstadt zu geh'n; das wird mir alles das Wenige hinnehmen, was ich noch habe. Doch laß auch diese Ausgabe nur überstanden seyn, und ich will mich auf's äußerste einschränken; ich will mir alles versagen, um, wo möglich, Deinen Wunsch zu befriedigen. Was nur immer in meinen Kräften ist, das will ich für meinen Liebling thun, damit es ihm nie an Ermunterung zur Tugend und zum Gehorsame fehle. — Ich sehe Dich nun wieder, und bin" — —

Vortreffliche Frau! — Ich will den Brief meiner Gemahlin zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (Er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte). — Wie süß er noch schläft! — Seinen Kindern, sagt man, gibt der Himmel ihr Glück im Schlafe, und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (Er nimmmt ihn bei der Hand). Kleiner! — Kleiner! — (Der Knabe erwacht, und sieht den Fürsten eine Weile mit weitoffnen Augen an. Der Fürst ihn wieder). Sehr drollig, beim Himmel! — Komm! Ermuntre Dich Kleiner! Es ist jetzt Tag, und Du kannst hier nicht länger schlafen. Steh auf!

Edelknabe (langsam aufstehend). Ja, gnädigster Herr.

Fürst. Deine beiden Augen sind noch voll Schlafs. — Da geh hin in mein Kabinet! (der Knabe geht). Lösch die Lampe aus! Wirf die Thüren zu! (Er löscht die Lampe aus, und wirft die Thüren zu). — Nun geh' nach dem, wo die Uhren hingen! Hübsch schnell! — Nein, nein! nach jenem dort gegen über! Geschwinde! — Komm wieder hieher! Komm zurück! — Bist du nun munter?

Edelknabe. Ach ja, gnädigster Herr!

Fürst. Sage mir doch — denn ich halte Dich für einen fleißigen und geschickten Knaben. — Kannst Du schon Briefe schreiben?

Edelknabe. O wenn ich will! — Schon ganzer zwei hab' ich geschrieben.

Fürst. Und die zwei? — An Deine Mutter vermuthlich.

Edelknabe (sehr freundlich). An meine Mutter, gnädigster Herr.

Fürst. Die Freude funkelt Dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (Vor sich). Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! — Und ist sie denn eine so gute Frau, Deine Mutter?

Edelknabe (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden). Ach, wenn Sie sie kennen sollten!

Fürst. Das werd' ich, Kleiner.

Edelknabe. Sie ist so liebreich, so gut —

Fürst. Dann wollt' ich aber nur wünschen, daß sie auch gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, sagt man, soll nicht der Beste seyn; aber Du —

Edelknabe (den Kopf schüttelnd). Ach, der Fähndrich! der Fähndrich!

Fürst. Man sagt wirklich, daß er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Edelknabe. Je nun, gnädigster Herr — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberst erführe — — (im Vertrauen). O das ist ein harter, häßlicher Mann, der Oberst.

Fürst (die Hand erhebend). Behüte! Kein Wort muß er erfahren! — Was ist denn aber vorgefallen! Was hat's denn gegeben?

Edelknabe. Allerhand! Ich weiß selbst nicht recht, was! — So viel weiß ich, daß sich meine Mutter sehr übel darum gehabt; daß sie sich schon einmal ganz bloß gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. — (Ganz nahe an ihn hinantretend und leise). Er hätte, sagte sie unglücklich werden, er hätte vom Dienst kommen können.

Fürst. Vom Dienst! Ei, wie das?

Edelknabe. Ja, das kann ich nicht sagen, gnädigster Herr.

Fürst. Mir wohl! Warum nicht? —

Edelknabe. Man hat's mir selbst nicht gesagt.

Fürst (lachend). Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein anders. — Also wieder auf Dich zu kommen: Du hattest vorhin keine Uhr. Hast Du wohl Deiner Mutter um eine geschrieben?

Edelknabe. Ein einzig's mal, aber nicht wieder!

Fürst. Ich merk's. — Ganz gewiß hat sie Dir einen Verweis gegeben?

Edelknabe. Ach nein, gnädigster Herr! Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir viel zu ersparen, und sie behilft sich so schon so elend. — Das jammert mich viel zu sehr.

Fürst. Das muß Dich auch jammern. Ein guter Sohn sollte seiner Mutter nicht neue Sorgen machen; er sollte wünschen, daß er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr. — Wenn's nur um eine Uhr zu thun ist! die wäre ja wohl noch sonst zu bekommen. — (Indem er eine Börse herauszieht). Sieh her, kleiner Moritz! Da hätte ich zwölf Dukaten erübrigt, die ich verschenken könnte, — und — ich will sie verschenken. Her Deine Hand! (Der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt).

Edelknabe. Sollen sie mein, gnädigster Herr!

Fürst. Dein! Allerdings! — Aber sprich, was beginnst du nun mit dem Gelde?

Edelknabe (freudig). Könnt' ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Fürst. O ja! Eine recht schöne! — in meinem Lande gemacht, und London darauf geschrieben; aber — wenn wir's beim Lichte betrachten — Du brauchst keine Uhr. Ich selbst habe ja Uhren genug. — (Indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht). Wär' ich wie Du, wüßt' ich schon, was ich thäte. Ich machte einen ganz andern, ganz bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch, wie Du willst! wie Du willst! — Jetzt geh ich, um mich ankleiden zu lassen. Du bleibst hier, bis ich wieder komme.

Edelknabe (ihm nach). Gnädigster Herr —

Fürst. Was ist's? Was beliebt?

Edelknabe. Meine Mutter ist hier. Sie fährt den Morgen wieder zurück und ich möchte so gerne noch von ihr Abschied nehmen. — (Liebkosend). Darf ich? Erlauben Sie mir's?

Fürst. Nein, guter Kleiner! Dießmal soll Deine Mutter hieher kommen. Sie soll zu Dir kommen. Geduld! (Er geht ab).

Achter Auftritt.

Der Edelknabe (allein).

Hierher kommen? Zu mir? Ei, wie das? — Aber was geht das mich an! Wenn sie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (er zählt leise weiter bis zwölf). Zwölf Dukaten zu einer Uhr! — O Himmel! Wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, schon gehen hörte, schon aufzöge. — Aber — was sagte der Fürst? Er wüßte schon, was er thäte, wenn er wie ich wäre? Was denn? — — Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; Er weiß viel, wie's einem andern thut, der in seinem Leben noch keine gehabt hat. — Aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn solle seiner Mutter zu helfen suchen. Gewiß dacht' er hier wieder an meine Mutter. — Zwölf Dukaten! (indem er sie ansieht). Das ist freilich viel Geld! Gewaltig viel Geld! wenn sie die hätte, davon könnte sie lange, lange leben. — (Er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Brust). Ach, eine Uhr! eine Uhr! — (und indem er die Hände wieder sinken läßt). Aber auch eine Mutter! eine so gute Mutter — Sie war noch gestern so niedergeschlagen. Sie sah so blaß aus, so krank. Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe, ihr wär' auf einmal geholfen. — Soll ich's denn thun? Soll ich's ihr geben? — (entschlossen). O ja! O ja! — — Aber bald muß sie kommen; denn sonst gereut's mich wieder. Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen. (Den Zeigefinger an den Lippen). Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau von Detmund. Der Hauptmann.

Edelknabe (ihr entgegen). Liebe Mama —

Frau von Detmund (sich schüchtern umsehend und ohne auf das Kind zu achten). Ich weiß nicht; — ich bin so unruhig, mein Bruder. — Wenn ich nur seine Absichten wüßte! Wenn ich nur gleich vorher wüßte — —

Hauptmann. Seine Absichten? — Da sieh das Kind an! Das Kind gibt er Dir wieder. — (Indem sie erschrokken auf den Knaben sieht, der mit großer Freundlichkeit ihre Hand küßt). Es war auch wohl, beim Himmel! sehr thöricht, daß Du es herbrachtest. Was soll es dem Fürsten? — Die andern Edelknaben, die werden groß und gehen in Dienst;

aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der ist zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit Du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!

Frau von Detmund (schmerzlich). Mein Bruder! —

Hauptmann. Kurz: wenn ja der Fürst auf Dich hört, so laß Dich nur nicht auf das Kind ein! Das ist umsonst. — Sprich ihn lieber wegen des Fähndrichs zu Gute! Der hat doch noch Wachsthum! Der sieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau von Detmund. Wie sagst Du? Wegen des Fähndrichs?

Hauptmann. Nun ja! Er hat zu ihm geschickt.

Frau von Detmund. Ich erschrecke. Sollt' Er erfahren haben — —

Hauptmann (immer noch kalt). Doch wohl! Wahrscheinlicher Weise! — (Den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu schüttelt). Und wenn Er nun hätte; was meinst Du! Wenn Er nun wüßte, daß der Bube hat durchgehen wollen? daß er Gelder unterschlagen? daß er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor sich niederstoßend). O bei Gott! Es bringt mich noch selbst in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um Deine Kinder bekümmert. Nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder! — (Er geht murrend ab, und sieht sich noch einmal um). In meinem Leben nicht wieder!

Zehnter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Edelknabe (da er ihre Unruhe sieht). Der Vetter ist immer böse. — Lassen Sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ach schweig, Kind! Du weißt nicht — —

Edelknabe. Ei, ja! Ich weiß mehr als der Vetter. — Der Fürst ist gar nicht so, wie er sagt; Er thut gewiß keinem Menschen Uebels; Er hat mich nur eben beschenkt. — (Ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend). Seh'n Sie nur! Seh'n Sie! Das hat er mir alles geschenkt.

Frau von Detmund (bestürzt). Ist es möglich? Der Fürst — —

Edelknabe (indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält). Aus einem grosen, grosen Beutel voll Gold. Eben jetzt, eh' Sie herkamen. — Ach, wenn der wollte, Mama! Wenn der wollte! Der hat! —

Frau von Detmund. Aber wie? Ich begreife das nicht. — Er mußte doch eine Ursache, eine Veranlassung haben — —

Edelknabe. Ei freilich! Seine Uhr stand ihm stille. — Er hatte gestern den ganzen Tag über gejagt, da mochte er vergessen haben, sie aufzuziehen; und heut den Morgen — (indem er zum Kabinet läuft und den einen Flügel öffnet). Sehn Sie nur hier! Er lag da hier auf dem Bette — — da schrie er in mich hinein, ich sollte nach meiner Uhr sehn; und da — weil ich nun keine hatte — —

Frau von Detmund. So gab er Dir dieß?

Edelknabe. So gab er mir's, daß ich mir eine schaffen sollte. — — (das Geld wieder hinzeigend). Zwölf Dukaten, liebe Mama.

Frau von Detmund. Sieh mich an! Darf ich's glauben!

Edelknabe. Gewiß! Gewiß! Glauben Sie's immer! — Aber die Uhr thut mir nicht noth, und es wird schon noch sonst eine geben. — (nach ihrer Hand greifend). Stecken Sie ein! Nehmen Sie hin!

Frau von Detmund (gerührt). Wie, mein Kind? — Wie?

Edelknabe. Es geht mir so nahe, daß ich Sie immer weinen sehe. — O ich wollte, daß ich nur viel hätte, recht viel! da sollen Sie nie wieder weinen. — Alles, alles, was ich nur hätte, das wollte ich Ihnen geben.

Frau von Detmund (sich über ihn bückend). Wolltest Du das?

Edelknabe. Und ach! da sollten Sie so vergnügt seyn! so glücklich! —

Frau von Detmund (ihn küssend). Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe diesen Augenblick nicht um alles Gold Deines Fürsten. — (ihn noch einmal küssend) O Du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über der Freude an ihrem Kinde vergißt!

Edelknabe (wieder nach ihrer Hand greifend). Sie nehmen's doch aber! — Nehmen Sie's ja, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich will es nehmen. Ich darf Dich nicht selbst kaufen lassen; denn Du würdest betrogen werden. Ich will für Dich kaufen, mein Kind.

Edelknabe. Für mich? Eine Uhr? —

Frau von Detmund. Du wirst hier bleiben; da brauchst Du eine.

Edelknabe. Ach nicht doch! nicht doch! Wozu? — Der Fürst hat ja Uhren, wo man nur hinsieht. Er hat mir ja selbst gesagt, ich brauchte keine.

Frau von Detmund. Und hat Dir doch eine geschenkt?

Edelknabe. Wirklich! wirklich! Er hat's gesagt.

Frau von Detmund. Du betrügst mich, mein Kind. Du redest die Unwahrheit, und das sollst Du nie, auch nicht aus Liebe zu Deiner Mutter.

Edelknabe. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, so wollte ich, daß der Fürst nur da wäre, daß er nur käme! — (sich umsehend). Er kommt auch.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst.

Edelknabe (ihm mit ausgestrecktem Finger entgegen). Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Dukaten zu einer Uhr geschenkt?

Fürst (lächelnd). Das hab' ich, Kleiner.

Edelknabe. Sie haben mir gesagt, daß ich die Uhr nicht nöthig hätte?

Fürst. Ja wohl! Das hab' ich gesagt.

Edelknabe (schnell herum). Nun, Mama? Nun?

Frau von Detmund (in Verlegenheit). Mein Kind — (laut). O verzeihen Ihro Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt!

Fürst. Verziehen, Madame! — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur. — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte Dir Deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Edelknabe (halb ärgerlich). Nein, gnädigster Herr! — Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Fürst. Was hör' ich? Nicht nehmen — Also hast Du wohl gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? — Ich will nicht hoffen!

Edelknabe (betreten). Gnädigster Herr!

Fürst. In der That; das würde mir wenig Lust machen, Dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast Du's gethan!

Edelknabe (sich entschuldigend, indem er auf seine Mutter zeigt). Sie ist so arm, gnädigster Herr!

Fürst. Du guter Knabe! (ihm unter's Kinn greifend). — — Und also hast Du Deinen einzigen Wunsch, Deine liebste Begierde aufgeopfert, um Deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! Dann wäre es Jammer, wenn Du Deine Uhr solltest verloren haben. — (Indem er seine eigne Uhr hervorzieht). Aber sieh! Und wenn ich nur diese einzige hätte; — um Deine Zärtlichkeit zu belohnen: — (Er gibt sie ihm). Du solltest sie dennoch haben!

Edelknabe (freudig zugreifend). Ach gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

Fürst. Sey ruhig! In vollem Gange. — (indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen). Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie verschließen. Männer, wie Du, sollten reicher seyn; da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, Dich reicher zu machen? — Komm! Steck' die Uhr ein! Geschwind! — Und weil Du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse gebend). — Da nimm! Da sind für zwölf Dukaten ihrer hundert.

Edelknabe (erstaunt ihn ansehend). Ach gnädigster Herr!

Fürst. Du bedenkst Dich? So nimm doch!

Edelknabe. Beutel und alles? — (im Begriff es zurück zu geben). Das ist ja wirklich zu viel.

Fürst. Wenn's für Dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es Dir, daß Du es anlegen solltest. Und wer meinst Du wohl, der es brauchen könnte?

Edelknabe. Brauchen? — (vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend). Da, liebe Mama!

Frau v. Detmund (sich ihm nähernd). Ihro Durchlaucht —

Fürst. Keine Danksagung, Madame! Sie werden fin-

den, daß es sehr wenig ist, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. — Aber — (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne daß man es Ihnen sagt — Das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Es ist in einem Alter, worin man andern noch keine Dienste leisten kann; worin man selbst ihrer noch braucht, und kurz — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie schweigen?

Frau von Detmund (vor sich niedersehend). Ich habe Unrecht, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Wie so? Worin? —

Frau von Detmund. Ich habe Unrecht — daß ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. (ihm näher tretend und in die Augen sehend) Ja, Ja, Ihro Durchlaucht; ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen; und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt; — wenn Ew. Durchlaucht dieses unmündige, unerzogne Kind verstoßen — (sie will ihre Thränen zurückhalten) dessen Vater zu früh starb. — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

Edelknabe. Sie weint? (des Fürsten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigster Herr!

Fürst. Nun, wenn auch Du kömmst! — Was ist's?

Edelknabe (bittend). Sie werden doch mich nicht verstoßen? —

Fürst. Nicht? Meinst Du nicht? — Nun wohlan denn! Um Deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame. — (verstellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird so bald keine Gefahr haben.

Frau von Detmund (äußerst aufmerksam). Seine Unschuld, Ihro Durchlaucht?

Fürst (wie vorhin). Nein nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut seyn, Madame!

Frau von Detmund (verlegen). Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

Fürst (immer verstellt). Ich wollte nur sagen, Madame — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daß sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt; und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — — Doch Sie sehen; daß es ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wir's wagen.

Frau von Detmund (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend). Nein, gnädigster Herr!

Fürst (wie beleidigt). Nicht? — Wie Sie meinen, Madame.

Frau von Detmund. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

Fürst. Aber bedenken Sie doch — —

Frau von Detmund. Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ich's nur rette — ob ich es nackend rette! —

Fürst. Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Frau von Detmund. Was Gott will! Mir soll es gleich seyn. — Kann er seinen Stand nicht behaupten; so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

Fürst. Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame, Sie verdienen alles, was ich nur für Sie thun kann. — (ihr näher und mit Wärme). — Wie soll ich helfen? Wie soll ich Ihre Umstände bessern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Frau von Detmund (äußerst verwirrt und gerührt). O Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut? — —

Frau von Detmund. Ist durchaus nicht zu retten.

Fürst. So groß ist die Schuld? — Aber Sie haben Prozesse, wie man mir sagt. — Geben denn die keine Hoffnung?

Frau von Detmund. Keine gnädigster Herr! — Außer dem Einen, denn ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum anderer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat sich zerschlagen.

Fürst. Desto besser für Sie! So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. Ich hafte dafür. — Nehmen Sie überdieß noch hundert Louisd'or zum Jahrgelde an! Das wird Sie, hoffe ich über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Frau von Detmund (sich niederwerfend). So viele Gnade! — Kann ich sie je —

Fürst (hält sich zurück). Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Wittwe Sie sind; als was ich für jeden thun würde, dessen Verdienste ich so, wie die Ihrigen, schätzte. — Sagen Sie mir: Würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

Frau von Detmund. Wie könnt' ich, Ihro Durchlaucht?

Fürst. Und Du, Kleiner? — Gingst Du wohl gerne mit Deiner Mutter?

Edelknabe (die Uhr in der Hand). Mit meiner Mutter? O ja!

Fürst. Aber ich weiß doch, Du liebst mich. Du bliebst auch wohl gern hier bei mir?

Edelknabe. Sehr gern, gnädigster Herr!

Fürst. Nun dann! — Wenn das ist — — Schick' ich Dich fort, so hätt' ich Dich doch immer verstoßen, und Du hast mich so dringend gebeten, Dich nicht zu verstoßen. Auch hat Dich Deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muß denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder Madame.

Zwölfter Auftritt.

Frau von Detmund. Edelknabe.

Frau von Detmund. Gütiger Gott! (indem sie sich in den Sessel wirft). Was war das?

Edelknabe (fröhlich um sie herum). Nun? Nun? — Ist's nun recht? Ist's nun gut?

Frau von Detmund (ihn zärtlich zu sich ziehend). O liebstes Kind! — —

Edelknabe. Aber Sie freuen sich ja nicht! Sie müssen sich freuen, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich bin beschämt über mein Glück. — Ich denke an mein Mißtrauen gegen die Vorsicht, an den tödtlichen Kummer den ich fühlte, als Du zur Welt kamst. Es war in eben der Stunde, es war unmittelbar auf den Augenblick, da ich den Tod Deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jammer sah ich Dich an! Mit welchem Schmerz, Dich geboren zu haben! (indem sie ihn küßt und die Arme um ihn herumschlägt). Und warst Du der, der mir helfen, der schon in seiner frühen Kindheit meine Thränen abtrocknen sollte? — — Gott! Was fehlt mir nun noch? — Nichts! Nichts, als Gewißheit von Deinem Bruder! Dann bin ich glücklich.

Edelknabe. Von meinem Bruder? Wie das, liebe Mama?

Frau von Detmund. Wenn der Fürst sein Verbrechen wüßte — —

Edelknabe. Ach wenn auch! Es hat ja nichts zu bedeuten. — Sie sehn ja wohl, wie liebreich, wie freundlich er ist.

Frau von Detmund. Gegen uns, mein Kind. — Weil wir unschuldig sind.

Edelknabe. Und er hat mir ja versprochen, es sollte geheim bleiben. Der Oberst sollte nichts davon wissen.

Frau von Detmund (auffahrend). Was? Dir versprochen? —

Edelknabe. Ganz gewiß! Ganz gewiß! Daß Sie sich also deßwegen nicht ängsten!

Frau von Detmund. Ich erstaune. Du hast ihm gesagt? —

Edelknabe (indem er Unrath merkt). Ach nicht viel! — Was ich wußte. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt' ich doch nicht Unwahrheit reden. Das haben Sie ja selbst mir verboten.

Frau von Detmund (ängstlich). Aber Kind! — Liebstes Kind! — Konnte denn Deine Einfalt —

Edelknabe. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau von Detmund. Ob ich's bin! Ob ich unruhig bin! — Wenn er nun weiter fragt? Wenn er erfährt? — O Du kannst mich, deinen Bruder, uns alle in's Unglück bringen.

Edelknabe (im Begriff zu weinen). In's Unglück bringen?

Frau v. Detmund. Ach! da höre ich schon — (sich auf ihn werfend und ihm zuredend). Sei nur stille! und ru-

hig! — Thränen würden das Uebel nur ärger machen. Sey ruhig!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst. Hinter ihm der Fähndrich und der Hauptmann.

Fürst. Nur herein! Nur mir nach, meine Herren! — (zum Fähndrich). Sie sind also Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Fähndrich (sich tief verbeugend). Ja, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Eine große Empfehlung! Sie hatten einen sehr rechtschaffnen Vater. — Vermuthlich reizt Sie sein rühmliches Beispiel zur Nachfolge? Sie bestreben sich, seiner würdig zu seyn?

Fähndrich (wie vorher). Ich thue nur meine Pflicht, Ihro Durchlaucht. —

Fürst. Dann thun Sie alles. Der rechtschaffenste Mann thut nicht mehr. Da, Herr Fähndrich! da sehen Sie Ihre Mutter, eine sehr hochachtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen sehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin außerordentlich von der Familie eingenommen; und um sie hier ganz beisammen zu sehen — —

Fähndrich (sich immer verbeugend). Ew. Durchlaucht haben viel Gnade.

Fürst. Doch wohl nicht mehr, als ich sollte? —

Fähndrich. Ew. Durchlaucht urtheilen sehr gnädig.

Fürst. Wirklich; es fehlt nur an der Ueberzeugung, daß ich richtig urtheile, und Ihr Glück ist gemacht. — Doch diese freie, zuversichtliche Miene, die Ihnen so wohl steht —

Fähndrich. O Ihro Durchlaucht —

Fürst. Ja, ja! Die zeigt entweder ein sehr edles oder ein sehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein, das wird der Sohn solcher Eltern nicht haben. Das wird er nicht haben! — — Was meinen Sie daß sich thun ließe, Herr Fähndrich? Ein Schritt weiter, brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen? —

Fähndrich (die Hände reibend). Freilich, Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Aber wenn wir nun diesen einen Schritt überhüpften? wie da? — Eine Kompagnie! Kapitain! Das ist doch immer so das erste Ziel solcher Herren, und dem wären wir dann schon ziemlich nah im Gesichte. — Doch vorher — (indem er sich schnell gegen den Hauptmann kehrt). Was denken Sie zu ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Hauptmann (etwas betreten). Ich? — Was ich denke? —

Fürst. Viel Böses, sollte man glauben.

Hauptmann. O nein! Eher Gutes, Ihro Durchlaucht — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Fürst (mit Beifall auf den Fähndrich sehend). Doch? In der That? —

Hauptmann. Und da er auch ziemlich gewachsen ist — —

Fürst. Nun ja wohl! Da ist er der gemachteste Mensch von der Welt. Das ist sicher. — Aber in seiner Aufführung, in seinen Sitten Herr Hauptmann. — Ich muß mich schämen, daß ich nach so einer Kleinigkeit frage, — wie ist er in seinen Sitten beschaffen?

Hauptmann Je nun — (lächelnd), dann und wann ein wenig zu lustig, zu aufgeräumt; aber — wie Ew. Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten.

Fürst. Wie ich schon weiß? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an Ihrem Zeugnisse, Madame. Was sagen denn Sie mir von Ihrem Sohne? — — (nach einer Pause) Gar nichts! —

Frau von Detmund. Was sollte ich sagen?

Fürst. Was Sie denken — die Wahrheit!

Frau von Detmund. Und kann ich das, Ihro Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn loben müßte; würden Sie wollen, daß ich ihn in seiner Gegenwart lobte? Oder wenn ich ihn tadeln müßte, daß ich ihn in der Gegenwart dessen tadelte, der sein Schicksal in seiner Gewalt hat?

Fürst (lächelnd). Vortrefflich, Madame! Sie sind gütig, wie eine Mutter, und fein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundere Sie ganz. — — (ernsthaft). Ein jeder, mein Herr Fähndrich, hat seine Weise, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Offizier befördern will, so fange ich damit an, daß ich ihn in die Wache werfe. Was dünkt Ihnen dazu?

Fähndrich (erschrocken). Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Ja, ja! Das ist nun nicht anders. Geben Sie ihren Degen dem Hauptmann! — Ein bescheidneres Betragen hätte alles entschuldigt; aber diese Zuversicht, diese Dreistigkeit — — Was kann man von einem Menschen erwarten, der mit einem Gewissen, wie Ihres, so frech ist? der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weiß, wie nichtswürdig er gegen die gütigste Mutter gehandelt, und der dennoch — — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wissen; und das um Ihretwillen, Madame! — um der Art willen, wie ich's erfahren habe; um der Größe des Verbrechens willen, daß ich aus allen Umständen errathen kann. — — Aber, Herr Hauptmann! — (In seinem strengsten Tone). Sobald wieder das Allergeringste vorfällt; gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mir's in den Kopf gesetzt, ich will den jungen Menschen erziehen, und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, sollen mir meine Erziehung verderben. — (Besonders zu Frau von Detmund). Daß Sie ihm nie womit aushelfen! nie! auch nicht mit der mindesten Kleinigkeit! auch nicht unter dem Namen eines Geschenks! Durchaus nicht! — — Er kann von seinem Gehalte leben, und der mag sich einschränken lernen. — (Eine Bewegung mit der Hand). Fort! In die Wache, Herr Fähndrich! (Die beiden Offiziere treten ab).

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst. Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Fürst (sie ansehend). Nun? — So niedergeschlagen, Madame?

Frau von Detmund (bescheiden). Ich bin Mutter, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder nicht bessern, um sie ja nicht zu kränken?

Frau von Detmund. Wie falsch wäre dann meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, daß mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Fürst. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn für's erste der Gnade nur würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbesonnenheit — denen verzeih' ich so leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem einen Bewegungsgrund zu Besserung ist, wird bei dem andern Einladung zu größern Verbrechen. — Sorgen Sie indessen nur nicht! Der junge Mensch wird schon klüger, und nach eben dem Maaße werde ich gütiger werden. — (Sich gegen den Edelknaben wendend). Was den Kleinen betrifft — — Wissen Sie, welche Absichten ich mit ihm habe?

Frau von Detmund. Nein, Ihro Durchlaucht. — — Aber wie sie auch seyn mögen, sie werden die großmüthigsten seyn. — So sehr ich auch immer meinen Fürsten verehrt habe, so überzeugt mich doch dieser Tag, daß ich ihn noch zu wenig verehrt.

Fürst. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Bloß um dem Staat einen rechtschaffnen Mann, um mir selbst einen nützlichen Diener, um meinem Sohn einen Freund zu erziehen, der einst so willig für ihn sterbe, wie sein Vater für mich starb; — — bloß deswegen. —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Kammerdiener. Der Direktor, Ihro Durchlaucht!

Fürst. Schon da? Laßt ihn vorkommen! (der Kammerdiener geht ab). — Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Absichten nur hören dürfen, um sie zu billigen.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Direktor.

Direktor (sich verbeugend und mit der Stimme zitternd). Auf Ew. Durchlaucht höchsten Befehl —

Fürst. Näher her, Herr Direktor! Mit Männern wie Sie, muß man nicht bloß von weitem bekannt seyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Man hat Sie mir als einen Mann von großen Kenntnissen und Verdiensten gerühmt.

Direktor (äußerst verwirrt). Mich, Ihro Durchlaucht?

Fürst. Auch habe ich mich selbst von der Wahrheit dieses Lobes überzeugt. Ich habe Ihr Buch von der Erziehung gelesen. — Was haben Sie sonst noch geschrieben?

Direktor (zitternd). Ich! — Nichts, das — — Gar nichts, das — —

Fürst. Das für mich wäre, wollen Sie sagen?

Direktor. Nein — Ja, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Ja? Und warum nicht für mich? — Vielleicht, weil es einen ganzen Gelehrten fordert, und ich nur ein halber bin? Hab' ich's getroffen?

Direktor (erschrocken zurücktretend). Gütiger Gott! — Könnt' ich so kühn seyn? — —

Fürst. Nun, nun! Das wäre so kühn eben nicht. Allzuviel Gelehrsamkeit ist eben keine Ehre für einen Fürsten. — Also warum nicht für mich?

Direktor (stotternd). Weil — weil — weil es zu unvollkommen, — zu unwürdig — zu — —

Fürst. Hören Sie auf! Sie beschämen mich sonst. — Ich wollte schon sagen, daß ihr Buch ganz vortrefflich wäre, daß es viel Wissenschaft, viel Kenntniß des Menschen, viel warmen Eifer für Rechtschaffenheit und Tugend verriethe. — Aber was ist Ihnen? Sie zittern ja ganz!

Direktor. Die hohe Gnade — die hohe Ehre — —

Fürst (nach einigem Stillschweigen und verdrüßlich). Sie sind ein Deutscher. Nicht wahr?

Direktor (ehrerbietig zurückweichend). Ihro Durchlaucht.

Fürst (wieder gütig, indem er ihm näher tritt). Nun, was thut's! Bin ich doch auch einer! Schämen Sie sich darum nur nicht! Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt; das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hof lebte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Direktor. Einigermaßen. Von Ansehen.

Fürst. Nicht näher?

Direktor. Nein, Ihro Durchlaucht.

Fürst. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das Bischen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte, so war das Uebrige seines Gehirns eben nicht viel; aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehn zu geben — darin war es der erste Kopf von Europa. — Frei, frei, Herr Direktor! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das, was man Demuth nennt — unerträglich! — — Um zur Sache zu kommen: Was macht die vornehmste adeliche Pension auf dem Gymnasium?

Direktor. Die vornehmste? — Das ist verschieden, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Aber so im Ganzen! so ohngefähr!

Direktor. Ohngefähr? — Zwischen drei und vier Hundert.

Fürst. Was es sey! — Ich habe hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will, und es versteht sich, wenn ich gleichsam sein Vater werde, daß ich ihn nicht schlechter halten kann, als der beste Edelmann seinen Sohn hält. — Doch das Wichtigste noch! Wer führt die Aufsicht über die Knaben?

Direktor. Die Lehrer, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Wackre Männer vielleicht! aber ich kenne sie nicht. — Sie allein, Herr Direktor kenne ich, und hätte Vertrauen zu Ihnen. — Würden Sie wohl, wenn ich sie bäte —

Direktor (beschämt). Ihro Durchlaucht!

Fürst. Würden Sie wohl die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen?

Direktor. Es ist ja meine Pflicht, Ihro Durchlaucht.

Fürst. Nein! Als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sie's gerne; würden Sie's mit Vergnügen thun?

Direktor (sich verbeugend). Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Fürst. Wohl! und es ist natürlich, daß ich mich erkenntlich dafür beweise. — (Zu dem Edelknaben, indem er ihn bei der Hand nimmt). Komm her, Kleiner! Komm! Du siehst, das ist ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich Dich führe. Hättest Du wohl Vertrauen zu diesem Manne? Möchtest Du wohl mit ihm gehen und bei ihm leben?

Edelknabe (den Direktor einen Augenblick ansehend). O ja, gnädigster Herr.

Fürst. Aber dann mußt Du auch wissen, was dieser Mann Dir inskünftige seyn wird. Dein größter Wohlthäter, Dein Lehrer! Du wirst ihm den willigsten Gehorsam, die zärtlichste Ehrerbietung schuldig seyn; und wenn er über Dich klagte — —

Edelknabe. Nein, nein! Das soll er nie, gnädigster Herr.

Fürst. Du hast ein Beispiel gesehen, daß ich eben so scharf seyn kann, als ich gut bin, — Also, wenn er je über Dich klagte — —

Edelknabe (zum Direktor, dem er ehrerbietig die Hand küßt). Nein, nein! Das sollen Sie nie, Herr Direktor.

Fürst (zum Direktor). Wie gefällt Ihnen das Kind?

Direktor (gerührt). O Ihro Durchlaucht. — Schon weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer seyn, als mir mein eigener Sohn ist. —

Fürst. So könnte er dann mit Ihnen gehen. — Sind Sie's zufrieden, Madame?

Frau von Detmund (mit Feuer). Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Fürst. Nun so geh' denn! So geh! (die Hand auf seinen Kopf legend). Werde ein rechtschaffener, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Uebrige anbetrifft: — da sey Du froh und getrost! Es soll Dir nie an etwas gebrechen. — (Ihn ansehend.) Nun, Kleiner! So wehmüthig?

Edelknabe (sich tief verbeugend und nach seiner Hand greifend). Leben Sie wohl, gnädigster Herr!

Fürst (mit Rührung). Ist es das? (ihn aufhebend und küssend.) Und auch Du lebe wohl! auch Du, guter Knabe! Du hast das dankbarste Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Direktor. — Und Sie Madame; gehen Sie ihm nach, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt!

Frau von Detmund (sich niederwerfend, mit Feuer). Kann ich geh'n, Ihro Durchlaucht — —

Fürst. Was soll das! Ich liebe das nicht.

Frau von Detmund. Kann ich gehn, eh' ich mein Herz — —

Fürst (sie aufhebend). Nein sage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, daß irgend ein Mensch vor mir kniee.

Frau von Detmund. Nun dann! Ich gehorche und gehe. — (Die Hand erhebend.) Aber vor Gott will ich knieen, und will ihn bitten, daß er ewig den großmüthigsten Fürsten segne.

Fürst (einige Schritte nach und gnädig). Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich, Madame!

Siebenzehnter Auftritt.

Der Fürst (allein, indem er sich umsieht).

Ein schöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleines Vergnügen mache? Das größte hab' ich nun einmal gehabt. — Nein, arbeiten, arbeiten will ich! Es wird mir trefflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir. — —

Tobias Witt *).

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: Wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmeticus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till! Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

---

*) Aus Engels: „der Philosoph für die Welt". Berlin, 1775 — 1777.

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau: Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's! — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur linken sein Haus baute: so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick: damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Andrer gegangen: das war der Stadtpoet, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. Krach! riß ein Seil! der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau. — Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er dann wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an, Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerott verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, daß Er wollte?

Ich! — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen! Die möcht' ich doch wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer schrechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir immer beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Traum des Galilei *).

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld von Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich

---

*) Galilei ward zweimal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweitemal saß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathématiques, Heumanni Actis Phil. und andern bekannten Büchern. — (Man sehe vor allen die jetzt erschienene Lebensbeschreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

der heißen Sehnsucht von Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: *Der Geist des Copernicus möchte zürnen.*

Viviani, der noch von dem Traum nichts wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der *Medici*, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtung über mein Schicksal und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, ums das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn Alles um dich her in sorgloser Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten, oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Pallästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste Alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Acker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Welt-System, seine Wunder im Wurm offenbartest: mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpartheiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie Alles an sich reißen; dem Würdigen Alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — *Galilei!* sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist *Copernicus!* rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon jetzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: Alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durchgearbeitete mühevolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die *der* nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dieß Alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, *daß* ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meere ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dieß Alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewig wirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele Tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnte, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hinduech herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon jetzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefähete mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, er kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in dieser ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest, und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber

voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Palläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmückt, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geiste soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Die Cur-Methoden.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der Eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daß er kein reiner Geist; der Andre, ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie Beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle Beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's Beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle Drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war, kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber; Herr von Quöch, wie die Auszehrung und Herr von Hemm, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte. Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden Erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte vom Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der Letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die andern Beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctor Süß. Doctor Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharf gewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus, durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna, Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten, und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein Paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele: und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bitterer Magen-Essenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu geschwächte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen: Emilie Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen zu wollen, das hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen, und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fiebern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung geben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung, und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der Eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der Andere, daß sie sehr gut sey. Jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht, und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

Proben rabinischer Weisheit *).

1.

„Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben."

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt, Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, so sehr auch die Gemeinde es wünschte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab' ich es unterlassen. „Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes."

„Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr."

2.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und goldenes Brod vor. — Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher: genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte Jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein: denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich habe ihm das Gut, sammt Allem, was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte; und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte Jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwunderung. — Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

3.

Aeußerer Feind und innere Verräther.

Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Aexten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung. — Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle! — So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! So lange Keiner von euch diesen Aexten Stiele leiht, kann euch diese Schärfe nicht schaden.

4.

Der Wein in irdnen Gefäßen.

Je mehr die Kaisertochter *) mit dem Rabbi Josua, dem Sohn Ananias, sich unterhielt, desto mehr ergötzte sie sein Scharfsinn, erfreuten sie seine Kenntnisse, erbauten sie seine Tugendlehren. Doch entschlüpfte ihr einst, gleichsam unwillkührlich, das Wort: Welche schöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten so liebliche Tugenden nicht in einem schöneren Körper wohnen? — Sage mir, große Fürstentochter, fragte sie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der Rebensaft deines edlen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den seinigen jeder Bürger. Man sollte doch des Kaisers Weine in goldenen und silbernen aufbehalten. — Du hast nicht Unrecht, erwiederte die Fürstin: das wäre schicklicher, und das soll von nun geschehen. — Der Wein verdarb; sein Geist entfloh. — Du hast mich übel berathen, sagte nach einiger Zeit die Fürstentochter. In den Prachtgefäßen ist der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Josua: auch Tugend und Kenntnisse gedeihen am besten in wenig glänzenden Körpern.

Der Aetna.

Ein Malteserritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der Graf von S**, machte aus seiner Reise der Pflicht nach Valetta eine Reise des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf seinem Wege dahin die vornehmsten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenschein. Ein Tagebuch dieser Reise, das er an seinen Freund in München, den Freihern von Th**, überschrieb, empfiehlt sich durch genauere Schilderungen mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunst, vorzüglich aber durch die überall eingestreuten, meistens philosophischen Betrachtungen. Ich habe Erlaubniß, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen ist, öffentlich Gebrauch zu machen.

„— Von Nicolosi aus, ging jetzt die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, nnd war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler, und auf schön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genießen: die Natur litt zu sehr über der ertödtenden Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweiten waldichten Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert; und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, daß nur durch seinen Absatz mit der verlaßnen öden Wüste des Meers ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden."

„Und dieses entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpften, mit den mannigfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen; sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden?"

„Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geiß-

---

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehen.

*) Vermuthlich die Tochter Antoninus des Frommen.

höhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacker: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner natürlichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt; nicht um abergläubisch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt; sondern nur den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern."

„Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir Alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinanging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unserer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zum Fortsetzen der Reise die Mitternachtstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her; wie wäre es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bei der aufgehenden Sonne wach und heiter gewesen, als ich es jetzt bei der untergehenden war. Unsere ganze Gesellschaft schweifte umher, der Eine hierhin, der Andere dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, eine Tempe Griechenlands, und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der Meilen langen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstrecken — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende, Meer mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen umschwärmt — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Partien zeichnen? — alles dieß macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läßt, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasien, welche die Lustgärten der Feen so reizend und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künstlerin, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und so unnachahmlich hinwirft." —

„Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluß eine Wollust schmeckend, wie Tausende in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, viel weniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt; so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Miglien weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dacht ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß und so herrlich ist! wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orkane ras'ten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unbewohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehen, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein großer, stolzer Gedanke! und muß er denn mehr nicht, als das; muß er nur Gedanke, nur Traum seyn?"

„Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Grenzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon Alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsre Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritte hinankeuchten! und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höhlenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war grenzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen, leider! dahin war; die schöne Hoffnung: früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem großen Concerte der ganzen sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden."

„Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechenste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe aber heilige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht! sie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand; sie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war."

„Aber — frag' ich mich jetzt so oft, indem ich den Berg, auf welchen meine Fenster die Aussicht haben, betrachte — ist es möglich, daß ich mit dieser Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daß die am Vorabende der Ersteigung so glühende, sich selbst so unauslöschlich dünkende Begierde bis zu diesem Grade der Kühle gedämpft ist? daß ich jenen Standort, auf dem ich so viel Seligkeit hoffte, und so viel Seligkeit fand, mit dieser — — nicht Gleichgültigkeit; denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und so oft meine Einbildung schwärmt, wird sie am liebsten auf jener Höhe schwärmen — aber mit dieser Stille, diesem Gleichgewichte der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut stände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünschte, wenn kein Schnee und kein Eis sie bedeckte, kein Sturm sie umheulte, kein hervorbrechender Lavastrom sie bedrohte; ja, wenn der Weg hinan so gefahrlos und leicht wäre, wie auf unsre vaterländischen

Hügel; ich würde dennoch — — etwa nie sie betreten? nie in der unaussprechlich grossen Ansicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in seiner Schöpfung anbetend bewundern? — O wie oft noch! wie oft! und immer mit erneuerter Wollust! Aber sie wirklich zu meinem Wohnsitz erwählen, mich ganz und gar in die Herrlichkeit der grossen Ansicht versenken, und nur für sie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! so hat der Schwämer einmal geschwärmt, und so kann er ewig nicht wieder schwärmen. Noch war ich, bei der natürlichen Hitze meines Bluts, vor Frost nicht erstarrt; noch trieb mich keine Furcht, den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinauszusetzen, vom Gipfel; noch schreckten mich keine Rückwürfe des so stillen, seine Dämpfe so ruhig hinabwälzenden Kraters. Anfang von Ersättigung war's, allmähliges Schwinden gestillter Begierde war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Vorsatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte."

„Und so hätt' ich denn, auf jener gesegneten Höhe, außer dem herrlichsten Bilde für die Phantasie, auch noch eine der wichtigsten Wahrheiten für den Verstand erbeutet, oder wenn nicht sie selbst, diese Wahrheit, da ich sie in der That schon hatte, wenigstens eine Ansicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie sie auf keinem andern Standpunkt so leicht möchte gewonnen werden. Fragen Sie, wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wollüstling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erste und Höchste in jeder Gattung: um den lieblichsten Gaumenkitzel, die bezauberndste Schönheit, die einnehmendste der Erkenntnisse, die entzückendste der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anstehen, werden schwanken, zurücknehmen, bessern. Aber fragen Sie den Freund schöner Natur, der, von glühender Liebe für sie getrieben, fast ganz Europa durchstrich, und Helveticns und Nordens romantischste Ansichten kennt: fragen Sie ihn um den weitesten, erhabensten, stolzesten Blick auf die Schöpfung; und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es giebt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? Und auch dieses Erste, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüsternen Späher nicht fesseln? nicht so ihn fesseln, daß es ihm den Wunsch nach stetem ungestörtem Genusse entlockte! Welcher andere Blick, von welchem Piko, welchem Ophyr *), welchem Riesen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann diesen Wunsch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das ist's, wovon der erstiegene Aetna mir eine so tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: daß nicht Haben und nicht Besitzen des Menschen Seligkeit macht, sondern Streben, Erreichen."

„Aber, läßt sich hier fragen, warum wähnt denn gleichwohl der Mensch, wenn er irgend einem höhern ersehnten Ziele zustrebt, daß er, dort angelangt, ruhen, daß keine Leidenschaft weiter ihn dem Schooße der Zufriedenheit entlocken werde, in welchen schon jetzt die Hoffnung ihn zu so süßem, so erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, so lange sie währt, ihm für keinen andern Gegenstand Sinn läßt, als für den ihres Strebens; weil die Phantasie diesem Gegenstande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er sie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch selbst die Vernunft wenigstens darin einstimmt: daß die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit setzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche diese Thätigkeit kostet, sondern allerdings im Besitz, in der Ruhe. Aber, setzt die Vernunft, wenn man sie aushört, hinzu: eben darum ist diese Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bei unbeschränktem Triebe immer in so beschränktem Kreise wirkest, und zum Schöpfen aus dem Strome, dessen ganze Fülle deinem Durst kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks hast, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaßt; sie ist einzig für den, der vor seinem Blick alle Möglichkeit sieht, und in seiner Hand alle Wirklichkeit trägt, dessen Unermeßlichkeit keine Erweiterung, dessen Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unablässig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? Und daß doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, stillstehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die drückendste Sorge oder der peinlichste Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offenbart sich ein Gut, das höchst anlockend, höchst begehrungswürdig ist, und also die Seele in Wirksamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlösung." —

„Ich blicke auf meine Aetnareise zurück, und ich finde diese Aussprüche der Vernunft nicht allein bestätigt, sondern auch ins Licht gesetzt und erweitert. — Gewiß waren die Tage, da ich den Berg erstieg, die mühevollsten, beschwerlichsten meines Lebens; das empfind' ich noch jetzt an dieser Trägheit, dieser Steifheit und Zerschlagung dieser Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreise mehr oder minder, aber noch nie so stark oder so anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beschwerde gegen das große Ziel, dem sie mich näher brachte, und wie belohnt ward sie mir, schon durch die süßen Augenblicke des Ausruhens, in dem schattichten Walde hinter der Lava von Nicolosi, auf dem himmlisch-schönen Berge in der Nachbarschaft unsrer Ruhestätte! Das Andenken dieser Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und sehr oft werd' ich aus dem Schooße der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, auf sie zurücksehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von gegenwärtigen zu ersetzen. Aber wenn ich sie nun näher erforsche, diese Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortstreben der Phantasie, als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab? — Als ich auf jenem schwellenden Rasen, unter Blumenduft und Nachtigalltönen, mir den Schweiß von der Stirn trocknete, und den lechzenden Gaumen mit süßem Nektar erfrischte; labte mich da nicht mehr, als der Nektar selbst, der Gedanke: so viele Mühe schon überstanden, so viel Wegs schon gewonnen! so viel schon näher dem großen Ziele! War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns so schnell wieder aufrafften und auf unsre Maulthiere zurückwarfen, ein lautes Zeugniß, wie viel schwächer uns die Gegenwart festhielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrschte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geißhöhle; war es nicht mehr das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebene hinab, mehr was kommen sollte, als was schon war, wodurch ich meine Brust so erweitert, meinen Geist so gehoben fühlte? Würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genossen, als mit der Phantasie geschwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erspart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte!"

„Doch noch lauter, als diese schönen Augenblicke der Reise, zeugt von dem steten Vorwärtsstreben der Seele jener schreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns fest auf unsre Maulthiere bannte, daß auch Stimme und Athem in unsrer Brust, und selbst der Gedanke in unsrer Seele, stillstand. Freilich war das erste Schreckbild, das uns hier vorschwebte, der Tod, dieses volle schleunige Abreißen alles Bewußtwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das schwärzeste und gefürchteste unter den Uebeln. Aber auch bei wiederkehrender Fassung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der schon erreichten Höhe an den Fuß des Berges zurückzukehren: wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsre ganze Aetna-Reise für so vereitelt, verloren, verunglückt! und doch hatten wir Undankbaren schon einen der frohsten, seligsten Tage gelebt hatten mit gierigem, entzücktem Auge der reichsten, mannigfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war Nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidisches feindseliges Geschick uns zu nehmen drohte, war Alles."

„Aber, hör' ich Sie sagen, Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fußtritt, der sie erstieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über sich sahen als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freilich ersterben mußte, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich gestehe Ihnen, mein Freund: dieses Erreichen eines lange ersehnten, mühsam errungenen Zieles, das sich des Sehnens und des Erringens durch seine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieses erste Umschlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit selbst, wie vorher in der Phantasie, mit Unerschöpflichkeit täuscht; dieses augenblickliche Stillstehen und Verweilen der überraschten, fast über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es ist ein Annähern an die Freu-

*) Ophyr heißt ein Berg in Sumatra, der nach einer Berechnung von Marsden, so viel höher als der Piko ist, daß er, nächst dem Montblanc, der höchste der alten Welt seyn würde.

den der Gottheit, ein kurzes flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kuß, möchte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ist's, daß die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so frühe gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiß des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genuß ist für Menschen nicht Ruhe, Stillstand, Schlaf: es ist daurender, aber ungehinderter, leichter, wollüstig-sanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele schwärmt entzückt in dem ganzen ihr preisgegebenen Ueberflusse umher, ohne nur noch zu ahnen, daß sie ermüden, daß sie in dieser Fülle der Wollust sich je ersättigen könne; aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr schwächer. Die Seele genießt noch fort, aber schon sinkt sie allmählich zum Mangel und zum Bedürfniß, dem gewöhnlichen Zustande der Menschheit, zurück: und durch diesen so entgegengesetzten Weg, da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, statt vorher von Armuth zu Reichthum, wird der Gegenstand des Genusses immer weniger anziehend, so wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechsel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart sich zu sehr die Erschöpflichkeit auch des größten, des umfassendsten Gegenstandes: die Begierde läßt nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verschwindet."

„In dieser allgemeinen Geschichte aller menschlichen Genüsse, haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erste Blick, den wir auf die unermeßliche Weite unsers Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische so emporgehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlichscheinende Meer, dieses gegenüberliegende malerische Calabrien, diese Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkensprühenden Stromboli; dieses Königreich mit allen seinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unsern Füßen: — — es ist unmöglich, mein Freund, daß die Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die unsrige war. — Wenn, nach der Meinung jener Weisen des Alterthums, nicht umschließende Mauern, sondern freie Höhen von weiter Aussicht die bessern Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit sind; so befanden wir uns hier auf dem ersten, dem erhabensten unsrer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergossen wurden, schienen es zu verkündigen. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unser Erstaunen, unser Entzücken entgegen; und dieß so lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichsam abrief, nun auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit ganzen Jahrtausenden, zu betrachten.

Wir fanden, als wir von dieser Betrachtung zurückkehrten, die Aussicht in der That noch verherrlicht; die höher heraufgestiegene Sonne zeigte Alles in vollerm verklärenderm Lichte, und wir sahen die Gegenstände, mit bloßem, wie mit bewaffnetem Auge, weit schärfer: aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig sind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenstände, so groß und herrlich sie waren, fielen zu wenig mir auf. Wir bemerkten jetzt zuerst, wie unerträglich strenge die Luft in dieser Höhe über der Meeresfläche sey; erinnerten uns zuerst, wie viel wir sie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Ansehens seiner äußersten Gegend, wie einladend und erquickend wir sie tiefer hinab, zwischen den Blumen und Blüthen gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie sich denken können: daß wir zwar immer noch standen, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinabwarfen, um das große, nie wiederkehrende Bild desto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von der Kälte getrieben, uns endlich zu dem ersten und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entschlossen: denn jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerksamkeit mehr, als auf die Sicherheit unsers Fußtritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Ersättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe selbst der Gedanke ergriffen: daß ich hier ewig weilen, daß ich in stetem Anschaun dieser überschwenglichen Schönheiten meine Tage beschließen sollte; ich glaube, daß er mich mehr hätte erstarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn der Weise von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Ursachen gehabt hat, zu seinen Mitbürgern nicht wieder zurückzukehren; so ist der Selbstmord, den er an sich verübt haben soll, mir aus einem bessern Grund erklärbar, als daß er sich für einen Gott hat wollen gehalten wissen: er war ermüdet von dem ewig einförmigen, obgleich unaussprechlich großen, unaussprechlich erhabenen Anblick, und wollte sich lieber in den bodenlosen Schlund stürzen, als noch länger ein Daseyn schleppen, das ihm zur Last und Qual ward." —

„Das also, hör' ich Sie hier mit spöttischem Lächeln sagen, der Erfolg Ihrer Aetna-Reise? das der Gewinn von so viel übernommener Mühseligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantasie und einige Zusätze zu meinen Naturkenntnissen abrechnen; das und nichts anders! Ich habe gelernt, daß die Glückseligkeit eine spröde Geliebte ist, die, bei aller holden Gesinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung sich schlau entwindet, durch strenge Blicke, wenn wir sie festhalten wollen, uns scheinbar ungütig abschreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder weiterer Ferne, uns süße Hoffnungen lächelt. Doch ich sollte vielleicht in einem andern, als diesem spielenden, scherzenden Tone eine Erzählung schließen, aus welcher sich Wahrheiten ableiten lassen, die für das Leben von der größten Wichtigkeit sind."

„Ich berühre hier nur zwei dieser Wahrheiten, weil eben sie aus dem Obigen am deutlichsten hervorzuspringen scheinen. Die erste ist: daß, um wahrhaft glücklich und um daurend glücklich zu seyn, man sich eine Höhe zum Ziel setzen muß, wo das Ausruhen der Kräfte immer süßer, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühseligkeit immer freudiger werde; eine Höhe, die sich unabsehbar emporhebe, oder (um diesem Gedanken seine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wollüste machen; kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen: wo die Aussicht nie, weder ihre Dürftigkeit noch ihre Beschränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde statt zu wachsen, sinkt: die Kraft, statt neues Leben und Feuer zu gewinnen, sich schwächt, abstumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Daseyns, statt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erscheinen aus diesem Gesichtspunkte, Macht, Ehre, Einfluß, Geschicklichkeit, Kunst; als der ersten und würdigsten eines: Wissenschaft, Erkenntniß der Wahrheit; weil hier, nach Popens schönem Bilde, sich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie gesättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geschwellt wird.

Die zweite nicht minder wichtige Wahrheit ist: daß man sich eine Höhe zum Ziel setzen muß, auf welche sich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch steil und mühsam, doch nirgend durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sey; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Cyklopenstimme ein Halt! entgegendonnern könne, das vielleicht alle unsere Kräfte plötzlich lähme, alle unsere Erwartungen schrecklich zu Boden schlage. Durch diese zweite Wahrheit werden, als höchste und letzte Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuließ; und nur ein Einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nämlich das letzte Ziel, nach welchem alle unsere Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpunkte, sich hinrichten, entweder außer uns, oder wenn auch in uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äußerer Gegenstände, Vortheile, Hülfen bedarf: so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann, nach Gefallen, sein neckendes oder sein grausames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeußern ewig unabhängig bleibt, in den Willen selbst; setzen wir zum höchsten Punkt unsers Bestrebens die grenzenloseste Vervollkommnung und Veredlung dieser besten Kraft unserer Natur: so haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden ist — denn wo hätte noch der Weise und der Gute gelebt, über den kein Weiserer und kein Besserer möglich gewesen wäre? — sondern was mehr heißt, unsere Abhängigkeit vom Schicksal hört auf: seine schlimmsten Tücken können nichts, als unsern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaß zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unserer Seele sich immer schöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückseligkeit am fähigsten sind, in unserm eigentlichsten, unserm innersten Selbst.

Daß dieses Selbst mehr noch in unserm Willen, als in unserer Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich, warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsers Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wollust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden muß, die uns jene Vollkommenheiten

gekostet haben. Würden wir, wie die kunstvollen Insekten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloßen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: so würden wir an den vorzüglichsten Kräften unserer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den schönen Umrissen unsers Gesichts, oder dem regelmäßigen Wuchs unserer Glieder; aber daß es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbestimmten Anlagen und Fähigkeiten erst zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das ist es, was uns diese Kräfte und Fertigkeiten am meisten werth macht, warum wir auf sie so vorzüglich stolz sind. Wir haben durch jene Thätigkeit sie gleichsam zu unserm vollen Eigenthume gestempelt, sie in unser wahres Selbst mit hineingezogen; und da es allgemeines Gesetz ist, daß die Vollkommenheiten eines Gegenstandes uns immer um so mehr rühren, je nähere Verwandtschaft mit unserm Selbst dieser Gegenstand hat: so ist nun die Freude an unsern Geisteskräften weit inniger, als wenn sie bloße Geschenke der Natur, bloße zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchste reinste Quelle der Freude aber muß, nach eben diesem Gesetze, die unmittelbar an dem Willen selbst erkannte Vollkommenheit seyn, oder mit einem völlig gleichbedeutenden Worte: die Tugend." — —

„Doch ich vergesse, daß ich an einen Mann schreibe, der ein wenig nach den Grundsätzen der neuern Epikureer hinhängt, und der meine etwas stoischen Betrachtungen schwerlich nach seinem Geschmack finden wird. Lassen Sie mich also geschwind mit der Versicherung der Hochachtung und Ergebenheit schließen, die ein so milder Stoiker, wie ich, gegen einen so edlen Epikureer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. s. w."

Karl Christian Engel,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward am 12. August 1752 zu Parchim geboren, studirte die Heilkunde und ließ sich als Dr. med. und ausübender Arzt in Schwerin nieder, wo er am 4. Januar 1801 starb.

Er gab heraus:

Vandalia und ihr Genius. Ein Gedicht. Schwerin, 1785. 4.
Der Abschied. Vandalia an Charlotte. Schwerin, 1785. 4.
Wir werden uns wiedersehn. Eine Unterredung nebst einer Elegie. Göttingen, 1787. N. A. Leipzig, 1797.
Biondetta. Ein allegorisches Schauspiel mit Gesang. Berlin, 1792.
Der Geburtstag. Ein Lustspiel. Berlin, 1796.
Das Mutterpferd. Lustspiel. Berlin, 1799.
Der kleine Irrthum. Lustspiel. Berlin, 1799.
Einzelne kleine Aufsätze und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

K. C. E. war nicht ohne Talent, doch erreichte er bei weitem seinen Bruder nicht. Seine zu ihrer Zeit nicht ungern gesehenen Lustspiele sind gänzlich von der Bühne verschwunden.

Karl August Engelhard,

als Dichter Richard Roos genannt, ward am 4. Februar 1769 in Dresden geboren, studirte in Leipzig und erhielt darauf eine Anstellung als Accessist, bei der K. Bibliothek in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1807 ward er Archivsecretair und 1811 K. S. wirklicher Archivarius der geheimen Kriegskanzlei. Er starb daselbst am 28. Januar 1834.

Seine Schriften sind:

Geographisch-statistische Reise durch Italien. 4 Thle. Dresden, 1794.
Geographisch-statistische Reisen. Dresden, 1794. 4 Bdchen.
Malerische Wanderungen durch Sachsen. Leipzig, 1795.
Der neue Kinderfreund. Leipzig, 1794. 6 Bde
Denkwürdigkeiten aus der sächsischen Geschichte. Dresden, 1797 flgde. 4 Th.
Briefwechsel der Familie des neuen Kinderfreundes. Leipzig, 1798. 2 Thle.
Darstellungen aus der deutschen Geschichte. Leipzig, 1799.
Beschreibung von Kursachsen (gemeinschaftlich mit d. J. Merkel). Dresden. N. A. 1804—1818. 9 Bde.
Handbuch der Erdbeschreibung der sächsischen Lande. Dresden, 1801. 4. A. 1813.
Geschichte der sächsischen Lande. Dresden, 1802 flg. 2 Thle.
Karl Bruckmann. Görlitz, 1803. 5 Thle.
Der Fluch des Ehebettes. Görlitz, 1803.
Die bestrafte Korbflechterin. Görlitz, 1803.
Beiträge zu einer Schaubühne für die Jugend. Görlitz, 1803.
Tägliche Denkwürdigkeiten aus der sächsischen Geschichte. Dresden, 1809. 3 Thle.
Tharands heilige Hallen. Dichtung. Leipzig, 1815.
Erzählungen. Dresden, 1820.
Gedichte. Dresden, 1820.
Bunte Steine. Leipzig, 1821. 2 Thle.
Dietrich von Harras u. s. w. Leipzig, 1822.
Einzelne Beiträge, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, namentlich in der Abendzeitung.

E's historische und geographische Schriften, obwohl in einer untergeordneten Sphäre sich bewegend, verdienen das Lob großer Genauigkeit und Gründlichkeit. Als Dichter erhebt er sich nicht über das Mittelmäßige und zeigte das meiste, wenn gleich immer nur ein beschränktes Talent, im komischen Genre.

Caroline Engelhard,

eine Tochter der bekannten lyrischen Dichterin, Philippine Engelhard (S. d. A.) ward im J. 1781 zu Kassel geboren und lebt gegenwärtig in Berlin.

Sie schrieb:

Juliens gesammelte Briefe. 4 Bde. Leipzig, 1806 —1809. 3. A. 1830.
Der Oberförster Kraft und seine Kinder. Leipzig, 1818.
Lebensbilder. Leipzig, 1818. 2. A. 1824.
Erzählungen. Braunschweig, 1821.
Bunte Reihe. Magdeburg, 1823.

Ihre Leistungen gehören zu den lehrreichsten und geistvollsten Werken deutscher Schriftstellerinnen, da sie mit

Anmuth und Würde, einen tiefen moralischen Zweck, eine elegante Darstellungsweise und vortreffliche Charakterschilderungen zu verbinden weiß. Namentlich verdienen „Juliens gesammelte Briefe" als eine der besten, aus weiblicher Feder geflossenen Schriften empfohlen zu werden.

Magdalene Philippine Engelhard,

der Vorigen Mutter und eine Tochter des berühmten Historikers Gatterer ward am 21. Oct. 1756 in Nürnberg geboren und vermählte sich im Jahre 1780 mit dem damaligen Kriegssecretair (nachherigen Geheimerathe) J. P. Engelhard in Kassel, wo sie am 29. Juli 1820 starb.

Sie gab heraus:

Gedichte von Philippine Gatterer. Mit Kupfern von Chodowiecki. Göttingen, 1778.

Gedichte von Philippine Engelhard geb. Gatterer. Zweite Sammlung. Göttingen, 1782.

Neujahrsgeschenk für liebe Kinder. Göttingen, 1787.

Gedichte. Dritte Sammlung. Nürnberg, 1821.

Einzelne Gedichte in Musenalmanachen, Zeitschriften u. s. w.

Leichte Natürlichkeit, echtes Gefühl, Naivetät, doch nicht ohne Flüchtigkeit und zu große Tändelei sind ihren poetischen Versuchen eigenthümlich, und wiesen ihr zu ihrer Zeit, einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Schriftstellerinnen an.

Joseph Friedrich Engelschall

ward am 16. Dec. 1739 zu Marburg geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, hatte aber das Unglück schon im vierzehnten Jahre das Gehör zu verlieren und mußte seine Neigung für die schönen Künste durch eigene Hülfe auszubilden streben. Er privatisirte lange in seiner Vaterstadt, mit literärischen Arbeiten beschäftigt, bis er endlich 1788 außerordentlicher Professor und Zeichnenlehrer an der dortigen Universität wurde. Zu große Anstrengung zerstörte jedoch seine Gesundheit, er starb am 18. März 1797.

Von ihm erschien:

Gedichte von J. F. Engelschall. Leipzig, 1788.

Joh. Heinrich Tischbein, als Mensch und Künstler dargestellt. Nürnberg, 1797.

Kleine Schriften von J. F. Engelschall (herausgegeben von K. W. Justi). 2 Thle. Göttingen, 1815.

Ein angenehmes Talent, das bei günstigen Verhältnissen, Bedeutenderes würde geleistet haben. Seine Biographie Tischbeins ist meisterhaft.

Ulrich von Eschenbach, s. Minnesinger.

Wolfram von Eschenbach, s. Minnesinger.

Johann Joachim Eschenburg

ward am 1. Dec. 1743 in Hamburg geboren, besuchte die dortigen gelehrten Anstalten und studirte dann in Leipzig und Göttingen Theologie und Philologie. Im Jahre 1768 ward er Hofmeister am Collegium Carolinum in Braunschweig 1773 Professor, 1786 Hofrath daselbst. In späteren Zeiten ertheilte man ihm die Direction dieser Anstalt gemeinschaftlich mit Buhle. Er starb in hohem Alter, am 29. Februar 1820 als geheimer Justizrath, Ritter des Guelphenordens und Mitdirector des Carolinum zu Braunschweig.

Seine Schriften sind:

Theodorus an Klemens. Heroide. Leipzig, 1766.

Lucas und Hannchen. Operette. Braunschweig, 1768. 4.

Romala. Braunschweig, 1769. 4.

Sedaine's Deserteur. Mannheim, 1772.

Robert und Kalliste. Breslau, 1776.

Das gute Mädchen. Leipzig, 1778.

Racine's Esther. Hamburg, 1772.

Die Wahl des Herkules. Braunschweig, 1773. 4.

Voltaire's Zaire. Leipzig, 1776.

Altenglische und altschottische Balladen. Berlin, 1777.

Britisches Museum. Leipzig, 1777–1781. 7 Thle.

Handbuch der klassischen Literatur. Berlin und Stettin, 1783.

Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berlin und Stettin, 1783.

Beispielsammlung zur Theorie. Berlin und Stettin, 1788–1795. 8 Thle.

Lehrbuch der Wissenschaftskunde. Berlin und Stettin, 1792.

W. Shakespear's Schauspiele. Zürich, 1798–1806. 12 Thle.

Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen, 1799.

E's eigene poetische Leistungen sind unbedeutend, glücklicher war er in seinen Uebersetzungen, zu einer Zeit, als man diesen Zweig der Literatur noch nicht so angebaut hatte, wie das in späteren Tagen in unserm Vaterlande geschah; vorzüglich erwarb sich E. das Verdienst, der Erste zu seyn, welcher den Shakespear vollständig und treu verdeutschte, und wenn auch seine Uebertragung der Eleganz und Leichtigkeit entbehrt, die sich seine Nachfolger anzueignen wußten, so kann ihr doch das Lob nicht streitig gemacht werden, mit dem gewissenhaftesten Fleiße ausgearbeitet zu seyn. Denselben rastlosen Fleiß und Eifer zeigte E. auch bei seinen Bemühungen die Kenntniß der englischen und altdeutschen Literatur in unserm Vaterlande zu verbreiten und zu befestigen. Ueberhaupt hat er Großes als Lehrer, wie als Schriftsteller zur Bildung des Geschmacks der Nation beigetragen und seine verschiedenen Hand- und Lehrbücher behaupteten lange ein wohlverdientes Ansehen, selbst noch dann, als die großen Fortschritte der Philosophie auf die von ihm behandelten Wissenschaften ihren Einfluß ausübten und dieselben in reichem Maße förderten, und über das von ihm gesteckte Ziel hinaus führten.

Christoph Adam von Eschenmayer

ward am 4. Juli 1770 zu Neuenburg im Würtembergischen geboren, und ließ sich nach vollendeten medicinischen Studien als Arzt zu Kirchheim unter Teck nieder, von wo er auf eine kurze Zeit nach Sulz ging, dann aber 1800 als Stadt- und Amtsphysikus nach Kirchheim zurückkehrte, bis er 1811 als außerordentlicher Professor der Philosophie und Medicin nach Tübingen berufen wurde. Gegenwärtig ist er seit 1818 ordentlicher Professor der Philosophie und Ritter des Königl. Würtembergischen Civilverdienstordens daselbst.

Seine Schriften sind:

Ueber die Enthauptung. Tübingen, 1797.
Sätze aus der Naturmetaphysik. Tübingen, 1797.
Versuch, die Gesetze magnetischer Erscheinungen aus der Naturmetaphysik zu entwickeln. Tübingen, 1797. 2. Aufl. 1798.
Die Philosophie in ihrem Uebergange zur Nichtphilosophie. Erlangen, 1803.
Der Eremit und der Fremdling. Erlangen, 1805.
Einleitung in Natur und Geschichte. Erlangen, 1806.
Psychologie. Tübingen, 1817. 2. A. 1822.
System der Moralphilosophie. Stuttgart, 1818.
Religionsphilosophie. Stuttgart, 1818—1822. 2 Thle.
Normalrecht. Tübingen, 1819. 2 Thle.
Die einfachste Dogmatik, aus Vernunft, Geschichte und Offenbarung. Tübingen, 1826.
Mysterien des inneren Lebens. Tübingen, 1830.

Eschenmayer ist einer der geistreichsten Naturphilosophen, der jedoch von dem Systeme Schellings abwich, indem er ein Gebiet des Glaubens aufstellte, in welchem alle Philosophie ein Ende fände, und nach diesen Grundsätzen eine eigene mystische Glaubenslehre annahm. Sein System zu entwickeln ist hier nicht der Ort, es genüge zu bemerken, daß bei ihm Phantasie nnd Gefühl ein vorherrschendes Uebergewicht über Denkkraft und Scharfsinn ausüben, in allen seinen Werken aber ein sehr edler und tiefer frommer Geist waltet.

Der Schulmeister von Eßlingen, s. Minnesinger.

Ewald, s. Ewald Hering.

Friedrich Ewald

ward 1727 in Spandau geboren, lebte eine Zeitlang in Berlin, wurde dann 1757 Hessendarmstädtischer Hofrath und ging 1767 nach Rom, wie man sagt in ein Karthäuserkloster, wo er zu Anfange des 19. Jahrhunderts soll gestorben seyn.

Von ihm erschien:

Sinngedichte und Lieder. Berlin, 1755. N. A. von K. H. Jördens. Berlin, 1791.

Ein in kleinen, tändelnden oder epigrammatischen Gedichten glücklicher geschmackvoller, aber bereits ganz vergessener Dichter.

Johann Ludwig Ewald

ward am 16. September 1747 in Hayn bei Offenbach geboren, studirte in Marburg Theologie und erhielt dann eine Pfarre in Offenbach. Im Jahre 1781 ging er als Generalsuperintendent nach Detmold, 1796 als Prediger an der Stephanskirche nach Bremen, 1805 als reformirter Kirchenrath und Professor der Moral nach Heidelberg. Von hier kam er 1807 als geistlicher Ministerialrath nach Karlsruhe, wo er am 19. März 1822 starb.

Er schrieb:

Predigten. Lemgo, 1787—1792. 12 Hefte.
Predigten. Leipzig, 1789. 2 Thle.
Predigten. Lemgo, 1806. 2 Thle.
Urania. Hannover, 1793—1795. 2 Thle.
David. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Christliches Hand- u. Hausbuch. Hannover, 1797—1798. 4 Thle. N. A. 1806. 2 Thle.
Die Kunst, ein gutes Mädchen u. s. w. zu werden. Bremen, 1798. 2 Thle. 4. A. 1807. 3 Thle. 5. A. von Jacobs 1826.
Salomon. Gera, 1800.
Kommunionbuch. Bremen, 1801.
Christliche Sonntagsfeyer. Bremen, 1803.
Erbauungsbuch für Frauenzimmer. Hannover, 1803. 2 Thle.
Der gute Jüngling u. s. w. Hannover, 1804.
Mehala, die Jnghthaitin. Drama. Mannheim, 1808.
Eheliche Verhältnisse u. s. w. Elberfeld, 1810. N. A. 1821. 4 Thle.
Menschenbestimmung und Lebensgenuß. Elberfeld, 1814. 2 Thle.
Ueber die Erziehungslehre u. s. w. Mannheim, 1817. 3 Thle.
Christliche Betrachtungen u. s. w. Frankfurt, 1818. 2 Thle.
Christenthumsgeist und Christensinn. Winterthur, 1819. 2 Thle.
Viele einzelne Flugschriften, Predigten, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Ein vortrefflicher ascetischer Schriftsteller und Kanzelredner, dessen Leistungen allgemein bekannt sind und viel Gutes gewirkt haben. Sie zeichnen sich durch echte Frömmigkeit, Toleranz, Lebensklugheit und einen eleganten, reinen Styl vorzüglich aus und werden noch immer in ihrem Kreise gern gelesen.

Albrecht von Eybe oder Ybe

ward in den ersten Decennien des 15. Jahrhunderts geboren und war Doctor beider Rechte, Archidiakonus zu Würzburg, Domherr zu Bamberg und Eichstädt, und Kämmerling des Pabstes Pius II. Er starb im Jahre 1485.

Von ihm erschien im Druck:

Ob einem manne sey zu nemẽ ein eeliches Weib oder nicht. Folio. o. O. u. J.; ferner Nürnberg, 1472. 4. Augsburg, 1474. Folio, und öfterer.
Spiegel der sitten u. s. w. Augsburg, 1511. Folio.
Zwo Comödien des synnreichen poeten Plauti u. s. w. Augsburg, 1518. 4. Frankfurt, 1550. Folio. 1557. 8.

Ein tüchtiger kräftiger Moralphilosoph, dessen Styl für die damaligen Zeiten eben so tüchtig ist, wie seine gesunden Ansichten und seine erprobte Welt- und Menschenkenntniß.

Ruleman Friedrich Eylert

ward am 5. April 1770 zu Hamm in der Grafschaft Mark geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann in Halle Theologie. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er anfangs dritter, darauf zweiter Prediger und Nachfolger seines Vaters in Hamm. Mehrere Anträge zu Aemtern im Auslande lehnte er ab und ging 1806 als Hof-, Garde- und Garnisonprediger nach Potsdam, wo er gegenwärtig noch als Dr. theol. u. philos., evangelischer Bischof, Mitglied des Staatsrathes, des Ministeriums der geistlichen und Schulangelegenheiten sowie des Obercensurcollegiums und Ritter des rothen Adlerordens II mit dem Sterne, höchst segensreich wirkt.

Er gab heraus:

Betrachtungen über die u. s. w. Wahrheiten des Christenthums u. s. w. Dortmund, 1803 flg. 5 Thle. N. A. 1805.
Ueber Geisteskrankheit und Gemüthsruhe. 2 Thle. Braunschweig, 1805.
Homilieen über die Parabeln Jesu. Halle, 1806. N. A. 1819.
Gedächtnißfeier der verewigten Luise von Preußen. Berlin, 1812.
Predigten über Bedürfnisse unseres Herzens. Halle, 1813.
Neuestes Magazin von Fest- und Gelegenheitsreden (mit Dräseke und Hanstein). Magdeburg, 1816. flgde.
Viele einzelne Predigten u. s. w. u. s. w.

Ein überaus geschätzter Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller, der die wichtigsten, geistigen Interessen klar und lichtvoll zu behandeln und vor Allem mit seltener Kraft und Wärme, und edelm tiefem Gefühl zu den Herzen seiner Zuhörer zu reden und sie für das Wahre und Gute zu entflammen und zu begeistern weiß.

Das Bild der christlichen Liebe zu Gott *).

Wenn ich mit Menschen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir Nichts nütze. Amen.

Die Epistel am ersten Sonntage nach Trinitatis, welche wir auch unserer heutigen Betrachtung zum Grunde legen, stehet geschrieben im I. Briefe des Johannes im 4. Cap. und lautet vom 16. bis zum 21. Verse also:

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.
Daran ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; denn gleichwie Er ist, so sind auch Wir in dieser Welt.
Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.
Lasset uns ihn lieben; denn Er hat uns zuerst geliebet.
So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?
Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.

*) Predigt von Dr. R. F. Eylert. Frankfurt a. d. Oder, 1832.

Theure Mitchristen!

Wie oft ist es doch der Fall, daß wir gerade von dem, was wir am häufigsten im Munde führen, die undeutlichsten Begriffe haben! Wir brauchen dieses oder jenes Wort täglich und stündlich, wir führen fort und fort diese oder jene Redensart im Munde, ohne von ihrer höhern Bedeutung, ohne von ihrer Verpflichtung, welche sie uns auferlegt, ergriffen zu seyn. Ich erinnere Euch nur an das Wort Liebe. Wie oft werdet Ihr in Eurem Leben, in Eurem täglichen Umgange mit Bekannten und Freunden dies Wort theils hören, theils selbst aussprechen — ohne daß Ihr an die hohe, an die umfassende Bedeutung dieses Wortes gedacht habt oder denkt. Und wie es mit einem Worte sich verhält, so pflegt es auch mit ganzen Pflichten zu geschehen. Gerade die Pflicht, welche von Jugend an Euch am nachdrücklichsten und eindringlichsten eingeschärft und anempfohlen wurde, verliert im täglichen Leben ihre Bedeutung, tritt in ihrem ganzen umfassenden Sinne, in ihrer anregenden Kraft, je älter Ihr werdet, auch um desto mehr in den Hintergrund, so daß nur Euerm Gedächtnisse die Worte noch anhangen. So ist keine Pflicht Euch von Jugend an mehr empfohlen worden, als die: Gott über Alles zu lieben. Tausend Bibelstellen habt ihr Euerm Gedächtnisse eingeprägt, welche Euch die Liebe zu Gott als das höchste Gebot und Gut, daß die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, darstellen sollte. Euer Herz wünscht auch nichts mehr als die Liebe Gottes; denn wer möchte wohl Gott zum Feinde haben? — aber habt Ihr — wenn Ihr die Hand auf's Herz legt — diesem Wunsche Eures eigenen Herzens, dieser ersten christlichen Tugend wohl immerdar so nachgelebt, daß Ihr der Liebe Gottes Euch gewiß halten könnt? Habt ihr in der Freude und im Kummer, im Glück und im Unglück, in trüben und in frohen Tagen immer nur zuerst an Gott gedacht? Hat die Liebe Gottes Euch so gerührt, so befestigt, so stark gemacht, daß Euch nichts von ihm und von seiner Liebe je trennte, je trennen konnte? Ja! laßt mich weiter fragen, th. Mitchr.! Habt Ihr von der wahren christlichen Liebe zu Gott wohl einen so deutlichen Begriff, daß dieser Euch das Verhältniß, in welchem wir zu Gott stehen, ohne Täuschung, ohne Uebertreibung angeben könnte? Haben nicht Zerstreuungen, haben nicht Sorgen, hat nicht Weltlust Euch diesen Begriff verdunkelt? Denket Ihr Euch, wenn Ihr auch täglich die Worte: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen" — im Munde führet, mehr dabei als Euer eignes Leben zu beweisen scheint — fühlt Ihr den hohen Sinn der Worte, wenn Ihr einmal beim Aufgang der Sonne, oder bei einer unerwarteten Freude gerührt ausrufet: ja Gott ist die Liebe? — Ich sehe um mich und ich erblicke auf Euerm Antlitz die Antwort auf meine Frage. Euer eigenes Herz gesteht es sich in diesem Augenblick, daß Ihr Gottes Liebe zwar oft empfunden, aber doch noch nicht so erkannt habt, daß dadurch das Bild der christlichen Liebe zu Gott in Eurer Seele recht lebendig und wirksam geworden wäre; daß Euer ganzes Leben dadurch die fromme Richtung erhalten hätte, welche nichts Höheres, nichts Größeres und Erhabeneres kennt, als in der Liebe zu Gott zu bleiben. So laßt mich denn versuchen, Euch in der gegenwärtigen Stunde dieses Bild zu entwerfen. Vielleicht daß es unter Gottes gnädigem Beistande dazu beiträgt, Euch zu dem freudigen Ausrufe zu bewegen: ja wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat — wie Euch zu dem festen Entschluß zu veranlassen: ja wir wollen ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!

Höret zu diesem Entzweck noch einmal mit frommen Sinne und mit gespannter Aufmerksamkeit unsere heutigen Textes-Worte:

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Daran ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebet. So Jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.

Kann man, theure Mitchristen, diese Worte hören, ohne nicht gleich von dem erhabenen Gedanken: ja Gott ist die Liebe! wunderbar ergriffen zu werden? Wie ein milder Frühlingshauch, der nach langem, öden Winter durch die neuerwachte Natur wehet und Alles mit seinem erquickenden Oden belebt und befruchtet, so treten unserer geistigen Natur diese Worte des frommen Johannes entgegen. Gott ist die Liebe! Wie wird unser Herz durch dieses Wort so freudig bewegt, wie jauchzt unsere Seele nicht bei diesem Gedanken! Was jede sterbliche Brust, was die Cherubim und Seraphim als das Höchste und Seligste erkennen und preisen, die Liebe, die Nähe Gottes soll uns zu Theil werden, wenn wir ihn, der uns zuerst geliebt hat, wieder lieben, wenn wir uns durch den, der die Wohnung der Engel verließ, und auf die Erde kam, die Sünder zu erlösen, wenn wir uns durch Jesus Christus Gottes Liebe erwerben. Denn daran ist ja erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.

Wohl möchte uns bange seyn, wohl möchten wir zittern und zagen können, ob der Gott, der einst das furchtbare Wort gesprochen: verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebelang, Dornen und Disteln soll er dir tragen — im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist — Liebe wieder seinen Geschöpfen, Gnade den Gefallenen schenken könnte, wenn er nicht eben durch seinen Sohn diese selige und beseligende Verheißung uns gegeben hätte! Er sah an die Menschen in ihrem Jammer, und erbarmte sich unser. Ich will euch erretten von euerm Elend, sprach der Herr, ich will mit euch einen neuen Bund machen, einen Bund, der auf Liebe, auf gegenseitige Liebe gegründet und gestützt seyn soll. Und in diesem Sinne schreibt der fromme Joh. die großen Worte nieder: Gott ist die Liebe! Sehet da, m. Z., abgefallen und doch begnadigt — verstoßen und doch angenommen — elend und doch geliebt! In unsere Hand hat es Gott gelegt, seine Liebe von neuem uns zu erwerben — er will von neuem seine Liebe in einem noch höhern, größern Maße uns zuwenden, wenn wir ihn lieben in Christo Jesu, seinem Sohn. Denn welcher bekennt, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott, und er in Gott. So laßt mich denn jetzt

das Bild der christlichen Liebe zu Gott

1) in ihrem Grunde,
2) in ihren Aeußerungen, und endlich
3) in ihrem Lohne

eurem Verstande klar, und eurem Herzen theuer machen.

I.

„Gott ist die Liebe — er hat uns zuerst geliebt." Sehet da, m. Z., den Grund der christlichen Liebe zu Gott. Gott ist die Liebe, ruft uns der Aufgang der Sonne entgegen, Gott ist die Liebe — so jauchzet die ganze Natur. Durch sein Wollen in's Leben gerufen, trägt und leitet seine Hand uns auch im Leben — was wir haben und sind, sind und haben wir durch ihn — jede gute Gabe, jede Freude, jeder Lebensgenuß ist sein Geschenk. Und aus welchem Grunde giebt er uns diese Freude, oder jenes Glück? Haben wir vielleicht etwas gethan, weshalb Gott schuldig wäre, uns dieses oder jenes Gut zu verleihen? Können wir vielleicht Abrechnung mit ihm halten? Können wir irgend etwas von ihm fordern? O Ihr antwortet Euch alle selbst auf diese Fragen, theure Mitchristen, daß es nur die Liebe ist, die Gott bewegt, uns dies Alles zu schenken, daß er nur aus Liebe zu uns die reichen Gaben, welche wir täglich genießen, vor uns ausgeschüttet hat. Aber mehr als Sonne, mehr als Natur, mehr als alle die Gaben, welche unser leibliches und irdisches Wohlsein herbeiführen, muß uns die Sendung seines Sohnes von seiner unendlichen Liebe überzeugen. Nach Gottes Bilde geschaffen hatte die Sünde uns Gott unähnlich gemacht, und auf daß das verlorene Ebenbild wieder hergestellet und der Zugang zu seinem Vaterherzen uns wieder geöffnet würde, giebt Gott uns den, der seiner Herrlichkeit Zeuge von Ewigkeit war, auf daß er sich opferte für unsere Sünden! Und der Grund dieser unendlichen, unbeschreiblichen Wohlthat war nur wiederum die reinste Liebe zu uns! Und wie wäre es nun möglich das Bild der christlichen Liebe zu Gott in ihrem Grunde anders darzustellen, anders sich zu denken als Johannes es thut.

Gott ist die Liebe — er hat uns zuerst geliebt — folgt daraus nicht von selbst, daß wir ihn wieder lieben sollen, wieder lieben müssen — und zwar zuerst — mit ganzem, ungetheilten Herzen, mit aller Inbrunst, mit voller Seele! Wo wäre ein Mensch, der da hassen könnte, wo er geliebt, unverdient geliebt würde — der den nicht wieder lieben müßte, der für Vergehungen Wohlthaten, für Sünden Segnungen ihm bereitete! Mein Sohn! rufe dir das Bild deines Vaters zurück, der dich schwachen Säugling mit Liebe empfing, als nur Thränen deine Sprache waren; dessen Liebe zunahm, als du anfingst ihm schon Kummer zu machen, und der mit der höchsten Liebe dir nachblickte, als das Laster dich umstrickt hatte. Hat seine Liebe dich nicht ergriffen, hat seine Liebe dich nicht zurückgebracht auf den Weg der Tugend? Meine Tochter! denke an deine Mutter! Kannst du sie zählen die schlaflosen und kummervollen Nächte, welche sie deinetwillen gehabt, kannst du sie messen die Thränen, welche sie um dich geweint? Aber

hat dich ihre sorgsame, stille, unausgesetzte Liebe nicht gerührt, könntest du ein Mutterherz brechen, könntest du die Mutter nicht lieben, die dich zuerst geliebt? Und wir wollten unsern Gott nicht lieben, den Gott aus vollem Grunde unsers Herzens nicht lieben, der uns ehe als Vater und Mutter, ehe denn diese Erde gegründet war, schon liebte, dessen Augen uns sahen, da wir noch unbereitet waren, der über uns war im Mutterleibe? der seines eigenen Sohnes nicht verschonte, sondern dem Kreuzestod ihn übergab, auf daß wir leben sollten? der für diesen Reichthum der Gnade, für diese Fülle von Liebe nicht Opfer, nicht Entsagung aller Freuden, nicht Tödtung jeder heitern Lebensthätigkeit, sondern nur Liebe, Liebe um Liebe fordert? O laßt uns ihn lieben m. B.! denn er hat uns ja zuerst geliebt — laßt uns bei jeder Freude, die uns zu Theil wird, bei jedem Kummer, der uns drückt, bei jedem Gedanken, der uns bewegt, seine Liebe nie vergessen — laßt der Liebe zu Gott jeden Tag, den wir erleben, jede Stunde, jeden Augenblick gewidmet seyn — laßt uns von dieser Liebe Alles hoffen, laßt uns dieser Liebe Alles vertrauen — laßt uns mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüthe ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet! Aber wie nun diese Liebe äußern? Höret die Worte des Johannes:

II.

„Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe."

Sehet da theure Mitchristen! die christliche Liebe zu Gott in ihren Aeußerungen! Kann die Liebe zu Gott, wenn sie, wie wir eben sie darzustellen bemüht waren, in der That und Wahrheit aus dem lautern Grunde, Gott zu lieben, weil er uns zuerst geliebt hat, entsprang, schöner und erfreulicher im Leben sich äußern, als Johannes diese ihre Aeußerungen angiebt. Laßt uns diese beiden Punkte näher erwägen. Wo Liebe ist, Liebe zu Gott aus lauterm Grunde, da ist keine Furcht sagt Johannes. Und wie wahr, wie bezeichnend ist diese Aeußerung der christlichen Gottesliebe. Denket Euch einen Menschen, dessen Herz kalt und ungerührt gegen Gottes Liebe wäre, in dessen Brust nur Eigenliebe herrschte, dessen Seele nie von Gottes unendlicher Liebe bewegt würde. Sehet, wie unruhig sind seine Blicke, wie angstvoll irrt sein Auge umher, wie schwankend sind seine Schritte! Wie berechnet er jedes Wort, ob es ihm Ehre oder Schande bringen könne, wie überlegt er jede That, ob sie in die Augen der Menschen fiele, oder verborgen bleibe! Wie zählt er jede Stunde, ob er auch recht sie genieße und wie hat er doch am Ende seines Lebens so wenig Freude gehabt! Welche Pläne macht er, um Alles in fester Regel um sich zu gestalten und wie wird er doch gleich einem Rohre von allerlei Lehre und Täuscherei der Menschen hin und her bewegt! Wie müht er sich ab, seinen Namen zu verherrlichen, und wie schnell ist er vergessen, sobald er die Augen geschlossen! Wie zittert er bei jedem Unglück — wie ängstiget er sich bei jeder Freude, daß sie vielleicht nur von kurzer Dauer seyn und größerer Schmerz darauf folgen könnte; wie bebt er bei der Nähe des Todes und des ihm bevorstehenden Gerichts; und so ist sein ganzes Leben eine Furcht und in dieser Furcht eine lange Pein. Nach Menschengunst nur strebend, auf Menschen sich verlassend, steht er da wie ein unfruchtbarer Feigenbaum, den der Herr verflucht! Er will geehrt seyn und man verspottet ihn — er sucht ein Amt und man speiset ihn ab mit leeren Hoffnungen. Er bietet seine Kräfte und Talente an, und man will sie nicht — er will sich geltend machen und man stößt ihn zurück, oder läßt ihn in allerlei Proben untergehen! Da fängt er an zu verzweifeln, da ruft er aus in Zorn und Wuth: Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt, und so sündigt er auch — denn Gott straft Sünden mit Sünden — gegen die zweite Aeußerung der christlichen Gottesliebe. Aber wie ganz anders verhält es sich mit dem Menschen, der Gott liebt. Er ist wie ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen und alles, was er macht, geräth wohl. Er ist geschmücket wie eine Braut, deren Antlitz von Freude und Liebe strahlt! Sein Auge ist ruhig, denn es ist nach oben gerichtet, wenn auch das Leben stürmt, oder die Freude ihn übermannen will. Er hofft Alles, aber fürchtet Nichts. Weder der thörichte Haß der Menschen, noch ihre blinde Liebe beunruhigt ihn — denn er liebet den, der ihn zuerst geliebt. Gerathen seine Pläne nicht, scheitern seine Hoffnungen, er weiß, daß Gottes Liebe Alles zum Besten wendet; werden Andere ihm vorgezogen, läßt man ihn warten — trägt er unverschuldet einen schweren, geheimen Kummer — Nichts kann ihn so tief beugen, daß er die Freudigkeit darüber verlöre, die seines Lebens höchster Schmuck ist — denn er weiß, daß wie Er ist, so sind auch wir in dieser Welt; — die Freudigkeit ist sein Eigenthum, die ihn selbst bei dem Gefühle der Schuld nicht verläßt, da seine Liebe zu Gott auf den Glauben an Jesus gegründet und gebauet ist, der ihm Gott nicht als einen strafenden, sondern als einen liebenden, als einen versöhnten Gott gezeigt und ihm auch dadurch eine Freudigkeit am Tage des Gerichts bewirkt hat. Und so erhellet diese Freudigkeit ihm die Nacht des Grabes, welche dem, der Gott nicht liebt, Furcht und Pein bereitet; vor dieser innern, seligen Freudigkeit verschwinden die Schatten des Todes wie die Nebel beim Aufgang der Sonne; und so siehet der, welcher Gott liebt, nur neue Liebe in dem Uebergang zu einer bessern Welt, da wo das selbstsüchtige, trotzige und doch so verzagte Herz, das Gott nicht liebt, nur Verwesung und Untergang erblicken kann; und so stehet er fest gewurzelt in dem Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe — und wie ganz von selbst zeigt sich nun auch die zweite Aeußerung seiner christlichen Liebe zu Gott, nämlich die Liebe gegen die Brüder.

Denn wie wäre es theure Mitchristen! anders möglich, als daß die innige, ungetheilte Gottesliebe nicht auch zugleich eine wahre ungeheuchelte Bruderliebe bewirkte? Wie könnte der, welcher den Vater aller Menschen liebt, nicht auch zugleich die Menschen selbst lieben? Wie könnten unsere Augen, wenn sie uns aufgegangen sind über unsern eigenen Zustand, nicht auch zugleich uns übergeben beim Anblick fremder Noth — wie könnten wir Hülfe, Rath und Trost unsern Brüdern versagen, wenn wir erkannt haben, daß Gottes Liebe uns schon so oft aus Trübsal und Noth geholfen hat — wie könnten wir der Schwachen uns nicht annehmen wollen, wenn wir mit ganzer Seele an dem hängen, welcher um unserer Schwachheit willen jeden Erdenschmerz freudig litt und erduldete! Wie könnten wir eine Freudigkeit haben an jenem Tage des Gerichts, an welchem des Menschen Sohn kommen wird in aller seiner Herrlichkeit, zu richten über Lebendige und Todte, wenn der Herr dann nicht zu uns sagen könnte: Was ihr dem Geringsten eurer Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan! Ja schreibet, schreibet theure Mitchristen! die Worte des Johannes: So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet, tief, tief in eure Seele, und vergesset die Worte des Herrn nicht, der mit der innigsten Liebe, aber auch mit dem feierlichsten Ernste Euch zuruft: an euern Früchten will ich euch erkennen!

O wohl Euch, wenn Eure christl. Liebe zu Gott im täglichen Leben, in euerm Hause, im Umgang mit Eltern, Geschwistern, Verwandten sowohl, als auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens sich auch als eine Liebe darstellt, die da, wie der Apostel Paulus sagt, langmüthig und freundlich ist, die nicht eifert, nicht Muthwillen treibet und sich nicht blähet; die sich nicht ungeberdig stellt, die nicht das Ihre suchet, die nicht sich erbitten läßt, die nicht nach Schaden trachtet, die aber Alles verträgt, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet. Dann werdet Ihr nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort sehen — nicht mehr stückweise erkennen, sondern erkennen, gleichwie ihr erkannt seid — dann wird der Lohn, den Liebe Euch verheißen, Liebe Euch zugesichert hat, der Eurer Liebe schönstes Ziel ist, Euch auch zu Theil werden!

Und dieser Lohn? Höret die Worte des Johannes:

III.

„Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm." Sehet da, m. Z., den Lohn der christl. Liebe zu Gott! Wohl ist er schwer der Kampf, den Gottesliebe gegen Weltliebe zu kämpfen hat; wohl ist sie lockend die Versuchung, welche Eigenliebe stets uns legt — denn ach: hier ist ja bei uns allen der faule Fleck, den der böse Feind zu verwunden nicht nachläßt — wohl mag uns vor einer Selbstverläugnung bangen, die mit der, uns leider schon von unserer Geburt an zur andern Natur werdenden Selbstliebe in stetem Widerspruche steht — aber herrlich ist der Lohn, welcher dem vorbehalten ist, der aus diesem Kampfe siegreich hervorgeht. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm! Was kann dies anders heißen, theure Mitchr.! als daß er in der Theilnahme an der Heiligkeit und Seligkeit Gottes bleibt. Theilnehmen an der Heiligkeit und Seligkeit Gottes *). Laßt uns dies näher erwägen.

---

*) 1. Joh. C. 3. V. 24.

Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in der Theilnahme an der Heiligkeit Gottes — er beharrt auf dem Wege Gott ähnlich zu werden. Eine der erhabensten Eigenschaften Gottes sprechen wir aus, wenn wir von seiner Heiligkeit reden; wir betrachten ihn dann als das Wesen, welches unbedingt das Gute will und befördert und das Böse verabscheut und hindert — als den Vater des Lichts, bei welchem ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Und wir? Wir sollen nicht nur, wir können auch an der Heiligkeit Gottes theilnehmen durch die Liebe. Lieben wir Gott wahrhaft, dann reinigen wir unser Herz von den unlautern Neigungen der Selbstsucht, des Stolzes, Mißtrauens und machen es zu einem Tempel seines Geistes, dann wirken wir aber auch, indem wir unsere Gottesliebe durch Bruderliebe bethätigen, Werke Gottes; dann sind wir barmherzig, wie der Vater im Himmel barmherzig ist, und obschon wir uns, vermöge unserer ursprünglichen Schwäche und Sündhaftigkeit nur allmählig dem Ziele sittlicher Vollkommenheit nähern können, so tragen wir doch die unversiegbare Quelle des Wachsthums in allem Guten in uns — denn die Liebe ist ja des Gesetzes Erfüllung — und ihr sind die Gebote Gottes nicht schwer! Was also von Anfang an jeder Weisheit höchstes Ziel, und was dennoch keiner Weisheit zu erreichen je möglich war; wonach der Menschen Verstand von Anfang an gerungen, und was dennoch kein Verstand je errang, das soll durch Liebe möglich werden, das kann die Liebe erringen. Wodurch die Schlange den Adam einst verführte, und was Verdammniß ihm und uns allen bereitete, da nur Eigenliebe die Quelle seines Wunsches „Gott ähnlich zu sein" war — sehet, hiedurch will Christus uns von neuem heiligen, uns von neuem Gott ähnlich machen, wenn Gottesliebe diese Sehnsucht begleitet, welche, wenn sie auch nur oft tief in unserer Brust schlummert, doch auf das innigste mit unserer höhern, geistigen Natur verbunden ist. Wer in der Liebe bleibet — der bleibet auf dem Wege Gott ähnlich zu werden. Er bleibet: er schwankt nun nicht mehr hin und her; er gehet nun nicht mehr bald vor — bald rückwärts, sondern festen unverrückten Schrittes wandelt er dem Ziele: Gott ähnlich zu werden entgegen. Erfaßt Euch nicht ein heiliger Schauer, m. Z.? Fühlt Ihr Euch nicht wunderbar ergriffen von dieser Verheißung? Was ist das für ein Mensch, der auf dem Wege ist Gott ähnlich zu werden? Wer wagt es, diesen Gedanken auszudenken in seiner unendlichen Tiefe, in seiner ganzen Heiligkeit! Gott ähnlich zu werden ist ja das höchste Ziel, das unserm unsterblichen Geiste gestellet und vorbehalten ist — auf dieses Ziel wartet das ängstliche Harren der Creatur, und nach diesem Ziele ringen selbst die Engel! Und an der Hand der Gottesliebe können und sollen wir, die wir einst Gott unähnlich durch Eigenliebe geworden, diesem schönen Ziele entgegengehen, und Er der Vater des Lichts und der Liebe, will uns erkennen als seine Kinder, die aus ihm sind und zu ihm zurückkehren! Die Liebe zu ihm soll alles unheilige Wesen von uns abstreifen; denn Er der Heilige will, daß wir heilig werden, gleichwie er es ist!

Doch nicht blos Theilnehmer an der Heiligkeit Gottes bleibt der, welcher in der Liebe bleibt, er bleibt auch in der Theilnahme an der Seligkeit Gottes.

Theilnehmer an der Seligkeit Gottes. — Zwar können wir uns hier auf Erden nicht in einen durchaus seligen Zustand versetzen, eben so wenig als wir jemals Gott werden, und zu durchaus heiligen Wesen uns erheben können. — Aber der Weg der Annäherung zur Seligkeit Gottes ist uns mit der Liebe geöffnet, so lange wir in ihr beharren. Treue in der Liebe macht uns schon in so fern unausgesetzt glücklich in der Zeit, als sie uns das fortdauernde Bewußtsein der Selbstzufriedenheit gewährt, die Achtung und Liebe der Gutgesinnten und Frommen uns sichert, und bei der Veränderlichkeit menschlicher Gesinnungen gegen uns den Beifall Gottes erhält, dem wir durch Liebe dienen, und bei dem Wechsel des äußern Glücks uns selig macht in Hoffnung. Daher ist auch dieser Zustand theure Mitchristen! kein vorübergehender, sondern ein unter allen Lebenslagen stets sich gleichbleibender. Nicht bald verzagt, bald gefaßt; nicht bald trostlos, bald gottergeben ist das Herz dessen, der Theil nimmt an der Seligkeit Gottes — denn in einem solchen schwankenden Zustande liegt ja gerade jener innere Unfriede, jene unselige Zerrissenheit des Unbekehrten, des Menschen, der Gott noch nicht liebt — sondern in einer fortdauernden ungetrübten Heiterkeit der Seele, in einem nie gestörten innern Frieden des Herzens, wie die Kinder ihn haben, die dem Himmel noch halb angehören, offenbart sich unsere Theilnahme an der Seligkeit Gottes. Blicket auf Jesus Christus, auf ihn, m. Z., der uns ein Vorbild dieser Seligkeit gelassen hat. Sehet, des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen könnte — aber störte es den Frieden seiner Seele? — Sehet, der Heilige, der Gerechte, der nie eine Sünde gethan und in dessen Munde nie ein Betrug erfunden, stehet da, ergriffen, wie ein Mörder, von rohen Henkersknechten; verhöhnt, verspottet, geschlagen und in das Angesicht gespieen — aber sein Angesicht leuchtet wie eine Sonne — sehet auf Golgatha's Höhen das Kreuz, an welchem der Heiland blutet — und doch ruft selbst ein Verbrecher ihm zu: Wahrlich du bist Gottes Sohn! Liebe war um ihn, Liebe über ihm, Liebe in ihm und so war er in Gott und Gott in ihm. So treten die Engel zu ihm hernieder und dienen ihm, als er aus Liebe zu Gott jede Versuchung kräftig von sich gewiesen; so ist Gott auf allen seinen Wegen ihm nahe, wo er aus Liebe die Menschen belehrt und bestraft; so erweckt ihn Gott aus des Todes Armen, als er aus Liebe zu uns auch des Grabes Nacht nicht scheute! Und dieser Beistand Gottes, diese Gemeinschaft mit Gott, dieser Schutz des Allmächtigen, der Christo zu Theil wurde, weil die höchste Gottesliebe ihn beseelte, soll auch uns, wenn wir wie er in der Liebe bleiben, zu Theil werden. Auch wir sollen Gottes Nähe, Gottes unmittelbaren Einfluß auf allen unsern Wegen, die Liebe uns führt, wahrnehmen und schmecken. Denn in diesem „Eins sein mit Gott", wie Christus es war, besteht ja die Theilnahme an der Seligkeit Gottes, und eben dies Eins sein mit Gott bewirkt uns jenen innern Frieden, verschafft uns jenen von allen äußern Schicksalen unabhängigen, glücklichen Zustand! Und bestätigt nicht die ganze Geschichte diese beseligende Erfahrung? Wer war mit Paulus, was bewirkte diesen hohen Muth, diese innere Freudigkeit, die ihn Ketten und Banden nicht scheuen ließ, um das Evangelium zu verkündigen? Was ließ des Stephanus Antlitz wie das eines Engels glänzen, als er unter Steinwürfen seinen Geist aufgab? Wer war in Luther, wer wirkte durch ihn, als er aus Liebe zu Gott, aus Liebe zur Wahrheit, die Christus zu bezeugen erschienen war, die Nacht des Aberglaubens zerstörte, und die Ketten der Finsterniß zerbrach? Wer war mit all' jenen frommen Männern, die ohne eigene Mittel Werke der Liebe gründeten, die ihre Segnungen noch heute verbreiten und von Geschlecht zu Geschlecht verbreiten werden? Wer war mit all' den Völkern, die aus Liebe zu Gott in den Kampf zogen, wer führte sie zum Sieg? Wer ist in jenen frommen Seelenhirten, die aus Liebe zu Gott keine Entbehrung fühlen, wer giebt ihren Worten Kraft, ihren Bitten Gehör, daß sie eindringen wie ein scharfes Schwert in das Herz der Menschen? — O wer war mit Euch allen, theure Brüder! wenn Euch irgend etwas gelang, das mit Gott unternommen Euch Ehre, Glück und Zufriedenheit brachte — und welche Seligkeit wird Euch und Eurer Liebe jenseits beschieden sein, wenn Euer Auge bricht, wenn Eure letzte Stunde geschlagen, und wenn ihr der Erde wiedergebet, was von der Erde genommen war? Denn wisset Ihr nicht, daß Glaube, Liebe und Hoffnung bleibt, — aber die Liebe ist die größte unter ihnen! Darum ist sie auch die erste Bedingung des Segens Gottes in seinem ewigen Reiche. — Nach ihr wird er fragen am Tage des Gerichts; sie wird er zum Maßstabe des Gerichts, das er dem Sohne übergeben hat, machen — denn nicht sowohl das, was wir an Kenntnissen eingesammelt und äußerlich geleistet, sondern das, was wir aus Liebe gewirkt haben, wird uns zum Empfange der Krone der Gerechtigkeit förderlich sein — nur die Liebe wird uns einführen in den Kreis der vollendeten Gerechten, die durch Liebe selig sind, und enger uns verbinden mit Gott, der die Liebe ist, und mit Christo!

Und ist dieser Lohn der christlichen Liebe zu Gott nicht köstlicher als Alles, was die Erde sonst zu bieten und zu geben vermag? Sollten wir nach diesem Lohne nicht ringen, um diese Palme nicht kämpfen, den Kampf der Liebe nicht kämpfen wollen, der uns größer macht als ob wir zehn Städte gewönnen? Der unser Herz in einen Tempel des Friedens verwandelt, in dem Gott wohnet? Der uns Freudigkeit giebt, wenn die Welt uns verläßt, Freudigkeit am Tage des Gerichts? Der glückliche Eintracht über alle unsere Verhältnisse bringt, der uns schmecken läßt Gottes Barmherzigkeit, wenn wir strauchelten auf dem Pfade der Tugend? Was wollen wir hiezu noch sagen, theure Mitchristen?*) Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eignen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat

*) Röm. 8. V. 31 — 39.

ihn für uns alle dahin gegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur rechten Gottes, und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wie geschrieben stehet: Um deinetwillen werden wir getödtet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Aber in dem Allen überwinden wir weit, um deswillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Amen.

F

Johann Heinrich Faber,

wahrscheinlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Straßburg geboren, war eine Zeitlang kurmainzischer Hofgerichtsrath und Professor der schönen Wissenschaften und der Rechte an der Universität zu Mainz, später aber Secretair des kaiserlichen Gesandten Grafen von Neipperg zu Frankfurt am Main. Er starb 1791 als Privatmann in Mainz.

Von ihm erschien:

- Anfangsgründe der schönen Wissenschaften zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Mainz, 1767.
- Inkle und Yariko. Trauerspiel. Frankfurt am Main, 1768.
- Die Schnitterin, Lustspiel nach Favart; Jenneval, Schauspiel von Mercier; die englische Waise, Schauspiel aus dem Französischen; Zemire und Azor, Singspiel aus dem Französischen u. s. w. u. s. w. Seine sämmtlichen dramatischen Uebersetzungen und Bearbeitungen finden sich in „Sammlung der komischen Operetten, so wie sie von der kurpfälzischen deutschen Hofschauspielergesellschaft unter Direction Marchand's aufgeführt worden. 6 Thle. Frankfurt a. M., 1770—78.
- Ueber Gellerts Absterben. Frankfurt a. M., 1770.
- Winterabende. Frankfurt a. M. 1781—85. 3 Thle.
- Der Sammler, eine Monatsschrift. Frankfurt a. M., 1788. 6 Hefte.
- Der Illuminat, eine Monatsschrift. Frankfurt a. M., 1788. 12 Hefte.
- Poetische und prosaische Aufsätze über Aufklärung. Frankfurt a. M., 1789.
- Luise oder der Sieg weiblicher Tugend. Frankfurt, 1792. 2 Thle.

Seine Vorlesungen über die schönen Wissenschaften waren mehr eine fleißige Compilation als ein selbstständiges Werk, erwarben sich jedoch bei ihrem Erscheinen wegen ihrer Unpartheilichkeit sowohl wie des in denselben niedergelegten Reichthums von Kenntnissen, das Lob der Zeitgenossen. Faber's übrige Leistungen, besonders die poetischen erhoben sich nie über die Mittelmäßigkeit und hatten nur ephemeren Werth und Ruf.

Johann Andreas Fabricius

ward im Jahre 1696 zu Dodendorf bei Magdeburg geboren, studirte Theologie und Philologie in Leipzig und habilitirte sich daselbst als Docent. Später wurde er Adjunctus der philosophischen Facultät in Jena und dann Professor am Carolinum und Rector des Catharineum in Braunschweig. 1753 vertauschte er diese Aemter mit dem Rectorat zu Nordhausen, wo er am 28. Februar 1769 starb.

Er gab heraus:

- Philosophische Oratorie. Leipzig, 1724. N. A. unter dem Titel: Philosophische Redekunst. Leipzig, 1739.
- Vernünftige Grundregeln zum Parentiren. 2. A. Wolfenbüttel, 1739.
- Regeln der geistlichen Beredsamkeit. Leipzig, 1748.
- Wie man seinen Verstand recht gebrauchen soll. Weimar, 1758.
- Versuche in der deutschen Rede-, Dicht- und Sprachkunst. Jena, 1737.
- Leichenreden. Wolfenbüttel, 1739.
- Allgemeiner Abriß der Historie der Gelehrsamkeit. Leipzig, 1752—59. 3 Bde.

Ein tüchtiger Schulmann, zeichnete er sich zu seiner Zeit auch als Theoretiker und Literärhistoriker aus; seine Lehrbücher der Redekunst haben zwar ihren Werth gänzlich verloren, sein Abriß der Gelehrtengeschichte wird dagegen von Sachverständigen noch mit Achtung genannt und hat sich den einmal erworbenen Ruf selbst bis zu unseren Tagen bewahrt.

Just Friedrich Erdmann Fabricius

ward in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts zu Diesdorf bei Magdeburg geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Lehrerstelle an der Schule zu Klosterbergen und wurde dann Prediger zu Alleringersleben und Morsleben, später zu Neuhaldensleben, wo er 1784 starb.

Von ihm erschien:

- Vermischte Gedichte von J. F. E. Fabricius. Halle, 1754. Zweiter Theil. Magdeburg, 1763.
- Moralisches Lehrgedicht über den Frieden. Magdeburg, 1762.

Ein mittelmäßiger didactischer Dichter, der sich in einer für seine Zeit ziemlich correcten Schreibart bewegt, und nicht ohne Ernst und Würde ist, dem es aber durchaus an eigentlichem Beruf zur Poesie mangelt, weshalb er auch nur von sehr Wenigen gekannt und selbst von diesen sehr bald wieder vergessen wurde.

Johann Daniel Falk

ward im Jahre 1770 in Danzig geboren, wo sein Vater, ein armer Perrückenmacher, ihn durchaus für denselben Stand erziehen wollte. Des Knaben Eifer und Wißbegierde, welche ihn sogar antrieben, seinen Eltern zu entlaufen, um sich den ihm verhaßten Beschäftigungen zu entziehen, trugen endlich den Sieg davon und es gelang ihm mit Bewilligung seiner Verwandten und von Wohlgesinnten unterstützt, das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt zu besuchen, wo er sich während der sechs Jahre, die er dort verweilte, durch Fleiß Eifer und hohe Sittlichkeit auf das Ehrenvollste auszeichnete. Er bezog darauf in seinem zwei und zwanzigsten Jahre die Universität Halle mit der Absicht dort Theologie zu studiren, gab jedoch diesen Beruf bald auf und widmete sich mit Vorliebe der schönen Literatur. Durch einige gelungene satyrische Gedichte war Wieland besonders aufmerksam auf den jungen, vielversprechenden Mann geworden und hatte wiederholt mit großem Lobe über ihn geurtheilt. Falk bildete sich nun mit Vorliebe zum Satyriker aus, und ließ sich, da ihm Halle nicht mehr zusagte, 1798 als Privatmann in Weimar nieder, mit literärischen Arbeiten beschäftigt. Nach der Schlacht von Jena eröffnete sich ihm hier jedoch eine neue Laufbahn; durch Wieland empfohlen, erhielt er eine Anstellung bei der französischen Behörde, und stiftete durch seine Vermittelung zwischen diesen und seinen Mitbürgern großen Nutzen. In Anerkennung seiner derartigen Verdienste ernannte ihn der Großherzog von Weimar bald nachher zum Legationsrath und setzte ihm einen Jahrgehalt aus. Er beschäftigte sich nun wieder mit schönwissenschaftlichen Leistungen, ward jedoch 1813 von Neuem in die Unruhen des Krieges gezogen, und erwies sich äußerst hülfreich und thätig, obwohl ihn selbst zu jener Zeit einer der härtesten Schläge traf; er verlor nämlich zu gleicher Zeit vier liebe Kinder, an dem damals herrschenden Fieber. Dieses schwere Unglück gab jedoch seinem neuen Streben eine neue, segensvolle Richtung; er faßte den Gedanken auf, sich der, durch den Krieg verwaisten und verwilderten Kinder im Weimarischen anzunehmen und gründete im Verein mit dem noch lebenden, würdigen Oberconsistorialrath Horn in Weimar, die Gesellschaft der Freunde in der Noth deren vorzüglichster Zweck war, ihre Schützlinge zu tüchtigen, nützlichen Bürgern zu erziehen. Das Gedeihen dieser Anstalt erfüllte ihn mit großer Freude, um so mehr als er derselben nicht geringe persönliche Opfer brachte und es ihm gelang den von den Zöglingen selbst ausgeführten Bau eines Bet- und Schulhauses, so weit gefördert zu sehen, daß dieser bei dem Jubelfeste des Großherzogs Karl August am 3. September 1825 der Vollendung nahe war. Aber seine Gesundheit war durch die vielen Anstrengungen untergraben; eine schmerzliche, auszehrende Krankheit warf ihn im September 1825 auf das Lager und machte seinem Leben am 14. Februar 1826 ein Ende.

Seine Schriften sind:

- Die heiligen Gräber zu Rom und die Gebete. Leipzig, 1796. N. A. 1799. 2 Thle. 12.
- Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Leipzig, 1797—1803. 7 Thle. Tübingen, 1805. 8r Thl.
- Prometheus. Dram. Gedicht. Tübingen, 1803.
- Neueste Sammlung kleiner Satiren, Gedichte und Erzählungen. Berlin, 1804.
- Amphitruon. Lustspiel. Halle, 1804.
- Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee. Tübingen, 1805.
- Elysium und Tartarus. Zeitschrift für 1806. Weimar. 4.
- Römisches Theater der Engländer und Franzosen. Thl. 1. Amsterdam, 1811.
- Ozeaniden. Amsterdam, 1812.
- Sämmtliche satyrische Werke. Leipzig, 1817. 7 Thle.
- Auserlesene Werke, alt und neu (herausgeg. von A. Wagner). Leipzig, 1819. 3 Thle.
- Volksspiegel zu Lehr und Besserung. Leipzig, 1826.
- Falks Leben, Liebe und Leiden in Gott (herausg. v. A. Wagner). Altenburg, 1817.
- Dr. Martin Luther und die Reformation. Leipzig, 1830 (Weimar).
- Kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend. Weimar, 1803.
- Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Leipzig, 1832. 12.

Falk erregte, wie das bereits schon weiter oben bemerkt wurde, bei seinem ersten Auftreten als Schriftsteller große Hoffnungen. Das Feld der eigentlichen Satyre war nie mit rechten Erfolg in Deutschland angebaut worden, und man glaubte daher seinen ersten Leistungen zufolge in ihm mit der Zeit einen ausgezeichneten deutschen Satyriker begrüßen zu können. Wieland hatte ihm durch seine empfehlenden Beurtheilungen die Bahn gebrochen und geebnet; Wieland's Stimme galt damals Großes, und die deutschen Kritiker bestrebten sich um die Wette, den jungen Dichter zu loben und zu ermuntern, dem einmal vorgesteckten Ziele rüstig entgegen zu schreiten. Allerdings besaß Falk in hohem Grade viele, einem Satyriker nothwendige Eigenschaften: eine feine Beobachtungsgabe, richtiges Gefühl für das Schickliche, schnelle Auffassung des Lächerlichen und den Muth dasselbe der Oeffentlichkeit Preis zu geben, Witz und Laune, eine gebildete kräftige Sprache, reiche Belesenheit und tiefe Ehrfurcht vor dem Guten und Wahren, aber er vergriff es darin, daß er von der Satyre Profession machen wollte. Er hatte Anfangs mit dem ganzen Reichthum seiner Ideen das Werk begonnen, dieser wurde bald erschöpft, da der Satyriker sich in zu engen Kreisen bewegen muß; es sollte dennoch immer Neues geschafft werden, und so gerieth F. vom rechten Wege ab, ward trivial und persönlich, wiederholte sich und vergriff sich in der Wahl seiner Stoffe, kurz schritt zurück anstatt vorwärts zu schreiten und das Ansehen in welchem er bei der Nation als Satyriker gestanden hatte, sank eben so schnell, als dasselbe früher schnell gestiegen war. Er wandte sich nun zwar einem anderen und segensreicheren Felde zu; seine practische Wirksamkeit erndtete jedoch auch hier größeren Lohn als seine literärischen Leistungen, denn eine gewisse süßliche Breite und Geschwätzigkeit und eine zu sehr hervorgehobene Neigung zum Pietismus erwarben ihm die Neigung der Mehrzahl seiner Leser nicht, und seine Werke wurden daher bald vergessen. — Unter seinen Schriften möchten die Helden, die heiligen Gräber zu Rom, Einzelnes aus dem „Prometheus" und der eigenthümliche Roman „Johannes von der Ostsee" eine Art von Autobiographie, besonders hervorzuheben seyn. Im Gan-

zen fehlte es ihm an wahrer Tiefe; dies ist auch wohl eigentlich der Grund der ihn hinderte, sich als Satyriker eine bedeutendere Stellung in seinem Vaterlande zu erwerben und zu erhalten. — Als Mensch und Bürger verdient er die ehrenvollste Anerkennung und das gesammte Großherzogthum Weimar ist ihm besonders innigen und bleibenden Dank schuldig, denn er hat viel für dasselbe gethan.

Der Ocean und die Seinen *).

O ihr, deren Rücken die Undankbaren
Schnell auf furchendem Kiel durchfahren,
Ihr Kinder des alten Ocean,
Hebt leise
Die Weise,
Welche den Gram mir besänftiget, an!
Du in verborgener Felsenkrümme
Traurig flüsternde Erdenstimme,
Quelle, du Bergeinsiedlerinn,
Kleine vertrauliche Plauderinn,
Beginn, Beginn
Du den Gesang unablässiger Klage!
Daß des alten Oceanus
Jammer ein Fluß dem andern Fluß,
Eine Quelle der andern sage,
Wenn ihr auf eurer Wanderschaft
Euch entweder im fischreichen Hage,
Wo im Bache das Reh sich begafft,
Und vom singenden Fischergelage
Netzumhangenes Ufer ertönt,
Oder da, wo vom Hammerschlage
Dumpf wiederhallend das Bergwerk dröhnt,
Und nur träufelnder Tuffstein regnet,
Unter Eisenstufen begegnet.

(Stimmen im Wogengeräusch).

All uns, des Ocean
Zahlreiche Söhne,
Flüchtige Töchter,
Wolkenbewohner,
Felsengeschlechter:
So viel nur immer
Dem Vater, dem alten
Geliebten, entrissen
In Strömen, in Flüssen,
Hin und zurück
Wandern und irren,
Und ihn nicht finden:
All uns zusammen
Ziehen und binden
Jammer und Sehnsucht
Des gleichen Geschicks!
Doch, wie uns armen
Quellen, vor allen
Ist unerbittlicher
Keins zugefallen
Der ausgetheilten Loose des Glücks!
Kleine tückische Erdengeister,
— Die oben nennen sie Brunnenmeister —
Die kommen mit Bohrern und Schaufeln zu Hauf,
Und lauern heimlich im Dunkeln uns auf,
Uns abzustechen,
Uns abzugraben —
Und wenn sie uns haschen,
Und wenn sie uns haben:
Dann — leb wohl, Vater Ocean!
Wir sehn dich nicht wieder! Um uns ist's gethan,
Gefangen sind deine armen Kinder,
Und kommen nun nimmer und nimmer los.
Im tiefsten, finstersten Kellergeschoß.
Da betten sie uns im Wassercylinder,
Da müssen wir dann im Gewölbe von Stein,
Zwischen den blechernen Brunnenröhren,
Mit heiserm Geräusch unser Leben verschrein,
Wo wir nichts sehen und nichts hören,
Und nur zuweilen viergebeint
Die garstige Wassereidechs' erscheint.
Hoch über uns ziehn der Mond und die Sterne!
Stille ringsum! Kein Blumenduft!
Kein Bienchen, das summt! Kein Guguk, der ruft!
Nur deine klagende Stimm' aus der Ferne,
Vater, dringt immer und immerdar
Zu uns herab in die dumpfe Cisterne.
So vergeht uns manch trauriges Jahr. —
Auf einmal werden wir ihn gewahr,
Unsern alten Kerkermeister,
Ihn, und seine dienstbaren Geister.
Weh uns! Daß er nur etwa nicht gar
Uns noch größeres Unheil bereite,
Und zum geräuschvollen Markt uns leite!
Auf und ab, und quer und krumm,
Führt er im Bauch der Erd' uns herum.
Plötzlich ein Lichtstrahl aus finsterer Weite!
Und ein Gebrumm!
Ein Gesumm!
Ein verworrnes Getös von Kannen, die klappern,
Von Schwengeln, die knarren, von Mägden, die plappern!
Weh uns! Ein Röhrtrog sind wir nun!
Schon kommen in Haufen
Die Feinde gelaufen!
O großer steinerner Vater Neptun,
Schütz' uns, schütz' uns mit deinem Harpun!
Was nur zu thun?
Wohin uns wenden?
Zurück! Zurück!
Die Eimer, die Krüge,
In ihren Händen,
Verrathen zur Gnüge
Uns unser Geschick!
Haben nun nimmer
Ruh und Frieden;
Müssen immer
Kochen und sieden;
Und früh und spät
Am Schüsselbret
Kochtöpfe,
Suppennäpfe,
Messingpfannen,
Kaffeekannen,
Gläser und Flaschen
Spülen und waschen. —
Aber der allerhärteste Stand
Für uns ist der bey einem Brand,
Wo jeder Lump von Wagenknechte
Mit seiner Spritze der erste seyn möchte.
Gaß' ab, Gaß' auf
Schweppern die alten Sturmgefäße!
Ist das am Brunn ein Gefahr', ein Gelauf
Um so eine alte Feueresse,
Als ginge die Welt in Flammen auf!
Feuer!
Feuer!
Aus jeglichem Haus
Fährt ein kalmankener Schlafrock heraus,
Und wird mit von den Patrollen
Fortgerissen, er mag wollen,
Oder nicht! Hier geht Gewalt für Recht,
Und hinter ihm steht der Feuerknecht.
So fehlt es auch nicht an Dieb'sgesellen,
Die, als wollten sie retten, sich stellen:
Aber fragt eben Niemand: wohin?
Husch mit Bett und Bettgestellen,
Und ganzen Körben voll Messing und Zinn
In ein verborgenes Quergäßchen hin!
Ding Dang! Ding Dang!
Der Thürmer zerreißt den Glockenstrang;
Dazu das Gebrumm der Lärmkanonen,
Zwischen drein das Geplärr der Matronen:
„Herr straf uns nicht in deinem Zorn!"
Und das gellende Nachtwächterhorn,
Und der Qualm, und die platzenden Fensterscheiben:
Nein! das läßt sich nicht so beschreiben.
Genug! wir sind es am End' allein,
Welche die Stadt vom Verderben befrei'n!
Doch meint ihr, es fiele dem Menschen nur ein,
Uns diesen Dienst belohnen zu wollen?
Da irrt ihr! Er sperrt zum Dank in Castrollen
Uns, zwischen dem eisernen Dreyfuß, ein.
Aber wir spotten seiner Fessel!
Wir löschen zischend die Flammen aus,
Und stehlen uns leis' aus dem Kupferkessel
Zum finsterqualmenden Rauchfang hinaus. —

---

*) Aus: Falks „Prometheus."

Und droben erwarten schon mit Frohlocken
Uns unsre Schwestern von Land und Meer:
Hoch fahren wir Flüchtlinge über den Brocken
Und über's Alpengebirge daher,
Bis, früh oder später,
Uns alle der Aether
Erbarmend vereint,
Und, Klein und Groß,
Uns all' in den Schooß
Vater Oceans niederweint.

Die Ströme und Wellen.

Vater Ocean, woll' es den Quellen,
Unsern geliebtesten Schwestern, doch sagen,
Daß sie nicht also in Jammer verzagen,
Sondern lieber, stillend ihr Klagen,
Sich in Ruhe zu uns gesellen!
Denn auch wir, deine Kinder, haben
Viel Leid's unverschuldet
Vom Menschen erduldet.
Da thürmt er Quader,
Zu Pfeilerbrücken,
Auf unsern Rücken;
Zieht Dämm' und Graben!
Baut Marmorschleußen;
Und fischt, mit Reusen
Und Angelruthen,
Die Silbergeschwader
Aus unsern Fluthen.
Gar Mühlenräder
Müssen wir treiben,
Und ihm entweder
Das Korn zerreiben,
Womit die Polacken
Kommeggen und Schmacken
Im Frühling bepacken:
Oder in Säcken,
Und auf Schebecken,
Ihm Kaffee und Kocco,
Von Fez und Marocco,
Bis zu den Batschkiren,
Landeinwärts verführen;
Wozu wir nichts sagten,
Wenn nur nicht so oft uns
Die Zollämter plagten,
Und ganz unverhofft uns
Den Durchgang versagten.
Da ziehen sie mächtige Schlagbäume vor,
Und stellen, in einen blauen Rock'lor
Tief eingewickelt, denn irgend so eine
Galgenphysiognomie davor,
Um am Ufer auf und ab zu spatzieren,
Und was an Waaren passirt, zu plombiren.
Kein Koffer, in den er die Nase nicht steckt;
Keine Kiste, worauf er sein Siegel nicht kleckt!
Und jeglichem übermüthigen Tadler,
Den etwa strafbarer Fürwitz neckt,
Daß er zu vorlaut hier wird, dem reckt
Ein großer, furchtbarer Doppeladler,
Mit einem „Von Gottes Gnaden, Wir Paul
Der Erste" — „Wir Friedrich Wilhelm der Zweyte"
Et caetera, an der Thorwegseite,
Die Krallen entgegen, und stopft ihm das Maul.
Doch nach geendeter Schiffahrt Tagen,
Und hat nur der Winter die Quellen mit Eis
Erst bepanzert, und gläserne Brücken geschlagen,
Daß in der Wogen flüchtigem Gleis,
Wo sonst nur ruhige Kiele gleiten,
Nun Frachtfuhren schellen und Jagdschlitten läuten;
Wann spiegelnd die Rhede den Seefahrer hält
Fern von der Heimath trautem Gebiete,
Und krachender Frost die Fenster zerschellt
An der rothbemahlten Schiffercajüte:
Dann nahen sich uns, zu Rächern bestellt,
Die Thauwinde. — Muthige Feuerwerker
Zersprengen unsern krystallnen Kerker
Mit Bomben: — ha, wie er nun donnert und bellt
Der entfesselte Strom! Hoch angeschwellt
Hebt er aus seinen Pfählen das Blockwerk;
Hier trägt er Hütten mit Ufer und Strauch,
Mit blöckendem Vieh, und steigendem Rauch,
Und schreyenden Menschen im obersten Stockwerk,
In brüllender, wüster Verwirrung: und dort
Den Fährmann, zusammt seiner Fähre fort. —
Gebirge versinken in schlagenden Wellen;
Weit umher
Ein trümmerbedecktes, unendliches Meer;
Im Wipfel des Ahorns wohnen Forellen;
Mit röthelnden Augen durchblickt der Stör
Die Zweige zerstreuter Ulmen und Erlen:
Wo Hänflinge hüpften, gleiten nun Schmerlen;
Das flüchtige Reh, das dem Jagdspieß entrann,
Erklettert zackige Tannenäste,
Und gafft von oben die neuen Gäste
Des Waldes voller Verwunderung an;
Die Seemew' und der verschwindende Taucher
Durchstreichen die Lucken gesunkener Speicher;
Das Wasserhuhn nistelt am Scheunenthor,
Und Tauben beherbergt des Teichschilfs Rohr. —
Und dennoch darf noch die Rache nicht rasten:
Schon reißen die Anker der Rhede vom Stoß
Zusammengebirgter Schollen sich los.
Und ganze Wälder gebrochener Masten
Treiben dem offenen Meere zu.

Der Ocean.

Tag der Wiedervergeltung du,
Willkommen, willkommen vom Mittag ihr Stürme!
Ihr führt mit rothem Gesicht ihn herbey,
Den Rächer! Was will dieß so emsig um Spreu
Durch einander kribbelnde Erdgewürme,
Das jezt in den Abgrund sich wühlt, und jezt,
Um einiger Silberstangen willen,
Zwischen meinen Charybden und Scyllen
Und sich ein schöpfendes Bret nur sezt;
Das bald, in versinkenden Tauchergloсken,
Nach Perlen meine Tiefen durchfischt;
Bald, mit der Begeisterung wildem Frohlocken,
Die Todesloose des Seegefecht's mischt,
Bis, ob der Leichen Anblick erschrocken,
Ihr Ufer, das sie so lange benäßt,
Die flüchtige, klagende Welle verläßt.

Die Wellen.

Also flohen wir traurig Mycale.
Und das meerumgürtete schöne Milet!
Kaum daß noch Rohrkolb' und Muschelschale
Ihre Stätte dem Wand'rer verräth!
Wo bey geräuschvoller Waffen Signale
Manch persisches Ruderschiff unterging:
Da hüpft nun, im scheidenden Abendstrahle,
Auf blühender Distel manch lockender Fink.

Der Ocean

Willkommen, willkommen zum zweyten Male,
Die ihr vernahmt meiner Rache Schwur,
Eilbothen der alten Mutter Natur,
Die ihr die Luft, ohne Compaß und Charte,
Mit schreyender Zugvögel Eil, durchreist,
Und die Straße verirrten Kranichen weis't,
Ihr Kinder des Aeolus, die ich erwarte,
Willkommen! — Ein unsichtbarer Geist,
Der sausend das Tauwerk, wie Fäden zerreißt,
Die Anker, wie Glas, an Klippen zerschmeißt,
Fährt daher,
Ueber Land und Meer. —
Herbey, herbey nun zum Todtenmahl,
Kommt allzumahl,
Grauschuppigt', amphybische Ungeheuer
Des fischreichen Abgrund's, mit Floßfedern ihr,
Und ihr mit Springbrunnen, oben zur Zier
Des Hauptes eröffnet: so viel nur euer,
Dem Harpunier
In Grönland entronnen,
An Küsten sich sonnen,
Oder im kühlenden Meergras schlummern,
Ihr Robben, ihr Krokodill' und ihr Hummern,
Du Schwertfisch, und du gefräßiger Hay,
Herbey, herbey! — —
Sie haben's vernommen;
Sie kommen
Geschwommen;
Sie jappen;
Sie schnappen
Nach ihnen; zerlegen

Mit Schwertern, mit Sägen
Die Hände, die Leiber,
Die Aerme der Räuber. —
Und nach geendigtem Todtenschmaus:
Da pflastr' ich, mit ihren von Sonnenscheine
Und Winde gebleichten Schädeln, mit meine
Geräumigen Vorrathskammern aus.

Cerberus und seine drei Köpfe *).

Cerberus. Erster Kopf, Dogmatismus.

Ich bin der Dogmatismus genannt,
Gar gräulich befeindet vom alten Kant;
Es möchte kein Hund so länger leben:
Drum bin ich dem Scepticismus ergeben,
Ob mir vielleicht, durch seinen Mund,
Kein neu Geheimniß würde kund;
Allein es geht mir nur toller von Hume,
Und immer toller im Kopf herum;
Denn wer die Ding' an sich nicht erkennt:
Der Kopf ob jedem Vorfall brennt:
Da sitzt wohl Einer und speist jetzunder,
Und meint, er verzehre Fleisch und Gemüs'
Vom selbst bezahlten Silberservize;
Doch schluckt er nur eigne Ideen herunter:
Ihm ist, wenn Gockelhähne singen,
Als hört' er eine Glock' erklingen;
Und wenn er ein Stück Zwiebel aß,
Als läs' er in Klopstocks Messias was;
Der Oberon schmeckt ihm wie Koriander:
So geh'n die Ding' ihm untereinander;
Es sind ihm alle fünf Sinne verdächtig:
Ob weiß die Kerz' ihm brennt? ob nächtig?
Ob schwarz das Eisen? ob grün der Klee!
Ob flüssig das Wasser? ob weiß der Schnee?
Er könnt' und könnt' es nicht ergründen,
Und wollt' er tausend Kerzen anzünden.
Und wie auch sollt' es anders seyn,
Da kein Stück Glocke, kein Stück Schein
Von außen kömmt in ihn hinein!
Da alles Idee nur ist im Kopf,
Rein abgezogen vom Kirchthurmknopf,
Rein abgezogen an sich vom Dinge,
Was draußen erschein' auch, oder erklinge.
O goldne Popularphilosophie,
Dein's Gleichen sah ich auf Erden nie!
O edler Consensus Gentium,
Wo bist du hingewandert, durch Hume?
War kein Stück Fleisch doch, kein Stück Brot,
Woraus man sonst nicht schmeckte Gott;
Kein Trank, woraus man früh und spät
Erweisen des Höchsten Ehr' nicht thät:
Gelärmt, getobt, gezankt und geraset:
Was hilft's? Excessit, erumpit, evasit,
Was lehrten Katheder, mit großem Fleiß,
Der physicotheolog'sche Beweis!
Wenn A nicht wär', und wenn B nicht wär':
Wär C und wär' K auch nimmermehr:
Dergleichen Beweis' und gelehrte Brocken
Sind gut nun, den Hund vom Ofen zu locken!
O gebt an den Erkenntnißplatz
Mir einen tücht'gen Erfahrungssatz:
Mit Gold bezahlt' ich euch so ein Dictum,
Wie zum Beispiel: „Cacatum non est pictum;"
Wodurch man „quod duo eadem
Non dantur" im Kopf hat, ohne System. —
Weiß jedes Weib, das wäscht am Faß,
Doch, „wasch mir den Pelz, und mach ihn nicht naß!"
Sie kennt's, und schiert sich wenig drum,
's Principium Indiscernibilium.
„Wo kein Geld, keine Musikanten,"
Das wissen, wie Strumpfwirker, so Fabrikanten,
Und tragen in ihrem Kopf so gratis
's ganze Principium causalitatis.
Mir — setzt sich eine Flieg' auf die Nas',
Und frag' ich wißbegierig: was
Von ihrem Setzen die Ursach sey?
Erwiedern sogleich sie, mit großem Geschrey
So wie der Kopf die Nas' gesetzt:
So setz' die Nas' die Fliege jetzt;
Sey jedes ein Individuum;
So setz' der Bär der Biene Gesumm;
Der Wolf das Lamm; der Jäger die Sau;
Das Weib das Kind und der Mann die Frau:
So läugnen sie mir den Sensus communis:
Da schlage drein doch der Dey zu Tunis!
Oft kömmt's, zu Tripeln und zu Quadrupeln,
Mir aufgestiegen im Kopf von Scrupeln:
Da ist mir die Henn' ein Gerstenkorn;
Weiß weder, was hinten ist, noch, was vorn;
Kann weder von Kopf, noch Schwanz, noch beiden
Duplikat-Köpfen mich hier unterscheiden! —
Zuweilen wohl dringt es mir Behagen,
Mich zum Eklekticismus zu schlagen:
Ich nehm' zwey Köpf' — drey Ohren an —
Eine Schnauze — was man glauben kann:
So was nur gehen mag, und bestehen,
Und was auch Weltleut' eingesehen;
Z. B. Marcus Cicero:
Allein da nennen sie mich einen Badaud;
Das wurmt mir denn gewaltig im Kopf:
Ich krieg' mich selber ergrimmt bey'm Schopf:
Was, du 'n Badaud? du 'n Maulaff' nur?
So ein Pipi, pour faire l'amour?
So 'ne „Petite Menotte, sautez encor!"
Zur Meß' und vor'm Jahrmarktsthor?
So wollt' ich, es schlüge mir Einer jetzunder
Die andern beiden Köpf' herunter.
Glatt weg vom Rumpf: so kriegt ich mit dem
Doch Einheit in meinem Denksystem!
Denn mit drey Köpfen ich sagen kann,
Wie schwer Ein'm kömmt das Denken an.
(heult)

2. Kopf, Spinozismus.

Was heulst du, Memme, Ahi! Ahi!
Nun trifft dich, was du verwirkt am Genie!
In deiner höllischen Camera
Obscura da unten, wo niemand dich sah;
In Plutos altem Hundehaus',
Wo Flöh' du brütest zu Tausenden aus:
Da war'st doch niemals zu bellen müssig;
War keiner von uns, wie du, so bissig;
Verführtest ein so verwünscht Gebell,
Daß es herauf vom Cocytus hell
Erscholl, bis zum Ufer der Spree und der Oder
Willt'n Rachen halten, Canaill'? oder
Ich schlag' dir die Zähn' ein — kusch!

3. Kopf, Idealismus.

(der den 2ten vertraulich auf die Seite nimmt)
Jacob!

2. Kopf, Spinozismus

Was beliebt?

3. Kopf, Idealismus.

Mach's auch nicht allzugrob!
Denn ist's der Philosophen auch Keiner:
Ist's stets ein Hund doch, wie Unsereiner.
(laut)
Ich, Dogmatismus, an deinem Platz,
Erwählte mir einen Glaubenssatz:
Mit einem tücht'gen Postulat
Ein Fundament das Wissen hat.

1. Kopf, Dogmatismus.

Da liegt ja eben der Has' im Pfeffer:
Hol' euch der Henker, ihr Aeffer und Kläffer!
Vermaledeyt, ihr kritischen Hunde!
Legt da mir Postulate zum Grunde!
Schneid' einer aus solchem Rohr mir Pfeifen!
Ich will ja nicht glauben: ich will begreifen.
Z. B. sag' mir einer ein Mal:
Ist Eins eine Zahl, und Drei eine Zahl:
Wie meine drey Köpf' hier Eins seyn können?
Das will ich nicht glauben; das will ich erkennen.

2. Kopf, Spinozismus.

Wie ist es möglich, armer Tropf,
So wenig wurmt dir schon im Kopf?
Daß Eins zugleich auch Drei sein kann,
Das Bischen Glauben ficht dich an?

---

*) Aus Falk's „Prometheus."

Im Gegentheil, was mich verwundert,
Ist, daß es nicht Tausend ist, und nicht Hundert!
Du bist, vom Kopfe bis zur Pfot',
Bey Licht besehn, ja nichts als Gott:
So wirkst des mächt'gen Donners Knall
Im Baß, Discant und im Conzertsaal,
Gleich wie in deines Leib's Canal;
Ein Theil derselben Weltsubstanz
Webt Mücken- und Planetentanz;
Doch du, Modification,
Erkennst gar wenig nur davon:
Bist zum Krystall jetzt angeschossen;
Mußt jetzt, als Stier, mit Hörnern stoßen;
Und bellst ein ander Mal, am Kahn
Von Charon, unten die Seelen an:
So wirkst, dir selber unbewußt,
In Freud' und Leid du — was du mußt:
Was heut' an's schwarze Bret schlägt Thesen:
Frißt morgen Menschen im Irokesen;
Was singt Bardalen im Klopstock kühn:
Schreibt morgen: „Er und über Ihn."
Du meinst, das, was du thust, bist du?
Narr, du stehst hinten nur, und siehst zu:
Ein andrer schrieb die Messiade,
Und commentirt im Professor Schade:
Was hinter'm Stuhl das Zusehn hat,
Ist, was ihr Klopstock nennt und Schad'.

3. Kopf, Idealismus.

Du wirst so hohe Siebensachen
Noch lang' ihm nicht begreiflich machen:
Specifisches Gewicht und Last
Ist, was ein Kopf, wie der, nur faßt;
Es muß ihm alles seyn gar klar,
Verwandelt in klingende Münze gar;
Deß will ich nächstens ihn überführen,
Ihn aus sich selbst ihm construiren,
Damit er aus seinem Ich ermißt,
Was für ein armer Tropf er ist.

2. Kopf, Spinozismus.

Thu' das! Verdienst 'n Gotteslohn!
Nun weiter in unserer Conclusion!

1. Kopf, Dogmatismus.

Mit euerm verwünschten Raisonnement!
Sagt mir nur, währt das Ding noch lang'?

3. Kopf, Idealismus.

Und immer gründlich, und immer schön,
Und niemals wird's zu Ende gehn!

1. Kopf, Dogmatismus.

O weh mir, wie meine drey Köpf' mir schwindeln,
Wie's drinn mir 'rumgeht, wie hundert Spindeln!

2. Kopf, Spinozismus.

Da ist kein Rath, als mußt dich ganz
Vergessen in ew'ger Weltsubstanz;
Dein armes Ich, wie die Person,
In Gott — die Modification.

3. Kopf, Idealismus.

Halt ein! Was räthst du ihm vermessen,
Sein Ich im Nicht-Ich zu vergessen?
Nein! halten muß er jenes fest;
Dann aus sich selbst erschaffen den Rest:
Denn so hab' ich es angefangen,
Um zum Bewußtseyn zu gelangen.

2. Kopf, Spinozismus.

Hast so der Dinge Lauf verkehrt?

3. Kopf, Idealismus.

Nicht im geringsten, Brüder, hört!
Sechs Tausend Jahre sind's, daß ich, mit Mensch und Affen,
Mit Thier und Pflanzen, diese Welt erschaffen.
Wenn ich die Wahrheit rein gestehen soll,
Besinn' ich deß mich zwar nicht allzuwohl;
Doch hat es damit seine Richtigkeit,
Und der Beweis ist eben, daß ihr seyd: —
Wer sonst, als Ich auch, hätt' euch setzen können?
Ich nur ist Ich, und schaffen heißt erkennen! —
So hab' ich unten, in der alten Nacht,
Aeonen nun bereits gedacht — gedacht!
Was hab' ich nicht gemacht? was werd' ich nicht noch machen? —
Der Höllenfluß — Mercur — die Todten — Charons Nachen —
Auch die zwey Köpfe da auf euerm Rumpf
Sind gleichfalls meines Denksystems Triumph;
Denn dieß nur ist die Mutter aller Dinge:
Ich war's, der dem Saturn einst seine Ringe,
Der zu dem Monde seine Strahlen wog;
Und was am Acheron vorüberzog,
Der Schatten Ciceros — und Alexander,
Und Scipio: ich schuf sie alle mit einander;
Nur sann ich mir ein schlechtes Schicksal aus:
Denn ich erwählte mir des Pluto Hundehaus.

2. Kopf, Spinozismus.

Das war nicht wohlgethan, wie ich bemerke,
Vom Herrn und Meister der sechs Tagewerke;
Der's „werde Licht!" am ersten Tage sprach:
Kriecht ein am sechsten unter's Hundedach!
Pfui! Cerberus, das war brutal gehandelt;

3. Kopf, Idealismus.

Was hilft's? Die Laun' ist mir nun ein Mal angewandelt:
So ist's, mein Freund, das Nicht-Ich ist bedingt:
Im Ich nur rein die Schöpfungskraft erklingt.

2. Kopf, Spinozismus.

Dir scheint, wie Schaffen, Denken eins zu seyn,
Und doch ist jen's nur Wahrheit; dieses Schein:
Ein Spiel mit Formen, die kein Seyn erreichten.
Sonst nichts ist des Gedankens Wetterleuchten.

3. Kopf, Idealismus.

Du irrst. Es deckt, ein Blitz, der Schöpfung Abgrund auf:
Materie ist nichts, als Schutt und Hauf',
Umnebelnd Licht und ew'ge Himmelsgluth:
Gesättigt kehrt nur, wer in Gott geruht.

2. Kopf, Spinozismus.

So wagst du's, die Natur mir abzuläugnen?

3. Kopf, Idealismus.

Und du, mein eignes Ich dir anzueignen?

2. Kopf, Spinozismus.

Nein, im Bewußtseyn, ewig ungetrennt,
Ist, wie des Ichs, des Nicht-Ichs Element.

3. Kopf, Idealismus.
(trotzig)

Ich trenn's!

2. Kopf, Spinozismus.

Wie wirst du dieß bewirken können?

3. Kopf, Idealismus.

Ich setz' es.

2. Kopf, Spinozismus.

Gut! das heißt: du willst es trennen:
Dieselbe Freyheit wirst du mir vergönnen!
So setz' ich auch, und setze die — Natur.

3. Kopf, Idealismus.

Der Mißverstand liegt hier in Worten nur:
Zum Beispiel, siehst du jenen Floh?

1. Kopf, Dogmatismus.
(hitzig)

Ein Floh? wo ist die Bestie? Sagt mir! Wo!
Nur gleich gegriffen, gleich gefaßt!
Denn ich crepir' vor Flöhen fast.

2. Kopf, Spinozismus.

So geschwinde kömmst du nicht davon:
Hör aus erst die Demonstration!

Der Flohstich verursacht dir ein Jücken,
Und ein Gelusten dem Nagel zum Knicken:
Nun ist die Frag' hier die: gebt Acht!
Ob der Nagel den Floh, oder der Floh den Nagel macht?

3. Kopf, Idealismus.

Ich sag', es macht den Nagel der Floh.

2. Kopf, Spinozismus.

Ich aber läugne, daß diesem so;
Denn da der Nagel den Floh zerknickt:
So wär' ihm sein Machwerk schlecht geglückt.

3. Kopf, Idealismus.

Das thut im Grunde hier nichts zur Sache;
Gesetzt, daß der Floh den Nagel auch mache:
Ist immer doch es nur ein Gott,
Im Floh, so wie in der Hundepfot':
Bey dir erschlägt den Vater der Sohn:
Bey mir den Sohn der Vater im Floh'n.

2. Kopf, Spinozismus.

Hast Recht! 's ist eitel Modification,
Von Floh'n zu Gott, und von Gott zu'n Floh'n.

1. Kopf, Dogmatismus.

Ich will des Henkers seyn, wenn ich's verständ':
Macht's mit dem Raisonniren ein End',
Und gebt mir den Floh, sonst schrey' ich Zeter:
Der Fleck vom Flohstich wird stets röther,
Indeß ihr demonstrirt ihn zum Gott:
Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt, schlagt ihn todt!

3. Kopf, Idealismus.

Seh eins den ungeschlachten Gesellen,
Wie ungeberdig er sich mag stellen!
O du brutalster Cerberus!
Da hat er ihn richtig erwischt bey'm Fuß,
Und jetzo ist es ihm damit geglückt,
Daß er mit dem Nagel zu todt ihn geknickt.

1. Kopf, Dogmatismus.

Nun grübelt nur fort! Er hat den Rest,
Und das ist bey der Sache das Best'.

3. Kopf, Idealismus.

Wie schwer die Schöpfung war einst zu vollbringen,
Wie mit Materie sie zwang den Geist zu ringen:
Das stellt sich dir nun, hell und klar,
An diesem neuen Beyspiel dar,
Geliebtester, zweykopfiger Gefährte;
Von Jenem thu' ich nicht, ob er zu uns gehörte,
Und wird er weiter nicht von uns gesetzt:
So hört sein Daseyn auf wohl gar zuletzt.

2. Kopf, Spinozismus.

So wohl gegrübelt, wohlgespeculirt,
Hat uns der Zweifel eines Weg's geführt.

3. Kopf, Idealismus.

So wohlgethan, so oft und viel bedacht,
Hab' ich die Welt, wie dich die Welt gemacht;
Wie du verkörpert Geist zum Material:
Hat Stoff verklärt zu Geist mein Ideal;
Wie du Product dir bist, mit Mond und Sonnen:
Sind aus Ideen sie bei mir geronnen;
Dir, Freund, ist jede Schildkröt' Gott,
Ein Stück Materie, wie die zehn Gebot',
Und die Gedanken weiß tingirt und roth:
Eins ist dir Schiffspatron und Takelage;
Koch, Suppenlöffel, Gastwirth und Potage;
Idee, was Tischtuch und was Teller mir vertritt!
Idee, worauf, statt Pferd, der Reiter ritt;
Idee, statt Haber, frißt's im Stall mir profitabel;
Idee, woraus erbaut einst ward der Thurm zu Babel;
Idee, was führt Aegyptens Volk heraus;
Idee, die Zaubrer Pharos und — die Laus;
Idee, was Nicht-Ich setzt und Weltsubstanz:
Wie du ein Theil von Gott, bin ich es ganz:
So laß' ich kühn den Sturm der Schöpfung toben,
Und schwebe mit lebend'gen Winden droben;
Und wenn das Lebensschifflein müed' zerfällt,
Bau' ich aus Geist mir eine neue Welt.

2. Kopf, Spinozismus.

Ich denke, wir sind ziemlich einig.

3. Kopf, Idealismus.

So gehen wir zusammen, mein' ich.

2. Kopf, Spinozismus.

Hier ist ein Scheideweg am Sphinx.

1. Kopf, Dogmatismus.

Ich gehe rechts.

3. Kopf, Idealismus.
Und ich geh' links.

1. Kopf, Dogmatismus.

So werden wir uns wohl müssen trennen!
Eu'r Diener! Will alles Gut's euch gönnen:
Lebt wohl, ihr Herren!

2. Kopf, Spinozismus.
(kalt)
Servitör!

1. Kopf, Dogmatismus.
(wehmüthig)
Wir sehn uns schwerlich auf Erden mehr.

2. Kopf, Spinozismus.

Ey nun, wer weiß auch; wie's noch kömmt!

1. Kopf, Dogmatismus.

Weiß nicht, was mir das Herz so beklemmt:
Geh', lieber Spinozismus, mit mir,

2. Kopf, Spinozismus.

Mag gar nicht weiter verkehren mit dir:
Hast deinen Vater im Floh'n erschlagen:
Dein Umgang bringt mir wenig Behagen.

1. Kopf, Dogmatismus.

So komm du mit, lieber Idealism!

3. Kopf, Idealismus.

Nein, allererbärmlichster Dogmatism!
Mit diesem in Zukunft zusammen hier treibt
Mich Einheit im Denksystem!

1. Kopf, Dogmatismus.

Was bleibt
Mir mit meinem Kopf denn übrig, ihr Denker?

3. Kopf, Idealismus.

Der Zweifel!

1. Kopf, Dogmatismus.
So geht denn, und hol' euch der Henker!
(will fort, kann aber nicht)
Was hältst du, spinozistisches Thier,
Mir meine Vorderfüße hier?
Und du, muß dich der Henker plagen,
Mir rein den Vortritt zu versagen?
Du, Idealismus, geh' doch gerad!
Und du, Spinozismus, halt dich sedat!
Was zerrt ihr, als ob ein Krebs ich wär',
Mich lang und breit und kreuz und quer?

3. Kopf, Idealismus.

Wir gehen Beid', um Glauben zu finden:
Willst du nicht mit, so bleib dahinten!

1. Kopf, Dogmatismus.

Hört, sag' ich, auf mit solchen Practiken!

Aphorismen*).

I.

Wie zur Zeit der Königin Elisabeth liegt eine große Erschütterung hinter uns, die alle Geister bedeutend aufregt. Was dem Engländer die Reformation war, ist dem Deutschen die französische Staatsumwälzung. Nahliegende Völker theilen fast jedesmal das Heilbringende einer solchen Crisis, mehr noch, als die Nation, welche sie eigentlich unmittelbar trifft. Das Erdbeben, das an Ort und Stelle Städt' und Länder verschüttet, löst sich, funfzig Meilen von dort, in einen befruchtenden Regen auf. —

II.

Eine finstre, scholastische Philosophie gibt sich alle nur ersinnliche Mühe dem Licht der Vernunft einen Deckel aufzusetzen; diese Klage hört man jetzt von allen Seiten, und Niemand freut sich darüber, daß nun endlich der Augenblick gekommen ist, wo die alte Schwiegermutter Weisheit, wie sie Göthe nennt, dem jungen muthwilligen Kinde ihre finstre, durch Jahrtausende behauptete Herrschaft abtritt.

III.

Nur dem ruhig besonnenen Verstande blieb es vorbehalten, von Jahrhundert zu Jahrhundert eine furchtbare Herrschaft über das Menschengeschlecht auszuüben. Und was ist das Zeitalter der Schönheit? Gewiß weder das der Phantasmen, noch das des Imaginatismus. Vielleicht ist die Phantasie selbst nichts anders als divinirender Verstand: denn ob sie gleich nicht mißt, wägt und zählt, so erahndet sie doch alles in den richtigsten und gemessensten Verhältnissen. Hieraus läßt sich begreifen, wie oft selbst in der Kunst bloße Verstandsproducte dazu dienen, eigentliche Genieproducte, deren Gehalt freylich nicht bloß in Linien auseinandergesetzt werden kann, auf das trefflichste vorzubereiten.

IV.

Die Menge classischer Uebersetzungen, aus alten Sprachen sowohl wie aus neuen, nimmt, wie zu Shakespears Zeiten, immermehr überhand, und bereitet dem Geschmack der Deutschen eine neue Morgenröthe vor. Damit aber diese in ihren Wirkungen uns noch erfreulicher beleuchte, als wie zu Meister Williams Zeiten, und nicht etwa dem neunzehnten Jahrhundert, statt des erhofften Goldes, der Rost des sechzehnten zurückkehre, müssen wir, zwar mit würdiger Benutzung alles vorhergehenden, aber dennoch mit standhafter Verläugnung aller Ueberreste eines trübseligen Gothenthums, das sich immer wieder und wieder in unserer schon verbildeten Natur meldet, uns fest an die ewigen Urbilder der Griechen und an die Natur halten, und jedes Hinderniß muthig aus dem Wege räumen, das uns zu ihnen den Zugang verschließt. Diese Mauer von Antithesen, Wortspielen und Concessis, die sich uns in den Werkstätten einiger neuen talentvollen Künstler wieder aufzubauen droht, müssen wir unerschrocken niederreißen, und da Gott die Sprache der Arbeiter so schon verwirrt hat, uns nur angelegen seyn lassen, daß die unsre immer deutlicher wird.

V.

Wär es nicht ein beklagenswerthes Ereigniß, wenn eben jetzt, da die Poesie im Begriff steht, ihre sinnlich schöne, wahrhaft classische Herrschaft über die Herzen wieder anzutreten, es einer Handvoll Phantasten und Imaginanten gelingen sollte, sie uns wieder in die luftleeren Regionen des Abstrakten und Wesenlosen hinüber zu spielen?

VI.

Es wurde irgendwo, bey Gelegenheit des Bardale von Klopstock bemerkt, daß schwerlich wohl ein Künstler, wie Göthe, sich eine so arge Verzeichnung, wie die ist, welche die Einmischung einer rauhen, nordischen Mythologie in dem naiven Charakter des Ganzen hervorbringt, erlaubt haben würde. Und in der That fällt es nicht nur auf, daß die liebliche Sängerin so genau von Monat und Datum weiß: sondern noch mehr, wie sie zu Walhall und Iduns goldner Schaale kömmt. Offenbar spricht hier der Dichter, der den Charakter eines Dinges, seiner eigenen Individualität zu Liebe, zerstört, und demselben eine ihm weniger angemessene aufdringt.

VII.

Ein andrer geschmackvoller Kunstrichter meinte, der Dichter brauche eben nicht eine genaue Kenntniß der Individualitäten: diese werde ihm durch eine Art von Intuition zu Theil. — Um Verzeihung! Selbst dem glücklichsten Genie erläßt die Natur nicht den Fleiß der Beobachtung. So reich sein Inneres ausgestattet seyn mag — um Fischer, Seeleute, Bauern aus ihrer Individualität heraus sprechen zu lassen, müßte er sie nicht bloß in seiner Brust, sondern in der Wirklichkeit behorchen und ihnen jene naiven Wendungen ablauschen, die uns in der verschönten Darstellung entzücken. Versteht sich, daß das Genie alle diese Züge bloß plastisch und wie in eine organische Werkstätte aufnimmt; denn eine mühsame Mosaik ist noch lange keine poetische Schöpfung.

VIII.

Homer und Klopstock sind beyde idealisch: aber die Idealität des letzten gränzt an das Abstracte, dagegen der Idealität des ersten, auch in ihrem kühnsten Fluge, stets ein sinnlich schönes Leben zur Grundbasis dient.

IX.

Jeder Zustand, wo uns unsre Vorstellungen beynahe zu Dingen werden, ist dichterisch. Daher haben auch die unpoetischsten Menschen oft Träume, die echte Poesie sind; denn das Land der Träume liegt dicht an dem Lande der Poesie und der Kindheit. Wer mich wachend in diesen Zustand versetzt, der hat ein dichterisches Talent. Wenn im Homer zwischen dem Einherschreiten eines Hexameters und einer Armee beynahe kein Unterschied ist; wenn die Beschreibung des Felsen von Dover im Shakespear, alle Gegenstände um mich herum in Schwanken und mir einen wirklichen Schwindel vor die Stirn bringt: so höre ich nicht mehr Verse, Worte, Ausdrücke, Beschreibungen oder Sylben die man mir zuzählt — meine Vorstellungen selbst sind mir zu Dingen geworden.

X.

Man könnte ohne Bedenken dem Dichter, der überall das höchst Charakteristische, das heißt das Eigenthümlichste, die Ur-Idee, das Urbild, den Vortyp der Natur, dem sich alles andre gleichsam anbildet, aufzusuchen verstände, der das Gemeine von dem Wesentlichsten, mitten unter den gewöhnlichsten Umgebungen ausschiede, den ersten und obersten Platz einräumen: nur dürfte er ja nicht glauben, sich dadurch mit dem Ideale abzufinden, wenn er etwa hier und da, wie eine gewisse Nation es sich nicht selten zu Schulden kommen läßt, die abstractesten Eigenschaften der Dinge aufgriffe, und ihnen einen nothdürftigen Stand in Worten verliehe. Mit dem Haupt in Wolken oder im Nimbus zu gehen, während man mit den Füßen vergebens eine Grundbasis in der Wirklichkeit sucht, und so weder dem Himmel noch der Erde anzugehören, ist ein Anblick, den man in der Kunst oft genug hat, der aber gewiß weder Götter noch Menschen erfreut. Das echte Ideal tritt fest dem Boden auf, und berührt zugleich mit seinem Scheitel die Sterne. Beym Homer ist alles lebendig, nichts abstract. Jedes Beywort ist charakteristisch und bezeichnet das Eigenthümlichste, wie z. B.: „das schwer wandelnde Hornvieh; die Erd' aufwühlenden Schweine" u. s. w. Doch von dieser Eigenschaft ist schon anderswo gesprochen.

XI.

Im Ganzen gebührt der dramatischen Dichtungsart, wegen der großen Intuivität, mit der uns durch sie unsre Vorstellungen nicht nur von innen zu Dingen werden, sondern mit der sie auch diese Erscheinungen, dem äussern Auge bemerkbar verkörpert, der Vortritt noch vor der Epopee, wiewohl bey den Griechen die Kunst der Rhapsoden ihr diesen Vorzug streitig machen konnte. — Es giebt Schriftsteller, die, ohne Dichter zu seyn, das Talent einer lebendigen, echt poetischen Darstellung sich im höchsten Grade anzueignen wußten. Hierhin gehören besonders Tacitus und Thucydides.

XII.

Das Talent historischer und poetischer Sittenmahlerey greift so innig in einander, daß hieraus allein die Leichtigkeit erklärbar wird, mit der Racine aus einigen Gemälden des Tacitus seinen Britannicus zusammensetzte.

*) Aus: Kleine Abhandlungen, die Poesie und die Kunst betreffend, von J. D. Falk. Weimar, 1803.

XIII.

Neben dem hohen Talent einer großen idealischen Charakterzeichnung, kenne ich nichts, was ihm an die Seite gesetzt zu werden verdiente, als das Talent einer getreuen, aber dennoch verschönten Naturzeichnung. Auf diese Art, glaub ich, läßt sich der zwischen Lessing, Hurt und Diderot lebhaft geführte Streit „ob die Tragödie Individuen und die Comödie nur Arten habe!“ zur völligen Befriedigung auflösen. Nehmlich so. Jedes Individuum das die Tragödie aufstellt, muß, durch die Kunst des Dichters, zur Art: und jede Art, die die Comödie aufstellt, durch die Kunst des Dichters, zum Individuum werden. Wo die Tragödie diesen Uebergang verfehlt, und den allgemeinen Charakter so zu sagen, im Individuo begräbt, wird sie statt Poesie, Geschichte, und gibt uns statt einen poetischen Alexander, Julius Cäsar, Wallenstein nur einen historischen. Aeußerst fein hat schon Aristoteles diese Grenzlinie gezogen, wo er bemerkt, daß die Poesie die Menschen καθολον (idealisch), die Geschichte aber sie καθ'εκαστον (streng individuell) schildre; daher denn auch der ersten vor der letzten, als einer lehrreichen, philosophischern Kunst der Vorzug gebühre. φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ιστοριας εστιν. Lehrreicher ist sie, weil sie den Menschen über den engen Kreis einer historischen Wirklichkeit hinaus hebt; philosophischer, weil sie nicht nur, wie jene, einen richtigen Beobachtungsgeist, sondern auch eine tiefgehende, geschärfte Abstraction voraussetzt. — — Eben so das Lustspiel! Wer hier umgekehrt die Art durch's Individuum nicht zu mildern weiß, sondern nur den Begriff einer allgemeinen Thorheit, einer allgemeinen Leidenschaft darstellt, scheitert an der Klippe des Abstracten. So Plautus und Molière in ihrer grillenhaften Schilderung des Geizigen, die durch geflissentliche Vernachlässigung der Mitteltinten, wie Hurt sehr richtig bemerkt, überall an's Harte, an's Uebertriebne grenzt. Die Natur gibt nichts rein, nichts unvermischt, und ein so ganz in seine Leidenschaft verwachsener Geizhals ist ein Kathederbegriff, aber nun und nimmermehr ein Mensch. Daher bin ich so wenig geneigt, mit Diderot, den Terenz, oder vielmehr den Menander, wegen der seinem Heavtontimorumenos so eigenthümlich zukommenden Falte zu tadeln, daß ich es vielmehr für die größte Aufgabe der komischen Darstellung halte, einen allgemeinen Charakter dergestalt zu individualisiren, daß das Gepräge der Allgemeinheit, selbst für das Auge des Kenners, auf einige Augenblicke verloren scheint.

Shakespear, wie in vielen andern, ist auch hierin ein unübertrefflicher Meister. Nie sieht man ihn, einen Lieblingscharakter und dessen Entwicklung zu gefallen, entfernten Situationen nachlaufen, oder gar einen Menschen für einen Kathederbegriff und ein kleines Spiel des Theaters aufgeben. Stufenweis schreiten die Gestalten fort, und scheinen durch die Handlung uns, auf die ungezwungenste Art, zuzuwachsen. Selbst die griechische Comödie, die wie Aristoteles am angezogenen Orte andeutet, vom streng Individuellen ausging, zeigte doch bald das Bestreben, durch die ihren Personen beygelegten Namen das Allgemeinere zu bezeichnen. Capitain Mauerbrecher umfaßte nun die ganze Classe militärischer Prahlhänse, nicht mehr einen Einzelnen aus ihrer Mitte. Das letzte konnte ohne dieß nicht anhaltend genug belustigen.

Dieß fühlte Aristophanes wohl, da er, wie Lessing sagt, in den Wolken, nicht den einzelnen Socrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machte. Der gefährliche Sophist überhaupt war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Socrates, weil Socrates, als ein solcher, verschrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Socrates gar nicht paßten: so daß dieser im Theater getrost aufstehen, und sich der Vergleichung Preis geben konnte. Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Comödie, wenn man diese nicht treffenden Zügen, für nichts als muthwillige Verläumdungen, erklärt, und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebung des Persönlichen zum Allgemeinen.

XIV.

Was ist der schönste Band Oden, Satyren und Schäfergedichte, im Vergleich mit der reichen Werkstatt des Genies, die uns im Drama oder Epos aufgethan, zu immer neuer Belehrung winkt! An dem Feuer eines Macbeth kann sich wechselweise Klopstock zu einer Ode, Voß zu einem Liede, und Bürger zu einer Romanze erwärmen. In dem berühmten Catalogus der Hunde gibts Stoff zu mehr als einem archilochischen Jambus. Ja selbst der kältere Lustspieldichter wird, wenn ihm auch alles andere gleichgültig ist, sich doch lange an den herrlichen Umrissen ergötzen, und dem unnachahmlichen Künstler die Festigkeit seiner Zeichnung ablernen. Wie anders bey den Werken eines bloß genialischen Kopfs! Man zeige mir eins derselben, das bey allen glänzenden Vorzügen im Einzelnen, nicht auf die Länge eine nur einseitige Bildung gewährte!

XV.

Der Charakter jedes Affects, jeder Leidenschaft, des Zorns, des Scherzes, wie der Liebe, ist, in Rücksicht des Ausdrucks, ebenfalls einer dreyfachen Behandlung fähig. Auch hier findet die in den Charakteristiken gemachte Eintheilung ihre unbedingte Anwendung. Der Künstler stellt entweder erstlich Zorn, Schmerz und Liebe bloß nach der Erfahrung d. h. nach der Natur dar. Dieß ist das Charakteristische der niedrigsten Art. — So würde Laokoon seyn, wenn, wie einige gewollt haben, die Wirkung des Gifts, der Schlangenbiß, die Convulsionen u. s. w. darin zur Anschauung gebracht wären; — oder der Künstler stellt zweytens nach der Idee und der Erfahrung d. h. nach einer gewählten Natur, wohl mit einem Uebergewicht für die letztere dar. — Dieß ist das Charakteristische der zweiten Gattung, und von dieser Art scheint mir der schon oben erwähnte Ausdruck des Wahnsinns in König Lear. Auch der Ausgang in der Maria Stuart hat mehr von einem historischen als poetischen Eindruck, wovon freylich die Schuld hier weniger am Dichter, als an der Wahl des Stoffes liegt. Das Aufgeben aller Harmonie, das Vernichtende, Zerstörende, Verödende der Leidenschaft ist häufig von neuern Künstlern, die ausschließlich auf Erregung heftiger Empfindungen und Effect hinarbeiten, namentlich auch vom Shakespear, mit dem höchst Charakteristischen verwechselt, das heißt für die höchste tragische Wirkung, wiewohl mit Unrecht, genommen worden. Die erheiternden Ausgänge der griechischen noch so schrecklichen Trilogien, das Verklingen aller Dissonanz, die sich in ihnen meistens nur in der Mitte vorfindet, und wovon ich hier als Beyspiele nur die Trachinierinnen des Sophokles und die Orestias des Aeschylus in Erwähnung bringe, können dazu dienen, uns auf diesem Felde einen ganz andern, wiewohl noch wenig genug betretenen Weg zu zeigen. — Es versteht sich von selbst, daß dem eigentlichen hohen Tragischen, wie jene Meisterwerke der Alten hinlänglich beweisen, dadurch um keine Linie Abbruch geschieht.

Das Charakteristische der höchsten Art im Ausdruck, eines Affects, einer Leidenschaft, eines Gemüthszustandes wird drittens erreicht, wenn der Künstler mehr nach einer Idee, als nach der Natur und Erfahrung darstellt: ich sage mehr, nicht ohne Natur und Erfahrung; denn diese sind und bleiben das Element des Charakteristischen. Wo sie der Künstler aufgibt, läuft er unausbleiblich Gefahr sich entweder in flaches Schönheitsgeschlängel (Undulismus) zu verlieren: oder einen regellosen Imaginatismus in die Hände zu fallen, der die Kunst, aus einem Spiel anmuthiger Phantasien, zu einem Spiele wilder und oft ganz unzusammenhängender Fieberträume umschafft. Dieß ist die zweite falsche Tendenz, die in der neuern Kunst liegt, und für die sich der Künstler vielleicht noch mehr, als für den Undulismus zu hüten hat. Beyspiele vom höchst Charakteristischen im Ausdruck eines Schmerzes, einer Leidenschaft, wo der Affect auf seiner Höhe, in seinem reinen Element mehr als eine Idee erscheint, als daß er der Sinnenwelt angehört, gibt uns, außer der Niobe mit ihren Kindern, besonders auch der Laokoon. Der besonnenere Künstler hat in beyden mit weiser Mäßigung einen Moment gewählt, der uns weit über den peinlich abspannenden Eindruck der Wirklichkeit erhebt. — Daß dieser nie das Element seyn kann, worin sich das wahre Schöhne vorzugsweise bewegt, braucht nach allem Vorhergegangenen, wohl keiner weiteren Erläuterung. Es sind nicht die Thränenfisteln, die Nerven: die Idee, die Phantasie sind es, denen ein echtes Kunstwerk etwas zu sagen hat. Eben dadurch, daß es uns in einen Zustand des Nachdenkens, der Contemplation, nicht in den des Leidens versetzt, entsteht das Vergnügen der Beschauung. Werke, wie der Laokoon, zergliedern heißt, sich noch ein Mal in den Standpunct versetzen, worin der Urheber sie empfing, und das Kunstwerk mit dem Künstler gleichsam zum zweiten Mal erschaffen. Freylich kann dieß kein Geschäft des bloßen müssigen Angaffens, so wenig wie der gelehrten antiquarischen Neugierde seyn; es kommt hier auf nichts geringeres an, als den Genius in seiner geheimsten Werkstatt zu belauschen, und, mit völliger Dahingebung, wenn nun unser eignes Innere durch seine Anschauung plastisch wird, seine und unsre eigene Göttlichkeit zu ahnden. Daher läßt sich begreifen, wie einige Kunstrichter sich so äußerst angelegen seyn lassen, dem sentimentalen Zeitgeist gemäß, Werke, worin der ganze Tiefsinn der bildenden Kunst des Alterthums sichtbar ist, aus Gegenständen der Contemplation und Betrachtung zu Gegenständen eines ledigen und gedankenlosen Empfindens herabzuziehn.

Das höchste Element des Schönen ist zugleich das höchst Charakteristische, und will und erfordert ein tieferes Nachdenken. Da das höchst Charakteristische mehr nach einer Idee als der Erfahrung hervorgebracht wird: so folgt daraus, das der Verstand allein, der meist nach Combinationen der Erfahrung geht, so wenig der Hervorbringung des Schönen als des höchst Charakteristischen gewachsen ist. Da ferner das höchste Schöne eine grose Mannichfaltigkeit von Begriffen in uns rege macht, mehr als auf der einen Seite an einem gewissen Gegenstande angeschaut, und auf der andern vom Verstande deutlich darin gedacht werden kann: so folgt hieraus, daß zwischen dem höchst Charakteristischen, das, wie aus dem obigen erhellt, mit dem Verstande in Verbindung, in die dunkeln Regionen der Phantasie übergeht, und dem höchsten Schönen abermal eine innige Verwandtschaft statt findet! indem das erste, zur Bewirkung eines solchen Zustandes, als das andre in uns erfordert, ich meine den der Contemplation und der Selbstthätigkeit, am tauglichsten ist. Auch die Bestimmung, daß das Schöne unsre Phantasie, in Verbindung mit dem Verstande beschäftigt, und thätig erhält, ist nicht ohne Grund. Nimmt man sie weg, so steht uns der Imaginatismus vor der Thür: — so wie durch das blose Schöne, ohne das Charakteristische, der Undulismus sogleich auf uns eindringt. Das divinirender Verstand in der Kunst oft Phantasie heißt, und daß Schönheit an sich und ohne Charakter als Zweck der Kunst seyn kann, ist gleichfalls oben bemerkt worden. So setzt sich demnach der Charakter und die Classe, wozu er gehört, selbst im Ausdruck die Grenze, wodurch alsdann das Uebertriebene und Sentimentale von selbst wegfällt. Beyspiele von idealischer Haltung, in Rücksicht des Affects und der Leidenschaft, sind ausser der schon erwähnten milden Behandlung des Wahnsinns von Orest in der Iphigenie, auch die schön durch Dichtkunst gemilderte Katastrophe im Egmont, und die unglückliche Liebe der Thekla.

Christian Ferdinand Falkmann

ward am 2. Juli 1782 zu Schötmar im Fürstenthum Lippe geboren, studirte zu Göttingen und wurde dann Instructor der Prinzen zu Lippe, später aber F. L. Rath, Bibliothekar und Lehrer am Gymnasium zu Detmold, wo er noch lebt.

Er schrieb:

Poetische Versuche. Göttingen, 1816.
Methodik der Stylübungen für höhere Schulanstalten. Hannover, 1818. N. A. 1823.
Neues Hülfsbuch der deutschen Stylübungen. Hannover, 1822. N. A. auch unter dem Titel: Practische Rhetorik, u. s. w. Hannover, 1831.
Stylistisches Elementarbuch. Hannover, 1825. 3. A. 1831.

Seine poetischen Versuche beurkunden eine gebildete Sprache und ein angenehmes doch keinesweges hervorstechendes Talent. Höchst schätzbar sind seine Lehrbücher und in vielfacher Hinsicht sowohl bei dem Schulunterricht, wie für das Selbststudium zu empfehlen, da sie eine leichte, faßliche und zugleich gründliche und genaue Theorie mit trefflichen practischen Hülfsmitteln verbinden.

David Faßmann

ward 1683 zu Wiesenthal im Königreich Sachsen geboren und studirte 1703 zu Altorf. Da ihm jedoch seine ärmlichen Umstände zwangen, sich den nöthigen Unterhalt zu erwerben, so nahm er als Schreiber Dienste bei der Kriegs- und Landpflegestube in Nürnberg, machte mehrere durch die damaligen Zeitverhältnisse bedingte Reisen und wurde während der Jahre 1705—1709 von mehreren Gesandten in Geschäften gebraucht. Im Jahre 1709 ward er Quartiermeister bei der Chevaliergarde des Königs von Polen und blieb hier bis 1711, wo er den sächsischen Kurprinzen zur Kaiserwahl nach Frankfurt am Main begleitete. Darauf ward er Secretair eines vornehmen Engländers, mit welchem er die Universität Utrecht besuchte und Frankreich, England, Irland und Italien bereiste. Nach dessen Tode begab er sich nach Halle, wo er Unterricht im Englischen und Französischen ertheilte und dann nach Leipzig. — Hier nährte er sich durch Schriftstellerei. Er starb am 14. Juni 1744 in Lichtenstadt an der böhmischen Grenze auf einer Reise nach Carlsbad.

Seine Schriften sind:

Gespräche im Reiche der Todten. Leipzig, 1718—1739. 16. Bde.
Der gelehrte Narr. Leipzig, 1729. 4.
Die elisäischen Felder. Leipzig, 1735 flgde. 5 Thle.
Der reisende Chinese. Leipzig, 1733. 4 Thle.
Das angenehme Passe-tems. Leipzig, 1734. 6 Thle.
Leben König August's II. in Polen. Leipzig, 1735.
Leben König Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Leipzig, 1735. 1740. 2 Thle.
Mehrere Uebersetzungen aus dem Französischen, u. s. w.

Seine Gespräche im Reiche der Todten, welche sich auf damalige Lebens- und Staatsverhältnisse bezogen, wurden zu ihrer Zeit gern gelesen und vielfach nachgeahmt, haben aber jetzt fast ganz ihren Werth verloren und sind höchstens nur für den Literaten und literärischen Curiositätensammler von Interesse. — F. war allerdings nicht ohne Witz und Laune, hatte viel erlebt und gesehn und wußte daher über Manches mitzusprechen, artete jedoch zu leicht in Gemeinheit aus und kann eigentlich nur zu den literärischen Abentheurern gezählt werden, welche damals hin und wieder in Deutschland ihr Wesen trieben.

Jacob Friedrich Feddersen

ward am 31. Juli 1736 in Schleswig geboren, erhielt seine erste Bildung auf der hohen Schule seiner Vaterstadt und studirte dann in Jena Theologie. Im Jahre 1760 ernante ihn der Herzog von Holstein-Augustenburg zu seinem Cabinetsprediger. Doch blieb er in diesem Amte nur bis 1765, wo er Pfarrer der evangelisch lutherischen Gemeinen zu Ballenstädt, Bernburg und Harzgerode und zugleich Hofprediger der damaligen Für-

stin von Anhalt Bernburg ward. Von hier ging er 1769 als dritter Prediger an der Johanneskirche nach Magdeburg, verließ jedoch auch diese Stadt bald wieder und folgte 1777 einem Rufe als Domprediger nach Braunschweig. 1785 ward er daselbst Hofprediger der verwittweten Herzogin. 1788 als dänischer Consistorialrath und Probst in Altona angestellt, starb er früh für seine Gemeine dort bereits am 31. December desselben Jahres.

Seine Schriften sind:

Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Halle, 1779—90. 6 Thle.
Betrachtungen und Gebete über Arndt's wahres Christenthum. Frankfurt, 1780—98. 3 Thle.
Unterhaltungen mit Gott in besonderen Fällen und Zeiten. N. A. von F. Witschel, Hannover, 1816.
Leben Jesu, für Kinder. Halle, 1817.
Biblisches Lesebuch. Leipzig, 1782.
Beispiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte. Halle, 1777—80.
Christliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann. Hamburg, 1783. 3. A. 1790.
Andachten in Leiden und auf dem Sterbebette. Magdeburg, 1772.
Der Andächtige. Sonntagsblatt. Halle, 1773—74. 4 Thle.
Viele einzelne Predigten, Reden, Abhandlungen, u. s. w.

Ein wahrhaft frommer Mann, der durch seine Bemühungen echte Religiosität und Sittlichkeit, besonders unter dem Volke zu verbreiten, außerordentlich viel Gutes zu seiner Zeit gestiftet hat. Seine Schriften für Kinder zeichnen sich vorzüglich durch sein glückliches Talent, den wichtigen der Jugend angemessenen Ton zu treffen, so wie seine Erbauungsbücher und Predigten durch Herzlichkeit, Einfachheit und Würde höchst vortheilhaft aus.

Maximilian Julius Leopold Herzog von Braunschweig und Lüneburg *)

— — —

Denn Ihm war das Erbtheil edler Guelfen,
Immer reger Trieb, wohlzuthun, zu helfen,
Ihm der Geist der Brennen angeflammt.
Holde Sanftmuth, sprach aus Seinen Blicken;
Aber durch die Aussicht, Menschen zu beglücken,
Ward Ihm Herz und Auge schnell entflammt.

Eschenburg.

Es ist ein uralter erklärter, wohlverdienter Ruhm des Braunschweigschen Fürstenhauses, daß es sich durch warme wirksame Religionsliebe, durch gemeinnützige Wohlthätigkeit, bidermännischen Sinn, und wahren Heldenmuth immer vorzüglich ausgezeichnet hat.

Den Geist dieser großen Tugenden hatte auch Leopold geerbt. Sein christliches gutes schönes Leben, so kurz es auch war, ist mit den herrlichsten Thatbeweisen davon angefüllt. Darum verdient es in der Geschichte edelmüthiger nützlicher verehrungswerther Menschen eine auszeichnende Bemerkung. Schon aus dem Grunde ist es meine Pflicht,

den Guten und Lieben

in dieser Sammlung, als ein Muster großer und edler Gesinnungen, guter und gemeinnütziger Thaten, meinen Lesern darzustellen. Sein Beyspiel ist so merkwürdig, so einzig in seiner Art, daß es vorzüglich, alle die nützlichen Wirkungen hervorbringen kann, welche die aufmerksame Betrachtung guter Beyspiele stets in Gemüthern hervorbringt, die alles was Gott gefällig, recht, tugendhaft, edel und löblich ist, empfinden, werthschätzen und mit innerem starken Antrieb nachahmen.

Das Andenken an Ihn — an die großen Grundsätze der Religion und Menschlichkeit, denen er unverbrüchlich folgte — an die liebevollen Gesinnungen die Ihm ganz eigenthümlich waren — an die Menschen beglückenden Handlungen, die Er so gern, so oft übernahm — an die letzte Heldenthat der Menschenliebe, in welcher Er sein tugendreiches Leben endigte, ist nicht nur sehr unterrichtend, — es ist auch sehr rührend und begeisternd zu christlichen, menschenfreundlichen edelmüthigen Empfindungen und Thaten.

Aber noch habe ich aus pflichtmäßiger Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen Sein großes wohldenkendes Fürstenhaus, den besondern Bewegungsgrund — Ihm hier ein kleines Denkmal — mit schwacher Hand — aber aus treuem Herzen zu setzen.

Es stehe unmittelbar dem Gedächtnißmal des Königs Gustav Adolph zur Seite, weil dieser vorzüglich Einer von den wichtigen Männern des vergangnen Jahrhundertes war, deren Charakter Er schon früh studirte, und liebgewann und immer überaus werth achtete.

Maximilian Julius Leopold *),

wurde schon früh durch den Unterricht in der Religion zu gütigen tugendhaften Gesinnungen geleitet. Er emfing diesen Unterricht, von einem der ersten christlichen Weisen, und gründlichsten Religionslehrer — von unserm Jerusalem. Der verehrungswürdige Greis giebt Ihm das Zeugniß: „daß sein Herz für den Unterricht in der Religion und Tugend immer gleich offen und empfindlich geblieben sey; daß Er sich durch seine anhaltende Aufmerksamkeit bey demselben, richtige Erkenntnisse und gegründete Ueberzeugungen von der Wahrheit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion erworben; daß Er wahres Gefühl derselben gehabt, und dieses durch einen gottesfürchtigen Sinn bewiesen habe."

In Seinem siebzehnten Jahre legte Er Sein Glaubensbekenntniß mit einer Ueberzeugung und Freudigkeit ab, welche alle Zuhörer erbauete. Mit lebhaftester Rührung erinnern sich itzt noch manche Verehrer der Religion daran.

Er ist nicht gewichen von den Grundsätzen des Christenthums, die Er in der Jugend auch als die Seinigen feierlich erklärt; Er ist ihnen im reiferen Alter als einer heiligen Regel gefolgt, und treu geblieben, bis Er im Christussinn starb **).

Zeugnisse wahrheitliebender Männer, wie Seine eignen christlichen Reden, frommen Gesinnungen und Thaten beweisen es, daß im größeren Geräusch der Welt, bey allen Gefahren des Christenthums, womit junge Männer, von Seiner Lebhaftigkeit, von Seinem Stande und in Seinem Beruf umringet sind, tiefe Ehrfurcht vor Gott und Religion Sein Herz beständig erwärmt habe.

Er bezeugte es heilig — und Seine Worte waren Felsen — Er bezeugte zu mehreren Malen, Seinem ältesten geliebtesten Lehrer, daß Er von der Wahrheit der christlichen Religion gewiß überzeugt sey — daß Er sie für das größte Geschenk Gottes — für das größte Gut der Menschheit achte, und daß Er sie für alles in der Welt nicht hingeben wolle. Einen andern versicherte Er: Er würde das Christenthum hochschätzen, wenn es auch nicht solche Gründe für seine Wahrheit hätte, weil er sich dabey besser befände, als bey den Subtilitäten der Christusverächter.

Er erkannte den Werth der Religion aus dem rechten Gesichtspunkt, und suchte sie zu dem rechten Zwecke zu nutzen.

Er hatte von derselben die gegründete nutzbarste Vorstellung: „die Religion muß mich gehorsam gegen Gott, getreu gegen meinen König, aufrichtig, liebreich gegen meinen Nebenmenschen und so viel ich nur immer Vermögen dazu habe,

---

*) Aus Feddersen's Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Halle, 1785.

*) Er wurde am 11. Octob. 1752 zu Wolfenbüttel geboren. Mit Seinem Führer dem Hern. Obersten von Warnstädt hielt Er sich ein Jahr in Strasburg auf, und nutzte daselbst den Unterricht der geschicktesten Lehrer in militairischen und andern Wissenschaften, die zur Bildung eines Generals nöthig sind. Mit ihm reisete er in Lessings Gesellschaft nach Italien, besuchte alle durch Alterthümer, Gelehrsamkeit und Kunstwerke berühmten Oerter, und nutzte sie als Kenner. Sein größtes Vergnügen auf Seinen Reisen war — nach Seinem eignen Geständniß — berühmte und gute Menschen kennen zu lernen. Im Jahre 1775 trat Er in preußische Kriegsdienste, und erhielt als Oberster das Infanterieregiment, welches den Generalmaior von Düringshofen, und vor demselben den ehrwürdigen Held — Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin zum Chef gehabt. Im Jahr 1782 wurde Er zum Generalmaior ernannt. Nachdem Sein ganzes Leben nichts als thätige Herzensgüte gewesen war, starb Er am 27. April 1785 in der Oder, als Er Menschen retten wollte.

**) Das Glaubensbekenntniß Sr. Durchlaucht des Prinzen Leopold von Braunschweig, hat der Herr Vicepräsident Jerusalem 1769 herausgegeben, und ist schon oft wieder aufgelegt worden.

wohlthätig, thätig und treu in meinem Beruf, und in allen meinen Handlungen redlich, gerecht, billig und mäßig machen. Jede Religion die dieses nicht kann, muß in den Augen Gottes ein Greuel seyn, wenn ich auch übrigens, für die sogenannte Ehre Gottes mein Vermögen, oder auch sogar mein Leben verschwendete."

Er glaubte — — lernet, o lernet ihr Erzieher, die ihr sie noch nicht wißt, die rechte Art, Kinder in der Religion zu unterweisen, von einem Prinzen! — daß der Jugend solche Begriffe von der Religion müßten beygebracht werden, wenn dieselbe ihren Verstand aufklären und ihr Herz bilden solle. Er gab einem Gelehrten mit dem Er sich über den Unterschied der christlichen und politischen Tugenden, in Rücksicht gegen den Staat unterredete, von den beiden Handschriften Seines Religionsunterrichtes, darin die angezeigte Stelle steht, ein Exemplar, mit den Worten: Vielleicht können Sie Nuzen damit stiften, lassen Sie Ihr Kind, damit es gut wird, darnach unterrichten!

Er dachte zu aufgeklärt, um nicht jeden Fortschritt in Licht und Wahrheit gern zu sehen; Er hörete gern Männer, die verschiedner Meinungen in Religionssachen waren, mit einander reden; Er gab der Wahrheit, davon Er überzeugt wurde, eben so bereitwillig Beifall, als Er es sich zur grossen Pflicht machte, dabey, als bey der wichtigsten Sache ernsthaft und vorsichtig zu verfahren.

Helle und lebhafte Ueberzeugung hatte Er insbesondre von der Vorsehung und Unsterblichkeit, diese, sagte Er mehrmals*), muß mir nur niemand wegräsonniren, denn die kann ich nicht missen.

Er dachte daher auch oft und ernstlich an die Vorsehung und Unsterblichkeit. Mit Seinen Vertrauten unterredete Er sich gern darüber; mit Würde und mit Feuer sprach Er davon; gewöhnlich rissen Ihn diese Gegenstände so hin, daß kein einziger andrer neben ihnen Seine Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Fleißig und sehr andächtig feierte Er den öffentlichen Gottesdienst; mit tiefer Ehrfurcht genoß Er das heilige Abendmahl, und hielt auch sorgfältig darauf, daß Seine Soldaten den Gottesdienst nicht versäumten. Er that dieß im Frieden und Kriege. — „Er war dem Haufen der Krieger, die mich beym Vortrag im Felde umgaben, beständig ein Muster der frömmsten Andacht und Erweckung, und bewieß bey demselben das edelste Gefühl und die empfindungsvolleste Hochachtung für die Religion.**) — — Er hatte ein warmes lebendiges Gefühl für alles, was Gottesdienst und Religion betrifft. Wir sahn Ihn in der größten Andacht in der Kirche und am Altare, sehr oft in den niedrigen Ständen, mitten unter dem grossen Haufen, da er sich denn ohne Unterschied zu dem ersten besten hinstellte. Zweierley war Ihm in Religionssachen äußerst verhaßt, der Sectengeist und die Heucheley, der ehrliche aufrichtige Religionsbekenner war Ihm in einer jeden Parthey gleich schätzbar***)."

Verbesserung des äusserlichen Gottesdienstes lag Ihm sehr am Herzen. —

„Er wünschte öfters den gottesdienstlichen Versammlungen eine zweckmäßigere Einrichtung, und bedauerte die Hindernisse die sich noch immer derselben widersetzen. Bey dem Widerspruch, den die Einführung des neuen Gesangbuches in Frankfurt fand, war Er äußerst unzufrieden. Auf seinen Befehl mußte schon sechs Jahre vorher, eine Sammlung geistlicher Gesänge für die Garnisongemeine veranstaltet werden. Der Herzog wohnte dem Gottesdienst mit einem Anstand bey, der ohne gesuchte Form tiefen Eindruck auf diejenigen machen mußte, die ihn dabei sahen****).

So bezeugen auch die, welche nahe um Ihn gewesen sind, daß Er an jedem Morgen und Abend sehr andächtig gebetet habe; daß Er es nie versäumt, so früh auch Seine Berufsgeschäfte anfingen; so spät und ermüdet von denselben Er sich auch niederlegte. Da Ihm nichts ernstlicher und heiliger als Religion und Tugend war: so beleidigte Er niemals durch das allergeringste leichtsinnige Wort, die allerstrengste Ehrerbietung für dieselben. Immer sprach Er mit der tiefsten Ehrfurcht von Christus und der Bibel. Eben so litt er auch durchaus nicht, daß in Seiner Gegenwart, über die Religion gespottet wurde.

Als Er zum letztenmal hier in Braunschweig war, gab Er davon ein lautes öffentliches Zeugniß. Es wurde auf dem Schloßplatz ein Luftball zubereitet, Er half dabey mit der größten Dienstfertigkeit; unter andern Reden der umstehenden Zuschauer, sagte während dem ein Leichtsinniger: — „Wenn nun der Luftball in die Höhe steigt, kann man sich vorstellen, wie Elias gen Himmel gefahren ist."—

Leopold wandte sich gleich, mit edlem Unwillen im Gesichte, nach der Seite hin, wo der stand, der den faden Spott vorbrachte, und sagte ihm, wie den Lachern über denselben, in sehr ernstem Ton: Kein rechtschaffner Mann muß über die Bibel spotten und lachen. Einer Seiner ehmaligen Lehrer erzählte mir dieses voll Freude und rief aus: ach unser lieber Leopold ist noch immer der gute Fürst, der Er allezeit war!

Von Seinem thätigen Eifer, diejenigen, die den Trost der Religion in Leiden nicht kannten und suchten, auf denselben aufmerksam, und darnach begierig zu machen, hat mein Freund D. R. mir folgendes merkwürdige Beispiel mitgetheilt.

„Der Lieutenant G. von dem Herzogl. Braunschweigschen Leibregiment, welchem der Prinz Leopold damals als Oberster vorstand, war aus Mangel des hinreichenden Religionsunterrichtes in der Jugend und durch Lesung vieler Schriften von Voltaire, Spinoza und de la Mettrie ein Religionsverächter geworden. Er fiel in eine tödliche Krankheit. Er hatte grosse Furcht vor dem Tode und konnte sich durch seine freigeisterischen Meinungen nicht beruhigen. Er klagte mir seine Angst, forderte Trost, schien jeden Stral der Beruhigung, den ich ihm nach Gründen der Religion darzubieten vermochte, freudig anzunehmen; nur von keinem Geistlichen, der ihm stärker diese Kraftgründe sagen konnte, wollte er etwas hören. Der gute Prinz erfuhr den Zustand des an Körper und Seele leidenden jungen Mannes, trug es dem Garnisonprediger K. auf, denselben als Freund zu besuchen, und ließ den Kranken bitten, ihn als einen solchen zum Besuch anzunehmen. Gerührt von des vortrefflichen Fürsten Fürsorge, nahm er ihn gütig auf, und entdeckte ihm seine Zweifel wider die Religion. Herr K. wieß ihm deren Ungrund, und überzeugte ihn von Zeit zu Zeit immer mehr von der Wahrheit der christlichen Religion. Er erkannte sie zuletzt mit solcher Gewißheit, daß er zum Beweis seiner festen Ueberzeugung das heilige Abendmahl genoß — und nun erwartete er sein Ende mit christlicher Geduld und völliger Ergebung in den Willen Gottes."

Auf seinem Sterbebette segnete er den frommen jungen Fürsten, als den Retter seiner Seele, und erbauete durch sein Beyspiel die Umstehenden. Der gottesfürchtige Leopold, freute sich über denn guten Erfolg Seiner Fürsorge für des Sterbenden Beruhigung, aber aus Demuth wollte Er nicht, daß man Seiner bei diesem Vorfall erwähnte. Dieß wurde befolgt, so lange Er lebte. „Aber jetzt noch ferner diese im Stillen verrichtete christliche Handlung zu verschweigen, würde Fühllosigkeit dagegen, und Verabsäumung der öffentlichen Verehrung gegen Leopolds christliche Gesinnungsart seyn, nach welcher Er auch andre durch die Religion getrost und glückselig zu machen suchte, die Sein größtes Gut war.

Hauptzüge Seiner religiösen Denkungsart waren:

Christliche Demuth vor Gott. — „Er setzte ein demuthsvolles Mißtrauen in Seine Tugenden, äußerte oft: ich weiß wohl, ich bin noch nicht ganz gut, ich möchte aber gern recht gut werden.

Freudiges Vertrauen zu Gott. Im starken Gefühl desselben, wagte Er sich zur Rettung Nothleidender, muthig in die furchtbarsten Gefahren. Wenn aus treuer Liebe und Bewußtseyn, wie unschätzbar Sein Leben für Tausende sey, manche Ihn baten: Sich nicht so großer Gefahr auszusetzen: so rührte Ihn diese treue Gesinnung, aber wie ein Held der sich auf Gott verläßt und Gefühl des Erbarmens hat, antwortete Er: ich vertraue der göttlichen Vorsehung, — ich bin ein Mensch und muß meinen Brüdern helfen!

Seine Religion. war ein ächtes praktisches Christenthum, denn er übte sie immer thätig aus — —

In Rechtschaffenheit gegen jedermann.

Von Seiner Jugend an, liebten Ihn Seine Aeltern und Verwandte, Erzieher und Lehrer, Unterthanen und Diener, darum weil er so freymüthig und aufrichtig war. Im Stande der Großen, sind manche Versuchungen zur Verstellung des Gesichts, und zur Erkünstelung lieblicher Worte, bey denen das Herz unfreundlich denkt. Leopold blieb immer ein biedergesinnter Fürst, ohne Larve vor dem Gesicht, ohne Falschheit in Seinen Worten, offen und gerade in Seinem ganzen Betragen. Was Er als wahr, recht und gut erkannte, behauptete Er auch immer freimüthig, und was unrecht und strafbar war, tadelte Er laut und mit Nachdruck.

Frey von Menschenfurcht und Parteilichkeit, misbilligte Er die Fehler der Grossen mit gleicher Gerechtigkeitsliebe, als Er die Tugenden und Verdienste der Geringen im Volke schätzte und pries.

In Berufstreue.

Mit Ernst und nicht zu ermüdender Thätigkeit, erfüllte Er alle eigentlichen Pflichten Seines Standes, wie jede andre

*) **) ***) ****) Zeugnisse des Herrn Cons. Raths Protzen, und des Herrn Feldpredigers Krüger.

Pflicht des Menschen, wozu ihm derselbe Gelegenheit gab. Er hielt auf Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit im Kriegsdienst; aber Er litte auch durchaus nicht, daß der Soldat ohne Noth belästigt, und ohne gegründete Ursache hart behandelt wurde.

Auch in Ihm lebte der grosse Geist und edle Muth, der Sein ganzes Geschlecht unter den ersten Helden dieses Jahrhunderts in der Geschichte so merkwürdig gemacht hat.

Er hatte, zeugt von Ihm Einer derselben, gründliche Kriegswissenschaften, und studirte sie noch immer mit Fleiß; Er zeigte den thätigsten Diensteifer, Er fühlte Patriotismus fürs Vaterland, und kannte wahre Tapferkeit und Ehre. — Er wäre Einer der brauchbarsten Generale geworden. — Sein fester Sinn war immer der: — Gott, dem König und Vaterland treu ergeben, bis auf den letzten Blutstropfen! —

In warmer stets wirkender Menschenliebe zeigte Herzog Leopold, Seinen Christussinn.

In Seiner zarten Kindheit und früheren Jugend, hatten schon alle Seine sich entwickelnden Neigungen und kleinen Handlungen das Gepräge der Gutmüthigkeit. Er fand frühzeitig Vergnügen an Wohlthun und Fürbitte für Hülfsbedürftige. Oft bat Er als Kind Seine Erzieherinn, wenn eine strenge Kälte war, der Schildwache unter Seinem Fenster etwas geben zu dürfen — „ach den armen Soldaten friert wohl!" — oder wenn Er Alte und Elende sahe, die vor Kälte zitterten, that Er diese Bitte. — Freudig lief Er dahin und gab; — gab oft alles was Er bey sich hatte. — Er holte armen Kindern, die nackt, barfuß und zerlumpt in schlechtem Wetter gingen, als Er ihrer kaum ansichtig wurde — Kleidungsstücke aus Seiner Garderobe. Er ließ, noch selbst ein Jüngling, andre verlaßne Kinder in die Schule gehen, damit du nicht, sagte Er einem, so müßig herumlaufest und ein unnützer Mensch werdest.

Drey gültige Zeugnisse, für Seine Gutgesinntheit, die Er im frühen und reiferen Alter zeigte, will ich anführen. —

Der verehrungswürdige Greis Jerusalem, der den Keim, die Blühte und Früchte derselben sahe, sprach über Seinem Sarge das Lob aus:

Seine einzige herrschende Leidenschaft war Menschenliebe, und diese beherrschte Ihn so, daß alle andre Neigungen davon gleichsam verschlungen wurden; diese auszuüben war das einzige Vergnügen was Er kannte, und diese immer noch thätiger zu machen, die höchste Glückseligkeit, die Er sich zu denken wußte.

Sein Lehrer, der Herr Hofrath Gärtner — ein strenger Freund der Wahrheit — bezeugte: Sein Charakter war, uneingeschränkte Menschenliebe — Er brauchte alle Seine Kenntnisse, Arme und Unglückliche aufzusuchen, alle Kräfte und Mittel, ihnen völlig zu helfen, oder doch ihre Noth zu erleichtern. Er häufte gute Thaten auf gute Thaten, und war recht eigentlich darauf bedacht, Sich Schätze im Himmel zu sammlen. —

Und — wohl allen Kindern! Herrlich ist ihr Ruhm im Himmel und auf Erden! denen die bey ihrem Tode weinende Mutter, ein solches Zeugniß mütterlicher Achtung und Liebe giebt, als Leopold mit sich ins Grab nahm:

Er hat mich nie betrübt als durch Seinen Tod! Ach Er dachte gut gegen alle Menschen! Sein Herz war unschuldig und redlich. —

Seine Thaten reden für die Wahrheit dieser Zeugnisse. Seine Thaten bestätigen es übereinstimmend, daß aufgeklärte, warme stets wirksame Menschenliebe, eine Haupttugend Seines Lebens gewesen ist. Daher kam Sein Wunsch und Streben, alle Menschen glücklich zu machen, die Er glücklich machen konnte; Gutes zu wirken und Nutzen zu stiften, wo Er es möglich fand; daher Seine Menschlichkeit, mit der Er an den frohen und traurigen Schicksalen Seiner Mitmenschen Theil nahm; daher Seine helfende Güte, gegen Arme und Nothleidende. Daher auch Sein Grundsatz und Streben, Seine Wohlthaten und Hülfen, gemeinnützig zu machen.

Sein eigentlicher Beruf, der manches für Eindrücke menschlichen Gefühls offne und weiche Herz dafür verschliesset und härtet, gab Ihm manche neue Gelegenheit und Ermunterung, Seine Herzensgüte thätig zu beweisen.

Die frühe Zucht des Krieges stählte
Seine Brust, verhärtete Sie nicht
Dem Gefühl, das immer Ihn beseelte,
Dem Gefühl der Menschlichkeit und Pflicht.
Laut verkündigt's Seiner Krieger Zähre:
„Du warst Pfleger, Freund und Vater unserm Heere,
Leopold! Ganz unser! Ganz wir dein!
O wer kann um dich die Sehnsucht lindern?
Wer wird das, was du warst, uns und unsern Kindern,
Wer ihr Pfleger, Freund — Versorger seyn!"

Für die Wohlfahrt Seines ganzen Regiments sorgte Er unablässig. — Er that es mit einer Geschäftigkeit, Heiterkeit, und mancher Aufopferung, die allen Befehlshabern im Kriegsstande zum Muster zu empfehlen sind.

Vorzüglich ließ Er sich die Versorgung der Invaliden desselben, mit einer ausserordentlichen Wärme und Betriebsamkeit angelegen seyn. Zu ihrem Besten unterhielt Er einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel. Es konnte kaum eine Stelle für sie ledig werden: so erfuhr Er es schon, und dann beeiferte Er sich unermüdet, ihnen dieselbe zu verschaffen. Erhielt einer eine Kassenbedienung, und konnte die erforderliche Sicherheit nicht bestellen: so machte der Herzog die Bürgschaft für denselben, oder liehe und schenkte ihm oft die Summe dazu.

Vielen andern gab Er zu dem königlichen Gnadengehalt noch monatliche Zulage.

So hat Er auf viele Art manchem braven Vertheidiger des Vaterlandes, dem ein grosser Theil von dem Tage seines Lebens in blutigen Schlachten und sauren Feldzügen vergangen war — den, empfangne Wunden, geschwächte Gesundheit, und das im treu ausgeharrten Dienst erlangte Alter, dazu nicht länger tüchtig machten, einen ruhigen heitern Abend verschafft. Der Kranken in Seinem Regiment, nahm Er sich mit einer väterlichen Sorgfalt an. Er besuchte nicht nur Seine Soldaten selbst in Ihrer Krankheit, sondern auch die Kranken in ihrer Familie. Oft hat Er, wenn Sie oder die Ihrigen, ausser dem Arzt des Regiments, sich noch einen andern wünschten, denselben für sie angenommen, ihn belohnt, und die Arzeneien bezahlt. —

Auch die Kranken des Herzoglich Braunschweigschen Leibregiments, dessen Commandeur Er ehemals war, behielt Er immer im liebreichen Andenken. Als Er in preußische Dienste ging, schrieb Er dem Arzt desselben*) „Ist Ihnen mein Andenken lieb: so will ich es Ihnen besonders dadurch empfehlen, das Sie ferner fortfahren, für die armen Kranken, des bisher von mir commandirten Regiments, als ihr Arzt zu sorgen."

Sobald der Herzog zum Regiment gekommen, besorgte Er für die jüngern Officiers und Junkers Lehrstunden, in der Orthographie, Geschichte, Geographie, Mathematik und französischen Sprache. Sie zum Fleiß bey diesem Unterrichte zu ermuntern, war Er selbst dabey zugegen, und damit sich keiner schämen möchte, gut und richtig schreiben zu lernen, setzte Er sich mitten unter sie, schrieb alles mit, was ihnen vom Lehrer dictirt ward, und war der Erste, der demselben sein Papier zur Korrectur vorlegte. Dieß hatte nun die vortrefflichste Wirkung auf Betriebsamkeit, und Fleisanwendung dieser jungen Krieger, und war ein herrlicher Anblick. —

„Ich muß gestehen, daß mich allemal eine tiefe Ehrfurcht durchdrang, wenn ich den mit allen Arten von Kenntnissen bereicherten Herzog — mitten unter den jungen Leuten, sitzen und arbeiten sah, um ihrem falschen Ehrgeiz eine bessere Richtung zu geben **).

Dieser Unterricht dauerte bis zum Feldzug im Jahr 1778. Er äußerte von Zeit zu Zeit, daß Er denselben wieder veranstalten wolle; aber unbekannte Hindernisse hielten Ihn noch von der Ausführung ab.

Indessen hatte Er schon einen berühmten Gelehrten ermuntert, eine Schrift zur Bildung des Geschmacks auszuarbeiten, um darüber im Winter den Officiers und den Junkern Vorlesungen zu halten. Er war Willens die Dactyliotheck und sämmtliche Pasten von Lippert aus Dresden zu diesem Behuf zu kaufen.

Eben so hatte Er den menschenfreundlichen Entschluß gefaßt, ein Versorgungshaus zu stiften, darin der Soldaten Wittwen und Kinder, um sie zugleich zu ernähren und nützlich zu beschäftigen, stets Arbeit für guten Lohn finden sollten. Erst war Er willens, eine Wittwenkasse für die armen Hinterlaßnen der verstorbnen Soldaten zu errichten, aber nachdem Er in einer Zusammenkunft mit den Vorstehern der Armenanstalten sich darüber berathschlagt: so wurde Er überzeugt, daß durch ein solches Versorgungshaus, mehreren Personen, und auf eine gemeinnützigere Art geholfen werden könne.

Als Er im vorigen Jahre, Braunschweig zum letztenmal mit Seiner Gegenwart erfreute, erkundigte Er sich aufs sorgfältigste nach unsern wirklich musterhaften Armenanstalten, und besonders nach den grösseren und kleineren Einrichtungen des Arbeitshauses; Er schrieb die erhaltenen Nachrichten auf, „um in Frankfurt, so viel als möglich, den nützlichsten Gebrauch davon zu machen."

Das unvergeßliche Denkmal der fruchtbarsten Wohlthätig-

*) Dem Herrn Hofmedicus du Roi.

**) H. C. R. Protzen.

keit gegen Sein Regiment — wir können sagen gegen die Menschheit — ist — die preiswürdige Schulanstalt, die Er gestiftet hat.

Wie ruhmvoll für Herzogs Leopold Verstand und Herz! — wie erklärt wahr! — und wie würdig daher, von allen Männern Seines Standes beherzigt und mit allen Kräften befolgt zu werden, ist folgende Bemerkung von Ihm! —

„Eine Nationalarmee, so wie die siegende Schwedische, bey Leipzig und Lützen, welche mit Religion, Liebe für ihren König, Vaterland und Befehlshaber verband, diese zog Er allen andern vor. Von ihr erwartete Leopold mehr entscheidende Thaten, wenn sie auch, gleich der Preußischen bey Rosbach und Leuthen, geringe an Anzahl wäre, als von den fürchterlichsten Armeen. Diese Tugenden sollte der Unterricht hervorbringen. Die Kinder der Ausländer, welche sie ins Land brachten, erhielten gleichen Unterricht, und so wurden sie den Landeskindern an Tugenden gegen das Vaterland vollkommen ähnlich. Hiermit entstand in künftigen Zeiten ein Nationalregiment, das aus Pflicht und Beruf sein Leben dem Vaterland als freiwilliges Opfer darbrachte."

„Aehnliche Regimentsschulen hatte Gustav Adolph von Schweden, und sie folgten sogar der Armee im Kriege nach *)".

Aus solchen richtigen patriotischen Grundsätzen, half Er dann auch so bald Er nach Frankfurt kam, den wesentlichen Mängeln der Garnisonschule ab.

Statt der alten dumpfen sehr engen Schulwohnung, die kaum dreißig Kinder fassen konnte, ließ Er ein ganz neues, schönes zweckmäßig eingerichtetes — gelegenes Schulhaus auf Seine Kosten bauen. Zugleich ließ Er darin eine bequeme Wohnung für zween Lehrer einrichten, und neben demselben einen recht artigen kleinen Garten anlegen. Dieser Bau kostete Ihm über viertausend Thaler.

Er bestellte einen neuen Lehrer bey dieser Schule, und sorgte für dessen recht ansehnlichen Gehalt. Die Compagnie-Chefs gaben demselben monatlich zwölf Thaler, ermuntert durch ihres Befehlshabers Beyspiel, der ihm acht Thaler gab, auch immer alle nöthigen Bücher und Schreibmaterialien schenkte.

Das Schulhaus wurde den 26. Jenner 1778 öffentlich eingeweihet. Mehr wie fünfhundert Soldatenkinder, die bisher ohne allen Unterricht gewesen waren, erhielten denselben nun gänzlich feer. Die immer wachsende Anzahl der Schüler — denn auch andre Arme durften ihre Kinder in die Schule schicken — machte einen zweyten Lehrer nothwendig. Er arbeitete schon an der gewissen Ansetzung desselben, und gab ihm schon zuerst, freye Wohnung, vier Thaler monatlich, und einige andre Vortheile.

Er sorgte bei der Stiftung dieser Schulanstalt für die beste Einrichtung des Unterrichts in derselben. Er hatte selbst viel Schriften über die Erziehung gelesen, am meisten gefiel Ihm die Methode des edlen Rochow, und er wählte dieselbe. — Weise Wahl!

Er sandte Seinen damaligen Feldprediger, den Herrn C. R. Proßen nach Reckahn, um sich mit den dortigen Anstalten näher bekannt zu machen. Er reisete selbst nach Reckahn, nahm alles in Augenschein, forschte jedem kleinen Umstand von der vartreflichen Rochowschen Lehrart nach, ließ sich von allen Punkten derselben unterrichten, und führte alles für Seine Regimentsschule Zweckmäßige und Anwendbare darin ein.

Mit mehrerer Emsigkeit, zeugt jemand, der bey diesem Schulbesuch zugegen war, mit angelegentlicher Sorgfalt, kann kein eigentlicher Erzieher und Schulmann alles bemerken, und erforschen, als dieser vartrefliche Fürst that.

So ist gewiß auch die Geschäftigkeit und Wärme, mit welcher Er den nützlichsten Fortgang Seiner Erziehungsanstalt zu befördern suchte, ein großes — ein seltnes Muster für alle, deren eigentlicher Beruf es ist, für die gemeinnützigste Beförderung des Schulwesens zu sorgen. Er wählte und brauchte die rechten Mittel dazu. —

1) Bey Seinem Schulplan war Sein Hauptzweck — das gröste Glück der Menschheit — die Bildung des Verstandes und Herzens, durch Religion, Tugend und nützliche Kenntnisse.

2) Er gab dem Lehrer alle Ermunterung und Freudigkeit zu seinem mühsamen Geschäfte. Er bezeigte ihm bey jeder Gelegenheit, daß Er seine Rechtschaffenheit, Thätigkeit und Geschicklichkeit erkenne, und ihn darum sehr werthschätze; Er begegnete ihm immer mit aller Freundlichkeit. Noch am Morgen des Ausmarsches in den Krieg wegen der Baierschen Erbfolge, besuchte Er ihn, und sprach ihm, da er betrübt war, den Muth zu: Es ist zwar sehr leicht möglich, daß ich nicht wiederkomme, und in meinem Beruf sterbe, ich habe aber Verfügungen getroffen, daß Sie zehn Jahre Unterhalt haben, und binnen dieser Zeit wird Gott schon für Sie sorgen.

Bald nach der Zurückkunft aus dem Feldzug, ging Er zu ihm, und beschenkte ihn, mit den liebreichen Worten: Sagen Sie mir, ob Sie mit der Zulage, und ihrem ordentlichen Gehalt auskommen können, ich weiß, zu einer Wirthschaft wie die ihrige gehört viel, sonst will ich ihnen noch mehr zulegen. — — und nachher: —

Mein lieber Ehrlich, ich weiß, daß Sie bei ihrer drückenden Arbeit ihre Kräfte zusetzen müssen; aber ich will auf ihre unvermögenden Tage für ihren zureichenden Unterhalt, auch nach ihrem Tode für ihre Frau und Kinder sorgen.

Als der Herzog ihm den Garten neben der Schule anlegen ließ: —

Es ist doch einige Aufheiterung nach ihrem täglichen sauern Kampf, wenn sie hier herumgehen, und die Natur betrachten können.

Auch dadurch gab Er ihm die größte Aufmunterung, daß Er:

3) die Schulkinder zum Fleiß und Gehorsam ermunterte. Er that dieses auf manche Weise. Er bekümmerte sich sorgfältig um ihr Zunehmen in Kenntnissen und guten Sitten. Er besuchte die Schule oft und unerwartet, war Stunden lang bey den öffentlichen Prüfungen der Kinder mit Seinen Officiers gegenwärtig, fragte die Kinder selbst, und schenkte zur Ermunterung ihres Fleißes, den Besten und Fleißigsten, nützliche Bücher und kleine Denkmünzen.

Auch ermahnte Er sie selbst, liebreich und väterlich, zum Fleiß und zur guten Aufführung. Er kannte jedes Kind, nannte es mit Namen, und streichelte ihnen die Backen. — Ein starkes Ermunterungsmittel für Schulkinder, wenn Aufseher, bey öffentlichen Prüfungen, sie bey Namen nennen, und sich liebreich gegen sie beweisen; sie gewinnen Zutrauen und Liebe zu dem Manne, der es ihnen zeigt, daß er auf sie merke und ihnen gut sey.

Wenn Er durch Sachkenner, die die Schule besuchten, rühmliche Zeugnisse, von der Treue des geschickten Lehrers, und von dem Fleiß der Zöglinge erhielt, a wie freute Er sich dann!

Als am sechsten Jenner 1783, bei einer öffentlichen Prüfung, der gute Fortgang dieser Schulanstalt, recht sichtbar geworden war, schrieb Er gleich an diesem Tage einen Brief an einen Seiner alten geliebten Lehrer in Braunschweig, voll starker Zeugnisse, wie eine wichtige Angelegenheit dieselbe Seinem Herzen sey — welche große Belohnung Er in der guten Frucht seiner kostbaren und mühsamen Arbeit finde.

„Ich muß Ihnen von einer Freude, die ich heute gehabt habe, Nachricht geben, weil Sie gewiß daran Antheil nehmen. — — Meine Regimentsschule hat sie mir verursacht, die ich vor fünf Jahren eingerichtet habe. Ich hatte viele ausserordentliche Hindernisse bey Stiftung derselben zu überwinden. Der vornehmste Widerspruch war beständig: die Kinder würden zu klug, und daher untauglich zu ihrer künftigen Bestimmung, Soldaten zu werden. — Da ich das Werk angefangen und durchgesetzt hatte: so war es für mich eine unbeschreibliche Freude, mit meinen Ohren zuhören, daß eine große Menge Kinder einen gründlichen Unterricht in der Religion gehabt, — geläufig lesen, schreiben und rechnen konnten, die ersten Gründe der Geographie wußten. — Welche Vorwürfe hätte ich mir machen müssen, wenn diese Kinder durch meine Nachlässigkeit in ihrer Unwissenheit geblieben wären!" —

Welche Vorwürfe hätte ich mir machen müssen rc. Köstliche Worte! Edelmüthige Gesinnung! In der Maral der Fürsten, Obrigkeiten und Herrschaften, müssen sie gleich auf der ersten Seite, mit großen Buchstaben geschrieben stehen.

Er hatte in Seiner Denkungsart die Haupteigenschaft, welche den Mann von Verdienst ganz eigentlich bezeichnet: — thätige Güte des Herzens, und aufrichtiges Wohlwollen gegen alle Menschen; — und nach diesem Grundtrieb seiner Handlungen, strebte Er Gottes Stelle auf Erden, durch Gutes wirken und Nutzen stiften, so viel er nur konnte, zu vertreten, — Seine Gutthätigkeit so gemeinnützig zu machen als es Ihm nur möglich war.

„Er gab am liebsten Geld zu solchen Absichten die ins Allgemeine gehen, Er hatte für jede Art der Noth ein weiches gefühlvolles Herz, und gerührt zu werden, und zu Hülfe zu eilen, war bey Ihm gemeiniglich Eins. Jeder hatte bey Ihm freien Zutritt — Er sprach mit jedem, und hörte die kleinsten Umstände der Klagen mit bewunderungswürdiger Geduld an. Den meisten, die Seine Hülfe suchten, half Er. Viele denen Er nicht helfen konnte, wurden getröstet, durch die liebreiche Art mit der Er zu ihnen sprach."

*) H. Pr. Hausens historische Denkschrift. S. 25 f.

Tausende in Braunschweig und Frankfurt, aus allen Ständen, sind des Zeugen, daß Er zur christlichen Dienstfertigkeit, Thathülfe, Empfehlung und Fürsprache bereit gewesen ist.

Auch ausser dem grossen Wirkungskreis Seiner Schulanstalten, war Er thätig, gute Erziehungen zu befördern. Er unterstützte manche fähige Jünglinge, die sich den Wissenschaften und schönen Künsten gewidmet hatten, auf Schulen, Akademien und Reisen. Er ließ viele arme verwaisete Kinder, auf Seine Kosten Handwerke lernen, und zu guten brauchbaren Menschen erziehen. Einst fand Er in Frankfurt zwey Kinder die ganz verlassen umherirrten und bettelten. Er nahm sich ihrer an und schickte sie an die Braunschweigschen Armenanstalten. Bei ihrer Abreise ging Er Morgens um fünf Uhr bey einer rauhen Witterung selbst zum Fuhrmann, um zu sehen, ob sie auch gut vor dem Wetter verwahrt wären. Als er dieß nicht fand, zog Er Seinen eignen Ueberrock aus, wickelte sie in denselben, sahe sie erst abfahren und ging dann im Regen ohne Ueberrock nach Hause.

Bey Seiner letzten Anwesenheit in Braunschweig, ging Er selbst aufs Waisenhaus, ließ die Kinder, deren Namen Er genau behalten hatte, rufen, erkundigte sich nach ihrem Betragen, und ermahnte sie fleißig zu seyn, und sich in allen Stükken gut aufzuführen, dann wolle Er weiter für sie sorgen.

Des Herzog Leopolds allgemeines Wohlwollen gegen alle Menschen zeigte sich vorzüglich wirksam: in Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende.

Die festgesetzten Allmosengelder, welche Er in Frankfurt an bestimmte Arme monatlich austheilen ließ, betrugen nach der Versicherung dessen, der sie ausgetheilt, 240 Thaler, und also jährlich fast dreytausend Thaler. Ausserdem haben hier in Braunschweig und an andern Oertern, viele Nothleidende, Wohlthaten von Ihm empfangen, auch gab Er gern durchreisenden Dürftigen; so daß gewiß der grössere Theil seiner Einnahme zu Werken der Liebe angewandt worden ist.

Um sich von dem Elende der Leidenden desto näher zu überzeugen, und dasselbe desto gewisser völlig zu heben oder doch erleichtern zu können: so erforschte Er es selbst. Er besuchte die Unglücklichen in ihrer Hütte, ging selbst an ihr armseliges Krankenlager, und veranstaltete für sie dann mit vielem Eifer, nach ihren Umständen und Bedürfnissen, zweckmäßige Hülfsmittel und erforderliche Pflege.

„Wie oft ging Er nicht auf Böden und Kammern viele Treppen hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth Er erfahren hatte, aufzusuchen, nie zufrieden, als bis ihnen geholfen war; — wovon ich mehrmalen, da Er mich als Arzt zur Hülfe aufforderte, das Glück gehabt habe, Augenzeuge zu seyn *)."

Einst taufte Herr Protzen, am Abend drey Kinder, von denen eine Arme auf der Durchwanderung nach Schlesien begriffene Soldatenfrau entbunden wurde. Als er am folgenden Morgen, die Kranke besuchte, erfuhr er von ihr, daß ein Officier da gewesen sey, und ihr versprochen habe für die Pflege und Erhaltung ihrer Kinder zu sorgen, — dieß war der Herzog gewesen.

An einem andern Abend, geht der Gute bey einem Hause vorüber, hört ein ängstliches Stöhnen — geht herein, erfährt, daß eine verlaßne Arme, mit den empfindlichsten Schmerzen auf ihrem Strohlager ringt. Gleich geht Er zum Aezt, der schon schläft, und bittet ihn, aufzustehen, und der leidenden Kranken zu Hülfe zu kommen. — An dem Tage als man den Leichnam des Herzogs wiedergefunden, begegnete der Pr. H. in Frankfurt, der Wittwe Beiern, einer neunzigjährigen blinden Frau. Auf dessen Frage wohin sie sich leiten lassen wolle, antwortete sie: „zu dem Herzog." — „Aber was will sie denn da, sie kann Ihn ja nicht sehen?" — „Kann ich Ihn nicht sehen: so will ich Ihm doch noch die Hand küssen. — Ach Gott fuhr sie fort, und helle Thränen stürzten ihr dabei aus den Augen, nun ist mein Vater todt! Er brachte mir selbst, alle Wochen zwey Gulden.

Oft that Er dieses — daß Er den Nothleidenden selbst das Geschenk brachte.

Auf einem Spazierritt, sah Er eine alte arme Frau, mit einem Bündel Holz, das sie sich zusammengelesen, auf dem Rücken, in einem morastigen Wege beinahe hinsinken. Er steigt vom Pferde, wadet durch den Morast zu ihr hin, hilft ihr auf, bringt sie auf den trocknen Weg, und giebt ihr freundlich die Erinnerung: „ein andermal Mutterchen nehmt euch besser in Acht!"

Reich war auch Sein Leben, an den Tugenden, die die Früchte unumschränkter thätigster Herzensgüte sind. Er begegnete einem jeden, auch denen die weit unter Ihm waren, mit Höflichkeit, Herablassung und Leutseligkeit. Mit den ärmsten und geringsten Leuten sprach Er freundlich.

Wie richtig getroffen ist der Zug in Seinem Bilde! — **)
„Erinnert euch nur an die freundliche liebevolle Miene, die auf Seinem menschenfreundlichen Gesicht wohnte; die der so sichtbare Abdruck Seines Herzens war, die Er jedermann entgegen trug, und die sich so tief in die Züge Seines Gesichts eingegraben hatte, daß selbst der alles entstellende Tod sie nicht verwischen konnte! Erinnert euch an die herablassende Güte, mit der Er jedem zuvorkam, um ihm Offenheit und Vertrauen einzuflößen, und den Abstand zu mildern, der sich zwischen Ihm und uns befand; an die eifrige Bereitwilligkeit, mit der Er jedem und auch dem Geringsten gefällig zu werden und ihm Freude zu machen strebte!"

Seinem guten Herzen war es nicht möglich, mit Vorsatz einem Menschen eine mißvergnügte Stunde zu machen. Er hatte viele Lebhaftigkeit und Gabe des Witzes, aber nie mißbrauchte Er dieselbe zum kleinsten Spott über Seinen Nebenmenschen.

Eine edeldenkende Fürstinn, gab Ihm unter Thränen, die Sie bei der Nachricht Seines Todes vergoß, das laute Zeugniß —, das ich selbst mit anhörte: —

„Ach der gute Prinz! Nie habe ich aus Seinem Munde ein Wort zum Schaden und bittren Tadel andrer Leute gehört, das meiste, was ich von Ihm gehört habe, war, daß Er andre vertheidigte, alles zum Besten kehrte, und für Leute, die Hülfe nöthig hatten, bat und sprach."

Selig und würdigst gepriesen ist der Mann, dem dieß Lob in die Gruft nachschallt! —

Bei Seinem lebhaften Gefühl der Menschlichkeit, empfand Er immer lebhafte Mitfreude über alles Glück und Gute, das Er bei andern erkannte, und das andre gewirket hätten.

Er selbst kannte kein grössres Vergnügen, als Wohlthun und Helfen. Er empfand dieß Vergnügen immer aufs neue, so oft Er eine That der Menschenliebe verrichtete. Hatte Er bei der Ausführung derselben mit manchen Hindernissen kämpfen müssen, diese aber durch Seine unerschütterte Festigkeit, und Beharrlichkeit in der Ausführung eines angefangnen guten Vorhabens — (ein altes Tugendeigenthum des braunschweigschen Hauses) überwunden, wie innig froh und aufgeheitert war Er dann!

Daß Er das größte Vergnügen darin suchte — Wohlthäter und Helfer der leidenden Menschheit zu seyn, beweiset Sein eignes starkes Zeugniß davon, daß Er Seinem theuren Jerusalem gab, der auch in Seine Seele schon früh Grundsätze und Empfindungen aufgeklärter warmer Menschenliebe prägte.

„O was ist es für eine Freude helfen und dienen zu können! Könnte ich es nur noch mehr thun, als ich thue: so wäre meine Freude noch grösser! die gröste Freude, die ich mir denken kann, ist die, einem Menschen das Leben retten; ach wollte mir Gott doch noch einmal in meinem Leben, diese Freude schenken!"

Ist dieß nicht ganz die Sprache eines Edlen, der Geistesstärke und Heldenmuth in seinen gutthätigen Bestrebungen für die Menschheit offenbart?

Stärke der Menschenliebe, zeigte Leopold; da Er, um desto mehrere glücklich zu machen und öfterer Menschenelend zu erleichtern, Seine eignen Ausgaben einschränkte — sich manche Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens versagte: — Er lebte nicht fürstlich, um wohlthätig seyn zu können.

Kraft und Ausdauern Seiner Güte war es, daß Er fest in Seinen menschenfreundlichen Entschliessungen blieb, wenn sich denselben Hindernisse widersetzten, und nicht ruhete, bis Er sie ausgeführt hatte.

Gewiß sehr selten, und darum desto preiswürdiger, ist eine solche Anstrengung aller Kräfte, ein solcher beständiger, rastloser nie zu ermüdender Eifer, der Menschheit Dienste zu leisten, als man bei Ihm fand.

Heroismus der Menschenliebe war es, daß Er den furchtbarsten Gefahren herzhaft entgegen ging, wenn Menschenrettung und Beschützung ihrer Wohlfahrt es erfoderten.

In allgemeinen Nöthen der Stadt Frankfurt, war Er der Erste und Thätigste der zu helfen suchte. Bei mancher Feuersbrunst brachte Sein groser und edler Eifer, selbst zur Rettung zu wirken, Ihn oft in augenscheinliche Lebensgefahr; und noch wenige Monate vor Seinem Rettertode, hatte Er sich bey einem Brande so weit gewagt, daß Er nur mit vieler Mühe gerettet werden konnte. Das war damals, als man Ihn bat, in Zukunft Seines unschätzbaren Lebens doch mehr zu schonen; der heldenmüthige Menschenfreund aber ant-

*) Zeugniß des Herrn Prof. Maier.

**) Aus H. Pr. Löfflers Gedächtnißpredigt. S. 19.

wortete: Ich vertraue der göttlichen Vorsehung, ich bin ein Mensch und muß meinen Brüdern helfen.

Durch Seine wachsame Sorgfalt, durch Seine trefflichen Rettungsanstalten, durch Sein anfeurendes Beyspiel, Zureden und Bitten, mit Ihm zu helfen, wurde manches Feuer gleich gedämpft, das der Blitz anzündete, oder das Unglück wurde doch nicht so groß, als es hätte werden können. Und bey jedem Brande, wie emsig sorgte Er dafür — wie genau sahe Er selbst allenthalben umher, daß nicht von dem geretteten Hab und Gut der Unglücklichen gestohlen wurde!

Bey der Wassersflut im Jahr 1780, verdanken es die Frankfurter, gleich nächst Gott, Seinem unermüdeten Eifer, daß die Vorstadt nicht überschwemmt wurde. Er war die ganze Nacht auf dem Damm der durchbrechen wolle, und arbeitete gemeinschaftlich mit Seinen Soldaten, den Durchbruch zu verhindern. —

Nicht um von Menschen gesehen und gepriesen zu werden that Er so viel Gutes. Er hatte einen wirklich demüthigen Sinn. Am liebsten erwieß Er Wohlthaten in der Stille. Man sahe Ihm immer eine Verlegenheit an, wenn Ihm jemand für empfangne Wohlthaten dankte: und das Gefühl der Bescheidenheit sprach in der edeln Schamröthe Seines Gesichtes, wenn Er Sein Lob hörte.

Daß Er nicht aus eitler Ruhmsucht, oder um Aufsehen zu machen, große und gute Handlungen verrichtete, dieß zeigte Er auch, als man über die Thüre, des auf Seine Kosten erbauten Schulhauses die Aufschrift gesetzt — Leopoldische Garnisonschule. — Er befahl, daß sie wieder weggenommen werden mußte, und ließ das Haus mit dem einzigen Worte — Garnisonschule — bezeichnen.

Er überließ sich keiner strafbaren herrschenden Leidenschaft, sondern lebte beständig in wahrer Mäßigkeit und Strenge gegen sich selbst.

Gegen Seine Aeltern empfand Er die zärtlichste kindliche Liebe. — Seinen Erziehern und Lehrern bewieß Er unveränderte Dankbarkeit. Mit einigen derselben unterhielt Er ununterbrochen, einen vertraulichen Briefwechsel; und immer sprach Er von ihnen mit Werthschätzung und Freude. Alle die das Glück gehabt, Seine Freude zu seyn, werden bis sie Ihn einst wieder sehen, mit Wehmuth, sich der offnen vertraulichen und beständigen Freundschaft erinnern, die Er wider die Hofsitte vieler Großen, gegen sie ausübte.

Wenn er nach Braunschweig kam, besuchte Er liebreich alle Seine alten Bekannten; und diejenigen, welche Ihm in Seiner Kindheit und Jugend Dienste geleistet — waren Sie auch sehr weit unter Ihm — ließ Er zu sich kommen, oder ging selbst zu ihnen, und unterredete sich mit ihnen sehr leutselig.

Für Seine Bedienten sorgte Er wie ein Vater — Er gab Ihnen ein beständiges gutes Beyspiel; Er antwortete einem Manne der Ihm seine Verehrung wegen Seiner guten Gesinnungsart, aufrichtig bezeugte:

„Ich darf nicht unrecht thun — es wäre für mich gedoppelt unrecht, denn ich habe so gute redliche Leute um mich, ich würde sie betrüben oder verschlimmern.“

Angelegentlich bekümmerte Er sich um die Versorgung derselben nach Seinem Tode.

Angelegentlich bat Er oft die Seinen um diese Wohlthat. —

Bereitwillig ist die Fürbitte des guten Herrn erfüllt worden.

Als Weltbürger schätzte Er den Mann von Tugend und Verdienst, ohne Ansehen des Standes, der Person und Religionsparthey. Gern redete Er von guten Menschen, und wurde oft lebhaft gerührt vom Wohlgefallen und Vergnügen an ihren edlen Gesinnungen. —

Wahr ist das Lob:

„Wo sahe Er Edelmuth, selbst im schlechten Gewand und Kittel, den Er nicht ehrte?“

„Dem, welchen Er treu gegen Gott und König, fleißig in seinem Beruf, ohne alle Nebenabsichten, Wahrheit liebend und liebreich gegen andre fand, schenkte Er vorzüglich Seinen Beyfall.“

Er liebte die Wissenschaften, strebte immer nach neuen Kenntnissen, hatte Achtung für gelehrte Männer, unterhielt Sich gern mit ihnen — sah die Professoren in Frankfurt oft bey Sich, und besuchte dieselben. Große Verdienste erwarb Er sich um die Akademie; und Er hat den Wissenschaften auch dadurch manchen wahren Dienst erwiesen, daß Er viele arme tugendhafte fähige junge Leute mit Geld und Empfehlungen unterstützte, sich der Erlernung derselben zu widmen.

Nur einige Tage vor Seinem Tode, schrieb Er nach zum Besten eines solchen Jünglings an den Prof. Hausen einen Brief, daraus folgende Stelle bekannt gemacht zu werden verdient. — — — „Der Ueberbringer ist völlig von Geld entblößt, hat keine Aussichten, sein Glück zu machen, aber ist fromm und tugendhaft. Geben Sie ihm mit Rath und That an die Hand, damit er seinen Endzweck erreiche; und sagen Sie mir, so wie es nur Ihre vielen Geschäfte erlauben, wie ich helfen soll. Gott wird Sie dafür segnen; und Sie helfen durch Ihren Rath keinem Unwürdigen, keinem Undankbaren*).

Herzogs Leopold
glorreicher Tod.

Sein ganzes Leben war die würdigste Zubereitung zum Tode, denn Sein Herz war von Ehrfurcht für die Religion erwärmt und in Seinen Handlungen folgte Er ihren Anweisungen, christlich und gut, rechtschaffen und menschenfreundlich zu seyn. Er beschäftigte sich oft, mit ganz eigentlichen Gedanken an den Tod und die Ewigkeit. In Braunschweig sagte jemand zu Ihm: Seine Schulanstalten machten Ihm viele Kosten und Mühe, Er antwortete:

Ach diese übernehme ich gerne! denn wir Menschen müssen uns beständig zum Tode bereiten, und die allerbeste Zubereitung ist, wenn wir beständig Gutes zu wirken bemüht sind! — Herrliche Worte! Fromme Gesinnungen! Das ist ja ganz genau Christus Sinn und Ausspruch. Joh. 9, 4.

Als auch hier eine würdige Christinn bey einem Gespräch, darin Er ganz Sein gutes Herz zeigte, Ihm sagte: Er wäre noch jung, und würde noch viel Nützliches zu Stande bringen — erwiederte Er:

Ach Theure, ich kann aber auch jung sterben. Mein Stand ist voll Gefahren. Ich denke täglich an den Tod, mitten unter den Zerstreuungen und Vergnügungen des Lebens denke ich daran.

Kurze Zeit vor Seinem Tode, schrieb Er in einem Briefe an Seinen Herrn Bruder, den Herzog Friedrich unter andern großen Gedanken eines christlichen Helden, auch diesen:

— „Sollte es nicht zum Kriege kommen, so lange ich lebe: so werde ich diese Zeit um desto mehr anwenden, mich zur großen Reise nach jener Welt gefaßt zu machen.“

Am Tage vor Seinem Tode, war noch Seine letzte Unterhaltung bey der Tafel, von der Unsterblichkeit und dem Zustande der Seele nach dem Tode, davon Er so oft und so gern sprach.

Am Morgen Seines Todestages zeigte Er wider Seine sonst gewöhnliche Lebhaftigkeit, eine außerordentliche Ruhe des Geistes. Es befremdete dieß Seine Bedienten, da die Gefahr der Wasserfluth sich immer vergrößerte und viele Einwohner der Vorstadt schon in hoher Noth waren. Als einer derselben deswegen sagte; „so ruhig habe ich Ew. Durchlaucht noch nie gesehen,“ antwortete Er: dieß ist gut, man muß oft ruhig seyn. Vorzüglich muß man bedachtsam seyn und alles wohl überlegen, wenn Gefahr da ist.“ Daß Er nach Seinen Worten auch hier gehandelt, daß Er die Gefahr, welche der Stadt drohete, bedacht, alle dabey zu bemerkenden Umstände wohl überlegt, die wirksamsten Rettungsmittel gewählt, und Verfügung getroffen, daß sie an dem Orte, wo sie am nöthigsten waren, sollten gebraucht werden, — dieß beweißt der Brief, den der auf Menschenwohl immer Sinnende, an den Herrn Obersten von Frankenberg, kurz vor Seinem Hingang zum Rettertode geschrieben, und den man auf Seinem Schreibepult fand. Es ist durchaus in demselben, die Sprache einer ruhigen Seele; mit reifer Ueberlegung ist darin Befehl gegeben, wie die Soldaten, welche an dem Ort wo die Wasserflut am gefährlichsten, wohnten, ihre Sachen schlennig retten, und dann helfen sollten, den Damm zu schützen.

Diese besondre ruhige Gemüthsverfassung an Seinem letzten Morgen, giebt eine große Aufklärung über den Grundsatz Antrieb und das Gefühl, darum Er Sich in Todesgefahr wagte. Wahrlich nicht aus rascher Unbedachtsamkeit, Seine Seele war gerade auf das Gegentheil gestimmt. Auch waren schon einige Leute sicher über den ausgetretnen Strom gekommen, und Er befahl den Schiffern, gerade deren Weg zu nehmen. Er brauchte also alle bedachtsame Sorgfalt, und durch edle Bewegungsgründe wurde Er zu dem Entschluß und wirklichen Unternehmen, das Ihm Sein Leben kostete, angefeuert. — —

„Drang Seines großen und guten Herzens, das so ganz von mitleidigem Gefühl durchfloß, starkes Vertrauen auf Gott, das Er immer in Gefahr empfand, und gewisse Erwartung, durch Sein vorleuchtendes Beyspiel, mehrere zu begeistern,

*) Gedächtnißschrift, S. 25.

brachten Ihn zu dem Entschluß, den Nothleidenden mit Beiseitesetzung aller eignen besorglichen Gefahren zu Hülfe zu eilen.“ — Immer stärker wurde Sein Mitleidsgefühl: so wie mit der Flut die Noth der Unglücklichen stieg. Länger widerstehen konnte Er demselben nicht, als eine Mutter vor Ihm niederfiel, und Ihn händeringend anflehte, Er möge Ihre Kinder retten lassen. — Nun Er, wie ein Held, der sich aus den Armen seiner weinenden Familie, die ihn nicht, von sich lassen will, losreißt, und zu Siegesthaten hineilt, aus dem Kreise Seiner sich um Ihn drängenden und zitternden Getreuen hinweggeeilt, zum Ufer hin; immer noch flehen sie Ihn, Sich nicht in die Gefahr zu begeben, aber Er antwortet: Was bin ich mehr, wie ihr? Ich bin ein Mensch wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung! — Nach diesen Worten, — die werth sind, mit goldnen Buchstaben in den Zimmern aller Großen zur beständigen Erinnerung angeschrieben zu stehen, steigt Er in den Nachen — und will empfinden, die Freude — die Er sich immer als die größte aller Freuden gedacht, und von Gott als eine Wohlthat erflehet hatte — will Menschen vom Tode retten. Entschlossen und herzhaft wagt sich der Menschenretter in die reissen Flut — grüßt zuletzt noch heiter und freundlich, die am Ufer Ihm zitternd nachsehen — —

— — Gott! Heiliges Dunkel verbirgt uns itzt noch deine weisen Rathschlüsse — in Seinem menschenfreundlichen Heldengeschäfte — sinkt Er in die Tiefe — und stirbt in dem Augenblick des Sinkens. — — — —

• • •

Leopold.

stirbt im Sinn und Vorsatz, im wirklichen edelmüthigen Bestreben, Retter unglücklicher Menschen zu werden. — Er stirbt aus mächtigem untilgbarem Gefühl des Mitleidens. — —

Er stirbt nach unsers Heilandes Jesu Lehre und Beispiel, den Rettertod.

Sein Leben hatte Er gewidmet dem Nutzen der Menschheit, Sein Leben läßt Er im Dienste der Menschheit.

Die große Handlung womit Er Sein tugendreiches Leben im wahren Christussinn und Christusgeschäfte so rühmlich beschloß, bringt Ihm gewiß ewige Würde und seligste Belohnung, dort, wo der höchste Richter das Scherflein der gutthätigen Wittwe, und den Trunk kaltes Wasser, womit der menschenfreundliche Arme den verschmachteten Wandrer erquickte, reichlich vergilt.

Ein jeder, dessen Herz versteht, was wahre Größe, und fühlt, was liebenswürdige Tugend ist — wird in Ihm den grossen und guten Mann verehren.

Seine Todesart giebt Ihm in der Geschichte der Menschheit, einen so preiswürdigen nutzbaren und unsterblichen Ruhm, als Er sich nicht darin erworben hätte, wenn Er im Getümmel einer blutigen Schlacht auf dem Siegesfeld geblieben wäre. — —

Die grossen Empfindungen der Wehmuth, die lauten Klagen des Schmerzes, die bedauernden Stimmen der Liebe und Ehrerbietung, die Sein Verlust allgemein verursacht — die mit dem deutschen Bidermann, alle Edle in andern Nationen fühlen und erheben, — — sind ein merkwürdiger Beitrag zu dem Beweise, daß Gottes Vorsehung noch immer das allgemeine Gefühl für das Gute und Edle unter seinen Menschen, fortdauern und fortwirken läßt. Ein schätzbarer Beitrag dazu, ist das wetteifernde Bemühen, nicht nur der öffentlichen Sprecher für das Beste der Menschheit, sondern auch vieler Tausende, die im Stillen dafür arbeiten, Leopolds Andenken den Nachkommen ehrwürdig zu erhalten und wichtig zu machen.

Vielleicht richten auch wohl einige Wenige, über Leopolds letzte That, strenge oder empfinden ihren Werth nicht. Leser, der du wärest von diesen Wenigen — der du verkennen könntest, des Edelmüthigen menschenfreundliche Absicht — —

Gott bewahre mich vor deinen Grundsätzen, und lasse mein Herz nie so unempfindlich für eine grosse und gute That werden!

Die Hauptquelle dieser Characteristik sind —

Ungedruckte Briefe und sichre Nachrichten.

Die Aufsätze in der berlinischen Monatsschrift, von Hr. C. R. Protzen und Hr. Feldprediger Krüger.

Max. Julius Leopold, eine historische Denkschrift von Hausen.

Herzog Leopold der Menschenfreund, von From.

Barthold Feind,

der Sohn eines Schullehrers zu Hamburg, ward daselbst im Jahr 1678 geboren, widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, und erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn, das Diplom eines Licentiaten d. R. Nachdem er Italien und Frankreich bereist, practicirte er eine Zeit lang als Advocat in Hamburg, trat dann in schwedische Dienste und starb 1721 als Staatsgefangener (weil er gegen Dänemark geschrieben hatte) zu Rendsburg.

Er gab heraus:

Deutsche Gedichte. Erster Theil. (Mehr erschien nicht.) Stade, 1708.

Das Lob der Geldsucht. Aus dem Holländischen. Hamburg, 1704. 8. Köln, 1709.

Das verwirrte Haus Jakob u. s. w. Hamburg, 1704. 4. Naumburg, 1708. 4.

Der heldenmüthige Monarch von Schweden, Karl XII. Stade, 1707. 4.

Römisches Abrilfest u. s. w. Hamburg, 1716. 4.

Carneval der Liebe. Hamburg, 1702. 4.

Character eines großen Regenten. Hamburg, 1711. 4.

Echo und Serenata an dem Luis und Senthumischen Vermählungsfeste. Hamburg, 1714. 4.

Ein treffendes Urtheil über Barthold Feind, einen Nachfolger der zweiten schlesischen Schule, fällt Franz Horn („Poesie und Beredsamkeit der Deutschen,“ Th. II, S. 112) mit folgenden Worten: „dieser Schriftsteller, der, wo möglich, die Lohenstein'sche Art und Kunst noch zu steigern versuchte, gehörte zu den seltsamsten Erscheinungen in unserer Literatur, obgleich er nur sehr wenig gekannt ist. Bei einer nicht gemeinen Anlage zum Studium der Philosophie und der steten Hinneigung zu einer oft sich selbst misverstehenden Mystik, scheint sich zuletzt noch ein mit jenen Bestrebungen schwer zu vereinigender unglückselig verworrener Enthusiasmus für die Politik seiner bemächtigt zu haben, der bei der Ohnmacht, in der er sich befand, seinen Träumen Realität zu geben — eine Art von Wahnsinn in ihm erzeugen mochte, von dem sich einige leise Spuren in seinen Gedichten antreffen lassen.“ — Uebrigens war er durchaus nicht ohne Talent für didactische Poesie und wußte die Sprache mit Kraft und Gewandtheit zu beherrschen, doch ließ er sich überall zu sehr vom Phantastischen in dem damaligen schlechten Geschmack hinreißen und behandelte aus Mangel an Tact, oft die wunderlichsten Dinge, mit großer Selbstgefälligkeit. Mehr als eine literärische Kuriosität, als um ihres Werthes willen, theilen wir hier eine Abhandlung über die Oper und zwei Hochzeitsgedichte von ihm, mit.

Gedanken von der Opera.*)

Niemand darff mich eben für einen Misantrope ausruffen, wenn ich sage: daß eine Opera, Drama per Musica, oder Musicalisches Schauspiel, ein unnatürliches Ding und prächtige Gauckelei sey, worinnen die Poesie mit der Music, so wol Sing- als Spielkunst, in der höchsten Fürtrefflichkeit pflegt angetroffen zu werden. Ein jeder wird leichtlich abnehmen, daß allhier von guten Opern, so wol was die Music und Poesie, als das Theatrum, die Acteurs und die Verwandlungen betrifft, die Rede sey. Jedwede Nation hat hierinnen vor den andern den Vorzug, die Italiänische vor den Frantzösischen, die Frantzösische vor den Italiänischen, die Teutsche vor den Frantzösischen hinwiederüm, aber nicht vor den Italiänischen, und die Frantzö-

*) Aus: Barth. Feind's deutschen Gedichten.

sische vor den Teutschen. Die Frantzösische Folie übertrifft alle andre in unnatürlichen Dingen. Die Italiänische Thorheit in natürlichen, und die Teutsche Gauckeley in Einfalt: so daß jene mehr den Horizont der Thorheiten übersteigen, und auf den höchsten Gipfel klimmen; diese aber, aus Schwachheit, so weit nicht kommen, weil sie keine solche beaux esprits haben. Die Frantzosen haben jedoch die Entschuldigung zu hoffen, daß sie von den Italiänern und Teutschen zu dieser pompeusen Schwachheit verführet und gereitzet worden; Denn alle ihre Opern sind viel jünger, als die Italiänische und Teutsche, welches aus dem Privilegio, so der itzige König der Academie de Musiciens, wie sich das Parisische Opern-Collegium nennet, ertheilet, sattsam in der Anführung erhellen wurde, wenn es nicht eine bekandte Sache. Vor 1671 ist, meines Wissens, keine Opera jemals in Franckreich aufgeführet worden, derer man nunmehr bey 80 Pieces bey nahe zehlet, alle von Heydnischen Göttern, Griechischen Mährlein, tapffern Amadis-Rittern, Balletten oder andern selbst inventirten Sachen, zu Ehre ihres Monarchen, und meist lauter der kläglichsten Tragedies, worinnen sie sehr glücklich, wie die besten Heroischen Geister. Die Vertu ihrer Virtuosen, so viel ich derselben gesehen und gehöret, ist so mittelmäßig, daß man kaum einen Unterschied unter dem ordinären, natürlichen und künstlichen Gesang vernehmen kan. So sehr different sind sie von den Italiänern, und (wiewohl weniger) Teutschen, bey welchen die Kunst höher gestiegen, und zwar so hoch, daß sie fast ohne Vergleich. Es ist auch eine lautere Pasquinade, wenn man sagt: Dolet Italus, Hispanus flet, Germanus boat, Flander ululat, solus Gallus cantat, womit sich die müssigen Mönche divertiren. Der weise St. Evremont, so unpartheyisch vielen auch seine Raisonnemens düncken möchten, kan sich, meinem Urtheil nach, so sehr der Affection gegen seine Landesleute nicht enteussern, daß man nicht etwas menschliches aus seiner Meinung zu schliessen Ursache hätte, wenn er seiner Nation allein die beste Manier der Singekunst in diesen Worten zuschreibt: Pour la maniere de chanter, que nous appelons en France: Execution, welches die gröste Vollkommenheit, je croy sans partialité, qu' aucune Nation ne sçauroit raisonnablement la disputer à la nostre. Die angenehme und kunstreiche Italiäner censirt er auf folgende Art: Les Italiens ont l' expression fausse, ou du moins outrée, pour ne connoistre pas avec justesse la nature, ou le degré des passions; c'est eclater de rire, plûtôt que de chanter, lors qu'ils expriment quelque sentiment de joye; S'il veulent soûpirer, on entend des sanglots qui se forment dans la gorge avec violence, non par des soûpirs qui échapent secretement à la passion d' un coeur amoureux; d' une reflexion douloureuse, ils font les plus fortes exclamations; les larmes de l' absence sont des pleurs de Funerailles; le triste devient si lugubre dans leurs bouches, qu'ils font des cris au lieu de plaintes dans la douleur; et quelquefois ils expriment la langueur de la passion, comme une défaillance de la nature. Von den Engelländern sagt er: J'ay veu des Comedies en Angleterre où il y avoit beaucoup de Musique; mais pour en parler plus discretement, il m'est impossible, je n'ay pû m' accoustumer au chant des Anglois. Verständige und erfahrne Musici müssen hier den Ausschlag geben, da Evremont wider den gemeinen Gout und Approbation fast des gantzen Europa von den Italiänern redet, und die Frantzosen allein zu Sänger macht. Je leichter uns der Begriff eines Dinges fürkömmt, je eher stimmen wir solchem, zumahl wenn es eine Kunst, bey; Und dieses, wenn man es erräht, möchte wol die fürnehmste Ursache seyn, warum viele einen Gout an der Frantzösischen Vocal-Music finden, indem die Italiänische ihnen, weil sie künstlicher, zu schwer. Ich habe von vielen verständigen Leuten die Opern deswegen, wo nicht gar verwerffen, doch wenigstens scharff taxiren hören, weil man alles absinget. St. Evremont in seinem Discours sur les Opera sagt p. 268. Tom. 2: Il' y a une autre chose dans les Opera tellement contre la nature, que mon imagination en est blessée, c'est de faire chanter toute la Piece depuis le commencement jusqu' à la fin, comme si les personnes qu'on represente, s' estoient ridiculement ajustées à traiter en Musique, et les plus communes, et les plus importantes affaires de leur vie. Peut on s' imaginer qu' un Maitre appelle son Valet, ou qu'il luy donne une commission en chantant, qu' un amy fasse en chantant une confidence à son amy, qu' on delibere en chantant dans un conseil, qu'on exprime avec du chant les ordres qu'on donne, et que melodieusement on tue les hommes à coups d' épée, et de javelots dans un combat; Mich däucht, ein Knabe, wenn er zum erstenmahl eine Opera lieset und siehet, fället gleich ein solches Urtheil, wenn man ihn, wie alle Zuschauer, zu überreden trachten würde, daß solches wahr, und der Poet durch seine Acteurs solches für etwas gantz natürliches ausgeben wollte, was eine Fiction seyn soll. Die Wahrheit wird in den Schauspielen durch Fictiones vorgestellt, denn sonst müsten es keine Verse seyn, die man redet und absinget. Man ahmet nur der Natur einiger massen nach, und wer was gantz natürliches sehen will, dem giebt der grosse Schauplatz der Welt täglich neue Praesentationes, nicht aber der kleine, in Opern und Comödien. Ein Schauspiel ist, so zu sagen, nur ein Schattenspiel, allwo man zwar etwas siehet, aber kein Fleisch und Bein berühret, und wenn man bey hellem Tage einige hundert Lichter anbrennet, und der Zuschauer im Finstern in die Opera tritt, wer will ihn überreden, daß die Acteurs verlangen, er solle glauben, daß es Nacht sey, da noch die Sonne übern Horizont stehet? Statuen, Fontainen, Cascaden etc. sind und bleiben deshalb etwas Natürliches, ob sie gleich kein Geist beseelet, und die Natur dahin verordnet; dennoch hört man nicht, daß die Einbildung, so wir davon haben, mit versteinert werde. Das Recitatif, von allerhand Sorten, so in den Opern abgesungen wird, ist von den ordinären Melodien der Arien, Lieder und Gesänge sehr weit abgesondert. Wenn etwas gefraget, erzehlet, anbefohlen oder abgelesen wird, so hat ein jedes in der Music seine eigene Regel, Ton und Harmonie. Ein Semicolon, Punctum, Signum interrogandi, Exclamationis, Colon und Comma hat seine Gesetze und Cadence, die, wie Feuer und Wasser, differiren, und wenn ein Acteur einen Brief singend ablieset in einer, von einem exquisiten Musico verfertigen, Opera, wie von Reinhard Keysern, so wird man fast ein tertium quid unter Singen und Sprechen bemercken, welches man vom gantzen Recitatif sagen muß; es sey dann, daß man dasselbe die gantze Opera durch, so starck als die Arien accompagnirte, wie im Haage solche seltsame Gewohnheit im Schwange gehet, die nicht anders als verdrießlich seyn kan, weil man kein Changement hat, und fast durch das continuirliche durcheinander Schwermen der Instrumenten betäubt wird. Ich weis wohl, daß man zuweilen ein Recitatif Arioso oder obligatò setzet; Allein, es muß solches entweder auch al Arioso von dem Poeten componirt seyn, wie in dem Antiochus und Stratonica Act. 1. Sc 3, oder ein sonderlicher Affect ausgedruckt seyn, als eine Raserey, zitterndes Gewissen rc. Ich glaube auch nicht, daß ein vernünfftiger Mensch leicht in Abrede seyn werde, daß man nicht im Singen einer Rede zehnmahl mehr Nachdruck geben könne, als in der Declamation und simplen Sprache. Denn was ist wohl das Singen anders, als die Erhöhung der Rede und Stimme mit der höchsten Krafft und Nachdruck? Eine erhöhete Rede aber bleibt darum doch eine Rede, ob sie gleich in einem andern Thon recitirt wird, und gar nicht etwas unnatürliches. Ich gestehe willig, daß es offt einen etwas albernen Nachdruck habe, wenn man keinen Unterscheid in den Expressionen unter Erzehlungen, Ablesungen, Fragen, Antwort rc. machet, wie die Anfänger und Idioten in der Music ihrer Singspiele, die nicht einmahl recht wissen, was das Wort Opera in seinem waren Verstande sagen will. Allein, wie solches der Kunst der Virtuosen unnachtheilig; also benimmt die Unwissenheit der Kunst nichts, und man darff nicht sagen, daß sie unnatürlich sey. Wenn man in der Poesie der Musicalischen Schauspiele die Könige, Käyser und Käyserinnen von einem Bohten dutzen läst, und nach der waren Eigenschafft der Poetischen Schreib-Art keinen Unterscheid unter Du, Er, Ihr und Sie macht, es rede ein Printz zu seinem Bedienten, oder ein Printz zum andern, so dutzen zwar in vita civili die Fürsten sich nicht; aber es ist darum üblich in der Poesie, vornehmlich in Schauspielen, und nicht unnatürlich. So unterredet man sich auch nicht im gemeinen Leben carminice, und kein Herr befiehlet seinem Knechte die Schuhe zu putzen in Versen, dennoch habe ich in diesem Stücke keinen sich sonderlich über die Opern beschweren hören. Solte man aber Opern in Prosa machen, so blieben sie keine Opern mehr. Denn eine Opera ist ein aus vielen Unterredungen bestehendes Gedicht, so in die Music gesetzet, als welche der Verse wegen allhier gebraucht wird, nicht aber umgekehret, weil der Poet den Musicum zu allerhand Inventionen veranlasset, und der Musicus dem Poeten folgen muß. Il y en sagt Mr. B. in den Remarques Critiques, morales et Historiques p. m 36. qui pretendent détruire l' Opera, en disant qu'il n'est pas naturel de s' entretenir en rimant? Je trouve méme que le premier est plus naturel que le dernier. Les enfans chantent en leur maniere, dès le Berceau, et ausi tôt qu' ils commencent à parler, mais nous ne les entendons pas parler en faisant des vers: welches letztere aber auch keinen Stich hält; denn die Kinder reden offt so wol, als alte Leute, unwissend und von Natur Verse, auch manchesmahl Reime. Ich weis auch nicht, ob S. Evremont sich nicht einiger massen contradicire, wenn er c. l. p. 271. sagt: Je conseillcray de reprendre le goust de belles Comedies, où l' on pourroit introduire des danses, de la Musique, qui ne nuiroient, en rien à la representation; on y chanteroit un Prologue avec des accompagnemens agreables; dans les Intermedes le chant animeroit des paroles qui seroient comme l' esprit

de ce que l' on auroit representé; la representation finie, on viendroit à chanter une Epilogue, ou quelques reflexion sur les grandes beautes de l' ouvrage, etc. etc. Denn wenn man das Vor- und Nachspiel absingen darff, ohne etwas unnatürliches zu begehen, warüm denn nicht das gantze Schauspiel? In dem Prologue und Epilogue kommen ja eben solche Unterredungen vor, als in der Opera selber, und man theilt darinnen so wol Befehle aus, als man sich wegen einer unvermuhteten Ankunfft erdichteter Gottheiten bespricht, davon alle Prologuen vor den Frantzösischen Opern Exempel abgeben. Ob aber St. Evremont andre Inventiones darinnen würde angebracht haben, davon hätte gerne eine Probe gesehen. Solche Meinung, daß alles nemlich singend zu recitiren, unnatürlich seyn soll, zieht auch mehr Folgerungen nach sich, für deren Application die Päbstliche Clerisey, seine Glaubensgenossen, ihm übel würde verbunden gewesen seyn, wenn er solche hätte dürffen mercken lassen. Denn wie viel Gebehter, und wie viel Redensarten, die fast unümgängiich solten declamiret werden, hört man nicht absingen? Es ist solches eine, von uhralten Zeiten her übliche, Gewonheit, die eben so wenig unnatürliches inferiret, und ich möchte wol wissen, ob St. Evremont an gewissen Festtagen seiner Kirche der Schüler abite fratres nach vollendetem Gottesdienst, insonderheit bey den Jesuiten in Braband, am Donnerstage vor dem 1 Advent, ausser seinen Reflexione über die Opera, absingen hören können? Von den alten Barden und Drunden ist bekandt, daß sie alle Heroische Thaten ihrer berühmten Generalen und Helden in Versen abgefasset, und solche öffentlich bey der Taffel abgesungen. Daß der grössese und vollkommenste Poet der Welt, der blinde Homeeus, auf dergleichen Art durch seine Gedichte sein Brodt sich erworben, weis ich nicht, ob es eine Pasquinade, oder ein warhafftes Vorgeben. Ich solte vielmehr davor halten, daß es eine, nicht eben allzusubtile, Invention von seinen Feinden, Neidern, oder der Poesie Unkündigen, und also Ubelwollenden sey. Insgemein suchen die Unverständige sich über die Wissenschafften und derselben Erfahrungen zu mocquiren, und müste ich mich, wenn es wahr, nicht so sehr über die Gedult der Zuhörer verwundern, als daß Homeeus ziemlich lange hätten aushalten können. Dieses weis ich aber wohl, daß Aristoteles von den Scythen erzehlet: daß Agathyrsis ihnen seine Gesetze in Versen gegeben, wie Tacitus von den Geschichten und Annalibus der alten Teutschen vermeldet, wovon denn auch der seelige Herr von Lohenstein in seinem Arminio viel Exempel einfliessen lassen.

Aber es wird nicht nöhtig seyn, in einer unnützen Critique sich länger auffzuhalten. Man hat weit grössere Mängel bey den Opern, so wol in Ansehung der Sujets, der Acteurs, und der Posie, als des Theatri, und dessen Einrichtung und Verwandlungen. Ein für allemahl wird es von der vernünfftigen Welt des-approbiret, Biblische Geschichte auf dem Theatro zu bringen, und heilige Sachen auf dem Schauplatz der höchsten und prächtigsten Eitelkeiten zu profaniren. Man wird es mir nicht abstreiten können, daß, nach dem Zustande und Beschaffenheit itziger Zeiten, in welchen die Christliche Sitten von den alten so sehr different, viele herrliche Geschichte aus der Bibel uns die vollkommenste Materie zu den Schauspielen an die Hand geben könnten, üm die Heydnische Götterfratzen wegzuschaffen, und solche mit Einführung der Engel, oder, wie es der selige Herr Lic. Postell in Hamburg im Gebrauch hatte, mit Schutzgeistern zu ergäntzen. Allein man erwehle auch nur ein indiferentes Sujet, so wird sich doch ein Christliches Gemüht daran ärgern, oder entweder eine einfältige Meinung davon haben, oder gar in seinem Glauben und Gewissen sehr indifferent seyn, wenn er die foiblesses der heroum Scripturae auf dem Theatro ohne Eckel so deutlich siehet. Man möchte muhtmassen, als suchte ich einigen Leuten, die aus keiner übeln Absicht dergleichen Stücke zu Schauspielen erwehlet, Tort zu thun, und ihre, bey der Welt erworbene, und wohlverdiente Reputation zu verkleinern. Allein, üm dieses Argwohns mich zu befreyen, gründe mich auf das vernünfftige Urtheil und Beyfall des Evremonts, dessen Gedancken folgender massen Tom. 3. seiner Oeuvres melées p. 57. entworffen sind: Le Théatre perd tout son agrément dans la representation des choses saintes, et les choses saintes perdent beaucoup de la religieuse oplnlou qu'on leur doit, quand on les represente enr le Thestre. Wiewohl er führet mehr Gründe an, und sagt, daß die Passages mit dem rohten Meer, Simsons Esels-Kinnbacken, Josuä Geboht wegen Stillstehung der Sonnen x. x. auf dem Theatro nicht würden für wahr gehalten werden, und vermeinet daher, daß, wenn man erstlich auf dem Theatro daran zu zweifeln anfienge, auch nachmahls in dergleichen Casibus leicht ihre Wahrheit in der Bibel würde im Zweifel gezogen werden: welche letztere Raison mir aber nicht allerdings suffisant fürkömmt. Die Italiäner halten sich mehrentheils, aus Liebe zu ihrem Vaterlande, mit Römischen und Griechischen Sojets auf, welcher Genie sie auch fürtrefflich auszuführen wissen, wie der unvergleichliche Noris erwiesen. Die Frantzosen aber mit fast lauter Ovidianischen Fabeln, und von selbst, zur Ehre ihres grossen Ludwigs, inventirten Sachen, bey welchen letztern sie insgemein mehr auf die Individua der tantzenden Personen, zumahl wenn es fürnehme Herrn, und derselben Qualité reflectiren, als auf die Materie und Character dessen, so die Acteurs vorstellen sollen: Nicht zu gedencken der unerhörten Schmeicheleyen und Allegorien, zumahl, wenn sie von den Thaten ihres Monarchen prahlen, wovon Limn. in Not. Regn. Fr. l. 1. c. 3. in fin. p. 38. und Schardius T. 2. Hist. Germ. p. 841. nachzulesen, noch besser aber alle ihre Ballets, Prologuen, Panegyrici etc. als die deutlichste und unümstößlichste Exempel. Ob auch gleich die Frantzosen glücklicher in Ausführung und Execution erborgter Inventionen sind, als in der Selbsterfindung, so muß man ihnen doch auch ein glückliches Naturell in Ausfindung und Ausübung der Vorspiele zuschreiben. Damit aber wird nicht gesagt, daß die Italiäner ihnen darinnen weichen; eben so wenig, als es ihnen die Teutsche gleich thun, von welchen letztern ich kein Vorspiel, ausser ein eintzigs von dem seligen Lic. Postell, gelesen, welches anzuführen würdig. Wolte ich dem Leser einen Eckel machen, so würde ein Dutzend solcher Gattung aus Weissenfels holen müssen. In Hamburg ist man gantz degoutirt für die Heydnische Götterfabeln, und wüste ich kein eintziges Exempel von dieser Sorte, welches recht réussiret: Wiewohl ich der sichern Meynung bin, daß daselbst kaum 20 anzutreffen, die die Delicatesse einer Opera, oder derselben Vertu und Beschaffenheit, aus dem Grunde inne haben, und aus dieser so geringen Zahl ist offt keiner zugegen. In Venedig und Paris hat man desto klugere Auffmercker, welches die Poeten animiret, üm desto mehr, da einer 400 Rthlr. Species, und in London manchesmahl bey 800 Rthlr. vor der Composition zu erwarten hat, ja wol gar offt 200 Guinees, über 2600 Marck Hamburger schwerer Müntze, indem das andre oder dritte mahl vor dem Poeten gespielet, und in solchem casu der Preis der Entrée verdoppelt wird. Man nehme nun ein Sujet her, wo man wolle, so müssen doch allemahl die Caracteres der auffzuführenden Personen mit ihren Gemühtsbeschaffenheiten für andern unterschieden, und genau in Obacht genommen werden. Zum Exempel: Wenn man einen grossen König und den weisesten Regenten von der Welt praesentiet, hat man sich allerdings in acht zu nehmen, daß er nicht alles glaube, was ihm ein possirlicher Bothe fürbringe, und darnach ein Urtheil fälle: Dergleichen Exempel, weil sie noch nicht alt, mir so gar schwer nicht beyzubringen fallen würden, so ferne ich dazu Lust hätte. Ein Philosophus, Grosmühtiger, Verliebter, Verzweifelnder, Rasender, Mistrauischer, Eyfersüchtiger, Zweifelmühtiger, x. muß nach seiner Gemühtsbeschaffenheit seine Person präsentiren, und seine eigne, von den andern weit abgesonderte, Reden vorbringen: worzu aber sehr viel und eine grosse Capacité erfodert wird, da denn nicht hundert, sondern tausenderley Veränderungen vorkommen, darnach die Zeiten, die Lebensart und Sitten allerhand Nationen differiren.

Sollte ich dieses durch Exempel bestätigen, müste ich mir fürgesetzet haben, einen weitläufftigen Tractat besonders hievon zu schreiben, welcher jedoch denen Connoisseurs nicht so gar verdrieslich zu lesen fallen würde. Die Observanz des Spatii XXIV horarum ist heute zu Tage nicht mehr im Gebrauch, und hat der Jesuit Masenius dessen Nichtigkeit sattsam erwiesen. Man weis auch nicht einmahl, ob Aristoteles, in Vorschreibung der Zeit von einem Tage, einen natürlichen Tag von 24 Stunden, oder einen künstlichen, von 12 Uhr, wolle verstanden haben, worüber sich so viele die Köpffe gebrochen. Der hochberühmte Frantzösische Tragicus Mr. P. Corneille sagt in seinem, dem 3. Tomo vorgesetzten, Praeliminar Discoues hievon: Pour moy je trouve qu'il y a des sujets si malaisez à renfermer en si peu de temps, que non seulement je leur accorderois les vingt-quatre heures entières, mais je me servirois meme de la licence que donne ce Philosophe de les exceder un peu, et les pousserols sans acrupule jusqu' à treute. Er führt hernach einige Exempel aus dem Euripide und Aeschylo an, wodurch er bestättiget, daß diese grosse Griechische Poeten selber dawider gefehlet. Allein, es ist solches nicht nöthig. Methodus ist und bleibt allemahl arbitraria, und wer einem andern so grosse Auctorität geständig seyn will, dem wird es niemand verwehren. In redenden Trauerspielen, wovon Aristoteles und Corneille reden, ist freylich die Freyheit sehr eingeschrenckt, und die Griechen und Lateiner, ja auch die jüngern Teutschen, als Lohenstein, Gryph, Halman und Haugwitz, haben sich an diese Regel gar sehr gehalten; Allein in den Opern, davon allhie die Frage, läst man sich nicht gerne so enge Gesetze vorschreiben. Ich habe mir die Freyheit genommen, in Masagniello furioso eine Zeit von 6 bis 7 Tage zu erwehlen, und ich will nicht zürnen, wenn ein andrer 10 nimmt. Aber

gantze weitläufftige Geschichte von 7 bis Monahten, ja wohl gar von so viel Jahren, in 3 Stunden auf den Schauplatz zu präsentiren, ist des Poeten grossen Einfalt zuzumessen, und weil es sogar wider alle Warscheinligkeit, so kan ich mich nicht entbrechen zu sagen, daß es ungereimt. Wenn man die Sonne auf dem Theatro auffgehen läst, so wird sie in einer viertel Stunde mitten am Horizont stehen, woraus ein Tag von 30 Minuten muß geschlossen werden: Und auf die Art könnte man ein Sujet von 6 Tagen gestatten. In oberwehntem Masagniello habe ich, die Unwahrscheinlichkeit der Abreise und Wiederkunfft des D. Pedro von Venedig nach Neapel zu vermeiden, gedichtet: daß er sich üm Neapel beständig aufgehalten, und seine Reise nur gegen D. Velasco und Aloysia simuliret. Mariane und D. Antonio bleiben auch in ihrer Gefangenschafft so nahe bey Neapolis, daß sie den Vesuvium können brennen sehen. Ueber die Erzehlung eines, in so kurtzer Distance erlittenen, Ungestühms der Mariane darff sich niemand wundern, wer weis, daß man daselbst nur kleine Barquen gebraucht: und weil es weder die brünstige Liebe, des Antonio Noht, noch die Zeit des Auffruhrs gestattete, eine Galere zur Abreise präpariren zu lassen, zumahl, da sie heimlich davon gieng, so wird es keinem unwahrscheinlich vorkommen. Weil ich in dieser Opera 3. verschiedene sehr verwirrte Intriguen in einander geflochten, so war es schwer, sich wieder draus zu wickeln ohne Fictionen, welche doch meistentheils das Changement des Theatri betreffen. Denn so ungerne ich von einem Gemach Sc. 3. in das andre Sc. 4. hüpffe, und wiederüm von der Gallerie im Saal wandre; so führe ich doch auch nicht gerne in dreyen Aufftritten drey neue Präsentationes ein, es sey dann, daß es die höchste Noht erfoderte, oder eine Zauberey vorginge. Der Poet wird sich bey den Arbeitsleuten auf die Art auch nur schlecht insinuiren. Er muß des Theatri kundig seyn, das ist: Er muß wissen, wie vielmahl in einer Opera die Seitenscenen können changiret werden, und wenn etliche ausgehoben und wieder eingesetzt werden müssen, den Arbeitern Zeit dazu gönnen, damit die Zuschauer nicht auf Repräsentationes warten dürffen, wie offtmahls in Hamburg und Leipzig, bey Aufführung neuer Pieces, geschicht. Er muß wissen, was für Glorien und Göttermaschinen, für Lufft- und Flugwagen vorhanden, woselbst sie hängen, wie der Boden des Theatri beschaffen, und was von unten herauff kommen könne.

Er muß die gantze Force des Schauplatzes wohl inne haben, damit er solche Vorstellungen erwehle, die gemacht werden können. Also muß einer in Braunschweig, Hannover, Hamburg, und Weissenfels ꝛc. gantz à parta Opern von einem eintzigen Sujet machen, davon das Leipziger wol das pouvreste, das Hamburgische das weitläufftigste, das Braunschweigische das vollkommenste, und das Hannoversche das schöneste. Das beste Theateum von Europa, so dabey das grösseste, und am leichtesten, in regard der Corden, eingerichtet, ist wol das unvergleichliche Königliche Frantzösische au Thouillerie in Paris. Es kann auch nicht Majestätischer und prächtiger ersonnen werden. Die Herrn Frantzosen haben aber die Ehre der Baukunst einem Italiäner, Vigarani, überlassen müssen. Das Künstlichste ist wol das zu Parma, allwo man zwischen dem Amphitheatro und der Par-terre in Gondeln kan herüm fahren. Das Längste ist das im Fano, unweit Ancona. Das Artigste das zu St. Angelo in Venedig; das Kleinste zu St. Casciano, und Kostbarste zu St. Marco in letztbesagter Stadt. Das Theatrum zu Turin habe ich nicht gesehen, und die zu Rom werden nicht mehr geöffnet, seit dem letzten grossen Erdbeben. Das Brüsselsche, so der vorige Chur-Fürst in Bäyern bauen lassen, ist zwar nicht eines von den grössesten, jedoch aber von den schönesten, und die Par-terre ist sehr wohl aptirt, und von ungemeiner Höhe. Die Verwandlungen sind daselbst so accurat, als in Paris, jedoch so magnifique nicht, das Orchestre aber aber üm desto besser besetzt. Das ordinaire Parisische Theatrum beym Palais Royale, zusammt der gantzen Bauart würde en regard andrer in schlechte Consideration kommen, so ferne die prächtige Auffzüge und kostbare sehr accurate Vorstellungen das erste nicht ergäntzten. Es ist daselbst was recht surprenantes, daß man offt über 30 der auffs prächtigst gekleideten Frauenzimmer, und noch mehr Mannspersonen in den Chören siehet: daß man wol 16 kämpfende Geister in der Lufft erblickt: daß man alles in einem Augenblick, ohne einen Vorhang schiessen zu lassen, verändert, und ordinär 12, 16 bis 20 Täntzer in die Wette tantzen siehet, aus welchen dann, und den Chören, meist die gantze Opera bestellet. Dagegen siehet man keine Actiones und rechte Liebes-Intriguen der Agenten, sondern die tentresses und Douçeurs haben in allen Aufftritten die Oberhand, worinnen sie von den Italiänern und Teutschen sehr differiren. Dieses ist auch etwas unnatürliches, daß sie so viel Götter, Fontainen, Bäume, Hügel und Ströme in Menschengestalt aufftreten und tantzen lassen: Daß sie, üm Maschinen zu präsentiren, die Götter bey den Füssen vom Himmel herab ziehen, solche bey jedem Actu gebrauchen, und so kläglich die Schauspiele, so wol Tragedien in Redensarten, als im Singen, beschliessen, daß offt nur 1 oder 2 auffs Theatrum bleiben, welches man in Teuschland und Italien für etwas ridicules halten würde. Uberdem so bestehen ihre Opern meist aus lauter Recitatif, und kommen offt in denselben kaum 3 bis 4 Airs vor, bey deren Recitirung dann das gantze Auditorium so ausser dem Frauenzimmer, meist in lauter Abbées bestehet, mit einstimmt, und fleissig nachsinget, so, daß die Actrice eine Cantorin offt wider ihren Willen agiren muß: welche Frantzösische Freyheit den Teutschen sehr seltsam fürkömmt, und zuweilen zu allerhand mocquerien Anlas zu geben pfleget. Ich weis aber nicht, warüm? Ländlich, sittlich, sagt man im Sprichwort. Ihre Glorien lassen sie auch, wider die Natur, so geschwinde herab, daß man meynen sollte, die Wolcken fielen vom Himmel auf ihrem Horizont, und aus den Entreprisen und Bestürmungen der Städte machen sie vielmehr eine Gaukeley, als ein ernsthafftes Werck, zumahl die prächtig, wie Printzen, gekleidete Soldaten, insgesambt gute Seiltäntzer und Lufftspringer abzugeben scheinen. Sie haben auch vielleicht hierin Raison, wenn sie einen Unterschied unter natürliche und Theatralische Entreprisen machen, weil offt auf dem Theatro etwas absurd heraus kömmt, was in seinem Wesen und Natur Approbation hat, und so gegentheils wiederüm.

Die Einrichtung der Scenen oder Aufftritte bestehet hauptsächlich darinnen, daß eines mit dem andern wohl verknüpft sey, ohne Zwang auf einander folge, und gleichsam, ohne daß man es mercke, in einander eingeflochten. Nicht, daß der Zuschauer mit Händen greiffe, daß der Acteur aus keiner andern Uhrsache abtrete, als weil er nichts mehr vorzubringen, sondern daß er entweder die Uhrsache seines Auf- und Abtritts in der Stille, durch seine Action und Aufführung selbst, oder wol gar öffentlich mit Worten zu erkennen gebe. Zum Exempel: Wenn ein Aufruhr entsteht, wenn jemand in Ohnmacht fällt, wenn ein Sohn Amour macht, und der Vater darüber zukömmt, wenn sich ein Paar erzürnen, und dergleichen, da steckt die Raison im Spiel selbst. Wenn ich aber eine einzele, oder 2 bis 3 Personen nach einander, austreten lasse, und in jeder Scene etwas besonders tractirt wird, so mit dem andern gar keine Connexion hat, solches läst sehr betrübt und einfältig. Ich kan nicht leugnen, daß ich nicht in der Octavia selber diese Faute begangen, wofür ich mich in den andern Opern bestmöglichst gehütet. Manchesmahl aber wird man, theils wegen Beschaffenheit des Theatri, theils Zeit zu gewinnen, dazu wider Willen obligiret: insonderheit, wenn die Intrigue dreyfach. Alle Regeln sind auch nicht gleich Gesetze, wie die Regeln zwar verhindern, daß einer kein méchanter Poet sey, aber nicht vermögend, einen guten zu machen. Unterdessen, daß nun die Acteurs abtreten, haben sie ihre heimliche Verrichtungen, die, wenn sie wiederüm auf dem Schauplatz kommen, erzehlet, oder sonst kund werden. Zum Exempel: Wenn Turnus Herdonius in der Lucretia Act. 2. Sc. 3. sein Todesurtheil kriegt, daß er im Ferentiner-Thal vom Felsen soll gestürtzet werden, und nicht eher auf dem Urtheilsplatz als Act. 3. Sc. 4. zum Vorschein wieder kömmt, so wird praesoupponirt, daß er wehrend der Zeit dahin geführet worden. Desgleichen, wenn Collatinus Act 1. Sc. 9. von der Lucretia Abschied nimmt, ins Lager zu gehen, und nicht ehe wieder erscheinet, als Act. 4. Sc. 1, wird ebenmässig praesouponiret, daß er unterdessen im Lager müsse gewesen seyn. Es möchte den Criticis seltsam dünken, daß ich in einer Opera den Collatinum zweymahl nach Ardea verreisen und wiederkommen lasse; Allein Ardea lag kaum anderthalb deutsche Meilen von Rom, daher sich niemand daran stossen wird, und wenn man gleich die Regle de l' unité de jour exact observirte.

Drey oder 5 Actus gehören zu einem jeden Schauspiel, und zu Tragedien nimmt man gerne fünffe, wie in der Lucretia. Weniger oder mehr zu machen, ist nicht der Gebrauch, und wider die Theatralische Regeln, oder man möchte ein Possenspiel mit Fleiß daraus machen wollen. Was die Observance dieser Regel für einen wahren Grund habe, ist mir unbewust: dieses aber wohl bekandt, daß man noch ungewiß sey, ob die alten Griechen 3, 4 oder 5 Actus gehabt, weil sie derselben Eintheilung am Margine nicht bemerckt, sondern man nur solches aus den Chören schliest, so aber nicht allemahl Stich hält. Scaliger kan davon Nachricht genug geben, und Corneille am obangeführten Ort entdeckt auch seine Meynung davon. Die Zahl der Aufftritte eines jeden Actus haben zwar kein Gesetz; Aber es würde doch eine seltsame Abtheilung seyn, wenn ich in einem Actu 10, und im andern 25 setzen würde. Sind sie einander gleich, ist es üm desto ordentlicher, wie ich denn in der Lucretia jeden Actum in 9 Scenen abgetheilet. Das Ende des ersten Actus muß auf eine gäntzliche Verwirrung hinauslauffen, und die Personen so durcheinander geflochten werden, daß weder der Zuschauer noch Leser des Poeten

Absehen errahten könne. Solche Verwirrung muß nicht allein den gantzen 2. Actum durch, sondern auch bis zum allerletzten Austritt continuiren, damit der Zuschauer bey der Attention beybehalten werde. Ich rede hier von Zuschauern, welche der Opera wegen, und nicht der Conversation halber, in die Opera kommen, worunter es etliche gibt, die offt nicht wissen, was für ein Stück aufgeführet worden, wenn sie zu Ausgang desselben darüm befraget werden. Und solche sind insgemein dergleichen Leute, die weder die Musique, noch Poesie, noch Mahleren, noch Architectur verstehen, welche vier Stücke ein essentielles Wesen von der Opera, und daher kömmt es dann, daß viele mehr an einer deutschen Comedie von Dr. Faust und einem Holländischen Klucht-of Bly-Spel van Jan Claassen, de Vreyer in de Kist, of de dry boose Grieten haar Vermaack finden, so man ihnen von Hertzen gönnet. Der erste Actus in Masagniello schliest sich mit der gedoppelten Erzürnung der Mariane und Antonio, daß sie, ohne Versöhnung, von einander scheiden, und mit dem Abschiede des Don Pedro, welcher sich von seiner Geliebten und besten Hertzensfreunde beuhrlaubet, üm diesen beeden in der Liebe keinen Eintrag zu thun, da beede doch von seiner Amour nichts wissen. Der 11. Actus endiget sich mit der Verwechselung der Personen im Gefängnis, da Mariane an statt des Antonio zur Geisselin bleibet, und ihr die Ketten, so er getragen, wieder angelegt werden. Und die Wiedervereinigung aller Personen bleibt bis an der letzten Aria ausgesetzt, wie es immer seyn solte. Das taugt aber nicht, wenn der Leser und Zuschauer schon das Ende und den Zweck des Schauspiels und des Poeten errahten kan, wenn er einen oder 2 Actus gelesen und gesehen. Solches rührt von einer Schwachheit und Unwissenheit Oratorischer Figuren her; denn ein kluger Redner bringet allemahl, so viel möglich, seine Kunst und Figuren.

Was den Anfang eines Singspiels betrifft, so muß freilich gestehen, daß es kein geringes lustre sey, wenn bey Aufziehung der Decke, viele Personen auf dem Schauplatz sich rengirt, und mit einem Chor beginnen; allein, es steht sehr pouvre und übel, wenn man eine Gewonheit darans macht, und alle Opern mit Chören anfängt, und die Zuschauer schon wissen, ehe das Theotrum geöffnet wird, daß sie 10 bis 12 Personen ins Gesicht kriegen, die eine Chor-Aria absingen. Dieses ist die Uhrsache, warüm ich mich allemahl, ausser in der Octavia, dafür gehütet, und jeder Opera einen besondern Anfang gegeben, davon der in der Lucretia der künstlichste und verwirrtiste, in Masagniello der schwerste, in Sueno der prächtigste, und in Antiochus und Stratonica der seltsamste und kostbarste, wiewol ich die beede letzte selber nicht gesehen.

Die Arien sind fast in der Opera die Erklährung des Recitatifs, das zierlichste und künstlichste der Poesie, und der Geist und die Seele des Schauspiels. Ich habe schon gesagt vor 3 Jahre, daß dieselbe nicht durch das blosse Metrum oder gröbern Druck vom Recitatif müssen unterschieden werden, sondern, daß dieselbe ein Morale, Allegorie, Proverbium und Gleichnis im Antecendente haben müssen, und die Application im Consequente, entweder auf das, was im Recitatif gesaget worden, oder üm eine neue Lehre, Unterricht oder Raht zu geben. Mangelt dieses, so muß sie entweder in einer Bitte bestehen, aber von tendren, und vom ordinairen Recitatif abgesonderten Expressionen seyn, oder auch eine fureur in sich haben. Eine Arie ist sonst entweder simple, ein duet, trio, quaternare, wol gar ein Sestin, und offt wol mehr. Von vorbesagten wil ich, mehrer Deutlichkeit halber, ein Exempel von meinen eigenen geben. Eine Aria nun die ein Morale von der Eitelkeit der Ehrsucht in sich hält, ist in Masigniello Act. 1. Sc. 1. zu finden, dieses tenors:

Ein leichter Wind füllt die Trompete,
Die das Gerüchte thönen läst.
Ein hoher Geist gleicht der Raquete,
Die strahlend in die Lüffte steigt,
Doch uns nach ihrem Sincken zeigt,
Daß nur ihr Wesen Dampf gewest.

Eine Aria von einer Allegorie, ist in der Lucretia Act. 4. Sc. 11. anzutreffen:

Die Liebe hat in meinem Hertzen
Ein neues Ungestühm erregt.
Die Triebe sind das Schif der Schmertzen,
Das Ruder die Gedanken
So hin und wieder wancken.
Dis Ungestühm hat keine Stille,
Bis mich der Wille
Ans Ufer süsser Hoffnung schlägt.

Eine Aria von einem Proverbio und simplen Gleichnis in Masagniello Act. 2. Sc. 3.

Wenn die Gedult zu hart verletzet,
Wird sie zu Wühten angehetzet.
Es streitet ein behertzter Leu,
Eh man ihn in den Kefich sperrt,
Und wer ihn zerrt,
Dem bricht er offt das Gnick' entzwey.

Zwey Exempel von der vierten Art sind folgende. Sueno Act. 1. Sc. 10.

Ach laß mir mein Geliebtes nur,
Wenn du ja, wider die Natur,
Dein Kind, dein eigen Blut kanst hassen!
Soll ich mein Urtheil selbst abfassen,
So will ich auf der Brust erblassen,
Die mir zum Leben zeigt die Spur.

Von einem Fureur, in der Lucretia Act. 5. Sc. 8.

Ihr brüllenden Wolcken von Donnern und Wittern,
Schickt glimmende Schlössen mit Blitzen herab!
Stürtzt Altar und Tempel durch starckes Erschüttern
Mit grausamen Krachen ins bebende Grab!
Denn kan ich ein Troja in Latien sehen,
So will ich mit Freuden zum Tartarus gehen.

Die übrige, von der Zahl der recitirenden Personen, können mit geringer Mühe selber auffgesucht werden, und man könnte davon so viel Exempel beybringen, als die Affecten, die Caracteres der Personen, und die Beschaffenheit der Materien es erfoderten, wenn man nicht befürchtete, der Leser würde durch allzugrosse Weitläufftigkeit degoutiret werden. Das Genus der Arien hat anders keine Regel, als daß man nicht grosser Alexandrinischen Verse zu selbigen sich bediene, aus keiner andern Uhrsache, als dem Musico zu gefallen, welches auch wegen der Länge zu regardiren, die zum höchsten über 8 Zeilen sich nicht erstrecken darff. Ob aber 2, 3, 4 männliche oder weibliche Verse in demselben auf einander folgen: Ob man Trochaische, Anacreontische, Dactylische, Anapestische rc. untereinander mischen: Ob man mit oder ohne Da Capo solche setzen, und auf alle reimen dürfe, solches steht in des Poeten Willkühr, wie er es gut findet, und niemand wird sich von andern darinnen Gesetze vorschreiben lassen. Zu furieusen Gedancke schikken sich jedoch allemahl die Dactylische und Anacreontische am besten, und zu Rejouissançen pflegt man gerne fliessende und prächtige Wörter auszusuchen, worinnen viele Vocales, insonderheit a und o vorkommen. Zum Exempel, in Sueno Act. 1. Sc. 12.

Ein tapfres Gemühte von Eiffer entflammet,
Ahmt selber mit Donnern dem Jupiter nach.
Der stürtzte die Riesen, und hat sie verdammet
Durch Donner und Hagel vom blitzenden Dach:
So soll sich mein Eiffer in Blitzen verkehren,
Die Rache dem Spötter nur Donner gewehren.

Dannenhero pflege ich mich dieses Metri auch ordinair in den Italiänischen Rejouissançen zu bedienen, ob dies Genus gleich bey ihnen, so viel mir bekandt, nicht im Gebrauch. Die meisten Exempel, so mir am besten in dieser Sprache gerahten, wird man in Sueno finden.

Das Recitatif wird auch am besten und leichtesten seyn, wenn es in kurtzen Versen besteht, denn die Alexandrinische sind vor dem Musico nicht allein verdrieslich zu componiren, sondern die Opera wird auch nur dadurch auf eine verdriessliche Art verlängert, wofür sich niemand besser vorzusehen gewust, als der selige Herr Lic. Postell, in dessen Opern man auch nicht einen eintzigen Alexandrinischen Vers antreffen wird. Dieser hat auch die ordentlichste, geschickteste, und regelmässigste Recitatifs gemacht, worinnen der selige Bressand auf dem prächtigen Schauplatz zu Braunschweig, und andere von den jüngern mehr, weit von ihm abgewichen. Ich erinnere mich vor etwa 2 Jahren eine Cantata, so ein Kirchenstück seyn solte, und von einem Studioso in Kiel componirt war, gelesen zu haben, in welchem Arien von 8 bis 12 Alexandrinischen Versen gesetzt, und das Recitatif aus gleichem genere bestund. Solche Poeten sind der Musicanten Märterer. Im Recitatif nun kan man allerhand generum sich bedienen, die Rythmos weiter, als in den Arien, trennen, auch wol gar, wenn es sich so bald nicht fügen will, weglassen, in welcher Freyheit die Italiäner ausschweiffen, deren Recitatif oft kaum halb gereimet wird. Keine Nation von der Welt aber ist hierinnen accurater, glücklicher und geschickter, als die Frantzosen, auf welche Art sie dasjenige in ihren Schauspielen ersetzen, was ihnen an Arien abgeht.

Von dem Stylo der Opern wäre viel zu sagen, wenn es die noch übrige enge Gräntzen dieser Blätter gestatteten. So viel kan ich gleichwol nicht verschweigen, daß, wie die Rede, als des Hertzens Dolmetscher, die Beschaffenheit des Gemüthes andeuten soll, selbige auch nothwendig nach dem Character der eingeführten Person eingerichtet seyn muß, und nach der Passion, davon solche beherrscht wird. Ein Hochmühtiger prahlend,

ein Großmühtiger prächtig, ein Weltweiser mittelmässig, ein Verliebter tendre und leicht, eine Historische Erzehlung eines Bohten gemein, und so ferner. Hieran hängt sehr viel, und kan man daraus den Genio und Jugement eines Poeten bald errahten, wenn man nur 2 bis 3 Scenen durchgeht. Und weil in einer Opera verschiedene Personen von verschiedenen Caracteres und Passionen eingeführt werden, ein jeder aber bey seinem Charakter seinen Willen und Thun nach dem Decoro exprimiren muß, so ist dieses eine der fürnehmsten Uhrsachen, warüm man ein Drama für das schwerste und grösseste Gedicht hält. Harsdörfer setzt in seinen Gesprächs-Spielen Part. 5. p. 25: daß die Trauer- und Freudenspiele das letzte Meisterstück und höchste Vollkommenheit der Dichtkunst seyn, und Saint Amant, in der Preface seiner Gedichte, nennet sie le plus noble effect de l' imagination. Dieses recht zu erkennen, muß man die Sujets und ordinaire Materien der Dichtkunst in Betrachtung ziehen, welche entweder auf Lobsprüche, Unterrichtungen, Geschichte und Thaten, Liebessachen, Verlangen nach einer Widerkunfft, oder Beschwerungen über eine Abwesenheit und Entfernung, so die Frantzosen regrets nennen, oder auf einen Verweis und Bestraffung, (reproches), ihre Absicht haben. Lobsprüche sind eine Art gewisser Lieder und Psalmen, davon uns die heilige Schrifft selber Beyspiele genug fournirt; die Hymnos des Orpheus, Homerus, und hundert anderer, wohin auch der Römer so genandte Carmina secularia, oder Lob- und Dancksagungen ihrer Götter, gehören. Pindarus, Stesicharus, Tyrtaeus etc. ihre Oden, worinnen sie die Tugenden und tugendhaffte Personen gerühmet, sind von der Gattung ebenfals. Das Buch Hiob ist ein Werck von der andern Gattung, der Unterrichtung nemlich, üm uns die wunderbare Wercke Gottes und dessen unbegreiffliche Macht erkennen zu geben, insonderheit in der Natur. Die Gedichte Theognis, Simonides, Phocilides, und die, unter dem Nahmen Pythagoras, heraus gekommen, so erstlich vor etwa 5 bis 6 Jahren der neuen, vom berühmten Herrn Prof. Schurtzfleisch in Halle edirten Philosophiae Italicae beygefügt, handeln von der Sittenlehre. Das erste Buch des Hesiodi und die Libri Georgicorum des Virgilii handeln vom Ackerbau; wie Lucretius die schwerste Sachen in der natürlichen Wissenschafft, insonderheit des Epicuri Philosophie, tractiret. Die Geschichten sind insgemein das Argument der Heldengedichte, wie die Iliada Homeri und Aeneidos Virgilii. Fabeln, oder erdichtete Geschichte, sind ein Stück der Historie, wie Ovidii Verwandlungs-Bücher. Die Poëmata Lyrica, Poësie Lyrique, oder in Strophen abgetheilte Gedichte, sind eigentlich verliebte Gedichte, aber offt auch Lobsprüche. In Pastoralen Schäfergedichten, Eclogen oder Hirtengesprächen, handelt man fürnemlich von Liebessachen, davon wir beym Theocrito, Virgilio, Horatio etc. Exempel genug haben. In Elegien beklagt man sich über verschiedene Zufälle, über Untreu, Verrätherey in der Liebe ꝛc. und die Bestraffungen der Laster nennet man Stachelstraffgedichte, oder insgemein Satyren. Alle diese sujets sind mit einander in den Schauspielen combinirt, und ihr Endzweck ist: entweder unter einer Fabel, Verhüllung einer erdichteten Begebenheit, oder allein natürlicher Vorstellung warhaffter Geschichte, das Volk auf eine angenehme Art zu unterrichten und zu belehren, anbey hauptsächlich den Nutzen mit, durch und in der Belustigung zu verknüpffen. Das ist aber eine gantz andre Frage, ob einer deswegen in die Comedie und Opera gehe? Wenn demnach ein Käyser oder König redend eingeführet wird, stehe es in des Poeten Belieben, ob er in singulari oder plurali von sich reden solle, welcher letztere casus doch mehr bey Austheilung der Befehle observiret wird, am wenigsten aber bei Liebeserklährungen, weil man so genau eben im Cabinette seinen Respect nicht in acht zu nehmen pfleget. Die Liebeserklährungen geschehen entweder schlecht weg, oder verblühmt, durch fremde Exempel, Hyperbolen, Rähtsel, oder auf andre Art, nach dem Character der Personen, davon wir in nachfolgenden allerhand Exempel finden werden. Je tendre, verblühmter und bescheidner sie sind, je besser: wiewahl das Auditorium solche alsdenn selten begreifft. Wo viele Personen auf einmahl auf das Theatrum sich befinden, muß man sich der Gelegenheit der Chöre und Entréen bedienen, insonderheit bey neuen Zeitungen von Siegen, Friede, bey Opfferungen, Schlachten, Zaubereyen, Trauerbezeigungen, und Freudenmahlen, ꝛc. Die Entréen haben diese Absicht, daß sie durch gewisse Figuren und Stellungen des Leibes allerhand gute und böse Actiones, so in vita civili vorkommen, auf dem Schauplatz abbilden: Bey Jüdischen, Heydnischen, Morgenländischen Opfferungen nemlich die Ceremonien des Opfferdienstes: Bey Leichenbegängnissen die Ceremonien des Klagdienstes: Bey Schulfüchsereyen die Actiones der Schulmeister: Bey grossen Gastmahlen die Schwelgereyen: Bey Gräbern die Actiones der Lamentirenden oder Todtengräber, und so ferner.

Diese Gedancken führen mich auf den Mimum, oder so genandte lustige Person. Noch einmahl mein Bedencken davon zu sagen, wie offt geschehen, so gehören dieselbe gar nicht in die Opera, und das Theatrum wird nur dadurch prostituiret, denn es lässt, als wann man mit Fleiß die Leute zum Lachen wolte reitzen, welches nicht allein allen ehrbaren Sitten zuwider, sondern auch eine Verachtung involvirt, und nicht ein wares Plaisir; denn was mir gefällt, da erfreue ich mich wol über, aber ich verlache es nicht: Nur das belachet man, was einem verächtlich fürkömmt. In Hamburg ist die üble Gewohnheit eingerissen, daß man ohne Arlechin keine Opera auf dem Schauplatz führet, welches warlich die grösseste bassesse eines mauvait goût und schlechter Esprit des Auditorii an den Tag leget. Was bey der gantzen polliten Welt für abgeschmackt und ridicul passiret, findet daselbst die grösseste Approbation: Wie man denn erst neulich im verwichenen Jahr, eine Opera, le Carneval de Venise benahmt, praesentiret, von so absurden Zeug und abgeschmackten Fratzen, daß sie fast eine Peter-Squentz-Opera kan genannt werden. Man könte auch nichts einfältigers ersinnen. Dennoch hat das Sujet eine so allgemeine Approbation und Zulauff gehabt, daß es fast unglaublich. Die Bauerknechte selber musten ihr Geld dahin tragen, darüm kan man wol gedencken, daß dieses Venedische Carnevall nicht le Carneval de Venise sey, so in Franckreich praesentiret worden. Daß ich aber einen Mimum eingeführet, hat man allemahl ausdrücklich verlanget, üm dem Auditorio zu gefallen, da ich sonst dergleichen Actiones denen herümvagirenden Quacksalbern und Arlechino Italiano anständiger halte, als selbige bey einer weit honnêtern Gemühtsbelustigung Musicalischer Schauspiele applicable zu machen. Hoffe jedoch dabey, daß ich die Gesetze des Decori nicht überschritten, weil ich mich gehütet, das οὐαὶ τῷ κόσμῳ ἀπὸ τῶν σκανδάλων zu vermeiden, und wünsche daher, daß der geneigte Leser die Entschuldigungsgedancken, welche Nicolo Bertini bey Ausfertigung der Gedichte des Pietro Michiele hat, hierher appliciren möge, da dessen Psiche mit dergleichen Zusatz wider des Auctoris Willen gedruckt worden: Questa fù stampata con tre ò quattro scene piene di concetti di burla, per allettare la plebe; aggiuntevi da altri non hauendo il Autore Inclinatione di buffoneggiare ne i Theatri etc. Wenn es endlich ein unümgänglicher Zwang, lustige Personen einzuführen, so thut man am sichersten und besten, daß man selbige das Amt eines Satyrici vertreten, und die gemeine, im Schwange gehende Laster, durchziehen läst. Die übrige Actiones der Agenten werden nicht so wol nach den Regeln der Oratorie, als nach der Natur der Passion, die ausgedruckt wird, und nach der Capacité des Virtuosen beurtheilet, worinnen die Italiäner alle Nationen übertreffen. Der Poet muß die Vertu eines jeden Subjecti wohl inne haben, und wissen, was er ihm für einen Caracter in der vorzustellenden Person beylegen könne, ausserdem der Affect unmöglich kan ausgedruckt werden. Aber es läst sehr ennuyent, wenn einem geschickten Acteur keine Gelegenheit von dem Poeten gegeben wird, seine Vertu zu exerciren, sondern nur lauter simple Declarations d' amour in den Mund gethan werden, oder Passiones und Actiones so ohne alle Bewegung. Eine Action, so von der gemeinen Art etwas abgeht, ist zu finden in der Octavia bey der Person des Nero Act. 1. Sc. 1. und Act. 3. Sc. 8 et 9. In der Lucretia Act. 1. Sc. 1. et 3. Act. 2. Sc. 1 et 2. und Sc. 6 in der Person der Valeria, und fast die Opera gantz durch, in der Person der Cornelia, des Turnus, und einigermassen des Sextus und der Lucretia. Masagniello furioso giebt den Acteurs Gelegenheit genug, sich zu exerciren in jedem Aufftritt fast, und in Sueno sind die Action des Sueno, der Angelina und des Thales etwas schwer, und von den andern leicht zu unterscheiden. In Antiochus und Stratonica hat erstgedachter genug zu thun, und die Ellenia einen starcken und hefftigen Affect zu exprimiren und vorzustellen. Die besten Affectus, worzu aber eine lange Erfahrung und Kunst erfodert wird, sind die verschwiegene, der Rede nach zu verstehen, worinnen man mehr durch eine Heroische Bezeigung in der That, als in der Sprache redet und agiret, und der Zuschauer mehr in der Stille und heimlich, als durch Worte beweget wird, oder wenn ein Acteur weder durch eine Action, so auf seine eigene Person zielet, oder durch eine Rede, die nicht ihr selbst, sondern einen andern angehet, dennoch die Leute zum Mitleiden reitzet. Ob in dem Antiochus und Stratonica Seleucus Act. 3. Sc. 16. dessen ein Exempel gebe, davon mag ein Verständiger urtheilen. Wo sonst keine Affecten sind, da sind auch keine Actiones, und wo keine Actiones sind, da wird es auf dem Theatro sehr frieren. Je natürlicher der Poet sich eine Idée von der vorzustellenden Sache und Affect macht, und je genauer er denselben in dem nohtwendig dazu erfoderten mouvement d' esprit bey sich überleget, die Umstände reiflich erweget, und wo keine sind, welche erdichtet, je besser wird der Affect seyn. Aus dieser Uhrsache bin ich mit den Frantzösischen Tragicis, die darinnen die alten Griechen und

Lateiner imitiren, nicht einerley Meynung, daß sie in den Tragedies die fürnehmsten Thaten nur erzehlen lassen, so, daß die fürnehmste Action der Acteurs in einer wehmühtigen Erzehlung allein bestehet, hauptsächlich wenn es den Untergang einer Person betrifft, worinnen die Engelländer abermahl von ihnen gantz different. Etlichen weichmühtigen kömmt es cruel vor, eine Person auf dem Theatro erstochen zu sehen, und dennoch sind bey den grausamsten Executionen alle Märckte, Gassen und Richtplätze voll. Und was ist doch wol grausames daran, wenn man siehet, wie eine Person sich ersticht, auf dem Stuhle in der Ferne sitzet, wie in der Lucretia, und den Kopff sincken läst? Ich glaube, die Handwercksleute bilden sich ein, es müsse in solchem Casu, wie auf der Schaubühne der Arlechins, ein hauffen klares Blut aus der Wunde des ermordeten rinnen, und den Schauplatz färben. Solche naturalia sind keine Mode in den Opern, aber wol auf dem Marionetten-Theatro. Die Erzehlung macht mir kaum eine halbe so gute idée, als die ware Vorstellung eines Dinges, zu geschweigen, daß man der Erzehlung nicht allemahl Glauben beymisst, und überdehm gehen lange Narrationes von etlichen Seiten endlich in der Comedie, nimmermehr aber in Opern, an, allwo weder der Zuschauer so lange Gedult es absingen zu hören haben würde, noch der Sänger es aushalten könte. In den Frantzösischen Opern ist ordinär der Beschluß die Ermordung einer oder mehr Personen, ungeachtet ich glaube, daß das Parisische Auditorium so delicat, als eines von der Welt. Das steht aber garstig, wenn man die Leute auf dem Schauplatz hencket, wie den Haman: oder wenn man sie in den Backofen steckt, und verbrennet: oder sie in Bären und Monstra verwandelt, und an statt des Singens brummen und brüllen lässet. Solches ist wider das Opern-Decorum, wovon auf ein andermahl mehr zu gedencken seyn wird. Ich erinnere mich, von jemand tadiren gehört zu haben, daß es übel stehe, wenn man jemand auf dem Bette präsentiret, da dieser Criticus doch selber eine Person in vollenkommener langer Positur auf einem grossen Parade-Bette vorstellen lassen. So blind ist die Eigenliebe, und so gefallen den Affen ihre hübsche Gebuhrten. Ein anders ist jedoch, auf dem Bette der Buhlschafft wegen, ein anders, der Ruhe oder Kranckheit halber, liegen. Die Umstände erfodern offt etwas, worinnen zwar kein Cato, aber doch ein politischer Moralist wol durch die Finger siehet. Ich weis, daß die Erzehlung von der Erstechung der Lucretia bey weiten den Effect nicht würde gehabt haben, als man bey der That selber verspühret; welches die fürnehmste Action, worinnen die gantze Geschicht bestehet, und ihr bester Affect, den sie auf dem Theatro zu exprimiren hat, ausser welchem die Geschicht nur verstümmelt seyn würde. Dergleichen Gelegenheit läst ein Poet gar selten vorbey streichen, üm das Auditorium zu afficiren. Bey der Stürtzung des Turnus in eben derselbigen Opera, wird der Zuschauer am längsten bey der Furcht, Verlangen und Attention beybehalten, und allemal erhält der Poet seinen Zweck, wenn er den Affectum natürlich darstellet. Das heist nun natürlich darstellen, wenn der Leser oder Zuschauer bey der Durchlesung oder Praesentation gerühret wird: wenn ihm die Sache in der That wahr zu seyn vorkömmt, und er entweder zum Zorn, Furcht, Hofnung, Mitleid oder Rache geleitet wird. Und diese Kunst ist es auch, die man in der Poesie divinum quid nennet, an welchem Ovidius Schuld, dem einige flatteurs und adorateurs der Poeten darinnen gefolget, da es doch gar was natürliches, aber auch gleichwol dabey etwas geistliches, weil solches aus hohen, und mit einander combinirten, Gedancken bestehet, die Gedancken aber pur was geistliches sind, indem sie untheilbar, und unermeßlich. Mr. le Chevalier Temple in seinem mehrmahls angeführten Essai de la Poësie erzehlet p. 374. daß etliche, wenn sie des renomirten Englischen Tragici Shakespear Trauerspiele verlesen hören, offt lautes Halses an zu schreyen gefangen, und häuffige Thränen vergossen. In der Comedie zu Paris, wenn Mad. Dancourt die Andromache oder Medée agirt, siehet man nicht allein das Frauenzimmer, sondern auch die galanteste und chamerirte Kriegeshelden, wenn sie aus der Campagne kommen, bitterlich weinen, und mit rohten Augen aus der Par-terre und vom Theatro nach Hause gehen. Ich erinnere mich, bey Vorlesung einer grossen Untreu, so ein Amant an seiner vormahls Hochgeliebten begangen, daß ein gewisses Frauenzimmer dabey in diese Worte ausbrach: Das ist ein Schelm gewesen. So natürlich kam ihr die Begebenheit vor. Dergleichen Exempel könnte ich mehr vorbringen, wenn ich dazu Belieben hätte. Vielleicht, daß sich einige, bey Durchlesung dieser oder jener Passage, dessen noch erinnern.

Von den Vorstellungen noch etwas zu gedencken, so zeigt es ein schlecht Genie eines Poeten an, wenn er nichts als einen Wald, Gallerie, Cabinet, Saal, Vorgemach, Garten, Gassen etc. zu inventiren weis, weil solche fast in allen Schauspielen vorkommen. Einer geht der Music, der andre der Praesentationen, der dritte des sujets und der Action wegen, etliche gar der Narrenpossen und Kleider halber, hinein, welche insgesammt vor ihr Geld vollenkommen contentiret seyn wollen. Durch schöne Vorstellungen sondert sich ein Opera Theatrum von dem andern, insonderheit von der Comedien-Bühne ab, daher ein Poet auch hierinnen seine Erfahrung kan sehen lassen, und billig solte er etwas von der Achitectur und Mechanic verstehen. Er muß aber nicht prahlen, wie die Comedianten, und seinen Vorstellungen keine Beywörter von sehr prächtig, unvergleichlich, sehr kostbar und wunderschön geben, denn solches läst sehr niedrig, und hat es das Ansehen, als wenn er dadurch seine Opera recommendiren wolle. Das Hamburgische Theatrum kan wol die mehreste Repräsentationes zeigen, indem daselbst die Seiten-Scenen 39 mahl können verändert werden, und ich glaube, der übrigen Mittel-Vorstellungen könte man etliche hundert beysammen bringen. Das ist aber ein grosser Fehler, daß allda kein gutes Wasser praesentiret wird, und ein Seesturm würde anitzo sehr einfältig ausfallen, der doch bey Lebzeiten des seligen Herrn Schotts, als Stiffters des Opern-Hauses, in Heinrich der Leu fast surprenant heraus kam. Einen Morast, Schindanger, Backofen, Misthaufen etc. zu präsentiren, ist wol nicht vergönnet, weil sich nur die Zuschauer mit Schnupfftüchern, Biesambüchsen, oder Schnupftoback versehen müsten, da ohne dem die Nase genug incommodirt wird, wo man viele Lampen brennet. Ein Gefängnis pflegt zwar sonst eine beliebte und gute Praesentation zu formiren. Allein es ist Schade, daß es nunmehr zu gemein geworden, so gar, daß die meiste Opern damit ausstaffiret. Jemehr man auch in den Vorstellungen der Natur nachahmet, je besser sind sie, wie es gegentheils einfältig und armselig lässet, wenn man il ponte Rialto aus Venedig präsentiret, und eine ordinaire Brücke bauet, oder, wenn man die Römische Flaminische Pforte vorstellen, und an statt dessen die Hamburgische Brocks-Brücke zeigen wolte. Der selige Herr Schott in Hamburg war darinnen sehr accurat, woven der Lüneburgische Kalckberg, das Römische Capitolium, und der weltberühmte Tempel Salomonis, so bey funffzehn tausend Rthlr. alleine kosten soll, sattsam Exempel sind. Sehr übel lässet es hinwiederüm in den Opern, wenn man einer jeden bagatelle wegen einen Vorhang muß schiessen lassen, oder das Theatrum so abgenutzet, daß bey den Verwandlungen kaum die heiffte Scenen zum Vorschein kommen. Es kan den Zuschauer nichts mehr degoûtiren, insonderheit wo Bezauberungen vorgehen, und es auf eine Secunde ankömmt, welches die Frantzosen und Italiäner genau observiren, und worinnen in Braunschweig sehr gute Ordre gestellet, die aber in Hamburg sehr negligirt wird, so jedoch zu excusiren, vieler wichtigen Umstände wegen. Ein sujet zu einer Opera zu erwehlen, in welchem man immer in einem Palais oder in einer Stadt bleibet, ist zwar wol accurat, aber nicht eben Regelmässig, und noch weniger nohtwendig. Es würde nur solche Einschrenckung dem Schauspiel ein grosses lustre benehmen, und zu vielen Verdrieslichkeiten Anlaß geben, und wenn sich der Poet so sehr binden wolte, muste offt manche schöne Praesentation weg bleiben, dadurch doch der Zuschauer gewonnen wird, welchem zu gefallen man alle Opern auffführet. Ein kluger Mann wird sich dennoch schon vorsehen, daß er nicht so gleich von der Erde im Himmel, und vom Himmel in die Hölle fliege, sonsten könnte die eine Seite des Theatri den Himmel, und die andre die Hölle vorstellen. So würde es auch lächerlich heraus kommen, wenn ich in einem Aufftritt in Nürnberg, und im andern in Augsburg seyn würde, und wenn auch Dr. Faust es selber wäre.

In Teutschland und Italien pflegen sich die meiste Opern ordinär mit einem Chor zu schliessen, wobey auch fast alle Personen zugegen sind. Solches hat ein gutes Absehen, das wohl gegründet, indem es prächtig läst, und eine allgemeine Freude involvirt, womit man den Zuschauer gerne zur recompense nach Hause wieder gehen läst. Aber in den Frantzösischen Opern achtet man dieses für keine Nothwendigkeit, die es auch in der That nicht ist, und wenn ich meinem willen folgte, so wolte ich solches gar abschaffen, weil es zu gemein, und alle Zuschauer schon wissen, daß bey rangierung der Agenten, in Gestalt eines Viertelmohndes, die Schluß-Aria folgen werde, ohne ins Buch zu gucken. In Trauerspielen ohne dem darff man dieser Gewonheit sich gar nicht bedienen, und lässt es besser, wenn man, nach den Regeln der alten Criticorum, etliche Personen sich verlieren lässet, und nur 2 bis 3 der vornehmsten solche in der grössesten Bestürtzung beschliessen. Welchem Zuschauer solches misfällt, der kan sein Geld vor die Entrée bis zu einem Lustspiel verspahren. Mancher siehet lieber eine Comedie als eine Opera, wowider ich nichts einzuwenden, als dieses, daß sie sich solches mercken lassen, öffentlich gestehen, und dadurch nicht allein eine schlechte Connoissance der Music, einen depravirten gout und mauvais esprit an den Tag legen, sondern auch, als halbe Mysantropen sich verdächtig machen.

Mr. de Vigneul-Marville leget dem verstorbenen de la Bruyere den Namen eines Mysantrope bey, weil er gesagt: Je ne sai comment l' Opéra avec une Musique si parfaite et une dépanse toute Royale a pû reússir à m' ennuyer, in seinen Melanges d' histoire et de litterature p. 319. du premier Volume. Aber der Auteur de la Defense de Mr. de la Bruyere contre les Accusations dieses Marville bemühet sich, ihn von diesem Namen frey zu sprechen, daher führt er zu seiner Entschuldigung an: Es könne, ungeachtet der auffgewendten grossen Kosten, der allerbesten Music, und kostbarsten Vorstellungen, eine Opera verdrieslich fallen, wenn die Poesie nicht gut ist. Zwar kan endlich ein Musicus alles in die Music setzen, und wenn es noch so kaltsinnige Expréssiones sind: Ob aber der Musicus solches mit Plaisir thue, und ob es einen solchen Nachdruck haben werde, als starcke Affecten, die bey der Composition seinen Geist selber rühren, ist eine Frage, die die Erfahrung kan beantworten. Was sonsten bey diesen Gedancken noch remarquable, wird man hin und wieder in den Vorreden finden, und bey Betrachtung einer Opera zu gedencken Uhrsache haben, daß solche in einem luxurieusen Staat meist zum Zeitvertreib wollüstiger und müssiger Leute, anbey aber auch vielen Künstlern und Verständigen ihre Vertu zu exerciren, erfunden, die unschuldige mit unschuldigen Augen ansehen können, wie ein Kunst-Feuer, Tournir, Carrousel und andre Freudenbezeugungen, so nicht allein indifferent, sondern auch allerdings zulässig. Selbige zu vindiciren, ist auch so unnöhtig, als ohne Wirckung, und ob sie von den Unkündigen der Poesie, Mahlerey und Music unter die Narrentheidungen gezehlet werden, so Christen nicht geziemen, solches ficht mich in Verfertigung derselben wenig an, weil ich vielleicht in der Morale andre Principia in diesem Stück, als sie haben, auf sothane Art ich mich aber in einen weitläufftigen Streit mit ihnen einzulassen hätte. Fast die halbe Welt, ich wil auch sagen, die klügsten, approbiren sie, oder lassen sie wenigstens, als ein Mittelding, zu, wiewohl wir auch aus Heil. Schrifft wissen, daß die Weltkinder klüger in ihren Geschäfften, als die Kinder des Lichts.

Die verfestete Venus.

Als Mr. P. v. L. sich Mad. C. F. ehlich verbinden ließ, den 21. May 1703.

Aurora mahlete die Lufft als Rosenblätter.
Der kühle Morgenthau lag auff der Tellus Kleid,
Der Sonnen Purpur-Licht verhieß kein gutes Wetter,
Doch Flora brachte mit die beste Lentzen-Zeit,
Als Phöbus Majestät an Pindus hohen Stuffen
Ließ einen Urthel- und Gerichtes-Tag ausruffen.

Mercur berieff die Schaar der Fürsten und Fürstinnen,
Für deren Göttlichkeit sich Erd' und Himmel neigt,
Sie huben sich gesammt hin nach Parnassus Zinnen,
Wo ihnen alsobald ein Sitz ward angezeigt,
Die Schauer eilten zu in wimmelndem Gedränge,
Man sah mit Wunder an der Kläger grosse Menge.

Die Götter saßten sich, Gerechtigkeit zu sprechen,
Auff deren Winck ein Weib ward vor Gericht gestellt,
An dem sich jederman mit Klagen wollte rächen,
So bald ihr zum Verhör der Vorlaß angemeldt,
Man riß ihr alsobald den Schleyer vom Gesichte,
Da sahe jederman die Venus vor Gerichte.

Der kühne Zoilus eröffnete die Tücke,
Die sie, den Jupiter zu fällen, hätt' erdacht,
Er zeigte dem Gericht wol tausendfache Stücke
Der gröbsten Fehler an, die sie allein vollbracht:
Sie hätte Himmel, Erd' und Hölle selbst verletzet,
Wenn sie so manches Herz darin in Gluth gesetzet.

Ihr Hertz sey angefüllt mit unerhörter Rencke,
Die sie durch List, durch Schminck und Schmeicheley verhieß,
Sie nehme jeden ein durch ihre schlaue Schwencke,
Wenn sie die Reitzungen aus ihrem Gürtel ließ,
Er wollte solche noch mit grösserm Nachdruck weisen,
Damit man ihn gerecht, als Klägern, möchte preisen.

Es wären nicht aus Rom die Könige vertrieben,
Wenn sie nicht den Tarquin durch böse Lüst' entzündt,
Es wär' auch Ilium woll Ilium geblieben,
Wenn sie das Bulen nicht in Helenen gegründt,
Und Dido wäre nie im Staube auffgeflogen,
Wenn nicht ihr Sohn von ihr die Buhlschafft eingesogen.

Sie hätte gar bestrickt die allerkühnste Helden,
Und selbst der Tapfferkeit die Fessel angelegt,
Er wolte von Anton und Caesarn nichtes melden,
Und was ihr Trieb vor Brunst in Holofern erregt,
Der Löw in Israel müst' ein Gefangner werden
Durch Thamars Liebes-List und schmeichelnde Geberden.

Wo solchem Unheil nicht hinfort gesteuret würde,
So müst' Olympus noch aus seinem Angel gehn,
Die Götter müsten sich entladen dieser Würde,
Und ein so freches Weib nicht mehr im Himmel sehn,
Drum bähte, er Fiscal, in Rechten zu erkennen:
Der Buhlerinn das Haupt vom Leibe abzutrennen.

Hierauff fing Phöbus an: Auf des Fiscals Verlangen,
Nimmt man die Klag allhier vor recht und gültig an,
Doch weil das Recht auch muß an zweyen Schalen hangen,
Sey man nicht diesem mehr, als jenem zugethan,
Drum rede, Gnidia, kanst du dich nicht entschulden,
So wird man dich hinfort nicht mehr im Rahte dulden.

Die Venus fing zwar erst gar hönisch an zu lachen,
Doch stieß der Zorn hernach ihr diese Reden aus:
So fern ich Donner-Keil' aus Pfeilen könnte machen,
Ich schlüge den Fiscal, und schmettert' ihn zu Grauß,
Darff sich ein schlechter Mensch, ein Wurm wol unterfangen,
Die Venus vor dem Raht der Götter zu belangen?

Ich kan des Sieges-Palm ja allenthalben führen,
Davon giebt Erde, Höll' und Himmel mir den Preiß,
Mein Trieb regiert so gar in allen wilden Thieren,
Nun schmälert meinen Ruhm der Kläger Mord-Geschmeiß?
Wär mein Cupido hier mit Bogen und mit Flitzen,
Ich wollte euch zur Straff und Pein die Brüste schlitzen.

Zevs, bist du Donner-Gott, und kanst den Frevel dulden,
Daß meine Majestät von Würmern wird verklagt?
Ihr Götter, die ich mir verpflicht mit Lieb' und Hulden,
Und denen ich niemahls den Liebes-Dienst versagt,
Auff, nehmt euch meiner an, errettet mich von Ketten,
Bestrafft der Kläger Trotz, helfft eure Göttin retten.

Sie wolte noch was mehr von ihrer Unschuld sagen,
Allein, der Kläger Ruff, der allzuhefftig war,
Wolt' ihre Prahlerey nicht länger mehr ertragen,
Darum ersuchten sie der Götter grosse Schaar,
Nach angehörter Klag' ein Urtheil abzufassen,
Und dieser Buhlerinn das Haupt abschlagen lassen.

Da Venus also sah, daß alles war verlohren,
Und keine Hoffnung ihr zur Rettung übrig blieb,
Sprach sie: Ich rede ja vor so viel Götter Ohren,
Ist denn der Himmel taub, dem, was gerecht ist, lieb?
Will mich Olympus nun durch einen Spruch verdammen,
Den ich so offt entbrandt durch meine Gluht und Flammen?

Hört, was ich heute noch für Thaten ausgeübet,
Wovon Hammonia euch Nachricht geben soll,
Da ein belobtes Paar in treuer Brunst sich liebet,
Und sein Vermählungs-Fest begeht in süssem Woll,
Ein angenehmer Blick und hertzverbindlich Lachen,
Wird ihnen einen Band vereinter Seelen machen.

Und hierin müst ihr mich als Stiffterin erkennen,
Drum sprechet mich nur bald der vorgen Klagen loß,
Wo nicht, so schwer' ich euch, sie wiederum zu trennen,
Und wenn der Liebes-Trieb bey ihnen noch so groß.
Doch dieses halff ihr nicht, Apoll ließ', auff Befragen
Der Rechts-Verständigen, ihr dieses Urthel sagen:

In angestellter Klag des Peinlichen Fiscalen,
Die wider Venus geht, erkennen wir vor Recht,
Daß, weil gefangene zu unterschiednen mahlen
Durch tausendfache List das menschliche Geschlecht,
Und offt die Götter selbst zur Buhlschafft angetrieben,
Auch Pluto nicht von ihr unangefochten blieben;

Wie sie dann manches Hertz geraubt und weggestohlen,
So manchen Staat gestürtzt durch ihre Buhlerey,
Viel Blutschuld angericht, wie solches unverholen,
Daß, sagen wir, sie zwar nicht zu enthaupten sey,
Doch aber, ihr zur Straff', und anderen zum Besten,
Von Rechtes wegen sey auff ewig zu verfesten!

Hiernechst so wollen wir den Dichtern anbefehlen,
Daß keiner nicht hinfort die Nahmen brauchen soll,
Die man der Venus pflegt in Versen bey zuzehlen,
Weil unter solchem Schein offt mancher rasend toll
So viel unehrbahres in den Gedichten setzet,
Das manches frommes Hertz sehr ärgert und verletzet.

Damit wir aber auch das edle Paar verehren,
So in der Hammonsburg sein Hochzeit-Fest vollzieht,
So wollen wir hiemit, die Freude zu vermehren,
Daß zur Belustigung ein wohlgesetztes Lied
Von unsrer Musen-Zunfft noch heut werd' übergeben,
Wir aber wünschen ihm ein recht vergnügtes Leben.

Gleich müste Venus fort. Die klugen Kastalinnen
Erhoben insgesammt der Seelen reine Gluht,
Sie sangen viel vom Schertz und Lust verliebter Sinnen,
Wenn Amber-reicher Thau auff süssen Lippen ruht,
Sie schwatzten viel von Krafft, von Nacht, von Bett-erkiesen,
Von Küssen sag' ich nichts: Denn Venus ist verwiesen.

Die appellirende Venus.

Bey eben der Gelegenheit.

Die Erde war bestürtzt, gantz Amathunt betrübt,
Was Unglück hatte doch der Venus Schimpff erreget
Bey denen, die sich offt in ihrem Thun geübt!
Sie hatte nunmehr selbst die Trauer angeleget,
Kein Weyrauch brandte mehr in Paphos ihr zur Ehr,
Ihr Bogen war entzwey, die Köcher hiengen leer.

Ihr Mund, aus welchem sie eh so viel Anmuth bließ,
Sprach mit gebrochner Stimm: Verworffene Dione!
Adon, um den ich vor Olympus Zinnen ließ,
Starb jüngst, nun weist man dich von deinem Reich und Throne?
Hilff, Himmel, welcher Fall! was Noht! was Ungemach!
(Die Echo seuffzte mit, und schall't' ein traurigs Ach!)

Wo ist mein Arm? beschimpfft. Wo meine Macht? geschwächt.
Wo meine Majestät, die jederman gepriesen?
Verletzt. Wo ist mein Sohn, mein liebstes Kind? verjächt.
Wo meine Göttlichkeit? verlacht. Und ich? verwiesen.
Ihr Sternen, die ihr sonst nichts ungerechtes seht,
Bestraffet doch die Schuld verletzter Majestät.

Idalia, zur Wuht! es muß gehorchen seyn,
Der Grundstein deines Reichs will sich auff Triebsand gründen,
Die Strahlen deiner Ehr verliehren ihren Schein,
Du must dich heute noch was grosses unterwinden.
Getreue, gebet Raht, wie wird mein Thron geschützt,
Wie wird der Schlag zertheilt, der auff Dione blitzt?

So redte Cypria die Schaar der Nympfen an,
Die gleich auff ihr Geheiß in Amathunt erschienen,
Aglaja sprach bestürtzt: Ist Venus in dem Ban
Vom Götter-Raht gethan, die Fürstin, der wir dienen?
Hör' an geschwinden Raht, befeste deinen Thron,
Verwirff den Urthels-Spruch durch Appellation.

Der Raht war allen lieb, und Venus stimmte ein,
Sie hätten sich gesammt in einem Wahn verglichen,
Die Götter müsten nicht zu hauff gewesen seyn,
Das Urthel sey durch List und falsche Bitt' erschlichen,
Da kaum der halbe Raht dem Urthel beygewohnt,
Da hätte man sie schnell und listiglich enttrohnt.

Der Götter meister Theil hätt' einen Groll auff ihr,
Sonst würden sie ja nicht ihr eignes Mitglied hassen,
Sie stellten sich diß Thun so fest und wichtig für,
Daß sie nun Amathunt beschlossen zu verlassen,
Sie machten sich auch gleich zur schnellen Fahrt bereit,
Und sahn die Himmels-Burg in gar geschwinder Zeit.

Sie kamen ohn Verzug im Raht der Götter an,
Woselbst ein schröcklicher Tumult darob entstanden,
Es ließ, als wenn das Thun ein besser Licht gewan,
Dieweil die gantze Zahl der Götter war verhanden,
Denn Pallas und Neptun, Mars, Bachus und Bellon
Erschienen allzumahl auff ihrem Himmels-Thron.

So bald sich nun der Raht an seinen Ort gesetzt,
Baht Venus um Verhör, den man ihr auch gewehrte,
Drauff fing sie klagend an: Hier komm ich, hoch verletzt,
Beschimpfft, ich Cypria, ich freventlich entehrte!
Es ist vermuhtlich schon bekandt dem grossen Raht,
Wie man Idalia, O Schimpff! verwiesen hat.

Weil aber Zevs durch List und Unwahrheit bethört,
Da alle Götter nicht einmahl beysammen waren!
Da man auch nicht einmahl die Zeugen abgehört,
Und also, wider Recht, gantz nulliter verfahren;
Als werde ich hiemit, durch Unrecht, Spott und Hohn
Und Noht gemüßiget zur Appellation.

Darum beehre mich der Götter hoher Chor,
Mit vorgehabter Gunst, und löse mich vom Banne,
Damit ich meines Reichs und Herrschafft nach wie vor
In ungestörter Ruh mich wiederum bemanne,
Und dann bestraffe man Apoll, der mich verjagt,
Und mir auf mein Geheisch Apostel hat versagt.

Die Reden unterbrach ein flusterndes Gelaut,
Das eine grosse Reih verschiedener Poeten
Im Zulauff angeregt, weil ihnen anvertraut,
Wie auff dem Helicon ihr Ruhm fast untertreten,
Die Freyheit hoch gekränckt, da ihnen das Gericht
Verbohten, Venus nie zu nennen im Gedicht.

Weil dieses Urthel nun den Hoffmann sehr entrüst,
So hub er also an: Durchlauchte Majestäten,
Wofern es eurem Raht nicht sehr zu wider ist,
So höret, wie man uns unschuldige Poeten
Von wegen Gnidien verdammt im jüngsten Raht,
Weil mancher etwas frey von ihr geschrieben hat.

Wie schläget Zoil doch, wenn er Apoll ersucht,
Gedichte von der Lieb' auffs schärffste zu verbiethen,
Noch Zevs, noch die Natur hat keuschen Trieb verflucht,
Wohl aber untersagt, nichts viehisch auszubrühten.
Nicht nennen solches Glied, das Moses heilig nennt,
Wer hat wol solches Ding für thöricht nicht erkennt?

Verwirfft man Augustin und andre Väter auch,
Sind ihre Schrifften dann vom Lieben nicht zuwidern?
Man unterscheidet nicht den Nahmen von dem Brauch,
Schilt man die Aertzte wol, wenn sie den Leib zergliedern?
Wer unkeusch etwas liest, und nicht von Wollust frey,
Der meß' ihm selbst die Schuld, und nicht dem Dichter, bey.

Wo ein unschuldigs Wort den Leser ärgern kan,
So muß er nicht das Lied des Salomonis lesen;
Wer sich an Worte stößt, von solchem glaubet man,
Er sey im Haupt verwirrt, und könne schwer genesen;
Wenn ein Theologus von Liebes-Händeln schreibt,
So hört man nicht, daß sich ein Lästrer an ihm reibt.

Hüllt sich die Andacht bloß in schwartze Kleider ein,
Urtheilt die blinde Welt also nur nach Personen?
So mag ich nunmehr auch kein Dichter weiter seyn,
Nehmt hin, die mir von euch ertheilte Lorbeer-Kronen.
Ist eines Dinges Nahm nun wider die Vernunfft!
Wo will Delanero hin, wohin der Aertzte Zunfft!

Verfällt die Treflichkeit des edelsten Flamin,
Wenn er der Welt ein Buch von Liebes-Händeln schencket?
Wie öffters kömmt mir noch die Schutz-Schrifft in den Sinn,
Die Renaud Sanchez Buch vom Ehstand angehencket!
Verwirfft man hier ein Wort vom Liebes-Trieb so leicht,
Hat mans doch Fürsten woll in Kupffern überreicht.

So ist der Welt Gebrauch, sie saugt aus Blumen Gifft,
Und läst durch falschen Schein der Andacht sich bethören,
Unglücklich, wen also ein widrigs Urtheil trifft,
Woran ein Weiser sich doch nicht viel pflegt zu kehren!
Macht man die Redens-Art verbuhlter Thats kund,
Legt man ihr keinen Spruch aus Psalmen in den Mund.

Urtheile dann hieraus, allsehnder Jupiter,
Ob das Gericht mit recht der Freiheit uns beraubet,
Urtheile, grosser Fürst, ob man nicht allzusehr
Und leicht der Spötterey des Zoilus geglaubet!
Urtheile, ob ich nicht zur Leuteration
Mit Recht gemüßigt sey vor deiner Hoheit Thron!

Und hiemit brach er dann die Reden endlich ab,
Worauff der Götter Raht, der alles recht erwogen,
Nach reifflichern Bedacht ein solches Urthel gab:
„Wir Zevs, zusammt dem Raht des grossen Himmel-Bogen
Nachdem wir allzumahl bedächtlich angehört,
Wie Appellantin meint, sie fünde sich beschwert,

Indem sie darthun kan der Handlung Nichtigkeit,
Und so gemüßigt sey, an uns zu appelliren;
Als geben wir hiemit ihr dieses zum Bescheid:
Besagtes Urthel ist zwar nicht zu syndiciren,
Doch wird dasselbe noch also von uns erklährt:
Wenn Venus zeigen kan, sie sey durch List gefährt,

Die Zeugen nicht gehört, sie boßhafft angeklagt,
Nur bloß, damit Apoll möcht' ihre Hoheit schwächen,
Daher er ihr den auch Apostolos versagt:
So sey Beklagte zwar von allen loß zu sprechen,
Doch mit dem Vorbehalt, nach reiffem Ueberschlag,
Ein Prob-Stück ihrer Macht zu legen an den Tag."

So ward Idalia des Bannes wieder loß,
Dagegen Zoilus zum Widerruff verdammet,
Der Jungfern Freude war hierüber trefflich groß,
Weil ihre Liebes-Gluht von neuen angeflammet,
Denn wann wir nur von hier nach Hamburg wollen gehn,
So werden wir davon ein klares Beyspiel sehn.

Die Dichter hielten nun auch um ihr Urthel an,
So ihnen alsobald, des Inhalts, ward gegeben:
„Dieweil der Götter Raht gar nicht ersehen kan,
Wie man der Dichter Zunfft um leere Worte eben
Durch neulichen Befehl die Freyheit hat gekränckt,
Wird ihnen selbige auffs neu hiemit geschenckt."

Was frohe Lust entstund in eines jeden Sinn!
Ein jeder war bemüht ein Dancklied abzufassen,
Doch, ich gedencke schon nach Hamburg wieder hin,
Und werde diese Zunfft in ihrem Himmel lassen,
Man murmelt ja daselbst von einem Liebes-Blick,
Gelt! Venus zimmert da ihr neues Meisterstück.

So ists, ich irre nicht, sie wird, geehrtes Paar,
Die aberbeste Prob' an dir zuerst erweisen,
Ich wünsche Glück dazu, damit wir übers Jahr
Dich mannhaft und vergnügt, und recht gesegnet preisen,
Auch wenn die Sonne wird zum Bocke niedergehn,
Ein kleines Petergen in deinen Wiegen sehn.

Carl Ludwig Fernow

ward am 19. November 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Pasewalk in der Ukermark geboren, wo sein Vater als Knecht auf dem dortigen Edelhofe diente. Die Gutsbesitzerin, eine Frau von Necker, nahm sich des hoffnungsvollen Knaben an, konnte jedoch nur bis zu seinem zwölften Jahre für ihn sorgen, wo er als Schreiber zu einem Notar kam. Ein Jugendstreich brachte ihn jedoch von hier fort, und er ward nun als Lehrling zu einem Apotheker in Anclam gethan, dessen Kunst er mit großem Fleiße erlernte. Nach beendigten Lehrjahren kam er als Gehülfe nach Lübeck und machte hier die Bekanntschaft des Maler Carstens, durch den sein ganzes Leben eine neue Richtung bekam. Er entsagte nun seinem früheren Beruf und beschloß ganz der Kunst, für die er große Neigung in sich fühlte, zu leben. Nachdem er eine Zeitlang in Ratzeburg gelebt und sich durch Zeichenunterricht und Portraitiren ernährt hatte, begab er sich zu gleichen Zwecken nach Ludwigslust, und von da nach Weimar, wo er durch falsche Versprechungen angelockt, eine glückliche, seinen Wünschen entsprechende Zukunft zu finden hoffte. Er sah sich jedoch schwer getäuscht und ging nach Jena; hier führte ihn die Neugier in Reinhold's Vorlesungen, welche ihn so entzückten, daß er sich entschloß da zu bleiben. — Ein näheres Verhältniß zu dem vortrefflichen Lehrer gestaltete sich bald, durch ihn lernte er Baggesen kennen und dieser machte ihm den Antrag, auf einer Reise durch die Schweiz und Italien sein Begleiter zu seyn. Fernow's heißester Wunsch sollte dadurch in Erfüllung gehn; leider aber ward Baggesen als sie nur erst einen kleinen Theil Italiens besucht hatten, durch Familienverhältnisse zurückgerufen; Fernow fand jedoch die Unterstützung wohlwollender Gönner, namentlich des Grafen Purgstall und des Baron Herbert und so gelang es ihm 1794 Rom zu besuchen und es für längere Zeit zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen. Er beschäftigte sich hier, im vertrauten Umgange mit seinem Freude Carstens vorzüglich mit Studien über Kunst und Literatur, vermählte sich mit einer Römerin und kehrte 1803 nach Deutschland zurück. An der Universität zu Jena als außerordentlicher Professor angestellt, verweilte er hier jedoch nicht lange, sondern nahm 1804 die Stelle eines Bibliothekars der verwittweten Herzogin Amalie in Weimar an. Er starb hier, an den Folgen einer Pulsadergeschwulst am 4. December 1808.

Seine Schriften sind:

Ariosto's, des Göttlichen Lebenslauf. Zürich, 1809.
Ueber Canova und dessen Werke. Zürich, 1806.
Leben des Künstlers A. J. Carstens. Leipzig, 1806.
Francesco Petrarca. Herausgegeben von L. Hain. Leipzig, 1818.
Italienische Sprachlehre. 2 Thle. Tübingen, 1804. N. A. 1815.
Römische Studien. 3 Bde. Zürich, 1806—1808.
Gemälde von Rom. Gotha, 1802.
Außerdem besorgte F. Ausgaben von Winkelmann's Werken, Dante, Petrarca, Tasso, u. s. w. u. s. w.

Ein eifriges, redliches Streben nach Klarheit und Gründlichkeit, innige Liebe und Anerkennung des Schönen, und eine edle, sorgfältige Darstellungsweise sind kein geringer Schmuck von Fernow's kunstphilosophischen und literärischen Leistungen und haben denselben einen dauernden Werth erworben. Um die Verbreitung und tiefere Kenntniß der italienischen Sprache und Literatur in unserem Vaterlande hat er sich außerordentlich verdient gemacht; seine italienische Sprachlehre, sowie seine Ausgaben italienischer Dichter reihen sich dem Besten an, was je in diesem Fache von deutschen Gelehrten geleistet worden ist. —

Francesco Petrarca.*)

Erster Abschnitt.

Ueber den Rang des Petrarca unter den Dichtern seines Jahrhunderts, über seine lateinische Poesie und über seine Krönung.

Die Rangordnung der drei Dichter des XIV. Jahrhunderts hat das Jahrhundert selbst bestimmt: Dante, Petrarca, Boccaccio.

Vom Boccaccio wird hier nicht weiter die Rede seyn. Seine Romane und sein großes episches Gedicht la Teseide sind vergessen; seine Eklogen haben kein besseres Schicksal ge-

---

*) Dargestellt von C. L. Fernow. Herausg. von L. Hain. Leipzig, 1818.

habt. Nur die Prose des Decamerone lebt noch, und wird immer leben, als das älteste und vollkommenste Muster der reinen und zierlichen Schreibart. Die Canzoni, welche jede Giornata dieses berühmten Werks schließen, erhalten sich bloß durch das Ansehen desselben, und verathen nur einen mittelmäßigen Dichter.

Ich zweifle sehr, ob Petrarca mit dem Platze zufrieden gewesen ist, den sein Jahrhundert ihm in der Dreizahl seiner Dichter anwies. Es ist ein Brief von ihm vorhanden, in welchem er zu zeigen sucht, daß er auf Dante nicht eifersüchtig sei; aber die Mühe, die er sich deshalb giebt, und die Länge des Briefes selbst scheinen mir vielmehr das Gegentheil zu beweisen. Er gesteht, daß Dante's Ideen edel, aber seine Schreibart gemein sei, und erkennt ihm den Preis der Wohlredenheit in seiner Muttersprache zu, ohne zu ahnden, daß er ihm dadurch alles einräumt, und ihm das höchste Lob ertheilt.

Diese Eifersucht blickt aus einem seiner Sonette hervor, wo er sagt:

S'io fossi stato fermo alla spelunca,
Là dov' Apollo diventò profeta,
Fiorenza avria fors' oggi il suo poeta,
Non pur Verona, e Mantova ed Arunca.
Son. CXXXIII.

Blieb ich einst standhaft in der Höhle stehen,
Da, wo Apollo wurde zum Propheten,
Hätt' auch Florenz vielleicht seinen Poeten,
Nicht bloß Verona, Mantua, gesehen.

Wie? hatte denn Florenz nicht bereits vor ihm seinen Dichter gehabt? und war Dante nicht Dichter von Florenz? Aber vielleicht wollte er bloß von lateinischen Dichtern reden; das würde ihn entschuldigen, und dieß könnte wohl, genau besehen, wirklich der Fall seyn.

Die drei großen Schriftsteller des XIV. Jahrhunderts wurden von einem Vorurtheile beherrscht, das sie zugleich mit ihrer gelehrten Bildung eingesogen hatten, und welches der damalige Zustand der italienischen Literatur in ihnen nährte. Sie hielten die gelehrten Sprachen allein für würdig, in denselben zur Nachwelt zu reden, und glaubten, daß in den lebenden Sprachen nur ein gemeiner und vorübergehender Ruhm zu erwerben sei. Sie hatten eine zu geringe Meinung von der italienischen Sprache: sie hielten sie für untauglich, etwas Schönes und Großes auszudrücken; und obgleich sie selbst dieselbe bildeten, verschönerten und vervollkommneten, so schämten sie sich doch beinahe, sie für die ihrige zu erkennen.

Dante hatte zuerst sein großes Gedicht in lateinischen Hexametern begonnen, aber weislich gab er diesen Vorsatz auf. Petrarca und Boccaccio hingegen erröthten über ihre italienischen Werke wie über nichtige Kinderspiele, ja einigemal fühlten sie sich versucht, dieselben den Flammen zu opfern, und wünschten stets, sie vernichten und aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgen zu können.

Petrarca jammert, daß sein Canzoniere, sein einziges Werk in der Volkssprache, zu allgemein bekannt geworden sei, und beklagt bitterlich, daß er mit Dante das Unglück theilen müsse, seine Gedichte durch Aller Mund gehen zu sehen. Wahrlich ein sonderbares Unglück für Dichter! Seinen wahren Ruhm hoffte er von seinen lateinischen Schriften; und kaum ließ die Stimme der Zeitgenossen, welche schon seinen italienischen Gedichten den Preis zuerkannte, ihn ahnden, daß die schönen Augen der Laura aus seinen Gedichten noch den künftigen Geschlechtern funkeln würden; zur deutlichen Einsicht ihres wahren Werthes gelangte er nie. Bloß, wie es scheint, um Lauren zu rühren, sagt er Son. CLXX.

Quest' ardor mio, di che vi cal sì poco,
E i vostri onori in mie rime diffusi
Ne porian infiammar fors' ancor mille:

Ch' io veggio nel pensier, dolce mio foco,
Fredda una lingua, e duo begli occhi chiusi
Rimaner dopo noi pien di faville.

Dieses mein Glühn, das Euch so wenig theuer,
Und Ruhm durch meine Vers' ergossen,
Könnten noch Tausende vielleicht entzünden;

Im Geiste seh' ich, wie mein süßes Feuer
Und eine frost'ge Zung' und, fest verschlossen,
Ein Augenpaar nach uns viel Gluth entbinden.

Aber nach dem Tode Laura's nimmt seine Ahndung zu:

S'io avessi pensato, che sì care
Fossin le voci de' sospir miei in rima — —
Son. CCLII. vergl. mit Son. CCLIV. am Ende.

Hätt' ich gedacht, daß jemals sich bewährte
Im Lied so theuer meiner Seufzer Minnen ꝛc.

Forse avverrà, che'l bel nome gentile
Consacrerò con questa stanca penna.
Son. CCLVI. desgl. Son. CCLVII.

Vielleicht daß ich den schönen, hohen Namen
Verherrliche mit diesem schwachen Kiele.

E se mie rime alcuna cosa ponno,
Consecrata fra i nobili intelletti
Fia del tuo nome qui memoria eterna.
Son. CCLXXXIII. desgl. Canz. XXIX.

Und wenn es meinen Reimen ward beschieden,
Sei hoch gefeiert unter edeln Meistern
Hier ewig deines Namens Angedenken.

Endlich sagt er auch in einem Briefe an Malatesta von seinem rime volgari: Leguntur que libentius, quam quae serio postmodum validioribus annis scripsi. Sen. Lib. XIII, 10.

Die Nachwelt hat endlich dieses Vorurtheil zerstört. Die lateinischen Schriften des Petrarca ruhen mit denen des Dante und Boccaccio im Staube, während die divina Commedia, das Decamerone, und die Verse, zu denen Laura ihren Sänger begeisterte, als ewige Denkmäler der Sprache und Poesie glänzen.

Die lateinischen Gedichte Petrarca's bestehen in zwölf Eklogen, in versifizirten Episteln und in der Africa oder Scipiade, nebst einigen andern kleinen Gedichten.

Obgleich der Genius eines solchen Dichters sich nie durchaus verleugnen kann, so fließt hier doch seine Ader nicht mit derselben Fülle und Leichtigkeit. Sprache und Vers wollen sich seinen oft sehr schönen Gedanken nicht anbequemen, und auch wann er seinen Gegenstand wohl gewählt hat, so ist's als ob er ihn mit einem stumpfen Werkzeuge bearbeite. Sein Latein, obgleich über sein Zeitalter erhaben, schmeckt doch nach dem Rost desselben; es ist weder rein noch richtig; sein Vers ist gezwungen hart, und verstößt nicht selten gegen die ersten Regeln der Prosodie.

Aber eine ähnliche Liebe, wie die, welche Eltern gewöhnlich für ihre mißgestalteten oder mißrathenen Kinder haben, empfand Petrarca für sein Africa, das sein geliebtestes, aber zugleich verzogenes Schooßkind war. In der That verdarb er dieß Gedicht aus übergroßer Zärtlichkeit und Besorgniß für dessen Schicksal. Seit dem Jahre 1339, wo er zu Vaucluse den Plan desselben entwarf, und während der 35 Jahre seines übrigen Lebens ward er nicht müde daran zu feilen, und es, wie er fälschlich wähnte, zu vervollkommnen; deßungeachtet hinterließ er es nach seinem Tode nicht nur unvollendet, sondern unvollkommener, als es je gewesen war.

Petrarca glaubte damals, daß des Silius Gedicht vom punischen Kriege unwiederbringlich verloren sei, und ahndete nicht, daß es im Anfange des folgenden Jahrhunderts (1416) aus dem alten Thurme der Abtei St. Gallen hervorgehen würde, um sein Africa, daß schon einen Theil seines Ansehens verloren hatte, völlig zu verdunkeln. Poggio, der die Handschrift jenes alten Gedichts aus dem Staube hervorzog, konnte dem Ruhme Petrarca's keinen schlimmeren Dienst leisten. Denn, wenn auch Silius kein Dichter vom ersten Range ist, so hat er doch den Vertheidiger und den Ueberwinder Karthago's in einem weit edlern Tone besungen; und zwischen der Scipiade und dem Gedichte des Silius ist ein größerer Abstand, als zwischen diesem und der Aeneide.

Und doch war sie das Werk, von welchem Petrarca seine Unsterblichkeit erwartete. In der Prüfung, welche er vor dem Könige Robert in Neapel bestand, ehe dieser ihn der Dichterkrone würdig erklärte, las er demselben einen Theil seines Gedichts vor. Und nachdem er diese Krone feierlich empfangen hatte, glaubte er sie doch nicht eher verdient zu haben, als bis sein Gedicht vollendet wäre.

Er legte sowohl auf diese unbedeutende Arbeit, als auf jene eitle Ehre einen zu hohen Werth; doch das letztere ist zu entschuldigen. Wo ist der Dichter, dessen Ehrgeiz es nicht schmeicheln würde, zu gleicher Zeit von der pariser Universität und vom römischen Senat zur Krönung eingeladen zu werden, und die Krone auf dem Kapitol zu empfangen, wo diese Ehre seit dem Statius keinem Dichter mehr wiederfahren war? Aber man führt noch zwei Beweggründe an, welche ihn vermochten,

nach dieser Ehre zu streben, oder die ihm dieselbe unendlich schätzbar machten.

Erstlich glaubt man, daß er dadurch gegen die Verfolgungen sich zu sichern gesucht, welchen er als Dichter ausgesetzt war. Da er in der Meinung des Innocenz VI. und der Andächtlinge seines Hofes für einen Zauberer galt, so habe er, sagt man, öffentlich und in Rom selbst die Weihe der Poesie empfangen wollen, um sich dem Bannfluche zu entziehen, und unter seinem Lorbeer vor dem Blitzstrahle der Kirche gesichert zu sein. Aber in den Nachrichten von seinem Leben findet sich, daß diese Gefahr ihm erst nach seiner Krönung drohete; es ist also nicht wahrscheinlich, daß dieselbe darauf Einfluß gehabt habe.

Gegründeter war vielleicht der andere Beweggrund, den man ihm zuschreibt; je phantastischer dieser scheint, desto mehr war er geeignet, auf seine Phantasie zu wirken. Es war nämlich nichts anders, als die Beziehung des Lorbeers auf den Namen Laura, und die Aehnlichkeit seiner Liebe zu derselben mit der des Apollo zur Daphne; auch umarmten beide, statt ihrer Geliebten, nur den Baum, der ihren Namen führte, und hatten bloß den leidigen Trost, ihre Stirne, ihre Leier und ihren Köcher mit dem heiligen Laube desselben zu schmücken. Auch läßt sich an dem Einflusse dieses Beweggrundes auf Petrarca's Geist um so weniger zweifeln, da er selbst es ausdrücklich gesteht:

> Con costor colsi il glorioso ramo,
> Onde forse anzi tempo ornai le tempie
> In memoria di quella, ch' io tant' amo.
> Trionfo d'amore Cap. IV.

> Mit diesen ich den Zweig des Ruhmes pflückte,
> Womit ich, der Geliebten zum Gedächtniß,
> Mir vor der Zeit vielleicht die Schläfe schmückte.

Am wenigsten aber ahndete ihm wohl, daß seine schöne Provenzalin allein ihm in der That die rechtmäßigen Ansprüche auf den Lorbeer gab, und daß die geringste seiner Canzoni, die er zu ihrem Lobe sang, denselben unendlich mehr verdiene als seine Scipiade und seine andern lateinischen Gedichte. Diese letzteren konnten seinen Lorbeer nicht vor dem Verwelken schützen; jene hingegen erhalten ihn in ewiger Frische, und durch sie wird er noch in den spätesten Jahrhunderten fortgrünen.

Was ist übrigens diese Krönung anders als ein eitles Gepränge, das weder poetisches Talent geben, noch dessen Daseyn beglaubigen kann? An wie viele Köpfe ist nicht seitdem diese feierliche Handlung unnütz und unverdient verschwendet worden, und fast ist Petrarca der einzige seiner Nation, der seiner Krone Ehre gemacht hat. Dadurch, daß man dieselbe ohne Unterschied auch an Unwürdige verschwendete, kam sie bald um ihren Ruf und fiel in allgemeine Verachtung, wie wir zu seiner Zeit sehen werden.

Zweiter Abschnitt.

Ueber Petrarca's italienische Poesie.

Doch wir wollen uns hier nicht mit Petrarca's lateinischer Poesie beschäftigen. Durch seine italienischen Dichtungen ragt er über Alle hervor, und auf sie ist sein ganzer Ruhm gegründet.

Obgleich Dante für die Bildung seiner Muttersprache sehr viel gethan hat, indem er sie mit dem Hauche seines Genius belebte, so muß man doch bekennen, daß eigentlich Petrarca das Werk ihrer Veredlung vollbrachte. Er ist der reinste und zierlichste Schriftsteller seines Jahrhunderts, das Vorbild aller künftigen Dichter, der Liebling der Musen, Grazien und Liebesgötter.

Ihm verdankt die lyrische Poesie der Italiener ihren schönsten Glanz. Cino und Dante, welche dieselbe vor ihm bearbeiteten, und von denen besonders der letzte sie ihrer Vollkommenheit um vieles näher brachte; senken dennoch ihre Leier vor der seinigen. Er brach sich in dieser Gattung eine neue Bahn, oder vielmehr er schuf in derselben eine neue Art, von der man vor ihm keinen Begriff hatte.

In dieser Dichtungsart, zu der sein Talent und die zarte Empfindsamkeit seiner Seele den Keim enthielten, der durch die sonderbaren Ereignisse seines Lebens und seiner Liebe bloß entwickelt wurde, hat er alles ergossen, was seine schöne Phantasie dichtete, oder sein reich geschmücktes Gedächtniß ihm darbot, so daß selbst entlehnte Gedanken bei ihm durch die Art und Weise, wie er sie seinem Hauptgedanken beimischt und verschmelzt, einen Anstrich von Originalität erhalten.

Uebrigens schöpfte er aus guten Quellen des Alterthums, die er zum Theil selbst wieder aufgefunden hatte. Man weiß daß er weder Mühe noch Kosten sparte, um die alten lateinischen Klassiker wieder zu entdecken, welche durch die Barbarei der Zeiten unter Schutt und Trümmer verborgen lagen. Ihm verdankt man die Briefe des Cicero, und die erste Handschrift des Quintilians. Auch des Erstern Abhandlung de Gloria besaß er, aber sie ging wieder verloren, dadurch daß er sie unvorsichtiger Weise einem Freunde lieh, der sie dringender Bedürfnisse wegen versetzte. Mit nicht geringerer Wißbegierde besuchte er die Trümmer und Denkmäler des alten Roms, die Rom selbst nicht mehr kannte. Mit einem Worte, er war der Wiederhersteller der Wissenschaften und der Künste des XIV. Jahrhunderts.

Von der tiefsten Achtung für den Virgil durchdrungen, bezeugte er dem Geburtsorte desselben seine Huldigung und besuchte sein Grabmal, gleichsam um den Schatten des alten Dichters zu beschwören. Dante glaubte, seinem großen Lehrer und Führer eine besondere Gunst zu erweisen, indem er die Seele desselben in den Limbus versetzte; aber Petrarca war geneigt zu glauben, daß derselbe auch aus dem Limbus erlöset sei, und sich unter denen befunden habe, die Christus daraus befreite, als er die Pforten der Hölle zerbrach.

Die Muse, welche das Zeitalter des August verschönte, herrscht durchaus in den italienischen Versen Petrarca's; und es ist zu bewundern, daß er in diesen weit klassischer ist, und den Virgil und Horaz weit besser, als in ihrer eignen Sprache nachahmt, wo seine Nachahmungen immer ein gewisses fremdartiges Ansehen haben, statt daß sie in seiner Muttersprache gleichsam naturalisirt erscheinen.

Weniger war er im Stande, aus griechischen Schriftstellern zu schöpfen, deren Sprache ihm, wie seinem Zeitalter überhaupt, noch unbekannt war; doch hatte er den lobenswürdigen Trieb, sie zu erlernen, ohne daß er denselben befriedigen konnte. Der berühmte Mönch Barlaam war eine Zeit lang sein Lehrer in derselben, aber ohne Erfolg; denn noch im Jahre 1354 bekannte Petrarca, daß er kein Griechisch verstehe; und, daß er es auch im Jahr 1366 noch nicht verstanden habe, beweis't die außerordentliche Freude, welche ihm die lateinische Uebersetzung der Iliade und eines Theiles der Odyssee von Leon Pilatus verursachte. Doch auch in dieser schlechten Uebersetzung erkannte er das Hauptverdienst Homers, und nannte ihn den größten Maler der Vorwelt.

> — — — quell ardente
> Vecchio, a chi fur le Muse tanto amiche,
> Ch' Argo, e Micene, e Troja se ne sente.
>
> Questi cantò gli errori e le fatiche
> Del figliuol di Laerte e della Dive,
> Primo pittor delle memorie antiche.
> Trionfo della Fama, Cap. III.

> — — — Nebst dem feur'gen Greise,
> So werth den Musen, daß davon berichten
> Argos, Mycene, Troja gleicher Weise;
>
> Irrsaal und Nöthen sang er in Gedichten
> Von des Laertes und der Göttin Sohne;
> Der erste Maler Er alter Geschichten.

Die Beschuldigungen, daß er die provenzalischen Dichter, und vornehmlich einen gewissen Mossen Jordi (Monsieur George) geplündert habe, der um die Mitte des XIII. Jahrhunderts am Hofe Königs Jakob II., des Eroberers, lebte, übergehe ich hier. Noch weniger will ich ihm zum Vorwurfe machen, daß er die sizilianischen, italienischen und toskanischen Dichter, die vor ihm gelebt, besonders den Cino von Pistoja und Dante, benutzt hat, von dem er, seiner Eifersucht ungeachtet, doch öfter ganze Redensarten und selbst Gedanken entlehnt hat.

Was ist natürlicher, als daß ein Dichter in einer Sprache, die sich gebildet hat, die Bemühungen derer benutzt, welche sie zuerst bearbeiteten, und auch fremder verwandter Sprachen Beihülfe sucht? Das waren gemeinsame Schätze, deren Petrarca sich bedienen konnte und mußte. Warum hätte er darin bedenklicher seyn sollen, als späterhin Bembo, Caro, Ariosto, Tasso und die andern Dichter des XIV. Jahrhunderts in Hinsicht seiner verfahren haben, wo doch die Sprache bereits den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht hatte, und welche dennoch nicht verschmähten, ganze Verse von ihm zu entlehnen, wie sich sehr leicht nachweisen läßt. Endlich haben wir schon bemerkt, daß er die Kunst besaß, das von andern Entlehnte zu verschönern und ihm den Reiz der Neuheit zu geben.

Auch müssen wir bemerken, daß er denen, welche er für die Väter der italienischen Poesie und Sprache anerkennt, volle

Gerechtigkeit widerfahren läßt. In einer seiner Canzoni beweis't er ihnen seine Achtung auf eine seltsame Weise dadurch, daß er jede Stanze derselben mit dem Anfangsverse eines ihrer Gedichte schließt (Canz. VII.). Diese Dichter sind der Provenzale Arnaldo Daniele, Guido Cavalcanti, Dante, Cino von Pistoja und er selbst; dagegen hat er sowohl hier, als in der Aufzählung der berühmten Ausländer, deren Lob er singt, den Mossen Jordi vergessen. Unter seinen Sonetten ist noch eines vorhanden, worin er den Tod Cino's von Pistoja mit zärtlichem Schmerze beklagt (Son. LXIX.), und ein anderes auf den Tod seines Freundes Sennuccio (Son. CCXLVI.), in welchem er denselben beschwört, in seinem Namen alle die großen Dichter zu grüßen, die er in der Sphäre der Venus versammelt finden werde.

Die Italiener erheben sehr die Kunst und den Mechanismus in Petrarca's Versen und zeigen das Vortreffliche derselben auch in den kleinsten Theilen; seine äußerste Feinheit in der Stellung der Wörter, um für jeden Gegenstand den angemessensten Fall und Klang zu treffen; seine geschmackvolle Wahl in der Anwendung der Freiheiten, woran die Sprache der italienischen Poesie nicht minder reich ist als die griechische, besonders in der Freiheit, die Wörter am Anfange, in der Mitte und am Ende um eine Sylbe zu kürzen; eine Sylbe in zwei auszudehnen, oder zwei Sylben in eine zusammenzuziehen; und in der Freiheit, zwei Vocale zusammenstoßen zu lassen, deren mäßiger und wohlgewählter Gebrauch oft große Wirkung thut, wie z. B. in dem Verse Virgils:

Ter sunt conati imponere Pelion Ossae.

Sie bemerken ferner das Ueberschreiten der Verse, wodurch zuweilen der Sinn aus einer Stanze in die folgende fortgeführt wird; welches man in den italienischen Oden oder Canzoni gewöhnlich für einen Fehler hält, obgleich es in den Oden der Griechen und Lateiner nicht dafür gehalten wurde. Beim Petrarca ist dieß keine Nachlässigkeit, kein Vergessen, sondern eine vorsetzliche Uebertretung der Regel, wo das Genie die Schranken derselben durchbricht, um dadurch größere Schönheiten zu erreichen, indem es den schicklichen Moment kennt, wo es sich ihres lästigen Joches, das seinen Flug hemmen würde, entledigen darf.

Endlich haben auch die Dilettanti, welche sich einer besondern Zartheit des Geschmacks rühmen, einen bemerklichen Unterschied zwischen den Sonetten, welche bei Laura's Lebzeit gedichtet worden, und denen, welche ihren Tod betrauern, zu finden geglaubt. In den erstern herrscht jene Würde mit Lieblichkeit gemischt, welche einen gemäßigten Styl bilden, in den letztern herrscht die Würde vor und gibt dem Style einen erhabeneren Charakter.

Man kann alles dieses zugeben, ohne darum anzunehmen, Petrarca habe dieß mit kleinlicher Sorgfalt vorsetzlich gesucht; der wahre Dichter thut das nie. Es findet sich, ihm selber unbewußt, in seinem Genius, in dem zarten Gewebe seiner Nerven, in der harmonischen Stimmung seines Ohres; es ist ein Geschenk der Natur, das aus keiner Poetik geschöpft, sondern nur durch Uebung nach großen Mustern gebildet wird.

Die Versarten, deren sich Petrarca bedient, sind nicht von seiner Erfindung. Er nahm sie von den Sicilianern und Provenzalen, aber gab ihnen eine bessere Gestalt. So z. B. veredelte er die Form der Canzoni dadurch, daß er nur Verse von eilf und von sieben Sylben dazu nahm. Es sind ungefähr dreißig solcher Canzoni von ihm vorhanden, fast sämmtlich Meisterstücke. In dieser Dichtungsart ist er besonders vortrefflich, ja man kann sagen, unnachahmlich. In seinen Sonetten, welche den größten Theil seiner Gedichte ausmachen, findet sich Treffliches, minder Schönes und Mittelmäßiges unter einander; noch geringeren Werth haben seine Balladen und Madrigale, aber glücklicher Weise ist ihre Anzahl nur klein.

Aber man möchte wünschen, daß er sich gewisser seltsamer Formen gänzlich enthalten hätte, welche kein anderes Verdienst haben, als das der Schwierigkeit, wenn diese je ein Verdienst seyn kann, und welche durch den unglaublichen Zwang, den sie dem Dichter auflegen, nur falsche oder frostige Gedanken, schleichenden Ausdruck, Lückenbüßer und gehaltleere Verse erzeugen.

Dergleichen sind die Corone, oder Sonettenkränze, wo der Sinn sich durch mehrere mit einander verbundene Sonetten hindurch windet; obgleich Petrarca sich zum Theil der Fesseln entledigt hat, womit die Gesetze dieser schon an sich abgeschmackten Dichtungsart den Dichter binden.

Dergleichen sind ferner eine Art von Canzoni, wo die Reime nur von Stanze zu Stanze wiederkehren, so daß die Verse der ersten Stanze gar keinen Reim haben, alle folgenden aber auf die Endsylben der ersten reimen, die man nach einem Zwischenraume von sieben bis acht Versen bereits vergessen hat. Ein Beispiel davon bietet die Canz. III. dar.

Dergleichen sind endlich die Sestine, die mühsamsten und nichtswürdigsten unter den Gedichten Petrarca's, die er füglich hätte dem Erfinder derselben, dem Arnaldo Daniele, lassen können, statt seinen Genius auf die Folter zu spannen, um eine Dichtungsart, die kein Erzeugniß der Poesie, sondern eine Mißgeburt der Geschmacklosigkeit ist, in seine Sprache zu verpflanzen.

Dritter Abschnitt.

Ueber den Gegenstand seiner italienischen Gedichte, über den Hauptgegenstand derselben und über den Charakter dieser Poesie.

Die Gedichte Petrarca's, die man auch unter dem Gesammttitel Il Canzoniere begreift, haben nur einen Gegenstand, von dem er sich sehr selten entfernt; und selbst die Gedichte, wo dieß der Fall ist, haben davon noch einen so starken Anstrich, daß sie kaum für Ausnahmen gelten können.

Ich zähle ungefähr zwölf Sonette, in denen er seinen Lieblingsgegenstand verläßt, und unter diesen sind vier, in denen er seinem heftigen Zorne gegen den päpstlichen Hof Luft macht, den er eine Metze, ein Babylon, einen Aufenthalt des Lasters und der Verworfenheit, dem rächenden Strahle des Himmels preisgegeben, nennt. (Son. XCI, CV, CVI, CVII.) Aber selbst in diesen Sonetten wird Laura nicht ganz vergessen. Zu ihnen rechne ich ferner noch das Sonett, welches er bei dem falschen Gerüchte von seinem eigenen Tode verfertigte, ein anderes zum Preise der Freundschaft; ein drittes über die verderblichen Wirkungen des Zorns und ein viertes, in welchem er dem Giovanni Dondi über seinen Kummer, dessen Ursache unbekannt ist, Rath und Trost zuspricht. (Son. XCVI, CVIII, CXCVI, CCVI). In einem andern beklagt er die Verachtung der Künste und Wissenschaften, welche der Schwelgerei, dem Müßiggange und dem niedrigen Eigennutze aufgeopfert werden:

Povera e nuda vai, Filosofia — — —
Son. VII.

Arm mußt und nackt, Philosophie, du schreiten.

Ein anderes sehr schönes Sonett richtet er an einen berühmten Mann aus dem Hause Colonna:

Gloriosa colonna, in cui s'appoggia
Nostra speranza e 'l gran nome Latino — —
Son. X.

Glorwürd'ge Säul, o uns'rer Hoffnung Stütze,
An der empor sich Römerherzen richten — —

Petrarca fordert ihn auf, den Prunk der Paläste und den eitlen Glanz der Hoheit zu verlassen, und mit ihm im Schatten der Fichten und Buchen am Hügel des Parnasses freier zu athmen, wo tausend bezaubernde Gegenstände die Seele zum Himmel erheben, während die süße, zärtlich klagende Stimme der Nachtigall in einem nahen Gebüsche sie wieder zur Erde herabruft und mit Gedanken der Liebe erfüllt.

Dieß Sonett ist viel schöner als ein anderes, worin er gleichfalls einen Colonna, und vielleicht den nämlichen, auffordert, den so eben über das ihm befeindete Haus Orsini erfochtenen Sieg mit aller Macht zu verfolgen, und nicht eher zu ruhen, bis er seinen Feind aufs äußerste gebracht habe. (Son. LXXXII.) Es ist unstreitig rühmlicher, seine Freunde zum unschuldigen Genuß der Vergnügungen des Landlebens einzuladen, als zu Rache und Blutvergießen anzureizen.

Das unmittelbar folgende Son. (LXXXIII) enthält eine Nachahmung der schönen Ode des Horaz (Lib. IV. Ode 8.), in welcher das Vermögen der Dichtkunst, große Männer unsterblich zu machen, über die Kunst des Phidias und Praxiteles erhoben wird; so ist in einem andern Sonett auf den Tod des Cino von Pistoja (Son. LXIX) die rührende Elegie Ovids auf den Tod des Tibull nachgeahmt, der wie Cino ein Sänger der Liebe war, und seine Delia und Nemesis, wie Petrarca seine Laura hatte, obgleich unter etwas verschiedenen Verhältnissen.

Unter den Canzoni sind nur zwei, die ihrer übrigen Gefährten und der Nachwelt unwürdig sind; die eine ist ein Mischmasch von Sprichwörtern, dessen Zweck man nicht einsieht; die andere eine nicht weniger dunkle Allegorie (Canz. XI u. XII).

Aber drei dieser Canzoni verdienen, daß wir bei ihnen verweilen, es sind nicht die minder vorzüglichen der Sammlung,

obgleich sie nicht von Liebe handeln; sie gehören alle drei zur parenetischen Gattung. (Canz. II, VI, XVI.)

Die erste, der ein dazu gehöriges Sonett vorhergeht, ermahnt die Fürsten zu einem Kreuzzuge, zu dem man sich zu derselben Zeit rüstete, als Papst Johann XXII. Avignon wieder verlassen und den heiligen Stuhl nach Rom zurückbringen sollte. Weder das eine noch das andere erfolgte; aber da beides dem Dichter gleich stark am Herzen lag, so spricht er mit außerordentlichem Eifer dafür.

Aber auch hier kann der Dichter nicht enden, ohne in seine verliebten Schwachheiten zurückzufallen. Um ganz Italien zu diesem Kreuzzuge aufzubieten, sendet er sein Gedicht dahin; er würde selbst kommen, wenn ihn nicht die Liebe mit unüberwindlicher Gewalt und unzerreißbaren Banden wider Willen in der Provence zurückhielte.

In der zweiten dieser Canzoni beschwört Petrarca einen römischen Senator, oder einen anderen angesehenen Mann, der damals über Rom waltete, den alten Glanz dieser Stadt wiederherzustellen, und die Zwietracht und Verwirrung zu ersticken, die daselbst herrschten. Er beschwört ihn in den dringendsten und kräftigsten Ausdrücken, indem er ein lebhaftes Gemälde von den Drangsalen entwirft, welchen damals das unglückliche Rom erlag, indem er vor seinen Augen die Schatten der Scipionen und Brutus und des Fabricius hervorruft, welcher letztere, diese große Unternehmung ahnend, mit Entzücken ausruft: ich erkenne mein Rom wieder, das sich zu seiner ehemaligen Schönheit verjüngen wird:

Come cre', che Fabrizio
  Si faccia lieto udendo la novella
  E dice, Roma mia sarà ancor bella.

Dann wird mit frohem Munde
  Fabricius auch, die große Mähr zu preisen,
  Rufen: „Nun wird mein Rom schön wieder heißen."

Er zeigt ihm endlich die Heiligen und Märtyrer, welche aus der Höhe des Feuerhimmels herab ihn bitten, für die Sicherheit der Tempel zu wachen, wo ihre sterblichen Hüllen ruhen, damit die Gläubigen sie ohne Furcht besuchen, und ihre heiligen Reste verehren können.

Die dritte Canzone ist von nicht geringerer Kraft. Sie athmet die Liebe zum Vaterlande, die ihn dazu begeisterte.

Italien ward zwiefach verheert; theils durch die Spaltungen, welche in den verschiedenen Staaten herrschten, und durch innere Kriege, theils durch die Horden deutscher Söldner, welche Ludwig der Baier daselbst zurückgelassen hatte. Diese Miethlinge waren jedem meistbietenden feil, und gingen bald aus dem Solde eines Herrn in den des andern über, bald verheerten sie die Länder für eigene Rechnung, und lebten auf Kosten der Provinzen, deren sie sich bemächtigen konnten.

Nachdem Petrarca diesen unglücklichen Zustand seines Vaterlandes beweint hat, ermahnt er die Fürsten Italiens, ihrem Haß und ihren Zwisten zu entsagen, um sich gegen jene fremden Raubstreicher zu vereinigen, die dann nicht länger furchtbar, und leicht vom vaterländischen Boden zu vertreiben seyn würden:

  Virtù contra furore
  Prenderà l'arme, e fia 'l combatter corto,
  Che l'antico valore
Negl' italici cor non è ancor morto.

  Und gegen Wuth wird Tugend,
  Sich rüsten, bald der Kampf zum Ziel gelangen;
  Ist in Italiens Jugend
Ja noch der alte Muth nicht untergangen.

Die Trionfi des Petrarca sind ein unvollendetes Werk, an das der Tod ihn die letzte Hand zu legen hinderte. Sie bestehen in einer Folge von allegorischen Träumen oder Gesichten von der Liebe, der Keuschheit, dem Tode, dem Ruhme, der Zeit und der Ewigkeit.

Der Inhalt dieser Dichtungen ist gemischter Art, doch herrscht auch hier die Liebe; und man kann sagen, daß alle diese Triumphe nur ein einziger, nehmlich Laura's Triumph, sind.

Die Liebe triumphirt über den Dichter. Laura's Keuschheit triumphirt über die Liebe. Der Tod triumphirt über Lauren und Laura über den Tod. Der Ruhm, welcher nebst der Liebe des Dichters Herz theilte, triumphirt über dieses Herz, aber die Zeit zerstört die Trophän des Ruhms, doch auch sie wird zuletzt von der Ewigkeit vernichtet. Dieser letzte Triumph, der einzig wahre, wird im Himmel, im Schooße der Gottheit, gefeiert. Dort auch wird er seine Geliebte wiederfinden, und wenn er schon in ihrer Liebe auf Erden so glücklich war, wie glücklich wird er seyn, wenn er sie in den ewigen Wohnungen wiedersieht!

Diese Trionfi sind voll schöner Stellen, voll trefflicher Sinnsprüche, voll großer poetischer Züge; schade, daß er nicht mehr Muße hatte, ihnen die letzte Feile zu geben, und daß Versbau und Stil darin zu sehr vernachlässigt sind.

Wir nähern uns nun dem großen Gegenstande, um welchen die Gedichte Petrarca's sich drehen, der sein Herz und seine Leier beherrscht, und der uns zugleich den Menschen und den Dichter näher bekannt machen wird.

Außer dem Charakter der Ueberlegenheit, durch den geniale Menschen sich von andern auszeichnen, haben sie auch noch ihren eigenthümlichen Charakter, durch den sie sich von einander unterscheiden. Daher kommt es, daß sie in der nemlichen Dichtungsart, oder dem nemlichen Gegenstande verschiedene Ansichten fassen, denselben ihre eigne Form ausdrücken, wodurch diese Verschiedenheit merklich und hervorstechend wird.

Aber es ist darum nicht weniger schwer zu sagen, worin diese Eigenthümlichkeit besteht. Wir haben von derselben nur dunkle Gefühle, und können sie nur durch allgemeine Ausdrücke bezeichnen. Schön, groß, erhaben, anmuthig, zärtlich, rührend, sind Ausdrücke dieser Art, aber man kann dieß alles auf tausenderlei Weise seyn; und jeder geniale Mensch hat seine eigne, welche gerade seinen Charakter bezeichnet; aber die Bestandtheile dieses Charakters sind so zart, so innig verbunden, daß sie jeder genauern Zergliederung entschlüpfen. Es ist schon genug, wenn wir nur dahin gelangen, die größern Massen zu unterscheiden; ich meine gewisse Hauptbestandtheile, gewisse stark gezeichnete Eigenschaften; aber ihre Grade, ihre Schattirungen, die Verhältnisse ihrer Mischung zu bestimmen, dazu haben wir weder Zahl, noch Gewicht, noch Maß.

Diesen Grundsätzen zufolge werde ich einen Versuch wagen, den Canzoniere, oder die Sammlung italienischer Gedichte des Petrarca, genauer zu untersuchen. Ich weiß wohl, wie oft derselbe bereits erklärt, zerfasert und durch die Hechel der Kritik gezogen worden, und wie viel Bände man zusammentragen könnte, wenn man alles sammeln wollte, was über dieses kleine Bändchen geschrieben worden; aber ich gebe hier bloß meine eigenen Bemerkungen. Ich habe mich bemüht, selbst den Petrarca verstehen, und ich darf wohl sagen, fühlen zu lernen, und ich werde ihn so schildern, wie ich ihn verstanden und gefühlt habe; ich werde mir die Idee seines poetischen Charakters aus den Zügen bilden, welche in seinem Werke den stärksten Eindruck auf mich gemacht haben.

Aber hier fühle ich auch sehr wohl das Nachtheilige meiner Lage. Mir, dem Fremdling, muß ohne Zweifel so manches verborgen bleiben, was ein Einheimischer des Bodens, der diese Werke hervorgebracht hat, auf den ersten Blick entdeckt; und in dieser Hinsicht fodert das Urtheil der italienischen Kenner meine größte Achtung. Aber vielleicht wird dieser Nachtheil mir in andrer Hinsicht wiederum etwas vergütet. Werke des Geistes wollen eben so wie sichtbare Gegenstände, aus einem gewissen Abstande, in der rechten Mitte zwischen Infern und Zunahe, betrachtet seyn. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich mich auf diesem Standpunkte befände. Jede Nation muß wünschen, daß ihre vorzüglichen Schriftsteller auch von unpartheiischen Kennern anderer Nationen geschätzt werden. Jenes enthusiastische Vorurtheil, welches den Geschmack unserer Nation zur allgemeinen Regel des Geschmacks, und die vaterländischen Geisteserzeugnisse zum unbedingten Maßstabe des Schönen und Vollkommenen erhebt, ist eine Schwachheit, und wird leicht, durch einige Uebertreibung, eine Lächerlichkeit, gegen die man sich verwahren muß. Ich habe auf diesen Umstand bei allen meinen Untersuchungen besonders Rücksicht genommen, und mir immer für die Literatur der Alten und der Neueren eine freie Ansicht zu erhalten gestrebt. Und welcher Parteilichkeit könnte ich in der Schätzung der italienischen Dichter verdächtig seyn?

Es ist bekannt genug, daß der Hauptgegenstand der Gedichte Petrarca's erotischer Natur ist, oder von der Art, welche die Italiener durch amatorio oder amoroso bezeichnen; und daß er in dieser Gattung selbst sich, so zu sagen, eine neue Gattung oder Art geschaffen hat, für die er keinen Vorgänger unter den Alten fand, und daß er nur sehr schwach und schlecht von denen nachgeahmt worden, die in seine Fußstapfen traten, und deßhalb mit dem Zunamen Petrarchisten belegt wurden.

Indem ich nun das Charakteristische dieser Dichtungen zu erforschen suchte, schien es mir aus folgenden drei Quellen zu entspringen: 1) aus der besondern Beschaffenheit der Liebe des

Dichters selbst; 2) aus seiner Frömmigkeit, und 3) aus seiner Philosophie. Diese drei Punkte also werde ich vornehmlich, sowohl einzeln, als in ihrer Verbindung, zu entwickeln suchen.

Vierter Abschnitt.

Ueber die Liebe Petrarca's.

Wer ist, fragen wir vor allen Dingen, der Gegenstand dieser dauernden, so zärtlichen Leidenschaft? Wer ist diese Laura, deren wohlklingender süßer Name alle gefühlvolle Herzen anzieht, und sich auf Flügeln der Liebe zu den fernsten Zeitaltern schwingt?

Ist es nicht wundersam, daß wir so wenig von dieser seltnen Schönheit wissen, welche einen noch seltenern Verehrer hatte, der durch so köstliche Verse ihrem Namen Unsterblichkeit gab?

Noch im 15ten Jahrhunderte verloren die Italiener sich in eitlen Träumen über eine Person, die den Dichter, der sie besang, zu so lieblichen Träumen begeisterte.

Mehrere unter ihnen wollten sie sogar aller Persönlichkeit entkleiden, und sie zu einem bloß idealischen Wesen, zu einem lieblichen Lustgebilde machen. Andere machten, was noch ärger war, ein allegorisches Wesen aus ihr, die Religion, die Buße, die Philosophie, die Tugend, und wer weiß, was sonst noch. Endlich, als Gipfel der Albernheit, gab es einige, die sie in die Jungfrau Maria verwandeln wollten, die also, ihnen zufolge, in der Provence geboren, und im Jahre 1348 daselbst an der Pest gestorben seyn müßte. Und in der Canzone an die heilige Jungfrau würde er sie um Verzeihung, daß er sie geliebt habe, bitten, und um die Gnade, seine Seele von einer so ungeheuern Sünde zu reinigen (Canz. XXIX.).

Auch in den folgenden Jahrhunderten wußten die Italiener nichts mehr von der Geliebten ihres großen Dichters, obgleich, sie ihr die Persönlichkeit wieder zugestanden. Einem Franzosen war es vorbehalten, sie zuerst über Laura's Person und Familie aufzuklären und darzuthun, daß sie aus dem Geschlecht de Noves, eine Tochter des Ritter Audibert, Herrn von Noves, einem Flecken zwei Meilen von Avignon, sei. Aber das Wichtige in seiner Entdeckung, und was Gesualdo und Castelvetro nur dunkel geahndet hatten, ist, daß Laura schon zwei Jahre lang verheirathet, und wahrscheinlich auch schon Mutter war, als Petrarca sie zum ersten Male sah, und die erste Regung der Liebe für sie empfand.

Dieser Umstand ist um so weniger zu übersehen, da er großen Einfluß sowohl auf Petrarca's Leidenschaft, als auf die Gedichte haben mußte, in welchen er die Gluth dieser Leidenschaft ausströmte, und dieser den eigenthümlichen Charakter gab, dessen wir oben bereits erwähnt haben.

Laura war verheirathet. Sie war ihren Pflichten und Grundsätzen getreu; Tugend, Ehre, und eine zarte und strenge Sittsamkeit leiteten ihr Betragen. Aber sie war Weib; sie hatte kein Felsenherz; sie war nicht mit Tigermilch aufgezogen worden. Und da Empfindsamkeit das Erbtheil schöner Seelen ist, wie konnte sie gegen die Huldigungen eines Liebhabers gleichgültig bleiben, der mit einer blühenden Jugend und mit einer höchst einnehmenden Bildung alle Reize des Geistes verband, in dem sich zu so großen Talenten auch die Gabe zu gefallen gesellte, der ein Liebling der Musen, ja der erste Mann seines Jahrhunderts war, und der zu lieben wußte, wie man nie liebte, und nie mehr lieben wird? Mußte sie sich durch eine solche Eroberung, durch den Glanz, der davon auf sie zurückstrahlte, durch den Ruhm, den dieselbe ihr versprach, nicht geschmeichelt fühlen?

Laura wußte die Ansprüche ihres Herzens und ihrer Eigenliebe mit den Grundsätzen der Klugheit und der Tugend zu vereinigen, indem sie sich so vorsichtig und wohlgemessen betrug, daß sie die Leidenschaft des Dichters unterhielt und fortwährend verstärkte, ohne dieselbe zu befriedigen, ja ohne ihr auch nur das Mindeste zu gestatten. Nur selten, und nur an öffentlichen Orten, wozu er die Gelegenheit noch besonders aufsuchen mußte, hatte er das Glück, sie zu sehen, und noch seltener das, sie zu sprechen; und nie wagte er es, ihr von seiner Liebe zu reden (Canz. I. St. 4). Abwechselnd bald ernst, bald milde, wußte sie ihre Reden, ihre Blicke und Mienen so zu beherrschen, daß sie, wann er zu viel wagte, entweder seine Kühnheit niederschlagen, oder seine sinkende Hoffnung erheben und ihn wieder an sich ziehen konnte, dergestalt, daß sie ihn ein und zwanzig Jahre lang in ihren Fesseln hielt, in stetem Wechsel zwischen Sturm und Ruhe, und allen Bewegungen eines leidenschaftlichen Gemüths hingegeben, wo er in langen Zügen jenes Bittersüß, wie er es nennt, schlürfte, jenen Trank von Honig und Wermuth, den die Liebe in ihren Zauberbecher mischt.

Heutiges Tags, wo man in der Liebe rascher zu Werke geht, wo unsere Lungen nicht mehr Athem genug haben, um vier Lustra hindurch zu seufzen, würde dieses Betragen Laura's für eine über die Gebühr verfeinerte Coketterie ausgelegt werden. Schon Petrarca klagt mehr als einmal, daß sie im Grunde nur sich allein liebe, daß nur sie der letzte Zweck aller ihrer Wünsche sei, daß die Qualen, die er erdulde, sie wenig beunruhigen, ja im Gegentheil nur ihrem Stolze schmeicheln.

> Se forse ogni sua gioja
> Nel suo bel viso è solo,
> E di tutt' altro è schiva.
>
> Canz. XIII.

> Kann Lust ihr und Behagen
> Nur eigne Schönheit bringen,
> Ist Alles ihr zuwider etc.

> Veggendo in voi finir vostro desio.
>
> Son. XXXVIII.

> Er schwieg, seit er vernommen,
> Wie in euch selbst sich eure Lust beschränket.

> Quella che sol, per farmi morir, nacque,
> Perch' a me troppo, ed a se stessa, piacque.
>
> Canz. XXI.

> Sie, die nur mich zu tödten, trat ins Leben,
> Weil sie sich selbst, ich ihr zu sehr ergeben.

Er tadelt ihre Neigung zum Putz, verwünscht den Spiegel, in dem sie sich so gern betrachtet, und stellt ihr das warnende Beispiel des Narciß vor. Dieser verrätherische Spiegel wurde in dem Abgrunde der Hölle verfertigt, und in den Fluß des Vergessens getaucht:

> — — I micidiali specchj — —
> Questi fur fabbricati sopra l'acque
> D'abisso, e tinti nell' eterno oblio.
>
> Son. XXXVII u. XXXVIII.

> — — Doch mehr den bösen Spiegeln muß ich klagen,
> Die ihr durch Liebesäugeln wollt ermüden.
> — — — — —
> Gefertigt wurden sie am Strand der Lethe,
> Mit ewiger Vergessenheit getränket etc.

Vielleicht waren diese Klagen nicht ganz ohne Grund. Wo ist die schöne Frau, welche nicht ein wenig Eigenliebe besäße, welche sich nicht im Bewußtseyn ihrer Reize und der durch sie erregten Bewunderung gefiele? Aber nur selten und im Uebermaß seiner Leiden entschlüpft dem Dichter diese Lästerung. Er fühlt sogleich schmerzliche Gewissensbisse darob, kehrt unter das gewohnte Joch zurück, segnet seine Qualen, und verehrt seine Ketten.

Wir dürfen hier nicht nach den Sitten unserer Zeit urtheilen. Was uns romanhaft scheinen würde, war damals wirklich. Die Liebe war das ernsthafteste Geschäft des Lebens; und dieser Heldensinn der Liebe, des Ritterthums köstlichster Ueberrest, lebte noch in edlen Gemüthern, und nährte in ihnen die zarteste Gesinnung. Dieß war Laurens Gesinnung im höchsten Grade; durch den Strahl der Sittsamkeit geläutert, war sie rein wie die heilige Flamme, welche auf dem Altar der Vesta lodert.

Gleiche Gesinnung wußte sie auch ihrem Liebhaber einzuflößen; und wenn es ihr auch nicht gelang, alle irdischen Begierden aus seinem Herzen zu verbannen, so wußte sie dieselben doch dergestalt zu mäßigen und im Zaum zu halten, daß ihre Gegenwart ihm eben so viel Achtung als Liebe einflößte, und daß er noch mehr von den Schönheiten ihrer Seele, als von den Reizen ihrer Gestalt bezaubert ward.

So walteten Tugend, Klugheit und Sittsamkeit über diesen Liebeshandel. Laura's Zurückhaltung war keine Grimasse der Coketterie; sie glich nicht der Galatee des Virgil, welche hinter die Weiden floh, aber so, daß man ihre Flucht entdeckte:

> Et fugit ad salices, et se cupit ante videri.

Diese Zurückhaltung war die Frucht reiflicher Erwägung dessen, was sie sich selbst schuldig war (Son. CCXXIV). Die größten Begünstigungen, deren Petrarca sich rühmen konnte, beschränkten sich auf einige wenige Worte, die sie ihm mit größerer Freundlichkeit als gewöhnlich sagte, die er aber in seiner Entzückung für ausnehmende Gunstbezeugung hielt, und die ihn auch in der That für den Augenblick glücklich machten.

Nur einmal ist von einem Geheimniß unter den beiden Liebenden die Rede, dem er eine ganz besondere Wichtigkeit bei-

legt; aber auch das Stärkste, was man darunter muthmaßen kann, läuft auf nichts weiter hinaus, als daß Laura seine Hand berührt, oder ihm die ihrige gereicht hatte:

Alla man, ond' io scrivo, è fatta amica
A questa volta, e non è forse indegno:
Amor se 'l vede, e sal Madonna, ed io.
Son. CCXXI.

Der Hand, mit der ich schreibe, ward es *) freundlich
Dießmal, die wohl nicht unwerth solchen Preises;
Amor, der sieht's, ich und Madonna weiß es.

Aber auch nur zu vermuthen, daß er einen Kuß auf ihre Hand zu drücken gewagt habe, würde eine so ungeheure Vermessenheit seyn, daß ich bei dem bloßen Gedanken daran zittere.

Die Stärke und Beständigkeit seiner Liebe sprechen zu Laura's Vortheil. Diese Liebe würde schwächer geworden, erschlafft, geschwunden seyn, wenn sie gefälliger gegen ihn gewesen wäre, und nach mehr, wenn sie sich ihm hingegeben hätte. Nur eine sittsame, tugendhafte Frau ist im Stande, eine so schöne, so lebendige, so dauernde Flamme anzufachen und zu nähren; eine Flamme, die, so lange Laura lebte, und nach zehn Jahre nach ihrem Tode, mit gleicher Gluth brannte, die weder ein feindseliges Geschick nach das Grab auszulöschen vermachten, die sie im Gegentheil nur noch stärker entzündeten.

Wäre es eine unheilige Liebe gewesen, wie ist zu glauben, daß der fromme Dichter gewagt hätte, dieselbe bis in den Himmel dauern zu lassen, und Lauren daselbst mit denselben Gesinnungen, die sie auf Erden für ihn gehabt, so wie sich selbst, ihr denselben Tribut der Bewunderung und Zärtlichkeit darbringend, zu schildern? Dieß ist der Triumph einer reinen, von allem Irdischen geläuterten Liebe.

Les désirs innocens, et les chastes attraits
Passent dans l'Elysée, et ne meurent jamais.

Dieß waren, wenn ich nicht irre, die Ursachen, welche eine Liebe so ungemeiner Art erzeugten und nährten, von der man schon zu Petrarca's und Laura's Lebzeit sagte, daß die Sonne nie zwei solche Liebende beschienen habe:

Non vede un simil par d'amanti il sole.
Son. CCVII.

Nicht sah ein gleiches Liebespaar die Sonne.

Diese Worte lassen sich mit gleichem Rechte auf die Poesie anwenden, die jene Liebe ihm eingab; sie ist eben so einzig in ihrer Art, und wir haben gesehen, wie sie es werden mußte; dadurch nämlich, daß die Seele Petrarca's und Laura's, die zwischen ihnen obwaltenden Verhältnisse und die daraus entspringenden Vorfälle treu in ihnen abgeprägt sind. Aus diesem allen geht der herrschende Charakter der 10141 Verse hervor, die sie enthält, und die bis auf wenige Ausnahmen, die wir bereits angezeigt haben, sämmtlich Lauren angehen. Dieser Charakter bleibt unter allen Verwandlungen derselbe; er beherrscht alle Empfindungen und Gedanken des Dichters, selbst seine Frömmigkeit und seine Philosophie, und reißt sie mit sich fort in seine mächtige Sphäre.

Um diesen Charakter noch besser zu entwickeln, wollen wir die Spuren desselben in der sinnlichen Anlage, in der Einbildungskraft, im Herzen, im Verstande, kurz in allen Gemüthsvermögen des Dichters verfolgen.

Die Liebe dringt durch die Sinne ins Gemüth, und erregt in ihm Begierden, wie sie unserer Organisation gemäß sind. Aus demselben Leime geformt, wie die andern Menschen, empfand sie Petrarca ohne Zweifel auf gleiche Weise; und wie keusch auch seine Muse war, so wirft sie doch an zwei oder drei Stellen diesen Zwang ab. In einer solchen Stelle wünscht er eine Nacht mit Lauren zuzubringen, ohne andre Zeugen als die Sterne, und daß dieser Nacht kein Morgenroth folge. In andern Stellen beneidet er den Pygmalion und den Endymion auf eine etwas zweideutige Weise (Sestin. I, Son. LVIII, und Sest. VII am Ende). Aber gewiß hat Laura diese unbescheidenen Gedichte entweder nie gesehen, oder sie hat ihn dieselben schwer büßen lassen.

Man weiß überdieß, daß er Lauren nicht immer treu war. Sein feuriges Temperament, durch Liebe und Poesie noch mehr entflammt, riß ihn zu Verirrungen hin, und ließ ihn anderwärts die Befriedigungen suchen, die sie ihm versagte; zwei natürliche Kinder, Giovanni und Francesca, waren die Früchte und lebenden Beweise derselben. Vielleicht hatte Laura auch sogar an diesen Vergehungen einigen Antheil; vielleicht glaubte er zuweilen diejenige, die er überall suchte, gefunden zu haben, und es ging ihm, wie jener Prinzessin Colonna, welche während des Jubeljahres in Rom einen Pilger sah, der eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrem verbannten Gemahl hatte, und von der Macht dieser Täuschung so hingerissen wurde, daß der Pilger sie schwanger hinterließ.

Aber dem Menschen genügt dieser rohe Naturtrieb nicht, welcher den bloß sinnlichen Genuß zum Gegenstand und Zweck hat; wenigstens kann dieß nur bei denen Statt finden, welche durch das Laster zur Thierheit hinabgesunken sind. Man würde den Namen der Liebe entweihen, wenn man sie darauf beschränken wollte. Unsere geistige Natur hat auch auf die Begierden Einfluß, die wir mit den Thieren gemein haben, und beweis't dadurch den höhern Rang, den wir auf der Stufenleiter der Wesen einnehmen. Die Thiere haben keine Vorstellung von Schönheit und Vollkommenheit; sie werden nicht wie wir durch Ebenmaß, zierliches Verhältniß der Formen, Regelmäßigkeit der Züge, Anmuth der Geberden, des Anstandes, der Bildung angezogen. Denn dieß sind nicht mehr sinnliche Eindrücke, sondern Vorstellungen, von jenen abgezogen, und durch die Einbildungskraft verarbeitet, wo schon die Eigenschaften der Seele wie hinter einem durchsichtigen Schleier erscheinen. Die Thiere begehren bloß, der Mensch allein ist der Liebe fähig.

In dem Verhältnisse, worin Petrarca zu Lauren stand, ahndet man, welchen Flug seine Einbildungskraft nehmen mußte. Ihr Besitz war ihm versagt; er konnte sie nur selten sprechen, ja die meiste Zeit konnte er sie nicht anders sehen, als durch jenes Vermögen, welches in solchen Fällen nur seine Kraft verdoppelt, um das Gemälde seines Gegenstandes schöner und vollkommner darzustellen.

Und mit welchem Pinsel, mit was für Farben stellt sie ihm nicht die körperlichen Reize Laura's dar, welche zuerst ihn fesselten, aber ihm zugleich auch Reize höherer Art enthüllen: ihre edle Miene; ihre herrliche Stirne; ihr schlanker Wuchs; ihr Haar vom Gott der Liebe gebildet; ihr englischer Mund mit Rosen und Perlen geschmückt; ihre weißen und zarten Hände; ihre weichen rundlichen Arme; ihr Hals weißer als Schnee; ihr Busen, der in der Blüthe der Jugend strahlt, und zugleich der Sitz eines reifen und erhabenen Verstandes ist!

Le man bianche sottili,
E le braccia gentili,
E 'l bel giovenil petto,
Torre d'alto intelletto.
Canz. XIII.

Die Hände zart gestaltet,
Der Arme Zier entfaltet,
— — — —
Den Born, in dem so Stolz als Demuth waltet,
Des Busens Jugendfülle,
Erhab'ner Einsicht Hülle,
Verbergen diese Alpen mir, die rauhen.

Man kann wohl glauben, daß die Augen Laura's nicht vergessen worden; die Italiener haben viel über die Farbe derselben gestritten; aber, sie mögen blau oder schwarz gewesen seyn, sie spielen in seinen Gedichten eine große Rolle. An sie hat Petrarca jene berühmten Canzoni gerichtet, die den Namen der drei Schwestern führen, welche für unnachahmliche Meisterwerke gelten, vor denen ganz Italien die Knie beugt.

Mit einem Worte, Laura ist ein Wunder, ein Meisterwerk, in dessen Hervorbringung Himmel und Natur sich erschöpften. Seit Adam zuerst seine Augen dem Lichte öffnete, ist nichts so Vollkommenes aus des Schöpfers Händen hervorgegangen (Son. CLV u. CCCXVI).

Ihr Gang ist nicht der einer Sterblichen; ihre Stimme klingt schöner als Menschenstimmen; ihr Athem ist Hauch des Paradieses. Laura ist kein Weib; sie ist eine Gottheit, ein himmlischer Geist in weiblicher Gestalt. Wer sie nicht gesehen hat, hat keine Vorstellung von übermenschlicher Schönheit:

Non era l'andar suo cosa mortale,
Ma d'angelica forma; e le parole
Sonavan altro, che pur voce umana.
Son. LXIX.

Ihr Gang war nicht, wie andre Erdensache,
Sondern von Engelart, und ihrem Munde
Entstiegen Worte, nicht wie Menschensprache.

---

*) das Schicksal.

Uno spirto celesto, un vivo Sole —

ebendas.

Ein Himmelsgeist, ein Bild lebend'ger Sonnen
War, was ich sah. —

O vera mortal Dea.

Trionfo della Morte, Cap. I.

Wahrhaft sterbliche Göttin —

Quasi un spirto gentil di Paradiso.

Son. LXXXVI.

Ein holder Geist aus Paradiesesböhe.

Per divina bellezza indarno mira
Chi gli occhj di costei giammai non vide.

Son. CXXVI.

Nach Himmelsschönheit blickt umsonst im Kreise,
Wem nimmermehr ihr Auge noch getaget.

Was sind gegen Lauren jene gepriesenen Heldinnen der Fabel und Geschichte? Keine ist würdig, ihr verglichen zu werden, weder Polyxena, noch Hypsipyle, noch Argia, noch die treulose Schöne, welche den Griechen Verderben und den Trojanern den Untergang brachte; noch die keusche Römerin, welche ihre Brust durchborte, um nicht ihre Schmach zu überleben:

Non si pareggi a lei, qual più s'apprezza
In qualch' etade, in qualche strani lidi:
Non chi recò con sua vaga bellezza
In Grecia affanni, in Troja ultimi stridi:

Non la bella Romana, che col ferro
Aprì 'l suo casto e disdegnoso petto:
Non Polissena, Issifile, ed Argia.

Son. CCXXII.

Nicht kann vor ihr das Herrlichste bestehen,
Was fremde Land' und ferne Zeiten hegen,
Nicht, die gebracht einst ihrer Schönheit wegen
Den Griechen Noth, Troja die letzten Wehen;

Ihr weicht das schöne Römerweib, deß Eisen
Die keusche, zorn'ge Brust durchstach, ingleichen
Hypsipyle, Argia, Polyxene.

Alle Weiber, die je waren und seyn werden, sollen sich in Lauren spiegeln, und nach ihr sich bilden. Klugheit, Muth, feine Sitte, gefälliges Wesen, der Weg wahren Ruhmes, der Weg des Himmels, wie man Gott lieben, wie man sprechen, wann man schweigen soll, jene Heiligkeit der Sitten, die keine menschliche Sprache würdig zu schildern vermag: zu allem diesen ist Laura Beispiel und Muster. Aber was keine andere ihr nachahmen kann, ist ihre übermenschliche Schönheit, welche alle Augen blendet, alle Herzen bezaubert, und die keine Kunst zu erreichen fähig ist (Son. CCXXIII).

Wenn es im Himmel eine ähnliche Schönheit giebt, so sehnt sich der Dichter, seinen irdischen Kerker zu sprengen, und ihr seine Huldigung darzubringen. Indeß dankt er dem Himmel, und segnet den Tag seiner Geburt, daß sein Leben in die Zeit fiel, wo Laura lebte, und daß es ihm vergönnt ward, sie hienieden zu sehen und zu lieben:

Io penso, se lassuso,
Onde 'l motor eterno delle stelle
Degnò mostrar del suo lavoro in terra,
Son l'altre opre sì belle:
Aprasi la prigion, ov' io son chiuso,
E che 'l cammino a tal vita mi serra.

Canz. IX.

Oft sprech' ich in Gedanken:
Wenn er, der ob den Sternen ewig waltet,
Der seine Macht schon gnädig zeigt hienieden,
Gleich Schönes dort entfaltet,
So öffnet euch, ihr meines Kerkers Schranken,
Die mich vom Pfad zu solchem Glück geschieden!

Eilt alle herbei, ruft er aus, um so viel Vollkommenheit in einer Person vereinigt zu sehen, ehe der Tod sie in das Reich der Himmel versetzt, wo sie erwartet wird. Aber säumet nicht, das Schönste ist von kurzer Dauer, und ihr würdet ewig bereuen, ihren Anblick verfehlt zu haben. Habt ihr sie erblickt, so werden meine Verse euch stumm und kalt scheinen, und mein Genius wird verschwinden vor dem Glanze dieses herrlichen Lichtes (Son. CCX).

Der Enthusiasmus des Dichters beschränkt sich nicht auf Laura's Person allein; er verbreitet sich auch über alle Gegenstände, ja selbst über leblose Dinge, die sie berühren, die ihr nahen, sie umgeben, und in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr stehen. Das ganze Weltall verschönt sich durch Laura's Reize.

Die Wirkung dieser Reize war schon seit ihrer Kindheit, ja seit ihrer Geburtsstunde merklich. In dieser glücklichen Stunde ließ der Einfluß der schädlichen Gestirne nach, und die wohlthätigen Sterne blickten einander liebevoll an. Die Sonne strahlte mit schönerem Glanze, die Winde schwiegen, die empörten Wogen legten sich, alle Elemente bezeugten ihre Freude; es war ein Festtag für die Natur.

Wenn Laura als Kind an der Erde kroch oder strauchelte, und sie mit ihren zarten Händchen berührte, so grünten die Pflanzen, die Quellen wurden klarer, der Rasen frischer; ihre Blicke lockten Blumen aus der Flur; ihr kindisches Stammeln besänftigte die Stürme (Canz. XXV. Str. 6).

Die Kräuter und Blumen drängen sich unter ihren Tritt, und wetteifern, von ihrem zarten Fuß berührt zu werden. Ein Blick von ihr erheitert den Himmel, der sich durch sie eines neuen schöneren Glanzes erfreut:

Come il candido piè per l'erba fresca
I dolci passi onestamente move,
Virtù, che 'ntorno i fior apra e rinnove,
Della tenere piante sue par ch' esca.

Son. CXXXII.

So oft ihr weißer Fuß durch frische Wiesen
Die süßen Schritte ehrbarlich beweget,
Scheint, was in Gras und Blumen rings sich reget,
Nur zu entströmen ihren zarten Füßen.

L'erbetta verde, e i fior di color mille
Sparsi sotto quell' elce antica e negra,
Pregan pur, che 'l bel piè li prema o tocchi;
E 'l ciel di vaghe e lucide faville
S'accende intorno; e 'n vista si rallegra
D'esser fatto seren da sì begl' occhj.

Son. CLIX.

Die tausendfarb'gen Blumen flehn, die Kräuter,
Bei alter, grauer Eich' umhergestreuet,
Daß sie der schöne Fuß berühr' und drücke;
Und es erglüht der Himmel rings dem Blicke
Von holden, lichten Funken, und erfreuet
Sieht er, wie schönes Aug' ihn machte heiter.

Avventuroso più d'altro terreno,
Ov' Amor vidi già fermar le piante,
Ver me volgendo quelle luci sante,
Che fanno intorno a se l'aere sereno.

Son. LXXXV.

Du glücklichste von allen Erdenstellen,
Wo Amor ich vor Zeiten sahe stehen
Und jene frommen Lichter nach mir drehen,
Die um sich her im Kreis die Luft erhellen!

Laura ist abwesend. Die Luft trübt sich, es donnert, schneit, regnet; die Erde scheint in Thränen zu schwimmen, die Sonne birgt sich, Saturn und Mars dräuen mit verderblichem Einfluß; der zürnende Orion zerreißt die Taue und zerschellt die Ruder des bangen Schiffers; der Gott der Winde zerwühlt das Reich des Neptun und der Juno.

Laura kehrt zurück. Ihr mildes Lächeln stellt die Ruhe wieder her, und entreißt den Händen Jupiters den Blitzstrahl. Die Sonne strahlt wieder ihren Glanz umher und erleuchtet den Mond. Der sanfte Hauch des Westwindes schwellt die Segel des Schiffers, entfaltet die Blumen und kleidet die Wiesen mit Grün. Die feindseligen Gestirne fliehen von der Feste des Himmels (Son. XXXIII u. XXXIV).

Welch reizendes Gemälde, wo Laura an einer klaren Quelle unter einem blühenden Baume sitzt! Die Blüthen, vom West herabgeweht, regnen rings umher auf sie nieder, die unter so vielem Glanze in ihrer Bescheidenheit da sitzt, u. s. w.

Da be' rami scendea
Dolce nella memoria
Una pioggia di fior sovra 'l suo grembo;
Ed ella si sedea
Umile in tanta gloria,
Coverta già dell' amoroso nembo:
Qual fior cadea sul lembo

Qual sulle trecce bionde;
Ch' oro forbito e perle
Eran quei dì a vederle:
Qual si posava in terra, e quali sull' onde;
Qual con un vago errore
Girando parea dir: qui regna Amore!

Canz. XIV. str. 4.

Es quoll von zarten Zweigen —
Noch denk' ich's mit Entzücken —
Herab auf ihren Schooß ein bunter Regen.
In demuthvollem Schweigen
Und Hoheit in den Blicken
Saß überdeckt sie von der Blüthen Segen,
Die um den Saum sich legen,
An blond Gelock sich schmiegen,
So Golde zu vergleichen,
Dem Perlen hell entsteigen;
Zur Erde die, auf Wellen jene fliegen,
In schwebendem Getriebe
Umkreisend rufen andr': „Hier herrscht die Liebe!"

Dieß sind keine Gedankenspiele einer eingebildeten Liebe, keine Stylübungen eines angehenden Dichters, der sich eine Geliebte erdichtet, um ihr seine schönen Redensarten und seinen faden Weihrauch zu opfern. Es ist die poetische Begeisterung der wahren Leidenschaft, die Schwärmerei eines gefühlvollen Herzens, das Amor mit seinen Pfeilen verwundet hat. Das Herz des Dichters ist der Brennpunkt, der seine Einbildungskraft entzündet, und auf den sie wieder zurückwirkt, um die Gluth desselben zu nähren und zu vermehren.

Der erste Anblick Laura's hatte tiefe, unauslöschliche Eindrücke in demselben hinterlassen, welche durch alle nachherigen Verhältnisse seines Lebens, vornehmlich aber durch Laura's Betragen gegen ihn stets neu belebt und verstärkt wurden. Die Wechselzustände, die verschiedenen und entgegengesetzten Gemüthsbewegungen, in die sie ihn versetzt, sind in seinem Canzoniere, wie in einem Tagebuche treulich verzeichnet; man folgt darin dem Dichter auf allen Gängen des mannigfaltig verschlungenen Irrgartens, durch den Amor ihn führt.

Funfzehn Jahre sind seit dem Entstehen dieser schicksaligen Leidenschaft verflossen, ohne daß er näher zum Ziele gelangt ist; sein Zustand bleibt der nämliche, wie er (1342) seinem Freunde Sennuccio im Vertrauen schreibt (Son. LXXXIX).

Dieser stete Wechsel, dieses verschiedene Betragen, diese Launen oder Einfälle Laura's, wie man sie nennen mag, waren eben so viel neue Lockung und neuer Zunder für des Dichters Flamme, die allmählig sich seiner ganzen Seele bemächtigte, sie unumschränkt beherrschte und jedes andere Gefühl daraus verbannte. Er sieht nichts als Lauren, träumt nichts als sie; bei ihrem Anblick, bei dem Ton ihrer Stimme, ist er nicht mehr selbst, sein Herz schmilzt wie Schnee am Strahle der Sonne (Canz. X); sie hat den Schlüssel zu seinem Herzen, das jede Stimmung annimmt, die sie ihm geben will.

— — — il petto,
Che forma tien dal variato aspetto.

Canz. IX.

Dem Herzen Linderung zu bringen,
Das stets sein Wesen ändert mit den Dingen.

Alle Gaben der Liebe und des unbeständigen Glücks wiegt ein Blick von Lauren auf. Ihr Auge verdunkelt jedes Licht; wenn ihr Blick in seine Seele strahlt, so schwindet jeder andere Gedanke; Laura und die Liebe füllen sie ganz. Dieß alles drückt die Canz. IX, eine der drei Schwestern, aus, von der wir hier nur die nachstehenden Verse anführen:

Vaghe faville, angeliche, beatrice
Della mia vita, ove 'l piacer s'accende,
Che dolcemente mi consuma e strugge.
Come sparisce e fugge
Ogni altro lume, dove il vostro splende,
Così dal mio core,
Quando tanta dolcezza in lui discende,
Ogni altra cosa, ogni pensier va fore,
E sol' ivi con voi rimansi Amore.

Ihr Himmelsfunken, meines Seyns Genossen,
Ihr lichten, milden, wo sich Freud' entzündet,
Die meines süßen Jammerlebens Quelle!
Wie jede andre Helle
Verfliegt und flieht, wo eure sich entbindet;
So, wenn so viel des Süßen
In's Herz mir strömt, wohl alles Andre schwindet,
Und alle andern Wünsch' im Nu zerfließen;
Nur Amor will mit euch sich drin verschließen.

Von dem milden Strahle dieser Augen allein hofft der Dichter das Ende seiner Leiden, von ihnen das einzige Heilmittel für die Wunde, die ein grausames Schicksal ihm schlug; sie sind die Polarsterne, welche den Lauf seiner Verhängnisse auf dem stürmischen Meere des Lebens leiten; und wann die Verzweiflung ihn den Tod zu suchen treibt, sind sie der Zaum, der ihn zurückhält, und ihm neue Lebenskraft gibt:

Certo il fin de' miei pianti,
Che non altronde il cor doglioso chiama,
Vien da' belli occhj al fin dolce tremanti,
Ultima speme de' cortesi amanti.

Canz IX.

Soll meine Klage schweigen,
Die nirgend sonst aus schwerem Herzen tönet,
Geschieht's zuletzt durch süßer Augen Neigen,
Adlicher Seelen letzter Hoffnung Zeichen.

E credo dalle fasce e dalla culla
Al mio imperfetto, alla fortuna avversa
Questo rimedio provvedesse il cielo.

Ebendas.

Und seit den Windeln, glaub' ich, und der Wiege
Hat gegen Unvollkommenheit und Leiden
Der Himmel solches Mittel mir geschenket.

Come a forza di venti
Stanco nocchier di notte alza la testa
A duo lumi, ch' ha sempre il nostro polo:
Così nella tempesta,
Ch' io sostengo d' amor, gli occhj lucenti
Sono il mio segno, e'l mio conforto solo.

Canz. X.

Wie müd' ein Lootse im Dunkel
Durchstürmter Nacht erhebt sein Haupt nach oben,
Den Lichtern zu, die stets am Pol sich zeigen,
So ist in Sturmes Toben,
Den Lieb' erregt, der Augen Lichtgefunkel
Mein einz'ger Trost, mein einzig Rettungszeichen.

A lor sempre ricorro,
Come a fontana d'ogni mia salute;
E quando a morte desiando corro,
Sol di lor vista al mio stato occorre.

Ebendas.

Bei ihnen will ich weilen,
Die meines Heiles lang erprobte Quelle;
Und treibt mich Sehnsucht, in den Tod zu eilen,
Kann nur ihr Anblick Hülfe mir ertheilen.

Auch kennt der Dichter kein anderes Vergnügen, als diese Augen anzuschauen; neben ihnen scheint nichts ihm schön; ihr Lächeln strömt Frieden und Seligkeit des Himmels in seine Seele. O dürfte er einen Tag lang in der Nähe und unverwandten Blicks ihrer Augen holde Bewegungen, die Amor selbst zu leiten scheint, betrachten, und die ganze Welt und sich selbst in dieser Betrachtung vergessen! und o möchten die Sphären ihren Lauf hemmen, damit dieser Tag ewig daure!

Tutti gli altri diletti
Di questa vita ho per minori assai,
E tutt' altre bellezze indietro vanno.
Pace tranquilla senz' alcuno affanno,
Simile a quella che nel ciel eterna,
Move dal lor innamorato riso.
Così vedess' io fiso
Come amor dolcemente gli governa,
Sol uno giorno d'appresso,
Senza volger giammai rota superna,
Nè pensassi d'altrui, nè di me stesso,
E 'l batter gli occhj miei non fosse spesso.

Canz. X.

Vor ihnen muß verschwinden
All' andrer Reiz des Lebens; aller Schimmer
Erbleichet vor dem Schein der lichten Kerzen.
Wohl einen holden Frühling sonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden zu vergleichen,
Ihr liebeselig Lächeln freundlich spendet.
Drum möcht' ich unverwendet
Nur einen Tag, deß Strahlen nie erbleichen,
Den Blick nach ihnen lenken,
Zu sehn, wie sie in Liebe hold sich neigen.
Nicht Andrer würd' ich dann, noch meiner denken,
Und häufig nicht das Auge niedersenken.

Kurz, von tausend Gegenständen umgeben, sieht er doch bloß Lauren; es giebt in der Natur keinen andern Gegenstand für ihn:

Dico, che perch' io miro
Mille cose diverse attento e fiso,
Sol una Donna veggio, e 'l suo bel viso.
Canz. XV.

Drum wißt, was auch dem Auge mag erscheinen,
Doch seh' ich stets die Reize nur der Einen.

— che sola a me par Donna.
Canz. XIV.

Der Einz'gen, die mir Herrin scheinet.

Wenn auch abwesend seinem Blicke, so ist sie doch darum nicht minder seinem Geiste gegenwärtig; sein Herz entreißt sich seiner Brust, um ihr zu folgen; ihr angebetetes Bild erfüllt alle Vermögen seiner Seele (Son. XV).

Alle Orte, wo er sie gesehen, stellen es ihm wieder dar. An diesem Fenster zeigte sie sich beim Aufgange der Sonne; an jenem gegen Norden erschien sie zur Mittagszeit, um frische Luft zu schöpfen; auf dieser steinernen Bank saß sie; dort ging sie, und drüben ihr Schatten; selbst in diesen Schatten ist er verliebt (Son. LXXXVII); dort zeigt der Boden noch die Spur ihrer Tritte. Vor allen aber erneuet jener Ort und jener Frühlingstag, wo er Lauren zum ersten Mal erblickte, sowohl bei jeglicher Wiederkehr, als in der bloßen Erinnerung daran, die Wunden seines Herzens, und entlockt seinen Augen Ströme von Thränen (Son. LXXVI und an andern Stellen).

Auch solche Gegenstände, die keinen Bezug auf Lauren haben, rufen nicht weniger ihre Person in seiner Einbildungskraft hervor; sie ersetzt jede andere Beziehung und stellt sie ihm überall gegenwärtig dar. Sie zeichnet ihm auf Steinen und an Felsenwänden, in dem Spiegel klarer Fluthen, auf dem grünen Rasen, an dem Stamm einer Buche, im schwebenden Lichtgewölk des Himmels ihre Gestalt. Alle Jahreszeiten, der Auf- und Niedergang der Sonne erwecken ihr Bild in ihm:

Te veniente die, te decedente canebat.

Dich mit dem kommenden Tag, dich mit dem scheidenden sang er!

So lange diese süßen Träume dauern, fühlt Petrarca sich vollkommen glücklich und erflehet vom Himmel keine andere Gunst, als daß diese Täuschung immer daure:

Ove porge ombra un pino alto, od' un colle
Talor mi arresto, e pur nel primo sasso
Disegno con la mente il suo bel viso.
— — — — — — — — —
In tante parti e sì bella la veggio,
Che se l'error durasse, altro non cheggio.
Jo l'ho più volte (or chi fia che mel creda)
Nell' acqua chiara, e sopra l'erba verde
Veduta viva, e nel troncon d'un faggio;
E 'n bianca nube, sì fatta, che Leda
Avria ben detto, che sua figlia perde,
Come stella, che 'l Sol copre con raggio.
Canz. XVII.

Wo Pinien- sich und Bergesschatten drehen,
Da ruh' ich, und gleich auf dem nächsten Steine
Entwerf' ihr schönes Bild ich in Gedanken.
— — — — — — — — — — — —
So oft, so schön erscheint sie mir, die Werthe,
Daß, blieb der Wahn, ich Anders nicht begehrte.
So sah ich sie (wer glaubt, was ich verkünde?)
Wohl oft im klaren Quell, auf grünen Matten,
In Silberwölkchen, unter Buchenzweigen,
So wunderschön, daß Leda selbst gestünde,
Der Tochter Schönheit steh' vor ihr im Schatten,
Wie Sterne vor der Sonne Strahl erbleichen.

Je wilder und öder die Gegend ist, die ihn umgiebt, desto reizender und schöner malt sie ihm Laura's Bild:

E quanto in più selvaggio
Loco mi trovo, e 'n più deserto lido,
Tanto più bella il mio pensier l'adombra.
Ebendas.

Je öder rings das Schweigen,
Je dunkler mich des Waldes Nächt' umweben,
So mehr erscheint sie mir in lichter Klarheit.

Mit völliger Sicherheit durchreiset er den Ardennenwald, und ist unter tausend Gefahren, die ihn umringen, nur mit Laurens Andenken beschäftigt. Er läßt in diesen Wildnissen die Echo ihren Namen wiederholen; in einer Gruppe von Fichten und Buchen sieht er Lauren von ihren Gefährtinnen umgeben. Im Rauschen des vom Winde bewegten Laubes, im Murmeln der Bäche, die durch den Rasen hineilen, im Gezwitscher der Vögel, in allen Tönen, die sein Ohr berühren, glaubt er Laura's Stimme zu hören. Seine verliebte Schwermuth gefällt sich in dieser tiefen Stille der Natur und im schauerlichen Dunkel dieser Wälder (Son. CXLIII u. CCXL).

Aber die Wonnen und Entzückungen dieser betrachtenden Liebe wurden öfter unterbrochen und gestört. Ihr Mangel an Gehalt, die geringen Fortschritte, die er in Laura's Gunst machte, so viel Sorgen und Seufer, so viele verlorene Verse, verursachten ihm große Qualen und brachten ihn zuweilen der Verzweiflung nahe. Dann werden seine Klagen Vorwürfe; einmal droht er ihr mit den Verwünschungen aller derer, die seine an sie gerichteten Verse liebgewonnen haben, wann diese sehen werden, daß seine durch sie getäuschten Hoffnungen ihm sein Genie und seiner Muse die Lust zu singen geraubt haben (Son. XLVI): aber in demselben Augenblick vergißt er, daß sie sein Genie nicht geraubt, sondern vielmehr geweckt hat. Ein andermal will er den Gleichgültigen spielen und drohet sie zu verlassen (Son. LXI u. LXII).

Man wird leicht glauben, daß ein solcher Liebhaber auch alle Qualen der Eifersucht fühlen mußte. Alles erregt seinen Argwohn. Er fürchtet, daß sie einen andern liebe, und ihn einem glücklichern Nebenbuhler opfere:

Sempre pien di desire e di sospetto;
Pur comme donna in un vestire schietto
Celi un' uom vivo, o sott' un picciol velo.
Son. CXLIX.

Immer voll Argwohn so, als voll Verlangen,
Ganz wie ein Weib, das lieben Mann, umhangen
Mit kleinem Schleier, birgt und Florgewande.

D'amor, di gelosia, d'invidia ardendo
Trionfo d'amore, Cap. III.

Von Liebe glühend, Eifersucht und Neide.

Er ist auf die Verwandten der Laura, oder auf ihren Gatten selbst, eifersüchtig (Son. CLXIII); er ist eifersüchtig auf den König von Frankreich, oder den Grafen von Provence, oder einen andern großen Herrn, der in einer Versammlung der schönsten Frauen Avignons nur Lauren ausgezeichnet, und ihr Augen und Stirne geküßt hatte (Son. CCI). Selbst auf die Sonne ist er eifersüchtig, theils weil dieselbe schöner ist als er, theils weil es ihm scheint, daß sie zu verliebt auf Laura's Gestalt weilt (Son. XCII). Auch Laura scheint nicht von aller Eifersucht frei gewesen zu seyn, als man sie überreden wollte, daß Petrarca eine andere Geliebte habe, welche der wahre Gegenstand seiner Poesien sei, denen sie bloß zum Vorwande diene. Dieser Eifersucht Laura's verdanken wir die schöne Canzone, in der er sich so eifrig und stark gegen diese schreckliche Beschuldigung vertheidigt:

Se 'l dissi mai, ch' io venga in odio a quella, etc.
Canz. XIX.

Sagt' ich's, will ihrem Haß ich unterliegen ꝛc.

Doch alle Qualen der Liebe, die Petrarca leidet, knüpfen ihn nur fester an den Gegenstand, der die Ursache derselben ist, und statt ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, nähren und verstärken sie vielmehr die Gluth derselben. Er kann seine Bande nicht zersprengen, kann den Pfeil nicht aus seinem verwundeten Herzen reißen, und würde es auch nicht wollen, wenn er es wirklich könnte. Er gefällt sich in seinen Qualen; er zieht sie allen Freuden der Welt vor:

Mille placer non vaglion un tormento.
Son. CXCV.

Ein Weh ist besser, denn viel tausend Wonnen.

Laura's Strenge und Zurückhaltung, die ehrfurchtsvolle Entfernung, die diese ihm auflegen, erzeugen die seltsamsten Wünsche und Plane in ihm. Er möchte, daß sie bereits alt geworden sei, und will bis dahin warten, um ihr seine Leidenschaft zu gestehen, wann die Zeit ihrer Befriedigung längst vorüber ist. Dieß wird wenigstens ein später Trost für seine Leiden seyn (Son. XI).

Aber in Erwartung dieses Alters überläßt er sich nicht

minder allen Verirrungen seiner Leidenschaft. Seine Vernunft verläßt ihn; er kann die Blicke nicht abwenden von der süßen Ursache seiner Qual; nur von ihr mag er reden hören; nur der Name Laura, der seinem Ohre so lieblich klingt, füllt die Luft; seine Füße kennen nur einen Weg, den, der zu ihr hinführt; seine Hände schreiben nur zu ihrem Lobe; sein Geist denkt einzig nur sie:

Che 'l fren della ragione ivi non vale — —
Nè mi lece ascoltar chi non ragione
Della mia morte; che sol del suo nome
Va empiendo l'aere, che sì dolce suona:
Amor in altra parte non mi sprona;
Nè i piè sanno altra via, nè le man, come
Lodar si possa in carte altra persona.
Son. LXXVI.

Nichts hilft da des Verstandes Widerstreben —
— — — — — — — —
Ich darf, wer meines Todes nicht gedenket,
Nicht hören, und nur ihres Namens Süße,
Des lieblich tönenden, ruf' ich den Lüften.
Nach andrer Seit' Amor mich nimmer lenket,
Und keinen andern Weg kennen die Füße,
Noch weiß die Hand, wen sonst sie lob' in Schriften.

Hac igitur unum scito, me aliud amare non posse: assuevit animus illam adamare, assueverunt oculi illam intueri, et quicquid non illa est, inamoenum et tenebrosum dicunt. — — Petr. de Cont. mundi dial. III.

Die Liebe zu Lauren hat ihn von der Liebe zu Gott abgezogen, ja um ihretwillen hat er sich selbst vergessen:

Questi m' ha fatto men' amare Dio
Ch' io non doveva, e men' curar me stesso?
Per una donna ha messo
Egualmente in non cale ogni pensieore.

Er ließ an Gott mich minder liebend hangen,
Als recht, und minder mich mir selber leben;
In Wind hab' ich gegeben
Mein Denken all' im Dienste einer Frauen.

Er unterliegt endlich der Last seiner Leiden; er sieht den Tod gegen ihn die mörderische Hippe erheben; schon hat die Drommete des letzten Tages in seiner Seele getönt; dennoch hält ihn die Liebe noch immer in ihren Fesseln:

E già l' ultimo dì nel cor mi tuona:
Per tutto questo Amor non mi sprigiona.
Son. LXXX.

Schon dröhnt in's Herz die letzte mir der Stunden;
Doch läßt mich Amor immerdar gebunden.

Endlich stirbt Laura; aber Petrarca's Liebe stirbt nicht mit ihr. Noch zehn Jahre lang flammt dieselbe Gluth in ihm; und nachdem späterhin die Zeit ein wenig Balsam in seine Wunden gegossen, und einige Ruhe in sein Gemüth zurückgebracht hat, hört er dennoch nie auf, sich mit Lauren zu beschäftigen; ihr Bild begleitet ihn noch in den letzten Augenblicken seines Lebens.

Der zweite Theil des Canzoniere, der seinen Gram, seinen Schmerz, seine Verzweifelung mahlt, steht dem ersten keinesweges nach. Er enthält eine Folge rührender Elegien, deren düstre Farbe uns mit Schwermuth durchdringt, und deren klagende Töne im Innersten des Herzens wiederhallen.

Petrarca befand sich in Italien, als Laura in Avignon starb. Aber unglückweissagende Zeichen, furchtbare Träume, schwarze Ahndungen hatten ihn auf ihren Verlust vorbereitet, wenigstens schien es ihm so. Seine aufgeregte Einbildungskraft stellte sie ihm dar, wie er sie am Abend vor seiner Abreise von Avignon gesehen hatte, glänzend zwar unter ihren Gesellschafterinnen, wie die Rose unter den andern Blumen, aber nicht mehr fröhlich, lachend und singend, sondern unbekränzt, schmucklos, mit feierlichem Anstande und ernster Miene, schweigend, in sich gekehrt. Ein andermal erscheint Laura ihm, um ihm anzukündigen, daß er sie auf Erden nicht wiedersehen wird. Er möchte gern noch an der Wahrheit seines Verlustes zweifeln, aber dieses Gesicht beunruhigt und verdunkelt seinen Geist (Son. CCXI, CCXII u. folg.).

Bald nachher empfängt er die Botschaft von ihrem Tode. Welcher Schlag für ihn! was erhält nun hinfort sein Leben noch? er lebte nur in Lauren und für sie; seine Seele scheint mit der ihrigen entflohen zu seyn; er ruft dem Tode, um ihn mit Lauren wieder zu vereinigen; er würde sich selbst den Tod geben, hielte ihn nicht der Gedanke zurück, daß ein solches Verbrechen vielmehr ihn ewig von ihr trennen, als mit ihr vereinigen würde (Canz. XXII.)

Seit diesem schicksaligen Augenblick erscheint seine Muse nie anders als in Trauer; die ganze Natur ist vor seinen Blicken mit einem düstern Flor umschleiert; die Welt ist jetzt eine weite Einöde für ihn. Vergebens erfüllt der wiederkehrende Frühling die Herzen mit Wonne, vergebens weckt er das Lied der Vögel und belebt alle Elemente durch das Feuer der Liebe; vergebens schmücken die Fluren, erwärmt vom Hauch der jungen Weste, sich mit Kräutern und Blumen. Für ihn giebt es keinen Frühling mehr; sein Herz ist hinfort jeder Freude verschlossen und der Liebe abgestorben. Nur Laura's Liebe lebt noch darin und preßt tiefes Schluchzen und schmerzliche Seufzer aus seiner Brust. Der klagende Gesang der Nachtigall, welche ihre Jungen oder ihren Gatten im Dunkel der Nacht beweint, begleitet und wiederholt seine Klage (Son. CCLXIX und CCLXX). Aber man kann von dem klagenden Gesange Petrarca's wie von dem der Nachtigall sagen:

Il remplit de douceur et la terre at le ciel.

Was ist nun aus jenen Orten geworden, die so bezaubernd waren, als noch Laura's Reize sie verschönten? Alle Gegenstände daselbst haben noch ihre vorige Gestalt; aber die Seele des Dichters ist nicht mehr dieselbe; sie hat ihre Gestalt verändert, er sieht die Dinge nicht mehr mit denselben Augen. Sein geliebtes Vauclüse, der Fluß, der es netzt, seine schönen Ufer, dieser Hügel, wo er oft wandelnd seinen süßen Träumereien nachhing, sind nicht mehr dieselben, sie haben ihre Reize verloren (Son. CCLX).

Doch liebt er immer noch diese einsame Gegend, weil er in ihr ungehindert seinem Schmerze nachhängen kann. Dieser reizende Aufenthalt, der so oft von Laura's Namen wiederhallte, dieser Hügel, diese Ufer, dieser Bach, dessen Murmeln sich in seine Klagen mischt, dieser Lorbeer, den er an seinem Ufer gepflanzt, sind noch sein trauriger, aber einziger Zufluchtsort vor seinem Kummer. Così — so sang er einst:

Così cresca 'l bel lauro in fresca riva,
E chi 'l piantò, pensier leggiadri, ed alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva.
Son. CXVI.

So wächst der Lorbeer schön auf Ufers Matten,
Und was sein Pflanzer Leicht' und Hohes sinnet,
Schreibt er beim Laut des Bachs im süßen Schatten.

Nun ruft er an demselben Orte, auf demselben Felsen, aus welchem die Sorge entspringt, seine Laura, und beschwört sie, einen tröstenden Strahl auf ihren Geliebten herabzusenden, der nur von ihrem Andenken und seinem Schmerze lebt:

Mira 'l gran sasso, donde Sorga nasce,
E vedravi un, che sol tra l'erbe e l'acque
Di tua memoria e di dolor si pasce.
Son. CCLXIV.

Schau an den Felsen die Sorg' entquillet;
Da siehst du Einen, dem bei Gras und Wellen
Erinnerung und Schmerz den Hunger stillet.

Endlich erfüllt und begeistert sein Gedanke an sie ihn dermaßen, daß seine Phantasie ihm Lauren persönlich zeigt. Bald erscheint sie Nachts vor seinem Lager, bald setzt sie sich neben ihn, bedauert ihn und trocknet seine Thränen; ihre Augen, statt durch den Tod erloschen zu seyn, strahlen nur um so glänzender. Bald erscheint sie ihm am Tage, den Fluthen der Sorge entsteigend, in Gestalt einer Nymphe oder Göttin, oder wandelnd auf dem frischen, blühenden Rasen, und das Mitleid, das er ihr einflößt, mahlt sich in ihren Blicken (Son. CCXL. CCXLI. CCXLII).

Sich Laura's Bild entwerfen, alle seine Gedanken auf sie beziehen, sich in die Betrachtung ihrer Reize, ihrer Tugenden, ihrer seltenen Eigenschaften versenken, sie bewundern, feiern, singen, sie in seiner Einbildungskraft hervorrufen, und seinem Blicke vergegenwärtigen, das sind die einzigen Freuden, welche Amor und die Musen dem liebevollsten der Dichter und dem treuesten der Liebenden gewähren.

Schon zu Laura's Lebzeit gelobt er ihr alles, was er vermag und ist, alles, was sich Gutes in ihm findet, seine Fähigkeiten, seine Talente, sein Genie: Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est. Und auch nach Laura's Tode ist es sein einziger Trost, sein Gelübde zu erneuern.

Sie allein hat ihn auf der Bahn der Pflicht erhalten, hat ihn vor den Lockungen des Lasters bewahrt, seinen Geist geschmückt, seine Sitten gebildet. Ihre Augen, diese lebendigen Spiegel ihrer schönen Seele, haben ihn angefeuert recht zu handeln, sich auszuzeichnen, dem Ruhme nachzustreben, und sich über den großen Haufen der Sterblichen emporzuschwingen; sie sind die Leuchten, welche seinen Pfad durchs Leben erhellen und ihm den Weg zum Himmel zeigen:

Gentil mia donna, io veggio
Nel mover de' vostri occhj un dolce lume,
Che mi mostra la via, ch' al ciel conduce;
E per lungo costume
D' entro là dove sol con Amor seggio,
Quasi visibilmente il cor traluce.
Questa è la vista; ch' a ben far m' induce,
E che mi scorge al glorioso fine;
Questa sola dal vulgo m' allontana.
Canz. IX.

Euch, edle Herrin, flimmert
Im Aug' ein Licht, holdselig zu gewahren,
Das mir den Weg hinan zum Himmel kläret.
Und durch ein lang Erfahren
Seh' ich das Herz, wie da hindurch es schimmert,
Wo ich allein mit Amor eingekehret.
Der Anblick ist es, der mich Tugend lehret,
Daß ruhmvoll einst ich von der Erde scheide;
Nur er hat mich erhoben ob der Menge.

Durch und aus sich selbst ist er nur ein dürrer, unfruchtbarer Boden, der nichts hervorbringt, als was sie in denselben gesäet hat:

Onde, s' alcun bel frutte
Nasce da me, da voi vien prima il seme:
Io per me son quasi un terreno asciutto,
Culto da voi, e 'l pregio è vostro in tutto.
Canz. VIII.

Drum reift an meinen Zweigen
Gesunde Frucht, so hob' ich's euch zu danken!
Ich selbst bin einer Oede zu vergleichen;
Ihr baut sie und der Preis ist euer eigen.

Unum hoc non sileo, me quantulumcumque conspicis, per illam esse — — — Quae me a vulgi consortio segregavit, quae dux viarum omnium, torpenti ingenio calcar admovit, ac semisopitum animum excitavit. De Cont. mundi, Dial. III.

Laura und die Liebe haben seinen Geist und sein Dichterfeuer entzündet; er hat sich in ihrer Schule gebildet; ohne sie würde er vielleicht ein heiserer Schreier des Gerichtshofes, ein Mensch wie andere im großen Haufen geworden seyn. In den nachstehenden Versen spricht Amor:

Salito in qualche fama
Solo per me, che 'l suo intelletto alzai,
Ov' alzato per se non fora mai.
— — — — — — — — —
Ed a costui di mille
Donne elette eccellenti n' elessi una,
Qual non si vedrà mai sotto la Luna,
Benchè Lucrezia ritornasse a Roma.
— — — — — — — — —
E sì alto salire
Il feci, che tra caldi ingegni ferve
Il suo nome, e di suoi detti conserve
Si fanno con diletto in alcun loco:
Ch' or saria force un roco
Mormorador di corti, un uom del vulgo:
I' l' esalto e divulgo
Per quel ch' egli imparò nella mia scola,
E da colei, che fu nel mondo sola.
Canz. XXVIII.

War je sein Ruhm zu preisen,
Bin ich's, der seinen Geist erhob nach oben,
Wohin er ohne mich sich nie erhoben.
— — — — — — — — — —
Er weiß, daß ich Achill und den Atriden,
— — — — — — — — — —
Wie einem Jeden seine Stern' es sandten,
In nied'rer Mägde Liebe gab hienieden,
Und diesem nur beschieden
Eine von tausend auserlesnen Frauen,
Wie sie nicht wieder unterm Mond zu schauen,
Wenn auch zurück nach Rom Lucretia kehrte.

— — — — — — — — — —
Ich ließ so hoch vor Allen
Ihn steigen, daß sein Nam' in lichten Schaaren
Erglänzt' und, seine Sprüche zu bewahren,
An manchem Ort sich fanden milde Sammler.
Der jetzt ein heis'rer Stammler
Vielleicht an Höfen wär', ein Mann der Menge,
Dem ward die Welt zu enge
Durch das, was er bei mir nur konnt' erlernen,
Oder bei ihr, die einzig unter Sternen.

Auch ruft er nie die Musen um ihren Beistand an; nur Laura kann ihn begeistern. Er vergißt alle Leiden, die Amor ihm verursacht hat, wenn er des Vergnügens gedenkt, das er empfunden, wenn er sie besang; ein Vergnügen, das er höher als allen Ruhm, ja als die Unsterblichkeit selbst erhebt.

Warum steht es nicht in seiner Macht, ihr alle diese Wohlthaten zu vergelten! Gern möchte er ihren Namen durch alle Weltgegenden verbreiten. Aber da er seinen Genius zu schwach findet für eine Unternehmung, an der die trefflichsten Genien Griechenlands und Roms gescheitert seyn würden, so beschränkt er sich, ihn von einem Ende Italiens zum andern erschallen zu lassen, d. h. ihn in der Volkssprache zu besingen:

Si dirà ben: Quello, ove questi aspira,
E cosa da stancar Atene, Arpino,
Mantova e Smirna, e l'una e l'altra lira.
Lingua mortale al suo stato divino
Giunger non pote — — — — —
Son. CCIX.

Und heißen wird es dann: Wonach er ringet,
Athen wohl kennt' es und Arpinum quälen,
Mantua und Smyrna, ein' und andre Leier.
Irdischer Sprache ziemet nicht die Feier
Der Göttlichen.

Del vostro nome, se mie rime intese
Fosser sì lunge, avroi pien Tile e Battro,
La Tana, il Nilo, Atlante, Olimpo e Calpe
Poi che portar nol posso in tutte quattro
Parti del mondo, udrallo il bel paese,
Ch' Apennin parte, e 'l Mar circonda, e l' Alpe.
Son. CXIV.

Von eurem Namen, wenn so weit verstanden
Ich würde, sollte Bactriana singen,
Don, Tule, Nil, Atlas, Olymp und Calpe.
Nun aber ich ihn nicht vermag zu bringen
Der ganzen Welt, tön' er den schönen Landen,
Die Apennin trennt, Meer umgiebt und Alpe.

Dieß beruhet auf jenem Vorurtheile des Dichters, von dem bereits oben die Rede gewesen. Laura hat nichts dadurch verloren, daß sie in der Landessprache besungen worden; in dieser ist ihres Namens Unsterblichkeit weit besser gesichert, als sie es in einer gelehrten Sprache gewesen wäre.

Fünfter Abschnitt.

Ueber die Frömmigkeit Petrarca's.

Bisher habe ich die Liebe des Petrarca, welche den ersten und vornehmsten Charakterzug seiner Poesie ausmacht, durch alle ihre Erscheinungen zu verfolgen gesucht. Ich komme nun zu dem zweiten Hauptbestandtheile derselben, der sich dem ersten natürlich vermählt und unterordnet.

Liebe und Frömmigkeit sind in der That nahe verwandt. Beide entspringen aus der Empfindsamkeit des menschlichen Gemüths. Beide haben den Wechsel der Furcht und der Hoffnung, des Verlangens und Widerwillens, des Vergnügens und Schmerzes, der Verzweiflung und des Entzückens gemein; endlich haben auch beide einerlei Zweck, den Besitz des geliebten Gutes.

Nur die Beschaffenheit dieses Gutes macht hier einen wesentlichen Unterschied; der einen Gut ist irdisch und in den engen Kreis des Lebens beschränkt, das Gut der andern ist himmlisch und dauert auch noch jenseits des Grabes.

So verschieden indeß diese beiden Güter sind, so ist doch das Verlangen, welches sie erregen, für unsere Einbildungskraft bis auf einen gewissen Punkt sich ziemlich gleich. Die irdische Liebe läutert und vergeistigt sich durch die Tugend. Die himmlische Liebe dagegen muß bei der Unmöglichkeit, uns hienieden gänzlich von der Sinnlichkeit loszumachen, ihren Gegenstand in mehr oder minder sinnliche Bilder und in materielle Formen kleiden. Die reinste Liebe, oder die dieß zu seyn vor-

giebt, kann dieser Beihülfe nicht entbehren; die tiefste Mystik des betrachtenden Lebens hat derselben vonnöthen, wenn sie sich nicht in das Leben verlieren will; nur in sinnliche Bilder kann sie die Gegenstände ihrer Beschauung kleiden. Engel, Sterne, strahlende Augen, brennende Herzen, Sonnen, Flammen, Licht, ein inneres zwar, aber doch ein Licht, sind ihre Sinnbilder.

Finden sich nun, wie nicht selten der Fall ist, Liebe und Frömmigkeit in einem Gemüthe beisammen, so läßt sich begreifen, daß beide auf einander wirken und sich auf mancherlei Weise arten müssen. Bald werden sie sich verbinden und wechselseitig verstärken, bald werden sie einander widerstreitend durchkreuzen. In diesem letzten Falle wird das Gemüth zwischen beiden schwanken, bis sie sich entweder versöhnen, oder die stärkere für den Augenblick das Uebergewicht behauptet.

Fromme Entzückungen sind Entzückungen der Liebe. Aber die unglückliche Liebe öffnet ihr Mitgefühl besonders dem, was die Frömmigkeit Trauriges und Düsteres hat, sie theilt die Reue, die Unruhe, die Klagen, die Seufzer, die Thränen derselben. Oft auch lös't sie sich ganz und gar darin auf, oder nimmt zu ihr, als der letzten Freistatt des leidenden Herzens, ihre Zuflucht. Und wann ein Strahl der Hoffnung sie aufs neue belebt, so kann die Gluth der Frömmigkeit selbst ihr zum Vortheile gereichen, und ihr neue Wärme verleihen.

So viel Aehnlichkeit, so viele Berührungspunkte müssen auch auf ihre Sprache Einfluß haben. Da beide Gefühle ähnliche Ideen wecken, so werden sie dieselben auch mit ähnlichen Zeichen ausdrücken, sie werden einander ihre Bilder, ihre Redensarten, ihren Styl leihen. Besonders wird dieß in der Poesie geschehen, zu der beide sich so gut eignen, und vornehmlich wann der Dichter von beiden Gefühlen lebhaft beherrscht wird.

Dieß war gerade Petrarca's Zustand, er war verliebt und fromm, und beides in sehr hohem Grade. In der ersten dieser Eigenschaften kennen wir ihn bereits; jetzt wollen wir ihn auch in der zweiten betrachten.

Petrarca war sehr religiös. Er hat davon Beweise gegeben in allen Vorfällen seines Lebens und in allen seinen Werken, nicht bloß in denen, welche sich unmittelbar auf Religion beziehen, wie z. B. in denen de Contemptu Mundi, de Vita solitaria, u. a., sondern auch in denen, die von weltlichen Dingen handeln, ja auch, wie wir bald sehen werden, in dem, was Amor ihm selbst scheint eingegeben zu haben.

Seine heftigen Ausfälle gegen den päpstlichen Hof in Avignon, welche durch die Laster und Unordnungen desselben gerechtfertigt wurden, die er aus der Nähe sah, und die sein sittliches, tugendhaftes Gemüth empörten, hinderten ihn nicht, ein guter katholischer Christ zu seyn, und das geistliche Ansehen des Papstes anzuerkennen. Wie oft ist er nicht geschäftig, den Papst zu bewegen, daß er seinen Sitz wieder nach Rom verlege? Er hätte seine höchsten Wünsche erfüllt gesehen, er hätte geglaubt, daß alle Wunden der Kirche geheilt seien, wenn er dieß so heiß gewünschte Ereigniß erlebt hätte. Welche Freude äußerte er nicht, als Urban V. wirklich, obwohl nur für kurze Zeit, seinen Sitz wieder nach Rom verlegt! Welchen Eifer für die Religion athmet nicht die oben angeführte Canzone, in welcher er die christlichen Fürsten zum Kreuzzuge ermahnt! und welcher fromme Unwillen erfüllt ihn nicht, daß nur Christen einander morden, und daß man nicht mehr gegen die Ungläubigen kriegt!

> Ite superbi e miseri Cristiani,
> Consumando l'un l'altro; e non vi caglia,
> Che 'l sepolcro di Cristo è in man di cani.
>
> Trionfo della Fama, Cap. II.

> Geht, stolze Christen, nur, geht, ihr Elenden,
> Mordend einander, laßt es nicht euch kümmern,
> Daß Christi heilges Grab in Haidenhänden.

Wenn man sieht, wie er, noch nicht zufrieden mit der pünktlichen Befolgung der von der Kirche vorgeschriebenen Fasten, sich noch andere auflegt, und jene sowohl als diese durch Strenge übertreibt; wenn man sieht, wie sehr ihm daran gelegen ist, das Jubiläum Clemens VI. mitzufeiern, und ihn die Wunderwirkungen desselben erzählen hört, wie er dadurch von seiner Neigung zum andern Geschlecht geheilt worden, wozu wahrlich kein kleines Wunder erforderlich war; wenn man sieht, wie treuherzig er glaubt, daß der Kopf des heil. Pankrazius Blut geschwitzt und Thränen vergossen habe, und daß die Leichname des heil. Gervasius und Protasius, als man den Leichnam des heil. Ambrosius gebracht, sich ehrerbietig von einander entfernt haben, um diesem den Ehrenplatz einzuräumen; wenn man erwägt, daß er die ganze Mythologie der Legende gläubig annimmt, daß er gegen die zweideutigsten Reliquien in Rom die größte Verehrung hegt, daß er das Mönchsleben so hoch achtet und den heil. Romualdus lobpreis't, daß er die Erde in eine Einsiedelei und alle Menschen in Mönche umschaffen wollen: so wird man den Petrarca wahrlich nicht eines Mangels an Glauben, ja selbst nicht an Leichtgläubigkeit beschuldigen können.

Eben dadurch gab er sowohl den Aerzten am Hofe des Papstes Clemens, als den Aristotelikern und Averroisten in Venedig, Blößen; die letztern schildert er als ein Volk, das keinen andern Gott anerkennt als den Aristoteles, das den Averroes dem Jesus Christ vorzieht, und der Lehren des Christenthums und seines Gottesdienstes spottet. Diese Aristoteliker urtheilten über Petrarca, nachdem sie eine Unterredung mit ihm gehabt hatten, er sei ein guter Mann, aber unwissend.

Mit Theologie bemengte er sich nur zu gern. Man weiß, wie lebhaften Antheil er an dem großen und unnützen Streit über das Anschauen Gottes, nämlich ob dasselbe nach dem Tode, oder erst nach der Auferstehung anfange, nahm. Er hatte, sowie Papst Johann XXII., das Unglück, der letztern Meinung zu seyn; aber die Kirche hatte diese nicht sobald verdammt, als er sich gleichfalls mit musterhafter Ergebung ihren Beschlüssen fügte.

Bei dieser feurigen Frömmigkeit und bei seiner nicht minder feurigen Liebe zu Lauren, die beide seinem empfindsamen Herzen tief eingewurzelt waren, läßt sich wohl begreifen, daß er jene Zustände erdulden müssen, deren wir oben bereits erwähnt haben, und daß seine Muse, die treue Auslegerin seines Herzens, dieselben darzustellen gestrebt habe.

Petrarca konnte sich nicht wohl verhehlen, daß seine Liebe ursprünglich lasterhaft und der christlichen Moral entgegen war. Ich will keineswegs, daß man einige menschliche Schwachheiten an einem, der Kirche, also der Ehelosigkeit und dem Dienste des Altars, geweiheten Manne verdamme. Aber Laura war verheirathet und Mutter, sie war eine keusche Frau, die in untadelichem Betragen nur ihren Pflichten lebte. Was war also böslicher, ja verbrecherischer, als eine solche Frau zu versuchen, und seinen Geist, sein Genie zu ihrer Verführung aufzubieten!

Petrarca war sich dessen in den ruhigen, hellen Augenblicken, die seine Leidenschaft ihm gestattete, wohl bewußt. Dann erwachten seine religiösen Ideen, die Gefahr für sein Heil stellte sich lebhaft seinem Geiste dar, und die Schrecken des künftigen Lebens ergriffen ihn. Aber diese hellen Zwischenpunkte waren von kurzer Dauer, ein Blick von Lauren zerstörte sie wieder.

Doch ist es gerade dieser Gegensatz, dieser innere Streit zwischen Frömmigkeit und Liebe, der so große Theilnahme erregt, und in seiner Poesie eine so schöne Wirkung thut. Er gießt diese trüben Tinten, dieses Helldunkel, diese rührende Schwermuth über sie aus, an der wir Theil zu nehmen nicht umhin können, wenn wir sehen, wie seine Seele in dieser grausamen Ungewißheit zwischen Lauren und Gott hin und her schwankt.

Wie oft bittet er nicht Gott, ihm die Hand zu reichen, um ihn diesem mit Dornen und Gestrüpp verwachsenen Wege, der seine Schritte hemmt, zu entreißen, und die Finsterniß zu zerstreuen, die seinen Geist umhüllt (Sest. VI). Eines Tages in Rom, wo die Religion in ihrer ganzen Herrlichkeit erscheint, wo von allen Seiten so viele ehrwürdige Gegenstände seinen Blick anziehen und ihn zur Buße rufen, empfindet er lebhafte Gewissensbisse, vergießt bittere Thränen, und faßt die frommsten Entschließungen; aber einen Augenblick nachher schwinden diese bei der Erinnerung an seine Geliebte, vor dem Verlangen sie wiederzusehen, wie der Thau am Strahle der Morgensonne (Son LII).

Diese Anfälle der Frömmigkeit kehren bei feierlichen Begängnissen kirchlicher Feste wieder. In diesen heiligen Stunden öffnet sich sein Herz der Reue und ist von tiefem Schmerz durchdrungen; er beweint die Verirrungen seiner Jugend, und macht die löblichsten Versuche, seine Leidenschaft, die ihn unter ihr gebieterisches Joch hält, zu überwinden. Es ist noch ein schönes Sonett von ihm vorhanden, am Todestage des Erlösers gedichtet, worin er, das Miserere anstimmend, denselben bei seinem Tode selbst beschwört, ihn von den Qualen der Liebe zu befreien, den Schlingen des bösen Feindes zu entreißen und ihn ganz zu sich zu ziehen (Son. XLVIII). Nach Laura's Tode wiederholt er dieses Gebet auch an die heilige Jungfrau; er wünscht jene endlich vergessen zu können, um sich dieser zu weihen, und sterbend seine Seele ihrem Sohne zurückzugeben.

> Non è stata mia vita altro ch' affanno.
> Mortal bellezza, atti, parole m' hanno
> Tutta ingombrata l'alma.
>
> Canz. XXIX.

> Seit an des Arno Strand ich ward geboren,
> — — — — — — — — — —

War Andres nicht als Weh mein Loos auf Erden.
Sterbliche Reize haben und Geberden
Und Worte mich berücket.

Zuweilen, im Gefühle seines Unvermögens, diese heilsamen Vorsätze auszuführen, scheint er der Verzweiflung nahe, so drückt ihn die Last seiner Vergehungen, und so fürchtet er dem Erbfeinde des Menschengeschlechts in die Klauen zu fallen. Er wünscht sich, mit dem Psalmisten, Taubenflügel, um in den Schooß Gottes zu flüchten:

Qual grazia, qual' amore, o qual destino
Mi darà penne in guisa di colomba,
Ch' i' mi riposi, e levemi di terra?
Son. LXIX.

Welch Schicksal, welche Gnade, welche Liebe
Wird Flügel mir, wie Taubenflügel leihen,
Daß Ruh' ich find' erhoben von der Erden.

Was würde er in diesen Augenblicken nicht darum geben, früher oder später als Laura auf die Welt gekommen zu seyn? Er wäre dann den mächtigen Strahlen ihrer Augen nicht ausgesetzt gewesen, hätte die Spur ihrer Schritte nicht gesehen (Son. CLXXI). Nun ist alles Streben für sein Heil eitel; diese Gegenstände, dieses geliebte Bild stören und verwirren ihn immer; es geht ihm wie dem Adam, der zuerst freiwillig sündigte und in der Folge es nicht mehr lassen konnte:

Ma 'l bel viso leggiadro, che dipinto
Porto nel petto, e veggio, ove ch' io miri,
Mi sforza: onde ne' primi empj martiri
Pur son contra mia voglia risospinto.
Son. LXXV.

Doch hat das schöne Antlitz mich bezwungen,
Das ich gemalt im Herzen trag', und sehe,
Wohin ich schau; drum zu dem alten Wehe
Fühl' ich mich wider Willen hingedrungen.

Aber, gleichsam als ob es an Lauren allein noch nicht genug wäre, noch ein zweiter Feind seines Heils ist ihm furchtbar, der Ruhm. Zwischen diesem, Lauren und Gott ist seine Seele getheilt; und dieser Streit ist von ihm in der Canz. XXI lebhaft geschildert. Endlich entschließt er sich, diesen Schatten, diesen eitlen Schall fahren zu lassen, und statt seiner die ewige Wahrheit zu umarmen; aber von Lauren sich loszureißen vermag er nicht; dieß ist der Fels, an welchem jeder Entschluß scheitert. Vergebens zieht er aus seiner Leidenschaft selbst Streitgründe wider dieselbe; vergebens sagt er sich: wenn Laura's Blicke, Worte und Gesang so viel Süßigkeit in meine Seele strömen, was wird nicht dereinst die Wonne des Himmels thun? und was können wir also würdigeres thun, als zu ihm alle unsere Gedanken erheben! Vergebens sieht er die fliehende Zeit, das kommende Alter, und den Tod, der seine Hippe schwingend herannaht. Die Liebe siegt; nur die himmlische Gnade kann ihn retten (Son. LXXX).

Doch nicht immer betrachtet er seine Liebe mit solcher Strenge. Wir sind alle geneigt, unsere Gelüste und Leidenschaften vor uns selbst zu rechtfertigen; es ist also nicht so sehr zu verwundern, daß auch Petrarca von seiner Phantasie über die seinige getäuscht wird. Und weit entfernt, sie für unerlaubt zu halten, scheint sie ihm vielmehr unschuldig, ja sogar lobenswürdig, sowohl in Ansehung ihres Gegenstandes, als ihrer Beschaffenheit und ihrer Wirkungen. Auf diese Weise weiß er sie mit seinem Gewissen, mit seinen Pflichten und seiner Frömmigkeit selbst in Einstimmung zu bringen.

Wir haben schon gesehen, wie er seine Laura vergöttert; diese Vergötterung kommt ihm gar trefflich zu statten. Er liebt nun keine Frau, wie andere Frauen sind, eine gewöhnliche Sterbliche, sondern einen himmlischen Geist, eine reine Intelligenz, die zur Erde herabgekommen ist, um sie zu verschönen, zu verklären und ein Muster jeglicher Tugend zu seyn. Sorgfältig entfernt er jeden Gedanken an ihren Ehestand, ja durch ihn allein würde man nie erfahren haben, daß dieser Engel, diese Göttin in ehelichen Verhältnissen gelebt, und ihrem Gatten eine zahlreiche Nachkommenschaft gegeben habe. Noch mehr, er nennt sie nicht einmal geradezu, sondern bezeichnet ihren Namen nur durch Umschreibungen, Bilder, Anagrammen und Logogryphen; bald ist es Laura die Luft, bald Lauro der Lorbeer. Indem er die Morgenröthe anblickt, sagt er ivi è l' Aurora, um zu sagen ivi è Laura ora, dort ist Laura jetzt nach ihrem Tode, nämlich im Himmel (Son. CCL). Er fürchtet, sagt Castelvetro, ihren Namen auszusprechen, wie die Juden den ihres Jehova.

In solchen Augenblicken der Entzückung scheint er, wie ich anzunehmen geneigt bin, wirklich zu glauben, daß er von einer reinen, von allem Sinnlichen und Irdischen geläuterten Flamme brenne; auch glaube ich, daß er Alles that, um seinem glücklichen Irrthume, wo möglich, ewige Dauer zu geben.

Dann neigt er sich vor ihr, ruft sie an, und verehrt sie wie eine Heilige:

L'adoro, e 'nchino come cosa santa.
Son. CXCII.

und mit frommen Bitten
Beug' ich, wie einer Heiligen, die Kniee.

Dann, weit entfernt, ihm stürmische Leidenschaften zu erregen, gießt das Lächeln ihrer Augen jenen Frieden, jene reine ungetrübte Ruhe in seine Seele, deren die Seligen des Himmels genießen:

Pace tranquilla senz' alcun' affanno,
Simile a quella che nel ciel' eterna,
Move dal lor' innamorato riso.
Canz. X.

Wohl einen holden Frieden sonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden zu vergleichen,
Ihr liebeselig Lächeln freundlich spendet.

Das ewige Leben besteht im Anschauen Gottes, Petrarca's irdisches Leben im Anschauen seiner Laura:

Sì come eterna vita è veder Dio,
Nè più si brama, nè bramar più lice:
Così me, Donna, il voi veder felice
Fa in questo breve e frale viver mio.
Son. CLVIII.

Wie Gott zu schauen heißt das ew'ge Leben,
Und niemand mehr begehrt, noch darf begehren,
So hat in diesem kurzen, thränenschweren
Leben mir euer Anblick Heil gegeben.

Entfernt von ihr, sucht er überall sich ihr Bild zu entwerfen, wie der Pilger nach Rom wallet, um das Bild Christi auf dem heiligen Schweißtuche zu sehen (Son. XIV). Sein einziges Verlangen ist, mit ihr zu leben, und sterbend mit ihr auf Elias Wagen gen Himmel zu fahren (Canz. XIX. am Ende).

Was aber die Liebe Petrarca's völlig rechtfertigt, ist die wohlthätige Wirkung derselben. Wir haben schon gesehen, daß er Lauren seine Talente, seinen Geist, seinen Ruhm verdankt, aber er verdankt ihr noch mehr als dieß, er verdankt ihr seine Bekehrung, sein Heil.

Nun ändert er auch seine Sprache; er bedauert nun nicht mehr, Lauren gekannt zu haben; im Gegentheil segnet er den Tag und die Stunde, wo er sie sah und liebte. Diese Liebe hat aus seiner Seele alle gemeinen, niedrigen Gedanken getilgt, hat sie zum höchsten Gut erhoben, und ihn gelehrt, die vergänglichen Güter der Welt unter die Füße zu treten, welche für den großen Haufen der Sterblichen so mächtige Reize haben:

Fior di virtù, fontana di beltate,
Ch' ogni basso pensier dal cor m'avulse.
Son. CCCXIV.

Der Schönheit Kronen und der Tugend Blüthe,
Die allem niedern Seyn mein Herz entrungen.

Das Licht ihrer Augen hat ihm den Weg zum Himmel gezeichnet, und ihn mit Vertrauen und Hoffnung erfüllt, dahin zu gelangen (Son. XII). Selbst Laura's Strenge, und das, was er für ihre Launen hielt, wirkte mit zu seinem Heil; er würde für immer verloren gewesen seyn, wenn sie sich ihm gefälliger bewiesen hätte:

Questo bel variar fu la radice
Di mia salute, ch' altramente era ita.
Son. XII. CLXXI. Tr. della Morte
Cap. II. u. an andern Orten.

Der schöne Wechsel war von meinem Frieden
Die Wurzel, den ich anders hätt' entbehret.

Schon zu Laura's Lebzeit hofft er von ihrer Vermittelung Vergebung seiner Sünden. In der schönen Canzone, welche bereits oben angeführt worden, fleht er vom Himmel, daß er einst an jenem glücklichen Orte möchte begraben werden, wo er Lauren unter dem Blüthenbaume sitzen sah. Vielleicht kommt

sie wieder dorthin, findet seine entstellte Asche, und schenkt derselben einen Seufzer, läßt eine Thräne auf sie rinnen, und trocknet ihre schönen Augen mit ihrem Schleier. Dieser Seufzer, diese Thränen werden den Himmel bewegen, ihren Liebhaber zu begnadigen:

> In guisa che sospiri
> Si dolcemente, che mercé m' impetra,
> E faccia forza al cielo
> Asciugandosi gli occhj col bel velo.
>
> Canz. XIV.

> (Sie wird) So süß in Seufzern bangen,
> Daß mir des Himmels Gnade muß erscheinen;
> Ja ganz wird sie ihn zwingen,
> Wenn ihre Thränen in den Schleier dringen.

Aber nachdem dieser Trost ihm durch Laura's Tod, der dem seinigen lange vorherging, geraubt worden, läutert seine Liebe sich wirklich und gewinnt völlige Uebereinstimmung mit seiner Frömmigkeit. Hinfort ist sie für ihn nur noch das Werkzeug seiner Bekehrung, ein Beweggrund, sich von der Welt abzusondern und ganz dem Glauben, der Wohlthätigkeit und den andern christlichen Tugenden zu leben. Laura's Schatten, der ihn stets umschwebt, ihn begeistert, ihn leitet, kräftigt seinen Fortschritt auf dem Wege des Heils. Er schwingt sich im Geiste zu ihrem Aufenthalt empor, und vernimmt dort aus ihrem Munde das erste Geständniß ihrer Liebe, die durchaus rein und heilig ist (Son. CCCX). Er selbst ist nur noch in die himmlische Gestalt Laura's verliebt; diese so glücklich geläuterte Leidenschaft wächst und vermehrt sich in ihm, wie er älter wird. Träumend von seiner Laura altert er, und der einzige Wunsch, der ihm noch bleibt, ist, sie dereinst am Tage der Auferstehung in all' ihrem blendenden Glanze zu bewundern (Son. CCLXXVIII). Zuweilen aus Ungeduld, dieses Glückes bald theilhaft zu werden, ruft er dem Tode. Glückliche Stunde, die ihn des sterblichen Leibes entledigen wird! o warum darf er nicht seinen Kerker sprengen, den irdischen Schleier zerreißen, und sich emporschwingen in die Gegenden des Lichts! Er hat kein anderes Verlangen mehr, als Gott und seine Geliebte zu schauen:

> O felice quel dì, che del terreno
> Carcere uscendo, lasci rotta e sparta
> Questa mia grave, e frale, e mortal gonna;
> E da sì folte tenebre mi parta
> Volando tanto su nel bel sereno,
> Ch' io veggia il mio Signore e la mia Donna.
>
> Son. CCCV.

> O sel'ger Tag, wenn frei der Erdenbande
> Ich sinken lass' entfesselt und zerrissen
> Die schweren, matten, sterblichen Gewande,
> Und scheidend aus so dichten Finsternissen
> Empor ich fliege zu so lichter Höhe,
> Daß ich den Herrn da und die Herrin sehe.

Man wird in dem Obigen eine sonderbare Mischung des Heiligen mit dem Weltlichen bemerkt haben, die man in unsern Tagen schwerlich gut heißen möchte, und deren Ausdrücke mißfällig klingen würden. Petrarca hat in der That seine Frömmigkeit und selbst seine Theologie in der Behandlung von Gegenständen gemißbraucht, wo diese entweder gar nicht, oder doch nur mit vieler Behutsamkeit anzuwenden sind. Die Beispiele, die wir bisher davon gesehen haben, sind noch nicht das Stärkste.

Wer hätte jemals geahndet, daß die Bläße von Laurens Gesicht, welche auch den Dichter erbleichen macht, zur Erklärung dienen könne, wie die Seligen im Paradiese sich sehen und einander ihre Gedanken mittheilen?

> Quel vago impallidir, che 'l dolce riso
> D' un' amorosa nebbia ricoperse,
> Con tanta maestade al cor s' offerse,
> Che li si fece incontro a mezzo 'l viso.
> Conobbi allor, siccome in Paradiso
> Vede l' un l' altro.
>
> Son. XCVIII.

> Die leise Bläße, welche hielt umflossen
> Des Lächelns Huld mit lichter Wolkenhülle,
> Griff mir an's Herz mit solcher Allmacht Fülle,
> Daß dieses sich durch's Aug' ihr schnell ergossen.
> Da lernt' ich, wie des Himmelreichs Genossen
> Sich sehen. —

Dieß ist indessen blos eine Probe von seiner seltsamen Anwendung der Theologie.

Daß aber der Dichter die Worte Laura's dem himmlischen Gruße vergleicht, mit welchem der Engel Gabriel die heilige Jungfrau heimsucht, würde schon etwas stärker seyn, wenn nicht dieser Vers

> Quella benigna angelica salute
>
> Canz. IV.

> Des Engelsgrußes Milde —

einen milderen Sinn zuließe.

Daß der Dichter sich über die Natur und den Schöpfer derselben beklagt, weil seine Laura an einer Augenkrankheit leidet, mag man seiner übermäßigen Leidenschaft für diese schönen Augen verzeihen. Er begreift nicht, daß die Natur, eine zärtliche aber zugleich auch grausame Mutter, dieses schöne Meisterwerk ihrer eigenen Hände zerstören, und daß der ewige Vater, dessen bloße Dienerin sie ist, dazu einwilligen könne:

> O Natura, pietosa e fera madre,
> Onde tal possa e sì contrarie voglie,
> Di far cose, e disfar tanto leggiadre?
> D'un vivo fonte ogni poder s'accoglie:
> Ma tu, come 'l consenti, o sommo Padre,
> Che del tuo caro dono altri ne spoglie?
>
> Son. CXCV.

> Natur! o Mutter, mild und streng zu preisen!
> Woher solch streitend Wollen dir, solch Können,
> Was du so wunderlieblich schufst, zu trennen? —
> Lebend'gem Quell ist jede Kraft entquollen;
> Wie aber kannst du, höchster Vater, wollen,
> Daß Andr' uns dein' theure Gab' entreißen?

Noch weniger schicklich ist es, wenn er sich beklagt, daß die Treue, in welcher Petrus und Maria ihr Heil fanden, ihn keine Gnade bei Lauren finden ließ:

> Lasso, non a Maria, non nocque a Pietro
> La Fede ch' a me sol tanto è nemica.
>
> Son. LXXIV.

> Weh, Petrus schadete nicht, noch Marien
> Der Glaube, der nur mich so schwer bekrieget.

Der Dichter spielt hier mit dem Worte fede, welches sowohl Glauben als Treue bedeutet.

Empörender aber sind die Vergleichungen seiner Laura mit Gott und Jesus Christ; wenn er z. B. sagt, Laura betrage sich gegen ihn, wie Gott gegen den Sünder (Canz. I. St. 7); oder wenn er auf Lauren anwendet, was in einem der Briefe des heil. Hieronymus auf Gott angewendet wird (Canz. X. St. 3).

An einem andern Orte sagt er: Gott erhebt, was niedrig ist; Jesus wählte seine Jünger aus einem Fischernachen; er wollte nicht in Rom, der Hauptstadt der Welt, sondern in Judäa geboren werden. Aus derselben Ursache wollte er auch, daß Laura, diese Sonne der Schönheit, in einem kleinen Flecken geboren würde. Laßt uns also immerfort die Natur loben, welche sie schuf, und den kleinen Flecken, welcher eine so vollkommene Schönheit zur Welt brachte (Son. IV).

Endlich sieht auch Petrarca festen Blickes, von Jesus und Lauren erfüllt, den Tod nahen; er fürchtet ihn nicht, denn Laura und Jesus haben ihn mit Standhaftigkeit gelitten:

> Quella mi scorge, ond' ogni ben imparo;
> E quel, che del suo sangue non fu avaro,
> Che col piè ruppe le tartaree porte,
> Col suo morir par che mi riconforte;
> Dunque vien morte; il tuo venir m' è caro.
>
> Son. CCCVIII.

> Sie führt mich, die, was gut, mich lehrt' erwerben;
> Und Er, der freudig gab sein Blut im Sterben,
> Der Hölle Pforten brach mit seinen Füßen,
> Hat Trost in seinem Tode mir verhießen;
> Drum komm, o Tod! mit Freuden will ich sterben.

> Nè minacce temer debbo di morte,
> Che 'l re sofferse con più grave pena,
> Per farme a seguitar costante e forte;
> Ed or novellamente in ogni vena
> Intrò di lei, che m' era data in sorte;
> E non turbò la sua fronte serena.
>
> Son. CCCVII.

> Nicht darf ich bei des Todes Drohung zagen,
> Den schmerzensvoll der König einst ertragen,

Daß ich ihm folge tapfer und entschlossen;
Und jüngst hat er von neuem sich ergossen
In jede Ader ihr, die mir beschieden,
Und trübte nicht der Stirne heitern Frieden.

Hier ist doch in der That eine der beiden Personen überflüssig.

Leicht wird man dem Dichter jenes Sonett auf den Tag, wo er Lauren zuerst erblickte, hingehen lassen, obgleich der Gedanke desselben mehr sinnreich als gemüthlich ist. Es war am sechsten April, nach seiner Rechnung am Tage der Kreuzigung, der aber in jenem Jahre auf den Montag und nicht auf den stillen Freitag fiel. Es macht, sagt er daselbst, dem Amor wenig Ehre, daß er in dieser heiligen Zeit mich überfiel, wo ich mich seiner List nicht versah; und noch weniger Ehre macht es ihm, daß er mein Herz mit seinen Pfeilen durchbohrte, Lauren hingegen noch nicht einmal seinen Bogen wies. An diesem heiligen Tage, sagt er sich zu ihr wendend, an diesem Tage, wo die Sonne sich aus Trauer um ihren Schöpfer verdunkelte, wurde ich von deinen Augen gefesselt, und meine Trauer begann mit der allgemeinen Trauer der Natur!

— — onde i miei guai
Nel commune dolor s' incominciaro.
Son. III.

Drum haben meine Wehen
Im allgemeinen Trauern da begonnen.

Alles dieß klingt in der That etwas seltsam. Aber man muß erwägen, daß Petrarca ein Dichter, und zwar ein verliebter Dichter war, den man also nicht zu strenge beurtheilen darf; ja dem man selbst in solchen Stellen seiner Gedichte, wo ihn die Schwärmerei seiner Liebe hinreißt, Widersprüche zu gut halten muß.

Indessen will ich hier doch, der Sonderbarkeit wegen, einen anführen, den ein Sonett gegen zwei andere enthält, wo er Grundsätze aufstellt und zweien Freunden, oder vielleicht gar einem und demselben Rathschläge giebt, die schnurstracks einander entgegengesetzt sind.

In dem einen ermahnt er seinen Freund, der Liebe und den eitlen Freuden der Welt zu entsagen, und sich Gott in die Arme zu werfen, und fügt hinzu, daß er selbst sich außer Stand fühle diesen Rath zu befolgen (Son. LXXVIII).

In den andern beiden Sonetten (Son. XXI. XXII) findet man gerade das Gegentheil. Ein Dichter, der der Liebe und der verliebten Dichtung entsagt hatte, kehrt zu beiden zurück. Petrarca kann bei der Nachricht davon seine Freude nicht verhalten; er erhebt Herz und Hände zu Gott, um ihm zu danken, daß er dieß verirrte Schaf zurückgeführt hat, und bewillkommt seinen Freund sehr unpassend mit den Worten des Evangeliums:

Che più gloria è nel regno degli eletti
D' un spirito converso, e più s'estima,
Che di novantanove altri perfetti.
Son. XXII.

Denn größre Freude ist im Himmel droben
Ob eines Sünders reuiges Bekehren,
Als über neun und neunzig fromme Geister.

Heutiges Tages würde man eine solche Begrüßung für eine wahre Entweihung halten.

Ich sage nichts von Laura's Triumpheinzug in den Himmel und von der Aufnahme, womit sie dort empfangen wird; wenn hier ja etwas zu tadeln seyn könnte, so wird es durch die schönen Verse Petrarca's verschleiert. Bei Laura's Ankunft drängen sich die Engel und die seligen Geister voll Bewunderung um sie: Welche neue Schönheit, welches neue Gestirn ist unter uns erschienen? Nein, aus dem ganzen jetzt lebenden Geschlechte der Menschen ist keine so vollkommene Gestalt von der Erde, dem Aufenthalt der Irrthümer und Laster, heraufgekommen:

Gli angeli eletti, e l'anime beate,
Cittadine del cielo, il primo giorno
Che Madonna passò, le fur' intorno,
Piene di maraviglia e di pietate.
Che luce è questa, e qual nova beltate?
Dicean tra lor, perch' abito sì adorno
Dal mondo errante a quest' alto soggiorno
Non salì mai in tutta questa etate.
Son. CCCII.

Erwählte Engel, sel'ge Bürgerinnen
Des Himmels, all' umringten Donna droben
Am ersten Tag', als sie erschien da oben,
Voll von Verwund'rung und mitleid'gem Sinnen.
„Ha welch ein Glanz! welch neuer Reiz!" beginnen
Sie unter sich: „Warum so reich gewoben
Ward nie ein Kleid in all der Zeit erhoben
Aus irrer Welt zu unsrer Heimath Zinnen?"

Aber wie geht es zu, daß wir an einer andern Stelle dieselbe Laura mit den Sängern der Liebe in der Sphäre der Venus (Son. CCXLVI) oder dem dritten Himmel finden, welcher, wie ein Italiener bemerkt, nicht derselbe dritte Himmel ist, in den der heil. Paulus verzückt wurde; und daß sie in dieser ganz heidnischen Gegend des Himmels ihren Geliebten erwartet, und sich von ihrer künftigen Auferstehung unterhält (Son. CCLXI)?

Um diesen Widerspruch auszugleichen, könnte man dieselbe Vertheilung der Seligen in den zehn himmlischen Kreisen gelten lassen, welche Dante in seinem Gedichte angenommen hat, obgleich dieselbe in dem Canzoniere nicht so ausdrücklich wie in der Divina Commedia angenommen worden. Aber Petrarca ist überhaupt nicht sehr gewissenhaft über diesen Punkt, und nimmt seine Ideen ohne Unterschied aus der christlichen Religion und aus der alten Mythologie. In demselben Quadernario mischt er den Sündenfall Adams und die Fabel der Daphne zusammen (Son. CLV); und öfter macht er sehr unpassende Anwendungen von Stellen der heiligen Schrift, z. B. in Son. XXII. und CLXXIII.

Indessen sieht er selbst zuweilen das Anstößige davon ein. So z. B. nachdem er gewünscht hat, sein Leben in einer dunklen Zelle zuzubringen, um Lauren anzubeten, dünkt ihm dieser Ausdruck selbst zu stark und frevelhaft, und er eilt ihn zu verbessern durch den Zusatz forse il farei (Canz. XIX). Aber wie oft hat er sich nicht ohne alle Bedenklichkeit desselben Ausdrucks bedient!

Diese Anbetung und Vergötterung Laura's haben vielen frommen Personen höchlich mißfallen. Auch ihre Versetzung unter die Seligen hat ihnen übel begründet geschienen. Und an einer Stelle, wo er von dem Tode einer andern Frau spricht, giebt er die Lieblichkeit und Anmuth ihres Betragens als Ursache ihrer Seligkeit an:

Si furon gli atti suoi dolci e soavi.
Son. LXX.

So süß war und anmuthig ihr Betragen.

Wobei Stigliani bemerkt, daß man nicht durch liebliches und anmuthiges Betragen, sondern durch christlichen Wandel in den Himmel eingeht.

Castelvetro will in der Canzone an die heilige Jungfrau Dinge gefunden haben, die der echten Lehre der Kirche zuwider sind. Mein Tact ist nicht fein genug, um zu finden, worin diese Canzone wider die echte Lehre verstößt, wenn es nicht etwa in dem Verse geschieht, wo der heiligen Jungfrau der Name Göttin beigelegt wird:

Or tu, donna del ciel, tu nostra Dea.
Canz. XXIX.

Du Himmelskönigin, — — —
Du Göttin hocherhaben.

da das Christenthum zwar einen Gott, aber keine Göttin gestattet. Doch fügt Petrarca selbst einschränkend hinzu:

Se dir lice e conviensi.

— — — darf ich's sagen.

Uebrigens, da er Lauren diese Benennung giebt, (Son. CCXCIII) warum sollte er sie nicht auch der heiligen Jungfrau geben?

Aber man wird vielleicht Mühe haben, die Neigungen, die Leidenschaften und menschlichen Schwächen, welche noch immerfort, selbst im Schooße der Seligkeit, Laura's Herz bewegen, mit dem, was die Religion über die Seligkeit der Auserwählten lehrt, in Uebereinstimmung zu bringen. Sie freut sich dort noch des eitlen Ruhmes, den sie den Versen ihres Geliebten verdankt, und beschwört ihn aus der Höhe des Himmels, ihren Ruhm nicht schwinden zu lassen, sondern ihn ferner durch seine Lieder zu verbreiten. Sie ist bekümmert, sie seufzt, weint, und Petrarca's Kummer trübt die Ruhe, welche sie in den Wohnungen des Friedens genießen sollte:

E di sue belle spoglie
Seco sorride, e sol di te sospira;
E sua fama, che spira

In molte parti ancor per la tua lingua,
Prega che non estingua;
Anzi la voce al suo nome rischiari,
Se gli occhj suoi ti fur dolci nè cari.

Canz. XXII.

Wo ihrer schönen Hülle
Sie still sich freut, nach dir nur seufzend blicket,
Ihr Ruhm auch, den, entzücket
Durch deine Lieder, viel der Land' erheben,
Fleht: Laß mich länger leben!
Dein Wort erstark' an ihres Namens Feier,
War je ihr Auge süß dir oder theuer!"

E duolsene ancor meco.

Son. CCLXXV.

Und daß sie mit mir klaget.

Ond' io spero che 'nfin al ciel si doglia.

Son. CCLXXXVIII.

Drum hoff' ich, droben wird sie endlich klagen.

Assai di te mi dole.

Son. CCXCVII.

Innig beklag' ich dich.

Umida gli occhj.

Son. CCXCIX.

Die Augen feucht.

Le trist' onde
Del pianto, di che mai tu non se' sazio,
Con l'aura de' sospir, per tanto spazio
Passano al cielo, e turban la mia pace.

Canz. XXVII.

„Die Thränen, die dir nimmermehr versiegen,
Sind mit der Seufzer Wehn emporgestiegen
Zum Himmel, meinen Frieden mir zu stören."

Ja sie geräth sogar in Zorn: s'adria (ebendas.)

Da indessen, wie schon gesagt worden, diese verliebten und poetischen Freiheiten aus überströmendem Gefühle entstanden und in Gedichten, die in langen Zwischenzeiten verfertigt worden, enthalten sind, so muß man sie auch nicht nach einer strengen Logik beurtheilen, noch sie auf der Wage des Heiligthums wägen.

Was besonders diesen Mißbrauch religiöser Ideen in Behandlung weltlicher Gegenstände betrifft, so kann der Geist seiner Zeit und des Landes, in dem er lebte, ihn entschuldigen, oder ihm wenigstens eine nachsichtsvolle Beurtheilung erheischen. In jenem Jahrhunderte, und in jenen Gegenden waren die Ceremonien der Religion und die äußere Uebung derselben ein Hauptgeschäft. Ueberall und in jedem Augenblicke sah man Gegenstände, die daran erinnerten; nicht allein die Tempel, auch die öffentlichen Plätze, die Gassenecken und Kreuzwege, die Landhäuser und Fluren waren damit angefüllt; man konnte keinen Schritt thun, ohne darauf zu stoßen. Alles wimmelte von Mönchen, Priestern, Pfaffen, die allein im Besitz der Glaubensregeln, der Religionsübung und aller anderen Kenntnisse waren, die sie mit ihrer Theologie verbunden hatten. Diese Menschen, welche die Gewissen nach ihrer Willkür lenkten, mischten sich zugleich auch in alle Geschäfte des bürgerlichen und häuslichen Lebens, hatten ihren Einfluß in die Politik der Fürsten, und drängten sich in die Geheimnisse der Familien. Ist es nicht natürlich, daß die italienische Sprache, die sich gerade damals bildete, sich nach den täglichen Bedürfnissen, Studien und Beschäftigungen jener Zeit und nach den Dingen formte, die man immer vor Augen hatte; und daß diese so geläufigen, und wenn ich sagen darf, in das innerste Gewebe ihrer Sprache übergegangenen Vorstellungen gleichsam unwillkürlich der Feder ihrer Schriftsteller entflossen? Dieß ist sehr begreiflich, und in jenem Zeitalter fiel es keinem ein, daran Aergerniß zu nehmen.

Und wie hätte man an Petrarca ein Aergerniß nehmen können, dem man zugestehen muß, daß, wenn er auch religiöse Dinge in eine Dichtungsart einmischt, in die sie nicht gehören, doch diese Dichtungsart wenigstens nicht der Ausschweifung huldigt, und daß er sich nichts erlaubt, was die Reinheit der Sitten beleidigt; während man im Boccaccio die schändlichsten und schreiendsten Mißbräuche dieser Art findet. Nichts ist im Decamerone gewöhnlicher, als Liebende, welche Gott bitten, ihre verbrecherische Liebe zu begünstigen; und am Ende dieser schlüpfrigen Erzählungen, wann es einem gelungen ist, die Gattin seines Nächsten zu verführen, fügt der Erzähler noch ein feierliches Gebet hinzu, daß es Gott gefallen möge, auch ihm ein solches Glück zu gewähren, und allen christlichen Seelen, welche gleiches Gelüsten hegen; z. B.

Molte altre notti con pari letizia insieme si ritrovarono, alla quali io prego. Iddio per la sua santa misericordia, che tosto conduca me, e tutte l'anime Cristiane, che voglia ne hanno.

Giorn. III. Nov. 3.

Und Boccaccio selbst endet dieses Werk, das durchaus ein Gewebe von schlüpfrigen Begebenheiten, und der Triumph der Zügellosigkeit ist, mit dem demüthigen Bekenntnisse, daß er nicht durch eigenes Verdienst, sondern bloß durch die Gnade Gottes, die ihm durch die Vermittelung schöner Frauen zu Theil geworden, es glücklich zu Ende gebracht habe:

Ajutantemi la divina grazia, sì come io avviso per li vostri pietosi prieghi, non già per li miei meriti.

Conclusione.

Und hat sich dieser Mißbrauch etwa im folgenden Jahrhundert, oder selbst in dem Jahrhundert Leo's verloren? Es würde sehr leicht seyn, das Gegentheil zu erweisen.

Sechster Abschnitt.

Ueber die Philosophie Petrarca's.

Diese ist der letzte Charakterzug der Gedichte des Petrarca. Wir haben gesehen, wie er seine Frömmigkeit mit seiner Liebe zu vereinigen weiß; nun wollen wir auch sehen, wie er seine Philosophie mit beiden in Einstimmung bringt.

Ich will mich bei seinen Kenntnissen der Naturwissenschaft nicht aufhalten, die sehr eingeschränkt waren; er hat von ihr in seinen Gedichten keine Spur gelassen; und sie ist bei ihm weit weniger unbequem, als bei Dante.

Man wirft ihm als einen gröblichen Irrthum vor, daß er den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers, und mit ihm den Anfang des Frühlings, auf den sechsten April gesetzt hat:

Quando 'l pianeta, che distingue l'ore
Ad albergar col Tauro si ritorna,
Cade virtù dall' infiammate corna,
Che veste 'l mondo di novel colore.

Son. IX.

Wenn der Planet, welcher die Stunden scheidet,
Zur Herberg' in des Stieres Zeichen rücket,
Erglüht sein Horn und Wärme niederzücket,
Die rings die Welt mit neuer Farb' umkleidet.

Dieselbe Vorstellungsart findet man Canz. XVIII. und Trionfo d'Amore, Cap. I. zu Anfange wieder. Aber sein Ausleger Gesualdo hat bei allen diesen Stellen sein Mögliches gethan, diesen Vorwurf von ihm abzuwenden.

Wenn er an einer Stelle zweifelhaft von den Antipoden spricht, so geschieht dieß bloß aus Achtung gegen das Ansehen des heil. Augustin. Dieß bestätigt seine Schrift De Contemptu mundi, Dial. III. Als daselbst das Gespräch zwischen ihm und dem heil. Kirchenvater auf die Antipoden fällt, verweis't ihn Augustin auf seine Schrift De Civitate Dei, (Lib. XVI. Cap. 9.) wo ihr Daseyn geläugnet wird. Lactantius ging noch weiter, er sagt in seinen Institut. divin., daß die Antipoden nichts weiter als ein schlechter Spaß der Philosophen sind; und giebt sich Mühe zu beweisen, daß das Gewölbe des Himmels sich unmöglich unter die damals bekannte Erde erstrecken könne, und daß die Sonne von da aus Abend gegen Morgen wiederkehre. Ein von diesen beiden sehr verschieden denkender Mann, der Epikuräer Lucrez, hatte früher dasselbe behauptet; nach ihm ist nichts lächerlicher, als die Antipoden und der Mittelpunkt der Schwere; nur Narren, sagt er, können solche Albernheiten glauben.

Ich weiß nicht, ob Petrarka auch das Ansehen des heil. Bonifaz, Erzbischofs von Mainz, achtete, welcher im VIII. Jahrhunderte den Virgilius, damaligen Abt des Klosters zu St. Peter in Salzburg, derselben Meinung beschuldigte, und ihn als einen Ketzer beim Papst Zacharias verklagte.

Aber Petrara läßt wenigstens durch sein forse die Frage unentschieden:

Nella stagion, che 'l ciel rapido inchina
Verso Occidente, e che 'l dì nostro vola
A gente che di là forse l'aspetta.

Canz. V.

Zur Zeit, wann schnell der Himmel niedergleitet
Nach Westen und der Tag zu Menschen fliehet,
Die dort vielleicht erwarten seine Helle.

Diesen Zweifel, ai qui sunt, wiederholt er in Ansehung der Antipoden auch anderswo (Ep. var. 41.). Vellutello behauptet ganz richtig, daß in obigen Versen durch das forse das Daseyn der südlichen Halbkugel der Erde nicht in Zweifel gesetzt werde, sondern bloß ob sie bewohnt sei, oder nicht. Denn der Dichter erkennt übrigens die beiden Kugelhälften der Erde, die Dante schon angenommen hatte, gleichfalls an:

Quel ch' infinita provvidenza ed arte
Mostrò nel suo mirabil magistero;
Che criò questo, e quell' altro emispero.
Son. IV.

Der ew'ge Vorsicht einst und Kunst entfaltet
In seines Wunderbaues lichter Hehre,
Der diese schuf und jene Hemisphäre.

(Doch haben auch einige unter diesen beiden Hemisphären Erde und Himmel verstehen wollen.) An einer andern Stelle nimmt er auch die südliche Halbkugel als bewohnt an:

Quando la sera caccia il chiaro giorno,
E le tenebre nostre altrui fann' alba.
Sest. I.

Und wenn der Abend folgt dem lichten Tage
Und unsre Nacht an Andre giebt den Morgen.

so auch in seinem Gedichte Afrika:

Pronus ad oceanum, cupiens narrare profundis
Antipodum populis, nostro quae viderat orbe,
Sol rapidos stimulabat equos.
Afr. Lib. XIII. im Anf.

Zum Ocean abwärts, in Begier zu erzählen dem tiefen
Gegenfüßlergeschlecht, was er sah auf unserem Erdkreis,
Stachelte Sol sein flüchtig Gespann.

statt dessen Dante dort nur einen ungeheuern Ocean annimmt, und eine einzige Insel in demselben, welche mit den Seelen des Fegefeuers bevölkert ist.

Wir haben diesen letzten Dichter als einen großen Gelehrten und gründlichen Kenner der scholastischen Philosophie kennen gelernt. Petrarca liebte diese Philosophie nicht; er haßte die Dialectik und die Dialectiker, und zog ihren eitlen Spitzfindigkeiten moralische und practische Untersuchungen vor. Seine Poesie hat dadurch den Vorzug, daß sie weit weniger durch Wissenschaft entstellt ist, als die seines Vorgängers.

In seinen moralischen Abhandlungen, die in lateinischer Prose geschrieben sind, zeigt er ein gesundes und aufgeklärtes Urtheil überall, wo seine herrschende Leidenschaft, oder eine abergläubische und ängstliche Frömmigkeit ihn nicht auf Abwege verleiten.

Zu seiner Ehre müssen wir auch bemerken, daß Petrarca, weit entfernt von der Astrologie angesteckt zu seyn, wie es Dante war, vielmehr Verachtung gegen dieselbe zeigt, sie der Religion, der Philosophie und der Vernunft selbst widersprechend findet, und die Astrologen für Scharlatane und Mondsüchtige hält. Er erklärte dieses einst in Gegenwart des Mailändischen Hofastrologen, welcher ihm erwiederte, er denke im Grunde eben so, habe aber Weib und Kinder. Wenn also Petrarca zuweilen vom Einflusse der Gestirne spricht, so thut er es bloß als Dichter; z. B.

Lo mio fermo desir vien dalle stelle.
Sest. I.

Mein bleibend Sehnen gaben mir die Sterne.

(vergl. mit Canz. XXV), und auch als solcher spricht er nur bedingungsweise, oder in zweideutigen Ausdrücken davon; z. B.

Fera stella (se 'l cielo ha forza in noi,
Quant' alcun crede) fu, sotto ch' io nacqui.
Son. CXLI.

In strengem Stern ward (wenn, wie Mancher denket,
Der Himmel uns beherrscht), ich einst geboren.

Er spottet laut über das große Stufenjahr, und zwar gerade zur Zeit, wo er in dasselbe trat. Er konnte nicht begreifen, was für eine besondere Ursache des Todes darin liegen könne, daß sieben mal neun dreiundsechzig machen.

Eben so wenig hielt er von der Goldmacherei, und von der Medicin dachte er nicht sehr günstig. In einem Briefe an Clemens VI. sagt er demselben, daß viele Aerzte der Gesundheit nachtheilig sind, und räth ihm, die seinigen alle zu verabschieden, oder wenigstens nur einen zu behalten. Den bald nachher erfolgten Tod des Papstes schrieb er der Schwäche desselben zu, ihm nicht Gehör gegeben zu haben.

Die speculative Philosophie, welche Petrarca trieb, und von der seine Schriften, und vornehmlich seine Gedichte das Gepräge an sich tragen, war die Platonische. Plato, den der Mönch Barlaam ihm erklärte, war in seinen Augen der König der Philosophen; er setzte denselben weit über den Aristoteles, weil er ihn in weit höheren Sphären, und der Gottheit näher zu schweben schien. Ja er ging damit um, eine Abhandlung zu schreiben, worin er die Lehren des Plato mit denen des Christenthums in Einstimmung bringen wollte, und von der er sich einen glänzenden Sieg versprach (Son. XXXII). Aber wahrscheinlich ward er, wie so viele andere vom falschen Scheine getäuscht, und ein bloß oberflächliches Studium wird ihn den Abstand zwischen den Träumen des Plato, und den Wahrheiten des Evangeliums nicht haben bemerken lassen.

Plato war von jeher für die Dichter besonders anziehend. Aber das darf uns nicht Wunder nehmen. Er ist selbst eben so sehr, und mehr noch, Dichter als Philosoph. Das griechische Alterthum hat keinen zierlicheren Schriftsteller, die Attische Süßigkeit ist über alle seine Lehren ergossen, er hat seine ganze Philosophie durch seinen blumigen Styl, und durch den glänzenden Schwung seiner dichterischen Einbildungskraft verschönert. Eine solche Philosophie paßte sich ganz besonders für Petrarca. Die verfeinerten Begriffe des Plato von der Liebe kamen ihm nicht allein in seinem Verhältnisse zu Lauren, sondern auch in seinem Verhältnisse zur Welt, zu Gott, und zu seinem eigenen Gewissen trefflich zu Statten. Sie war seine Tröstung und seine Rechtfertigung, sie besänftigte die Unruhe seines Gewissens, und gattete sich mit seinen religiösen Gefühlen.

Die Theorie der Liebe, welche von dem Athenischen Philosophen ihren Namen erhalten hat, ist ausführlich erörtert im Symposion, einer von den Schriften Plato's, die am wenigsten Dialectik, und am meisten Poesien enthalten. Man kann sie als ein erzähltes Drama betrachten, und von der Art der Socraticae cartae, von denen Horaz in seiner Epistel an die Pisonen spricht. Jede der sprechenden Personen trägt darin ihre Theorie vor; und nachdem alle sich über diesen interessanten Stoff erschöpft haben, trägt auch Plato, durch den Mund des Sokrates, die seinige vor. Ihr Wesentliches besteht in Folgendem:

Anfangs hängt unsere Seele sich an die einzelne Schönheit, welche in der menschlichen Gestalt erscheint, wann dieses Meisterwerk der Natur in seiner ersten Blüthe, geziert mit den Grazien der lachenden Jugend sich unsern Blicken darstellt; dieß ist der Anfang und der unterste Grad der Liebe. Der zweite Grad, der sich aus dem ersten erzeugt, hat die körperliche Schönheit überhaupt zum Gegenstande. Der dritte Grad erhebt uns zur Schönheit des Geistes, jener höheren vernünftigen Kraft, welche unsern Leib beseelt; dann zu den edelsten Wirkungen derselben, zur Schönheit der Künste, der Gesetzgebungen, der bürgerlichen und öffentlichen Einrichtungen; dann zu den Wissenschaften, die uns ein Meer von Schönheiten darbieten. Endlich wann der Philosoph die Höhe der Stufenleiter erreicht hat, zu der alle seine Wünsche streben, und wo sie endigen, so heftet er seinen Geist nur auf eine einzige, auf die große Wissenschaft, auf die Betrachtung des wesentlichen, in sich selbst begründeten Schönen, das weder geboren wird noch stirbt, das sich weder vermehrt noch vermindert, das sich nie verändert, und ewig unwandelbar dasselbe bleibt. Die Betrachtung und Liebe dieses großen Urbildes, die durch kein sinnliches Bild, durch keine niedere irdische Neigung gefesselt sind, führen uns zu der reinen Quelle unseres Ursprungs. Dort vereinigen sich in einen Punkt Zufriedenheit, Ruhe, Ruhm, Glückseligkeit, dort ist das wahre Leben des Menschen.

Diese unaussprechliche, dem Auge der Sterblichen unsichtbare Schönheit hatte unsere Seele schon in einem vorhergehenden Zustande gesehen. Aber nachdem sie, mit dem Körper vereinigt, in den Koth der Materie versenkt, ein Leben voll von Lastern, Unruhen und Verirrungen durchwandeln muß, ist ihr kaum eine schwache Erinnerung davon geblieben; sie sieht dieselbe nur wie durch einen Nebel, oder wie in einer Traumerscheinung. Indem sie sich von dem Himmel, ihrem ursprünglichen Vaterlande, entfernt hat, ist ihr Glanz allmählig erblichen, ihre erste Blüthe hingewelkt. Es hat damit eine ähnliche Bewandtniß, wie mit einem Flusse, dessen Wasser an seiner Mündung noch süß ist; aber wie es sich weiter ins Meer ergießt, das durch Fluth, Winde und Ungewitter bewegt wird, vermischt es sich immer mehr mit den Wellen desselben, und nimmt ihre salzige bittere Beschaffenheit an. Nur der Schiffer, der den Fluß gekannt, und die örtliche Erinnerung desselben in sich bewahrt hat, kann denselben wieder hinauffahren.

Eben so können auch nur die vernünftigen, durch den Strahl der Philosophie geläuterten Geister sich wieder durch die Spuren, welche dem vollkommensten Werke der Schöpfung, einem schönen Leibe, in dem eine schöne Seele wohnt, davon aufgedrückt sind, zum Urschönen emporschwingen; und dieß erregt in ihnen gleiche Liebe und gleiche Freude. Diese Stelle, welche aus dem Maximus Tyrius entlehnt ist, giebt einen guten Commentar zu der vorhergehenden Stelle des Plato.

Man begreift leicht, wie Ideen dieser Art der verliebten Einbildungskraft und selbst dem Verstande Petrarca's, der unaufhörlich in den Irrgewinden dieser Einbildungskraft umherirrte; gefallen mußten. Auch sehen wir, wie er, von dieser lieblichen Philosophie begeistert, die platonische Stufenleiter von seiner Laura bis in den Himmel hinaufführet:

— — — — I veggio
Nel mover de' vostri occhj un dolce lume,
Che mi mostra la via, che al ciel conduce.

Canz. IX.

Euch, edle Herrin, flimmert
Im Aug' ein Licht, holdselig zu gewahren,
Das mir den Weg hinan zum Himmel kläret.

Ich weiß nicht, wie viele Stufen er auf dieser Leiter erstiegen hat; vielleicht hat er sich in seinen einsamen Speculationen ziemlich hoch hinaufgewagt und ist der übersinnlichen Schönheit nahe gewesen. Aber ich möchte nicht verbürgen, daß er in dieser geistigen Erhebung nicht öfter durch sinnliche, mächtiger wirkende Reize zurückgehalten, ja wieder herabgezogen worden. Ein Blick von Lauren war vielleicht hinreichend, ihn von der höchsten Staffel wieder auf die unterste hinabzuwerfen, und ich vermuthe fast, daß ihr verschiedenes Betragen gegen ihn von einem Tage zum andern auf sein Hinauf- oder Herabsteigen großen Einfluß hatte.

Wie dem auch seyn mag, seine Speculationen waren für ihn sehr heilsam. Sie rechtfertigten, läuterten seine Liebe in seinen eigenen Augen und verwandelten sie in eine löbliche Neigung. Lauren lieben, war für ihn eine Stufe, um sich zur Liebe des höchsten Gutes und der höchsten Schönheit zu erheben:

Da lai ti vien l'amoroso pensiero,
Che mentre 'l segni, al sommo ben t'invia,
Poco prezzando quel, ch' ogni uom desia:
Da lei vien l'amorosa leggiadria,
Che al ciel ti scorge per destro sentiero,
Si ch' io vo già della speranza altero.

Son. XII.

Von ihr ist kommen dir ein Liebesregen,
Das, folgst du ihm, zum höchsten Gut dich leitet,
Verschmähend, was die Andern alle mögen;
Von ihr ist kommen muthiges Bewegen,
So graden Pfad zum Himmel dir bereitet;
Drum zieh' ich stolz, weil Hoffnung mich begleitet.

Und selbst, ehe er dahin gelangte, liebte er in ihr schon die Tugend und Vollkommenheit. Denn, in der Sprache der platonischen Schule zu reden, die sittliche Schönheit dringt und leuchtet durch die Schönheit des Körpers hervor; oder vielmehr diese letztere ist nur die Blume, welche eine köstliche Frucht verspricht; sie ist nur das Vorspiel einer wesentlichen und größeren Schönheit; oder wie die Dämmerung der Frühe, welche die Gipfel der Berge vergoldet dem Auge, das die Sonne erwartet, ein prachtvolles Schauspiel gewährt; so sind auch diese Blüthe der Jugend, diese frischen Farben, welche auf der Oberfläche des Körpers schimmern, gleich der Morgenröthe, gleich den Strahlen, welche das Licht des Geistes verkünden, und deßhalb der Seele des Philosophen ein noch hinreißenderes Schauspiel gewähren.

Petrarca hatte überdieß noch die Muster der provenzalischen Dichter, ihre spitzfindigen Untersuchungen, ihre Gerichtshöfe der Liebe, wo über diese Untersuchungen gestritten wurde, ihre dem Boethius und Prudentius abgeborgten Allegorien, mit einem Worte ihre ganze Rüstkammer der Liebe.

Dieser Gesichtspunkt, aus welchem er Lauren unablässig betrachtete, vereinigte sich in ihm mit seiner classischen Gelehrsamkeit, und mit seinem Geschmacke an den Denkmälern des Alterthums, den sein Freund Rienzo in Rom wieder geweckt hatte. Er malt sie mit denselben Zügen, mit welchen die alten Dichter ihre Götter, Göttinnen und Nymphen malen, und die Bildwerke des großen Styls der griechischen Künstler sie dem Kenner darstellen. Er erblickte im Apollo, in der Diana, in der Venus Anadyomene, diesen ewigen Frühling, dieses himmlische Lächeln, mit einem Worte diese Strahlen der Gottheit, welche, dem Marmor entströmend, wie ein leichter Duft ihn umschweben.

Endlich fand auch Petrarca in dieser platonischen Liebe Nahrung für seine Frömmigkeit. Sie leitet vom Geschöpf zum Schöpfer hinauf; und in ihrem höchsten Grade, wo sie ganz contemplativ wird, hat sie große Aehnlichkeit mit der reinen Liebe der Mystiker. Auch sehen wir in seinem Canzoniere seine Leidenschaften für Lauren, diese vergeistigte Liebe und die Philosophie, aus der sie entsprungen ist, auf tausenderlei Weise mit seiner Frömmigkeit gemischt und verschmolzen.

Das wesentliche Schöne des Plato ist, aufs höchste geläutert, nichts als eine abgezogene Idee, die durch einen allgemeinen Ausdruck bezeichnet wird, um ein Höchstes der Gattung anzudeuten, das die untergeordneten Gattungen mit ihren verschiedenen Arten und Einzelwesen unter sich begreift, denen allen die Benennung des Schönen beigelegt wird. Diese Wirkung des Geistes dient, das Urtheil und den Verstand zu leiten, und ihnen klare und deutliche Ideen zur Grundlage zu geben. Daß aber diese bis aufs höchste getriebene Verallgemeinerung, oder was dasselbe ist, der höchste übersinnliche Grad des Schönen ein Gegenstand unserer Liebe, unserer Entzückung und Beseligung werden könne, das ist etwas schwer zu begreifen.

Ein Glück, daß Petrarca sich nicht bis zu dieser Höhe zu erheben vermochte. Wäre es ihm gelungen, seinen Blick und seine Neigung auf diese höchste Schönheit, auf das *Καλὸν* schlechthin, zu heften, so war er nicht mehr Laura's Liebhaber, so liebte er ein bloßes Vernunftwesen, eine allgemeine Idee, die in der Poesie unnütz ist, ja alle Poesie zerstört. Wo im Gegentheile seine vergeblichen Versuche, diese Höhe zu erklimmen, sein Auf- und Niedersteigen auf der großen Leiter, seine Untersuchung der verschiedenen Classen des Schönen, und ihre Vergleichung mit der Schönheit Laura's auf die er immer wieder zurückkommt, jene feine, zärtliche Empfindsamkeit, jenen unaussprechlichen Reiz über seine Poesien verbreiten, in welchen der Charakter derselben besteht. Wir haben davon bereits Beispiele zur Genüge angeführt, so daß es unnöthig ist, sie hier zu wiederholen.

Doch müssen wir hier noch bemerken, daß wir, indem wir hier die Dinge auf ihren wahren Werth zurückführen, nicht die Lehre des Plato mit begreifen, welche etwas ganz anderes, und in ganz anderer Hinsicht irrig ist.

Diesem Philosophen zufolge haben nur die allgemeinen Dinge ein wahres, wirkliches Daseyn; ja es sind die einzigen Dinge, denen der Name Substanz oder Wesen eigentlich zukommt, die einzigen wahren, bleibenden Wesen, während die Körper, so wie alles, was auf Erden in die Sinne fällt, nur Schatten sind und ein ungewisses flüchtiges Daseyn haben. Er nahm die Gattungen und Arten mit ihren Eintheilungen und Unterabtheilungen für eben so viele Wesenheiten, die im Reiche der Ideen ein großes Gemeinwesen bilden, für die ersten Urbilder und Modelle, nach welchen alle die Scheinwesen, welche unseren Sinnen und unserer Einbildungskraft sich darstellen, geformt sind.

Man hat nachher diese Theorie berichtigt und die Welt der Ideen in den göttlichen Verstand verlegt, der in der That das Reich des Möglichen umfaßt. Aber trotz aller Mühe, die sich die Alexandrinischen Neu-Platoniker nebst andern neueren Philosophen gegeben haben, um dem Plato einen so vernünftigen Gedanken zuzueignen, so ist doch nichts weniger als erwiesen, daß ihm derselbe wirklich zugehöre. Ja er drückt sich oft auf eine entgegengesetzte Weise aus. In klaren und bestimmten Ausdrücken legt er seinen Ideen eine eigene, nothwendige, gleich der Gottheit ewige Wesenheit bei, von welcher der Demiurgos, oder schaffende Weltgeist, das erste Muster seiner Schöpfung genommen haben soll. Er dachte sich Gott als diese Ideen außer sich sehend, er ließ sie für sich von jedem Geiste unabhängig bestehen, und glaubte irrig, daß diese Ideen Daseyn haben könnten, ohne Ideen oder Vorstellungen irgend eines Wesens zu seyn.

So abgeschmackt diese Meinung aber auch seyn mag, so war sie doch, eben durch diese Abgeschmacktheit, für die Poesie brauchbar. Indem man den Ideen Wesenheit beilegte, gab man ihnen gewissermaßen einen Körper, und machte sie der sinnlichen Erscheinung fähig; und Petrarca ermangelte nicht, sie aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Auch Gravina sagt deßhalb von ihm, daß er ihm die Gedanken des Geistes plastisch zu bilden, und die unkörperliche Natur unsern Augen sichtbar zu machen wisse.

In einem seiner schönsten Sonette fragt er, in welcher Gegend des Himmels die Idee zu finden sei, nach welcher die Natur die reizenden Formen Laura's gebildet habe:

In qual parte del ciel, in quale idea
Era l'esempio, onde Natura tolse
Quel bel viso leggiadro, in ch' ella volse
Mostrar quaggiù, quanto lassù potea.

Son. CXXVI.

In welchem Himmelsraum, welchen Ideen
Fand die Natur das Muster, zu bereiten
So schönes Bild, worin sie wollt' andeuten
Hier unten, was sie könne in den Höhen?

Hier sieht man deutlich die wesenhaften Ideen in einer Gegend des Himmels aufbewahrt, wo die schaffende Natur ihre Werke bildet. Indem Petrarca diese Idee, als außer dem göttlichen Verstande befindlich, annahm, ward die seinige dadurch malerisch und poetisch; hätte er sie in dem einfachen Willensact dieses Verstandes beruhen lassen, so wäre dieß schöne Bild ganz verloren gegangen.

Das Uebrige dieses Sonetts stimmt zu dem obigen Anfange desselben, und diese Idee bleibt mitten durch die poetische Unordnung herrschend. Welche Nymphe, sagt er, welche Dryade ließ je mit so viel Anmuth so weiches goldnes Haar im Winde wallen?

Qual Ninfa in fonti, in boschi mai qual Dea
Chiome d'oro sì fino all' aura sciolse?

Hat Nymphen wer im Bach, im Wald gesehen
Göttinnen Haar so lautern Goldes breiten?

Die nach sterblichen Schönheiten gebildeten Nymphen und Göttinnen der Dichter und Künstler sind nur Nachbilder von Nachbildern, also nichts gegen Lauren, zu der das Vorbild unmittelbar aus dem Himmel genommen worden. Desselben Ursprungs sind auch ihre Tugenden, denen gleichfalls auf Erden nichts vergleichbar ist:

Quand' un cor tanta in se virtuti accolse?

Wann hatt' ein Herz so viel der Trefflichkeiten?

Mit einem Worte, um von göttlichen Reizen und überirdischer Schönheit einen Begriff zu haben, muß man Lauren sehen. Hier verliert sich der Dichter im Taumel seiner Begeisterung: Nie werdet ihr erfahren, wie Amor verwundet und heilt, wenn ihr nicht die Lieblichkeit ihrer Seufzer, ihrer Worte, ihres Lächelns empfunden habt:

Per divina beltà indarno mira,
Chi gli occhj di costei giammai non vide,
Come soavemente ella gli gira;
Non sa come Amor sana, e come ancide,
Chi non sa, come dolce ella sospira,
E come dolce parla, e dolce ride.

Nach Himmelsschönheit blickt umsonst im Kreise,
Wem nimmermehr ihr Auge noch getaget,
Wie sie es kreisen läßt so holder Weise.
Nicht weiß, wie Amor heilet, wie er tödtet,
Wer es nicht weiß, wie süß sie seufzt und klaget,
Wie süß sie lächelt und wie süß sie redet.

An einem andern Orte sagt er, daß, wenn es in den höheren Gegenden unter den Gegenständen, von welchen der König des Himmels uns hienieden zuweilen einige Proben zeigt, noch andere eben so vollkommene, wie Laurens Person giebt, so würde er ein heftiges Verlangen haben, diesen irdischen Kerker zu zersprengen, um sich zur Bewunderung jener unsterblichen Schönheiten zu erheben (Canz. IX). Auch dieses läßt sich nur von jenen wesenhaften Ideen, jenen himmlischen Urbildern verstehen, nach welchen alle Dinge hienieden geformt sind.

Endlich mußte auch der Maler Simon Memmi ins Paradies der Ideen hinaufgestiegen seyn, um Lauren daselbst zu malen, deren Gesichtsbildung er nicht in solcher Vollkommenheit hier auf der Erde hätte treffen können, wo die Sinne uns die durch einen materiellen Schleier halb verhüllten Gegenstände entstellen. Auch gelang es ihm nicht mehr, ihr Bildniß zu wiederholen, nachdem er auf die Erde zurückgekehrt war, aufs neue Hitze und Frost der Jahreszeiten empfunden hatte, und seine Augen wieder von sterblichen und vergänglichen Dingen umgeben waren:

Ma certo il mio Simon fu in Paradiso,
Onde questa gentil Donna si parte;
Ivi la vide, e la ritrasse in carte
Per far fede quaggiù del suo bel viso.
L'opra fu ben di quelle, che nel cielo
Si ponno immaginar, non qui fra noi,
Ove le membra fanno all' alma velo;
Cortesia fe': nè la potea far poi
Che fu disceso a provar caldo e gielo,
E del mortal sentiron gli occhj suoi.
Son. LVII.

Mein Simon aber war in Himmelshöhen,
Von wo die hohe Donna hergekommen;
Da hat er ihre Züge aufgenommen,
Daß wir hier unten auch ihr Antlitz sähen.
Was denen recht, so fähig, zu erstreben
Das Himmlische; nicht so, wo Erdenglieder
Mit ihrem Schleier rings die Seel' umfahen.
Was er da gab, nicht konnt' er mehr es geben,
Als er empfunden Kält' und Wärme wieder,
Und seine Augen Sterbliches nur sahen.

Man erkennt hier den Phidias der Anthologie wieder, zu dem der Olympische Jupiter herab-, oder jener zu diesem in den Olymp hinaufgestiegen ist, um dort sein Standbild zu formen. Aber das war Jupiter in Person, statt daß Laura noch lebte, und der Künstler nur ihr Urbild im Himmel finden konnte.

Auf gleiche Weise würde ich noch mehrere Stellen erklären, wo Laura als ein übermenschlicher Geist, als eine vom Himmel herabgesandte Göttin dargestellt ist: d. h. daß ihre Gestalt und der Charakter ihrer Seele den Menschen nach einem der vollkommensten Muster, die sich in der großen Vorrathskammer der himmlischen Modelle fanden, dargestellt und gezeigt worden.

Bisher haben wir also gesehen, wie Petrarca seine Liebe und seine Verse durch die Philosophie des Plato verschönte, und sich dabei in gehörigen Schranken hielt, die er nicht füglich überschreiten konnte, ohne jene zu entstellen. Mit Unrecht wirft man ihm vor, daß er beide nicht genug vergeistigt habe. Er hat dieß in gehörigem Maße gethan, und hat sich mit lobenswerther Mäßigung nicht weiter gewagt, als bis dahin, wo die intellectuellen Gegenstände noch nicht den Sinnen und der Einbildungskraft entfliehen. Der Liebhaber sowohl als der Dichter wären gescheitert, wenn sie die Gränze überschritten hätten, welches, wie wir weiterhin sehen werden, bei einigen Gelegenheiten wirklich geschehen ist.

Eine Lehre Plato's, der Petrarca sich auch bedient hat, ist die des früheren Daseyns der menschlichen Seelen auf den Sternen, von wo sie, jede zur bestimmten Zeit, herabkommen und in irdischen Leibern wohnen. Jede Seele ist dem Sterne gemäß, von dem sie herabkommt. Laura's Seele ist von dem der Venus herabgestiegen, der sie an Schönheit gleicht; und nach ihrem Tode ist sie dahin zurückgekehrt, wie ein Reisender nach vollendetem Laufe in sein Vaterland zurückkehrt:

Anzi tempo per me nel suo paese
E ritornata, ed alla par sua stella.
Son. CCXLVIII.

(Sie) Mußte zu früh für mich zum Vaterlande,
Empor zu ihrem gleichen Sterne wallen.

Ivi fra lor, che 'l terzo cerchio serra,
La rividi più bella, e meno altera.
Son. CCLXI.

Da sah ich sie vom dritten Kreis umwunden,
Noch schöner und mit minder stolzer Weise.

Aber bei Laura's Lebzeit, und während einer Krankheit, die ihrem Leben Gefahr drohete, wußte er nicht, wohin sie, im Todesfall, eigentlich gehen würde, und hat allerlei mögliche Vermuthungen darüber, aber alle zu Laura's Vortheil. Erhebt sie sich über die Sterne zum Feuerhimmel, so wird sie dort den ihren Tugenden gebührenden Platz einnehmen. Geht sie zur Sonne ein, so wird sie dieselbe durch ihren höhern Glanz verdunkeln: alle Seelen, die in der Sonne wohnen, werden den Blick zu ihr wenden. Begnügt sie sich mit einem der drei niederen Planeten, so wird sie gleichfalls den Glanz derselben verdunkeln. Der ungestüme Himmel des Mars ist nicht für Lauren. Aber wenn sie höher steigt, sei es in den Jupiter, oder in den Saturn, oder in den Himmel der Fixsterne, so werden alle diese Gestirne ebenfalls vor den Strahlen ihres Glanzes dahin schwinden (Son. XXI).

Wir haben schon von dem Widerspruche dieser Phantasien mit den Lehren der Religion gesprochen. Aber dieß letzte Sonett wird ohne Zweifel jedem durch seine Kälte auffallen, um so mehr, da es von einem so leidenschaftlichen Liebhaber ist, der eben auf dem Punkte steht, das einzige Gut, das die Erde für ihn hat, zu verlieren. Wir können es als das erste Beispiel des Mißbrauches der Wissenschaft und der platonischen Philosophie, ansehen, zu dem sich der Dichter verleiten lassen. Aber es ist nicht das einzige.

Jene Wanderung der Seelen von einem Orte zum andern, welche dieselbe Philosophie auch noch in anderer Hinsicht lehrt, begeistert ihn zu wer weiß wie vielen geschrobenen Gedanken, zu concetti und falschen Feinheiten, die sich auf einer Nadelspitze drehen.

Daher jene Verwandelungen des Liebenden in die geliebte Person, folglich Petrarca's in Lauren:

— — — E so in qual guisa
L'amante nell' amato si trasforma.
Trionfo d'Amore, Cap. III vergl. mit Son. XLII und Canz. X, St. 2.

— — — und in welcher Weise
Der Liebende geliebtes Wesen werde.

daher jenes schöne Vorrecht der Seele, getrennt von ihrem Körper zu leben, in der Voraussetzung, daß sie in dem Gegenstande ihrer Gedanken lebe. Sobald Laura's schöne Augen, des Dichters schicksalige Gestirne:

Le mie fatali stelle
Son. XV.
Meine Schicksalssterne

sich von ihm wenden, erstarren ihm Blut und Lebensgeister, und seine Seele verläßt seinen Körper, um Lauren zu folgen. An einem andern Orte, wo er zu seinem Herzen oder zu seiner Seele spricht, wird er plötzlich gewahr, daß er sie nicht mehr besitzt, da sie ihren Sitz in Laurens Augen genommen haben. Aber noch sonderbarer ist, daß dieß Herz oder diese Seele großes Mitleiden mit ihm haben, und ihn bedauern, daß er nicht mit ihnen auf dem grünen Hügel sich befindet, wo in dem Augenblicke Laura sitzt (Son. CCIV u. CCV). Man muß gestehen, daß das ein gewaltiger Wirrwarr ist.

Aber es kommt noch ärger. Wann seine Seele seinen Körper verlassen hat, und Laura sie nicht in sich aufnehmen will, wo bleibt sie dann? Weder in ihm noch in Lauren lebend, unvermögend, dahin zurückzukehren, woher sie gekommen, und unfähig, irgend sonst wo zu leben, bleibt ihr nichts übrig, als nicht länger zu leben. Das heißt mit einem metaphysischen Gallimatias sagen: ich sterbe, wenn du mich nicht wieder liebst (Son. XIX).

Zwei Liebende erbleichen in wechselseitiger Gegenwart. Diese eben nicht seltene Erscheinung giebt dem Petrarca Veranlassung zu einem so spitzfindigen Sonett, daß man kaum nach wiederholtem Lesen den Sinn desselben erräth.

Wann das Bild der Geliebten durch die Augen ins Herz des Liebenden dringt, so beschäftigt es alle Vermögen desselben; die Lebensverrichtungen stocken, die Seele verläßt ihn und sein Gesicht erblasset. Aber diese Seele bleibt nicht müßig, sie nimmt Schadloshaltung und geht in den geliebten Gegenstand hinüber. Nachdem sie in demselben Aufnahme gefunden, zwei Seelen aber nicht einen und denselben Körper bewohnen können, verläßt auch die Seele der Geliebten den ihrigen, um die leere Stelle der andern in dem Körper des Liebenden einzunehmen; und dieß macht auch die Geliebte erblassen. So sterben die beiden Liebenden jeder in sich, und erleben aufs neue einer in dem andern (Son. LXXIII).

Das diesem vorhergehende Sonett lehrt uns, daß jenes gedichtet worden, als der Dichter, von Lauren entfernt, eben einiger Erholung von seiner Leidenschaft genoß. Aber überhaupt muß man doch bekennen, daß diese Seelen, welche zu den Augen hinausfahren, bald unterwegs bleiben, bald einander jagen, oder ihre Körper vertauschen, mit einem Worte, daß diese ganze erotische Philosophie eben kein vortheilhaftes Zeugniß für den Einfluß der Wissenschaft auf das Gebiet der Poesie giebt.

Ich möchte sogar behaupten, daß mehrere der schönsten Gedichte Petrarca's durch die zu große Feinheit, die er hineinlegen wollen, verunziert sind. Er zergliedert seine Ideen so sehr, und spinnt sie zu einem so zarten Faden aus, daß sie uns am Ende gar entwischen, nachdem wir unsere Aufmerksamkeit durch vergebliche Anstrengung ermüdet haben. Selbst die bewunderungswürdigen Canzoni auf Laura's Augen, sind von diesen Fehlern nicht ganz frei. Ist es nicht eine übertriebene Spitzfindigkeit, wenn er sagt, das einzige Glück, das diesen Augen fehle, sei, daß sie sich selbst nicht sehen können, daß sie aber diesen Mangel durch einen Blick auf den Dichter ersetzen können, durch den sie zur Einsicht ihres ganzen Werthes gelangen werden:

Luci beate e liete,
Se non che 'l veder voi stesse è tolto:
Ma quante volte a me vi rivolgete,
Conoscete in altrui quel che voi siete.
Canz. VIII.

Euch frohen, sel'gen Sternen,
Noch sel'ger, sähet ihr das eigne Prangen.
Doch kehrt ihr euch zu mir aus euren Fernen,
Könnt, was ihr seid, an Anderen ihr lernen.

(Es ist zu bemerken, daß diese Verse dem Cino von Pistoja abgeborgt sind.) Laura kannte ihre Augen sehr wohl, und wußte ihren Werth zu schätzen; sie hatte Spiegel, die sie gern berathfragte, und die, wie Petrarca's eigene Klagen darüber uns lehren, ihre Eigenliebe übermäßig verstärkten (Son. XXXVII u. XXXVIII).

Wenn der hier angeführte Gedanke durch zu viele Spitzfindigkeit schielend geworden ist, so ist er doch wenigstens verständlich. Aber dieselbe Canzone enthält noch einen andern Gedanken, der vor zu vieler Gelehrsamkeit schielend und dunkel zugleich ist. Nachdem er gesagt hat, daß seine Sorgen und Qualen vor Laura's Anblick entweichen, aber wieder zurückkehren wie sie sich entfernt, fügt er hinzu, daß jedoch sein Gedächtniß, noch ganz voll von ihr, ihnen den Eingang verwehrt, dergestalt daß sie nicht bis zu den letzten Theilen dringen können:

Ma perchè la memoria innamorata
Chiude lor poi l'entrata,
Di là non vanno dalle parti estreme.

Weil aber das Gedächtniß liebernähret
Den Eingang ihnen wehret,
Sie nie bis zu den letzten Theilen dringen.

zu welchen letzten Theilen? Des Kopfes, antworten die Scholiasten; und erklären uns bei der Gelegenheit sehr tiefgelehrt, daß das Gedächtniß seinen Sitz in der dritten Höhle oder Zelle des Hinterkopfes hat, wo die beiden andern Gehirnshöhlen oder Zellen von der Empfindung und der Denkkraft bewohnt sind, wie die Naturforscher erwiesen haben. Die guten Naturforscher! und der treffliche Erweis! Aber, wenn auch diese Stelle den Sinn in völliger Klarheit darböte, sind das Bilder für die Poesie? und wird ein wahrhaft Verliebter eine solche Sprache reden?

Ein anderer Auswuchs der Philosophie, die allegorische Dichtart, war in jenem Jahrhunderte, wo man die moralischen Wesen überall anbrachte, sehr im Schwunge. Petrarca hat in dieser Art lateinische Werke geschrieben, die man nicht mehr liest, obgleich sie sehr gute Sachen enthalten. Das vornehmste derselben ist die Schrift De remediis utriusque fortunae. Unter seinen allegorischen Gedichten ist das beste, und vielleicht das einzige erträgliche, sein Rechtshandel gegen den Amor, den er vor den Gerichtshof seiner eigenen Beurtheilung führt. Dieser seltsame Einfall, seine eigene Sache vor sich selbst zu führen, ist durch so schöne Gedanken und so wohlklingende Verse vergütet, daß man ihn gern verzeiht oder vielmehr vergißt (Canz. XXVIII).

Diese Bewandtniß hat es nicht mit der Canzone XII, in welcher zwei schöne Frauen erscheinen, die man auf mancherlei Weise erklären kann; ein bei Allegorien gewöhnlicher Uebelstand. Man könnte sich aber füglich die Mühe ersparen, diese hier aus ihrer Dunkelheit hervorzuziehen, in die der Dichter selbst sie, seiner Erklärung nach, vorsetzlich gehüllt hat.

Die Canzone XI, die kaum diesen Namen verdient, ist nichts als ein Haufen von Sprichwörtern, die ohne Zusammenhang und sichtbaren Zweck zusammengeworfen sind, ein langes Räthsel, ein unbegreifliches Rebus, oder ein Frottola, wie die Italiener dergleichen nennen. Gesualdo wünscht sich Luchsaugen, um in dies Dunkel zu dringen. Dasselbe konnte er in Ansehung der sechsten Sestine wünschen, und sich seinen weitläuftigen und unnützen Commentar darüber ersparen.

Eben so dunkel ist mir die Allegorie mit der Hindin (Son. CLVII), obgleich man in ihr eine Ahndung von Laura's Tod finden will. Besser versteht man die Vergleichung der zügellosen Begierde des Dichters mit einem wilden und stetischen Pferde (Son. VI), denn es ist das stetische Pferd im Phädrus des Plato.

Mehr als einmal vergleicht er den Zustand seiner Seele dem eines vom Sturm umhergetriebenen Schiffes, und das ist nicht zu tadeln (Son. XXII, CXCIX und Canz. X). Indessen möchte doch wohl das vielbelobte Sonett, wo dieses Fahrzeug ausführlich und bis in das kleinste Getheile allegorisirt wird, nicht allgemein gefallen (Son. CLVI).

Es schwebt zwischen Charybdis und Scylla. Die Ladung, die es führt, ist das Vergessen, aber man weiß eigentlich nicht, welcher Art es ist. Der Steuermann ist Amor, der Herr und Tyrann Petrarca's. Schnelle und kühne Gedanken sind die Matrosen, und jeder dieser Gedanken führt sein Ruder. Aber es weht ein immerwährender feuchter Wind

von **Verlangen, Seufzern und Hoffnungen**, der die Segel zerreißt. Ein Regen von **Thränen**, ein Nebel von **Unwillen** feuchtet und erschlafft das Tauwerk, das der Sturm schon mürbe gemacht hat; hier hat man bemerkt, daß diese Wirkung der Natur zuwider ist, denn Feuchtigkeit verkürzt und strafft Taue, statt sie zu erschlaffen. Endlich werden diese Taue durch **Irrthum** und **Unwissenheit** verwirrt. Ob man diese Allegorie im Italienischen so schön findet, als man vorgiebt, weiß ich nicht; in jeder andern Sprache würde man sie erkünstelt, gezwungen und geschmacklos finden.

Dasselbe kann man den Gedichten vorwerfen, wo er sich der Dialektik überläßt. Er vernünftelt zu viel über seine Leidenschaft, als daß er von ihr lebhaft durchdrungen seyn könnte. Dieser Art ist der Streit seines Herzens und seiner Augen, um zu wissen, welches von beiden Schuld an seinem Leiden ist (Son. LXIII); deßgleichen das Sonett, wo er den Zustand seiner Seele durch einen fragweise gestellten Wechselschluß untersucht, und dann, nachdem er alle Glieder des Wechselschlusses nach und nach verworfen hat, über seinen Zustand ungewisser als vorhin bleibt (Son. CII). Hierher gehören noch einige andere Gedichte, deren Wortfügung selbst durch die Verwirrung und Verwickelung der Ideen verworren ist (Canz. III Sest. II u. a.). Salvini will daraus schließen, daß Petrarca nicht so sehr von der Liebe bethört gewesen sei, als wir glauben, oder als er uns möchte glauben machen; denn, wäre er wirklich so verliebt gewesen, so würde er nicht Muße gehabt haben, so viel über Liebe zu philosophiren, und so künstliche Redensarten zu suchen.

Ich für mein Theil glaube, daß es ihm gegangen ist, wie allen andern Menschen. Die Krankheiten des Gemüths haben ihre Pausen und Zwischenzeiten, wie die des Körpers, ohne welche man sie nicht lange ertragen würde. In diesen Zwischenzeiten des Anfalles, wo dennoch der Geist immer auf den Gegenstand seiner Liebe gerichtet blieb, wird er auf diese übel angebrachten Untersuchungen und philosophischen Spitzfindigkeiten verfallen seyn.

Jenen kälteren Stunden, wo seine Gluth nur schwache Funken warf, schreibe ich auch ohne Schwierigkeit jene kindischen Spiele seiner Muse mit Laura's Namen zu, wo er entweder dessen Laute versetzt, oder die Sylben zerstückelt, z. B. LAV-RE-TA im Sonett V.; ferner seine häufigen Anspielungen auf den Lorbeer, oder auf die Fabel der Daphne, oder auf die Luft, **l'aura** (Son. XC. CLXI. CLXIII. CLXIV. CLXV. CCL. u. a.); endlich seine frostigen Vergleichungen Laura's und seiner selbst mit vielen andern Dingen.

Er vergleicht Lauren dem Phönix (Son. CLII); er vergleicht sie den Jahreszeiten, ihr um die Stirne wallendes Haar der Sonne, welche auf dem Schnee glänzt, ihr weinendes Auge dem Funkeln der Sterne im Regen, ihre Gegenwart und Abwesenheit dem Auf- und Untergange der Sonne, ihr Antlitz einem Strauß von weißen und rothen Rosen in einem goldenen Gefäße Canz. XV). Die todte oder sterbende Laura gleicht einer Hindin, die von zwei Hunden, einem schwarzen und einem weißen, gefangen worden, einem gescheiterten Schiffe, einem vom Sturm entwurzelten Lorbeer, einer in eine dunkle Höhle sich verlierenden Quelle, einem verschwindenden Phönix; endlich vergleicht er sie ihr selbst, die durch eine Schlange gebissen worden und wie eine gepflückte Blume hinwelkt (Canz. XXIV). Die erste der beiden hier angeführten Canzoni wurde in Laurens Abwesenheit gedichtet; die zweite nach ihrem Tode, und wahrscheinlich als ihr Andenken in der Seele Petrarca's bereits abzunehmen begann.

Nicht minder freigebig mit Vergleichungen ist er gegen seine eigene Person. Aber hier muß man einen Unterschied machen. Einige derselben sind sehr natürlich und geben sehr reizende Gemälde, wie z. B. das des sinkenden Tages, wo die bejahrte Pilgerin ihre Schritte beschleunigt, um die Herberge zu erreichen, wo der Landmann und der Schäfer vom Felde heimkehren, wo der Schiffer seine Barke aufs Land zieht, um am Ufer des ruhigen Schlafs zu genießen (Canz. V). In der Abhandlung über den Dante haben wir ein ähnliches Abendgemälde jenes Dichters bemerkt, dem ich den Vorzug geben würde, weil es ganz durch Empfindungen dargestellt ist (Purg VIII. im Anf.).

Aber wenn Petrarca sich dem Zielpunkt für Pfeile, dem Schnee, den die Sonne schmelzt, dem Wachs, das am Feuer zergeht, dem Nebel, den der Wind verjagt (Son. CIII), oder dem Phönix, dem Magnet, einem Menschen, der einen Basilisken sieht, vergleicht; wenn er bald sich selbst, bald seine Laura den Quellen der Sonne, den Quellen Dodona's, der glücklichen Inseln, und Vauclüsens vergleicht (Canz. I), so erregt er dadurch keine Empfindung, hat auch selbst wahrscheinlich nichts gefühlt. Ein von seiner Leidenschaft innig bewegter Mensch spannt seinen Geist nicht auf die Folter, um solche Gleichnisse zu erfinnen. Je mehr er sie häuft, desto mehr erkältet er den Leser.

Auch seine Verwandlungen sind um nichts besser. Mag er sich immer in einen Lorbeer verwandeln wie Daphne, in einen Schwan wie Jupiter, in einen Stein wie Battus, in eine Quelle wie Biblis, in einen Hall wie die Nymphe Echo, in einen Hirsch wie Aktäon, mag er sich wie Semele vom Blitz treffen oder sich in den Adler des Ganymed oder des heil. Johannes verwandeln lassen; denn man erfährt nicht genau, welcher von beiden gemeint ist (Canz. XVIII). Gern will ich ihm alles dieß zugestehen, aber ich erkenne nicht mehr den Sänger der schönen Laura in ihm.

Als sie die Erde verlassen hatte, betrauerte er sie in gefühlvollen und rührenden Versen. Aber es giebt unter diesen Gedichten auch welche, wo seine Flamme aus Mangel an Nahrung schwächer zu werden scheint. Das Sonett, wo seine Augen, seine Ohren, seine Füße Lauren zurück verlangen, und das, worin er sein Schicksal mit dem des Titon vergleicht, zeigen eine bereits erkaltete Liebe (Son. CCXXXIV und CCL). In einem andern gesteht er ein, daß er Unrecht thut, sich über seinen Verlust so sehr zu grämen; aber niegends bemerkt man diesen tiefen Gram, so gekünstelt, zurecht gestellt, und abgezirkelt ist alles (Son. CCLV). Wahrscheinlich wurden diese Gedichte zu einer Zeit verfertigt, wo ihm, wie er selbst gesteht, Amor neue Schlingen gelegt hatte, denen er, ohne den Tod seiner Geliebten, schwerlich entgangen seyn würde (Canz. XXIII und Son. CCXXX).

Ignaz Aurelius Fessler,

dieser durch den bunten Wechsel seiner Lebensereignisse, wie durch seine eigenthümlichen Bestrebungen höchst merkwürdige Mann, ward am 18 Mai 1756 zu Czurendorf in Ungarn geboren, auf der Jesuitenschule zu Raab gebildet, und 1773 in den Capuzinerorden aufgenommen. 1781 in ein Kloster zu Wien versetzt, wurde er dem Kaiser Joseph bekannt, dem er das Treiben in den Klöstern mit Wahrheit schilderte, und der ihn dafür als Professor der orientalischen Sprachen nach Lemberg sandte. F. trat nun gesetzlich aus dem Orden, wurde Freimaurer und hatte große Verfolgungen von seinen Feinden, den Mönchen zu erleiden, die ihn endlich wegen seines auf dem Theater zu Lemberg dargestellten Trauerspieles „Sidney" in einen fiscalischen Proceß verwickelten und ihn nöthigten 1788 sein Amt niederzulegen und nach Schlesien zu fliehen. Hier fand er eine freundliche Aufnahme bei dem Buchhändler Korn in Breslau, ward darauf Erzieher der Söhne des Fürsten Carolath und trat 1791 zur protestantischen Religion über. Im Jahre 1796 ging er nach Berlin wo er als Schriftsteller lebte und den Auftrag erhielt gemeinschaftlich mit Fichte die Statuten und das Ritual der dortigen Freimaurerloge Royal-York zu reformiren. Bald darauf verheirathete er sich und ließ sich auf einem Landgütchen nahe bei Berlin nieder, zugleich das Amt eines Consulenten bei den katholischen, neuerworbenen polnischen Provinzen bekleidend; doch hatte er das Unglück, in Folge der Schlacht von Jena sowohl Amt wie Besitzthum einzubüßen und in große Dürftigkeit zu gerathen. 1809 ward er als K. Russischer Hofrath und Professor der Philosophie und der orientalischen Sprachen nach Petersburg berufen, verlor jedoch diese Anstellung binnen Kurzem wieder, atheistischer Grundsätze beschuldigt und ward nun Mitglied der Gesetzgebungscommission, als welches er sich nach Volsk begab. 1817 ging er nach Sarepta zu den dortigen Brüdergemeinen und erhielt

1820 bei der Umgestaltung des evangelischen Kirchenwesens einen Ruf als Superintendent und Consistorialpräsident in Saratow. Dieser Stellung ward er 1833 wieder enthoben und zum Kirchenrathe ernannt.

Seine Schriften sind:

- Sidney. Trauerspiel. Köln, 1787.
- Mark Aurel. Breslau, 1790—92. 4 Thle.
- Aristides und Themistokles. Berlin, 1792.
- Matthias Korvinus. Breslau, 1793—94.
- Attila. Breslau, 1794.
- Alexander. Berlin, 1797.
- Abälard und Heloise. Berlin, 1806.
- Bonaventura's mystische Nächte. Berlin 1807.
- Theresia. Breslau, 1807. 2 Thle.
- Lothario. Berlin, 1808.
- Gemälde aus den alten Zeiten der Hunnen. Breslau, 1808. 4 Thle.
- Alonso. Leipzig, 1808. 2 Thle.
- Der Nachtwächter Benedict. Berlin, 1809.
- Sämmtliche Schriften über Freimaurerei. Berlin, 1801—1807. 3 Thle.
- Actenmäßige Aufschlüsse über den Bund der Evergeten. Freiburg, 1804.
- Der große Hof- und Staatsepopt Lotario. Berlin, 1808.
- Versuch einer Geschichte der spanischen Nation. Berlin, 1810. 2 Thle.
- Die Geschichte der Ungarn. Leipzig, 1812—24. 10 Bde.
- Geschichte Böhmens. Leipzig, 1816. 4 Thle.
- Rückblicke auf seine siebenzigjährige Pilgerschaft. Breslau, 1824.
- Einzelne Abhandlungen, Flugschriften u. s. w.

Feßler ist einer der Ersten, welche sich in Deutschland in neuerer Zeit in historischen Romanen versuchten, und obwohl seine derartigen Leistungen bei ihrem Erscheinen einiges Aufsehen erregten, so war dieses doch nur sehr ephemer, da eine gerechte Kritik bald große Fehler in denselben zu rügen fand. Dem Verfasser fehlte es durchaus an eigentlicher productiver Phanthasie und an wirklicher poetischer Darstellungsgabe; er giebt demgemäß nur einzelne mühsam an einander gereihte Scenen, ohne wirklichen inneren Zusammenhang, ohne Frische und Wärme, in einem kalten, mühsamen, mitunter sehr gezierten und zuweilen selbst unbeholfenen Style geschrieben, durch welchen eine ermüdende Monotonie eher befördert als vermieden wird; dazu kommt in vielen dieser Leistungen eine besondere naturphilosophisch-mystische und verworrene Tendenz, die eben nicht geeignet ist, sich Freunde unter den Lesern zu gewinnen. Weit bedeutender ist Feßler als Historiker; hier zeichnet er sich durch eisernen Fleiß, scharfe Beobachtungsgabe und genaue Forschung höchst vortheilhaft aus. Sein Character ist von seinen Gegnern sehr verdächtigt worden, besonders hat man ihm vorgeworfen, sich der Freimaurerei und der Ansichten der Brüdergemeinen bedient zu haben, um die Tendenzen des Jesuitismus in das Wesen der protestantischen Kirche überzutragen. Daß ein so bewegtes Leben Stoff zu vielen Mißdeutungen und schlimmen Auslegungen darbot, erklärt sich leicht. Wir theilen hier, sowohl als Probe seines Styls wie auch um des psychologischen Interesse willen, die letzten Abschnitte seiner Autobiographie mit.

Meine kirchliche Wirksamkeit *).

Jahr 1819 — 1825. — Alter 63 — 70.

Nachdem mich die Gnade des Kaisers am 20 Aug. (1. Sept.) 1817 wieder in meine ehemaligen Dienstverhältnisse eingesetzt hatte, war mir auch die Wohlthat zu Theil geworden, daß mein einziger vierzehnjähriger Sohn Eusebius Ignatius, zur Verpflegung und zum Unterrichte in die adeliche Pension des Lyceums zu Zarskoe-Selo, auf Kosten der Krone aufgenommen wurde; wobei man mir zugleich angedeutet hatte, daß man nicht abgeneigt sey, auch mich in einen, meinen Kräften und Kenntnissen angemessenen von mir anzugebenden Wirkungskreis zu versetzen. Allein ich erklärte unverholen, daß ich nimmermehr irgend einen Wirkungskreis suchen wolle, am allerwenigsten einen, der mich nöthige, meine behagliche Zurückgezogenheit in Sarepta für immer zu verlassen. Auf eine bestimmtere Aufforderung wiederholte ich die Versicherung „daß ich bereit sey, jeden Wirkungskreis anzunehmen, den man mir anweisen wollte; der meinen Kräften und Kenntnissen angemessen sey, und in dem ich äußerlich, als Gelehrter und als Hausvater, mit Anstand, ohne Erniedrigung und ohne Druck der Dürftigkeit, bestehen könne. Bittschriftlich zu irgend etwas mich zu melden, trüge ich Bedenken, befangen in der Furcht, man möchte mir aus Seneca zum Bescheid geben: Lex à quinquagesimo anno militem non cogit, à sexagesimo senatorem non citat. — Man befehle, und ich werde ohne Verzug gehorchen; man rufe mich, und ich werde dem Rufe freudig folgen."

Mit meiner Pension von der Krone hatten wir genug, um nach Nothdurft ohne Sorgen zu leben; und ich genoß die ungestörteste literarische Muse, wie sie mir zur Fortsetzung meines historischen Werkes unentbehrlich war. — Am $\frac{6}{18}$ Mai 1819 hatte ich das bedenklichste Stuffenjahr, das drei und sechzigste meines Alters, glücklich vollendet; einige Tage darauf auch den neunten Band der Geschichten der Ungern geschlossen, und ich mußte mit Dank gegen Gott erkennen, daß es nichts ganz Kleines war, in Frist von drei Jahren sieben Monaten, unter mancherlei Leiden des Herzens, vier dicke Bände so zu liefern, wie sie gedacht und geschrieben sind. Willkommen war mir daher auch Ende Junius die Aufforderung meines Freundes, des Directors der adeligen Pension, von Hauenschild, meinen Sohn in Zarskoe-Selo zu besuchen mit dem Beisatze, daß diese Reise wohl noch eine andere angenehme Folge für mich haben könnte. Ohne auf diese viel zu rechnen, zog ich bloß mein Bedürfniß einiger Erholung, und meiner geliebten Lebensgefährtin Sehnsucht, ihren Sohn zu sehen, zu Rathe, und unbekümmert um alles Mögliche und Wahrscheinliche, Wichtige und Vortheilhafte, was man in Sarepta und Saratow aus dieser Reise diviniren wollte, setzten wir uns am $\frac{8}{20}$ Julius in Bewegung. In Mosqwa ruhten wir einige Tage, in welchen ich die Bekanntschaft von Jena her, mit dem rechtschaffenen, altchristlich gesinnten und vielseitig gelehrten wirklichen Staatsrath Loder erneuerte. Es bedurfte unter uns beiden Alten nur weniger Stunden, um die alte Bekanntschaft zu dem Bunde einer recht antiken Freundschaft zu erheben. Am 30. Julius (11. August) erfreueten wir uns zu Sophia in den Armen des Sohnes unsers gegenseitigen Wiedersehens.

Zehn Tage vor meiner Ankunft in Sophia, am 20. Jul. (1. Aug.) hatte der Kaiser durch einen Allerhöchsten Ukas erkläret, er habe für nöthig erachtet, für die evangelischen Confessionen in Rußland die Bischofswürde zu creiren, wie selbige auch in Finnland für die Protestanten, und in andern Reichen, als in Schweden, Dännemark und Preussen Statt findet. Dazu verordnete Er für die Verhandlungen der geistlichen Angelegenheiten evangelischer Confession, zur Aufsicht über die Erfüllung der kirchlichen Verordnungen, die Uebereinstimmung der kirchlichen Bücher und der Lehre mit den Grundsätzen der Kirche; so wie über den Wandel und des Verhalten der Geistlichkeit, eine besondere administrative Behörde unter der Benennung: Evangelisches Reichs-General-Consistorium. — Drei Monate darauf geruhete der Monarch seinen reichsväterlichen Blick auch auf den Kirchen- und Schulenzustand der 73 evangelischen Colonial-Gemeinden in der Saratowischen Statthalterschaft, der evangelischen Gemeinde in der Stadt Saratow und der umliegenden neun Statthalterschaften zu wenden, und am 25. October (6. November) verordnete Er für alle evangelische Gemeinden in den Statthalterschaften Saratow, Astrachan, Woronesch, Tambow, Räsan, Pensa, Simbirsk, Kasan und Orenburg, wozu im Jahre 1822 auch das Permische Gouvernement beigeordnet wurde, ein evangelisches Consistorium, zu welchem Er den Etatsrath und Ritter Reinholm zum weltlichen Präses und Director, mich zum Superintendenten und geistlichen Präses, beide mit Beibehaltung unserer bisherigen Amtsverhältnisse, ernannte und bestätigte.

Ganz unerwartet, höchst wichtig und sehr ausgebreitet war der, hiermit mir angewiesene Wirkungskreis. Ich sah mich zum öffentlichen Lehrer und Hirten in der evangelischen Kirche berufen; ich erstaunte über das Allerhöchste Vertrauen womit

*) Aus: Dr. Feßler's Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft.

es geschehen war: im tiefsten Gefühl der Demuth hielt ich es für heilige Pflicht, dasselbe zu rechtfertigen und zu ehren. Dadurch, daß ich unaufgefordert, und ohne irgend eine äußere Veranlassung dazu, schriftlich mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß sowohl dem erlauchten Minister der geistlichen Angelegenheiten gleich nach Allerhöchster Ernennung meiner Person, als auch nachher dem Borgöer Bischof vor meiner Weihe, überreichte, und damit beide über meine gegenwärtige religiöse, und evangelisch-lutherisch-kirchliche Gesinnung in Kenntniß setzte.

Am $\frac{6}{18}$ November reiste ich mit meiner Gattin auf Allerhöchsten Befehl nach Borgö in Neufinnland, um von dem dortigen Bischofe Successionis apostolicae Dr. Zacharias Cygnäus, die bischöffliche Weihe, zu welcher die Regierung das goldene Episcopal-Kreutz vorausgesandt hatte, zu empfangen. Dieß geschah mit allen, pünctlich beobachteten Feierlichkeiten der schwedischen Kirche, unter zahlreicher Assistenz der Geistlichkeit, in dem alten hohen Dome, am $\frac{7}{19}$ November, gerade am siebzehnten Jahrstag meiner Vermählung mit meiner treuen Lebensgefährtin. Ihr war dieser Tag, nach ihrem oft wiederholten Geständniß, der schönste ihres Lebens, denn sie hatte Geist genug, um meinen Beruf geziemend zu würdigen und zu verehren: ich betrachtete ihn als den Tag meiner Vermählung mit der Kirche Jesu Christi; denn ganz anders war es mir im Geiste und im Herzen unter Auflegung der Hände im Borgöer Dome, als vor ein und vierzig Jahren, bei meiner Weihe zum Priester in der Haus-Kapelle des Neustädter Bischofs: hier einst Finsterniß, Kälte und Tod; dort jetzt Licht, Wärme und Leben.

Erst am 25. Februar (8. März) 1820 wurde ich aus Sanct Petersburg entlassen, mit der Weisung, bis zu völliger Organisation des Consistoriums für den Allerhöchst angegebenen Zweck seiner Einsetzung so viel als möglich thätig zu seyn. Der Wille dazu war durch Gottes Gnade kräftig in mir aufgereget: und unablässig arbeitet bis auf den heutigen Tag in meinem Herzen das hohe Dankgefühl gegen den ewigen Oberhirten seiner Kirche, der mich in einem Alter, in welchem Tausende, schon hinfällig, in Unthätigkeit ruhen müssen, mit Ertheilung aller nöthigen Kraft zur Arbeit und Anstrengung für sein Reich auf Erden berufen, und an das Ende meiner Tage ein so hehres Ziel mir gesetzt hat. Dabei stets eingedenk der Drohung des Propheten: „Verflucht sey der welcher des Herrn Werk lässig treibt!" fing ich schon auf der Rückreise an, meine Gemächlichkeit meinem Berufe aufzuopfern. Auf der Station Pollost-Spaskol und in Waldal taufte ich Kinder zu einiger Erbauung der Anwesenden, die seit mehrern Jahren von Gott, von seinem Sohne Jesus Christus und von dessen Lehre nichts gehört hatten. Da ich auf die unmündigen Säuglinge nur mit Wasser wirken konnte, suchte ich auf die Herumstehenden durch den Geist einzudringen. Auf Kraft erschöpfenden, Fahrzeuge zerstörenden Wegen erreichten wir endlich am $\frac{5}{17}$ März Moskwa. Verschiedene Hindernisse hielten mich dort unter freundlicher Hospitalität des Pastors an der neuen Kirche, Herrn Göring, eilf Tage zurück, nicht ganz müßig im Dienste der Kirche, und in freundschaftlichem Umgange mit den vortrefflichen Tonkünstlern Häseler, Scholz und Eck, und in geistigem Verkehr mit Rosenstrauch, in welchem des Herrn Ruf zum Evangelium bereits mächtig arbeitete, und mit dem wirklichen Staatsrathe von Loder, Präsidenten des Kirchenrathes an der alten Sanct Michaelis-Kirche, in der ich am 15. März die von der geistlichen Oberbehörde mir aufgetragene Ordination des Pastors-Vicarius Franz Hahn und die Abendmahls-Liturgie in Anwesenheit mehrerer Priester der Russischen Kirche feierte.

In Räsan taufte ich sieben Kinder, deren einige schon über drei Jahre alt waren. Am 23. März feierte ich daselbst mit 47 Einwohnern, und zum ersten Male mit meiner Gattin und meiner Tochter Athanasia, das heilige Abendmahl. Darunter waren, wie hernach am 28. März zu Räshsk, und am 18. April in Jerschova, einige, welche seit 7 und auch 12 Jahren keine Gelegenheit gehabt hatten, dieser Stärkung im Glauben und Erquickung der Seele theilhaftig zu werden. Durch den Eisgang und die ausgetretenen Gewässer volle 14 Tage in Räshsk eingeschlossen, erreichten wir erst am 13. April Tambow, wo ich mich an dem kirchlichen Eifer, der Herren, des damaligen Vice-Gouverneurs von Schröder und des damaligen Criminalhofs-Präsidenten von Arnoldi eben so sehr erfreuete und erbauete, als mich nach einigen Tagen das Laodiceische Wesen in Pensa betrübte.

Am 24. April trafen wir in Saratow, am 30. in Sarepta ein, wo ich die daselbst dienenden Colonisten, 180 an Zahl, jeden einzeln, männlich und weiblich, über den Zustand ihres Gewissens, über die Beschaffenheit ihres innern Christenthumes und über ihre Erkenntniß desselben sprach. Dann mit den evangelischen Confessionsgenossen in Zaritzin Gottesdienst und Conferenz zur Begründung einer festen kirchlichen Ordnung hielt. Am 15. Mai spendete ich den, meiner Seelenpflege untergebenen Dienst- und Arbeitsleuten aus den Colonien, im Betsaale der Gemeinde zu Sarepta das heilige Abendmahl aus, und am 25. verließ ich die, meinem Geiste und meinem Herzen theuere und unvergeßliche Herberge an der Sarpa.

Meine volle Amtsthätigkeit begann am 30. Mai zu Lesnoikaramysch, mit der Allerhöchst verordneten Untersuchungs-Commission, den Lebenswandel des dortigen Pastors Frühauf betreffend; auf welche zu Saratow, am 7. bis 11. Junius, die Allerhöchst verhängte Commission über den Saratover Pastor Limmer folgte. Sobald die Akten beider Untersuchungen geordnet und an die Oberbehörde waren abgesandt worden, schritt ich zur Einleitung und Begründung eines Werkes, zu welchem der, im Allerhöchst namentlichen Ukas ausgesprochene Zweck des Saratowischen Consistoriums: „Ueber die Aufrechthaltung der reinen Lehre des Evangeliums, und der allgemeinen Moralität in den ihm untergeordneten Gemeinden Sorge zu tragen, insbesondere aber über die Amtsführung der Prediger und Kirchendiener, und über die gute Ordnung in den Kirchenschulen zu wachen," Anregung und Aufmunterung gab.

Am linken Ufer der Wolga waren bis dahin vierzig evangelische Colonien, von zweitausend vierhundert siebzig evangelisch-lutherischen, und dreihundert dreißig evangelisch-reformirten Familien bewohnet. Sie zählten damals über zwanzig tausend fünf hundert männliche und weibliche Abendmahlsgenossen, dazu noch gegen viertausend sechshundert männliche und weibliche Schulkinder zwischen dem siebenten und vierzehnten Jahr. Diese große Anzahl Menschen wurde nur von vier Pastoren, welche ihre geschlossenen Kirchspiele hatten, und von einem fünften reformirter Confession, dessen zweihundert funfzig Confessionsgenossen in 27 Colonien mit Römischen und Augsburgischen Bekennern vermischt leben, mit geistlichen Gütern verpfleget. Der eine von den vier Pastoren hatte zwölf, der andere eilf, der dritte neun, der vierte acht Gemeinden zu bedienen. Kraft der Vocation war jeder verpflichtet, an Sonn- und Feiertagen der Reihe nach in den Gemeinden seines Kirchspieles den Gottesdienst zu feiern. folglich predigte der erste, jährlich 52 Sonntage und 20 Feiertage angenommen, in jeder seiner zwölf Gemeinden nur sechs Mal; der zweite in jeder seiner eilf Gemeinden in sechsen sieben, in fünfen sechs Mal; der dritte in seinen neun Gemeinden acht Mal, der vierte in seinen acht Gemeinden neun Mal; und hatte er in der einen Colonie, an der die Reihe war, des Vormittags seine Predigt unruhig, zerstreuet und eilend gehalten, so mußte er unverzüglich abfahren, um auf den übrigen Colonien des Kirchspiels zu taufen, zu copuliren, zu begraben.

Bei solcher Eile war an anständige und feierliche Verwaltung des heiligen Abendmahls, bei zwei bis dreihundert Communicanten, nicht zu denken, es konnte und mußte nur als Anhängsel zur Predigt behandelt werden. Hausbesuche bei den Familien, oder vertraute Unterredung mit einzelnen Gemeinde-Gliedern, welche der Ermahnung, der Belehrung oder des Trostes bedurften: kirchliche Katechisationen, Schulbesuche, Jugend-Unterricht u. s. w. konnten nie Statt finden: dieß alles blieb armseligen, schlecht besoldeten, oft unmoralischen, größtentheils ungebildeten Schulhaltern überlassen. Unter solcher Lage der Dinge war ächte Gottseligkeit und evangelische Sittlichkeit aus den Gemeinden immer mehr verschwunden; sittliche Verwilderung, besonders in der Jugend, allgemeiner geworden, ein christliches Heidenthum eingerissen.

So ward von allen Seiten die dringende Nothwendigkeit einleuchtend, zur Wiederherstellung eines eifrigern Christenthumes und eines besser geordneten Schulwesens eine zweckmäßigere Eintheilung der Kirchspiele zu treffen; wobei jedoch die Schwierigkeiten nicht zu übersehen waren, welche sowol von Seiten der vier Pastoren, als auch von Seiten der Gemeinden, dem heilsamen Werke in dem Wege standen; von jenen war zu vermuthen, daß sie sich die Hälfte ihrer Kirchspiels-Gemeinden nicht ohne Entschädigung würden abnehmen lassen; von den Gemeinden ließ sich erwarten, daß die einen die Entschädigung ihrer, an Einkünften geschmälerten Pastoren verweigern, die andern die Erbauung neuer Pastorate scheuen würden.

In fester Zuversicht auf Gottes Beistand dieser Schwierigkeiten nicht achtend, vereinigte ich mich mit dem bereits ernannten Senior Johann Samuel Huber über die Punkte, welche bei dem Entwurfe der bessern Eintheilung zur unabweichlichen Richtschnur dienen sollten. 1. Von nun an sollte jedes Kirchspiel am linken Wolgaufer nur aus vier oder fünf Colonien bestehen, wo nicht etwa die geringere Familienzahl der Gemeinden eine Ausnahme geböte. Eine bessere Eintheilung der neun, zwar nicht an Zahl der Gemeinden, aber an Zahl der Familien, übermäßig großen Kirchspiele am rechten

Wolgaufer, sollte einer günstigern Zukunft vorbehalten bleiben. — II. Sollte in jedem Kirchspiele das Pastorat so viel möglich in die mittelste Colonie des Kirchspiels, wo es nicht schon so gelegen ist, gesetzt werden. — III. Sollte jeder Pastor die 52 Sonntage und 20 Feiertage hindurch, in einer Gemeinde seines Kirchspiels per turnum einen ganzen Tag verweilen; Vormittags gemeinschaftliche Gottesverehrung und Predigt, Nachmittags kirchlichen Katechismus-Unterricht halten, auch wöchentlich ein Mal in den Nebencolonien per turnum die Schule besuchen: wodurch jede Gemeinde ihren Pastor und Seelenpfleger zu ihrer Erbauung, Belehrung und Tröstung, im Jahre wenigstens f u n f z e h n Mal in ihrer Mitte haben könne.

Diese drei Punkte fest im Auge behaltend, bereiste ich, in Gesellschaft des Seniors H u b e r und des Kirchen-Notarius, vom 22. Junius bis 2. Julius die 40 Gemeinden am linken Wolga-Ufer, machte ihnen überall in der Kirche die Nothwendigkeit einer bessern Eintheilung ihrer Kirchspiele bekannt, stellte ihnen die daraus für sie und ihre Kinder entspringenden geistlichen Vortheile nachdrücklich dar, wobei des S e n i o r s populäre Beredtsamkeit mich kräftig unterstützte; und die Mehrheit der Gemeinden gab allenthalben ohne Widerrede zur vorgeschlagenen Theilung ihre Einwilligung, welcher bald auch die Minderheit, mit Schonung und Sanftmuth belehret, beizutreten sich nicht mehr weigerte. Das Entschädigungs-Geschäft unterlag nunmehr geringern Schwierigkeiten, denn weil drei Kirchspiele nach ihrem frühern Bestand bereits erlediget, und drei durch die Theilung neu zu errichtende noch nicht besetzt waren; so hatten wir es nur mit z w e i Pastoren und mit n e u n Gemeinden zu thun. Die erstern wurden auf die ehestens erfolgende Erhöhung des Pastoral-Gehaltes an baarem Gelde von 350 auf 600 Rbl. BA. vertröstet; die letztern, welche von nächsterfolgender Gehaltserhöhung noch nichts wußten, bewog die Liebe zu ihren Pastoren, so lang diese leben würden, die Stolgebühren und die Abgabe an Frucht zu erhöhen. Hiermit war das schwierigst scheinende Werk in zehn Tagen vollbracht. Die Eintheilung der v i e r Kirchspiele in a c h t wurde am 14. Januar 1821 zugleich mit der Erhöhung des Pastoral-Gehaltes auf 600 Rbl. von Sr. Majestät dem Kaiser genehmiget.

In der Zwischenzeit wurden durch Beistimmung der übrigen Consistorialen, folgende unumgänglich nothwendige, dem Zwecke des Consistoriums entsprechende Einrichtungen beschlossen, und durch Verordnungen in dem ganzen Consistorial-Bezirke bekannt gemacht. Da bisher leicht bewilligte Confirmationen häufig zu leichtsinnigen Heirathen, und diese zu eben so leichtsinnigen Ehescheidungsklagen verleitet hatten; so sollte vom Pfingstfeste 1820 an, kein Kind unter irgend einer Bedingung zur Confirmation angenommen werden, welches nicht fertig und richtig lesen, wenn es ein Knabe wäre, auch leserlich schreiben könnte, in dem Katechismus nicht gründlich unterrichtet wäre, und in der Regel das vierzehnte Jahr seines Alters nicht vollendet hätte. Ferner sollte jedem, seit dem Pfingstfeste 1820 und nachher confirmirten Brautpaare, welches an Sonn- und Feiertagen bei dem katechetischen Unterricht in der Kirche, im Jahre öfter abwesend, als es anwesend gewesen war, das richtige und fertige Lesen vergessen hätte, in der christlichen Lehre schlecht bewandert, mit dem Leben, Lehren, Leiden und Sterben Jesu Christi, wie es im Neuen Testamente erzählet wird, nicht ordentlich bekannt wäre, die Verlobung, und noch mehr die eheliche Einsegnung standhaft und unerbittlich so lange vorenthalten werden, bis es allen diesen Erfordernissen einer christlichen Ehe Genüge geleistet habe. Um aber der Vergessenheit des Lesens vorzubeugen, sollte jeder Confirmand angehalten werden, bei dem öffentlichen Confirmations-Acte zu geloben, er wolle, so lange er lebe, in dem Neuen Testamente fleißig und immer mit Andacht lesen.

Der Zweck, zu welchem eine Behörde von der souverainen Staatsgewalt verordnet wird, bestimmt zugleich den Machtumfang ihrer Verwaltung. Dem Allerhöchst namentlichen Ukas zu Folge, war das Consistorium verordnet worden, „für die Aufrechthaltung der allgemeinen Moralität Sorge zu tragen, und insbesondere über die Amtsführung der Prediger und Kirchendiener (Kirchenvorsteher und Schulhalter) und über die gute Ordnung der Kirchenschulen zu wachen." Wollte der Monarch mit diesen Bestimmungen ein thätiges, handelndes, wirksames und durchgreifendes Sorgetragen und Wachen bezeichnen; so mußte das in Saratow residirende Consistorium in den entfernten Gemeinden Werkzeuge haben, durch welche es die Allerhöchste Willensmeinung vollziehen konnte. Vor Errichtung desselben lag die Verwaltung aller Kirchen und Schulangelegenheiten auf den evangelischen Colonien in gräulicher Verwirrung und schädlicher Unordnung. Willkürlich wurden die Kinder in die Schule, die erwachsene Jugend in den Katechismus-Unterricht geschickt, und eben so willkürlich davon zurückgehalten. Die Kirchenvorsteher hatten nichts weiter gethan, als daß sie den Klingelbeutel in der Kirche herumtrugen und das Geld zählten. In den wenigsten Gemeinden war ein eigentliches kirchliches Vermögen, als bleibender Fonds, da; die Verwaltung des Zufälligen sowol, als Stehenden, war überall willkürlich, die Berechnung verworren und unrichtig; die Sorgfalt, der Eifer, die Anstrengung pflichttreuer Pastoren für eine bessere Ordnung der Dinge, aus Mangel aller Unterstützung, vergeblich.

Nachdem ich nun, bei meiner ersten Bereisung der siebzehn Kirchspiele, die Nothwendigkeit, diesem Unheil abzuhelfen, erkannt hatte, entwarf ich den Plan zu einem wohlgeordneten K i r c h e n v o r s t a n d in jeder Gemeinde, und brachte ihn in zwei Sitzungen der Consistorialen zum Vortrage. Er wurde aufmerksam geprüft, gut geheißen und am Ende Novembers als Consistorial-V e r o r d n u n g zur Vollziehung gebracht. Diese enthält, in drei Abschnitten, genau bestimmte Vorschriften über den Personal-Status des Kirchenvorstandes, über dessen Geschäftsumfang besonders in Bewahrung, Verwaltung und Vermehrung des Kirchenvermögens, und über die Verhandlungsart seiner Geschäfte.

Vor Errichtung des Consistoriums wurde auf den Colonien das Schulamt fast alle Jahre, wie in deutschen Städten die Straßenbeleuchtung, an den M i n d e s t f o r d e r n d e n ausgeboten; die Pastoren waren dabei gar nicht zu Rathe gezogen worden, und mancher ließ, wie der Herr durch E z e c h i e l sprach, um einer handvoll Gerste nnd Bissen Brodes willen, geschehen was die Leute wollten, weil er den Schein des Friedens liebte, wo kein Friede war, kein Friede seyn konnte. Dawider erging die Consistorial-Verordnung, daß, auf den Grund älterer Reichsgesetze, die Wahl des Schulhalters, ohne Einmischung der Gemeinde, ausschließend dem Pastor, das Examen und die Bestätigung dem Superintendenten als General-Ephorus der Schulen zustehe; die Schulmeister als solche in Personalibus der Gerichtsbarkeit des Consistoriums untergeordnet, und die Gemeinden durchaus nicht befugt seyen, ihre Schullehrer ohne richterliches Erkenntniß des Consistoriums zu entlassen.

Vom 21. December 1819 bis 1823 hatte ich sieben anderswohin berufene Pastoren in ihre Kirchspiele eingesetzt, zwölf Candidaten der Theologie zu Priestern geweihet; da war für alle eine gleichlautende und gleich verbindende Pastoral-Instruction nöthig. Ich entwarf sie, darin alles schon andeutend, was künftighin ausführlich, als gleichförmige liturgische Ordnung, vorgeschrieben werden sollte, und auch sie wurde von den Consistorialen genehmiget und vollzogen.

Nach allen diesen Arbeiten bereitete ich sämmtliche Pastoren und Gemeinden durch ein Rundschreiben auf meine vorhabende erste Kirchen-Visitation vor, und reiste am 28. December 1820 über die Wolga, um die kirchliche Visitation der, in 8 Kirchspiele eingetheilten, 40 Gemeinden, welche ich der austretenden Gewässer wegen, nie im Frühjahr, und der Feldarbeiten wegen in weiter Steppe, nie im Sommer besuchen kann, anzufangen. Am 3. März 1821 hatte ich sie beendiget, und in diesen neun Wochen vierzig Mal geprediget, wie der Geist es mir eingab, größtentheils Ermahnungen zur Buße; eben so oft homiletische und katechetische Unterredungen mit sechzehnhundert ledigen Leuten, und mit dreihundertzwanzig seit 1820 copulirten Ehepaaren, gehalten; dreitausend siebenhundert fünf und zwanzig Schulkinder lesen und auf Katechismusfragen der Schulmeister und der Pastoren antworten gehört; siebenundsechzig, zu Pfingsten 1820 confirmirten Jünglingen und Mädchen, ihrer gänzlichen Unwissenheit und des vernachläßigten Lesens wegen, das heilige Abendmahl bis auf Wiedererlernung des Vergessenen untersagt.

Die eigentliche Visitation hatte ich überall in folgender Ordnung verrichtet: In jeder Gemeinde ließ ich mir die Schulkinder in Anwesenheit der Hausväter und Hausmütter in der Kirche vorstellen; jedes Kind las einen oder zwei Verse aus dem Neuen Testament, aus dem ich das Capitel bestimmte. Dann hieß ich den Schulmeister aus Dr. Luthers kleinem Katechismus mit den Kindern katechisiren, damit ich sein Lehr- und katechetisches Talent bemerken und ihn dann unter vier Augen belehren und zu größerm Fleiß antreiben konnte. Hernach traten die jüngst confirmirten Knaben und Mägdlein hervor, und nachdem auch sie ihre Lesefertigkeit bewährt hatten, erhielt der Pastor des Kirchspiels von mir Auftrag, mit ihnen entweder ein Capitel aus dem Neuen Testament, oder ein Hauptstück des Katechismus durchzugehen. Zum Schlusse nahm ich die Kinder vor, und besprach mich mit ihnen über irgend eine Religionswahrheit, deren Kenntniß ich ihnen durch mannigfaltige Fragen, Inductionen, Bilder und Gleichnisse zu entlocken suchte, um das Erwachen ihrer Denkkraft und Verständigkeit beurtheilen zu können. Nach Entlassung der Kinder zogen sämmtliche Junggesellen und ledige Mägde in die Kirche. Mit diesen las ich, nach Verhältniß ihrer Anzahl in jeder Gemeinde, zwei oder drei Capitel des Neuen Testamentes, und ging hernach den Inhalt derselben mit

der gesammten Gemeinde homiletisch und katechetisch durch. Von dreitausend vierhundert drei und funfzig ledigen Leuten sämmtlicher vierzig Gemeinden, habe ich fünfhundert sechs und zwanzigen, welche das Lesen vergessen, und auch den sonntägigen Katechismus-Unterricht vernachlässiget hatten, gelegentlich die priesterliche Einsegnung zur Ehe untersagt, bis sie das Vergessene würden nachgeholt haben. Nachdem die ledigen Leute abgetreten waren, stellten sich die, seit 1820 copulirten Eheleute jeder Gemeinde vor mir. Mit diesen las ich bald Ephes. V, 22. ff., bald I. Petri III, 1. ff., oder auch I. B. M. I. 26—29, II. 15—25, III. 1—23. worauf ich, nach Weisung des Inhaltes über die Heiligkeit, über die Pflichten und über die Bedingungen einer glücklichen Ehe, mit ihnen homiletisch katechisirte. Diese Versammlungen in jeder Gemeinde dauerten gewöhnlich von 9 bis 2 Uhr. Nach dem Schlusse derselben nahm ich dem Kirchenvorstande die Rechnung über das Kirchenvermögen ab; die Kirchenbücher wurden bei dem Pastor untersucht. Auf diese Weise werden die mir anvertrauten Seelen von ihrem 7ten Jahre an, in dem sie in die Schule kommen, entweder von mir, oder von dem Probste, dem ich die Visitation übertrage, alljährlich erwecket, angetrieben und in Athem erhalten, bis sie in das fünfte Jahr verheirathet sind. Dadurch, daß ich den jüngst confirmirten, die das Lesen und den Religions-Unterricht vergessen haben, bis sie beides wieder lernen, das heilige Abendmahl, und der ledigen Jugend aus demselben Verschulden, bis zur Nachholung des Vergessenen, die eheliche Einsegnung untersagt hatte, nöthigte ich nachlässige Eltern, ihre Kinder fleißiger in die Schule, und unordentliche Hausväter ihre Knechte und Mägde fleißiger in den sonntägigen Katechismus-Unterricht zu schicken. Am letzten Visitations-Tage wurde in dem Wohnorte des Pastors, in jedem Kirchspiele, die Abendmahls-Liturgie gefeiert; der Pastor predigte über den ihm aufgegebenen Text; das Protocoll wurde dann vorgelesen, und die Visitation mit Gebet und Segen geschlossen.

Bei meiner Rückkunft in Saratow eröffnete ich den Consistorialen, daß ich allenthalben in der Feier des öffentlichen Gottesdienstes, dem Allerhöchst bestätigten Kirchengesetz zuwider (Cap. I. §. 7. Cap. II. §. 14.) Willkür bemerkt, und die vorgeschriebene Gleichförmigkeit vermißt habe. Um jene zu beschränken und diese zu begründen, trug ich darauf an, eine allgemeine liturgische Form und Ordnung, an welche Pastoren und Schulmeister sich halten sollten, vorzuschreiben. Dazu machte der Senior Huber, mit Rücksichtnehmung auf die Allerhöchst genehmigte liturgische Verordnung vom J. 1805 und auf die Schwedische Kirchenordnung, den Entwurf, setzte ihn bei sämmtlichen Pastoren in Umlauf, verlangte ihr Gutachten darüber, und nachdem alle sich dafür erkläret hatten, wurde der Entwurf vollständig ausgearbeitet, in der Sitzung der Cosistorialen am 10. März vorgetragen, genehmiget, als Vorschrift des liturgischen Ganges bei dem gewöhnlichen Sonn- und feiertägigen Gottesdienste und bei der Feier des heiligen Abendmahls, an die Pastoren zur Nachachtung ausgefertiget, und zugleich mit dem Entwurfe zu wohl geordneten Kirchenvorständen in den Colonial-Gemeinden mit der allgemeinen Pastoral-Instruction, mit der Consistorial-Verordnung über die religiöse Kirchen-Sühne und über die gerichtliche Kirchenbuße, und mit der Instruction für die Senioren oder Probste, an die administrative Oberbehörde zur Einsicht, und nöthigen Falles zur Bestätigung, unterlegt. Darauf erhielt ich unter dem 15. May den Bescheid, „daß solche Sachen nie vor das Departement gelangen, weil jedes Provincial-Consistorium berechtiget sey, dergleichen Instructionen und Vorschriften von sich aus ergehen zu lassen, wobei es dafür verantwortlich bleibe, daß solche Instructionen weder den bestehenden Gesetzen zuwiderlaufen, noch mit diesen unvereinbare, oder die Allerhöchste Bestätigung erforderliche Bestimmungen enthalten."

Am 16. April reiste ich wieder, von Saratow aus, um die Visitation der Diöces fortzusetzen. Am 27. October hatte ich sie beendiget! In dieser Zeit hatte ich, in oben angegebener Ordnung, die drei und dreißig Colonial-Gemeinden am rechten Wolga-Ufer bearbeitet, hernach die kleinen Gemeinden in Kamyschin und Zaritzin, weiter in Sarepta, die dort arbeitenden und dienenden Colonisten, dann die Gemeinden in Astrachan, Woronesch, Räsan, Kotiza, Tambow, Pensa, Simbirsk, Kasan, Perm, Ekatharinenburg, Zlatowst, Orenburg und Samara besucht; in diesem ganzen Umfange acht und vierzig Mal gepredigt, eben so oft mit dreitausend siebenhundert drei und vierzig Junggesellen und Mägden katechisirt, und in besondern Versammlungen mit vierhundert zwei und achtzig Ehepaaren homiletische Unterredungen gehalten; ein und zwanzig Mal die Abendmahls-Liturgie gefeiert, zwanzig Kinder getauft, einhundert eilf Knaben und Mädchen confirmirt; einhundert sieben und vierzig vorjährig confirmirte Jünglinge und Mägde, vergessenen Lesens und Religionsunterrichtes wegen, bis zur Nachholung des Vergessenen, vom heiligen Abendmahl zurückgewiesen, zwei neuerbaute Kirchen eingeweihet; in einer Colonial-Gemeinde einen verruchten Verführer und frechen Bösewicht nach Kirchengesetz Cap. X. §. 2. bis zu seiner Besserung und Buße, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen; in einer andern Dorfgemeinde drei, 69 und 75jährige Greise, welche 30 Jahre lang Kirche, Predigt und Abendmahl verachtet hatten, auf ihr dringendes Bitten und Flehen, zur religiösen Kirchensühne, Absolution und Abendmahl an- und in die kirchliche Gemeinschaft wieder aufgenommen. Dieß alles war den Leuten neu, manchen lästig, der großen Mehrzahl aber einleuchtend, daß es also gut, heilsam, nothwendig sey; und von keiner Gemeinde schied ich, ohne von Hausvätern und Hausmüttern umringet zu seyn, die ihre Freude über die bessere Zucht, Zeitbenutzung und christliche Beschäftigung ihrer jungen Leute laut bezeugten.

Um die in Gouvernements- und Kreisstädten zerstreuet und isolirt wohnenden evangelischen Confessionsgenossen in kirchlichen Verein zu bringen und zusammen zu halten, hatte ich in den dreizehn Stadtgemeinden überall unter der Benennung Kirchenrath, ein Collegium von fünf Männern, welche die Gemeinden in meiner Anwesenheit gewählt hatten, nomine Consistorii organisirt, instruirt und eingesetzt. Diese Collegia stehen nun in fortlaufendem Schriftwechsel mit dem Consistorio, wodurch dieses in den Stand gesetzt ist, den erschlaffenden kirchlichen Eifer wieder anzufachen und zur Thätigkeit aufzumuntern.

Ungeachtet dreimaliger augenscheinlicher Lebensgefahr auf diesjähriger sechsmonatlicher Reise; ungeachtet des Tag und Nacht hindurch fortgesetzten Reisens, des oftmaligen Mangels an angemessener Nahrung, der Plagen des Durstes und der Hitze, der tagelang gespannten Aufmerksamkeit und mehrstündigen Anstrengung der Brust im Reden, hatte ich dennoch nicht die geringste Abnahme meiner Kräfte, oder irgend einen Wechsel in meiner Gesundheit verspürt, so, daß ich oft recht aus Herzensgrund zu meinem Sender rief: „ich bin vor Vielen, wie ein Wunder, aber Du bist meine starke Zuversicht!" — und auf alle Besorgnisse meiner treuen Gefährtin, der Kinder und der Freunde, keine andere Antwort hatte, als: „ich gehe einher in der Kraft des Herrn."

In den letzten zwei Monaten des Jahres ordnete ich meine christlichen Reden, um sie als ein Scherflein zur Erbauung der Gläubigen in den Druck zu geben. Am 23. Januar 1822 wurde das Saratowische Provincial-Consistorium feierlich eröffnet. In dem Allerhöchsten Befehl dazu wurde dasselbe in seinen Verhandlungen, Geschäftsgang und Beschlüssen auf die Grundlage der evangelischen Consistorien im russischen Reiche, auf die schwedische Kirchenordnung und vorzüglich auf die allgemeinen Reichsgesetze verwiesen. Von nun an handelte es in seinem kirchlichen Wirkungskreise als administrative, und als gerichtliche Behörde in erster Instanz. Bei der Installation waren, ausser den Consistorialen, ein und zwanzig Pastoren erschienen; diese hielt ich dem Kirchengesetze Cap. XXV zu Folge noch den 24. bis 29. Januar zurück, um in einer zahlreichen Priesterversammlung, I. über den liturgischen Gang und die dazu entworfenen Formulare bei allen Amtshandlungen; II. über die Studien, den Wandel und die Amtsverwaltung der Pastoren; III. über Ordnung, Zucht und Sittlichkeit in den Gemeinden; IV über die Verwaltung des Schul-Amtes, über Unterrichts-Gegenstände und Lehrmethode, und überhaupt über die wirksamste Erfüllung der bestehenden, Allerhöchst bestätigten und vorgeschriebenen Kirchengesetze nach vier dazu angefertigten Entwürfen zu berathschlagen, und nach Mehrheit der Stimmen zu beschließen. Ihre Beschlüsse wurden hernach dem Consistorio vorgelegt, hie und da modificirt, in vier Consistorial-Verordnungen gebracht, von dem Consistorio genehmiget, in der Kirche bekannt gemacht, und der administrativen Oberbehörde zur Einsicht unterlegt.

Hiermit hatte ich glücklich das Ziel erreicht, daß die nunmehr für den ganzen Consistorial-Bezirk, provisorie, bis zur künftigen völligen Regulirung des evangelischen Kirchenwesens im russischen Reiche aufgestellte gleichförmige Ordnung im Cultus, in der Pastoral-Verwaltung in der Gemeindezucht und in der Schulverfassung nicht mehr, als das eigene Werk des Superintendenten, sondern als das Werk des in der Versammlung ausgesprochenen gemeinschaftlichen Willens sämmtlicher Pastoren, angesehen und geachtet werden müßte, und auch geachtet würde, wenn crosse Unwissenheit der bessern Belehrung widerstrebend, sich nicht bisweilen noch hinter den Vorwand des Gewissens versteckte, und in strenger Aufrechthaltung des gemeinschaftlichen Willens, wie meine Pflicht es fordert, mich der Herrschsucht und Despotie beschuldigte. Es ist nunmehr Sache des Consistoriums nur darauf zu halten und zu dringen daß von Allen pünktlich und treu erfüllet werde,

was von Allen nach freier und nach hinlänglicher Discussion war beschlossen, und von dem Consistorio genehmiget worden.

Ein viermonatlicher Urlaub, welcher höhern Ortes dem weltlichen Präses und Director Consistorii war gewähret worden, bürdete vom 16. May bis 4. October die ganze Last der Consistorial-Geschäfte mir allein auf. Indessen zeigten mancherlei Unordnungen und Widersetzlichkeiten, welche im Laufe des Jahres in mehrern Colonial-Gemeinden unter dem Volke vorgefallen waren, und willkürliche Abweichungen von den heilsamen Einrichtungen und Anordnungen des Consistoriums, welche sich einige nach Willkür zu handeln gewohnte Kirchendiener erlaubt hatten, die Nothwendigkeit einer abermaligen Visitation. Um dem vielseitigen Unfug bei Zeiten mit Kraft zu begegnen, ließ ich in der Mitte Septembers ein eindringliches Rundschreiben an sämmtliche Gemeinden ergehen, und gab dem damaligen Senior Huber, Pastor zu Ust-Sulicha, den Auftrag, die 33 Gemeinden des Ciswolganischen Bezirkes nach einer ausführlichen Instruction zu visitiren. Er begann das Werke mit ächt priesterlicher Resignation, in der schlechtesten Jahrszeit, am 1. October, und beendigte es am 22. November, mit gewissenhafter Treue, männlicher Festigkeit und nöthiger, doch durch Liebe gemilderter Strenge, in den Gemeinden die erschlaffte Zucht wieder herstellend, und, wo es nöthig war, die von der Unwissenheit, oder Lauigkeit erzeugte Willkür zur gesetzlichen Ordnung zurückweisend.

Nachdem ich am 14. Januar 1823 des Evangeliums würdigen Diener Huber in das erledigte Pastoral-Amt zu Saratow, und zugleich, auf höhern Befehl, zum geistlichen Assessor Consistorii eingesetzt hatte, begab ich mich selbst am 20. Januar auf die Reise, um die 40 Colonial-Gemeinden am linken Wolgaufer zu visitiren; und am 19. März war auch diese, des ungemein strengen Winters wegen, sehr beschwerliche Arbeit vollbracht, zur Freude und zum Danke der eifrigen Pastoren und christlich gesinnten Kirchengenossen, welche in Wiederherstellung und Aufrechthaltung der guten Zucht und Ordnung dieser Unterstützung bedurft hatten. Pastoren, Schullehrer und mehrere Gemeinmänner zogen mit mir in jede Gemeinde ihres Kirchspiels, um dem Verhör der Schulkinder, den Predigten, Katechesen und Ermahnungen beizuwohnen; und einige alte Stammhalter des Christenthumes folgten mir, zu meiner eigenen Erbauung und Begeisterung, durch alle vierzig Colonien.

Da die Pastoren von den 1820 eingesetzten und organisirten Kirchenvorständen, welche theils in Unthätigkeit, theils in Menschenfurcht befangen lagen, bisher wenig Unterstützung gefunden hatten; so versammelte ich in jedem Kirchspiele, vor dem Schlusse der Visitation, die Kirchenvorstände sämmtlicher, zum Kirchspiele gehörigen Gemeinden, trug ihnen die, den Kirchenvorstand betreffenden, Verordnungen vor, erklärte sie ihnen ausführlich, nahm ihnen zur Bezeugung ihres ernstlichen Willens, sie gewissenhaft zu vollziehen, ihren Handschlag und ihre Unterschriften ab, und ermahnte sie nachdrücklich zu eifriger Erfüllung ihrer, Gott zu Ehren übernommenen Pflichten.

Nach den mir eingereichten Verzeichnissen beläuft sich gegenwärtig die Zahl männlicher und weiblicher Seelen über sieben Jahre, in beiden Colonial-Bezirken auf sechs und funfzig tausend vierhundert zwei und siebzig bei der Visitation i. J. 1821 war die Total-Summa der Schulkinder neuntausend fünfhundert vier; auf diesjähriger Visitation ergab sich die Total-Summa von zehntausend achthundert neunzig; also um dreizehnhundert sechs und achtzig Schulkinder mehr, als vor zwei Jahren. Diese große Kinderzahl wird von drei und siebzig schlecht belohnten Schuldienern unterrichtet; kaum nothdürftiges Auskommen setzt sie außer Stand, sich auch nur einige Mittel zur Selbstbelehrung anzuschaffen. Arbeit und Anstrengung, um auch nur das kümmerliche Brod zu erwerben, benimmt ihnen die Zeit und die Lust, der ihnen anderswoher dargebotenen Mittel zur Vermehrung ihrer Kenntnisse sich zu bedienen. In der Regel betrachtet der Colonist den Schulmeister als eine Gemeindelast; hat für den Unterricht seiner Kinder nicht das geringste Interesse; verbraucht und verkrüppelt sie lieber in der Wirthschaft; ein Bauernknecht oder Viehhirt im Dorfe wird besser besoldet, als der Schulmeister. Daher kommt, daß eine große Anzahl Kinder, nach sieben halbjährigem Schulgange noch nicht im Stande ist, richtig und fertig zu lesen; und doch läßt sich für die Zukunft alle Verbesserung des religiösen und sittlichen, wirthschaftlichen und bürgerlichen Zustandes der Colonisten nur von besser erzogener und unterrichteter Jugend erwarten.

Nach beendigter Visitation des transwolganischen Colonial-Bezirkes eilte ich, auch mein großes historisches Werk mit dem zehnten Band zu vollenden. Ich fing ihn an am 26. März, und schrieb am 16. Junius das letzte Wort: Hiermit glaube ich als treuer Sohn meine Schuld an das Vaterland abgetragen zu haben. Gern hätte ich ihm, dem ich meine erste Erziehung und die Erweckung meines Sinnes für Kunst und Wissenschaft verdanke, wichtigere Dienste geleistet, hätte sich nicht ein unerbittliches Verhängniß zwischen ihm und mir gestellt. Vielleicht ist es mir dennoch gelungen, so viel gethan zu haben, daß ich hoffen dürfe, in freundlichem Andenken der biedern Söhne und züchtigen Töchter Ungarns noch lange nach meiner Heimkehr zu leben.

Am 20. Junius setzte ich meine Visitationsreise fort, von welcher ich am 10. September um ein theuers Haupt und liebendes Herz weniger, in Saratow wieder eintrat. Schon bei der Abreise aus Saratow litt meine Frau an völliger Erschlaffung der Nerven; doch nicht mein Bitten, nicht der Freunde und der Aerzte Zureden, konnten sie bewegen, daheim zu bleiben. Ich besuchte die evangelischen Gemeinden in Pensa, Tambow, Räsan, Kasan, Perm, Ekatharinenburg, Zlatawst und Orenburg: überall segnete der Herr den Dienst seines Dieners. Der Kirchenrath in Pensa kränkelte an Erschlaffung. So edelmüthig auch der ächt religiös gesinnte, und für alles Gute unermüdet thätige Civil-Gouverneur, Herr Lubjanowski, den Bau einer evangelischen Kirche und Schule begünstigte, so war doch zwei Jahre lang von der Gemeinde nichts geschehen. Bei meiner Anwesenheit traten mehrere rechtschaffene und kräftige Männer in den Kirchenrath; der Bau wurde angefangen, und die baldige Vollendung desselben läßt sich mit gutem Grunde erwarten.

In Tambow würde sich vielleicht alles evangelische Kirchenwesen in kurzem aufgelöset haben, wäre es mir nicht gelungen, den Vice-Gouverneur Herrn Etatsrath und Ritter von Arnoldi zu bewegen, daß er mit einigen würdigen Männern den Kirchenrath zu neuem Leben erweckte und den Vorsitz bei demselben übernahm.

In Räsan fand ich an dem damaligen Vice-Gouverneur, Herrn Etatsrath Penkert, einen sehr religiös und kirchlich gesinnten, für das Reich Gottes freudig thätigen Mann. Ich ließ durch freie Wahl der versammelten Gemeindeglieder den Kirchenrath neu besetzen; und der Herr von Penkert weigerte sich nicht, als Präsident diesen neuerwählten Kirchenrath lebendig und thätig zu erhalten.

In Kasan fand ich den Kirchenrath und die Gemeinde in bester Ordnung, herzlicher Eintracht und regem Eifer. Dem General-Major von Röslein, als Präsidenten, die Professoren Erdmann und Vogel, als Kirchenältesten und den Adjunct-Professor Krause, als Schriftführer, erkannte ich dort als kräftige Stützen der guten Ordnung und Zucht. Dringendst wünschten sie, mit einem Divisionsprediger und Pastor baldigst versorgt zu werden; sie verlangten den, als stellvertretenden Kirchen-Notarius, mich begleitenden Priester Viereck; er wurde auf meinen Antrag vom Consistorio dazu vorgestellt und von dem Minister genehmiget.

In Perm konnte ich nur zwei, in Ekatharinenburg nur einen Tag verweilen; gewann jedoch überall so viel Zeit, um vorläufig einen Kirchenrath wählen zu lassen, in ersterer Stadt auch zwei Mal die heilige Abendmahls-Liturgie zu feiern.

Zu Zlatawst im hohen Ural-Gebirge hatte der Sectengeist zwischen evangelisch lutherischen und evangelisch reformirten Confessionsgenossen einige Saamenkörner der Zwietracht ausgestreuet; Gottes Geist aber stand mir bei, die Keime derselben zu zerstören, die getrennten Gemüther dieser biedern Deutschen befriedigend zu belehren, und sie wieder zu vereinigen. Dafür gefiel es Ihm, mich schmerzlich heimzusuchen, zu prüfen und zu schlagen. Meine kranke Lebensgefährtin hatte in Räsan, wo sie mit ihren von fünfen noch übrigen Kindern, mit dem Sohne Eusebius und der Tochter Athanasia, am 8/20 Julius das heilige Abendmahl zum letzten Male aus meinen Händen empfing, und zu Kasan, wo sie noch allen gottesdienstlichen Handlungen beiwohnte, sich etwas erholet; darum widerstand sie meinen dringendsten Vorstellungen und dem Antrage, in Begleitung ihrer Lieben nach Saratow zurückzureisen, nachdrücklich und beharrlich: sie hielt die sorgfältigste Verpflegung ihres Mannes für ihren heiligen Beruf, und in diesem wollte sie sterben. Am 5/17 August brachten wir sie schon ganz entkräftet nach Zlatawst. Am 18. trat mit heftigem Fieber eine Leberentzündung ein, welche, ohne daß sie von ihrer schnell herannahenden Auflösung und Scheidung von Manne und Kindern auch nur das geringste Vorgefühl hatte, in völliger Bewußtlosigkeit am 21. im funfzigsten Jahre ihres Alters, ihrem zeitlichen Dasein ein Ende machte. Dankbar erkannten wir in dem Verhängnisse des Allerhöchsten selbst noch seine väterliche Hand, welche unsern Schmerz dadurch milderte, daß er die verewigte gerade in Zlatawst, in einer christlichen, liebreichen und herzlich theilnehmenden Gemeinde, zu sich abrufen wollte, nachdem sie alle Pflichten der gottseligen Christin, der treuen Gattin und sorgfältigen Pflegerin, der zärtlichen Mutter und Lehrerin ihrer Kinder, der klugen Hausfrau und gottergebenen Dulderin erfüllet hatte. Sie liebte, und ward geliebt: die

Liebe der Gemeinde hatte ihrer entseelten Hülle den Sarg und auf dem gemeinschaftlichen Gottesacker das Grab bereitet.

Die Feier des heiligen Abendmahls mit der Gemeinde zu Orenburg milderte mir das wehmüthige Gefühl meiner Einsamkeit, und stärkte mich in der Resignation. Nachdem ich dort den Pastor Olivier Holm zum Divisions-Prediger eingesetzt hatte, eilte ich Tag und Nacht nach Hause. Auf der 37. Werst vor Samara stürzte ich mit dem Wagen, wobei ich dicht um das linke Auge herum drei tiefe Stichwunden erhielt. Zwar blieb das Auge durch Gottes wunderbaren Schutz unverletzt; aber die Heilung der Entzündung und der Wunden hatte sechs Wochen Zeit erfordert.

Erst am 28. October konnte ich wieder öffentlich erscheinen und, auf dringende Bitte der Catharinenstädter Gemeinde, den, in ihrer großen Kirche neuaufgeführten Altar weihen. Er ist das Werk einiger mit dem Pastor Wahlberg vereinigten evangelischen Confessionsgenossen, welche die beträchtlichen Kosten freiwillig aus ihren Mitteln bestritten hatten, nicht achtend die Anfeindung einer kleinen, von Sectengeist verblendeten Gegenpartei. Das Consistorium hatte den Bau des Altars genehmiget, und ich durfte die Gelegenheit, die Gegenpartei eines bessern zu belehren, wie meine Einweihungs-Rede zeigt, nicht zurückweisen. — Am 11. November weihete ich den Candidaten Guerich zum Priester. Das Consistorium stellte ihn hernach zur erledigten Divisionsprediger-Stelle in Tambow vor, und nachdem im Januar 1824 des Ministers Genehmigung eingegangen war; so reiste ich mit ihm nach Tambow, um ihn daselbst am 10. Februar in das Amt einzusetzen. —

Dort hatte ich schon auf einer frühern Visitations-Reise, des verstorbenen russischen Majors und Stadtvoigts der Kreisstadt Tschembar, Herrmann von Reimers, ältere Tochter Amalia, hinterlassene kinderlose Wittwe des Lehrers Mauvillon, ein einziges Mal in Gesellschaft, so wie sie mich, ohne irgend ein besonderes Interesse, gesehen. Doch zeigte mir meine vieljährige Uebung in Beobachtung der Menschen in ihr ein reines, nichts affectirendes, sehr besonnenes, und auf ihre Umgebungen ungemein aufmerksames Weib, von hinlänglicher Verstandesbildung und entschlossenem Charakter. Ich hörte sie zierlich französisch, und richtig russisch sprechen, mit Fertigkeit, Geschmack und Ausdruck auf dem Fortepiano spielen; ich aber hatte, meiner Gewohnheit nach, nicht zehn Worte mit ihr gesprochen.

In dem Ueberblicke meines sechsmonatlichen Halblebens, und in reiflicher Erwägung meiner gegenwärtigen äußern Lage fühlte ich jetzt das dringende Bedürfniß, einer treuen, weiblichen Seele, welche ich achten könnte, die meines Amtes Würde geziemend zu würdigen wüßte, auch durch ihre liebreiche Pflege in Verwaltung desselben mich zu unterstützen verstände. Ich bedachte, daß die überhäuften Geschäfte meines Amtes mich verhindern, irgend eine Sorge für, und Aufsicht über die Hauswirthschaft zu übernehmen, welches jedoch um so nöthiger wäre, je öfter ich in die Nothwendigkeit versetzt werde, gegen Pastoren und andere Genossen der evangelischen Kirche aus dem großen Bezirke meiner Diöces, Gastfreundschaft zu bezeigen; daß ich jährlich reisen müsse, die Reisen schon an sich sehr beschwerlich, die Visitations-Geschäfte abmattend und kraftererschöpfend seyen; die Nahrung dabei, weder der Gesundheit zuträglich, noch immer genießbar sey, wenn ich nicht ein sorgsames Weib an meiner Seite hätte, die für meine angemessene und zuträgliche Verpflegung sorgte. Dieß alles führte mir die ein Mal gesehene, fünf und dreißigjährige Wittwe in das Andenken zurück.

Ich erkundigte mich mit vieler Vorsicht bei allen, welche sie schon seit einer Reihe von Jahren genauer kannten, nach ihrem Charakter und ihren bisherigen Verhältnissen. Alle, und deren waren nicht wenige, stimmten in das Zeugniß von ihrer seltenen Gutmüthigkeit überein; sie sey von ihren biedern, deutschen Eltern von Kindheit auf zur Ordnung, Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit angehalten worden; sie habe mit heroischem Entschlusse sich mit Mauvillon verbunden, weil sie ein Mal ihr Wort gegeben hatte, ob sie gleich bestimmte Kunde von seiner Krankheit hatte; sie habe ihn, die ganzen 7 Jahre ihres Ehestandes hindurch, auf dem Krankenbette pflegen müssen, habe den größten Theil ihres ererbten Vermögens für seine Heilung hingegeben, und habe ihn beharrlich, mit seltener Treue, Geduld, Zartheit und Resignation behandelt. — Zuversichtlicher schritt ich nun zum Ziele; und der Pastor Guerich erwiederte meinen Dienst bei seiner Einsetzung in Tambow, mit seinem Dienste unserer ehelichen Einsegnung. Ob wir beide, da wir nicht miteinander alt geworden sind, etwas, oder wer von uns beiden mehr gewagt habe, wird die Folge zeigen.

Vor Errichtung des Consistoriums war in dem ganzen saratow'schen Colonial-Bezirk an kein kritisches Journal, an keine gelehrte Zeitschrift zu denken. Außer vieren ist keiner der übrigen dreizehn Pastoren im Stande, ohne seine Frau und Kinder darben zu lassen sich zu seiner weitern wissenschaftlichen Fortbildung eine Anzahl Bücher anzuschaffen. Da hielt ich es für nothwendig und heilsam, ihnen vor der Hand wenigstens Gelegenheit zu geben, bei der sie erkennen könnten, wie viel man studieret, gelesen und gedacht haben müsse, um nicht bloß der Pastor-Benennung wegen, sondern auch um des gediegenen Gehaltes und der gründlichen Kenntnisse willen, geachtet zu werden. Zu diesem Zwecke ließ ich, nach Vorschrift des Allerhöchst bestätigten Kirchengesetzes Cap. XXV im Januar 1824 funfzehn inhaltreiche Theses, welche für Prolegomenen zu aller evangelisch-kirchlichen Theologie gelten konnten, und neun liturgische und Pastoral-Fragen ausgehen mit der Einladung an sämmtliche Pastoren, zur Discussion dieser Thesen durch eigen dazu ernannte Opponenten und Respondenten in Saratow sich einzustellen. Bereitwillig erschienen alle bis auf drei, wovon zwei durch Krankheit, einer durch Urlaub nach Sct. Peterburg, verhindert waren, sich einzufinden; doch bald mußte ich wahrnehmen, daß diese Priester-Versammlungen anders eingerichtet werden müßten, wenn sie von einigem erheblichen Nutzen seyn sollten. Ich werde in Zukunft den heilsamen Zweck nicht leicht verfehlen, wenn es Gott gefällt mich länger in seinem Dienste zu behalten.

Mehr frommte dem Ganzen eine Reise, welche ich durch acht Kirchspiele auf dem rechten Wolga-Ufer unternahm. Da wurden mir in jedem sämmtliche Kinder des Kirchspiels, welche am letzten Pfingstfeste waren confirmirt worden, in der Kirche vorgestellt, zur Prüfung im fertigen und richtigen Lesen. Ich hatte die Freude, zu sehen, daß, unter fünfhundert Kindern, nur gegen zehn, seit erlangter Confirmation, unterlassen hatten, sich im Lesen zu üben; und die Pastoren hatten die Genugthuung, daß die Eltern es einsehen mußten, wie ernstlich es gemeint sey mit der Consistorial-Verordnung, nach welcher die Pastoren nicht befugt seyen, irgend ein, des Lesens unkundiges Kind zur Confirmation anzunehmen.

Bald darauf hatte ich zwei neuerbaute Kirchen einzuweihen. In der einen geschah es, der unbefugten Opposition wegen, von Seiten einiger Menschen, denen jeder Gottesdienst, den sie nicht selbst verrichten, zu lange dauert, in ziemlicher Unordnung; nicht ein Mal das vorgeschriebene Abendmahl wurde gefeiert; und mich hielt nur die Gefahr eines allgemeinen Aergernisses zurück, augenblicklich wegzufahren. — In der andern, geschah alles in schönster Ordnung, wie es in meinen liturgischen Versuchen S. 294 ff. steht, und in der Allerhöchst bestätigten allgemeinen liturgischen Verordnung von 1805. §. 65. in einigen Grundzügen verordnet wird.

Der Grund zu einer bessern Ordnung der Dinge ist nunmehr auch nach der dritten Kirchen-Visitation gelegt: die unerschütterliche Befestigung desselben, und der sichere wohlgeordnete Fortbau darauf ist nur durch die Mitwirkung des Herrn möglich. Es ist das Feld des Herrn, nicht das unsrige, das wir bearbeiten; aber vergeblich arbeiten wir, wo Gott uns nicht vorgearbeitet hat; wir arbeiten sträflich, wo wir uns für die alleinigen und ersten Arbeiter halten, und den Herrn als unsern Vorarbeiter eigenliebig übersehen. Wir arbeiten verderblich und zerstörend, wo Er nicht mit uns arbeiten kann, weil wir lediglich nach unsern Einsichten, nach unserm Eigendünkel nach unserm Wollen, nicht nach Seinem Willen, mit der eiteln Freudigkeit des Wohlgefallens an uns selbst, nicht mit der heiligen Freudigkeit unserer Selbstverläugnung, arbeiten wollen. Mit dieser Ansicht hatte ich die Verwaltung meines Amtes angetreten; diese Ansicht hielt ich fest, so oft Unzufriedenheit, Mißmuth und Verzweiflung mich ergreifen wollten, wenn ich sehen mußte, wie geflissentlich pharisäische Eigengerechtigkeit, zeitkluge Eigenliebe, kleinliche Selbstsucht, und anmaßende Unwissenheit der guten Sache des Evangeliums entgegen arbeiten. Diese Ansicht tröstet mich, wenn ich jetzt bei dem Ueberblicke meiner bisherigen Thätigkeit erkennen muß, daß ich, mit aller Arbeit, Anstrengung und Aufreibung meiner Kraft, mir nur eine kleine Anzahl Freunde, und ein ganzes Heer von Feinden in der Nähe und in der Ferne erworben habe: denn feind mußten mir alle werden, welche zu eigenem Denken zu träge, zu eigenem Sehen zu blödsichtig, zu eigenem Untersuchen zu bequem, alles glauben und nachbeten, was ihnen von anmaßenden Schwätzern aufgebunden wird, eben so alle, welche von Religion und Kirche, Katholicismus und Papismus, von Evangelium, Reformation und Protestantismus gelehrt, vornehm, oder gemein faseln, ohne von allen diesen Dingen auch nur einer richtigen und klaren Ansicht theilhaftig geworden zu seyn. Auch alle Feinde des positiven biblischen Christenthumes, der ehrwürdigen Kirche der ersten drei Jahrhunderte, der Augsburger Confession, des urchristlichen von den ersten Reformatoren wiederherge-

stellten *Cultus*; endlich alle, welche gegen kirchliche Zucht, Ordnung und Gesetzlichkeit ihre Ungebundenheit und Willkür geltend zu machen sich bestreben.

Und solcher Feinde wegen hätte ich volle fünf Jahre hindurch nichts thun, alle fünf gerade gehen lassen, und mich gemächlich zum Tode mästen sollen, damit keine Unzufriedenheit durch Klagen laut würde? Bene facere et male audire; hoc vere regium, sagt ein Alter. Alle meine Anträge waren richtig abgemessen, zu Recht beständig, und wissenschaftlich begründet: immerhin möge unzufriedene Unwissenheit und Willkür laut werden; ich kann in keiner Klage unterliegen, wenn ich gehört werde; und sollte ich ungehört verurtheilt werden, was kümmert es mich, den Greis, der nur noch einige Schritte bis zu dem Grabe zu machen hat? Und endlich, was habe denn *ich* gethan? Ueberall *nichts*; *Alles das Consistorium*, und was von diesem, kraft der ihm zuerkannten *Episcopal-Rechte*, eingerichtet, verfügt, verordnet worden ist, war unbedingt nothwendig. Wenn aber durch collegialische Verbindung nicht nur höhere Befehle und Aufträge vollzogen, sondern von sich aus das Nöthige und Heilsame nach Erforderniß der Umstände geschehen soll: so muß doch im Collegio selbst Einer seyn, welcher die nöthigen Anträge dazu macht, die Entwürfe ausarbeitet, sie dem Collegio zur Prüfung, zur Verwerfung, oder zur Genehmigung vorlegt; worauf im letztern Falle der Antrag oder der Entwurf aufhört, Sache des Einzelnen zu seyn, und des Collegiums eigentliche Einrichtung oder Anordnung wird. Ueberall war ich nur dieser Einzelne: und dazu hielt ich mich durch meine Kenntnisse und durch meine *fünfundvierzigjährige* Erfahrungen in *kirchlichen* Angelegenheiten für berechtiget: nie war irgend etwas Weiteres von mir gethan worden.

„Also auch nicht die *neue Priesterkleidung*; nicht das *Baret*; nicht die *neue Liturgie*; so frägt die Calumnie." — *Nichts* von dem allen! Den langen, weiten, den ganzen Körper bedeckenden Chormantel hatten einige Colonial-Pastoren schon aus Deutschland mitgebracht und getragen, bevor noch an ein Consistorium in Saratow gedacht worden war; andere schafften sich denselben gern an, theils der Gleichförmigkeit wegen, theils weil er, als die wahre evangelische Predigertracht, in mehrern evangelischen Ländern nie abgeschafft, in andern neuerlich wie z. B. im Preußischen, wieder eingeführt worden war; theils auch weil sie ihn bei Winterfrost und bei Sommerhitze gemächlich fanden, und die jüngern, welche sonst in *Pantalons* gekleidet am Altare erschienen waren, es für anständig und schicklich erkannten, diese, dem Priesterstande ungeziemende Tracht, durch den Chormantel wenigstens unsichtbar zu machen *Anbefohlen* ist er keinem worden; aber schwerlich dürfte das Consistorium die Pantalons bei dem Altardienste geduldet haben; und sollte ein Mal durch Gottes Gnade in den Geistlichen der evangelischen Kirche die böse Sucht, sich zu *verweltlichen* und zu *verstutzern*, ersterben, so werden sie wol auch in dem gesellschaftlichen Umgange die beliebten Pantalons ablegen, und sie den Armen schenken.

Für eben so schicklich und wohlthuend war das *Baret* von den meisten, besonders ältern Pastoren, in Rücksicht unserer hiesigen Local-Verhältnisse, erkannt worden. Die Gottesverehrungen des Vormittags dauern gewöhnlich 1½, und bei der Feier des Abendmahls, mit 200 bis 300 Communicanten, auch 3 Stunden; die Katechesen des Nachmittags für die ledigen Leute, Hausväter und Hausmütter, in der Regel zwei Stunden. Alle Kirchen sind hier von Holz, ohne Winterfenster, ohne Lehm- oder Sandschlag über der Decke, ohne Oefen und Heitzung, hier und da noch zerbrochene Fensterscheiben, überall fast zwischen den Balken durchsichtig, allen Winden und einer, der Gesundheit verderblichen, Zugluft im Winter und Sommer ausgesetzt Was sollen die Pastoren zur Verwahrung ihrer Gesundheit, bei oft 18 bis 28 Grad Kälte im Winter, und eben so viel Grad Hitze im Sommer, als nothwendige Kopfbedeckung in der luftigen Kirche tragen, wenn sie gerade nicht beten, segnen, das Abendmahl consecriren und ausspenden! Der runde Huth würde schlecht zu dem Chormantel passen; da hingegen ein Baret so wie *Luther*, *Calvin*, *Zwingli*, *Bugenhagen*, *Bucer*, kurz die ersten ehrwürdigen Väter der wiederhergestellten evangelischen Urkirche, nach Anzeige ihrer Alten Bildnisse, getragen hatten, zu dem kirchlichen Ornat die schicklichste Kopfbedeckung ist. Dafür mag es auch der religiöse und gründliche gelehrte Lüneburger Superintendent *Caspar Calvör* gehalten haben, als er schrieb: Die Barete, die runden sowol als die viereckigen, sind größtentheils abgekommen; dafür gefallen uns jetzt mehr weltliche, ja sogar militärische Hüte, *zu großer Schande unsers Standes*.

Der überall in der Saratower Diöces gleichförmige liturgische Gang, mit Beibehaltung der altkirchlichen Formeln und Collecten, ist zwar von mir vorgeschlagen; aber nicht von mir, sondern vom Consistorio vorgeschrieben worden. Meine *liturgischen Versuche* gründen sich darauf, und ich habe sie *als Schrift eines Privat-Gelehrten*, dem Drucke übergeben, weil ich es der evangelischen Kirche, der ich angehöre und diene, und auch mir selbst, schuldig war, den öffentlichen und den im Dunkeln schleichenden Calumnianten offen zu begegnen. Der mich nun noch, ohne die Vorrede und die Anmerkungen zu dem Werke gelesen zu haben, oder nachdem er sie gelesen hat, durch giftige Unterschiebungen und Verdrehungen eines *Krypto-Papismus*, oder *Jesuitismus* beschuldiget, der stellt sich selbst jedem unbefangenen und rechtschaffenen Kirchengenossen, als boshaften Lästerer dar. Meine evangelische Geistes-Freiheit behauptend, habe ich bisher so oft mein Amt mich dazu verpflichtete, mit strenger Beobachtung des vom Consistorio vorgeschriebenen liturgischen Ganges, gerade so, wie in den liturgischen Versuchen steht, liturgisirt; wobei ich die evangelische Geistesfreiheit anderer, welchen das Neuere und Moderne gemüthlicher ist, als das, durch die ersten drei Jahrhunderte der Kirche Jesu üblich Gewordene, und von den ersten Reformatoren *Luther*, *Bugenhagen*, *Regius*, *Chemnitius* u. s. w. Beibehaltene, völlig unangefochten lasse, unbekümmert, ob irgend einer der mir untergebenen Pastoren in Nebensachen meiner oder seiner eigenen Formeln sich bedienen wolle, wenn er nur den *liturgischen Gang*, nach Vorschrift des Consistoriums, dem er zum Gehorsam verpflichtet ist, pünctlich beobachtet.

Die Erfahrungen an mir selbst und an andern haben mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß die *kräftigsten* Mittel, auf Menschen zu wirken, größtentheils in dem Gebiete des Gefühls liegen, und daß in dem Menschen die Richtigkeit seines Verstandes, die Antriebe zur Tugend, und die Reinigkeit der Sitten, mit der Reinigkeit, Wärme und Stärke seines religiösen Gefühls in dem genauesten Verhältnisse stehen; mithin durch die Anregung, Verstärkung und Begeisterung desselben, unfehlbar auch alle übrigen Zwecke erreicht werden. Wenn es demnach in allem öffentlichen und gemeinschaftlichen Cultus weniger um kalte Belehrung des Verstandes, als um Erhebung, Erleuchtung und Begeisterung des Gemüthes, zu thun ist; so möchte für die evangelische Kirche bei weitem kein besserer Zustand zu hoffen seyn, so lange gelehrte, welt- und zeitkluge Prediger, ihrer ermangelnden Empfänglichkeit wegen, von Gottes Geist nicht auch zu Priestern geweiht werden können; so lange Prediger und Gemeinden die Predigt für das *Eine* und *Höchste* des gemeinschaftlichen Gottesdienstes, und die Liturgie lediglich für eine, nach Zeiten, Umständen und Geschmack wandelbare Nebensache halten, und als solche, ohne Anstand und Würde, ohne Andacht und Begeisterung verrichten. Schule und Belesenheit, Fleiß und Uebung können bei ausgezeichneten Talenten vortreffliche Redner bilden; aber die Bildung eines von und mit Gott erfüllten Liturgus ist ausschließend das Werk der Gnade, das ist, der Erleuchtung, der Entflammung und der Salbung des göttlichen Geistes. Jene werden gefallen, werden bisweilen in den Zuhörern auch ihr bereits erlangtes religiöses und sittliches Wissen aufregen, lebhafter und deutlicher machen, und sie dadurch in ihrer religiösen und moralischen Gesinnung bestärken; aber nicht leicht werden sie mit schöner, kunstgerechter Rede, mögen sie auch noch so kräftig und würdevoll sprechen, den Zuhörer im Innersten ergreifen und wirksame Rührung hervorbringen: da hingegen der wahrhaft begeisterte Liturg, wenn er am Altare in göttlicher Exaltation seines gottseligen Gemüthes für sich und für die Gemeinde betet, oder das Allerheiligste unserer Kirche feiert, alle Mal das Innerste des Menschen durchdringen und zu Gott erheben, und wenn er vom Lehrstuhle des Evangeliums zur Gemeinde spricht, selbst bei dürftigerer Gelehrsamkeit, auch als geist- und kraftvoller Evangelist eindringlich wirken wird. Von mir selbst muß ich bekennen, daß ich in Wien, Carolath, Breslau, Berlin, Dresden, Leipzig, Hannover, große und berühmte Prediger, Redner, zu deren Predigten vornehme Herren und Frauen vom frühesten Morgen an durch ihre Bedienten die Plätze in der Kirche für sich in Besitz nehmen und aufbewahren ließen, wahre *Bourdaloue*, *Massillone*, *Zollikofer*, *Reinhardte* rc. gehöret, und an dem gediegenen Gehalt ihrer Reden und an dem Geiste ihrer Beredsamkeit hohes Wohlgefallen empfunden habe; doch gerührt, ergriffen, erwärmt und begeistert hatte mich nicht einer; da hingegen der zu Wien in der Capuziner-Kirche am 25. März 1782 liturgisirende und am 31. März segnende Papst *Pius* der VI. mich gewiß zum religiösen Gläubigen umgeschaffen hätte, wäre ich damals schon fähig gewesen, den wichtigen Unterschied zwischen Religion und Kirchenthum zu fassen. Noch mehr, ganz anders, als von der schönen Bergpredigt des *göttlichen Predigers* bei *Matth.* V. fühle ich mich seit drei und zwanzig Jahren bis auf den heutigen Tag durch das

Gebet des göttlichen Liturgus bei Johann. XVII. angesprochen, durchdrungen und zu Gott, dem Urquell alles Lichtes, aller Gnade und Wahrheit, empor gehoben.

Mein gegenwärtiges Seyn.

Frei von jedem chronischen Uebel, beginne ich mein siebzigstes Jahr; leide an keinem organischen Fehler, weiß nichts von Hämorrhoiden, Migraine, Gicht und dergleichen; empfinde nicht die geringste Mühseligkeit eines herannahenden Alters; fühle mich in allen Functionen des Geistes und im Gebrauche seines Körpers ganz so lebendig, rege, kräftig und ausdauernd, wie im zwanzigsten Jahre meines Lebens. Ernst und Frohsinn, rasche Entschlossenheit und unbiegsame Beharrlichkeit, männliche Festigkeit und kindliche Treuherzigkeit, sind die stets wiederkehrenden Grundtöne in der Fuge meines Lebens, welche durch eine sanfte Schwärmerei in unstörbarer Harmonie erhalten werden. Freilich müssen bisweilen einige Dissonanzen darin dazwischen tönen; wol donnere ich zu Zeiten mit kräftiger Stimme im Hause, als wenn ich alles zerstören und vernichten wollte, über manches, was anders ist, als es seyn sollte; aber in meinem Innersten herrscht Ruhe, Friede und ungetrübte Heiterkeit. Aerger, Zorn, Gift und Galle haben mir noch keine Minute des Lebens verbittert.

Meine tägliche Lebensweise ist einfach und gleichförmig. Nach dem gemeinschaftlichen Morgensegen und Morgengenuß, ziehe ich mich bis Mittag 2 Uhr in meine Bibliothek zurück; sie ist wieder, außer einem reichlichen historischen, philosophischen und theologischen Vorrath, mit einer ziemlich vollständigen Sammlung griechischer und römischer Classiker, griechischer und lateinischer Kirchenväter bereichert, mit welchen ich in dem vertrautesten Umgang lebe, und die seligsten Stunden der Weihe des Geistes fevere. Fade, herzlose, geistesleere Gesellschaften besuche ich nie; wer zu mir kommt, wird freundlich, zutraulich, oder vornehm, je nachdem er es verdienet, behandelt. Nach Tische gewähret mir die Frau eine kleine Zeit musikalischen Kunstgenuß. Abends nach 7 Uhr lese ich meiner Familie vor; weder unter jenem, noch unter diesem sehe ich es gern, wenn heterogene Wesen, oder zudringliche Zeitdiebe, mich unterbrechen.

Frei von allen liturgischen, philosophischen, kirchlichen, politischen und bürgerlichen Antipathien, suche und fliehe ich die Menschen nicht; offen und ohne Vorbehalt gebe ich mich jedem hin, der keine Lust verräth, entweder mir zu imponiren, oder nach seiner Art aus mir zu machen, was ich nicht bin. Aus eigenem Triebe nähere ich mich niemanden, als dem Wahrhaften, Einfachen, Anspruchlosen, entschieden Achtungswürdigen. Die Gesetze der Wohlanständigkeit in Ehren haltend, opfere ich doch der Convenienz auch nicht das Geringste von meiner Eigenthümlichkeit. Darum tauge ich auch, nur in der einen, mir eigenthümlichen Ansicht von der Welt, für sie. Ich betrachte sie als einen ungeheuer großen Saal in drei Abtheilungen; in einer sind lauter Kinder, in der andern nichts als Kranke, die dritte ist mit Narren angefüllt; ich bin in jeder zu Hause, habe in jeder meinen Platz, finde in jeder meines Gleichen; weiß, in der ersten sorglos und frohsinnig zu spielen, in der zweiten gemächlich zu liegen und jedem Regime mich zu unterwerfen, in der dritten die Süßigkeit des desipere in loco zu genießen. Dessen ungeachtet muß ich aus dem Betragen der Menschen gegen mich schließen, daß mir noch so manche eigenthümliche Züge eines Menschen, der sich größtentheils selbst erziehen mußte, mit einer Menge Besonderheiten des ehemaligen Klostermannes, Universitäts-Lehrers, und Einsiedlers ankleben mögen, bei deren, wenn nicht ganz widrigen, doch auffallenden Anblicke, man durchaus nicht weiß, was man aus mir machen soll. Ich lebe daher des festen Glaubens, daß ich nirgends in der Welt besser aufgehoben sei, als in der Einsamkeit.

Der Mensch außer mir ist für mich, in Beziehung auf Moralität, kein Gegenstand der Beurtheilung und Würdigung mehr. Mein Sinn ist biegsamer und gefälliger, meine Gesinnung liberaler, mein Geist freier und heiterer geworden, indem ich alle Forderungen an Menschen habe dahin fahren lassen. Auf dem Platze, auf den sich jeder vor mir stellt, laß ich ihn stehen, bis er sich selbst einen andern wählt. In meiner Begegnung und Behandlung folge ich jedem, wohin er mich haben will, und verrathe höchstens einige Zerstreuung, wenn er mir lange Weile macht. Sein Inneres, die Bestimmung des Grades seines sittlichen Werthes und seiner Würde, überlasse ich mit heiliger Ehrfurcht, Gott und seinem Gewissen. Der Mensch ist sich ja selbst ein Räthsel; ist sich ja selbst ein Buch, in welches die Zeit nur die Vorrede und die Einleitung schreibt, den Inhalt erst die Ewigkeit schreiben wird. Ich sehe keinen moralischen Bösewicht mehr in der Welt; das Vergrößerungsglas oder der Hohlspiegel, wodurch andere Menschen noch dergleichen sehen, ist mir zerbrochen; ohne denselben sieht sie nur Gott.

In meiner Selbstanschauung finde ich die Hoffnung des Lichtes, das wenigen ahnet, viele es schon als gegenwärtig verkündigen, und das doch erst nach Jahrtausenden allgemein und überall aufgegangen sein wird. Das gemüthliche Zeitalter ist verschwunden; mit dem Schönen, Guten und Edeln, was in demselben war geschaffen worden; es wuchert und glänzt die merkantilische Zeit, in der wir leben; sie will das Schöne, Gute und Edle zur gewinnbringenden Waare machen; nur das Nützliche und Zuträgliche ist ihr wahr und gerecht: aber eben dadurch beschleuniget sie nur ihren unvermeidlichen Bankrott; aber in der Masse wird eine beträchtliche Summe heller und allseitiger Ansichten von den allgemeinen menschlichen Angelegenheiten, Einrichtungen, Anstalten, von ihrer Zweckmäßigkeit und ihrem nähern oder entferntern Verhältnisse zu dem Ideal der Weisheit und der Gerechtigkeit übrig bleiben, in die neue Zeit übergehen, Klarheit des Geistes und Wärme des Herzens in innigste Verbindung setzen. Dann erst und damit wird die Zeit der Aufklärung erscheinen.

Ich habe einen Zeitraum voll großer und fruchtbarer Erscheinungen verlebt. Friedrich des II., Ganganelli's, Joseph des II. und Napoleons Zeit war auch die meinige; das erste Jahr des siebenjährigen Krieges war auch das erste meines Lebens. An der Josephinischen Reform hatte ich keinen ganz unwichtigen Antheil; ihr verdanke ich auch meine Befreiung aus einem Stande, zu dem ich zwar nicht berufen, doch zu meinem Heil, gerade in den gefährlichsten Jahren für meinen moralischen Character, gut aufgehoben war. Drei Mal hatte ich Gelegenheit, Napoleon in Berlin zu sehen; jedes Mal so nahe, daß nur der Mann, mit dem er sprach, zwischen ihm und mir stand. Ein Mal standen hinter mir ein Preußischer Invalide und ein Karrenschieber: Jener sagte, auf Napoleon hinweisend: „möchte ich doch wissen, was der Mensch noch will!“ — „ich,“ erwiederte der Karrenschieber, „möchte lieber wissen, was unser Herrgott mit ihm will.“ — Mich ließ sein Anblick eiskalt; sein hin und her schwebender, nirgends Stand haltender Blick, und die unstäten, eckigen Bewegungen seines Körpers; beides mir Zeichen eines zerrissenen Gemüthes, machten auf mich den widrigsten Eindruck. Ich betrachtete ihn als Werkzeng der Vorsehung, um das Menschengeschlecht von dem Tode der sinnlichen Auflösung und Verwesung zu einem neuen Leben des Geistes, der Kraft und der Einigung zu erwecken. Da er nur zu deutlich zeigte, daß er nicht bloßes Werkzeug, sondern wirkende Ursache selbst seyn wollte; so war mir sein baldiger Sturz gewiß. Der Amerikanische Befreiungs-Krieg, Polens Theilung, die Französische Revolution und das Emporstreben der Griechen zur National-Freiheit, verdeutlichten meine Ansichten von Welt-Angelegenheiten, von dem Werden, Steigen, Fallen und Wiederaufstehen der Völker. Von jeher fühlte ich mich getrieben, für meine Betrachtungen nicht die Ordnung, sondern die Verwirrung zu wählen, und die Dinge lieber in ihrer Geburt, als in ihrer Reife zu betrachten. Noch als Neuling im Klosterleben, wollte es mir nie gelingen, in den Stunden der Contemplation, nach der Vorschrift meines Novitzmeisters, mich immer nur mit dem Leiden und Sterben des Welterlösers zu beschäftigen. Die Entwickelung der Welt aus dem Chaos in sechs Gottestagen, deren einer nach dem Psalmisten vor Gott ist, wie tausend, nach der Lehre der Indier wie zwölf Millionen unserer Jahre; der Untergang der Welt durch die Sündfluth, das Gewirre der reinen und unreinen Thiere in Noachs Arche; die Verwirrung der Bauleute bei dem Thurme zu Babel; die Zerstörung Jerusalems; die Kreuzzüge und dergleichen, waren die Gegenstände, bei welchen mein beschauender Geist am liebsten weilte; und der Entstehung des Neuen aus dem Alten, der Ruhe aus der Erschütterung, der Einigkeit aus der Zwietracht, der Ordnung aus der Zerrüttung, der Liebe aus dem Hasse nachforschte. Und so treibt es mich auch jetzt noch überall im Geiste hin, wo Verwirrung und Auflösung ein neues Werden verkündigen, ohne Theilnahme an dem einen, oder dem andern; nur um an der Werkstätte des ewigen Geistes selbst in ruhiger Andacht zu schauen oder zu errathen, was für alle Zukunft daraus erfolgen müsse.

In meinem gegenwärtigen Beruf, welcher reich ist an Sorgen und Mühen, an Unruhen und Reitzungen zur Unzufriedenheit, arbeite ich, bald verkannt, bald mißverstanden, mit Geduld, ohne Freude der Selbstgefälligkeit, nicht schonend meiner Kräfte, nicht scheuend den Kampf gegen Unwissenheit und Eigendünkel, gegen Willkür und Eigensinn: heitern Sinnes und ruhigen Herzens, den Erfolg Demjenigen anheimstellend,

Dessen Werk ich treibe, mich nur als leidendes Werkzeug in Seiner Hand betrachtend. Und obgleich das Amt, das ich trage, meiner literarischen Muse mich ganz entzieht, und meiner Lieblingsbeschäftigung widerstrebet; ob ich gleich mit Paulus zu vielen sagen kann: „Bei größter Bereitwilligkeit, alles daranzugeben, mich darüber selbst noch darlegen zu lassen für eure Seelen, werde ich dennoch sehr wenig von euch geliebt:" so verbietet mir doch mein Glauben an Gott, Entlassung von meinem Standpunkte zu verlangen. Ich soll und ich will darauf feststehen und ausharren, bis es Ihm Selbst gefällt, mich entweder zur Ruhe abzurufen, oder mich zu entlassen und in meine Einsamkeit zurückzuweisen.

Wenn ich jetzt bisweilen die nicht kleine Reihe meiner Schriften überschaue, so fühle ich mich gedrungen zum Danke gegen den Ewigen, daß Er mich durch Berufung zur Arbeit in Seinem Weinberge, genöthiget hat, mit Schreiben zu rechter Zeit aufzuhören. Die Schriften sind durch die öffentliche Stimme der Kritik mehr gelobt, als getadelt worden; doch weder das eine, noch das andere aus dem oben angegebenen einzig richtigen Gesichtspunkte, aus dem sie verfaßt worden, aus dem sie folglich auch hätten gefaßt werden sollen. Man hat sich an den Körper gehalten; den Geist, das ist, das Resultat meines vieljährigen Denkens, Beobachtens und Erfahrens, theils mißverstanden, theils völlig außer Acht gelassen. Das von andern, nur nicht so, Gesagte, als solches vornehm abgefertigt; das nie Gesagte, mir Eigenthümliche, übergangen. Man forderte die Bedingungen des Romans von mir, der ich nur Geisteszustände durch ein romantisches Kleid sichtbar machen wollte; man verlangte von dem Gemüths-Himmel vollendete Kupferstiche zur Anschauung, der ich nur Himmelskarten zum Orientiren zu entwerfen versuchte. Ich wünschte daher, daß nie bloße Aesthetiker zur Beurtheilung übernommen hätten, was nur für den religiösen Philosophen einigen Werth haben konnte. Ich wünschte, daß sie niemand zum Zeitvertreibe in die Hand genommen hätte, noch in Zukunft zum Zeitvertreib in die Hand nehmen möge; denn nicht dazu, sondern zur Zeitbenutzung für mich und für andere, denen das Leben des Geistes, wie mir, hoher Ernst, nicht leichtsinniges Spiel ist, und die auf denselben Wegen, wie ich, irren oder schwanken, sind sie geschrieben.

Daß diese Früchte meiner Einsamkeit nicht nur mir, sondern auch andern, zu ihrer Selbstverständignng gedienet haben, davon bin ich urkundlich überzeugt worden. Aber auch Freunde haben sie mir erworben, besonders in meinem, mir theuern, Vaterlande, wo hoher Sinn, tiefes Gefühl, ruhiger Ernst und rastloses Streben nach höherer Geistesbildung in seinen ächten Söhnen und Töchtern charakteristische Grundzüge sind. Freudig und treuherzig gedenke ich unter diesen des arbeitsamen Patrioten, Joseph Niklas Kováchich mit seiner treuen Lebensgefährtin; des gottesfürchtigen und geistreichen Jugenderziehers, Johannes Reseta; des von Gottes Geist geweihten Priesters der frommen Schulen, Alexius Innocentius Greschner; der gemüthlichen Frau Gräfin Theresia Waldstein, gebornen Gr. Sztáray, und ihrer Freundinnen, Gräfin Almásy, geb. Gr. Haller; Freyin Splényi, geb. von Szilly; der zartsinnigen Mutter, Gräfin Brunsvik, geb. Freyin Majthenyi: der bescheidenen, herzlichen, reinweiblichen Gräfin Rosalie Kendeffi, geb. Fr. Jósika; der gefühlvollen Naturfreundin, Freyin Jósika, geb. Gräfin Csáky. — Und wenn ihnen allen das Heilige, das schon längst in ihren Gemüthern geschrieben lag, Abälard und Heloise, Theresia Bonaventura und Alonso nur zum klaren Bewußtseyn gebracht haben; so werden sie im Glauben an eine Verwandschaft der Geister in Gott auch diese Schrift, meines Werdens und Seyns getreue Darstellung, als meinem Geiste Befreundete mit lieblichem Wohlwollen hinnehmen.

Ich schließe sie mit einem Act der Pietät:

Euch, nunmehr verklärten Geistern, dem einen den Gottes Vorsehung mir zur Mutter und Erzieherin, dem andern, welchen der Herr mir zur liebenden Gefährtin auf meiner spätern, einundzwanzigjährigen Wanderschaft mitgegeben, und nachdem Er Sich Eurer als Werkzeuge zu dem, was er in Gnaden aus mir machen wollte, bedienet hatte, Euch hingenommen hat: Euch seyen und bleiben diese Blätter geweihet, als Urkunde meiner Dankbarkeit, und als Zeugniß unter den Töchtern der Erde, von der treuesten Erfüllung Euers Berufes in der Zeit; von dem, was eine Mutter, voll gottseliger Gemüthlichkeit, und eine Gattin in gottergebener und zarter Weiblichkeit vermocht hatten!

Johann Gottlieb Fichte,

dieser ausgezeichnete Denker, dessen vollen Weeth erst die spätere, nicht von den jetzt vorherrschenden Speculationen befangene Nachwelt ganz zu wüedigen im Stande sein wied, war der Sohn eines aemen Bandwebers zu Rammenau bei Bischofsweeda in dee Obeelausitz und ward daseibst am 19. Mai 1762 geboren. Da dee Knabe schon sehr früh bedeutende geistige Fähigkeiten zeigte, so nahm sich ein Heee von Miltitz wohiwollend desselben an. Anfangs von einem Pfarrer zu Niederau bei Meißen, dann auf der Klosteeschule zu Pfoeta füe den gelehrten Stand gebildet, studirte er seit 1780 zu Jena, Leipzig und Wittenberg Theologie und ging dann, als sich die Aussicht zu einer Anstellung im Vaterlande nicht eben günstig zeigte, 1788 als Hauslehree nach Zürich, wo er sich mit einer Nichte Klopstocks veriobte. Im Jahre 1790 nach Leipzig zurückgekehet, lebte er daselbst ais peivatisirender Geiehrter, voezüglich mit dem Studium Kantischee Philosophie beschäftigt. Unglücksfälle, die den Vater seinee Braut trafen und die Veebindung veezögerten, bewogen ihn 1791 eine Hausleheerstelle in Warschau anzunehmen, die er aber kaum dort angekommen, wieder aufgab. — Auf seiner Rückeeise Königsbeeg berüheend, schrieb ee um sich bei Kant auf eine wüedige Weise einzuführen, binnen wenigen Tagen seine Kritik aller Offenbarungen. Dieses Buch, das ohne Fichte's Namen eeschien, galt lange füe eine Arbeit Kants, bis diesee endlich ausdeücklich, unter verdienten Lobeserhebungen, den Verfasser nannte. Jetzt stand Fichte's Ruhm fest und eine heitere Zukunft eeöffnete sich ihm. — Eine Infoematorstelle, welche ee bis 1793 bei einem Geafen Keokow in der Nähe von Danzig bekleidet hatte, aufgebend, ging er nach Zürich und vermählte sich mit der geliebten Braut. Hier lebte ee in seines Schwiegervaters Hause, mit literärischen Arbeiten beschäftigt, bis er 1794 an Reinhold's Stelle als Peofessor der Philosophie nach Jena gerufen waed. Jetzt begann er sein eigenes philosophisches System zu gründen, und strebte voezüglich außerdem den Sinn der Studieenden zu ieiten und zu veredein. — Uneinigkeit mit seinen Collegen, Misverständnisse allee Art und Fichte's persönliche Heftigkeit und Unbeugsamkeit trugen jedoch böse Früchte; man suchte ihn bei der Regieeung als Atheisten zu verdächtigen und er reichte in Foige dadurch veranlaßter Unteesuchungen, von augenblicklicher Aufwallung fortgerissen, sein Entlassungsgesuch ein, das auch sogleich angenommen wurde. Er begab sich nun (1799) nach Berlin, wo ee eine sehe freundliche Aufnahme fand, und iebte hier ais Privatgeiehrter bis 1805, wo er, jedoch nur auf kueze Zeit eine Professur in Erlangen bekleidete. Die Kriegsunruhen trieben ihn später nach Königsberg und Kopenhagen, doch kehrte ee bereits 1807 nach Berlin zueück, kühn in öffentlichen Reden, den Unterdrückungen der feemden Tyeannen Trotz bietend, und zu deutscher Gesinnung ermuthigend. Im Jahee 1809 ward er Professor der Philosophie an der neu gegründeten Universität daselbst, und wirkte mit Keaft und Liebe. Noch geößer und gewaltiger zeigten sich abee sein Eifer und seine Thätigkeit wäheend des Befreiungskrieges und die Ausführung neuee, herrlichee Pläne eeifte in seiner Seeie, als ee durch seine Gattin, welche ununteebeochen sich in den Lazarethen der Krankenpflege gewidmet hatte, mit einem typhösen Nervenfieber angesteckt waed, das ihn am 27. Januar 1814 in voller Lebenskraft dahin raffte.

Seine Schriften sind:

Versuch einer Kritik aller Offenbarung. Königsberg, 1792.
Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die Revolution. O. O. 1793. —
Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre. Weimar, 1794.
Grundlage und Grundriß der gesammten Wissenschaftslehre. 2 Thle. Jena, 1794.
Zurückforderung der Denkfreiheit an die Fürsten Europa's 1794.
Ueber die Bestimmung des Gelehrten. Jena, 1794.
Grundlage des Naturrechts. Jena, 1796. 2 Thle.
Das System der Sittenlehre. Jena, 1798.
Appellation an das Publicum. Jena, 1799.
Die Bestimmung des Menschen. Berlin, 1800.
Sonnenklarer Bericht über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Berlin, 1801.
Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Berlin, 1806.
Ueber das Wesen des Gelehrten. Berlin, 1806.
Anweisung zum seligen Leben. Berlin, 1806.
Reden an die deutsche Nation. Berlin, 1808.
Die Wissenschaftslehre in ihrem ganzen Umfange. Berlin, 1810.
Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Rede. Berlin, 1812.
Ueber den Begriff des wahrhaften Krieges. Tübingen, 1815.
Die Thatsachen des Bewußtseyns. Vorlesungen. Berlin, 1817.
Einzelne Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Fichte war der Erste unter den deutschen Philosophen, welcher ein folgerechtes System des transcendentalen Idealismus aufstellte, und dasselbe mit seltenem Scharfsinn, außerordentlicher Kraft und einer bewundernswerthen dialectischen Kunst durchzuführen und auszubilden wußte. Es zu entwickeln und in seinen Einzelnheiten zu würdigen, ist hier nicht der Ort; wir verweisen in dieser Hinsicht den wißbegierigen Leser, der nicht Philosoph von Fach ist, auf eine vortreffliche allgemein verständliche und klare Darstellung dieses Systems in Ernst Reinhold's Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie. Gotha, 1830 II, 2. S. 170—246.

In seinen übrigen das allgemeine Interesse berührenden Schriften, zeichnet sich F. hauptsächlich durch die ihm ganz eigenthümliche Stärke des Gedankens und der Sprache aus, welche besonders zu einer Zeit, wo es galt, die Gemüther für einen hohen und großen Zweck zu begeistern, von mächtiger, außerordentlicher Wirksamkeit war. Seine edle Gesinnung, sein Streben für das Höchste und Beste, das der Mensch auf Erden zu erreichen vermag, die unerschütterliche Treue, mit welcher er an dem einmal als recht Erkannten festhielt, und allen Gefahren kühn die Stirn bot, zeigen ihn als das Vorbild eines echten, deutschen Mannes, dessen Andenken nicht genug geehrt werden kann, wie seine Schriften, abgesehn von ihrem hohen, inneren Werthe, noch stets als ein Muster deutscher Prosa zu betrachten sind.

Vgl.: J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte. Mit Fichte's Bildniß. Sulzbach, 1830—31.

Erste Rede.*)

Unsere Zeit steht in dem dritten Hauptabschnitte der gesammten Weltzeit, welcher Abschnitt den bloßen sinnlichen Eigennutz zum Antriebe aller seiner lebendigen Regungen und Bewegungen hat. In der einzigen Möglichkeit des genannten Antriebes verfieht sie sich selbst auch vollkommen, und durch diese klare Einsicht ihres Wesens in diesem ihren lebendigen Wesen wird sie tief begründet und unerschütterlich befestiget.

Was seine Selbstständigkeit verloren hat, hat zugleich verloren das Vermögen, einzugreifen in den Zeitfluß, und den Inhalt desselben frei zu bestimmen; es wird ihm, wenn es in diesem Zustande verharret, seine Zeit, und es selber mit dieser seiner Zeit, abgewickelt durch die fremde Gewalt, die über sein Schicksal gebietet; es hat von nun an gar keine eigene Zeit mehr, sondern seine Jahre nach den Begebenheiten und Abschnitten fremder Völkerschaften und Reiche. — So Deutschland. — Es könnte sich erheben aus diesem Zustande, in welchem die ganze bisherige Welt seinem selbstthätigen Eingreifen entrückt ist, und in dieser ihm nur der Ruhm des Gehorchens übrig bleibt, lediglich unter der Bedingung, daß ihm eine neue Welt aufginge, mit deren Erschaffung es einen neuen und ihm eigenen Abschnitt in der Zeit begönne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte; doch müßte, da es einmal unterworfen ist fremder Gewalt, diese neue Welt also beschaffen sein, daß sie unvernommen bliebe jener Gewalt, und ihre Eifersucht auf keine Weise erregte, ja, daß diese durch ihren eignen Vortheil bewegt würde, der Gestaltung einer solchen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Falls es nun eine also beschaffene Welt, als Erzeugungsmittel eines neuen Selbst und einer neuen Zeit, geben sollte, für ein Geschlecht, das sein bisheriges Selbst und seine bisherige Zeit und Welt verloren hat, so käme es einer allseitigen Deutung selbst der möglichen Zeit zu, diese also beschaffene Welt anzugeben.

Nun halte ich meines Orts dafür, daß es eine solche Welt gebe, und es ist der Zweck dieser Reden, Ihnen das Dasein und den wahren Eigenthümer derselben nachzuweisen, ein lebendiges Bild derselben vor Ihre Augen zu bringen, und die Mittel ihrer Erzeugung anzugeben.

Bevor ich jedoch dieses Geschäft beginne, muß ich sie ersuchen, vorauszusetzen, also daß es Ihnen niemals entfalle, und einverstanden zu sein mit mir, wo und inwiefern dies nöthig ist, über die folgenden Punkte:

1) Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Sie sind zwar meinem leiblichen Auge die ersten und unmittelbaren Stellvertreter, welche die geliebten Nationalzüge mir vergegenwärtigen, und der sichtbare Brennpunkt, in welchem die Flamme meiner Rede sich entzündet; aber mein Geist versammelt den gebildeten Theil der ganzen deutschen Nation, aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser aller gemeinsame Lage und Verhältnisse, und wünschet, daß ein Theil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdrucke, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe, und aus ihm athme, und an allen Orten deutsche Gemüther zu Entschluß und That entzünde. Blos von Deutschen und für Deutsche schlechtweg sagte ich. Wir werden zu seiner Zeit zeigen, daß jedwede andere Einheitsbezeichnung oder Nationalband entweder niemals Wahrheit und Bedeutung hatte, oder, falls es sie gehabt hätte, daß diese Vereinigungspunkte durch unsere dermalige Lage vernichtet, und uns entrissen sind, und niemals wiederkehren können; und daß es lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit ist, wodurch wir den Untergang unserer Nation, im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande abwehren, und worin wir ein auf ihm selber ruhendes, und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst, wiederum gewinnen können. Es wird, so wie wir dieses letztere einsehen werden, zugleich der scheinbare Widerspruch dieser Behauptung mit anderweitigen Pflichten, und für heilig gehaltenen Angelegenheiten, den vielleicht dermalen mancher fürchtet, vollkommen verschwinden.

2) Ich setze voraus solche deutsche Zuhörer, welche nicht etwa mit allem was sie sind, rein aufgehen in dem Gefühle des Schmerzes über unsern Zustand, und in diesem Schmerze sich wohl gefallen, und an ihrer Untröstlichkeit sich weiden, und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That; sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben haben, oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz, ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn; die Dumpfheit, welche zufrieden ist, wenn sie Speise und Trank findet, und kein körperlicher Schmerz ihr zugefügt wird, und für welche Ehre, Freiheit, Selbstständigkeit leere Namen sind, ist seiner unfähig; aber auch er ist lediglich dazu da, um in Besinnung, Entschluß und That uns anzuspornen; dieses Endzwecks verfehlend, beraubt er uns der Besinnung und aller uns noch übrig gebliebnen Kräfte, und vollendet so unser Elend; indem er noch überdieß, als Zeugniß von unserer Trägheit und Feigheit, den sichtbaren Beweis giebt, daß wir unser Elend ver-

*) Aus Fichte's Reden an die deutsche Nation. Berlin 1808.

dienen. Keinesweges aber gedenke ich Sie zu erheben über diesen Schmerz, durch Vertröstungen auf eine Hülfe, die von außen her kommen solle, und durch Verweisungen auf allerlei mögliche Ereignisse und Veränderungen, die etwa die Zeit herbei führen könne: denn, falls auch nicht diese Denkart, die lieber in der wankenden Welt der Möglichkeit schweifen, als auf das Nothwendige sich heften mag, und die ihre Rettung lieber dem blinden Ohngefähr, als sich selber, verdanken will, schon an sich von dem sträflichsten Leichtsinne, und der tiefsten Verachtung seiner selbst zeugte, so wie sie es thut, so haben auch noch überdieß alle Vertröstungen und Verweisungen dieser Art durchaus keine Anwendung auf unsre Lage. Es läßt sich der strenge Beweis führen, daß kein Mensch und kein Gott, und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen uns helfen kann, *sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll.* Vielmehr werde ich Sie zu erheben suchen über den Schmerz, durch klare Einsicht in unsre Lage, in unsre noch übrig gebliebene Kraft, in die Mittel unsrer Rettung. Ich werde darum allerdings einen gewissen Grad der Besinnung, eine gewisse Selbstthätigkeit, und einige Aufopferung anmuthen, und rechne darum auf Zuhörer, denen sich so viel anmuthen läßt. Uebrigens sind die Gegenstände dieser Anmuthung insgesammt leicht, und setzen kein größeres Maß von Kraft voraus, als man, wie ich glaube, unserm Zeitalter zutrauen kann: was aber die Gefahr betrifft, so ist dabei durchaus keine.

3) Indem ich eine klare Einsicht der Deutschen, als solcher, in ihre gegenwärtige Lage hervorzubringen gedenke, setze ich voraus Zuhörer, die da geneigt sind, mit eignen Augen die Dinge dieser Art zu sehen, keinesweges aber solche, die es bequemer finden, ein fremdes und ausländisches Seh-Werkzeug, das entweder absichtlich auf Täuschung berechnet ist, oder das auch natürlich, durch seinen andern Standpunkt, und durch das geringere Maß von Schärfe, niemals auf ein deutsches Auge paßt, bei Betrachtung dieser Gegenstände sich unterschieben zu lassen. Ferner setze ich voraus, daß diese Zuhörer in dieser Betrachtung mit eigenen Augen den Muth haben, redlich hin zu sehen, auf das, was da ist, und redlich sich zu gestehen, was sie sehen, und daß sie jene häufig sich zeigende Neigung, über die eigenen Angelenheiten sich zu täuschen, und ein weniger unerfreuliches Bild von denselben, als mit der Wahrheit bestehen kann, sich vorzuhalten, entweder schon besiegt haben, oder doch fähig sind, sie zu besiegen. Jene Neigung ist ein feiges Entfliehen vor seinen eignen Gedanken, und kindischer Sinn, der da zu glauben scheint, wenn er nur nicht sehe sein Elend, oder wenigstens sich nicht gestehe, daß er es sehe, so werde dieses Elend dadurch auch in der Wirklichkeit aufgehoben, wie es aufgehoben ist in seinem Denken. Dagegen ist es mannhafte Kühnheit, das Uebel fest in's Auge zu fassen, es zu nöthigen, Stand zu halten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen, und es aufzulösen in seine Bestandtheile. Auch wird man nur durch diese klare Einsicht des Uebels Meister, und geht in der Bekämpfung desselben einher mit sicherem Schritte, indem man, in jedem Theile das Ganze übersehend, immer weiß, wo man sich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit seiner Sache gewiß ist, dagegen der andere, ohne festen Leitfaden, und ohne sichere Gewißheit, blind und träumend herumtappt.

Warum sollten wir denn auch uns scheuen vor dieser Klarheit? Das Uebel wird durch die Unbekanntschaft damit nicht kleiner, noch durch die Erkenntniß größer; es wird nur heilbar durch die letztere; die Schuld aber soll hier gar nicht vorgerückt werden. Züchtige man durch bittere Straf-Rede, durch beissenden Spott, durch schneidende Verachtung die Trägheit und die Selbstsucht, und reize sie, wenn auch zu nichts besserem, doch wenigstens zum Hasse und zur Erbitterung gegen den Erinnerer selbst, als doch auch einer kräftigen Regung, an, — so lange die nothwendige Folge, das Uebel, noch nicht vollendet ist, und von der Besserung noch Rettung oder Milderung sich erwarten läßt. Nachdem aber dieses Uebel also vollendet ist, daß es uns auch die Möglichkeit, auf diese Weise fortzusündigen benimmt, wird es zwecklos, und sieht aus wie Schadenfreude, gegen die nicht mehr zu begehende Sünde noch ferner zu schelten; und die Betrachtung fällt sodann aus dem Gebiete der Sittenlehre in das der Geschichte, für welche die Freiheit vorüber ist, und die das Geschehene als nothwendigen Erfolg aus dem Vorhergegangenen ansieht. Es bleibt für unsere Reden keine andere Ansicht der Gegenwart übrig, als diese letzte, und wir werden darum niemals eine andere nehmen.

Ich sagte im Eingange meiner Rede, daß die Selbstsucht sich durch ihre vollständige Entwicklung selbst vernichte, indem sie darüber ihr Selbst, und das Vermögen, sich *selbstständig* ihre Zwecke zu setzen, verliere.

Bis zu ihrem höchsten Grade entwickelt ist die Selbstsucht, wenn, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesammtheit der Regierten ergriffen, sie von diesen aus sich auch der Regierenden bemächtigt, und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entsteht einer solchen Regierung zuvörderst nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist, das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, so lange nur die eignen Gränzen nicht angegegriffen sind; sodann nach innen jene weichliche Führung der Zügel des Staats, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist.

Wenn sie auch der Regierenden sich bemächtigt, habe ich gesagt. Ein Volk kann durchaus verdorben sein, d. i. selbstsüchtig, denn die Selbstsucht ist die Wurzel aller andern Verderbtheit, — und dennoch dabei nicht nur bestehen, sondern sogar äußerlich glänzende Thaten verrichten, wenn nur nicht seine Regierung eben also verdiebt; ja die letztere sogar kann auch nach außen treulos und pflicht- und ehrvergessen handeln, wenn sie nur nach innen den Muth hat, die Zügel des Regiments mit straffer Hand anzuhalten, und die größere Furcht für sich zu gewinnen. Wo aber alles eben genannte sich vereiniget, da gehet das gemeine Wesen bei dem ersten ernstlichen Angriffe, der auf dasselbe geschieht, zu Grunde, und so, wie es selbst erst treulos sich ablös'te von dem Körper, dessen Glied es war, so lösen jetzo seine Glieder, die keine Furcht vor ihm hält, und die die größere Furcht vor dem Fremden treibt, mit derselben Treulosigkeit sich ab von ihm, und gehen hin, ein Jeder in das Seine. Hier ergreift die nun vereinzelt stehenden abermals die größere Furcht, und sie geben in reichlicher Spende, und mit erzwungen fröhlichem Gesichte dem Feinde, was sie kärglich und äußerst unwillig dem Vertheidiger des Vaterlandes gaben; bis späterhin auch die von allen Seiten verlassenen und verrathenen Regierenden genöthigt werden, durch Unterwerfung und Folgsamkeit gegen fremde Plane ihre Fortdauer zu erkaufen; und so nun auch diejenigen, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, unter fremden Panieren lernten, dieselben gegen das Vaterland tapfer zu führen. So geschieht es, daß die Selbstsucht durch ihre höchste Entwicklung vernichtet, und denen, die gutwillig keinen andern Zweck, denn sich selbst, sich setzen wollten, durch fremde Gewalt ein solcher anderer Zweck aufgedrungen wird.

Keine Nation, die in diesen Zustand der Abhängigkeit herabgesunken, kann durch die gewöhnlichen und bisher gebrauchten Mittel sich aus demselben erheben. War ihr Widerstand fruchtlos, als sie noch im Besitze aller ihrer Kräfte war, was kann derselbe sodann fruchten, nachdem sie des größten Theils derselben beraubt ist? Was vorher hätte helfen können, nämlich wenn die Regierung derselben die Zügel kräftig und straff angehalten hätte, ist nun nicht mehr anwendbar, nachdem diese Zügel nur noch zum Scheine in ihrer Hand ruhen, und diese ihre Hand selbst durch eine fremde Hand gelenkt und geleitet wird. Auf sich selbst kann eine solche Nation nicht länger rechnen; und eben so wenig kann sie auf den Sieger rechnen. Dieser müßte eben so unbesonnen, und eben so feige und verzagt sein, als jene Nation selbst erst war, wenn er die errungenen Vortheil nicht fest hielte, und sie nicht auf alle Weise verfolgte. Oder wenn er einst im Verlaufe der Zeiten, doch so unbesonnen und feige würde, so würde er zwar eben also zu Grunde gehen, wie wir, aber nicht zu unserm Vortheile, sondern er würde die Beute eines neuen Siegers, und wir würden die sich von selbst verstehende, wenig bedeutende Zugabe zu dieser Beute. Sollte eine so gesunkene Nation dennoch sich retten können, so müßte dieß durch ein ganz neues, bisher noch niemals gebrauchtes Mittel, vermittelst der Erschaffung einer ganz neuen Ordnung der Dinge, geschehen. Lassen Sie uns also sehen, welches in der bisherigen Ordnung der Dinge der Grund war, warum es mit dieser Ordnung irgend einmal nothwendig ein Ende nehmen mußte, damit wir an dem Gegentheile dieses Grundes des Untergangs das neue Glied finden, welches in die Zeit eingefügt werden müßte, damit an ihm die gesunkene Nation sich aufrichte zu einem neuen Leben.

Man wird in Erforschung jenes Grundes finden, daß in allen bisherigen Verfassungen die Theilnahme am Ganzen geknüpft war an die Theilnahme des Einzelnen an sich selbst, vermittelst solcher Bande, die irgendwo so gänzlich zerrissen, daß es gar keine Theilnahme für das Ganze mehr gab, — durch die Bande der Furcht und Hoffnung für die Angelegenheit des Einzelnen aus dem Schicksale des Ganzen, in einem künftigen, und in dem gegenwärtigen Leben. Aufklärung des nur sinnlich berechneten Verstandes war die Kraft, welche die Verbindung eines künftigen Lebens mit dem gegenwärtigen durch Religion, aufhob, zugleich auch andere Ergänzungs- und stellvertretende Mittel der sittlichen Denkart, als da sind Liebe

zum Ruhm und National-Ehre, als täuschende Trugbilder begriff; die Schwäche der Regierungen war es, welche die Furcht für die Angelegenheiten des Einzelnen aus seinem Betragen gegen das Ganze, selbst für das gegenwärtige Leben, durch häufige Straflosigkeit der Pflichtvergessenheit aufhob, und eben so auch die Hoffnung unwirksam machte, indem sie dieselbe gar oft, ohne alle Rücksicht auf Verdienste um das Ganze, nach ganz andern Regeln und Bewegungsgründen, befriedigte. Bande solcher Art waren es, die irgendwo gänzlich zerrissen, und durch deren Zerreißung das gemeine Wesen sich auflös'te.

Immerhin mag von nun an der Sieger, das, was allein auch er kann, emsiglich thun, nämlich den letzten Theil des Bindungsmittels, die Furcht und Hoffnung für das gegenwärtige Leben, wiederum anknüpfen und verstärken; damit ist nur ihm geholfen, keinesweges aber uns; denn so gewiß er seinen Vortheil versteht, knüpft er an dieses erneute Band zu allererst nur seine Angelegenheit, die unsrige aber nur in so weit, inwiefern die Erhaltung unserer, als Mittel für seine Zwecke, ihm selbst zur Angelegenheit wird. Für eine so verfallene Nation ist von nun an Furcht und Hoffnung völlig aufgehoben, indem deren Leitung ihrer Hand entfallen ist, und sie zwar selber zu fürchten hat und zu hoffen, vor ihr aber von nun an kein Mensch sich weiter fürchtet, oder von ihr etwas hofft; und es bleibt ihr nichts übrig, als ein ganz anderes und neues, über Furcht und Hoffnung erhabenes Bindungsmittel zu finden, um die Angelegenheit ihrer Gesammtheit die Theilnahme eines Jeden aus ihr für sich selber anzuknüpfen.

Ueber den sinnlichen Antrieb der Furcht oder Hoffnung hinaus, und zunächst an ihn angränzend, liegt der geistige Antrieb der sittlichen Billigung oder Mißbilligung, und der höhere Affekt des Wohlgefallens oder Mißfallens an unserer und anderer Zustande. So wie das an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte äußere Auge durch einen Flecken, der ja unmittelbar dem Leibe keinen Schmerz zufügt, oder durch den Anblick verworren durch einander liegender Gegenstände dennoch gepeinigt und geängstet wird, wie vom unmittelbaren Schmerze, indeß der des Schmutzes und der Unordnung Gewohnte sich in denselben recht wohl befindet; eben also kann auch das innere geistige Auge des Menschen so gewöhnt und gebildet werden, daß der bloße Anblick eines verworrenen und unordentlichen, eines unwürdigen und ehrelosen Daseins seiner selbst und seines verbrüderten Stammes, ohne Rücksicht auf das, was davon für sein sinnliches Wohlsein zu fürchten oder zu hoffen sei, ihm innig wehe thue, und daß dieser Schmerz dem Besitzer eines solchen Auges, abermals ganz unabhängig von sinnlicher Furcht oder Hoffnung, keine Ruhe lasse, bis er, so viel an ihm ist, den ihm mißfälligen Zustand aufgehoben, und den, der ihm allein gefallen kann, an seine Stelle gesetzt habe. Im Besitzer eines solchen Auges ist die Angelegenheit des ihn umgebenden Ganzen, durch das treibende Gefühl der Billigung oder Mißbilligung, an die Angelegenheit seines eigenen erweiterten Selbst, das nur als Theil des Ganzen sich fühlt, und nur im gefälligen Ganzen sich ertragen kann, unabtrennbar angeknüpft; die Sichbildung zu einem solchen Auge wäre somit ein sicheres und das einzige Mittel, das einer Nation, die ihre Selbstständigkeit, und mit ihr allen Einfluß auf die öffentliche Furcht und Hoffnung verloren hat, übrig bliebe, um aus der erduldeten Vernichtung sich wieder in's Dasein zu erheben, und dem entstandenen neuen und höheren Gefühle ihre National-Angelegenheiten, die seit ihrem Untergange kein Mensch und kein Gott weiter bedenkt, sicher anzuvertrauen. So ergiebt sich denn also, daß das Rettungsmittel, dessen Anzeige ich versprochen, bestehe in der Bildung zu einem durchaus neuen und bisher vielleicht als Ausnahme bei Einzelnen, niemals aber als allgemeines und nationales Selbst, dagewesenem Selbst, und in der Erziehung der Nation, deren bisheriges Leben erloschen und Zugabe eines fremden Lebens geworden, zu einem ganz neuen Leben, das entweder ihr ausschließendes Besitzthum bleibt, oder, falls es auch von ihr aus an andere kommen sollte, ganz und unverringert bleibt bei unendlicher Theilung; mit Einem Worte, eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens ist es, was ich, als das einzige Mittel, die deutsche Nation im Dasein zu erhalten, in Vorschlag bringe.

Daß man den Kindern eine gute Erziehung geben müsse, ist auch in unserm Zeitalter oft genug gesagt, und bis zum Ueberdrusse wiederholt worden, und es wäre ein geringes, wenn auch wir unseres Ortes dies gleichfalls einmal sagen wollten. Vielmehr wird uns, so wir ein anderes zu vermögen glauben, obliegen, genau und bestimmt zu untersuchen, was eigentlich der bisherigen Erziehung gefehlt habe, und anzugeben, welches durchaus neue Glied die veränderte Erziehung der bisherigen Menschenbildung hinzufügen müsse.

Man muß, nach einer solchen Untersuchung, der bisherigen Erziehung zugestehen, daß sie nicht ermangelt, irgend ein Bild von religiöser, sittlicher, gesetzlicher Denkart, und von allerhand Ordnung und guter Sitte vor das Auge ihrer Zöglinge zu bringen, auch daß sie hier und da dieselben getreulich ermahnt habe, jenen Bildern in ihrem Leben einen Abdruck zu geben; aber mit höchst seltenen Ausnahmen, die somit nicht durch diese Erziehung begründet waren, indem sie sodann an allen durch diese Bildung hindurch gegangenen, und als die Regel, hätten eintreten müssen, sondern die durch andere Ursachen herbei geführt worden, — mit diesen höchst seltenen Ausnahmen, sage ich, haben die Zöglinge dieser Erziehung insgesammt nicht jenen sittlichen Vorstellungen und Ermahnungen, sondern sie haben den Antrieben ihrer, ihnen natürlich, und ohne alle Beihülfe der Erziehungskunst, erwachsenden Selbstsucht, gefolgt; zum unwidersprechlichen Beweise, daß diese Erziehungskunst zwar wohl das Gedächtniß mit einigen Worten und Redensarten, und die kalte und theilnehmungslose Phantasie mit einigen matten und blassen Bildern anzufüllen vermocht, daß es ihr aber niemals gelungen, ihr Gemälde einer sittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit zu steigern, daß ihr Zögling von der heißen Liebe und Sehnsucht dafür, und von dem glühenden Affekte, der zur Darstellung im Leben treibt, und vor welchem die Selbstsucht abfällt, wie welkes Laub, ergriffen worden; daß somit diese Erziehung weit davon entfernt gewesen sei, bis zur Wurzel der wirklichen Lebensregung und Bewegung durchzugreifen, und diese zu bilden, indem diese vielmehr, unbeachtet von der blinden und ohnmächtigen, allenthalben wild aufgewachsen sei, wie sie gekonnt habe, zu guter Frucht bei wenigen durch Gott begeisterten, zu schlechter bei der großen Mehrzahl. Auch ist es dermalen vollkommen hinlänglich, diese Erziehung durch diesen ihren Erfolg zu zeichnen, und kann man für unsern Behuf sich des mühsamen Geschäfts überheben, die innern Säfte und Adern eines Baumes zu zergliedern, dessen Frucht dermalen vollständig reif ist und abgefallen, und vor aller Welt Augen liegt, und höchst deutlich und verständlich ausspricht die innere Natur ihres Erzeugers. Der Strenge nach wäre, dieser Ansicht zu Folge, die bisherige Erziehung auf keine Weise die Kunst der Bildung zum Menschen gewesen, wie sie sich denn dessen auch eben nicht gerühmt, sondern gar oft ihre Ohnmacht, durch die Foderung, ihr ein natürliches Talent oder Genie, als Bedingung ihres Erfolgs voraus zu geben, freimüthig gestanden; sondern es wäre eine solche Kunst erst zu erfinden, und die Erfindung derselben wäre die eigentliche Aufgabe der neuen Erziehung. Das ermangelnde Durchgreifen bis in die Wurzel der Lebens Regung und Bewegung hätte diese neue Erziehung der bisherigen hinzu zu fügen, und wie die bisherige höchstens etwas am Menschen, so hatte diese den Menschen selbst zu bilden, und ihre Bildung keinesweges, wie bisher, zu einem Besitzthume, sondern vielmehr zu einem persönlichen Bestandtheile des Zöglings zu machen.

Ferner wurde bisher diese also beschränkte Bildung nur an die sehr geringe Minderzahl der eben daher gebildet genannten Stände gebracht, die große Mehrzahl aber, auf welcher das gemeine Wesen recht eigentlich ruht, das Volk, wurde von der Erziehungskunst fast ganz vernachlässigt, und dem blinden Ohngefähr übergeben. Wir wollen durch die neue Erziehung die Deutschen zu einer Gesammtheit bilden, die in allen ihren einzelnen Gliedern getrieben und belebt sei durch dieselbe Eine Angelegenheit; so wir aber etwa hierbei abermals einen gebildeten Stand, der etwa durch den neu entwickelten Antrieb der sittlichen Billigung belebt würde, absondern wollten von einem ungebildeten, so würde dieser letzte, da Hoffnung und Furcht, durch welche allein noch auf ihn gewirkt werden könnte, nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, von uns abfallen und uns verloren gehen. Es bleibt sonach uns nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutsch ist, die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines besondern Standes, sondern daß sie Bildung der Nation schlechthin als solcher, und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derselben, werde, in welcher, in der Bildung zum innigen Wohlgefallen am Rechten nämlich, aller Unterschied der Stände, der in andern Zweigen der Entwicklung auch fernerhin statt finden mag, völlig aufgehoben sei und verschwinde; und daß auf diese Weise unter uns keinesweges Volks-Erziehung, sondern eigenthümliche deutsche National-Erziehung entstehe.

Ich werde Ihnen darthun, daß eine solche Erziehungskunst, wie wir sie begehren, wirklich schon erfunden ist, und ausgeübt wird, so daß wir nichts mehr zu thun haben, als das sich uns darbietende anzunehmen, welches, so wie ich dies oben von dem vorzuschlagenden Rettungsmittel versprach, ohne Zweifel kein größeres Maß von Kraft erfordert, als man bei unserm Zeitalter billig voraussetzen kann. Ich füge diesem Versprechen noch ein anderes bei, daß nämlich, was die Gefahr

anbelange, bei unserm Vorschlage durchaus keine sei, indem es der eigene Vortheil der über uns gebietenden Gewalt erfordere, die Ausführung jenes Vorschlags eher zu befördern, als zu hindern. Ich finde zweckmäßig, sogleich in dieser ersten Rede über diesen Punkt mich deutlich auszusprechen.

Zwar sind so in alter wie in neuer Zeit gar häufig die Künste der Verführung und der sittlichen Herabwürdigung der Unterworfenen, als ein Mittel der Herrschaft mit Erfolg gebraucht worden; man hat durch lügenhafte Erdichtungen und durch künstliche Verwirrung der Begriffe und der Sprache, die Fürsten vor den Völkern, und diese vor jenen verläumdet, um die entzweiten sicherer zu beherrschen, man hat alle Antriebe der Eitelkeit und des Eigennutzes listig aufgereizt und entwickelt, um die Unterworfenen verächtlich zu machen, und so mit einer Art von gutem Gewissen sie zu zertreten: aber man würde einen sicher zum Verderben führenden Irrthum begehen, wenn man mit uns Deutschen diesen Weg einschlagen wollte. Das Band der Furcht und der Hoffnung abgerechnet beruht der Zusammenhang desjenigen Theils des Auslandes, mit dem wir dermalen in Berührung gekommen, auf den Antrieben der Ehre und des Nationalruhms; aber die deutsche Klarheit hat vorlängst bis zur unerschütterlichen Ueberzeugung eingesehen, daß dieses leere Trugbilder sind, und daß keine Wunde und keine Verstümmelung des Einzelnen durch den Ruhm der ganzen Nation geheilt wird; und wir dürften wohl, so nicht eine höhere Ansicht des Lebens an uns gebracht wird, gefährliche Prediger dieser sehr begreiflichen und manchen Reiz bei sich führenden Lehre werden. Ohne darum noch neues Verderben an uns zu nehmen, sind wir schon in unserer natürlichen Beschaffenheit eine unheilbringende Beute; nur durch die Ausführung des gemachten Vorschlages können wir eine heilbringende werden: und so wird denn, so gewiß das Ausland seinen Vortheil versteht, dasselbe durch diesen selbst bewegt, uns lieber auf die letzte Weise haben wollen, denn auf die erste.

Insbesondere nun wendet mit diesem Vorschlage meine Rede sich an die gebildeten Stände Deutschlands, indem sie diesen noch am ersten verständlich zu werden hofft, und trägt zu allernächst ihnen an, sich zu den Urhebern dieser neuen Schöpfung zu machen, und dadurch theils mit ihrer bisherigen Wirksamkeit die Welt auszusöhnen, theils ihre Fortdauer in der Zukunft zu verdienen. Wir werden im Fortgange dieser Rede ersehen, daß bis hieher alle Fortentwicklung der Menschheit in der deutschen Nation vom Volke ausgegangen, und daß an dieses immer zuerst die großen Nationalangelegenheiten gebracht und von ihnen besorgt und weiter befördert worden; daß es somit jetzo zum erstenmale geschieht, daß den gebildeten Ständen die ursprüngliche Fortbildung der Nation angetragen wird, und daß, wenn sie diesen Antrag wirklich ergriffen, auch dies das erstemal geschehen würde. Wir werden ersehen, daß diese Stände nicht berechnen können, auf wie lange Zeit es noch in ihrer Gewalt stehen werde, sich an die Spitze dieser Angelegenheit zu stellen, indem dieselbe bis zum Vortrage an das Volk schon beinahe vorbereitet und reif sei, und an Gliedern aus dem Volke geübt werde, und dieses nach kurzer Zeit ohne alle unsere Beihülfe sich selbst werde helfen können, woraus für uns bloß das erfolgen werde, daß die jetzigen Gebildeten und ihre Nachkommen zum Volke werden, aus dem bisherigen Volke aber ein anderer höher gebildeter Stand empor komme.

Nach allem ist es der allgemeine Zweck dieser Reden, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und sanft hinüber zu leiten. Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Leichname, aus dem so eben ein Heer von Krankheiten ihn heraus getrieben, steht und jammert, und seinen Blick nicht loszureissen vermag von der ehedem so geliebten Hülle, und verzweifelnd alle Mittel versucht, um wieder hinein zu kommen in die Behausung der Seuchen. Zwar haben schon die belebenden Lüfte der andern Welt, in die die abgeschiedene eingetreten, sie aufgenommen in sich, und umgeben sie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen sie schon freudig heimliche Stimmen der Schwestern, und heißen sie willkommen, zwar regt es sich schon und dehnt sich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Gestalt, zu der sie erwachsen soll, zu entwickeln; aber noch hat sie kein Gefühl für diese Lüfte, oder Gehör für diese Stimmen, oder wenn sie es hätte, so ist sie aufgegangen in Schmerz über ihren Verlust, mit welchem sie zugleich sich selbst verloren zu haben glaubt. Was ist mit ihr zu thun? Auch die Morgenröthe der neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag, der da kommen soll. Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröthe fassen, und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke, damit sie glaube, daß sie noch da ist, und in ihm ihr wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestaltungen desselben in einem weissagenden Gesichte vor ihr vorüber gehen. In diese Anschauung hinein wird ihr denn ohne Zweifel auch das Bild ihres bisherigen Lebens versinken und verschwinden, und der Todte wird ohne übermäßiges Weheklagen zu seiner Ruhestätte gebracht werden können.

Zweite Rede.

Wesen der neuen Erziehung.

Alle Bildung strebt an die Hervorbringung eines festen, bestimmten und beharrlichen Seins, das nun nicht mehr wird, sondern ist und nicht anders sein kann, denn so wie es ist. Strebte sie nicht an ein solches Sein, so wäre sie nicht Bildung, sondern irgend ein zweckloses Spiel; hätte sie ein solches Sein nicht hervorgebracht, so wäre sie eben noch nicht vollendet. Wer sich noch ermahnen muß, und ermahnt werden, das Gute zu wollen, der hat noch kein bestimmtes und stets bereit stehendes Wollen, sondern er will sich dieses erst jedesmal im Falle des Gebrauches machen; wer ein solches festes Wollen hat, der will, was er will, für alle Ewigkeit, und er kann in keinem möglichen Falle anders wollen, denn also, wie er eben immer will; für ihn ist die Freiheit des Willens vernichtet und aufgegangen in der Nothwendigkeit. Dadurch eben hat die bisherige Zeit gezeigt, daß sie von Bildung zum Menschen weder einen rechten Begriff, noch die Kraft hatte, diesen Begriff darzustellen, daß sie durch ermahnende Predigten die Menschen bessern wollte, und verdrießlich ward, und schalt, wenn diese Predigten nichts fruchteten. Wie konnten sie doch fruchten? Der Wille des Menschen hat schon vor der Ermahnung vorher, und unabhängig von ihr, seine feste Richtung; stimmt diese zusammen mit deiner Ermahnung, so kommt die Ermahnung zu spät, und der Mensch hätte auch ohne dieselbe gethan, wozu du ihn ermahnest; steht sie mit derselben im Widerspruche, so magst du ihn höchstens einige Augenblicke betäuben; wie die Gelegenheit kommt, vergißt er sich selbst und deine Ermahnung, und folgt seinem natürlichen Hange. Willst du etwas über ihn vermögen, so mußt du mehr thun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen, ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle. Es ist vergebens, zu sagen, fliege — dem, der keine Flügel hat, und er wird durch alle deine Ermahnungen nie zwei Schritte über den Boden empor kommen; aber entwickle, wenn du kannst, seine geistigen Schwungfedern, und lasse ihn dieselben üben und kräftig machen, und er wird ohne all dein Ermahnen gar nicht anders mehr wollen oder können, denn fliegen.

Diesen festen, und nicht weiter schwankenden Willen muß die neue Erziehung hervorbringen nach einer sichern und ohne Ausnahme wirksamen Regel; sie muß selber mit Nothwendigkeit erzeugen die Nothwendigkeit, die sie beabsichtiget. Was bisher gut geworden ist, ist gut geworden durch seine natürliche Anlage, durch welche die Einwirkung der schlechten Umgebung überwogen wurde; keinesweges aber durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch dieselbe hindurch gegangene gut werden müssen: was da verdarb, verdarb eben so wenig durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch sie hindurch gehende verderben müssen, sondern durch sich selber und seine natürliche Anlage; die Erziehung war in dieser Rücksicht nur nichtig, keinesweges verderblich, das eigentliche bildende Mittel war die geistige Natur. Aus den Händen dieser dunklen und nicht zu berechnenden Kraft nun soll hinführo die Bildung zum Menschen unter die Botmäßigkeit einer besonnenen Kunst gebracht werden, die an allem, ohne Ausnahme, was ihr anvertraut wird, ihren Zweck sicher erreiche, oder, wo sie ihn etwa nicht erreichte, wenigstens weiß, daß sie ihn nicht erreicht hat, und daß somit die Erziehung noch nicht geschlossen ist. Eine sichere und besonnene Kunst, einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden, soll also die von mir vorgeschlagene Erziehung sein, und dieses ist ihr erstes Merkmal.

Weiter — der Mensch kann nur dasjenige wollen, was er liebt; seine Liebe ist der einzige, zugleich auch der unfehlbare Antrieb seines Wollens, und aller seiner Lebensregung und Bewegung. Die bisherige Staatskunst, als selbst Erziehung des gesellschaftlichen Menschen, setzte als sichere und ohne Ausnahme geltende Regel voraus, daß jedermann sein eigenes sinnliches Wohlsein liebe und wolle, und sie knüpfte an diese natürliche Liebe durch Furcht und Hoffnung künstlich den guten Willen, den sie wollte, das Interesse für das gemeine Wesen. Abgerechnet, daß bei dieser Erziehungsweise der äußerlich zum unschädlichen oder brauchbaren Bürger gewordene dennoch innerlich ein schlechter Mensch bleibt, denn darin eben besteht die Schlechtigkeit, daß man nur sein sinnliches Wohlsein liebe, und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieses, sei es nun im ge-

genwärtigen oder in einem künftigen Leben, bewegt werden könne; — dieses abgerechnet, haben wir schon oben ersehen, daß diese Maaßregel für uns nicht mehr anwendbar ist, indem Furcht und Hoffnung nicht mehr für uns, sondern gegen uns dienen, und die sinnliche Selbstliebe auf keine Weise in unsern Vortheil gezogen werden kann. Wir sind daher sogar durch die Noth gedrungen, innerlich, und im Grunde gute Menschen bilden zu wollen, indem nur in solchen die deutsche Nation noch fortdauern kann, durch schlechte aber nothwendig mit dem Auslande zusammenfließt. Wir müssen darum an die Stelle jener Selbstliebe, an welche nichts gutes für uns sich länger knüpfen läßt, eine andere Liebe, die unmittelbar auf das Gute, schlechtweg als solches, und um sein selbst willen gehe, in den Gemüthern aller, die wir zu unsrer Nation rechnen wollen, setzen und begründen.

Die Liebe für das Gute schlechtweg als solches, und nicht etwa um seiner Nützlichkeit willen für uns selber, trägt, wie wir schon ersehen haben, die Gestalt des Wohlgefallens an demselben: eines so innigen Wohlgefallens, daß man dadurch getrieben werde, es in seinem Leben darzustellen. Dieses innige Wohlgefallen also wäre es, was die neue Erziehung als festes und unwandelbares Sein ihres Zöglings hervorbringen müßte; worauf denn dieses Wohlgefallen durch sich selbst den unwandelbar guten Willen desselben Zöglings als nothwendig begründen würde.

Dagegen ging der bisherige Unterricht in der Regel nur auf die stehenden Beschaffenheiten der Dinge, wie sie eben, ohne daß man dafür einen Grund angeben könne, seien, und geglaubt und gemerkt werden müßten; also auf ein blos leidendes Auffassen durch das lediglich im Dienste der Dinge stehende Vermögen des Gedächtnisses, wodurch es überhaupt gar nicht zur Ahnung des Geistes, als eines selbstständigen und ursprünglichen Princips der Dinge selber, kommen konnte. Es vermeine die neuere Pädagogik ja nicht durch die Berufung auf ihren oft bezeugten Abscheu gegen mechanisches Auswendiglernen, und auf ihre bekannten Meisterstücke in sokratischer Manier, gegen diesen Vorwurf sich zu decken; denn hierauf hat sie schon längst wo anders den gründlichen Bescheid erhalten, daß diese sokratischen Räsonnements gleichfalls nur mechanisch auswendig gelernt werden, und daß dies ein um so gefährlicheres Auswendiglernen ist, da es dem Zöglinge, der nicht denkt, dennoch den Schein giebt, daß er denken könne; daß dies bei dem Stoffe, den sie zur Entwickelung des Selbstdenkens anwenden wollte, nicht anders erfolgen konnte, und daß man für diesen Zweck mit einem ganz andern Stoffe anheben müsse. Aus dieser Beschaffenheit des bisherigen Unterrichts erhellet, theils warum in der Regel der Zögling bisher ungern, und darum langsam und spärlich lernte, und in Ermangelung des Reizes aus dem Lernen selber fremdartige Antriebe untergelegt werden mußten, theils geht daraus hervor der Grund von bisherigen Ausnahmen von der Regel. Das Gedächtniß, wenn es allein, und ohne irgend einem andern geistigen Zwecke dienen zu sollen, in Anspruch genommen wird, ist vielmehr ein Leiden des Gemüths, als eine Thätigkeit desselben, und es läßt sich einsehen, daß der Zögling dieses Leiden höchst ungern übernehmen werde. Auch ist die Bekanntschaft mit ganz fremden, und nicht das mindeste Interesse für ihn habenden Dingen, und mit ihren Eigenschaften, ein schlechter Ersatz für jenes ihm zugefügte Leiden; deswegen mußte seine Abneigung durch die Vertröstung auf die künftige Nützlichkeit dieser Erkenntnisse, und daß man nur vermittelst ihrer Brod und Ehre finden könne, und sogar durch unmittelbar gegenwärtige Strafe und Belohnung überwunden werden; — daß somit die Erkenntniß gleich von vorn herein als Dienerin des sinnlichen Wohlseins aufgestellt wurde, und diese Erziehung, welche in Absicht ihres Inhalts oben als bloß unkräftig für Entwicklung einer sittlichen Denkart aufgestellt wurde, um nur an den Zögling zu gelangen, das moralische Verderben desselben sogar pflanzen und entwickeln, und ihr Interesse an das Interesse dieses Verderbens anknüpfen mußte. Man wird ferner finden, daß das natürliche Talent, welches als Ausnahme von der Regel in der Schule dieser bisherigen Erziehung gern lernte, und deswegen gut, und durch diese in ihm waltende höhere Liebe das moralische Verderben der Umgebung überwand und seinen Sinn rein erhielt, durch seinen natürlichen Hang, jenen Gegenständen ein praktisches Interesse abgewann, und daß es, von seinem glücklichen Instinkte geleitet, vielmehr darauf ausging, dergleichen Erkenntnisse selbst hervorzubringen, denn darauf, sie bloß aufzufassen; sodann, daß in Absicht der Lehrgegenstände, mit denen, als Ausnahme von der Regel, es dieser Erziehung noch am allgemeinsten und glücklichsten gelang, dieses insgesammt solche sind, die sie thätig ausüben ließ, so wie z. B. diejenige gelehrte Sprache, in der bis auf's Schreiben und Reden derselben ausgegangen wurde, beinahe allgemein ziemlich gut, dagegen diejenige andere, in der die Schreibe- u. Redeübungen vernachlässigt wurden, in der Regel sehr schlecht und oberflächlich gelernt und in reiferen Jahren vergessen worden. Daß daher auch aus der bisherigen Erfahrung hervorgeht, daß es allein die Entwickelung der geistigen Thätigkeit durch den Unterricht sei, die da Lust an der Erkenntniß, rein als solcher, hervorbringe, und so auch das Gemüth der sittlichen Bildung offen erhalte, dagegen das bloß leidende Empfangen eben so die Erkenntniß lähme und tödte, wie es ihr Bedürfniß sei, den sittlichen Sinn in Grund und Boden hinein zu verderben.

Um wieder zurückzukehren zum Zöglinge der neuen Erziehung: es ist klar, daß derselbe, von seiner Liebe getrieben, viel, und da er alles in seinem Zusammenhange faßt, und das gefaßte unmittelbar durch ein Thun übt, dieses viele richtig und unvergeßlich lernen werde. Doch ist dieses nur Nebensache. Bedeutender ist, daß durch diese Liebe sein Selbst erhöhet und in eine ganz neue Ordnung der Dinge, in welche bisher nur wenige von Gott begünstigte von ungefähr kamen, besonnen und nach einer Regel eingeführt wird. Ihn treibt eine Liebe, die durchaus nicht auf irgend einen sinnlichen Genuß ausgeht, indem dieser, als Antrieb, für ihn gänzlich schweigt, sondern auf geistige Thätigkeit, um der Thätigkeit willen, und auf das Gesetz derselben, um des Gesetzes willen. Ob nun zwar nicht diese geistige Thätigkeit überhaupt es ist, auf welche die Sittlichkeit geht, sondern dazu noch eine besondere Richtung jener Thätigkeit kommen muß, so ist dennoch jene Liebe die allgemeine Beschaffenheit und Form des sittlichen Willens; und so ist denn diese Weise der geistigen Bildung die unmittelbare Vorbereitung zu der sittlichen; die Wurzel der Unsittlichkeit aber rottet sie, indem sie den sinnlichen Genuß durchaus niemals Antrieb werden läßt, gänzlich aus. Bisher war dieser Antrieb der erste, der da angeregt und ausgebildet wurde, weil man ausserdem den Zögling gar nicht bearbeiten und einigen Einfluß auf denselben gewinnen zu können glaubte; sollte hinterher der sittliche Antrieb entwickelt werden, so kam derselbe zu spät und fand das Herz schon eingenommen und angefüllt von einer andern Liebe. Durch die neue Erziehung soll umgekehrt die Bildung zum reinen Wollen das erste werden, damit, wenn späterhin doch die Selbstsucht innerlich erwachen oder von außen angeregt werden sollte, diese zu spät komme, und in dem schon von etwas anderm eingenommenen Gemüthe keinen Platz für sich finde.

Wesentlich ist schon für diesen ersten, so wie für den demnächst anzugebenden zweiten Zweck, daß der Zögling von Anbeginn an ununterbrochen, und ganz unter dem Einflusse dieser Erziehung stehe, und daß er von dem Gemeinen gänzlich abgesondert und vor aller Berührung damit verwahrt werde. Daß man um seiner Erhaltung und seines Wohlseins willen im Leben sich regen und bewegen könne, muß er gar nicht hören, und eben so wenig, daß man um deswillen lerne, oder daß das Lernen dazu etwas helfen könne. Es folgt daraus, daß die geistige Entwickelung in der oben angegebenen Weise, die einzige sein müsse, die an ihn gebracht werde, und daß er mit derselben ohne Unterlaß beschäftigt werden müsse, daß aber keineswegs diese Weise des Unterrichts mit demjenigen, der des entgegengesetzten sinnlichen Antriebs bedarf, abwechseln dürfe.

Ob nun aber wohl diese geistige Entwickelung die Selbstsucht nicht zum Leben kommen läßt, und die Form eines sittlichen Willens giebt, so ist dies doch darum noch nicht der sittliche Wille selbst; und falls die von uns vorgeschlagene neue Erziehung nicht weiter ginge, so würde sie höchstens treffliche Bearbeiter der Wissenschaften erziehen, deren es auch bisher gegeben hat, und deren es nur wenige bedarf, und die für unsern eigentlichen menschlichen und nationalen Zweck nicht mehr vermögen würden, als dergleichen Männer auch bisher vermocht haben: ermahnen, und wieder ermahnen, und sich anstaunen und nach Gelegenheit schmähen zu lassen. Aber es ist klar, und ist auch schon oben gesagt, daß diese freie Thätigkeit des Geistes in der Absicht entwickelt worden, damit der Zögling mit derselben frei das Bild einer sittlichen Ordnung des wirklich vorhandenen Lebens entwürfe, dieses Bild mit der in ihm gleichfalls schon entwickelten Liebe fasse, und durch diese Liebe getrieben werde, dasselbe in und durch sein Leben wirklich darzustellen. Es fragt sich, wie die neue Erziehung sich den Beweis führen könne, daß sie diesen ihren eigentlichen und letzten Zweck an ihrem Zöglinge erreicht habe?

Zuvörderst ist klar, daß die schon früher an andern Gegenständen geübte geistige Thätigkeit des Zöglings angeregt werden müsse, ein Bild von der gesellschaftlichen Ordnung der Menschen, so wie dieselbe nach dem Vernunftgesetze schlechthin sein soll, zu entwerfen. Ob dieses, vom Zöglinge entworfene Bild richtig sei, ist von einer Erziehung, die nur selbst im Besitze dieses richtigen Bildes sich befindet, am leichtesten zu beurtheilen; ob dasselbe durch die eigene Selbstthätigkeit des Zöglings entworfen, keineswegs aber nur leidend aufgefaßt, und der Schule gläubig nachgesagt werde, ferner ob es zur

gehörigen Klarheit und Lebhaftigkeit gesteigert sei, wird die Erziehung auf dieselbe Weise beurtheilen können, wie sie früher in derselben Rücksicht bei andern Gegenständen ein treffendes Urtheil gefällt hat. Alles dies ist noch Sache der bloßen Erkenntniß, und verbleibt auf dem in dieser Erziehung sehr zugänglichen Gebiete dieser. Eine ganz andere aber und höhere Frage ist die, ob der Zögling also von brennender Liebe für eine solche Ordnung der Dinge ergriffen sei, daß es ihm, der Leitung der Erziehung entlassen, und selbstständig hingestellt, schlechterdings unmöglich sein werde, diese Ordnung nicht zu wollen und nicht aus allen seinen Kräften für die Beförderung derselben zu arbeiten; über welche Frage ohne Zweifel nicht Worte, und in Worten anzustellende Prüfungen, sondern allein der Anblick von Thaten entscheiden können.

Ich löse die durch diese letzte Betrachtung uns gestellte Aufgabe also: Ohne Zweifel werden doch die Zöglinge dieser neuen Erziehung, obwohl abgesondert von der schon erwachsenen Gemeinheit, dennoch untereinander selbst in Gemeinschaft leben, und so ein abgesondertes und für sich selbst bestehendes Gemeinwesen bilden, daß seine genau bestimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte Verfassung habe. Das allererste Bild einer geselligen Ordnung, zu dessen Entwerfung der Geist des Zöglings angeregt werde, sei dieses der Gemeine, in der er selber lebt, also, daß er innerlich gezwungen sei, diese Ordnung Punkt für Punkt gerade also sich zu bilden, wie sie wirklich vorgezeichnet ist, und daß er dieselbe in allen ihren Theilen, als durchaus nothwendig aus ihren Gründen verstehe. Dies ist nun abermals bloßes Werk der Erkenntniß. In dieser gesellschaftlichen Ordnung muß nun im wirklichen Leben jeder Einzelne um des Ganzen willen immerfort gar vieles unterlassen, was er, wenn er sich allein befände, unbedenklich thun könnte; und es wird zweckmäßig sein, daß in der Gesetzgebung und in dem darauf zu bauenden Unterrichte über die Verfassung, jedem Einzelnen alle die übrigen mit einer zum Ideal gesteigerten Ordnungsliebe vorgestellt werden, welche also vielleicht kein einziger wirklich hat, die aber alle haben sollten; und daß somit diese Gesetzgebung einen hohen Grad von Strenge erhalte, und der Unterlassungen gar viele auflege. Diese, als etwas, das schlechthin sein muß, und auf welchem das Bestehen der Gesellschaft beruht, sind auf den Nothfall sogar durch Furcht vor gegenwärtiger Strafe zu erzwingen; und muß dieses Strafgesetz schlechthin ohne Schonung oder Ausnahme vollzogen werden. Der Sittlichkeit des Zöglings geschieht durch diese Anwendung der Furcht, als eines Triebes, gar kein Eintrag, indem hier ja nicht zum Thun des Guten, sondern nur zu Unterlassung des in dieser Verfassung Böses getrieben werden soll; überdieß muß im Unterrichte über die Verfassung vollkommen verständlich gemacht werden, daß der, welcher der Vorstellung von der Strafe, oder wohl gar der Auffrischung dieser Vorstellung durch die Erduldung der Strafe selbst noch bedürfe, auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehe. Jedennoch ist bei allem diesem klar, daß, da man niemals wissen kann, ob, da wo gehorcht wird, aus Liebe zur Ordnung, oder aus Furcht vor der Strafe gehorcht werde, in diesem Umkreise der Zögling seinen guten Willen nicht äußerlich darthun, noch die Erziehung ihn ermessen könne.

Dagegen ist der Umkreis, wo ein solches Ermessen möglich ist, der folgende. Die Verfassung muß nämlich ferner also eingerichtet sein, daß der Einzelne für das Ganze, nicht blos unterlassen müsse, sondern daß er für dasselbe auch thun und handelnd leisten könne. Außer der geistigen Entwicklung im Lernen finden in diesem Gemeinwesen der Zöglinge auch noch körperliche Uebungen, und die mechanischen, aber hier zum Ideale veredelten Arbeiten des Ackerbaues, und die von mancherlei Handwerken Statt. Es sei Grundregel der Verfassung, daß jedem, der in irgend einem dieser Zweige sich hervorthut, zugemuthet werde, die andern darin unterrichten zu helfen, und mancherlei Aufsichten und Verantwortlichkeiten zu übernehmen; jedem, der irgend eine Verbesserung findet, oder die von einem Lehrer vorgeschlagene zuerst und am klarsten begreift, dieselbe mit eigner Mühe auszuführen, ohne daß er doch darum von seinen ohnedieß sich verstehenden persönlichen Aufgaben des Lernens und Arbeitens losgesprochen sei; daß jeder dieser Anmuthung freiwillig genüge, und nicht aus Zwang, indem es dem Nichtwollenden auch frei steht, sie abzulehnen; daß er dafür keine Belohnung zu erwarten habe, indem in dieser Verfassung alle in Beziehung auf Arbeit und Genuß ganz gleich gesetzt sind, nicht einmal Lob, indem es die herrschende Denkart ist in der Gemeine, daß daran jeder eben nur seine Schuldigkeit thue, sondern daß er allein genieße die Freude an seinem Thun und Wirken für das Ganze, und an dem Gelingen desselben, falls ihm dieses zu Theil wird. In dieser Verfassung wird sonach aus erworbener größerer Geschicklichkeit, und aus der hierauf verwendeten Mühe nur neue Mühe und Arbeit folgen, und gerade der Tüchtigere wird oft wachen müssen, wenn andere schlafen, und nachdenken müssen, wenn andere spielen.

Die Zöglinge, welche, ohnerachtet ihnen dieses alles vollkommen klar und verständlich ist, dennoch fortgesetzt, und also, daß man mit Sicherheit auf sie rechnen könne, jene erste Mühe, und die aus ihr folgenden weiteren Mühen freudig übernehmen, und in dem Gefühle ihrer Kraft und Thätigkeit stark bleiben und stärker werden, — diese kann die Erziehung ruhig entlassen in die Welt; an ihnen hat sie diesen ihren Zweck erreicht; in ihnen ist die Liebe angezündet, und brennt bis in die Wurzel ihrer lebendigen Regung hinein, und sie wird von nun an weiter alles ohne Ausnahme ergreifen, was an diese Lebensregung gelangen wird; und sie werden in dem größeren Gemeinwesen, in das sie von nun an eintreten, niemals etwas anderes zu sein vermögen, denn dasjenige, was sie in dem kleinen Gemeinwesen, das sie jetzo verlassen, unverrückt und unwandelbar waren.

Auf diese Weise ist der Zögling vollendet für die nächsten und ohne Ausnahme eintretenden Anforderungen der Welt an ihn, und es ist geschehen, was die Erziehung im Namen dieser Welt von ihm verlangt. Noch aber ist er nicht in sich und für sich selber vollendet, und es ist noch nicht geschehen, was er selbst von der Erziehung fordern kann. So wie auch diese Forderung erfüllt wird, wird er zugleich tüchtig, den Anforderungen, die eine höhere Welt im Namen der gegenwärtigen in besondern Fällen an ihn machen dürfte, zu genügen.

Dritte Rede.

Tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit und Deutschheit eines Volkes.

Das war im ganzen das Verhältniß des Urvolks der neuen Welt zum Fortgange der Bildung dieser Welt, daß das erstere durch unvollständige und auf der Oberfläche verbleibende Bestrebungen des Auslandes erst angeregt werde zu tiefern aus seiner eignen Mitte heraus zu entwickelnden Schöpfungen. Da von der Anregung bis zur Schöpfung es ohne Zweifel seine Zeit dauert, so ist klar, daß ein solches Verhältniß Zeiträume herbei führen werde, in welchem das Urvolk fast ganz mit dem Auslande verflossen, und demselben gleich erscheinen müsse, weil es nämlich gerade im Zustande des bloßen Angeregtseins sich befindet, und die dabei beabsichtigte Schöpfung noch nicht zum Durchbruche gekommen ist. In einem solchen Zeitraume befindet sich nun gerade jetzt Deutschland in Absicht der großen Mehrzahl seiner gebildeten Bewohner, und daher rühren die durch das ganze innere Wesen und Leben dieser Mehrzahl verflossenen Erscheinungen der Ausländerei. Die Philosophie, als freies, von allen Fesseln des Glaubens an fremdes Ansehen erledigtes Denken, sei es, wodurch dermalen das Ausland sein Mutterland anrege, haben wir in der vorigen Rede ersehen. Wo es nun von dieser Anregung aus nicht zur neuen Schöpfung gekommen, welches, da die letzte von der großen Mehrzahl unvernommen geblieben, bei äußerst wenigen der Fall ist: da gestaltet sich theils noch jene, schon früher bezeichnete Philosophie des Auslandes selber zu andern und andern Formen; theils bemächtiget sich der Geist derselben auch der übrigen an die Philosophie zunächst gränzenden Wissenschaften, und sieht an dieselben aus seinem Gesichtspunkte; endlich, da der Deutsche seinen Ernst, und sein unmittelbares Eingreifen in das Leben doch niemals ablegen kann, so fließt diese Philosophie ein auf die öffentliche Lebensweise, und auf die Grundsätze und Regeln derselben. Wir werden dieß Stück für Stück darthun.

Zuvörderst und vor allen Dingen: der Mensch bildet seine wissenschaftliche Ansicht nicht etwa mit Freiheit und Willkür, so oder so, sondern sie wird ihm gebildet durch sein Leben, und ist eigentlich die zur Anschauung gewordene innere, und übrigens ihm unbekannte Wurzel seines Lebens selbst. Was du so recht innerlich eigentlich bist, das tritt heraus vor dein äußeres Auge, und du vermöchtest niemals etwas anderes zu sehen. Solltest du anders sehen, so müßtest du erst anders werden. Nun ist das innere Wesen des Auslandes, oder der Nichtursprünglichkeit, der Glaube an irgend ein letztes, festes, unveränderlich stehendes, an eine Grenze, diesseit welcher zwar das freie Leben sein Spiel treibe, welche selbst aber es niemals zu durchbrechen, und durch sich flüssig zu machen, und sich in dieselbe zu verflößen vermöge. Diese undurchdringliche Grenze tritt ihm darum irgendwo nothwendig auch vor die Augen, und es kann nicht anders denken oder glauben, außer unter Voraussetzung einer solchen, wenn nicht sein ganzes Wesen umgewandelt, und sein Herz ihm aus dem Leibe gerissen werden soll. Es glaubt nothwendig an den

Tod, als das ursprüngliche und letzte, den Grundquell aller Dinge, und mit ihnen des Lebens.

Wir haben hier nur zunächst anzugeben, wie dieser Grundglaube des Auslandes unter den Deutschen dermalen sich ausspreche.

Er spricht sich aus zuvörderst in der eigentlichen Philosophie. Die dermalige deutsche Philosophie, in wiefern dieselbe hier der Erwähnung werth ist, will Gründlichkeit und wissenschaftliche Form, ungeachtet sie dieselbe nicht zu erschwingen vermag, sie will Einheit, auch nicht ohne frühern Vorgang des Auslandes, sie will Realität, und Wesen — nicht bloße Erscheinung, sondern eine in der Erscheinung erscheinende Grundlage dieser Erscheinung, und hat in allen diesen Stücken recht, und übertrifft sehr weit die herrschenden Philosophien des dermaligen auswärtigen Auslandes, indem sie in der Ausländerei weit gründlicher, und folgebeständiger ist, denn jenes. Diese der bloßen Erscheinung unterzulegende Grundlage ist ihnen nun, wie sie sie auch etwa noch fehlerhafter weiter bestimmen mögen, immer ein festes Sein, das da ist, was es eben ist, und nichts weiter, in sich gefesselt, und an sein eigenes Wesen gebunden; und so tritt denn der Tod, und die Entfremdung von der Ursprünglichkeit, die in ihnen selbst sind, auch heraus vor ihre Augen. Weil sie selbst nicht zum Leben schlechtweg, aus sich selber heraus, sich aufzuschwingen vermögen, sondern für freien Aufflug stets eines Trägers und einer Stütze bedürfen, darum kommen sie auch mit ihrem Denken, als dem Abbilde ihres Lebens, nicht über diesen Träger hinaus: das, was nicht Etwas ist, ist ihnen nothwendig Nichts, weil, zwischen jenem in sich verwachsenen Sein, und dem Nichts, ihr Auge nichts weiter sieht, da ihr Leben da nichts weiter hat. Ihr Gefühl, worauf auch allein sie sich berufen können, erscheint ihnen als untrüglich; und so jemand diesen Träger nicht zugiebt, so sind sie weit entfernt von der Voraussetzung, daß er mit dem Leben allein sich begnüge, sondern sie glauben, daß es ihm nur an Scharfsinn fehle, den Träger, der ohne Zweifel auch ihn trage, zu bemerken, und daß er der Fähigkeit, sich zu ihren hohen Ansichten aufzuschwingen, ermangle. Es ist darum vergeblich, und unmöglich, sie zu belehren; machen müßte man sie, und anders machen, wenn man könnte. In diesem Theile ist nun die dermalige deutsche Philosophie nicht deutsch, sondern Ausländerei.

Die wahre in sich selbst zu Ende gekommene und über die Erscheinung hinweg wahrhaft zum Kerne derselben durchdrungene Philosophie hingegen geht aus von dem Einen, reinen, göttlichen Leben, — als Leben schlechtweg, welches es auch in alle Ewigkeit, und darin immer Eines bleibt, nicht aber als von diesem oder jenem Leben; und sie sieht, wie lediglich in der Erscheinung dieses Leben unendlich fort sich schließe und wiederum öffne, und erst diesem Gesetze zufolge es zu einem Sein und zu einem Etwas überhaupt komme. Ihr entsteht das Sein, was jene sich voraus geben läßt. Und so ist denn diese Philosophie recht eigentlich nur deutsch, d. i. ursprünglich; und umgekehrt, so jemand nur ein wahrer Deutscher würde, so würde er nicht anders denn also philosophiren können.

Jenes, obwohl bei der Mehrzahl der deutsch philosophirenden herrschende, dennoch nicht eigentlich deutsche Denksystem greift, ob es nun mit Bewußtsein als eigentliches philosophisches Lehrgebäude aufgestellt sei, oder ob es nur unbewußt unserm übrigen Denken zum Grunde liege, — es greift, sage ich, ein, in die übrigen wissenschaftlichen Ansichten der Zeit; wie denn dieß ein Hauptbestreben unsrer durch das Ausland angeregten Zeit ist, den wissenschaftlichen Stoff nicht mehr bloß, wie wohl unsere Vorfahren thaten, in das Gedächtniß zu fassen, sondern denselben auch selbstdenkend und philosophirend zu bearbeiten. In Absicht des Bestrebens überhaupt hat die Zeit recht; wenn sie aber wie dieß zu erwarten ist, in der Ausführung dieses Philosophirens von der todtgläubigen Philosophie des Auslandes ausgeht, wird sie unrecht haben. Wir wollen hier nur auf die unserm ganzen Vorhaben am nächsten liegenden Wissenschaften einen Blick werfen, und die in ihnen verbreiteten ausländischen Begriffe und Ansichten aufsuchen.

Daß die Errichtung und Regierung der Staaten als eine freie Kunst angesehen werde, die ihre festen Regeln habe, darin hat ohne Zweifel das Ausland, es selbst nach dem Muster des Alterthums, uns zum Vorgänger gedient. Worein wird nun ein solches Ausland, das schon an dem Elemente seines Denkens und Wollens, seiner Sprache, einen festen geschlossenen, und todten Träger hat, und alle, die ihm hierin folgen, diese Staatskunst setzen? Ohne Zweifel in die Kunst, eine, gleichfalls feste und todte Ordnung der Dinge zu finden, aus welchem Tode das lebendige Regen der Gesellschaft hervorgehe, und also hervorgehe wie sie es beabsichtigt; alles Leben der Gesellschaft zu einem großen und künstlichen Druck- und Räderwerke zusammen zu fügen, in welchem jedes einzelne durch das Ganze immerfort genöthigt werde, dem Ganzen zu dienen; ein Rechenexempel zu lösen aus endlichen und benannten Größen zu einer nennbaren Summe, aus der Voraussetzung, jeder wolle sein Wohl, zu dem Zwecke, eben dadurch jeden wider seinen Dank und Willen zu zwingen, das allgemeine Wohl zu befördern. Das Ausland hat vielfältig diesen Grundsatz ausgesprochen, und Kunstwerke jener gesellschaftlichen Maschinen-Kunst geliefert; das Mutterland hat die Lehre angenommen, und die Anwendung derselben zur Hervorbringung gesellschaftlicher Maschinen weiter bearbeitet, auch hier, wie immer, umfassender, tiefer, wahrer, seine Muster bei weitem übertreffend. Solche Staatskünstler wissen, falls es etwa mit dem bisherigen Gange der Gesellschaft stockt, dieß nicht anders zu erklären, als daß etwa eines der Räder derselben ausgelaufen sein möge, und kennen kein anderes Heilungsmittel, denn dieß, die schadhaften Räder heraus zu heben, und neue einzusetzen. Je eingewurzelter Jemand in diese mechanische Ansicht der Gesellschaft ist, je mehr er es versteht, diesen Mechanismus zu vereinfachen, indem er alle Theile der Maschine so gleich als möglich macht, und alle als gleichmäßigen Stoff behandelt, für einen desto größern Staatskünstler gilt er mit Recht in dieser unserer Zeit; — denn mit den unentschieden schwankenden, und gar keiner festen Ansicht fähigen ist man noch übler dran.

Diese Ansicht der Staatskunst prägt durch ihre eiserne Folgegemäßheit, und durch einen Anschein von Erhabenheit, der auf sie fällt, Achtung ein; auch leistet sie, besonders wo alles nach monarchischer, und immer reiner werdender monarchischer Verfassung drängt, bis auf einen gewissen Punkt gute Dienste. Angekommen aber bei diesem Punkte, springt ihre Ohnmacht in die Augen. Ich will nämlich annehmen, daß ihr eurer Maschine die von euch beabsichtigte Vollkommenheit durchaus verschafft hättet, und daß in ihr jedwedes niedere Glied unausbleiblich, und unwiderstehlich gezwungen werde, durch ein höheres, zum Zwingen gezwungenes Glied, und sofort bis an den Gipfel; wodurch wird denn nun euer letztes Glied, von dem aller in der Maschine vorhandene Zwang ausgeht, zu seinem Zwingen gezwungen? Ihr sollt schlechthin allen Widerstand, der aus der Reibung der Stoffe gegen jene letzte Triebfeder entstehen könnte, überwunden, und ihr eine Kraft gegeben haben, gegen welche alle andere Kraft in Nichts verschwinde, was allein ihr auch durch Mechanismus könnt, und sollt also die allerkräftigste monarchische Verfassung erschaffen haben; wie wollt ihr denn nun diese Triebfeder selbst in Bewegung bringen, und sie zwingen, ohne Ausnahme das Rechte zu sehen und zu wollen? Wie wollt ihr denn in euer zwar richtig berechnetes und gefügtes, aber stillstehendes Räderwerk das ewig bewegliche einsetzen? Soll etwa, wie ihr dieß auch zuweilen in eurer Verlegenheit äußert, das ganze Werk selbst zurückwirken, und seine erste Triebfeder anregen? Entweder geschieht dieß durch eine selbst aus der Anregung der Triebfeder stammende Kraft, oder es geschieht durch eine solche Kraft, die nicht aus ihr stammt, sondern die in dem Ganzen selbst, unabhängig von der Triebfeder, Statt findet; und ein Drittes ist nicht möglich. Nehmet ihr das erste an, so befindet ihr euch in einem alles Denken und allen Mechanismus aufhebenden Zirkel; das ganze Werk kann die Triebfeder zwingen, nur in wie fern es selbst von jener gezwungen ist, sie zu zwingen, also, in wie fern die Triebfeder, nur mittelbar, sich selbst zwingt; zwingt sie aber sich selbst nicht, welchem Mangel wir ja eben abhelfen wollten, so erfolgt überhaupt keine Bewegung. Nehmt ihr das zweite an, so bekennt ihr, daß der Ursprung aller Bewegung in eurem Werke von einer in eurer Berechnung und Anordnung gar nicht eingetretenen und durch euren Mechanismus gar nicht gebundenen Kraft ausgehe, die ohne Zweifel ohne euer Zuthun, nach ihren eignen euch unbekannten Gesetzen wirkt, wie sie kann. In jedem der beiden Fälle müßt ihr euch als Stümper und ohnmächtige Prahler bekennen.

Dieß hat man denn auch gefühlt, und in diesem Lehrgebäude, das, auf seinen Zwang rechnend, um die übrigen Bürger unbesorgt sein kann, wenigstens den Fürsten, von welchem alle gesellschaftliche Bewegung ausgeht, durch allerlei gute Lehre und Unterweisung erziehen wollen. Aber, wie will man sich denn versichern, daß man auf eine der Erziehung zum Fürsten überhaupt fähige Natur treffen werde; oder, falls man auch dieses Glück hätte, daß dieser, den kein Mensch nöthigen kann, gefällig und geneigt sein werde, Zucht annehmen zu wollen? Eine solche Ansicht der Staatskunst ist nun, ob sie auf ausländischem oder deutschem Boden angetroffen werde, immer Ausländerei. Es ist jedoch hiebei zur Ehre deutschen Geblüts und Gemüths anzumerken, daß, so gute Künstler wir auch in der bloßen Lehre dieser Zwangsberechnungen sein mochten, wir dennoch, wenn es zur Ausübung kam, durch das dunkle Gefühl, es müsse nicht also sein, gar sehr gehemmt wurden, und in diesem Stücke gegen das Ausland zurückblieben. Sollten wir also auch genöthigt werden, die uns zugedachte Wohlthat fremder Formen und Gesetze anzunehmen, so wollen wir uns dabei wenigstens nicht über die Gebühr schämen, als ob unser Witz

unfähig gewesen wäre, diese Höhen der Gesetzgebung auch zu erschwingen. Da, wenn wir blos die Feder in der Hand haben, wir auch hierin keiner Nation nachstehen, so möchten für das Leben wir wohl gefühlt haben, daß auch dieß noch nicht das Rechte sei, und so lieber das Alte haben stehen lassen wollen, bis das Vollkommene an uns käme, anstatt blos die alte Mode mit einer neuen eben so hinfälligen Mode zu vertauschen.

Anders die ächt deutsche Staatskunst. Auch sie will Festigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit von der blinden und schwankenden Natur, und ist hierin mit dem Auslande ganz einverstanden. Nur will sie nicht, wie diese, ein festes und gewisses Ding, als das erste, durch welches der Geist, als das zweite Glied, erst gewiß gemacht werde, sondern sie will gleich von vorn herein, und als das allererste und einige Glied, einen festen und gewissen Geist. Dieser ist für sie die aus sich selbst lebende, und ewig belebende Triebfeder, die das Leben der Gesellschaft ordnen und fortbewegen wird. Sie begreift, daß sie diesen Geist nicht durch Strafreden an die schon verwahrloste Erwachsenheit, sondern nur durch Erziehung des noch unverdorbenen Jugend-Alters herorbringen könne; und zwar will sie mit dieser Erziehung sich nicht, wie das Ausland, an die schroffe Spitze, den Fürsten, sondern sie will sich mit derselben an die breite Fläche, an die Nationen wenden, indem ja ohne Zweifel auch der Fürst zu dieser gehören wird. So wie der Staat an den Personen seiner erwachsenen Bürger die fortgesetzte Erziehung des Menschengeschlechts ist, so müsse, meint diese Staatskunst, der künftige Bürger selbst erst zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung herauferzogen werden. Hierdurch wird nun diese deutsche und allerneueste Staatskunst wiederum die allerälteste; denn auch diese bei den Griechen gründete das Bürgerthum auf die Erziehung, und bildete Bürger, wie die folgenden Zeitalter sie nicht wieder gesehen haben. In der Form dasselbe, in dem Gehalte mit nicht engherzigem und ausschliessendem, sondern allgemeinem und weltbürgerlichem Geiste, wird hinfüro der Deutsche thun.

Derselbe Geist des Auslandes herrscht bei der großen Mehrzahl der unsrigen auch in ihrer Ansicht des gesammten Lebens eines Menschengeschlechts, und der Geschichte, als dem Bilde jenes Lebens. Eine Nation, die geschlossene und erstorbene Grundlage ihrer Sprache hat, kann es, wie wir zu einer andern Zeit gezeigt haben, in allen Redekünsten nur bis zu einer gewissen von jener Grundlage verstatteten Stufe der Ausbildung dringen, und sie wird ein goldenes Zeitalter erleben. Ohne die gröste Bescheidenheit und Selbstverleugnung kann eine solche Nation von dem ganzen Geschlechte nicht füglich höher denken, denn sie selbst sich kennt; sie muß daher voraussetzen, daß es auch für dieses ein letztes, höchstes, und niemals zu übertreffendes Ziel der Ausbildung geben werde. So wie das Thiergeschlecht der Biber, oder Bienen noch jetzo also baut, wie es vor Jahrtausenden gebaut hat, und in diesem langen Zeitraume in der Kunst keine Fortschritte gemacht hat, eben so wird es nach diesen sich mit dem Thiergeschlechte, Mensch genannt, in allen Zweigen seiner Ausbildung verhalten. Diese Zweige, Triebe und Fähigkeiten werden sich erschöpfend übersehen, ja vielleicht an ein paar Gliedmaaßen sogar dem Auge darlegen lassen, und die höchste Entwicklung einer jeden wird angegeben werden können. Vielleicht wird das Menschengeschlecht darin noch weit übler dran sein, als das Biber- oder Bienengeschlecht, daß das letztere, wie es zwar nichts zulernt, dennoch auch in seiner Kunst nicht zurückkommt, der Mensch aber, wenn er auch einmal den Gipfel erreichte, wiederum zurückgeschleudert wird, und nun Jahrhunderte oder Tausende sich anstrengen mag, um wiederum in den Punkt hinein zu gerathen, in welchem man ihn lieber gleich hätte lassen sollen. Dergleichen Scheitelpunkte seiner Bildung und goldene Zeitalter wird, diesen zu Folge, das Menschengeschlecht ohne Zweifel auch schon erreicht haben; diese in der Geschichte aufzusuchen, und nach ihnen alle Bestrebungen der Menschheit zu beurtheilen, und auf sie zurückführen, wird ihr eifrigstes Bestreben sein. Nach ihnen ist die Geschichte längst fertig, und ist schon mehrfalls fertig gewesen; nach ihnen geschieht nichts neues unter der Sonne, denn sie haben unter und über der Sonne den Quell des ewigen Fortlebens ausgetilgt, und lassen nur den immer wiederkehrenden Tod sich wiederholen und mehrere Male setzen.

Es ist bekannt, daß diese Philosophie der Geschichten vom Auslande aus an uns gekommen ist, wiewohl sie dermalen auch in diesem verhallet, und fast ausschließend deutsches Eigenthum geworden ist. Aus dieser tiefern Verwandtschaft erfolgt es denn auch, daß diese unsere Geschichtsphilosophie die Bestrebungen des Auslandes, welches, wenn es auch diese Ansicht der Geschichte nicht mehr häufig ausspricht, noch mehr thut, indem es in derselben handelt, und abermals ein goldnes Zeitalter verfertigt, so durch und durch zu verstehen, und ihnen sogar weissagend den fernern Weg vorzuzeichnen, und so sie aufrichtig zu bewundern vermag, wie es der deutsch denkende nicht eben also von sich rühmen kann. Wie könnte er auch? Goldene Zeitalter in jeder Rücksicht sind ihm eine Beschränktheit der Erstorbenheit. Das Gold möge zwar das edelste sein im Schooße der erstorbenen Erde, meint er, aber des lebendigen Geistes Stoff sei jenseit der Sonne und jenseit aller Sonnen, und sei ihre Quelle. Ihm wickelt sich die Geschichte, und mit ihr das Menschengeschlecht, nicht ab nach dem verborgenen und wunderlichen Gesetze eines Kreistanzes, sondern nach ihm macht der eigentliche und rechte Mensch sie selbst, nicht etwa nur wiederholend das schon dagewesene, sondern in die Zeit hinein erschaffend das durchaus neue. Er erwartet darum niemals bloße Wiederholung, und wenn sie doch erfolgen sollte, Wort für Wort, wie es im alten Buche steht, so bewundert er wenigstens nicht.

Auf ähnliche Weise nun verbreitet der ertödtende Geist des Auslandes, ohne unser deutliches Bewußtsein, sich über unsre übrigen wissenschaftlichen Ansichten, von denen es hinreichen möge, die angeführten Beispiele beigebracht zu haben; und zwar erfolgt dieß deswegen also, weil wir gerade jetzt die vom Auslande früher erhaltenen Anregungen nach unserer Weise bearbeiten, und durch einen solchen Mittelzustand hindurch gehen. Weil dieß zur Sache gehörte, habe ich diese Beispiele beigebracht; nebenbei auch noch darum, damit niemand glaube, durch Folgesätze aus den angeführten Grundsätzen den hier geäußerten Behauptungen widersprechen zu können. Weit entfernt, daß etwa jene Grundsätze uns unbekannt geblieben wären, oder daß wir zu der Höhe derselben uns nicht aufzuschwingen vermocht hätten, kennen wir sie vielmehr recht gut, und dürften vielleicht, wenn wir überflüssige Zeit hätten, fähig sein, dieselben in ihrer ganzen Folgemäßigkeit rückwärts und vorwärts zu entwickeln; wir werfen sie nur eben gleich von vorn herein weg, und so auch alles, was aus ihnen folgt, dessen mehreres ist in unserm hergebrachten Denken, als der oberflächliche Beobachter leicht glauben dürfte.

Wie in unsere wissenschaftliche Ansicht, eben so fließt dieser Geist des Auslandes auch ein in unser gewöhnliches Leben und die Regeln desselben; damit aber dieses klar, und das vorhergehende noch klärer werde, ist es nöthig, zuvörderst das Wesen des ursprünglichen Lebens oder der Freiheit mit tieferm Blicke zu durchdringen.

Die Freiheit im Sinne des unentschiedenen Schwankens zwischen mehreren gleich möglichen genommen, ist nicht Leben, sondern nur Vorhof und Eingang zu wirklichem Leben. Endlich muß es doch einmal aus diesem Schwanken heraus zum Entschlusse und zum Handeln kommen, und erst jetzt beginnt das Leben.

Nun erscheint unmittelbar und auf den ersten Blick jedweder Willensentschluß als erstes, keineswegs als zweites, und Folge aus einem ersten, als seinem Grunde — als schlechthin durch sich daseiend, und so daseiend, wie er es ist; welche Bedeutung, als die einzig mögliche verständige des Worts Freiheit, wir festsetzen wollen. Aber es sind in Absicht auf den innern Gehalt eines solchen Willensentschlusses zwei Fälle möglich; entweder nämlich erscheint in ihm nur die Erscheinung abgetrennt vom Wesen und ohne daß das Wesen auf irgend eine Weise in ihrem Erscheinen eintrete, oder das Wesen tritt selbst erscheinend ein in dieser Erscheinung eines Willensentschlusses: und zwar ist hiebei sogleich mit anzumerken, daß das Wesen nur in einem Willensentschlusse, und durchaus in nichts anderem, zur Entscheidung werden kann, wiewohl umgekehrt es Willensentschlüsse geben kann, in denen keineswegs das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung heraustritt. Wir reden zunächst von dem letzten Falle.

Die bloße Erscheinung, blos als solche, ist durch ihre Abtrennung und durch ihren Gegensatz mit dem Wesen, sodann dadurch, daß sie fähig ist, selbst auch zu erscheinen und sich darzustellen, unabänderlich bestimmt, und sie ist darum nothwendig also, wie sie eben ist und ausfällt. Ist daher, wie wir voraussetzen, irgend ein gegebener Willensentschluß in seinem Inhalte bloße Erscheinung, so ist er in sofern in der That nicht frei, erstes und ursprüngliches, sondern er ist nothwendig, und ein zweites aus einem höhern ersten dem Gesetze der Erscheinung überhaupt, also wie es ist, hervorgehendes Glied. Da nun, wie auch hier mehrmals erinnert worden, das Denken des Menschen denselben also vor ihn selber hinstellt, wie er wirklich ist, und immerfort der treue Abdruck und Spiegel seines Innern bleibt, so kann ein solcher Willensentschluß, obwohl er auf den ersten Blick, da er ja ein Willensentschluß ist, als frei erscheint, dennoch dem wiederholten und tiefern Denken keineswegs also erscheinen, sondern er muß in diesem als nothwendig gedacht werden, wie er es denn wirklich und in der That ist. Für solche, deren Willen sich noch in keinen höhern Kreis aufgeschwungen hat, als in den, daß in ihnen ein Wille bloß erscheine, ist der Glaube an Freiheit allerdings

Wahn und Täuschung eines flüchtigen, und auf der Oberfläche behangen bleibenden Anschauens; im Denken allein, das ihnen allenthalben nur die Fesseln der strengen Nothwendigkeit zeigt, ist für sie Wahrheit.

Das erste Grundgesetz der Erscheinung, schlechthin als solcher, (den Grund anzugeben unterlassen wir um so füglicher, da es anderwärts zur Genüge geschehen ist) ist dieses, daß sie zerfalle in ein Mannigfaltiges, das in einer gewissen Rücksicht ein unendliches, in einer gewissen andern Rücksicht ein geschlossenes Ganzes ist, in welchem geschlossenen Ganzen des Mannigfaltigen jedes einzelne bestimmt ist, durch alle übrige und wiederum alle übrige bestimmt sind durch dieses einzelne. Falls daher in dem Willensentschlusse des Einzelnen nichts weiter herausbricht in der Erscheinung, als die Erscheinbarkeit, Darstellbarkeit und Sichtbarkeit überhaupt, die in der That die Sichtbarkeit von Nichts ist: so ist der Inhalt eines solchen Willensentschlusses bestimmt durch das geschlossene Ganze aller möglichen Willensentschlüsse dieses und aller möglichen übrigen einzelnen Willen, und er enthält nichts weiter und kann nichts weiter enthalten, denn dasjenige, was nach Abziehung aller jener möglichen Willensentschlüsse zu wollen übrig bleibt. Es ist darum in der That in ihm nichts selbstständiges, ursprüngliches und eigenes, sondern er ist die bloße Folge, als zweites, aus dem allgemeinen Zusammenhange der ganzen Erscheinung in ihren einzelnen Theilen, wie er denn dafür auch stets von allen, die auf dieser Stufe der Bildung sich befanden, dabei aber gründlich dachten, erkannt worden, und diese ihre Erkenntniß auch mit denselben Worten, deren wir uns so eben bedienten, ausgesprochen worden ist; alles dieses aber darum, weil in ihnen nicht das Wesen, sondern nur die bloße Erscheinung eintritt in die Erscheinung.

Wo dagegen das Wesen selber, unmittelbar und gleichsam in eigner Person, keinesweges durch einen Stellvertreter, eintritt in der Erscheinung eines Willensentschlusses, da ist zwar alles das oben erwähnte aus der Erscheinung, als einem geschlossenen Ganzen erfolgende, gleichfalls vorhanden, denn die Erscheinung erscheint ja auch hier; aber eine solche Erscheinung geht in diesem Bestandtheile nicht auf und ist durch denselben nicht erschöpft, sondern es findet sich in ihr noch ein Mehreres, ein anderer, aus jenem Zusammenhange nicht zu erklärender, sondern nach Abzug des erklärbaren übrig bleibender Bestandtheil. Jener erste Bestandtheil findet auch hier Statt, sagte ich; jenes Mehr wird sichtbar, und vermittelst dieser seiner Sichtbarkeit, keinesweges vermittelst seines innern Wesens, tritt es unter das Gesetz und die Bedingungen der Ersichtlichkeit überhaupt; aber es ist noch mehr denn dieses aus irgend einem Gesetze hervorgehendes und darum nothwendiges, und zweites, und es ist in Absicht dieses Mehr durch sich selbst was es ist, ein wahrhaft erstes, ursprüngliches und freies; und da es dieses ist, erscheint es auch also dem tiefsten, und in sich selber zu Ende gekommenen Denken. Das höchste Gesetz der Ersichtlichkeit ist, wie gesagt, dieß, daß das erscheinende sich spalte in ein unendliches Mannigfaltiges. Jenes Mehr wird sichtbar, jedesmal als Mehr, denn das nun und eben jetzt aus dem Zusammenhange der Erscheinung hervorgehende, und so in's Unendliche fort; und so erscheint denn dieses Mehr selber als ein unendliches. Aber es ist ja sonnenklar, daß es diese Unendlichkeit nur dadurch erhält, daß es jedesmal sichtbar und denkbar und zu entdecken ist, allein durch seinen Gegensatz mit dem in's Unendliche fort aus dem Zusammenhange erfolgenden, und durch sein Mehrsein denn dieß. Abgesehen aber von diesem Bedürfnisse des Denkens desselben ist es ja dieses Mehr, denn alles in's Unendliche fort sich darstellen mögende Unendliche, von Anbeginn in reiner Einfachheit und Unveränderlichkeit, und es wird in aller Unendlichkeit nicht Mehr, denn dieses Mehr, noch wird es minder; und nur seine Ersichtlichkeit, als Mehr denn das Unendliche, — und auf andere Weise kann es in seiner höchsten Reinheit nicht sichtbar werden, — erschafft das Unendliche, und alles was in ihm zu erscheinen scheint. Wo nun dieses Mehr wirklich als ein solches ersichtliches Mehr eintritt, aber es vermag nur in einem Wollen einzutreten, da tritt das Wesen selbst, das allein ist und allein zu sein vermag und das da ist von sich und durch sich, das göttliche Wesen, ein in die Erscheinung, und macht sich selbst unmittelbar sichtbar; und daselbst ist eben darum wahre Ursprünglichkeit und Freiheit, und so wird denn auch an sie geglaubt.

Und so findet denn auf die allgemeine Frage, ob der Mensch frei sei oder nicht, keine allgemeine Antwort Statt; denn eben weil der Mensch frei ist in niederm Sinne, weil er bei unentschiedenem Schwanken und Wanken anhebt, kann er frei sein oder auch nicht frei, im höhern Sinne des Worts. In der Wirklichkeit ist die Weise, wie jemand diese Frage beantwortet, der klare Spiegel seines wahren inwendigen Seins. Wer in der That nicht mehr ist als ein Glied in der Kette der Erscheinungen, der kann wohl einen Augenblick sich frei wähnen, aber seinem strengern Denken hält dieser Wahn nicht Stand; wie er aber sich selbst findet, eben also denkt er nothwendig sein ganzes Geschlecht. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem wahrhaftigen, und Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei, und glaubt an Freiheit in sich und andern.

Wer an ein festes beharrliches und todtes Sein glaubt, der glaubt nur darum daran, weil er in sich selbst todt ist; und, nachdem er einmal todt ist, kann er nicht anders denn also glauben, sobald er nur in sich selbst klar wird. Er selbst und seine ganze Gattung von Anbeginn bis ans Ende wird ihm ein zweites, und eine nothwendige Folge aus irgend einem vorauszusetzenden ersten Gliede. Diese Voraussetzung ist sein wirkliches, keinesweges ein blos gedachtes Denken, sein wahrer Sinn, der Punkt, wo sein Denken unmittelbar selbst Leben ist; und ist so die Quelle alles seines übrigen Denkens und Beurtheilens seines Geschlechts in seiner Vergangenheit, der Geschichte seiner Zukunft, den Erwartungen von ihm und seiner Gegenwart, im wirklichen Leben an ihm selber und andern. Wir haben diesen Glauben an den Tod im Gegensatze mit einem ursprünglich lebendigen Volke Ausländerei genannt. Diese Ausländerei wird somit, wenn sie einmal unter den Deutschen ist, sich auch im wirklichen Leben derselben zeigen, als ruhige Ergebung in die nun einmal unabänderliche Nothwendigkeit ihres Seins, als Aufgeben aller Verbesserung unsrer selbst oder andrer durch Freiheit, als Geneigtheit sich selbst, und alle so zu verbrauchen, wie sie sind und aus ihrem Sein den möglichst größten Vortheil für uns selbst zu ziehen; kurz, als das in allen Lebensregungen immerfort sich abspiegelnde Bekenntniß des Glaubens an die allgemeine und gleichmäßige Sündhaftigkeit aller, den ich an einem andern Orte hinlänglich geschildert habe,*) welche Schilderung selbst nachzulesen, auch zu beurtheilen in wie fern dieselbe auf die Gegenwart passe, ich Ihnen überlasse. Diese Denk- und Handelsweise entsteht der inwendigen Erstorbenheit, wie oft erinnert worden, nur dadurch, daß sie über sich selbst klar wird, dagegen sie, so lange sie im Dunkeln bleibt, den Glauben an Freiheit, der an sich wahr und nur in Anwendung auf ihr dermaliges Sein Wahn ist, beibehält. Es erhellet hier deutlich der Nachtheil der Klarheit bei innerer Schlechtigkeit. So lange Schlechtigkeit dunkel bleibt, wird sie durch die fortdauernde Anforderung an Freiheit immerfort beunruhigt, gestachelt und getrieben, und bietet den Versuchen, sie zu verbessern, einen Angriffspunkt dar. Die Klarheit aber vollendet sie und rundet sie in sich selbst ab, sie fügt ihr die freudige Ergebung, die Ruhe eines guten Gewissens, das Wohlgefallen an sich selber hinzu: es geschieht ihnen, wie sie glauben, sie sind von nun an in der That unverbesserlich, und höchstens, um bei den Besseren den unbarmherzigen Abschen gegen das Schlechte, oder die Ergebung in den Willen Gottes rege zu erhalten, und ausserdem zu keinem Dinge in der Welt nütze.

Und so trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unsrer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut erstes und ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube, oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen, und zu begreifen vermeine, daß das Gegentheil von diesem allen statt finde. Alle, die entweder selbst, schöpferisch und hervorbringend das neue Leben, oder die, falls ihnen dies nicht zu Theil geworden wäre, das nichtige wenigstens entschieden fallen lassen, und aufmerkend da stehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnen, und sie nicht hassen, oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein zweites zu sein, und abgestammtes, und die deutlich sich also kennen und begreifen, sind es in der That, und werden es immer mehr durch diesen ihren Glauben, sie sind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen, oder neben ihnen, aus eigenem Triebe sich regte, ein vom Felsen zurücktönender Nachhall einer schon verstummten Stimme, sie sind, als Volk betrachtet, außerhalb des Urvolks, und für dasselbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg, oder Deutsche nennt, ist in der neuen Zeit wenigstens bis jetzt ursprüngliches, an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des neuen hat sich gezeigt; jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klar gewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Be-

*) M. s. die Anweisung zum seligen Leben; 11. Vorlesung.

griffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr von derselben der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe, und mit besonnener und freier Kunst, vollendet und ganz, sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu schließen. Der Grundsatz, nach dem sie diesen zu schließen hat, ist ihr vorgelegt; was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns thun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei, und welche Sprache es rede, ist undeutsch, und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne.

Filibert s. Köhler.

Filiodor s. Schwieger.

Gottfried Wilhelm Fink

ward am 7. März 1783 zu Sulza an der Ilm geboren, studirte Theologie und bekleidete von 1810 bis 1816 das Amt eines reformirten Predigers zu Leipzig, das er jedoch aufgab, und dagegen die Leitung einer Erziehungsanstalt übernahm. Seit den letzten Jahren lebte er als Privatgelehrter mit der Redaction der Leipziger musikalischen Zeitung beschäftigt, daselbst.

Er gab heraus:

Häusliche Andachten. Leipzig, 1814.
Dasselbe, in christlichen mehrstimmigen Liedern. 3 Hefte. Leipzig, 1811. Q.-Fol.
Neue häusliche Andachten. Leipzig, 1835. 1. Heft.
Gedichte. Leipzig, 1813.
Kindergesangbuch. 2 Hefte. Leipzig, 1815. Q.-Fol.
Predigten. Leipzig, 1815.
Volkslieder mit und ohne Clavierbegleitung. 6 Hefte. Fol. Leipig, 1811—1815.
Balladen und Romanzen; 8 Hefte Lieder und Gesänge, einstimmige und mehrstimmige Compositionen verschiedener Art ꝛc.
Erste Wanderung der ältesten Tonkunst. Essen, 1831.
Einzelne Kritiken und Aufsätze in der musikalischen Zeitung u. s. w.
Das Jahr der Erde und der Mensch. Ein allegorisch erzählendes Gedicht. Leipzig, 1835.
Familien-Unterhaltungen in kurzen Erzählungen. Leipzig, 1835.
Musikalische Grammatik. Leipzig, 1836.

Ein beliebter Kanzelredner zeichnete sich F. schon früh durch äußerst glückliche und gefällige lyrische Poesieen, in welchen er besonders den echten Volkston zu treffen wußte, und zu denen er selbst geschmackvolle und anmuthige Melodieen erfand, höchst vortheilhaft aus. — Ebenso hat er sich durch seine gründlichen und gediegenen Forschungen und Kritiken im Gebiete der Tonkunst einen sehr geachteten Namen als Theoretiker erworben.

Abendlied*).

1. An Gottes Güte will ich denken,
So lang die Augen offen stehn;
Nach ihr soll sich mein Sinnen lenken,
Bis meine Sinne mir vergehn.
In Gott sei uns der Tag vollbracht,
In Gott empfange mich die Nacht.

2. Dein Lieben kann ja nimmer enden,
Du willst ja stets mein Vater sein.
O daß ich nie mich möchte wenden
Von deines Lichtes Gnadenschein!
So leite selbst mir Muth und Sinn
Zu deiner ew'gen Liebe hin.

3. Ich seh' es alle Tag und Zeiten,
Wie Großes dein Erbarmen schafft.
Die Erde, voll von Herrlichkeiten,
Besteht und geht in hoher Kraft,
Sie reicht uns liebend Jahr auf Jahr
Bald Blüthen und bald Früchte dar.

4. O nimmer kann ich ganz bedenken,
Was deine Güt' an uns gethan.
So Großes willst du hier uns schenken:
Was werd' ich dort von dir empfahn?
In deiner Liebe will ich ruh'n:
Herr, lehr' mich deinen Willen thun!

5. Entfloh'n ist jeder Erdenkummer:
Ich singe Gottes Lieb' und Macht.
Nimm sanft mich auf, o holder Schlummer!
Ich weiß; daß Vaters Güte wacht;
Die schützt und schirmet meine Ruh,
So schließ' ich froh die Augen zu.

*) Gedicht von G. W. Fink.

Champagner-Bacchanal*).

1. Ha, wie er sprudelt, ihr rüstigen Zecher!
Schlürfet bacchantisch den schäumenden Wein!
Leert bis zum Boden den lustigen Becher,
Lockt euch die schelmischen Faunen herein!
Trinkt, wie die Griechen, Evöen zu singen;
Lasset ihm Cymbeln und Flöten erklingen —
Mäßig kann aber ein Bacchus nicht sein!

2. Blüht der Genuß, wächst tödtlicher Saamen,
Ueppig umblättert von reizender Bluth.
Panther und Tieger, es flieh'n sie die Zahmen:
Bacchus nur lenkt sie in feurigem Muth.
Evoe! laßt ihm gebrochen erschallen.
Horch! — Wie die Korke mit Zischen entknallen:
Zischt mir im jagenden Taumel das Blut.

3. Reicht mir den Thyrsus, mit Epheu umwunden!
Seht ihr, wie Perle an Perle zerrinnt?
Wer die Begeist'rung im Fluge gefunden,
Fasse behende das seltene Kind.
Schämet sich Einer zu brausen und sausen,
Scheut er Gefahren, die unter uns hausen,
Bleib' er daheim oder geh' er geschwind.

4. Füllt mir das Spitzglas! Es brennt mir die Kehle.
Munter! der Stöpsel ist nüchtern verpicht.
Nüchtern verpichen nur Sorgen die Seele:
Trunknen entweichet die sorgende Pflicht.
Steh'n wir nicht über die Regel erhaben?
Laßt sie uns muthig im Weine begraben.
Zimpferlich, wahrlich, so trinke ich nicht!

* Von Demselben.

Wilhelm Fink,

als Schriftsteller unter dem Namen Gustav Edinhard bekannt, ward 1770 in Köthen geboren, studirte Theologie und lebte dann als Hauslehrer bei dem Berghauptmann von Veltheim zu Ostrann, in der Nähe von Halle. Kränklichkeit zwang ihn, in sein väterliches Haus zurückzukehren, wo er am 15. Juni 1794 in der Blüthe seiner Jahre starb.

Von ihm erschien:

Die Verschwörung der Pazzi. Trauerspiel. Leipzig, 1791.
Heinrich der Löwe. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Otto von Schwarzburg. Leipzig, 1793.
Gemälde aus dem alten Rom. Köthen, 1794
Scenen aus Roms goldenem Zeitalter. Köthen, 1796.

Sehr glückliche Anlagen, namentlich für die erzählende Darstellungsweise, waren W. F. eigenthümlich, so daß er bei größerer Reife Treffliches geleistet haben würde; leider machte der Tod zu früh seinen Bestrebungen ein Ende.

Johann Fischart, genannt Mentzer,

über die Lebensumstände dieses merkwürdigen und eigenthümlichen Mannes sind keine näheren Angaben vorhanden. Nach Einigen ist er zu Straßburg, nach Anderen zu Mainz (woher der Zuname Mentzer [Mainzer] stammen soll) in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts geboren. Um 1586 war er Amtmann zu Forbach bei Saarbrück. Er starb nach 1590.

Seine bekannt gewordenen Schriften sind:

Affentheuerlich Naupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten u. s. w. Herrn Grandgusier, Gargantua und Pantagruel u. s. w. u. s. w. (eine sehr freie und originelle Bearbeitung von Rabelais Gargantua und Pantagruel). Getruckt zu Grenesing im Gänserich 1552 in 8. — Ferner 1575, 1577, 1582, 1590, 1594, 1596, 1600, 1605, 1608, 1617, 1620, 1631 in 8. — Die von Dr. Eckstein (C. L. F. Sander) besorgte Ausgabe Hamburg 1785—87, 3 Thle. in 8. ist eine Ueberarbeitung.
Aller Practic Großmutter u. s. w. (Nachahmung von Rabelais Prognostication Pantagrueline.) — Ohne Ort, 1573. in 8. Ferner 1593, 1598, 1607 in 8.
Das Glückhafft Schiff u. s. w. Aelteste Ausgabe (nach 1576.) ohne Ort und Jahreszahl in kl. 4. — Ferner o. O. u. J. in groß 4. und Zürich 1576 in 4. Neueste Ausgabe von K. Halling. Tübingen, 1828 in 8.
Flohhaz, Weibertratz u. s. w. O. O. u. J. Ferner Straßburg 1557 in 8., 1577 in 8., 1594 8., 1610 kl. 8. — Wieder abgedruckt in Dornavii Amphitheatrum.
Bienenkorb des heiligen Römischen Immenschwarms (nach dem Byencorf der H. Roomschen Kercke von Phil. Marnix bearbeitet) u. s. w. Christlingen, 1579, 8. — Ferner ebendaselbst 1580, 1581, 1582, 1586, 1588 in 8., Christlingen, o. J. 8., Leipzig, 1657. 8. — Findet sich von allen F'schen Schriften am häufigsten.
Der heilig Brotkorb der h. Römischen Reliquien u. s. w. Christlingen, 1583. 8., 1584. 8. — Greifswalde, 1585. 8. Christlingen, 1601. 8.
Philosophisch Ehezuchtbüchlein u. s. w. Straßburg, 1591, 8., 1597, 8., 1607, 8., 1614, 8., 1623, 8., 1683, 8.
Podagrammisch Trostbüchlein u. s. w. Straßburg, 1577, 8., 1591 o. O. 8., 1604 8.
Accurata effigies pontificum u. s. w. Straßburg, 1573, Fol.
De Magorum Daemonomania. (Uebersetzung des bekannten Bodin'schen Werkes.) u. s. w. Straßburg, 1581, 8., 1586, 8., 1591, 8., Hamburg, 1698, 8.
Catalogus Catalogorum u. s. w. Getruckt zu Nienendorf bei Nirgendsheim im Mentzergrund 1590, 8. — (Nur der erste Theil, ein zweiter erschien nicht.)
Von S. Dominici des Predigermünch's und S. Francisci Barfüßers artlichem Leben u. s. w. O. O. 1571, 4.
D. Johann Fischarts, genannt Mentzer, Erklärung und Auslegung einer von verschiedentlichen zahm und wilden Thieren haltenden Meß u. s. w. Straßburg, 1608, ein Bogen (Holzschnitt) in Folio; eine ältere Ausgabe muß schon vor 1579 erschienen sein. Wieder abgedruckt ist es in M. Oseas Schadäus: Summum Argentoratensium templum, Straßburg, 1617, 4. S. 57 fgde. — In demselben Buche sind auch Fischart's: Deutscher Reimen auf das kunstreiche Uhrwerk im Münster, S. 39 fgde. enthalten, von welchen Meusel in seinem Historisch Literärisch-Bibliographischem Magazin St. 4. S. 81—85 einen Abdruck lieferte.
Der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit u. s. w., ein Gedicht von 779 Versen. — Es ist keine besondere Ausgabe dieser schon vor 1579 verfaßten Satyre bekannt, doch findet es sich abgedruckt in dem Franciscaner Alkoran von Erasmus Alberus. O. O. 1614. Blatt 104.
Fürtreffliches artliches Lob deß Landlustes u. s. w., abgedruckt in Siben Bücher vom Feldbau u. s. w. durch Melchior Schizio, Straßburg, 1579 in Folio und hieraus wieder bei Meusel l. c. St. 4. S. 87—96.
Eine Vorrede zu Matthias Holzwart Emblematum tyrocinia u. s. w. Straßburg, 1581, so wie ein Anhang zu demselben Werke, betitelt: Eikones cum brevissimis descriptionibus.
Die wunderlichst unerhörtest Legend und Beschreibung des vierhörnigen Jesuitenhütleins; die erste unbekannte Ausgabe schon vor 1579, spätere zu Laufanich, bei Gangwolf Suchnach 1580, 8., 1591, 8., 1593, 8.
Erklärende Verse zu Stimmer's Sacrorum Bibliorum figurae (schon vor 1579). — 1586, 8., 1625, 8., 1628, 8. Straßburg.

Fischart gefiel sich darin, bei seinen Werken die verschiedenartigsten Namen anzunehmen; so nannte er sich u. A. J. F. Mentzer, Reznem, Huldrich Elloposkleros, Jesuwalt Pickhart, J. Piccard, Joh. Friedr. Guicciard, Ulrich Mannsehr vom Treubach, Artwisus von Fischmentzweiler, Huldrich Wischhart, Johann Friedrich Gwischart, Wolbeschreiter Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus u. s. w. u. s. w. und seine einzelnen Schriften führen daher bald diese bald jene Benennung des Verfassers.

Es giebt keinen deutschen Schriftsteller, in dessen gerechter Würdigung und Beurtheilung die Literatoren mehr übereinstimmten, als sie es bei Fischart thun. Sein unerschöpflicher Witz, seine gewaltige Herrschaft über die Sprache, sein großes Talent der komischen Darstellung und seine seltene Gewandtheit und Laune, verbunden mit dem redlichsten Eifer für Wahrheit und Recht, weisen ihm trotz seiner vielen Fehler und zügellosen Uebertreibungen einen sehr hohen Rang unter unseren Dichtern an. — Will man gerecht sein, so muß man anerkennen, daß, wie weit wir auch vorgedrungen sein mögen, F. in seiner ganzen originellen und kecken Eigenthümlichkeit immer noch einzig dasteht, und nicht seines Gleichen hat; noch wil-

liger aber wird man ihm alle jene gerühmten Vorzüge einräumen, wenn man bedenkt, wie hinderlich ihm eigentlich seine Zeit war, die obendrein den größten Theil der Schuld seines mitunter allerdings ausartenden Cynismus trägt. — Höchst meisterhaft charakterisirt ihn der fein blickende und in unsern Tagen so wenig beachtete Küttner (Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, S. 90—95) mit folgenden Worten: Fischart war unstreitig der lustigste Kopf seiner Zeit, ein Lacher von ausgelassener Laune, reich an drolligen Späßen und Schnaken, an doppelsinnigen Scherzen und Persifflage, ein Meister im herrschenden Tone der damaligen Nationalsatyre. Er ist ein Schalk von Haus aus; manchmal spottet er mit ziemlicher Feinheit, öfter aber im schmutzigen cynischen Tone, der bei den Trinkgelagen unserer Väter Mode war. Ueberhaupt verdient er den Namen eines schlauen Menschenkenners und lebhaften Satyrikers, durch die mancherlei Züge von Thorheit und Narrheit, die er nach und nach im täglichen Leben sammelte und in seinen Schriften mit großem Witze bearbeitete. Aber sein größtes Verdienst liegt in seiner Sprache. Diese gießt er in allerlei Formen, selbst in die der rohesten Harlekinade. Deß ist die Verdeutschung seines Zeitgenossen Rabelais Zeuge. Freier und toller ist wohl keiner mit dem Genius unserer Sprache umgesprungen, als Fischart, der Uebersetzer des schon an und für sich lächerlichen Franzosen. Der deutsche Rabelais hat Ausdrücke, Zusammensetzungen und Wörter, die nur Fischart ersinnen konnte; Wörter, die der zügelloseste Witz schuf und keine Zunge ruhig nachzusprechen vermag. Aber gerade darin liegt Ueberfluß des Genies, mehr als gemeine Laune und mehr als gemeine Sprachkenntniß. In vielen Ausdrücken herrscht Fülle des höchsten Komischen und der beißendste Scherz; viele sind selbst für unsere Zeiten in der burlesken Sprache brauchbar und dem Sinne nach unerschöpflich reich und stark. An andern Orten ist der Dichter spruchreich, ein Kenner und Maler der Natur in allen ihren Scenen, ein bitterer Feind der Laster und ihres Anhangs, ein boshafter Spötter des weiblichen Geschlechtes, der Hofschranzen und der geistlichen Wölfe in Schafskleidern, ein Philosoph, der Allem Hohn lacht, was er auf Erden sieht. Doch leuchtet überall ein fröhlicher Geist und ein reines Herz hervor. Fischart's Laune gleicht in Vielem der des Aristophanes, aber der Deutsche spottet unschädlicher. —

Wir theilen hier das glückhafte Schiff nach Hallings Recension (S. oben) nach der Ausgabe von 1600 mit.

Vergl. Halling's Einleitung zu seiner oben angeführten Ausgabe — des glückhaften Schiffs S. 1—102. —

Das Glückhaft Schiff zu Zürich.

Artliche Beschreybung der vngewonten vnd doch glückfertigen Schiffart etlicher Burger von Zürich, auff das vilberhümt Hauptschiessen, gehn Straßburg gethan.

Gestellet ein Loblichen Eydgnoschafft einer Statt vnd gemein Zürich, auch dem mit freuden vollbrachten Straßburgischen Schiessen, Vnd der ehrlichen Nachbarlichen besuchung der Glückhafften Schiffartgesellschaft zu gedächtnus, Rhum vnnd Ehren.

Durch Vlrich Mansehr vom Treübach.

Man list von Xerre, dem Beherrscher
Des auffgangs vnd der Edlen Perser,
(Welcher neunhundert dausent mann
Furet wider die Griechen an),
Das, als er het zu Meer gestritten,
Vnd sehr grossen verlust gelitten,
Da ward er so ergrimmet sehr,
Das er ließ geyselen das Meer,
Vnd wurf ketten drein, es zustillen
Vnd es zufesseln nach seim willen.
Aber was half jn diser hon?
So vil als nichts, er floch davon.
Desgleichen hört man von Venedig,
Das sie, zuschaffen das Meer gnädig,
Järlich werffen hinein ein Ring
Das es sie wie ein Braut vmbfing.
Aber wie offt hats sich erwisen
Ganz feindtlich mit den Vbergüssen?
Auch wann sie jrer Gmahl wol trauten,
Was dorffts, das sie vil Dämm vmbbauten?
Deßhalb ein andre weiß ist gwiß,
Zuzämen die Wasser vnd Flüß,
Das sie geschlacht vnd folgig werden,
Vnd die leut fertigen on bschwerden.
Welchs ist dieselb? Nemlich nur die,
Welche wir han erfaren hie,
Das neulich sie gebrauchet hat
Die jung Mannschafft auß Zürch der Statt.
Das ist: handuest Arbeitsamkeit
Vnd standhafft vnverdrossenheit
Durch Rudern, Riemen, stossen, schalten,
Vngeacht müh ernsthafft anhalten,
Nicht schewen hitz, schweiß, gfärligkeit,
Noch der wasser vngstümmigkeit,
Nicht erschrecken ab wirbeln, wällen,
Sonder sich hertzhast gegenstellen;
Je meh die Flüß laut rauschend trutzen,
Je kräfftiger hin wider stutzen;
In summa: durch standhafft gemüt
Vnd strenge hand, die nicht ermüd;
Dann nichts ist also schwer vnd scharff,
Das nicht die Arbeit vnderwarff,
Nichts mag kaum sein so vngelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen;
Was die faulkeit halt für vnmüglich,
Das vberwind die Arbeit füglich:
Die Arbeit hat die Berg durchgraben,
Vnd das Thal in die höh erhaben,
Hats Land mit Stetten wonhafft gemacht,
Vnd die Ströme zwischen Damm gebracht,
Hat Schif gebaut, das Meer zuzwingen,
Das es die Leut muß vberbringen,
Vnd die Leut vber flüß müß tragen,
Vnd sich mit Rudern lassen schlagen,
Das es die Schiff so geschwind muß füren,
Als die vögel der Lufft thut rüren.
Derwegen, dieweil durch solch weiß,
Namlich durch arbeitsamen fleiß,
Die Zürcher haben vorgetruffen
Vilen, die auch dergleichen hofften,
Vnd han ein bessern weg gefunden,
Wie die flüß werden vberwunden,
Vnd also han geschafft ein Nam,
Der bleibt, so lang der Limmatstram
Zu jrem Vater laufft in Rein,
Vnd der Rein kehrt im Meerkreiß ein,
So wer es je ein vnuerstand,
Die Gschicht zumachen nicht bekant,
Dieweil es je kein Fabel ist,
Wie man vom Triptolemo list,
Der in kurtzer zeit hat durchgangen
Die gantze welt auff fliegend schlangen,
Noch ein gedicht von fliegend drachen,
Welche Medea zam kont machen.
Hie darff das Schiff kein flügel nit,
Wie Persei Luftpferd, welchs er ritt,
Hie darff kein fettich man vmbthun,
Wie Ikarus, so schmeltzt die Sunn,
Sondern standmut vnd feste Hand,
Das macht recht fligen durch die land,
Arbeit vnd fleiß, das sind die flügel,
So füren vber Stram vnd bügel.
Derhalben weichet jr Poeten,
Die war geschicht in falsch gdicht nöten.
Vnd last vns hören mit verlangen,
Wie im Sommer, newlich vergangen,
Von Zürich ein Gsellig Burgerschafft
Mit gutem Glück vnd Manneskrafft
Gen Straßburg auf das Schiessen fuhr,
Da sie all freuntlichkeit erfuhr.
Als nun war außgebrochen weit
Deren von Straßburg willigkeit
Zu pflantzung Nachbarlicher freundschaft,
In jrem Außschreiben, gemeinhaft

Hin vnd wider an Sländ vnd Stett,
Vnd alle Nachbawrn, die es het,
Zu eim Hauptschiessen, schön mit lust
Zugleich mit Büchsen vnd Armbrust,
Zu deren jedem war das best
Hundert gulden, on sonst den Rest:
Da sind von hoch vnd nider Stand
Erschinen vil auß Statt vnd Land;
Deßhalb die Loblich lieblich Statt
Zürich, die nach seim Nam stiften thal,
Turich, ein König der Heldwallen
Vnd Balgerhelden, stark vor allen,
Vor Christi gburt zweitausent jar,
(Von dem auch Trüehr gbawet war)
Vnd im Heldsaß die Statt Türacburg
Bei den Trüwonern, heut gnant Straßburg,
Welche berühmte Türuchlner
Zu Cäsars zeiten waren küner,
Als andre im Heldvätterland,
Vnd zogen oft mit gwerter hand,
Den Römern ins Keiserlich gbiet,
Zuschützen jr freiheit damit,
Wie sie sich dann auch Mannlich stelten
Bei Rudolph von Habspurg, dem Helden,
Vnd andern Keisern, so nachkamen;
Daher groß freiheit sie bekamen;
Ja die Statt war so hoch geacht
Vonwegen jrer Tugendmacht,
Das sie den Endgnossen hat gefallen,
Zu sein das erst Ort vnder allen.
Ja, dise alt berümte Statt,
So die Limmat eingfangen hat,
Mit etlich schönen weiten Brucken,
Vnd ist berümt von vilen stucken,
Von Policey, Religion,
Von mancher Gelerter Person,
Von Weisen Leuten zuo dem Rhat,
Vnd Streitbarn leuten zu der that,
Dieselbig wolt auch nicht erlosen,
Die glegenheit, jr auffgestosen,
Jr valt freund vnd Nachbarleut,
Heimzusuchen in freuden weit,
Vnd solches auf ein sonder weiß,
Die sich reimpt zu der freudenreiß.
Dann gleich wie sein zeit hat das leid,
Also, hat sein zeit auch die freud,
Vnd wie das leyd inn vnmut steht,
Also die freud auff kurtzweil geht.
Derhalben sich ein ehrlich Gselschafft
Vor vier vnd fünfftzig sammenthaft,
So all in Leidfard warn bekleidt
Zuzeigen jr einmütigkeit,
Verglichen haben eines stücks,
Welches bedorfft wol grosses Glücks,
Nemlich, in eim tag thun ein fart,
Die man kaum in vier tagen fahrt,
Vnd in dem folgen den Vorfaren,
Die auch dergleichen Schifleut waren;
Dann wz staht baß, dann wann die jugend
Nachschlägt jrer Vorfaren tugend?
Dann also grünen die Stätt hie,
Wann tugend bleibt bey alter plüh;
Aber wo auß der art man schlegt,
Vnd täglich newe bräuch erregt,
Da kumpt gewiß ein Newerung,
Die selten eim Land wol gelung,
Vnd wiewol heut die junge welt
Für schlecht der Alten thaten hällt,
Von schlecht richtiger vmständ wegen,
So solte doch dieselb erwegen
Das sie durch die schlecht Richtigkeit
Jren solch macht hat zubereit,
Da man durch new vnrichtigkeit,
Heut täglich sicht entstehn groß leyd.
Darumb vil anders gesinnet war
Dise Zürichisch Gsellschaft zwar,
Die auch erweisen walt die kraft
Der Alten bey junger Mannschaft,
Vnd erzeigen durch solch Wagstück,
Das mit Zürich noch halt das alt Glück.
Rüsten derwegen zu ein Schiff,
Welchs in eim Tag gen Straßburg lif,
Versahen es mit aller ghör
Damit recht zuerlangen ehr,
Bestellten Schifleut so regirten,
Vnd die jung Manschaft wol anführten.
Nach dem nun alles war versehn,
Ward zu der Absart angesehen
Im Brachmonat der zwentzigst tag,
Das man es mit dem Wagschiff wag.
Kamen darauff fast vm zwo Vren,
Gleich gegen tag, das sie absuohren,
Trugen ein warmen hirß ins Schiff,
In einem grossen hafen tif,
Zu zeigen an, das wie sie könten
Den Hirß warm lifern an ferrn enden,
Also weren sie allzeit gwärtig,
Zu dienen jren freunden färtig.
All warens freudig, das mans wag,
Vnd grüßten da den lieben tag
Mit Trommen und Trommeten schall,
Das es gab durch den See ein hall:
O heller Tag, O liebe Sonn,
Sprachen sie, Nun dein Schein vns gonn!
Zeig vns dein liechtes rotes Haupt,
Des vns hast dise Nacht beraubt!
Geh auf mit freuden vns zu heil,
Das wir vollbringen vnser theil!
Halt bey vns heut mit deinem schein,
Laß dir kein Wolck hinderlich sein,
Zünd durch dein liecht den weg vns heut
Auf Straßburg, welchs noch ist sehr weit,
Dan du auch wirst durch dise gschicht
Noch berümpt, wo man dauon spricht!
Wolan! dein vortrab, Morgenröt,
Zeigt, das bey vns wilt halten stät.
Wan wir dein hitzstich heut empfinden,
Wöllen wir dein beystand verkünden.
Hierauff ruofft jnen das volck zuo:
Glück zu! Glück zu! mit guoter ruoh
Vollbringet frisch vnd gsund die reiß!
Gleich wie jr den Hirs lifert heiß!
Laßt euch kein arbeit nicht verdriessen,
Dann jr dadurch grhümt werden müssen!
Hiemit so stieß man ab von Land,
Vnd legt an dRuder manlich hand.
Da ging es daher inn der wog,
Als ob es in dem wasser flog,
Die Ruder giengen auff vnd ab,
Schnell, das es ein ansehen gab,
Als ob ein frembds vngwont Geflügel
Da auff dem Wasser rhürt die flügel.
Die Limmat, welche her entspringt
Vom Märchberg, der Vry vmringt,
Vnd durchs Linthal für Glaris laufft,
Vnnd in dem Obersee ersaufft,
Aber im Zürchsee fürkompt wider,
Vnd strack für Baden laufft hernider,
Die wolt sich erstlich etwas straussen,
Erzeigt sich wild mit rauschen, praussen,
Dan jr war vngwont solch schnell schiffen,
Vnd het sie gern ein weil ergriffen,
Von jnen zuerfahren bscheidt,
Was solches eylen doch bedeut,
Ob jre Landzucht Zürich vileicht
Groß not lit, das man von jr weicht.
Aber eh sie es hat erfaren,
Kamen sie schnell auß jr in dAren.
Die Aar beim höchsten gbürg entspringt,
Dem Gotthart, der in dWolken dringt,
Vnd sich wie ein Fischangel windt
Durch Brientz vnd Thunersee geschwind,
Vnd vmringt Bern die Landreich Statt,
Die wol ein Berenmuot zwar hatt,
Beides: in pflantzung warer lehr,
Vnd schirmung jrer Land mit wehr.
Folgends bei Arberg sich krümpt eben,
Die alt Statt Solthurn zu vmbgeben,
Welche auch König Türich bawt
Zuo eim sal, des Thurn man noch schawt,
Ja in die Aar, so gibt den namen
Dem Argaw, ein recht Adelssaamen.
Dieselb Arig hat sie geleit
Jnn Rein mit schnäller fertigkeit.
Da frewten sich die Reißgeferten,
Als sie den Rein da rauschen hörten,
Vnd wünschten auff ein newes Glück,
Das Glücklich sie der Rein fortschick,
Vnd grüßten jn da mit Trommeten:
„Nun han wir deiner hilff vonnöten,

O Rein, mit deinem hellen fluß
Dien du vns nun zur fürdernuß!
Laß vns geniesen deiner Gunst,
Dieweil du doch entspringst bey vns
Am Vogelberg bey den Luchtmannen,
Im Rheintzierland, von alten Anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnst,
Mit bawfeld zieren, dem schönsten dienst!
Schalt diß Wagschiflin nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren,
Leit es gen Straßburg, dein zird,
Darfür du gern laufft mit begird,
Weil es dein strom ziert vnd ergetzt,
Gleich wie ein Gstein im Ring versetzt!"
Der Rein mocht diß kaum hören auß,
Da wund er vmb das schiff sich krauß,
Macht umb die Rüder ein weit Rad,
Vnd schlug mit freuden ans gestad,
Vnd ließ ein rauschend Stimm da hören,
Drauß man mocht dise wort erklären:
Frisch dran, jr lieben Eydgenossen!
Sprach er, frisch dran! seit vnuerdrossen!
Also folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren!
Also muoß man hie Rhuom erjagen,
Wann man den Alten will nachschlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkomm hie zugegen.
Jr suocht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alten han bereit,
Dieselbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen.
Ich weiß, ich werd noch offtmals sehen,
Solchs von ewern nachkommen gschehen,
Also erhelt man nachbarschafft;
Dann je der Schweitzer eigenschafft
Ist Nachbarliche freuntlichkeit,
Vnd in der Not standhafftigkeit.
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Die auf mich in Schiff thäten sitzen,
Geleit gen Straßburg auff das schiessen;
Dafür mit freuden ich thu fliessen.
Aber keine hab ich geleit
Noch heut des tags mit solcher freud.
Fahr fort! fahr fort! laßt euch nichts schrecken,
Vnd thut die lenden daran strecken.
Die Arbeit trägt daruon den sieg,
Vnd macht das man hoch daher flieg
Mit Fama, der Rümgöttin herlich;
Dan wz gschicht schwärlich, dz wirt ehrlich.
Mit solchen leuten solt man schiffen
Durch die Meerwirbeln vnd Meertifen,
Mit solchen forcht man kein Meerwunder
Vnd kein wetter, wie sehr es tunder,
Mit solchen dörfft man sich vermessen,
Das eine fremde Fisch nicht fressen:
Dann dise alles vberstreitten
Durch jr vnuerdrossen arbeiten.
Mit disen Knaben solte einer
Werden des Jasons Schiffartgmeiner
In die Insul zum Gulden Wider:
Da wüßt er, das er käm herwider.
Weren dise am Meer gesessen,
So lang wer vnersuocht nicht gwesen
America, die newe Welt;
Dann jr Lobgir het dahin gstellt.
Laßt euch nicht hindern an dem thun,
Das auff die haut euch sticht die Sunn,
Sie will euch manen nur dadurch,
Das jr schneid tapfer durch die furch.
Dann sie seh gern, das jr die gschicht
Vollbrächten bey jrm schein vnd liecht,
Damit sie auch Rhuom dauon trag,
Gleich wie ich mich des Rhümen mag.
Die Blatern, die sie euch nun brennt,
Vnd die jr schaffet in der hend
Werden euch dienen noch zu Rhüm,
Wie zwischen Tornen eine blüm.
Jr dörft euch nicht nach wind vmbsehen,
Jr seht der wind will euch nachwähen.
Gleichwie euch nun diß wetter libt,
Also bin ich auch vnbetrübt,
Jr sehet je mein wasser klar,
Gleich wi ein Spiegel, offenbar.
So lang eman würd den Rein abfaren
Würd keiner ewer lob nicht sparen,
Sonder wünschen, das sein schiff liff,
Wie von Zürich das Glückhaffte schiff. —
Wolan, frisch dran! jr habt mein gleit
Vmb ewer standhafft freudigkeit,
Die straß auff Straßburg sey euch offen,
Jr werd erlangen was jr hoffen:
Was jr euch heut frü namen vor
Das würd den abend euch noch wor,
Heut werd jr die Statt Straßburg sehen,
So war ich selbs herzuo werd nähen,
Heut werd jr als wolkommen gäst
Zuo Straßburg noch ankommen resch.
Nun liebs Wagschiflin lauff behend,
Heut würst ein Glückschiff noch genent,
Vnd durch dich wert ich auch gepriſen,
Weil ich solch trew dir hab bewisen.
Solch stimm der Gsellschaft seltzam war
Vnd schwig drob still erstaunet gar.
Es daucht sie, das sie die Stimm fül,
Als wann ein wind bließ in ein hül;
Derhalb jagt sie jr yn ein muot,
Gleichwie das horn vnd ruoffen thut
Des Jägers, wann es weit erschallt
Den Hunden inn dem finstern wald,
So sie im tieffen Thal verlauffen,
Vnd die Berg auff vnd ab durchschnaufen,
Alsdan jn erst die waffel schaumpt,
Vnd kommen auff die spür vngsaumpt,
Also war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu ruodern erst ein grimm,
Thäten so starck die Rüder zucken,
Als wolten fallen sie an rucken,
In gleichem zug, in gleichem flug,
Der Steürman stünd fest an dem pflug
Vnd schnitt solch furchen inn den Rein.
Daß das vnderst zu oberst schein.
Die Sonn het auch jr freüd damit,
Das so dapffer das Schiff fortschritt,
Vnd schin so hell inn dRüder rinnen,
Das sie von fern wie Spiegel schinen.
Das gestad schertzt auch mit dem Schiff,
Wann das wasser dem land zuliff,
Dann es gab einen widerthon,
Gleich wie die Rüder thäten gon;
Ein Fluot die ander trib so gschwind,
Das sie eim vnderm gsicht verschwind.
Ja der Rein warff auch auff klein wällen,
Die dantzten, vmb das schiff zu gsellen,
Inn summa: alles fröudig war,
Die Schiffart zuvollbringen gar.
Die vertröstung Rhuom zuerjagen,
Erhitzigt jr hertz, nicht zuzagen,
Wiewol sie jetzund gar nah kamen
Auff Lauffenberg, so hat den Namen
Von des Reins hohem lauff vnd fall,
Da etlich Berg mit grossen schall
Dem Rein auß neid sich widersetzen,
Die sich dadurch doch selbs verletzen,
Dann je der Rein on alle schew
Etzt durch sie eine strassen frey,
Vnd wirt sie mit der weil verzeren,
Zu eim vorbild, demut zulehren,
Vnd nicht zu vnderstohn mit Zwergen
Den Himel zustürmen mit Bergen. —
Als sie daselbs nu durch die Brück
Füren mit des Reins gutem glück,
Da danckten sie jm für die trew,
Vnd besahen das schön gebew,
Vnd redten von der Salmen wog,
Wie der Rein da vil Salmen zog.
Folgends auff Seckingen sie schifften,
Die das volck der Segwanen stifften,
Da des Reins achtest Bruck angeht,
Vnd in Sant Fridlins Insul steht.
Noch musten sie sich weiter schicken
Zu einem Strudel vnder Bücken,
Welcher der dritt ist in dem Rein
Vnd schrecklich laut vom namen sein,
Dann er genant ist im Höllhacken,
Weil nach den schiffen er thut zwacken,
Da sprachen sie dem Schiflin zu,
Das es jetzund sein bestes thu,
Vnd eyl auf Reinfelden geschwind,
Da es die neundte Reinbruck find

Wann es durchbrech den Wasserbruch,
So find es darnach, was es suoch.
Eh sie diß hetten außgeredt,
Waren sie hindurch auff der stett:
Da lobten sie den reinen fluß,
Das er so gedultig on verdruß
Durchtring durch sein standhafftigkeit
Der Felsen vngestümmigkeit.
Also müß allen den gelingen,
Die durch den Neid nach ehren ringen,
Also auch vnserm Schif geling
Das es noch heut sein lauff vollbring!
Inn des kamen sie für Reinfeld,
Welchs billich also wirt gemeldt,
Dieweil daselbs der Rein fängt an
Zurinnen reyn vnd still dauon,
Das er sicht wie ein eben feld,
Vnd vnbetrübt sich forthin stellt,
Welchs er gleichsam zu lieb thun scheint
Der Statt, die sich jm längst verfreund,
An bey dem Gstad, Basil genannt
Dem haupt in dem Trautricherland.
Die mit Angst, etwan genant Rurich,
Gebawt ward von des Königs Turich
Vnderthanen, den Treuwackern,
Die von dem Rein mit den Trautrachern,
Auff das man das Reinland erfüll,
Zogen dem Gbürg nach, vnd der Ill
Auff Illfurt, da sie vberfürten,
Durchs Leimtal der Birsick nachspürten,
Deren sie folgten, biß sie länden,
Da Birsick vnd Birß in Rein wenden.
Da laß sich nider der ein hauf
Und nanten das ort Baß Ill drauf,
Weil sie ein Bässer Ill da funden,
Da sie der Ill vergessen kunten.
Von diser alten Kundtschaft wegen,
Meint man, zeig sich der Rein so glegen,
Eh er auff die Statt Bassil kompt,
Dieweil sie sein Gstad hat vil gfromt
Beides mit dapffrer leut vertrawung
Vnd seines Taigeländs erbawung,
Welcher kundtschafft auch hat genossen
Zum gleit die gselschaft vnuerdrossen,
Dieweil sie der Statt vnd dem land
Mit Eidverbündnuß ward verwant.
Derhalben als sie sah von weite
Der Statt spitzen, sich sehr frewte,
Vnd sprach alsbald zusammen do:
„Ein guts stück wegs sind wir nun fro,
Basel soll uns sein ein gut zeichen,
Das wir noch Straßburg auch erreichen.
Dise Statt frewt vns wol so sehr
Als Orion die leut zu Meer.
Han wir den rauchsten weg erwunden,
Der weitest wirt auch wol gefunden.
O Basel, du holtselig Statt,
Die den Rein in der mitte hatt,
Allda er nimt ein newen schwang
Gegen mitnacht vom Nidergang,
Du must gewiß sehr freuntlich sein,
Weil durch dich freundtlich rinnt der Rein!
Darumb nach deiner freündtlichkeit
Auff Straßburg freündtlich vns geleit!"
Hiemit stallten sie frische an,
Die fuoren für die Statt hinan
Vmb zehen vhr, da sah man stehn
Sehr vil volcks auf der Reinbruck schön,
Zusehen diese waghafft Gsellen,
Wie auff den Rein sie daher schnellen,
Vnd verrichten eine solche that,
Die in vil jaren niemandt that,
Damit sie solches jren Kinden,
Wann sies nicht glaubten, auch verkündten,
Vnd dabei jnen zeigten an,
Wie küne arbeyt alles kan.
Als sie das volck nun allda sah
Durch die Bruck faren also gah,
Als ob ein pfeil pflüg von dem Bogen,
Oder ein Sperwer wer entflogen,
Da rüfft es sich gantz freudig an:
„Der Mechtig Gott leyt sie fort an,
Der jnen so weit geholffen hat
Der helff jn weiter zu der Statt!
Ein solchen mut wöll Gott den geben,
Welche nach Rhuom vnd ehren streben!"
Hinwiderumb thöneten sie auch
Mit den Trommeten scharff vnd rauch,
Das es gab so ein widerhall,
Als thet ein Baum im thal ein fall,
Dan vom Rhuodern vnd gschwindigkeit
Ward der thon gebrochen vnd verleyt.
Das vock het kaum jhr wunsch verricht,
Verlor das Schiff sich auß dem Gesicht.
Demnach nun Basel war fürvber,
Sah die Geselschaft Brisach lieber;
Aber bei Ißtein, einem Schloß,
Welches zerstört steht, öd und bloß,
Wolt sich erst auch ein Strudel streuben,
Vnd thät groß wällen da auftreiben;
Jedoch die Gsellschaft es veracht
Vnd sprach, Es het gleich so vil macht
Als diß Schloß, bei dem er her strudelt,
Welchs zu der Wehr war gar verhudelt.
Konten wir Strudelberg durchtringen,
Wir wölln auch Hügel vberspringen;
Kan vns den Muot kein hitz zerspalten
Würd den kein Eisstein nicht erkalten.
Trangen demnach auf Newenburg,
Ein Stettlein so bedarff groß sorg,
Dieweil der Rein mit seinem lauff
Tringt also stark vnnd heftig drauff,
Vnd laßt sein macht so streng da schawen,
Das man jn nicht gnug kan verbawen;
Hat mit der weil auch mit sein güssen
Der Statt ein gut stuck hingerissen,
Welchs die Geselschaft thet betrauern,
Vnd baten den Rein vmb bedauren,
Das er sein zorn wöll lan verflisen,
Vnd sie einmal der Ruh lan gnisen.
Weil sie noch reden dise Wort,
Stis sie der Rein auf Preisach fort,
Welche Statt an eim Berg sich helt,
Von deren Brißgaw wurd gemelt,
Vnd lag etwa mitten im Rein,
Daher es schein Elsassisch sein.
Als sie dieselbig sahen weit,
Da gab es jnen muot vnd freidt,
Die weil da halber weg zu Rein
Von Basel soll auff Straßburg sein.
Vor grosser freud, die sie empfiengen,
Die Rhuder des fertiger giengen,
Also, das sie ehe kamen hin,
Dann sie es hetten inn den sinn:
Nemlich vngefer zu zwey vhren.
Welche als die Burger erfuohren,
Lieffen sie zu, die zu beschawen,
Die grose Flüß zuzwingen trawen,
Welches, als sie besehen hatten,
Lobten sie jhre mannlich thaten,
Das sie ein solchs beynah vollbrächten,
Welchs sein vnmüglich vil gedächten.
Derhalben werd man sie auch Preisen
Allweil Preisgaw vom Preiß würd heisen.
Nachdem nun sie auch an dem ort
Durch die Bruck fuoren glücklich fort,
Da manten sie einander wider,
Das man nun fäcklich führ hernider,
Dieweil der Rein doch für sie wer,
Vnd strenger nun zu lauffen beger.
Aber je meh der Rein fort stis,
Je meh die Sonn jr kraft bewis;
Dann als sie mit jrn schnellen geulen
So hefftig in die höh thät eylen,
Zu sein im Mitten zu Mittag,
Auff das sie da aussvannen mag,
Ward sie vom eilen so erhitzt,
Das sie nur feurstral von jr schwitzt;
Die schos sie hin vnd her sehr weit,
So wol auff arbeitsame leut,
Als müsige, auff jene drumb,
Das bald zu end jr arbeit kumb,
Auff dise drum, das sie empfinden,
Wie sich arbeitend Leut befinden,
Dan welchen die hitz thut gewalt,
Die stellen nach der Küle bald,
Und fördern jre sachen meh,
Das sie dieselb erlangen eh.
Fürnemlich aber schos jr stral
Die Sonn auf vnser Schiflin schmal,

Weil sie jm schir vergonnen thet,
Das es lif mit jr vm die wett,
Vnd wolt jr nachthun jren lauf:
Mit jr gehn nider, wie auch auf.
Idoch die manlich Reisgefärten
Achteten nichts der beschwärden,
Ihr ehrenhitzig Rumbegird
Stritt mit der Sonnen Hitz vngeirrt,
Die eusserliche prunst am leib,
Die innerlich prunst nicht vertreib.
Je meh erhitzt ward jr Plut,
Je meh entzindet ward jr Mut,
Je meh von jnen der Schweis floß,
Je meh Muts jn die Reis eingoß,
Dan arbeit, mühde, Schweiß vnd Frost
Sind des Rums vnd der Tugend kost,
Das sind die staffeln vnd stegreif,
Darauf man zum lob steiget steif,
Mit müssiggang vnd gmachlichkeit
Man keinen Namen nicht bereit,
Die schimlig faulkeit vnd wollüst
Ligen vergraben inn dem Mist.
Aber von ernsthitzigem fleiß
Mus der stahl schmeltzen wie das Eiß,
Vnd widerumb durch stanthaft anhalten
Mus das Eis in Kristall erkalten,
Gleich wie auch von der Sonnen gschicht,
Wie man in Schweitzergbürg oft sicht.
Mit der weis kan ein stanthaft Man
Eben dis, so die Sonn auch kan.
Wie solt dan solchen standhaft Freunden,
Die zu der Arbeit sich vereinten,
Die Sonn nun etwas angewinnen,
So sie doch jre Kunst auch künnen?
Vnd gleich wie sie die Erd erhert,
Vnd das Wachs erweicht vnd verfert,
Also zutrotz dem Sonnenstrall
Erherten sie gleich wie Kristall,
Vnd die müh, welche scheint Kristallen,
Weichen sie, das sie muß zerfallen,
Vnd halten nur der Sonnen stich,
Für anmannung zu fördern sich:
Dan wer schön Wetter haben will,
Mus leiden, das er die Sonn fül.
Derwegen als die Sonn vermerckt,
Das nur jr Manheit wurd gesterckt,
Vnd sah allweil das Schiff forteilen,
Da sorgt sie, sie möcht sich verweilen,
Das jr vielleicht das Schiff vorkäm,
Vnd also jr das lob benäm,
Derhalben, nicht halb außgerhut,
Spannt sie frisch Pferd vor wolgemut,
Lis sich aus jrem guldnen Sal,
Vnd rennt inn eim Rib ab zu thal,
Als wann vom Himel ein Feurstral
Schleßt plötzlich inn ein ferres thal.
Sie praucht sich auch so emsiglich,
Das sie bei Reinau jnn vorstrich,
Vnd zeigt sich dem Schiff auf den seiten,
Im zu dem Wettlauf auszubieten,
Welchs dise Männer meh ermant,
Das weidlich sie anlegten hand,
Fürnemlich da sie daucht von ferr,
Wie nun ein gstirn jn forschin her
Vom widerschein der hohen spitzen
Des Thurns zu Strasburg, durch hell plitzen,
Die auf der spitz die Sonn erregt,
Auf das sie die Gselschafft bewegt,
Vnd also gleichsam mit jr schertzt,
Vnd sie zu faren macht behertzt.
Dan jr der Rib vergangen war,
Als sie ward jres vortheils gwar
Vnd liß die Pferd gern langsam traben,
Meh kurtzweil mit dem Schiff zuohaben,
Welchs mit jr, vngewonter weis,
Auf dem Rein wett lif vm den preis.
Dann grose händel vnderstehn
Würd so wol globt, als sie begehn.
Aber sie mußt hernider eilen,
Die Erd sich lassen zu erkülen,
Vnd sich selbs im Mör zuerfrischen,
Vnd den feurig schweiß abzuwischen;
Idoch zuletzt eh sie verlauf
Sprang sie zu etlich malen auf
Hinter den Bergen mit jrn plicken,
Zusehen, wie sie sich nachschicken,
Vnd als sie es sah schier vollpracht
Sprang sie noch eins zu guter nacht,
Vnd befal die Gselschaft dem Rein,
Der sie leit gar in dStatt hinein,
Welchs der Rein gar treulich that,
Vnd ließ sich hören am gestad
Mit grösserm rauschen vor meh fröuden,
Das sie so nah der Statt zuleiten.
Sie liessen auch zu Lob dem Rein,
Vnd zum zeichen, das sie da sein,
Die Trommen vnd Trommeten gehn,
Das es gab ein groß fröuden gthön,
Sie danckten Gott auch sonderlich,
Der jnen hat so gnädiglich
Sein Gschöpf zu der fart dienen lon:
Die Wasser, Wetter vnd die Sonn,
Vnd sie vor aller gfahr bewart,
Auch jn kreft geben zu der fart.
Drauf hat der Rein sein abscheid gnommen,
Auf das er bald ins Mör möcht kommen,
Vnd jhm die fremde zeitung pringen,
Wie er vm rum werd mit jm Ringen,
Weil man auf jm fahr auch so geschwind,
Dazu on Segel vnd on Wind
Doch zu Strasburg an der Reinprucken
Da hat der Rein gesucht ein lucken
Von altem her hinein inn dStatt
Mit eim Arm auß sondrer libthat,
Nicht allein drum, das sie die Jll,
Davon man Elsas nennen will,
Samt der Preisch lait zum Haupt dem Rein:
Vnd also mit der Stat verein, —
Sonder auf das der Rein zugleich
Durch disen Arm der Stat sein raich,
Was jnen wirt gefüret zu,
Es außzuladen mit guter rhu,
Vnd durch den Arm, genant der Giesen,
Die Schiff wie in ein Port darfliesen,
Vnd die Freund, so sie bsuchen wöllen,
Mögen in mittler Stat ausstellen. — —
Zum selben Giesen sie anfuren,
Vngefär vm die sibend vren;
Weil man aber vor hat vernommen,
Das die Geselschaft an solt kommen,
Auch etlich Gwett darauf waren bschehen,
Wo man sie heut würd kommen sehen:
Da stund vom Gisen zwar herauf
Zum Kaufhans zu ein solcher hauf
Von Mann vnd Weibern, Jung vnd Alt,
Das es sah wie am Gstad ein Wald,
Welcher hauf als ers sah herkommen
Mit jren Trommeten und Trommen,
Da sprach er: „Allhie sind die Leut,
Die wir heut han erwart so weit,
Hie sind dieselben Eidgenossen,
Welche vollprachten, was sie bschlossen!
Wer will forthin meh können sagen,
Das Arbeit nicht könn als erjagen,
Weil sie aus vier Tagreisen heut
Hat ein gemacht, vnd nah das weit,
Vnd gzeigt, das Nachbarn nicht allein
Auf etlich zwentzig Meilen sein,
Sonder treissig, ja sechtzig Meil,
Wan man nach der Reiß rechnen will?
Dis sind recht Nachbarn, die wol weit,
Doch, wan sie wöllen, nach sind heut,
Vnd Nahen Nachbarn auch zugan,
Vnd sich kein müh dran hindern lan.
Wie sollt man nicht als guts den trauen,
Die kein müh noch not hat gerauen,
Jr Nachbarn zubesuchen weit,
Was thäten sie zu andrer zeit?
Darum sind sie vns wol willkommen,
Die vns zu lib solchs für hant gnommen.
Billich thun wir jn an all Ehr,
Die vns zur Ehr auch kommen her.
Gott wöll die libe Nachbarschaft:
Ein Statt Strasburg vnnd Eidgnossschaft,
In stäter freuntschaft stäts erhalten,
Wie sie besteht noch von den Alten!"
Dis vnd dergleichen sagten da
Die Burger, vnd was jn zusah.
Desgleich die Gselschaft sehr erfröut,
Das man jr wart mit grosser fröud

Sprachen: vmsonst ist nicht die mieh,
Weil man mit danck verstehet die.
Wer wolt den nicht zu lib was thun,
Die liblich ein empfangen nun.
Haben wir anders nicht davon,
Tragen wir doch den Rum zu lon.
Wer aber nichts vm Rum darf wagen,
An dem mag man der Ehr verzagen.
In dem furen sie fort im Glesen,
Da sie die Kinder willkomm blesen,
Den warfen sie nach altem sitt,
Weiches bedeutet danck vnd frid,
Ir Zürchisch Brot, gnant Simelring,
An das Gestad, das mans empfing.
Das wärt hinauff das gantz gestaden,
Dan sie vor hatten eingeladen
Treihundert solcher Semelbrot,
Welchs, wann man bei den Alten bot,
Deits Gastfreiheit vnd Freunlichkeit,
Darvon die Schweitzer sind beschreit.
Folgends, als aus dem Schiff sie giengen,
Zwen Herrn des Rhats sie da empfiengen
Von wegen einer Oberkeit,
Welche sich jrer ankonft freit,
Die also wunder glücklich sei
Vollpracht, auß Nachbarlicher treu,
Welche besuchung sie nun mehr
Rechne für gros Freuntschafft vnd Ehr,
Jren vnd jrem Schiessen gschehen,
Dafür man jren danck soll sehen,
Vnd jren fleiß, stehts zu erfüllen
Den Alten Nachbarlichen willen,
Wünschend, das gleich wie die Schiffart
Glücklich vollpracht wer vnd bewart,
So glücklich besteh jderzeit
Der beiden Stett lib freuntlichkeit.
Nach geendter Red führt man sie all
Mit Trommen vnd Trommeten schall
Aufs Ammeisters Stub zu dem Essen,
Da vil Volcks war zu Tisch gesessen
Von Burgern vnd fremd Schützen zwar,
Die jrenthalb warn kommen dar.
Auch erschienen jn da zu Ehren
Stett= vnd Ammeister vnd Rhatsherren,
Die zwischen sich zu Tisch sie setzten,
Vnd mit Gespräch vnd Speis ergetzten,
Desgleichen auch mit Musicspilen;
Vnd was sie wußten jn zu willen.
Sie lisen auch gleich pringen dar
Den Hirs, der zu Zürch kochet war,
Vnd lisen des auf jden Tisch
Ein Platt voll tragen, warm und frisch,
Dessen sich mancher gwundert hat,
Wann er jn an Mund prennen that.
Hatten drob mancherlay gespräch,
Das jn des kurtzer wurd die Zäch,
Sagt jder auch von seinen Reisen,
Vnd wolt das sein vor allen preisen,
Doch lobet mehrtheils dise Reiß,
Die jnen den Hirs lifert heiß,
Vnd preißten die Züricherknaben,
Das sie so wol sich gprauchet haben,
Desgleichen auch die Eidgnoschaft,
Die jn den Abend frölich schaft.
Man sprach auch zu den Schiffartgsellen,
Das sie sich frölich wolten stellen,
Diweil man vm ergezlichkeit
Wer zsamen kommen also weit,
Vnd sie geländt weren an dem ort,
Da gut sei der Hafen vnd Port,
Wie Glückhafft sie zu schiffen weren:
So freuntlich soltens sichs erklären;
Dan man sagt, wem das Glück wol will
Der dantzt auch on ein Seitenspil,
Vnd welchen das Glück an thut lachen,
Der kan auch andre lachen machen;
Auch darum erfröut ein das Glück
Das er auch ander Leut erquick;
Dan gwißlich ist vnfreuntlichkeit
Ein stuck der vnglückseligkeit.
Dis sei der Freuntschaft eigenschaft:
Zur fröud hertzhaft, zur not standhaft.
Sie solten mit Wein külen nun
Was heut verprennet hat die Sunn,
Vnd solten jtz zu lib dem Rein
Auch trincken Rain den Reinischen Wein;
Sie solten nun die Bächer oben,
Gleich wie sie heut die Ruder triben,
Vnd werfen auf ein Glückgeschirr,
Welchs jres Glückschiffs Namen führ.
Dergleichen mocht man jn zu sprechen
Nach der Freund Ehren Fröud zurechen,
Demnach von Freud gnant sind die freund
Gleich wie von Fehde sind die Feind.
Hierauf die Gselschaft sich erzeigt,
Wie Freund, zu freundlichkeit geneit,
Erwis, von wegen jrer Statt,
Das Hertz, so sie zu Strasburg hat,
Vnd wie sie noch die Alten weren,
Die Nachbarschaft zu halten bgeren.
Nach dem das Mal nun war vollend
Lait sie in jr bestellt Losament
Zum Hirtzen, die Herrschaft der Statt,
Da die Gselschaft jr Rhu dan hat.
(Donnerstag, den 21. Junij)
Folgenden Tag führt man sie hnaus
Auff den schießplan ins Neu Schießhaus,
Zeigt jn herum den gantzen Plan,
Bei Zilstett, vnd was drum vnd dran.
An allem geful jn der gros fleiß
Fürnemlich am künstlichen Gheus,
Welches den Armprostrain vmpfieng.
Nach disem man in dHerberg gieng.
Nach mittag die geordnet Herren
Zeigten, was sie mochten begeren:
Als das berühmt herrlich Zeughaus,
Ein Kleinot diser Statt voraus
Burgern vnd Freunden zu eim schutz,
Vnd den Feinden zu einem trutz.
Dan tröstlich soll man sein den Freunden,
Vnd schrecklich zu der not den Feinden,
Jens, das man meh Freundschafft erreg,
Dises, das man Feindschafft zerleg.
Auch zeigt man jn auß sondern treuen
Die Speicher vnd die Kellereien,
Vnd als der Tag ward hingepracht,
Gieng man auff dSchneiderzunft zu nacht
Dan sie dahin lud, das man käm,
Von Zürich der Burgermeister Bräm
Weil daselbs wern losiret ein
All Eidgnoßschützen, die da sein.
(Freitag, den 22. Junij.)
Am Freitag führt man sie darnach
Inn das Münster, da man besach
Das künstlich Vrwerk, gantz vollkommen,
Desgleich man nicht vil hat vernommen,
Darab man spürt, wie Künstlichkeit
Auch werd halt dise Oberkeit;
Dan nichts zirt eine Statt so sehr,
Als ehrlich Künst vnd gute Lehr,
Diweil sie weißlich führen, lenden,
Die Jugend fein in allen Ständen.
Daher jung Leut, wol angewisen,
Das Lebendig Gmeur der Stat hisen.
Folgends man auf den Thurn hoch stig
Das man das schön Gebeu erwig.
Da ward auf des Thurns höchsten plon
Angericht ein Collation,
Vnd demnach inn das Chor gegangen,
Da man besach mit gros verlangen
Das Einhorn, welchs acht schuch lang war,
Ein herliches Kleinot fürwar.
Nach Mittag giengen sie gleich all
Auf die Pfaltz, Cantzley vnd Marstall,
Folgends inns Spital man sie leit,
Da ein Abendtrunck war bereit,
Auch Wein von Hundert virtzig Jar,
Welchem doch grawet noch kein Har.
(Sambstag den 23. Junij.)
Am Samstag, da man innen ward,
Das die Gselschaft wolt auf die fart,
Da dankten jn die Herren sehr
Der Freudenbesuchung vnd Ehr,
Vnd das sie nun erneuert hetten,
Was vorlängst jr Vorfaren theten
Auß Nachbarlichen Willen gflissen,
Dessen sehr grossen danck jn wissen
Ein gantzer Rhat, samt der Gemein,
Vnd sind geneigt, solchs nicht allein
Vm ein gantzen Ehrsamen Rhat

Zu Zürich, mit jr möglichster that,
Sonder besonder vm ein jden
Zubschulden mit gonst, Ehrerbiten,
Auch zu gedächtnus der Schiffart
Den Hafen, darauf gewettet ward,
Vnd wog hundert vnd zwentzig pfund,
Aufzuheben, das es werd kund;
Ferner zu Steifer bezeugung
Jrer gantz Nachbarlichen neigung
Zu Zürich, vnd alln insonderheit
Sei jdem ein Fanen bereit,
Mit der Stattwapen fein gezirt,
Wie der eim guten Schützen gbürt,
Den werd man einem jden reichen
Zu jrer Reiß glückhafftem zeichen,
Dan weil sie konten so geschwind
Als ein Pfeil vom Armprost verschwind
Von Zürch gen Strasburg fliesend schiesen,
Solten sie billich des genisen,
Gleich wie ein andrer schütz des genießt
Wan er zu dem Zweck gewiß schießt,
Weil sie den Zweck, jn gsetzet vor,
Nemlich Strasburg, erreicht han zwar,
Dan diß ein gwisser Schütz wol heißt,
Der das erreicht, nach dem er reißt,
Vnd kan das vnstät Glück noch zwingen,
Jne, dahin er sinnt, zupringen.
Auch wöll man der Statt zugedenken
An jden Fanen dazu hencken
Ein Atlasseckel, vnd darinnen
Fünf Denckpfenning, solchs lang zusinnen.
Nach disem man die Gselschafft nam
Vnd aufs Ammeisters Stub gleich kam,
Vnd da die Letz mit jnen aß,
Vnd keiner Freuntlichkeit vergaß,
Mit gutem gspräch, mit tranck vnd Speiß,
Mit Music auf vilerley weiß.
Als nun der Jmbiß ward geendt,
Vnd der danck nach gebür vollendt,
Da fand die Gselschafft sechs Rollwägen
Vor jrer Herberg gleich zugegen,
Darauf sie furen hin mit fröuden,
Vnd thaten sie vil Herrn geleiten,
Meh, dann auf dreisig Pferd hinaus,
Auch Stett= vnd Ammeistr voraus.
Und als sie bei die Marckpruck kamen,
Die Herren da jr Vrlaub namen,
Mit vberreichung Wein vnd Prot,
Welchs man jn in die Wägen bot.
Da gieng die rechte letz erst an.
Jder wolt sein zu gdenken lan,
Vnd entdecken sein hertzlich treu.
Fürnemlich sagt die Gselschaft frei,
Sie wolt, bei Treu der Eidgnossen,
Bewisen Treu Vnbschuld nicht losen,
Vnnd forthin Strasburg Trausburg halsen,
Vnd die Trau bei Nachkommnen preisen.
Auch dise Fanen, jn gegeben,
Zu gdächtnuß solcher Treu, aufheben,
Vnd die Denckpfenning stäts anhencken,
Kindskinden, Strasburg zu gedenken. —
Secht, was die Treu hat für groß kraft,
Die ein stark Freuntschaft sterker schaft
Deshalb sich Teutscher Treu geflissen!
Vm die stäts warn die Teutschen gprisen,
Vnd welcher auß der art will schlagen,
Den soll kein Teutschen sein, man sagen.
Als man sich nun het gnug geletzt,
Mit gspräch, wunsch, grus vnd trunk ergezt,
Auch gwünscht, dz sie zu land glück heten,
Gleich wie sie zu Schiff haben theten,
Fuohr die Geselschaft auf Bennfelden,
Da sie dieselbig nacht einstellten.

(Sontag den 24. Junij)

Morgens tags, als die Sonn herschein,
Kam die Geselschaft vberein,
Mittags zu Schletstatt auszuspannen.
Schickten deshalben vor von dannen
Ein Soldner, welcher solchs bestellt;
Dan jnen wurden zugestellt
Zwen Soldner von Strasburg, der Stat,
Deren der ein den Befelch hat,
Das er solt der Furirer sein,
Der ander solt biß Zürich hinein
Zalen, beides, für Roß vnd Man,
Welchs da beid Soldner han gethan;
Doch theten von Schletstatt die Herren
Der Gselschafft da den Wein verehren. —
Von dannen sie auf Kolmar raißten,
Da jn die Herrn gut Gselschaft leisten.

(Montag, den 25. Junij)

Auf Montag sie auf Enßheim zugen,
Und fortan jr Nachtläger schlugen
Bei den Eidgnossen zu Mülhausen,
Die sie mit freuden da behausten,
Lösten sie kostfrei von dem Wirt,
Vnd hittens, wie Eidgnossen gbürt.
Dan sie zu Habsen zu Mittag
Sie auch frei hielt folgenden tag,
Darum es wol Milthausen his,
Diweil sie sich sehr milt erwis.

(Dinstag, den 26. Junij)

Als folgends sie auf Basel kamen,
Die Basler sie sehr bald vernamen,
Vnd wie sie jnen vor mit schiesen,
Als sie vorschifften, Ehr bewisen,
Also bewisens sie nun auch,
Vnd schosen, das es gab ein rauch.
Es war von Volk ein groß geträng,
Als sie einfuren, von der mäng,
Sah die Fanen mit lust voraus,
Die sie steckten zun Wägen aus. —
Daselbs geschah jn auch vil Ehr
Mit Ehrenwein, vnd anders mehr.

(Mitwoch, den 27. Junij)

Morgens frü schickt man hinder sich
Die Wägen, die jn Nachbarlich
Die von Strasburg gaben bewerlich,
Vnd verletzten die Fuhrleut ehrlich;
Nachgehends auf die Pferd sie sasen,
Vnd zum Mumpf gleich zu Mittag asen,
Zu Peuck den Nachtimbiß sie namen,
Da man jn schenckt den Wein allsammen;
Daselbs sie vberein all kamen,
Das sie auf morn den Jmbis namen
Zu Aitstetten, von Zürich nicht weit,
Vnd folgends jder sich bereit
Jm Schützenhaus mit seinem Fan,
Vnd in die Statt fortzih als dan.

(Donnerstag, den 28. Junij)

Jnn welchem sie auch so fortfuren,
Vnd zogen ein fast vm zwo vren,
Mit Fänlin fünftzig vier, mit fröuden,
Sammt den zwen Soldnern, die sie leiten,
Die man für tag hielt auf zur hand,
Biß man sie wohl verletzt heimsant.
Der einzug war lustig zu schauen
Beides, von Mannen vnd von Frauen,
Vnd gleich wie hoffnung sie ergetzt
Vor, als das Schiff sich hat geletzt,
Also fröut sie jzunt vil mehr
Die vollbracht Schiffart vnd jr Ehr.
Sie sprachen „Nun wirt man am Rein
Der Aidgnossen stäts eingdenck sein,
Man würd dennoch von Zürchern sagen,
Das sie zu Land vnd Schiff sich wagen,
Vnd das gwis Zürch müß sein glückselig,
Vnd Strasburg gewiß nicht vnglückselig,
Diweil die Stras auf Strasburg je
Gantz glückhaft sei, wie man spürt hie
Jnn dem, das man zum zweitenmol
So glücklich Schiff zusamen wol.
Hie sicht man, warum Gott die Flüß.
Geschaffen hat, nur darum gwis,
Damit man durch jr mittel, weg,
Nachvarschaft besuch, halt vnd pfleg;
Wie man dan lißt, das ob den Pronnen
Vnd den Bächlin sich hab angsponnen
Der Menschen erstlich Nachbarschaft,
Daraus kam Sipschaft, Schwagerschaft,
Vnd folgends Dörfer, Flecken, Stett,
Wie es noch gibt die täglich Red,
Das man spricht, wir sind Nacharn nach
Wir schöpfen Wasser aus eim Bach.
Drum wir die Aar vnd Limmat preisen,

Die vns den Rein zum Nachbarn weisen.
Auch preisen wir euch Zürcherknaben,
Die solche Nachbarn gsuchet haben,
Vnd Gott geb, das die Nachbarschaft
So lang inn Freuntschafft pleib verhaft,
So lang die Ström zusammen fliesen,
Vnd vnder einander sich begriesen!
Gott geb euch liben Eidgenossen,
Die jrs gewagt habt vnuerdrossen,
Vnd nun glückhafft trett hie herein,
Vil Hails zu Land, gleich wie zu Rein;
Jr seit ja wol der Fanen werd,
Weil jr ersigt, was jr begert,
Vnd habt ein ehrlichs Lob geschaft
Dem Watterland der Eidgnosschaft!
Gott wöll auch ewig segnen die,
So die jn zu lib ghabte müh
Und Nachbarliche Freuntlichkeit
Haben erkant mit danckbarkeit!
Gott wöll die Statt Strasburg erhalten,
Die vorlengst ward geehrt von Alten,
Vnd die die jung Welt nun auch ehret,
Das jr Ehr vnd Lob ewig wäret,
Das sie, gleich wie jr Namen deit,
Ein Burg sei Türes Rhats allzeit,
Vnd Zürich von Rum Thewr vnd rich,
Vnd bald bei Gott Reich ewiglich."
Solchs vnd dergleichen etlich redten,
Etlich es heimlich wünschen theten,
Biß das der Abend herein trung,
Das jder fröhlich heimzu gung.
Nvn es will mir auch Abend werden,
Mein Stern neigt sich nun auch zur erden,
Apollo der Poeten Freund,
Will auch nit wider kommen heunt,
Mercurius, der Redkunst hold,
Plinzelt, als ob er schlafen wolt.
Derhalben will ich auch mein schreiben
Zu gnaden lasen gahn vnd pleiben,
Vnd nun zulezt dem liben Schiff,
Welchs gschwinder, dan mein Feder, liff,
Vnd der Geselschaft, die vil mehr
Als ich kan schreiben, erlangt Ehr,
Wünschen, das sie Rhumshalb empfangen,
Was der Held Jason thet erlangen
Sammt seinem Schiff, Argo geheisen,
Nemlich, das man sie lang mög preisen,
Diweil sie vnderstunden mehr,
Als des Jasons Gsellschaft zu Mör,
Bedacht, das sie kein bhelf nicht haten
Von Winden, die sie treiben thaten,
Noch Segeln, die sich treiben liesen,
Davon, wie ein Delphin, zu schiesen;
Sonder durch kecken Mut allein,
Vnd vbung starker Arm vnd Bein,
Fuhren sie, als vom Windsgewalt
Vnd als von Segeln fortgeschalt.
Auch sinds nach keinem Gold gereißt,
(Wie solchs das Gulden Vellus heißt),
Sonder nach Rum vnd freuntschafft ehrlich,
Das war jr Gulden Wider herrlich,
Vnd haben solchs fridlich ersigt,
Mit wie jene durch gwalt erkrigt.
Drum hat meh Rum die Zürchisch freuntschaft,
Dan die Jasonisch Argisch gmeinschaft. —
So las ich andre nun beschreiben
Die Mörschiffart, die vil aufreiben,
Ich aber hab ein Glückschiff bschriben,
Welchs das Glück selber hat getriben,
Von dem man sagen würd allweil,
Strasburg von Zürch ligt dreisig Meil.
Himit schütz Gott die Eidgnosschaft
Vnd jre libe Nachbarschaft!

Wie Gurgellantula mit dermassen einer zuchtlehrung vnd Lehrzucht durch D. Lobkundum von Ehrensteig ward vnterricht, daß er kein stündlein vergebens hinricht.

Als Kundlob von hohen Rhumsteg die vndienstlichkeit vnnd schädliche weiß zuleben seines vndergebenen Gurgelmans erkant, ward er zu rath jhn in studierung guter Künst anders anzuweisen. Aber vbersah es jhm die ersten tag, in betrachtung, das die Natur die plötzliche änderungen wegen der gewalsame, ohn verdrüßlichkeit nicht wol verstehet vnd außhart. Derwegen solch sein vorhaben füglicher ins werck fort zu setzen, bat er ein weisen Artzet derselbigen zeit, genant Herr Theodor Eigenkol oder Küllenkul (vom geschlecht der Ehrwürdigen Latinzarten Herren Liliij, dessen der Priscianus vapulant Kautreckoderisch wol gedenket) darauff bedacht zu sein, den Gargantubald auf bessere pfad zubringen Er Culingius etwas klüger, doch nicht glückhaffter, als der Bawr, welcher ein heilige allgemeinhilfsliche Purgatz, seinen verlohrenen Esel zufinden einnam, vnd denselbens als er sich zupflütteren beim Zaun niedersetzet, durch die Hurst ersahe: gieng gleich hin vnd rüstet jm ein Teuffelsbannige scharffe Purgatz von Anticirischem Helloborischem Nießwurtz zu, gab jhm die ein, vnd reiniget damit jhm alle verruckung, verschupffung alteration vnd verkehrte disposition vnd vnwesentlichkeit des Hirns. Wundert euch diß, es dundert noch schlägt es doch nicht. Es hat doch der Warsager Melampus (der also genant ward von dem einen schwartzen fuß: dann als jhn sein Mutter Kindsweiß inn ein Wald ließ vertragen, ward jm in der eil alles verdeckt ausserhalb eim fuß, welchen die Sonn gar schwartz brannte) derselb Schwartzfuß hat mit der schwartzen Nießwurtz, oder Daubmäl, deß Königs Proeti vnsinnigen Töchtern wider zu recht geholffen, vnnd die ein Tochter Püpschnäßlin damit verdienet. Hat der nicht wol genießt, so sagt jhm, Gott helff euch. Was sag ich vom schwartzen Mäl am Fuß! Carneades der Philosophus mit den langen Nägeln, hat nimmer ein Buch anfangen zu schreiben, er hat zuvor die schwartz Christierwurtz (welche die Narren Christwurtz nennen) gebraucht. Darumb haben alle Würtzler vmb Bingen vnd Mentz, auch damals, als Lingeculius für vnser Strotzgurgel das Recept macht, die Ellsiterwurtz auff der Jngelheimer Heyd all ergraben vnd zutragen müssen, also daß es die Venediger, denen mans hievor Ruckkörbenweiß zugetragen, sehr geklagt, auch die Bingheimer Meuß, so deren gelebt, vor Leyd seither gestorben. Nun mit diesem Hirnhölenborn bracht Kundlob zu wegen, daß er alles das, welchs er zuvor vnter seinen alten Lehrmeistern eingesogen, vergaß, gleich wie etwan der Musickünstlich Meister Timotheus seinen Lehrjüngern that, die zuvor von andern Musicweisern vnterricht waren worden. Dann nicht weniger Müh ist, böse angenommene Vnart abzugewinnen, abzuziehen vnnd zu entwehnen, als von newem zu rechter Weiß anzuführen, zu gewehnen, vnnd gute Art zu entlehnen. Derhalben solches bekommlicher außzuführen, führet er jhn zu Gefärten vnnd Gesellen zu, weise Leuth, alle die er da antreffen mocht: auß welcher Beywohnung er jhnen ähnlich zu sein oder vortreflicher zu werden, auß Eyfer entzündet, noch großmütiger ergeisteret vnnd hertzhaffter ermanet, einen begirlichen Gelust vnnd sehnliche Begird bekam auff andere Gestalt sein studieren anzurichten, vnnd sich auch wol begabt von angearteter scharpffsinne zu erweisen. Dann es jhm auch jetzund anfieng an die Bindriemen, wie dem Hercule, zu gelangen: Da jhm auff dem Wegscheid Fraw Tugend mit Buch vnd Rocken, vnd Fraw Wollust, mit Lauten vnnd eim Wein Kelch der Hurn inn der Offenbarung bekamen, vnd jede auff ihren Weg ihn bereden wolt. Derwegen solchen Mut nicht vnder der Aschen erstöcket ligen zu lassen, sonder mit dem Blaßbalg strenger Anmanung vnd vnablößlicher Vbung mehr auff zu blasen, richtet jhm Kindlob sein studium auf ein semliche Weiß an, daß er nicht eine Tagstund vnnützlich verzehret, sondern all sein Zeit in Schrifftgründung vnnd ehrlichen zur Weißheit förderlichen Künsten vnd Vbungen zubracht. Also ward alleweil Gargantua dahin gewehnet, daß er vmb vier Vhren Morgens erwachet, vnnd vnder deß er sich mit einem Helffenbeinen Strål, von gantzen Helffanten Zänen zusammen gefügt, kämmet, vnnd mit eim hültznen Reißbürstlein das Haupt kratzet vnd rib, lase man jhm etwas auß heyliger Geschrifft, mit verständtlicher Pronunciation durch einen jungen Knaben, bürtig auß dem Land, da man (Kompt jhr grüsset, genannt Anagnostes) darauff kondt er Gott deß andächtiger anruffen: dann was der Mund annimmt zu kawen, daran hat der Magen zu dawen. Was darf man viel Bettglöcklein? seinds Püff oder Stoßgebettlin, so gibt eins jeden anligen genug Notpüff vnd Notstöß zum Gebet: derhalben behalf er sich mit d' Gebet Formular, die heut ein jeder Cantzelstand vnd Predigstulbeschreiter zusammen klittert, damit er auch wie ein Schwalbennest am Hauß, an D. Geßners Bibliotheck oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber sie werden mir im andern theil zur Liberey noch wol bekommen, vnd wird sie kein Lumroff schützen, es sey dann ein frommul. Folgend gieng er zur heimlichen Reinigkeit, sich der natürlichen Däwungmateri zu entladen. Demnach widerholet sein Preceptor was gelesen war worden, vnd legt jhm die schwerverständlichsten Puncten auß. Kehrten alsdann wider vmb, vnd besahen Gelegenheit deß Himmels, ob er noch solcher Gestalt, wie sie jn den

vorigen Abend gemerckt, geschaffen: Vnnd inn was Zeichen Sonn vnd Mon denselben Tag gang, vnd solche ohn die Nörnbergischen lebendigen Aeurlein, vnd ohn ein Vhrwerck im Mönster zu Straßburg: Allweil man diß vorhett, vnder deß war er angethan, gestrält vnnd erlabt, also daß wann er nur gebeicht hett, wer er mit dem nechsten Pergamenseligen inn den Himmel gefahren.

Hierauff repetiert vnd repliciert man die Lection deß vorigen Tages, daß er die nicht im Schulsack verliegen ließ. Da recitiert ers außwendig, goß, gründet vnnd gab vmb mehr Verstands willen desselbigen etlich Exempel von fürfallenden. Händeln vnnd Geschäfften, die er oder andere practicirt hetten: Das wäret etwan auff zwo oder drey Stunden, biß er sich gar außgerüst, eingenestelt, gefegt, inn die Händ gespeitzet, die Stümpff auffgebunden, außgebürstet, erstäubert vnd erblasen hett. Da kam man erst darnach auff den rechten butzen, thät jhm die ordenliche Lection auf drey stunden. Nach vollendung dessen, giengen sie hinauß auff Ferripfatetisch, conferirten vnd vnterredeten sich von Innhalt der gehaltenen Lectur, vnnd fügten sich hiemit auff das grün Bruch, oder auff die Schweitzermatten, die Rheinisch Wisen, vnnd die Schwäbisch Au, da spilten sie deß Ballens, sprangen der Röck, stiessen der Böck, deß Handballens, deß vberkreyßschenckens, der Grubenkinder, deß Rucksprungs, deß Häwschreckensprungs mit gleichen Füssen für sich, deß Jungfrauwurffs durch die Bein, der Barr, deß Wettlauffs, deß Einbeinigen Thurniers, deß Garnwind, deß Brennjagens, der fünff Sprüng der weitest, vnd anders, damit sie eben so weydlich den Leib vbten, als sie zuvor das Gemüt vnd die Seel geübt hetten. Vnd stunden solche Spiel jhnen frey, dann sie liessen davon ab, wann es jhnen gefiel: Vnd hörten gemeinlich auff, wann sie vber den gantzen Leib vor Schweiß tropfften, wie ein Badschrepffer, oder sonst ermüdet waren. Darauff trockneten, wischeten vnnd riben sie sich sehr wol, zogen frische Hembder an, newe Kleyder vber alte Filtzläuß, vnd giengen damit alle gemachlich Fuß für fuß zu Hauß, zu sehen, ob der Imbiß fertig sey. Vnter deß sie nun warteten, brachten sie beredeter, diuisirlicher, discurirlicher, auisirlicher Weiß die Zeit zu, mit Erkundigung vnd Erwegung allerley Zeitung, Discutirung etlicher Antiquiteten, Erzehlung etlicher schöner Sprüch, die sie auß der Lection behalten hatten. Welchs sie nit lang triben, da fieng sie der Happetit von Darmstatt vnd Eßlingen an zu reiten: satzten sich derwegen ordentlich zu Tisch. Zu Anfang deß Essens lase man etwan eine lustige Histori von der alten Dapfferkeit: biß er ein Trunck Weins gethan het.

Als dann, wa es jhm gefellig, fuhr man inn der Lectur fort, oder wa nicht, fiengen sie an kurtzweilig sich mit einander zu besprachen, vnd gemeiniglich zum aller ersten nach Form deß Philosophischen Mensae, oder der Plutarchischen Gastreden oder Zechkallung, von kraft, Tugend, Stärck, Eygenschafft vnd Natur alles dessen, was jhnen zu Tisch auffgetragen ward: als von Brot, Wein, Wasser, Saltz, Speiß, Fischen, Früchten, Ops, Kraut, Wurtzeln, vnd wie solch Stuck aufs gesundest vnnd nach dem Mentzischem Kochbuch zu bereyten. Mit welcher Tischweiß er in kurtzer Zeit alle die Oerter vnd Allegationen, so zu disen Sachen auß dem Plinio, Atheneo, Dioscoride, Polluce, Galeno, Porphyrio, Opiano, Polybio, Heliodoro, Aristotele, Eliano vnd anderen, so hie von etwas gedacht, angezogen vnd gefunden werden, kondt wissen, vnd ohn sondere Müh ergreiffen: Pflegten auch oft, mehrer vergwissung halben, die gemelte Bücher vber Tisch darzureichen. Dadurch er benannte Stück also fein vnd vollkommenlich inn Gedächtnuß behielt, daß damals kein Medicus war, der halb so viel hett verstanden als er. Darnach redeten sie wider von den desselben Morgens gelesenen Lectionen. Zu letzt änderten sie jre Malzeit mit eim Catoniatconfect, oder Küttenlatwerglin, mit Korkraut vermengt: da fieng er an ein Weil seine Zän mit eim gespitzten Gribelspißlein vom Mastichbawm zu stewren, seine Händ vnd Augen mit frischem Wasser zu wäschen, vnnd endtlich mit etlichem schönen Lobwasserischen, Marotischen, Mentzerischen, Waldischen, Wisischen, rc. Psalmen vnd Liedern, zu Lob Göttlicher Miltgüte gemacht, danckzusagen: Als nun diß für vber, trug man Karten auff, nit zu spielen, sondern viel hundert Geschwindigkeiten, Kurtzweil vnnd newe Fündlin zu lehren vnd zu lehrnen: welche alle auß der Rechenkunst entstunden: durch welche angeneme Weiß er Lustneigung zu derselbigen Zalkunst bekam: wie auch wol sonst viel ohn Karten, wann sie nur viel Gelts zu zahlen hetten: O rimpffen lehrt fein rechenen. Vnnd also bracht er alle Tag nach Mittag vnd Nachtimbiß die Zeit auf das kurtzweiligst zu, wie man auff Würffeln vnnd Karten erdencken mag. Auch verstig er sich in derselben Plätterkunst vnnd Augenrechnung also hoch, daß er beydes inn der Theoric vnnd Practic, inn Ertürung vnd Erbrechung derselbigen vortreflich ward berühmpt. Dann Tunstal der Engelländer, welcher weitläufig davon geschrieben, selber jhm den Preiß gab vnd bekannt, daß er inn Vergleichung seiner, weniger darinn als inn Kalfwendischer, Frisischer, vnnd alter Britannischer Sprach verstand. Vnnd nicht allein inn anderen Mathematischen Weißheitkundtlichkeit vnd Erfahrungskünsten nicht minder, als inn Geometry, Astronomy vnnd der Music. Dann inn dem er der Verdäwung vnnd Konkochsion seiner eingenommenen Speiß außwartet, rüsteten, vnnd zimmerten sie daneben viel tausendt lustige Instrument vnnd Geometrischer Figuren: vbten vnnd practicirten also damit die Astronomische Hauptregeln vnnd Canones: so gut als hett sie Gamnitzer, Apian, Lescher, oder sonst ein Eysenmenger von Weyl entworffen.

Nachgehends hatten sie jhren Muth Musicisch mit vier vnd fünff Stimmen zu figuriren, auß allerley Partes, wie es Gernlachs Erben zu Nörnberg trucken möchten: Vngefährlich wie die Bayerisch Capell: oder sonst der Kälen zu lieb, die zu vben vnd zu entrostigen, ein gut Gesetzlin Bergreyen, Bremberger, Vilanellen, vnd Winnenbergische Reuterliedlin zu singen, zu gurgelen vnnd im Halß Nachtigallisch zu dichten vnnd zu vberwerffen: Vnnd solchs wann sie mutig waren, dann wann der Muth sigt, so singt man Mutsig, nicht Mutig.

So viel die Instrument der Music betrifft, so lehrnet er auff der Lauten spielen, auff dem Spinet, der Harpffen, der Teutschen Zwerchpfeiff, dem Polnischen Sackpfeiflein, dem Braunschweiger Hermele, die sie inn die Ermel stecken, der Cithar, dem Zincken, den Posaunen: Aber die Harschhörner vnnd Alpenhörner sampt den Trommeten spareten sie zur andern Zeit, der Flöten auff neun Löchern, der Geygen, deß Hackbretts, vnd der Sackebutte. Nach dem also die Zeit angewendet, vnnd die Verdäwung vollbracht worden, purgiert er sich deß natürlichen vnd innerlichen Vberlastes: Füget sich folgends zu seinem fürnembsten Principalstudieeen auf drey stunden, oder ferner, eins Theils sein vorgenommen Buch oder Materi außzuführen, auch dann ein Weil zu schreiben vnd die Feder zu führen, vnd die alte Römische, so man die Lombardische nennet, Schrifft recht zu arten, vnnd zu formieren. Deßgleichen auch ander Sprachschriften mit rechtem Schreiberischen Grund zugestalten: Da wußt er was mit dem breyten Theil, was mit Flecke der Federn zu machen, wußt das recht vnd linck Eck der Feder, jr Spitz vnd schneid, wie die Fechter auf jhren Wehren (dann die von der Feder geben gute Fechter, vnnd schirmen mit Federklingen vnd Lemmerkengeln manchen auß dem Land) Er wußt wie die Rauten zu machen, wußt des Quadrangels Zirckels Eck, der Circulsfläche gewunden, aufgezogen, verlängt, die selberwölte, die sichtige vnd vnsichtige Puncten: das geschwenfft: das gebogen: das hol: die Schlangenliny: die Schneckenliny: die Zerstreiung der Buchstaben vnnd jhr Vergleichung, er kondt die gelegte, die gebrochene, die Currentschrift: die Versal vnnd Canon: schier wie ein Dintenklitteriger GuldenSchreiber vnnd SchlangenZügmaler, als hett es jhn der Neff von Cöllen, oder der Neudörffer vnnd Prechtel zu Nörnberg gelehrt.

Auf diß alles giengen sie auß, vnd mit jhnen der oftgedachte Kammerjung Kampkeib, sonst genannt Gymnastes, ein guter Federfechter, der vnterwiß jhnen in allen Ritterlichen Vbungen sehr Kunstfertig. Da schicklen sie sich inn einen andern Bossen, verwechsselten die Kleyder, hiengen der Schulsack an ein Nagel, da schwang er sich zu Pferd da saß er auff ein vngesattelts, ein gesattelts, mit Sporen, auff ein licht Roß, ein Küriß Pferd, ein Harttraber, ein hochheber, ein Hochstampffer, ein Sanfftzeltner: ein Jungfrawdiener: ein Rennroß: da stach ers an: da mußt es traben: treischlagen; Rennen, gengen: anhalten: Passen, heben, häffiren, Zabelen, Galopen, Lufftspringen, Außpringen, aufflänen, Schweiffen, hacken, vber den graben vnd wider herüber, durchs Wasser vnnd wider dadurch setzen: Schwimmen: Klimmen: vber den Pfal: vber die Schrancken, vber Eppelins Häwwagen, Albrecht von Rosenberg hat ein Rößlein, das kan wol renten vnd traben, rc. Eng in eim ring lincks vnd rechts vmbkehren, sich Zäumen, Sperren, Prangen, Feldschreyen, Feldmütig, Forstrutig. Vnd was dergleichen geradigkeit mit Pferden zuvertreiben ist. Doch brache man nicht viel Schäfftlin, dann was soll diß Spießbrechen, diß Rumpellantzen. Es ist die gröste Narrheit die man erdencken mag, wann einer kompt vnd sagt: Ich hab im Thurnier: oder Scharmützel zehen Rennsper erbrochen: ein Schreiner könds auch thun: es ist auch ein handel für Schreiner, in der Faßnacht brechen die Fischer auch kolben Stangen im Schiffthurnier: es ist als wann einer vermeint groß Fisch mit zufangen, wann er etlich Algäwische Deller kan nach einander auff eim Finger oder an der Stienen zerschlagen, oder zwischen jedem Finger mit eim Deller Fünff Nuß auffquetschen: Diß ist Affenwerck. Aber diß ist Rhumbwerd, mit einem Rennspieß zehen seiner Feind nider gesetzt haben. Derwegen erlasen sie dafür gute bewärte, starcke, schwere, grüne vnnd dicke Rennstang, damit ranuten sie ein Thor auff, zerspilten einen Harnisch, stutzten an eim baum, zeesprengeten ein ring, führten inn eim Ritt sattel vnnd Man hinweg, vnnd trenten alle Pantzer: Vnd diß alles von Fuß auff biß zur Scheitel beharnischt vnd beküritzt. Sonst so viel

das Pferdgepreng, das trabschencken, das libtraben, das zaumdäntzelen: Vnd sonst solch Poppenspil zu Roß belangt, kond er, wann ers gern that, besser als ein anderer Reutersman, also das der Pferddummeler vnd Roßbereuter von Ferrar ein Aff gegen jm zurechnen war. Fürnemlich war er wol geübt, von eim Pferd auff das andere geschwind zuspringen, daß er kein Erd derürt: Vnnd solche Pferd nannt man Desultorios, Zu vnnd absprügling: O hettens die gekrönten Pfawenschweutzige helm inn Sempacherschlacht gekönt, die Vnbeschnittenen Schweitzer hetten so viel nicht erlegt: Er kondt auch auff jede seit die glän inn der faust halten, vnd fuhren, ohn stegreiff das Pferd besitzen, ohn zaum vnd Zügel das Pferd nach seim gefallen leiten, ohn sattel alle sprüng, es stieß den kopff zwischen die Bein, oder warff die hinderste Füß nach den Rappen, außstehen, die staffelen hinauff, den Berg hinab rennen, den Schonbachischen Hirtzsprung thun, in den Meyn sprengen, die Stiffel zu Nörnberg holen. Dann solche wagstück sind kriegsstück, die inn Schlachten vnnd Streitten zu nutz kommen. Er macht ein feins schnabelschühig S. Jörge füßlein kond ein Plappart vnverruckt ein gantzen tag vnabgesessen im Stegreiff führen: Kont den abgefallenen Hut im renen aufheben, in vollem renn, wie die Irrländer ein Pfeil auß der Erden ziehen, vn eim auf jn geschossenen Pfeil entreuten, saß fein lang, doch daz ein Haß mit auffgereckte Ohren zwische dem Sattel vnd dem Gesäß vnangestossen wer durchgeloffen, wan er sich im Stegreif stellt zu stallen: Er kondt wie ein Egyptischer Mammeluckischer Gwardiknecht eim Gaul inn vollem Lauf ein Sattel gürten, postiern viel tag ohn ein Postküssen, die Gäul zur Noth im Wagen aufrecht steack wie die Müller auf den Kärchen regieren. Auf ein andern Tag vbt er sich mit breit Beiheln, ais ob er in der Mammeluckenschul in Egypten wer, mit den Streitarten, mit Bömischen Hacken, mit Wurfgewehr, mit Vngerischen Streitkolben, Fausthämmern, Harnischbrechern, Kutschen, Knotsen, Knebelspiessen, Helleparten, die er jm alle so fertig in der Hand ließ vmbher gehn, leenet sie so kräftig ansetzen, so nutzlich anlegen, so steif halten, daß er in schimpf vnd ernst für den beste Ritter passiret. Hub den schweren Cesthändschuch hoch auf, vnd schlug jhn mit solchem Geschrey nider, daß einer vom ruff mehr ais vom streich geschlagen ward: warf eysene Lantzen wie die alte Frisen: Ließ jm, wie der groß Keyser Carl, einen Kurisser auf die Hand stehn, vnd hub denselben stracks mit dem einigen Arm auf biß zu seine Achsseln, vnd stellt jhn darnach wider nider. Darnach schwang er den Reißspieß, setzt jhn gerad, setzt jhn schrancksweiß, schoß die Federspieß, meyet mit den Fochteln zu beyden Händen, focht mit den Degen, stach mit den Rapieren, durchstrich mit den Sebelen, stupft mit den Dolchen, nun im Harnisch, dann ohn Harnisch, jetzt mit Bucklen, flugs mit Tartschen, mit Schilten, mit Rondelen, mit Armgewundenen Mänteln vnd Kappe, mit Händschuhen, on Händschu. Weiter lehrnet vnser Gargantuischer Wolffditerich von seim Gimnastischen Hertzog Bechtung, wiezu Fuß einer zu Roß zu bestehen, wie mit vielen zu balge, wie mit zweien Rapiren zu schirmen, wie die Knebelspieß vnderzulauffen, die Bawrenhebel abzuweisen, die Stein zuschlingen werffen, mit dem stahel zuschiessen, zu Plättelen, Rädelen, Ritschen auff den Reutschuhen: Bogenschiessen: wettlauffen, im kalten baden, im Schnee wie S. Frantz vmbwaltzen, Schneeballengschütz, byffelkrieg: wie die jungen König inn Franckreich sich üben: barhaubt im Winter reisen, ein starcke Kopff zumachen, damit er mit dem Arß ein Thor aufflauff, so dörfft ers nicht außheben wie Samson die Statthor zu Gaza, noch außwinden, wie Grumbach die zu Würtzburg: er bekam sonst ein guten starcke Schedel, daß er mehr dann neun Stirnschnallen mit Pantzerhändschuhen eim gehalten hett: Ja Stirnböcket mit dem Herman Leithämmelen. Ein Adler het auch ein Mörschneck auff seim Schedel, wie auff des kalen tropffen kopff entzwey geworffen. Man kont auch von jhm sagen, wie einer vom König Masinissa schreibt: kein Regen bracht jhn darzu, noch kält, daß er sein haubt je decken wölt, vnd war sein Leib so trucken, doch, als ob er all sein hitz het noch, auch neuntzig järig gieng er so sehr, daß er keins Rosses achtet mehr, vnd wan er ritt, stieg er noch ab, als ob er müd wer worden darab, Wer weiß, er möcht vielleicht drab müd sein worde, wie heut vnsere Gutschen Junghertn, darüber Marx Fucker in seim Buch vom Gestud klaget, daß seidher man auff die Gutschen gefallen, man keine rechte Reutpfeed mehr inn Teutschenland ziehe. Aber es sitzt sich danoch sanfft darinnen auff den Küssen vnder eim Ledern Himmel: Es ist mir nur leid, daß man jhnen zu lieb die Gleiß oder Wagenlaist nicht reformiret es wird auch ein nötlichkeit sein, auff nächsten tag fürzubringen, auch beineben zuberathschlagen, wie man möcht die alt Troianisch weiß auff den Bigis zustreuen, wider anstellen. Vnder deß lehrt vnser Gargantobel ringen: verträhen: kämpffen: Zilschiessen: den Schafft ziehen, den Helm recht binden, den Küriß schrauben, das visier ablassen: Aber das Baderisch vnnd Bechtungisch Messerwerffe, Scharsach schiessen, ließ er S. Velten haben: Auch das Fischgarn kempffen, vnnd ölgeschmiert ringen.

Nachgehends lieff er der Barr, der ever, des Hirtzes, des Bärens, des Schweins, des Hasens, des Repphuns, der Röck, des Fasanen, sprang der Geiß, sprang vber das Gäglin, klettet auff Maximilianisch oder Teurdanckisch der Gemsin, spielt deß grossen Ballens, schmiß jhn so wol mit den füssen als fäusten in die höh, rang, lief, vnd sprang, sprang, lieff vnd rang: nicht mit trey Passen ein sprung, nicht des hinckebincke Knapfuß, nicht des Bockspringens, seit vnd ruckfprungs, noch des Böhmischen sprungs, noch auf ein Fußschupffen: dann sein Abrichter Wolhinan sagt, solche sprüng weren nichts weed, noch etwas nutz im Krieg. Sondern in eim zulauff sprang er vber ein graben, an eim Reißspiß schwang er sich vber alle Pfützen flug vber ein zaun, er sprang ein wand, lieff sechs schritt ein Maur auf, vnd erstig also ein Laden vnd Fenster eines spießes hoch, also daz kein Hund sicher am Getter schlieff. Schwam in volle stram, zur seite, die zwär im kreiß, auff de rucke, ein Liechtstöcklin, mit gantzem Leib, mit halbem, allein mit den Füssen, allein mit den armen de einen Arm vber sich streckend, vn ein Buch darinnen tragend welches er vngenetzt vber den fluß bracht, seinen Mantel in den Zänen nachziehend, wie Julius Cesar inn Alexandria etwann gethan, vnnd wie die Spannier bey Mülberg vber die Elb thaten, schwamm auff Tückisch vnterm Wasser, wie die inn newen Insulen, wann sie die Spanier fliben: dorfft sich nich wie der groß Alexander in ein Glaß schrauben lassen, die Schätz des Meers zuerspähen: stig mit gewalt in ein zimlich groß Schiff, mit einer Hand das Schiff in der andern eim stecken haltend: Hielt das Schiff mit den Zänen, wie jener Griech, da jhm beide Händ abgehawen waren: stürtzt sich alsdann wider ins Wasser: den kopff vor an, spielt des Tauchentlins, holt ein Pfenning darunter, schloff vnter den Floß, saß auff dem Floß, schwam auff dem Dilen, bürtzelt vmb mit dem Dilen, spielt wie der Walfisch mit den Tonnen, sprang wie die Meerkälber, waltzt sich im Mur, beschmirt sich mit kat, wusch sich wider, hieng ein ploch an ein fuß, vn schwum darmit: er hett sein Brot mit schwimmen können gewinen, wie die kinder in Egypten am Nilfluß, welchen man nit ehe das Brot gibt man werffs jhnen dann inn mitteln stram, daß sie in den Nil darnach schwimen müssen, vnd es im Maul holen, wie vnsere Bardehund, da mussens daz Hembd vnd den Mantel wie ein Türckischen bund vmb den Kopff winden. Vnd warlich es thut den Egyptiern von nöten, dann weil der Nil stäts nach dem Monliecht außlaufft, müssen sie woi von eim Dorff zum andern schwimmen, wie die inn Schweden auff Nerß vnnd Reutschuhen zusamen fahrn: welche, wann der weg sehr weit ist Ried vnd Mörbinsen hernach ziehen, etwann vnderwegen darauf zuruhen: diß mußt Gargantzuwol alles nachthun: dann wann er oder seine Auffwarter etwas lasen oder hörten, das wacker war, so mußt mans nachmachen. Darumb Thurnirt er auch auff dem Wasser, macht blasen vn wällen hinde vnd fornen, lieff am gestad vnnd hielt den Haußraht sprang vber die Brucken ab: darnach wider über sein Schiff, welchs der Vischer da anhieng, auff das des Müllers Esel drein gieng vnd drinnen vndergieng, auff das man ein rechtfertigung drauß anfieng, dasselbige wand er herumb sties es ab: schaft es: regierets, fürets, braucht die nächst Stang für ein Steurruder, tribs geschwind, tribs lind, inn strengem ablauff des strams, wider de stram, in der mit, an den vffer, hielts im mittelen lauff auff, mit einer hand leitet ers: mit der andern schirmet er vnd trib sein Affenspiel mit einem grossen Ruder, wurff das Netz aus, stelt den Setzbären, schoß die Fischorgere, die Tridenten, die drey zänig Elger, die Fuscingabel, stelt Reuschen, Angelt, zoge die Segel an, stig die Seilleiter den Mastbaum auff vnnd ab, gieng auff den Zehen auff dem rand, am bort, auff der spitze: wickelt vnd wackelt: justiert vnnd richtet den Meerquadrant vnnd Compaß, widerstrebet dem Wind, er ließ sich dem Wind, da band er das Nachstewrruder hoch, da nider, hie zog ers zur lincken, dort zur rechten, vnd hett also sein flechten vnd fechten.

Wann er auß dem Wasser kam, lieff er in alle Macht den Berg hinauff, bald ins Thal, flugs wider hinauf, erklettert die Bäum wie ein Katz, sprang von eim zum andern wie ein Eychhörnlin, oder wie die Ilophagi, schlug die grosse Aest herab wie ein anderer Milo, wußt die Türckisch Geschicklichkeit sich von Bergen zu lassen, soff wie die Masogetischen Teutsche seins Pfeeds Blut mit Milch ein auf das kalt Bad: Mit zweyen Meyländischen Schweytzerdölchlin, vnd wolgestahelten Reuterböcken, Klemmet er zum höchsten Hauß hinauf, wie ein Marder, flog darnach so hoch wider herab, mit solcher Geschicklichkeit der Glieder vnnd Gleichwagung deß Leibs, daß er vom Fall, Sprung oder Fußsatz in keinen Weg beschwert, noch verruckt ward, warff breyte Kiselstein am Gestaden schlimms auffs Wasser, daß sie ob dem Wasser weiß nicht wie viel Sprüng thaten, warff vber alle Thürn, Schornstein vnnd Storckennest,

ja dem Storcken auff dem Nest ein Bein entzwey, warff Stein mit der obern Fläche deß Fusses, faßt Stein zwischen die Zähen vnnd schlaudert sie, warff Stein hindersich wie die Pilger zu Mecha, den Teuffel darmit zu steinigen: ja warff auch zum Ziel wie die Cynischen HundsPhilosophi. Warff das Englisch Beihel, schlenckert den Spieß, schlaudert die Stangen vnd schweresten Rigel, warff Leyter an vnnd stig darauf, warff Hacken an vnd zog sich hinauf, warff mit Bengelin nach der Ganß, hefftet auf Saulisch den Spieß, bartet den Sparren, schoß zum Zweck, trug den schwersten Balcken auf eim Daumen, wie deß Pompeij Guardiknecht seine Gefangene: ketschet einen Baum daß er sich darunder buckt wie Simon vnter dem Creutz, oder die Giganten, da sie Berg auf einander setzte, stieß den Stein, vil schwerer als den Turnus dem Aenea nachwurff, hätschiert mit der Hällenpart, zog darmit wer den andern von der statt reiß: wann er ein Seyl gefaßt hatt, kondtens jhm fünff Kerles nit auß der Hand zwingen, wie des Keysers Valentiniani Vatter Gratian, so deßhalben der Seyler ward genannt: Er ließ jhm ein Amboß auff die Brust setzen, vnd darauff hemmern, wie Firmus der Römisch Regent. Er kondt mit der Faust eim Roß die Zän einschlagen, vnd oben die Schenckel entzwey stossen, vnd mit beyden Händen ein Roßeysen von einander reissen, wie der Reißeysen Keyser Maximin, so acht schuh lang war: Ja kondt wie der groß Keyser Karl (von dem es Bischoff Turpin schreibt) vier newer Hufeysen von einander reissen (aber nicht beissen) Krümmet sich wie ein Spartiatischer Bub nit, wann man jhn schon schlug: O es gibt gut starck hart Buben, die darnach die Folter vnnd Strapekorden wol außstehn können, wie auch der Spartaner, so den gestolenen Fuchs vnter den Mantel versteckt, vnnd jhm ehe die halb Seyte wegfressen ließ, ehe er schreyen vnnd sich verrahten wolt: Er stund auch vier Stund inn nasser Kleydung, der Kälte zu gewohnen: Er verschwur offt nicht zu trincken, er schieß dan ein auffgehenckten Angster van eim Haußhohen Stangenbawm herab, wie es die Holtzflößhändler bey jhren Holtzmärckten, oder die Wirt bey den Herbergen stehen haben. Gleich wie inn Balearischen Insuln die Mutter dem Kind ein Ziel steckt, vnnd ein Stück Brots oder Schüssel mit Muß auffs Zielholtz bindet, welches es nicht ehe essen dorfft, es würffs dann am Anstall herab, er spant von freyer sperriger Hand des Herculis Armbrost, krümmet den Türckischen Flitschbogen vber das Knie, legt die Sennen an, zog sie an, ließ ab, zielt mit der Bürstbüchsen, legt sich hinder die Doppelhacken, braucht Eßlingische Handrohr, Gasconische Musceten, Hispanische Muscatnuß, auff gäbelen, wischt vnnd bließ, bließ vnd wischt, ward einäugig, damit ers Ziel reicht, schoß mit Lumpen, mit gekawet Papir, mit Schröt, mit Speck, mit drey vnnd vier Kugeln, mit doppelem Lot, gestähelten Kugeln, mit trippeler Ladung, halb Zündpulver vnd halb Ladpulver, schoß im Ritt, im Tritt, im Lauff, im sincken, nach dem Augenmaß, im Griff, nach deß Daumens absehen, so gewiß als schüß er nach dem besten mit einer Nörnbergischen geschraubten Büchsen, die Neuner hettens jhm auch zugesprochen, schlug bald an, zielt kurtz, bawt nicht lang, acht nicht das Aermelpopperle, truckt schnell ab, hub nicht viel ab, kondt das Geschoß wol stechen, trang den auschlag nicht zu viel, hielt recht auß, verwart das Treff sehr wol: Richtet vnnd vnterlegt das Feldgeschütz, zielet nach dem Zweckvogel, schoß vom Berg zu Thal, auß dem Thal gen Berg, für sich, zur Seyten, hindersich wie die Parthen, vnd das Thier Genaeus, nach dem höltzine Zweckmann, nach dem Kopff vnnd Latz, mit dem Fewrstein, mit der Zündrut, mit den Zündrlunten, da waren kein Fähler, eitel Treffer, es wer im rechten Berg oder VersuchRein, ohn Quadrant, ohn Sattelschlagen, kein Pöltz giengen vberzwer, sie pfiffen dann: oder waren jhm versehrt vnnd zerschossen, oder trugen zu weit auff die Seyt: man schwang jhm nimmer die Gerten, sie waren all vmbspringens vnnd auffschreibens werth: er schoß eim ein Pomeranzen vom kopf, wie Histaspes vnnd Wilhelm Dell den Apffel seim Kind, schoß eim ein Groschen zwischen den Fingern hin: Sein Geschoß war aller Ehren werth, daß mans mit Trummen vnnd Pfeiffen auffstrug. Im stechen verlohr ers nimmer, es wer dann die Senn zerstochen, verruckt oder zerbrochen: oder das Schloß hett gelassen, oder ein Wind hett jhn angeblasen, oder einer hett jhn gestossen, oder der Stul wer verritscht, oder der Fuß wer jhm geglitscht: oder der Standt war vneben: oder hett was vmb das Jnbein geben: oder die Senn war zu lang: daß jhm der Schuß nidersanck: oder hett den Bogen gehengt: oder die Seul zersprengt: oder die Nuß war zu klein, oder der Poltz nicht rein, oder einer neben jhm auffstund: oder die Nuß gieng nicht vmb sehr rund: oder die Winde wer vberrungen: Oder das Bein abgesprungen: oder hett zu viel eingeleimet: oder den Poltz nicht recht eingeraumet: oder das Schloß nicht gehangen: Oder jhm zwey mal war gangen, Oder war jhm zu hart: oder der Bock zu krumm: Oder der Pfeil zu stumpff: Oder das Geschoß zu groß: Oder die Wartz jhm abschoß: oder der Treff nicht recht kam: Oder der Windenschlupff jhm entkam, Oder der Windfaden gewichen, oder die Nuß entzwey gestrichen, oder der Paltz hett sich gestrichen, oder hett das messen vergessen, oder das Reißbein gieng jhm auff (dann er besorgt sich nicht daß er sich im bart rauft) oder das Zünglin kroch vnd hieng, oder ein feuchter Lufft gieng, oder der Berg wer zu weich, daß der Poltz zu tieff hinein schleich, oder giengen die Federn ab, oder der Windfad ein Streich gab, oder die Senn erließ sich, oder vergieng jhm das Gesicht, daß er zu weit ins Windloch sticht, oder het jm zu viel herab gebrochen, oder das Gesicht verstochen. Oder bey der Büchssen hat er nicht wol gewischt, oder das Pulver hett gerflischt, oder der Schuß versagt, oder jn verwagt, oder nicht recht eingeraumt, oder der Filtz versaumt, oder das Pulver wer zu feucht: oder daz Futtertuch zu leicht, oder der Schwamm nit brennt, oder die Sonn blennt, oder das Schloß ward verrürt, oder hett nicht vor der Kugel geschmirt, oder der Han schlug nicht ein, oder fehlet Schmer, das ist gut Wein, oder hett den Schuß verschufft,' oder hetts auf die büchsen trufft: Solche Mängel verwirreten zu Zeiten vnsern jungen Schützen, die klagt er seim Hoffmeister, der sagt jhm hinwider solcher faulen Außreden müssig zu stahn. Dann gewiß wann der Jäger kompt vnnd sagt: Wer das nit gewesen, ꝛc. so bringt er keinen Hasen: deß Nisi kondt ich nie geniessen. Vnd weiter sprach er, wie kein Künst ist bei dem Wein wol leben, vnnd eim frommen Weib nachgeben, mit einer guten Feder wol schreiben, vnnd auß gutem Flachß gut Garn treiben. Sonder bey eim schlimmen Wein auch frölich sein, vnd mit eim bösen Weib leben ohn Keib: Also ist kein Kunst mit gutem Geschoß vnd geschraubten oder gezogenen Büchssen wol schiessen, sondern auß jeder, wie seltzam sie auch sey, das schwartz zu treffen wissen. Dann was sind das für faule Schnacken, daß man sagt, man hab zu viel am backen, oder die Büchß hab gestossen, oder das Fewr hab jn erschreckt. O Glockengeck, daß dich der erst Streich nicht erschreck: Bist HäringsArt, stirbst vom Plitz, oder KrebsArt, stirbst vom Donnerknall: So verkriech dich auch wie die Krebs, förchst nicht, wanns tonnert, ein Thron werd vom Himmel fallen? Weißt nicht, daß schrecklich laut kecklich, vnd kecklich ist schrecklich. Die Getischen völcker, wanns donnert, schossen sie inn all Macht mit Pfeilen dargegen, dem Jupiter solchen Trotz zu wehren, seine rumpelende Steinfässer vmbzukehren, wie vnsere Kugelklemer heut mit grobem Geschütz thun: Heut haben die Leuth mehr als ein Löwenmut, ja vber Basiliscenmut, dann die Löwen förchten ein Hanengeschrey, die Basilisceu ein Geräusch vom Wisel, aber die Menschen nicht den Fewrspeienden, Pulverscheissenden vnd Salpeter furtzenden Höllenhund, vnd das praßlend Erschütteren vnd erzitterend praßlend Teufelsgeschrey. Ja sie jagen mit den Büchssen Pröllen den Teufel noch mit seinen Hexen auß der Lufft in die Höllen, ja schiessen sie bey totzend herab: Daß sie wol bei vns hie vnden bleibe müssen, auß Sorg man schieß sie wider heraber: daher kompts, daß die Leut nit mehr deß Toners, noch Erdbibems achte, ja schir de Jüngste tag gar verachte, dieweil er im Fewr soll komen. Also daz Granich recht schreibt, Hanibal mit seine Ochssen, welchen er fewr vn stro zwischen die Hörner legt, Pyrrhus mit Elephante, Alexander mit seine höltzinen Rädergängigen Thürne, Antiochus mit seinen hawende Hackenkarren, Caesar mit seinen fewrigen Bergablauffenden Fässern, wird heut die Leuth so wenig schrecken, als lieff einer mit nassen Stroschwawen gegen jhnen: dann sie führen heut nicht mehr Stätt vmb die Berg, sonder Berg vmb die Stätt, geleyten Meer darumb, ja graben Abgründ darumb: alldieweil man die Sündflut besorgt, bawet man auff die Berg: heut da man die Sündbrunst besorgt, bawet man inn die Tieffe in die Wasser, vnnd hilfft doch so viel als es mag, steigt schon kein Troianisch Roß hinein, kompt doch etwan ein Goldbeschlagener vnd Goldbeladener Esel darein, oder scheißt gulden Ketten hinein, oder schickt bestechgold inn eim Faß mit Wein. Aber das Hurrlebausisch Geschütz hat dannoch ein Weck auff in die Andacht gebracht, vnd die Leut gar Heyligenehrsam gemacht: Dann wie fallen sie nur so demütig nider, wan S. Peters oder S. Marx, oder eins andern Heyligen begevatterter Mawrbrecher inn thonender Gestalt vom Berg Etna mit jhnen das Gesatz redet, also daz mancher vor Weiterstorbener Demut vergißt aufzustehn, wie die Moscowiter Legaten, die den Kopf zur Ehrerbietung wider die Erd stossen. O wie bucken sich die Königliche vor dem Roschellischen Evangelio, vnd die Ingolstadische vor dem Protestantischen verbot, vnd die Tordesillische Junckern vor deß Bischoff Gmenare Zamorischen Pfaffen gewenheter Kreutzbüchß, der kondt sie Beicht hören, vnd also gefirmt bar gen Himel schicken, O wie lieffen die Mäuß vor dem Frantzösischen Geschütz auß Terowan, vn zu Quintin liessen sich die Ratten zwen Monat nit sehen, vnd starben vor Schrecken, vnnd die Hasen lieffen im Land Lützelburg auß den Hecken. Derhalben vnerschrocken, fehrt S. Johanns Kugel in dich, so bist wol

vor dem Teufel gesegnet. Schreibt doch Lemnius in seiner Verborgenheit (die doch heut jeder mag lesen) die Landsknecht in Flandern vmb Tornay haben mit Pulvergestanck die Pestilenz weggeschossen: diß war ein besser Meisterstück als Hippocratis, der die Wäld deßhalben anzündet, oder eben dieses Lemnij, da er mit Gestanck gebranter Abschnidling von Leder vnnd Hörnern die Pest wolt vertreiben, als ob die Leuth die Bärmutter hätten. Ach neyn, es hilft nicht ein jeden das Lorbeerkräntzlin für den Donner, wie Keyser Tyberium. Es regnet nit wann die Bawren auf Steltzen gehn, es hat aber geregnet, vnd Claus Narr sagt, das seyn die besten Schütze: die fehlen, dann sie schiessen niemand todt.

Man hieng bißweilen vnserem Durstgurgeler zu oberst eins Thurns, ein groß Gamelserl an, das biß auf die Erd reichet, an demselben haspelt er mit beyden Händen hinauf, darnach fuhr er wiederumb so gewaltig vnd gewiß herab, daß einem das Gesicht darob vergieng. Man richtet jhm einen grossen Gabelgalgen auf zwischen zwey Bäwm gesperret, an demselbigen hieng er sich mit der Händen an, vnd fuhr daran herumb vnd herwider, wie ein anderer mürber Braten herumb, daß er mit dem Fuß gar nichts berühret, so starck war er inn den Armen: Er kondt auch auf eim Arm auff ein Stock sich stewren, daß der Leib wie eine Kauffmännische Bilantz in der Wagstund. Auch auff das er das Gebürst vnnd Gelüng exerciret, Schrye er wie tausendt Teuffel, wie die Schifleut vber Rhein, als ob er im Heckelberg säß. Ich hab jhn einmal gehört, daß er seim Schießjungen Wolbelart von Sanct Victorsporten biß zu Montmatre ruffet, vnnd in der Schlacht wider die Hutzelbutzen, auff dem Lechfeld hort man jhn schreyen biß gen Langweit, etwas neher als das Geschütz vor Metz, welchs man vber Rhein zu Teutsch Laureto oder Lor gehört hat. Der berühmpt Stentor hett lang kein solche Stimm in der Schlacht vor Troi, noch Demosthenes, der Stein inn Mund nam vnnd am Meervfer in den Wind ruffet, als ob jhm der Halß ab wer, damit er das R. außsprechen lerne. Auch seine Glieder vnnd Adern mehr zu steiffen, vnd in seiner Stärcke zu erhalten, worden jhm gemacht zwo grosse Bleihene Kugeln, grösser als die Margraff Alberecht inn Franckfort geschossen, ein jede acht tausend, siben hundert Quintalpfund wigend, welche er Alleratzen vnnd Zuckauder nennt. Dieselbe nam er von der Erden inn jede Hand, hub sie in die höhe vber den Kopff, vnd hielt sie also vnverwendet drey viertheil Stund, vnnd wol noch mehr, welchs ein vnnachzuthunige Stärck ist. Spielt mit den Klingstangen, Speerbäwmen, Handspacken vnnd Sperelingen: riß mit den aller stärckesten. Vnnd wann es zu dem Fall kam, stund er so fest auf den Füssen, daß er sich eim jeden Waghalß außbott, wa er jhn von der stett ziehe, wie vor Zeiten der Faustkeheb Milo that: Nach dessen Exempel pflegt er ein Granatapfel inn die Hand zu nemmen, vnnd schanckt jhn dem, der jhn jhm auß der Hand kondt bringen. Mit dieser Weiß gewehnet er sich, daß er nicht alleine stärcker ward, sondern mit der Stärcke auch jünger: wie König Masinissa, der durch gleiche weiß sich erjunget wie ein Adler, daß er auch neuntzigjärig einen Son erzielet: vnd kont 14 tag postlauffen.

Wann er also nuhn die zeit hat zugebracht, vnd sich getrocknet, geriben, gewischt, gefrischt, vnd die Kleyder geendet, zettelt er allgemach wider heim, nam den Weg durch etliche lustige Wisen oder andere krautbare Oerter, da hat er sein Gesprech von Feldbawlichen Sachen, von des Liebalt Meyerhoff, erfragt der Bienen Policei vnd Regiment, erwog, wie Stigelius an eim jeden kräutlin Gottes fürsehung, besichtiget vnd ersuchet etliche Bäum vnd Kräuter, die heut etwas zweifels haben, vnd hielt sie gegen der alten Bücher, die davon geschrieben, als Theophrast, Dioscorid, Marin, Plinius, Nicander, Macer vnd Galen: trugen auch der simplicien handvoll zu hauß: welcher ein junger Knab, Rhizotomus genant von Würtzburg bürtig, warten mußt mit Hackengraben, Schaufelen, Sicheln, Karstlen, Rattenkloen, Spaden, Hebzapffen, Zettawen, Grabstickeln, Eggezincken, Gerthawen, Lippen, Pickeln, Zängäblin, Gerteln, Bindmessern, Hagmessern, Häplin, Raupenhecklin vnnd anderm Gartners zeug, wol zuarborisieren, vnd zuherbieren, zupflantzen, zubeltzen, zuversetzen, zuschrepffen, zujetten vnd den bäumen zuschneutzen, zubeschneiden, zupstrupffen, zuschröten. So bald sie nun heim kamen, erholten vnd sinnschröpfften sie etlichs was zuvor gelesen war worden, alleweil man das essen zurichtet, vnd sassen damit zu Tisch. Hie solt jhr mercken, daß er sich von diser Disciplin auch vber Tisch bessert: Dann seine Mal waren nüchtern, mässig vnd sparsam, sintemal er der speiß nur genoß den widerspennigen aufflauff des Magens zustillen: aber daz Nachtmal war gemeinlich etwas flüssiger vnd weitleuffiger: vnnd also sols sein. darumb haben die Alten das Nachtessen allein für ein recht Mal gehalten, den Mittagimbiß zu acht Vhren nur für ein Morgensupp: daher kompts daß man sagt: Ein Abend ist frölicher dann vier Morgen. Was auch der Trost anderer vieler vngehöfelter vnerbeutelter vnnd schüpiger Artzet inn der Sophisten Werckstat abgerollet vnd gewalblechet im gegentheil halten vnd thaten. Vnter des man nun aß, ward die Lection zum Morgenimbiß angefangen, vnd als lang es jhnen gefellig vollzogen. Die vberige zeit ward mit guten gelehrten vnnd nutzlichen reden zugebracht. Nachdem nun der Tisch aufgehaben, vnd Gott vmb seine Gaben danck gesagt gewesen, da fieng man wiederumb an Music artlich zu singen, auf gestimmten Instrumenten zuspielen, quatuor, trium, Muteten, Vilanellen, etc. oder die kleine kurtzweilchen auff Karten, Würffeln vnd Brettspiel vorzunemmen: Vnd dabey blieben sie mit grossem lust vnd gutgeschirrig, vnd übten sich zuzeiten biß sich die stund zuschlaffen scheidet. Bey weilen besuchten sie gelehrte belesene Leut, wolgeschickte Versamlungen, Historicos, Poëtas die einen vnsterblich machen können, entweders Jambisch oder Heroisch, Dann Carmen amat quisquis carmine digna gerit: Wer Lobswürdig kan thun vnnd beweisen, der liebet die so einen können loben vnd preisen: Oder sie besprachen Leut, welche frembde Länder gesehen hatten.

In miteler Nacht, ehe sie sich zur ruh begaben giengen sie zuvor an das lufftigste ort, welchs offen vnd frey stund, des Himmels wesen vnnd enderung zu beschawen, vnd da gaben sie acht auff die Planeten, Cometen, Figuren, leger, gelegenheit, Aspect, ansehen, Oppositzen, vnd coniunctionen des Gestirns. Darauf recapitulirt, vnnd vberschlug er kurtzlich auf Pytagorische weiß mit seinem Lehrweiser alles was er die gantze Tagzeit durchgelesen gesehen, erfahren, gehört, gethan vnnd vernommen hat. Ja er trutiniert sich auch vnd legt sein Leben vnnd wandel desselben Tags auf die Wag des Vergilischen, Vir bonus et sapiens, etc. Wann du dich legst zu süsser ruh, vnd dir wöllen gehn die augen zu, So denck zuvor ein jede nacht, Wie du den tag habst hingebracht vnnd was daselbst weiter folgt.

Christian August Fischer

ward am 29. August 1771 zu Leipzig geboren, studirte daselbst von 1788—92 und bereiste alsdann in kaufmännischen Geschäften die Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien, die Niederlande und Rußland. Nach seiner Rückkehr lebte er als Privatgelehrter in Dresden, darauf ward er 1804 Herz. Sächs. Legationsrath und Professor der Kulturgeschichte und schönen Literatur an der Universität zu Würzburg, wo er bis 1817 blieb, in welchem Jahre er seine Entlassung erhielt. Eine unter dem Titel: „Katzensprung von Frankfurt nach München von Felix von Fröhlichsheim," 1821 zu Leipzig erschienene Schrift, deren Verfasser er war, verwickelte ihn in fiskalische Untersuchung und zog ihm, wegen erwiesener Beleidigung des K. Baierischen Finanzministers, Freiherrn von Lerchenfeld, vierjährige Festungsstrafe zu, die er von 1821 bis 1824 erdulden mußte. — Nach seiner Freilassung privatisirte er in Frankfurt am Main, Bonn und Mainz und starb am letzteren Orte den 14. April 1829.

Seine Schriften sind:

Sophie. Ein Roman. Leipzig 1795 fgde. 3 Thle.
Konrad. Komischer Roman. Leipzig 1797.
Die savoyardische Familie. Riga 1797.
Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua. Berlin 1799.
Komische Romane der Spanier. 2 Thle. Leipzig 1801 fgde.
Spanische Novellen. Berlin 1801.
Reiseabenteuer. 2 Thle. Dresden 1801.
Gemälde von Madrid. Berlin 1802.
Neue Reiseabentheuer. Posen und Leipzig 1802 fgde. 4 Thle.
Gemälde von Valencia. Leipzig 1803. 2 Thle.

Bergreisen. Leipzig 1804 fgde. 2 Thle.
Reise nach Montpellier. Leipzig 1805.
Reise nach Hieres. Leipzig 1806.
Reisebibliothek. Berlin 1806 fgde. 4 Thle.
Neuestes Gemälde von Spanien. Leipzig 1809 fgde. 2 Thle.
Die drei Ostindienfahrer. Leipzig 1817
Gemälde von Brasilien. Pesth 1819. 2 Thle.
Reise nach London. Leipzig 1819.
Katzensprung von Frankfurt nach München. Leipzig 1821.
Kriegs- und Reisefahrten. Leipzig 1821. 2 Thle.
Hyacinthen. Frankfurt 1825.
Kabinetsstücke eines Gefangenen. Frankfurt 1825. 2 Thle.
Neue Kriegs- und Reisefahrten. Frankfurt 1825.
Kuriositätenalmanach. Mainz 1825 fgde.
Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. Frankfurt 1826—28. 3 Thle.

Außerdem legt man diesem Verfasser noch die vor 1829 unter dem Autornamen Christian Althing erschienenen erotischen Romane und Novellen bei. — Obwohl diese Behauptung keineswegs erwiesen ist, so wird sie doch dadurch unterstützt, daß der Styl und die Behandlungsweise der eben erwähnten Obscönitäten auffallende Aehnlichkeit mit der Schreibart und Form der anderen schriftstellerischen Arbeiten C. A. Fischer's hat.

Eine geistreiche, lebhafte und ansprechende Darstellung, so wie ein rascher, fließender Styl, zeichneten alle Leistungen dieses talentvollen Mannes höchst vortheilhaft aus, und erwarben ihm, wenn sie gleich auch nur meistens geschickte Nachbildungen fremder Originale oder gewandte Zusammenstellungen waren, viele wohlwollende und aufmerksame Leser. Seine Schriften werden daher immer als eine angenehme und unterhaltende Lectüre rühmlich zu empfehlen sein und können in diesem Gebiete als Muster gelten; Höheres darf man jedoch nicht von ihnen verlangen. — Seine beste Arbeit bleibt das Gemälde von Valencia. S. oben.

Das Bagno von Tripolis. *)

1.

Capitain ***, der das ***sche Briggschiff, die Freundschaft führte, hatte im October 18— zu Alicante eine Ladung von Soda, Mandeln, Wein, Orangen u. s. w. eingenommen, um mit dem ersten günstigen Winde, nach *** in See zu gehn. Wirklich klarirte er auch nach einigen Tagen aus, und nahm den gewöhnlichen Curs nach seinem Bestimmungsort. Es war gerade zehn Uhr Morgens, als er den Hafen verließ.

Wind und Wetter versprachen ihm eine äußerst günstige Fahrt. Aber wie dem Menschen nichts von der Zukunft gehört; so auch hier. Nachmittags um zwei Uhr ward nemlich der Capitain eine Fregatte gewahr, deren Manoeuvre ihm verdächtig schien, wiewohl sie wenigstens noch vier Stunden entfernt war. Bald aber überzeugte er sich, daß sie Jagd auf ihn machte, ahnete indessen noch keinesweges, was für ein Unglück ihm wirklich bevorstand.

So vergingen zwei volle Stunden, während ihm die Fregatte sich immer zu nähern fortfuhr. Sie manoeuvrirte dabei so geschickt, daß an kein Entkommen für ihn zu denken war. Jetzt aber denke man sich sein Entsetzen, als er einen tripolitanischen Caper erkannte, der mit vollen Segeln gerade auf ihn zukam. Drohend wehte die blutrothe Flagge, mit dem silbernen Halbmond, vom Hinterkastelle herab, während bereits das wilde Jauchzen des barbarischen Schiffsvolks herüberscholl.

Man muß nemlich wissen, daß der Capitain schon in Alicante von den feindlichen Absichten des Bey von Tripolis gegen *** benachrichtigt worden, aber keinesweges zu überzeugen gewesen war. Jetzt nun erkannte er die Wahrheit obiger Warnungen und sah sein Schicksal nur zu gewiß vorher. Was indessen seine Angst noch vermehrte, war ein Umstand ganz eigener Art.

Er hatte nemlich seine junge Gattin, Josephe R—, die Tochter des ***schen Viceconsuls zu ***, bei sich, mit der er erst vor einigen Monaten in der Gesandtschaftskapelle zu *** getraut worden war. Was sollte aus ihr werden, wenn das Schiff von diesen Barbaren genommen ward? — In den Harem des Beys wandern zu müssen, war noch das Glücklichste, was ihr bevorzustehen schien. Es galt daher einen eben so schnellen, als festen Entschluß.

Zum Glück fiel eine Windstille ein, wodurch der Caper an jeder weitern Bewegung verhindert ward. Das junge Weibchen schlug nun selbst eine recht passende Maßregel vor. Das holde Gesichtchen mit Safran gefärbt, die Kleidung eines Schiffsjungens, ein künstlicher Höcker; die Hände endlich mit Ocker gefärbt — Es war unmöglich, hierunter ein weibliches Wesen zu erkennen, das sonst die Lieblichkeit und das Ebenmaß selbst war.

2.

So mochte es fünf Uhr geworden sein, als der Wind wieder auffrischte und die Fregatte nun mit vollen Segeln auf die Brigantine zukam. Bald that sie einen scharfen Schuß über die Borts derselben, daß die Kugel rauschend über den Köpfen der Besatzung hinflog.. Zugleich ertönte eine Löwenstimme aus dem Sprachrohre: — „Beigelegt, oder ihr werdet in den Grund gebohrt!"

Die armen Leute gehorchten natürlich auf der Stelle und erwarteten ihr Schicksal mit frommer Ergebung. Unterdessen kam die Fregatte immer näher, legte sich endlich unter den Wind und setzte ein stark bemanntes Boot aus. Die darin befindlichen Mohren schossen nun unaufhörlich ihre Flinten ab, oder schwangen ihre Säbel in der Luft, und erhoben dabei ein gräßliches Jubelgeschrei. Endlich legte das Boot am Schiffe an, und der ganze Haufe schwang sich mit seinen Enterbeilen hinauf.

Schon einige Minuten zuvor hatte sich der Capitain an das Steuerruder gestellt, während die ganze übrige Mannschaft neben ihm auf den Knieen lag und ihre gefalteten Hände empor hob. Dreimal schwang hierauf der Anführer seinen Säbel über ihren Köpfen, dann aber hieß er sie aufstehn. — „Die Kleider! die Kleider! Ihr Hunde!" — rief er jetzt mit grinzendem Lachen, und riß dem Capitain Rock und Weste ab. Dasselbe geschah mit den Uebrigen, so daß jeder nur die Beinkleider behielt.

Jetzt hieß es — „Capitain und Steuermann nebst drei Matrosen mit uns; die übrigen bleiben am Bord." Weinend zeigte nun jener auf den angeblichen Schiffsjungen und stammelte die Worte: „Il mio figlio." — Der ganze Haufe brach nun in ein tolles Gelächter aus, denn das kleine bucklichte Ungethüm kam ihnen gar zu possirlich vor. — „Nun! So nimm den Affen mit!" — sagte der Anführer — „Ich meine, daß er uns vielen Spaß machen soll!"

Hierauf beorderte er zehn von seinen Leuten, zur Führung des Schiffes zurückzubleiben, und stieg dann mit den übrigen, nebst seinen sechs Gefangenen in das Boot. Josepha stand zitternd neben ihrem Manne und drückte ihm die Hand. Jetzt ging es pfeilschnell auf die Fregatte zu, wo die ganze Mannschaft jubelnd in den Wänden hing, oder auf den Raen saß. Das Schiff, mit der tripolitanischen Flagge auf der Spitze des Hintermastes, steuerte langsam nach.

Als die Gefangenen jetzt an Bord gebracht waren, wurden sie dem Admiral, wie man ihn nannte, vorgestellt. Dieser saß, mit untergeschlagenen Beinen, auf einem großen, mit Goldbrocat überzogenen Armstuhle, und strich sich seinen Bart mit vieler Gemächlichkeit. Es schien für einen Barbaresken ein ziemlich gutmüthiger alter Mann zu sein. Er befahl nemlich jedem ein Sclavenwams zu geben, was auch auf der Stelle geschah.

Nun begann er, vermittelst eines Dolmetschers, die gewöhnlichen Fragen nach dem Namen, der Herkunft, der Ladung, der Bestimmung des Schiffes und dergleichen mehr. Der Capitain beantwortete Alles der Wahrheit gemäß. Hier erhielt jeder Gefangene, für den nächsten Tag, ein anderthalbpfündiges Roggenbrod, der Capitain aber deren zwei. Auch wurde jedem an einem Wasserfasse eine kleine blecherne Flasche gefüllt.

So wies man endlich den Matrosen ihre Schlafstellen auf dem Vordertheile des Schiffes, dem Capitain und seinem Sohne aber unter dem ersten Decke an. Jene mußten sich mit dem bloßen Boden begnügen, diese bekamen wenigstens zwei alte Binsenmatten zu ihrem Gebrauch. Still und traurig begaben sie sich nun auf ihre Plätze und brachten den größten Theil der Nacht in leisen Gesprächen zu.

Eins tröstete, eins ermuthigte das Andere; so hielten sie sich gegenseitig aufrecht. Waren sie doch beisammen; hatte doch Eines das Andere noch; war doch Herz an Herz, Lippe an Lippe gepreßt! In Liebe und Treue, in Vertrauen und Hoffnung erhoben sie sich demnach stark und kräftig über ihr Mißgeschick. — Wem noch ein anderes verwandtes Wesen zur Seite steht, der kann nie ganz unglücklich sein!

3.

Es war am dritten Tage Morgens um acht Uhr, als die Küste von Tripolis mit ihren Palmen endlich sichtbar ward. Die Mannschaft erhob hierauf ein wildes Freudengeschrei, das

*) Aus C. A. Fischer's „Kabinetsstücke eines Gefangenen."

unserm unglücklichen Paare das Herz zerriß. So lief die Fregatte mit ihrer Prise um zwei Uhr in den Hafen ein und ward aufs feierlichste begrüßt.

Alle Signalmasten flaggten, alle Batterien donnerten und das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten und das Schlagen der Becken vermischte sich mit dem Prasseln der Pistolen und dem alles übertäubenden Bewillkommnungsruf. Die Fregatte erwiederte nun Schuß für Schuß. Sie war dabei mit allen Flaggen der befreundeten Mächte geschmückt, während die —sche unten am Boogspriet schmählich ins Wasser hing.

Alle Gefangene wurden nun ausgeschifft und dem Bey, der sich in einem Kiosk am Hafen befand, von einem der Offiziere vorgestellt. — „In das Bagno!" — lautete der kurze Bescheid, und sie wurden abgeführt. Der Bey, ein langer, hagerer, schwarzbrauner Mann von mittlerem Alter, hatte feuersprühende Augen und ein sehr ausdrucksvolles Gesicht.

Dabei trug er einen weißen Turban, mit Gold gestickt, und ein schwefelgelbes Oberkleid, mit kostbarem Grauwerk eingefaßt. Ein mit Diamanten besetzter Dolch, den er im Gürtel stecken hatte, machte seine ganze Bewaffnung aus. Er rauchte aus einer prächtigen Pfeife, deren ungeheurer Kopf wohl ein halbes Pfund zu fassen im Stande war.

Neben seinem Brocatkissen stand auf einem silbernen Präsentirteller ein goldener Becher mit Sorbet. Die Wände des Kiosk waren abwechselnd mit schönen Arabesken in den lebhaftesten Farben verziert oder mit großen venetianischen Spiegeln bedeckt. Unter jedem der letztern befanden sich auf Consoltischen prächtige Schlaguhren unter Glocken, während man zu beiden Seiten vergoldete Käfige mit Canarienvögeln oder Zeisigen sah.

Unterdessen war unser unglückliches Paar nebst sämmtlichen Matrosen im Bagno angelangt. Dieses ist ein Theil des Arsenals und bildet eine große Halle, die aus einem Erdgeschoß und einem obern Stockwerk besteht. In jenem, wie in diesem, befindet sich eine Reihe dunkler Behälter, die in den Mauern angebracht und zum Aufenthalte der Sclaven bestimmt sind. Um das obere Stockwerk lauft daher eine hölzerne Gallerie herum, zu der man auf zwei Treppen hinauf steigt.

Vor diesem G.bäude liegt ein geräumiger Hof, mit einer hohen Mauer eingefaßt. Hier befindet sich eine Garküche nebst mehreren anderen Victualienhändlern; eben so eine Wein- und Branntweinschenke, die zugleich als Kaffeehaus dient; dann eine Menge Krambuden, besonders für Rauch- und Schnupftabak; endlich eine große Anzahl von Verkäuferinnen, bei denen Wassermelonen, Orangen, Citronen u. s. w. für eine Kleinigkeit zu haben sind. Auch findet man in diesem Hofe zwei große Springbrunnen, in deren Bassins gewaschen wird. Die Cloaken sind in den Ecken angebracht.

Es war Mittag; der Baschi oder Aufseher erwartete die neuen Sclaven am Eingange des Bagno. Seine barbarische Gesichtsbildung, seine funkelnden Tigeraugen, sein ungeheurer Schnurrbart und seine große Karbatsche kündigte sogleich sein schreckliches Handwerk an. Hierauf wies er den Capitain nebst seinen Sohn in die erste Zelle zur Rechten, die Matrosen aber in die folgende ein. Auch reichte er jedem aus einem großen Sacke ein kleines Roggenbrod.

„Hütet euch vor den ersten Hieben" — sagte er mit rauher Stimme — „denn sonst folgen sie hundertweis nach. — Spannt eure Hangmatten auf, aber ordentlich, sage ich euch! — Wasser kann jeder sich täglich zwei Krüge holen, aber durchaus nicht mehr."

„Wer Geld hat" — fuhr er fort — „kann sich kaufen, was ihm beliebt; doch muß er sich zuvor mit mir verstehn. — Ich sag's euch Christen, wenn ihr mich beim Guten erhaltet, so bin ich der beste Baschi, den ihr euch wünschen könnt." Hiermit legte er ihnen die leichten Fußringe an und ließ sie allein.

4.

Um vier Uhr kamen, wie gewöhnlich, die Sclaven zurück, die im Palaste, auf dem Werfte, im Hafen u. s. w. gearbeitet hatten, denn immer ward um diese Stunde Feierabend gemacht. Es waren an dreihundert zusammen, meistens sardinische, neapolitanische, sicilianische und römische Seeleute, indem alle diese Flaggen der Spott der Barbaresken sind.

Bis sechs Uhr war nun diesen armen Leuten erlaubt, auf dem Hofe zu bleiben, wo dann jeder eine kleine Handthierung trieb. Einige wuschen, andere besserten Kleidungsstücke aus; diese strickten Netze, oder wollene Mützen; jene schnitzten Löffel und Gabeln aus Buchsbaumholz. Hier sah man Strohmatten, oder wollene Schuhe flechten, dort wurden Töpfe und Kessel geflickt — Kurz alles war in voller Beschäftigung.

Ihre neuen Unglücksgefährten waren indessen auch nicht müßig; sie hatten vielmehr vollauf mit der Reinigung und Einrichtung ihrer Zellen zu thun. Man erräth leicht, daß die Matrosen hier das meiste verrichteten; denn sie hatten sich von dem Capitain stets einer guten Behandlung zu erfreuen gehabt. Auch nahmen sie an der jungen, schönen Frau, in einer so unglücklichen Lage, mit unverstellter Herzlichkeit Theil.

Jetzt, als der Iman auf der nahen Moschee zum Abendgebete rufte, strömte nun die ganze Masse der Sclaven in das Bagno hinein. Schon vorher hatte einer der Matrosen einen Korb mit Speisen und einigen Krügen Wein für den Capitain geholt, wovon auch ihnen ihr Theil zukam. Der Baschi, der nun die Zellen visitirte, erhielt ein kleines Gratial, und grinzte recht freundlich dafür.

Hierauf begann nun der gewöhnliche Namensaufruf. Zu diesem Ende mußten die Sclaven, immer hundert zusammen, einen Kreis bilden, in dessen Mitte der Oberschreiber, ein neapolitanischer Renegate, stand. Dieser rufte so jeden einzelnen mit Namen auf, worauf die Antwort — „Esta!" *) war. Jeder nahm dann aus einem großen Binsenkorbe, der von zwei Sclaven getragen die Runde machte, ein einpfündiges Roggenbrod.

Hierauf mußte alles in die Zellen, wenigstens vor denselben sein. Zur Beleuchtung des ganzen, großen Gebäudes hingen nicht mehr, als drei große Lampen herab, worüber die Aufsicht einem Unteraufseher übertragen war. Bei dem matten Scheine derselben saßen nun die meisten Sclaven in Gruppen beisammen, unterhielten sich mit leisen Gesprächen, oder spielten Karten, und dergleichen mehr.

Um neun Uhr mußte sich alles zur Ruhe begeben und sämmtliche Lampen wurden ausgelöscht. Alle Sclaven befanden sich nun in ihren Hangmatten, und jedes laute Wort war hart verpönt. Leise zog jetzt Josephe, nach Verabredung, ihren Höcker hervor, worin ein artiges Sümmchen in Gold eingenäht war, trennte ein wenig auf, nahm zwei Coronillas **) heraus und brachte dann alles wieder in Ordnung.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr ward geweckt, um sieben zogen die Sclaven, in mehrern Abtheilungen, zu den verschiedenen Arbeiten aus. Der Capitain und der Cajütenwärter (Schiffsjunge) wurden dabei mit noch vier andern auf die Segelmacherei gesandt. Jeder erhielt vorher ein zweipfündiges Roggenbrod. Um eilf Uhr ward auf eine Stunde Mittag gemacht, und etwas Maisbrei ausgetheilt. Dann ging es wieder an die Arbeit bis gegen vier Uhr, wo regelmäßig Feierabend ward.

Unser Paar blieb diesmal im Hofe und kaufte eine Menge kleiner Bedürfnisse, unter andern auch Tabak für die armen Matrosen ein. Der Baschi erhielt, wie gewöhnlich, seinen Antheil davon. Ihre Lage verbesserte sich im Ganzen freilich nur wenig; doch waren sie mindestens keiner brutalen Behandlung ausgesetzt. Ein leidliches Abendessen und eine Flasche griechischen Weines fehlten auch heute nicht.

Dies war und blieb, mit seltenen Ausnahmen, die gewöhnliche Tagesordnung. Nur wenn es etwa dringende Schiffsarbeiten, wie Ausladen, Abtakeln u. s. w. gab, fand eine Veränderung statt. Auch waren die Sclaven sowohl an jedem Freitage, ***) als überhaupt an jedem türkischen Festtage, von aller Arbeit frei. Da die kühle Jahrszeit heranrückte, schaffte der Capitain auch wollene Decken an. Uebrigens gegenseitiges Aufrechthalten, und Liebe um Liebe, in stillem, süßem Geheimniß.

5.

Allmälig machte nun auch der Capitain mit mehrern andern Unglücksgefährten Bekanntschaft. Sei es, daß sie ihre Zellen in seiner Nähe hatten, oder daß er sie auf der Segelmacherei antraf. Unter jenen war besonders ein alter, portugiesischer Steuermann, der Reisen durch alle vier Welttheile gemacht hatte, vollkommen gut englisch sprach und seine Abentheuer sehr lebhaft zu erzählen verstand. Dieser ward nun an allen Ruhetagen der Abendgast des Capitains, denn Josephe hörte ihm mit dem größten Vergnügen zu.

Andere, die besonders das Mittelmeer kannten, trugen dann auch das Ihrige zur Unterhaltung bei. So was den Thunfischfang, die Corallenfischerei, die griechischen Schwammtaucher u. s. w. betraf. Der Capitain selbst erzählte dann wieder von seinen großen nordischen Fahrten nach Archangel und Drontheim, nach Petersburg und Stockholm. Man kann denken, wie angenehm dieser Seezirkel war, und wie schnell so mancher lange Winterabend verging.

Eine der interessantesten Erzählungen des alten Steuermanns war folgende, die hier mitgetheilt wird. — „Ich befand mich" — hub er an — „am Bord des holländischen Ostindienfahrers, Peter van Wit, der von Amsterdam nach Batavia bestimmt war. Eben hatten wir die Küste von Ceylon im Gesicht, als man auf einmal von einem Ende des Schiffes zum andern Feuer rief.

*) Das deutsche hier.

**) Kleine spanische Goldmünze, ungefähr so groß wie ein Groschen im 24 fl. Fuß, aber bedeutend dicker, und von einem Piaster (2 fl. 24 kr.) an Werth.

***) Bekanntlich bei den Moslemin das, was bei den Christen der Sonntag ist.

Schon schlug auch wirklich die Flamme aus der großen Lucke empor, und flog in wenig Minuten den Mast hinan."

„Bald geriethen nun auch die Segel, das Tauwerk und die Boote in Brand. — Wir sind verloren! Wir sind verloren! — tönte es durch das ganze Schiff in gräßlichem Angstgeschrei. Da flog ich athemlos auf das Hinterkastell, ergriff ein Tau, ließ mich daran hinab und sprang in die See. So sah ich unsre Jolle, die wir nachgeschleppt hatten, mit vier Mann vor mir, holte sie ein und kam glücklich an Bord."

„Ruhig ruderten wir nun immer auf Ceylon zu, und in weniger als einer Stunde konnten wir die grünende Küste mit ihren Palmenwäldern deutlich vor uns sehn. Bald begegneten wir auch einigen Fischerbooten und liefen mit ihnen in Jaffanapatnam ein. Hier fand ich Freunde und Unterstützung, besonders bei Mynheer van A—g, der einer der reichsten Plantagenbesitzer war."

„So gern mir indessen dieser Biedermann zu einem Schiffe verholfen hätte; es war dennoch bei der Annäherung der Wintermousons eine Unmöglichkeit. Er that mir daher einen andern Vorschlag, der ihm selbst nicht wenig am Herzen zu liegen schien. In alten Familienpapieren hatte er nemlich von einem unbekannten Rubinenlager gelesen, das sich, mehreren Angaben zu Folge, in dem Innern der Insel befand. Dieses sollte ich, in Begleitung eines Kunstverständigen, aufzufinden suchen und in jedem Falle einer guten Belohnung gewärtig sein."

„Ich bat um einen Tag Bedenkzeit und nahm dann den Vorschlag mit Freuden an. Zwar verkannte ich die Beschwerden und Gefahren einer solchen Reise durchaus nicht; allein ich war gesund und stark, so wie voll Muth und Entschlossenheit. Also schlug ich fröhlich und wohlgemuth ein, erhielt einen Vorschuß zu meinen Einrichtungen und ward durch einen gerichtlichen Vertrag gedeckt. In meinem Reisegefährten, den ich nun kennen lernte, fand ich einen sehr verständigen und erfahrenen Mann."

„Der Tag der Abreise erschien; mit frohem Muthe nahmen wir von unserm Principale Abschied. Jeder von uns trug einen ledernen Beutel mit Reis, ein Paar Pistolen nebst Pulver und Blei, eine Kürbisflasche mit Arrak, und Wasser, eine kleine kupferne Schüssel nebst Teller, ein Paar Feilen und Brecheisen, ein kleines Tau, einen Compaß, ein Feuerzeug, ein Beil und eine große Bärenhaut. So wanderten wir in der kühlen Frühe vier Stunden weit."

„Als aber die Sonne höher stieg, machten wir unter einem schattigen Baume an einem Bache Halt. Dann aber schossen wir uns zum Mittagsessen einige Vögel, brateten sie an einem hölzernen Spieße und verzehrten sie mit vortrefflichem Appetit. Gegen zwei Uhr brachen wir wieder auf und traten in den Urwald ein. Anfangs war derselbe noch ziemlich licht, aber bald nahm er mit jedem Schritte an Dichtigkeit zu."

„In ungeheuern Massen strebten die hohen, verschlungenen Bäume empor; kaum fiel hier und da ein schwacher Schimmer hindurch. Auch das Unterholz war so in einander verwachsen, daß sich nur mit Hülfe des Beiles durchdringen ließ. Endlich erreichten wir mit Sonnenuntergang eine Stelle, die uns zum Nachtlager tauglich schien. Hier zündeten wir ein Feuer an, schossen abermals ein Paar Vögel, kochten sie mit einigen Händen Reis und hatten so eine treffliche Abendmahlzeit."

„Mein Reisegefährte legte sich hierauf zum Schlafen nieder, während ich selbst bei unserem Feuer wachen blieb. Kein Blättchen rauschte; kein Lüftchen wehte; Alles wie Grabesstille um mich her. Doch plötzlich vernahm ich in der Ferne ein dumpfes Getös, dem rollenden Donner gleich. Die Bäume rauschten, wie von einem Orkane bewegt; die Erde bebte, als schlügen tausende von Blitzen ein. — Es war ein großer Trupp von Elephanten, der in geringer Entfernung im Trabe vorüberzog. So wachten und schliefen wir wechselsweis."

„Die Sonne ging auf; wir verzehrten die Reste unseres Mahles und traten dann wohlgemuth unsere zweite Tagereise an. Allmälig ward der Wald nun lichter und im glänzenden Morgenstrahle lagen die ersten Absätze der Gebirge vor uns. Schon dachten wir sie gegen Mittag zu erreichen, als wir auf einmal einen breiten, tiefen Kanal vor uns sahn, der über und über mit dichtem Gebüsch bewachsen war."

„Wohl eine halbe Stunde ruhten wir am Rande desselben und starrten ihn unverwandten Blickes an. Endlich glaubte mein Gefährte eine Stelle zu bemerken, wo ein Durchgang möglich schien. Er bestand demnach, trotz meinen Gegenvorstellungen, auf diesem Wagstück. So ließ er sich am Taue in die Tiefe hinab und drang mit Hülfe des Beiles ein."

„Schon hoffte ich ihn auf der andern Seite zum Vorschein kommen zu sehn, als er plötzlich mit schrecklichem Angstgeschrei nach Hülfe rief. Eilends flog ich am Taue hinab und drang in die Oeffnung vor. Da sah ich in der Entfernung die funkelnden Augen einer großen Schlange, die gierig an seinem Herzen fraß. Den Tod in den Adern stieg ich wieder hinauf und fühlte mein Unglück in einer ganzen Schrecklichkeit. Ich allein in dieser Wüstenei! — So irrte ich den übrigen Theil des Tages trostlos umher."

„Der Abend brach an; ich beschloß mein Nachtlager auf einem Baume zu nehmen, der in der Nähe stand. Hier band ich mich mit meinem Taue an einem Aste fest und fiel darauf in tiefen Schlaf. Doch kaum mochten einige Stunden vergangen sein, als ein heftiges Ungewitter losbrach. Blitz auf Blitz! Schlag auf Schlag! Der ganze Himmel ein wogendes Flammenmeer! — Wild raste der Sturm, in Strömen schoß der Regen herab; jeder Augenblick schien mein letzter zu sein."

„Da entschloß ich mich schnell, glitt hastig am Stamme hinunter und warf mich in einiger Entfernung platt auf den Boden hin. Plötzlich geschah ein heftiger Schlag; der Baum stand in Flammen; das Feuer ergriff das dürre Gras. Noch einige Minuten und es war um mich geschehn. Athemlos flog ich einen benachbarten Hügel hinan. Aber der Boden wich, ich fing an einzusinken und stürzte in einen Abgrund hinab."

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer tiefen Höhle, auf einem Haufen Moos, in einer Art Dämmerlicht. Ich blickte empor und sah, daß oben durch eine große Oeffnung der Mond hineinschien. Die hohen, überdem sehr steilen Wände waren indessen auf allen Seiten davon entfernt. Mit Entsetzen fühlte ich nun die ganze Größe meines Unglücks; doch das Vertrauen auf Gott verließ mich nicht. In stillem Gebete blickte ich auf zu ihm, und es ward mir wunderbar wohl."

„Ich fiel hierauf in einen tiefen Schlaf und ruhte wohl an fünf Stunden lang. Als ich endlich erwachte, fand ich den größten Theil der Höhle von der Sonne erhellt. So bemerkte ich denn, daß sie rechts und links in zwei große Gänge auslief. — Sollten dies vielleicht Ausgänge sein? — sagte ich zu mir selbst, und ein unbekanntes Etwas bestimmte mich für den zur rechten Hand. Ich schluckte nun etwas trockenen Reis hinunter, that einige Züge aus meiner Kürbisflasche und trat dann meine gefährliche Wanderung an."

„So lange ich noch etwas Tageslicht hatte, schritt ich mit ziemlicher Schnelligkeit fort. Als aber auch der letzte Schimmer verschwunden war, da bedurfte es freilich der äußersten Vorsicht. Ich untersuchte daher den Boden Schritt für Schritt, hielt mich beständig an der Wand und folgte allen ihren Biegungen nach."

„Auf diese Art rückte ich zwar langsam, aber auch desto sicherer fort. Rings um mich her war Alles Nacht, doch in meinem Innern glänzte es wie das hellste Sternenlicht. Von Zeit zu Zeit ruhte ich eine Viertelstunde, nahm etwas Rack und Reis zu mir und tappte dann wieder in der Finsterniß fort. So mochte ich wohl zwei Meilen und darüber zurückgelegt haben, als ich in der Entfernung ein verworrenes Geräusch vernahm. Zu gleicher Zeit ward ich ein Paar kleine, feurige Punkte gewahr."

„Himmel! — sagte ich zu mir selbst — Was ist das? — Ist es ein Schimmer von Tageslicht? Oder sind es die Augen einer Schlange, die auf mich zugeschossen kommt? — Doch die feurigen Punkte blieben unbeweglich; es schienen beinahe Lampen zu sein. — So schritt ich denn mit klopfendem Herzen und freudiger Ahndung dem lieblichen Lichte zu. — Auf einmal machte die Wand einen starken Abfall und ich stand vor einer Felsenspalte, die im glänzenden Abendrothe lag."

„Welch ein Augenblick! — Außer mir drängte ich mich durch das Gesträuch und athmete wieder freie Lebensluft. In rosigem Schimmer der sinkenden Sonne lagen die Hütten eines freundlichen Dorfes vor mir. Ich eilte dahin und fand Erquickungen aller Art. — Jaffanapatnam war kaum eine Tagreise entfernt. — So endigte sich meine furchtbare Wanderung!"

6.

So war Neujahr herangekommen, als unser Liebes- und Leidenspaar endlich die langgewünschte Gelegenheit fand, einen Brief nach Alicante abgehen zu lassen, der die Geschichte ihres Unglücks enthielt. Unterdessen war ihr kleiner Schatz freilich um vieles verringert worden; doch sahen sie immer noch ein halbes Jahr und etwas darüber vor sich.

Dies aber war auch der äußerste Termin, binnen welchem sich die Wiederherstellung der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen *** und Tripolis mit Bestimmtheit hoffen ließ. So trugen denn beide ihr Schicksal mit Ruhe, Geduld und Hoffnung, diesen drei Genien aller Unglücklichen, die sich den himmlischen nahen.

Es war in den ersten Tagen des Mai, als sich der Capitain, wie gewöhnlich, mit Josephen und mehrern andern Sclaven auf der Segelmacherei befand. Die offenen Arkaden derselben gingen nach der Seeseite und man konnte von denselben die ganze Rhede übersehen. Keine Viertelstunde lief an der Sanduhr ab, ohne daß unser Paar den Horizont betrachtete, dessen reines, glänzendes Blau mit dem grünen, spiegelnden Meere zusammenfloß.

Endlich, ungefähr um neun Uhr, tagte in Nordwest ein Segel auf, das bald für eine ***sche Fregatte erkannt ward. Der Capitain bemerkte in kurzem, daß sie gerade auf die Rhede zusteuerte, und rief wie außer sich: „Befreiung! Befreiung! — Landsleute! — Unterhändler! Präsentschiff! — Alles Freude und Jubel! — Alles Elend vorbei!" — Dabei umarmte er Josephen und versprach dem Aufseher ein Extrageschenk.

Mit dem günstigsten Winde kam nun die Fregatte immer näher, so daß man bereits die Mannschaft auf dem Verdecke zu erkennen im Stande war. Bald ankerte sie auf der Rhede; ließ zum Zeichen des Friedens vorn eine weiße und dann die Nationalflagge wehen; hißte einen rothen Wimpel auf und feuerte auf der Backbordseite eine Kanone ab. Alles dies bedeutete, daß sie in den Hafen einlaufen wollte und der Hülfe eines Lootsen bedürftig war. Wirklich ging auch dieser bald darauf dahin ab.

So näherte sich denn das große, herrliche Schiff dem Eingange des Hafens, wo es, außer dem Bereich der Batterien, von neuem vor Anker ging. Es setzte hierauf ein Boot mit einem Offizier und sieben Mann aus, das von dem Lootsen gerade auf den Arsenalkai zugesteuert ward. Hier stieg der Offizier, der eine kleine weiße Flagge trug, an's Land und ward von dem Hafencapitain, der ihn erwartete, sogleich zu dem Admiral geführt.

Es dauerte ungefähr eine halbe Stunde, als der Offizier mit dem Hafencapitain zurückkam. Beide bestiegen nun die schöngeschmückte Admiralitätsbarke, die mit zwölf Ruderern bemannt war, und langten in kurzem am Bord der Fregatte an. Nach einer kleinen Weile ging nun diese unter Segel, begrüßte die tripolitanische Flagge nach herkömmlicher Weise mit neun Schüssen und lief, von dem Hafencapitain selbst gesteuert, unter dem Donner der Gegenbegrüßung in stolzer Pracht in den Hafen ein.

Der Capitain und Josephe hatten dies alles mit unsäglicher Freude angesehn. Aber jetzt war das Zeichen zum Feierabend, und zwar um anderthalb Stunden früher gegeben, indem am andern Tage ein großes Fest einfiel. So mußten sie also, mit den übrigen Sclaven, in das Bagno zurückkehren, brachten aber bis sechs Uhr im Hofe zu. Hier hatte nemlich einer der Weinverkäufer ein artiges Zelt aufschlagen lassen, wo die kleine Anzahl der wohlhabenden Gefangenen regelmäßig zusammenkam.

Eben saß unser glückliches Paar, die Wonne und Seligkeit im Herzen, bei seiner Abendmahlzeit, als der Baschi zur ungewöhnlichen Stunde noch einmal in das Bagno kam — „Nun Frieden mit Euch!" — hub er freundlich an — „Euer neuer Consul ist angelangt und hat die köstlichsten Geschenke, sowohl für den Bey, als für die Großen mitgebracht. Jetzt wird's nicht lange dauern und Alles kommt wieder in Ordnung. Aber Ihr müßt ein Paar Tage Geduld haben, bis das Fest vorüber ist. Von der Arbeit seid Ihr nun ohnehin befreit."

„Was Ihr mir für diese gute Nachricht geben wollt" — fuhr er fort — „das steht bei Euch! Ihr wißt ja, ich hab es immer gut mit Euch gemeint und Euch, nebst Euern Leuten, auf alle nur mögliche Art geschont. Also singt auch mein Lob bei Euerm Consul, das wird mir nützlich sein!" — Man begreift leicht, daß er einige spanische Doppelrealen erhielt, womit er denn sehr zufrieden war.

Der Capitain hatte natürlich auch seine Leute nicht vergessen, und so waren auch diese doppelt vergnügt. — „Hoffet, wie wir gethan haben!" — riefen sie ihren trübsinnigen Nachbarn zu — „und es wird auch in Erfüllung gehn!" — Dabei reichten sie ihnen von ihrem Freudentrank und erheiterten sie wenigstens für den Augenblick. So ward es Schlafenszeit und alle zogen sich in ihre Zellen zurück.

7.

Am folgenden Morgen schon um fünf Uhr erschien ganz unvermuthet der Oberschreiber mit zwei Sclaven, wovon der eine einen Coffer, der andere ein Toilettenkistchen trug. — „Christen aus ***!" — rief er mit lauter Stimme, — „tretet hervor!" — Es waren unsre Freunde mit ihren Leuten, denen der Zuruf galt. Sonach erschienen sie dann mit ihnen und stellten sich auf. Aber wie groß war Josephens Erstaunen, als sie ihr Kistchen und ihren Koffer erkannte, wovon jenes zur rechten, dieses zur linken des Oberschreibers stand.

„Wo ist Madame L***" — Namen des Capitains — war jetzt die weitere Frage. — „Verbergt sie nicht, denn sie muß unter Euch sein." Alle sahen sich erschrocken an; doch keiner gab einen Laut von sich. — „Fürchtet Euch nicht!" — fuhr der Oberschreiber fort — „Se. Hoheit der Bey hat von ihr gehört; er ist gerührt; er weist ihr ein Zimmer in seinem Harem an, bis Ihr abreisen könnt. — Also noch einmal, wo ist sie?"

„Hier!" — rief der Capitain — „Hier steht sie vor Euch!" — indem er auf den angeblichen Cajütenwächter wies. — „Wie? — rief der Oberschreiber im höchsten Erstaunen — „dieser mißgestaltete Knabe da?" — „Nicht anders! Ich nehme alle meine Leute zu Zeugen! Befragt sie, wann Ihr wollt." — „Ich glaube Euch, wiewohl ich nicht begreifen kann —"

„Euer Consul" — fuhr er fort — „der Sr. Hoheit davon erzählte, rühmte sie doch als eine Schönheit. — Eben deshalb brachte ich auch die Sachen mit. — Se. Hoheit werden heute in ihrem Harem zu Mittag speisen und hoffen sie daselbst zu sehen. — Nicht als ihre Sclavin, sondern als eine freie Europäerin, die sich auf einige Tage als Gast daselbst aufhält. — Se. Hoheit sind so zufrieden mit Euerm Souverain, daß sie ihm dadurch beweisen wollen, wie werth Ihr ihm seid. — Darum laßt Madame sich ankleiden; ehe zwei Stunden vergehen, bin ich wieder bei Euch!"

So sprach er, sagte dem erstaunten Aufseher einige Worte ins Ohr und ging. Dieser aber öffnete dem Paare sogleich ein Cabinet, das sich im Hintergrunde des Bagno befand. Es war mit einigen europäischen Meubeln, so wie mit einem Polsterlager versehn. — „Hier Capitain!" — sagte er „hier ist Eure Wohnung für die kurze Zeit, die Ihr noch hier seid! Braucht nun Eure Bequemlichkeit!"

Die Matrosen trugen jetzt die Sachen hinein und brachten auch das Zimmer in etwas bessere Ordnung. Dann ließ der Capitain sein liebes Weibchen allein, verschloß die Thür, stellte zum Ueberfluß noch zwei Matrosen als Wächter davor und ging dann sinnend, voll stiller Freude, zwischen den Zellenreihen auf und ab. Josephe aber fand in ihrem Toilettenkistchen u.s.w. Alles, was zu ihrer Verwandlung nöthig war.

So mochten wohl anderthalb Stunden vergangen sein; endlich stand sie in ihrem vollen Putze und in ihrer ganzen Schönheit da. Wenig Minuten, sie rufte ihren Mann, um zu öffnen und empfing ihn mit einem Kuß. Er selbst aber staunte sie mit Entzücken an, denn es war wie eine neue, liebliche Zaubergestalt für ihn. Aber in diesem Augenblicke klopfte es und ein Matrose meldete den Oberschreiber an.

Als dieser nun eintrat, prallte er vor Scheu und Verwunderung zurück. — „Wie?" — rief er — „Ist das wirklich so?" — Josephe lächelte; der Capitain bejahte es. — „Nun so hat Euer Consul ja dennoch Recht gehabt! — Aber die Sänfte wartet auf Euch, Signora; darum laßt uns aufbrechen, wenns Euch gefällig ist."

Josephe, von den beiden Männern gefolgt, trat nun im höchsten Glanze des Putzes und der Schönheit heraus und schritt nun langsam vorwärts. Unwillkürlich, in rascher Bewegung, stellten sich jetzt alle Sclaven in zwei Reihen auf, fielen auf die Knie, hoben die Arme auf und riefen mit bewegter Stimme: „O Königin des Himmels, hilf uns! O Königin des Himmels, bitte für uns!" — So sehr schien ihnen nemlich alles ein Wunderwerk.

An der Pforte des Bagno wartete bereits eine prächtige Sänfte, die von zwei geschmückten Maulthieren getragen ward. Bei jedem derselben stand ein eigener Führer, während sich rechts und links ein Palastsclave befand. Die eine Seitenthür ward nun geöffnet und Josephe stieg ein. Darauf zogen die Pagen die rothseidenen, mit goldenen Franzen besetzten Vorhänge zu, und der Zug, den Oberschreiber an der Spitze, setzte sich in Bewegung.

So langte man in weniger als zehn Minuten an dem Thor des Palastes an. Dann ging es durch einen großen Hof bis an ein zweites Thor, der in das Innere führte und verschlossen war. Die Sänfte hielt, die Pagen klatschen in die Hände, ein Pförtchen öffnete sich und es traten zwei Christensclavinnen, zum Empfange von Josephen, heraus. Diese verließ nun die Sänfte, ward mit einem großen, weißen Schleier bedeckt und folgte ihren Begleiterinnen in das Innere nach.

Ueber einen schönen, mit Orangenbäumen besetzten Platz kam sie nun von den Sclavinnen geleitet an ein drittes Thor. Dies war der Eingang zu dem eigentlichen Wohnpalaste des Bey, in dessen Mitte sich der Harem befand. Das Thor öffnete sich und vier andere Sclavinnen schlossen sich an die übrigen an. So ging es weiter durch einen reizenden Garten und herrliche Schattengänge, bis man endlich vor einem weißen, viereckigten Gebäude stand.

„Wir sind zur Stelle!" — sagte die eine Sclavin auf spanisch und klopfte an einer Flügelthür. Augenblick sprang diese auf, die Sclavin winkte Josephen mit den übrigen zu warten und schlüpfte hinein. Wenig Minuten und sie kam wieder, winkte Josephen mit den übrigen einzutreten, nahm ihr den Schleier ab und verschloß die Flügelthür.

8.

Unsere Freundin befand sich jetzt in einer weiten Vorhalle, die zu beiden Seiten in eine zierliche Gallerie auslief. An den

Enden derselben hingen große rothseidene Vorhänge herab, mit goldenen Franzen verziert. Die Sclavinnen geleiteten Josephen durch die zur rechten Hand und schoben dann den Vorhang zurück. — „Sehet hier, Signora!" — sagte die obige — „Sehet hier ist die Treppe zu den Zimmern der ersten Gemahlin Sr. Hoheit!"

So stiegen sie dieselbe hinan und traten in ein sehr schön geschmücktes Gemach, das ganz auf europäische Art meublirt war. Neben demselben befand sich ein zierliches Cabinet mit einem Himmelbette und allen Bequemlichkeiten versehn. — „Dies ist das Werk von Mistriß Townsend!" — sagte die spanische Sclavin — „der Gemahlin des letzten englischen Consuls, einst die vertraute Freundin von Bey Chan, meiner Gebieterin!"

Sie führte hierauf Josephen auf ein prächtiges Sopha, das mit himmelblauem Sammet überzogen und mit einer Art Thronhimmel versehen war. Vor demselben stand ein niedlicher, mit Elfenbein eingelegter Tisch von Rosenholz, dem sich gegenüber ein großer venetianischer Spiegel befand, der fast bis auf den Boden herabging. — Alle Sclavinnen, mit Ausnahme der obigen, entfernten sich nun.

„Nehmet einige Erfrischungen!" — sagte sie jetzt zu Josephen — „dann geleite ich Euch ins Bad und von da zu meiner Gebieterin!" — In dem Augenblick machte sie eine Bewegung mit dem Fuße und schnell senkte sich der kleine Tisch in den Boden hinab. Noch schneller aber stieg er wieder empor mit mehreren krystallenen Bechern voll Sorbet und einigen goldenen Tellern mit Früchten und Zuckerwerk besetzt.

Josephe genoß Verschiedenes mit Vergnügen und ward hierauf in das Bad geführt, das eigentlich aus drei Gemächern bestand. Das erste diente zum Aus- und Ankleiden und war mit mehreren zierlichen Commoden, so wie mit fünf großen herrlichen Pfeilerspiegeln versehn. Hier entkleidete sie sich denn mit Hülfe der Sclavin, um sich in das zweite Gemach zu begeben, wo das eigentliche Bad befindlich war.

Auch hier zeichnete sich alles durch Pracht und Schönheit aus. Die Decke war in Kuppelform gewölbt und mit herrlichen Arabesken in Purpurroth und andern hohen Farben bemalt. Die Wände waren mit weißem, gestickten Musselin behangen, und der Fußboden mit großen Marmortafeln von gleicher Farbe gedeckt. Das Bad selbst war mit Alabaster ausgelegt und mit drei Stufen versehn.

Zwei vergoldete Hähne führten das Wasser herbei und eine silberne Toilette enthielt alles, was an Seifen, Essenzen, Oelen u. s. w. nur erdenklich war. Ein Theil des musselinenen Behanges konnte aufgezogen werden, denn hinter demselben befand sich eine Spiegelwand. Das Ganze ward von oben durch vier Fenster erleuchtet, sämmtlich mit rothseidenen Vorhängen versehn. So schwamm alles in magischem Rosenlicht.

Als Josephe gebadet hatte, sollte sie in das dritte Gemach geführt werden, das zum Ruhen bestimmt und deshalb mit mehreren Ottomanen versehen war. Allein sie fühlte sich so munter und lebendig, daß sie sogleich in das Ankleidezimmer zurück zu gehen beschloß. Bald öffnete nun die Sclavin die Schubladen sämmtlicher Commoden, worin sich eine Menge der kostbarsten indischen Shawls befand. — „Es ist der Wunsch meiner Gebieterin," — sagte sie — „daß Ihr Euch einen davon wählen sollt."

Eben hatte Josephe ihre Toilette beendigt und glänzte nun in doppelter Schönheit. Sie wählte sich daher einen himmelblauen, wie er zu ihrem herrlichen, weißen Atlaskleide am passendsten war. So verweilte sie nur noch einige Augenblicke und ward denn durch eine lange Reihe kostbarer Gemächer zu der Prinzessin geführt.

Sie trat ein und sah sich in einem großen Saale, der alles an Pracht übertraf, was ihr bisher vorgekommen war. Am Ende desselben befand sich auf einer Estrade, mit purpurnen Kissen belegt, die Gemahlin des Beys in ihrem höchsten Schmuck. Sie winkte Josephen mit ihrer Begleiterin näher, reichte ihr dann eine Rose entgegen, beantwortete ihre Verbeugung mit einem freundlichen Lächeln und deutete auf das Kissen neben ihr. Die spanische Sclavin blieb als Dolmetscherin.

Josephe nahm Platz und dankte vor allem für das erhaltene Geschenk. Die Prinzessin nickte freundlich mit dem Kopfe, streichelte ihr die Wange und fragte, ob sie geschminkt sei. Auf Josephens verneinende Antwort sagte sie: „O wie seid Ihr Europäerinnen so glücklich! Die Townsend war auch so roth!" — Darauf verlangte sie Josephens Geschichte zu hören, von der sie nur unvollkommen unterrichtet war. Schon zuvor hatte die Sclavin die köstlichsten Erfrischungen herumgereicht.

Josephe erzählte dann, und wie natürlich, auf eine höchst rührende Art. Der Prinzessin gingen dabei die Augen über, und sie küßte das schöne, junge Weib mit unverstellter Herzlichkeit. — „Ja, Ihr liebt mehr als wir!" — sagte sie endlich — „aber Ihr werdet auch mehr geliebt!" — Sie war dem Anschein nach erst dreißig Jahr und zeigte noch Spuren von großer Schönheit. Aber alles war erschlafft, wie denn alle Morgenländerinnen so früh verblühn.

9.

Unter diesem und andern Gesprächen war der Mittag herangekommen, als plötzlich ein Vorhang aufrauschte und ein schwarzer Verschnittener hereintrat, der ein breites, goldenes Halsband umhatte, und Weste und Pantalons von der feinsten Leinwand trug. — Dabei hatte er einen weißen Stab in der Hand, der mit grünseidenen Schnüren umwunden und oben mit einem goldenen Knopfe verziert war. — Diesen hob er dreimal mit Zierlichkeit in die Höhe und entfernte sich dann. — „Es ist Zeit!" — sagte die Prinzessin — „Der Bey erwartet uns!"

Sie klaschte jetzt in die Hände und plötzlich füllte sich der Saal mit Sclavinnen an. Diese, nicht weniger als fünf und zwanzig zusammen, eröffneten nun den Zug, während die Dolmetscherin hinter ihrer Gebieterin und Josephen ging. So langte man durch eine kleine Gallerie in einem zweiten Saale an, wo die Tafel bereit stand und alles zum Empfange des Beys in Ordnung gebracht war.

Einem zweiten Eingange gegenüber stellten sich nun die Sclavinnen in zwei Reihen auf. Die Prinzessin und Josephe aber nahmen in dem Raume dazwischen Platz. Einige Minuten, die hohe Flügelthür öffnete sich und hereintrat der Bey mit sechs schwarzen Verschnittenen um sich her. Ehrfurchtsvoll ging ihm die Prinzessin nebst Josephen entgegen und nannte diese als die Gattin des Capitains.

„Recht! Recht!" — sagte er in gebrochenem Spanisch — „Aber jetzt essen — sprechen nachher!" — Hierauf winkte er der Prinzessin, sie zu ihrem Sitze zu führen und folgte ihnen dann an der Spitze der Verschnittenen ebenfalls nach. Diese bildeten hinter den Sitzenden einen Halbkreis, der von den Sclavinnen verlängert ward; sechs derselben besorgten nun die Bedienung.

Der Bey und seine Gemahlin saßen mit untergeschlagenen Beinen auf prächtigen niedrigen Sophas; Josephe dagegen auf einem rothsammtenen Armstuhl, der aber kaum einen Fuß hoch war. — Die Gerichte standen auf einer großen, silbernen Platte mit zierlichen Füßen, und waren für den ersten Gang, zwölf bis sechszehn an der Zahl, alle in chinesischen Porzellanschaalen servirt.

Zuerst kamen die eingemachten Sachen, womit man den Appetit zu reizen pflegt. So Gurken, Oliven, Selleri, Blumenkohl, Portulak u. s. w. nebst Sardellen, Batargo *) und marinirter Thunfisch. Dann kamen Ragouts von Schöpsenfleisch, stark mit Moschus versetzt, in fünffacher Zubereitung. Dann Fricassé's von Rebhühnern; endlich der Pillaw **), roth, blau und gelb gefärbt, mit Schnecken, candiotischen Feigenschneppen und Wachtelfett. Die Gesellschaft machte den Köchen Ehre und ließ nur wenig in den Schaalen zurück.

Hierauf folgte der zweite Gang, der eigentlich aber nur den Nachtisch enthielt. Alles ward theils auf kostbaren porzellanenen Tellern, theils in zierlichen silbernen Körben servirt. Da gab es denn Früchte und trockne Confitüren, so wie feines Gebäcke und köstliche Früchte aller Art. Dazu kamen noch zehn krystallene Flacons, mit den herrlichsten Sorbetten gefüllt.

Zugleich ertönte auf einen Wink des Beys die rauschende Musik einer großen Spieluhr. Sie war das Zeichen zu einer maurischen Quadrille von Sclavinnen aufgeführt. Der Bey wendete sich jetzt sehr freundlich zu Josephen und sagte in seinem Halbspanisch: — „Großen Tanzen! Schönen Tanzen! — Aber Mädchen noch viel jung! — Nichts fett, nichts Fleisch!" u. dgl. barbareskische Zierlichkeiten mehr.

Doch endlich fielen dem guten ältlichen Herrn die Augen zu, und nun war es Zeit sich zurückzuziehen. Die Prinzessin erhob sich demnach mit Josephen und alles verließ den Saal. Hierauf trennten sich die beiden Damen ebenfalls für ein Stündchen, das wie gewöhnlich der Siesta gewidmet war. Josephe fand die lieblichste Kühlung in ihrem Zimmer, warf sich mit Hülfe der spanischen Sclavin in ein zierliches türkisches Schlafgewand, und schlummerte fast augenblicklich ein. Die Sclavin nahm auf einem Polster neben dem Sopha Platz.

10.

Sie hielt nun die Siesta bis ungefähr vier Uhr. Dann aber erschien eine Botschaft von der Prinzessin und zwar ganz eigener Art. Es waren vier Sclavinnen, wovon jede ein zierliches, in Batist gewickeltes Paket trug. Sie theilten Josephen mit Hülfe der Dolmetscherin ihren Auftrag mit. Die Prinzessin

---

*) Eingesalzener Fischroggen aus dem Mittelmeer.

**) Mit Dämpfen gekochter Reis, der mit Moschus oder Rosenwasser parfümirt ist.

wünschte nemlich ihre Freundin in türkischer Kleidung zu sehen und sendete ihr alles Benöthigte dazu.

Eine solche Bitte schien ein Befehl, Josephe zögerte daher keinen Augenblick. Alle Sclavinnen legten nun Hand an, und so stand sie in einer Viertelstunde wie eine Sultanin da. Die Kleidung war auch wirklich eine der prächtigsten, die die Prinzessin nur selbst besaß. Dazu die kostbaren Perlen und Diamanten, besonders am Gürtel und Turban. — Kurz, man konnte nichts Herrlicheres sehn. Josephe selbst betrachtete sich mit Vergnügen in dieser Verwandlung.

So ward sie von den Sclavinnen die Gallerie hinab begleitet und dann am Ende derselben in einen prachtvollen Kiosk geführt. Dieser hatte die Form einer Rotunde; die Wände zeigten eine schöne, gemalte Säulenordnung. Die Zwischenräume waren mit Spiegeln und gemalten Blumenstücken ausgefüllt, die Lambris vergoldet und mit schöner Stuckatur verziert. Der Fußboden war mit vielfarbigen Marmortafeln ausgelegt und in der Mitte befand sich ein Bassin von Alabaster, aus dem eine krystallene Wassersäule empor sprang. Die Aussicht ging auf das Meer.

Die vier andern Sclavinnen entfernten sich jetzt; die Spanierin war die einzige, die als Dolmetscherin zurückblieb. Bald darauf erschien die Prinzessin, ebenfalls in einer andern prächtigen Kleidung und mit einem großen Gefolge hinter sich. Unter diesem befanden sich in der ersten Reihe auch die zwei andern Frauen des Beys, zwar schön, aber doch etwas weniger geschmückt.

Alle vier Damen nahmen nun auf den weichen Kissen Platz, während der größte Theil des Gefolges am Eingange stehen blieb. Josephe war muthwillig genug, sich gleichfalls auf orientalische Weise zu setzen, und es gelang ihr in dieser Kleidung über Erwartung gut. Dies gefiel den Damen und besonders der Prinzessin außerordentlich wohl. — „Allerliebst! Allerliebst!" — rief sie einmal über das andere aus. — „Was ihr Europäerinnen doch geschickt seyd!"

Jetzt wurden nun große silberne Platten mit allerhand Erfrischungen vor ihnen niedergesetzt. Hierunter befand sich auch Caffee, in dem man Ambratäfelchen aufgelöst hatte, und ein äußerst feines Gebäck von Pistacien. Josephe ward hierauf gebeten, etwas zur Guitarre zu singen, und war sogleich bereitwillig dazu. Die Prinzessin winkte und eine Sclavin brachte das Instrument im Fluge herbei.

Unsere Freundin wählte eine spanische Romanze aus der maurischen Zeit und sang dieselbe mit dem größten Ausdruck. Die Türkinnen hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu und schienen die Worte durch die Töne zu verstehn. Indessen ward ihnen der Inhalt jedes Verses zum Ueberflusse noch verdolmetscht. Die Prinzessin fand alles so schön, daß sie Josephen unaufhörlich in die Backen kniff.

Josephe benutzte diese günstige Stimmung und bat um die Ueberbringung einer Botschaft an ihren Mann. Diese sollte, der Verabredung gemäß, in einer Rose bestehen, zum Zeichen, daß keine Gefahr vorhanden sei. Die Prinzessin bewilligte dies augenblicklich und beauftragte eine Sclavin dazu. Ueberdem gab sie Befehl, einen Korb mit Erfrischungen hinzuzufügen, was Alles aufs genaueste befolgt ward. Man erräth leicht, daß der Aga des Palastes die Sendung durch einen Pagen besorgen ließ.

Unterdessen war es Abend geworden und die Damen stiegen in den Garten hinab. Hier befanden sich eine Menge Schaukeln nebst einem sehr artigen und bequemen Caroussel. Beide wurden nun nach Herzenslust benutzt, denn die Sclavinnen, die sie in Bewegung setzten, hatten ihr eigenes Spiel daran. Die Prinzessin gab dabei das Beispiel der losgebundensten Fröhlichkeit. Endlich, als die Sonne in's Meer hinabsank, begab man sich in den Palast zurück.

Jetzt begann eine neue Unterhaltung, die die Gesellschaft noch zwei volle Stunden beschäftigt hielt. In einem Saale war nemlich ein kleines Theater befindlich, wo eine Reihe von Automaten aufgestellt war. Der Bey hatte dieselben in London verfertigen lassen; die Sendung war eben erst über Malta angelangt. Vor diesem Theater nahm nun die Prinzessin mit Josephinen und den zwei andern Frauen auf breiten Divans Platz, während eine Ouvertüre von zwei großen Drehorgeln begann.

Bald flog indessen der Vorhang auf und die Vorstellung nahm ihren Anfang. Zuerst sah man einen Seiltänzer, der sich selbst zu überbieten schien. Dann zeigte sich ein Bauer mit einem Canarienvogel, der ein artiges Liedchen sang. Weiter erschien ein Hirt, der seine Flöte ertönen ließ und taktmäßig von dem Bellen seines Hundes unterbrochen ward. Hierauf folgte ein Arnaute, der sein Exercitium machte, und ein Trompeter, der zum Angriff blies.

Nach diesem kam ein Mädchen mit einer Ziege, die ganz natürlich zu grasen schien. Zu gleicher Zeit sahe man ein Paar Turteltauben, die sich schnäbelten, und einen Holzhauer, der einen Baumstamm zerhieb. Hierauf zeigte sich eine Insel mit zwei Schwänen, von denen der eine brütete, während der andere zu schwimmen anfing.

Zum Beschlusse endlich erschienen zwei männliche Figuren von ausgezeichneter Schönheit. Sie grüßten sich, umarmten einander, machten sich verschiedene Zeichen und gingen dann jeder auf einer andern Seite ab. So blieb man bis gegen eilf Uhr beisammen, während unaufhörlich Erfrischungen herumgegeben wurden und bald die eine, bald die andere Drehorgel lustig zu spielen fortfuhr.

Auf diese Art brachte Josephe fast eine volle Woche unter einer Menge abwechselnder Vergnügungen, wie Tänze, Pantomimen, Erzählungen, Schattenspiele u. s. w. im Harem zu. Jeden Abend schickte sie ihrem Manne eine Botschaft mit Früchten, und erhielt wieder eine von ihm. Endlich ward ihr die erfreuliche Nachricht, daß der neue Vertrag abgeschlossen, das Schiff mit dem größten Theil der Ladung zurückgegeben und Alles segelfertig sei.

Sie nahm darauf von der Prinzessin zärtlichen Abschied, mußte die kostbare, türkische Kleidung als Geschenk behalten, und ward dann in der großen Serailsbarke an Bord gebracht. Der Capitain eilte ihr im großen Boote entgegen, schloß sie in seine Arme, ließ den Ruderern eine Dublone geben und feierte mit seiner ganzen Mannschaft das Fest ihrer Befreiung. So lichtete er am andern Morgen die Anker und kam nach einer äußerst glücklichen Fahrt an dem Orte seiner Bestimmung an.

Caroline Auguste Fischer,

geborne Venturini, des Vorigen Gattin und Schwester des bekannten Historikers V. (s. d.), ward 1772 zu Braunschweig geboren, vermählte sich in erster Ehe mit dem D. F. C. R. Christiani, damaligem Hofprediger in Kopenhagen, später Superintendenten in Lüneburg, ward aber von demselben geschieden und heirathete darauf 1808 den Prof. C. A. Fischer.

Sie schrieb:

Gustav's Verirrungen. Leipzig 1801.
Vierzehn Tage in Paris. Leipzig 1801.
Die Honigmonate. 2 Thle. Posen 1802. N. A. 1804.
Der Günstling. Posen 1809.
Margarethe. Heidelberg 1812.
Kleine Erzählungen und romantische Skizzen. Posen 1818. 1. Thl.

Ein leichtes, gefälliges Talent, nicht ohne Erfindungsgabe und gewandte Darstellung, doch ohne tiefern Ernst, weshalb ihre Leistungen auch nur ephemere Geltung erhielten, und bald in der Masse der Tagesliteratur verschwanden. —

Paul Flemming.

Dieser für seine Zeit höchst bedeutende lyrische Dichter ward am 17. October 1609 zu Hartenstein, einem Schönburgischen Städtchen im Voigtlande, geboren, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er eine wissenschaftliche Vorbildung auf der Fürstenschule zu Meißen erhalten, studirte er in Leipzig die Arzneikunde und ward 1631 da-

selbst Magister der freien Künste. Die Kriegsunruhen jener Tage bewogen ihn jedoch, wie es scheint, früher gehegte Plane fahren zu lassen und sich 1633 nach Holstein zu begeben, wo der damals regierende Herzog Friedrich eben eine feierliche Gesandtschaft an seinen Schwager Michael Feodorowitsch, Czar von Rußland, ausrüstete. Flemming erhielt die Erlaubniß sich ihr anschließen zu dürfen und kehrte mit derselben glücklich im nächstfolgenden Jahre nach Holstein zurück. Erfreut über den günstigen Erfolg dieses Unternehmens, beschloß nun der Herzog die bereits vorher gehegte Absicht auszuführen und eine noch größere Ambassade an den Schach Sefi von Persien abgehen zu lassen, um einen Handelstractat mit ihm abzuschließen. Flemming begleitete dieselbe gleichfalls und kam nach einer mühseligen und gefahrvollen Reise (ausführlich beschrieben von dem Legationssecretair Adam Olearius, Schleswig 1647) am 3. August 1637 mit ihr in Ispahan an. Mehrere in der Sammlung von Flemmings Gedichten befindliche unterweges verfaßte lateinische und deutsche Poesieen geben gleichfalls von den während dieses oft beschwerlichen und durch das unfreundliche Betragen des Chefs der Gesandtschaft, Brüggemann, selbst widerwärtigen Zuges gemachten Erfahrungen Kunde. Nach einem fünf Monate langen Aufenthalt in Ispahan ward die Rückreise am 16. December 1637 nicht ohne große Gefahren angetreten, doch erreichte das sämmtliche Personal glücklich am 2. Januar 1639 Moskau und am 13. April desselben Jahres Reval. — Hier machte unser Dichter die Bekanntschaft eines angesehenen Kaufmannes Nihusen, mit dessen Tochter er sich feierlich verlobte, und die er als seine Gattin heimzuführen gedachte, wenn er sich, wie es sein Wille war, zu Hamburg als practischer Arzt niedergelassen hätte. Zu Anfange des Augusts langte die Gesandtschaft wieder in Holstein an. — Flemming begab sich nun nach Leiden, um dort zu promoviren und kehrte darauf mit dem medicinischen Doctorhute geschmückt nach Hamburg zurück, wo er jedoch gleich nach seiner Ankunft von einer heftigen Krankheit überfallen wurde, der sein von den Beschwerlichkeiten der Reise geschwächter Körper nicht zu widerstehen vermochte. Er starb am 2. April 1640 im 31. Lebensjahre.

Von seinen Gedichten, welche bis dahin nur handschriftlich existirten, waren viele verloren worden; die übrigen sammelte der Vater seiner Verlobten und gab sie 1642 heraus unter dem Titel:

Geist- und weltliche Poemata Paul Flemmings. Naumburg und Jena (letzteres ist der Druckort), 1642 in 8. — Fernere Ausgaben ebendas. 1642, 1651, 1660, 1666. — Merseburg 1685. Vor dieser findet sich Flemming's Bildniß.

Ferner: Erlesene Gedichte von P. F. nebst dessen Leben. Herausgegeben von G. Schwabe. Tübingen 1820. (Wilhelm Müller, Bibliothek deutscher Dichter, Bd. 3.)

Zu F's. lateinischen Gedichten gehören:

Rubella, seu suaviorum liber. Lips. 1631.

Epigrammata latina antehac non edita. Amsterd. 1649. Hamb. 1649.

Mehrere ungedruckte Schriften befinden sich endlich nebst vielen Briefen in einer Handschrift auf der Wolfenbüttel'schen Bibliothek.

Einzeln erschien noch von ihm:

Davids u. s. w. Bußpsalmen und Manasses u. s. w. Gebet in deutsche Reime gebracht. Leipzig 1632 in 4.

Klaggedicht über das unschuldige Leiden u. s. w. Jesu Christi. Leipzig 1632 in 4.

Erstlinge von Heldenreimen. O. O. u. J. in 8.

Deutscher Gedichte Prodromus durch Ad. Olearium ausgegeben. Hamb. 1641. 8.

Pauli Flemming in der Passionszeit in nachdenklichen Reimen auf seinem Todbette aufgesetztes Thun und Leiden Christi. Hamburg 1640. Nachmals geändert, gebessert und in 444 Reimen ausgeführt von D. Rud. Capello, Hamb. Professore. Hamburg 1682. Folio.

Ueber Flemming's Leistungen wurden sowohl von seinen Zeitgenossen wie von Späteren die verschiedenartigsten Urtheile gefällt und erst in der neuesten Zeit ist dem Dichter jene Anerkennung vollkommen geworden, die er vor so vielen Mitbewerbern seiner Tage im reichsten Maße verdiente. Am Treffendsten characterisirt ihn einer der geschmackvollsten und competentesten Richter, Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Bd. X, S. 119—139) u. A. mit folgenden Worten: Für die lyrische Poesie war Flemming geboren. Er ist nicht, wie Opitz, ein Dichter, der für kein anderes Zeitalter werden konnte, was er für das seinige wurde. Wenn ihn das Schicksal in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hätte auftreten lassen, würde er unter unseren lyrischen Dichtern einer der vorzüglichsten und classischen geworden sein. Auch die philosophische Weltbetrachtung, zu der sich immer die großen lyrischen Dichter erhoben haben, erscheint in Flemming's Poesie. Ob er gleich viel zu lyrisch empfand, um, wie Opitz, an didactischen Productionen das meiste Wohlgefallen zu finden, war sein Geist doch gern mit ernsten Gedanken über den Standpunkt beschäftigt, auf dem der Mensch im Wechsel der irdischen Dinge steht. Daher erinnern seine Gedichte so oft an den Tod und die Ewigkeit. Seine christliche Religiosität war nicht nur dem Geiste seines Jahrhunderts angemessen, sie entsprang auch tief und innig aus seiner kräftigen Seele. Ueberhaupt spricht aus Flemmings Gedichten eine edle Gesinnung. Wo seine Poesie in das Gemeine hinabsinkt, liegt die Schuld nur an seinem unvollkommen gebildeten Geschmacke, der das Unschickliche von dem Schicklichen nicht genauer abzusondern wußte. Aber diesen Fehler haben Flemming's Gedichte mit der gesammten deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gemein. Ein anderer eben so auffallender Fehler, der Flemming's Poesie entstellt, ist die Nachahmung der falschen Spiele des Witzes, die sich gerade damals von Italien aus, wo Marino, Achillini und deren Anhänger den neuen Ton angegeben hatten, auch in andere Länder, besonders in Spanien und Frankreich verbreiteten. Solche unnatürliche, gesuchte, nicht selten durch eine blendende Ungereimtheit sich selbst zerstörenden Einfälle, die man vorzugsweise Gedanken (Concetti) nannte, schienen auch nach Flemming's Geschmack zu den sinnreichen Zügen der wahren Poesie zu gehören. Sogar die feierlichsten seiner Gefühle, die religiösen, mußten sich zuweilen dieser geschmacklosen Gedankenspielerei unterwerfen. In dieser Hinsicht hätte Flemming mehr von Opitz lernen können, der wenigstens selten seinen gesunden Verstand einem ausgearteten Witze Preis gegeben hat. —

An Herrn Hartman Grahman,*)

Fürstl. Holstein. Gesandten Leib-Artzt, geschrieben in Astrachan 1638. In welchem der verlauff der Reise nacher Moschkaw und Persien meistentheils angeführet wird.

Gott, Bruder, und denn du, Ihr beyde habts gethan,
daß ich nun wieder wol zurücke ziehen kan.
Euch geb' ich allen Preiß für meine gantze Habe,
Für Leben, Glück und Stand. Euch brech ich Palmen abe.
Zünd' Oehl', und Weyrauch an, und sag euch einen Danck,
der mit der alten Welt fast anfängt einen Zanck,
will länger stehn, als Sie. Biß hieher bin ich wilde
zu klagen ümm mein Leid. Hier wird mein Wehmuht milde,
Der mich fast durch hat bracht, mein Wehmuht ümm die Zeit
die ich hier richte hin gantz ohne Nutzbarkeit.
Fort werd ich alles mir aus meinem Sinne schlagen,
Ich falle, wo ich mag, es muß mir doch behagen.

*) Aus P. Flemming's Gedichten.

Komm' ich denn da und da, und dort nicht wieder hin,
So weiß ich daß ich da vorhin gewesen bin.
Ein weiser fraget nicht, wo, wie und wenn er stirbet.
Er weiß daß dieser Leib gleich überall verdirbet.
Ein Todt der ist es nur, der tausendfältig kömmt,
und ihrer tausend wohl auff tausend Arten nimmt.
So gilts ihm auch stets gleich; Er hält sich allzeit fertig;
Wird er gefodert auff so steht er gegenwertig;
Weiß, daß so bald er hat zu leben hier erkiest,
Er auch schon alt genung zum Tode worden ist.
Kein graues Haar macht alt. Vom Geiste muß es kommen,
das von der Weißheit wird für Alter angenommen;
So grob hat keiner noch der Rechen-Kunst gefehlt,
als der sein Alter nur von seinen Jahren zählt.
Ich habe satt gelebt. Dis bleibt mir ungestorben,
was ich durch Fleiß und Schweiß mir habe nun erworben,
Den Ruhm der Poesie, die Schlesiens Smaragd
zu allerersten hat in Hochdeutsch auffgebracht.
Ich schwer' es Vater-Land bey Kindes-Pflicht und Treuen,
Dein Lob ists, welches mich heist keine Mühe scheuen.
Ich köndte ja so wol, als etwan jener thut,
auch ümm die Ofen-banck mir wärmen Bluht und Muht
nach wunsche stehn geehrt, mich meines Wesens nehren,
und meiner Eltern Guht in stiller Lust verzehren,
wie schlecht und klein es ist. ,So hast dues auch nicht noht,
daß ich für Gott und dich mich lasse schlagen todt,
in einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
das groß von weiten steht, und nur alleine fernet;
Bin lichtem Scheine feind; Ich bin von Jugend her
der Wissenschafft befreund, die ich nicht ohn gefehr
und oben hin nur weiß. Apollo hieß mich trincken,
aus seiner Kastalis, so bald ich fühlte sincken
in mich den milden Rausch, der voll an Nüchternheit
und satt an Hunger macht, der nach der Weißheit schreyt,
Da stanck mir alle Lust, da hast' ich alle Liebe,
die ausserhalb der Kunst, mich so an etwas triebe,
das gut scheint, und nur scheint. Ich trug für manchen Sieg
schon manchen Lorbeer-krantz. Als aber gleich der Krieg
erbarm es Gott, der Krieg, mit welchem wir uns Teutschen
von so viel Jahren her nun gantz zu tode peitzschen,
Mein Meissen drittens traff, so gab ich mich der Flucht,
Die niemand schelten kan, und ich mir offt gesucht.
Gantz einem Vogel gleich, der Flick' ist auß zu fliegen,
und gleichwol noch nicht traut; schaut, wenn er lust kan kriegen,
Die Eltern die sind aus, der Habicht ohngefehr
setzt auff das bloße Nest aus freyen Lüfften her;
Die Noht erweckt den Muht. Er reist sich aus den Nöhten,
fleugt hier und da ümmher, und traut sich sichern Städten
mein bleiben war nicht mehr. Zu dem war diß mein Raht;
Was gilt bey uns ein Mann, der nicht gereiset hat.
Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel funde,
In Auffgang einen Zug, auff den die ganze Welt
nun Aug- und Ohren hat. Der Zimbren theurer Heldt,
der vorsicht wehrter Sohn, verschicket' Abgesandten
in Elams fernes Reich, das zwar wir Deutschen nandten,
doch aber kandten nicht; die trauten dir ihr Heil,
das du nechst Gott erhältst, und liessen mich ein Theil,
auch ihrer Sorgen seyn. Wer priese dieses Stücke,
zur selben Zeit an uns nicht vor ein sonders Glücke?
Wir schifften durch den Belth, und brachten Moschkaw an,
was unsers Fürsten Raht wolt' haben hier gethan,
das damals zwar nicht nein zu unsrer Sachen sagte,
doch, daß es sich mit uns hierüber mehr betagte,
gantz were mit uns eins, so wandten wir uns ümm,
und holten über diß deß Hertzogs klare Stimm',
und seinen gantzen Sinn. Da war es bald geschehen,
daß wir dich unter uns mehr hatten nicht gesehen;
Der große Feder-witz rieff dich durch seinen Brieff,
den dein Verhängnüß doch zu der Zeit wiederrieff;
Es gunt' uns länger dich. Kamst derowegen wieder,
erfüllt mit Seelen-Angst, mit Furcht durch alle Glieder,
die dir die See gebahr. Du kamst in Hargens Stadt,
die nachmahls dich und mich noch mehr verbunden hat.
Wir liessen Liefland stehn, Gott weiß mit was vor Hertzen,
und übergaben uns den wolgebähnten Mertzen,
Wir flogen gleichsam fort, und zogen groß und klein
in Rußlands gröste Stadt noch selben Monat ein.
Gantz Moschkaw lieff uns nach, das überglauben weite,
Sein Zaar verhört' uns bald, gab sicheres Geleite,
durch sein so langes Land, und zeugte klar und frey,
wie lieb ihm unser Fürst' und dieser Handel sey.
Wir schrieben gute Nacht ein ieder an die Seinen
und letzten uns vermischt mit lachen und mit weinen,
halb furchtsam und halb froh. Wir traten in das Kahn,
und sungen Moskaw nach von seiner Moskaw an.
So schwummen wir dahin mit Nymfen ganz ümmsprungen,
die klare Bachara grüst' uns aus hellen Zungen.
Die Schwester der Napeen, die Ocke, lieff vorauß,
Sagt' uns der Wolgen an, da unser Föhrnes Hauß
der kühne Friedrich lag. Das Wunderwerck vor Riesen,
das durch gantz Reussen hoch und seltzam ward gepriesen,
uns gantz am Muhte gleich, nahm uns mit Freuden auff,
und wagte sich mit uns auff unsern weiten Lauff,
der anfangs langsam fuhr, gehämmt von falschen Gründen,
Wasiligrod befahl uns erstlich guten Winden.
Kusmodenisenof lief häuffig ümm den Strand,
Das laute Sabaksar das klatschet' in die Hand.
Kaksagoa erschrack für unser Stücke sausen,
Suiasco lief bestürtzt, als wir sie liessen brausen.
Das Edele Kasan ließ Thor und Mauren stehn,
wolt', als wir aus detusch mit uns zu Segel gehn.
Samara tantzt' uns nach mit ihrem reinen Flusse.
Saratof, etwas ab, das stund auff einem Fusse,
sah' uns von fornen zu. Sariza sung uns an,
das neue Nowogrod war freundlich mit uns dran.
Der strenge Zeremiß' und freche Morduine
lief ümm die Ufer her nicht halb so wild und kühne,
warff Pfeil' und Bogen hin, und neigte seine seine Brust.
So hatt' auch sein Kossack' an uns zu setzen lust.
Wir kahmen unversehrt an Astrachan, das schöne,
das, also bald es uns mit treflichem Gethöne,
vor seinen Mauren hört', aus Hauß und Thoren lief,
und über laut Glück zu in unser Salven rieff,
Der Flaggen hoher flog, der Blitz der Falckenetten,
der Stücken Donner-schlag, das Jauchtzen der Trompetten,
der Spiele-voller Lerm vermengten Furcht und Lust,
So daß man Schertz und Ernst fast nicht zu scheiden wust.
Der flüchtige Nagai, der Kern auff Raub und morden
erschrack, und fiel zu Pferd' aus seinem Schilf und Horden,
und als er endlich sah' uns Freund-gesinten Feind,
Erzürnt' er, daß es nicht zum treffen war gemeynt.
Von hier aus wiesen uns die Tartrischen Silenen
als welche Buhler sind der Kaspischen Sirenen,
In das berühmte Meer. Sie, Amphitrite stund,
Both unserm Friedriche stracks ihren süßen Mund.
So bald dis der Hyrkan, ihr strenger Mann, vernommen,
da kam er rasens voll recht an uns angeschwommen,
Reitzt' auff sein grünes Saltz. Rufft Eoln aus der Klufft.
Da stritten wieder uns Grund, Wetter, See und Lufft.
Wir flohen Himmel an und Hellen ab mit schrecken;
Die Seen kahmen gantz das schwache Schiff zu decken,
und spielten heuffig ein. Die Schlupe die gieng fort.
Das feste Rohr sprang ab, der Mast schlug über Port.
Der ungetreue Grund ließ hier die Anker schlippen,
Von dorther schreckten uns, Derbent, dein hohe Klippen.
Kein helffen halff uns mehr. Wir stürtzten auff das Land,
Da starb das Edle Schiff, an der Schirvaner Strand',
am Sande Niesalats. O den betrübten tritten,
mit welchen erstlich wir das Persien beschritten!
Die Ufer über uns der furcht und wunderns vol
empfingen uns mit Trost und sprachen alles wol.
Schamachie, die Zier der geilen Oreaden,
Die angenähme Lust der quellenden Najaden,
da Pan zu Feld' und Thal' und Berge rufft und pfeifft,
und noch der Dryas hier, dort nach der Syrinx leufft,
Wie prächtig nahms uns an, wie bließ es die Posaunen,
wie sprungen ümm uns her die Bock-gefüßten Faunen;
Da uns Lyeus selbst, der Hertzog einer Schaar,
die ümm die Häupter grün' in vollem Winter war,
gar weit entgegen kahm. Bey diesem Ebentheuer
war gantz der Tag voll Lust, die Nacht voll Freuden-feuer.
Latona macht' ihr Liecht zum vierdten mahle voll;
Es daucht uns kurtze Zeit; wir waren allzeit wol,
Bald auff Dianens Jagt, bald bei Osiris Festen.
Itzt waren sie bey uns, itzt waren wir bey Gästen.
Nach diesem suchten wir das Edel' Ardefill,
das unser Freyberg fast wie übertreffen will,
An Heiligthümern reich, erbawt in reichen Gründen
an Garten lust geziehrt, durchweht von vielen Winden,
das uns neun Wochen fast zu so viel Tagen macht';
In einem aber uns wird ewig seyn verdacht,
Daß, Bruder, dir dein Todt schon vor den Lippen lebte,
und dein verhauchter Geist dir auff der Zungen schwebte,
und wolte nun hindurch; dein Gott und deine Kunst,
und unser Nötigkeit entriß dich dieser Brunst,
Die dich hierwieder kreischt. Gott aber sey gepriesen,
der sich auch dißmahl uns so gnädig hat erwiesen,
Dich dir und uns geschenckt; und diß beweist nun viel,
daß er den deinen dich, gantz wieder geben will.

Von daraus stiegen wir hoch auff des Taurus Rücken,
Wiewol begleitet nicht von unsern schönen Stücken;
Hier ist kein Weg vor sie. Da traff uns redlich ein,
daß höchste Berge da, wo tieffste Thäler seyn.
Der strenge rohte Strone schoß zwischen beyden Klüfften
hin schnellen Pfeilen gleich und Blitzen in den Lüfften.
Wir klommen Tag und Nacht die krummen Klippen an,
halb furchtsam und halb froh. Worauff uns denn Sengan,
entgegen freundlich trug zur Labung seine Früchte,
Bald trat uns Sultanie mit Ehren ins Gesichte,
das ebne Sultanie, daß viel der ewgen Stadt
an alter Trefligkeit der Wände gleiches hat.
Drauff sahen wir Kasbin, Arsazien der Alten,
In der der groß' Abaß so gerne sich enthalten,
Ehe denn er sein Täuris, den Türcken wieder nahm,
und mehr als er gehabt, in seine Hand bekahm;
Das treffliche Kaswin, die Hertzogin der Flecken,
ümm welche Berge man die schönsten Marmor brechen
und weit verschicken sieht. Die grosse reiche Stadt,
die Wein, und Brodt, und Gold, und Lust die fülle hat.
Hier sahn wir Indien uns selbst entgegen rennen;
Jnthere sung uns ein, ließ Schau-spiel' uns ernennen,
Trug Königs Wasser auff; und weil wir waren schwach,
So war ihr Lust mit uns zu haben Ungemach.
Sawä, wo laß ich dich und deine schöne Trauben,
darmit dein Bachus kan der Vorsicht-Sinn berauben,
die mich verfüheten auch; und Kohm, wo laß ich dich,
allda ich selbsten bald gelassen hätte mich,
Schon jenem auff der Spur? Auch, Bruder, dir zu Dancke,
erwehn' ich dieses hier. Hier stunden fast im Zancke
die Götter über uns, ob auch der Müglichkeit
wohl könte müglich seyn uns alle selbter Zeit
zu führen weiter fort. Der heisse Hunds-stern brandte,
als Titan durch das Hauß deß starcken Löuens rante;
Die wilde Glut schlug aus, Sie schlug in unser Blut,
Es war ümm einen Schlag, da lag uns Blut und Muht.
Die Häupter waren kranck, die Glieder schwach und müde.
Auch du, O aller Artzt, in mitten Krieg' und Friede,
In mitten Furcht und Trost, vergassest fast dein Thun,
Erfuhrest, was es heist: Artzt, hilff dir selbsten nun.
Wir musten gleichwol fort: Wir liessen Kohm zurücke,
Sein Sandfeldt außgeschwemt, und seine schöne Brücke
und seinen Wunder-berg. Wir kehrten Tag in Nacht,
und wieder Nacht in Tag. Du eine halbe tracht
deß lastbaren Kamels hast damahls satt empfunden,
wiewohl euch Krancken war, wie übel uns Gesunden.
Das berglichte Nathäns, wo, Edler Adler, dir,
der Sperber obgesiegt, allda noch seine Zier
und deine Schande steht, ließ seine Bäche gehen,
und die gekühlte Lufft verstärckt er auff uns wehen.
Kaschan drauff nahm' uns ein, der fast kein' ander gleicht,
die zwar viel Gifft gebiehrt, doch auch viel Goldes zeugt.
Das Ziel war nun vor uns: Der Berg der war erstiegen,
wir sahen Hispahan vor unsern Augen liegen,
die Königliche die, die, wie man mir bringt ein,
von hundert Pforten soll genennet worden seyn.
Was aber trägt sich zu; wir waren kaum empfangen.
Kaum von den Pferden ab, in unser Zimmer gangen
als der Usbeghen Zorn und Bönlanen Grimm
uns alle sich verschwur auff eins zu bringen ümm.
Der Sturm stieß' auff dz Hauß, in welchem wir verschlossen
mit voller raserey stets auff einander schossen.
Uns drungen Mord und Raub. Und war die höchste Zeit
daß durch deß Königs Hand, zerrissen ward der Streit.
Nim meinen Danck auch hier, O Gott für deine Gnade,
daß mich auff diese Zeit befallen hat kein Schade:
Da mich Verlust und Todt in allen Winckeln sucht',
So hast du mich geführt in einer sichern Flucht,
Selbst in dein Hauß versteckt. Ihr acht erschlagnen Brüder,
fallt willig, wie ihr thut, legt Wehr und Leiber nieder:
Muß ja denn euer Todt für unser Leben seyn,
So nähmt das seelge Feld mit andern Helden ein.
Der tresliche Söfi begierig uns zu sehen
macht' uns ein köstlichs Mahl und ließ uns wol geschehen,
Nahm unsern Friederich zu seinem Bruder an,
was er ihm legte vor, war alles wol gethan.
Erinnre, Bruder, dich, wie manche süße Stunden
uns ümm den Sanderut mit freuden sind verschwunden,
wenn jener ümm Schiras so in den Jaspis sprang,
und uns zugleich in Mund, und Stirn', und Seele drang.
Entsinn dich gleichesfals auch der Ursach' unsrer Freuden,
die meistens traurig war. Gedachten wir an Leiden.
So dachten warlich wir an dich auch, rohter Wein,
als der du einig uns nicht lössest mühsam seyn.
Wenn Sorgen stehen auff, und die und die Gedancken
sich über dem und dem bald so bald anders zancken
So ist Eleusius der beste Schiedemann,
wenn sonst nichts auff der Welt die Geister stillen kan.
So hat uns auch das Haus der Herren Augustiner,
der Karmeliten Trost, die Gunst der Kapuziner,
der Englischen Gespräch', und der Frantzosen Schertz,
(Batavien war feind) befriedet offt das Hertz'.
Alexis gleichsfals auch, den wenig seiner Reussen,
Trüg er ein deutsches Kleid für Landsmann solten heissen,
Wie vielmahl hat er uns die lange Zeit verkürtzt,
und froh und frey mit uns die Schalen ümmgestürtzt.
Bald stillten unsern Sinn die Königlichen Jagten,
Bald der Armener Wein, die offtmahls uns betagten:
Deß grossen Kantzlers Mahl: der Gärten theurer Preiß,
Der Bäume trefligkeit: der Wasser-Künste fleiß:
Deß Königs Schimpf und Ernst: die weise zu regieren:
Deß Adels hoher Stand: das Muster im Thurnieren:
So vieler Völcker Schaar: so mancher Wahren Wahl,
und so viel anders mehr in ungezählter Zahl.
Ich war gesonnen zwar den Tiger zu beschauen,
und was Seleukus hier, dort Ctesiphon erbauen,
Bagdad, Ich meyne dich: zu sehn den schönen Frat,
was er vor alters weist, von jener grossen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Haleppo nahm mich ein, Ich war wie schon darinne:
Mich deucht' ich liesse schon von Scanderien aus:
Die See ümm Zypern her und Kandien, ward krauß.
Der Wind der trug mich wol vor Gräzien vorüber.
Bald war ich ümm den Po, bald an der heilgen Tyber,
Bald strenger Rah' ümm dich. Mir war das minste drüm,
daß ich solt' hinter mich, und so mich kehren ümm.
Mein Anschlag aber fiel, wie weißlich ich ihn faste,
wie fleißig ich auff ihn zu Nacht und Tage paste,
So must' ich andre sehn glückseelger seyn als mich;
Deß andern Schluß gieng vor, der meine hinter sich.
Ein Weg muß sehr gut seyn, den man soll zweymahl machen.
Den aber muß ich thun, wie wenig er von lachen,
wie viel er weinens hat: doch spricht mich diß zur Ruh,
daß ich ihn noch mit dir und meines gleichen thu.
Sind jemahls Freunde noht, so sind sie noht im reisen,
Ihr beyseyn ist vor Gold und Schätzen weit zu preysen,
Sie mindern die Gefahr, halbiern den Verdruß:
und sind einander selbst für Wagen, Stab und Fuß.
Steh ewig, Hispahan, in deiner grossen weite,
und werde nimmermehr den Feinden eine Beute;
Reut' alles Unkraut aus; geh' über Korasan,
das deinen Adel schimpft: mach' alles, wie Revan,
das deine Stärcke trutzt; Wir wollen dein behagen,
und deine Trefligkeit mit uns zu Hause tragen,
und streuen in die Welt. Habt itzt nun gute Nacht,
Ihr Freunde, die ihr uns offt habet froh gemacht.
Mit diesem träntzen wir Imaus weite Hörner,
der Taurus Bruder ist; wir warffen Weyrauch-Körner
den Göttern in die Glaht. Und wandten von Kaswin
uns in ein Norden-Land, da ewig Blumen blühn;
Da Sand und Dürre stiebt, da Frucht und Fülle lebet,
da stetigs ein Lentz nur ümm Thal und Hügel schwebet.
In Persiens sein Marck, das trefliche Gilan,
das Rohm und Franckreich trutzt, und Spanien schimpfen kan.
Hier hat es die Natur mit Bergen rings verschlossen,
Hier mit der strengen See, die rühmlich heist, ümmgossen.
Das lustige Rubar, das Seiden reiche Rescht,
Das seinen truncknen Durst in Serubare lescht.
Das reich-durchflosne Thal, die stets-beseeten Felder,
Das immer-grüne Haar der unverletzten Wälder,
folgt' uns biß in Nogan, da selten Regen fällt,
und gleichwol Wild, und Vieh und Menschen unterhält.
Araxes, da wo er in Zyrus trübe Fluhten
sein leimicht Wasser wältzt, und breit wird zwantzig Ruhten,
floß unter unserm Fuß', als wie gezähmet hin.
Schirvan das ließ uns seyn und sicher durch sich ziehn.
Das ewige Derbent, das Werck deß grossen Griechen,
für dem die Skythen noch erschrocken sich verkriechen,
das Jung für Alter sieht und noch die Mauer zeigt,
die hier von einer See biß an die ander reicht,
Ließ sich uns wol durchsehn. Biß hieher ließ sichs trauen.
Von hieraus hub uns an, zwar nicht ümmsonst zu grauen.
Wir rückten wachsam fort. Der Völcker neue Tracht,
Ja selbst das neue Land das machte sich verdacht.
Wie der Kommücken Grimm, die Frechheit der Usminen,
der Peinacken Trutz, und üppiges erkühnen,
der Tagastaner List und strenge Dieberey
uns offte blaß gemacht, das dencke du hierbey.
Wie lag sichs vor Tarku, da hier Hirkanus brauste,
Hier deß Prometheus Berg mit offten Donnern sauste.

Da schwur der Kneder uns, der Tarter da den Todt,
Vor ümm und hinter uns war nichts als eine Noht.
Von innen Qual und Angst, von aussen Furcht und Zagen,
Da hörte man von nichts als Blut und Raube sagen;
Es muste sein gewagt. Was der verhasset' Orth
mit Pferden nicht versicht, das muß zu Fuße fort.
Koinsa habe danck, Jacksal, sei gepriesen,
und, Ghiselaer, gelobt; Ihr habt euch gut erwiesen,
uns freundlich über bracht, und du auch, O Schafgall,
mehr durch deß Vatern Schuld, als deinen eignen Fall,
den Nachbahren hoch verdacht, beherrsche dein Gebürge,
Nim deiner Thäler wahr, daß kein Feind drinnen würge.
Ihr Heyden gute Nacht; erkennt einst, wer ihr seyd.
Wir setzen nun den Fuß in unsre Christenheit.
Mit diesem grüßten wir die mannlichen Zirkassen,
Die sich, zwar Christen nicht, doch Christlich herrschen lassen.
Ihr Tercki, welches doch nichts minder Reussisch heist,
hat unser Wiederkunfft von Hertzen sehr gepreist.
Das Sandfeld das die Flucht der schnellen Tartern kennet
und von der Sonnen Gluht offt liechter lohe brennet,
war letzt nun noch vor uns. Der Reise strenger Theil,
da nichts als Staub und Saltz, und Saltz ümmsonst steht feil.
Zu mangeln zwar gewohnt, nicht aber gar zu darben,
must' ich auch mitte fort; Auch selbst die Tartern starben,
deß Landes eignes Volck. Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfül, mein überzug der Himmel,
Der Trunck zerschmeltztes Saltz, das Essen fauler Schimmel.
Wie nah' hatt uns doch da nicht gäntzlich ümmgebracht
bey Tage Hitz und Durst, die Mücken bey der Nacht.
Verzeih mirs, Evian, den sich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie so tieff vor dir gebeuget,
als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer sah',
und einen langen Zug that aus der Hand der Rha,
aus ihrer süßen Hand. Ich schwere bey den Schalen,
daraus ihr Götter trinckt auff euren besten Mahlen,
Der schlechte trübe Trunck durchginge mir das Blut
mehr als dem Diespitern sein bester Nectar thut.
Verzeihs uns, Vaterland, daß wir nicht ehe kommen,
Es ist kein schlechter Sprung den wir uns vorgenommen;
Wir thun kein schwaches Werck. Sechs Jahre gehen hin.
Diß, was uns ist Verlust, ist Mutter dein Gewinn.
Durch uns komt Persien in Holstein eingezogen,
Von welchem nun die Post ist über weit geflogen,
Die Völcker drungen sich in ungezählter Zahl
ümm Gottorff, und in ihm, ümm seines Fürstens Saal.
Was wird diß, Bruder, dir für Ruhm in künfftig geben,
daß wir, auff wenge, noch alle frölich leben,
auff wenge noch, die theils der Feind warff in das Graß,
den wir uns reitzten selbst, theils ihr Bedrängnüß fraß.
Der große Rudolff sah' von Achten einen wieder.
Zur guten Zeit gesagt; noch keiner liegt darnieder,
den unser Fürst betraurt. Deß Danckes guter Theil
wächst dir hierüber zu, du unsers Lebens Heyl,
du unser Kranckheit Todt. Ists auch erhöret worden,
So lange reisen wir von Westen aus in Norden,
von Nord in Ost und Süd, durch Regen, Hitz und Schnee,
durch Mangel und Gefahr, durch Wald, durch Sand und See,
So mancher Kranckheit Ziel, so vieler fälle schertze,
Gott lob, und dir auch danck, uns kräncket noch kein schmertze,
uns frist noch keine Sucht. Wir trutzen Neid und Noht,
und sind biß hieher noch nichts weniger, als todt.
Ich habe satt gelebt, wirst du mich nur versichern,
mein Bruder diese Gunst zu thun an meinen Büchern,
Sie führen an den Ort, da mein' und ihre Zier
den Krantz der Ewigkeit auch auff wird setzen dir.
Dein Lohn wird dieser seyn. Sie werden nicht vergehen,
die Nahmen, die allhier mit angezeichnet stehen.
Sonst alles ander stirbt. Was eine Feder schreibt,
die Gluht und Seele hat, das gläube, daß es bleibt,
wenn nichts mehr etwas ist. Ich kan nicht gantz verwesen,
mein bester Theil bleibt frisch, wenn dieses mit dem Besen
zusammen wird gekehrt. Gesetzt, diß sey nicht viel:
Doch will ich was ich hab', und habe was ich will.
Und ob auch dieses hier wird schlecht genung gehalten,
und minder offt als nichts. So laß die Zeiten walten
Du weist es doch mit mir, daß tausend ander seyn,
und tausend andre noch, die allen andern Schein
dem Liechte setzen nach. Wer eine Kunst will treiben,
der muß bey ihrer Schul' und seines gleichen bleiben,
wer fremde Herren sucht, der findet fremden Sinn.
Nicht nur der Leib allein, auch sein Gemüht ist hinn.
Wir kommen wieder hin zu unsern freyen Geistern,
da Kunst und Tugend gilt, da niemand uns darff meistern,
Ists wunder, daß ein Land und Volck die Künste hasst,
das, weil es hat gewehrt, nicht eine hat gefasst.
Fehlt mir denn gleich der Wunsch, und ich soll hier noch fallen,
So laß mich, wo ich bin mit meinen andern allen,
Diß nimm nur mit anheim, die Finger voll Pappier,
da leb' ich ohne Todt, da bleib' ich ähnlich mir;
Diß ist mein Eben-bild. Was? Bild? mein gantzes Wesen
das du zwar hier noch siehst, dort weit wirst besser lesen.
Verlaß die sieche Stadt, und thu dich, Bruder, an,
laß sehen, ob ich dich recht frölich machen kan
Lauff, Junger, hol uns her Melonen aus Bucharen,
Arpusen von der Rha, und andre solche Wahren.
Du, ander, eile bald; und bring' uns auff der Post
kalt Bier, gewürtzten Meht, und jungen rohten Most,
der Zucker leiden mag. Das erste, daß ich leere,
Ist, Bruder, daß du lebst, aus diesen weiten Meere,
daß, wie hier der Hyrkan viel Flüsse schlingt in sich,
und keinen außlauff hat, als welcher fällt in mich.
Das ander laß ich seyn auff dein und meiner Lieben,
die sich vielleicht' ümm uns nicht sehr mehr nun betrüben.
Das dritte thu mir noch durch diesen engen Ring,
den ich zu guter letzt von lieber Hand empfing,
Gott weiß, worauff und wo. Doch dir ist nichts nicht fremde,
was mir verborgen liegt hier unter diesem Hemde.
Ja, Bruder, trinck noch eins auff Treue zu bestehn.
Denn morgen werden wir, wils Gott, zu Seegel gehn.

Nach deß sechsten Psalmens Weise.

In allen meinen Thaten
laß ich den Höchsten rahten,
der alles kan und hat,
Er muß zu allen Dingen,
sols anders wol gelingen,
selbst geben Raht und That.

Nichts ist es spat und frühe,
ümm alle meine Mühe,
mein sorgen ist ümmsonst,
Er mags mit seinen Sachen
nach seinen Willen machen.
Ich stells in seine Gunst.

Es kan mir nichts geschehen,
als was er hat versehen,
und was mir selig ist,
Ich nähm' es, wie ers giebet,
was ihm von mir geliebet
das hab' auch ich erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
die mich für allen Schaden,
für allen übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden,
in Gnaden mich entbinden.
durchstreichen meine Schuld.
Er wird auff mein Verbrechen,
nicht stracks das Urtheil sprechen,
und haben noch Gedult.

Ich zieh' in ferne Lande,
zu nützen einem Stande,
an den er mich bestellt.
Sein Segen wird mir lassen,
was gut und recht ist, fassen,
zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bey Christen,
und Christus ist bey mir.
Der Helffer in Gefahren,
der kan mich doch bewahren,
wie dorte, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen,
gewünschten Fortgang weisen,
und helffen hin und her.
Gesundheit, Heyl und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
macht meine Feinde scheue,
tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,

sind wir so weit nun kommen,
und wissen fast nicht wie.

Leg' ich mich späte nieder,
erwach' ich frühe wieder,
lieg', oder zieh' ich fort.
In Schwachheit und in Banden,
und was mir stoßt zu handen,
so tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen,
an mein Verhängniß gehn,
Kein Unfall unter allen,
wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

Ich hab' ich mich ergeben,
zu sterben und zu leben,
So bald er mir gebeut.
Es sey heut' oder morgen,
dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte
und sagt mir mein Gemühte
nicht was vergeblichs zu,
So werd' ich Gott' noch preisen
mit manchen schönen Weisen,
daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den meinen,
mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, seyn,
wird beyderseits gewehren,
was unser Wunsch und Zähren,
Ihn bitten überein.

So sey nun, Seele, deine,
und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
weiß allen Sachen Raht.

V.

Liebste, die du's warlich bist,
wilt du mehr seyn, als nur heissen,
So laß sich dir nicht entreissen
dieser Jahre kurtze Frist.
Welche Flüssen gleich und Pfeilen
unvermuthet von uns eilen.

Jugend liebt und wird geliebt.
Wilst du mich und dich betrüben.
Es ist ja das süße lieben
eine That, die alles übt.
Bevoraus, wenn man noch grünet,
das uns Gegen-Gunst verdienet.

Diß vermischte Milch und Blut,
der Halß, diese weichen Hände
schleiffen hin. Es nimmt ein Ende,
was uns itzt so süße thut.
Und von dem wir itzund leben,
wird uns bald dem Tode geben.

Laß uns blühen, wie wir blühn,
eh der Winter welcker Jahre
dir die gold-gemengten Haare
wird mit Silber unterziehn.
Eh mir dieser Mund erblasset
der denn haßt, und wird gehasset.

Geb dich mir, wie ich mich dir,
und versichre dich beyneben,
daß ich dir kan widergeben,
was du hast gegeben mir.
Was du hast, das bleibet deine,
doch so ists nicht minder meine.

Stimmt ihr Götter ein mit mir.
Helfft mir ihren Ruhm erheben.
Sie ist meines Lebens Leben.
Sie ist aller Zierde Zier.
Und, allein der Preiß der schönen
der gebührt nur Pamphilenen.

Aus dem Italiänischen.

Last uns tantzen, last uns springen.
Denn die Wollust-volle Heerde
tantzt zum Klange der Schallmeyen,
Hirt' und Heerde muß sich freuen.
Wenn ein Tantz auff grüner Erde.
Böck und Lämmer lieblich ringen.

Last uns tantzen, last uns springen.
Denn die Sternen, gleich den Freyern
prangen in den liechten Schleyern;
was die lauten Zirckel klingen,
Nachdem tanzen sie am Himmel
mit unsäglichem Getümmel.

Last uns tantzen, last uns springen.
Denn der Wolcken schneller Lauff
steht mit dunckeln Morgen auff,
ob sie gleich sind schwartz und trübe
dennoch tantzen sie mit Liebe
nach der Regen-winde singen.

Last uns tantzen, last uns springen,
denn die Wellen, so die Winde
lieblich in einander schlingen,
die verwirren sich geschwinde,
wenn die buhlerische Lufft
sie verschläget an die Klufft,
tantzt der Fluhten Fuß zu sprunge,
wie der Nymfen glatte Zunge.

Last uns tantzen, last uns springen,
denn der bunten Blumen Schaar,
wenn auff ihr bethautes Haar
die verliebten Westen dringen,
geben einen lieben Schein,
gleich als solten Täntze seyn.

Last uns tantzen, last uns springen,
last uns lauffen für und für,
denn durch tantzen lernen wir,
eine Kunst von schönen Dingen.

Wie Er wolle geküsset seyn.

Nirgends hin, als auff den Mund,
du sinckts in deß Hertzen grund.
Nicht zu frey, nicht zu gezwungen,
nicht mit gar zu zu fauler Zungen.

Nicht zu wenig, nicht zu viel.
Beydes wird sonst Kinder-spiel.
Nicht zu laut, und nicht zu leise,
Bey der Maß' ist rechte weise.

Nicht zu nahe, nicht zu weit.
Diß macht Kummer, jenes Leid.
Nicht zu trucken, nicht zu feuchte,
wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu harte, nicht zu weich.
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle.
Nicht ohn Unterscheid der Stelle.

Halb gebissen, halb gehaucht.
Halb die Lippen eingetaucht.
Nicht ohn Unterscheid der Zeiten.
Mehr alleine, denn bey Leuten.

Küsse nun ein Jedermann
wie er weiß, will, soll und kan.
Ich nur, und die Liebste wissen,
wie wir uns recht sollen küssen.

An meinen Erlöser.

Erhöre meine Noth, du aller Noth Erhörer,
Hilff Helffer aller Welt, hilff mir auch, der ich mir
selb-selbst nicht helffen kan; ich suche Trost bey dir.
Herr, du hast Rath und That. Dich preisen deine Lehrer,
wie du es denn auch bist, für einen Glaubens-mehrer.
Ich bin desselben Lehr. Hier steh' ich, Ich steh' hier.
Erfülle mich mit dir und deines Geistes Zier.
Er ist es, Er dein Geist, der rechte Glaubens-mehrer.

Artzt, ich bin kranck nach dir. Du Brunnen Jsrael,
dein kräfftigs Wasser löscht den Durst der matten Seel'.
Auch dein Blut, Oster-Lam, hat meine Thür erröhtet,
die zu dem Hertzen geht. Ich steiffe mich auff dich
du mein Hort, du mein Felß. Belebe, Leben mich.
Dein Todt hat meinen Todt, du Todes Todt, getödtet.

Bekändtnüß.

Mehr böse noch als bös' hab' ich bißher gelebet;
Bey kalter Gottesfurcht mich brennend angestellt.
Den Himmel offt geteuscht; mehr mein Freund und der Welt,
Bin selten über mich und Wolcken angeschwebet;
Der schnöden Eitelkeit der Erden angeklebet.
Ich habe das gethan, das mir selbst nicht gefällt,
Ein Schüldner aller deß, das Mosis Rechnung hält,
der ich mit Eyfer auch hab' offte wiederstrebet.
Ich muß, will ich schon nicht, bekennen wieder mich.
Mein Urtheil, meine Straff' und Todes-Art sprech' ich.
Ich hab' es so und so und ärger noch getrieben.
Und was erzähl' ich viel die ungezählte Zahl
von meinen Schulden her? Gott liest sie allzumahl
von meiner Stirnen ab, an der sie sind geschrieben.

Auff das Nachtmahl deß Herren.

Das hohe Wundermahl, da selbst der Wirth wird gessen,
Diß Brodt; der Wein; nicht so; der Leib, diß Blut,
das so viel an gesunden Krancken thut;
das Todte Lebender für Todt zum Leben essen;
Das Neue Testament, der letzte Wille dessen,
der menschlich starb, nun göttlich lebt, und hut
für diese hält, so helffen Gottes Gut;
Und was? wie kan ein Mensch die Göttligkeit ermessen.
Hinweg, Vernunfft, du kluge Thörinn du.
Weg weiser Wahn, halt Ohr- und Augen zu.
Die ungelehrten sind hier die gelehrten Köpfe.
Pfand meines Heils, Ich komme mit Begier,
zu deiner Kost und nähme sie zu mir,
daß mein Todt in dir sterb', und ich dein Leben schöpfe.

Ueber sein Gelübde.

Ich habe fast geirrt. Was soll ich dem doch geben,
der alles giebt und hat? und was verpflicht ich mich
auff etwas, das mich knüpfft, und nichts doch hat auff sich?
Warümm verred' ich das, dadurch ich doch muß leben?
Ich habe fast geirrt. Doch acht ich hierbeyneben,
es sey so unrecht nicht, was du, mein Hertze, dich
zu thun erbotten hast. So ists doch Christlich, sprich;
Ists unvonnöthen schon, wer will dir wiederstreben.
Gott sieht die Hertzen an, und sieht nicht an die Gaben,
die sie schon zuvorhin von Ihm entfangen haben.
Schau in und ümm dich her, was ist wol seine nicht?
Herr, was mein Mund geredt, das soll das Hertze halten,
Doch soll ich beydes thun, so mustu helffen walten?
Hilffst du mir halten nicht, so hilfft mich keine Pflicht.

An die Wunden deß Herren.

Ihr Zuflucht meiner Angst, ihr auffgethanen Ritze,
darin ich sicher bin, wenn der erzürnte Gott
ümm meine Sünde schilt. Woraus ich Furcht und Noth
die aus dem Tod' entsteht, recht bieten kan die Spitze.
Wie seelig bin ich doch, wenn ich Erlöster sitze
in eurer Hölen Schoß, in welcher Himmel-brodt
für meine Seele wächst, und fleust so weiß und roth
der süße Lebens-quell, aus dem ich mich bespritze.
Schliest eure Kammern auff, Ihr Friedens-Häuser Ihr,
last euer Bürger-recht auch wiederfahren mir.
Ihr sollt mein Vaterland und stette Wohnstatt heissen.
Wie seelig werd' ich denn, wie überseelig seyn.
wenn, wie ihr seyd mein Hauß, so seyn wollt auch mein Schrein,
aus dem mich auch die Hand der Höllen nicht wird reissen.

Daß alles eitel sey.

Was sprichst du, ist es wol, darauff du dich bemühst,
Kunst? Ehre? Reichthum? Lust? die Lüfften gleich und Güssen
mit uns selbst schiessen hin. Ich auch, Freund, bin geflissen
auff eben diesen Sinn, auff den du weißlich siehst.
Ich weiß es mehr als wol, daß alles eitel ist.
Wie aber kömmt es doch, daß wieder unser wissen
wir etwas, das nicht ist, doch schöne heissen müssen?
daß der ein anders thut, ein anders ihm erliest?
In Unvollkommenheit vollkommen werden wollen,
das machet unsern Sinn auff neues so geschwollen.
Erfüllet auff den Schein; am leichten Winde schwer,
an vollem Mangel reich. Wer kann von Hertzen sagen,
Ich bin vergnügt in mir; weiß weder Lust noch Klagen.
Wie eitel alles ist, der Mensch ist eitel mehr.

Ich begehre auffgelöst rc.

Ach schau, o Himmel doch, wie hart ich bin gebunden,
von deiner Schwester hier, der ungerechten Welt,
die aber nicht bey dir als eine Schwester helt,
in dem sie stets verirrt, was du hast wiederfunden.
Sie spannt die Seelen ein, die ledig für dir stunden,
Selbst Ursach ihres Jochs. Tritt vor das, was sie stellt,
biß daß der schwache Geist in ihre Stricke fällt.
Da liegt, da zappelt er, durch sich selbst überwunden.
Ich kenn' und kan sie doch, die falsche, nicht verneiden.
Ich fühle meinen Zwang, und muß ihn willig leiden.
Wo Zwang auch Willen hat. O Heyland, mach mich frey,
Ich bin es, der ich mich auch selbsten also binde,
Maß, daß ich loß von mir, bey dir noch heut empfinde,
was ungebunden seyn für eine Freyheit sey.

Käuffet ohne Geld.

Ist das nicht wolfeil satt? ümm nichts nicht biet' ich mich,
der ich doch alles bin, und niemand will mich käuffen.
Ich bin ein starcker Stab; wer will sich an mich steiffen?
Ein Licht; sie aber thun, als sehn sie keinem stich.
Ich bin die Liebe selbst; wer liebet mich für sich?
Der Brunnen Jsrael, wer will sich mit mir täuffen?
Die Thür' ins Himmels Reich, wer will mich doch ergreiffen?
Ich ruffe Tag und Nacht, sie schweigen trutziglich.
Ach daß der sterbliche doch gar so ist verbolgen,
daß er der Warheit auch verschworen hat zu folgen!
Ihr Menschen sagt doch selbst, wie Ihr mich haben wollt!
Itzt weiß Ich wie Ich euch recht werde wolgefallen,
und wie ich angenähm und werth kan seyn bey allen.
Weil Gold ein ieder liebt, so will ich werden Gold.

Jerusalem! Jerusalem!

Ich bin Jerusalem; Jerusalem die harte,
die keiner Dräuung traut. Ich bin derselben Art,
die Eisen hat für Fleisch, und nie bewogen wird,
wie offt sich auch Gott selbst mir gab zum Wiederparte.
Von dir kömmt diß noch her, o Eden erster Garte,
daß ich in Unverstand so tieff bin außgelahrt,
weiß selbst mein bestes nicht; dem bösen vorgespart.
Was wird mein Lohn denn seyn, auff den ich noch so warte?
Ist nun die Thorheit klug? hat Aberwitz Verstand?
was bild' ich mir denn ein! es ist ein eitler Tand,
daß ich mich meyne selbst aus meiner Noth zu retten.
Barmhertziger sieh' nicht auff den verkehrten Sinn,
der mich und alle Welt zur Hölle führet' hin,
wenn wir nicht Zuversicht in deine Gnade hätten.

Ich bin die Aufferstehung rc.

Ich aber bin der Todt, und gantze Niederlage.
Vermag nicht so viel Krafft, ümm mich zu richten auff.
Ich fälle mich selb-selbst durch meinen eignen Lauff,
matt, Kraffloß, ohne Macht. Wer ist hier dem Ichs klage?
Ach daß ein Retter kähm', und hülffe meiner Plage!
An wem doch steiff' ich mich? wer giebet Achtung drauff,
wie ängstlich mir geschicht? Es häufft sich Hauff auf Hauff,

An Noth, an Angst, an Quahl, in welcher ich verzage.
So lieg' ich schwacher denn in tausend be den schmertzen,
So sterb' ich todter vor, ehs iemand nimt zu Hertzen.
Und lieg' und stürb' ich mir, so hätt' es keine Noth.
Komm, Aufferstehung, komm, komm Leben, komm geschwinde,
hilff mir, mir liegenden, mir todten in der Sünde,
sonst bleib ich armer Mensch stets liegend und stets todt.

Gehe von mir aus, ich bin ein sündiger Mensch.

Sollst du, Allwissender, nicht meinen Zustand wissen?
Mich hat der erste Todt dem andern zugeführt.
Das schöne Bild ist weg, mit dem ich war geziert;
Der erste fremde Fall hat mich auch ümmgerissen.
Der Höllen schwere Hand mich tödtlich wund geschmissen.
So, daß mein schwacher Geist sich weder kennt noch rührt,
aus sich und von sich selbst, Ja täglich noch gebiehrt,
was ich beweinen muß mit starcken Thränen-güssen.
Wie kömts denn, daß du kömst, und kehrest zu mir ein,
O seelige Heiligkeit, in mich verdammte Sünde?
O Leben in dem Todt? Ach! daß ich das verstünde.
Doch, thu du, was du wilt. Ich will dir willig seyn.
Sag, Hölle, was du wilst, es ist fürwar erlogen.
Die Seeligkeit selb-selbst ist in mich eingezogen.

Neuer Vorsatz.

Welt, gute Nacht, mit allem deinem Wesen.
Gehab dich wol; wo auch dem übel woll,
das du bist, ist. Was acht ich deinen Groll.
Nun hab ich mich einst durch dich durch gelesen.
Gott Lob und Danck, Ich bin einmahl genesen.
Wol mir fortan. Ich bin deß Himmels voll.
Du thust kein gut, und zwingst ihn, daß er soll
dich kehren aus mit deß Verderbers Besen.
Hin, Welt, du Dunst. Von itzt an schwing' ich mich
frey, ledig, loß, hoch über mich und dich,
und alles das, was hoch heist, und dir heisset.
Das höchste Gut erfüllet mich mit sich.
Macht hoch, macht reich. Ich bin nun nicht mehr Ich.
Trutz dem, das mich in mich zurücke reisset.

Gott sey mir Sünder gnädig.

Nicht nur alleine nichts weiß ich in mir zu finden,
mit dem, erzürnter Gott, ich könte vor dir stehn,
und mit behertzter Stirn dir unter Augen gehn.
Ich reitze doch noch auff mit meinen bösen Sünden.
Ja, laß' auch itzt nicht nach dich ferner zu entzünden!
Wie? soll ich mich denn auff vor deiner Hochheit blöhn
ein Pharisäer seyn? mein nichtigs Thun erhöhn?
und dich zu söhnen aus mit bösen unterwinden?
Ach nein. Du kennst uns wol, du scharffer Hertzen-gründer,
Ich sag' es frey heraus; Ich bin ein armer Sünder,
der deiner Güte darff, soll er erlöset seyn.
Schau meine Notturfft an, und sey mir, Gnade, gnädig.
Der du die weite Welt von aller Schuld sprichst ledig,
Du wirst ja nimmermehr zu mir nicht sagen nein.

Das Blut Jesu Christi, deß Sohns Gottes rc.

Hier steh' ich armer Mensch, und schäme mich vor mir,
mit so viel Häßlichkeit der Sünden gantz beklecket
mein erstes schönes Kleid, wie ist es doch beflecket!
wie hat doch dieser Wust ersticket alle Zier!
Die schwache Seele thut kaum noch ihr Häupt herfür.
Weil sie der tieffe Schlamm mit Wuste gantz bedecket
und der Versinckenden kein Arm wird zugerecket,
Ihr Loch, ihr Koth, ihr Todt ist der Leib, dieser hier.
Gott Jesu, Christe Mensch, nur deine Hand die fromme,
die kan es, daß ich auff aus dieser Höllen komme.
Zeuch, starcker, mich heraus, und mache mich ein Bad,
Ein Bad, ein rohtes Bad von deinem theuren Blute,
viel darffstu dessen nicht vergiessen mir zu gute.
An einem Tröpflein nur, Erlöser ist es satt.

O Ewigs Liecht, machs gleich wunderlich, nur seelig rc.

Geuß deinen Eyfer aus mit Krügen und mit Mulden.
Zeuch alle deinen Ernst zusammen wieder mich.
Zermalme meinen Leib, und stell dich wieder mich.
Verschleuß mir gantz und gar die Kammern deiner Hulden.
Ein höhres noch hab' ich verbühret mit meinen schulden.
Mach meiner Seelen angst. Stoß meinen Geist, und sprich:
Hin, wo man ewig weint, und siehet keinen Stich.
Diß alles bin ich werth, und mehr noch zu erdulden.
Zumitten dieses Zorns so denck auch deiner Gnaden,
daß, wenn du dich bringst ümm, du dir nicht selbst thust schaden,
schau meinen Zahler an, dann salb du deinen Sohn.
Thu Recht, Gerechtigkeit! was wilst du an mein Leben.
Er hat für mich an dich, mehr, als ich soll, gegeben,
daß auch für meine Schuld der Himmel sey mein Lohn.

Also hat Gott die Welt geliebet rc.

Ists müglich, daß der Haß auch kan geliebet seyn;
Ja, Liebe, sonst war nichts, an dem du küntest weisen,
wie starck dein Feuer sey; als an dem kalten Eysen
der außgestählten Welt. Du, högster Sonnen-schein,
Wirffst deiner Strahlen Glut in unser Eyß herein.
Machst Tag aus unsrer Nacht. Und was noch mehr zu preissen,
Du wirst deß Armuths Schatz, deß Hungers süße Speisen.
Liebst Himmel für die Welt. O Pein der Höllen-Pein!
O Todes-gifft und Todt! O wahrer Freund der Feinde!
O Meister, der du auch dein Werck dir machst zum Freunde,
wirst deiner Diener Knecht; wirst deiner Tochter Kind.
Was thu ich, daß ich doch den Abgrund will ergründen!
Ich weiß so wenig mich in dieses Thun zu finden,
So viel du höher bist, als alle Menschen sind.

Hephata.

Ach! sprich es auch zu mir, dein kräfftigs thu dich auff,
Ach! sprich es auch zu mir. Denn mir auch sind verschlossen
Ohr, Augen, und der Mund. Viel Zeit ist hin verflossen,
daß ich so elend bin. Die Welt hat viel zu kauff.
Ich folge, was sie räth, und wird nur ärger drauff.
So lebt mein krancker Leib mit seinen Hauß-genossen,
zu allem Wercke laß, zu allem Thun verdrossen.
Auff ein Ding nur behertzt; zu enden seinen Lauff.
Ists seelig, daß mir noch auff dieser bösen Erden
O Artzt durch deine Hand soll außgeholffen werden,
So zeuch mich nicht mehr auff. Hilff diesem übel ab.
Nim mein beschweren hin, nach dem mein Geist so wacht.
Thust dus, so soll mein Lob auch ruffen aus mein Grab:
Der alles machet wol, hat mirs auch wol gemacht!

Er hat alles wol gemacht.

Ja mehr als wol gemacht! nicht tauben nur und blinden,
und was ein krancker Leib für Mangel haben kan,
hilfft dieser Wunder-Artzt. Es trifft was höhers an,
als ein natürlichs Weh, die Glieder zu entbinden,
Ja mehr auch als den Todt. Der Staar der blinden Sünden,
das Band der tauben Lust, der Hoffart stummer Wahn
wird sonst durch keinem nicht, als diesen, abgethan.
Kein Leib-Artzt wird sich so zu heilen unterwinden.
Die Seele die ist kranck. Dem Geiste wird vergeben.
Er trinckt den Kelch für uns. Stirbt selbst für unser Leben.
Zerbricht der Höllen Burg, und was den Todt verwacht.
Schleust unser Gräber auff, wird selbst die Himmels-Leiter.
Ja, selbst der Himmel gar. Rufft läuter, ruffet weiter:
Er, Er hat alles wol, und mehr als wol gemacht.

S. Augustinus sein
Inter brachia Salvatoris mei et vivere volo, et mori cupio.

Deß Donners wilder Blitz schlug von sich manchen Stoß.
Das feige Volck stund blaß. Das scheuche Wild erzittert,
vom schmettern dieses Knalls. Die Erde ward erschüttert.
Mein Fuß sanck unter sich, der Grund war Boden loß.
Die Grufft die viel ihr nach, schlung mich in ihren Schoß.
Ich gab mich in die See, in der es grausam wittert.

Der Sturm flog Klippen hoch. Mein Schiff das ward gesplittert,
ward leck, ward Ancker quit, ward Mast und Seegel bloß.
Vor, ümm und hinter mir war nichts als eine Noth.
Von oben Untergang, von unten auff der Todt.
Es war kein Mutter-Mensch, der mit mir hatt' erbarmen.
Ich aber war mir gleich, zum Leben frisch und froh.
Zum sterben auch nicht faul auff wen, und wie, und wo.
Denn mein Erlöser trug mich allzeit auff den Armen.

Er beklagt die Enderung und Furchtsamkeit itziger Deutschen.

Itzt fällt man ins Konfect, in unsre vollen Schalen,
wie man uns längst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
der außgestählte Sinn? das kriegerische Blut?
Es fällt kein Unger nicht von unserm eiteln pralen.
Kein Pusch, kein Schützen-Rock, kein buntes Fahnenmahlen
schreckt den Krabaten ab. Das ansehn ist sehr gut,
das ansehn mein' ich nur, das nichts zum schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Föbus kan bestrahlen.
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
die doch der weiche Leib nicht ümm sich leiden kann?
Deß grossen Vatern Helm ist viel zu weit dem Sohne.
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starcken auff den Schein, so ists ümm uns gethan,
uns Nahmens-deutsche nur. Ich sags auch mir zum Hohne.

Ueber seiner Freundin Präsent.

Er redet sein Hertze an.

Dein Hertze muß ja noch, mein Hertz', an dich gedencken.
Sie hat dich noch in ihr. Vergisset deiner nie.
Schau doch; diß ist ihr Pfand. Wilst du nicht gläuben? wie?
was sind die Sachen denn, die Träume die dich kräncken?
Wach' auff. Gieb deinen Wahn den Winden zu versencken,
tieff in die wilde See. Die Außerwehlte die
benimt dich durch den Gruß und dieses deiner Müh',
und will dich selbsten dir durch dieses wieder schencken.
Vernim doch ihre Treu', und deines Glückes Gunst.
Sie ist noch, wie sie war, und will es fort verbleiben.
Wolan, so such' herfür und brauche deiner Kunst.
Weg, ungelehrtes Leid, mit deiner trüben Dunst.
Darf ichs ihr sagen nicht, so darf ichs ihr wol schreiben,
daß du, mein Hertze, glühst, von ihres Hertzen Brunst.

Auff ein Kleinoth.

Was, Seele, war es noth so einer reichen Gaben,
darzu so manche Welt ihr bestes hat gesant.
— — — — — Das braune Mohren-Land
sein rein-gewachßnes Gold. Der Buzarether Knaben
die haben das Gestein' hierzu fern' außgegraben.
Basora, das, was führt sein reicher Perlen-strand.
So scheints auch, daß es mehr, als eine Menschen-Hand
in ein so schönes Thun zusammen bracht muß haben.
Laß, Liebste, laß der Welt, der Armen, ihre Schätze,
das wird nicht weit geholt, daran ich mich ergetze.
Auch ists was solches nicht, dran man viel wenden muß.
Du hast es allezeit bey dir, mein ander Leben,
darvon ich leben kan. Je mehr du mirs wirst geben,
Je mehr behältst du es. Was ist es denn? ein Kuß.

Aus Hugo Grotius seinem Lateinischen Liebes-schertze.

An die Träume.

Ihr Träume, die ihr seyd das beste Theil im Leben,
das nichts als Trübnüß ist, die ihr euch habet mein
so offt und offt erbarmt, so es mag sicher seyn,
daß man die Warheit sagt, mehr Ehre soll ich geben
euch, als der Liebsten selbst. Durch euch seh' ich sie schweben
vor mir so gut und from, ohn allen falschen Schein.
Komm ich denn drauff zu ihr, so spricht sie lauter nein,
und machts ihr unbekant. Sie zürnet noch darneben,
daß ich ein wenig mich ergetzen will an ihr.
Was können, neidische, dir meine Nächt' entführen?
Noch gleichwol will sich nicht dein stoltzer Zorn verliehren.
Wer aber wär', als ich, glückseeliger allhier,
wenn nur der süße Schlaf, in dem ich viel muß lachen,
sich kehrte bey mir ümm, und würd' ein solches wachen.

Aus eben selbigen;

Auff die güldne Haar-Nadel.

Du güldne Nadel du, noch güldener, als Gold,
die du der Liebsten fiehlst aus ihren güldnen Haaren,
Ach weine nicht zu sehr, daß dir diß wiederfahren,
daß du ihr schönes Häupt, als ich wol selbsten wolt',
hinfort nicht zieren wirst. Erhole deinen Muth!
Dich hat kein loser Dieb bey schwartzer Nacht genommen;
Du bist viel weniger in Räuber Hände kommen;
Dir war ein junges Blut von gantzem Hertzen gut.
Denn als er suchte Lufft in heissen Liebes-pressen,
Er sahs, und hub dich auff. Kupido lachte dessen,
und sprach: Nun darff ich fort gar keiner Pfeile mehr.
Der, der die Nadel nahm, wird sich ihm selbst berücken
und seyn forthin ein Raub. Wenn er nur wird erblicken,
den Raub, den falschen Raub, wird er sich stechen sehr.

In Ihrem Abwesen auf deroselben Augen.

Ihr irdne Sonn' und Mon, ihr meiner Augen Augen,
wo laßt ihr euren mich? seht ihr mich gar nicht an,
Ach, ach so ist es gantz und gar ümm mich gethan.
Ich regne für und für mit scharffer Thränen Laugen.
Für mich wil gantz kein Liecht, als nur das eure, taugen,
Der Mittag wird zur Nacht. Ihr, Ihr habt schuld daran,
daß ich sonst keinen Glantz, denn euren, sehen kan,
und dessen Krafft von euch, als Brunnen, aus muß saugen.
Ich seh', und bin doch blind. Ich irre hin und her.
Ich weiß nicht, wo ich bin, in diesem finstern Meer.
Erscheint, erscheint mir doch, ihr fünckelnden Laternen!
Ihr Brüder Helene, und zeigt mir euer Licht.
Wo nicht so hilffet mich gantz keine Flamme nicht;
Bey Tage kein Mittag, bey Nachte keine Sternen.

Als Sie Ihn ümmfangen hielte.

Wo ist nun meine Noth? mein tödtliches Beschweren?
Das mich vor kurtzer Zeit kein Wort nicht machen ließ:
Wo ist die Traurigkeit, die mich verzagen hieß?
die Seufftzer? der Verdruß? die sieden-heissen Zähren?
Ists müglich, daß es sich so balde kan verkehren?
und anders gehn mit mir? was mir der Todt einbließ,
und mit vergiffter Angst an mein schwach Hertze stieß,
das kan und wird mich nun und nimmermehr gefähren.
Schatz, deiner Trefligkeit ist dieses zuzumessen,
die auch die Sterbenden deß Todes läßt vergessen.
—
—
Ümmfang mich stets also, O Aertztinn meiner Seelen,
So wird mich nimmermehr kein Schmertz mehr können quählen.

An seine Thränen; als Er von Ihr verstossen war.

Fliest, fliest so, wie Ihr thut, Ihr zweyer Brünnen Bäche.
Fliest ferner, wie bißher mit zweymahl stärckrer Fluht.
Fliest, wie ihr habt gethan, und wie ihr itzt noch thut,
daß ich mich recht an der, die euch erpresset, reche.
Fliest immer Nacht und Tag, ob sich ihr Sinn, der freche,
der Feind-gesinnte Freund, das hochgehertzte Blut,
das mich ümm dieses haßt, dieweil ich ihm bin gut,
durch eine stetigkeit und große Stärcke brechen:
Die Tropfen waschen aus den fästen Marmelstein.
Das weiche Wasser zwingt das harte Helffenbein.
Auch Eisen und Demant muß feuchten Sachen weichen.
Fliest ewig, wie ihr fliest. Es ist ja müglich nicht,
daß einst der harten nicht ihr fleischerns Hertze bricht,
das lange keinem Stahl' und Steine sich mag gleichen.

An Ihren Mund; als Er Sie ümmfangen hatte.

Itzt hab' ich, was ich will, und was ich werde wollen.
Du Wohnhauß meines Geists, der als zu einer Thür'
itzt ein, itzt aus hier geht; Ihr güldnen Pforten Ihr,
die auch die Götter selbst ümm schöne neiden sollen;
Ihr hohen Lippen ihr, die ihr so hoch geschwollen
von feuchter süße seyd; itzt hab' ich eure Zier;
Das Wesen, das man selbst dem Leben setzet für,
dem täglich wir ein Theil von unserm Leben zollen.

Ihr Bienen, die ihr liegt an Hyblens süßen Brüsten,
und saugt die Edle Milch, den Honigreiff mit Lüsten,
hier, hier ist mein Hymet. Komt, fliegt zu mir herein.
Seht, wie das hohe Thun, das trefliche, das starcke,
das der Mund meinem giebt, sich regt in Seel' und Marcke;
Ach daß mein gantzer Leib doch nichts als Mund soll seyn!

Als Er vergeblich nach Ihr wartete.

Und tödtest du mich gleich, so bist du doch mein Freund.
Ob diß Verlangen zwar, das ängstliche, das schwere,
nichts anders bald wird thun, als was ich so begehre.
Mein Leid dringt in die Lufft. Kein einigs Sternlein scheint.
Der Himmel treufft mir nach, was ich ihm vor geweint;
die Winde seufftzen so, wie ich sie seufftzen lehre.
Doch hab' ich keinen Sinn, der dir zu wieder wehre.
Hab' ich, Trost, dich nicht lieb, so bin ich mir selbst feind.
Hier wart' ich, theures Blut, vor deiner tauben Schwellen,
nicht hoffend, daß du itzt dich werdest noch einstellen.
Nein. Sondern daß mich hier der nahe Todt reiß' hin.
So wird es denn geschehn, daß du, wenn du zu morgen
mich sehn wirst daß ich kalt, und gantz gestorben bin,
mit neuem Leben mich zur Straffe wirst versorgen.

Bei deroselben Geschenke.

Er redet ihre Hände an.

Ihr schwesterliches Paar der klügsten Künstlerinnen,
So feurig sind an Witz', und vom Verstande heiß;
Dergleichen Gaben man an nicht viel Orten weiß;
habt Danck, habt, Edle, Danck für euer gut gesinnen.
Für dieses, das mir selbst die Götter selbst mißgünnen.
Habt hohen grossen Danck. Der, euer weiser Fleiß,
verdienet Euch bey mir für allen Meistern Preiß;
die ie gewesen sind, seyn, und seyn werden künnen.
Empfind' ich solche Lust, von eurer schönen Kunst
und macht mir euer Werck, das Edle, solche Gunst,
wenn ich so weit von euch bin leiblich abgerissen;
Was meynet ihr, muß da für Freude mir geschehn,
wenn ihr euch, zahrte mir nach willen lasst besehn,
wenn Ich Euch lieben mag; mehr, wenn Ich Euch darff küssen.

An seine erste Freundinn.

Du aber, Edler Geist, gedenckst noch nicht zu gläuben,
was mein getreuer Mund dir offt und viel verspricht.
Hertz', hör' es doch einmahl, weil ich bin bey dir nicht,
So kan ich nicht vorbey, ich muß es an dich schreiben.
Du bist die Liebste noch, und wirst die Liebste bleiben,
ob das Verhängnüß gleich uns von einander bricht,
und gönnet uns nicht uns, so bleibt doch unser Pflicht,
So lange werden stehn deß runden Himmels Scheiben.
Bezwinge dich durch dich, und fall dir selbsten bey.
Gedencke meines Eyds, und sey deß zweifelns frey,
deß Zweifelns, das, Lieb, dich mit diesem trauren plaget.
Ich will dein treuer seyn, dieweil ich werde seyn.
Wilst du denn über diß noch haben einen Schein,
So frag die Liebste selbst, Ich habs Ihr offt gesaget.

Er bittet Sie zu sich.

Erfreue mich und dich, O Freude meiner Seelen,
Ohn die ich traurig noch bey höchster Wonne bin.
Komm, du mein selber ich, komm, Liebste, komm dorthin,
wo wir uns beyderseits offt pflegen zu verhölen.
Ich bin, Schatz, kranck nach dir. Komm, laß mich nicht so quälen.
Hier wart' ich deines Trosts, den du mir, O mein Sinn,
alleine geben kanst. Komm meine Trösterinn.
Hier findest du und ich, was ich und du erwehlen;
Kein Gott, kein Mensch, kein Wild und keine Kreatur
ist hier. Auch keine Lufft, ohn die alleine nur,
die ich, ich seufftzender, alleine nach dir schicke.
Thus, Hertze, sey bald hier. Kömst, oder kömst du nicht,
So höre; was zu dir dein eignes Hertze spricht:
Du bist mein gröstes Glück' und gröstes Unglücke.

Karl Friedrich Flögel

ward am 3. December 1729 zu Jauer in Schlesien geboren, wo sein Vater als deutscher Schulhalter lebte. Nachdem er den ersten Unterricht auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt genossen, besuchte er von 1748 bis 1752 das Magdalenen-Gymnasium in Breslau und studirte dann von 1752 bis 1754 Theologie in Halle. In sein Vaterland zurückgekehrt, ward er Hauslehrer in mehreren angesehenen Familien und darauf 1761 Quintus am Magdaleneum in Breslau, 1762 Prorector der Stadtschule zu Jauer, 1773 Rector derselben und 1774 Professor der Philosophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, nachdem er bereits 1772 Mitglied der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder geworden. Er starb den 7. März 1788; der Ruf, ein eben so redlicher und liebenswürdiger Mensch, als gründlicher und geistreicher Gelehrter gewesen zu seyn, begleitete noch lange sein Andenken.

Seine Schriften sind:

Geschichte des menschlichen Verstandes. Breslau 1765; 3. A. 1773.
Alexander Gerard's Versuch über den Geschmack. Breslau 1766.
Geschichte der komischen Literatur. Liegnitz und Leipzig 1784—87, 4 Bde.
Geschichte des Grotesk-Komischen. Liegnitz und Leipzig 1788.
Geschichte der Hofnarren. Liegnitz und Leipzig 1789.
Geschichte des Burlesken. herausgegeben von F. Schmit. Leipzig 1794.
Einzelne Schulprogramme. Abhandlungen u. s. w.

Unermüdliche Forschungslust, seltener Fleiß, reiche Belesenheit und ein reiner geläuterter Geschmack verliehen Flögel's Schriften in dem Gebiete der Literärgeschichte einen bleibenden Werth. Wenn wir auch in unsern ästhetischen, antiquarischen und literärhistorischen Bemühungen seitdem um ein Bedeutendes vorgeschritten sind, von vielen Einzelnheiten genauere Kenntniß erhalten haben und manche Behauptung, die damals Geltung fand, uns jetzt als unhaltbar oder veraltet erscheint, so dürfen wir doch keinesweges außer Acht lassen, daß wir dem emsigen Verfasser der Geschichte der komischen Literatur wegen seiner gewissenhaften und genauen Vorarbeiten in diesem Zweige der Wissenschaften reiche Anerkennung schulden. — Seine Leistungen in diesen Fächern sind bis jetzt noch nicht durch spätere und bessere verdrängt worden, und verdienen daher noch immer als höchst nützliche Hülfsmittel, rühmliche Erwähnung in den Annalen der Literatur.

Vgl. J. G. Schummel's Gedächtnißrede auf Prof. K. F. Flögel. Breslau 1788.

Von den Possenspielen an christlichen Festen. *)

I.

Das Narrenfest.

Es muß einen aufmerksamen Zuschauer der Weltbegebenheiten sehr befremden, wenn er an den Festen der christlichen Religion, die zum Andenken göttlicher Wohlthaten und zur Aufmunterung der Andacht eingesetzt worden, die seltsamsten Possenspiele findet, die den Christen nicht allein ganz unanständig sind, sondern auch die Absicht der Feste gänzlich vereiteln.

Es tragen zwar diese verunstalteten Feste den Charakter ihrer Zeit, wo sie erfunden und ausgeübt worden, Finsterniß und Aberglauben, unverkenntlich an ihrer Stirn; aber uns, die

*) Aus Flögels Geschichte des Groteskkomischen S. 159 fgde.

wir in aufgeklärtern Zeiten leben, muß es doch beim ersten Anblick unbegreiflich scheinen, wie die menschliche Vernunft, und noch mehr der Christensinn so tief herabsinken, und Heiliges und Profanes, geistliche Freude und weltliche Zügellosigkeit, Andacht und Possenreisserei, so seltsam mit einander vermischen können. An und vor sich konnte solcher Unsinn niemals aus der so reinen Quelle der christlichen Religion fliessen, sondern er muß entweder fremden Ursprungs seyn, und sich von aussen in die christliche Religion geschlichen haben, oder man muß dergleichen Possen mit christlichen Gebräuchen vermischt haben, um gewisse Endzwecke zu erhalten, die man sonst nicht so leicht in jenen finstern Zeiten zu erhalten glaubte. Daß beides der Wahrheit gemäß sey, kann man aus der Geschichte leicht beweisen.

So ist das Narrenfest, worunter man gewisse Belustigungen versteht, welche die geistlichen Diakoni und Priester selbst während des Gottesdiensts in mehrern Kirchen, an gewissen Tagen, vornehmlich von Weihnachten bis auf Epiphanias, und vorzüglich am Neujahrstage anstellten, unstreitig aus heidnischen Festen entstanden. Viele von den ersten Christen konnten noch nicht so viel Herrschaft über ihre Leidenschaften gewinnen, daß sie allen Lustbarkeiten entsagt hätten, die mit den heidnischen Festen gewöhnlich verbunden waren, und suchten sie also den christlichen Festtagen auf eine unschickliche Weise anzuflikken, oder sie unter dem Deckmantel und der Larve des Christenthums beizubehalten; und manche von den ersten christlichen Lehrern schwiegen still dazu, oder achteten diesen Sauerteig zu gering, als daß sie ihn hätte ausrotten sollen. So erlaubten die Jesuiten den neubekehrten Chinesern neben den christlichen Gebräuchen auch den Dienst des Confucius, daher sie der aufgehangenen Tafel desselben nicht nur räucherten, sondern auch vor derselben niederknieten, und den Confucius anbeteten, worüber ein hitziger Streit mit den Dominikanern entstanden, der über ein Jahrhundert gedauert hat.

Zu den heidnischen Festen, woraus das Narrenfest entstanden, gehören vorzüglich die römischen Saturnalien. Diese waren eines der grösten Feste der Römer, welches anfänglich bis auf den August nur einen Tag dauerte, hernach aber bis auf sieben Tage ausgedehnt wurde. Es sollte eigentlich das Andenken an den ursprünglichen Stand der Natur erneuern, wo jeder Mensch dem andern gleich, und kein Unterschied der Stände war. Daher wurde an denselben zum Andenken der goldnen Zeit unter dem Saturnus den Knechten alle Freiheiten erlaubt. Sie spielten unter sich Könige und Herren, giengen in Purpur und weissen Togen gekleidet, gaben einander Geschenke, trugen Hüthe als ein Zeichen der Freiheit; wurden von ihren Herren zu Gaste gebeten, und von ihnen bedient; überhaupt aber mochten sie schwärmen, wie sie wollten.

Es ist sonderbar, daß sich nicht allein bei den Römern, sondern auch bei andern Völkern dieses Andenken an den ursprünglichen Stand der Gleichheit erhalten hat, welches auch durch Feste auf die nämliche Art gefeiert worden. So findet sich so gar eine Art von Saturnalien bei den Californiern. In Holland wurde in vorigen Zeiten ein gleiches Fest gefeiert, welches Jokmaalen genennt wurde. An demselben stellten die Edelleute Knechte, und die Knechte Herren vor. Man kleidete die Knechte herrlich an, und gab ihnen ein köstliches Gastmahl. Die Herren und Damen kleideten sich als Bediente an, bereiteten die Speisen, trugen sie auf, und schenkten ein. Ueberhaupt brachte man den ganzen Tag in Wohlleben zu. Diese Gewohnheit hat sich lange Zeit in der Herrschaft Warmond erhalten.

Auch das Neujahrsfest wurde bei den Römern mit Maskeraden und Tänzen gefeiert. Man verkleidete sich in Weiber, Histrionen, man beschmierte die Gesichter mit Hefen, man zog Häute von Hirschen, Bären, Löwen und Kälbern an, um Furcht und Gelächter zu erregen. Endlich verband man dieses Fest mit den Saturnalien, wie Herodianus bezeugt, der im dritten Jahrhunderte lebte.

Daß das Narrenfest von den Saturnalien und dem damit verbundnen Neujahrsfeste abstamme, sieht man theils aus der Zeit, in welcher es gehalten wurde, theils aus der Aehnlichkeit der Gebräuche, indem die untern Diakonen in die Stelle der Aebte und Bischöfe traten.

Der Gebrauch der Römer sich am Neujahr mit Thierhäuten, besonders von Hirschen (sollemnitas Cervuli) zu vermummen, dessen Dionysius von Halikarnaß gedenkt, wurde eben auch von den ersten Christen beibehalten, und hernach von den Concilien verbothen, auch mit Strafe belegt.

Mit dem Narrenfeste (Festum stultorum, fatuorum, innocentium, hypodiaconorum) hatte es folgende Beschaffenheit. Man erwählte in den Thumkirchen einen Narrenbischof oder Narrenerzbischof, welches von den Priestern und Weltgeistlichen geschah, die sich dazu besonders versammelten. Dieses geschah mit vielen lächerlichen Ceremonien; hierauf führte man ihn mit grossem Pomp in die Kirche. Auf dem Zuge und in der Kirche selbst tanzten und gaukelten sie, die Gesichter beschmiert, oder mit Larven vor dem Gesicht, und verkleidet als Frauenpersonen, Thiere oder Possenreisser. In den Kirchen, welche unmittelbar unter dem Pabst stunden, erwählte man einen Narrenpabst, dem man den päbstlichen Schmuck mit eben so lächerlichen Ceremonien anlegte. Der Narrenbischof hielt alsdenn einen feierlichen Gottesdienst und sprach den Seegen. Die vermummten Geistlichen betraten das Chor mit Tanzen und Springen, und sangen Zotenlieder. Die Diakoni und Subdiakoni assen auf dem Altar vor der Nase des Priesters, welcher Messe las, Würste; spielten vor seinen Augen Karten und Würfel, thaten ins Rauchfaß, statt des Weihrauchs, Flecke von alten Schuhsohlen, damit ihm der häßliche Gestank in die Nase führe. Nach der Messe lief, tanzte und sprang jedermann nach seinem Gefallen in der Kirche herum, und erlaubte sich die grösten Ausschweifungen; ja einige zogen sich gar nackend aus. Hierauf setzten sie sich auf Karren mit Koth beladen, liessen sich durch die Stadt fahren, und warfen den sie begleitenden Pöbel mit Koth. Oft liessen sie still halten, und machten mit ihrem Körper die geilsten Gebehrden, die sie mit den unverschämtesten Reden begleiteten. Weltliche Leute, die eben so schlecht gesinnt waren, mischten sich unter die Geistlichen, um den Narren unter der Kleidung der Weltpriester, Mönche und Nonnen zu spielen. Dieses Fest wurde zu Paris am Neujahr, an andern Orten am Tage der Erscheinung Christi, und noch an andern am Tage der unschuldigen Kindlein gefeiert. Daher hieß es auch an einigen Orten das Fest der unschuldigen Kinder; sonst auch das Fest der Unterdiakonen (Festum Hypodiaconorum) und im Französischen La Fête des Sous-Diacres spottweise, das ist das Fest der besofnen Diakonen (Saouls Diacres.) Dieses Fest ist so alt, daß es schon in dem Concilio zu Toledo im Jahre 633. verbothen wurde; und lange vorher hat schon der heilige Augustinus sehr dagegen geeifert.

Im zehnten Jahrhunderte führte es Theophylaktus Patriarch zu Constantinopel, in der griechischen Kirche ein; welche Gewohnheit nach 200 Jahren in derselben noch dauerte, weil sich der Patriarch Balsamon darüber beklagte. Ohngeachtet nun dieses Fest oft von den Concilien und Bischöfen verbothen worden, so erzählt doch Gerson, daß ein Doctor der Theologie zu Auxerre öffentlich behauptet hätte, daß dieses Fest Gott eben so wohl gefällig wäre, als das Fest der Empfängniß Mariä.

Dieses Narrenfest wurde nicht allein in den Kirchen der Weltgeistlichen, sondern auch in den Mönchs- und Nonnenklöstern gefeiert. Zu Antibes hatte man es bei den Franciscanern folgendermassen veranstaltet. Am Tage der unschuldigen Kinder kamen der Guardian und die Priester nicht ins Chor, sondern die Laienbrüder nahmen ihre Sitze ein. Sie zogen zerrissene priesterliche Kleider an, und zwar umgekehrt; sie hielten auch die Bücher verkehrt, in denen sie sich zu lesen stellten, hatten Brillen ohne Gläser auf der Nase, worein sie statt der Gläser Pomeranzschaalen befestigten, bliesen die Asche aus den Rauchfässern einander ins Gesicht, oder streuten sie einander auf die Köpfe, sungen nicht Psalmen oder liturgische Gesänge, sondern murmelten unverständliche Worte, und blökten wie das Vieh.

Ohngeachtet dieses Fest so unvernünftig als unchristlich war, so fand es doch immer seine Vertheidiger an alten Sündern, welche die löbliche Gewohnheit und das wohlgegründete Herkommen nicht wollten untergeben lassen. Ihre Vertheidigungsgründe, die in einem Circularschreiben der theologischen Facultät zu Paris angeführt werden, sind so sonderbar, daß ich sie hier nicht übergehen kann. Sie sagten, unsre Vorfahren, welches grosse Leute waren, haben dieses Fest erlaubt, warum soll es uns nicht erlaubt sein. Wir feiern es nicht im Ernst, sondern blos im Scherz, und um uns, nach alter Gewohnheit, zu belustigen; damit die Narrheit, die uns natürlich ist, und die uns scheint angebohren zu seyn, dadurch wenigstens alle Jahre einmal ausdünste. Die Weinfässer würden platzen, wenn man ihnen nicht manchmal das Spundloch öfnete, und ihnen Luft machte. Nun sind wir alte übel gebundne Fässer und Tonnen, welche der Wein der Weisheit zerplatzen würde, wenn wir ihn durch eine immer währende Andacht und Gottesfurcht fortgähren liessen; man muß ihm Luft machen, daß er nicht verdirbt. Wir treiben deswegen etliche Tage Possen, damit wir hernach mit desto grösserm Eifer zum Gottesdienst zurückkehren können.

Endlich wurde das Narrenfest durch einen Befehl des Parlaments zu Dijon im Jahre 1552 gänzlich verbothen und aufgehoben.

II.

Das Eselsfest.

Schon im neunten Jahrhunderte findet man Spuren von dem Eselsfeste in Frankreich, welches viele Jahrhunderte dauerte, ehe es konnte abgeschaft werden. Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Aegypten, suchte man ein junges Mädchen, das schönste in der Stadt aus, putzte es so prächtig als möglich, gab ihr ein niedliches Knäbchen in die Arme, und setzte sie so auf einen kostbar angeschirrten Esel. In diesem Aufzug unter Begleitung der ganzen Klerisei und des Volkes, führte man den Esel mit der Jungfer in die Hauptkirche, und stellte ihn neben den hohen Altar. Mit grossem Pomp ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, nämlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria und das Credo, wurde mit dem erbaulichen und schnackischem Refrain: Hinham! Hinham! geendigt. Schrie der Esel gerade eben dazu, desto besser! Wenn die Ceremonie zu Ende war, so sprach der Priester nicht den Seegen, oder die gewöhnlichen Worte, womit er sonst das Volk auseinander gehen ließ, sondern er ygaete dreimahl wie ein Esel, und das Volk anstatt sein ordentliches Amen zu singen, ygaete ihm dreimahl wieder entgegen. Zum Beschluß wurde noch dem Herrn Esel (Sire Asnes) zu Ehren ein halb lateinisches und französisches Lied angestimmt, welches also lautet:

Orientis partibus
Adventavit Asinus;
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis aptissimus.
Hez, Sire Asnes, car chantez,
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à plantez.

Lentus erat pedibus,
Nisi foret baculus,
Et eum in clunibus
Pungeret aculeus.
Hez, Sire Asnes etc.

Hic in collibus Sichem
Jam nutritus sub Kuben,
Transiit per Jordanem,
Saliit in Bethlehem.
Hez, Sire Asnes etc.

Ecce magnis auribus
Subjugalis filius
Asinus egregius,
Asinorum dominus.
Hez, Sire Asnes etc.

Saltu vincit hinnulos,
Damas et capreolos,
Super Dromedarios
Velox Madianeos.
Hez, etc.

Aurum de Arabia,
Thus et myrrham de Saba
Tulit in ecclesia
Virtus asinaria.
Hez etc.

Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinula,
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hez etc.

Cum aristis hordeum
Comedit et carduum;
Triticum a palea
Segregat in area.
Hez etc.

Amen dicas Asine,
Jam satur de gramine.
Amen, Amen itera,
Aspernare vetera.
Hez va Hez va! Hez va Hez!
Bialx Sire Asnes car allez;
Belle bouche car chantez.

III.

Die schwarze Procession zu Evreux.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte war es zu Evreux gebräuchlich, daß sich das Domkapitel den ersten Mai in den nah gelegnen Wald begab um Aeste abzuhauen, womit die Bildnisse der Heiligen in den Kapellen der Domkirche sollten geschmückt werden. Anfänglich verrichteten die Domherren diese Ceremonie in eigner Person, da sie aber mit der Zeit glaubten, dieses wäre für sie zu niedrig, so schickten sie die Chorgeistlichen und die Kapläne in den Wald um die Zweige abzuhauen. Sie giengen Paar und Paar aus der Kirche unter Begleitung der Chorschüler und der Aufwärter der Kirche, jeder mit einem Garten-Messer in der Hand, und hieben die Aeste ab, die sie theils selbst, theils das sie begleitende Volk trugen. Man läutete mit allen Glocken, und tobte bisweilen so gewaltig, daß man die Glocken zerbrach, und einige Glockenläuter verwundete und tödtete. Und obgleich der Bischof diese Mißbräuche verboth, so achteten doch die Chorgeistlichen nicht; sie jagten die Glockenläuter aus der Kirche, bemächtigten sich der Thüren und der Schlüssel, und hausten so bis den 10ten Mai, wo ihre Tollheit nachließ. Einst hiengen sie zwei Thumherren an ein Fenster des Glockenthurms an den Achseln auf, die sich ihrer Wuth widersetzen wollten; welches die noch vorhandnen Originalakten bezeugen, die auch beider Namen aufbehalten haben, der eine hieß Jean Mansel und der andre Gautier Dentelin. Wenn die schwarze Procession, denn so wurde sie genannt, aus dem Walde kam, trieb sie tausend Possen, warf den Vorbeigehenden Kleien in die Augen, ließ einige über einen Besen springen, und andre mußten tanzen: Man verlarvte sich auch; die Thumherren schoben während der Zeit Kegel über den Gewölbern der Kirche, spielten Komödien und tanzten. Eben daselbst stiftete ums Jahr 1270 ein Thumherr Namens Bouteille eine Seelenmesse, und verordnete, daß man den 28ten April, als an welchem Tage sie sollte gehalten werden, auf das Pflaster im Chor ein Leichentuch breiten, und an dessen vier Enden vier mit Wein gefüllte Flaschen, und in die Mitte auch eine setzen sollte, welche die Sänger austrinken sollten.

IV.

Der grosse Tanz zu Marseille.

Zu Marseille war es vor Zeiten gebräuchlich, am Fest des heiligen Lazarus alle Pferde, Esel, Maulesel, Ochsen und Kühe, mit feierlicher Pracht in der Stadt herumzuführen. Alle Einwohner der Stadt verlarvten sich auf eine lächerliche Weise, sowohl Weiber als Männer kamen zusammen, und tanzten Hand an Hand durch alle Gassen der Stadt, bei Pfeifen und Saitenspiel. Dieses nennte man den grossen Tanz (Magnum Tripudium.)

V.

Die Allmosensammlung Aquilanneuf um Angers.

An einigen Orten, die unter den Kirchsprengel von Angers gehören, zogen ehemals am Neujahrstage junge Leute männlichen und weiblichen Geschlechts in Kirchen und Häusern herum, um Allmosen zu sammeln, welches sie Aquilanneuf nennten; in der Absicht um von den erhaltnen Geldern für die Maria oder andre Heiligen Wachskerzen zu kaufen: dazu aber wendeten sie nicht den zehnten Theil an, sondern verwendeten es auf Fressen und Saufen. Unter ihnen befand sich ein Narr, (Follet) der sich der größten Ausschweifungen schuldig machte, ohne daß ihn jemand tadeln durfte. Er und diejenigen, die ihn begleiteten, nahmen sich die Freiheit tausend Possen selbst in den Kirchen zu treiben, die gröbsten Zoten zu reissen, selbst den Priester auf dem Altar zu spotten, die Ceremonien bei der Messe nachzuäffen, u. s. f. Sie raubten unter dem Namen des Allmosens aus den Häusern, was ihnen beliebte, welches ihnen Niemand wehren durfte, weil sie mit Prügeln versehn waren, womit sie sich vertheidigten. Diese Ausschweifungen wurden durch eine Synode zu Angers verbothen, und daher sah man den Narren und die Allmosensammler nicht mehr in den Kirchen, aber ausser den Kirchen dauerte sie noch bis aufs Jahr 1668, wo sie durch eine neue Synode zu Angers gänzlich aufgehoben wurde.

VI.

Die Procession zu Aix.

Renatus, König von Neapel und Sicilien, und Graf von Provence, stiftete um das Jahr 1462 eine Procession am Frohnleichnamsfeste zu Aix, wozu er eine ansehnliche Summe vermachte, um die dabei vorkommenden Unkosten zu bestreiten; über dieses bestimmte er alles auf das genaueste, wie es damit sollte gehalten werden, selbst bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Diese Procession hat seit jeher selbst von erleuchteten Katholiken viele Widersprüche erfahren, die auch keineswegs un-

gegründet sind. Schon im Jahr 1645 schrieb ein berühmter Advocat Mathurin Neuré deswegen eine „Klage an den Gassendi", worin er die dabei vorkommenden Mißbräuche sehr eifrig bestraft; diese Schrift wurde hernach zu Genf 1648. nachgedruckt; sie wurde auch von René Gaillard, Herr von Chaudon in Provenzalische Verse gebracht.

Wegen des allzu ungeräumten Grotesken in dieser Procession wurde der Cardinal Grimaldi, Erzbischof zu Aix, bewogen, manches davon abzuschaffen, weil rechtschafne Leute dadurch zu sehr geärgert wurden; doch blieb noch genung anstößiges übrig, welches aus folgender Beschreibung des Papon, eines von den Vätern des Oratorium zu Marseille erhellet, der diese Procession so abmahlt, wie sie itzt noch gehalten wird. Ein König vertheidigt sich mit dem Scepter in der Hand gegen ein Dutzend mit Gabeln bewafneter Teufel; dies ist die erste Scene, welche man das grosse Teufelsspiel nennt. Die zweite ist das kleine Teufelsspiel, oder die kleine Seele. Vier Teufel wollen ein Kind entführen, welches ein Kreutz hat; ein Engel springt dem Kinde bei, und siegend entgeht es ihnen. Alle diese Teufel hören am Frohnleichnamsfeste zu Saint Sauveur die Messe; sie gehn in die Kirche mit einer schwarzen Mütze in der Hand, die mit rothen Flammen besäet, und mit Hörnern versehn ist, nach der Messe sprengen sie Weihwasser darauf, und machen das Kreutz über sich, damit kein wahrer Teufel sich unter den Haufen mische, und am Ende einer mehr sei, wie es sich nach ihrer Erzählung, vor langer Zeit einmahl zugetragen haben soll. Hierauf folgt das Katzenspiel; in diesem stellt man die Anbetung des goldnen Kalbes vor, und nach der Anbetung wirft ein Jude so hoch er kann, eine in Leinwand gewickelte Katze in die Höhe. Die vierte Scene ist der Besuch der Königin von Saba bei dem Könige Salomo. Die fünfte ist das Sternspiel; die heiligen drei Könige von ihren Dienern begleitet, werden von einem Stern, der oben auf einem Stock befestigt ist, nach Jerusalem gebracht. Hierauf folgt das Spiel der Kinder, die sich auf der Erde herumwälzen; hierunter will man die Ermordung der unschuldigen Kinder vorstellen.

Der alte Simeon als Hoherpriester gekleidet, und einen Korb mit Eiern tragend, Johannes der Täufer unter der Gestalt eines Kindes, Judas an der Spitze der Apostel, mit dem Beutel in der Hand, worinn sich die 30 Silberlinge befinden, und Jesus Christus sein Kreutz zur Schädelstätte tragend, machen die siebente Scene aus. Hierauf sieht man Christum auf die Schultern des grossen Christophs geladen. Acht bis zehn junge Leute, bis an den Gürtel in wohl bedeckten Pappenferden versteckt, führen Tänze auf, welche man die Scene der muthigen Pferde nennt. Hierauf folgt das Tänzerspiel, und das Ganze wird mit der Scene der Grindköpfe beschlossen. In dieser trägt ein armselig gekleideter Knabe einen Kamm, ein andrer eine Bürste, und ein dritter eine Scheere. Alle drei tanzen um einen vierten herum, kämmen ihm seine garstige Perrücke, bürsten ihn, und beunruhigen ihn mit der Scheere. Alles dies wird mit Musik begleitet, wovon König Renatus wenigstens einige Arien selbst componirt hat. Die Nacht vor dem Feste begeht man eine Art von Procession, bei welcher man alle Götter des Heidenthums zu sehn bekommt; einige davon sind zu Pferde, andre auf Wagen, Bacchus sitzt auf einem Fasse, u. s. f. Es ist wirklich zum Erstaunen, sagt Papon, ein katholischer Geistlicher, daß man in einem so aufgeklärten Jahrhunderte, wie das unsrige ist, diese lächerlichen Ceremonien duldet, welche die Religion offenbar entehren.

VII.

Adam zu Halberstadt.

In der Domkirche zu Halberstadt zeigt man noch jetzt an einer Säule einen Stein, auf den sich in der Aschermittwoche ein Mensch setzen muste, der Adam genennt wurde, weil er unsern ersten Stammvater vorstellen sollte; er war mit Lumpen bedeckt, und hatte sein Haupt verhüllt. Nach geendigter Messe jagte man ihn zur Kirche hinaus. Hierauf muste er Tag und Nacht durch alle Gassen baarfuß laufen, und wenn er vor einer Kirche vorbei kam, neigte er sich tief, zum Zeichen der Verehrung. Er durfte sich nicht eher zur Ruhe begeben, als nach Mitternacht; wenn ihn hernach jemand ins Haus rufte, welches denn allemahl geschah, so konnte er essen, was man ihm vorsetzte; aber dabei durfte er kein Wort reden. Dieses Herumlaufen dauerte bis auf den grünen Donnerstag, wo ihm erlaubt war, die Kirche wieder zu besuchen; hier empfieng er die Absolution, und zugleich eine ziemliche Summe Geldes, die man als ein Allmosen für ihn gesammelt hatte. Nun, glaubte man, wäre er durch die Absolution von Sünden so gereinigt worden, als Adam im Stande der Unschuld vor seinem Falle war. Ehmals glaubten die Einwohner zu Halberstadt, daß diese Absolution ihres Adams der ganzen Stadt und allen Einwohnern zu gut käme.

Die alten Perser hatten ein lächerliches Fest, welches mit diesem einige Aehnlichkeit hatte, und wodurch man das Abschiednehmen des Winters vorstellen wollte. Es wurde im Frühlinge gefeiert, um die Zeit, wo Tag und Nacht gleich sind, und hieß Kausa Nischin, oder die Bartlosigkeit eines alten Mannes, der sitzet oder reitet. Es ritt nämlich ein alter ohnbärtiger und einäugiger Mann auf einem Esel oder Maulesel, hatte in der einen Hand einen Beutel, und in der andern eine Peitsche und einen Fächer. So prangte er durch die Gassen; Vornehme und Geringe, die königliche Familie so gut als der Bettler, folgten ihm nach. Unter andern Possen, die dieser Haufe mit dem alten Manne trieb, war auch, daß sie ihn bald mit kalten, bald mit warmen Wasser bespritzten; und er schrie denn immer gurma! gurma! (heiß! heiß!) fächerte sich oft, oft gab es auch für die, die ihn nicht wollten in Ruhe lassen, Schläge. Ihm stand jede Bude, jedes Haus offen; wer ihm nicht gleich ein Stück Geld reichte, dem konnte er, wenn er mit Waaren ausstand, seine Waare nehmen; oder sonst ihm, wäre er auch der Vornehmste gewesen, das Kleid mit einer Mixtur aus Tinte, rother Erde und Wasser, die er auf der Seite in einem Topfe bei sich führte, bewerfen. Allein ein jeder wartete schon im voraus auf ihn in seiner Hausthüre, man gab ihm willig, sobald er nur zu nahe kam. Das, was er von der Zeit seines Auszuges bis zur ersten Betstunde, einbekam, muste an den König, oder an den jedesmaligen Statthalter in den Städten, wo der König sich nicht selbst aufhielt, abgegeben werden. Dieser Umstand scheint zu verrathen, daß dazu ein gewisser Aberglaube Anlaß gegeben habe; denn sonst ist nicht abzusehn, was auch alles, was der arme Mann da sammelte, Personen von hohem Range hätte helfen können. Was er von der ersten Betstunde bis zur zweiten zusammenbrachte, das gehörte ihm selbst; und dann hatte sein Aufzug ein Ende. Hierauf muste er sich geschwind von der Strasse machen; denn wer ihm nach dieser Zeit noch würde begegnet sein, hätte ihn derb abprügeln können, ohne daß er hätte klagen dürfen.

VIII.

Osterpossen.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Orte schon erwähnt habe, daß es an Ostern gewöhnlich war, die Mysterie von der Auferstehung Christi zu spielen; sondern blos einige andre komische Gebräuche erzählen, die man zu dieser Zeit ehmals unter den Christen beobachtete. Ademar gedenkt unter dem Jahr 1012 einer sehr seltsamen Gewohnheit, die man in der christlichen Kirche ausübte: Zu dieser Zeit befand sich Hugues Chapellain d'Aymeric, Vicomte von Rochechuard zu Toulouse, wo er das Osterfest feierte, er hatte die Ehre dem Juden die Ohrfeige zu geben, welches seit undenklichen Zeiten am Osterfest daselbst gebräuchlich war. Er gab ihm diese Ohrfeige mit solcher Gewalt, daß dem armen Juden das Gehirn zum Kopfe herausspritzte, und er todt zu seinen Füssen niederfiel. Die Juden holten den Leichnam ihres Mitbruders aus der Kirche des heiligen Stephanus zu Toulouse, wo es geschah, und begruben ihn. Wahrscheinlich trieb der Eifer den Vicomte, daß er das Geboth Gottes vergaß: du sollst nicht tödten.

Eine andre lächerliche Gewohnheit, die man im zwölften Jahrhundert für etwas verdienstliches und Gott wohlgefälliges hielt, erzählt Johann Belet. Am dritten Ostertage schlug in vielen Ländern das Weib ihren Mann, und am folgenden Tage der Mann das Weib. Die Ursache, welche er davon anausführt, ist folgende: die Eheleute sollten einander wechselsweise bessern, und man wollte zu der heiligen Osterzeit dadurch verhindern, daß der Mann vom Weibe nicht die eheliche Pflicht fodre, noch das Weib vom Manne. Hierbei muß einem die Sage einfallen, daß die Weiber der Russen die Liebe ihrer Männer nicht eher erkennen wollen, als bis sie von ihnen derb abgeprügelt worden, welches Barklai in seinem Icon animorum für gewiß ausgiebt, Olearius aber in seiner Reise mit Recht läugnet, weil es aller menschlichen Denkungsart entgegen ist. Es erzählt zwar Petrejus in seiner russischen Chronik, daß einst ein russisches Weib, die lange Zeit mit ihrem Manne in Einigkeit gelebt, einst zu ihm gesagt, sie könne noch nicht spüren, daß er sie recht liebte, weil sie niemals Schläge von ihm empfangen, worauf sie der Mann mit der Peitsche weidlich durchgegerbt, auch solches nach der Zeit wiederholt, weil sie so grossen Wohlgefallen daran gehabt; aber beim dritten male habe er sie gar todt geschlagen; allein sollte es auch wahr seyn, was Petrejus erzählt, so macht eine Schwalbe noch keinen Sommer.

Sonst pflegten auch am Osterfest die Prediger ihren Zu-

hörern von den Kanzeln allerhand lächerliche Possen zu erzählen, um sie nach der traurigen Fastenzeit wieder fröhlich zu machen, welches sie das Ostergelächter (Risus paschalis) nennten; dergleichen Mathesius in seiner Jugend oft gehört hatte. Er sagt: etwan pflegt man um diese Zeit Ostermährlein und närrische Gedicht zu predigen, damit man die Leute, so in der Fasten durch ihre Busse betrübet, und in der Marterwochen mit dem Herrn Christo Mitleiden getragen, durch solche ungereimte und lose Geschwätz erfreuet und wieder tröstet; wie ich solcher Ostermährlein in meiner Jugend etliche gehöret, als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam, und mit seinem Kreutz anstieß, haben zween Teufel ihre langen Nasen zu Riegeln fürgesteckt; als aber Christus anklopft, daß Thür und Angel mit Gewalt aufgieng, habe er zween Teufeln ihre Nasen abgestossen. Solches nennten zu der Zeit die Gelehrten **Risus Paschales**.

Heinrich Bebelius, ein fleißiger Beobachter des Komischen und der Sitten seines Zeitalters gedenkt dieser Ostermährlein auf der Kanzel auch in allen Ehren, und erzählt folgendes davon: Am Ostersonntage befahl ein gewisser Prediger zu Waiblingen auf der Kanzel, (wie man denn an diesem Tage allerhand Spaß unter die Predigten zu mischen pflegt) es sollte der Mann, der in seinem Hause die Herrschaft hätte, und nicht die Frau, das Triumphlied, Christ ist erstanden, anstimmen. Ja, da war eine grosse Stille, und kein Mann wollte anstimmen. Endlich wurde einer von Unwillen gereitzt, und fieng den Gesang an, welchen nach der Predigt alle Männer begleiteten, und als einen Beschützer ihrer Ehre herrlich bewirtheten. Im gegenwärtigen Jahre 1506 that ein Predigermönch im Kloster Marchtal an der Donau eben diese Anfoderung an die Männer, welche aber alle ganz beschämt still schwiegen. Als er nun hierauf befahl, es sollten die Weiber anstimmen, welche die Hosen hätten, so fiengen sie alle mit einem grossen Geschrei den Ostergesang an. Jener Mönch fieng seine Osterpredigt mit den Worten an: Gute Nacht Stockfisch, willkommen Ochs! In den Kirchen in Spanien siehet man an grossen Festtagen, als Ostern und Weihnachten, u. s. f. zwei komische Personen, Namens Gil und Pasqual, welche durch ihre Gebehrden und Gaukelpossen die Freude ausdrücken, welche diese Feierlichkeiten verursachen.

IX.

Weihnachtspossen.

Vor Zeiten mischte man am Weihnachtsfest in Frankreich unter die geistlichen Lieder profane in den Kirchen, und sung selbst das Magnificat, nach der Melodie eines possenhaften Gassenliedes, welches sich anfieng:

> **Que ne vous requinquez vous, Vieille,**
> **Que ne vous requinquez vous donc?**

Diese Melodie steht ordentlich über dem gedruckten Magnificat. In Deutschland pflegte ehmals der Pöbel die Christnacht mit allerhand unzüchtigen Tänzen auf den Kirchhöfen zu entehren. Davon erzählt Trithemius folgendes Mährlein: Als im Jahr 1012 in der Kirche des heiligen Märtyrers Magnus in Sachsen ein Priester Rupertus in der Christnacht die erste Messe angefangen hatte, so hat ein gewisser Laie Otbertus mit 15 Männern und 3 Weibern auf dem anliegenden Kirchhof einen Tanz angefangen, und weltliche Lieder mit seiner Bande gesungen, wodurch der Messe lesende Priester so gestöhrt wurde, daß er aus aller Fassung kam. Er ließ also durch den Küster den Tanzenden Stillschweigen und Ruhe gebieten; da aber diese immer forttanzten und sangen, wurde er so aufgebracht, daß er auf dem Altar ausrief: Gott gebe, daß ihr ein ganzes Jahr so tanzen müßt! Diesem Wunsche oder Fluche folgte die Wirkung bald nach; denn sie tanzten ein ganzes Jahr, Tag und Nacht ohne alles Aufhören, sie assen, tranken und schliefen nicht, kein Regen fiel auf sie, weder Kälte noch Wärme empfanden sie, und wurden auch nicht müde. Wenn sie jemand fragte, so gaben sie keine Antwort, ihre Kleider und Schuhe blieben ganz, ohne abgenutzt zu werden. Sie traten die Erde so ein, daß sie erstlich bis an die Kniee, und hernach bis an die Hüften darinn standen. Als der Sohn des Priesters seine Schwester, die sich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergrif, und sie mit Gewalt den Tanzenden entreissen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe, sie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von sich, es kam auch kein Tropfen Bluts heraus, sondern sie setzte den Tanz mit den andern rastlos fort. Nachdem sie nun ein ganzes Jahr getanzt hatten, kam endlich der heilige Heribertus, Erzbischof zu Cölln auf den Kirchhof, sprach die Tanzenden von dem Fluche los, und führte sie in die Kirche. Die Frauenspersonen starben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil sie so lange gebüßt hatten. Die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern. Von diesem Priester Rupert soll der Name des Knechts Ruprecht entstanden seyn, der mit dem Christkinde an Weihnachten herum zieht, und der den Zorn des heiligen Christs zu vollziehen bemüht ist. Lycosthenes hat diesen Tanz zu ewigem Andenken in einem Holzschnitt abbilden lassen. Ein unbefangner Beobachter kann leicht merken, daß dieses Mährlein blos erfunden worden, um dem priesterlichen Fluche und der Absolution ein Ansehn zu erwerben. Hierbei muß einem der Veitstanz einfallen, der auch von der Gewalt des heiligen Vitus den Namen hat. Davon schreibt der ehrliche Agricola, in dem Sprüchwort, daß dich Sanct Veits Tanz ankomme: In deutschen Landen sind der Plagen viel gewesen, als es wurden etliche Leute geplagt, daß sie tanzen musten, oft Tag und Nacht an einander, oft zween Tag, drei Tag und Nacht. Es ist eine Fabel, Sanct Veit ist der vierzehn Apotheker und Nothhelfer einer, und hat Gott gebeten, da er jetzt den Hals sollte hinreichen, er wolle alle, die seinen Abend fasten, und seinen Tag feiern, vor demselben Tanz behüten und bewahren, und alsbald ist eine Stimme vom Himmel kommen, Vite, du bist erhöret. Zu der Zeit ist es aber also ergangen, daß die Heiligen sich selbst canonisirt, und erhoben haben, ehe sie gestorben sind.

Ehmals gieng auch in Deutschland die Gewohnheit im Schwange, daß die drei nächsten Donnerstage vor Weihnachten Knaben und Mädchen des Nachts herumliefen, und an allen Thüren anklopften, die Ankunft Christi verkündigten und den Einwohnern ein glückliches neues Jahr wünschten; wofür sie ein Geschenk von Aepfeln, Nüssen und Kuchen erhielten; denn man glaubte an diesen drei Nächten schwermten die Teufel und Hexen herum, die man durch diesen Gebrauch vertreiben wollte. Dieser Gebrauch hat eine offenbare Aehnlichkeit mit den Lemuralien der Römer, welche man vom siebenten Mai an in drei Nächten feierte, so daß immer eine Nacht dazwischen frei blieb. Wenn man nämlich die Poltergeister (Lemures) versöhnen und aus den Häusern jagen wollte, stand man zu Mitternacht auf, gieng baarfuß, wusch sich mit Brunnenwasser, nahm mit zusammen gehaltenen Fingern etliche schwarze Bohnen, die man zuvor im Munde herum geworfen, und schmieß sie rückwerts über sich, indem man sagte, daß man sich und die Seinigen damit löse, alsdenn schlug man auf ein Becken, und bat die Poltergeister, sie möchten aus dem Hause gehn.

X.

Das Kirchweihfest oder die Kirmeß.

Das Kirchweihfest wurde eingesetzt, um den Jahrstag der Einweihung der Kirche feierlich zu begehn. Der Name Kirmeß heißt so viel als Kirchmesse, weil man das Andenken der ersten Messe feierte, die in einer Kirche war gehalten worden. Dieser fromme Gebrauch artete aber sehr zeitig in einen Jahrmarkt aus, und in ein Fest, dessen Hauptentzweck Fressen und Saufen zu seyn schien, daß auch selbst Concilia und Regenten ihre Macht anwenden musten, um nur die gröbsten Mißbräuche und Ausschweifungen zu unterdrücken.

Karl V. setzte in den Niederlanden eine Strafe von 50 Gulden auf jeden, der die Kirmeß länger als einen Tag feiern würde; allein das Gesetz wurde nicht lange gehalten; man fraß und sof nach alter löblicher Gewohnheit acht Tage lang hinter einander.

So wurde ehmals das Münster zu Straßburg am Kirchweihfeste in ein ordentliches Saufhaus verwandelt, welches Jacob Wimpfeling bezeugt, wenn er schreibt: Alle Jahr auf Adolphi Tag, welches das Kirchweihfest des Münsters ist, kam aus dem ganzen Bißthum von Mann und Weib ein grosses Volk allhier im Münster als in ein Wirthshaus zusammen, also daß es oft gesteckt voll war, die blieben nach alter Gewohnheit des Nachts im Münster, und sollten beten; aber da war keine Andacht, indem man etliche Fässer mit Wein in Sanct Cathrinen Kapelle legte, die man den Fremden und wer dessen begehrte ums Geld auszapfte, und es sah der Faßnacht, dem Gottesdienst des Bacchus und der Venus mehr gleich, als einem christlichen Gottesdienst. Wenn einer einschlief, so stachen ihn die andern mit Pfriemen und Nadeln, daraus entstand alsdenn ein Gelächter, und oftmals Zank und Schlägereien. Wider dieses ärgerliche Leben predigte Johann Geiler von Kaisersberg heftig, und brachte es endlich dahin, daß dieser Mißbrauch im Jahr 1481 abgeschaft wurde.

Die Neigung der Deutschen zu dergleichen Kirmesfesten mag Agricola mit seiner komischen gutherzigen Sprache beschreiben: Fröhlich und guter Dinge seyn, wohl leben, herrlich essen und trinken ist löblich, wenns selten geschicht, wenn es aber täglich

geschieht, so ist es sträflich. Wir Deutschen halten Faßnacht, Sanct Burkhard und Sanct Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andern Gezeiten im Jahr fröhlich seyn und schlemmen, Burkhards Abend um des neuen Mosts willen; Sanct Martin vielleicht um des neuen Weins willen, da brat man feiste Gänſ, und freuet sich alle Welt. Zu Ostern bäkt man Fladen. In Pfingsten macht man Lauberhütten, in Sachsen und Döringen, und man trinkt Pfingstbier wohl acht Tage. In Sachsen hält man auch Panthaleon mit Schenken, Speck, Knackwürst und Knoblauch. Zu den Kirchmessen oder Kirchweihen gehen die Deutschen vier, fünf Dorfschaften zusammen, es geschieht aber des Jahrs nur einmal, darum ist es löblich und ehrlich, sintemahl die Leute dazu geschaffen seyn, daß sie freundlich und ehrlich unter einander leben sollen. Es ist ein Bischof von Mainz auf eine Zeit in das Bischthum Merseburg kommen, der Meinung er wollte zu Merseburg zu Mittag Mahlzeit halten. Nun war der Weg bös, und verzog sich hoch auf den Tag, daß wo sie hätten warten wollen bis in die Stadt, so wäre es dem Bischof zu lang worden. Darum da der Bischof in einem Dorfe an Sonntag Kirchmeßfahnen ausgesteckt siehet, spricht er zu dem Doctor, der bei ihm in dem Wagen saß: da ist Kirchmeß, da wollen wir absitzen, und ein Bißlein essen, denn dieweil Kirchmeß ist, werden sie wohl etwas gebraten und gekocht haben. Ehe sie aber hinkamen, fraget der Bischof seinen Arzt, ob er auch wisse, woher es komme, daß man Fahnen ausstecke, und spricht: es bedeutet den Triumph Christi, da er seinen Feinden obgesieget hat. Der Doctor spricht, er habe anders gehöret, nämlich also, man findet, daß Zachäus gerühmt wird an der Kirchweihe, denn da er auf einem Baum stund, und wollte Jesum sehn, hieß ihn Jesus eilends herabsteigen, und im Eilen bleibt das Niederkleid am Baum hangen, denn er hatte keine Hosen an, das Niederkleid hängt man noch aus; und weil sie so reden, sind sie vor dem Dorfe. Der Bischof steigt ab, und nahet zu der Pfarre zu', zu seinem Handwerk. Nun hatte der Pfarrer zehn andre Pfarrer geladen zur Kirchweihe, und ein jeglicher hatte seine Köchin mitgebracht. Da sie aber Leute kommen sahen, lauffen die Pfaffen mit den Huren alle in einen Stall, sich zu verbergen. Indeß gehet ein Graf, der an des Bischofs Hofe war, in den Hof, seinen Gefug zu thun, und da er in den Stall will, darein die Huren und Buben geflohen waren, schreit des Pfarrers Köchin, nicht, Junker, nicht, es seind böse Hunde darinnen, sie möchten euch beissen. Er läßt nicht nach, gehet hinein, und findet einen grossen Haufen Huren und Buben im Stalle. Da der Graf in die Stuben kommt, hatte man dem Bischof eine feiste Gans fürgesetzt zum essen, hebt der Graf an, und sagt dies Geschicht dem Bischof zum Tischmährlein. Gegen Abend kamen sie gen Merßburg, daselbst sagt der Bischof von Mainz diese Geschichte dem Bischof von Mersenburg. Da das der heilige Vater hörte, betrübte er sich nicht um das, daß die Pfaffen Huren haben, sondern darum, daß die Köchin die Buben im Stalle Hunde geheissen hatte, und spricht: Ach Herre Gott, vergebe es Gott dem Weibe, daß sie die Gesalbten des Herrn Hunde geheissen hat. Das hab ich darum erzählet, daß man sehe, wie wir Deutschen das Sprüchwort so fest halten, es ist kein Dörflein so klein, es wird des Jahrs einmahl Kirms darinne.

Eben solche Feste mit Fressen und Saufen wurden ehmals auch an den Jahrstagen der Märtyrer und Wohlthäter einer Kirche gefeiert. Man leerte ihnen zu Ehren manch so genanntes Poculum charitatis aus; welches man in den goldnen Jahrhunderten der Clerisei auch schlechtweg Charitas oder Charitas vini nannte. In einer Akte der Abtei Quedlinburg wird sogar versichert, daß die Verstorbnen durch die Schmausereien der Priester recht gelabt und erquickt würden (Plenius inde recreantur mortui). Man kann sich wohl einbilden, daß die Mönche weidlich tranken, um die Todten nicht Noth leiden zu lassen; denn die armen Seelen lagen ihnen viel zu sehr am Herzen. So trunken ehmals in Spanien die Dominicaner einem eben begrabnen Wohlthäter zu Ehren: Es lebe der Verstorbene! (Viva el muerto). Chardin in seiner Reise (Buch II, S. 129) versichert als ein Augenzeuge, daß der Katholikos oder oberste Bischof der Mingrelier gesagt habe, derjenige sey kein wahrer Christ, welcher an einem hohen Festtage sich nicht recht berausche, und ein solcher verdiene in den Bann gethan zu werden.

XI.

Gregorius- Martins- und Nikolausfest.

In einigen deutschen Provinzen wird von den Schulknaben das Fest des heiligen Gregorius, als eines Patrons der Schulen, gefeiert. Man ist nicht einig, wer dieser Gregorius seyn soll. Einige glauben, es wäre der Papst Gregorius Magnus; andere aber wahrscheinlicher Gregorius II., der zu der Bekehrung von Deutschland manches beigetragen hat. An diesem Tage wird besonders an einigen Orten in Sachsen eine Schulpredigt von einem Geistlichen in der Kirche gehalten, worinn Eltern, Lehrer und Kinder zu ihren Pflichten in Ansehung der Erziehung vermahnt werden. Alsdenn zieht der Hause der Kinder mit ihren Lehrern durch die Stadt. Sie sind meistens alle vermummt; man sieht da die Person des Heilandes, seiner Apostel, der Engel, eines Bischofs, der Könige, Edelleute, Priester, Schuster, Schneider, heidnische Götter, ja auch Schalksnarren und Possenreisser, welche geistliche auch weltliche Gesänge anstimmen, und von den Einwohnern Allmosen erhalten. Ich brauche es nicht zu erinnern, wie unschicklich es ist, Hannswürste und heidnische Götter in ein christliches Gotteshaus zu führen, und christliche Gesänge anstimmen zu lassen. Als Vorspiele von den Weihnachtsgaukeleien kann man das Martins- und Nikolausfest ansehen. Martinus, Bischof zu Tours in Frankreich, war sehr milde gegen die Armen, denen er fast sein ganzes Vermögen mittheilte. Weil nun die Heiden am 11. November dem Aesculapius zu Ehren ein Fest hielten, an welchem sie sich, indem es die ganze Jahrszeit mit sich brachte, mit Most und Wein belustigten, und einander damit beschenkten, so setzten die Christen eben auf diesen Tag das Fest Martini, und bescherten den Kindern Most nach heidnischer Art, um die Freigebigkeit dieses Bischofs in stetem Andenken zu erhalten.

Im Schaumburgischen gehn die Kinder armer Leute auf Martini-Abend vor die Häuser und singen folgendes Lied:

Mackt, mackt den Gaut Man:
Der es wohl vergelten kan.
Appel und de Beeren,
Nöte (Nüsse) gath wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat us nich tau lange stahn
Wie möten noch nach Cöllen gahn!
Cöllen is en wit weg.
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hinin gahn,
Mit allen unsern Gästen!
Gäber is de beste.
Ick höre de Schlötel (Schlüssel) klingen,
Sie wird us wohl wat bringen:
Sie gath up de Kaamer,
Suckt wat tausamen.
Bei einen, bei zweien, bei dreien,
De Vaierte kan wohl mehe gahn.
Petersellgen Zuppenkrut!
Steht in usern Gahrn (Garten).
Die Jungfer N. is ene Brut,
Es wird nich lange währen,
Wenn sie nach der Kircken geiht
Und der Rock in Faaien schleit!
Simeling Simeling Rausen blat.
Schöne Stadt. Schöne Jungfer gebt us wat.

Läßt man sie nun eine Weile auf die Gabe warten, so fangen sie wieder an: Peterselgen Zuppenkraut. Merken sie, daß sie etwas bekommen, so fahren sie fort:

Appel up dem Bohme,
Ups Jahr een jungen Sohne.
Beeren im Potte,
Ups Jahr eene junge Tochter.
Märtens Abend kommt heran:
Klingel up der Bößen. (Büchse)
Alle Maikens kreigt en Man,
Wie möten gehn und kößen.
Habe un dat Linnsaat (Leinsaame)
Is de Frau ehr liebst Hausrath.
Simeling Simeling (säumen) Rausen blat,
Schöne Stadt, schöne Jungfer gebt us wat.

Läßt man die Kinder stehn, und giebt ihnen gar nichts, so fangen sie an und singen (ist keine Jungfer da, so wird die Frau im Hause genannt):

Aschen in der Duten,
Die Jungfer N. hat een schwarte Schnuten. (Mund)
Aschen in der Taschen,
Die Jungfer kan gaut naschen.
Mackt den Märten Trullulut (Trallarara)
Up dem Sullulut. (Sulle heißt Thürschwelle)

(Journal von und für Deutschland. 1786. Neuntes Stück, S. 269.)

Der Bischof Nicolaus zu Myra in Lycien war auch wegen der Mildthätigkeit berühmt. Man erzählt folgende Legende von ihm. Es hatte ein Vater drei schöne Töchter, denen er aus

Armuth kein Heirathsgut geben konnte, er beschloß also sie einem jeden ums Geld zur Unzucht zu überlassen. Da solches Nikolaus erfuhr, warf er des Nachts dem Vater einen Beutel mit Gelde ins Bette, wodurch sie der Vater ausstatten konnte. Zum Andenken dieses Bischofs erhalten die Kinder eine Bescherung, die man ihnen aufs Bette legt.

XII.

Die Narrenproceßion zu Tournay.

Den 14. September halten zu Tournay alle Handwerkszünfte eine feierliche Proceßion. Jede Zunft hat ihren Narren als einen Arlekin gekleidet, welcher tausend Possen und unanständige Posituren auf den Gassen macht, auch die Vorbeigehenden mit Schlägen angreift, auf sie schimpft und sich besäuft. Hierauf folgt die gesammte Geistlichkeit mit dem heiligen Sakrament, vor welchem die Narren hergehn, und ohne die geringste Ehrerbietigkeit ihr Possenspiel treiben, so lange die Proceßion dauert. Der ehmalige Bischof von Choiseul gab sich alle Mühe diese Mißbräuche abzuschaffen, und wollte wenigstens, daß man das Sakrament weglieſſe; allein weder die Einwohner der Stadt, noch die Mönche, noch die Canonici haben darein willigen wollen. (Turetieriana. p. 21).

August Adolf Ludwig Follen

ward am 21. Januar 1794 zu Darmstadt geboren, besuchte das Gymnasium und darauf die Universität zu Gießen, wo er die Rechte studirte und wurde dann Hauslehrer bei dem Freiherrn von Löw zu Steinfurt in der Wetterau. Während des Befreiungskrieges 1813 trat er in das großherzoglich hessische freiwillige Jägercorps und zeichnete sich rühmlich durch Muth und Tapferkeit aus. Nach dem Frieden setzte er seine juristischen Studien in Heidelberg fort, privatisirte hernach in Giessen, und redigirte darauf in Elberfeld mehrere Jahre hindurch eine politische Zeitung. In die ersten demagogischen Untersuchungen verwickelt, mußte er eine strenge Haft in der Stadtvogtei zu Berlin erleiden, ward jedoch 1821 freigelassen und ging als Professor an der Cantonsschule nach Aarau. Gegenwärtig lebt er als Privatmann und Bürger zu Essingen auf dem Schlosse Altikan in der Schweiz. —

Er gab heraus:

- Torquato Tasso's befreites Jerusalem. Frankfurt a. M. 1818.
- Freie Stimmen frischer Jugend. Jena 1819.
- Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Elberfeld 1819.
- Ein schoen und anmuetig Gedichte, wie ein heidescher Kûng, genannt der Lûitower, wunderbarlich bekert und in Prussenland getaufft ward von Hugo von Langenstein. Konstanz 1826.
- Bildersaal deutscher Dichtung. Winterthur 1828 bis 1829. 2 Thle.
- Ein schoen und kurzweilig Gedichte von einem Riesen, genannt Sigenot. Konstanz 1830.

Eine große Herrschaft über Sprache und Reim, Frische und Kraft der Gedanken und Reichthum und Glanz der Bilder offenbaren sich in A. A. L. Follen's poetischen Leistungen, namentlich in seinen Liedern. Schade, daß ihn ein bewegtes inneres Leben immer nur zu Extremen führte, und ihm weder ungetrübte Klarheit des Gedankens, noch Ruhe zu freier Gestaltung desselben gewinnen ließ. —

Er darf nicht mit seinem jüngeren Bruder **Karl Follen** verwechselt werden, der am 3. Septbr. 1795 geboren, die Rechte studirte, seit 1818 Privatdocent in Gießen und Jena war, dann in Folge demagogischer Untersuchungen Deutschland verließ und gegenwärtig als Professor an der Harvards-Universität im Staate Massachusets lebt. Von ihm rühren ebenfalls mehrere vortreffliche und vielfach verbreitete Gesänge, z. B. „Schalle du Freiheitsgesang", „Unter'm Klang der Kriegeshörner", doch auch das berüchtigte sogenannte große Lied, welches später Wit von Dörring theilweise (im 3. Bde. der Memoiren des Satan) veröffentlichte, her. —

Wir theilen hier ein's der gelungensten und eigenthümlichsten Gedichte von August Ludwig Follen mit.

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Harst von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind,
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind,
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
Finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gölt ihm nicht der Streit;
Er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn und Rugguser, nie Schlachtdrommete scholl,
Gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwoll!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
Wo, in dem Kreis der Kleinen, sein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, Schmerzensgedanken sinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor Allem minnt.

Er schaut wohl durch der Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunst,
Nun waren seine Blicke mit Düsterniß erfüllt,
Wie wann sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
Das ward noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
Denn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried!

Das war sein Ahn, der Struthahn, der, laut gepries'nen Sagen,
Des Landes Angst und Plagen, den Lindwurm, hat erschlagen:
Er that, was keiner mochte, im ächten Rittermuth,
Das ist, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein and'rer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
Dort, wo am tiefen Wasser auf heiliger Wiesenflur
Im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
Er stund vom Haupt zur Sole, im lichten Stahlgewand;
Es fällt die schwere Brünne klirrend ins Gefild,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
„Gestrengen und biderben lieben Eidgenossen!
Sorgt mir um Weib und Kinder! will euch eine Gasse machen!"
Und an die Feinde sprengt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang
Im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hieng am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß,
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
Umklammern, weit ausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
So drückt er seinen Arm voll Tod — o Lieb' in Todeslust! —
Drückt all die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein riesiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Haide;
Doch wilder bebt dir, Oesterreich, das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtendonner schwieg;
Dann schrei'n aus Einem Munde die Schweizerharste: „Sieg!"
Und ab den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf! durch die Struthansgasse!"
Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt;
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt;
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst,
Und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

Emanuel Friedr. Wilh. Ernst Follenius

ward im Jahre 1773 zu Ballenstädt geboren, studirte die Rechte und trat dann in preußische Staatsdienste, in welchen er bis zum Amte eines Oberhofgerichtsrathes vorrückte. Er starb als solcher zu Insterburg in Preußen am 5. August 1809.

Von ihm erschien:

Schillers Geisterseher Bd. 2. u. 3. Leipzig 1796–97.
Johnson, der edle Taschenspieler. Leipzig 1797–98. 2 Thle.
Die Milchbrüder Ferdinand und Ernst. Berlin 1798–99. 3 Thle.
Franz Damm oder der Glückliche durch sich selbst. Leipzig 1799–1800. 2 Thle.

Ein mittelmäßiger Romanschreiber, dessen Fortsetzung von Schiller's Geisterseher (immer noch seine beste Arbeit) als durchaus verfehlt zu betrachten ist, obwohl sie zur Zeit ihres Erscheinens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und den Beutel des Verlegers füllte; sie verdient nur als literärisches Curiosum Erwähnung.

Hans Folz

oder Volz, zu Worms geboren, Barbier und Meistersinger zu Nürnberg, lebte daselbst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von seinen irdischen Schicksalen ist weiter nichts bekannt geworden, als daß er mit Hans Rosenplüt, dem Schnepperer, der Erste war, der die dramatischen Fastnachtsspiele, deren Erfindung ihm jedoch keinesweges zugeschrieben werden darf, in Aufnahme brachte. Wagenseil schreibt ihm folgende Meistertöne zu: der Theilton mit 8 Reimen; die Feil-weiß mit 10 R.; der Baumton mit 18 R.; die Abentheuerweiß mit 20 R.; der hohe Ton mit 21 R.; die Schrankweiß mit 28 R. und der freye Ton mit 30 R. (S. Wagenseil: Von der Meistersinger holdseliger Kunst u. s. w. S. 534 fgde.)

Es erschien von ihm:

Fast abenteurlich Klopffan auf allerley Art. Nürnberg 1. A. in 8.
Ein teutsch worhaftig poetisch ystori von wannen das heylig römisch reiche seinen vrspung erstlich habe. Nürnberg 1480. 4.
Kargenspiegel, ein Gespräch in Reimen. Nürnberg 1534. 4.
Ein Faßnachtspiel von einem pawrn Gericht. Nürnberg 1542. 12.
Practica deutsch Meister Hans Folzen. Nürnberg o. J. 12.

Die Laune und Derbheit seiner Zeit, welche jedoch nicht selten an das Unanständige streift, charakterisiren auch ihn. — Seine Schriften sind sehr selten geworden.

Vgl. Hans Folz, ein deutscher Volksdichter aus dem funfzehnten Jahrhundert, in Meusel's historisch-literarisch-bibliographischem Magazin St. 4, S. 118 fgde. Ferner: Will's Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon Th. I, S. 455 fgde.

Johann Georg Adam Forster

ward am 26. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig, wo sein berühmter Vater als Prediger lebte, geboren und machte bereits als eilfjähriger Knabe mit demselben 1765 eine Reise in das südöstliche Rußland und von dort 1766 nach England. Hier verweilte er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt bis 1772, wo er gleichfalls seinen Vater auf einer Reise um die Welt, welche Cook zur Erforschung der südlichen Polargegenden unternahm, begleitete. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1775 begab er sich nach Paris und dann, nachdem er dort Buffon hatte kennen lernen, über Holland nach Deutschland, wo er 1779 als Dr. phil. und Professor der Naturgeschichte zu Kassel angestellt wurde. Hier verweilte er bis 1784 und ging darauf in gleicher Eigenschaft nach Wilna, wo er 1785 Doctor der Heilkunde wurde. Die Hoffnung zu einer abermaligen Reise um die Welt, mit einer Expedition, welche die Kaiserin Catharina II. auszurüsten beschlossen hatte und der F. als Historiograph beigegeben werden sollte, ward durch den damaligen Türkenkrieg vereitelt. Er begab sich nun nach Deutschland zurück, privatisirte in Göttingen und wurde dann Hofrath, Oberbibliothekar und Professor in Mainz. Als 1792 die Franzosen diese Stadt besetzten, huldigte F. mit großem Enthusiasmus den republikanischen Principien und ging als Abgeordneter der gleich ihm gesinnten Mainzer nach Paris. Obwohl er dort Agent du Conseil exécutif wurde, sah er sich doch bald in seinen liebsten Hoffnungen getäuscht, so daß er mit Ernst daran dachte, sich nach Indien überzusiedeln, als ihn am 11. Januar 1794 zu Paris der Tod überraschte und seinem bewegten Leben ein Ende machte.

Seine Schriften sind:

J. R. Forster's Reise um die Welt. Berlin 1779–80. 2 Thle. gr. 4. 1784. 3 Bde. 8.
Kleine Schriften Leipzig 1789–97. 8 Thle.
Ansichten vom Niderrhein u. s. w. Berlin 1791–94. 3 Thle.
Sakontala oder der entscheidende Ring. Mainz 1791. 2. A. von Herder, Frankf. 1803.
Erinnerungen aus dem Jahre 1790. Berlin 1793.
Viele Uebersetzungen von Reisebeschreibungen u. s. w. Aufsätze und einzelne Abhandlungen im deutschen Merkur, der Thalia, Archenholz Annalen u. s. w.
Forster's Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben, herausgegeben von Therese Huber. Leipzig 1829 2 Thle.

Der Ruhm einer der vorzüglichsten deutschen Prosaisten zu seyn, kann trotz den Fortschritten der neuesten

Zeit F. auf keine Weise streitig gemacht werden. Er vereinigt in seinen Schriften anmuthige und kraftvolle Darstellung mit deutscher Gründlichkeit und französischer Eleganz des Styls; besonders glücklich erscheint er in seinen Schilderungen der Natur und des Lebens, und wenn er sich auch von großen, namentlich politischen Irrthümern nicht frei zu erhalten wußte, so lag doch Allem, was er schrieb, stets seine eigene Ueberzeugung und seine warme Anerkennung dessen, was er für schön und gut hielt, zu Grunde. Als Naturforscher hat er sich gleichfalls einen sehr gefeierten Namen erworben.

Vgl. den bereits oben angeführten Briefwechsel Forster's. Ferner: Georg Forster von Fr. Schlegel im Lyceum der schönen Künste. Bd. I. Th. 1.

No. I.

Forster an seinen Vater.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Harwich den 22. Oct. 1778.

Bester Vater! Noch des Morgens um eilf Uhr in Harwich, und vor ein Uhr ist keine Hoffnung wegzukommen. Das Wetter ist so schön als wir es uns wünschen können, nur ist das Lüftchen gar zu schwach, ob es gleich günstig, das heißt: westlich ist, und der Capitain darf nicht ohne stärkern Wind auslaufen, weil er sonst am meisten Gefahr läuft, gecapert zu werden. Hat er nur Wind genug, so kann er den Capern leicht entkommen; denn an Vertheidigung ist nicht zu denken, weil hier keine Bedeckung von größern Schiffen herumkreuzt, worunter denn der Handel und die Post, theils durch wirklichen Verlust, theils durch Zögerung viel leidet. Gestern früh sind zwei Paketboote und zwei Mails abgegangen, deren eine hier schon eine ganze Woche lang auf guten Wind hat warten müssen.

Ich bin gesund und frisch, geduldig und getrost, daß uns Gott nicht verlassen wird. Er hat seine überschwängliche Güte oft an uns bewiesen, und wird uns auch noch unserm jetzigen Unglück und den Mühseligkeiten entreißen, die uns seit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit fester Versicherung, daß sie unser Bestes zum Zweck haben, und glaube, indem ich alles den Schickungen des besten Wesens überlasse, nicht unrecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich ihn täglich um unser aller Ruhe und zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden können wir einen gewissen Grad von Glückseligkeit erreichen, und warum sollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir so lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unser künftiges Glück besser zu ertragen, welches noch schwerer ist als Widerwärtigkeit auszustehen.

Seit meiner Abreise haben mich diese und ähnliche Gedanken meistens beschäftigt. Eine Folge des Gemüthszustandes, in dem ich wegging, und der viel trauriger und bitterer war, als ich ihn bisher je erfahren. Doch dies mußte auch der Fall seyn, da ich vorher noch nie unter so bedrängten und betrübten Umständen fortgereist bin. Möge doch Gott nur Sie und meine arme beste Mutter und meine Geschwister stärken und ihnen Zeit lassen, einmal von ihren ermüdenden Arbeiten und bittern Nahrungssorgen auszuruhen.

Ich habe nun auch Nahrungssorgen und lebe der Hoffnung, in Holland aus dem Verkauf meiner Pflanzen u. s. w. Reisegeld für mich, und Unterstützung für Ihre Wirthschaft zu lösen. Theuer kommt mir die Reise bis Harwich wegen des Koffers zu stehen; er wog 228 Pfund und der Ballen Pflanzen 68 Pfund, ich habe also für 296 Pfund bezahlt 1 Pf. St. 3—4 Sh. Fracht. In Ingelstone frühstückten wir, vier Personen, um halb fünf Uhr Morgens, in Colchester zum zweiten Male um halb zehn Uhr. Colchester ist ein großer Ort, hat viel Putz- und andere Läden, und, wie man mir versichert, vierzehn Kirchen. Man soll daselbst sehr nach der Mode seyn. In Colchester kamen noch zwei Personen in die Kutsche. Alle meine Reisegefährten sind Kaufleute. Einer aus Manchester bringt seines Compagnons Sohn nach Hamburg, und reist durch Deutschland auf Commission, schon zum zweiten Mal. Um drei Uhr kamen wir nach Harwich, einem kleinen unansehnlichen Ort am flachen Strande, hinter dem sich einige Anhöhen erheben. Die Kutsche kehrt wechselsweise in dem White hart, und The three cups Inn ein, diesmal wars in the three cups, welches aus verschiedenen Ursachen das beste Wirthshaus ist. Denn die Zollbedienten kommen dahin die Bagage zu visitiren, aber von dem andern müssen die Sachen in den Zoll gebracht werden. Meinen Pflanzenballen wollten sie nicht einmal aufmachen, und in meinen Koffer steckten sie nur die Hand. Dafür bekamen sie einen Schilling, der ihnen gebührt, und zwei Schillinge zum Geschenk. Unser Paketboot heißt Earl of Besborough, Capitain Bagot.

Noch haben wir wenig Wind, und man fürchtet, wir werden bis morgen warten müssen. Die Post geht jetzt ab, ein Uhr Nachmittag, und wir schweben noch in Ungewißheit. Inzwischen haben wir schon zu Mittag gespeist. Adieu! Küssen Sie meine Mutter und Schwestern.

Ich bin Ihr gehorsamster und zärtlich gesinnter Sohn.

No. II.

Helvoetsluis den 24. Oct. 1778.

Theurer Vater! Wir segelten mit gutem Wind gestern Nachmittag von Harwich ab, und kamen heute früh vor eilf Uhr in Helvoet an, wo wir Anker warfen, aber vor zwei Uhr nicht landen konnten. Ich war ein bischen, aber nicht stark, seekrank, und befinde mich nun vollkommen wohl. Wir landeten eben noch bei Zeiten, denn jetzt stürmt es alles Ernstes. Unsere Absicht ist, nach dem Briel, Maaslands-Sluys gegenüber, welches nur sieben Meilen von hier ist, zu Fuß zu gehen und zu unserm Gepäck einen Wagen zu miethen. Die Wege sind so abscheulich, daß eine Chaise oder Cabriolet um keinen Preis zu miethen ist, und für unsern Karren oder Wagen müssen wir über eine Guinee geben, wobei der größte Theil auf mich fallen wird, da meine Reisegefährten wenig oder kein Gepäck haben. Das ist aber jetzt ganz einerlei, fort müssen wir und ich hoffe das Beste. Daß wir während unsers zweitägigen Aufenthalts in Harwich artig gepflückt worden sind, können sie sich auch leicht vorstellen. Adieu, theurer Vater! von Rotterdam schreib' ich wieder, obgleich Sie vielleicht diese beiden Briefe zugleich erhalten, denn der Sturm wird dem Paketboot keine schleunige Fahrt gestatten. Meine beste Liebe für meine Schwestern, und meine ehrerbietige Zärtlichkeit für meine arme, beste Mutter.

Ihr pflichterfüllter und liebender Sohn.

No. III.

Forster an seine Mutter.

Haag den 29. Oct. 1778.

Ihnen, meine theuerste Mutter, widme ich die ersten müßigen Stunden, die ich hier habe, um den Verfolg meiner Reise zu beschreiben. Abenteuer habe ich just nicht erlebt, sondern ich bin in einem gewissen betäubten, schläfrigen Zustand gewesen, ich habe an nichts Antheil genommen, so phlegmatisch, daß, wer mich nicht allein gesehen, glauben möchte, ich sey ein ächter Holländer. Nur der Gedanke an die Meinigen in England hat meine ganze Seele beschäftigt und mir manchen trüben Augenblick gemacht. Ich war nicht so, als ich nach Frankreich reiste, aber freilich haben sich die Umstände sehr geändert, und ich habe jetzt nicht alle die Beweggründe zur Beruhigung, die ich damals hatte. Dennoch wünschte ich, ja ich bete fast darum, daß es mir gelingen möge, den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen, indem ich dadurch untüchtig werde, andern Leuten, mit denen ich umgehen muß, Gesellschaft zu leisten, und mir selbst in andrer Leute Meinung Schaden thue. Sind Sie gesund, theure Mutter? sind Sie einigermaßen ruhig? schickt Gott Ihnen Trost und Muth bei den Trübsalen, die Sie ausstehen müssen? ist keine Noth auf unser bedrängtes Haus gefallen? Wenn ich doch das alles wüßte, und so beantwortet sähe, wie ich es mir wünschte! — Dann könnte ich auch vergnügter seyn, und darum will ich machen, daß ich nach Amsterdam komme, wo ich Briefe von Hause zu finden hoffe.

Meine Reisegefährten von London bis Harwich waren Engländer. Einer davon war gewiß aus Wales, nannte sich auch Jones, dieses war jedoch, wie ich seitdem gehört habe, nicht sein rechter Name, und er soll nach eben diesen Nachrichten in Geschäften für Amerika reisen. Er war ein angenehmer Mann, der viel gereist ist, aber keine fremden Sprachen, hingegen den Handel sehr gut versteht. Die beiden andern waren aus Manchester. H. S., ein Kaufmann, der schon verschiedentlich in Deutschland und Holland gereist ist, war ein Mann von dreißig Jahren, und, wie ich alle Ursache habe zu glauben, von einem vortrefflichen Charakter; Gelehrsamkeit und Kenntnisse wird man bei ihm freilich nicht finden, allein man sollte sie auch nicht

suchen. Doch in seinen Geschäften ist er geschickt, er hat ein gutes Herz, spricht gut deutsch und etwas französisch, ist ein Jahr in Hamburg gewesen, und hat viele von unsern Schriftstellern in schönen Wissenschaften gelesen. Jetzt führt er seines Compagnons Sohn, einen Knaben von eilf Jahren, nach Hamburg, wo er deutsch, französisch u. s. w. lernen soll; der Bursche ist sehr lebhaft, aber gutherzig und gelehrig. Er kann schön singen, womit er uns manchmal die Zeit vertrieben hat. In Colchester kam uns zu vieren noch ein Kaufmann aus London mit seinem Buchhalter in die Kutsche. Der Kaufmann ist ein außerordentlich schnakischer alter Kerl, der mehr in Holland als in England zu Hause ist, sehr viel humor besitzt, und uns mit seinen trocknen Späßen manchmal zu lachen gemacht hat. Wir mußten in Harwich zwei Tage auf guten Wind warten. Der Capitain, der eben keine Lust haben mochte, von Amerikanern oder Franzosen gecapert zu werden, wünschte sehr bis Sonntag zu warten, um alsdann mit einem Paketboot zugleich auslaufen zu können, allein da Freitag ein guter Wind aufstieg, liefen wir ihm so oft zu Halse, daß er endlich um drei Uhr Nachmittag an Bord ging, wo wir in einem andern Boot mit unserm Gepäck folgten. Es blies sehr heftig, und Sie hätten des Capitains saures Gesicht sehen sollen, dem das schlimme Sturmwetter so wenig wie die Caper anstand. Kaum wollte er mit uns ein Wort sprechen. Als wir aber aus dem Hafen gelaufen, klärte sich der Himmel unverhofft auf, und mit ihm des Capitains Gesicht, der nunmehr anfing Tabac zu rauchen, Grog zu trinken, und ganz vertraulich zu sprechen. Nach Sonnenuntergang mußte ich der Kälte wegen in die Cajüte gehen, wo ich mich gleich zu Bett legte, um nicht krank zu werden. Nachts mußten wir das Schiff drei bis vier Stunden lang in Wind legen, um im Finstern nicht auf die Untiefen am holländischen Ufer zu gerathen. Es blies dabei sehr heftig und einige Passagiere wurden sehr krank, ich litt auch ein wenig, doch dauerte es nicht lange. Bei Tages Anbruch war es sehr neblicht, doch kriegten wir gleich Land zu sehen, und segelten längs der Insel Goerce und hernach zwischen dieser und einer andern, worauf Helvoet liegt. Um vier Uhr warfen wir eine Meile vom Ufer Anker und der Capitain ging sogleich allein mit den londoner Briefen nach Helvoet. Inzwischen fing es an erschrecklich zu blasen, wir aber mußten warten, bis die Fluth steigen sollte, welches erst Nachmittag geschahe. Inzwischen waren die Meisten von uns gesund genug, von unsern zu Harwich eingelegten Lebensmitteln ein gutes Mittagsmahl einzunehmen, so daß sich des Capitains Steward dieses Mal betrogen fand, da man ihm gemeinhin diese Sachen zurückläßt, indem man zu krank ist, etwas davon zu genießen. In Helvoet tranken wir einen sehr schlechten Kaffee, sorgten dafür, daß unsre Koffer auf einen Leiterwagen mit vier Pferden gepackt wurden, und gingen zu Fuße ab nach Briel, welches an der andern Seite der Insel, sieben englische Meilen von Helvoet liegt. Fahren konnten wir selbst wegen der abscheulichen Wege nicht. Nur noch Tages zuvor waren drei Frauenzimmer, die durchaus ein Carriol haben wollten, in den Dreck geschmissen und darin fast ganz vergraben worden, daß man sie kaum lebendig hat herausziehen können. Wir hatten zu unsrer Promenade Sturmwind, der uns einigermaßen forthalf, klares Wetter, aber bis auf halben Weg einen sehr kothigen Fußpfad. Ich ging voran, und so stark, daß ich nur die beiden Leute aus Manchester bei mir behielt, und noch dazu den kleinen Jungen am Arm schleppen mußte. In zwei Stunden waren wir in Briel, über und über naß von Schweiß, und ziemlich müde. Meine beiden Begleiter kannten hier einen schottischen Gastwirth, der ein abgedankter Soldat war und allen den Bettelstolz seiner Nation besaß. Zu unserm Unglück mußte ein schottischer Officier eben in dem Hause logiren, und zwei von den eben erwähnten Damen schliefen die Nacht neben ihm, so daß in seinem Zimmer, wo fünf gute Betten waren, keiner von uns aufgenommen werden konnte. Ich bekam noch mit genauer Noth ein Kämmerlein daneben, mit einem elenden Bette, wo ich die ganze Nacht an Läuse, Wanzen und Krätze dachte, und kaum gegen den Morgen einschlafen konnte. Zwei von unsrer Gesellschaft mußten aber auf der Erde schlafen. Um unser Geld zu ersparen, ließen wir des Sonntags Morgens unsre Koffer auf eine sogenannte Packschuyt bringen, welche nach Rotterdam bestimmt war, und gingen dann um eilf Uhr selbst nach dem Boot, welches uns nach einer Insel im Maasstrom übersetzte. Hier wurden wir alle sechse auf einen Leiterwagen geladen und fuhren für ungefähr sechs Pence englisch Geld etwa vier englische Meilen quer über die Insel zu einem andern Boote, welches uns für einen andern Zweipence über einen zweiten Arm der Maas nach Maaslurs führte. Hier kamen wir noch zeitig genug an, um die Trekschuyt vor ein Uhr zu erreichen, und mietheten die Cajüte oder den sogenannten Roef für uns. Eine Zunge und ein Huhn, welches noch von unserer Seereise übrig geblieben, machten nebst etwas Brod und Wein, den wir beim Commissarius kauften, ein sehr gutes Mittagsmahl aus, welches wir im Boot ganz gemächlich verzehrten. In drittehalb Stunden waren wir in Delft, einer hübschen, ansehnlichen und saubern Stadt, die ehedem einmal den stärksten Handel in Holland getrieben hat. Hier verließen uns die zwei Londoner und gingen über den Haag nach Amsterdam, und wir fuhren in einer andern Schuyt nach Rotterdam, mußten uns aber gefallen lassen, in dem äußern Zimmer zu sitzen, weil der ganze Roef vermiethet war. Meine beiden Gesellschafter rauchten nebst etwa dreißig bis vierzig Holländern Tabac, ich aber, der das nicht konnte, mußte nebst dem kleinen Jungen aushalten, auf die Gefahr zu ersticken. Was mich am meisten wunderte, war, daß verschiedene Frauensleute im Boote saßen, ohne im mindesten vom Rauche incommodiert zu scheinen. Nach einer zweistündigen Reise kamen wir endlich, da es schon finster war, nach Rotterdam, und gingen in einen Gasthof, wo mein Begleiter aus Manchester schon öfters logirt hatte, und dessen Wirth ein Franzose war. Hier kam uns ein gutes Abendessen und ein bequemes Bett sehr wohl zu statten.

No. IV.

Haag den 31. Oct.

Ich mußte neulich aufhören, weil es schon beinahe Mitternacht war, und seitdem habe ich nicht einen Augenblick gehabt, den ich hätte allein zubringen können. Jetzt fahre ich fort mein Tagebuch, so trocken und unbedeutend es seyn mag, zu liefern. Montags mußte ich auf meinen Koffer in Rotterdam so lange warten, daß die Zeit, Besuche zu machen, verging. Dies geschah also Dienstag. — — — — — Mittwoch wollte ich früh Morgens von Rotterdam wegreisen, es ward aber doch ein Uhr Nachmittags, ehe ich fortkommen konnte. Ueber Delft, wo ich die Kirchen besah, kam ich in vier Stunden nach dem Haag, mein Koffer kam zwei Stunden später in dem sogenannten Packschuyt an. Es ist zwischen Trekschuyt und Packschuyt ungefähr so ein Unterschied, als wie zwischen Stagecoach und Waggon. Donnerstags machte ich viele Besuche und Bekanntschaften. Herrn Camper habe ich hier nicht getroffen, er ist schon abgereist. Vielleicht sehe ich ihn noch in Leyden. Hr. Hemsterhuis hat mir seine Karte gelassen; es soll ihm sehr schwer beizukommen seyn. Sir Joseph York*) ist auch bei mir gewesen und hat mir seine Karte abgegeben. So weit ist alles ganz gut; aber meine Hoffnung, hier etwas los werden zu können, hat der Wind verweht. Es ist dazu platterdings keine Möglichkeit. Ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand, und ergebe mich in seine Schickung. Ich sehe nichts als Finsterniß vor mir, aber sein Wille geschehe. Amen! O weh mein armes Herz, ich kann jetzt nicht mehr schreiben.

Dienstag den 3. Nov.

Noch bin ich im Haag, und wenn ich sechs Monate bleiben wollte, würde ich immer Einladungen, Freunde u. s. f. finden. Heute Abend war ich zum Thee bei Hrn. Z., Bibliothekar des Prinzen von Oranien, dessen Gouverneur er gewesen ist. Die Observations hatte man schon seit einiger Zeit in des Prinzen Bibliothek, und er hat sie, so wie meine Reise selbst, gelesen. Folglich keine Möglichkeit, sie ihm zu präsentieren. Er ist wegen meiner Note auf Vosmaer erschrecklich böse auf uns geworden. Vosmaer selbst hat sich mit der lobenswürdigsten Freimüthigkeit und Höflichkeit gegen mich betragen, mir den ganzen Verlauf der Orangoutang-Sache erzählt, unzählige Briefe von Camper an Hemsterhuis vorgezeigt, das Thier selbst ausgestopft gewiesen; kurz, alles so auseinandergesetzt, daß ich nicht anders sagen kann, als daß man ihm in diesem Stücke viel Unrecht gethan hat. Ich konnte als ein ehrlicher Mann nichts Billigeres thun, als sagen, daß es mir Leid thät, mich mit der Sache bemengt zu haben, die mir nichts anginge, wenn sie auch wahr gewesen wäre, und daß ich mich überdies noch übereilt hätte, ihn ohne Verhör auf einseitiges Anklagen zu verdammen. Hemsterhuis hat wegen dieser Sache seinen ganzen Credit bei Hofe verloren, und er verdient es auch. Camper ist ein großer Mann, das gesteht ein jeder, selbst Vosmaer, aber alle Leute sagen, er habe einen Stolz, eine Prahlsucht, die unleidlich seyn sollen. Uebrigens ist Vosmaer's Character ganz und gar von dem verschieden, was man uns hat weiß machen wollen. Er ist ein kränklicher Mensch, sehr höflich, ist beim Cabinet bloß aus Liebhaberei, weil er von eignen Mitteln reichlich leben könnte, und sich auch wirklich eine schöne Sammlung von Büchern, Zeichnungen, Antiken u. s. w. gebildet hat, und besitzt gewiß eine ganz gründliche, obwohl nicht

---

*) Englischer Gesandter im Haag, nachmaliger Lord Rutland.

methodische Kenntniß der Naturgeschichte. Sonntag Abend brachte ich wieder beim alten M. zu, wo seine ganze Familie versammelt war. Gestern führte mich Hr. M. zu Hrn. Lyonnet, der uns sein Muschelncabinet zeigte, darin sich der einzige cedo nulli Admiral befindet. Das Cabinet ist sehr schön und ausgesucht. Der Mann ist ein eigensinniger, lebhafter, trockner, witziger Alter. Bei Me. speiste ich zu Mittag, und bei Mr. zu Abend. Nur ein einziges Mal habe ich bisher zu Hause gespeist. Nun muß ich aufhören, sonst komme ich wieder mit dem Papiere nicht zu. Aus Amsterdam, wo ich ein paar Tage seyn werde, schreibe ich wieder. Meine Hoffnungen sind nunmehr nach Cassel gerichtet, und ich will eilen dahin zu kommen. Etwas wird herauskommen müssen. Nach dem, was nunmehr hier aufgeklärt worden ist, könnte ich vielleicht beim Prinzen Zutritt finden, aber ich müßte Zeit und Gelegenheit Wochenlang abwarten. An meine liebe Mutter fing ich den Brief an, allein er ist von allgemeinem Inhalt, und eigentlich auch für Sie, mein bester Vater.

Ich bin ihr gehorsamster Sohn u. s. w.

No. V.

Forster an seine Schwestern.

Amsterdam den 13. Nov. 1778.

Hier regnet es seit vierzehn Tagen unaufhörlich und ist das trübste Wetter von der Welt. Das wirds in England auch wohl seyn. Ich verderbe mir von Zeit zu Zeit den Magen und hungre mich wieder gesund. Vor Montag geht keine Post nach Arnhem, folglich gehe ich erst morgen nach Utrecht ab. Hier habe ich wahrhaftig vor vielem Briefschreiben fast nichts thun, nichts sehen können. Nicht einmal den Brief an Hrn. * *, der die Sammlung Zeichnungen besitzt, habe ich abgeben können. Es ist ganz etwas anderes Pläne zu machen, und sie auszuführen. Ich habe viel zu viel Recommendationsbriefe, um viel sehen zu können. Inzwischen sehe ich Menschen und lerne sie kennen, was manchmal besser ist als Arsenale, botanische Gärten, flämische Bauerlandschaften und Hondhorst's Nymphen zu sehen. Bei den mehrsten dieser Dinge hat man keinen Nutzen, als sagen zu können, ich hab's gesehen. Selten findet man ein Gemälde, das Eindruck macht und wirklich poetisch gedacht und rührend ist. Im Haag wenigstens habe ich nichts dergleichen gefunden. Auch im botanischen Garten und Muschelcabinet kann man nur sagen: das ist schön, das ist vortrefflich. Aber im Detail es zu sehen, ist keine Zeit vorhanden, und man ist kein Haar gebessert, wenn man herauskommt. Des alten Dr. Schwenkert kleines Gärtchen im Haag hat mir gefallen, ich sah daselbst manche Pflanze, die mir anderwärts noch nicht vorgekommen war. Zu A. habe ich Herrn H's. Brief von hier aus mit einem Billet von mir geschickt, wodurch ich mir die Bekanntschaft zu machen suche. So habe ich es auch mit dem Briefe an den außerordentlichen Mann, den großen Camper gemacht, von dem jedermann sagt: er sey groß und wohlgewachsen, schön, bärenstark, ein trefflicher Redner, ein unvergleichlicher Zeichner von so fester Hand, daß dergleichen nie gesehen worden, ein Anatomicus, wie man wenige sieht, und endlich ein Mann, der von Hochmuth, unleidlich übermüthigem Stolz ganz aufgefressen wird, der sich für den ersten Mann auf dem ganzen Erdboden hält, auf sein Geld und seine riesenhafte Stärke pocht, und dem man nie zu niederträchtig schmeicheln kann. Daß es doch so leicht ist sich auf Glück und Verstandesgaben viel zu wissen! da man doch am meisten dafür demüthig und dankbar seyn sollte. Doch ich will es wie jenes alte Weib machen, und hoffen, daß nicht alles so ganz wahr ist, obgleich es von glaubwürdigen excellenten Leuten herkommt.

Holland gefällt mir; nicht wegen der todten Ebenen; doch zu großer Desavantage wird es in dieser Jahreszeit gesehen. Der Umgang hat mir sehr gefallen, aber ich bin nicht mit Holländern, sondern mit Deutschen und Franzosen umgegangen.

No. VI.

Forster an seinen Vater.

Düsseldorf den 24. Nov. 1778.

Nach einer sehr beschwerlichen Reise auf den heillosesten Wegen, durch ein sehr wenig angenehmes Land, kam ich endlich den 21. November hier an. Ich speiste noch zu Abend und ging sehr müde zu Bett. Mein Reisegefährte fand hier Briefe, so daß er schon heute früh nach Cöln mußte. Ich ging hernach zum Kammerrath und Director der Malerakademie Hrn. Krahn, an den Hr. H. mir einen Brief mitgegeben hatte. Ein alter würdiger Mann, der Enthusiast für die Künste ist und mich ganz gut empfing. Er zeigte mir die Zimmer, wo junge Leute zeichneten und wo die Modelle stehen, auch wo Abgüsse von Antiken sind, aber nicht so schön wie in Sommersethouse. Diese Zimmer sind über den kurfürstlichen Ställen, und bedürfen gar sehr einer fernern großmüthigen Unterstützung und Aufnahme von Seiten des Landesherrn, die aber bei jetzigen Umständen noch vor der Zeit ausbleiben dürfte. Um zwei Uhr auf die Bildergallerie des Kurfürsten. Der Inspector war nach Mannheim gegangen, ein Bedienter schließt die Zimmer auf, der junge Krahn, ein vielversprechender Mensch, der bald nach Rom geht, um unter Mengs zu studiren, und der ganz Gefühl für die Malerei ist, kam auch dahin mit mir zu sprechen, weil ich, ohne recht zu wissen wie? vom alten Krahn für einen Kenner angesehen ward. Es hat freilich etwas geholfen, daß ich manches gute Bild schon vorher gesehen habe, und daß ich in K's. Zimmer sogleich die Meister von den vornehmsten Stücken nennen konnte, hat mich vermuthlich bei ihm in diese Reputation gebracht. Sein Sohn ist schon ein guter Zeichner und hat Anlage zu einem sanften angenehmen Maler. Ihm gefällt, wie mir, ein Guido viel besser als ein Rubens, ohne daß deswegen das feurige Genie, die Stärke des letztern verachtet würde. — Die Gallerie ist sehr schön. Sie zu beschreiben ist hier nicht möglich, ist nach einem flüchtigen Besuch von weniger als zwei Stunden, und mit so flüchtigen Kenntnissen von dem eigentlich Wissenschaftlichen der Kunst, als ich habe, nicht möglich. Ein Guido, die Himmelfahrt Mariä, ist schön über alles, was ich noch in der Kunst gesehen habe. Es läßt alles in der ganzen sonst auserlesenen Gallerie weit zurück, es ist gegen alles andere wie Himmlisches gegen Irdisches.

Abends von fünf bis acht Uhr wurden den jungen Leuten in der Akademie Kupferstiche nach den besten Meistern vorgezeigt. Dies geschieht zwei Abende in jeder Woche, sonst wird Abends nach lebendigen Modellen gezeichnet. Ich ward vom jungen K. hingebeten, und fand diesmal eine vollständige Sammlung von Nic. Poussin's Stücken aufgetischt. Der alte K. besaß die vollständigste Sammlung von 24,000 Kupferstichen und 8000 Handzeichnungen der größten italienischen Meister, diese hat er dem Kurfürsten zum Behuf der Akademie um ein Spottgeld, 26,000 Thlr., verkauft. Beim Herausgehen nahm ich vom jungen K. Abschied, er hatte meinen Namen von seinem Vater nicht gehört, zufälliger Weise sprach er von Forster, der die Reise um die Welt a u ch gemacht hätte, — „das bin ich ja selbst." — Die Verwunderung und Freude hätten Sie sehen und empfinden sollen! Er kam zur Tafel in mein Wirthshaus und brachte zwei sehr würdige und geschickte Leute mit, die mich durchaus sprechen wollten. Einer war der Kupferstecher Herr Hesse, ein junger überaus geschickter und fertiger Künstler, der hier verschiedene der schönsten und hinreißendsten Stücke der Gallerie sticht, und bald auch die treffliche Himmelfahrt Mariä anfangen wird. Der andere ist Herr Heinse, von dem eine Uebersetzung des Tasso in Prosa heraus ist, und eine andere desgleichen von Ariost Ostern übers Jahr herauskommen soll; ein überaus witziger, satyrischer Kopf von weitem Umfange, und doch ohne Scheinbarkeit. Diese Leute freuten sich unaussprechlich, daß ich den andern Morgen, Sonntag früh, nicht wegkommen konnte, indem sie ihrem Freunde, Herrn Hofkammerrath Jacobi, mit meiner Bekanntschaft ein rechtes Fest machen wollten. Ich war auch kaum heute früh aus dem Bett, so war auch schon ein Briefchen von Jacobi da, worin er mich mit der größten, vertraulichsten und zugleich hochachtungsvollsten Art auf den ganzen Tag zu sich bat. Ich fand einen überaus einnehmenden, scharfsehenden, einsichtsvollen Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meisten Gegenstände. Göthe's Busenfreund, auch Wieland's, Lessing's, Klopstock's, kurz, aller deutschen Genien Bekannter, Correspondent und Freund. Seinem Bruder, dem Kanonikus, scheint er gar nicht ähnlich, doch sagt man, daß von diesem seine Schriften gar keinen richtigen Begriff von seiner Wissenschaft und Stärke geben. Jacobi hat eine Frau und fünf Kinder, davon die ältesten, zwei Jungen, in Hamburg bei Claudius erzogen werden; auch zwei Schwestern, die gut, gebildet und gute Gesellschafterinnen sind. Es blieb auch bei uns den ganzen Tag ein Graf N., ein sehr wohlerzogener Herr, ohne allen Standesstolz, ganz voll Geschmack an allen schönen Künsten und in verschiedenen Wissenschaften nicht unbewandert, ein sanftes, gutartiges Geschöpf. — Dazu gesellte sich noch Herr Heinse. Ich ging mit ihnen noch einmal auf die Gallerie, um die Madonna des Guido noch einmal zu bewundern — anzubeten hätte ich bald gesagt. Und gewiß, wenn die Katholiken solche herrliche Bilder, so etwas Seelisches, über die menschliche Natur weit Erhabenes in ihren Kirchen sehen, kann man ihnen die Abgötterei leichter als sonst verzeihen. Daß ich hier wieder einen schönen Tag genoß, von allen auf den Händen getragen zu seyn, auf alle ersinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den schönsten neuen Gedichten von Göthe unterhalten, mit köstlichen Cham-

pagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden — O wenn das innigste Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht gewesen wäre, so hätte ich alles vergessen und mich auf eine Zeitlang ganz glücklich gefühlt. Selbst einen Blick nach Paddington brauchte es diesen Abend, um meine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückzurufen. Es wäre gefährlich, sich von diesen süßen, schmeichelnden Augenblicken berauschen zu lassen. Wehe dem, der sich so blenden läßt! Zu Abend kam noch ein Medicus dahin, Hofrath B., ein Freund von vielen Gelehrten, vorzüglich in Göttingen, auch von Achard in Berlin, dessen vorzüglichen Fleiß er rühmte und zugleich auch seine Privatumstände bedauerte. Er hat einen Brief neulich von Achard bekommen, worin er ihm meldete, daß er nun mehr, vermittelst fixer Luft, so weit gekommen wäre, daß er in kurzem hoffte, Eisen durch die Kunst hervorzubringen. Erit mihi magnus Apollo! — Die Erde, die zum Grund läge, sey eine Thonerde. Er soll jetzt unter 16,000 Ziegeln vergraben sitzen und Erfahrungen über alle mögliche Erdarten, sowohl reine als metallische, machen, und verspricht sich, daß dabei schon etwas Merkwürdiges an den Tag kommen soll.

Den Brief kann ich nicht zu Ende schreiben. Ich sehne mich nach dem Ziel, und fürchte mich daran zu kommen. — Jetzt kann ich nicht länger Umschweife machen. Wie ists zu Hause? — Darf ich der süßen Hoffnung Gehör geben, die mir auf einer Seite winkt und mir Trost und Geduld einspricht, oder muß ich die schrecklichen Träume glauben, die mich nächtlich quälen und ängstigen? O gewiß, die Wonne, die mich bei Tage umgiebt, muß ich Nachts doppelt büßen, und selbst wenn ich den guten Jacobi zwischen seinen beiden Schwestern sitzend, von beiden geliebt, und so ganz glücklich sehe, gehen mir die Augen über und ich möchte sogleich vergehen. Gott! ich saß ehedem auch so! zwar nicht zwischen glücklichen Schwestern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Trost und Hoffnung einsprechen, die in meinem eignen Busen nicht wohnten, und jetzt? wo sind sie? was wird aus ihnen? wem haben sie ihr Herz auszuschütten, wie sie es ihrem Bruder zu thun pflegten? Lassen Sie mich, liebster theuerster Vater, fragen, wie alles geht; lassen Sie mich in Cassel wissen, wie Sie so gesund, voll Zuversicht, und von der Vorsehung nicht verlassen leben, so ruhig und still alles um Sie ist, damit der Tumult in meiner Seele gestillt werde, und ich knieend meinem Gott danken möge. O daß ich keine neuen Besorgnisse, keinen neuen Jammer erleben müsse! wie könnte ich ihn ertragen!

Was macht die beste Mutter? kann nichts auf der Welt, nicht einmal die Rechtschaffenheit und Tugend selbst uns vor Unglück sichern? oder ist sie wenigstens gesund? ich bete für sie; wenns nur was hülfe! Ich kann in diesem Augenblick nichts thun als hoffen, denn jetzt wäre mir kein Mittelweg, Hoffnung oder Verzweiflung. Wenn Ihr Brief ankommt, so will ich ruhiger seyn, Entschlossenheit, Geduld und Ergebung besitzen, um auf alle Fälle bereit zu seyn. Und nichts muß mir verborgen bleiben, und wär' es auch noch so schlimm.

Ich küsse Ihnen, liebster Vater, und Ihnen, liebste Mutter, die Hände. Euch, theure Geschwister, umarme ich und wünsche Euch Ruhe des Gemüths, wenn Ihr keinen andern Trost haben solltet, welches ich doch nicht glauben will. Sollten wir noch nicht bald ausgerungen haben? Ich muß durchaus in Cassel bei Dohm vor dem 5. December, oder in Braunschweig vor dem 20. Briefe von Hause finden.

Johann Reinhold Forster,

des Vorigen Vater, ward am 22. October 1729 zu Dirschau in Westpreußen geboren, erhielt seine erste Bildung im Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, studirte darauf Theologie in Halle und ward alsdann Prediger zu Nassenhuben bei Danzig. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium der Naturwissenschaften und erhielt 1765 den Auftrag, das Colonieweſen zu Saratow zu untersuchen, und da er denselben zur Zufriedenheit der Kaiserin ausführte, in Verbindung mit mehreren Gelehrten ein Gesetzbuch für die Colonisten zu entwerfen. F. sah sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht, und begab sich mit seinem Sohne Georg nach England, wo er anfänglich als Privatgelehrter in London, dann als Professor der Naturgeschichte und der neueren Sprachen zu Warrington in Lancashire lebte. — Von 1772 bis 1775 begleitete er Cook auf dessen zweiter Entdeckungsreise, und befand sich nach seiner Rückkehr in drückenden Vermögensumständen, bis ihn endlich Friedrich der Große 1780 als Professor der Naturgeschichte nach Halle berief, und ihm den Geheimenrathstitel verlieh. — Hier lehrte er mit großem Beifall bis an seinen Tod, der am 9. December 1798 erfolgte. Er war ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen, besonders in der Zoologie, Botanik, Literatur und Geschichte, Doctor der Rechte, der Philosophie und der Medicin, und schrieb und sprach mit seltener Gewandtheit siebenzehn verschiedene Sprachen.

Seine deutsch verfaßten Schriften sind:

- Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder 1784.
- Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen, mit Anmerkungen. Halle 1790—1798. 16 Bde.
- Beiträge zur Völker- und Länderkunde in Gemeinschaft mit Sprengel. Leipzig 1781 — 83. 3 Thle. (an der Fortsetzung nahm er nicht Theil).
- Mehrere Uebersetzungen, englisch und lateinisch abgefaßte Schriften u. s. w.

J. R. Forster wird mit Recht als einer der ausgezeichnetsten deutschen Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, zugleich mit seinem Sohne, genannt. — Als Prosaist steht er jedoch weit hinter diesem, da es ihm keinesweges an Lebendigkeit und Kraft der Darstellung, wohl aber an Eleganz und Correctheit fehlte. —

Friedrich Förster

ward am 24. September 1792 zu Münchengosserstädt im Altenburgischen geboren, studirte seit 1809 Theologie und Philosophie zu Jena, lebte darauf in Dresden und machte dann 1813 als Freiwilliger des Lützow'schen Jägercorps den Feldzug mit. Er avancirte bis zum Premierlieutenant, und ward nach dem Frieden Lehrer an der Artillerieschule zu Berlin, jedoch bereits 1818 wegen eines Aufsatzes in Luden's Nemesis von dieser Stelle entlassen. Von nun an privatisirte er bis 1829, wo er Hofrath und Custos der königlichen Kunstkammer wurde. Er ist zugleich Dr. phil., Ritter des eisernen Kreuzes und des russischen St. Georgenordens. —

Von ihm erschien:

- Das Hermannsfest. Dramat. Ged. Dresden 1815
- Der König und sein Ritter. Berlin 1816. 2. Ausg. 1817. 4.
- Von der Begeisterung des preußischen Volkes im J. 1813. Berlin 1816.
- Beiträge zur neuern Kriegsgeschichte. Berlin 1816. 2 Thle.
- Grundzüge zur Geschichte des preußischen Staates. Berlin 1818 flg. 2 Thle.
- Beschreibung und Geschichte des alten Griechenlands und Italiens. Berlin 1818.
- Die Sängerfahrt. Berlin 1818.
- Einleitung in die allgemeine Erdkunde. Berlin 1819 u. 1820.

Handbuch der Geschichte und Statistik des preußischen Staates. Berlin 1820 fgde.
Feldmarschall Blücher. Leipzig 1818. N. A. 1821.
Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geist. Berlin 1823.
Reise und Reiseabentheuer. Berlin 1826.
Albrecht von Wallensteins ungedruckte Briefe. Berlin 1828. 3 Thle.
Kunde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht. 1822, 27 u. 28. Berlin 1829. 4. A.
Darstellungen aus C. F. Zimmermann's Nachlaß. Fol. Berlin 1835.
Einzelne Gedichte und Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ein geistreicher und talentvoller Schriftsteller, der sich im historischen Fach besonders durch gelungene populaire Darstellungen und fleißige Forschung, in poetischen Leistungen durch glückliche lyrische Gedichte, welche Gefühl und Wärme athmen und sehr gefällig und leicht behandelt sind, auszeichnet.

Der große Kurfürst.

Legende von F. Förster.

Zur Erinnerung an Friedrichs des Großen Geburtstag.

Dem Herrn Professor *) Rauch gewidmet.

Auf der langen Brücke bei dem Schloß,
Da hält der große Kurfürst hoch zu Roß,
Und Alle, die vorübergehn,
Die sehn ihn an und bleiben stehn. —
So mancher Bürger brav und gut,
Zieht noch mit Ehrfurcht seinen Hut.
Der Kriegsmann daneben spricht: „Gewiß,
„Ich war doch auch mit in Paris,
„Da stellten sie denn gleich vor Allen,
„Ihren Kurfürsten auf, uns zu Gefallen;
„Mein Hauswirth führte mich auch dahin —
„Ich lobe mir unsern hier in Berlin."

Wenn Handwerksbursche vorüberwandern,
Spricht wohl der Eine zu dem Andern:
„Landsmann, ich sah dir zu Prag auf der Bruck
„Den wunderlichen Heiligen — den Nepomuk; —
„Aber der Kurfürst — da wett' ich drauf, —
„Der nimmt es mit allen Heiligen auf!"

Und nicht nur der gemeine Mann,
Auch der Künstler hat seine Freude daran.
Schon Mancher kam aus Rom zurück,
Und nennt es noch immer ein Meisterstück. —

Und eine gemeine Sage geht,
Daß der Kurfürst nicht immer hier hält und steht;
Zu Neujahr in der Geisterstunde,
Reitet er durch die Stadt die Runde,
Und was wir nun zu Stand gebracht,
Schaut er sich an um Mitternacht.
Und als die Singuhr zwölfe sang,
Belauscht' ich neulich seinen Gang,
Und wollt Ihr schweigsam es bewahren,
Erzähl' ich Euch, was ich erfahren:

Er trabte zuerst auf seinem Roß
Vorüber dem hohen Königsschloß,
Und gegen Friedrichs Gemächer gewandt,
Grüßt' er dreimal mit seiner Hand. —
Er reitet weiter durch Hof und Haus
Zum Lustgarten durch das Portal hinaus,
Der alte Dessauer — mit dem Kommandostab —
Nimmt stattlich den kleinen Dreieck ab;
Der Kurfürst dankt ganz höflich von Weiten,
Und spricht für sich im Weiterreiten:
„Der lange Zopf, die breiten Taschen,
„Der kleine Hut und die großen Kamaschen —
„'S ist eine sonderbare Tracht!
„Da haben sie mich doch besser bedacht.
„In freien Locken fliegt das Haar,
„— Ich frug nicht, ob es so Mode war; —
„Der Feldherrnmantel — den ich trage —
„Er gilt für heut' und für alle Tage. —

Jetzt wird der Fürst den Dom gewahr,
Neuaufgeschmückt in diesem Jahr,
Mit goldnem Kreuz' — nach des Königs Gebot. —
Da spricht er mit Andacht: „Das walt Gott!
„Hier ward die Urstätt mir verliehn,
„Hier ruh' ich von des Lebens Müh'n;
„Sie mögen wohl noch mein gedenken,
„Daß sie dies Haus so reich beschenken. —
„Am Altar der Tröster, — der heilige Geist, —
„Der Gemeinde Licht und Trost verheißt.
„Daneben stehen — von reinem Metall —
„Die heil'gen Apostel allzumal;
„Ihr Engel aber an der Thür,
„Behütet den Ein- und Ausgang mir! —

Und seitwärts nach dem Zeughaus hin,
Lenkt er sein Roß mit heiterm Sinn.
An der neuen Brücke hält er still
Und spricht: „Was das da werden will?
„Die Pfeiler heben sich leicht und frei,
„Da ist der *) Schinkel gewiß dabei,
„Und reißt der wo das Alte nieder,
„Da giebt's keine Hundebrücke wieder."
Das Zeughaus freut den alten Herrn.
Er sieht es immer wieder gern,
Und wie er's rückwärts noch beschaut,
Da scheut das Pferd und wiehert laut.
Zwei hohe Gestalten von Marmorstein
Steh'n vor ihm in hellem Mondenschein.
Der Kurfürst fragt sie mit festem Wort:
„Wer da? was haltet ihr hier am Ort?"
Der Erste spricht — zu ihm gewandt:
„„General von Scharnhorst bin ich genannt;
„„Und weil ich brav im Rath und Feld,
„„Hat mich mein König hierher gestellt.""
Der Kurfürst spricht: „Du stehst auf gutem Posten,
„Hab' Acht, daß die Klingen uns nicht rosten. —

Der zweite meldet sich nun auch,
— Wie's bei den Soldaten Ordnung und Brauch; —
„„Von Bülow — General der Infanterie,
„„Schlug die Franzosen spät und früh,
„„Und unter Kanonen-Donner und Blitz
„„Ward ich der Graf von Dennewitz.""

Nun kenn' ich Euch — bei meiner Treu! —
„Frag nicht nach Parole und Feldgeschrei;
„Doch Eines ist mir nicht bekannt,
„Wo lebt der Meister — wie ist er genannt —
„Der Euch mit Mantel und mit Waffen
„Aus hartem Stein so weich geschaffen? —
„Seid ihr vielleicht aus Welschland kommen,
„Hat in Paris man man Euch das Maaß genommen?
„Ist Griechenland frei von den Türkenbanden,
„Ist Alt-Athen jetzt wieder auferstanden?" —

Und der Eine zu dem Kurfürsten spricht:
„„Durchlauchter Herr! so ist es nicht;
„„Unser Meister gehöret hier zu Haus,
„„Im Lagerhaus geht er ein und aus,
„„Mit schwarzem Baret, mit weißem Rock,
„„Ihr findet ihn immer am Marmorblock.
„„Könige und Kaiser kehren bei ihm ein,
„„— Er muß immer in guter Gesellschaft seyn.
„„Der Marschall **) Vorwärts — riesengroß, —
„„Steht bey ihm mit ehrenwerthem Troß;
„„Daneben viel Frauenbilder zart,
„„Und liebe Kinder — schön von Art —:
„„Auch den Dichter hat er aufgestellt,
„„Wie er hineinschaut in die ganze Welt,
„„In Marmorstein und ehr'nem Guß;
„„Ein Jeder der's anschaut, staunen muß. —
„„Unser Meister aber ist Rauch geheißen,
„„Doch glüht ihm das Feuer aus Aug' und Eisen.""" —

Der Kurfürst drauf zu Beiden spricht:
„Habt Dank — Ihr Herren — für Euren Bericht! —

---

*) Professor der Bildhauer-Kunst zu Berlin; anerkannt als verdienstvoller Künstler.

*) Berühmter Baumeister Berlins.
**) Fürst Blücher.

„Ich muß mein Roß nun heimwärts leiten,
„Kann heut nicht mehr um die Linden reiten;
„Gehabt euch wohl auf Eurer Wacht,
„Ihr Herren, ich wünsch' Euch gute Nacht!“ —

Und heimwärts lenkt er nun sein Roß,
— Nach seiner Brücke bei dem Schloß —
Er nickt gefällig, er schaut sich um,
— Als ging' ihm so etwas im Kopf herum.
Ich wollt' ihn danach nicht weiter fragen:
Doch hört' ich dieses ihn vor sich sagen:
„Der Rauch — das meld' ich dem Könige morgen —
„Der muß einen alten Fritzen besorgen.“ —

Die Runde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht 1827.

Legende von F. Förster.

Der Kurfürst reitet nicht jedes Jahr,
Nur wenn besond'rer Anlaß war,
Da dacht ich: heut darfst du's nicht verpassen,
Und ihn etwa vorüberlassen.
Auch ging ich nicht vergebens aus;
Denn kaum stand ich vor meinem Haus
In der breiten Straße, dem Schloßplatz nah,
Da war der Kurfürst auch schon da.
Er schaute freundlicher als zuvor,
Zu des großen Friedrichs Gemächern empor.
Da wohnt mir, sprach er, ein theures Paar;
Sie grüß ich zuerst zum neuen Jahr,
Elisabeth die holdeste der Frauen,
Zuweilen mag sie wohl nach mir schauen;
Denn wie die Memnonssäule klingt,
Wenn die Morgensonne zu ihr dringt,
So bebt, von ihrer Augen Strahl
Berührt, das härteste Metall.
Gegrüßt auch sei mir des Königs Sohn,
Ein Herr geboren zu dem Thron,
In Kriegeszeit ein tapfrer Degen
Und selbst im Frieden noch verwegen.
Erst neulich, bei dem großen Brand,
Er war der Erste bei der Hand.
Sie laufen alle davon und fliehn,
Mir fing die ehrne Wange schon an zu glühn,
Der Kronprinz hielt aus, trug Wasser herbei,
Ich sah ihn noch früher als die Polizei.
Auch ist im Kupferstich zu sehn,
Wie die Prinzen mitten im Feuer stehn
Und Hülfe schnell und Rettung schaffen,
Wo die anderen Leute stehn und gaffen. —
So sprach er und nahm seinen Weg
Zum Lustgarten auf bekanntem Steg.
Der alte Dessauer nach gewohnter Art
Auch heut die Reverenz nicht spart;
Der Kurfürst seiner nicht vergißt
Und ihn gar huldreich wieder grüßt.
Darauf lenkt er mit frommem Sinn
Sein Roß zum hohen Dome hin.
Er faltet die Hände zum Gebet
Und spricht: Gott walt, daß es besteht,
Unser evangelisches Christenthum,
Des Herzens Trost, der Kirche Ruhm.
Behüt uns, Herr Gott, vor Papisten,
Die wieder im lieben Deutschland nisten;
Doch sind wir sicher hier zu Land,
Hier wacht der König mit Herz und Hand,
Läßt selbst an die verirrten Seelen
Es nicht an ernster Mahnung fehlen.
So war ich auch zu meiner Zeit,
Fürwahr, da galt's noch härtren Streit!
Gustav Adolph, der für die freie Lehr
Bei Lützen fiel zu Christi Ehr',
Den hab' ich, als ich noch Knabe war,
Gesehen auf der Todtenbahr.
Da hab' ich im Herzen mir's gelobt:
Wie auch die Hölle dräut und tobt,
Wie's auch die Pfaffen heimlich treiben,
Dem Evangelium treu zu bleiben.
Ich scheute nicht Frankreichs Uebermacht,
Und als dort Ludwig unbedacht
Die Glaubensfreiheit unterdrückte,
Sofort ich einen Trostbrief schickte.
In Schaaren sind sie zu uns kommen
Und haben Wohnung hier genommen;
Da ich viel Gnaden ihnen verlieh,
Ward's bald eine ganze Colonie,
Soldaten, Bürger und Handwerksleute,
Bauern und Gärtner und bis heute
Mag das wohl noch so fortbestehn,
Da die Leute noch immer zu Bouché gehn,
Wo sie, wenn die Sterne vor Kälte blitzen,
Unter Hyazinthen und Tulpen im Treibhaus sitzen.
Auch gab ich Oesterreich zum Trutz
Vertriebnen Glaubensbrüdern Schutz,
Und so die Bedrängten aus allen Landen
Bei mir Zuflucht und Obdach fanden.
Drum sei auch heute mein Gebet:
Gott walt! daß es so fortbesteht!
Jetzt wollt' der Kurfürst weiter reiten,
Da stutzt er: Was soll mir das bedeuten?
Mir ist die Gegend wohl bekannt,
Doch wo sonst Sumpf und Wasser stand,
Erhebt sich zu des Himmels Blau
Ein riesenhafter, stolzer Bau.
Schon kann ich achtzehn Säulen zählen,
Der Stufengang wird auch nicht fehlen,
Gar herrlich ist es anzuschauen,
So was kann doch nur der Schinkel bauen!
Und wenn ich es auch sonst nicht wüßte,
So viel erkenn' ich durch's Gerüste:
Es wird das neue Museum sein;
Da kömmt von meinem Nachlaß viel hinein.
Ich war ein Freund von Schildereien,
Ließ mich die Dukaten nicht gereuen,
Von Rembrandt bracht ich das schönste Stück
Aus Holland mit nach Berlin zurück;
Von Teniers lustige Bauernlümmel,
Von Wouwermann manchen braven Schimmel,
Das heiß ich Pferde! Das war eine Zeit!
Nun, Pferde-Krüger bringt's wohl auch noch so weit.
Eins aber, ihr Herren, bitt ich mir aus,
Komm ich wieder, so reit ich durch das Haus.
Ich zähl' euch allen die Minuten,
Der Hofrath Hirt wird sich schon sputen. —
Und so verließ er diesen Ort,
Ritt weiter durch den Lustgarten fort.
Er war schon mitten auf der Brücke,
Da hielt er still und schaute zurücke:
Meiner Treu, bald wurd' ich's nicht gewahr,
Daß ich schon auf der neuen Schloßbrücke war.
Ein Marktplatz wär's beinah zu nennen,
Ein Stechbahn auch zum Ringelrennen;
Der Schinkel ist doch ein ganzer Mann,
Was der nicht aus einer Hundebrücke machen kann!
Das Geländer, so sauber gegossen von Eisen,
Könnt' allein ein Meisterstück schon heißen;
Die granitnen Pfeiler sind polirt,
Wie's nur die Aegypter ausgeführt,
Und werden zumal die Puppen drauf stehn,
Wird man's erst recht mit Freuden sehn.
Als der Kurfürst nun über die Brücke kam,
Er seinen Weg zum Zeughaus nahm.
Da ließ er die Zügel etwas los,
Klopft auf den Hals das treue Roß
Und sprach: mein Roß, nimm dich in Acht
Und tritt mir hier doch ja recht sacht,
Schlag nicht die Funken aus dem Stein,
Wirf das Eisen nicht in das zweite Stock hinein,
Wie es einst dem Herzog Carl geschehn,
Davon man das Zeichen am Fenster kann sehn.
Mein Königlicher Herr liegt krank,
Doch geht's schon besser, Gott sei Dank!
Herr Wiebel schreibt täglich guten Bericht,
An liebender Pflege fehlt es auch nicht.
Die fürstliche Gattin mit zartem Besorgen
Sitzt bei ihm am Abend und am Morgen,
Und Hohe und Niedre dürfen nahn
Und fragen nach dem Befinden an;
Und thäten wir nicht schon zwölf Uhr zählen,
Mein Name sollt' in dem Buch nicht fehlen.
So denk ich am meisten ihn zu ehren,
Wenn wir ihn nicht in der Ruhe stören;
Und haben gute Gebete Kraft,
Gewiß auch meines ihm Lindrung schafft.
Wird nur der Sommer erst wiederkehren,
Soll Teplitz heilsam sich bewähren;
Dort sehn sie den König oft und gern,
Nennen ihn Alle: ihren lieben Herrn.

Das schreibt sich noch von Anno 13 her,
Wo wär Teplitz, wenn er nicht gewesen wär"
Am Zeughaus ritt er dicht vorbei,
Doch diesmal ward das Roß nicht scheu
Vor den beiden weißen Marmorgestalten,
Die dort auf dem Ehrenposten halten.
„Seid ihr nur immer noch ihrer zwei?
Ist denn mein Kleist noch nicht dabei?
Als der König den Tag bei Kulm gewann,
Den Vandamme ritterlich niederrann
Und Oesterreich vom Feind gerettet,
Wo mancher Brave sich unter den Rasen bettet,
Ließ Kleist auf den Nollendorfer Höhn
Das Preußische Siegesbanner wehn.
Gebt mir Bescheid, ihr Herrn, darüber." —
„„Schaun Ew. Durchlaucht nur grad gegenüber,
Sprach Bülow, da können Sie zu ihrer Freude sehn
Die Antwort auf ehrnen Füßen stehn.""
Der Kurfürst schaute sich rückwärts um,
Da war er erst ein Weilchen stumm;
Dann aber rief er mit einem Mal:
„Seht an, da steht der Feldmarschall!"
Und gleich dem Roß in beide Seiten
Setzt er die Sporen drauf los zu reiten.
„Den muß ich, sprach er, in's Auge sehn,
Ich denk, er wird mir Rede stehn."
Und eh er noch dicht vor ihm stand,
Rief er hinauf zu ihm gewandt:
„Der Kurfürst reitet heut die Runde,
Wer seid ihr? davon gebt mir Kunde."
Der Feldmarschall, wie sich's gebührt,
Gleich mit dem Säbel salutirt.
„„Ich war, sprach er, nur ein Soldat,
Das ist mein Ruhm und meine That.""
„Bist du ein Soldat in allen Ehren,
So laß mich deinen Katechismus hören.
Zum ersten: wer schrieb dir das Patent?"
„„Der, den die Welt den großen Friedrich nennt;
Und in dem Krieg der sieben Jahr
Dient ich zuerst als ein Husar.""
„Zum zweiten, wie nahmst du das Schwert zur Hand?"
„„Mit Gott für König und Vaterland!
Wie hoch sich auch der Feind gestellt,
So hat ihn dieser Spruch gefällt.""
„Zum dritten: Bei wem hast du studirt,
Wie man das Heer zur Feldschlacht führt?"
„„Der Krieg war meine hohe Schul,
Saß mehr auf dem Sattel, als auf dem Stuhl,
Frug nichts nach Vauban und Montecuculi,
Vorwärts! so hieß meine Taktik und Strategie.
So wurd' ich in der Welt bekannt,
Da haben sie mich den Marschall Vorwärts genannt.""
„Marschall Vorwärts, das hört sich herzhaft an;
Mein Derflinger, war just auch so ein Mann.
Aber von so theuren Kriegeshelden
Weiß die Geschichte viel zu melden,
So gebt Herr Marschall mir Bescheid,
Was ihr vollbracht zu Eurer Zeit?"
„„In dicken Büchern steht's zu lesen,
Was ich war und beinahe wär gewesen,
Doch kürzer steht es hier zu schaun
In Erz gegossen und gehau'n.
Ein Meister hat mich aufgestellt,
In seiner Art wie wir ein Held,
Führt so wie wir nur Stahl und Eisen,
Könnt auch ein Marschall Vorwärts heißen.
Der wußte kürzer sich zu fassen,
Hat mich gleich im Ganzen sehen lassen.
Und wollt ihr aus meinen besten Jahren
Daneben weiter noch erfahren,
Was Anno 13, 14 und 15 geschehn
Er läßt's an Euch vorübergehn.
Wollt ihr gefällig euch seitwärts neigen,
Werd ich euch's mit dem Säbel zeigen.
Hier seht ihr, wie mit frohem Sinn
Die freiwilligen Jäger aus Breslau ziehn,
Die Mutter segnet ihren Sohn,
Die Reiter ziehn mit Jubel davon.
Hier ist das Rathhaus der alten Stadt,
Und hier liest ein Knabe ein Extrablatt;
Bürger und Bauern nehmen das Schwerdt zur Hand
Alles Volk ruft: mit Gott für König und Vaterland! —
Im zweiten Feld, da ordnet sich's schon mehr,
Zur Schlacht vorüber zieht das Heer,
Mit Trommelspiel, Trompetenklang,
Mit Hurrahruf und Feldgesang
Und daneben auf der grünen Au,
Da steht mein treuer Gneisenau,
Von hohem Sinn und und edler Gestalt,
Der niemals fehlte, wo es galt,
Der alles sich zuvor bedacht,
Was ich am heißen Tag vollbracht.
D'rum, als sie mir den Doktorhut
Zu Oxford gaben, sprach ich: ganz gut,
Doch laßt mich, ihr Herrn, nicht so allein,
Der Gneisenau muß mein Apotheker seyn;
Er hat geschickt und unverdrossen
Die Pillen gedreht, die ich verschossen.
Hier nun auf diesem dritten Feld
Schloß mancher die Augen schon als Held;
An den Rebenhügeln könnt ihr es sehn,
Daß wir auf Champagner Grunde stehn.
Der Herr Wirth ist eben nicht gefällig,
Frau Wirthin nicht allzusehr gesellig,
Hier schenkt uns die Gustel von Blasewitz ein,
Müssen selbst unser Koch und Kellner sein. —
Doch endlich, da ist es uns gelungen,
Wir haben den Bonaparte bezwungen,
Ich klopfte dreimal herzhaft an,
Da ward Paris uns aufgethan
Und hier auf diesem vierten Feld
Ist unser Einzug vorgestellt.
Hier seht ihr, wie zu meiner Seiten
Viel theure Kampfgenossen reiten:
Die Prinzen Wilhelm und August,
Graf York, seines Ruhmes sich bewußt,
Der Gneisenau, der Bülow und der Kleist,
Sie waren meine Kameraden zumeist,
Und hinterher mit Posaunenschall
Folgt mir der ganze Kriegesschwall.
Und nicht umsonst ziehn wir herein,
Es galt Victoria zu befrein,
Die sie vom Brandenburger Thor
Uns mit Gewalt entführt zuvor.
Hier seht ihr das schöne Viergespann,
Die Landwehrmänner greifen herzhaft an,
Sie singen lustig Juchhe! Juchhe!
Von der alten Garde flucht Einer Sacre nom du Dieu!
Das ist so in Summa, was ich gethan,
Denn hier geht es wieder von vorne an.
Das andere, das sind die Allegorien,
Damit will ich Euer Durchlaucht nicht bemühn.""
„Ich dank euch, mein Herr Feldmarschall,
Für euern Bericht viel tausendmal;"
Der Marschall wieder salutirt,
Der Kurfürst grüßt, sein Schlachtroß wiehrt:
Er reitet zurück dieselbe Bahn,
Doch an dem Palais da hält er an,
Wo unter großen Spiegelscheiben
Die schönsten Frühlingsblumen treiben.
„Prinz Karl, sprach er, der hält hier Haus,
Nach Thüringen zog er zur Brautfahrt aus,
Und kehrte froh zu uns zurück
Mit seiner Liebe mit seinem Glück!
Drauf wünscht er dem Könige nochmals gute Ruh
Und ritt nach der langen Brücke zu.
„Hätt' ich, sprach er, noch etwas Zeit,
Besucht ich die Königstadt wohl heut:
Sie haben dort ein neues Theater erbaut
Das hätt ich gern mit angeschaut."
Da wiehrte das Roß zum zweiten Mal;
Da sprach der Kurfürst: „ein andermal;
Heut kann es leider nicht geschehn,
Ich hätte die Sontag gern gesehn;
Am Ende müßt ich mit meinem Rappen
Bei später Nacht im Finstern tappen,
Ich muß mich nach meinem Quartier umschaun,
Der Gasbeleuchtung ist nicht zu traun."
Jetzt wiehrte zum dritten Mal das Roß,
Er stand auf der Brücke bei dem Schloß.
Ein Uhr schlug es vom Glockenhaus,
Da ging die Gasbeleuchtung aus.

Karl August Förster

ward am 3. April 1784 zu Naumburg an der Saale geboren, studirte in Leipzig Theologie und Philologie, wurde darauf Hauslehrer in Dresden und ist seit 1807 Professor an der K. Cadettenanstalt daselbst.

Er gab heraus:

F. Petrarca's italienische Gedichte, übersetzt von K. F., Altenburg und Leipzig 1818 fgde. 2 Thle. N. A. Leipzig 1833.
Sammlung deutscher Gedichte. Dresden 1819.
T. Tasso's lyrische Gedichte. Zwickau 1821.
Raphael, Kunst und Künstlerleben; in Gedichten. 2 Thle. Leipzig 1827.
Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte. 4 Thle. Dresden 1828.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

K. F. hat vorzüglich in seinen Verdeutschungen der lyrischen Gedichte Petrarca's und Tasso's einen feinen Geschmack, reichen Wohllaut, und eine seltene Herrschaft über Vers und Sprache beurkundet, so daß er mit Recht den deutschen Meistern in dieser Gattung beizugesellen ist. — Seine eigenen Poesieen sind elegant und bilderreich, entbehren aber der Wärme. Sein Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte ist eine zwar gedrängte, aber sehr tüchtige und fleißige Arbeit. —

Friedrich, Baron de la Motte Fouqué.

Dieser talentvolle und reiche Dichter, vor zwanzig Jahren noch ein Liebling der Nation, jetzt weit weniger gelesen, als es so viele seiner meisterhaften Werke mit vollem Rechte verdienen, ward am 12. Februar 1777 zu Neu-Brandenburg geboren und ist ein Enkel des berühmten 1774 verstorbenen preußischen Infanteriegenerals Heinrich August de la Motte Fouqué. — Schon früh trat er in Kriegsdienste, machte die Rheincampagne in den neunziger Jahren mit und nahm dann 1803 seinen Abschied, ging aber 1813, nachdem er bis dahin auf dem Lande gelebt, wieder zur Armee, wohnte den bedeutendsten Schlachten bei, und sah sich dann genöthigt, seiner zerrütteten Gesundheit wegen, seine Entlassung zu fordern, die er mit höherem Range erhielt. Er verweilte nun abwechselnd in Berlin und auf seinen Gütern bei Rathenow und hat sich seit einiger Zeit in Halle niedergelassen. F. d. l. M. F. ist K. Pr. Major außer Dienst und Ritter des Johanniter und rothen Adler-Ordens. — Als Dichter erschien er, von A. W. von Schlegel eingeführt, zuerst unter dem Namen Pellegrin.

Seine Schriften sind:

Dramatische Spiele. Berlin 1804.
Die Zwerge. Dram. Spiel. Leipzig 1805.
Historie von Ritter Galmy und einer Herzogin aus Bretagne. 2 Thle. Leipzig 1806.
Alwin. 2 Thle. Leipzig 1808.
Sigurd der Schlangentödter. Leipzig 1809.
Der Held des Nordens. 3 Thle. Leipzig 1810.
Eginhard und Emma. Schausp. Nürnberg 1811.
Vaterländische Schauspiele. 2 Thle. Berl. 1811—1813.
Die Jahreszeiten. Berlin 1811—15. 4 Hfte. — darin Undine. 3. A. 1818.
Kleine Romane. Berlin 1811—1818. 5 Thle.
Die Musen. Berlin 1812. 4 Hfte.
Die Liebesrache. Trauersp. Leipzig 1813.
Alboin. Heldenspiel. Leipzig 1813.
Korona. Rittergedicht. Tübingen 1814.
Sängerliebe. Tübingen 1814.
Dramatische Dichtungen. Berlin 1814.
Die Fahrten Thiodolfs. 2 Thle. Hamburg 1815.
Der Zauberring. 3 Thle. Nürnberg 1816.
Die Pilgerfahrt. Trauerspiel. Nürnberg 1816.
Tassilo. Vorspiel. Nürnberg 1816.
Gedichte. Tübingen 1816 fgde. 5 Thle.
Die zwei Brüder. Trauerspiel. Tübingen 1817.
Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenstein. Leipzig 1817.
Gefühle, Bilder und Ansichten. Leipzig 1818. 2 Thle.
Heldenspiele. Tübingen 1818.
Jäger und Jägerliebe. Gotha 1818.
Altsächsischer Bildersaal. Nürnb. 1818—20. 4 Thle.
Hieronymus von Staufe. Trauersp. Berlin 1819.
Die Leibeigene. Schauspiel. Berlin 1820.
Bertrand du Guesclin. Heldengedicht. Leipzig 1821. 3 Thle.
Ritter Elidouk. Leipzig 1822.
Der Verfolgte. Berlin 1821. 3 Thle.
Wilde Liebe. Leipzig 1822. 2 Thle.
Die Vertriebenen. Leipzig 1823. 3 Thle.
Mandragora. Berlin 1826.
Geschichte der Jungfrau von Orleans. Berl. 1826. 2 Thle.
Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Berl. 1828.
Fata Morgana. Stuttgart 1831.
Jakob Böhme. Greiz 1831.
Erzählungen und Novellen. Danzig 1833.
Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Almanachen (namentlich dem Frauentaschenbuche, das F. mehrere Jahre hindurch redigirte), Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Nicht leicht ist, wie wir bereits oben bemerkten, ein Dichter so verschiedenartig beurtheilt worden, als de la Motte Fouqué; er hat den Ruhm, den seine Zeit ihm gewährte, überlebt, und doch wird eine Zeit kommen, wenn er schon längst von der Erde geschieden ist, wo der ihm mit Recht gebührende Preis neue Knospen treibt und unvergänglich blüht. Wenn Reichthum der Phantasie, Tiefe und Wärme des Gefühls, Herrschaft über Gedanken, Sprache und Vers, und ein leicht aufflammender Enthusiasmus Anspruch auf den Namen eines ausgezeichneten Dichters gewähren, so verdient er denselben vor Allen. Gelang es ihm daher nicht, sich die Anerkennung zu erhalten, die ihm früher in so reichem Maße zu Theil ward, so muß die Ursache theils in seiner Persönlichkeit, theils in der Zeit liegen. In seiner Persönlichkeit, weil er, anstatt die Welt zu umfassen und in ihren Gebilden wieder zu geben, sich und in dieser eine eigene Welt schuf, die in sehr beschränkte Kreise zusammengedrängt und aus sehr heterogenen Elementen aufgeführt, wohl während einer besonderen, ihr durch eigenthümliche Verhältnisse geneigten Epoche ansprechen und gefallen konnte, über diese hinaus aber, da ihr das Allgemeingültige in den Einzelheiten fehlte, unwirksam werden mußte. Fouqué ist einer der letzten Jünger der romantischen Schule und zugleich einer der beschränktesten. Er nahm das Mittelalter zum Grunde, auf welchem er seine poetischen Gebilde aufführte, aber er wußte nicht in dessen wahre Tiefen einzudringen und verdeckte den daraus entspringenden Mangel durch äußeren Glanz und reichen Farbenschmuck, wodurch sich allerdings die große Masse bei ihrer Oberflächlichkeit angesprochen fühlte, besonders in jener aufgeregten Zeit, in der Fouqué den Culminationspunkt seines Wirkens erreichte, und in welcher Gesinnungen, wie er sie bekannte und verherrlichte, ungeprüft, denn es waren Tage der Noth, in allen Herzen wiederhallten. Als mehr Ruhe eintrat, als man in den deutschen Landen begann, das Für und Wider abzuwägen, da fand man denn auch, daß Vieles in unseres Dichters Leistungen nur Schein-

wesen sei, daß es seinen Charakteren oft am innersten Kern, an Wahrheit, seinen geschichtlichen Auffassungen an Wahrheit, ja selbst seiner Rede an Wahrheit, d. h. an jener innern Wahrheit, die auf der Natur der Dinge, nicht auf der subjectiven Auffassung derselben beruht, fehle. Selbst die nachsichtigsten Kritiker konnten ihn nicht frei von oberflächlicher Charakterzeichnung, von Vermischung und Verwirrung des Mittelalterlichen und Modernen, von Gesuchtheit und Manier in Form und Rede, sprechen, und indem nun, während der Entwickelung eines Kampfes der socialen Privilegien, Fouqué mit seiner ganzen Persönlichkeit und mit allen Kräften fest an dem entschiedensten Aristokratismus hing und sich für seine Ansichten eine eigene, immer mehr von der Natürlichkeit abweichende, seinem Wesen aber zusagende, sein Beginnen unterstützende Form bildete, so mußte er, da er auf solche Weise gegen die fortschreitende Zeit ankämpfte, einerseits in Manierirung verfallen, andererseits den größten Theil der Nation sich abwendig machen, und so die verschiedenartigsten Urtheile, die aber mit jedem Jahre ungünstiger ausfielen, über sich aussprechen hören. Dazu kam, daß er selbst poetische Frische und zeugende Kraft, daß seine Schriften den Reiz der Neuheit verloren, wodurch er sich dann nothwendig selbst überleben mußte.

Aber dennoch ist und bleibt er ein großer und wahrer Dichter, und der unbefangene Freund echter Poesie wird in allen seinen Werken eine große Anzahl einzelner meisterhafter Stellen und Schilderungen, und eine, wenn auch befangene, doch in ihrer Subjectivität sehr ehrenwerthe Gesinnung finden. Seine Poesie ist einem Bergstrome vergleichbar, der zwar Schlamm und Geröll, aber auch viel edles Gestein mit sich führt, und Leistungen wie die Undine, das Galgenmännlein, Corona u. A. m. werden seinen Namen mit Lorbeer gekränzt auf die späteste Nachwelt tragen und erhalten, so lange die deutsche Sprache selbst sich bei den Nationen der Erde erhält.

Gesang der drei Nornen.

(Aus Sigurd dem Schlangentödter.)

(Brynhildis, geharnischt, das Schwert an der Seite, schläft.)

Die drei Nornen.
(um sie her wandelnd und singend.)

Nornen, Schicksals ordnende Mächte,
Nennen uns drei die Menschenkinder.
Heimlich aus unserm Hauchen keimt's, —
Die Saat zum Frieden, zum Fechten sprießt,
Zu dem Fest der Braut, zum Mahl der Trauer,
Zum Streit der Rache, zum Tanzreihn drauf.
Trüb' auch hier über die Träumrin hin,
Treibt unser Willen Gebilde viel,
Und lagert so Lust als Klagen rings.
Wir schenken dir Macht und verschmachten bald,
Schön Fürstenkind voll hohen Sinns,
Wir spielen ein vielfach ernstes Spiel.
Wurdur hat das Gewordne gelenkt,
Werdandi lenkt das Werdende jetzt,
Und Skuld hat Kunde, was kommen soll.
Zu sichten aller Zeit Geschichten
Ziemt uns den drei'n im stäten Vereine
Bis Zeit entgleitend ausglimmt, wir mit.

Wurdur.

Der alte Held, König Hialmgunnar,
Heißklopfender Brust, rief opfernd auf:
Sieg mir, dem greisenden Krieger Sieg!
Odin! steh mit in des Dieners Streit:
Stolz hebt Agnar der Held sich auf,
Heischt Land und Leute zum Pfand des Siegs.
Dem Diener Sieg verhieß Odin,
Dem Gegner da half Brynhildis Hand,
Der schönen Königstochter Kraft.
Dem Tag gleich, tröstlicher Gaben reich,
Trat sie hellstrahlend und schnell herauf,
Leicht lenkend die Schlacht nach eigner Macht.
Lenkte sie stolz, Hialmgunnar's Heer schmolz,
Hochherrschend und herrlich stand Agnar,
Und Odins Woll'n zerstob in Wolken.
Zu keckes Licht, zu gewicht'ge Kraft,
Dir zürnte Odin schwer: zu Boden
Warf hin dich strafender Zauberschlaf.

Werdandi.

So liegt sie, träumend von Siegen nur,
Sieht nicht zum Kampfesgericht mehr auf,
Und draußen lodert die Lohe wild;
Lodert im Rund allstund ums Schloß her,
Verschließt mit wallendem Schein den Eingang;
Die glüh'nde Bahn kommt keiner heran.

Skuld.

Doch wagen wird's Einer. Heran die Bahn
Wird reiten ein Degen frei und frank
Durch drohend flackernde Flammen her.
Rasch treibt er zum Trab den Roßhuf an,
Tritt prachtvoll ein, Brynhildis wacht,
Denkt günstiger Hochzeit süßem Geschenk.

Werdandi.

Schon vor des leuchtenden Schlosses Thor,
Schnell durch des Feuers Wirbel zur Burg
Kommt er, der Recke. Was frommt ihm jetzt?
Kühnlicher Reitkunst schneller Preis.
Er steigt der Treppen Steine herauf,
Stark hallt sein Harnisch durch das Gebäu.

Alle Drei.

Dreht um uns, Schwestern, des Nebels Dunst,
Dicht einhüllend den ernsten Nordschein!
Hauch', Ahnung! bang' um der Nornen Bahn!
Rauschen uns hören, ergrau'n darob,
Kann dir, o blindes Erdkind, zum Loos:
Lichthell Schau'n ziemt richtenden Göttern.
(sie verschwinden.)

Brynhildis am Gewebe.

(Aus Sigurd dem Schlangentödter.)

Fördre, du fleißige Hand,
Bunter Farben Gespinnst,
Die tapfern Thaten des Freund's:
Gnitnaheide's Graun,
Des blanken Goldhorts
Herrlich prangendes Licht,
Und aus Lingos Busen das Blut.
Weberin, webe fort,
Web' in des Teppichs Prunk
Alle dein Lieb und Leid:
Gleißende Gluth um die Burg,
Glänzender Reiter durchhin,
Träumende Magd sein harr'nd.
Weberin, webe fort,
Web' in des Teppichs Prunk
Alle dein Lieb' und Leid,
Ward Zauberschlummer verscheucht,
Die Schläferin süß entflammt,
Glänzenden Kriegers Braut!
Weberin, webe fort,
Nornen auch weben fort
Dein Leben zu Lieb' und Leid,
Führen unreißbare Fäden,
Fiengen früh' an ihr Gespinnst
Eh' flog dein Weberschifflein.

Die Mutter.

„Wie willst du nun weg,
In die weite Welt,
Von Island, unsrer lieben Insel, fort!
Ach Kind, mir klopft
In klagender Brust
Das Mutterherz, das arme Mutterherz!“

„„Laß du mich nur los,
Lieb Mütterlein,
Da draußen in das deutsche Land hinaus.
Sind Sänger dort
Hochseltner Art;
Auf Rheinischen Bergen rauscht ihr Heldensang!““

„Was soll dir der Sang,
Wenn du siehst nicht mehr
Der Heimath Wald und Anger und Heerdesrauch?
Und ich Arme, allein
Auf dem Abendberg,
Soll weinend sehn, wie Sonne zur Ruhe geht.“

„„Wirst weinen nicht lang,
Wirst lächeln gar lieb,
Wenn kunstreich, kühn und frisch der Sohn dir kehrt.
Der Himmel ist hell,
Der Frühling haucht;
O weine dir nicht die holden Augen weh.““

Und er schritt ins Schiff,
Und es schwankte fort,
Und die Mutter ging hinein und schloß ihr Gemach.
Und sie weinte sehr,
Bis die sanfte Nacht
Des Schlafes Hülle über das Haupt ihr zog.

Kam da die Königin
Gekrönter Götter,
Kam da die Frigga im Traum zur edlen Frau:
„Mußt nicht weinen, Mutter,
Du Menschenmutter;
Ich schütze sorgend dir den holden Sohn.“

„„Du hohe Herrin,
Ich habe das Weinen
Mir nicht erkoren; doch muß ich weinen, ich muß.
Nimm Opfer und Dank du
Für deinen Schutz an;
Mir laß das Weinen: es läßt ja doch nicht nach.““

„Wehvolles Weinen
War mir geziemend,
Als Baldur lag, mein göttlich Kind, erblaßt.
Du darfst nicht weinen:
Dir kehrt er wieder,
Dein lieber Sohn, in leuchtender Jugendlust.“ —

Und der tröstende Traum
Im Morgenthau
Entschwand, und wachend sah die Mutter umher.
Hell blieb in der Brust
Der Göttin Bild:
Aber der Sohn war fern und die Mutter weinte doch.

Gottes Zucht.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt, eins nach dem andern,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart an einander
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht ihr, und werdet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott! ich hatt' es vergessen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileschauer, sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen;
Und hin mir welket die Lust.

Und wär' nur der Tod gekommen
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauset der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann;
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

Thurmwächterslied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus starker Brust,
Und mische den Klang
In die wilde Lust,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo schwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Mensch hier wacht:

Ein kräftiger Mann,
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Trost über See und Land.

Wer auf Wogen schwebt,
Sehr leck sein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo sich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich.
Wen das wilde Meer
Schon hinunter schlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

Das Galgenmännlein. *)

In Venezia, die weit und breit berühmte wälsche Handelsstadt, zog eines schönen Abends ein junger Deutscher Kaufmann ein, Reichard geheißen, gar ein fröhlicher und kecker Gesell. Es gab eben zu der Zeit in Deutschen Landen mannigfache Unruhe, um des dreißigjährigen Krieges willen; deshalben war der junge Handelsmann, der sich gern einen lustigen Tag machte, ganz besonders damit zufrieden, daß ihn seine Geschäfte auf einige

*) Aus de la Motte Fouqué's Erzählungen u. kleinen Romanen.

Zeit nach Wälschland riefen, wo es nicht gar so kriegerisch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köstlichen Wein und viele der besten und wohlschmeckendsten Früchte antreffen sollte, noch der vielen wunderschönen Frauen zu geschweigen, von welchen er ein absonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie sie es dorten zu thun pflegen, in einem kleinen Schifflein, Gondel geheißen, auf den Kanälen umher, die es in Venezia statt der ordentlichen gepflasterten Straßen gibt, und hatte seine große Lust an den schönen Häusern und den noch viel schöneren Weibsgestalten, die er oftmals daraus hervorblicken sah. Als er endlich gegen ein höchst prächtiges Gebäu herankam, in dessen Fenstern wohl zwölf der alleranmuthigsten Frauenzimmer lagen, sprach der gute junge Gesell zu einem der Gondolier, die sein Schifflein ruderten: „daß Gott! wenn es mir doch einmal so wohl werden sollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderschönen Fräulein sprechen dürfte!" „Ei," sagte der Gondolier, „ist es weiter nichts als das, so steigt nur aus und geht kecklich hinauf. Die Zeit wird Euch droben gewißlich nicht lang werden." Der junge Reichard aber sprach: „du hast wohl deine Lust daran, fremde Leute zu necken, und meinest, in mir so einen groben Gesellen zu treffen, der nach deinen thörichten Worten thäte und droben im Schlosse dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamst obendrein?" „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen," sagte der Gondolier. „Thut nur nach meinem Rath, dafern Ihr's Euch gerne wohl seyn laßt, und nehmen sie Euch nicht mit offnen, schönen Armen auf, so will ich meines Fährlohnes quitt und verlustig gehn."

Das schien dem jungen Burschen des Versuchens schon werth, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schaar der liebreizenden Fräulein nahm den Fremden nicht allein holdselig auf, sondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönste aus ihnen hielt, in ihr eignes Gemach, wo sie ihn mit den auserlesensten Trink- und Eßwaaren bewirthete, und auch mit manchem Kuß, ja, ihm endlich ganz und gar zu Willen ward. Er mußte mehrmalen bei sich denken: „ich bin doch fürwahr in das alleranmuthigste und wunderbarste Land gekommen, so es auf dem Erdboden gibt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugsamlich danken für die Anmuthigkeiten meiner Person und meines Geistes, vermittelst deren ich den fremden Damen so sehr gefalle."

Als er nun aber wieder von hinnen wollte, forderte ihm das Fräulein funfzig Dukaten ab, und weil er sich darüber verwunderte, sagte sie: „ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, Euch der schönsten Courtisane aus ganz Venedig so gar umsonst erfreut zu haben? Zahlt nur immer frisch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß sich den Preis gefallen lassen, den man von ihm begehrt. Wollt Ihr aber künftig wiederkommen, so gehabt Euch klüger, und Ihr könnt für eine Summe, wie es Euch heute gekostet hat, eine ganze Woche lang in allen Freuden leben."

Ach, wie verdrießlich es doch sein mag für Einen, der dachte, er habe eine Prinzessin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlschaft war und ihm noch eine so erkleckliche Summe dabei aus dem Geldbeutel gelockt wird! Der junge Gesell aber bewies sich nicht so ergrimmt, als wohl ein Andrer meinen sollte. Es war mehr um eine gute Pflege seines Leibes zu thun, als um viele Preislichkeiten in seiner Historie, deshalben er sich denn nach geleisteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinken, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herumzog.

Da nun der fröhliche Bursch auf solchen Wegen war, mochte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Gesellschaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Saus und Braus, und zwischen lauter lustigen Gesichtern; ein einziges ausgenommen, das einem Hispanischen Hauptmanne gehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard sich begeben hatte, beiwohnte, aber meist ohne ein Wort zu verlieren, und mit einer recht gewaltsamen Unruhe auf allen Zügen seines finstern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Ansehn und Vermögen, der sich nichts daraus machte, die ganze Gesellschaft oft mehrere Abende hinter einander frei zu halten.

Dessen ungeachtet, und ob sich der junge Reichard gleich nicht mehr so arg beschatzen ließ, wie am Tage seiner Ankunft in Venezia, begann ihm doch endlich das Geld auszugehn, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein so unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müsse, dafern er nicht mit seinem vielen Verlustiren zuletzt all' seines Geldes verlustig gehn wolle.

Die andern wurden seiner Trübseligkeit inne, zugleich auch der Ursache dazu, — wie sie denn dergleichen Fälle sehr häufig in ihrem Kreise erlebten, — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Kopfhänger, der es doch immer noch nicht lassen konnte, durch die Reste seines Seckels von dem anmuthigen Fliegengiste zu naschen. Da nahm ihn eines Abends der Hispanier bei Seite und führte ihn mit unerwarteter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Gesellen wollte schier angst dabei werden, aber er dachte zuletzt: „daß nicht mehr viel bei mir zu holen ist, weiß der Kumpan, und an meine Haut, dafern ihm drum zu thun wäre, müßte er doch immer erst die seinige setzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird."

Der Hispanische Hauptmann aber, sich auf die Grundmauer eines alten verfallenen Gebäudes setzend, nöthigte den jungen Kaufherrn neben sich und hub folgendermaßen zu sprechen an: „es will mich fast bedünken, mein lieber, höchst jugendlicher Freund, als fehle es Euch an eben derselben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Last wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbeizuschaffen und so fortfahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andere Gaben in den Kauf lasse ich Euch für ein billiges Geld ab."

„Was kann Euch denn noch am Gelde liegen, indem Ihr die Gabe, es Euch zu verschaffen, los werden wollt?" fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandtniß," entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob Ihr gewisse kleine Kreaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es sind schwarze Teufelchen in Gläslein eingeschlossen. Wer ein solches besitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er sich nur Ergötzliches im Leben wünschen mag, vorzüglich aber unermeßlich vieles Geld. Dagegen bedingt sich das Galgenmännlein die Seele seines Besitzers für seinen Herrn Luzifer aus, wofern der Besitzer stirbt, ohne sein Galgenmännlein in andre Hände überliefert zu haben. Dies darf aber nur durch Kauf geschehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines kostet mir zehn Dukaten wollt Ihr nun neun dafür geben, so ist es Eu'r."

Während der junge Reichard sich noch besann, sprach der Hispanier weiter: „ich könnte Jemanden damit anführen und es ihm für irgend ein andres Gläslein und Spielwerk in die Hände schaffen, wie mich denn selbsten ein gewissenloser Handelsmann auf gleiche Weise in dessen Besitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewissen nicht noch mehr zu beschweren und trage Euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr seid noch jung und lebenslustig und gewinnt wohl mannigfache Gelegenheit, Euch des Dinges zu entledigen, dafern es Euch zur Last werden sollte, wie es mir heute solches ist."

„Lieber Herr," sagte Reichard dagegen, „wolltet Ihr mir's nicht für ungut nehmen, so möchte ich Euch klagen, wie oft ich in dieser Stadt Venezia bereits angeführt worden bin."

„Ei, du junger, thörichter Gesell!" rief der Hispanier zornig, „Du darfst nur an mein Fest von gestern Abend zurückdenken, um zu wissen, ob ich um Deiner lausigen neun Dukaten willen betrügen werde, oder nicht."

„Wer viel gastirt, verbraucht auch viel," versetzte der junge Kaufmann sittig, „und nur ein Handwerk, nicht aber ein Geldseckel hat einen güldnen Boden. Wenn Ihr nun Euern letzten Dukaten gestern ausgegeben hättet, könnten Euch heute meine vorletzten neune dennoch lieb seyn."

„Entschuldige es, daß ich Dich nicht todtsteche," sagte der Hispanier. „Es geschieht, weil ich hoffe, Du werdest mir noch von meinem Galgenmännlein loshelfen, und dann auch, dieweil ich gesonnen bin, Pönitenz zu thun, welche auf solche Weise nur erschwert und vergrößert würde."

„Möchten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt sein?" fragte der junge Kaufherr auf das vorsichtigste.

„Wie ginge das an?" versetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei Keinem und hilft auch Keinem, als der es vorhero richtig und baar erstanden hat."

Dem jungen Reichard ward bange; denn es sah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo sie in der Nacht beisammen saßen, ob ihn gleich der Hauptmann versicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorstehenden Buße. Jedoch schwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Besitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beschloß also die Hälfte seiner letzten Baarschaft daran zu wagen, vorher jedoch versuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preise herunter handeln könne.

„Du Narr!" lachte der Hauptmann. „Zu Deinem Besten heischte ich die höchste Summe, und zum Besten derer, die es nach Dir kaufen, damit es nicht Einer so frühe für die allerniedrigste Münze der Welt erstehe und unwiederbringlich des Teufels sey, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann."

„Ach laßt nur," sagte Reichard freundlich. „Ich verkaufe das wunderliche Ding wohl sobald nicht wieder. Wenn ich's also für fünf Dukaten haben könnte" —

„Meinetwegen," erwiederte der Hispanier. „Du arbeitest dem schwarzen Teuflein seine Dienstzeit um die letzte, verlorne Menschenseele recht kurz."

Damit händigte er dem jungen Gesellen gegen Bezahlung des Kaufschillings ein dünnes, gläsernes Fläschchen ein, worin Reichard beim Sternenlichte etwas Schwarzes wild auf und niedergaukeln sah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken seine gemachte Auslage verdoppelt in seine rechte Hand und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirthshause zurück, wo die andern Gesellen noch zechten, sich Alle höchlich verwundernd, wie die Beiden, welche erst eben so trübsinnig von ihnen geschieden waren, nun mit sehr heitern Angesichtern wieder hereintraten. Der Hispanier aber nahm kurzen Abschied, ohne bei dem kostbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich schon spät in der Nacht war, anzurichten befahl, es dem mißtrauischen Wirthe vorausbezahlend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taschen von immer neu herbeigewünschten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche sich selbst ein solches Galgenmännlein wünschen möchten, werden am besten beurtheilen können, welch ein Leben der lustige junge Gesell von diesem Tage an führte, es sei denn, daß sie sich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorsichtiges und frömmeres Gemüth mag leichtlich ermessen, daß es gar wild und verschwenderisch herging. Sein Erstes war, daß er die schöne Lukrezia — denn also nannte sich, frechen Spottes, seine frühere und kostbare Buhlschaft, — durch unerhörte Summen für sich ganz allein gewann, worauf er dann ein Schloß und zwei Villen erkaufte, und sich mit allen möglichen Herrlichkeiten der Welt umgab.

Es geschah, daß er eines Tages mit der gottlosen Lukrezia im Garten eines seiner Landhäuser am Rande eines schnellen, tiefen Bächleins saß. Viel ward geneckt und gelacht unter den zwei thörichten jungen Leuten, bis endlich Lukrezia unversehns das Galgenmännlein erwischte, das Reichard an einem güldnen Kettlein unter seinen Kleidern auf der Brust trug. Bevor er es noch verhindern konnte, hatte sie ihm das Kettchen losgenestelt und hielt nun die kleine Flasche spielend gegen das Licht. Erst lachte sie über die wunderlichen Kapriolen des kleinen Schwarzen darinnen, dann aber schrie sie plötzlich voll Entsetzen: „pfui doch, das ist ja gar eine Kröte!“ und schleuderte Kette und Flasche und Galgenmännlein in den Bach, der alles zusammen mit seinen reißenden Wirbeln sogleich dem Auge entzog.

Der arme junge Gesell suchte seinen Schrecken zu verbergen, damit ihn seine Buhlin nicht weiter befrage und ihn noch endlich gar wegen Zauberei vor Gericht ziehe. Er gab das ganze Ding für ein wunderliches Spielwerk aus, und machte sich nur, sobald es gehn wollte, von der Lukrezia los, um im Stillen zu überlegen, was nun am besten zu thun sei. Das Schloß hatte er noch, die Landhäuser desgleichen und eine schöne Menge Dukaten mußte in seinen Taschen stecken. Gar freudig aber ward er überrascht, als er, nach dem Gelde fassend, die Flasche mit dem Galgenmännlein in die Hand bekam. Die Kette mochte wohl auf dem Grunde des Bächleins liegen, Flasche aber und Galgenmännlein waren richtig an ihren Herrn zurückgekommen. — „Ei,“ rief er jubelnd aus, „so besitze ich ja einen Schatz, den mir keine Macht der Erden rauben kann!“ und hätte das Fläschlein beinahe geküßt, nur daß ihm der kleine gaukelnde Schwarze darin etwas allzugräßlich vorkam.

War es jedoch bisher wild und lustig zugegangen, so trieb es Reichard nun noch zehnmal ärger. Auf alle Potentaten und Regenten des Erdreichs blickte er mit Bedauern und Verachtung herab, überzeugt, daß Keiner von ihnen ein nur halb so vergnügtes Leben führen möge, als er. Man konnte in der reichen Handelsstadt Venezia fast nicht mehr so viele Seltenheiten an Speise und Trank zusammenbringen, als wie zu seinen schwelgerischen Banketen erfordert wurden. Wenn ihn irgend ein wohlmeinender Mensch darüber schelten oder ermahnen wollte, pflegte er zu sagen: „Reichard ist mein Name und mein Reichthum ist so hart, daß ihm keine Ausgabe den Kopf einzustoßen vermag.“ Gar unmäßig pflegte er auch oftmals über den hispanischen Hauptmann zu lachen, daß er einen so köstlichen Schatz von sich gegeben habe, und noch dazu, wie man höre, ins Kloster gegangen sei.

Alles auf dieser Erden aber währet nur eine kurze Zeit. Das mußte denn der junge Gesell gleichfalls erfahren, und zwar um so früher, da er allen sinnlichen Genüssen auf das unmäßigste fröhnte. Eine tödtliche Ermattung überfiel seinen erschöpften Leib, dem Galgenmännlein zum Trotz, das er wohl zehnmal am ersten Tage seiner Krankheit vergeblich um Hülfe anrief. Doch erschien keine Besserung, wohl aber in der Nacht ein verwunderlicher Traum.

Es kam ihm nämlich vor, als beginne unter den Arzneiflaschen, die vor seinem Bette standen, eine derselben gar einen lustigen Tanz, wobei sie den übrigen unaufhörlich klingend gegen die Köpfe und Bäuche rannte. Als Reichard recht hinsah, erkannte er die Flasche mit dem Galgenmännlein, und sagte: „Ei Galgenmännel, Galgenmännel, willst mir diesmal nicht helfen und rennst mir nun noch die Arznei in den Sand.“ Aber das Galgenmännlein sang heiser aus der Flasche zurück:

„Ei Reichardlein, ei Reichardlein,
Gib dich nur in die ew'ge Pein,
Und find' dich hübsch geduldig drein.
Für Krankheit hilft nicht Teufelslist,
Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist;
Ich freu mich d'rauf, daß mein du bist.“

Und damit machte es sich ganz lang und ganz dünne, und so fest Reichard die Flasche zuhielt, kroch es dennoch zwischen seinem Daumen und dem verpichten Pfropfen durch, und ward ein großer schwarzer Mann, der häßlich tanzte, mit Fledermausfittigen dazu schwirrend, und legte endlich seine behaarte Brust an Reichards Brust, sein grinzendes Gesicht an Reichards Gesicht, so fest, so innig fest, daß Reichard fühlte, er fange schon an ihm zu gleichen, entsetzt schreiend: „'nen Spiegel her! 'nen Spiegel her!“

Im kalten Angstschweiß wachte er auf, wobei es ihm noch vorkam, als laufe eine schwarze Kröte mit großer Behendigkeit seine Brust herunter in die Tasche seines Nachtkleides hinein. Er faßte grausend dahin, brachte aber nur das Fläschlein hervor, darin jetzo der kleine Schwarze wie abgemattet und träumend lag.

Ach, wie so gar lang bedünkte den Kranken der Rest dieser Nacht! Dem Schlafe wollte er sich nicht mehr anvertrauen, aus Furcht, er könne ihm den schwarzen Kerl wieder hereinbringen, und dennoch traute er sich kaum die Augen aufzuschlagen, besorgend, das Unwesen laure wohl wirklich in einer Ecke des Gemachs. Hielt er wieder die Augen zu, so dachte er, er habe sich nun heimlich bis dicht vor ihn herangeschlichen, und riß sich von neuem entsetzt in die Höh'. Er schellte wohl nach seinen Leuten, aber die schliefen wie taub, und die schöne Lukrezia ließ sich, seit er unpaß war, durchaus nicht mehr in seinem Zimmer sehen. So mußte er denn allein liegen in seinen Aengsten, die sich noch vergrößerten, weil er beständig denken mußte: „ach Gott, ist diese Nacht so lang, wie lang wird nicht die lange Nacht der Höllen sein!“ Er beschloß auch, dafern ihn Gott bis morgen leben lasse, sich des Galgenmännleins gewißlich auf alle Weise zu entschlagen.

Als es denn nun endlich Morgen ward, überlegte er, durch das junge Licht in etwas ermuntert und gestärkt, ob er auch das Galgenmännlein bishero gehörig genutzt habe. Das Schloß, die Landhäuser und allerhand Prunkstücke dünkten ihm nicht genug, er forderte daher auf's schleunigste noch eine große Menge Dukaten unter sein Kopfkissen, und sobald er den schweren Beutel dorten fand, dachte er mit Ruhe darauf, wem er das Fläschlein am besten verkaufen könne. Sein Arzt, wußte er, war ein großer Freund von all' den seltsamen Kreaturen, die man in Spiritus aufbewahrt, und für eine solche verhoffte er auch das Galgenmännlein bei ihm anzubringen, weil der Doctor, als ein frommer Mann, sonsten nichts würde mit der Bestie zu schaffen haben wollen. Freilich spielte er damit einen bösen Streich, aber er dachte so: „besser eine kleinere Sünde im Fegefeuer abgebüßt, als dem Luzifer unwiderruflich für immer zu eigen geworden. Zudem ist Jedermann sich selbst der Nächste und meine Todesgefahr gestattet keinen Aufschub.“

Dabei blieb es auch. Er trug dem Medicus das Galgenmännlein an, welches eben wieder munter geworden war und im Glase recht spaßhaft umhergaukelte, so daß der gelehrte Mann, begierig, eine so seltsame Naturgestaltung (als wofür er's hielt) näher zu beobachten, sich erbot, sie zu kaufen, dafern der Preis ihm nicht zu kostbar sei. Um wenigstens einigermaßen dem Gewissen ein Genüge zu thun, forderte Reichard so viel er konnte: vier Dukaten, zwei Thaler und zwanzig Groschen nach deutschem Gelde. Der Doctor aber wollte nur höchstens drei Dukaten geben und meinte endlich, er müsse sich sonsten noch ein Paar Tage bedenken. Da überfiel den armen jungen Gesellen die Todesangst von Neuem; er gab das Galgenmännlein hin und ließ durch seinen Diener die dafür gelösten drei Dukaten den Armen ausspenden. Das Geld aber unter seinem Kopfkissen bewahrte er, wie er am besten mochte, vermeinend, darauf fundire sich nun sein ganzes zukünftiges Wohl oder Weh.

Die Krankheit nahm indeß höchst gewaltsam zu. Fast lag der junge Kaufherr im beständigen Fieberwahnwitz, und hätte er noch die Noth mit dem Galgenmännlein auf dem Herzen gehabt, wäre er gewiß in lauter Seelenangst zum Tode verdorben. So aber kam er denn endlich nach und nach wieder auf und verzögerte seine gänzliche Wiederherstellung nur durch die Besorgniß, mit welcher er immer an die Dukaten unter seinem Kopfkissen dachte, die er seit den ersten lichten Augenblicken vergeblich dorten gesucht hatte. Anfänglich mochte er auch nicht gern Jemanden darum fragen, als er es aber endlich dennoch that, wollte kein Mensch davon wissen. Er schickte zu der schönen Lukrezia, die in den gefährlichsten Stunden seiner Bewußtlosigkeit um ihn gewesen

seyn sollte, und sich jetzt zu ihrer ehemaligen Gesellschaft wiederum heim begeben hatte. Die aber ließ ihm zurücksagen: „er möge sie in Frieden lassen; ob er denn ihr oder sonst einem Menschen von den Dukaten gesagt habe? Wisse Niemand darum, so werde es ja wohl nur Fiebertollheit sein.“

Betrübt aufstehend, dachte er eben daran, wie er Schloß und Landhäuser zu Gelde machen könne. Da traten Leute herein, welche Quittungen über die gezahlte Kaufsumme aller seiner Besitzungen brachten, mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehen, denn er hatte in den Tagen seines Uebermuthes der garstigschönen Lukrezia Blankette gegeben, um damit nach ihrem Belieben zu thun, und mußte nun in seiner Ermattung das Wenige, so ihm hier noch gehörte, zusammenpacken, um als ein halber Bettler auszuziehen.

Da kam noch dazu der Arzt, der ihn geheilt hatte, gar ernsten Antlitzes gegangen. — „Ei, Herr Doctor,“ schrie ihn der junge verdrießliche Gesell an, „wollt Ihr nun vollends nach Art Eurer Kollegen mit großen Rechnungen angezogen kommen, so gebt mir noch ein Giftpülverlein in den Kauf, denn ich weiß sonach ohnehin mein letztes Brod gebacken, dieweil ich kein Geld mehr haben werde, ein neues zu kaufen.“ —

„Nicht also,“ sagte der Medicus ernsthaft; „ich schenke Euch die Kosten Eurer ganzen Kur. Blos ein höchst seltnes Arzneimittel, das ich schon in jenen Schrank für Euch hingesetzt habe, und das Ihr zu Eurer künftigen Stärkung nothwendig braucht, sollt Ihr mir mit zwei Dukaten bezahlen. Wollt Ihr das? —

„Ja von Herzen gern!“ rief der erfreute Kaufherr und bezahlte den Doctor, der das Zimmer alsbald verließ. Als nun aber Reichard die Hand nur in den Schrank steckte, saß ihm auch schon die Flasche mit dem Galgenmännlein zwischen den Fingern. Darum her war ein Zettel gewunden, folgenden Inhalts:

> Ich wollte deinen Leib curiren,
> Du meine Seele mir turbiren,
> Jedoch mein Wissen, höher viel,
> Erkannte bald Dein schnödes Ziel.
> Laß Dir die Gegenlist gefallen;
> Ich spiel' in Deine Hand vor Allen
> Das Galgenmännlein Dir zurück,
> Dem Galgenstreich zum Galgenglück.

Freilich empfand der junge Reichard einen großen Schrecken darüber, daß er nun abermals das Galgenmännlein erkauft habe, und zwar für einen schon sehr geringen Preis. Es war aber doch auch Freude mit dabei. Wie er des Dinges bald wieder ledig seyn wolle, darüber hatte er eben keinen großen Skrupel, er beschloß sogar, sich vermittelst desselben an der verbuhlten Spitzbübin Lukrezia zu rächen.

Und das fing er folgendergestalt an. Erst wünschte er sich in beide Taschen die Anzahl Dukaten, so er unter dem Kopfkissen liegen gehabt, verdoppelt, die ihn denn auch unverzüglich mit ihrem Gewicht beinahe zur Erde zog. Die ganze ungeheure Summe deponirte er bei dem nächsten Advokaten gegen einen gerichtlichen Schein, etwa nur ein hundert und zwanzig Goldstücke zurück behaltend, mit denen er sich nach dem Wohnorte der liederlichen Lukrezia hinbegab. Da ward nun wieder getrunken, gespielt, narrirt, wie einige Monate zuvor, und die Lukrezia erzeigte sich auch gegen den jungen Kaufmann sehr freundlich, von wegen des Geldes. Dieser ließ nach und nach durch das Galgenmännlein allerhand artige Taschenspielerstreiche machen, und zeigte es der erstaunten Buhlerin als ein solches Ding, wie sie ihm vordem eines in's Wasser geworfen und wie er deren unterschiedliche besitze. Wie nun die Weiber sind, wollte sie alsbald auch so ein Spielwerk haben, und als der listige Gesell, gleichsam zum Scherze, Geld dafür verlangte, gab sie ihm ohne Bedenken einen Dukaten hin. Der Handel war geschlossen, der Reichard machte sich sobald als möglich zum Hause hinaus, um vom Advokaten einen Theil der anvertrauten Summe wieder abzuholen. Dorten aber gab es nichts einzukassiren; der Advokat machte große Augen und that sehr verwundert: er kenne den jungen Herrn gar nicht, sagte er. Als nun Reichard das Attestat aus der Tasche ziehen wollte, fand er bloß ein leeres, unbeschriebenes Blatt. Der Advokat hatte seinen Schein mit solcher Tinte geschrieben, die nach wenigen Stunden ohne alle Spur verbleicht. Der junge Gesell sah sich dahero abermals wider Vermuthen verarmt, und wäre ein Bettler gewesen, nur daß er noch etwa dreißig Dukaten von seinem verschwenderischen Schmause bei Lukrezien in der Tasche behalten hatte.

Wer ein allzu kurzes Bette hat, liege krumm; wer gar keines hat, behelfe sich auf der Erde; wer keinen Wagen zahlen kann, reite; wer kein Pferd hat, gehe zu Fuß. — Nach einigen Tagen des müßigen Umherlungerns merkte Reichard wohl, auf diese Weise gehe sein Geld vollends zu Ende und er müsse sich nun schon entschließen, vor der Hand aus einem Kaufherrn ein Tabuletkrämer zu werden.

Er that sich denn um nach einem Kästlein zu dieser Handthierung und erstand auch eines für den Rest seines Geldes, indem er im Durchschnitt um jedes Büchschen darin etwa vier Groschen nach deutscher Münze zahlte. Ei, wie so sauer kam es ihm an, den Riemen überzuhängen und seine Waare in eben den Straßen feil zu bieten, wo er noch vor wenigen Wochen auf das allerherrlichste umherstolzirt war! Jedoch schöpfte er den Tag hindurch einen ziemlich freudigen Muth, da ihm die Käufer ordentlich entgegen gelaufen kamen und ihm oftmals mehr boten, als er zu fordern gewagt hätte. — „Die Stadt ist dennoch sehr gut,“ dachte er bei sich, „und wenn es auf diese Weise fortgeht, kann mich eine kurze Mühseligkeit wieder zum wohlhabenden Mann erheben. Dann reis' ich nach Deutschland zurück und befinde mich um so viel behaglicher, als ich schon einmal in des verfluchten Galgenmännleins Klauen gesteckt habe und noch mit Verstand und Ueberlegung davon losgekommen bin.“

Mit ähnlichen Gedanken lobte und labte er sich am Abend in der Herberge, wo er so eben seinen Kasten absetzte. Einige neugierige Gäste standen umher, von denen ihn Einer fragte: „was ist denn das für ein wunderliches Wesen, Gesell, das Ihr da in jenem Fläschlein habt, und das so kuriose Purzelbäume schießt?“ — Entsetzt schaute Reichard hin, und sah nun erst, daß er unter den andern Büchslein unbewußt auch das mit dem Galgenmännlein wieder an sich gekauft habe. Eilig bot er es dem Frager an für drei Groschen, — ihm selbst kostete es nun ja nur viere, — eilig allen Gästen für denselben Preis. Sie ekelten sich aber vor dem häßlichen schwarzen Geschöpfe von dem er ihnen keinen bestimmten Nutzen anzugeben wußte, und als er nicht nachlassen wollte mit Anerbietung seiner schlimmen Waare, jedwedes Gespräch auf's dringendste unterbrechend, wies man den überlästigen Kumpan sammt seinem Kasten und seiner schwarzen Bestie aus der Thür.

In voller Seelenangst machte er sich zu dem Verkäufer des Kästleins und wollte ihm den kleinen Satan für einen niedern Preis wieder aufdringen. Aber der Mann war schläfrig, ließ sich auf die ganze Verhandlung gar nicht recht ein und meinte endlich, wenn die häßliche Flasche durchaus wieder an ihren ersten Herrn solle, möge er damit zu der Buhldirne Lukrezia gehn; die habe ihm dieses Ding sammt anderm Spieltande verkauft. Ihn aber möge er ruhig schlafen lassen.

„Ach du liebster Gott,“ seufzte Reichard recht innerlich, „wer doch auch so ruhig schlafen könnte!“ Während er über einen großen Platz hinlief, um nach Lukreziens Wohnung zu gelangen, war es ihm ganz eigentlich, als renne Jemand in der Nacht raschelnd hinter ihm drein und packe ihn bisweilen ordentlich am Kragen. Entsetzt kam er durch eine von sonst ihm wohlbekannte Hinterthür in Lukreziens Gemach. Die garstige Schöne saß noch bei einem lustigen Abendessen mit zwei fremden Buhlen auf. Man schalt erst über den unbescheidnen Krämer. Dann kauften ihm die Buhlen seinen Kram für die Courtisane fast leer, die ihn dabei wohl erkannte und ihn in einem fort auslachte. Das Galgenmännlein aber wollte Niemand kaufen. Als er es wiederholt anbot, sagte Lukrezia: „Pfui! Hinaus mit dem garstigen Dinge! Ich hab's schon gehabt, und mich Tagelang daran geekelt. Darum verkauft' ich's auch für einige Groschen einem ähnlichen Lump als diesem, der mir's selber für einen Dukaten anschwatzte.“ — „Um Deines eignen zeitlichen Glückes willen,“ schrie der junge Kaufherr beängstigt, „Du weißt nicht, was Du von Dir stößest, Lukrezia, Du zornige, schöne Dirne. Laß mich nur fünf Minuten allein mit Dir sprechen und du kaufst mir das Fläschlein gewißlich ab.“

Sie trat mit ihm ein wenig abseits und er offenbarte ihr das ganze seltsamliche Geheimniß vom Galgenmännlein. Da aber fing sie erst recht heftig zu schreien und zu schelten an. „Willst Du mich noch zum Narren haben, Du liederlicher Bettelmann?“ rief sie. „Wenn es wahr wäre, hättest Du Dir gewiß was besseres vom Satan erwünscht, als diesen Kasten und diesen Riemen. Pack Dich hinaus! Und ob Du gleich lügst, will ich Dich dennoch als einen Zauberer und Herenmeister angeben. Da sollst Du wegen Deiner dummen Prahlereien verbrannt werden.“

Damit fielen noch die beiden Buhler, um sich ihrer Dirne gefällig zu erweisen, über den bestürzten jungen Gesellen her und stießen ihn die Treppe hinunter, so daß er im Grimm über diese Schmach und in der Angst, als Herenmeister verbrannt zu werden, nur eilte, alsbald aus der Stadt Venezia fortzukommen. Am folgenden Mittage hatte er auch deren Gebiet schon hinter sich, worauf er sie denn als die Ursacherin alles seines Unheils von der Gränze aus zu verfluchen begann.

Das Galgenmännlein sah ihm dabei aus der Tasche, und als er es in seinem heftigen Gestikuliren unversehens erwischte, rief er aus: „nun gut, du nichtsnutziger Kerl; nun sollst du mir dennoch nutzen, und zwar eben dazu, dich desto geschwinder los zu werden!“

Und sofort wünschte er sich wieder eine ungeheure Menge Geld, noch vielmehr als das letzte Mal, und schlich nun, die schweren Taschen mühsam haltend, nach der nächsten Stadt hinein. Hier kaufte er einen glänzenden Wagen, miethete Lakaien und eilte nun in Pomp und Wohlleben der großen Hauptstadt Roma zu, überzeugt, sein Galgenmännlein dorten ohne Zweifel gut los zu werden unter dem Gewirre so vieler Menschen von den verschiedensten Wünschen und Sitten. So oft er indeß Dukaten ausgab, ließ er sie sich von dem Galgenmännlein gleich wieder zurückzahlen, damit er nach des Fläschleins Verkauf seine ganze Summe noch immer unversehrt beisammen habe. Ihm schien dies ein billiger Lohn für die Angst, welche er ausstand; denn nicht genug, daß sich ihm fast in jeder Nacht der häßliche schwarze Mann aus jenem ersten Traume wieder verwandelnd an die Brust legte; — er sah auch wachenden Muthes das Galgenmännlein immer so toll vergnügt in der Flasche umhertanzen, als habe es nun seine Beute gewiß und freue sich der bald gänzlich abgelaufenen Dienstzeit.

Kaum nun, daß ihn sein Reichthum und seine Verschwendung in die vornehmsten Gesellschaften der Stadt Roma eingeführt hatte, ließ ihm auch ein stets waches Entsetzen keine Zeit, schickliche Gelegenheiten zum Verkauf des Galgenmännleins abzuwarten. Ohne Unterschied bot er es jedem Menschen, den er sprach, für drei Groschen deutschen Geldes an und ward bald, als ein wunderlicher Toller, das Gelächter aller Leute. Geld macht wohl Muth und gibt Freunde. Er war auch allerwärts mit seinem Reichthum recht gern gesehn; sobald er aber von seinem Fläschlein und den drei Groschen deutschen Geldes zu sprechen anfing, nickte man ihm höflich zu und machte sich gleich darauf lächelnd von ihm los, weshalb er oftmals zu sagen pflegte: „des Teufels möchte man darüber werden; nur daß man es leider halb und halb schon ist.“

Es ergriff ihn endlich eine solche Verzweiflung, daß er es in der schönen Stadt Roma nicht mehr aushalten konnte und den Entschluß faßte, sein Heil einmal im Kriege zu versuchen, ob er da des Galgenmännleins nicht ledig werden könne. Er hörte, daß zwei kleine italische Landschaften mit einander im Kampfe lägen, und bereitete sich ernstlich, zu einer von beiden Parten zu stoßen. Mit einem schönen, goldverzierten Küras, einem prächtigen Federhute, zwei auserlesenen leichten Jagdbüchsen, einem trefflichen, spiegelblanken Schwerte und zwei zierlichen Dolchen versehen, ritt er auf einem spanischen Hengste aus den Thoren, drei gutbewehrte Diener auf tüchtigen Rossen hinter sich.

Wie möchte ein so wohl gerüsteter Kriegsmann und der noch dazu erbötig ist, ohne Sold zu dienen, nicht gern von jeglichem Reiterhauptmann aufgenommen seyn? Der wackre Reichard sah sich unverzüglich einer wackern Schaar beigesellt und lebte eine Zeitlang im Lager so vergnügt bei Trunk und Spiel, als es ihm seine große inn're Beängstigung wegen des Galgenmännleins zuließ und die bösen Träume, die ihn allnächtlich verfolgten. Durch sein Ergehen zu Rom gewitzigt, nahm er sich nun wohl in Acht, die böse Waare so gar zudringlich anzubieten. Vielmehr hatte er noch keinem seiner Kameraden davon gesagt, um recht unversehens, wie im Scherz, einen desto leichtern Handel zu schließen.

Da knatterten eines schönen Morgens einzelne Schüsse aus den nahen Bergen. Die Kriegsleute, welche eben mit Reichard würfelten, horchten auf; alsbald auch schmetterten die Trompeten, zum Aufsitzen blasend, durch das Lager. Nun ging es rasch auf die Pferde, rasch im geordneten Haufen trabend nach der Ebene an den Füßen der Berge zu. Droben sah man schon das Fußvolk beider Parteien in Dampf und Rauch; auf der Ebene stellten sich feindliche Reiter. Dem Reichard ward ganz lustig zu Muthe, wie sein spanischer Hengst unter ihm wieherte und sprang, seine Waffen freudig zusammenrasselten, die Führer riefen, die Trompeten bliesen. Ein feindlicher Reitertrupp machte sich gegen sie vor, um, schien es, den Aufmarsch zu hindern, zog sich aber vor der Uebermacht zurück, und Reichard sammt seinen treuen Dienern waren nicht die letzten, welche ihm nachjagten, sehr erfreut im Gefühl, die Verfolgenden und Gefürchteten zu sein. Da pfiff es mit einem Male wunderlich in der Luft über ihre Köpfe hin. Die Pferde stutzten; es pfiff zum zweiten Male und ein Reiter wälzte sich mit seinem Roß, von der Falkonetkugel schwer getroffen, im Blute. Nun meinte Reichard: „beim großen Haufen ist es besser;“ und wollte eben dahin reiten, als zu seinem Erstaunen der große Hause schon dicht hinter ihm war, im Begriff, den Falkonetkugeln noch näher zu reiten. Eine Weile trabte der gute junge Gesell noch mit, aber als es rechts und links neben ihm mit vielen Kugeln in die Wiese schlug und zugleich die feindlichen Reiter mit blanken Klingen in zahlreichen Schaaren heran trabten, dachte er: „ei, wie hab' ich doch thöricht gehandelt, mich hieher zu begeben! Auf diese Weise bin ich doch dem Tode noch viel näher, als im Krankenbette, und erreicht mich eine von diesen vermaledeiten, pfeifenden Bestien, bin ich des Galgenmännleins und seines Luzifers Beute auf ewig.“ — Und kaum noch hatt' er es ausgedacht, so war der spanische Hengst auch schon herumgeworfen und es ging im unbändigsten Jagen rückwärts nach einem nicht weit entlegenen Walde zu.

Unter den hohen Bäumen hin spornte er sein Roß so lange wild umher, ohne Weg und Steg, bis es endlich in Erschöpfung stille stand. Da stieg auch er ermattet herunter, schnallte sich Küras und Wehegehenke, dem Pferde Hauptgestell und Sattel los, und sagte, indem er sich lang in das Gras streckte: „ei, wie so wenig schicke ich mich doch zum Soldaten, am mindesten mit dem Galgenmännlein in der Tasche!“ — Er wollte nun überlegen, was weiter für ihn anzufangen sei, fiel aber dabei in einen tiefen Schlaf.

Nach wohl mehrern Stunden ruhigen Schlummers drang es wie ein Geflüster von Menschenstimmen und Geräusch in sein Ohr. Er senkte sich aber, auf dem kühlen Platze behaglich liegend, absichtlich noch immer tiefer in seine Schlaftrunkenheit hinein, und wollte von dem Geräusche nicht eher etwas wissen, bis eine Stimme donnernd auf ihn hineinschrie: „bist Du schon todt, Sackermenter? Sag's nur gleich, daß man nicht unnöthig seinen Schuß Pulver verplatzt.“ — Aufblickend sah der unsanft erweckte Gesell eine gespannte Muskete auf seiner Brust. Der sie hielt, war ein grämlicher Fußknecht, deren Andre umher standen, die sich bereits seiner Waffen, wie auch seines Pferdes und Mantelsackes bemächtigt hatten. Er bat um Gnade und schrie vorzüglich in höchster Seelenangst: „wenn man ihn absolut todt schießen wolle, möge man ihm mindestens vorher das Fläschlein in seiner rechten Wamstasche abkaufen.“ — „Dummer Gesell,“ lachte einer von den Fußknechten, „abkaufen will ich's Dir nicht, abnehmen aber sonder allen Zweifel.“ Und damit hatte er das Galgenmännlein bereits erwischt und in seinen Busen gesteckt. „In Gottes Namen!“ sagte Reichard dazu. „Wenn Du die Bestie nur behalten kannst. Aber ungekauft bleibt sie nicht bei Dir.“ Die Kriegsknechte lachten und zogen mit Roß und Sachen fort, ohne sich um den, welchen sie für einen Halbverrückten hielten, weiter zu bekümmern. Er aber suchte in seinen Taschen und fand das leidige Galgenmännlein richtig wieder darin. Da rief er ihnen nach und zeigte das Fläschlein. Erstaunt griff der, welcher es ihm genommen hatte, in den Busen, und da er es nicht fand, lief er zurück, es sich von Neuem zu holen. — „Ich sage Dir ja, sprach Reichard betrübt, es bleibt nicht auf solche Weise bei Dir. Wende doch nur die wenigen Groschen daran.“ — „Ja, Taschenspieler!“ lachte der Soldat; „auf die Manier sollst Du mir nichts von meinem wohlerworbenen Eigenthume losnareiren.“ Und den Andern nachlaufend, behielt er das Fläschlein achtsam in der Hand. Plötzlich aber stand er still und rief: „tausend! da ist es mir ja dennoch fortgeglitscht.“ Während er nun im Grase suchte, rief ihm Reichard zu: „Komme doch nur her. Es steckt ja schon wieder in meiner Tasche!“ — Weil es nun der Kriegsmann also befand, bekam er erst rechte Lust zu dem spaßhaften Dinge, das sich — wie es gewöhnlich that, wenn es verhandelt ward — höchst lustig und freudenvoll erwies, denn freilich rückte es durch einen solchen Aktus dem Ende seiner Dienstzeit immer näher. — Die geforderten drei Groschen schienen aber dem Fußknecht zu viel, worauf Reichard ungeduldig sagte: „nun, Geizhals, wenn Du so willst; mir kann es schon recht sein. Gib mir denn einen Groschen und nimm Dein erkauftes Gut.“ Da ward der Handel geschlossen, das Geld gezahlt, der Satanas überliefert. — Während die Kriegsleute noch stehn blieben, das Ding betrachtend und belachend, überlegte Reichard sein künftiges Geschick. Mit leichtem Herzen stand er nun da, aber auch mit leichten Taschen und ohne Aussicht auf irgend einen guten Erwerb; denn zu der Reiterschaar, wo noch seine Diener mit Waffen und Pferden waren und vielem Gelde, traute er sich nicht zurück. Theils schämte er sich seiner schändlichen Flucht, theils auch dachte er gar, man würde ihn dort nach militärischem Recht als einen Ausreißer erschießen. Da fiel es ihm ein, ob er nicht gleich mit den gegenwärtigen Fußknechten zu ihrer Schaar gehen wolle. Aus ihren Reden hatte er wohl abgenommen, daß sie der andern Partei dienten, wo ihn Niemand wieder erkennen mochte, und das Leben an eine gute Beute zu wagen, fühlte er sich jetzt, des Galgenmännleins und aller Baarschaft ledig, trotz jenes unglücklichen Kriegsanfanges, ziemlich aufgelegt. Er gab seinem Verlangen Worte, man schlug ein, und er ging mit den neuen Kameraden nach ihrem Lager heim.

Der Hauptmann machte eben nicht viel Umstände, einen schlanken, kräftig gewachsenen Burschen, wie der Reichard war, einzustellen, und er lebte nun als Fußknecht sein Leben eine ganze Zeitlang fort. Dabei ward ihm aber oftmals trübselig zu Muthe. Seit dem letztern Gefecht standen die Heere einander unthätig gegenüber, weil zwischen beiden Staaten unterhandelt ward. Da gab es nun freilich keine Todesgefahr, aber auch

eben so wenig Gelegenheit zum Beutemachen und Plündern. Man mußte still und friedlich im Lager leben von dem schwachen Sold und den eben so schmal ausgetheilten Eßwaaren. Dazu kam, daß die mehrsten Fußknechte sich in der vergangnen Kriegszeit reich gestohlen hatten, und Reichard, der einst so verwöhnte Kaufherr, fast der Einzige unter königlich Lebenden war, der sich gleichsam als ein Bettler behelfen mußte. Natürlich ward er eines solchen Lebens gar bald überdrüßig, und als er einstmals seinen geringen Monatssold in der Hand wog, — zu wenig, davon vergnügt zu leben, zu viel, um gar nichts damit zu versuchen, — beschloß er, in das Marketenderzelt zu gehn, es in Probe stellend, ob nicht die Würfel ihm günstiger sein würden, als bishero Handel und Krieg.

Das Spiel nahm seinen gewöhnlichen buntscheckigen Gang: jetzo gewonnen, nächstens verloren, und währte so bis tief in die Nacht hinein, wobei auch nicht wenig getrunken ward. Endlich aber schlugen sich alle Würfe gegen den halbberauschten Reichard um; seine Löhnung war verspielt und es wollte ihm Niemand auch nur auf einen Heller Kredit mehr geben. Da suchte er in allen Taschen umher, ja, als er nirgends etwas fand, zuletzt in seiner Patrontasche, wo er aber auch nichts antraf, als eben die Patronen. Diese nun zog er hervor und bot sie den Spielenden zum Satz an; sie wurden gehalten, und eben, als schon die Würfel rollten, sah der berauschte Reichard erst, daß ihm derselbe Soldat den Satz halte, der ihm früher das Galgenmännlein abgekauft hatte und vermöge dessen wohl zweifelsohn gewinnen mußte. Er wollte Halt! rufen, aber die Würfel lagen schon und hatten zu seines Gegners Vortheil entschieden. Fluchend ging er aus der Gesellschaft in der dunkeln Nacht zu seinem Zelte zurück. Ein Kamerad, der gleichfalls sein Geld verspielt hatte, aber nüchterner geblieben war, als er, faßte ihn unter den Arm. Dieser fragte ihn unterwegens, ob er denn auch noch vorräthige Patronen in seinem Zelte habe! — „Nein," rief der ergrimmte Reichard; „hätt' ich des Zeuges noch, holt' ich mir's wohl zum weitern Spiel." — „Ja," sagte der Kamerad, „so mußt Du machen, daß Du neue kaufst, denn kommt der Kommissar zur Musterung und findet gar keine Patronen bei einem besoldeten Fußknecht, so läßt er einen solchen erschießen." — „Donner, das wäre dumm," fluchte Reichard. Ich hab' nicht Patronen, nicht Geld." — „Ei," entgegnete der Kamerad, „vor künftigem Monat kommt auch der Kommissarius nicht." — „Ho, dann ist's gut," dachte der Reichard, „gegen des krieg' ich wieder Sold und kaufe mir Patronen nach Herzenslust." Damit sagten sich die Beiden gute Nacht, und Reichard begann seinen Rausch auszuschlafen.

Er hatte aber noch nicht lange gelegen, da rief der Korporal vor dem Zelte: „He! Morgen gibt's Musterung; mit Anbruch des Tages wird der Herr Kommissarius im Lager sein." — Da war dem Reichard sein Schlaf gar plötzlich abgeschüttelt. Die Patronen wirrten ihm durch den noch halb trunknen Sinn. Er fragte ängstlich bei den Zeltkameraden umher, ob ihm Niemand welche leihen wolle oder auf Borg verkaufen? Die aber schalten ihn einen nachtschwärmerischen Trunkenbold und wiesen ihn auf seine Streu zurück. In der größten Angst, am Morgen wegen der Patronen erschossen zu werden, suchte er in all' seinen Kleidungsstücken nach Geld umher, konnte aber dessen nicht mehr, als fünf Heller finden. Damit lief er nun ungewissen Trittes in der finstern Nacht von Zelt zu Zelt und wollte Patronen kaufen. Einige lachten, Andre schimpften, Niemand aber gab ihm auch nur Antwort auf sein Begehr. Endlich kam er zu einem Zelte, woraus ihm die Stimme des Soldaten entgegenfluchte, der ihm gestern die Patronen abgewonnen hatte. — „Kamerad," schrie Reichard beweglich, „Du mußt mir helfen oder Niemand. Du hast mir gestern Alles abgenommen, mich früher auch schon einmal plündern helfen. Findet nun morgen der Kommissarius keine Patronen bei mir, so läßt er mich erschießen. Dann bist Du an all' meinem Elend Schuld. Darum schenke mir welche, oder borge mir welche, oder verkaufe mir welche." — „Schenken und borgen hab' ich verschworen," entgegnete der Fußknecht, „aber um nur Ruhe vor dir zu kriegen, will ich Dir Patronen verkaufen. Wie viel Geld hast Du denn noch?" — „Fünf Heller nur," antwortete Reichard trübselig. — „Nun," sagte der Soldat, „auf daß Du sehen magst, ich sei ein kameradschaftlicher Kerl: da hast Du fünf Patronen für Deine fünf Heller, aber nun lege Dich auf's Ohr und laß mich und das Lager zufrieden." Er reichte ihm die Patronen zum Zelte heraus, Reichard ihm das Geld hinein und schlief alsdann auf die ausgestandene Angst ruhig bis gegen Morgen.

Die Musterung ward gehalten, Reichard kam mit seinen fünf Patronen durch; gegen Mittag fuhr der Kommissarius ab und die Fußknechte rückten wieder in's Lager. Aber die Sonne brannte ganz unerträglich durch die Zeltleinewand, Reichards Kameraden gingen in das Marketenderzelt, er selbst blieb mit leeren Taschen bei einem Stücke Kommisbrod sitzen, vom gestrigen Rausche und der heutigen Anstrengung matt und krank. „Ei," seufzte er, „hätte ich doch nur jetzo einen von all' den Dukaten, die ich ehemals in so gar thörichtem Muthe verschwendete!" — Und kaum noch hatt' er's ausgewünscht, da lag ein schöner, blanker Dukaten in seiner linken Hand. Ein Gedanke an das Galgenmännlein schoß ihm durch den Sinn, alle Freude verbitternd, so er über das gewichtige Goldstück empfand. Da trat eben der Kamerad, welcher ihm zur Nacht die Patronen abgelassen hatte, unruhig in's Gezelt. „Freund," sagte er, „das Fläschlein mit dem kleinen Schwarzgaukler, — Du weißt ja wohl, ich erkaufte es damals im Walde von Dir, — ist mir fortgekommen. Hab' ich es Dir vielleicht unversehens für eine Patrone mitgegeben? In Papier hatt' ich es auch eingewickelt und bei meinen Patronen lag es." Reichard suchte ängstlich in seiner Patrontasche und beim ersten Papierloswickeln bekam er den furchtbaren Diener im schmalen Gläslein in die Hand. „Nun, das ist gut," sagte der Soldat. „Ich hätte das Ding ungern gemißt, so widerwärtig es auch aussieht; mir ist immer, als brächt' es mir ganz absonderliches Glück im Spiel. Da Kamerad, nimm Deinen Heller wieder und gib mir die Kreatur." Eiligst willfahrete Reichard diesem Begehren und der Fußknecht eilte vergnügt nach dem Marketenderzelte.

Aber dem armen Reichard war abscheulich zu Muthe, seitdem er das Galgenmännlein nur wieder gesehen, ja es sogar in Händen gehabt und mit sich herumgetragen hatte. Aus jeder Falte seines Zeltes, dachte er, müsse es ihn angrinzen und ihn vielleicht gar unversehens im Schlaf erdrosseln. Den herbeigewünschten Dukaten warf er ängstlich von sich, so sehr er auch einer Labung bedürftig gewesen wäre, und endlich trieb ihn die Furcht, das Galgenmännlein könne sich in solcher Nähe wieder bei ihm einnisten, gar aus dem Lager fort, trieb ihn dem einbrechenden Abend entgegen in die dichtesten Waldschatten hinein, wo er, von Schrecken und Müdigkeit erschöpft, an einer wüsten Stätte niedersank. „O mir!" seufzte er lechzend, „ nur eine Feldflasche mit Wasser, auf daß ich nicht verschmachten möchte." Und eine Feldflasche mit Wasser stand neben ihm. Erst nachdem er begierig einige Züge daraus gethan, forschte er, woher sie auch komme. Da trat ihm das Galgenmännlein wieder vor den Sinn; ängstlich faßte er in seine Taschen, und das Fläschlein dort fühlend, sank er, von Entsetzen aufgelöst, in einen ohnmächtigen Schlaf zurück.

Während dessen besuchte ihn der sonst gewöhnliche, gräßliche Traum, wie sich das Galgenmännlein lang und immer länger aus der Flasche ziehe und sich grinzend an seine Brust lege. Er wollte wohl dawider sprechen, dieweil es ihm nicht mehr angehöre, aber das Galgenmännlein sagte, hohl zurücklachend: „Hast mich ja für 'nen Heller gekauft; mußt mich ja nun für wen'ger verkaufen; gilt ja sonsten der Handel nicht.

Da fuhr er mit kaltem Entsetzen in die Höh' und glaubte wieder den Schatten zu sehn, der sich in seine Tasche nach dem Fläschlein zog. Halb toll schleuderte er dieses einen nahen Felssturz hinab, fühlte es aber gleich darauf wieder in seiner Tasche. „O weh, o weh!" schrie er laut durch den nächtlichen Wald; „einst war das meine Lust, mein Hort, daß es immer wieder zu mir kam, aus den Wellen, aus der Tiefe zurück; nun ist eben das mein Jammer, ach wohl mein ewiger Jammer!" Und zu laufen begann er durch das schwarze Gebüsch, rannte gegen Baum und Gestein in der Finsterniß an und hörte auf jedem Schritt das Fläschlein in seiner Tasche klingen.

Mit Tagesanbruch gelangte er auf eine frische, lustig angebaute Ebene hinaus. Ihm ward ganz wehmüthig um's Herz und er fing an zu hoffen, all' das tolle Zeug könne wohl nur ein wahnwitziger Traum sein; vielleicht finde er das Glas in seiner Tasche als ein andres, ganz gewöhnliches. Es herausziehend, hielt er es gegen die Morgensonne. Ach Gott, da tanzte das schwarze Teuflein zwischen ihm und dem freundlichen Licht; ordentlich die kleinen, mißgestalteten Arme wie Zangen nach ihm ausbreitend. Mit einem lauten Schrei ließ er's fallen, um es gleich darauf wieder in der Tasche klirren zu hören. — Vor Allem lag ihm nun einzig daran, eine Münze unter Hellerswerth zu erfragen, er konnte aber deren nirgends eine auftreiben, so daß ihm jegliche Hoffnung zum Verkaufe des abscheulichen Knechtes schwand, der nun bald sein Herr zu werden drohete. Heischen wollte er von dem Gräßlichen nichts mehr, zu jedweder Unternehmung nahm die entsetzliche Angst ihm so Kraft als Besinnung, und so bettelte er sich denn durch das Land Italia auf und nieder. Weil er nun so höchst verstört aussah und dabei immer nach halben Hellern fragte, hielt man ihn aller Orten für verrückt und hieß ihn nur den tollen Halbheller, unter welchem Namen er bald weit und breit bekannt ward.

Man sagt, es fliegen bisweilen die Geier den Rehen oder anderm jungen Gewild in den Nacken und hetzen so das arme Thierlein todt, welches in seinem geängsteten Lauf den häßlichen, beißigen Feind mit sich umherträgt durch Wald und Ge-

kühft. Auf eine ähnliche Weise erging es dem armen Reichard mit seinem Satansgaukler in der Tasche, und weil es gar zu kläglich und erbarmungswerth war, wie er sich damit abquälte, will ich Euch von dem Leid seiner langen, hülflosen Flucht nichts mehr erzählen, wohl aber, was ihm nach mehrern Monden auf derselben begegnete.

Er hatte sich nämlich eines Tages in Mitten wilder Gebirge verirrt und saß nun still und betrübt neben einem kleinen Wässerlein, das, durch verwachsenes Gesträuch heruntersickernd, gleichsam mitleidig zu seiner Erquickung herzudringen schien. Da hallte ein gewaltiger Rossestritt über des Bodens felsiges Gestein, und auf einem hohen, schwarzen, wild aussehenden Pferde reitend, kam ein sehr großer Mann, äußerst häßlichen Antlitzes, in ganz blutrothen, prächtigen Kleidern, gegen die Stelle hervor, wo Reichaed saß. „Was so betrübt, Gesell?" redete er den innerlich erbebenden, Unheil ahnenden Jüngling an. „Ich sollte meinen, Du seist ein Kaufmann. Hast Du etwa zu theuer eingekauft?"

„Ach nein, zu wohlfeil vielmehr;" entgegnete Reichard mit leiser, zitternder Stimme.

„So kommt es mir auch vor, mein lieber Kaufherr!" schrie der Reiter mit einem entsetzlichen Lachen. „Und hast Du etwan so ein Dinglein zu verkaufen, das man Galgenmännlein heißt? Oder irrt' ich mich, wenn ich Dich für den verrufenen, tollen Halbheller ansehe?"

Kaum vermochte der arme junge Bursche ein leises: „ja der bin ich," über seine bleichen Lippen zu bringen, mit jedem Augenblicke erwartend, daß sich des Reiters Mantel zu bluttriefenden Fittigen gestalte, seinem Hengst ein nächtlich schwarzes Schwunggefieder, von Höllengluthen durchblitzt, hervorsprosse und es im Fluge fortgehe mit ihm Unseligen zu dem Wohnsitz ewiger Qual.

Aber der Reiter sagte mit etwas gemildeter Stimme und weniger gräßlichen Geberden: „ich merke schon, für wen Du mich ansiehst. Doch sei getrost, ich bin es nicht. Vielmehr mag ich Dich vielleicht von ihm erlösen, denn ich suche Dich schon seit vielen Tagen auf, um Dir Dein Galgenmännlein abzukaufen. Freilich hast Du vermaledeit wenig dafür gegeben und ich selbsten weiß keine geringere Münze aufzutreiben. Aber höre zu und folge mir. Auf der andern Seite der Berge wohnt ein Füest, ein junger, lockerer Bursche. Dem hetz' ich morgen ein gräßliches Unthier auf den Hals, sobald ich ihn von seinem Jagdgefolge werde fortgelockt haben. Harre Du hier bis Mitternacht und geh' alsdann, — eben wenn der Mond auf jenem Felsenzacken steht, — mäßigen Schrittes die finstre Kluft zur Linken entlang. Verweile Dich nicht, eile Dich nicht, und Du kommst eben zur Stelle, wenn das Unthier den Fürsten unter seinen Tatzen hat. Greif es nur furchtlos an, es muß Dir weichen und sich vor Dir das schroffe Meerufer hinunterstürzen. Dann begehre vom dankbaren Fürsten, daß er Dir ein Paar Halbheller schlagen lasse, wechsle mir zwei aus und für einen davon wird das Galgenmännlein mein."

So sprach der gräßliche Reiter, und ohne Antwort abzuwarten, ritt er in die Büsche langsam hinein.

„Wo find' ich Dich aber, wenn ich die Halbheller habe?" schrie Reichard ihm nach.

„Am Schwarzbrunnen!" rief der Reiter zurück. „Jede Kindermuhme hier kann Dir sagen, wo der liegt."

Und mit langsamen, aber weitausgreifenden Schritten trug das häßliche Roß seine häßliche Bürde fort.

Für Einen, der so gut als Alles verspielt hat, gibt es kein Wagestück mehr; deshalben sich auch der Reichard in seiner betrübten Verzweiflung entschloß, dem Rathschlage des furchtbaren Reiters Folge zu leisten.

Die Nacht brach ein, der Mond stieg auf und stellte sich endlich rothfunkelnd über den bezeichneten Felsenzacken hin. Da erhob sich zitternd der bleiche Wandersmann und schritt in die dunkle Kluft hinein. Freudlos und dunkel sah es drinnen aus, nur selten vermochte ein Mondenstrahl über die hohen Klippen zu beiden Seiten hereinzusehn, auch dunstete es in dem eingeengten Orte wie Grabesgeruch, sonsten aber ließ sich nichts Unheimliches veespüren. Der Reichard fühlte sich auf diese Weise zum Weilen nicht verlockt, eher zum Eilen, aber auch dies unterließ er, des Reitees Weisung getreu, und entschlossen, nichts durch seine Schuld von dem Fädlein reißen zu lassen, welches ihn an Licht und Hoffnung noch anknüpfe.

Nach mehrern Stunden funkelten einige rothe Morgenlichtlein auf seinen dunkeln Weg, frische tröstende Lüfte hauchten seinem Antlitz entgegen. Aber eben, als er aus dem tiefen Pfade hervorstieg und sich an der frischen Waldgegend ergötzen wollte und am blauen Geflimmer des Meeres, das sich unfern von ihm ausdehnte, störte ihn ein ängstliches Geschrei. Umblickend sah er, wie ein abscheuliches Thier einen jungen Mann im reichen Jägerkleide am Boden liegend unter sich hatte. Des Reichards erste Bewegung war wohl, zur Hülfe zu eilen; nur als er die Bestie recht in's Auge faßte und sah, daß sie einem ungeheuern, griesgrämischen Affen gleich sah, der noch überdies ein gewaltiges Hirschgeweih auf dem Kopfe trug, verließ ihn aller Muth, und er stand im Begriff, dem jämmerlichen Hülfsgeschrei des Gefällten ungeachtet, wieder in seine Kluft zurückzukriechen. Da fiel es ihm erst recht wieder ein, was der Reiter gesagt hatte. Von der Angst vor ewigem Verderben getrieben, lief er mit seinem Knotenstock auf das Affen-Ungeheuer zu. Dieses wiegte eben den Jäger in seinen Vordertatzen, es schien, um ihn emporzuschleudern und dann mit dem Geweihe aufzufangen. Als sich aber Reichard nur eben nahte, ließ es seine Beute fallen und lief mit einem häßlichen Gepfeif und Gekrächz davon, der keck gewordene Reichard ihm nach, bis es vom hohen Meeresstrand hinunterstürzte, ihm noch ein abscheuliches Gesicht zufletschend und dann unter den Wellen verschwindend.

Nun ging der junge Gesell triumphirend zu dem erretteten Jägersmann zurück, der sich ihm auch nach Erwarten als regierender Füest dieser Gegend kund gab, seinen Schützer für einen gar freisamen Helden ausschreiend und ihn bittend, er möge nur dreist irgend einen Lohn von ihm fordern, so hoch er in seinen Kräften stehe.

„Ja?" fragte der Reichard hoffnungsvoll, „ist das Euer Ernst? Und wollt Ihr mir bei Eurer fürstlichen Ehre nach Vermögen zu dem verhelfen, darum ich Euch bitten werde?"

Der Fürst bejahte es abermals auf's freudigste und zuversichtlichste

„Nun dann," rief Reichard inbrünstig flehend aus, „so laßt mir doch um Gotteswillen ein Paar Halbheller gültiger Münze schlagen, wenn's auch nicht mehr als zweie sind."

Während ihn der Füest noch voll Erstaunen ansah, waren einige seines Gefolges herbeigekommen, denen er alles Vorgefallne erzählte und von welchen Einer alsbald in Reichard den wahnsinnigen Halbheller, den er schon sonst gesehn, wieder erkannte.

Da fing der Fürst an zu lachen und der arme Reichard umschlang beängstigt seine Kniee, schwöeend, es sei um ihn gethan, ohne die Halbheller.

Der Fürst aber entgegnete, noch immer lachend: „stehe nur auf, Gesell, Du hast mein Fürstenwort, und wenn Du darauf bestehst, laß ich Dir Halbheller schlagen, so viel Du Lust hast. Sind Dir aber Drittelheller eben so lieb, so braucht's keiner Münzerei deswegen, denn die Gränznachbarn behaupten, meine Landesheller wären so leicht, daß dreie davon auf einen andern gewöhnlichen gingen."

„Wenn das nur gewiß ist," sagte der Reichard zweifelnd.

„Ei," entgegnete der Fürst, „Du würdest der Erste sein, dem sie allzugut schienen. Sollte es Dir aber dennoch begegnen, so gebe ich hiermit mein feierlichstes Wort, Dir noch schlechtere schlagen zu lassen, vorausgesetzt, daß es möglich ist."

Und damit hieß er dem Reichard durch einen Bedienten einen ganzen Seckel Landesheller geben. Der lief damit, wie gejagt, nach der nahen Gränze, und ward ein so froher Mensch, als er seit langen Zeiten nicht gewesen war, da man ihm im ersten Wirthshause des benachbarten Landes nur ungern und zögernd einen gewöhnlichen Heller für drei fürstliche gab, die er zur Probe verwechselte.

Nun fragte er auch sogleich dem Schwarzbrunnen nach, aber einige Kinder, die in der Gaststube spielten, liefen darüber schreiend hinaus. Der Wirth belehrte ihn, selbst nicht ohne Schaudern, dies sei gar ein verrufener Ort, von dem viele böse Geister in das Land ausgehen sollten, und den wenige Menschen mit Augen gesehen hätten. Das wisse er wohl: der Eingang dahin sei unweit von hier, eine Höhle mit zwei dürren Cypressen davor, und man solle nicht des Weges verfehlen können, wenn man da hineingehe, wovor aber Gott ihn und alle treue Christenmenschen bewahren wolle!

Da ward dem Reichard freilich wieder sehr ängstlich zu Muth, aber gewagt mußte es doch einmal sein und er machte sich also auf den Weg. Schon von weitem her sah ihn die Höhle sehr schwarz und grauenvoll an; es war, als seien die beiden Cypressen aus Schreck über den häßlichen Schlund verdorrt, welcher dem Näherkommenden ein ganz wunderliches Gestein in seinem Schooße zeigte. Es sah wie lauter verzerrte, langbärtige Fratzengesichter aus, deren einige sogar Aehnlichkeit hatten mit jenem Affenmonstrum am Meeresstrande. Und wenn man denn recht hinsah, war es doch wieder nur bloßes vielgezacktes und vielzerspaltenes Felsgeäder. Zitternd trat der arme Gesell unter die Larven hinein. Das Galgenmännlein in seiner Tasche ward so schwer, als wolle es ihn zurückziehn. Aber eben dadurch wuchs sein Muth; „denn," dachte er, „was der nicht will, muß ich just wollen." Auch legte sich tiefer in der Höhle eine so dichte Finsterniß über seine Augen, daß er bald von den Schreckgestalten nichts mehr gewahr ward. Nun fühlte er nur höchst vorsichtig mit einem Stecken vor sich hin, um nicht etwa in unbekannte Abgründe zu stürzen, fand aber nichts, als eben, feinbemoos'ten Boden, und wäre nicht bisweilen ein wunder-

liches Pfeifen und Krächzen durch die Höhle gegangen, er hätte sich alles Entsetzens erwehrt.

Endlich gelangte er hinaus. Ein wüster Bergkessel schloß ihn von allen Seiten ein. Zur Seite sah er das große, furchtbare Schwarzroß seines Handelsmannes, wie es unangebunden, mit hochgehaltenem Kopfe, ohne zu weiden oder sich sonsten zu regen, gleich einer erzenen Bildsäule dastand. Gegenüber quoll ein Born aus dem Felsen, darin sich der Reiter Kopf und Hände wusch. Aber die böse Fluth war schwarz wie Tinte und färbte auch so ab; denn als sich der riesige Mann nach Reichard umkehrte, war sein häßliches Antlitz ganz mohrenfarb, welches auf eine schreckliche Weise gegen den reichen rothen Kleiderputz abstach. „Zittre nicht, junger Bursche,“ sagte der Furchtbare. „Das ist eine von den Ceremonien, die ich dem Teufel zu Gefallen thun muß. Alle Freitag muß ich mich hier so waschen, zu Trutz und Hohn dem, den Ihr Euren lieben Schöpfer nennt. So muß ich auch immer den Purpur meines rothen Kleides, so oft ich ein neues brauche, mit einer bösen Zahl von Tropfen meines eignen Blutes mischen, — wovon er denn freilich eben die wunderprächtige Farbe bekommt, — und was der lästigen Bedingungen mehr sind. Noch obenein habe ich mich ihm mit Leib und Seele so fest verschworen, daß an gar keine mögliche Lösung zu denken ist. Und weißt Du, was mir der Knauser dafür giebt? Hunderttausend Goldstücke des Jahrs. Damit kann ich nicht auskommen und will mir deshalben Dein Galgenmännlein kaufen, welches ich auch schon dem alten Geizhals zum Possen thue. Denn schau, meine Seele hat er ohnehin, und nun kommt das Teuflein in der Flasche dermaleinst ohne allen Gewinnst in die Hölle, nach seiner langen Dienstzeit, zurück. Da soll der grimme Drache recht fluchen.“ Und zu lachen begann er, daß die Felsen schallten und selbst das sonsten regungslose schwarze Roß ordentlich zusammenfuhr.

„Nun,“ fragte er, sich wieder zu Reichard wendend, „bringst Du Halbheller, Gesell?“

„Ich bin Eu'r Gesell nicht;“ entgegnete Reichard, halb verzagt, halb trotzig, indem er seinen Seckel öffnete.

„Ach, nur nicht so vornehm gethan,“ schrie der riesige Handelsmann. „Wer hetzte dem Fürsten das Monstrum zu, damit Du siegen konntest?“

„Es wär' all' der Spuk nicht nöthig gewesen;“ sagte Reichard, und erzählte, wie der Fürst schon ganz von selbsten nicht nur Halbheller schlage, sondern gar Drittelsheller.

Der rothe Mann schien verdrießlich darüber, daß er sich nun unnöthig die Mühe mit dem Ungeheuer gegeben habe. Dennoch wechselte er sich drei schlechte Heller gegen einen guten ein, gab dem Reichard einen von jenen und empfing dagegen das Galgenmännlein, welches ganz schwer aus der Tasche ging und am Boden des Glases verdrossen und traurig zusammengekrümmt lag. Des lachte der Käufer wieder gewaltig und schrie: „kann dir doch Alles nichts helfen, Satan; nur Gold her, so viel mein Schwarzroß irgend neben mir tragen kann.“ Alsbald auch ächzte das ungeheure Thier unter einer gewaltigen Goldbürde. Doch nahm es noch seinen Herrn auf und schritt alsdann, einer Fliege ähnlich, welche die Wand hinaufgeht, an dem senkrechten Felsen gerade empor, aber doch mit so abscheulichen Bewegungen und Verrenkungen, daß Reichard nur schnell in die Höhle zurückfloh, um nichts mehr davon zu sehn.

Erst als er an der andern Seite des Berges wieder herausgekommen und eine große Strecke von dem Schlunde fortgelaufen war, drang das frohe Gefühl der Befreiung durch sein Gemüth. Er fühlte es in seinem Herzen, daß er die frühern großen Fehle abgebüßt habe und ihm fortan kein Galgenmännlein mehr angehören könne. In's hohe Gras legte er sich vor Freuden, streichelte die Blumen und warf der Sonne Kußhände zu. Sein ganzes heitres Herz von sonsther war wieder in ihm lebendig, nicht aber zugleich der ehemalige freche Leichtsinn und Frevelmuth. Obwohl er sich jetzt mit ziemlichem Rechte rühmen konnte, den Teufel selbsten betrogen zu haben, rühmte er sich dennoch dessen nicht. Vielmehr richtete er seine ganze verjüngte Kraft darauf, wie er forthin auf eine fromme, ehrenwerthe und freudige Art in der Welt leben möge. Das gelang ihm denn auch so wohl, daß er nach einigen Jahren tüchtiger Arbeit als ein wohlhabender Kaufherr in die lieben deutschen Lande zurückkehren konnte, wo er sich ein Weib nahm und oftmals in seinem gesegneten Greisenalter Enkeln und Urenkeln die Mähr von dem verfluchten Galgenmännlein zu nutzreicher Warnung vorerzählte.

Karoline, Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Briest

ward im Jahre 1773 zu Nennhausen bei Rathenow geboren, vermählte sich zuerst mit einem Herrn von Rochow und später, nachdem diese Ehe durch kirchliche Scheidung getrennt worden, mit dem Baron F. de la Motte Fouqué. Sie starb am 21. Juli 1831 zu Nennhausen.

Von ihr erschien:

Drei Mährchen. Berlin, 1806.
Roderich. Berlin, 1807.
Die Frau des Falkensteins. 2 Thle. Berlin, 1810.
Briefe über weibliche Bildung. Berlin, 1811.
Kleine Erzählungen. Berlin, 1811.
Magie der Natur. Berlin, 1812.
Briefe über die griechische Mythologie. Berlin, 1812.
Der Spanier und der Freiwillige. Berlin, 1814.
Feodora. 3 Thle. Leipzig, 1814.
Edmunds Wege und Irrwege. 3 Thle. Leipz., 1815.
Das Heldenmädchen aus der Vendee. 2 Thle. Leipzig, 1816.
Neue Erzählungen. Berlin, 1817.
Frauenliebe. 3 Thle. Nürnberg, 1818.
Ida. 3 Thle. Berlin, 1820.
Lodoiska. 3 Thle. Leipzig, 1820.
Fragmente aus dem Leben der heutigen Welt. Berlin, 1820.
Kleine Romane. 2 Thle. Jena, 1821.
Heinrich und Maria. 3 Thle. Jena, 1821.
Briefe über Berlin. Berlin, 1821.
Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, 1822.
Die Herzogin von Montmorency. 3 Thle. Leipzig, 1822.
Die Vertriebenen. 3 Thle. Leipzig, 1823.
Die Frauen in der großen Welt. Berlin, 1826.
Valerie. Berlin, 1827.
Der Schreibtisch oder alte und neue Zeit. Köln, 1833.
Einzelne Erzählungen u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

Eine fein gebildete Schriftstellerin, welche mit scharfem, psychologischem Blick zu beobachten wußte und der es nicht an Phantasie fehlte ihren Erfindungen lebenswarme Gestaltung zu geben und die einzelnen Situationen anmuthig darzustellen, wohl aber hin und wieder an Correctheit und Präcision, namentlich in jenen Leistungen welche sie Walter Scott nachzubilden strebte. Am glücklichsten erscheint sie in ihren kleinen Erzählungen, unter denen mehrere meisterhaft zu nennen sind.

Erasmus Francisci,

eigentlich von Finx heißend und aus adlichem Geschlechte stammend, ward am 19. November 1627 in Lübeck geboren, studirte die Rechte und lebte dann mit dem Titel eines F. Hohenlohe'schen Rathes als Privatgelehrter und Schriftsteller in Nürnberg, wo er am 20. December 1694 starb.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Geistliche Goldkammer der bußfertigen Seelen. Nürnberg, 1675.
Wohl der seligen Ewigkeit für die Verächter der Eitelkeit. Nürnberg. 1717.
Germania d. i. Bericht von Austrasien, Lotharingen u. s. w. Magdeburg, 1708.

Hahnengeschrei oder Aufmunterung zur Bekehrung. Nürnberg, 1690.
Jerusalem in seiner Herrlichkeit, über Evangelia. 4. Leipzig, o. J.
Lampe der Klugen zur Beleuchtung der Sterblichkeit. Nürnberg, 1663.
Höllischer Proteus. Nürnberg, 1725.
Lustige Schaubühne. 3 Thle. Nürnberg, 1702.
Wehe der Ewigkeit für die Verächter der Gnadenzeit. Nürnberg, 1702.
Die Krone. 3 Thle. Leipzig, 1680.
Lorbeerkranz der christlichen Ritterleute. Nürnberg, 1682.
Ost- und westindischer Staats- und Lustgarten: Lusthaus der Ober- und Niederwelt u. s. w. u. s. w.

Ein für seine Tage recht gebildeter und viel belesener Mann, dessen Schriften einst sehr an der Tagesordnung waren, mit der Zeit aber alles Ansehn verloren, da er nur darauf ausging Bücher zu machen, und bei denselben vor Allem darauf bedacht war, der neugierigen Masse zu gefallen, für sie Merkwürdigkeiten aus allen Weltgegenden zusammen zu schleppen, und diese geschmacklos durch breite moralische Gespräche oder einen fortlaufenden Geschichtsfaden so gut es gehn wollte, mit einander zu verbinden. In seinen geistlichen Schriften offenbaret sich dieselbe Geschmacklosigkeit, welche durch eine süßliche Ziererei und Gesuchtheit fast unerträglich wird, doch finden sich hier einige wenige wirklich gute und gelungene andächtige Lieder.

Gustav, Ritter von Franck

ward im Jahre 1807 zu Wien geboren, studirte die Rechtswissenschaften an der dortigen Universität und erlangte im Jahre 1829 die Doktorwürde zu Padua. 1831 trat er in K. K. Militärdienste und erhielt noch in demselben Jahre den Grad eines Lieutenants. Er lebt gegenwärtig noch in Wien.

Seine Schriften sind:
Gedichte. Wien, 1828.
König Eduard's Söhne, Trauerspiel nach C. Delavigne. Leipzig, 1835.
Belisar. Lyrische Tragödie zur Musik des G. Donizetti. Wien, 1836.
Taschenbuch dramatischer Originalien. Leipzig, 1836.
Dramatische Zeitbilder. 1r Band. Leipzig, 1836.
Inhalt: 1) Der Emporkömmling oder Bürger und Aristokrat. Charaktergemälde in 5 Aufzügen. 2) Die Patrizier. Schauspiel in 5 Aufzügen.
Gedichte und Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen u. s. w. so wie mehrere Lustspiele und Dramen unter denen z. B. das Forsthaus im Walde, Autorsqualen, die Sylvesternacht, die Gesandtschaftsreise nach China, bereits wiederholt auf einigen deutschen Bühnen dargestellt wurden.

Geistreiche Erfindung, gute Charakterzeichnung und ein lebhafter und witziger Dialog zieren namentlich die dramatischen Arbeiten dieses talentvollen Mannes, der, wenn er auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitet, besonders für das deutsche Lustspiel sehr Erfreuliches hoffen läßt. Seine Bearbeitungen ausländischer Originale verdienen das Lob großer Treue und einer geschickten und geistreichen Behandlung der Form.

Der Herr im Hause.*)

Lustspiel in einem Akt.

Personen:

Kanzleidirector Einig.
Frau Einig, seine Gattin.
Fritz, ihr Sohn.
Caroline, Fritzens Frau.
Adam, Gärtner.
Ein Bediente.

Das Stück spielt im Garten des Kanzleidirectors.

(Garten, im Hintergrunde ein Lusthaus.)

Erste Scene.

Kanzleidirector Einig. Adam (der ein Päckchen trägt).

Einig (im Auftreten).

Aber ich bin nun einmal der Herr im Hause, lieber Adam, und kann mit Recht begehren, daß meine Befehle auf das Strengste vollzogen werden.

Adam.

Ganz recht, Euer Gnaden sind allerdings der Herr im Hause, aber — —

Einig.

Was, aber?

Adam.

Ich meine nur — — o freilich, es läßt sich nicht leugnen, daß Euer Gnaden der Herr im Hause sind, allein — —

Einig.

Nun was giebt's da noch für Bedenklichkeiten?

Adam.

Je nun, ich wollte nur sagen, Euer Gnaden wären noch mehr der Herr im Hause, wenn Euer Gnaden gar kein Haus hätten; — ich meine, wenn Euer Gnaden lediglich ein Zimmer bewohnten, und keine Frau hätten, beiläufig wie der Professor von Göttingen, der einmal auf Besuch hier war mit seinem Pudel und das ganze weibliche Geschlecht, mit Respect zu sagen, ein Natterngezücht zu nennen pflegte.

Einig.

Der Professor war verrückt.

Adam.

Wie Euer Gnaden befehlen; aber ledig war er, sehr ledig, o er war der ledigste Mensch, den ich je gesehen habe, nicht einmal einen Koffer hatte er!

Einig.

Ich muß dich für einen Tropf erklären, lieber Adam.

Adam.

Mag sein, jeder Mensch hat seine fixe Idee, mein Ideal ist einmal die Ledigkeit! Ich habe an Euer Gnaden lediglich das auszusetzen, daß Sie nicht ledig sind.

Einig.

Eine sinnlose Rüge! Doch will ich Dir Deine Schwäche zu Gute halten; hat doch jeder Mensch irgend einen Lieblingsgedanken; auch ich, guter Adam, habe einen Gedanken, der mich mit Freude erfüllt.

Adam.

Ich weiß, Euer Gnaden haben mir denselben schon öfters mitgetheilt.

Einig.

Eine böse Kindsfrau verbitterte mir meine Kinderjahre, der Schulzwang verleidete mir meine Knabenjahre, der Bureauzwang vergiftete mir mein männliches Alter, kurz ich habe immer in gedrückten Verhältnissen gelebt, nur zu Hause, im Kreise meiner Familie athme ich frei auf, denn ich bin der Herr im Hause.

Adam.

Ja, ja, Euer Gnaden sind der Herr im Hause.

Einig.

Du glaubst nicht, wie wohl mir dieser Gedanke thut. (Das Päckchen bemerkend.) Was trägst Du da?

Adam.

Ein Päckchen, welches ich auf Befehl der gnädigen Frau im Kaufmannsladen abholen mußte; es ist auch ein Conto dabei für den gnädigen Herrn.

Einig.

Ich will nicht hoffen, daß es der Shawl ist, gegen den ich ernstlich protestirt habe.

Adam.

Es ist der Shawl.

Einig (mit ungeübter Strenge).

Du trägst den Shawl augenblicklich zurück.

*) Aus: Dr. Franck's Taschenbuch dramatischer Originalien.

Adam.

Bedenken Euer Gnaden, daß mich dies meinen Dienst kosten würde.

Einig.

Sprich nicht so thöricht, Adam, wie sollte Dich Dein Gehorsam um den Dienst bringen?

Adam.

Die gnädige Frau — —

Einig.

Dienstentlassungen finden in meinem Hause nie ohne meine Ratification statt. Ich bin der Herr im Hause, und — —

Adam.

Und doch muß das arme Suschen, das nun schon sechs Jahre treu und redlich dient, in vierzehn Tagen aus dem Hause.

Einig.

Wer sagt das?

Adam.

Die gnädige Frau.

Einig.

Ich sage Dir, Suschen bleibt.

Adam.

Wenn ich mich darauf verlassen könnte. Sie wissen, wie ich an Suschen hänge, seit mir der gnädige Herr aufgetragen haben, sie zu heirathen, wegen der Meierei und des damit verbundenen Viehes — —

Einig.

Du wirst sie auch heirathen.

Adam.

Ich habe Euer Gnaden zwar erwidert, daß die Ledigkeit das größte Gut — —

Einig.

Ich weiß, ich weiß.

Adam.

Nun habe ich endlich nachgegeben, weil Suschen so brav, sanft und fleißig ist, und weil sie eine eben so große Aversion gegen das Heirathen hat als ich — und nun soll das arme Mädel fortgejagt werden, weil sich eine noble Kammerjungfer gefunden hat, die um denselben Lohn französisch, englisch und deutsch zugleich bedient — —

Einig (zufrieden lächelnd).

Sei ganz ruhig, wenn ich einmal sage: „Sie bleibt," so bleibt sie.

Adam.

Aber Euer Gnaden sind ja nicht einmal im Stande, die Heirath der leiblichen Tochter, des Fräuleins Leopoldine, mit dem braven Herrn von Werder durchzuführen, und das lediglich darum, weil die gnädige Frau — —

Einig.

Das wollen wir sehen. Ich sage Dir, daß Werder meine Leopoldine heimführen wird.

Adam.

Auch dem Herrn Sohn, dem wackern Junker Fritz, der vor vier Jahren, ohne Euer Gnaden Wissen, das Haus bei Nacht und Nebel verlassen hat — —

Einig.

Ach, erinnere mich nicht an dieses Ereigniß, es ist der einzige Fall, wo in meinem Hause Etwas ohne mein Wissen und gegen meinen Willen geschehen ist.

Adam.

Euer Gnaden wollten dem Herrn Sohne auf sein reumüthiges Schreiben verzeihen, ihn wieder mit offenen Armen im Hause aufnehmen; aber die gnädige Frau hat nun einmal geschworen, das würde nie geschehen, und — —

Einig.

Auch das wird geschehen, ich bin ja der Herr im Hause; Alles wird geschehen; Suschen wird bleiben, Du wirst sie heirathen, es wird keine neue Kammerjungfer aufgenommen werden, Leopoldine wird den braven Werder zum Mann bekommen, und mein Sohn wird mit offenen Armen im Hause empfangen werden.

Adam.

Was geschieht mit dem Shawl?

Einig.

Trage ihn meinethalben zur gnädigen Frau, um Dich zu solviren, aber daß sie ihn nicht behalten wird, dafür stehe ich Dir gut.

Adam.

Wenn Euer Gnaden das Alles durchsetzen, so — so sind Euer Gnaden gewiß der Herr im Hause. (Ab).

Zweyte Scene.

Einig (allein, bald darauf ein Bedienter.)

Ob ich es durchsetzen werde! Gott sei Dank, sie wissen es in meinem Hause, daß nichts geschehen kann, was ich nicht gern erlaube. Bezahlen werd' ich den Shawl, bezahlen kann ich ihn, ja, bezahlen muß ich ihn, aber die gnädige Frau soll ihn nicht behalten dürfen; sie soll auch nicht sagen können, der Geiz sei die Ursache meiner festen Verweigerung, ich will nur meine Consequenz zeigen. Der Shawl soll verschenkt werden, verkauft werden, weggeworfen werden, mir gilt es gleich; aber Madame soll sehen, daß ich der Herr im Hause bin.

(Ein Bedienter tritt auf).

Bedienter.

Die gnädige Frau begießt heute selbst die Blumen. Euer Gnaden möchten geschwind kommen, Wasser tragen.

Einig (hastig).

Sogleich! (Rasch ab mit dem Bedienten).

Dritte Scene.

Caroline (von einer andern Seite kommend). Fritz (aus dem Lusthause tretend, das er von Innen aufgesperrt hat).

Fritz.

Nun, Linchen, wie weit sind wir vorgerückt?

Caroline.

Wir sind am Ziele. Deine Mutter hat mich bereits so lieb gewonnen, daß sie ihr Kammermädchen, welches schon sechs Jahre im Hause ist, ohne Weiteres wegjagen will, um mich zur Kammerjungfer zu ernennen.

Fritz.

Vortrefflich!

Caroline.

Sie hält mich für das Muster aller Kammerkätzchen, und ahnet in mir nicht die Schwiegertochter. Ich habe in den wenigen Stunden, die ich gestern und heute mit ihr zubrachte, schon alle ihre Schwächen abgelauert und mich durch kleine Kunstgriffe fest in ihre Gunst gesetzt.

Fritz.

Ich kenne diese kleinen Kunstgriffe, Linchen, auch mir waren sie unwiderstehlich.

Caroline.

O der Weg, auf dem ich Dich zu meinem Sclaven gemacht habe, war ein ganz anderer! Glaubst Du, mein Talent sei so einseitig? Die Art, wie man Weiber auf seine Seite bringt, füllt ein eigenes großes Capitel in der Theorie der weiblichen Kunstgriffe: Will man einen Mann zum Sclaven machen, so tischt man Sanftmuth und Herzensgüte auf, und würzt diese beiden Lieblingsspeisen der so leicht gezähmten Löwen mit etwas Widerspruch, besonders wenn dieser Widerspruch in einer gutherzigen Vertheidigung besteht. Wer diese Grundsätze bei Weibern in Anwendung brächte, der würde schön ankommen! Sanftmuth? Elle est ennuyante! Herzensgüte? Elle est bête comme une oie! und vollends der Widerspruch, wenn gegen andere zu Felde gezogen wird, der würde alles verderben. Da heißt es: Sauve qui peut! beigestimmt oder mit untergegangen! Ueber den Trümmern eines zerstörten Rufes wird gewöhnlich eine Weiberfreundschaft geschlossen.

Fritz.

Allerliebst.

Caroline.

Da hättest Du während des letzten Feldzuges unsre patriotischen Damenvereine sehen sollen, wie da mit der Charpie für die Blessirten zugleich mehr gute Namen zerzupft und zerzaust wurden, als je Wunden mit der gewonnenen Charpie geheilt werden konnten.

Fritz.

Ja, ja, das ist so Eure Art; Ihr heilt Wunden, um neue zu schlagen. Und hast Du bei meiner Mutter Gelegenheit gefunden, diese Taktik geltend zu machen?

Caroline.

Mehr als ich hoffte. Gleich beim Empfang begann sie damit, die ganze Kammermädchen-Dynastie des Hauses in ihrer Erbärmlichkeit darzustellen.

Fritz.

Du stimmtest bei?

Caroline.

Ich versicherte sie, daß ich einige meiner Vorgängerinnen vom Sehen her kenne, und von ihrer Unbrauchbarkeit überzeugt sei, daß aber die, welche ich nicht kenne, gewiß noch viel schlechter wären.

Fritz.

Recht schön!

Caroline.

Hierauf kam sie auf den Baron Fux zu sprechen, der mich ihr empfohlen habe, und erklärte ihn für einen Menschen ohne alle Erziehung, der leider das Vertrauen ihres etwas bornirten Gemahles besitze.

Fritz.

Ich hoffe nicht, daß Du in diese Verläumdungen einstimmtest?

Caroline.

Ich erwiederte, daß der Baron nicht nur wenig Erziehung

genossen habe, sondern auch allemand dans toute la force du terme sei, und daß der gnädige Herr bei dem Umstande, daß er eine so liebenswürdige und geistreiche Frau besitze, nichts Vernünftigeres thun könne, als bornirt zu sein.

Fritz.

Du hast Deine Rolle zu weit getrieben, sie ist gewiß recht böse geworden.

Caroline.

Keineswegs: sie nannte mich ein witziges Närrchen, und wollte mir sogleich das Draufgeld geben.

Fritz.

Das Draufgeld! Es ist unerhört! um sich der Medisance zu versichern, geben sie ein Draufgeld!

Caroline.

Auch englisch habe ich mit ihr gesprochen; o es läßt sich englisch recht hübsch medisiren.

Fritz.

Unvergleichlich! man weiß nicht, wozu das Erlernen fremder Sprachen gut ist.

Caroline.

Wenn ich heute einen etwas zweideutigen Gebrauch davon mache, so wirst Du darum mein Schauspielertalent nicht auf Kosten meines Herzens überschätzen.

Fritz.

Ich kenne Dein Herz länger als Dein Schauspielertalent.

Caroline (lächelnd).

Ganz ohne Talent bin ich nicht!

Fritz.

Fast möcht' ich sagen, daß Du zu viel hast, doch so lange die Frauen ihre Rollen improvisiren, lasse ich mir's gefallen, nur sollen sie nie — —

Caroline.

Auf einen Souffleur horchen, nicht wahr?

Fritz.

Ganz recht, im großen Lebensdrama sind die Souffleurs gefährlich.

Caroline.

Ich kann sie entbehren, denn ich habe gut memorirt. Die arme Caroline wird es nie vergessen, wie ihr guter lieber Fritz in Moskau — — —

Fritz.

Halt! Du fällst aus der Rolle, wir sind an der Schlußscene.

Caroline.

Gott gebe es! — Doch da kommen die Hauptpersonen.

Fritz.

Geschwind! in die Coulissen!

(Beide schnell ab. Caroline seitwärts, Fritz in das Lusthaus, das er von Innen versperrt).

Vierte Scene.

Einig. Frau Einig.

(Der Kanzleidirector trägt an jedem Arme eine volle Gießkanne welche er im Anfange der Scene noch hält.)

Frau Einig (im Auftreten).

Wie, mein Kind, ich soll nicht einmal das Recht haben, mein Kammermädchen zu wechseln, wenn es mir beliebt?

Einig.

Suschen ist brav.

Frau Einig.

Das mag sein.

Einig.

Ist das nicht genug?

Fr. Einig.

Nein.

Einig.

Sie ist nun sechs Jahr in meinem Hause.

Fr. Einig.

Daß sie sechs Jahr in meinem Hause war, lasse ich ihr unbenommen, nur im siebenten jage ich sie fort.

Einig.

In meinem Hause werden Dienstleute nicht ohne Grund fortgejagt.

Fr. Einig.

In meinem Hause kündigt man auf, wenn man will.

Einig.

Mein Haus soll nicht in den Mund der Leute kommen.

Fr. Einig.

Mein Haus kümmert sich nicht um andere Leute.

Einig (indem er schnaubend die Kannen niedersetzt, und seinen Ton herabstimmt).

Du denkst zu edel, um das arme Mädchen ohne Ursache brotlos zu machen.

Fr. Einig.

Du beurtheilst mich richtig, mein Schatz, allein Suschen hat einen Antrag von der Gräfin Reinau.

Einig.

Wie?

Fr. Einig.

Das Mädchen ist unzufrieden; ich mag keine unzufriedenen Menschen um mich sehen.

Einig.

Freilich — aber —

Fr. Einig.

Sie sagte neulich, es sei in einem Hause nicht auszuhalten, wo die Frau regiere.

Einig.

Unerhört!

Fr. Einig.

Von der Küchenmagd bis zum gnädigen Herrn müsse Alles nach meiner Pfeife tanzen.

Einig (aufgebracht).

Sie soll schon erfahren, wer der Herr im Hause ist.

Fr. Einig.

Es ist glücklicher Weise keine Noth an Kammermädchen.

Einig.

Kammermädchen im Ueberfluß!

Fr. Einig.

Ich habe ein sehr anständiges Mädchen gefunden, das französisch und englisch spricht, und um denselben Lohn dienen will.

Einig.

Nimm das Mädchen sogleich auf, ich erlaube es Dir; Suschen, die kleine Hexe, soll sehen, daß ein Herr im Hause ist. Sie soll den braven Adam nicht zum Manne bekommen; er ist ohnedies kein Freund vom Heirathen.

Fr. Einig.

Ich habe das neue Kammermädchen schon aufgenommen.

Einig.

Das war nicht recht, mein Schatz; Du hättest doch früher mit mir Rücksprache nehmen sollen.

Fr. Einig.

Nun ist's einmal geschehen. Die neue Kammerjungfer wird Dir übrigens gefallen; auch hat sie schon gebeten, dem gnädigen Herrn vorgestellt zu werden.

Einig.

Das Kind scheint Lebensart zu haben.

Fr. Einig.

Sie hat immer in guten Häusern gedient, und war sogar schon in Rußland.

Einig.

Letzteres wäre eben keine Conditio gewesen.

Fr. Einig.

Keineswegs, aber ein merkwürdiger Zufall waltet in der Sache.

Einig.

Ein Zufall?

Fr. Einig.

Stelle Dir vor, das Mädchen hat bei unserm saubern Herrn Sohn gedient.

Einig.

Wie, bei Fritz?

Fr. Einig.

In Moskau.

Einig.

Und Du wolltest sie als Kammerjungfer aufnehmen?

Fr. Einig.

Was kann das arme Kind dafür, daß wir einen pflichtvergessenen, ungerathenen Sohn haben?

Einig.

O mein Schatz, so gar ungerathen ist unser Fritz eben nicht, aber ein Mädchen, das bei einem unverehelichten jungen Herrn Kammerjungfer war . . . .

Fr. Einig.

Da steckt eben die saubere Entdeckung, die ich gemacht habe. Stelle Dir vor, der Herr Sohn hat in Rußland ohne unsre Einwilligung geheirathet.

Einig.

Geheirathet? Entsetzlich! Ohne die Einwilligung seines Vaters! Das ist mir noch nie geschehen!

Fr. Einig.

Natürlich, weil Du nur den einen Sohn hast.

Einig.

Also dahin ist es in meinem Hause gekommen, daß sogar geheirathet wird ohne meine Einwilligung?

Fr. Einig.

Außer Deinem Hause willst Du sagen; denn daß der Herr Sohn vor vier Jahren bei Nacht und Nebel, ebenfalls ohne Deine Einwilligung das Haus verließ, blos weil er nicht Kaufmann werden wollte, das wirst Du hoffentlich nicht vergessen haben.

Einig.

Ohne meine Einwilligung, wahrlich, das habe ich nicht vergessen.

Fr. Einig.

Und diesen Pflichtvergessenen wolltest Du nun wieder in Gnaden aufnehmen, als wäre nichts geschehen, weil er Dir ein paar glatte Worte geschrieben hat.

Einig.

Sein Brief schien so reumüthig — —

Fr. Einig.

Diesen Heuchler, der es selbst in diesem Briefe nicht der Mühe werth hielt, das Geständniß seiner Streiche zu vollenden, der die Heirath ohne Einwilligung noch immer geheim hält — —

Einig.

Nein, er soll mir nicht vor die Augen kommen.

Fr. Einig.

Bedenke auch, wie sehr Du Deine Autorität als Vater durch diese unzeitige Nachsicht compromittiren würdest. Was müßte Leopoldine, Deine Tochter, denken, Leopoldine, die auch gegen den Willen ihrer Mutter ein Liebesverhältniß mit einem Menschen angeknüpft hat, der nie mein Schwiegersohn werden kann.

Einig.

Was meinen Sohn anlangt, hast Du vollkommen recht. Dieser neue Beweis von Pflichtvergessenheit ändert meinen Entschluß; Fritz soll mein Haus nicht betreten, und ich gehe sogleich auf die Schreibstube, um meinen gerechten Zorn zu Papiere zu bringen; aber der Fall mit Leopoldinen, mein Schatz, ist ein ganz anderer. Du weißt, mein Schatz, daß ich Werder persönlich achte, daß ich gegen diese Partie nichts einzuwenden habe — —

Fr. Einig.

Nichts einzuwenden? Um so mehr habe ich einzuwenden. Herr Werder hat es nicht einmal zum Secretair gebracht. — —

Einig.

Er ist auf dem Punkte, es zu werden.

Fr. Einig.

Und hat er sich um Leopoldinens Hand zuerst an uns gewendet?

Einig.

An mich, an den Vater.

Fr. Einig.

Nachdem er ein Jahr mit dem Fräulein hinter unserm Rücken correspondirt hatte. Eine saubr'e Geschichte, man weiß nicht einmal, was im eigenen Hause vorgeht.

Einig.

Das ist freilich schlimm.

Fr. Einig.

Und hat er nicht die Unverschämtheit gehabt, mir zu erwidern: Das Herz der Geliebten sei die erste Instanz, die Aeltern müßten derlei Dinge zuletzt erfahren?

Einig (gesteigert).

Das wußt' ich nicht. Potz tausend Saperlot! Zuletzt erfahren! Der Vater soll zuletzt erfahren, was in seinem eigenen Hause vorgeht, als wäre er nicht der Herr im Hause.

Fr. Einig.

Er soll sehen, wie er ohne unsere Einwilligung das Mädchen bekommt.

Einig.

Ja, das soll er sehen!

Fr. Einig.

Und hat er nicht mit unserm saubern Herrn Sohne ohne unser Wissen correspondirt, hat er ihn dadurch nicht in seinem Ungehorsam bestärkt?

Einig.

Ja er hat ihn bestärkt!

Fr. Einig.

Wohin soll es noch in unserm Hause kommen?

Einig.

Nein, nein, ich gebe meine Einwilligung zu dieser Verbindung nicht; ich werde Herrn Werder sogleich ein Billet schreiben.

Fr. Einig.

Thue das.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Adam mit dem Shawl.

Adam (Im Auftreten, zu Frau Einig).

Endlich finde ich Euer Gnaden.

Fr. Einig.

Was gibt's?

Adam.

Ich wollte Euer Gnaden lediglich den Shawl überreichen, den ich auf Dero Befehl — —

Fr. Einig (ihm den Shawl abnehmend).

Schon gut.

(Adam will sich entfernen).

Fr. Einig (zu Adam).

Adam, bleibe noch ein wenig. Da fällt mir eben ein, daß ich Dir etwas anzukündigen habe. (Leise zu Einig) Ich will ihm sogleich erklären, daß aus seiner Heirath mit Suschen nichts werden kann, wenn er in unserm Dienste bleiben will.

Einig (eben so zu Fr. Einig).

Laß doch, mein Schatz, ich habe schon — — ich werde schon mit ihm sprechen.

Adam (zu Fr. Einig).

Euer Gnaden befehlen?

Fr. Einig.

Höre, lieber Adam, wenn Du — —

Einig (wie oben, sehr verlegen).

Laß mich die Sache mit ihm abmachen; ich habe diese Heirath arrangirt, ich will sie auch wieder derangiren — — der arme Teufel ist jetzt nicht vorbereitet — —

Fr. Einig.

Da braucht's viel Vorbereitung. — Höre, Adam —

Einig (wie oben).

Sie compromittiren mich, Madame.

Fr. Einig.

Narrenspossen. (Zu Adam.) Also wenn Du — —

Einig (sie absichtlich unterbrechend).

Unter Anderm, Madame, werden Sie sich erinnern, daß ich gegen diesen Shawl feierlich protestirt habe, und dennoch —

Fr. Einig.

Wie? Du willst mir den Shawl noch immer verweigern?

Einig.

Allerdings, und wenn Du glaubst, daß ich schwach genug sein werde, nachzugeben, so irrst Du, mein Schatz — —

Fr. Einig (leise zu Einig)

Regardez le jardinier; wie magst Du in Gegenwart des Gärtners „mein Schatz" zu mir sagen. (Zu Adam) Adam, entferne Dich.

Einig (für sich).

Gott sei Dank! (Laut zu Fr. Einig) Ja, Madame, Sie sollen sehen, daß ich Herr meiner Kasse bin.

Adam (im Abgehen).

Diesmal hat er Courage.

Sechste Scene.

Einig. Frau Einig.

Fr. Einig.

Zum Glücke hänge ich nicht ganz von dieser Kasse ab; ich werde den Shawl selbst bezahlen.

Einig.

Das ist nicht nöthig, ich habe das Geld schon bereit; Du sollst nicht sagen können, daß ich geizig sei.

Fr. Einig.

Wie? Du wolltest —?

Einig.

Den Shawl bezahlen, aber schmerzen muß es mich, zu sehen, daß du so rücksichtslos gegen mich handelst.

Fr. Einig.

Ich nehm' ihn nicht.

Einig.

Du verkennst mich, wenn Du glaubst, daß Misgunst oder Geiz mein Fehler sei; ich bitte Dich sogar, den Shawl zu nehmen.

Fr. Einig.

Nimmermehr. (Sie will ihm den Shawl aufdringen).

Einig.

Wenn Du mich nicht kränken willst, so nimm ihn als ein Geschenk von mir; ich eile, ihn zu bezahlen. (Schnell ab.)

Siebente Scene.

Fr. Einig (allein, bald darauf Caroline).

Fast hat er mich beschämt; er ist wirklich gut, nur ist ihm unsere gegenseitige Stellung noch nicht ganz klar geworden. Dreißig Jahre leben wir nun zusammen, und ich habe seine guten Eigenschaften gewiß erkannt. O wenn auch er mich erst ganz verstanden haben wird — dann wird unsre Ehe noch viel glücklicher werden! (Zu Carolinen, die auftritt.) Nun, Carolinchen, hast Du Dein Gepäcke schon gebracht? Du magst schon heute im Hause bleiben, mit Suschen werde ich mich abfinden.

Caroline.

Ach, gnädige Frau, wie freut mich dies, ich will gewiß Alles aufbieten, um mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Fr. Einig.

Du gefällst mir, Dein ganzes Wesen zeigt von einer guten Erziehung. Du warst vielleicht nicht dazu bestimmt, Kammermädchen zu werden?

Caroline.
Das ist mir nie eingefallen.
Fr. Einig.
Wie kam es, daß Du Deinen Stand verändern mußtest?
Caroline.
Nun das kam so von selbst, Umstände bestimmen den Menschen. Ich diente zuerst bei Ihrem Herrn Sohne.
Fr. Einig.
Armes Kind, das war gewiß Dein schlechtester Dienst?
Caroline.
Im Gegentheile, gnädige Frau.
Fr. Einig.
Machte er denn annehmbare Bedingungen?
Caroline.
Die besten von der Welt.
Fr. Einig.
Ich will es glauben; mein Sohn war immer ein Verschwender.
Caroline.
Wenigstens hat er seine Wohlthaten an keine Undankbare verschwendet.
Fr. Einig.
Hat er Dir denn so viel Gutes gethan?
Caroline.
O ja, er hat mir sehr viel Gutes gethan.
Fr. Einig.
Ich will dasselbe für Dich thun.
Caroline (für sich).
Das wird nicht möglich sein. (Laut.) Sie sind sehr gütig, gnädige Frau.
Fr. Einig.
Es gab gewiß anfangs schmale Bissen.
Caroline (sich vergessend).
Durch Liebe gewürzt.
Fr. Einig.
Wurdest Du so liebevoll behandelt?
Caroline.
Man trug mich auf den Händen.
Fr. Einig.
Mein Sohn?
Caroline.
Er behandelte mich sehr gut.
Fr. Einig (für sich).
Ich fange an, zu begreifen: eine Episode im ehelichen Glücke. — Das Täubchen ist sehr naiv. (Zu Carolinen). Und war denn seine Frau diese Behandlung zufrieden?
Caroline (schalthaft).
Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß er mir recht von Herzen gut sei.
Fr. Einig.
So? (für sich) Die Sache wird immer deutlicher. (Zu Carolinen.) O ich kenne meinen Herrn Sohn, er wird diesem Wunsche seiner Frau gewiß recht gern nachgekommen sein, er hatte schon als Jüngling viel Schönheitssinn — —
Caroline (beängstigt.)
Schönheitssinn? Wie meinen Sie das, gnädige Frau?
Fr. Einig.
Stelle Dich nicht so albern, mein Kind. Sage mir, mein Täubchen, hat er Dir nie einen Kuß gegeben, so verstohlener Weise, wenn die Frau den Rücken kehrte? — —
Caroline.
Nein, das hat er nicht gethan; wenn er mir einen Kuß gab, durfte die Frau nicht den Rücken kehren. (Für sich.) Fast ärgere ich mich.
Fr. Einig.
Allerliebst, da habt Ihr ja ein recht idyllisches Leben geführt.
Caroline (ärgerlich).
Ja, gnädige Frau, wir lebten recht glücklich.
Fr. Einig.
Seine Frau ist wohl recht häßlich und alt?
Caroline (lächelnd).
Keineswegs; sie ist nicht übel und nicht älter als ich.
Fr. Einig (für sich).
Unbegreiflich! (Zu Carolinen.) Und wurdest Du von ihr immer gut behandelt?
Caroline.
Ich kann mich unmöglich über sie beklagen.
Fr. Einig (für sich.)
Es ist doch schön von ihr, daß sie von ihrer Herrschaft nichts Uebles spricht. (Zu Carolinen.) Sie ist also schön?
Caroline.
Mir gefällt sie, und was die Hauptsache ist, ihrem Mann auch.
Fr. Einig (für sich).
Dieses Verhältniß ist mir ein Räthsel. (Zu Carolinen.) Ist sie gebildet?
Caroline.
Ich glaube ja.
Fr. Einig.
Du kannst es doch beurtheilen.
Caroline.
Nicht weiter als meine eigene Bildung reicht.
Fr. Einig (für sich).
Wie bescheiden! (Zu Carolinen.) Ich glaube beinahe, die gnädige Frau könnte mit Deiner Bildung zufrieden sein.
Caroline.
Wenn das ist, so kann ich Ihnen, gnädige Frau die Versicherung geben, daß sie wenigstens so wohlerzogen ist, als ich.
Fr. Einig (für sich).
Ihre Einfalt ist entzückend. (Zu Carolinen.) Mir gilt das ziemlich gleich, da sie ja doch mein Haus nicht betreten wird.
Caroline.
Wenn sie das erfährt, wird es sie tief betrüben.
Fr. Einig.
Glaubst Du?
Caroline.
Ich weiß es, sie sprach so oft von Ihnen.
Fr. Einig.
Von mir?
Caroline.
Ja, gnädige Frau. Sie sagte oft zu ihrem Manne: Wenn es Dir gelingen würde, die Verzeihung Deiner Aeltern zu erlangen, wenn wir dann im Fluge bei ihnen wären, wenn sie unser Bündniß segnen würden — —!
Fr. Einig.
Und was sagte dann mein Sohn?
Caroline.
Vor Allem muß es uns gelingen, sagte er, die Verzeihung meiner guten Mutter zu erlangen; sie ist sehr aufgebracht gegen mich, und so lange sie nicht vergeben hat, darf ich auch die Verzeihung des Vaters nicht hoffen.
Fr. Einig (freundlich).
Sagte er das wirklich? Sieh, mein Kind, er hat nicht ganz unrecht; doch mußt Du dabei nichts Uebles denken. Mein Mann ist ein braver Kanzleidirector, ein tüchtiger Geschäftsmann, aber vom Haushalte versteht er nichts, da bin ich in meinem Elemente.
Caroline (mit einem Anklange von Bitterkeit).
Und weil nun diese Verzeihung eigentlich auch zum Haushalte gehört — —
Fr. Einig.
So hat mein Sohn nicht unrecht, wenn er meine Vergebung für sehr wichtig hält.
Caroline.
Darum hat er sich auch vor allen Andern an Sie gewendet, gnädige Frau.
Fr. Einig.
Das hat er eben nicht gethan, und so sehr — —
Caroline.
Er hat es durch mich gethan. (Indem sie ihr einen Brief und ein Miniaturbild überreicht.) Hier ist der Brief, und hier das Bild des Schreibers.
Fr. Einig (überrascht).
Wie, sein Bild? Das Bild meines Sohnes? (Indem sie es besieht). Es ist ähnlich, sehr ähnlich; nur ist er männlicher geworden — und schöner —
Caroline (warm).
O er ist ein schöner Mann!
Fr. Einig (den Brief eröffnend).
Laß sehen, was er schreibt.
Caroline.
Ich weiß es von Wort zu Wort, gnädige Frau, und er trägt mir auf, es Ihnen so lange zu wiederholen, bis Sie verziehen haben.
Fr. Einig (freundlich).
Also bist Du im Complott, kleine Spitzbübin; warum hat er mir nicht auch das Bild seiner Frau geschickt?
Caroline.
Auch das führe ich mit mir, doch wag' ich nicht eher, es zu entschleiern, als Sie einige Hoffnung zur Verzeihung gegeben haben. (Herzlich) Liebe gnädige Frau, stoßen sie den Sohn nicht zurück, der reumüthig in Ihre Arme kömmt! Blicken Sie nachsichtsvoll auf ein Bild herab, das Ihnen so gern gefallen möchte! (Sie kniet vor ihr nieder.)
Fr. Einig.
Wie soll ich das Alles verstehen? — Ich bin verwirrt — überrascht — hat mein Sohn — —

Achte Scene.

Die Vorigen. Fritz (in Majors-Uniform).

Fritz (der schon früher leise aus dem Lusthause getreten ist, plötzlich herbeistürzend und seiner Mutter um den Hals fallend).

Er fliegt in die Arme seiner Mutter.

Fr. Einig (überrascht).

Fritz! mein Sohn! (Verlegen zu Carolinen.) Stehen Sie doch auf.

Caroline (ihre Hand küssend).

Nur wenn Sie mir die Täuschung verziehen haben; ich wollte unerkannt Ihre Gunst erringen — —

Fr. Einig (indem sie Carolinen erhebt, und sie auf die Stirne küßt).

Du hast mich zwar betrogen, Du russisches Kammerkätzchen, aber ich habe Dich schon zu lieb gewonnen, um Dir zu zürnen. (Zu Fritz.) Doch Du trägst Uniform; was hat das zu bedeuten?

Fritz.

Die türkische Campagne hat mich zum Major gemacht.

Fr. Einig.

Die Uniform steht Dir herrlich.

Fritz.

Ist Alles vergeben und vergessen, liebe Mutter?

Fr. Einig.

Ich gebe Generalpardon.

Fritz.

Also darf auch meine Schwester Leopoldine hoffen?

Fr. Einig.

Wer spricht von Leopoldinen?

Fritz.

Werder ist durch meine Schuld in Ungnade verfallen, soll mein neues Glück nicht auch ihn wieder zu Ehren bringen?

Fr. Einig.

Er hat Dich zu Allem verleitet — —

Fritz.

Sie thun ihm unrecht, liebe Mutter, im Gegentheil verdanke ich ihm meine Begnadigung. Er rieth mir in seinem letzten Briefe, die Post zu nehmen und meine Verzeihung zu Ihren Füßen zu erflehen.

Fr. Einig.

Er hat mit Leopoldinen ohne mein Wissen correspondirt — —

Fritz.

Haben Sie Nachsicht mit dem Herzen eines Liebenden.

Fr. Einig.

Wenn er wenigstens Secretär wäre — —

Fritz.

Sein Chef hat ihm seine Beförderung schon sub rosa eröffnet, in wenig Tagen wird er ernannt — —

Fr. Einig.

Wie Du von Allem unterrichtet bist!

Fritz.

War ich doch gestern den ganzen Tag bei Werder verborgen; auch er setzte ja all seine Hoffnung auf den Augenblick, der den Sohn in die Arme seiner Mutter zurückführen würde.

Fr. Einig.

So sei es denn, ich will Euch alle glücklich machen.

Fritz und Caroline (zugleich ihre Hände küssend).

Dank! liebe Mutter!

Fr. Einig (in die Scene blickend).

Doch da kommt mein Herr Gemahl.

Fritz (freudig).

Mein Vater! schnell in seine Arme!

Fr. Einig.

Nicht doch, ich muß ihn auf dies Alles erst vorbereiten; tretet indeß in jenes Lusthaus, ich will Euch rufen, wenn's Zeit ist. Nur schnell — —

(Fritz und Caroline ab in's Lusthaus).

Neunte Scene.

Frau Einig. (Bald darauf) Einig (mehrere Papiere in der Hand).

Frau Einig.

Nun muß der Herr Gemahl wieder Meinung wechseln. Konnt' ich auch ahnen, daß es so kommen würde.

Einig (im Auftreten).

Jetzt, mein Schatz, sollst Du doch gestehen, daß man in meiner Kanzlei rasch zu arbeiten weiß; hier ist das Billet an Herrn Werder, kurz aber bündig, hier ist —

Fr. Einig.

Das Billet an Werder, lieber Schatz, kannst Du nun bei Dir behalten, ich habe mir die Sache überlegt, und meine, da Werder doch eigentlich ein wackerer junger Mann ist — —

Einig.

Bedenke nur, mein Kind, daß er ohne meine Einwilligung mit Leopoldinen correspondirt hat. Ich kann meine Einwilligung unmöglich zu dieser Verbindung geben.

Fr. Einig.

Du hast wohl eigentlich nicht unrecht, aber Jugend hat keine Tugend, und — —

Einig.

Ganz recht, mein Schatz, aber bei meinem Entschlusse bleibt es nun einmal.

Fr. Einig.

Leopoldine liebt ihn, wir werden doch am Ende nachgeben müssen.

Einig.

Nachgeben? Ich bin dafür, daß man nie nachgeben soll, und ich bestehe nun einmal darauf —

Fr. Einig.

Ueberdies erfahre ich so eben, daß Werder Secretair geworden — —

Einig (fest).

Gleichviel.

Fr. Einig (auf die Papiere zeigend, die Einig noch hält).

Was hast Du da noch für Papiere? Eine ganze Kanzlei —

Einig (auf eins der Papiere zeigend).

Das ist das Zeugniß für Suschen; man darf dem Mädel doch sein weiteres Fortkommen nicht erschweren, wenn man es gleich verabschiedet.

Fr. Einig.

Auch das habe ich mir überlegt, lieber Schatz; ich kann die neue Kammerjungfer nicht aufnehmen, es sind da ganz besondere Umstände eingetreten, und da will ich denn nachgeben.

Einig.

Was fällt Dir ein? Suschen hat sich ja schändliche Aeußerungen erlaubt; hat sie nicht gesagt, es herrsche im Haus ein unleidliches Weiberregiment?

Fr. Einig.

Je nun, sie wird es so böse nicht gemeint haben.

Einig (gereizt).

Ich will ihr zeigen, wer Herr im Hause ist, ich will — —

Fr. Einig.

Sie mag meinethalben den Adam heirathen.

Einig.

Glauben Sie, Madame? Jetzt geb' ich ihr den Adam nicht mehr; der Adam war ihr als Belohnung zugedacht, nun aber —

Fr. Einig.

Eine saubere Belohnung.

Einig.

Ich leide das Mädchen nicht mehr in meinem Hause.

Fr. Einig.

Ich kann doch nicht ohne Kammermädchen sein.

Einig.

Mache das wie Du willst, allein Suschen geht noch heute fort. Potz tausend noch einmal, ich will doch sehen —

Fr. Einig.

Nu, nu, ereifre Dich nur nicht, Du bist auch gar zu jähzornig. — Was ich Dir noch sagen wollte, mein Schatz: den Brief an Fritz brauchst Du nicht zu schreiben.

Einig.

Ist schon geschehen. In meiner Kanzlei geht das wie der Wind. Ich habe ihm geschrieben, daß — —

Fr. Einig.

Zerreiße den Brief nur schnell —

Einig.

Wo denkst Du hin?

Fr. Einig.

Der Brief ist nicht mehr nothwendig.

Einig.

Ich habe ihm deutlich auseinandergesetzt, warum ich ihm meine Verzeihung versagen muß.

Fr. Einig.

Du kannst ihm das Alles mündlich auseinandersetzen, denn er ist hier.

Einig (überrascht).

Wie? Fritz ist hier? mein Sohn Fritz?

Fr. Einig.

Er selbst.

Einig.

Und die Frau ohne Einwilligung?

Fr. Einig.

Ist mit ihm hier.

Einig.

Nun die kommen mir eben recht! ich will ihnen schon die Leviten lesen! ich — —

Fr. Einig.

Spare die Mühe, mein Schatz, ich habe ihnen bereits in Deinem Namen Alles verziehen.

Einig.

Wie konntest Du das thun? — Ich freue mich zwar,

meinen Fritz wiederzusehen — aber verzeihen kann ich ihm nicht. — Wo ist er denn nur?

Fr. Einig.

Ganz in der Nähe, mit Ungeduld erwartet er Deine Vergebung.

Einig (im Kampfe zwischen Verlegenheit und Ungeduld).

Aber — ich kann doch nicht — —

Fr. Einig.

Laß alle „aber" bei Seite, und sei nicht unerbittlich; auch der strengste Familienvater kann zuweilen verzeihen. (Rufend.) Fritz! Kinder! kommt nur! der Vater verzeiht Euch! seine Arme stehen Euch offen!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Fritz, Caroline (aus dem Lusthause).

Fritz (in des Vaters Arme fliegend).

Vater! lieber Vater! darf ich es glauben?

Caroline (des Kanzleidirectors Hand küssend).

Haben Sie wirklich verziehen?

Einig (verwirrt).

Ja, lieber Fritz — doch was bedeutet diese Verkleidung? — Ja — ich habe Alles verziehen — Du heirathest Suschen — das heißt — Adam heirathet — ich bin so überrascht — — ich habe Alles verziehen; (zu Frau Einig) nicht wahr, mein Schatz?

Elfte Scene.

Die Vorigen. Adam (herbeieilend).

Adam.

Ist es denn wirklich wahr! der junge Herr ist wieder da? Bei meiner armen Seele, da steht er, und noch dazu in einer prächtigen Uniform! Wie ist es Ihnen denn immer ergangen, junger Herr?

Fritz.

Was könnte mir jetzt noch fehlen, da ich die Verzeihung meiner lieben Aeltern habe?

Adam (mit einem Blicke auf Fr. Einig).

Wirklich?

Fr. Einig.

Und da Alles froh sein soll, verkündige ich Dir, Freund Adam, daß Suschen im Hause bleibt, und Deine Frau werden soll.

Adam (ungläubig).

Hör' ich aber auch recht?

Fr. Einig (zu Einig).

Ist's nicht so, lieber Schatz?

Einig (noch immer verwirrt).

Freilich, freilich. Ich verzeihe Dir, Adam.

Fr. Einig (indem sie Carolinen den Shawl gibt).

Dich, liebe Schwiegertochter, bitte ich, diesen Shawl als Geschenk von meinem Manne anzunehmen; ich hätte zwar Ursache, eifersüchtig zu werden, da er ihn mir, trotz meiner Bitte, verweigerte, allein von diesem Fehler bin ich frei.

(Caroline küßt dankbar Einig's Hand, der verlegen abwehrt.)

Adam (verdutzt).

Unbegreiflich!

Fr. Einig.

Und nun, Kinder, laßt uns Leopoldinen suchen, sie soll auch ihr Glück erfahren, und ihrem Vater danken, der so eben seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Werder gegeben hat. Auch ich will dieser Heirath nicht länger im Wege sein.

Einig (während er durch seine Frau fortgeschoben wird).

Ja, wir haben unsere Einwilligung gegeben, Leopoldine soll den Shawl, das heißt Werder soll den Adam, das heißt — Suschen — wird Leopoldinen — — ich bin ganz confus —!

Fritz (im Abgehen).

Victoria! Das ist ein froher Tag!

(Alle ab, außer Adam).

Zwölfte Scene.

Adam (allein).

Suschen bleibt, ich heirathe sie, es wird keine neue Kammerfrau aufgenommen, Fräulein Leopoldine bekommt Herrn Werder zum Manne, Junker Fritz ist mit offenen Armen im Hause aufgenommen worden, und die gnädige Frau hat nicht einmal den Shawl behalten dürfen. Und das Alles hat lediglich der gnädige Herr durchgesetzt — — Er ist doch der Herr im Hause!

Der Vorhang fällt.

Salomon Frank.

Von den Lebensumständen dieses nicht talentlosen lyrischen Dichters ist weiter nichts bekannt, als daß er am 6. März 1659 zu Weimar geboren ward, später das Amt eines Oberconsistorial-Secretairs daselbst bekleidete und am 11. Juni 1725 starb.

Er gab heraus:

Geist- und weltliche Poesien. Jena, 1711.

Mehrere Gedichte dieser Sammlung zeichnen sich durch Innigkeit, Wärme und eine ziemlich correcte Behandlung nicht unvortheilhaft aus.

Sebastian Frank

ward im Jahre 1500 zu Donauwörth in Schwaben geboren und scheint, denn Näheres ist nicht über seine Jugend bekannt, ein ziemlich regelloses Leben abwechselnd in Nürnberg, Straßburg, Ulm, Basel und anderen Städten geführt zu haben. Ein schwärmerischer Wiedertäufer, suchte er durch Rede und Schriften seine Lehren zu verbreiten und mußte deshalb vielfache Verfolgungen und Bedrückungen ausstehn; namentlich wurde er genöthigt, um seiner Ansichten willen Nürnberg und Ulm, wo er längere Zeit verweilte, zu verlassen. In ersterem Orte lebte er von 1528 bis 1531, trat hier zuerst als Schriftsteller auf, und vermählte sich mit Ottilie Behaim. Dann begab er sich nach Straßburg wo er seine Chronik drucken ließ. 1533 ging er nach Ulm, erwarb sich hier das Bürgerrecht und errichtete eine Druckerei, verlor aber Alles wieder, wahrscheinlich in Folge der Herausgabe seiner Paradora, gegen welche auch Luther und Melanchthon sehr entschieden auftraten und mußte 1539 die Stadt wieder verlassen. Im folgenden Jahre wurden seine Meinungen förmlich von den zu Schmalkalden versammelten Theologen verworfen und vor denselben gewarnt. Es ist unbekannt, wohin er von Ulm aus ging; allem Vermuthen nach ist er zu Basel, in welcher Stadt er gemeinschaftlich mit Nicolaus Brylinger eine Art von Buchhandel trieb, und einer Druckerei vorstand, um 1545 gestorben.

Seine Schriften sind:

- Diallage d. i. Vereynigung der streytigen Sprüch in der Schrifft u. s. w. (Uebersetzung der Diallage des A. Althammer von Brenz in's Deutsche). O. O. 1528. 8.
- Klagbrieffe oder Supplication der armen dürfftigen in England u. s. w. O. O. (Nürnberg) 1529. 4.
- Cronica, Abconterfeyung und entwerffung der Türken, u. s. w. Nürnberg, 1530. 4. Augsburg, 1530. 4.
- Chronica, Zeytbuch und Geschychtbibel von anbegyn bis auf das jar 1531. Straßburg, 1531. Ulm, 1536. O. O. 1551. Drei Theile in Folio (der letzte nicht von ihm). Fernere Ausgaben, Ulm, 1536, 1543. Augsburg, 1538. Ulm, 1551. Ulm, 1565.

- **Eyn künstlich höfliche Declamation** u. s. w. von Philipp Beroaldo, verteutscht von Sebastian Frank. Nürnberg, 1531. 4.
- **Von dem greuwelichen Laster der Trunkenheit.** O. O. u. J. 4. (Jedoch unter der Dedication an Wolf von Heßperg, Amtmann zu Colmburg, gezeichnet. Justenfelden [Gustenfelden bei Nürnberg] 1533. Ferner Straßburg, 1539. Marden, 1621. Leipzig, 1691 und mit verändertem Titel, Kempten, 1610. 8. Frankfurt, 1691. 12.
- **Paradoxa oder zweyhundert und achtzig Wunderreden aus heiliger Schrifft.** Ulm, 1533. 4. Ulm, 1535. 1559. Riga, 1690.
- **Das theur und künstlich bichlin Morie Encomium** u. s. w. Ulm, o. J. (um 1536). Mit verändertem Titel 1696. 12. Frankfurt, 1619. 4. u. ö.
- **Chronica des ganzen Teutschen lands** u. s w. Augsburg, 1538. Fol. Bern, 1539. Fol., ferner 1539, 1543, 1593. Merkwürdig weil sich hierin u. A. ein Schlüssel zum Theuerdank findet.
- **Sprichwörter, Schöne Weise Herrliche Klugreden und Hoffsprüch.** Frankfurt a. M. 1541. 4 Zürich, o. J. (1545). Frankfurt a. M. 1646. u. ö.
- **Das Got das ainig ain und höchstes gut** u. s. w. O. O. 1543 4.
- **Siben weisen in Grecia berumpt.** u. s. w. O. O. u. J. 4.

Sebastian Frank ist einer der ersten Historiker in Deutschland, welche ihre Aufgabe mit Geist und Scharfsinn zu behandeln verstanden. Ein Streben nach tüchtigem Pragmatismus, Fleiß, Freimüthigkeit und ein kräftiger und anmuthiger Styl gereichen diesem talentvollen Manne zu nicht geringem Lobe, indem sie beurkunden, welchem hohen Ziele er in seinen Bemühungen nachstrebte. Namentlich ist seine Chronik des ganzen teutschen Landes ein verdienstliches Werk, und für den Geschichts- wie für den Sprachforscher von nicht geringem Interesse. In seinen theologischen und polemischen Schriften läßt er sich zu sehr von seinen eigenthümlichen Neigungen hauptsächlich zum Mysticismus hinreißen, dagegen ist aber seine Sammlung deutscher Sprüchwörter eine originelle, vortreffliche Arbeit, die ihren Verfasser als einen denkenden, launigen und witzigen Kopf, der der damals noch sehr unbeholfenen Sprache im höchsten Grade Meister ist, treffend charakterisirt. Sein didactischer Styl und die Weise, wie er ihn hier zu verwenden und zu behandeln weiß, können in mancher Hinsicht noch jetzt als Muster gelten, denn lakonische Kürze, schlagender Witz und klares Raisonnement, anmuthig mit einander verbunden, wie sie sich hier finden, werden nie ihre Wirkung verfehlen. —

Aus kindern werden alte leut*).

Salomon sagt: Thorheyt ist angebunden an das hertz eines kinds rc. vnd die rut sol sie weg treiben, das ist, Ein kind von jm selbs ist vnartig vnnd vntüchtig zum guten, mann sol aber nit darumb an jhm verzagen, sonder fleissig anhalten mit leren, vermanen, vnd sittlicher straff, so wirt die thorheyt weichen, vnd auß einem närrischen kind ein weiser man werden. In disem wort ist eygentlich abgemalet, wie Gott regiert auff erden, vnd das rädlin also treibt, daß sich niemandt darein schicken kan, vnnd diß kunststuck laßt er auch seine liebe freund vnnd kinder nit wissen. Die Ertzuätter vnd Propheten seind auch hierinn angelauffen. Abraham meynte, auß Ismahel solt etwas werden, da must es Isaac sein. Denn Ismael wirt in allen stucken den Isaac mit witz vnd geberden weit übertroffen haben. Isaac verachtet Jacob, vnnd helt auff Esau, vnd weyß nit, daß auß kindern, als Jacob war, der aschenprodel, der mutter son, auch weise leut werden. Der Prophet Samuel sol einen König salben auß Isai sönen, der verachtet Dauid, als ein kindt, vnnd das kind muß doch der weise könig werden. Die Heyden haben das auch gemerckt vnnd geschreiben, Manlius Torquatus hat einen son gehabt, der war in der jugent so eins groben gehirns vnnd verstandts, daß jhn der vatter zum baurn macht auff dem dorffe, Aber da er zur witz greiffet, wardt ein solcher man darauß, daß er ehr vnnd glück gewan. Der groß Fabius, deßgleichen zu seiner zeit im alter nit gelebt hat, ist in der jugent ein solcher böser bube gewesen, daß mann jhn in der Statt schwerlich erleiden mögen. Der Scipio, der die grosse mächtige Statt Carthago zerstöret hat, ist ein böser lecker in der jugent gewesen, vnnd im Alter ein weiser, streitbarer man worden. Also lernen wir nun, wie man beschißne kinder nicht sol hinwerffen, odder sie verachten, Denn aus kindern werden auch leut.

*) Aus: Frank's Sprichwörter, rc.

Milt mit worten.

Wort vnnd werck seind zwey ding. Mit dem mund ist mancher mild, mit leihen, schencken, geben, vnd zusagen, aber mit der that fehlt es weit, Von einem solchen sagt mann: Es ist ein milter man, er gibt gern, ja mit worten. Vnd seind die, die anders reden, dann sie gedencken zu thun. Also spricht mann: Gute wort, händ vnnd suppen, seind wolfeyl zuhofe.

Wenn mann einer saw gleich ein güldin stück anzühe, legt sie sich doch damit in dreck.

Einn vnlustigen vnflätigen menschen heyssen wir ein saw, vnnd nit vnbillich, denn Gott hat dem menschen vernunfft, vnd fünff sinn gegeben, daß er jr zu seines leibs vnderhaltung vnnd reynigkeyt brauchen sol. Zu dem so ist ehrlich, reynglich auff erden wandeln. Wenn aber jemand so sewisch vnd vnlustig ist, daß er nit lust hat jm selbs guts zuthun, der ist ein saw, vnnd legt sich ins kat, wie der sew art ist. Wenn die saw auff das hüpschist gewaschen, weiß vnd reyn ist, so ist das jhr bester lust, daß sie sich ins kat legt, da es am tieffesten ist. Sanct Peter deutet diß wort von denen, die durch das verdienst Jesu Christi seind gereyniget vnnd gewaschen worden, vnd vergessen desselbigen, vnnd keren wider zu jhrem vorigen wandel, vnnd legen sich wider ins kat, dauon sie newlich seind reyn worden.

Der hat ein scharpff gesicht, er sihet durch einn wetschger, daß nichts darinnen bleibt.

Vnder allen thieren auff erden sihet keins schärpffer, dann der Adler, auch inn die klarheyt der Sonnen, daran er auch die prob hat, welches seine natürliche jungen seien, oder nit, Dann als bald die jungen auß der schalen krochen seind, vnd können essen, so nimpt er sie, vnd helt sie gegen die Sonnen, welches nun die Sonn nit in seinn augen leiden kann, daß wirfft er hin, die andern behalt er. Die Römer schreiben von einem, hat Lynceus geheyssen, der ist zu Sicilien gewesen im mittel Meer, das die halbe welt scheydt, vnd hat gesehen die schiff, die zu Carthago sind ankommen, in Aphrica oder Libya. Wir brauchen des sehens auch zum bösen, als inn disem wort, nemlich vonn den strauchdieben, die durch einn wetschger hindurch sehen, daß nicht darinnen bleibt, das ist, die darauff gerichtet sind, daß sie den leuten das jr nemen auff der strassen. Also sagt mann: Er hat ein scharpffes gesicht rc. das ist, Er ist ein rauber, ein dieb, Schnapphan.

Träwm seind lügen.

Die Naturkündiger, als Aristoteles vnd andere, machen inn des menschen haupt fünff kammern, die ärtzt machen jr drei. Die erste kammer ist vornen in der stirn, des **Sensus communis**, das ist einer solchen krafft, die einnimpt alles was die fünff sinn zu jr bringen. Das aug sihet etwas, das or höret, die zung schmeckt, die nase reucht, die haut fület. Dise krafft zeucht die sinn vom wesen, vnd empfahet sie, also daß sie weyß, was die sinn gesehen, gehört, gerochen, griffen vnd gschmeckt haben, als were es noch vorhanden, daher es kompt, daß sie sagen: **Species lapidis est in anima, non lapis,** Der steyn ist nit inn meiner seele, den ich gesehen habe, sondern sein gestalt. Die ander kamer zur seiten, **Imaginatiua**, also daß man eim ding weiter nach denckt. Die drit kamer ist **Phantasia**, wann man die gedancken von etwas gegen einander halt, vnd klaubet herauß welches das best ist. Die vierdt kamer ist des verstands vnd der vernunfft kamer mit dem willen. Hie wirt geschlossen, was zuthun vnd zu lassen ist, anzunemen vnd außzuschlagen. Die fünfft kamer ist der Memorien, hinden im haupt, des gedächtniß kamer, also daß wir der ding die wir gsehen haben, begriffen vnd gefasset, dauon wir auch mit gedancken gerathschlagt vnd gschlossen haben, was zuthun vnnd zulassen sei, nit vergessen künden. Die ärtzt nemen die ersten drei für eins, vnd heyssen es **Sensum communem**, oder **Imagi-**

nationem, vnd setzen jn in den ersten uentriculum des gehirns. Die vernunfft setzen sie in den andern uentriculum, das gedächtniß inn den dritten, vnnd ich halt, es sei besser dann das erste. Wann nun gleich des menschen leib ruwet vnnd schlafft, so ruwet doch die seel vnd gedancken nit. Dann die seel hat perpetuam agitationem, ein ewigs schaffen vnd wircken, oder leben. Darumb weil die gestalt der ding in Sensu communi seind, so dunckt den menschen er sehe, er habe, er greiffe, er höre, vnd gehe mit dem ding vmb, daran er des tags vil vnd offt gedacht, vnd daruon geredt hat, das ist dann ein traum.

Moyses schreibt, daß Gott sage: Er wölle den Juden auff dreierley weise zu wissen thun, was sein will sei, durch mündtlichs reden, durch gesicht, vnd durch träum. Die müssen je die träum nit nichts sein. Mit Moyse redet Gott mündtlich durch einn Engel, da er den Juden das gesätz gabe. Mit Abraham auch, da Gott wolt Sodomam vnnd Gomorrham mit dem feur vertilgen, vnd mit andern mer. Mit Joseph vnnd Daniel redet Gott durch träume, wie das buch Genesis, Exodus, vnd Daniel meldet. Mit gesichten hat er geredt mit Esaia, Ezechiel, vnnd vil andern Propheten.

Die Heyden bei den Griechen vnd Rhömern, habens auch auß gewisser erfarung, daß träum vnderweilen die warheyt mit sich bringen. Eim weib in Sicilien, Himera träumet, wie sie im himel wer, vnd sehe einn grossen starcken mann, bleych, geelgestalt, vnnd mit vil spriffen vndern augen, fest mit ketten gebunden, dem Jupiter zun füssen ligen. Vnnd da sie den jüngling, der sie gen himel gefürt het, fraget, wer der were? ward jr geantwortet: Diser solt zum verderben Sicilien vnd Italien, loß gelassen werden, des andern tags macht sie den traum offenbar. Nun war der Dionysius, der hernach jr herr ward, vnbekannt, vnd niemand wüßte von jm zu sagen. Do er aber König in Sicilien ward, vnd name das land ein, gieng dise fraw, vnnd wolte den newen König sehen einziehen, den sie nit kante. Vnd da sie den Dionysium sihet, schreiet sie überlaut: O wee, o wee, Das ist der, den ich im traum gesehen habe, nun wirt vns kein glück angehn.

Es hat einem auff ein zeit geträumet, Er solt gen Regenspurg gehn auff die brucken, da solt er reich werden, Er ist auch hingangen, vnnd da er einn tag oder vierzehen allda gangen hat, ist ein reicher kauffmann zu jhm kommen, der sich gewundert hat, was er alle tag auff der brucken mache, vnd jn gefragt, was er da suche? Diser antwort, Es hab jhm geträumet, er soll gen Regenspurg auff die brucken gehn, da werde er reich werden. Ach sagt der kauffmann, Was sagstu von träumen, träum seind lügen, Es hat mir wol geträumet, daß vnder jhenem grossen baum (vnd zeygt jm den baum) ein grosser kessel mit gelt begraben sei, aber ich acht sein nit, dann träum seind lügen. Diser gräbt vnderm baum ein, findt einn grossen schatz, wirt reich, vnnd sein traum wirt bestetigt.

Der schlaff vnnd die träum geben zuuerstehen, welche auß den vier humoribus die überhand habe. Träumet einem von freuden, singen, springen, vnd andern freudenspilen, so ists vom geblüt. Träumet jemandt von schlagen, würgen, vnd kriegen, so ists Cholera. Träumet jemand von todten, vnd andern schrecklichen dingen, so ists Melancholia. Schlafft auch jemand so hart, daß er schwerlich erwachen kann, so ist es Phlegma, darumb seind träum etwas. Aber zukünfftige ding darauß zu erlernen, das ist allein ein Gottsgabe, wie droben gesagt ist, der sich niemand leichtlich vnderstehn soll, er hab sie dann.

Vnd mit dem erwacht ich.

Wem da träumet wie er gelt finde, oder etwas dergleichen, der ist frölich, aber als bald er erwachet, so findt er nichts. Wann er aber den traum nachsagen wil, so spricht er: Mich dauchte wie ich hette, ꝛc. vnd mit dem erwacht ich. Wir brauchen diß wort, wann wir jemand höflich lugen straffen, als: Es saget einer ein historien oder geschicht, von wilden seltzamen dingen, vnd dieweil vns duncket, es sei ein gedicht, lassen wir jn reden biß anns ende, darnach sagen wir: Vnd mit dem erwacht ich, als sprechen wir: Es hat dir geträumet, es ist ein lugen: Es ist ein sag, daß in einer statt ein junger gsell mit seim gesellen auff den marckt gangen, ist eins weibs ansichtig worden, von der er gesagt zu seinen gsellen, doch also, daß es die fraw hören solt: Wann mich die fraw wolte ein wenig lieb haben, ich wolt jhr die jarzerung schencken, die mir jetz mein vatter gschickt hat, Die fraw war auch ein leichte habe, wendet sich vmb vnd spricht: Es seind zwo grüne seulen, vnd ein roter steyn, kämestu darfür, wer weyß was dir widerfüre. Der gsell geht heym, gedenckt, was das sein mög, Inn dem er also geht, findet er ein hauß das wz steynen, hübsch gemalt, der eingang war grün angestrichen, vnnd die thür rot, Er hat acht wer in dem hauß wonete, findet endtlich, dz die fraw in dem hauß wonet, die solche wort zu jm hette lauten lassen, wirt von jr eingelassen. Nun war der frawen man ein kauffmann, der groß gewerb hette inn andern landen, also auch, daß er mußte, wann jn sein zeit traff, in frembde land reysen, vnd wz eben dißmal nit anheymisch. Diß weret fast ein weil, Da aber die fraw mercket, jr haußwirt würde schier kommen, verschickt sie den gselln in frembde land, Er name gelt vnd seinn abscheyd von jhr, der meynung, er wolte das Welschland besehen. Vnd in dem er Rhom vnd Lombardien besichtigt het, kompt er gen Venedig inns Teutsch hauß, da fande er vnder andern auch einn erbarn kauffman, der frawen man, daruon wir zuuor gsagt haben, er kennt jn aber nit. Des abends laden den jungen gesellen die andern kauffleut, fragen jhn, wo er herkomm, vnnd wo er hin wölle? Er antwort, Er komme von Rom, vnd gedenck wider in Teutschland, dann er habe schier nimmer zerung. Nach essens da mann auffgehaben hat, spricht der frawen man, Wir haben nun gessen vnnd wolgelebt, Auff daß wir aber auch ein ergetzlicheyt haben, vnnd vns die zeit nit lang werde, so wöllen wirs lassen vmbgehn, daß ein jeder sage, wie es jhm sein lebenlang auff der bulschafft gangen sei. Dann diser gesell, der bei mir sitzt, sihet mich an, als wiß er auch etwas drumb. Sie sageten alle, Es kompt an disen gsellen auch, er wehret sich lang, zu letst sagt er doch was er wüßte, vnnd erzelet jnen am tisch, wies jhm an dem ort ergangen sei mit den zweyen grünen seulen, vnnd roten steynen, ꝛc. Dem kauffmann felt nichts guts zu, sonderlich da er die zeit rechnet, findet er, daß es eben in seinem abwesen gschehen sei, zu dem so ist sein hauß also geferbet, mit zeychen, die er auß des jungen gesellen red gemerckt hette, von dem gespräch vnd worten der frawen, er ließ sich aber nicht mercken: Des andern tags fragt er den gesellen, ob er sich nit gedencke zu eim kauffman zubrauchen zulassen. Vnd da er antwort, er sei es willens, nimpt jhn der kauffmann zum diener an, allein der vrsach halben, daß er wöll die warheyt erfaren mit seinem weib. Sie ziehen mit einander von Venedig auß, kommen für die statt, dauon der jung gsell gsagt hett, es wer jhm wol da gangen, Der kauffman zeucht mit seinem knecht ein, eben zu den zweyen grünen seuln vnd dem roten steyn, Die fraw entpfahet den man, sagt, wie hoch sie seiner zukunfft erfrewet sei, vnd fragt wies jm ergangen sei auff der schweren fährlichen reyse, ꝛc. mit erzelung, wie sie sich dieweil gesehnet vnd betrübt, hab grosse sorg vmb jn getragen, er soll sein gute freund laden zu abend, sie wiß fürwar, sie werden alle seiner zukunfft von hertzen erfrewet sein. Der knecht zeucht dem herren die stifeln ab, macht sich kuppelich, vnd nimmt sich keins dings an. Da nu die freund kommen zum abentmal, must der knecht, wiewol er sich wehret, auch mit zutisch sitzen. Nach essens sagt der kauffmann den gesten, wie er also einn feinen knecht überkommen, vnnd von Venedig mit herauß gebracht habe, sie werden von jhm hören, das sie jr lebenlang nie mehr gehöre haben, Vnd sag an, spricht er, das du mir vnd meinen gesellen zu Venedig sagtest, wie es dir vff der bulschaft gangen sei. Er hebt an vnnd sagts alles, allein zuletst henckt er dran: Vnd eben in dem erwacht ich. Ists ein traum gewesen, sagt der kauffmann, Nun hab ich auff guten glauben gemeint, es sei dir also ergangen, vnd eben mein weib gewesen, Wolan da hast ein ritterzerung, ich bin einer grossen sorg loß. Also brauchen wir nun dises worts zum schertz, wann wir sagen: Es sei nichts gewesen dann ein traum vnnd loser gedancke, von vns vnd von andern. Wir brauchens auch für frölich werden, Als wann mann vns was saget, das wir gern hören, so wir zuuor betrübt gewesen. Do ich das hört, da erwacht ich, dz ist, Das geblüt ward mir frischer, vnnd ich ward frölicher. Dann wer vom schlaff erwachet, der ist eben als stünd er von den todten auff.

Darnach wards tag.

Diß ist den vorigen zweyen gleich, als wann jemand sagt ein mere, vnd wir glaubens nit, sonder haltens für ein lugen, so sagen wir: Ja, ja, darnach wards tag. Dann wann der schlaff auffhört, so hörn die träum auch auff, das ist, mit dem tag, wann er anbricht.

Wer jhm selbs nichts guts thut, wie solt ers einem andern thun?

Natur leret, daß ein jeder jm selbs das best günnet vnd thut, Darumb wann wir so faule lose leut sehen, die jn selbs kein guts thun, sonder stincken von faulheyt vnd vnlust, von denen müssen wir schliessen, dz sie nit werdt seind, daß manns menschen nennen soll, dieweil sie weder jnen selbs, noch andern leuten nütz seind, darzu doch der mensch geschaffen ist. Hesiodus sagt: Es seind dreierley leut auff erden. Die ersten, ob sie wol nit hohen verstand haben, vnnd von sich selbs nichts guts

finden künnen, so folgen sie doch denen die es besser wissen, vnd lassen sich weisen. Die andern seind von jnen selbs verständig, vnd leren gern die vnuerständigen. Die dritten sind die aller ärgesten, welche für sich nichts künnen, vnd wöllen jn auch von andern nicht sagen lassen. Die Griechen sagen: Wer in seinem hauß beregnet, des erbarmet sich auch Gott nit. Dann Gott hat den menschen geschaffen zur arbeyt, wie einn vogel zum fliegen. Wer nun nit arbeyten wil, vnd sein tach gantz behalten, der handelt wider sein schöpffung, wie kan sich dann Gott seiner erbarmen? Qui sibi ipsi nequam, cui alii bonus?

Mann gedenckt seiner, wie des Pilatus im Credo.

Wann mann den Catechismum leeret die jungen kinder, so sagt man jn im glauben: Jch glaub an Jesum Christ, 2c. der da gelitten hat vnder Pontio Pilato, gecreutziget, gestorben, vnd begraben, 2c. Des Pilati wirt hie gedacht, aber in keinem guten, dann mann sagt: Er hab Jesum Christum zum todt des Creutzes geurtheylt, vnd sei schuldig am sterben des Sons Gottes. Des Herostrati gedenckt mann auch, aber eben wie Pilatus im Credo, das ist, daß er hat übel gethon.

Es ist besser das kind weyne, dann der vatter.

Salomon sagt: Wer sein kind lieb hat, der sparet die ruten nit. Jtem, Thorheyt ist an des kinds hertz gebunden, aber die rut nimpt die thorheyt hin. Darumb wanns kind seinn willen wil haben, so strafft es der weise vatter, obs schon darumb weynet, so ists besser, das kind weyne in der jugent dann der vatter im alter. Die kinder wöllen messer haben, wöllen auff stülen, bäncken, vnd tischen sein, gibt manns jnen nit, vnd laßt sie nit thun jren willen, so weynen sie. Der weise vatter spricht aber: Wann das kind ein messer hat, so möcht es jm selbs leydt thun, es möcht auch villeicht vom tisch, vom banck, vom stul, hals vnnd beyn entzwey fallen, so würde ich dann weynen, derhalben ists besser, ich komme zuuor, vnnd laß das kind weynen, Es weynet mir lieber dann ich.

Wer dienet, der dient.

Ein knecht vnnd diener sol vnnd muß sich halten nach seins herrn befelch vnnd gebott, vnnd nit wie er wil, muß offt thun, das er nit gern thut, muß auch offt lassen das er gern thette. Ein diener ist sein selbs nit mächtig, sonder muß thun was sein herr wil. Sanct Paul leret die knecht, daß sie jren herrn nit allein vnder augen trewlich dienen sollen, sonder allenthalben. Dann was sie jren herren thun, dz thun sie Gott, der wirt trewen dienst belohnen.

Schlump mein öhem

Schlumps ist on fürgedancken, on kunst, vnd vnuersehens, nemlich, wann einem etwas on gefehr glücket, vnd die andern vergünnen jhm des glücks nit, so sagen sie: Es ist nit seiner kunst schuld, daß es gerathen ist, Schlump mein öhem, das ist, das glück hat jn troffen. Die bösen ärtzt, wann jnen ein mal etwas gerath, so meynen sie, es soll jn allweg gerathen. Darumb wöllen sie mit einem pflaster vnd salben alle kranckheyten heylen, Geht es nun für sich, so ists freylich nit kunst, sonder lauter schlump vnd glück.

Keiner verlasse sich auff den andern.

Man sagt, daß auff ein zeit zwen gesellen mit einander gewandert haben, vnd da ein Beer an sie ist kommen, ist der ein eilends auff einn baum gestigen, vnd seinn gesellen allein gelassen. Da aber diser kein hülff gewüßt hat, ist er auff die erde nider gefallen auffs angesicht, Der Beer ist vmb jn hergangen, vnd dieweil der ligende keinn athem liesse, meynet der Beer, er were todt, vnd gieng also daruon, Dann der Beer, wie man sagt, thut keinem todten menschen nicht. Da der Beer wegk was, steigt der wider vom baum, vnd fragt seinn gesellen, was doch der Beer zu jm gesagt hett, da er jm also vmb die ohren vnnd vmb den kopff gangen were. Der ander antwort: Er sagt zu mir, du werest einn schalck, ich solt mich vor dir hüten, vnnd mich nimmer mehr auff einn andern verlassen. Sych die wörter: Wer einn steyn nit allein erheben kan, der sol jhn auch selbander ligen lassen. Jtem, Selbs ist der man.

Je lieber kindt, je grösser rut.

Salomon sagt: Du solt nit ablassen einen jüngling zu züchtigen. Wann du jn schon mit einer ruten schlegst so stirbt er darumb nit, vnd wann du jhn schlagen wirst mit einer ruten, so wirstu sein seel auß der hellen reissen. Es wirt hiemit den ältern gebotten, mit was bscheydenheit sie jr kinder auffziehen sollen, nemlich, wie Sanct Paul sagt, Jm herren. Vnnd sie sollen die kinder nit verbittern, das ist, daß sie die kinder also auffziehen, daß sie sich förchten lernen, nit vor den ältern alleyn, sonder vil mehr vor Got, den ältern gehorsam sein vmb Gots willen, nit schlecht vmb der ältern willen. Zu dem daß die straff also gehe, daß es vatter vnd mutter rut sei, nit ein mutwill oder greuwliche tyrannei. Je lieber kind je grösser rut. Ein rut ist je nit ein schwerdt, stang, keul, oder schneidend waffen. Der hindern des menschen ist versehn mit vil fleysch, auff das dem menschen kein sonderlich leyd widerfare, vnd mög die zucht leiden. Die kinderzucht, so auff den herren soll gericht seyn, soll dermassen gethon sein, daß die ältern wissen, daß sie nit die seien, denen mann soll gehorsamen, sonder Gott sei es, der es von den kindern fordert, vnnd was die ältern mit jhnen schaffen, vnd sie heyssen, das schaff vnd heisse Gott. Wo man die kinder in disem bericht auffziehen wirt, also, daß die ältern sagen: Lieben kinder, wann jhr thut was wir euch von Gottes wegen heyssen, so seind jr gefreiet vor schlägen vnd der ruten, Wo aber nit, so künnen wirs vor Gott nit verantworten, wir müssen die boßheyt an euch straffen, Vnnd eben wie wirs zeitlich an ewerm leib straffen, also wirts Gott ewigklich an ewerm leib vnd an seel straffen mit dem hellischen feur. So wirt Gott sein gnad vnd segen dargu geben, vnnd die kinder werden lernen erkennen, daß man nit sie, sonder jre übelthat straffe. Man findet aber vnderweilen manchen storrigen vatter, der sucht nur daß man jn förchte, vnd wann etwas von den kindern, wie dann die jugent nit alles kan recht machen, verwirckt wirt, so wüten vnd toben sie, schlagen die kinder mit vngeschicklicheyt, vnnd machen daß die kinder, ich weyß wohin lieber giengen, ja lieber durch ein feur, dann zu jrm vatter, Sie machen aber endtlich, dz die kinder sich nimmer schemen, werden verrucht, vnd wagen darüber wz sie künnen, auff dz sie von solchem ernst jrer vätter loß werden. Die Heyden haben das exempel geschriben, wie solche kinderzucht nichts guts anrichte, sonder vil ärger mache. Das ists das S. Paul verbeut: Jhr vätter reytzet ewere kinder nit zu zorn, sonder ziehet sie auff in der zucht vnd vermanung am herren. Man sol die kinder also auffziehen, dz sie mutig vnd kün werden, Das kan man aber mit tyrannei vnd ernst nit außrichten, sonder mit güte vnderweilen auch mit einer zucht, sonst wo allein der ernst fürgenommen wirt, da werden eitel verzagte leut auß, den es jr lebenlang schaden thut. Plato verbeut, Man soll die jungen kinder nit schrecken, auff dz sie nit blöd vnd verzagt werden.

Eygner will brennt in der hell.

Der kinder eygnen willen, das ist, mutwillen, soll nit allein die welt zeitlich straffen, mit schwerdtern vnnd galgen, sonder Gott wil jhn auch ewiglich straffen mit dem hellischen feur. Derhalben warnet Salomon die ältern, dz sie den kindern jrn willen je nit wöllen lassen, sonder mit der ruten straffen. Dann wo sie es thun, so werden sie den kindern jhre seelen auß der hell reissen, Als sprech er: Wo es nit geschicht, so müssen die kinder mit jrem eygnen willen in der hellen brennen.

Wer sich mit worten nit ziehen laßt, an dem helffen auch kein schläge.

Es ist ein frag allweg gewesen über dem: Ob mann die jugent auch mit schlägen vnd zornigem gmüt straffen sol. Etliche, als Chrysippus, sagen: Mann sol die kinder nit schlagen, sonder allein mit worten ziehen, vnnd es sei wider ehr vnd erbarkeyt, ein kind zuschlahen. Es sei auch ein zeychen der rechten tugent, wann sich ein kind nach der ehren sehnet, wann jm gefellt, daß mans lobt, vnd schemet sich, wann manns schilt. Sonst wo es der schläg gewonet, so wirts je lenger je hartnäckiger vnd storriger, gleich wie die vnuernünfftigen thier, die niemand zämen kan. Wo ein vernunfft vnd adeliche seel ist, da ist auch scham vnd ehr, darumb wo etwas inn ist, da gehts auch herauß, wie mann sagt: Wo ehr inn ist, da geht auch ehr auß, Wo vnehr innen ist, da geht auch vnehr auß. Vnd es ist ein böser brunn, da mann wasser eintragen muß, der nit selbs quellet, vnd vngezwungen wasser gibt. Seitemal aber ein adeliche seel sich schemet, so kan mann jr mit worten rathen, wo nit, so ists alles verloren.

Ein jeglich ding wil sein zeit haben.

Droben ist vil gsagt von der zeit vnd irem brauch in den worten: Mann soll der zeit jr recht thun. Zeit hat ehr, Zeit bringt rosen rc. Die Griechen sagen: Annus producit, non ager. Die zeit bringt alles getreyd, nicht der acker. Es ist ein alter reim, der bestetigt diß wort, der heyßt also: Sehe korn Egidij. Habern, gersten, Benedicti.

See flachs Vrbani. Wicken rüben Kiliani.

See hanff Vrbani. Viti kraut. Erbis Gregari. Linsen Jacobique Philippi. Grab Rüben Vincula Petri. Schneid kraut Simonis et Jude Trag sperber Sixti. Fahe wachteln Bartholomei. Kleyb stuben Calixti. Heyß warm Natalis Christi. Iß lambsbraten Blasij. Gut Hering Oculi mei. Heb an Martini, trinck wein per circulum anni.

Liß den gantzen Prediger Salomonis.

Ein jeder tag hat sein eygen übel.

Gott hat vor dem menschen geschaffen alle creaturen, auff daß der mensch vor augen sehe, wie Gott für jn sorge, vnd schaff jm allen vorradt. Auff daß nun der mensch stets vrsach habe zu schaffen vnd arbeyten, dazu er dann geschaffen ist, so laßt Got ein zeit der andern folgen, vnd ein jede zeit bringt mit sich jr übel, das ist, jr arbeyt. Im Lentzen vnd Herbst sähwet vnd pflüget mann. Im Sommer schneidet mann ein das gewachsen ist, vnd fürets in die scheuren. Im Winter hat mann gnug zuschaffen, daß mans verzer vnd auffesse. Christen lassens alles Gott walten. Sie arbeyten nit darumb daß die arbeyt gerathen sal, sander sie arbeiten dieweil es Got gebotten hat, es glück oder gerath wie es wölle. Kompts glück, so ists gut, kompts nicht, so ist es aber gut. Sie arbeyten vnnd lassen Gott sargen. Diß ist aber ein höherer grad des glaubens, alle tag gewarten, wann vnser Herr Gott komme, darzu wenig leut kommen. Darumb ists kein wunder, ob wenig Christen seind, dann alle welt hangt noch ann creaturen. Sie solte sein creaturloß, sargloß, weltloß, so ists creaturvoll, sorgvoll, weltvoll, vnd trawet nit weiter dann sie sihet. Weil du Got den leib nit vertrawen kanst, das geringeste, wie wilt du jhm dann die seel vertrawen, das gröste: An disem stuck ligt aber der hauptpunctenn des Christlichen wesens, Gott die seel zu vertrawen.

Der Psalmist sagt: Es hilfft nicht frü auffstehen, oder spat nider gehen, Gott gibts denen ers gönnt im schlaff. Wer nun sargt, vnnd legt jm selbs vil auff, der hat zween schaden, zwey übel. Eins das der tag bringt, das ander, das er erwelet hat. Zu dem, sa wirt es doch nicht gehen wie er meynet, sonder wie Gott wil.

Gut ding wil weil haben.

Draben ist gesagt: Es ist besser zwey mal gemessen, dann einmal das beste vergessen. Item, wz bald wirt, vergeht auch bald, Das beweisen alle creaturn. Das ror wechßt in einem halben jar fast hoch, vnd ist nicht dester stärcker. Fliegen, mucken, laub, groß, rosen, blumen, werden bald, vergehn auch bald. Ein Eych wechßt langsam, vnd weret lang. Ein Elephant wirt getragen zehen iar (Aristoteles sagt zwey jar) ehe es geboren wirt, vnd lebt doch biß in zwey, dreihundert jar. Der Löw wenn er geboren wirdt, hat kein gestalt nach einem thier, vnd ist so klein wie ein Wisel oder Mauß. Vor zweyen Manaten regt er sich nit, in einem halben jar kan er nit gehn, vnnd wirt doch ein könig der thier, an stärcke vnd mut. Des Beern jungen seind auch wie meuse, sehr weiß, blind, vnnd on haar. Der Mensch aller ding herr, wie schwach ist der: was kostet es mühe, ehe er erzogen wirt, vnd mehr denn kein thier, auff das es war sei, Gut ding wil weil haben. Wir brauchen dises worts zum spott, als wenn ein meyster etwas zurichtet, vnd verzeucht lang damit, villeicht aus vergessenheyt oder faulheyt, vnnd köndt es wol eh fertigen, so sagen wir denen, die vns fragen, wie es komm, daß es nit fort gehe? En lieber, Gut ding wil weil haben. Ein narr ist darumb ein narr, daß er redet in eil vnbesunnen, was jhm einfellt. Ein weiser helt an sich, nimpt jhm der weil, vnnd redet mit vernunfft, vnderschevdet zeit, stunde, person, vnd statt.

Gelt ist ein gute wahr, sie gilt Winter vnd Sommer.

Es ist manche wahr, die gilt nur im winter, als rawchwerck vnnd beltzwerck, im Sommer achtet mann sein nit groß. Aber gelt gilt an allen orten, zu allen zeiten, vnnd alle wahr wirt vmb gelt verkaufft vnd gekaufft.

Ein zaun weret drei jar.

Es haben die Alten vergleichet das lang weren vnd leben viler thier, vnd anderer ding.

3 Ein zaun weret drei jar.
9 Ein hund überweret drei zeun.
27 Ein pferd drei hund.
81 Ein mensch drei pferd.

Ter binos deciesque nouem superexit in annos, Iusta senescentum quos implet uita uirorum. Sagt Virgilius, Eines menschen rechtes alter sei xvij. jar. Die geschrifft sagt von lxx. jaren, darnach ist mühe vnnd arbeyt. Such das Wort: Zehen jar ein kind, Zwentzig jar ein jüngling, Dreissig jar ein man, Viertzig jar stillestan, Fünfftzig jar wolgethan, Sechtzig geht dichs alter an. Sibentzig jar ein greiß, Achtzig jar nimmer weise, Neuntzig jar der kinder spot, Hundert jar, Gnad dir Gott.

Mann lißt, daß der groß Alexander hab einn hirsch gefangen, der hab am halß einn güldin ring gehabt, darein die jarzal Olympiaden geschriben war, vnd befand sich, dz jm der ring var vilhundert jaren ann hals ghenckt war worden.

In allen fünff sinnen übertreffen den menschen etliche Thier.

In dem daß der mensch reden kan, ist er abgesandert, vnd etwas geadelt vor den andern thiern, Wie einer sagt: Rusticus est bestia loquens, sonst haben die bynen verstand, Elephant gedechtnus, vnd vil guter tugent. Ein lämmlin ist gedultig, wie manns auch mit jm macht. Ein wildschwein höret leiser denn ein mensch. Ein spinn ist im fülen vnd greiffen über den menschen. Ein geier im riechen, denn die geier, wie die Naturkündiger sagen, können ein aß riechen, so weit als sie in zweyen tagen fliehen können. Deßgleichen ist auch ein hund über den menschen mit riechen. Ein Lynx sihet schärpffer denn ein mensch. Ein Aff schmecket baß dann ein mensch.

August Herrmann Franke

ward am 23. März 1163 in Lübeck geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in Gotha, wo sein Vater als Justizrath lebte und studirte dann Theologie in Erfurt, Kiel und Leipzig. Nachdem er an letzter Universität 1681 Magister geworden, hielt er daselbst practische Vorlesungen über die Bibel, welche ihm großen Beifall erwarben, aber auch viele Anfeindungen zuzogen, so daß der berühmte Thomasius ihn in einer eigen Schrift besonders vertheidigte. Er ward darauf Prediger in Erfurt und gewann hier durch seine vortrefflichen Kanzelvorträge so viele Freunde, selbst unter den nicht lutherischen Einwohnern, daß sich der Neid auf das heftigste gegen ihn regte und er plötzlich binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt auf immer zu verlassen genöthigt wurde. Von Erfurt begab er sich an die neu errichtete Universität Halle, wo er Anfangs Professor der orientalischen Sprachen, später der Theologie und Prediger der Vorstadt Glaucha wurde. Im Jahre 1698 legte er daselbst den Grundstein zu seinen berühmten wohlthätigen Stiftungen, die seinen Namen, als eines der verdientesten und und uneigennützigsten Menschenfreunde, der spätesten Nachwelt zuführen werden. Er starb, ein wahrhaft frommer Mann, von Tausenden gesegnet am 8. Juni 1727.

Seine deutschen Schriften sind:

Von der Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit. Hamburg 1688. 8.

Glauchisches Gesangbüchlein. Halle 1693. 12.
Anweisung zu beten. Halle 1694. 12.
Bußpredigten. Halle 1699 — 1705. 2 Thle.
Zeugniß von dem Werk, Worte und Dienste Gottes. Halle 1702. 4.
Christus, der Kern der heiligen Schrift. Halle 1702. 12.
Sonn- Fest- und Aposteltagspredigten. Halle 1703. 4.
Verantwortung gegen Herrn Dr. Mayer's Beschuldigungen. Halle 1707. 12.
Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden u.s.w. Gottes u. s. w. Halle 1709.
Oeffentliche Reden über die Passionshistorie aus dem Marcus. Halle 1714. 8.
Oeffentliche Reden über die Passionshistorie aus dem Johannes. Halle 1716. 8.
Gedächtniß- und Leichenpredigten. Halle 1722. 4.
Sonn- und Festtagspredigten. Halle 1724. 4.
Lectiones paraeneticae Halle 1726—27. 2 Thle. 8.
Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln. Halle 1725. 4.
Predigten und Tractätlein. Halle 1729. 4 Bdchn. 12.

Dieser treffliche, wahrhaft gläubige, aber äußerst strenge Mann ist vielfach verkannt und mit Unrecht als der Gründer eines unseligen, lange und selbst noch jetzt in Deutschland wuchernden Pietismus betrachtet worden. Frömmigkeit, reine kindliche Frömmigkeit war ihm das Höchste, dem der Mensch nachzustreben hat, und in diesem Sinne wirkte er unermüdlich, ein begeisterter, glaubensstarker Held. — Seine Werke reden mehr für ihn als seine Schriften, obwohl er auch in diesen eben so kräftig und innig den wahren Sinn für das Christenthum practisch wie theoretisch zu beleben suchte. — Daß seine Anhänger, oder vielmehr verschrobene Köpfe, die fälschlich seine Anhänger genannt wurden, zu weit gingen und anstatt kräftiger Wirksamkeit, wie er sie ausgeübt, betbrüderische Kopfhängerei lehrten und verbreiteten, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. Wer — bemerkt Franz Horn (Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen. Th. II. S. 245.) sehr richtig — wer wie er bei dem Auffinden von vier Thalern und sechszehn Groschen in der Büchse für arme Kinder mit freudiger Ueberraschung ausrufen kann: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anlegen," der muß wohl einen sehr freudigen Muth haben; wer aber dann am Schlusse seines Lebens in äußerlicher Beziehung folgendes Resultat hinterläßt: das Pädagogium bestand aus 152 Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden 134 Waisenkinder, 255 Studenten und einige Hundert arme Schüler gespeist; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke wurden 53 und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht 29 Personen unterhalten — dem werden wir wohl auch eine sehr freudige Beharrlichkeit nicht absprechen dürfen. —

Franke's Character spricht sich rein und vollkommen in seinen Schriften aus, und läßt sich nicht von denselben trennen; sie tragen daher ihren vollen Werth in sich und dürfen nur mit der größten Liebe und Verehrung beurtheilt werden. —

Vgl. die oben angeführte Schrift. „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden Gottes." Ferner Niemeyer, A. H. Franken's Stiftungen, Halle 1792 und A. H. Franke, eine Säcularschrift von H. Guerike, Halle 1827. — Franken's Bildniß findet sich in Dreihaupts ausführlicher Beschreibung des Saalkreises, Th. 2. Halle 1751, und in W. Hennigs deutschem Ehrentempel.

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.*)

Gnade sey mit euch, und Friede von Gott dem Vater, der uns seinen Sohn gegeben hat zur Versöhnung für unsere Sünde, und von Jesu Christo, der uns geliebet hat, und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut, und von dem heiligen Geist, welcher gesandt ist, Jesum Christum zu verklären durchs Evangelium, demselbigen Dreyeinigen Gott sey Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, wohl dem, der auf ihn trauet. Geliebte in dem Herrn Jesu, es sind dieses Worte Davids Ps. 34. 9. welche er aussprach, als der Herr ihn nicht nur aus einer grossen Noth und Gefahr errettet, sondern auch von aller seiner Furcht befreyet hatte. Denn in dem vorhergehenden finden wir, wie er die Güte Gottes, so er disfalls an seiner eigenen Person erfahren, so hoch rühmet und preiset, und sich selbst hierin allen Elenden und Nothleidenden zu einem Exempel vorstellet, an welchem sich die Liebe, Güte und Leutseligkeit Gottes gar reichlich erwiesen habe. Darum er denn auch alle Elende zusammen rief, daß sie mit ihm den Herrn preisen und seinen Namen erhöhen solten. v. 4. da ich den Herrn suchte, sprach er zu ihnen v. 5., antwortete er mir, und errettete mich aus aller meiner Furcht. Bald bezeugete er, daß, wie er den Herrn erfahren habe, also ihn auch alle andere, die sich in ihrer Noth mit gläubigem Gebet zu ihm wendeten, gleich gütig und liebreich, erfahren würden. Darum sagte er v. 6.: Welche ihn ansehen und anlaufen, derer Angesicht wird nicht zu schanden. Und da wiese er sie wieder auf sein Exempel und bezeugete, welchergestalt er in seinem Theil Gott erfahren habe, wenn er sagt v. 7: Da dieser Elende rief, (dadurch er sich selbst verstehet) hörete der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöthen. Und so versichert er v. 8.: daß ihn andere auch so erfahren würden. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Er wünschet denn nun, daß doch alle andere diese seelige Erfahrung der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes auch so, wie er, erlangen möchten. Darum setzet er hinzu in dem vorangezogenen 9. Vers.: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist: als wolte er sagen: das, was Gott in seinem Worte von seiner Liebe bezeuget, und an meinem Exempel in der That bewiesen hat, das suche doch ein jeder an seiner eigenen Person innen zuwerden, so wird er mit mir ein lebendiger Zeuge der unaussprechlichen Liebe, Güte und Freundlichkeit des Herrn werden. Um aber zu dieser Erfahrung zu gelangen, giebt er einen eintzigen Weg an die Hand, nemlich ein rechtes aufrichtiges, kindliches Vertrauen auf diese in dem Wort Gottes so hochgepriesene Liebe und Gütigkeit des Herrn. Wohl dem, spricht er, der auf ihn trauet, ein solcher, wil er sagen, der schmeckets, der siehets und der erlanget eine lebendige Erfahrung davon, wie freundlich der Herr ist.

Geliebte in dem Herrn Jesu, in der Epistolichen Lection an dem heutigen ersten Sonntag nach Trinitatis in der 1. Joh. IV. haben wir, an statt des Königes und Propheten Davids, Johannem den Apostel und Evangelisten, der im neuen Testament, gleichwie jener in dem alten, ein lebendiger Zeuge war von der Freundlichkeit und Leutseligkeit des Herrn. Ja wir mögen sagen, daß, wie die Klarheit des neuen Testaments die Klarheit des alten weit übertrift, also auch hier viel klärer von der Freundlichkeit unsers Gottes gezeuget werde, als solches dort insgemein und besonders im angeführten 34. Ps. geschehen ist. Denn es wird uns hier die allerhöchste und herrlichste Liebe Gottes ausdrücklich und Sonnenklar bezeuget, daß er seinen einigen allerliebsten Sohn für uns dahingegeben, damit er uns nicht nur aus leiblicher Noth errettete, und von der Furcht für Menschen befreyete; sondern, welches viel wichtiger ist, vom Zorn Gottes, vom Fluch des Gesetzes, vom Urtheil des Todes und der ewigen Verdammniß erlösete, und unsere Hertzen von aller knechtischen Furcht frey machte, hingegen mit einem kindlichen freyen und zuversichtlichen Geist begabete; wie denn auch Petrus in seiner 1. Ep. 2. v. 3. die Worte des 34. Ps. recht neu Testamentisch ausleget und auf die Gläubigen applicieret, wenn er zu ihnen saget: so ihr anders geschmecket habet, daß der Herr freundlich ist; als wolte er sagen, wie wäre es möglich, daß man das grosse und theure Werck der Erlösung, das uns im Evangelio verkündiget wird, vernommen, erwogen, betrachtet und von Hertzen gegläubet hätte, und daß man nicht zugleich auch die Liebe und Freundlichkeit des Herrn zur Erquickung und Freude seines Hertzens gar kräftig geschmecket ha-

*) Aus August Herrmann Franke's Predigten und Tractätlein. Halle 1723. Bd. 1.

ben solte? inmassen sich ja dieselbe in keiner Sache so herrlich als eben in diesem Wercke erwiesen hat.

Wenn wir aber, geliebte in dem Herrn, insgesamt wol überzeuget sind, daß wir alle von Natur untüchtig seyn, diese allerhöchste Liebe Gottes dermassen in unsere Hertzen zu fassen, daß dadurch die knechtische Furcht ausgetrieben und eine kindliche, fried- und freuden-volle Zuversicht zu ihm in dasselbe eingepflantzet werde; ach so lasset uns doch mit einander Gott selbst demüthiglich anflehen, daß er uns anjetzo zur Vorstellung und Betrachtung seiner grossen Güte, Liebe und Freundlichkeit seinen Geist und Kraft verleihen und darreichen wolle, damit auch wir dieselbe schmecken und sehen, und dadurch von aller Furcht erlöset und befreyet, hingegen in ein völliges Vertrauen und recht kindliche Zuversicht auf den Herrn gesetzet werden mögen. Wir rufen ihn hierum an in einem gläubigen Vater Unser.

Text.

1. Joh. IV. v. 16. 21.

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet. So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner, denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht siehet? und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.

Wer ist, der gut Leben begehret? und gerne gute Tage hätte? Dis ist, geliebteste Zuhörer, die sonderbare Frage Davids in dem schon zuvor angeführten 34. Ps. v. 13.; aber ach wie wenig sind wol derer, die diese Frage recht verstehen und wissen, was David hier für gut Leben und für gute Tage meynet? als die gewiß nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist zu verstehen sind. Wenn aber derer wenig sind, die dis recht verstehen, so sind derer gewiß noch viel weniger, die auf die rechte Art und Weise darnach streben, und sich in die Göttliche Ordnung so schicken, daß sie nach dem Sinn Davids oder vielmehr des Heiligen Geistes, und auf eine Gott-gefällige Weise, gut Leben und gute Tage in der That erlangen mögen.

An diesem heutigen Sonntage ist im Evangelischen Text das Exempel des reichen Mannes vorgestellet worden. Dieser begehrete nicht allein gut Leben und gute Tage, sondern es hatte auch das Ansehen, als ob er seines Wunsches und Begehrens reichlich und in grossem Maaß theilhaftig worden. Hingegen ist auch eines armen Lazari gedacht, der nichts weniger als gut Leben und gute Tage zu haben schiene. Wenn wir aber die Sache nicht nach dem äusserlichen Ansehen, sondern nach der Wahrheit und nach dem Ausgange betrachten, so war Lazarus der Mann, der gut Leben und gute Tage hatte. Wie denn das? Er war ja arm, und voller Schweren, ja so dürftig, daß er auch die Brosamen begehrte, die von des Reichen, vor dessen Thüre er lag, Tische fielen. Es ist wahr. Aber bey allem solchem äusserlichen Elende hatte er den Frieden Gottes in seinem Hertzen, und eine lebendige Hofnung des ewigen Lebens. Der reiche Mann aber hatte gewiß keine gute Tage und kein gut Leben. Wie aber das? Er kleidete sich ja mit Purpur und köstlichem Leinwand, und lebete alle Tage herrlich und in Freuden. Es ist wahr; aber bey aller seiner äusserlichen und zeitlichen Glückseeligkeit hatte er keinen Frieden in seinem Hertzen, und keine Ruhe in seiner Seelen; sondern er war ein recht elender und unseliger Mensch, ein Sclave seiner sündlichen und bösen Begierden, folglich hatte er ein böses Gewissen, und war in dem Stande, darin er Tod und ewige Verdammniß zu fürchten Ursache hatte, ob er gleich so sicher lebete, als ob er mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle ein Verständniß gemachet hatte.

Es wird uns aber nun, Geliebte in dem Herrn, in dem letzt verlesenen Apostolischen Text der rechte Weg gezeiget, wie wir zum recht guten Leben und zu recht guten Tagen kommen sollen. Denn wir werden darin gelehret, daß die völlige Liebe so gar auch die Furcht aus unserm Hertzen austreibet, und uns in die selige und Gnadenvolle Gemeinschaft mit Gott versetzet, mithin uns des Friedens Gottes, welcher alle Vernunft übertrift, und der Freudigkeit am Tage des Gerichts theilhaftig machet. Da dieses nun die Haupt-Sache ist, die in unserem Epistolischen Text getrieben wird, so wollen wir dabey bleiben, und mit einander erwägen

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.

Dabey wir werden zu sehen haben

I. Unsern elenden Zustand unter der Furcht,

II. Unsern seligen Zustand, darin uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht versetzet,

III. Unsere Bewahrung, aus diesem seligen Zustande nicht wieder zu entfallen.

Herr Jesu, gib reiche Gnade und Kraft zur Verkündigung, Anhörung und Bewahrung des göttlichen Worts, auf daß wir dadurch wohl erbauet werden, und dessen selige Frucht mit uns vor deinen Thron und in die Ewigkeit bringen mögen. Amen.

Abhandlung.

Erster Theil.

Was denn nun, Geliebte in dem Herrn, 1. betrift, unsern elenden Zustand, in welchem wir uns unter der Furcht befinden; so wollen wir hiebey nur auf die Haupt Puncte sehen, die uns hievon in unserm Text an die Hand gegeben werden.

Und da ist es ja anfänglich unselig genug, sich für dem Tage des Gerichts allezeit fürchten müssen. Denn wenn in unserm Text in dem 17. Versicul es heisset: Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, so kann ein jeder leicht den Gegensatz verstehen, welcher dieser ist, daß ohne die völlige Liebe man keine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, sondern daß man vielmehr schon zum voraus, und ehe der Tag des Gerichts kommt, mit Furcht und Angst für demselben umfangen seye. Denn das hat kein Mensch von Natur, daß er, wie Johannes saget, eine Freudigkeit am Tage und auf den Tag des Gerichts habe. Wir wissen, daß wir alle vor dem Richter-Stul Christi offenbar werden müssen, auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es sey gut oder böse. 2. Corinth. 5, 10., zum Röm. 14. v. 10. Wenn sich nun an unserer Seiten nichts befindet, welches wir alsdann, wenn uns diese gewisse Erwartung des Gerichts durch die Christliche Lehre bekant worden ist, der Furcht und dem Schrecken, so wie für diesem Tag des Gerichts aus der Empfindung unsers sündhaften und des Todes würdigen Zustandes haben, entgegen setzen mögen, so kan ja da kein anderer als recht unseliger Zustand seyn.

Denn es ist dieses ferner gar unselig, so man in seinem Gemüthe Pein haben muß. Und diese Unseligkeit hat der Apostel dadurch besonders ausdrucken wollen, daß er im 18. Vers so viel von der Furcht spricht, und ausdrücklich lehret, daß sie mit Pein verknüpfet sey. Furcht, spricht er, ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe: da sehen wir, daß er alles, was er von unserm unseligen Zustand, darinnen wir von Natur sind, hat sagen wollen, in das Wort Furcht, gleichsam concentriret und eingeschlossen, absonderlich aber derselben eine Peinlichkeit zugeschrieben habe. Und gewiß, wenn wir den Zustand des Menschen betrachten, ehe denn er durch den Glauben an Christum vom Tode zum Leben hindurch gedrungen, Johan. 5, v. 24. so ist es dieser, daß er durch Furcht des Todes im gantzen Leben ein Knecht seyn zum Ebr. 2. v. 15. und in solcher Furcht gleichsam gefangen gehalten werden und eine Pein im Gemüthe ausstehen muß. Denn er weiß, daß den Menschen einmal gesetzet ist zu sterben, darnach aber das Gericht, zum Ebr. 9. v. 27. Wenn nun das Gewissen durch Vorstellung des Gesetzes Gottes und der erb- und wircklichen Sünde, so wider das Gesetz ist, in dem Menschen aufgewecket worden, wenn er siehet und erkennet, wie er müsse einmal sterben, und darnach habe er nichts gewissers als das schreckliche Gerichte Gottes seiner Sünden wegen zu erwarten; so ist ja solche Furcht für dem unausbleiblichen Gerichte Gottes eine Pein dem Gemüthe, und gleich einer beständigen Hölle, so er in seinem Hertzen und Gewissen fühlet und mit sich herum träget. Es mag die Welt diese Furcht dissimuliren, wie sie will, und es mag sich einer, der zu Gott noch nicht rechtschaffen bekehret und ohne-wahren lebendigen Glauben an Christum ist, vor anderen Leuten so behertzt anstellen, als er immer kann, so mag sich doch keiner vor seinem eigenen Gewissen verbergen, sondern wird, wenn ers aufrichtig heraussagen und den Grund seines Hertzens bekennen will, nicht läugnen können, daß er sich knechtischer weise für dem Tode fürchte, und noch mehr für dem Tage des Gerichts, da er das letzte Urtheil zu erwarten hat. Es suchen zwar viele diese Furcht für dem Tode durch angenehme Gesellschaft und allerley angestellete Lustbarkeiten zu vertreiben, aber vergebens; denn so bald einer nur wieder allein ist, muß er wider seinen Willen gar bald inne werden, daß der nagende Wurm nicht getödtet, und die Furcht, so er zuvor gefühlet, nicht aus dem Hertzen hinausgeschaffet und vertrieben ist. Sein Leben wird ihm selbst öfters beschwerlich, und ist unzufrieden, daß er so gar keine rechte Ruhe und wahren Frieden in einem

Hertzen hat. Wil er denn von Unruhe des Gewissens getrieben und auf anderer Anmahnung sich im Gebete zu Gott nahen, so merckt er bald, daß er ihn anders nicht als einen zornigen und gerechten Richter ansehen könne, und daß da keine Freudigkeit vorhanden sey zu ihm also zu treten, als ein Kind zu seinem lieben Vater. Ja wenn auch gleich einer wäre, der **dormientem conscientiam**, der ein eingeschläfertes Gewissen hätte, und viele Jahre nach einander so dahin gienge, daß er nicht ein einiges mal für dem Tode und für dem Gerichte Gottes erschräcke, so dürfte doch Gott nur in einem Augenblick sein bishero schlafendes Gewissen rühren, und ihn einen Blick in seinen sündlichen Zustand und ins zukünftige Gerichte thun lassen, so würde er da gar bald sehen und erfahren, wie er sich in einem weit elendern Zustand befinde, als er bis dahin geglaubet und als sichs hätte einbilden können. Dis siehet man, so oft Gott die Menschen auch in diesem Leben mit seinen Gerichten heimsuchet. Da wacht bey manchem das Gewissen auf, und ist nirgends eine wahre Freudigkeit zu Gott bey denen, die sonst so sicher leben. Sonderlich aber siehet man dieses zum öftern bey Sterbenden. Da bekennet mancher, daß es gar eine andere Sache sey, wenn man nun selbst aus der Zeit in die Ewigkeit gehen soll, als wenn man vorher daran gedacht und davon predigen gehöret. Da siehets mancher, wie er mit demjenigen noch gar so unbekant sey, vor dessen Richter-Stul er doch jetzt dargestellet werden soll. Da wird manchem noch erst offenbar, wie er sich selbst mit seinem Wahn-Glauben so schändlich betrogen und hinter das Licht geführet habe. Denn nun siehet er, daß er fort muß, und daß seine Seele aus der Zeit in die Ewigkeit treten soll, und er weiß doch wohl, daß er nicht dazu bereitet ist. Da fühlet er denn in solcher Todes-Furcht höllische Pein, und wird recht inne, was das heisset; Furcht hat Pein, wie hier der Apostel spricht. Denn, wie gesagt, diese Pein ist dem Menschen in seinem Leben nicht allezeit offenbar. Es übertäubet mancher das böse Gewissen durch den unseligen Genuß der weltlichen Lüste, vergisset seiner selbst; hat nicht acht auf sein eigen Hertz, und wenn die Gedancken sich gleich unter einander selbst verklagen wollen, so richtet er doch das Gemüth gleich auf etwas anders; und auch unter den zeitlichen Geschäften verbirget und verstecket sich die knechtische Furcht, ob sie gleich noch bey ihm herrschet, bis sie zu seiner Zeit hervorbricht, und ihm die Ungnade und den Zorn Gottes samt der Trübsal und Angst, so er der Sünden wegen auf sich geladen, zu erkennen giebet. Solte denn das nicht grosse Unseligkeit seyn, daß man sich für dem Tage des Gerichts immer fürchten, stets in solcher heimlichen Furcht schweben, und durch solche Furcht, Pein und Angst wegen des bösen Gewissens leiden muß.

Ja gewiß es mag ein Mensch so viel Güter haben als er will, und er mag im irdischen gleich noch so weise und verständig seyn; ist da die Sache nicht richtig, ist sein Hertz nicht durchs Wort der Gnaden in der Kraft des Heiligen Geistes aus diesem elenden Zustande errettet, und hat es nicht in der Ordnung einer wahren und rechtschaffenen Bekehrung durch den Glauben an Christum Frieden mit Gott gefunden, so kan da nichts anders seyn als ein unseliger Zustand, darum, daß der Mensch keine lebendige Hofnung des ewigen Lebens in seinem Hertzen hat, als welche allein mächtig ist, sein Hertz aus solcher Furcht, Angst Plage, Pein und heimlicher Hölle zu erretten.

Ich erinnere nur noch dieses, daß in dem jetzo beschriebenen elenden Zustande unter der Herrschaft der knechtischen und peinlichen Furcht sich ein jeglicher befindet, der nicht durch die Gnade Gottes in den Stand der Wiedergeburt eingetreten ist, sondern in seiner alten sündlichen Geburt, in welcher sich alle Menschen von Natur befinden, liegen geblieben. Zwar möchten sich hievon viele ausnehmen und vorwenden wollen, daß sie ja in ihrer Kindheit durch die Heilige Tauffe, als das Bad der Wiedergeburt, in den Stand der Gnaden gesetzet worden: solche haben zu bedencken, daß sie sich der empfangenen Gnade trösten mögen, so sie in derselben blieben sind; wofern sie aber ihren Tauff-Bund nicht bewahret, sondern durch die Lockungen zur Sünde sich überwinden lassen und denselben durch vorsetzliche Uebertretungen von sich gestossen, folglich am Glauben und guten Gewissen Schiffbruch erlitten haben, so sind sie ebenfals in einem solchen unseligen Zustande, ob sie es gleich nicht erkennen.

Anderer Theil.

Lasset uns aber hierauf II. auch vernehmen, unsern seligen Zustand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung dieser Furcht versetzet. Davon handelt nun das meiste in unserm Text, als welcher gar nicht fürchterlich oder schrecklich, sondern voller Süßigkeit und voller Evangelischer Kraft und Trostes, und gantz dahin gerichtet ist, unsere Hertzen nicht zu schrecken, sondern aufzurichten, und wenn sie in Furcht sind, sie aus derselben heraus zu reissen, und mit Friede und Freude zu erfüllen.

Auch hiervon für dismal nur einige Haupt-Stücke aus unserm Texte in Betrachtung zu ziehen, so ist ja dis erstlich ein seliger Zustand, so man erkennet und gläubet die Liebe, die Gott zu uns hat, ja daß er selbst die Liebe ist. Denn es hanget unser Text mit diesen Worten zusammen, da es in dem Anfange des 16. Versiculs heisset: Wir haben erkannt und gegläubet die Liebe, die Gott zu uns hat; Gott ist die Liebe. Im vorhergehenden. 8. Versicul spricht er schon eben davon: wer nicht Lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist die Liebe, und im 9. Vers. daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebohrnen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. Solte diß nicht eine Seligkeit seyn, wenn dem Menschen diese Liebe Gottes durchs Evangelium dergestalt offenbar gemacht und durch den heiligen Geist ihm, so kräftig in seiner Seelen zu erkennen gegeben ist, daß er Gott nicht anders als die lautere und wesentliche Liebe erkennet, durch deren himmlische Flammen er hinwiederum in Liebe gegen Gott entzündet wird. Darinnen stehet die Liebe, heist es davon weiter im 10. Vers, nicht, daß wir Gott geliebet haben, sondern daß er uns geliebet hat, und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünde. So suchte Johannes diese Liebe Gottes, damit er uns erst geliebet hat, immer mit nachdrücklichern Worten uns anzupreisen; aber eben dadurch lehret er auch immer kräftiger, wie selig wir seyn, so wir diese Liebe, die Gott zu uns hat, erkennen und zu Hertzen nehmen. Und im 12. Vers spricht er: Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns. Was ist dis anders, als daß er bezeuget, der Mensch bleibe in einem unseligen Zustande, so lange er Gott nicht in seiner Liebe, die im Evangelio geoffenbaret wird, erkennet, welche allein dem Menschen das Hertz ändert, daß er hinfort auch seinen Nächsten liebet, und daß er in der Gemeinschaft mit Gott bleibet, dadurch immer stärcker wird, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, immer besser erkennen lernet. Johannes selbst wußte mit den übrigen Aposteln, nachdem der Herr ihnen von seinem Geiste gegeben hatte, von keiner grössern Seligkeit als von dieser zu sagen. Darum spricht er im 14. Vers: Wir haben gesehen und zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat zum Heyland der Welt; und im 15. Vers: welcher nun bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott, und er in Gott. Denn es heisset auch hievon: So man von Hertzen gläubet, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig. zum Röm. 10, 10. Wolten wir auch noch weiter ins vorhergehende unsers Textes zurücke gehen, so würden wir befinden, wie Johannes sich sonderlich beflissen uns die Seligkeit vorzustellen, die wir darin haben, so wir erkant und geglaubet haben die Liebe, die Gott zu uns hat, und so uns Gott durchs Wort des Evangelii als Liebe erschienen und offenbar worden ist. Die Seligkeit aber, darein uns die erkante völlige Liebe setzet, ist diese, daß, wie uns Gott aus Gnaden vom Tode und Verdammniß durch Christum erlöset, also auch die Furcht dafür durch die Erkäntnis seiner völligen Liebe ausgetrieben wird.

Aber auch dis ist zum andern ein seliger Zustand, daß man bleibet in der Liebe, und in der Vereinigung mit Gott durch die Liebe. Denn davon spricht er: und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Damit wolte er Zeugniß geben von der seligen Frucht der erkanten und geglaubten Liebe, die Gott zu uns hat; wenn nemlich der Mensch zur Erkäntnis dieser Liebe Gottes gegen uns kommen sey, so finde er auch in derselben Liebe Gottes gegen uns seine geistliche Nahrung, bleibe und wohne darinnen als in seinem Element, und es entstehe durch solche Erkäntniß zwischen Gott und dem Menschen eine solche Vereinigung, daß er in Gott bleibe, und Gott in ihm. Von solcher seligen Gemeinschaft redet auch unser Heyland selbst aufs allernachdrücklichste: Johan. 17. v. 21. 22. 23 auf daß sie alle eines seyn, gleich wie du Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eines seyn; und weiter: daß sie eines seyn, gleich wie wir eines sind, Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß vollkommen seyn in eines, und v. 26. auf daß die Liebe, damit du mich liebest, sey in ihnen, und Ich in ihnen. So sehen wir dann, daß es dem Geiste Gottes nicht genug gewesen, uns die Liebe Gottes, die er durch die Sendung seines Sohnes uns erzeiget hat, anzupreisen; sondern daß er auch darin die göttliche Liebe noch völliger offenbaren wollen, daß wir durch den Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, in die allerseligste Gemeinschaft mit ihm versetzet werden sollen. Und wie wolte man auch denjenigen anders als für den allerseligsten Menschen achten, der in solchem Zustande stehet, daß er in Gott, und Gott in ihm ist. Gewiß diese Seligkeit ist der Vernunft zu hoch, sie kan sie nicht fassen; der Glaube, den Gott wircket, thut hie alles, der auch dadurch die süße und kräftige Erkäntniß seiner Liebe immer tiefer ins Hertz und in die Seele pflantzet.

Ein seliger Zustand ist es zum dritten, so man zu solcher

völligen Erkäntnis der Liebe gelanget, daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, denn daran, heißt es ferner, ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Seine Liebe, will er sagen, damit Er uns in Christo geliebet hat, erhält darin ihr τέλος, ihr völliges Ende und ihren eigentlichen Zweck, daß er uns nicht allein zuerst geliebet, und seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünde gegeben, sondern auch in Christo und durch Christum uns zu seinem Tempel und Heiligthum machet, und ganz in seine Gemeinschaft hineinziehet. Es ist seine unaussprechliche Liebe daran nicht ersättigt gewesen, daß er seines eingebohrnen Sohnes nicht verschonet, und ihn für uns alle dahin gegeben hat; Er, der freundliche und leutselige Gott, wolte uns noch näher kommen, ja er wolte, daß auch wir ihm näher kommen möchten: die Liebe suchet die völlige Vereinigung. Gott suchet unser Hertz, und lehret uns hinwiederum das Hertz Gottes suchen. Er will ein Hertz mit uns werden, und wir sollen hinwiederum ein Hertz mit Ihm werden. Er machet uns zu seinem Tabernacul; durch den Glauben an den Herrn Jesum erlangen wirs, daß er in unserm Herzen wohnet und in uns wandelt und unser Vater ist, und wir seine Söhne und Töchter, 2. Cor. 6. v. 16. und 18. daraus kann denn nichts anders folgen, als daß da alle Furcht verschwunden sey, und daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts. Dis hat Johannes mit grossem Fleiß als eine besondere Seligkeit ausgedrucket. Denn wie ein grosses ist das, daß wir uns nicht füchten dürfen noch erschrecken für dem Tage nicht nur eines zeitlichen Gerichts in diesem Leben, sondern auch des letzten Gerichts, und daß wir nicht in Sorgen stehen dürfen, was uns für eine Sentenz oder Urtheil alsdann treffen werde, sondern daß wir vielmehr uns auf solchen Tag freuen können. O wie eine grosse Veränderung ist das, da man zuvor in seinem ganzen Leben mit Furcht des Todes eingenommen war, daß man hernach durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi dermassen von aller Furcht des Todes und der Verdammniß befreyet worden, und eine kindliche Zuversicht zu dem himmlischen Vater durch den Glauben an Herrn Jesum gefasset, daß uns kein Zorn ferner rühren werde. Vorher war man gleich einem verlohrnen und in der Irre gehenden Schaafe, aber nun ist man bekehret zu dem Hirten und Bischof seiner Seelen. Nun hat man denn auch Freudigkeit zu diesem seinem Hirten. Und wie solte dem bis dahero verirrten Schäflein besser gerathen werden? es ist ihm genug, daß es von seinem Hirten gefunden ist, hinfort nimmt ers auf seine Achseln, und trägts mit Freuden in seines Vaters Haus. Was sollen wir sagen, eben dadurch, daß der Mensch gegläubet und erkant hat die Liebe, die Gott zu uns hat, wird er in eine solche selige Gemeinschaft mit Gott gesetzet, daß er den himmlischen Vater kennen lernet als seinen Abba und lieben Vater, Jesum Christum als seinen Bruder, und den Heiligen Geist als seinen Tröster. Eben dadurch wird auch die Seele eine Braut Christi; wie könte es ihr denn an der wahren Freudigkeit fehlen? und wie möchte die Braut des Sohnes Gottes, welches eine jede wahre gläubige Seele ist, in einer knechtischen Furcht stehen, oder darin lange bleiben, so sie ja davon angefochten würde? wie solte es ihr auch an der Freudigkeit gebrechen auf den zukünftigen Tag des Gerichts? Sie weiß ja und glaubet, daß der Richter aller Welt ihr Bräutigam ist, der ihr freundlich entgegen kommet und sie zu sich nehmen will. Solte sie sich nicht vielmehr freuen auf die Zukunft ihres Bräutigams, ihre Lampe schmücken, ihr Gefäß reichlich mit Oel versehen, ihm entgegen gehen, und mit Verlangen seiner warten? Sehet in einen solchen seligen Stand wird denn der Mensch durch die völlige Liebe gesetzet, wenn nämlich die Liebe, die Gott zu uns hat, durch den Glauben in seinem Herzen kräftig wird, und in so weit ihren Zweck bey ihm erreichet. Denn da schmecket er die Freundlichkeit des Herrn, und weiß alsdenn aus der Gnade, so ihm gegeben ist, davon zu zeugen; denn er hat nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß er wissen kan, wie reichlich er von Gott begnadet ist, nach dem 2. Cap. der 1. Corinth. vers 12.

Auch dis ist zum vierten ein Zeugniß von dem seligen Zustande, darin uns die völlige Liebe setzet, daß gleich wie Er ist, also auch wir seyn in dieser Welt; wie es also lautet im 17. Versic. in unserem Text. Denn so wir in der Wahrheit und durch die Kraft und Wirckung des Heiligen Geistes gegläubet und erkant haben die Liebe, die Gott zu uns hat, so hat uns Gott durch solche seine Liebe gleichsam das Hertz genommen, und durch solch Evangelium oder Freudenvolle Verkündigung seiner Liebe unser Gemüth dermassen zu sich gezogen, auch uns durch solche Ausgiessung seiner Liebe ihm darin ähnlich gemacht, daß ob wir gleich seine unermäßliche und unendliche Liebe nicht erreichen, noch ihm also vollkomen gleich seyn können, sich dennoch eine Aehnlichkeit seines süssen und liebreichen Hertzens als eine gesegnete Wirckung seiner uns verkündigten Liebe bey uns befindet, daß, gleich wie Er ist, also auch wir sind in dieser Welt, als die zu seinem Ebenbilde erneuert werden von einer Klarheit und von einer Kraft zur andern. Gleichwie nun diejenigen Menschen, die eine Gleichheit des Sinnes mit einander haben, eine immer hertzlichere Liebe, Vertrauen und Zuversicht zu einander gewinnen: also wächset auch die Liebe und das Vertrauen zwischen Gott und seinen Kindern, so, daß diese ihn als ihren lieben Vater, je besser sie ihn kennen lernen, je hertzlicher auch lieben und je kindlicher und zuversichtlicher sich ihm anvertrauen. Wir sehen davon an Christo selbst ein vollkommenes Exempel. Denn gleichwie sein Vater war, nemlich die Liebe, so war auch Er in dieser Welt. Sein Vater hatte die Welt also geliebet, daß er ihr seinen eingebohrenen Sohn gab; Christus, der Sohn der Liebe, gab sein Leben für die Welt oder für der ganzen Welt Sünde. 1. Joh. 2. v. 2. darum sprach er auch, als er um unsert willen vor Gericht gezogen ward: Sol ich den Kelch nicht trincken, den mir mein Vater gegeben hat? Joh. 18, 11. Also sind denn auch seine Gläubigen in der Welt; daher sie es für Gnade erkennen, so ihnen gegeben wird, nicht allein an ihn zu glauben, sondern auch um seinet willen zu leiden. Phil. 1. v. 29, auch findet sich, wenn die äusserlichen Gerichte Gottes hereinbrechen, ein mercklicher Unterscheid zwischen den Kindern dieser Welt, und zwischen denen, die in der Kraft des Glaubens stehen. Welche eine Furcht und welch ein Schrecken ist zu solcher Zeit bey denen Gottlosen? hingegen wo das Hertz im Glauben an den Herrn Jesum stehet, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, durch den heiligen Geist erkant wird, da herrschet nicht knechtische Furcht, ob auch gleich wegen der menschlichen Schwachheit sie davon möchten angefochten werden; sondern da ist vielmehr Freudigkeit; ja wenn auch schon die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer säncken, so fürchtet sich dennoch ein gläubiger nicht (Ps. 46, 3.); denn er weiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen, (Röm. 8, 28.) und daß ohne des Vaters Willen kein Haar von seinem Haupte fallen könne; denn auch die Haar auf seinem Haupte alle gezählet sind Luc. 12, 7. es weiß ein Kind Gottes wol, daß die bösen und halsstarrigen Kinder am Tage des Gerichts ihre Strafe kriegen werden; daß aber die, welche mit ihm als ihrem lieben Vater, wol daran sind, solcher Furcht gar nicht nöthig haben, sondern von ihrem Vater auf den Schooß genommen werden, wenn er die andern wegen ihrer Bosheit stäupet und straffet.

Und so ist es auch zum fünften ein recht seliger Zustand, so man den Geist der Kindschaft nunmehro anstatt des Geistes der Knechtschaft besitzet, mithin von aller auch im Stande der Kindschaft anklebenden Furcht ie mehr und mehr befreyet wird, in der Liebe aber ie mehr und mehr wächset und zunimmt. Von diesem seligen Zustande aber haben wir die Beschreibung in unserm Text im 18. und 19. Vers. Furcht, heißt es da, ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wenn die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns in Christo geliebet hat, aus dem Evangelio durch die Wirckung des Heiligen Geistes recht erkant und geschmecket wird, so exuliret die Furcht oder ist aus dem Hertzen gleichsam heraus gebannet; hingegen lernet man da recht, wie aus der Vorrede des Vater Unsers im Catechismo eine Anleitung darzu gegeben ist, getrost und mit aller Zuversicht Gott bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater. Wir können dessen ein Exempel nehmen an einem zarten Kinde, welches die Mutter auf ihren Armen hat. Denn da ist bey einem solchen Kinde kein Merckmaal einer Knechtischen Furcht zu finden; vielmehr siehet man da, wie das zarte Kind seine liebe Mutter umhälset, hertzet und küsset, und wie hingegen das Mutter-Hertz durch diese unschuldige Holdseligkeit ihres lieben Kindes wieder gereitzet und beweget wird es desto lieber zu haben, es wieder zu hertzen und zu küssen, und also ihre Freude über die zuversichtliche Liebe des Kindes wieder zu bezeugen, doch ist dieses nur ein Schatte und ein gar unvollkommenes Bild derjenigen Liebe, die zwischen Gott und seinen gläubigen Kindern ist, hie gehet das süsse Wort: Abba lieber Vater! recht aus dem Hertzen des Menschen zu Gott, und hinwiederum gehet das süsse Wort: Sey getrost mein Sohn, sey getrost meine Tochter recht aus dem Munde und Hertzen Gottes und unsers Heylandes zu dem Menschen, da ist keine Furcht und kein Kummer; sondern lauter Trost und Freudigkeit, wie ein Kind in seiner Unschuld bey seiner Mutter lachet und spielet, freundlich und ohne Sorgen ist, und lieget da an ihrer Brust in lauter Süßigkeit. Also findet sichs auch mit der Liebe, die Gott zu uns hat; denn wo diese durch den Geist der Gnaden verkläret wird in unserem Hertzen, da ist dem Menschen gar anders zu Muthe als zuvor, da erfähret ers wahr zu seyn, was Johannes gesaget hat, die völlige Liebe treibet die Furcht aus; oder, wo die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns geliebet hat, in der Kraft erkant und geglaubet wird, da spricht der Mensch! wofür sol ich mich

fürchten, und wofür sol mir nun grauen; da mich Gott so hertzlich geliebet hat. Er ist mein Vater und ich bin sein Kind; er ist mein und ich bin sein; ich bin sein und er ist mein; ewig sol unsere Liebe seyn. Siehe das ist der selige Zustand, in welchen uns die völlige Liebe setzet, und das ist das Hertz des Christenthums, das der Mensch durch die völlige Liebe, die Gott zu ihm hat, in dem Vertrauen zu demselben als seinem himmlischen Vater, von Tage zu Tage, und immer mehr und mehr befestiget wird, damit wenn sich gleich die knechtische Furcht wegen der anklebenden Schwachheit öfters wieder in ihm reget, dieselbe doch gleich wieder zurücke stehen müsse, und als ein Knecht heraus gestossen werden, und da nichts als süsse Liebe und süsses Vertrauen zu finden sey. Und ob wir auch in diesem Stande immer unsere Unvollkommenheit zu erkennen haben, und es nicht dahin bringen können, dahin wirs zu bringen wünschen; so ist doch auch dieses eine rechte himmlische Uebung und ein stetiges Glaubensvolles Umfangen der Gnade und Liebe Gottes, da man sich immer mehr und mehr dahin bearbeitet, sich durch Betrachtung der Liebe Gottes und seiner herrlichen Verheissung je mehr und mehr des knechtischen Geistes und der unzeitigen Furcht zu entschütten, hingegen sich immer näher mit dem Herrn Jesu in gläubiger Zuversicht zu verein'gen, und immer süsser und leiblicher in dem freundlichen und liebreichen Hertzens unsers Gottes zu ruhen. Ja wie unvollkommen wir auch dieses bey uns befinden, so ist doch auch das mindeste, so man die Kraft davon besitzet von grössern Werth, als aller Welt Herrlichkeit; und nur einmal die Gnade Gottes in Christo Jesu gekostet haben, ist weit köstlicher und unschätzbarer als alle Lust der Welt. Wer einmal ein Füncklein von diesem göttlichen Feuer und von dieser himmlischen Flamme in seinem Hertzen empfunden hat, wird selbst bekennen müssen, daß ein solches Füncklein der göttlichen Liebe, so durchs Evangelium im Hertz aufgegangen, schon mächtig und kräftig genug sey alle sündliche Flammen der bösen Begierden zu dämpfen, daß sie nicht über ihn herrschen, und allen Kampf, den er antreten sol die Welt zu überwinden, getrost zu übernehmen. Eine solche Seele suchet nun, daß sie alle Kräfte in die Liebe desjenigen einführen möge, der sie mit seinem Blut von aller Unreinigkeit gewaschen und zu ihr gesaget: du solst leben Ezechiel 16. v. 6. hinfort befleißiget sie sich, daß sie ihm als ihrem Bräutigam wohlgefalle (2 Corinth. 5, 9.) der sie mit seinem theuren Blut erkauffet hat, als das unschuldige und unbefleckte Lamm Gottes. 1. Petr. 1, 19. Ich sage abermals, dis ist das rechte Hertz und gleichsam die Seele des Christenthums, darnach wir demnach am allermeisten zu streben haben, nemlich daß wir durch die Erkäntnis der vollkommenen Liebe Gottes gegen uns in Christo Jesu zu einer wahren kindlichen Freudigkeit zu Gott gelangen und darin täglich zunehmen mögen. Bedencket es selbst, was wird uns in unserer letzten Stunde angenehmer seyn können, als daß da alle Furcht für dem Tode, für dem Gerichte, für der Verdammniß durch die völlige Liebe ausgetrieben sey, und daß an dessen statt sich denn in unseren Hertzen ein recht kindliches Vertrauen und süsse Zuversicht zu unserm himmlischen Vater befinde, daß wir mit Freudigkeit in sein ewiges Reich eingehen mögen.

Dritter Theil.

Es ist aber das III. Stück, so wir uns zu betrachten vorgenommen, annoch zurücke, nemlich unsere Bewahrung, aus diesem seligen Zustand, darein uns die völlige Liebe setzet, nicht wieder zu entfallen. Bisher ist der Mund Johannis, des Jüngers, den Jesus lieb hatte, gleichsam von lauter Honig und Honigseim übergeflossen, da er uns die Liebe, die Gott zu uns hat, verkündiget. Es hat aber derselbe auch wol gewust, daß, wenn wir gleich diese Liebe erkant haben, uns dennoch unser Hertz gar leicht wieder verführen könne, da es denn geschehe, daß wir den seligen Zustand, in welchen uns die völlige Liebe gesetzet, durch unsere eigene Schuld wieder verlieren, und darnach desto unseliger seyn. Dannenhero finden wir denn in den letzten Versiculn unsers Textes, daß er uns sorgfältig angewiesen, uns wohl zu bewahren, damit wir aus diesem seligen Zustande nicht wieder entfallen. Und da lehret er uns nun, daß die Bewahrung erstlich geschiehet, wenn wir Gott lieben, weil er uns erst geliebet hat; und dann, wenn wir dem Gebot, so wir von ihm haben, gehorchen, daß, die wir Gott lieben, auch unsern Nächsten lieben; und dergestalt unser Glauben in der Liebe gegen Gott und den Nächsten thätig seyn lassen.

So spricht er denn v. 19. lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet. Es hätten diese Worte auch also mögen übersetzet werden: wir lieben ihn, denn er hat uns erst geliebet. So legte Johannes für sich und für alle gläubige Kinder Gottes ein aus dem Grunde des Hertzens fliessendes Zeugnis ab, als wolte er sprechen: von Natur konten wir Gott nicht lieben. Denn von Natur sind wir alle fleischlich gesinnet; welches eine Feindschaft ist wider Gott; da uns aber die heilsame Gnade und die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsers Heylandes erschienen ist, indem sie uns durchs Evangelium entdecket und durch den Heiligen Geist in unseren Hertzen kräftig worden, so werden nunmehro hinwiederum zarte Flämlein der Gegen-Liebe in uns angezündet durch den Heiligen Geist, und seine Liebe, damit er uns erst geliebet hat, da wir noch seine Feinde waren, dringet uns, daß wir ihn wieder hertzlich und kindlich lieb haben. Zuvor hatten wir aus dem Gesetz gelernet, daß es unsere Pflicht sey ihn zu lieben; aber es war keine Kraft bey uns diese Pflicht zu beobachten; wir waren todt, und das Gesetz konte uns nicht lebendig machen Galat. 3, 21. nunmehro aber, da uns Gott sein Evangelium verkündigen lassen, hat seine uns darin angepriesene völlige Liebe sich als ein Strom des Lebens in unsere Hertzen ergossen, sie lebendig gemacht, und dergestalt geändert, daß wir uns durch die Macht dieser Liebe und durch ihre unbeschreibliche Breite und Länge, Tiefe und Höhe genöthiget und überwunden finden, daß wir uns nicht enthalten mögen ihn wiederum zu lieben. Denn wer ist unter den gläubigen Kindern Gottes, der nicht also gedencket. O Gott, du hast mich armen Sündenwurm, der ich, so du nach der Strenge deiner Gerechtigkeit mit mir verfahren wollen, schon längst in der Höllen hätte Pein leiden müssen, also geliebet, daß du deinen einigen Sohn für mich dahin gegeben, und mir also das, was dir das allerliebste war, geschencket, damit du aufs allerkräftigste bezeugetest, daß du nicht Lust habest zu meinem Verderben, sondern mich vielmehr selig machen und auf deinen Thron setzen wollest. Ach siehe in der Höllen solte ich liegen, nichts anders hatte ich verdienet; und deine pur lautere Liebe, Gnade und Barmhertzigkeit ist es, die mich nicht allein von der Höllen befreyet, welches ja schon genug wäre; sondern mich auch bis in den Himmel und bis auf deinen Thron erhebet. Da ich nun dieses erkenne, ach! wie könte ich nun anders, als dich hinwiederum hertzlich lieben? Ach daß ich doch niemals einen Schritt gethan, ein Wort geredet, eine Begierde und Gedancken gehabt hätte, damit ich dich einen so unaussprechlich liebreichen Gott beleidiget und dein süsses Vater-Hertz betrübet! o der Schande, daß ich die Kräfte meiner Seelen nicht gäntzlich zu deinem Dienste gewidmet und aufgeopfert; sondern vielmehr mein Leben in der Eitelkeit verzehret! ach daß ich doch die gantze Zeit meines Lebens zu deiner Ehre und zu deinem Lobe in schuldigen kindlichen Gehorsam hinwiederum angewendet hätte, da du ja mich ohne alle mein Verdienst und Würdigkeit so hertzlich geliebet, und mir deinen Sohn zum Heyland und Erlöser geschencket hast. Dieweil es denn nun, o mein Gott und Herr, schlimm genug ist, daß ich die vorige Zeit so hingebracht habe; ich aber nunmehro deine Liebe erkant, damit du mir zuvor kommen bist, ey so liebe ich dich nun desto hertzlicher. Ich liebe dich zwar bey weitem nicht so sehr, als es seyn solte, und als ichs auch nunmehro durch deine Gnade wünsche und verlange, aber du hast doch durch deinen Geist eine wahrhafte und aufrichtige Liebe zu dir in meinem Hertzen gewirket. Nunmehro ringe ich darnach und sehne mich ohn Unterlaß, daß ich in völliger Liebe mit dir möge vereiniget werden. Und ob ichs auch nimmer erreichen kann noch werde wegen der Schwachheit des Fleisches, dich so vollkommen zu lieben, als ich schuldig bin, sondern noch immer viel daran fehlen wird, so darf ich doch und kan mit Wahrheit zu dir, der du alle Dinge weist, sagen: ich liebe dich, denn du hast mich erst geliebet; und so sagen alle deine Kinder unter einander: wir lieben ihn, denn er hat uns erst geliebet.

Was sol ich weiter sagen? Geliebte in dem Herrn, wenn ein Mensch Gott nicht lieb hat, so muß er das noch nicht in der Wahrheit erkant und noch nicht von Hertzen geglaubet haben, daß ihn Gott erst geliebet habe: erkennete und gläubete er das, so würde er ihn gewißlich wieder lieben. Geschichts doch, daß, wenn einem nur erzehlet wird, daß ihm von einem fremden Menschen ein Liebes-Dienst unbekannter Weise sey erwiesen worden, dessen Hertz dadurch gerühret wird, daß er bey sich selbst gedencket, wie habe ichs um den Menschen verdienet, daß er mir dis erzeiget hat? und da findet einer bald, daß er gegen einen solchen, der wohl von ihm gesprochen oder ihm etwas gutes erzeiget, ob er ihm wol sonst unbekannt ist, hinwiederum zur Liebe bewogen wird. Aber was ist das? und wofür ists zu rechnen gegen die Liebe Gottes, damit er uns, da wir seine Feinde waren, geliebet hat? wie wäre es doch möglich, daß ein Mensch dieses von Hertzen gläubete, daß ihn der grosse und lebendige Gott von Ewigkeit her in Christo Jesu geliebet habe; und daß dessen Raths-Schluß dieser gewesen sey, seines einigen Sohnes um seinet willen nicht zu verschonen, sondern denselben für ihn dahin zu geben in den Tod, auf daß er durch ihn ewig leben möge; wie wäre es möglich, sage ich, daß einer dieses gläubete, und ihm sein Hertz nicht wieder bräche, diesen so liebreichen Gott wiederum aufs allerhertzlichste

und innigste zu lieben? ja gewiß, da erfährets der Mensch, daß durch die Predigt vom Glauben der Heilige Geist gegeben wird, und daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, so ihn zu einem andern Menschen machet, wie Lutherus saget, von Hertzen, Muth, Sinn und allen Kräften.

Nun wird aber auch in unserem Texte von Johanne wol bedächtig noch weiter angezeiget, daß, wenn wir in dem seligen Stande, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht versetzet, bewahret sein wollen, auch eine Uebung in der Liebe des Nächsten sich bey uns befinden müsse. Davon saget er: So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner, denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. Es wußte Johannes wol, daß die Menschen sich dessen gerne rühmen, daß sie Gott lieben, ja wol kecklich sagen dürfen, daß sie ihn ihr lebelang geliebet haben. So will er nun, es soll ein jeglicher, der da spricht: ich liebe Gott, sich selbst wol prüfen, ob sichs auch also verhalte. Gleichwie man einer Rechnung nicht leicht Glauben zustellet, sondern examiniret sie erst, ob sie auch ihre Richtigkeit habe: also erfordert auch Johannes eine Probe, obs zutreffe und die Wahrheit sey, daß einer Gott liebe. Das ist aber die Probe, daß einer, der sich der Liebe Gottes rühmet, auch seinen Nächsten von Hertzen liebe. Darum saget er: So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Ein solcher will mit seinem Vorgeben entweder andere betriegen, oder er betrieget sich selbst, weil sein Vorgeben die Probe nicht hält. Dis beweiset er theils aus einem Schluß von dem geringern zu dem grössern, theils durch das austrückliche Gebot des Herrn. Denn, spricht er, wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Wie kann man ihm das, wil er sagen, zutrauen, daß er den unsichtbaren Gott, der durch den Glauben erkant werden muß, wahrhaftig liebe und ihm von Hertzen anhange und diene, so, daß er gerne alles, wie der aufrichtigen Liebe Art ist, um seinet willen thun und leiden wolte, da er solches sogar nicht in der That an seinen Nächsten beweiset, den er vor seinen Augen hat, und an dem er stets Gelegenheit hat, so er ihn anders in der Wahrheit liebet, solches auch in der That zu beweisen?

Und dis Gebot, spricht er weiter, haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. Es scheinet Johannes habe in diesen Worten darauf gesehen, daß unser Heyland Matth. 22, 37 bis 40. als einer gefraget: welches ist das fürnehmste Gebot im Gesetz? geantwortet: Du solst lieben Gott deinen Herrn von gantzem Hertzen, von gantzer Seelen, von gantzem Gemüthe, dis ist das fürnehmste und gröste Gebot. Das andere ist dem gleich: du solst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweyen Geboten hanget das gantze Gesetz und die Propheten. Desgleichen scheinet der Apostel gesehen zu haben auf die Rede Christi. Joh. 13, 34. und 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabey wird jederman erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habet. Und Cap. 15, 12 Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe. Gleichwie denn nun unser Heyland die Liebe gegen Gott und gegen ihn selbst als unsern Seligmacher, und gegen den Nächsten gar genau zusammen verbunden hat; so fasset es in unsem Text Johannes zusammen in ein Gebot, das wir von ihm haben, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. Und wie er vorhin geschlossen, daß aus der Erkäntniß der Liebe Gottes gegen uns, wenn solche Erkäntniß wahrhaftig ist, gewiß auch eine wahre Liebe zu Gott fliesset; also bezeuget er auch hiemit, daß wo die Liebe zu Gott wahrhaftig sey, daselbst sich auch ohnfehlbarlich eine wahre und thätige Liebe gegen den Nächsten finden müsse; und wenn sich einer gleich der Gnade Christi trösten und die Seligkeit von ihm hoffen wolte, so würde doch solcher Trost und solche Hofnung eitel seyn, dieweil er vor Gott als ein Lügner erfunden werde, indem er seine Liebe zu Gott nicht durch die Liebe des Nächsten legitimire und beweise. Denn hätte er Gott in seiner Liebe wahrhaftig erkant, so würde er nicht umhin können Gott wieder zu lieben, und so würde auch diese Liebe, die er zu Gott hätte, sich gar bald durch ihre Furcht offenbaren, nemlich durch die Liebe gegen seinen Bruder, das ist, gegen den Nächsten. Gesetzt aber, er hätte vorhin Gott wahrhaftig erkant und geliebet, er gäbe aber Raum dem Unwillen, Zorn und Haß gegen seinen Nächsten, und wiederstünde solchem Haß nicht durch die Kraft des Heiligen Geistes, sondern hegete vielmehr denselben in seinem Hertzen, so würde er sich dadurch aufs neue aus seinem seligen Zustande, in welchen ihn die völlige Liebe gesetzet, in seinen vorigen unseligen Zustand gestürtzet befinden; die vorige knechtische Furcht würde wieder da seyn, die Freudigkeit aber zu Gott würde wegfallen samt allen geistlichen Gaben, die mit solcher kindlichen Freudigkeit und Zuversicht zu Gott verknüpfet wären. Selig ist demnach der, in dessen Hertz die Liebe Gottes, die er zu uns hat, ausgegossen ist durch den Heiligen Geist, und der auch in dieser Liebe Gottes gegen uns also bleibet und bewahret wird, daß die Liebe sich hinwiederum in diese beyden Ströme nemlich der wahren Liebe zu Gott und der wahren Bruder-Liebe ergiesset und ohne Unterlaß ausfliesset.

Nutzanwendung.

So haben wir nun Geliebte in dem Herrn, vernommen welches da sey die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe; und zwar insonderheit mit einander erwogen Unsern elenden Zustand unter der Furcht; Unsern seligen Zustand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht versetzet, und unsere Bewahrung aus diesem seligen Zustande nicht wieder zu entfallen. Nun zweifle ich keines weges, daß nicht unter der gegenwärtigen Menge der Zuhörer manche von ihrem elenden Zustande, in welchem sie sich noch bis hieher unter der Furcht befunden, überzeuget seyn solten. Denn das Gewissen selbst wird diesen und jenen haben zu erkennen gegeben, wie sie keines weges mit Gott durch den Glauben so vereiniget seyn, daß sie sich der väterlichen Gnade und Huld desselben mit genugsamen Grunde erfreuen und trösten könten. Es wird wol etwa einigen so gar in ihr Gedächtniß kommen seyn, womit, wo, wenn und wie schwerlich sie sich an Gott versündiget, auch daß sie noch nicht Buße gethan haben für die Sünden, die sie begangen und für das gottlose Wesen, so sie getrieben haben. Ein und andere werden die Furcht für dem Gerichte Gottes und die Anklage ihres eigenen Gewissens bey sich selbst haben gefühlet und empfunden. Vielleicht wird manchem offenbahr seyn, daß bis hieher die Sünde noch über sie geherrschet, und daß sie unter der Furcht für dem Tode, für dem Zorn Gottes und für dem ewigen Gerichte und Verdammniß bis auf diese Stunde wol in einem recht unseligen Zustande gewesen, und um deswillen noch nicht gerne sterben wolten, indem sie keine fröliche Gewißheit in ihrem Hertzen hätten, wo sie hinkommen würden, wenn sie nun aus dieser Zeit in die Ewigkeit solten versetzet werden. Solche nun, die von ihrem elenden Zustande überzeuget sind, daß bey ihnen keine Freudigkeit ist zu Gott, sondern Furcht; keine Ruhe, sondern Pein, keine kindliche Zuversicht, sondern Unglaube und Mißtrauen, solche sage ich, haben dennoch zu erkennen, daß auch dieses schon eine grosse Barmhertzigkeit Gottes sey, die er an ihnen bewiesen, daß er sie in so weit von ihrem Schlaff aufgewecket und von ihrer Blindheit befreyet, daß sie nunmehro zum wenigsten einiger massen ihren unseligen Zustand, in welchem sie sich bis hieher befunden, zu erkennen angefangen und dafür erschrocken sind.

Wie viel deren denn nun unter euch, geliebteste Zuhörer, so viel Gnade von Gott erlanget haben, als ietzo gesaget ist; dieselben ermahne ich in dem Herrn, die erlangete Erkäntniß ihres bisherigen unseligen Zustands dahin anzuwenden, daß sie zuvörderst Gott dem Herrn demüthigen Danck sagen, und ihn preisen, daß er ihr bishero so sicher schlafendes Gewissen aufgewecket, und sie zur Erkäntniß ihrer selbst gebracht hat. Ich ermahne euch aber auch und bitte euch durch die Wunden Jesu Christi, daß ihr es doch ja auch nun nicht bey der blossen Erkäntniß eures Elendes bewenden lasset. Denn sonst würde diese euch nur eine desto grössere Verantwortung und schwerere Verdammniß bringen. Denn dis hat man gewiß zu erwarten, wenn man die Ueberzeugung seines Gewissens nicht tiefer in sein Hertz und Seele eindringen läst, sondern gleich sorget, man werde verzagen und verzweifeln, so man der Sache noch besser nachdencken und seine alten Sünden-Wunden durch ernstliche Prüfung seines Gewissens gleichsam aufreiben wolte. Hingegen wenn uns Gott die Gnade gethan, daß wir unsern unseligen Zustand und unser Sünden-Elend zu erkennen angefangen, und wir eilen nicht zu frühzeitig davon, sondern forschen unserm tiefen Verderben weiter nach, damit wir uns in dem Spiegel des göttlichen Wortes durch die Erleichtung des Heiligen Geistes so erkennen lernen, wie wir vor Gott in der Wahrheit gestaltet sind, so verleyhet uns Gott mehr Gnade, und, wie er uns unsern elenden Zustand unter der Furcht zu erkennen gegeben, also versetzet er uns in einen seligen Zustand durch die völlige Liebe, welche die Furcht austreibet. Wollet ihr denn nun auch, die ihr von eurem bisherigen unseligen Zustand überzeuget seyd, in einen bessern Zustand durch die völlige Liebe versetzet werden, so bedienet euch hierzu auch der Mittel, die Gott selbst dazu verordnet hat. Solche sind insonderheit das Wort Gottes und das Gebet, und die mit beyden verknüpfte Prüfung des Gewissens. Forschet in dem Worte Gottes, und untersuchet was euer Tauffbund auf sich habe; examiniret euch selbst und untersuchet euch, ob ihr euch wahrhaf-

tig des Bundes der heiligen Taufe zu trösten und zu erfreuen habet. Denn an Gottes Seiten stehet zwar dieser Bund feste; aber habet ihr an euer Seiten denselben nicht durch muthwillige und vorsetzliche Sünden übertreten? habet ihr nicht die Liebe der Welt über euch herrschen lassen, welcher ihr doch in der heiligen Tauffe entsaget? und so dieses geschehen ist, habet ihr denn euren dergestalt übertretenen Tauff-Bund in wahrer Hertzens-Busse durch den Glauben an Jesum Christum wieder erneuret? ach tretet nur mit Aufrichtigkeit des Hertzens vor den unbetrüglichen Spiegel des göttlichen Worts, und schmeichelt euch selber nicht. Warum wollet ihr euch selbst betriegen, und nicht vielmehr euer Sünden-Elend und tiefes Verderben recht gründlich erkennen? Es würde nichts als euer Schade seyn, so ihr vor solcher Erkenntniß fliehen woltet; hingegen je besser und aufrichtiger ihr euren Zustand nach dem göttlichen Wort erkennen werdet, je besser wirds für euch seyn. Denn ich sage euch, ihr könnet euch nimmer in einem so schlechten und unseligen Zustande befinden, daß euch der Herr nicht aus demselben erretten könte, und daß er sich nicht über euch freuen solte, wie der Vater, Lucä am 15. sich über den verlohrnen und nunmehro wiedergefundenen Sohn freuete. Gewiß er wird euch auch entgegen kommen, euch umhälsen, euch hertzen und küssen, euch in seine Gnaden volle Gemeinschaft auf und annehmen und euch ins ewige Leben einführen, so er euch nur wahrhaftig bußfertig befindet, und so ihr wahrhaftig seine Gnade in Christo Jesu suchet und begehret. Ach! warum woltet ihr länger in Sünden beharren und ein Scheusal seyn in den Augen des lebendigen Gottes? Warum woltet ihr noch länger Sclaven des Satans und mit Ketten der Finsterniß gebunden seyn? was könte greulicher; ja was könte jämmlicher seyn? Wohlan im Namen Jesu Christi brechet entzwey die Bande der Sünden. Warum wollet ihr auch nur noch einen Augenblick darin beharren? jetzt, jetzt, da ihr dis Wort höret, lasset es euch in eure Hertzen und Seelen hineindringen, daß ihr euch fest entschliesset, alles sündliche Wesen ein für alle mal zu abandonren, allen Sünden gute Nacht zu geben, ihnen von gantzem Hertzen zu entsagen und in der Wahrheit abzusterben, auch von nun an allen bösen Vorsatz aus eurem Hertzen zu exterminiren und zu verbannen, ich sage, allen bösen Vorsatz, den ihr nach dem Zeugniß eures eigenen Gewissens bishero noch darinnen geheget, und keiner einigen Sünde weiter über euch die Herrschaft zu lassen. Gebricht es euch an Kraft zu solcher männlichen Resolution, ach so wendet euch doch mit Bitten und Flehen zu der unendlichen Liebe und Barmhertzigkeit eures Gottes, und sprecht zu ihm: O mein Schöpfer und mein Vater, du hast mir gleichwol meinen bisherigen unseligen Zustand zu erkennen gegeben, und mich durch dein Evangelium versichern lassen, daß du nicht wollest, daß ich in solchem Elende bleiben und ewig verlohren werden soll; sondern daß du mich durch deine völlige Liebe in einen bessern Zustand versetzen, alle knechtische Furcht aus meinem Hertzen vertreiben, mich mit Freudigkeit und kindlicher Zuversicht zu dir erfüllen und mich endlich ewig selig machen wollest durch Christum, in welchem du dich über mich erbarmet hast. Ich bekenne dir meinen unseligen Zustand, und daß mirs an Kraft fehlet der Sünde abzusterben; hast du mir nun die Gnade gethan dis zu erkennen und es vor deinem Angesicht mit bußfertigen Hertzen zu bekennen; ey so reiche mir auch deine Hand, und schencke mir deine göttliche Kraft mich der Macht der Finsterniß zu entreissen, ein Kind des Lichts zu werden, und von nun an in deinem Lichte und vor deinem Angesichte beständig zu wandeln. Du hast mir mein Hertz gerühret, hilf mir nun weiter, damit ich dem Verderben entfliehen, zu dir kommen und ewiglich bey dir seyn möge.

Doch, Geliebte in dem Herrn, es sind vielleicht auch solche unter euch, die noch nicht dencken, daß es eben so gefährlich mit ihnen stehen solte. Denn es sind auch viele, die sich selbst betrügen, und von andern dafür gehalten seyn wollen, daß sie nicht in einem solchen unseligen Zustande, wie es jetzo beschrieben ist, sich befinden, und dergleichen Leute hatte auch Johannes zu seiner Zeit vor sich. Denn er sagte nicht vergebens in unserm Text v. 20. So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner; sondern er wuste, daß es Leute gebe, die da sprächen, sie liebeten Gott, und die die doch ihren Nächsten hasseten. Was ist es denn Wunder, daß auch zu unser Zeit solche gefunden werden, die eine gute Meynung von ihrem Seelen Zustande haben, und sich doch darinn selbst betrügen.

Solche sind diejenigen, die da dencken, sie lebeten ja in keinen offenbaren Sünden, daher sie ohne Zweiffel, wenn sie stürben, in dem Himmel kommen würden. Und also wird auch wol der reiche Mann zu seiner Zeit nicht geglaubet haben; daß sein Zustand so elend, und so verdammlich seyn sollte; darnach aber wird er dessen erst seyn innen worden, als er in der Höllen und in der Qvaal gewesen. O der elenden, und betrogenen Menschen, die hier in der That in einem unseligen Zustande stehen, und es doch nicht glauben; sondern erst dort, zu ihrem Schrecken erfahren müssen; In weltlichen und irrdischen Dingen läst sich keiner gerne betrügen; so solte ja noch vielweniger ein Mensch es mit seiner Seelen, und mit deren Seligkeit, die er zu erlangen hoffet auf ein Gerathewohl, ankommen lassen. Besiehet man eine jede geringe Waar, die man kaufen will, so genau, und nimmt sich aufs beste damit in acht, daß man ja nicht möge übervortheilet und betrogen werden; wie vielmehr solte man forschen, und aus dem Worte Gottes eine genaue Prüffung und Untersuchung anstellen, ob man auch die rechten Kennzeichen eines Kindes Gottes an sich habe, und demnach gewiß seyn könne, daß man nicht vergeblich und ohne Grund die Seligkeit zu erlangen hoffe. Zwar besorgen sich einige, wenn sie diese Prüffung nach der Richtschnur des göttlichen Worts anstellen würden, so möchten sie befinden, daß sie in der That die Leute noch nicht wären, die Gott in diesem ihren Zustande in die Seligkeit einnehmen könnte; weil sie nun das besorgen, so unterlassen sie diese Prüffung gar; aber sie solten dieselbe desto sorgfältiger und embsiger anstellen. Denn dieses würde den Nutzen haben, daß sie in dieser allerwichtigsten Sache, nicht immer in heimlichen Zweiffel blieben, sondern desto eher zur rechten Gewißheit kämen. Und warum will man nicht gern seinen Zustand gründlich erkennen, ob er gut oder böse sey? Gewiß Gott will uns alle gern selig machen, so wir ihn von Hertzen darum bitten, und uns auch sonst in seine Ordnung einergeben, die er in seinem Worte vorgeschrieben hat. Was wir nicht haben, das können wir ja noch bey einem so liebreichen Vater erlangen. Er will nur, daß wir die Seligkeit in dem Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, mit Ernst suchen. Sie ist uns schon erworben und zuwege gebracht; wir sollen nur unsere Hertzen nicht in der Unbußfertigkeit verhärten, und durch Unglauben vor ihm zuschliessen. Wir dürffen sie ihm nicht erst abverdienen, sie ist uns schon verdienet von Christo. Um desselbigen willen soll sie uns aus Gnaden, und umsonst geschencket werden; wir sollen sie nur nicht von uns stossen durch die Beharrung in der Unbußfertigkeit und im Unglauben. Unser Glaube darf getrost zugreiffen, und Christum mit der gantzen Seligkeit ergreiffen; es soll nur nicht Wahn-Glaube seyn, sondern wahrer Glaube. Das ist aber Wahn-Glaube, da der Mensch nicht die Sünde von Hertzen hasset, und sich doch Christi tröstet, und da man man sich der Liebe, damit uns Gott geliebet habe, erfreuen, und doch Gott nicht wieder lieben will; oder da man spricht: man liebet Gott und hasset doch seinen Bruder. Das ist aber wahrer Glaube, der die Busse zum Grunde hat, wie Christus spricht: Thut Busse und gläubet. Marc. 1, 15. Und da ist wahrer Glaube, wo man aller Sünde feind ist, gegen dieselbe durch den Glauben ernstlich streitet und kämpfet, und sich hütet für alle dem, was dem Herrn mißfällig ist.

Will uns denn nun der gütige und freundliche Gott so gern selig haben und uns ohne alle unser Verdienst und Würdigkeit aus blosser Gnade um Christi willen selig machen, ey so lasset uns doch hinzu gehen, unsere Knie vor ihm beugen, und, wenn wir mercken, daß es nicht recht mit uns stehe, also zu ihm sagen: ach Herr, ich weiß ja leider selber nicht, wie ich mit mir dran bin, und wie es mit mir beschaffen ist; ob ich mich nicht etwa, wie viele andere Menschen, bis hieher selbst betrogen habe, wenn ich mich für einen solchen gehalten, der in deiner Gnade, und folglich in einem guten und seligen Zustande sich befinde. Vergib mir aus Gnaden, daß ich so lange hingegangen bin, und den Grund meines Hertzens nicht besser erforschet habe. Oeffne mir dein heiliges Wort, auf daß ich mich aus demselben recht möge erkennen lernen, und mich nicht ferner selbst betrüge. Bekehre mich recht, und setze mich in den Zustand, daß ich alle Kennzeichen deiner Kindschaft in der That und Wahrheit an mir befinden möge; und wenn du mich darzu gebracht hast, so verleihe mir auch die Gnade, daß ich in solchem seligen Zustande biß an mein Ende verharre. Solches Gebet wird Gott gewiß erhören.

Aber o unselige Menschen, die es gleichsam erzwingen wollen, daß es schon recht mit ihnen stehe, da sie sich doch hierin betrügen. Sie meinen wol, es sey eine Versuchung vom Teufel, wenn ihnen ein Zweifel aufsteigt, obs auch recht mit ihnen stehe; da doch Gott haben wil, daß wir uns nach seinem Wort prüfen sollen, obs recht mit uns stehe oder nicht. Wie ja um deßwillen Johannes so wol in unserm Text, als sonst auch in der gantzen Epistel dergleichen Kennzeichen angewiesen, damit sich ein jeder darnach sorgfältig prüfen möge. Und solche Prüfung ist nicht schwer: denn wer nur Gottes Wort, und nicht seine eigne Einbildung zur Richtschnur erwehlet, und sich mit aufrichtigem Hertzen darnach examiniret und prüfet, der kan nicht lang in seinem selbst Betrug bleiben, sondern Gott wird ihn davon frey machen, und er wird seinen Zustand erkennen, wie er in der Wahrheit beschaffen ist, anfänglich

zwar vielleicht zu seiner Betrübniß, wenn er siehet, wie er sich betrogen, dann aber zu seiner desto grössern Freude, wenn ihn die Wahrheit von solchem Betruge wird frey gemachet haben.

Ob ich aber gleich nicht zweiffele, daß solche unter euch sind, die sich im Gewissen von ihren bisherigen unseligen Zustand überzeugt befinden. Desgleichen solche, die sich noch bis hieher selbst betrogen; so zweifle ich dennoch auch keines weges, daß sich nicht auch solche unter euch befinden solten, die nach erlangter Erkäntniß ihres bisherigen unseligen Zustandes und selbst Betruges sich nach einem bessern Zustande sehnen, und nun allbereit im würcklichen Kampf gegen die Sünde stehen. Dis sind diejenigen, denen das Hertz gerühret ist, und die daher nichts mehr wünschen, als in einen bessern Zustand versetzet zu werden. Sind nicht solche unter euch hier gegenwärtig, die bey sich selbst gedencken: Ach? wer so selig seyn möchte, daß er Gott seinen lieben Vater mit rechter Freudigkeit nennen, und mit dem Herrn Jesu so, wie ein Bruder mit dem andern umgehen, und zu ihm ein so hertzliches Vertrauen, wie eine Braut zu ihrem Bräutigam haben könte! Ach, wer so selig wäre, daß alle knechtische Furcht durch die völlige Liebe aus seinem Herzen ausgetrieben wäre! Solchen sage ich denn in dem Namen des Herrn: Selig seyd ihr, so ihr diese Seligkeit von Herzen wünschet und verlanget, und so ihr es nicht bey dem blossen Wünschen lasset, sondern mit Gebet, Ringen und Flehen darob kämpfet, daß ihr einen solchen seligen Zustand in der That und Wahrheit in euch schmecken und erfahren möget. Und seyd ihr in diesem Kampf allbereit würcklich eingetreten, so verlasset ja den Kampf-Platz nicht, sondern beharret auf demselben, bis ihr einen völligen Sieg des Glaubens erlanget da der Heilige Geist eurem Geiste Zeugniß gebe, daß ihr Gottes Kinder seyd, nach der Epist. an die Römer 8, 16. Ach ermüdet nicht in diesem so edlen Kampf, und lasset euch ja nichts davon abschrecken. Drohet gleich Satanas mit den Pforten der Höllen, und wil eure bisherige Gewohnheit zu sündigen es euch sauer und schwer machen zu überwinden, so lasset euch doch nicht abwendig machen, sondern betet nur desto ernstlicher, und haltet euch im Glauben destomehr zu Christo. Denn er ist es ja, auf den ihrs einmal angefangen habt, er wird euch auch in eurem Kampf mit seiner göttlichen Kraft beystehen und aushelfen. Ihr sehet ja, daß uns das Wort Gottes in diesem Kampf nicht auf das Gesetz, sondern auf das Evangelium von Christo weiset, und seyd auch jetzo gelehret, wie man nicht durchs Gesetz, sondern durch die Erkäntniß der unaussprechlichen Liebe, damit uns Gott in Christo geliebet hat, die Kraft zum Kämpfen und Ueberwinden erlanget. Das Gesetz muß zwar geprediget werden, denn es muß uns so wol die Sünde, als den Tod und die zeitliche und ewige Strafen, so wir dadurch verdienen, zu erkennen geben. Wenn aber der Mensch zur Erkäntniß der Sünden nunmehro gebracht ist, auch das Gewissen den Zorn Gottes fühlet, und der Sünden wegen zerknirschet und zerschlagen ist, so hat das Gesetz das seinige gethan. Soll nun die Seele weiter kommen, von dem Fluch des Gesetzes frey, der Gnade Gottes aber, und des Friedens im Gewissen theilhaftig werden, so muß es das Evangelium thun. Dis muß denn auch euer Weg seyn, zu solchem seligen Zustand zu gelangen, da die knechtische Furcht durch die völlige Liebe ausgetrieben sey. Denn wie Johannes zu seiner Zeit solche Leute vor sich hatte, von welchen er sagen konte: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; und: daran ist die Liebe völlig bey uns, daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; und: gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt: also müssen wir wissen, daß, wie Gott damals den Menschen so grosse Gnade erzeiget hat, daß er sie aus ihrem vorigen Elend und knechtischen Zustand in einen so seligen Stand versetzet, er gleicher Weise auch heutiges Tages eben solche Gnade an uns erzeigen wolle. Denn es ist solches alles uns zur Lehre und zum Trost geschrieben. Wir müssen nur zusehen, daß wir uns der göttlichen Ordnung, gleichwie jene, unterwerfen, in den Weg einer wahren und gründlichen Bekehrung eintreten, und die Gnaden-Mittel, nemlich sein Wort und Sacramenta, nach seiner Vorschrift heiliglich gebrauchen und anwenden. Geschiehet dieses an unserer Seiten, so werden wir eben solche Gnade empfahen, und eben solcher himmlischen Kräfte, so zur Heiligung gehören, theilhaftig werden, als jene. Dannenhero lasset euch durch diese Vorstellung nun destomehr aufmuntern freudig und getrost fortzukämpfen, und nicht zu ruhen, es sey denn, daß ihr als victores, oder Ueberwinder vom Kampf-Platz abtreten, und dem Herrn Jesu ein frölisches Triumphs-Lied singet: Nun lob, mein Seele, den Herrn, was in mir ist den Namen sein: sein Wohlthat thut er mehren, vergiß es nicht, o Hertze mein! hat dir deine Sünd vergeben, und heilet deine Schwachheit groß: Errettet dein armes Leben, Nimmt dich in seinen Schooß; mit reichem Trost beschüttet, verjungt dem Adler gleich.

Ich rede jetzt nicht von dem letzten Siege, und von der völligen Endigung unsers Kampfs, davon Paulus redet in der andern Tim. 2, 5. wenn er spricht: So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht; sondern ich rede hier nur von demjenigem Siege, da der Mensch, der durchs Wort Gottes von seinem bisherigen Sünden-Dienst bekehret wird, zu solchem Evangelischen Zustand gelanget, da die erkante völlige Liebe Gottes ihn von der knechtischen Furcht befreyet, und ihn in ein hertzliches und kindliches Vertrauen zu Gott seinem himmlischen Vater versetzet habe. Dieser selige Zustand solte ja billig niemand unter uns, die wir uns nach dem Evangelio Christi Evangelische nennen, unbekant seyn: es gelanget aber auch hiezu niemand, er kämpfe denn recht, und gebrauche sich der rechten Waffen des Evangelii, wie jetzo die Anweisung dazu gegeben ist.

Und so zweiffele ich dem auch endlich nicht, Geliebte in dem Herrn, es werden unter euch solche hier zugegen seyn, die den seligen Zustand, in welchen uns die völlige Liebe setzet, an ihren Seelen werden erfahren haben und noch erfahren. Was ich dadurch verstehe, wird Eure Liebe aus dem, was ich insonderheit in dem 2. Theil dieser Predigt gesagt, hoffentlich zur Gnüge vernommen haben. So redet auch hievon vornemlich der anietzo abgehandelte Epistolische Text, und zwar absonderlich in den Worten: Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wohl euch, ja wohl allen denen, welche, daß dem also sey, wie hier Johannes gesaget hat, an ihren eigenen Seelen durch die Kraft des Heil. Geistes schmecken und erfahren. Es gehöret dahin, was Paulus sagt zum Röm. 6, 14. Die Sünde wird nicht herrschen können über euch, sintemal ihr nicht unter dem Gesetze seyd, sondern unter der Gnade. Sehet, dis setzet Paulus zum eigentlichen Kennzeichen, daß man nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sey, daß da die Sünde nicht über einen herrschen könne. Es hänget zwar dieselbe dem Menschen an, so lange er in diesem Leibe wohnet, aber sie herrschet nicht über ihn, so er unter der Gnade ist. Darum spricht auch der Apostel Röm. 8, 1, daß die, so in Christo Jesu sind, nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Sie werden wol von ihrem Fleisch und Blut zur Sünde gereitzet, sie lassen sich aber nicht von demselben beherrschen, der Sünde Gehorsam zu leisten in ihren Lüsten. Sie halten sich nicht für Schuldener dem Fleische, nach demselben zu leben; sondern sie tödten durch den Geist des Fleisches Geschäfte; lassen sich nicht von dem Fleische, sondern von dem Geiste Gottes regieren, und beweisen damit in der That, daß sie Gottes Kinder sind. Und da findet sichs denn, daß sie nicht einen knechtischen Geist empfangen haben, daß sie sich abermal fürchten müsten, sondern daß sie einen kindlichen Geist empfangen haben, durch welchen sie rufen: Abba, lieber Vater; welcher Geist auch Zeugniß giebt ihrem Geist, daß sie Gottes Kinder sind; wie solches alles Paulus in dem 8. Capitel an die Römer mit mehrern beschreibet. Diese und dergleichen Texte der heil. Schrift sollen wir uns nebst der heutigen Epistolischen Lection für andern wol bekannt machen, damit wir dadurch völlig überzeuget werden, daß es der Wille Gottes nach dem Evangelio keinesweges sey, daß wir uns in unserm gantzen Leben unter einer knechtischen Furcht befinden sollen; sondern daß wir vielmehr in der Ordnung wahrer Hertzens-Busse der lebendigmachenden Kraft des Evangelii Raum zu geben haben, damit wir stets mit einem rechten kindlichen Hertzen vor Gott unserm himmlischen Vater wandeln, und also mit einem Hertzen voll des Trostes des Heiligen Geistes von ihm aus und eingehen mögen. So lehret uns die heilige Schrift das Sünden-Joch in der Kraft Jesu Christi abzuwerfen, und hingegen sein Joch, welches, wie er selber spricht, Matth. 11, 30. sanft und leicht ist, auf uns zu nehmen.

Welche nun unter euch solche Gnade empfangen haben, dieses süsse Joch durch den Geist der Gnaden zu tragen, dieselben ermahne und ermuntere ich in dem Namen desjenigen, der sie geliebet, und durch sein Blut zu seinem Eigenthum erkauffet hat, daß sie sich doch ja in solchem Zustand bewahren, und sich mit Fleiß hüten, daß sie nicht wieder aus demselben fallen mögen. Gedencket an das Wort Pauli 1. Cor. 10, 12. Wer sich läßt düncken, er stehe, mag wol zusehen, daß er nicht falle. Uebet euch ohne Unterlaß in dem Glauben an den Herrn Jesum; erwäget stets in eurem Gemüth die grosse Seligkeit, welche er euch erworben, und auf welche ihr hoffet; gewöhnet euch gegen alle Anfechtung von der knechtischen Furcht euer Hertz zu stillen durch die theureste und allergrössteste Verheissungen, so euch von ihm geschencket sind, 2. Petr. 1, 4. Betrachtet immer ernstlicher und immer tiefer seine unaussprechliche Liebe, dadurch er sich euch zu eigen gegeben hat, auf daß ihr dadurch aufs innigste bewogen werdet, euch ihm hinwie-

derum zu eigen zu geben, und alle Lebens-Kräfte zu seinem Dienst aufzuopfern. Führet euren gantzen Beruf und Stand, darin ihr lebet, aus dem rechten principio, oder Grunde, worauf Johannes in dem jetzo erklärten Text gewiesen, nemlich aus der Liebe, damit uns Gott in seinem Sohn geliebet hat, und aus der schuldigen Danckbarkeit ihn wieder zu lieben, und solches in allen Fällen, und bey aller Gelegenheit mit der That zu beweisen; sintemal ihr auch aus unserm Text vernommen, welchergestalt uns Gott unsern Nächsten zur Probe einer aufrichtigen Liebe vorgestellet hat.

Erinnert euch doch insonderheit anjetzo des heutigen Evangelischen Textes vom reichen Mann und dem armen Lazaro, mithin der nach der heutigen Früh-Predigt verlesenen Armen-Ordnung. Sehet das als eine Gelegenheit an einen würcklichen Beweiß zu geben, wie ihr das verkündigte Wort zu Hertzen genommen habt. Erkennet ihr nun in der Wahrheit, daß Gott die Liebe ist, und daß, wer in der Liebe bleibet, in Gott bleibet, und Gott in ihm; ey, so lasset eure Hertzen überfliessen gegen euren armen Nächsten. Ja, gewiß, wenn ihr die völlige Liebe durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes erkennet, und der kräftigen Wirkung solcher Erkäntnis Raum gebet, so werdet ihrs nicht sehen können, daß andere in ihrer Noth gelassen werden, so euch Gott das Vermögen giebet ihnen daraus zu helfen. Denn so spricht auch Johannes 1. Epist. 3, 17. Wenn jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schleußt sein Hertz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm?

Hat euch Gott denn auch Gnade verliehen, daß ihr zu einem Evangelischen und kindlichen Zustand in eurer Seele kommen seyd, so wendet die empfangene Kraft in der Ausübung der Liebe desto treulicher an, damit ihr nicht wieder verlieret, was ihr empfangen habet, sondern immer mehr empfanget. Denn wenn ihr euch also treu erweiset, so werdet ihr immer besser in das Bild Christi verkläret werden von einer Klarheit zu der andern 2. Cor. 3, 18. Da werdet ihr erfahren, welcher gestalt ihr, wenn ihr nur erst eine Pflantze des himmlischen Vaters worden seyd, durch seine Gnade wachsen und zunehmen, und immer reichere Früchte eurem himmlischen Gärtner tragen, und ihn damit erfreuen werdet.

Es ist gar nicht meine Meynung, als wenn wir durch die Wercke Gott etwas abverdienten. Ach nein. Wir verdienen mit unsern guten Wercken den Himmel nicht, und wol mit den bösen die Hölle. Christus hat uns die Seligkeit erworben, und durch sein Verdienst werden wir gerecht und selig. So dürfen wir auch nicht meynen, daß wir durch die Wercke erst in einen seligen Zustand gesetzet werden; sondern dis geschiehet durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, welche wir durch den Glauben, den Gott wircket, ergreiffen, und das Evangelium ist die Kraft Gottes selig zu machen, die daran gläuben, Röm. 1, 6. Wir sollen aber wissen, daß wir in dem seligen Zustand, darein uns Christi Gnade und sein Evangelium setzet, nicht bleiben können, wenn der Glaube, der solche Seligkeit ergreiffet, nicht thätig ist durch die Liebe. Deswegen, obgleich Paulus dem Glauben allein die Rechtfertigung zuschreibet, so drucket er doch diese conditionem fidei judificantis, oder die Beschaffenheit des Glaubens, der gerecht macht, mit grossem Fleiß aus Gal. 5, 6. da er spricht, daß in Christo Jesu weder Beschneidung noch Vorhaut etwas gelte, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Weil denn nun die heilige Schrift von keinem andern Glauben weiß, der ein wahrer und vor Gott geltender oder Gott wohlgefälliger Glaube sey, als von dem, der durch die Liebe thätig ist, so sollen wir denn diese rechte Eigenschaft des selig machenden Glaubens stets an uns erfinden lassen, ja, darnach ringen, daß sie immer in grösserer Kraft und reicherem Maaß in uns erfunden werde. Da wird denn auch das Hertz Gottes sich immer weiter gegen uns eröfnen; denn wenn wir uns befleißigen, daß gleichwie er ist, also auch wir seyn mögen in dieser Welt, oder daß wir seine Nachfolger seyn in der Liebe, so werden wir auch seiner Gemeinschaft je mehr und mehr zu geniessen haben. O was wird euch das, Geliebte in dem Herrn, für eine Seligkeit seyn, hinfort als auf dem Schoosse Gottes, der die Liebe ist, zu sitzen, seiner Gnade und Huld stets zu geniessen, seines Gnaden-Einflusses immer reichlicher theilhaftig zu werden, und dergestalt in Liebe und Leid ein fröliches und vergnügtes, oder doch getröstetes und unverzagtes Hertz allezeit zu haben. Nun, das wolle der Herr aus Gnaden in euer aller Seelen wircken, darum wir auch zu Gott demüthiglich also beten. etc.

Agnes Franz,

eine Tochter des 1801 verstorbenen Regierungsrathes Franz zu Militsch in Schlesien, ward daselbst am 8. März 1795 geboren, erhielt durch ihre Mutter eine vortreffliche Bildung und lebte abwechselnd in Schlesien und Sachsen.

Sie gab heraus:

- Glycereon. Sammlung kleiner Erzählungen und Romane. Schweidnitz 1823.
- Gedichte. 2 Thle. Hirschberg 1826.
- Der Christbaum. Wesel 1826.
- Volkssagen. Leipzig 1830.
- Parabeln. Wesel 1829. 2. A. 1831.
- Einzelne Gedichte und Erzählungen in Zeitschriften, namentlich der Abendzeitung, in Almanachen u. s. w.

Eine gemüthvolle Dichterin, in deren zarten Leistungen das religiöse Element vorwaltet. Nicht immer glücklich in ihren poetischen Erfindungen, ist sie es dagegen stets da, wo sie den ganzen Reichthum ihrer reinen Frömmigkeit entfalten kann, weshalb denn auch ihre Schöpfungen auf diesem Gebiet, namentlich ihre Parabeln, als ihre gelungensten Leistungen zu betrachten sind.

Die Schwingen des Lebens.

Als die Schöpfung der Erde beendigt war und der Mensch, von der Dämmerung tiefen Schlummers umfangen, die Freuden des Daseins in seligen Träumen zum erstenmale begrüßte: da traten drei hohe Engel, so dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk seiner Allmacht zu schauen, — vor die Lagerstätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude.

Und als sie sich zu demselben herabbeugten, waren sie überrascht von der Schönheit und der vollendeten Gestalt des Erschaffnen, und sie sprachen zu einander: Wahrlich der Mensch steht den Engeln sehr nahe, wenn seine Seele der Reinheit und Hoheit seiner Züge entspricht!

Aber, begann der Eine, dessen Stirn ernster und höher strahlte, als die der Uebrigen: Ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohne der Erde versagt, siehe, ihm fehlt das Zeichen der Freiheit, das schimmernde Flügelpaar!

Trauernd sahen die Engel die Entdeckung des ernstern Bruders bestätigt, und sie flüsterten leis: Wollte der göttliche Meister hierdurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig sei des freien Aufschwungs und der seligen Freuden im Gebiete des Lichts? —

Da stieg aus dem nahen Gebüsch ein Adler empor und durchschnitt mit breiten Schwingen die Luft, und verschwand dann in der sonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn und begannen von Neuem: Siehe den Vogel des Gebirges! Ist er nicht freier und begünstigter denn der Herr der Erde? Und wird dieser dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die sonnigen Regionen? —

Laßt uns, rief einer der Engel, dessen Antlitz so mild wie der Himmel und schön wie die Morgenröthe leuchtete: Laßt uns vor Jehovah treten und für den Menschen bitten, daß er gleich uns das Geschenk der Freiheit erhalte und nicht an den Boden gefesselt sei, gleich den Thieren des Waldes und dem niedern Gewürm!

Ja, wir wollen zu dem göttlichen Meister, er wird uns erhören! rief der Dritte, das selige Auge erhebend, und dahin schwebten die Engel auf den Fittigen des Morgenlichts.

Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen, ruhte sein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgestalten, die also in liebender Sorge erglühten für den jungen, unmündigen Menschen. — Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner seliges Loos? sprach Jehovah: Aber noch liegt der Freiheit Glück außer den Grenzen seiner Kraft!

Ihn für dieses zu erziehen, sein Herz für eure Freuden zu bilden, ist die Aufgabe seines Daseins, und die Sehnsucht nach

diesem, ihm noch versagten Glück, das Band, welches ihn an die Geisterwelt knüpft. Aber wollet ihr, die ihr des Neuerschaffenen mit so sorgender Liebe gedenket, ihm, wenn seine Kraft ermattet, eure Fittige leihen, so sei es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab und werdet seine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorschmack künftiger Wonnen!

Und alsobald jauchzten die Engel voll hoher Freude und umschlangen sich inniger, und schwebten vereinigt zur Erde hinab, und traten vor des Schlummernden Lager. Freudenthränen im Auge, legten sie ihre Hände auf des Menschen Brust, wie zu einem stillen Gelübde. O du, der du jetzt noch in den Armen des Schlummers liegst, begann der jüngste der Engel: Gedenke, wenn du einst auf deinem Pfade manchem Ungemach, mancher Klippe begegnest, gedenke meines Wortes! Hebe deine Blicke getrost zu mir, und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittige der Hoffnung über die Dornen des Augenblicks und führen dich in lichtere Gefilde.

Und wenn einst die Last des Tages zu schwer deinen Nacken darniederbeugt, begann der Zweite mit mildem Antlitz: so komm zu mir, ich will deine Bürde erleichtern! der Liebe starke, muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchströmen, und unermüdlich wirst du das Gute schaffen und fördern und weit mehr vollbringen, als die schwache Hand des Sterblichen zu versprechen vermag.

Und wenn einst Stunden dir nahen, so begann der dritte Engel in leuchtender Hoheit: wo irdischer Schmerz oder selbst verschuldetes Unglück dich im Genusse des Friedens, des Glückes zu stören droht, wenn du dich von Banden eingeengt fühlest, die du nicht zu lösen vermagst, und tiefverirrt in den Labyrinthen des Lebens nach Hülfe und Rettung verlangst: dann nimm, o Sterblicher, getrost deine Zuflucht zu mir! des Glaubens heilige Fittige überwinden jede Erdengewalt und tragen dich aus Nacht und Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Brust. Mein Himmel soll in diesem Augenblick der Deine, meine selige Kraft die Deinige sein, und du wirst geläutert und beruhigt heimkehren zu dem Busen der mütterlichen Erde.

Also sprachen die Engel und reichten sich die Hände zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten und weihte sie zu den Schutzgeistern der Menschen.

Der Lorbeerkranz.

Odacis, ein tapfrer Krieger des großen Alexanders, kam einst bei einer armseligen Hütte vorbei, aus der ihm das Stöhnen eines Kranken entgegentönte.

Er warf einen Blick durch die offenstehende Thür; eine bleiche Gestalt ruhte auf einem dürftigen Lager, zu dessen Füßen ein Lorbeerbaum stand; als er näher trat, gewahrte er bekannte Züge. Es war Elpinor, ein Freund seiner Jugend, den er seit langen Jahren nicht gesehen hatte.

Ihn ebenfalls erkennend, reichte dieser ihm die matte Hand entgegen.

Odacis! begann er leise, dich segneten die Götter mit Ehre und Ruhm! Nun ist es erfüllt, was wir einst in den Jahren glücklicher Jugend geträumt: Wir sehen als Helden uns wieder!

Als Helden? erwiederte Odacis, ihn staunend betrachtend: Welchen Feind hasst du besiegen, und welchen Kampf hast du bestanden?

Elpinor entgegnete: Mein Kampf war ein langes Siechthum, mein Feind die Verzweiflung! Schon wollte ich des unnützen Lebens Faden zerreißen, denn ich sah euch kämpfen und siegen mit ihm dem großen Ueberwinder, und mußte zurückbleiben, gehalten von den Fesseln der Krankheit. Da träumte mir einst von einem freundlichen Engel, der legte mir einen Lorbeerkranz aufs Haupt und des Engels Name war Geduld. Da fühlte ich mein Unrecht und meine Feigheit, das schwere Leben nicht länger tragen zu wollen, und der Kranz wurde von nun an mein Verlangen. Darum ließ ich mir jenen Lorbeerbaum vor mein Lager stellen, damit der Gedanke des Sieges die Schmerzen des Kampfes erleichtre und es war mir, als vergäße ich so leichter mein trauriges Loos.

Du glaubst also, daß wir gleiche Kränze verdienen? sprach Odacis, und ein spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht.

Der Unglückliche, erwiederte Elpinor: der mit unverdienten, körperlichen Leiden zu kämpfen hat, und nicht verzagt, ist ein Held und steht so hoch wie jener, der Alexanders Schlachten schlug. Dort ist der Tod ein schnellzuckender Blitz, hier ein langsamverzehrender Sonnenstich, dort wird dem Sieger Ehre und Ruhm — hier Armuth und gänzliches Vergessen. — Ach, Odacis! der Kampf mit körperlichen Leiden ist lang und ermattend, gönne darum Elpinor'n den Kranz!

Da gereute Odacis seine Frage, und er erkannte der Rede Wahrheit und er eilte zu seinem Gezelt und brachte den Lorbeerkranz, den er bei dem Siegeseinzug in Babylon empfangen hatte, und legte ihn auf des Sterbenden Haupt.

Der Seidenwurm.

Ermüdet von der Last des Tages kehrte Enos von dem Felde zurück. Röthlich war sein Antlitz gebrannt von den Gluthen der Sonne, und seine Stirn trug tiefe Furchen des Kummers.

Schweigend trat er in die Hüttenthür. Da saß noch Naema sein Weib und webte, und vor ihr lagen drei Gewande von weichen Fellen, die hatte sie gefertiget für ihre drei Söhne, und das alles in bescheidener Stille, daß keiner gewahr wurde die Mühe ihrer Hände; denn ihr Fleiß war ohne Gepränge und anspruchlos wie ihr sanftes Gemüth.

Da aber Enos die drei Gewande erblickte und das mühsame Gewebe, an dem ihre unverdrossene Hand noch fortarbeitete, obgleich die Sonne schon untergegangen war, da kam eine tiefe Rührung über sein Herz, und er eilte hinaus vor die Thür, und vergoß Thränen bittren Grames, denn er dachte in seinem Herzen an die sorgenlose Freiheit der Erstgeschaffenen, an die Zeit des unendlichen Segens.

Und er trauerte um das verlorne Paradies, und sprach in düstrer Wehmuth:

Weh uns! daß die Frucht des Verderbens, von der Eltern Schuld erzeugt, fortwuchern soll von Geschlecht zu Geschlecht! und daß das Strafwort Gottes: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen! sich auch an den Frömmsten erfüllen soll!

Da trat Naema aus der Hütte und nahte sich ihm, denn sie hatte den Unmuth auf seiner Stirn gelesen und seine Worte gehört. Ihr Antlitz aber war sanft und freundlich, und sie sprach zu ihm:

Wie kann dich des Herrn Wille doch also betrüben? Ist der Mensch nicht vor allen lebendigen Geschöpfen an Freuden gesegnet durch das Licht seines Geistes? Was willst du dich grämen und mit der weisen Einrichtung Gottes hadern?

Aber Enos sprach: Naema, ich weiß, daß du mit sanfter Rede mir stets deinen Kummer verhüllest! Aber ich kenne die Last, die dich drücket gleich mir! Siehe, das Thier im Walde ist glücklicher denn wir, denn es darf sich nicht kümmern um den folgenden Tag und lebt sorglos und fröhlich seine Stunden dahin! Aber auf uns ruht der Fluch der Sünde, darum ist unser Leben mit der Last drückender Arbeit beschwert und einer Sorge verfallen!

Aber Naema antwortete und sprach: Nenne die Arbeit keine Last, Geliebter! — Sie sei uns die Würze des Lebens! Süß schmeckt das friedliche Mahl von den Früchten, die wir uns mühsam erzogen, süßer denn die goldnen Aepfel des Paradieses!

So sprach Naema; aber Enos blieb ernst bei den Worten des milden Weibes und setzte sich schweigend unter die Palmen vor der Thür, wo Naema mit geschäftiger Hand das Mahl des Abends bereitete.

Da kamen Enos Söhne zurück von der Flur, und ihr Antlitz war fröhlich wie der Morgen, und ihr Auge glänzte voll jugendlichen Lebens.

Und sie traten zu den Eltern und begannen mit hastiger Rede einstimmig von einem Wunder zu erzählen, das sie gesehn, und ihre Worte waren verworren, denn sie sprachen alle zugleich.

Und Naema gebot den Jüngern zu schweigen, und sprach zu Hamet dem Aeltesten: Rede, mein Sohn!

Und Hamet begann: Du weißt, o Mutter! daß wir uns eine kleine Hütte gebaut haben in dem Schatten des Maulbeerbaumes, denn wir lieben den Platz wegen seiner Kühle und der süßen Frucht. Dort haben wir ein seltsames Thier gefunden, das von dem Laube des Baumes lebt und klein und gering ist, gleich andern Gewürmen, aber von großer Geschicklichkeit. Vor einigen Tagen begann es seine mühsame Arbeit und ruhte nicht, bis das feine Gespinnst, was wir dir bringen, vollendet war. Siehe, o Mutter, die glänzenden Fäden! Willst du, daß wir die übrigen sammeln und sie bewahren zu Fest-Gewändern?

So sprach der Knabe, aber Naema trat mit dem Seidengewebe zu Enos, und sprach: Siehe, auch dies geringe Geschöpf gehorcht willig dem Gesetz der Natur für Andre zu sorgen und nützlich zu sein! Mit welchem Fleiß hat es sein kurzes Dasein gesegnet! Sieh, diese Fülle von glänzenden Fäden, die ein so kleines Thier gesponnen!

Und zu den Söhnen sprach sie: Gehet hin und sammelt des köstlichen Gespinnstes so viel ihr finden möget, und tragt es herbei.

Bringt den seltnen Wurm auch mit euch, der das Schicksal des Menschen theilt! rief Enos — und die Knaben eilten fröhlich den Hügel hinab.

Sicher, fuhr er jetzt fort: ist dieses Wesen erschaffen, um uns ein treues Bild unsers Elends zu sein!

Die Nothwendigkeit ist ihm vielleicht auch Lehrerin gewesen und der Tod wird der Lohn sein des mühsamen Tagewerks!

Immer so finster, o Enos! erwiederte Naema: Kann nicht derselbe heilige Trieb das Würmchen beseelen, der den Menschen zu Thaten der Liebe leitet? Siehe, es ist ja so schön für Andre zu sorgen und einst der Nachwelt noch die Frucht seines Fleißes zu hinterlassen, daß es ja keines andern Lohnes bedarf, als der inneren Zufriedenheit, die aus dem Herzen hervorgeht!

Da kamen die Söhne zurück, und sie brachten in einem Körbchen noch viele der zarten Gespinnste und auch der Seidenwürmer einige, und sie legten beides vor dem Vater hin.

Schweigend betrachtete Enos die seltsamen Thiere, von denen einige schon halb eingepuppt waren, und sprach:

Siehe, mich hat meine Vermuthung nicht betrogen! sie spinnen sich selbst das Grab!

Da lächelte Hamet und sprach: erst wähnten wir auch, mein Vater! aber nun sind wir eines andern belehrt! Siehe, das Würmchen muß erst seine Bestimmung erfüllen, ehe es sich seines Lohnes erfreuen darf! Darum arbeitet es unverdrossen, und ruhet nicht weder Tag noch Nacht, so daß wir meinen, es baue sein Grab. — Lange lag es ermattet und tief verborgen in seinem dichten Gewebe — doch als wir dachten, es sei nun in Staub zerfallen, siehe, da geschah ein glänzendes Wunder! denn ein leichter Schmetterling brach durch den Kerker des Würmchens hervor, der schwebte in fröhlichem Fluge über die Blumen dahin!

Und das glänzende Gewebe blieb uns zurück! rief der Zweite.

Damit wir seiner stets dankbar gedenken können! setzte fröhlich der Dritte hinzu.

Da erheiterte sich Enos Gesicht und er sprach zu Naema: Dürfen wir dieses seltsame Wunder uns deuten als eine selige Verheißung der Gottheit?

Und Naema erwiederte: Glaube was dich tröstet, du Lieber! In meinem Herzen war stets die Ueberzeugung, daß das innere Leben (die Freudigkeit der Seele) nur immer schöner seine Schwingen entfaltet, je mehr das Aeußere dem Dienste der Menschheit geweiht ist.

Das Meer.

Auf einem Felsen am Meer saß Amynt mit seinem Sohne, dem zarten Hilkar. Lange schon hatte sich der Knabe nach diesem Augenblicke gesehnt, denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieses Anblicks.

Oft hatte er gebeten: O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabnen Natur, die sich dort offenbart in dem unermeßlichen Wasserreiche!

Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauspiel erst gewähren, wenn sein Geist fähiger sein würde, die Wunder der Schöpfung zu fassen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabensten Tempel seiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen stiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach sich schäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe schwindelnd hinab sah in das schrankenlose Reich.

Lange stand er und starrte in die Ferne, dann klammerte er sich fester an den Vater und rief: O halte mich, Vater! mir wird so seltsam zu Sinn bei diesem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth!

Ich habe mir das Meer als ein Bild ruhiger Größe gedacht, aber dieser rastlose Kampf widerspricht demselben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei seinem Anblick und ich schaue geängstet und beklommen in die empörte Tiefe hinab.

Du siehst das Meer vom Sturme bewegt, entgegnete der Vater. Keiner vermag in diesem Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm sonst eigen ist. Es gleicht dem Menschen, den Gott zu seinem Ebenbilde erschuf, den aber der Kampf wilder Leidenschaften weit von seinem erhabnen Vorbild entfernte.

Betrachte dies Wogengewühl, wie es sich unruhig emporhebt und eine Welle die andre überragen und darniederschlagen will. Sie möchten Alle den Himmel erstürmen, dessen Bild längst aus der unruhigen Fluth entschwand.

So langt der Mensch, von leidenschaftlicher Begier entstellt und verblendet, vergebens nach den Sonnenhöhen des Friedens, des dauernden Glückes. Mit ungestümer Hand will er zu sich herabziehn, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schoos fällt. Aber fern und ferner schwindet ihm das ersehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, so war es nur Dunst und Wolkenschatten gleich diesem, in dessen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht.

Aber des Friedens seliges Bild, erwiederte Hilkar, darf es sich nimmer der Sehnsucht kund geben?

Möge die Natur, o mein Sohn, dir selbst diese Frage beantworten! sprach der Vater, und verwies den forschenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe hinab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender denn das erste, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten standen.

Aber am Morgen, wo die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Saphir war, da weckte der Vater den schlummernden Knaben und zog ihn rasch mit sich fort, und führte ihn auf die schimmernde Felshöhe.

Schon hatte sich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbett gehoben, schon tanzte ihr zitterndes Licht in tausend Schwingungen auf dem Meeresspiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens.

Sanft hoben sich die Wellen wie die Pulsschläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derselben ruhte des Himmels Bild und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu einem Reiche, denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in Eins verschmolzen durch den Wiederschein des ewigen Lichtes.

Aber der Knabe warf sich nieder in unaussprechlicher Rührung und faltete die Hände und sprach: Ja, nun habe ich das Herrlichste gesehen, was die Erde gibt, das erhabne Bild der seligsten Ruhe.

So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn, sprach der Vater, es ist das Bild des in sich zufriednen Gemüthes! Wie der Himmel sich nur auf der ruhigen Fläche wiederspiegelt, so wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungestümen Wünschen und Forderungen, so wird der Himmel darinnen wohnen, und deine irdische Welt schon hier Eines sein mit dem lichthellen Jenseits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwischen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über beide ein Lichtschleier geworfen ist, dem himmlischen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.

Des Knaben Traum.

Der schwüle Tag war heimgegangen und mit ihm sein buntes regsames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es still und stiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor sich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: Wohin soll ich mich wenden, ich armer verwaister Knabe! Bin ich denn so ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann, das sich meiner annehme, und kein Auge, das freundlich und sorgend auf mich blicke?

Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab gesunken, dann dürfte ich nicht mehr so einsam wandern den ganzen langen Tag, und von Thür zu Thür irren wegen der spärlichen Brosamen. — Ach, ich bin doch ein sehr verlassenes Kind! keiner wird fortan meiner sorgend gedenken!

Hierauf setzte er sich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder, denn seine Füße waren wund von dem heißen Sand, und sein mattes Haupt sank erschöpft auf einen moosigen Stein, der ihm zur Seite lag.

Da ward ihm auf einmal recht seltsam zu Sinn. Die dämmernde Flur schien sich um ihn her in immer engern Kreise zusammen zu ziehen, und er sah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel; dabei zogen unendlich liebe Bilder an ihm vorüber und ihm wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichem Arm, ein stilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe.

Leis flüsterte es im Gebüsche und es wehte wie leichter Flügelschlag um die nahen Blumen. Da legte sich eine weiche Hand auf seine Augen und ihm ward, als hebe sich ein Schleier nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag, tausend helle leuchtende Gestalten zogen durch die Wolken und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beschwingt und regten sich in holder Geschäftigkeit. Aus dem strahlenden Himmelthor schritt es wie ein leuchtender Triumphzug, aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, sahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuschauen, die streuten Rosen um den Himmel und schöpften aus der Wolken duftigem Bronnen den stärkenden Thau und träufelten ihn herab auf die Fluren.

Und wie tausend Hände sich bewegten den Himmel zu schmücken, so begann das geschäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie sah vertrauend zu ihrem Schutzgeist empor, der seine Hand über ihre zarten

Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Rose erblühte unter freundlichem Schutz.

Selbst das allerkleinste Blümchen stand unter liebender wartender Hand, das Veilchen bekam seinen Thautropfen und die Erdbeere wurde mit Ambrosia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch, hier durfte es sich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe sahe nun auch nahe bei sich im Gebüsch einen Engel, der trat leise zu den schlummernden Vöglein und streute Futter in ihre Nester, ging dann geschäftig zu dem zarten Schmetterling, der seine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn sorgsam auf ein weiches Rosenblatt, wo stärkender Thau ihn erquickte. —

Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor und hob sich behutsam von einer Knospe zur andern.

Ueberall waltete und webte die sorglichste Liebe und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob seinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten seine Augen einem unbeschreiblichen milden Angesicht, das sich über ihn hinneigte und lächelnd sprach:

Wie konntest du dich verlassen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin und als dein schützender Engel von Anbeginn über dich gewacht habe? Steht nicht alles unter dem Schutz der Liebe? wie kannst du doch klagen und weinen, als wärest du allein verlassen? Siehe doch die Lilien auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer sorgt denn für sie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie sollte denn der Mensch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ozean, was da lebt und webt ist gezählt und aufgeschrieben in das Buch des Lebens! — Lege darum dein Haupt vertrauend an meine Brust! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!

Ich glaube an dich, o du holder freundlicher Engel! rief der Knabe und hob seine Arme zu dem himmlischen Freund empor; — aber da fiel der Schleier wieder über seine Augen immer dichter und dichter, und er sah nicht mehr die schönen Gestalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder, aber in sein Herz war ein schöner Glaube gekommen, der stand wie ein sanfter Mond über seine Nacht, daß ihn nicht graute vor der finstern Verschleierung.

Schon war die Sonne emporgestiegen, da erwachte der Knabe aus seinem wonnigen Schlummer, langsam hob er den Blick dem jungen Licht entgegen; es war nicht die schöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte, vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu sehen, aber statt dessen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm stand und ihn schweigend betrachtete. —

Willst du mit mir gehn? frug er ihn mit milden Blicken.

Vater! rief der Knabe unwillkührlich, und breitete ihm die Arme entgegen.

Ja ich will dein Vater sein, wenn du verlassen bist! entgegnete freundlich der Alte, — folge mir zu meiner Hütte! —

Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand und schritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewigwaltende Liebe schlug feste Wurzel in seiner Seele, daß er stark wurde an freudiger Hoffnung und jeder bange Zweifel sich löste in tiefes inniges Gottvertrauen.

Der Charfreitag.

Die Kirchenglocken verhallten allmälig, die fromme Schaar wallte aus dem Gotteshause, und ein tiefes ernstes Schweigen verkündete die Feier des Charfreitag-Abends.

Düster und schwer hing der umwölkte Himmel über die Erde, und die Pulse der kaum erwachten Natur schienen von neuem zu stocken in Furcht und banger Erwartung.

Aengstlich trat die besorgte Pfarrfrau auf den luftigen Altan des Hauses, um nach dem emporziehenden Wetter zu sehen, da gewahrte sie Minona, die zartaufblühende Tochter, die stand auf dem Altan und blickte in die Ferne hinaus, und ihre Augen waren voll Thränen.

Was betrübt dich also, du Liebe? sprach die freundliche Mutter und faßte die Hand des traurenden Mägdleins.

Aber Minona sprach: laß mich nur weinen, Geliebte! daß meine Thränen die Erde benetzen, die einst das unschuldige Blut der heiligsten Liebe trank!

Siehe, ich habe der Zeit nachgedacht, wo die Gottheit wandelte auf Erden in menschlicher Gestalt, jener Zeit des unendlichen Segens, wo das Ewige sich kund gab dem irdischen Blick. — Tief anbetend versank da mein Geist in die Größe des Opfers, dessen Gedächtniß wir heut erneuern in der Erinnerung der göttlichen That, die kein menschlicher Verstand zu ergründen und auszudenken vermag, — und ich weinte selige Thränen!

Die Mutter drückte schweigend ihr Kind ans Herz, und Minona fuhr fort: Laß uns, liebe Mutter, noch länger hier verweilen! Mein Geist ist voll Wehmuth und Sehnsucht und hier oben ist es, als wäre ich dem Himmel näher, wo der Göttliche wohnt, der uns so unendlich geliebt hat!

Und sie setzten sich nebeneinander und sahen schweigend in die Gegend hinaus. Dichter und dichter ballten sich die Wolken zusammen und eine schwüle Gewitterluft bewegte die Spitzen der blattlosen Bäume.

Welch düstre Stille! begann Minona: So mag der Himmel getrauert haben, als sie den Unschuldigen hinausführten auf die Höhen von Golgatha.

Immer schwärzer ward der Horizont; endlich zerriß die finstere Wolkennacht, Flammen sprühten und der Donner rollte in ernster Majestät durch die Gewölbe des Himmels.

Von heiligem Schauer ergriffen, verbarg Minona ihr Antlitz. Der Heilige stirbt! seufzte sie, die berstenden Himmel verkünden die Stunde des Todes!

Furchtbarer wurden die Donnerschläge, rastlos tobte der Kampf am Firmament. Endlich brach der Wolken nächtlicher Schoos, große Tropfen fielen zur Erde, und es löste sich der Zorn des Himmels, und die Donner verstummten.

Friedlich hallte das Läuten der Abendglocken in den säuselnden Regen, wie ein Wort himmlischen Trostes in die Thränen der Pein.

Es ist vollbracht! sprach Minona, und ihr Antlitz erhob sich betend zum Himmel. Da zertheilte sich das Gewölk und die Sonne trat siegend hinter den Wolken hervor, und um die Erde wehte ein süßer Duft, gleich dem Oden des Frühlings.

Siehst du das himmlische Licht? sprach die Mutter: die Macht des Wetters ist vorüber, und der holde Frühling der Erde geboren!

Die Wahrheit steigt triumphirend aus der Nacht des Grabes auf ihren strahlenden Thron! rief begeistert Minona: Gewonnen ist uns ihr himmlisches Reich!

Amen! sprach der Pfarrherr, der leise hinzugetreten war; und sie reichten sich einander die Hände, und es war ihnen so wohl und selig im Herzen, als vernähmen sie den Gruß des Erlösers: Friede sei mit Euch!

Heinrich von Frauenberg s. Minnesinger.

Heinrich Frauenlob s. Minnesinger.

Ferdinand Freiligrath,

einer der vielversprechendsten unter den jüngeren lyrischen Dichtern Deutschlands, ward am 17. Juni 1810 in Detmold geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Verhältnisse zwangen ihn den Studien zu entsagen und sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Nachdem er seine Lehrjahre in

Soest vollendet, fand er eine Anstellung im Comtoir eines angesehenen Banquiers zu Amsterdam, verweilte hier bis zum Juni 1836 und kehrte dann in sein Vaterland zurück.

Er gab heraus:

- V. Hugo's Oden im Versmaße des Originals übersetzt. Frankfurt 1836.
- V. Hugo's Dämmerungsgesänge. Frankfurt 1837.
- Außerdem Beiträge zu verschiedenen Taschenbüchern, zum Morgenblatt, Phönix u. s. w. u. s. w.

Ein tief fühlendes Gemüth, eine eben so reiche als kühne und gewaltige Phantasie und eine angeborene, aber seltene und mächtige Herrschaft über die Sprache, verbunden mit dem Zauber des anmuthigsten Wohllautes, haben diesem jungen Dichter, obwohl er verhältnißmäßig erst Weniges bekannt gemacht, bereits einen hohen Rang erworben und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, deren Erfüllung ein freundliches Geschick gütig unterstützen möge.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath.*)

Afrikanische Huldigung.

Ich lege meine Stirn auf deines Thrones Stufen;
Ich führe dieses Heer von hunderttausend Hufen,
Ich führe diesen Raub und diesen Sclaventroß,
Ich führe diese Schaar von Ringern und von Schützen,
Die mit dem Dolch gewandt den Bauch der Feinde schlitzen,
Zurück, o König, vor dein Schloß!

Gewonnen ist die Schlacht! Wir waren gute Schlächter!
Der Feinde König fiel, ein schlanker, wilder Fechter;
Sein langer Hals war nackt, mein Säbel schnell und scharf.
Im Sande liegt sein Rumpf, der Tigerin zum Mahle.
Erlaube, daß ich dir auf dieser goldnen Schale
Sein triefend Haupt verehren darf.

Es trieft von Oele nicht, von Narden und von Salben:
Es trieft von rothem Blut, Gebieter, deinethalben;
Doch dir zum Salböl wird dies dunkle Dschaggasblut.
Ich salbe dich zum Herrn des Reiches, das ich raubte;
Die volle Schale leer' ich über deinem Haupte
Auf deiner goldnen Krone Glut.

Und jene, die gezackt und blank mit gelbem Scheine
Dies todte Haupt bekränzt, jetzt schmücke sie das deine!
Heil, daß ich ihren Glanz auf deiner Stirne seh'! —
Führt die Gefangnen vor; schwingt die gewicht'gen Keulen,
Und durch Trompetenschall und der Erschlagnen Heulen
Jauchzt: Heil dir, Fürst von Dahomeh!

Geisterschau.

Gleichwie an des Ades Thor
Wagend sich Odysseus setzte,
Die Gestorbenen beschwor,
Und mit Widderblut sie letzte;

Daß für das ersehnte Naß
Jeder seinen Spruch ihm gebe,
Daß zumal Teiresias
Ihm der Zukunft Schleier hebe:

So auch oft an dem Gestad
Meines Erebos, des Meeres,
Sitz' ich, der Laertiad'
Eines luft'gen Todtenheeres.

Aber nicht durch Blut und Wein,
Ird'schen Stoff, bin ich ihr Meister;
Kraft des Willens sind sie mein:
Nur der Geist beschwört die Geister!

Aus des Geistes Tiefen quillt,
Was das Aug' als Geister schauet;
Aus mir selber, kühn und wild,
Steigt empor, davor mir grauet.

Siehe, roth vom eignen Blut,
Kommen sie herangezogen,
Seelen derer, so die Fluth
In das Todtenreich gezogen;

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das goldne Scepter spülte;
Mädchen, denen sie entbrannt
In den todten Reizen wühlte;

Schiffer, denen hundert Jahr
Wellen schon den Schädel netzen —
Wende dich, du düstre Schaar,
Denn es fasset mich Entsetzen!

Weh'! was hab' ich euch gestört,
Schlummrer auf dem Grund der Meere!
Weh'! wo ist der Griechen Schwert,
Daß ich eurem Zürnen wehre!

Der Schwertfeger von Damaskus.

Ein hoher Gast trat heut in meine niedre Schmiede:
Der Fürst der Gläubigen, der tapfre Abasside!
In mein Gewölbe schritt der bärtige Kalif.
Sein glänzendes Gefolg sah man mein Haus umringen,
Er aber wählte sich die schärfste meiner Klingen
Mit diamantbesetztem Griff.

Die Waffe ließ er sich an seinen Gürtel binden,
Und sprengte sausend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenschirm des Markts, entlang mit seiner Schaar,
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter Ferse saß in den beschäumten Weichen,
Und Staunen faßte den Bazar.

Ich kreuzte demuthsvoll auf meiner Brust die Arme,
Und sah, vor meiner Thür, dem kriegerischen Schwarme
Bis an die Pforte nach, die gen Aleppo führt.
„O mächtiger Prophet, beschütze deinen Enkel,
Und gib, daß lange noch die Stärke seiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert!

Und du, mein krummer Stahl, leb' wohl! Aus meiner dunkeln
Werkstatt ziehst du hinaus! In Schlachten wirst du funkeln!
Bald klirrst du, wo dein Blitz ein Volk von Reitern lenkt!
Da schwärmen durch den Sand spießwerfende Geschwader,
Den wilden Rossen schwillt vor Kampflust jede Ader,
Und alle Zügel sind verhängt.

Da siehst du, zahllos wie der Sand, auf den sie treten,
Des Feindes Heere nah'n den Kindern des Propheten. —
Durch unsre Reihen fliegt anordnend der Vezier.
Noch wartet der Kalif. — Da schmettern die Fanfaren,
Und seine Linke läßt den Zaum des Hengstes fahren,
Und seine Rechte fährt nach dir.

Dann schwelgst in Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfaust, und dampfst, und züngelst aus den Falten
Des Aermels, der die Hand des Mächtigen bedeckt.
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandstrecken Soristans, aus eines Schakals Rachen
Die blutgetränkte Zunge leckt.

Dann zuckst du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter seinem Stamme
Von Genien und Fee'n erzählt am rothen Meer.
Und diese Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Ostens Macht verkündet —
Aus meiner Esse stammt sie her!

Der Scheik am Sinai im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vor's Zelt hinaus sammt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber seh'n! — Heut' kam die Karavane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vor's Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„„Auf Algier's Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

*) Aus Zeitschriften und Taschenbüchern.

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Colonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern flieh'n die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilee! Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerriss'nen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — Feu! — En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Crouppen;
Ihr Auge schweifft umher; aus grünen Myrtengruppen
Schaun dünn und schlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Gesegnet ist das Land des Bey's von Tittern.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — so grüßen sie!""

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenschlacht! o Tag des Ruhm's, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furth. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? sahst du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisenthür.
Doch ihres Sultans Haupt siehst du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir."

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht.

Meerfabel.

Ebbetrocken auf dem Strande
Lag die unbeholfne Kof;
Schwärzlich hing am Mast das Zugnetz,
Das vom letzten Fange troff.

Tastend prüfte seine Maschen
Ein barfüßiger Gesell;
Fische dorrten in der Sonne
An dem hölzernen Gestell.

Heiß und durstig sah die Düne
Auf das Meer, ein Tantalus;
Wie ein großer Silberhalbmond
Blitzte der Oceanus.

Jede Welle grau und salzig,
Die sich an dem Ufer brach,
Wie zum Gruße mit dem Haupte
Nickte brandend sie, und sprach:

„Am Gestade rausch' ich gerne,
Lecke gern den harten Sand,
Bunte Muscheln, Meeressterne
Schleud're gern ich an das Land.

Gerne seh' ich Heid' und Ginster
Wuchern um die Dünen her.
Hier vergess' ich, wie so finster
Draußen ist das hohe Meer,

Das die kalten Stürme peitschen;
Wo der Normann Fische fängt,
Wo das Eismeer mit des deutschen
Meers Gewässern sich vermengt,

Keine Tonn' und keine Bake
Schwimmt und flammt dort auf der See,
Und allnächtlich steigt der Krake
Aus den Tiefen in die Höh'.

Eine Insel, blank von Schuppen,
Rudert dort das Ungethüm,
Aengstlich flüchten die Schaluppen,
Und der Fischer greift zum Riem.

Aehnlich einer dunkeln, schwarzen
Fläche liegt er kampfbereit.
Und sein Rücken ist mit Warzen,
Wie mit Hügeln, überstreut.

Ruhig schwimmt er — doch nicht lange —
Auf dem Haupte grünes Moos.
Zischend zuckt die Meeresschlange,
Die gewalt'ge, auf ihn los.

Wenn sie blutend sich umklaftern,
Wenn die rothen Kämme wehn,
Kann man keinen fabelhaftern
Anblick auf dem Meere sehn —

Einsam, schauerlich und finster
Ist das ferne hohe Meer!
Gerne seh' ich Heid' und Ginster
Wuchern um die Dünen her."

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde steh'n im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hängen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das Oestreich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder;
Von den Tschackos weht die Feder;
Leut'nant würfelt und Kornet.

Neben seinem müden Schecken,
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel! laßt die Karten!
„Kaiserliche Feldstandarten
„Wird ein Reiterlied erfreun!

„Vor acht Tagen die Affaire
„Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere,
„In gehör'gen Reim gebracht;
„Selber auch gesetzt die Noten;
„D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
„Merket auf und gebet Acht!"

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Der ausgewanderte Dichter.

(Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus.)

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde, weh', bin ich geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren-
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülte,
Daß sie nicht gleich sei dieser Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze;
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

Mit ries'gem Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den schnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickigt ragt's gleich Renngeweihen;
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle;
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen;
Der Alligator ist an's Land geschwommen,
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

Die Fische springen, und die Vögel schlagen;
Die Knospen bersten, und die Kräuter schießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüsternd mir zu Füßen.

Die Hirsche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne schütteln ihre Kämme.
Mit ihrem Hofstaat durch die Büsche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenstämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Frisch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weisel will ich schweifen,
Umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben.

O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — Dennoch, als sie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in süßen, stillen Träumen,
Von meiner Heimath und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen.
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben.

Der Todten und der Lebenden Gestalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du schliefst wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir sind den Bisons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg sind sie geschwommen.“

Die Indianer sitzen um die Flamme,
Und schüren düster sie, schweigsame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteste vom Stamme —
Spricht zu den Andern also einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald säumet die Savannah!
Mit einem Weißen, diesem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern seiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er sich geschlagen.
In unsern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm sein? — mit seinen Jagdgeräthen
Stand oft er sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sah'n ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets, zu hören sie, verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich dem Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Und um sich schaut' er, war er nun zu Ende,
Und sah erst jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er stumm sein Antlitz in die Hände,
Und ist zum Wigwam still zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: Krieger! o, nach Morgen laßt mich schauen!“

Johann Freinsheim

ward am 16. November 1608 in Ulm geboren, zeichnete sich schon früh durch glückliche Fähigkeiten aus und bezog bereits im vierzehnten Jahre seines Alters die Universität Marburg, um die Rechte zu studiren. Er vertauschte dieselbe später mit Gießen, dann mit Straßburg, sich neben der Jurisprudenz zugleich eifrig mit philosophischen und

philologischen Forschungen beschäftigend. Auf einer Reise nach Frankreich erwarb er sich die Gunst des französischen Ministers Marescot und erhielt in Folge derselben eine Anstellung als königlicher Archivsecretair zu Metz. Nachdem er nach Straßburg zurückgekehrt war und sich hier mit einer Tochter seines Lehrers und Freundes Bernegger vermählt hatte, zog eine von ihm verfaßte lateinische Lobrede auf den König von Schweden, Gustav Adolph, die Aufmerksamkeit des schwedischen Hofes an und veranlaßte 1642 seine Berufung als Professor der Politik und Beredtsamkeit nach Upsala. Im Jahre 1647 ernannte ihn die Königin Christine zum Bibliothekar und Historiographen in Stockholm. Seine wankende Gesundheit zwang ihn jedoch nach Deutschland zurückzukehren; er trat nun in pfälzische Dienste und starb am 30. October 1660 als Kurfürstlicher Rath und Professor der Philosophie zu Heidelberg.

In deutscher Sprache erschien nur von ihm:

Deutscher Tugendspiegel, oder Gesang von dem Stamm und Thaten des neuen Herkules. Straßburg 1639. Folio. (Ein Lobgedicht auf den Herzog Bernhard von Weimar.)

So gelehrt und geistreich auch Freinsheim sich in seinen lateinischen Schriften zeigt, so mislungen erscheint dieses deutsche Epos aus seiner Feder, da es ihm durchaus an poetischer Kraft fehlte und er demzufolge hier nur eine künstlich zusammengesetzte, wässerige Reimerei in Alexandrinern lieferte, die sehr schnell der Vergessenheit heimfiel.

Wilhelm Nikolaus Freudentheil

ward am 5. Juni 1771 in Stade geboren, studirte Theologie und Philologie und erhielt dann ein Lehramt bei dem Gymnasium in Celle, das er 1797 mit dem Conrectorat an der Schule seiner Vaterstadt vertauschte. — Später ward er als Prediger nach Hamburg berufen, wo er seit einer Reihe von Jahren höchst segensreich wirkt.

Er gab heraus:

Gedichte. Hannover 1803. — N. A. Hamburg 1831.
Siona, Darstellungen das alte Testament betreffend. Hamburg 1809. 3 A. 1820.
Eustach von St. Pierre oder Triumph der Bürgertreue. Dramatisches Gedicht. Oldenburg 1811.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften und Taschenbüchern u. s. w.

Ein tief empfindender phantasiereicher Dichter, der sich vorzüglich an Schiller heraufbildete, mit warmem Gefühl seltene Correctheit verbindet und namentlich in geistlichen Dichtungen, besonders in der Cantate und dem Oratorium, Ausgezeichnetes leistete.

Gedichte von Freudentheil.

Der Sargmacher.

Ebne, Hobel, leicht und glatt,
Daß die letzte Ruhestatt
Eines Menschen werde!
Greis und Säugling, Knecht und Graf
Finden eingesargt den Schlaf
In des Kirchhofs Erde.

Müden, die mit Noth und Harm
Lange kämpften, baut mein Arm
Gern das Bett der Ruhe.
Ist zu klein dir dein Palast?
Stolzer Mann! dein Sarg umfaßt
Bald nicht viele Schuhe.

Wähnt den Tod, ihr Reichen, fern!
Ewig bleibt ihr nicht die Herrn
Eurer vollen Seckel.
Bald besucht er euer Bett.
Horcht! Schon fällt ein Eichenbret
Zu des Sarges Deckel.

Für ein Hochzeitslager schwang
Ich, bei froher Lieder Klang,
Hobel, Axt und Hammer.
Doch nach kurzen Monden barg
Mann und Weib des Meisters Sarg
In der Trauerkammer.

Ebne, Hobel, leicht und glatt,
Daß die letzte Ruhestatt
Eines Menschen werde!
Bald auch ruht der Meister aus.
Schon vollendet ist sein Haus
Für des Kirchhofs Erde.

Einigkeit.

Sei einig mit dir! Die Erd' ist schön,
Ein hoher Gesang auf den Meister.
Die Zwietracht nur schafft Mißgetön
In heiligen Chören der Geister.
Ein Herz, noch mit sich selbst entzweit,
Verdient die feindliche, stürmische Zeit.

Sei einig mit dir! Gedanke, Wort
Und That sei im freundlichen Bunde!
Auf edler Bahn zieh männlich fort,
Kein Spiel der verwandelnden Stunde,
Kein Bettler in Fortunens Reich,
Auf Stroh und seidenem Polster dir gleich!

Sei einig mit dir! Was schön und wahr
Und gut ist, verkläre dein Leben!
Dir ward ein hohes Himmelspaar
Zu Reisegenossen gegeben;
Vernunft und Glaube. — Menschenhand
Zerreiße nimmer das göttliche Band!

Sei einig mit dir! Ein Minos ist
In deinem Gemüth dir beschieden.
Wer ihn zu schänden sich vermißt,
Mag Kronen erringen, nicht Frieden.
„Du lebtest!“ rufe vor der Ruh
Des Schlummers stets dir dein Richter zu!

Dann mag der Vesuv, des Weltmeers Fluth
Befeinden die friedlichen Hütten,
Und feindlicher der Menschen Wuth
Die Länder, die Herzen zerrütten!
Du stehst, auf Trümmern einer Welt
Dir treu, erhabner als Actiums Held.

Der Freie.

Wer ist der Freiheit edler Sohn?
Es ist der Wahrheitsheld,
Der, fern von jeder niedern Frohn,
Gleich würdig steht und fällt,

Der, eins in Sinn und Wort und That,
Wie Gottes Sonne fest,
Den einen Pfad verfolgt, den Pfad
Des Rechts, ihn nie verläßt,

Der dienstbar nicht dem blöden Wahn,
Dem Laster ewig feind,
Nur einem Willen unterthan,
Mit Wissen, Thun vereint,

Der ehrlos Menschen, Zeiten nicht,
Dem Schicksal nicht erliegt,
Und in dem Kampf der Lust und Pflicht
Sich selbst, sich selbst besiegt,

Der, groß in Demuth, groß in Noth,
Des Glücks sich würdig freut,
Und mehr als Kerker, Acht und Tod
Die Selbstverachtung scheut:

Der ist der Freiheit edler Sohn,
Ist, was Johannes war.
Es sei der Rabenstein sein Lohn,
Er wird sein Lobaltar.

Verklärte singen dort hinab
In Himmelsmelodie:
Der Freie ruht. Wie viel er gab,
Sein Kleinod gab er nie.

Unsterblichkeit.

Wenn, daß rings die Menschheit blute,
Frevelmacht sich Knechte dingt,
Und, nicht werth der Schäferruthe,
Seinen Scepter Nero schwingt;

Wenn die List in Prunkgemächern
Sich mit Steen und Orden bläht,
Und umsonst nach ihren Rächern
Unschuld in dem Kerker späht;

Wenn die Welt, nur hold dem Glücke,
Seelengröße Wahnsinn schilt,
Vor dem Edelsinn die Tücke,
Vor dem Recht die Bombe gilt;

Wenn die Wahrheit, dem Betruge
Weichend, in ihr Patmos zieht,
Und mit einem Federzuge
Beff'rer Tage Segen flieht:

Dann entrücke mich dem Staube,
Wo die Sünde Höllen schafft,
Sohn des Himmels, hoher Glaube,
Gib dem Dulder Muth und Kraft!

Laß mich deinen Friedensbogen
In der finstern Wolke schaun,
Und auf hochempörten Wogen
Deinem Anker fromm vertraun!

Ueber Kerker, Trümmer, Grüfte
Leite du mich himmelan,
Wo der Pilger froh die Lüfte
Seiner Heimath segnen kann,

Wo nicht Gutes mit dem Bösen,
Nicht mit Nacht der Tag mehr ringt,
Wo sich alle Räthsel lösen,
Und ihr Siegslied Tugend singt!

Begeisterung der Liebe.

Preiset das Getümmel wilder Heere!
Krieger, hört entzückt der Pauke Hall,
Und erstürmt, berauscht von Heldenehre,
Mit gezückter Wehr des Feindes Wall!

Huldigt eurem Rebengott, ihr Zecher,
Bis er euch durch Brust und Adern glüht!
Jauchzt in Dithyramben! Kränzt die Becher,
Bis der Frühe Rosenwange blüht!

In der Liebe heiligem Pokale
Harrt des Jünglings süßre Trunkenheit.
Selig, wem sie bei des Lebens Mahle
Freundlich ihren ersten Becher weiht!

Ordensbänder, Sterne, Fürstenkronen
Neidet nicht, wer ihres Nektars trank;
Seiner Auserwählten Küsse lohnen
Reicher ihm, als Hamburgs goldne Bank.

Hinter ihres Thales Buchenhügel
Steigt die Sonne heiliger empor,
Und verklärter lacht ihm in dem Spiegel
Ihres Wiesenbachs der Sterne Chor.

Banne fern mit ihr ihn zu der Klippe
Eines öden Eilands das Geschick!
Seine Rosen blühn an ihrer Lippe,
Sein Elysium entschließt ihr Blick.

Warum senkt dein Auge sich so trübe
Bei des Lebens schönem Feiermahl?
Armer Jüngling! bot dir nie die Liebe
Freundlich der Begeisterung Pokal?

Luther am Sterbebette seines Kindes.

An *

Ruht so früh das Kindlein deiner Wonne
Mit dem Todtenkranz? Du Schwergeprüfter,
Weine, trockne deiner Liebe Thränen!

Vater Luther saß am Sterbelager
Seiner herzgeliebten Magdalena.
Dreizehn Lenze sah das holde Mägdlein,
Und wie zarte Maienblumen welkten
Ihre Wangen schnell der Gruft entgegen.
Betend labte sie, der Mutter Sorge,
Wie die eigne Seele Vater Luther.
Dann sich neigend zu der Tochter Lippen,
Die verschlungnen Händ' ihr freundlich streichelnd,
Sprach er zärtlich mit des Schmerzes Lächeln:
Gingst wohl gern zu deinem Himmelsvater,
Bliebst auch gern noch bei dem Erdenvater,
Süßes Kind! Geschehe Gottes Wille! —
Er geschah. Des höhern Vaters Himmel
Sah das Mägdlein, unter Engeln selig,
Und der Vater drunten pries mit Thränen
Den, der gab und nahm, durch Beides segnend.

Seelenstärke.

Was sind Timurs stolze Werke,
Adlerschwung und Löwenkraft?
Freundin hoher Seelen, Stärke,
Leit' uns auf der Pilgerschaft!
Selig, wer, durch dich erhoben,
In der Brust dem Gott vertraut
Und, den Blick gewandt nach oben,
Oft des Geistes Heimath schaut!

Ringt er nicht mit Leu und Hyder,
Ein Alcide, hoch und hehr,
Preis't ihn nicht der Fall der Brüder,
Kein Triumphthor, kein Homer:
Er auch kämpft, ein treuer Ritter,
Furchtlos gegen Sünd' und Wahn,
Ob des Lebens Ungewitter
Seinem Haupt verderbend nahn.

Unter Stürmen, Flammen, Fluthen
Schützt er treu sein Heiligthum.
Für die Wahrheit kann er bluten,
Nicht beflecken ihren Ruhm.
Mehr als Höhlen wilder Drachen
Und des Henkereisens Schwung,
Mehr als aller Himmel Krachen
Scheut er Selbstentwürdigung.

Bei Fortunens Schmeicheltönen,
In der Fürstensäle Schein,
Bei der Schönsten aller Schönen
Bleibt der Hochgesinnte sein.
Er, in Banden ein Gebieter,
Lächelnd bei der Thoren Spott,
Tauscht das Gute nicht um Güter,
Nicht um Götzen seinen Gott.

Freundin hoher Seelen, Stärke,
Sei den Deinen ewig hold!
Gib uns mehr als Timurs Werke,
Mehr als aller Berge Gold,
Festen Gang auf steilen Wegen,
Treue bei der Flucht der Zeit,
Ueber Sonnen Vatersegen,
In uns Freiheit, Einigkeit!

Wiedersehen.

Als wehmuthsvoll, wie auf zerstörten Vesten,
Der Pilger durch entlaubte Haine zog,
Wo nur die Krähe von beschneiten Aesten,
Einst Philomelens Brautgemächern, flog,
O Mai, begann er da, wo weilest du?
Wann wecken dich die Horen aus der Ruh?
In holden Tönen klang es ihm hernieder:
Wir sehn uns wieder.

Als sich die Hütte der geliebten Auen,
Wo für des Knaben Stirn der Freude Chor
Die ersten Blumen huldreich schlang, in blauen
Gewölken fern aus seinem Blick verlor,
Da rief er seinem Anger, Hain und Bach,
Der schönen Welt des Kindes, segnend nach.
In holden Tönen klang es ihm hernieder:
Wir sehn uns wieder.

O Tag des Harms, als an der Uferweide
Der Hochgefeirten letzter Gruß erscholl!
Die Sonne sank in ihrem Trauerkleide,
Und Schilf und Weide seufzten schwermuthsvoll.
Schon flog sein Nachen durch den Schaum der Fluth;
Es wehte ferne noch ihr Halmenhut,
Und tröstend klang ihr süßes Wort hernieder:
Wir sehn uns wieder.

Wenn seinem Lager einst mit bleichem Scheine
Den letzten Gruß die Abendröthe winkt,
Indeß schon golden vom Platanenhaine
Elysiums sein heilger Morgen blinkt,
Beweint nicht muthlos dann des Freundes Rest,
Umkränzt die Becher, feirt ein ernstes Fest,
Ihr Freunde! singt ihm in die Gruft hernieder:
Wir sehn uns wieder!

Verwittern mit Thebais Pyramiden
Mag einst die Schrift an seines Hügels Stein!
Raubt doch kein Gram ihm seines Schlummers Frieden;
Es träumt sich süß in seinem Kämmerlein.
Was klagt ihr, Wanderer? Ein Wölkchen kränzt
Den Strauch der Gruft, von Abendgold beglänzt.
Sein Schatten flüstert segnend dort hernieder:
Wir sehn uns wieder.

Siegmars Abschied.

Lora.

Mich, Siegmar, mich willst, Harter, du verlassen,
Hinfort das kalte Todesschwert umfassen,
Nicht diese Brust, nicht deiner Mutter Arm?
Weh dir und mir! Von Rachbegier entbrennen
Die Rohen dort, die kein Erbarmen kennen;
Hier schlägt ein Herz, dir treu und warm.

Siegmar.

Hast du nicht auch in goldner Kindheit Tagen
Für mich gesorgt, was Männer muthig wagen,
Für mich gewagt, für mich der Ruh' entbehrt?
Mein Engel winkt. O, könnt' ich würdig lohnen!
Ich kämpfe nicht für eitle Siegerkronen,
Ich kämpfe für der Mutter Heerd.

Lora.

Was ist mir sonder dich der Welten Fülle?
Mit dir wird mir die rauhe Sclavenhülle
Ein Prachtgewand, die Oed' ein Paradies.
O, scheide nicht! Verehr' in treuem Bunde
Das Wort des Vaters in der Todesstunde,
Der tröstend dich der Wittwe ließ.

Siegmar.

Er ruft hinweg mich. Oft in schweren Träumen,
O Mutter, straft sein edler Geist mein Säumen,
Mich rufen Heimath, Bürgertreue, Gott.
Du segne, segne mich zu meinen Bahnen!
Ein theures Kleinod blieb uns von den Ahnen;
Es werde nie des Feindes Spott!

Lora.

O nie! Mit Gott hinaus, mein Siegmar! Ende
Dein heil'ges Werk! Dem Vaterland' entwende
Dich nicht der Mutter thränenvoller Blick!
Ich selbst will weihend mit dem Schwert dich gürten.
Verdiene kämpfend dir der Liebe Myrten,
Des Friedens Tag, der Bürger Glück!

Schwanengesang des Jahres 1821.

Mir auch ruft der letzten Sonne Schimmer:
Sohn der Zeit, du stirbst und kehrst mir nimmer,
Bist gewesen, eh' die Nacht entflieht.
Auf dann! Nehmt an meinem nahen Grabe
Mein Vermächtniß, meine letzte Gabe!
Menschenkinder, hört mein Schwanenlied!
Pilgern wir nicht Alle, dienen Alle
Dem, der ewig sein wird, war und ist?
Selig, wer in froher Tafelhalle
Des Memento nicht vergißt!

Mir auch ziemt's, den Blick zurückzuwenden.
Viel ja sah ich werden, blühen, enden,
Knospen, Früchte sah ich, Blätterfall.
Viel umfing, Sekunden, eure Schwinge,
Wiegenfeier und den Tausch der Ringe,
Und der Todtenglocke letzten Hall.
Eines Königs Krone sah ich strahlen,
Der ersehnt dem Guelphenvolk erschien,
Eine Fürstin zu der Väter Malen
Hingewelkt als Leiche ziehn.

Laibachs Sterne sah ich leuchten, flehte:
Denkt der Völker! Wo des Einen Stäte,
Dessen Wink einst Thronen nahm und gab?
Seine Donner schwanden, seine Blitze.
Auf des fernen Eilands Felsenspitze
Birgt, Entthronter, einsam dich dein Grab.
„Aar des Himmels, wie bist du gesunken!"
Sang ich dort an deinem Leichentuch.
„Schlaf in Frieden, nicht mehr siegestrunken!
Folge dir kein Menschenfluch!"

Braut des Todes, Pest, du spannst den Bogen
Schauerlich an Barcelona's Wogen;
Wo du winkst, wird jede Wange blaß;
Doch ich sah ein größres Ungeheuer,
Und sein Name, nur der Hölle theuer,
Edlen furchtbar, heißt — Partheienhaß.
Stürme heulten jüngst durch alle Meere,
Doch sie lenkt ein Herrscher väterlich:
Nicht entweihten sie der Jungfrau Ehre,
Auferstehungsfest, nicht dich.

An dem Himmel stieg in holder Milde
Mir der Halbmond oft. Doch seinem Bilde
Glich der Halbmond an dem Pontus nicht.
Männer am Eurotas, Kampfgenossen,
Wird des Friedens Thor euch aufgeschlossen?
Hört, was scheidend, ernst der Wandrer spricht:
Würdiges sucht würdig! Wollt nur Kränze,
Die das Wort von oben segnend weiht,
Und dann findet an des Circus Grenze,
Was euch langes Heil verleiht! —

Viel vernahm mein Ohr von Liberalen,
Ultra, Carbonari, Radicalen.
Segnen Namen? Rechtthun, eins ist noth.
In des Tagus, Iberus Gefilden,
Wo die Anden weite Ketten bilden,
Ist Verwandeln Loosung und Gebot.
Nur der Unschuld Hand soll Fesseln lösen;
Doch der Freiheit Kranz ist Sclavenband,
Ihrer Wonne Kelch ist Gift dem Bösen,
Und ihr Licht Megärens Brand.

Soll ich zürnend, harmvoll euch entwallen?
Menschenkinder, Friede sei euch allen!
Frohe, Dulder, dankbar hebt das Haupt!
Die ich reich begabte, lernt verdienen!
Die ihr mein an Grüften, an Ruinen
Weinend denkt, ermannt euch, hofft und glaubt!
Fromme, die ich nahm, empfangt die Krone!
Vorwärts, Wandler auf dem engen Pfad!
Kehrt, ihr Irren, eh' mein Geist am Throne
Droben euch als Kläger nah!

Geist der Liebe, binde du die Zonen,
Alle Fürsten, alle Nationen!
Walte selig! Banne Wahn und Lug,
Daß die weite, schöne Gotteserde,
Hehr und herrlich, jene Kirche werde,
Die der Herr in seinem Herzen trug!
Horch! Schon tönt's mit ernsten, dumpfen Schlägen:
„Mitternacht will kommen; Geist, entfleuch!" —
Fahrt denn wohl! Dem Beuder jauchzt entgegen!
Menschenkinder, Segen euch!

Vorwärts.

Vorwärts muß dein Blick sich wenden,
Fremdling, auf der kurzen Bahn!
Enden kannst du, nicht vollenden,
Täglich nur dem Kleinod nahn.

Vorwärts! mahnt der Zeit Gefieder!
Ruft die Weisheit ernst und hehr.
Irrest du fern noch? Kehre wieder!
Bist du gut? O werde mehr!

Vorwärts in dem Kampf des Lebens!
Selig, wer ihn treu vollbringt,
Auf der Erde nicht vergebens
Nach des Himmels Palmen ringt!

Vorwärts bleibt in Leid und Wonne,
Bleibt im Sterben noch sein Wort.
Sinkt hier ihm Gottes Sonne!
Was er suchte, wird ihm dort.

Gerhard Friederich

ward am 5. Januar 1779 in Frankfurt am Main geboren, studirte Theologie, erwarb sich die Doctorwürde sowohl in dieser Wissenschaft, wie in der Philosophie und lebt als sehr geschätzter evangelischer Prediger an der Weißfrauenkirche in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Lyrische Gedichte. Frankfurt, 1809.
Gustav Hermann oder der pythagoräische Bund. 2 Thle. Frankfurt, 1812 — 13.
Libellen. Frankfurt, 1814. N. A. 1817.
Luther. Historisches Gedicht. Frankfurt, 1815.
Serena. 2 Thle. Frankfurt, 1819.
Gemälde des menschlichen Herzens. Frankfurt, 1820.
Heliodor. Frankfurt, 1820.
Wanderungen in die Bergstraße u. s. w. 2 Thle. Wiesbaden, 1824.
Jugendbibliothek des Auslandes. 15 Bde. Hanau, 1826. fgde.
Christliche Vorträge. 2 Thle. 3 A. Hanau, 1829.
Saron's Rosen. Frankfurt, 1829.
Selitha. Jahrbuch christlicher Andacht. Stuttgart, 1829.
Christus an die Herrscher und das Volk. Sieben Reden. Frankfurt, 1831.
Ueber die Furcht des Menschen vor dem Tode. Frankfurt, 1832.
Gustav Adolf's Heldentod. Historisches Gedicht. Cassel, 1833.
Einzelne Predigten, Reden, Flugschriften u. s. w., u. s. w.

Ein sehr geschätzter Prediger, dessen lyrische und epische Gedichte wegen des tiefen Gefühls, des Gedankenreichthums und der gebildeten Sprache hohes Lob verdienen, so wie seine ascetischen und oratorischen Schriften wegen der in ihnen waltenden echten Frömmigkeit, Reinheit der Gesinnungen, Klarheit und Eleganz der Form.

Nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen *)

(Am Erntefeste 1830).

Der Herzen Dank steigt an dem Erntefeste
Zu Dir, dem Erntevater, rings empor,
Und strahlt auch nicht in Aller Blicken, Freude,
So preiset doch den Herrn der Liebe Chor.

Denn, ach! nicht überall ward gleich geerntet;
Der Zwietracht Fackel hat die Frucht zerstört
Und unter'm Jubel der belohnten Schnitter
Wird Klageton und Kriegsgeschrei gehört.

Herr, der allein den Geist der Völker lenket,
Gieb Frieden, Eintracht, Ruhe — jedem Land,
Dann kann der Landmann froh und sicher ernten,
Des Hauses Wohl erblüht in jedem Stand.
Laß uns in Saat und Ernte Deinen Willen thun,
Dann werden sicher wir in Deiner Liebe ruh'n!

Abermals vereinigt uns, m. a. Zuhörer! in dieser festlichen Stunde der Dank, welchen wir dem Herrn der Ernte darbringen für die Gaben, in deren Besitz wir ruhiger dem Nahen des Winters, seinen Forderungen und Bedürfnissen für uns entgegen sehen können; dafür, daß er die Saat zur Ernte gedeihen ließ.

Ach! und wie mannigfach wurde nicht auch in diesem Jahre ausgesäet, in der Natur, wie in der Geisterwelt; aber nicht immer und nicht für Alle entsprach die Ernte den Wünschen des Säemannes. Schon im wörtlichen Sinne — dem Reiche der Natur war sie sehr verschieden; manche Gattungen der Früchte geriethen gar nicht, manche sparsam, andere dagegen reichlich. Nicht minder war Aussaat und Ernte verschieden im Reiche der Geister, wie solches ein Blick auf die Ereignisse dieses Jahres kund thut. —

Die, welche Willkühr und Volksdruck selbst, oder durch hartherzige Miethlinge, ohne Gefühl für Bürgerglück und Menschenrechte aussäeten, ernteten den Fluch und das Blut der gedrückten und empörten Menschheit auf den Trümmern ihrer Herrschaft. Die Edleren des Volkes, welche, nur dem Gesetze huldigend, der Tirannei im Purpur, wie im Bettlermantel gleich feind, Gerechtigkeit und gesetzliche Freiheit für Alle erstrebten, ernteten dagegen die Erfüllung ihrer heiligen Wünsche; der rohe Haufe und seine Führer, unter der Maske von Freiheit und Gleichheit, nur ihrem Eigennutze und thierischer Sinnlichkeit fröhnend; sie können und werden aus der Blutsaat der Gesetzlosigkeit und Auflösung aller bürgerlichen Ordnung nur die fluchwürdige Zerstörung des Gemeinwohls, des Glücks und Wohlstandes aller friedlich und rechtlich gesinnten Bürger, die sich still von der Frucht ihres Fleißes nährten, ernten. — Mit einem Worte, meine christlichen Zuhörer! „nur wer nach Gottes Willen säet, kann unter Gottes Segen ernten; so in der Natur, wie in der Geisterwelt." Dies ist die ernste und zeitgemäße Betrachtung, die uns in dieser festlichen Stunde beschäftigen soll.

Vorgeschriebener Erntetext: 2 Kor. 9, v. 6 — 10.

Auch hier, meine Zuhörer! spricht der Apostel, indem er dieses Gleichniß von Saat und Ernte gebraucht, bildlich; denn er fordert die Christen zu Korinth dadurch auf, ihre von der Theurung gedrückten Glaubensgenossen Judäas reichlich zu unterstützen. Ueberaus anwendbar in mehr als einer Rücksicht ist aber jene Aufforderung des Apostels — auch abgesehen von jenem nächsten Zweck — selbst für uns. Auch wir sollen und können in besonderer Beziehung auf die Gegenwart, der Ueberzeugung leben, daß, wer da säet im Segen — sey es im buchstäblichen oder bildlichen Sinne — auch ernten wird im Segen; denn nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen. So in der Natur, wie in der Geisterwelt. Dies ist die Betrachtung, der wir uns heute, am Dankfeste für die Erntegaben des Erntevaters, in besonderer Beziehung auf die Saat und Ernte die-

*) Aus: Dr. Friederich's „Christus an die Herrscher und das Volk. Frankfurt a. M., 1831.

ses Jahres, weihen, und am Schlusse derselben den prüfenden Blick auf unsere nächsten Umgebungen und auf uns selbst richten wollen. — Nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen.

A. So in der Natur. Jede Saat bedarf einer gewissen Jahrszeit, wenn sie ausgesäet wird. Ihr thut eine besondere Art und Weise, so wie ein eigenthümliches Verhältniß Noth, wie und in welchem sie ausgesäet wird; vorzüglich bedarf sie eines ihr angemessenen Erdreiches. — Diese Frucht verlangt eine magere, jene eine fette Erde, um zu ihrer Vollkommenheit zu reifen, jene Getraide- und Obstart will einen feuchten, diese einen trocknen Boden. Nur dadurch, daß der Landmann seine Vernunft und seine Erfahrung zu Rathe zieht, oder, was hier eins ist, nach Gottes Willen aussäet, kann er auch einzig und allein unter Gottes Segen, d. h. reichlich und zur rechten Zeit ernten. So hat der Landmann und der Gartenbauer in unserer Gegend ausgesäet, und darum hat uns der große Erntevater die Saat, wenn auch nicht zur ausgezeichnet reichen und in allen Fruchtgattungen vollkommenen, doch für die nöthigen Bedürfnisse hinreichenden Ernte gedeihen lassen.

Nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen. Dieses gilt

B. Hauptsächlich in der Geisterwelt. Hier nun dringt sich uns die gewichtige Frage auf: wie ist in diesem Jahre von der Christenheit unseres Erdtheils in religiöser und sittlicher Beziehung, wie die Ereignisse es kund thun, ausgesäet worden; wie und was hat sie dafür geerntet? —

a) Was die religiöse Aussaat unserer christlichen Zeitgenossen angeht, so hat sich dieselbe Erscheinung früherer Jahre, ja selbst Jahrhunderte, auch in diesem wieder, nur greller und wirksamer wiederholt. Von einem Theile derselben wurde der Aberglaube genährt, die Verfinsterung durch Priesterherrschaft und Gewissenstyrannei nach Kräften verbreitet; allein die Saat war nicht nach Gottes und seines Sohnes Willen, der uns lehrt: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, ist ihm angenehm!" und deshalb war die Ernte auch blutige Verfolgung anders-gläubiger Christen, Religionshaß und Sektenwuth, wie solches einige betrübende Ausbrüche derselben in einem großen Nachbarreiche kund thaten! Allein auch die Lichtseite religiöser Aussaat — und diese ist bei weitem die größere — dürfen wir nicht vergessen; und hier wurde von den Edelsten der Christenheit: Erleuchtung, Veredlung durch den Geist des Evangeliums Jesu Christi, Duldung, Liebe und Verschonung gegen anders Gläubige ausgesäet; die Ernte war Erleuchtung der Geister, Veredlung der Herzen, wahre Frömmigkeit, die sich im Leben, in Früchten lebendig erweist.

b) Wir gehen zur sittlichen Aussaat dieses Jahres, und zwar — da das Feld der Beobachtung zu groß ist — zunächst in Beziehung auf Gerechtigkeit, Treue und gesetzlichen Gehorsam der Christen gegen einander über. Hier nun reifte eine unheilschwere Saat verletzter Gerechtigkeit und Treue in manchen Ländern zur blutigen Ernte.

Gerechtigkeit ist das erste Band, welches Regenten und Bürger vereint. Wo dieses wechselseitig verletzt oder gar zerrissen wird, da wuchert die verderbliche Saat der Unzufriedenheit und Volksbewegung zur furchtbaren Ernte des Aufruhrs empor. So war und ist es zum Theil noch jetzt unter christlichen Völkern Europas. — Gerechtigkeit ist der Fürst, die Obrigkeit dem Volke schuldig. Gleichheit der Rechte vor dem Richter, Freiheit des Gewissens, Gedankenfreiheit, Anerkennung der Menschenwürde auch in dem Geringsten, mit einem Worte: Achtung der Volksfreiheit. —

Wo aber diese verletzt wird, wo Tyrannei und Willkühr wüthen, der Regent sich mit Räthen umgiebt, die ihm die Wahrheit verschleiern, sein Urtheil verblenden und irre leiten, ihm wohl gar die Meinung beibringen: das Volk sey um seinetwillen und er nicht um des Volkes willen vorhanden, die Menge müsse arbeiten, damit er genießen könne, es gäbe überhaupt nur zwei Klassen von Menschen, die herrschende und dienende, und da er zur ersten, als der bevorrechteten, gehöre, so dürfe er das Volk als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchen; wo, sage ich, solche Grundsätze herrschen, da wird Empörung ausgesäet und reift oft schnell zur blutigen Ernte. — Solches sahen wir in einem großen Nachbarreiche vor wenigen Monaten; vergebens war hier die Stimme der Besseren, welche Heilighaltung der beschworenen Eide, Schutz der Verfassung gebot. Fühllose Söldlinge, verblendet vom Dünkel ihrer Geburt und der ihnen anvertrauten Gewalt, vereint mit schlauen Priestern, die unter dem allgemeinen Volksdruck die Herrschaft der Finsterniß desto gesicherter wähnten, leiteten das Haupt des Staates irre; die Eide wurden gebrochen, die Verfassung zerrissen und der lang verhaltene Grimm des unterdrückten Volkes brach in lichten Flammen der Empörung aus.

Solches Alles aber war von Seiten des Regenten nicht die Saat nach Gottes Willen, nicht die der Volks-Veredlung und Beglückung, wie schon das Beispiel eines Rehabeam bei dem erwählten Volke des alten Bundes bewies; deßhalb konnte auch die Ernte nicht unter Gottes Segen gedeihen, sondern mußte verderbliche Früchte für Haupt und Diener darreichen.

Aber auch die christlichen Völker säen nicht immer nach Gottes Willen, Gerechtigkeit, Treue und gesetzlichen Gehorsam und darum kann auch ihr Heil, wenn sie solches unterlassen, nicht zur Ernte des Friedens, Wohlstandes und der öffentlichen Wohlfahrt, unter Gottes Segen reifen.

Gerecht ist ein Volk dann, wenn es dem Gesetze Gehorsam leistet und der Obrigkeit Treue, so lange diese nur das Gesetz und nichts als dieses, aufrecht erhält, und nur für dasselbe, seine Wächter und Diener Folgsamkeit verlangt. Diese Gerechtigkeit aber wird verletzt und die Saat der Zügellosigkeit und einer geträumten, ungesetzlichen Freiheitsliebe reift zur blutigen Ernte des Aufruhrs, wenn das Volk der gesetzlichen Obrigkeit, auch wenn sie nur in den Schranken ihrer Befugnisse wirkt und gebietet, nicht mehr gehorcht, Abgaben, die für Gemeinwohl unumgänglich nöthig sind und nur mit hoher Umsicht und allmählig verringert werden können, gewaltsam verweigert, den Begriff vernünftiger Volksfreiheit mit völliger Ungebundenheit und Auflösung aller Rechte und Pflichten verwechselt, und durch Alles dieses den Staat in unabsehbares Verderben stürzt.

Dann folgen Ereignisse, wie sie die Gegenwart in einem noch vor wenigen Monaten so gesegneten Lande darbietet; die Sicherheit des Eigenthums wird gefährdet, Handel und Gewerbe stocken, das öffentliche Vertrauen ist dahin, der fleißige, ruhige Bürger, welcher durch eifrige Erwerbsthätigkeit sich Wohlstand mühsam erwarb, zieht sich schüchtern zurück, mittellose Unruhestifter dagegen, welche nichts bei dem allgemeinen Elende zu verlieren haben, sondern bei Zerstörung der Sicherheit und des Eigenthums nur zu gewinnen denken, herrschen durch Rohheit und rasende Gewalt eines vom Schwindel allgemeiner Freiheit und Gleichheit ergriffenen, verstandlosen Pöbelhaufens; die wahre, gesetzliche Freiheit ist dagegen verschwunden, und unter Blut und Flammen sinkt des Staates Wohlfahrt, sinken Volksglück und Menschenwürde in furchtbare Trümmer. Das ist die Saat des Bösen, gegen Gottes Willen, der den Völkern zuruft: „Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!"

Nachdem ich so im Allgemeinen einige prüfende Blicke auf die Ernte dieses Jahres in der Natur und Geisterwelt gerichtet habe, wende ich mich zum Schlusse ins Besondere an diese Versammlung und frage: Wie aber haben wir während dieses Jahres geerntet in der Natur und Geisterwelt?

a) In der Natur? Wir säeten nach Gottes Willen aus, wie ich schon oben berührte, den ewigen Gesetzen der Natur gemäß; der Landmann benutzte seine Erfahrungen, vereint mit der Prüfung und dem Urtheil der Vernunft; alles Uebrige aber überließ er dem großen Erntevater, der Regen und Sonnenschein, und der Frucht, Wachsthum und Gedeihen verleiht, und siehe! die Saat nach Gottes Willen reifte zur Ernte unter Gottes Segen; und wenn auch nicht in diesem Jahre alle Früchte in gleich großer Menge und Vollkommenheit gediehen, die des Weinstocks beinahe völlig mißriethen, und manche andere nur eine mittelmäßige Ausbeute gaben, so erwäget, geliebte Zuhörer! daß doch die Feldfrüchte und Getraidearten, welche zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen gehören, beinahe allgemein und mehr als mittelmäßig geriethen, so daß wir beruhigt auf den nahenden Winter blicken und mit den Worten unseres Textes ausrufen können: „Gott hat abermals ausgestreuet und gegeben den Armen; seine Gerechtigkeit bleibet in Ewigkeit!" —

b) Und in der Geisterwelt? Auch hier wollen wir nur die beiden Hauptpunkte: in religiöser und sittlicher Beziehung, andeuten.

1) In religiöser Hinsicht wurde auch in diesem Jahre wieder eine reiche Aussaat in dem Heiligthume des Herrn gespendet; unsere Kirchen sind mit Gläubigen erfüllt, die Altäre umringt von Christen, welche das Brod des Lebens zu empfangen, aus dem Kelche der unermeßlichen Liebe des Erlösers zu trinken begehren. In unserer geläuterten evangelischen Kirche wurde insbesondere durch die Feier des 300jährigen Jubelfestes der Uebergabe der Augsburger Confession, Dank und Preis dem Vater der Liebe gespendet, welcher das Licht der Kirchenverbesserung über uns aufgehen ließ und uns dadurch die reine Christuslehre wiedergab; nebst dieser wurde auch vorzüglich eine dankbare Erinnerung an jene großen Männer, denen die Christenheit dieses hellere Licht dankt, in den Herzen unserer Jugend ausgesäet, die unter Gottes gnädigem Schirme, zur Ernte eines unerschütterlich festen Bestehens in dem reinen Glauben gedeihen wird.

2) In sittlicher Hinsicht aber, und in besonderer Beziehung auf Gerechtigkeit, Treue und gesetzlichen Gehorsam, wurde — bei so manchen Versuchungen zum Bösen, welche betrübende Beispiele von Aussen gaben — von unserer verehrten Obrigkeit: Gerechtigkeit und Milde; von den Bürgern dieser freien Stadt aber musterhafte Treue und gesetzlicher Gehorsam ausgesäet, zur Beglückung unseres Staates, als Beispiel für Alle, zur Segensernte der innern Ruhe, der Eintracht und des Friedens zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft reifte und noch reift.

Die Wünsche der Bürger für Gemeinwohl wurden und werden noch mit der dem Gesetze und seinem Schirmherrn gebührenden Achtung, Besonnenheit und Mäßigung vorgetragen, und wenn es Vernunft und Verhältnisse gestatten, mit Eifer und Liebe erfüllt. — So nun reifte in diesem, für die Umgestaltung eines Theiles von ganz Europa so verhängnißvollen Jahre, in unsrer guten Stadt die Aussaat der Religiosität, Gerechtigkeit und Bürgertreue nach Gottes Willen, zur beglückenden Ernte unter Gottes Segen.

Heil uns, meine andächtigen, in dieser festlichen Stunde zum Preise des liebevollen Erntevaters versammelten Christen! wenn jeder Einzelne unter uns, Aehnliches auch von sich, seiner eigenen Geistes-Aussaat und Ernte in diesem Jahre sagen kann; wenn auch er in ihm nach seiner Kraft Liebe und Barmherzigkeit aussäete, und dafür den Dank und die Freudenthränen der Erquickten erntete; denn:

„Nach meinen Saaten wird die Ernte reifen,
„Heil mir, wenn ich in Liebe reich gesäet,
„Daß einst, wenn dort der Herr der Garben winket,
„Von ihm der Segensspruch an mich ergehet:
„Wohl dir, du bist im Kleinen treu gewesen,
„Und hast nach Kräften Gutes ausgesäet,
„D'rum hab' ich dich zum größern auserlesen,
„Und in des Himmels Herrlichkeit erhöhet.
„So geh' denn nach der Erde Müh' und Leiden,
„Jetzt selig ein zu deines Gottes Freuden!"

Amen.

Friedrich der Knecht s. Minnesinger.

Friedrich von Oestreich s. Minnesinger.

Theodor Heinrich Friedrich

ward am 30. December 1776 zu Königsberg in der Neumark geboren, studirte die Rechte und erhielt dann eine Anstellung als K. Pr. Regierungsassessor zu Plock, welche er bald mit dem Amte eines Oberlandesgerichtsrathes in Stettin vertauschte. Nachdem er dem Befreiungskriege als Freiwilliger im Lützowschen Korps beigewohnt hatte, lebte er als Privatgelehrter zuerst in Berlin dann zu Hamburg, wo er am 12. December 1819 seinem Dasein in der Elbe ein Ende machte.

Er gab heraus:

Vetter Kuckuck. Lustspiel. Berlin, 1811.
Erster, zweiter, dritter satyrischer Feldzug. Berlin, 1814—1816. N. A. 1816—1817.
Satyrischer Zeitspiegel. Berlin, 1817—1819. 7 Hefte.
Geschichte der Kleiderreformation in der Residenzstadt Flottleben. Berlin, 1815.
Julius von Medicis. Berlin, 1815.
Gedichte. Berlin, 1816.
Der Glückspilz. Berlin, 1816.
Almanach lustiger Schwänke für die Bühne. Berlin, 1817.
Sardellen für satyrische Näscher. Hamburg, 1818.
Feigen. Hamburg, 1818.
Dialogische Turnspiele. Berlin, 1819.
Erzählungen und Schwänke. Berlin, 1819.

F. war nicht ohne Witz und Laune, aber es mangelte ihm durchaus an jener Freiheit, der Gesinnungen, ohne welche die Satyre in Derbheit, und Plumpheit verfällt, oder zum Pasquill wird, auch ist seinen Leistungen ein forcirtes Bestreben drastisch zu wirken, leider nicht abzusprechen und er daher nur als ein Satyriker zweiten Ranges, dessen Schriften sehr vorübergehend wirkten, zu betrachten.

Jacob Friedrich Fries

ward am 23. August 1773 zu Barby geboren, genoß seine erste Bildung in der Brüdergemeine und studirte dann in Leipzig und Jena. Nach vollendetem akademischen Cursus ward er Privatdocent an der letztgenannten Universität. 1805 erhielt er einen Ruf, als Professor der Philosophie in Heidelberg und begab sich in dieser Eigenschaft dorthin, nachdem er zuvor eine größere Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich gemacht hatte. Im Jahre 1816 kehrte er als Professor der Philosophie nach Jena zurück, vertauschte jedoch diese Professur später mit der der Physik. Er ist zugleich G. S. geheimer Hofrath, Dr. der Philosophie und der Medicin.

Seine Schriften sind:

Philosophische Rechtslehre. Jena, 1803.
Reinhold, Fichte und Schelling. Leipzig, 1803. N. A. u. d. T.: Polemische Schriften. 1r Bd. Halle, 1824.
System der Philosophie. Leipzig, 1804.
Wissen, Glauben und Ahnen. Jena, 1805.
Neue Kritik der Vernunft. Heidelberg, 1807. 3 Thle. N. A. 1828.
Fichte's und Schelling's neueste Lehren. Jena, 1807.
Logik. Heidelberg, 1811. Daraus besonders abgedruckt: Grundriß der Logik. Heidelberg, 1811.
Von deutscher Philosophie, Art und Kunst. Heidelberg, 1812.
Vorlesungen über die Sternkunde. Heidelberg, 1813.
Vom deutschen Bunde. Heidelberg, 1816.
Praktische Philsophie. Heidelberg, 1818. I.
Psychische Anthropologie. Heidelberg, 1820. 2 Thle.
Sehnsucht und eine Reise an das Ende der Welt. Jena, 1820.
Julius und Evagoras. Heidelberg, 1822. 2 Thle.
Die Lehren der Liebe des Glaubens und der Hoffnung. Jena, 1823.
System der Metaphysik. Jena, 1824. Daraus be-

sonders abgedruckt: Grundriß der Metaphysik. Heidelberg, 1824.
Lehrbuch der Naturlehre. 1. Th. Jena, 1826.
Handbuch der Religionsphilosophie u. philos. Aesthetik. Heidelberg, 1832.
Einzelne Flugschriften, Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Ueber dieses würdigen und tiefen Denkers Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie äußert sich ein competenter Richter, Fr's College in derselben Wissenschaft, und an derselben Universität, der klare und besonnene Ernst Reinhold mit folgenden Worten *): J. F. Fries suchte die kritische Methode der kantischen Lehre zu vervollkommnen und mit Hilfe einer neuen analytischen Bearbeitung der Theorie des menschlichen Geistes, die er mit dem Ausdruck der „philosophischen Anthropologie" bezeichnet, einigen von ihm anerkannten Mängeln jener Lehre abzuhelfen, und diejenigen Ansichten, die er als Kants „große und für die wahrhaft wissenschaftliche Ausbildung der Philosophie entscheidende Entdeckungen" betrachtet, in dieser Eigenschaft zu vertheidigen und geltend zu machen. In solcher Absicht hat er den drei Kantischen Kritiken seine „neue Kritik der Vernunft" entgegengestellt und nach den in ihr ausgesprochenen Grundsätzen und Vorstellungsweisen eine bis jetzt schon größtentheils ausgeführte Darstellung des gesammten Systems der Philosophie übernommen. Unstreitig geht Fries für seine Absicht einer Vervollkommnung der kanntischen Philosopheme von dem rechten Punkte aus, indem er den Ueberblick über das Ganze des menschlichen Erkenntnißvermögens an ihnen vermißt und behauptet, daß die von Kant nur theilweise und in verschiedenen von einander abgesonderten Untersuchungen bearbeitete Aufgabe der Erkenntnißtheorie „vollständig" aus einem zureichenden Gesichtspunkte aufgestellt, und in dem Zusammenhang einer einzigen, die Sache erschöpfenden Untersuchung gelöst werden müsse. — Demnach schließt sich die neue Vernunftkritik dieses unter den eigentlichen und treugebliebenen Anhängern der kantischen Schule am meisten hervorragenden Denkers nebst der Anwendung, die er auf die Gestaltung der anderen philosophischen Disciplinen von ihr gemacht, dem kantischen System als eine wirkliche Verbesserung desselben in Hinsicht des Inhaltes und der Methode an. — Fügen wir noch hinzu, daß Fries's Ansicht von der Philosophie: sie solle nicht sowohl Erweiterung des Wissens sondern Aufklärung und Festhaltung des Glaubens bezwecken, großen Anklang in den Gemüthern fand, um so mehr als der treffliche Gründer derselben, diese in einem eben so klaren, als kernigen und reinem Styl vorträgt, und sein ganzes Leben den Beweis liefert, wie es ihm vor allen darum zu thun ist, das Höchste was die Menschheit besitzt, Glaube und Vernunft auszubilden, zu veredeln und zu verbreiten. Ein dem Gemüthe wohlthuenderes System der Philosophie als dasjenige, welches von diesem eben so warmfühlenden als scharfsinnigen Forscher ausgebildet ward, da es zu gleicher Zeit den Geist in eben dem Grade anregt und nährt, möchte schwer zu finden sein.

Die Schönheit der Seele. **)

Philanthes und die Jünglinge.

Otto. Siehe, edler Greis, uns heute schon wieder um dich versammelt, mit der Bitte uns neue Belehrungen zu geben.

Philanthes. Auch ich habe euch erwartet an dem schönen Abend, nachdem wir unsere Geschäfte beendigt haben, denn wenn der Geist durch die Geschäfte des Tages angeregt worden, ist er um so empfänglicher stiller Betrachtung zu folgen. Laßt uns hier an diesen Sitzen bleiben, wo wir den Blick in die heitere Ferne vor uns haben und die Blumenbeete nahe zur Seite. Wirf hier, Otto, einen Blick auf die reiche Fülle frischer Blüthen. Wie die weiße Narcisse zierlich den Blüthenkelch aus der Scheide emporhebt und den feinen purpurgesäumten Honigbehälter öffnet, daneben die Hyacinthe mit der Fülle duftender Glöckchen, dort die stolze purpurfarbene Anemone mit dem goldenen Staub im Blüthenkelch. Welche gefällt dir unter ihnen am meisten?

Otto. Was sollen sie streiten? Vereinigt finde ich sie am schönsten. Soll ich aber wählen, so scheint mir, ich müsse der Narcisse den Vorzug geben.

Philanthes. Warum eben dieser? Uebertrift nicht die Hyacinthe sie an Annehmlichkeit des Duftes, die Anemone sie weit in der Pracht der Farbe?

Otto. Darum eben mag sie mir mehr gefallen, weil sie weder mit Duft noch mit Farbenpracht mich zu bestechen sucht und doch die feinste Gestaltung mit reiner anspruchloser Farbe zeigt.

Philanthes. Was ist es denn nun, das dir an ihr gefällt? Doch nicht, daß du zum Schmucke sie den Mädchen reichen kannst.

Otto. Das scheint mir verkehrt. Eben weil mir die Blume gefällt, weil ich sie schön finde, wähle ich sie zum Schmucke. Doch schmückte ich ein Mädchen vielleicht noch lieber mit der prächtigen Anemone oder mit der duftenden Hyacinthe.

Philanthes. Was ist es nun also, das dir an ihr gefällt?

Otto. Sie schmeichelt mir nicht mit Duft, nicht mit Farbe, sie will mir nicht dienen; aber in ihr selbst finde ich das frische Leben schön in der zierlichen Gestalt.

Philanthes. Ist es nicht ähnlich in diesem andern Falle? Ihr seht ja wol oft wie freundliche Greise, (ich thue es selbst gern), sich gemüthlich des Spiels fröhlicher Kinder erfreuen, sich lange, es still betrachtend, ergötzen können? Oder lebt in diesen nur die Erinnerung der eignen Jugend wieder auf.

Otto. Diese Erinnerungen, meine ich, erfreuen wol auch oft das Alter, aber sie machen es gesprächig, lassen es gern erzählen von der lang vorübergegangenen Zeit; hingegen das stille Entzücken, mit dem sie das Kinderleben betrachten, liegt wol in der anspruchlosen Schönheit dieses Lebens selbst.

Philanthes. Du wirst es eben so finden in Verhältnissen, die dir näher liegen. Wenn ihr jugendlich begeistert von der ersten reinen Liebe bewegt werdet, der entzückte Blick an der schönen Freundin hängt, jeder Bewegung des Mädchens folgt, worin lebt da Euer Entzücken? Sorgt ihr für Euch, ists Euch um Genuß oder Besitz, oder wie ist Euer Wohlgefallen hier?

Otto. Wir finden uns getroffen von der reinen Schönheit eines fremden Lebens, die wir freudig bewundern. Jeder Wunsch ist erst später und der erste Wunsch ist der, könnte ich um dich leiden, dir Aufopferungen zeigen.

Philanthes. Wohl! So scheint mir es auch. Nun noch dieses. Als ich dich neulich in Entzückung vertieft vor dem Bilde der heiligen Cäcilie fand, wünschtest du da die Heilige an deine Seite herab, fürchtest du da etwa von der Eifersucht einer Auserwählten überrascht zu werden, oder gleicht sie etwa dieser so nahe?

Otto. Ja die Vergleichung fehlt mir! Da müßtest du mir erst ein Mädchen zur Auswahl zuführen. Doch hätte ich auch eine Auserwählte, es würde keins von dem gelten. Ich bewunderte ja nur die Schönheit der Himmlischen.

Pilanthes. Laß uns nun zurück sehen auf das, was wir in allen diesen Vergleichungen gefunden haben über das Wesen der Schönheit. In dem, wie dir die Blume gefällt, wie dem Greise das Kind, dem Jüngling die Jugend im fremden Auge, dem Dichtenden die überirdische Schönheit — bei alle dem nennen wir das Leben eines Wesens um sein selbst willen in ihm selbst schön. Die Schönheit ist nicht, daß ein Ding mir nütze, auf irgend eine Art mir oder einem Andern zu dienen komme, sondern mit ihr besitzt ein Wesen seinen Werth rein in sich selbst; hat seinen Werth nur, weil es da ist und so da ist, wie es ist.

Auf solche Art will ich nun jetzt vor euch behaupten, daß aller Werth, den ein Mensch wahrhaft und im tiefsten Grunde sucht, wie jeder Gebildete, der sich selbst hinlänglich versteht, zugeben muß, nur in der Schönheit unsers eignen geistigen Lebens bestehe, wie sehr auch oft die rohe Begierde und die

---

*) Vergl. E. Reinhold's Geschichte der Philosophie. Gotha, 1830. II. 2. S. 246 fgde.

**) Aus: Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele. Ein philosophischer Roman von Jacob Friedrich Fries. Th. I. Heidelberg, 1822.

Verbildung des irrenden Verstandes dieses richtige Gefühl der Werthschätzung verbergen mögen.

Will ich dafür nun Eure Gedanken so führen, daß ihr mir mit allseitiger Genugthuung recht gebet, so kann ich Euch zuerst auf das zurück weisen, was wir in unsrer letzten Unterhaltung als richtig befunden haben. Dem einzelnen Menschen kommt es auf Seelenruhe an, wer diese erlangte, dem ist sein Wille geworden.

Arthur. Wenn du darauf zurück kommst, so erlaube mir eine Bemerkung. Du sagtest: auf dieses Streben nach Seelenruhe sei alle Frage nach dem, was dem Menschen zu thun ist, zurück zu führen. Haben denn aber nicht manche der Alten hierauf ihre Lehre der Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gegründet? Hat dann nicht der Gefühllose, Theilnahmlose, Träge am leichtesten dieses Ziel zu erreichen?

Philanthes. Du hast recht. Wenn du jemand unthätige Gefühllosigkeit für sein ganzes Leben sicherst, so schaffst du ihm auf die leichteste Art die Seelenruhe. Ein solcher Mensch hat, was er will, aber er hat daran nicht viel, weil er nicht viel will. Der Gefühllose lebt im Zustande der Befriedigung und der Zufriedenheit. Ich sage nur: einen andern Maaßstab für den Menschen in ihm selbst, ob ihm sein Wille geworden sei, als den der Zufriedenheit findest du nicht. Nach seinem eignen Urtheil steht dem Gefühllosen offenbar seine Sache gut. Allein ein anderes Ding ist die Beurtheilung durch den, der ihm zusieht. Dir gefällt dieser Mensch nicht, obgleich er sich selbst gefällt. Dir hilft auch sein guter Rath, zur Seelenruhe zu gelangen, nichts, weil du zur unthätigen Gefühllosigkeit nicht gelangen willst noch kannst. Also uns andern gefällt der Gefühllose nicht und sich selbst gefällt er nur durch Irrthum. Dieser Irrthum könnte ihm schwinden, damit wäre seine Seelenruhe verloren. Seelenruhe ist ihm also nicht sicher. Vielmehr, würde ihm sein Irrthum gehoben, so müßte er mit Ekel auf sein früheres Leben zurücksehen.

Arthur. Ich verstehe dich. Wahre Seelenruhe soll im Leben durch erleuchtete, nicht auf Irrthümer gegründete Selbstzufriedenheit gewonnen und gesichert werden. So käme es also auf eine Unterweisung an, wie jemand die Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Da der Mensch, wie du neulich sagtest, die Seelenruhe nicht unmittelbar für sich in Besitz zu nehmen vermag, so muß der Gebildete einsehen lernen, wie sie ihm nur aus Selbstzufriedenheit sicher entspringen könne und daß also hier alles auf eine Unterweisung ankomme, wie man diese Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Philanthes. Richtig! Und ich behaupte ferner: diese Unterweisung habe nur von den Idealen der Erhabenheit und Schönheit im Menschenleben zu sprechen; denn für die gebildete Ueberzeugung des Menschen gelte nur der innere Werth des geistigen Lebens sich selbst, nur in Vergleichung mit jenen Idealen könne der Mensch sich wahrhaft gefallen oder misfallen. Nur diese Schönheit des zeitlichen sich gestaltenden Menschenlebens ist es, was die Pflicht gebietet, was der reinste Trieb unsers Herzens verlangt, was im tiefsten Grunde jeder Mensch will.

Es ist diese Schönheit des Lebens der einzige Zeuge unserer himmlischen Abkunft, aus der Idee der Welt des Lebens, der geistigen Selbstständigkeit entsprungen. Wie der Diamant noch roh unter dem Boden verborgen oder wieder in den Staub getreten unerkannt dasselbe innere Feuer birgt, mit dem er bearbeitet am Lichte strahlt, so auch des Geistes innerer Werth. Gesund oder krank, arm oder reich, mächtig oder schwach, mit gebildetem oder ungebildetem Verstande zu leben, was ists anders als verschiedene Form dessen, wie der Mensch sich zeigen kann? Des Geistes inneres Wesen ist ein anderes, das nur in der Tugend erkannt wird. Und wie der Steinschleiffer nur mit Diamant dem Diamant den Glanz abzuzwingen vermag, so gilt auch dem Geist nur der Geist, im geistigen innern freien Leben liegt ihm allein der Tugend Werth. Nur im verständigen Geist in sich selbst und sich gegenüber wird dem Menschen mit Ich und Du die höhere Idee des Guten klar und bedeutsam, die Idee der Tugend, deren erster Gedanke Selbstvertrauen, freye Selbstständigkeit des Geistes ist. So gelten als die ersten Forderungen der Pflicht Ehre und Gerechtigkeit; Ehre, daß der Mensch mit der Kraft des Selbstvertrauens gegen jeden Andern die eigne Würde behaupte; Gerechtigkeit, daß er im Andern die Würde des selbstständigen Geistes achte.

Den ersten hierbei fest zu haltenden Gedanken will ich Euch durch die Vergleichung zweier Charaktere deutlich zu machen suchen.

Nachdem schon längere Zeit her der Friede bei uns gesichert war, machte ich einmal in Geschäften meines Vaters eine Reise in die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, wo unter einem Volke von verbildeten Sitten jene häßlichen Ausartungen der Lebensweise in Schmuz, Feigheit und knechtischer Unterwürfigkeit sich zusamendrängen, deren Aeußerstes unter unsern bessern Gesetzen und Sitten und bei unserm öffentlichen Leben nicht mehr bekannt ist. Dort lernte ich einen reichen Wuchrer kennen, der im Hause seines reichen Vaters für die Art dieses Volkes sorgfältig erzogen war. Auch er fing bald an nach jener Art einen Handel zu treiben, bei dem von Ehre nicht die Rede ist und der Kaufmann keinen Gewinn verschmäht, der ihm durch den Richter nicht vereitelt werden kann. So erlaubte er sich jede Art des heimlichen straffrey zu haltenden Betruges, seine Reichthümer nahmen schnell zu; es gelang ihm, sich des Lieferungswesens für den Staat zu bemächtigen, nun betrog er mit Sicherheit im Großen und setzte feige und betrügerisch dieses Werk mit glänzendem Erfolge bis an das Ende seines Lebens fort. Noch jung erhielt er die Sicherheit dieser Lage, niemand that es ihm im Glanze der Schlösser, der Rosse, anfangs der Freudenmädchen, dann nachdem er geheirathet hatte, im Glanz seines Hauses, in Wohlthätigkeit zuvor; auch Adel und Titel fehlten ihm nicht. Er war ein freundlicher Hausvater und erzog seine Kinder zu angesehenen Männern im Staate.

Nun dagegen der Andere. Mein Vater ließ mich in einer kleinen Landstadt einen Mann aufsuchen, den er in seiner Jugend gekannt hatte. Ich fand einen alten kränklichen Mann in einer ärmlichen Umgebung, fast ohne Hülfsmittel, selbst fast ohne ein Lager für die Nacht. Ich erinnerte ihn an meinen Vater. „Der war ein ehrliebender rechtlicher Jüngling," antwortete er ernst mit einem Ton, in dem ein Vorwurf lag. Ich erwiederte: und blieb es als Mann und ist es noch. Ich erzählte viel im Eifer, — aber er schüttelte den Kopf und antwortete nicht mehr. Dann sprach ich mit ihm von seiner jetzigen Lage. Er erzählte, daß er keinen Freund, keinen werthen Bekannten um sich habe, daß er einer der unglücklichsten Menschen sei. Als ich darauf aber mit einer Mitleidsbezeugung antwortete, sprang er eifrig auf, bückte sich mühsam aus seinem kleinen Fenster und zeigte mir, die Reize seiner Wohnung schildernd, seitwärts zwischen den Dächern seiner Nachbarn einen beschränkten Blick ins Grüne, versicherte auch, daß die Sonne am frühen Morgen und auch am Abend einige Strahlen in sein Zimmer werfe. Nun meinte ich, daß der Mann in einer religiösen Erhebung lebe und in deren höhern Erwartungen. Allein als ich dahin das Gespräch lenkte, antwortete er trocken: non liquet, ich weiß um göttliche Dinge keinen Bescheid. Der Mann dauerte mich und es schien mir so leicht, ihm einen freundlichen Abend seines Lebens zu bereiten. Nichts fesselte ihn an den Ort seines Aufenthaltes; ich wünschte ihn zu meinem Vater zu führen oder ihm durch meinen Vater zu helfen. Allein so leise ich meine Einleitung darauf machte, errieth er mich doch gleich und fuhr hitzig auf: „Du nimmst mich für einen Bettler! Noch kann ich arbeiten, um mich zu erhalten, dann werde ich sterben können." Ich ergriff gerührt seine Hände aber er blieb kalt und unbeweglich.

Von ihm selbst war wenig über sein früheres Leben zu erfragen. Von andern Leuten erfuhr ich; er sei der Sohn reicher Eltern; sorgfältig erzogen zum kenntnißreichen Mann und bald in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gekommen. Allein seit früher Jugend hatte ihn bei großer Strenge des Charakters eine übertriebene Aengstlichkeit in allen Sachen der Ehre und des Rechtes befallen; dazu beherrschte bald ein schwärmerisches Ideal von Liebe und Freundschaft seine jugendliche Phantasie. Nirgends fand er Menschen rein genug, um sich recht an sie anzuschließen; sein Vermögen verflog ihm unter den Händen, denn immer trieb ihn die Aengstlichkeit da, wo er von andern zu fordern hatte, zu der Furcht, diesen Unrecht zu thun. Kein bedeutendes Geschäft konnte er übernehmen, da ein jedes Verhältnisse mit sich brachte, in denen er seine Thätigkeit mit seinen Vorurtheilen über Ehre und Rechtlichkeit nicht in Einklang zu bringen wußte. So drängte ihn das Schicksal bald in freudelose Einsamkeit zurück und selbst Dürftigkeit drohte ihm. Dazu verführte ihn das Mitleid noch, sich einer armen Witwe mit mehreren Kindern anzunehmen, die er heirathete. Aber mit dieser Frau konnte er zu keiner wärmeren Freundschaft gelangen; die Kinder zerstreueten sich in die Welt; die Eltern wurden immer dürftiger; die Frau trennte sich wieder von ihm; er blieb allein.

Seine Nachbarn nannten ihn den unklugen Alten; nur ein Handwerker, sein Hausherr, beurtheilte ihn anders. Als dieser sah, daß ich mich für den Alten interessire, sagte er mir: „sonst nannte ich ihn auch den Unklugen, als ich aber auf einer Reise eure Lehrer vor dem Volke von der Selbstständigkeit des Geistes reden hörte und davon, wie in Ehre und Rechtlichkeit der reine innere Werth des Menschen bestehe, — da wurde ich unwillkührlich an den Alten erinnert und bekam eine eigne Achtung vor ihm. Seit meiner Zurückkunft wohnt er bei mir. Er nimmt durchaus kein Geschenk an, indem ich

ihm aber niedriger ansetze, was ich für ihn kaufe und höher, was er verdient, so kann ich ihm dürftigen Unterhalt verschaffen."

Als ich nach Hause kam und meinem Vater den Wunsch äußerte, des Mannes Lage zu ändern, antwortete mir mein Vater: Rühre ihn nicht an! Weißt du wohl, daß dieser Mann im Reiche Gottes leicht höher steht, als wir mit unsern Siegen und Gesetzen. — Damals verstand ich ihn nicht ganz; jetzt meine ich, er hatte Recht.

Nun frage ich euch: welcher von diesen beiden hättet ihr wohl sein mögen?

Arthur. In der Stelle keines von beiden hätte ich sein mögen. Ich meine dich in der Hauptsache zu verstehen. Du sagst: den Werth des Menschen müssen wir ganz innerlich in ihm selbst suchen und nicht in dem, was nur durch äußere Verhältnisse bestimmt wird. Solltest du aber nicht die Farben zu grell aufgetragen haben? Ich achte die unerschütterliche Entschlossenheit des Alten bei Ehre und Recht zu bleiben, aber er war kein guter Gatte und Vater; ich verachtete den Wucherer in seiner Feigheit, Widerrechtlichkeit und Betrügerei, aber er war wohlthätig und ein guter Vater.

Woldemar. Ich stimme dir, Arthur, nicht bei. Der Alte hätte ich wohl sein mögen. Doch edler Greis, sprich du uns diesen Gedanken selbst deutlicher aus.

Philanthes. An der Stelle des Wucherers hätte ich wohl sein mögen, nicht gern an der des Alten; aber der Alte selbst möchte ich wohl sein und nimmermehr der Andere. Versteht mich recht! Wie Arthur sagt, beurtheilen wollen wir, was der Mensch selbst tauge, im Gegensatz gegen das, was ihm nur die äußeren Verhältnisse bringen oder nehmen. Die Stelle des Alten, das heißt sein äußeres Verhältniß, war sehr nachtheilig, aber das ist nicht seine Schuld; die Stelle des Andern war sehr vortheilhaft, aber das ist nicht sein Verdienst. Doch ich habe keine Namen genannt, den innersten Grund der Gesinnungen können wir von keinem Menschen ganz sicher angeben. Wir wollen daher die beiden Männer nur wie Gegenstände der Dichtung beurtheilen. Arthur wirft meinem Alten einen Theil seiner Fehler vor. Ich kann ihm darin nicht beistimmen. Die Fehler des Alten waren durch Mängel der Klugheit herbei geführt, aber diese Mängel der Einsicht und Klugheit waren nicht durch Fehler der Willenskraft oder der Gesinnung verursacht. Für die Gesinnungen allein kann aber der Mensch religiös verantwortlich gemacht werden. Die Fehler des Wucherers hingegen sind Fehler des Charakters, Fehler der Gesinnung. Machte nicht Feigheit ihn zum Wohlthäter; Feigheit und Falschheit zum anscheinend guten Gatten? Wohl auch feige Schlauheit zum guten Vater? So lobenswerth also auch die äußern Verhältnisse seines Lebens sein mochten, in sich selbst ist er ein verworfenes Wesen. Niemand wird aber im Ernst wünschen können ein Mensch zu sein, der in sich nichts taugt.

So elend dagegen die äußern Verhältnisse meines Alten sein mochten, in ihm lebte ein edler Geist.

Arthur. Gut! Jetzt finde ich mich zurecht. Zeige uns weiter, wie der innere Werth des Lebens sich gelten mache und besonders, wie jeder ihn eigentlich wolle, nach deinem ersten Ausdruck. Du wirst mir es wohl klar machen, aber jetzt begreife ich doch nicht. Wie kannst du sagen, daß jener glückliche Wucherer eigentlich den innern Werth des sittlichen Lebens wollte? ich meine, Selbstzufriedenheit und mit ihr sein Wille wird ihm geworden sein. Uns misfällt er, aber doch konnte er sich selbst gefallen. Wie behauptest du nun, daß er dabei doch eigentlich den sittlichen Werth des Lebens gewollt habe?

Philanthes. Du zeigst, guter Arthur, auf den schwierigsten Theil unsrer Betrachtung, über den wir uns erst später ganz verständigen können. Du wirst mir zugeben: wenn der Wucherer zur Selbstzufriedenheit gelangte, so geschah dies durch irgend einen Mangel in der Ausbildung seines Verstandes, denn in ihm selbst taugte er nichts. Die Fehler, die wir ihm vorwerfen, sind nicht erst durch diesen Mangel seiner Einsicht bewirkt, sondern Fehler seiner Willenskraft selbst. Er konnte allerdings zur Ruhe gelangt sein, aber die wahre Festigkeit der Seelenruhe hatte er nicht. Denn wenn es jemand gelungen wäre, nur die Einsicht seines Verstandes aufzuklären, so hätte er die Verworfenheit in sich selbst erkannt und seine Ruhe wäre verloren gewesen.

Es hat der menschliche Geist die ewigen Ideen von der Erhabenheit und Schönheit des Lebens in sich, aber diese können erst bei der Ausbildung des Geistes vor das klare Bewußtsein seines Verstandes treten. Dabei ist nun schwerer zu zeigen, wie dieses Werk der Ausbildung des Geistes beurtheilt werden müsse. Laßt uns also zuerst nur den Ideen der Schönheit des Lebens selbst nachgehen.

In dem einen werden wir uns jetzt schon besser verstehen. Wie es der ewigen Weisheit gefällt unser Schicksal zu leiten, zur glücklichen That oder zum dunkeln unerkannten, scheiternden Versuch — es liegt der Werth des Menschen nicht in dem, was Folge unsers Unternehmens ist, sondern nur in der tiefsten Kraft des Geistes selbst, die uns zum innersten Entschluß leitete. Wir fragen nicht nach dem, was der Mensch leidet, sondern nach dem was er thut.

Ihr wißt, daß unsere Sittenlehre vor allem und für jedes Menschenleben gleich unbedingt die sittliche Willenskraft und deren Tugend lobt. Diese sittliche Willenskraft aber besteht in Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele. Es besteht nemlich die Gesundheit der Seele in jener lebendigen Seelenstärke, welche gegen Kleinmuth und Verzagtheit im Selbstvertrauen Ruhe und Geduld, innere Tapferkeit des Geistes und Mäßigung gebiert, des Menschen Leben nicht nur an fremden Gewöhnungen fortzieht, sondern mit eigner Lebendigkeit gestaltet. Dann aber sagen wir: die innere Hoheit des Charakters liege in der Reinheit der Seele, welche die lebendige Seelenstärke der eignen Ueberzeugung von der Idee des Guten unterwirft. Jene lebendige Seelenstärke, so lobenswerth sie in sich selbst gefunden wird, kann unter den Menschen verwildert erscheinen, indem sie sich in fremden Dienst begiebt, an niedrige Begierden wegwirft. Der heilige Ernst des sittlichen Lebens wird also erst darin gefunden, daß reine Kraft des Geistes sich unbedingt der Idee des Guten unterwirft. Wollen wir es mit einem Wort bezeichnen, welcher Mensch unbedingt zu loben sei, so werden wir sagen: der, der diese Reinheit der Seele besitzt.

Wollen wir fremdes Leben beurtheilen oder ihm Gebote nennen, so bleibt es unmöglich in streng geregelten Vorschriften des Thuns oder Lassens das Gesetz der Tugend auszusprechen; die Tugend gebietet nur dem innern Leben der Gesinnungen und so wird ihr Wesen frei anerkannt in einer dem Gefühl eigenen Beurtheilung. Wollen wir den wahren Werth im fremden Leben schätzen, so ist ja die Tugend nicht das Recht, nicht daß sie äußerlich gethan, sondern daß sie innerlich gewollt und geübt werde, ist die Sache. Wie es in der christlichen Lehre uns überliefert worden ist: nicht das Gesetz und das todte Werk, sondern allein der Glaube, in dem wir leben und handeln, macht selig. Wo wir das Leben anderer Menschen und nicht uns selbst beurtheilen, bleiben uns gute Werke nur der erschlagene Leib des sterblichen Engels, den ihr ruhig mit beliebigem Gepränge zur Erde bestatten mögt. Uns wird der Geist gefordert, der anerkannt sein will mit Kraft und frommem Sinn, der sein Gesetz nennt, Reinheit der Seele. Wer dieser theilhaft wurde mit lebendiger Kraft, der hat die Fülle des Lebens und wird um ihrer reinen Liebe willen sich allen Forderungen der Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit treu unterwerfen.

> Reines Herzens das sein! Es ist die letzte
> Stellste Höhe von dem, was Weise ersannen,
> Weisere thaten!

Und welches ist nun das innere Wesen dieser Reinheit des Herzens? Es ist wie die Schönheit des blühenden Gartens! Neben der Palme hoher Krone die kleine Blüthe im Gras, neben der Ceder, der Eiche mächtigem Stamm die schwache Ranke der Rebe, der Liane. Keine tadelt die andere, keine gilt wie sie der andern dient, sondern jede nur in der eignen innern Schönheit. So auch diese Reinheit der Seele! Neben der Gewalt der Heldengröße das sanfte Leben der Liebe; neben der stillen Aufopferung für Einsicht und Kunst die mächtigen Flammen der Andacht, der Vaterlandsliebe. Wie tausendfältig sich das Leben groß und klein gestalten mag, diese Reinheit der Seele will nicht dienen, nicht herrschen; in dem Eden des ewigen Lebens entfaltet in Reinheit des Herzens jede geistige Blüthe vor den Strahlen des höhern ewigen Lichtes die innere Schönheit oder Erhabenheit ihres Wuchses.

Otto. Klar hast du mir gemacht, daß was uns recht innerlich im Geist des Menschen gefallen kann, nur die Schönheit oder Erhabenheit dieses geistigen Lebens selbst sei. So gehört also unser Urtheil über sittlichen Werth des Menschen gleichsam einem sittlichen Geschmack, einem reinen Schönheitsgefühl. Dabei scheint mir nur bedenklich, daß wir in Sachen des Geschmackes nicht so bestimmt mit einander streiten können und am Ende jeden seinem Gefühl überlassen müssen. Wie ists nun da mit den strengen Anforderungen der Pflichten, bei Ehre und Recht zu bleiben?

Philanthes. Wenn du auf die Lehre, welche ich euch hier mittheile, recht achtest, so wirst du finden, daß sie eine Lehre der Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit für den Menschen sei. Die reine Lehre der Weisheit will nicht dem Stolz dienen, daß ich als der Bessere mich über andere erhebe, auch will sie nicht den Zank schlichten zwischen denen, welche streiten, wer der Bessere sei, sondern sie wendet sich einzig an den

jenigen, der mit dem Entschlusse lebt, reines Herzens zu sein, und der nun für sich selbst fragt, wornach er streben solle.

Das ist hier das entscheidende: fragt der Gutgesinnte, was ihm zu thun sei, so wird er klare Antwort empfangen; fragt er hingegen, wie der Werth eines andern zu beurtheilen sei, so hüte er sich aus Eitelkeit und leerer Neugier die Antwort nicht miszuverstehen.

Unser Urtheil über den sittlichen Werth des fremden Lebens ist allerdings ein solches sittliches Geschmacksurtheil, aber meine darum nicht, daß es sich nur nach unbestimmbaren Gefühlen entscheide. Gemeine freie Naturschönheit ist freilich unbestimmbaren Gefühlen überlassen, aber jede Schönheit, die ein Ideal anerkennt, vor allen die hohe Schönheit, die Schönheit der Seele, von der wir hier sprechen, hat ein festes Gesetz zu Grunde liegen, dem sie voraus huldigen muß, wenn sie soll gelobt werden können. Denke nur an die körperliche Gestalt des Menschen. Muß diese nicht den Bedingungen einer gewissen Regelmäßigkeit des Baues entsprechen, so daß wir ihre feinere Ausbildung nur unter deren Gesetz schön finden können. Eben so sind dem Ideal der geistigen Schönheit die Normen der Ehre und des Rechtes vorgeschrieben, denen jede Geisteskraft huldigen muß, die schön genannt werden darf. Aber die Art dieser Huldigung wird im Leben auf unendlich mannigfaltige Weise in freier Schönheit erscheinen.

So wird es sich dir im Leben zeigen. Ueber Geschicklichkeit oder Ungeschicklichtkeit eines Menschen magst du leicht urtheilen, aber darüber, wer gut oder bös sei, wirst du dir selten die strenge Entscheidung anmaßen. Denn damit fragen wir nur nach dem Innersten des Geistes and wie schwer ist es, den Einfluß des mir fremden in äußern Umgebungen richtig abzuziehen, um das reine Innere zu errathen.

Den ordentlichen, zuverläßigen, brauchbaren Mann, den guten Gesellschafter, den Bescheidenen nennen viele den Guten — aber kann nicht neben alle diesem Feigheit und Charakterlosigkeit bestehen? Es kann darin nicht unmittelbar der wahre Werth des Menschen liegen. Wenn dagegen ein Anderer sagt: „sehe sich ein Jeder vor wie ich; was mir widersteht, schlage ich zu Boden; was ich nicht mit Gewalt erhalten kann suche ich durch List:" so können dennoch in diesem Menschen Mord und Falschheit eine hohe Kraft des Geistes verdecken, welche sich nur in rohen Umgebungen nicht zu gestalten vermochte. Dann wieder im Gegensatz gegen diesen; leicht können Sanftmuth und Friedfertigkeit dem Menschen fälschlich für Feigheit gelten. So zeigte sich mancher unter uns in kleineren Verhältnissen des täglichen Lebens nachgebend und duldsam, dem nicht der Muth fehlte, der nur dies Leben des Streites und der Bemühungen nicht werth achtete. Als aber der Ruf des Vaterlandes erklang, da sprang mit einem mal kühn und frei die Kraft des Geistes vor, das gute Korn ward von der Spreu gesichtet. Nun wird nur wenigen die große Probe zu Theil; wo diese fehlt, bleibt uns dann nur ein Urtheil über Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit des Menschen, darüber ob jemand die Mittel habe sich in der Gesellschaft geltend zu machen oder nicht — der innere Geist seines Thuns bleibt uns aber verborgen.

Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele ist also in jedem Menschen, der den Willen zum Guten hat und wahrhaft etwas taugt. Fragen wir aber weiter: wie wird sich ein solches Leben gestalten? — so können wir die Antwort im allgemeinen erwarten. Hier scheidet sich unser Urtheil über fremdes Leben von den Anforderungen an das eigne. Denn hier hängt alles von der Ueberzeugung ab, welche erst durch Einsicht gebracht und geordnet werden kann. Bei der mangelhaftesten Einsicht wird im rohesten Leben oft die Ergebenheit in das, was ein Mensch für Pflicht hält, und die Aufopferung für diese unsere Bewunderung fesseln, so thöricht bei dem Aberglauben mancher positiven Religionen und den Vorurtheilen der verbildeten Sitte das gleich sein mag, was geschieht. Reiner wird sich freilich im gebildeten Geist Schönheit und Würde des sittlichen Lebens entfalten können.

So wäre also nur unsre fernere Frage für einen Jeden in sich, was sich der Gebildete mit reinem Herzen als das würdige Ziel *seines* Strebens zu nennen habe. Und nochmals müssen wir antworten: die persönliche Würde, der reine Werth des geistigen Lebens ists, was gilt und allein entscheidet.

Woldemar. Ich verstehe dich so: den Willen zum Guten zu haben ist die reine Schönheit des menschlichen Geistes. Fragen wir nun: was ist denn das Gute? so kann nur der gebildete Verstand richtig antworten. Diese Entscheidung ist nicht mehr Sache des Willens', sondern Sache der Einsicht, so daß darin auch der reinste und beste im Erdenleben fehlen und irren kann. Weiter, die gebildete Einsicht wird aber sagen: die reine Erscheinung des geistigen Lebens ist das Gute. An unsern Willen werden nemlich gar mannigfaltige Anforderungen gemacht; wir begehren aus sinnlichen Annehmlichkeiten Genuß und Glück, wir müssen auf vielerlei Weise im Leben für nützliches und brauchbares sorgen, endlich spricht das Gewissen für die Idee des sittlich guten. Nun behauptest du: in allen diesen Anforderungen werde eigentlich unserm Willen nur das *reine geistige Leben selbst* und seine zeitliche Entfaltung zum Ziel gesetzt. Nicht wahr dies willst du uns jetzt noch zeigen!

Philanthes. Ich behaupte: die Ideen des sittlich guten sprechen uns einzig den eignen Werth des geistigen Lebens aus; Geistes Selbstvertrauen, und Bewußtsein seiner inneren Würde sind die einzigen belebenden Gedanken der Tugend. Dieses Gut aber, welches die Tugend will, enthält die einzige selbstständige unmittelbare Anforderung an unsern Willen.

Um dies zu erläutern können wir den Unterscheidungen folgen, welche uns Woldemar angegeben hat. Der Mensch begehrt zu genießen und glücklich zu sein. Wer aber der Glückliche sei oder der Unglückliche, nach welchen Graden diesem oder jenem Menschen das Glück oder Unglück zugetheilt sei, das wissen wir nicht und können wir nicht wissen. Laßt uns nur näher in das Leben hineinsehen; die äußeren Umgebungen allein entscheiden hier nicht und je genauer wir vergleichen, desto mehr finden wir, das alles Maaß desselben keine feste Bedeutung habe. Meinung und Traum, Wahn und Dichtung spielen mit dem Gedanken von Glück und Unglück und rauben jeder Messung den Maaßstab.

Fragt herum, wer dann der Glückliche sei, Einige werden antworten: der reiche, gesunde, mächtige, der unter dessen Händen alles um ihn her gedeiht. Aber wie meinen diese es mit ihrem Spruch? Faulheit, Dummheit, Ehrgeiz und Habsucht können dem so begünstigten alle diese Vortheile wieder rauben, ihn zu innerm Ekel und Unruhe verdammen. Dieser Spruch gilt nicht einem Menschen in sich selbst, sondern nur dem Andern, der ihm zusieht und ihm nun sagen kann: deines Unglücks Schuld trägst du selbst. Wie oft ist nicht der Arme, Kränkliche und Schwache heiterer und zufriedener als jener.

Andere werden sagen: so gilt es nicht! Der geistig Starke ist der Glückliche, der dem es gelingt seines Geistes Kräfte gesund zu entfalten. Wohl! Aber auch hier vergleicht ihr fremdes Schicksal. Jeder der sich nur äußerlich beengt findet und noch mit Stolz in die eigene Brust blicken kann, findet in diesem Selbstgefühl volle Entschädigung. Der Mißvergnügte, dem der Stolz bleibt, er sey der Edle, nur in seinen Umgebungen liege die Verwerfung — schon ein Jeder, der sein Selbst nicht mit dem eines Andern vertauschen will, ist der Glückliche. Der völlig Geistesmatte aber wird nur selten, nur vorübergehend sich seiner eignen Ohnmacht bewußt.

Ich frage weiter: wer ist der Glückliche, der Freudige oder der Trauernde? Wie oft fehlt dem Freudigen die Besinnung, die den Augenblick in Besitz nimmt — dagegen, wie oft verliebt sich der Traurende in seine Trauer, daß eben die Trauer ihm erhabene Sehnsucht und so das Spiel seines Lebens wird. Endlich darf ich euch ja die Trösterin Gewohnheit nennen, die alles ausgleichende. Sie nimmt dem Schmerz den Stachel, der Freude den Glanz, läßt das ungewohnte tausendfach genießen, daß gewohnte leicht ertragen.

Was kann uns also der wol lehren, der aus äußern Umgebungen uns das Glück will suchen lassen? Nur Mittel zum Zweck, von denen noch unentschieden ist, wie sie für den Zweck ausfallen werden. Suchen wir also eine Lehre der Weisheit, welche den unmittelbaren Zweck und Werth des Menschenlebens klar machen soll, so werden wir schon um des hier Gesagten willen nicht zu fragen haben, wie dem Glück nachzujagen sei. Und noch mehr: wird nicht in unsern heiligen Lehren angedeutet, daß weder Genuß und Glück, noch auch Vortheile und Nutzen irgend einer Art dasjenige seien, was der Gebildete das wahrhaft Gute nennen müsse, daß Genuß und Vortheil das nicht sind, was der Mensch im tiefsten Innern begehrt und will, sondern daß im tiefsten Innern des Geistes nur der innere Werth des eignen Lebens genannt wird. Denn. was den ersten wahren Werth hat, wird ja nicht wieder auf ein anderes hinweisen als seinen Herrn, dem es dienen soll, sondern es muß frei sich selbst gelten.

So laßt uns zuerst Genuß und Glück vergleichen. Wir sehen das Menschenleben dem Spiel wechselnder Begünstigungen und Hemmungen durch äußere Einflüße der Natur ausgesetzt — und was ist der Wechsel von Vergnügen und Schmerz anders, als Gefühl dieser Abhängigkeit? Was ist Glück anders, als die sichre Lage des Bedürftigen, in welcher er der Mittel gewiß ist, seine Bedürfnisse befriedigen zu können? Genuß und Glück sind nur äußere Begünstigungen, die uns nicht um ihrer selbst willen gelten können, sondern nur, weil sie dem geistigen Leben des Menschen dienen. Wäre uns dies Leben selbst

gleichgültig, was könnten uns dann die Mittel seiner sichern Anfrischung für eine Bedeutung haben?

Tiefer also als der Wunsch des Genusses liegt in unserm Geist der Gedanke des Werthes, welchen das Leben selbst trägt. Daher können wir unsern Wunsch leicht über das ganze Spiel von Freud' und Leid hinaus deuten. Das eben ist die Beengung des menschlichen Lebens, daß es nur zwischen äußern Hemmungen und Begünstigungen spielen kann; Schmerz und Vergnügen, Genuß und Leiden sind aber die Kinder dieses Spiels. Die Selbstständigkeit eines sich frei gestaltenden, bedürfnißlosen Lebens wäre mehr, höher als alles Glück in befriedigten Bedürfnissen. Ein solches selbstständiges freies Leben würde aber weder Vergnügen noch Schmerz kennen und doch wäre es wünschenswerther als beide.

Vergleicht nur den Gewinn der einfachern Sitten unter den Gebildeten bei uns mit den krankhaften modischen Verbildungen der Völker um uns her.

Es giebt keine höhere Bildung des sinnlichen Genusses und der passiven Lebensfreude als zur sichern und behenden Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse. Jedes künstliche Bedürfniß, welches nur für den Genuß ersonnen wäre, ist Thorheit und das Verlangen nach bloßer Mannigfaltigkeit des Genusses krankhaftes Erzeugniß der Langenweile. Gar einfach sind des Menschen natürliche Bedürfnisse für Nahrung, Wohnung und Familie, alles andere ist künstliche, selbstgewählte Lust mit ihrem Bedürfniß. Wo nun dies Bedürfniß nur dafür ersonnen ist, um es nachher wieder zu befriedigen, da ist ja aller Aufwand dafür eine thörichte Bemühung um selbst geschaffene Noth, die man viel besser sich gar nicht erst bereitete. Nur dadurch können jene künstlichen Bedürfnisse Bedeutung gewinnen, daß sie in der stufenweisen Ausbildung des Geistes dem innern Werth des Lebens selbst zu dienen kommen. So gehören sie in dem gesunden Leben der Ausbildung der Einsicht, des Gemüthes und der geistigen Steigerung der That.

Vergleicht die Gediegenheit unsrer Lebensweise, die wir der Herrlichkeit unsers öffentlichen Lebens danken, mit der modischen Thorheit unsrer verbildeten Nachbarn. Unsre einfache Sitte verschmäht die Weichlichkeit ihrer häuslichen Einrichtungen; uns ekeln jene vielfach gemischten Speisen, die sie für Kostbarkeit halten; uns sind die bunten Kleider, die nicht nach Schönheit sondern nur zur Abwechselung in der Form gewählt werden, größtentheils abgeschmackt, und ihre leere Prachtliebe verächtlich. Unser häusliches Leben dient in gesunder Einfachheit nicht der Pracht sondern der Schönheit. Und eben um deswillen kann sich die Macht der Schönheit in unserm öffentlichen Leben zeigen, die ihnen fremd bleibt. Vergleicht die Größe unsrer Tempel, die Zierde unsrer öffentlichen Plätze, die herrschende tief eingreifende Macht unsrer einfachen Harmonien gegen die tändelnde Künstlichkeit fremder Musik, die nur weichlich süßer Unterhaltung dient und so das ähnliche.

Also nur dem minder Gebildeten, der zu sehr in der sinnlichen Anregung seines Lebens befangen bleibt, können Genuß und Vergnügen um ihrer selbst willen zu gelten scheinen. Jeder hingegen, der sich selbst recht versteht, wird zugeben müssen, daß ihm nicht in Genuß und Glück die Zwecke seines Lebens liegen, sondern daß ein geheimerer Werth des Lebens selbst erst diesem seine Bedeutung mittheilen muß. Wie wollten Genuß und Freude des Menschenlebens innerer Werth sein, da jeder in der höchsten Erhebung des Gefühls, in frommer Ergebung sich über alles Spiel von Glück und Unglück gehoben findet. Wo durch Andacht und Vaterlandsliebe in Aufopferungen der Einzelne seine Ehre findet, da spricht des Geistes höhere Wahrheit und alle jene kleine Sorge wird verworfen.

Hiermit ist denn vollständig ausgesprochen, daß des Menschen Werth nicht in dem liegt, was er leidet, sondern in dem, was er thut. Von dem, was er thut, wird aber ferner nicht das den wahren Werth bestimmen können, worin sein Leben irgend einer Dienstbarkeit unterliegt, sondern nur das, worin es sich mit eigner Schönheit gestaltet. Denn daß im Nutzen und Vortheil nicht der letzte Zweck des Menschenlebens enthalten sei, versteht sich von selbst. Wie Geräthe und Werkzeug nur dafür gelobt werden mag, daß es einem ihm vorgeschriebenen Zweck diene, so ist es ja mit allem Vortheil und Nutzen; hier ist nie vom ersten Zweck, sondern nur von Mitteln die Rede.

Dies wäre leicht begriffen. Es hängt aber damit eine Lehre vom Eigennutz und der Selbstsucht zusammen, welche bei verbildeten Völkern, in denen eine nicht nur rohe sondern niedrige Denkungsart zur öffentlichen Meinung geworden ist, vielen Beifall fand. Dort sagten die Lehrer der Weisheit, daß man mit Selbstsucht und Eigennutz nicht nur den Menschen am sichersten zu leiten vermöge, sondern sogar, daß Selbstsucht und Eigennutz die einzigen unmittelbaren Antriebe aller menschlichen Handlungen seien. Nun wollen wir diesen gern zugeben, daß wie man den Stier nicht fein zu zügeln suchen wird, mit dem Zaum des edleren Rosses, eben so rohe Menschen und hinterlistige anders geleitet werden müssen als Männer von edler Denkungsart. Wenn aber jene Lehrer der Weisheit ihre thörichte Lehre so reichlich mit Beispielen aus ihren Umgebungen zu belegen wußten, so lag der Fehler nur daran, daß man dort nicht verstand, den Geist zu bilden und vorzüglich, durch das öffentliche Leben das Leben der Einzelnen zu regeln. Eben dadurch, daß dort die öffentliche Meinung voraussetzte, nur durch abgefeimte Pfiffigkeit sei unter den Menschen etwas auszurichten, verschaffte man erst der niedrigen Selbstsucht den Sieg.

Otto. In dem, was du, edler Greis, hier lehrst, ist mir vieles sehr klar. Ich sehe leicht, daß im Nutzen und Vortheil der Mensch den Werth der Dinge nicht unmittelbar finden kann, da diese sich ja nur als Mittel ankündigen. Ferner, wenn es gleich zur Bildung eines rohen Menschen noch so nöthig ist, ihn von Selbstsucht und Eigennutz abzumahnen, ihm dagegen eine uneigennützige Schätzung der Dinge zu zeigen und lebendig zu machen: so sehe ich doch nicht nur ein, was hiermit schon gesagt ist, daß Selbstsucht nicht der letzte Zweck im Leben des Gebildeten ist, sondern auch daß für eine richtigere Beurtheilung selbst des rohesten Lebens sie nicht als letzte Quelle der menschlichen Interessen angegeben werden kann. Nur ein sehr mangelhaftes Urtheil könnte sich mit der Auskunft: Ich will eben mich selbst, begnügen, da sich offenbar immer noch weiter fragen läßt, was will ich denn von mir selbst? und worin gefalle ich mir?

Allein so gut ich dies im allgemeinen einsehe, so bleibt mir darin eine Schwierigkeit, daß am Ende doch wieder Selbstsucht und Vortheil alle Geschäfte der Menschen ordnen. Wo werde ich denn im regelmäßigen Verkehr anders als nach diesem Maaßstab Hülfe, Arbeit, das Werk eines Andern messen?

Philanthes. Auf deine Worte, tapfrer Jüngling, ist mehrerlei zu erwiedern. Die zuletzt ausgesprochene Schwierigkeit hast du dir durch deinen Begriff vom Geschäft des Menschen erst selbst gemacht. Du verstehest ja unter diesem Geschäft und Verkehr nur die Arbeit der Menschen und den Austausch auf dem Markt. Jeder bietet da dem Andern das Werk seines Fleißes zum Austausch und fordert dafür die angemessene Vergeltung. Auf dem Markte muß der Eigennutz herrschen, das ist nicht Folge einer falschen Selbstsucht, sondern Forderung der Gerechtigkeit. Jeder trägt da das Seinige zur allgemeinen Arbeit der Gesellschaft bei und nur unter dem Schutz gerechter Vergeltung kann und soll dieser Verkehr bestehen. Auf dem Markte soll der Eigennutz herrschen; dieses Kaufen und Verkaufen gehört zum gesunden Leben des Volkes. Aber dieser Markt ist ja nicht das ganze Menschenleben, er gehört der Arbeit, zu der wir gezwungen sind, die aber selbst nur dem Leben dient. Was treibt den Handwerksmann zur harten Mühe und Last, wem wird willig der heißeste Kampf, die bitterste Aufopferung geweiht? Siehe doch selbst nur ins rohere Leben der Menschen! Sorge und Mühe der Mutter für ihr Kind, des Vaters für den Unterhalt der Familie sind die Sclaven der Selbstsucht? Und die Werke des Gemeingeistes, wo Vaterland und Ehre in den Kampf führen, wo der heilige Eifer für die Altäre eines Volkes herrscht! Keiner unter Euch wird so stumpfen Gedankens sein, dies aus Selbstsucht und Eigennutz erklären zu wollen.

Otto. Sehr richtig, ich dachte nur an gemeine Arbeit und vergaß die Seele des Menschenlebens, der selbst alle Arbeit dient.

Philanthes. Doch können wir deine Bemerkung auch noch von einer andern Seite betrachten. Eben um der Arbeit willen sind Eigennutz und Selbstsucht das unentbehrliche Werkzeug aller menschlichen Thätigkeit, den nur durch Vermittlungen kann der Mensch seine Zwecke erreichen. Vermögen und Kräfte muß jeder einzelne sammeln, um sich seine Stelle in der Gesellschaft zu schaffen und sie zu behaupten. Hier ist ihm nur sein Werk aufgegeben in der Scheidung von dem der andern, dafür muß er selbstsüchtig sein. Aber alle diese Selbstsucht, dieser Eigennutz sollen eben Werkzeug sein für die höhern eigentlich geltenden Zwecke, und welche diese sein zu erforschen, das ist des höchsten Preißes werth.

Wenn einige es unwürdig finden, daß jeder nur für sich selbst, lobenswerth aber, daß jeder für alle andern sorge und dieses zum Grundgedanken des wahren Werthes menschlicher Handlungen machen wollen, so können wir ihnen ironisch erwiedern: was ist denn für ein Gewinn dabei? Nach der einen Vertheilung wird jedem die Sorge für sein Wohl durch eine theilweise aller andern gewährt, nach der andern einfachern Vertheilung bleibt jeder bei sich selbst, so daß in beiden Fällen jeden doch nur so viel zu Theil wird, als eines Mannes ganze Sorge beträgt. In der That nemlich ist die Ermahnung gegen die Selbstsucht gar keine reine Lehre der Weisheit,

sondern nur ein guter Rath der *Klugheit*, für den wir etwa an Dschingiskahns Bündel Pfeile errinnern können; vereinigte Kraft wirkt mehr als getheilte. Damit soll bedeutet seyn: wer nur lauter und rein recht für sich zu sorgen weiß, nicht in dem, was ihm Natur und Menschen zu geben haben, sondern in dem, was ihm *zu thun* sei, der thut daran das beste. Ich muß sorgen, was ich thun soll — aber wo erfahre ich, was dies sei? Darauf kommt es an. Wir haben mit der Rede für und wider den Eigennutz auf keinen Fall den rechten und tiefsten Grund unsrer Lehre gefunden. Diesen finden wir nur, wenn wir einem Jeden scharf die Frage stellen, *worin er sich denn eigentlich selbst gefallen könne*? Und nun wird die Antwort nur in dem, wie er sein Leben den Idealen geistiger Schönheit zu nähern wisse.

Fragt jemand freilich nur die Lebensklugheit, wie Menschen zu bestimmten Thaten zu leiten seien: so ist die Antwort, vermagst du sie nicht für deine Sache zu begeistern, so unterhandle mit ihrem Eigennutz. Wir aber fragen ja hier die Weisheit: welche That denn als die gute gefordert werde? da gilt die einzige Antwort: die That, die das Werk der Tugend ist.

Nun bliebe uns also zuletzt noch die Frage: welches ist denn das Werk der Tugend! Was wird die gebildete Einsicht der Tugend als Zweck und Ziel anweisen? Und widerum ist die Antwort: Geistes Selbstvertrauen und Selbstständigkeit. Das geistige Leben soll rein in die Erscheinung treten, denn in ihm selbst trägt es den innern Werth als die Schönheit der Seele. Vergleichet nur alle Ideale der Sittenlehre, ob sie nicht auf denselben Gedanken zusammen stimmen.

Wir nennen Wahrheit, Schönheit und das Gute als die Grundgestalten des wahrhaft lobenswerthen Lebens, so aber, daß die Anforderung des Guten ihren eignen höchsten Spruch hat, dem jeder andere sich unterordnet. Und wie entspringen uns diese Ideen? Einzig aus der Aufgabe der schönen Gestaltung unsers geistigen Lebens.

Wahrheit ist das Gesetz der Erkenntniß. Erkenntniß aber ist die erste Grundlage des geistigen Menschenlebens. Die Idee der Wahrheit fordert, daß der Mensch innere Klarheit des Gedankens gewinne, sich die Einsicht selbst schaffe und dieser Ausbildung der Einsicht und jeder Art der Erkenntniß theilt sie einen unmittelbaren innern Werth zu, weil in ihr das Leben unsers Geistes sich selbst gestaltet.

Im Leben unsers Geistes ist nun neben der Erkenntniß Gemüth das zweite und die That das dritte. Wo aber das Gemüth sich unabhängiger von der That gestaltet, da ist das Reich der Ideen des Schönen. So offenkundig auch die Macht dieser Schönheit dem Gebildeten unter uns sein mag, so blieb das doch bei andern Völkern lang ganz anders. Wie reine Schönheit überall der Ankündigung der Ideen des göttlichen Lebens in uns diene, ja wie der Mensch einzig in ihr das Göttliche fasse, das ist wieder nur durch die Herrlichkeit unsers öffentlichen Lebens und die Einfachheit unsrer Religionslehre uns so viel leichter klar geworden und muß es noch mehr und allgemeiner werden, wenn sich die Einweihung unsrer Jugend aller falschen Bilder enthält.

Die Reinheit unsrer Dichtung in ihrer Schilderung der allgewaltigen Macht, der tiefen frommen Bedeutung aller Naturschönheit, in ihren einfachen Idealen der sittlichen Kraft der Liebe und Freundschaft; die einfache Größe unsrer Baukunst, die reine Form unsrer Bildhauerei und Mahlerei und die reine Erhabenheit unsrer Musik spricht uns in unserm öffentlichen Leben das Wesen der Begeisterung und den Geist der zur Andacht führt, weit lebendiger und klarer aus, als in den Gebräuchen anderer Völker. Die rohe und freche Widerspenstigkeit der Gemüther gegen diese feinere Ausbildung des Schönheitsgefühls ist der schlimmste Widerhalt für die verbildete Sitte unsrer Nachbarn.

Die Ideen der Wahrheit und Schönheit haben also darin ihren Werth, daß sie der Entfaltung des geistigen Lebens selbst gehören. Allein die eigenste Kraft der Seele ist die der That. Daß diese durch Erkenntniß und Trieb des Gemüthes geführt werden muß, giebt der Wahrheit und Schönheit erst in Unterordnung unter die Ideen der That den wahren innern Werth. Einsicht und Geschmack, welche diesen Gesetzen der Wahrheit und Schönheit gehorchen, sind eine eigne Zierde des geistigen Lebens; doch sind die Ansprüche an das Leben der Menschen sehr verschieden, je nachdem dem Einzelnen seine Lage in der Gesellschaft geworden, je nachdem er seinen Beruf ergriffen hat. Die reinen Ideale der That hingegen sprechen jeden auf die gleiche Weise an, und diese machen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit in jeglichem ihrer Ideale nur den Gedanken des Selbstvertrauens und der geistigen Selbstständigkeit mit dem Bewußtsein der Würde des menschlichen Geistes geltend.

Für die Probe des feinsten Gefühls der Ehre nichts zu vergeben, dem Rechte des andern nichts zu nehmen, in frommer Ergebung die höhere Bedeutung des Menschenlebens anzuerkennen — diese Anforderungen entspringen mit ihrer heiligen Nothwendigkeit ja einzig aus der innern Hoheit des Geistes, sind mit deren Bewußtsein ganz einerlei.

Und alle jenen andern Zierden des sittlichen Lebens, die Lauterkeit der Gesinnung, alle jene durch Mäßigung zu erhaltende Reinlichkeit, Unschuld und Tüchtigkeit des Lebens, wir loben sie, weil sie der Selbstständigkeit des Geistes dienen; die Ideale der Liebe aber und der Freundschaft von den fernsten Berührungen der Theilnahme zur Familienliebe, zu den engsten Banden der Freundschaft, zur heiligen Gluth des Gemeingeistes — wir loben sie, weil in ihnen die Würde des Geistes im fremden Leben anerkannt, die Macht des Geistes im Menschenleben geltend gemacht wird.

So ist also der Gedanke der Würde des Geistes, der Gedanke des Selbstvertrauens der *eine*, welcher alle Ideale des sittlichen Lebens erzeugt. Und wie ists nun mit diesem, wie gilt er dem Menschenleben? Wir werden jetzt einig sein für das, was ich vor euch behauptet habe. Mit der Idee unserer inneren geistigen Würde sind uns die Anforderungen der Tugend so gegeben, daß jeder Gebildete sich sagen muß, wie oft auch Roheit, Verbildung und Mangel an Kräft ihm seinen reinen Willen vereiteln mögen, so wünsche und wolle er doch im tiefsten Grund des Herzens selbst einzig, daß sein Leben diesen sittlichen Idealen entspreche, ihnen gemäß sich zur Erhabenheit und Schönheit der Seele gestalte.

Streng gebietend steht der Gedanke erhabener Anforderungen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit vor deiner Seele, aber es ist dieses Gebot ja nicht ein fremdes Gebot, unter das dich ein anderer zwingt; es ist der reinste Gedanke deines eignen Geistes, dessen heilige Nothwendigkeit dir nur deinen eignen wahrsten Willen nennt! Lerne nur dich selbst verstehen und du findest, daß dein eigner Wille, Würde und Kraft deines eignen Wesens das hier allein geforderte sind.

Arthur. Sehr klar, sehr leicht zu fassen ist die schöne Wahrheit deiner reinen Lehre. Wenn der Mensch sich recht besinnt, so muß er finden, Glück und Geschicklichkeit sind nie, was er im tiefstsen Grunde und wahrhaft will. Beide sind nur Mittel für andere Zwecke sind nur das dienende für unsern Willen. Fragen wir dann: wo zeigt sich die herrschende Gewalt des sich selbst geltenden Zweckes, des wahren innersten Willens? — so ist die einzige Antwort: in der innern Kraft des Geistes selbst und deren schöner Gestaltung.

Julius an Eugen *).

Du schüttelst den Kopf, lieber Eugen, zu meiner Philosophie, meinen Träumen, meiner Freundschaft mit Evagoras. Mir aber träumt immer mehr, daß das zu manchem gut werden solle und wohl schon zu manchem gut sein mag. Lies hier einmal wieder eine treue Erzählung. Du kennst den Grafen D. der hier in Rom viel Geld verthut, mit seinem fröhlichen und liederlichen Leben. Die Landsmannschaft hat mich zuweilen mit ihm zusammengebracht und dann oft genug seinen Spöttereien über mein nüchternes, mönchisches Leben ausgesetzt. Neulich fiel ihm gar ein, mir zu Ehren ein Trinkgelage in seinem Geschmack zu veranstalten. Evagoras trieb mich hinzugehen. Als wir hinkamen, trafen wir eine Gesellschaft meist aus jungen Künstlern bestehend schon in wilder fröhlicher Bewegung. Ein derber junger Mahler mit schwarzem krausen Haar führte vorzüglich das Wort. Ich erzähle dir das genauer, am Ende findest du schon warum. Mein Held stritt sich mit andern Mahlern. Da bewunderte einer die glänzenden Farben der Venetianer, ein anderer die Treue der Niederländer, wieder einer die strenge Zeichnung der Römer, lobte einer den Paul von Verona, ein andeer den Titian, noch einer das Licht des Corregio. Mein Held fuhr wild dazwischen: Ist und bleibt doch lauter Lumpenkram; ich geb euch nichts für eure Deutschheit und Niederländerei, ja von allen Italienern nur Michel Angelos Kraft und Raphaels Andacht mag gelten. Da habt ihr die ganze Armuth eurer Kunst; heilige Engel, heilige Kinder, fromme Weiber — aber selbst der reinen Liebe hohes Ideal sucht ihr vergebens. Was ist diese ganze Kunst gegen die Plastik der Griechen! Aber auch dort, so viel vollendet herrliches von Zeus zum Apollon, zum Adonis: von der Here zur Aphrodite — keiner fand der Jungfrau hoch erhabenes Ideal, unbefriedigend bleibt jedes Bild der Pallas. Doch immer drauf, staunt ihr nur an; kommt vor Bewunderung nicht zu euch! Denn welch ein Held ist dort der kleinste gegen euch ihr Nachpinsler von Pinslern. Wer vermag unter euch etwas Eige-

---

*) Aus „Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele. Ein philosophischer Roman von Jacob Friedrich Fries. Th. I. Heidelberg, 1822.

nes? Kopiren und ewig kopiren, darin lebt euer heiliger Geist. Oder meint ihr erfinden zu können? Das kommt mir vor, wie die Erfindung unserer Professoren und Rectoren, welche den Catilinas unter ihren Schülern gegenüber ganz neue ciceronianische Reden erschafft. Aus sechs alten Bildern ein neues zusammenzustoppeln ist eure ganze Erfindungskunst.

Die Gesellschaft schien sein Schelten wohl gewohnt zu sein, doch dies wurde persönlich beleidigend. Unser Wirth fürchtete Streit entstehen zu sehen und trat mit dem vollen Becher dazwischen: „Laß sein, Krates," sagte er, „denen hast du es nun schlimm genug gemacht! Stoß an, Freiheit und Gleichheit! gieb auch uns unser Theil; schlag den Fürsten und Grafen die Kronen auf dem Kopf zusammen, wenn nur der Wein bleibt!" Erbittert antwortete jener: Mit oder ohne Wein, kommt Zeit, kommt Rath! Weg von Pinsel und Palett ins Leben sollten wir hineinziehen, mit drein schlagen, daß der Jammer ein Ende nähme in Sieg oder Tod. — Schnell wurde dies Gespräch so wild, daß D. bedauerte, den Ton angestimmt zu haben. Doch bald ließ er nach der Gelegenheit des Hauses, in dem wir waren, die Gesellschaft bunter werden. Krates sprang unwillig über eine Reihe Tische und setzte sich in eine Ecke des Saals allein zum Wein. Wir ließen die andern machen und gesellten uns zu ihm. Seltsam behalte ich hier auch einmal Gesellschaft, grüßte er uns. „Wie kommts, daß deine Rolle geendigt hat, schlagen dich die Mädchen aus dem Felde?" erwiederte ich. Wie es trifft, antwortete er, es scheint euch wie mich! Da mustre die einmal der Reihe nach. Sieh dort die große schöne Römergestalt; schlage ihr den Kopf vom Rumpf, der Wuchs ist, daß sie dem Bildhauer zum Muster stehen konnte. Aber dann blick einer ins Gesicht, welcher du willst. Der thierisch verzerrte Zug dieses Völkchens ekelt mich an. Meinen Spaß habe ich an der Lust der elenden Gesellen. D. mochte es nicht leiden, daß wir uns absonderten und nöthigte uns zu den übrigen zurück. Hier veranstaltete er künstliche, zum Theil pantomimische Tänze. Darin zeigte sich der Künstler Talent besonders in immer veränderter Gruppirung und Drapperie, worin einer den andern überbot. Es war anfangs eine gefällige Unterhaltung. Krates nahm Theil, ich lobte ihm die Kunst. Schaffe uns nur Köpfe auf unsre Helden und Heldinnen, entgegnete er. Bald nahm der Wein überhand, wir zogen uns mit Krates zurück und man ließ uns ruhig. Wir kamen wieder auf die Kunst zu sprechen. Unter andern sagte Krates; Da in aller der Gemeinheit vor euch seht ihr das rechte Ebenbild unsrer jetzigen Kunst. Platon wollte im Eifer alle Dichter und Pfeiffer aus seiner Republik verbannen. Wenigstens wir für unsere Dichter, Pinsler und Pfeiffer könnten ihn darum loben. — „Evagoras," fiel ich ein, „ihr scheint euch gut zu verstehen. Krates scheint die Verachtung alles Leichtsinns und aller rohen Schilderung in der schönen Kunst mit dir zu theilen."

„Ja meinst du es nicht wie ich," sagte Evagoras dem Krates, „daß nur im heiligen Ernst schöne Kunst gedeihen kann, in der feinsten Reinheit und Reinlichkeit des Geistes? Was soll uns denn alle die Gemeinheit des Lebens auf der Leinwand oder im Buch? Das sieht man draußen eben so und lebendig dazu. Nur das Ideal lohnt der Mühe der Darstellung.

Krates entgegnete: ihr seht leicht, wie wir auf diese Erbärmlichkeiten gekommen sind. Die schielende Geilheit unserer Dichter, die sich hinter Sittenlehren zu verstecken sucht, ist freilich das Elendeste bei der Sache und der entgegen bekommen wir die offenherzige Liederlichkeit. Ueber alle jene Lügen lobe ich mir freilich bei weitem die kräftig gesunde Schilderung der Lust und ihres Leichtsinns bei Heinse oder Göthe, Ludwig Caracci's lüsterne Scenen und Rubens Ganymed. Aber was soll uns das Ganze in der Kunst? Wer das braucht, der findet es ja im Leben selbst. Soll der Künstler etwa dienen, um die Phantasie der Eingesperrten und der Impotenten zu kitzeln? Ich möchte die Künstlerzucht fassen und führen, sie sollten mir daran gedenken! Haben denn Homer und Sophokles diesen Genius der Geilheit mit allem Gesindel in seinem Gefolge um die Begeisterung anflehen müssen, auf daß sie Dichter würden? Legt es Shakespeare je im Ernst auf diesen Spaß an? Ja ich wage es dreist zu behaupten, auch ächte griechische Plastik war keusch. Nur spätere verdorbene Zeiten wohl gar die Römer haben die Schweine und Sperlinge in den Olymp eingeführt mit ihrem weichen, fetten Antinous. — Ja wohl entweder heiliger Ernst für die Kunst, mit dem sie ehedem hocherhabenen Idealen der Religion diente — oder es bleibt ihr nur nichtsgeltende, verächtliche, gemeine Handwerkerei!

So unterhielten wir uns lange gut mit ihm. Wir kamen spät nach Haus. Ich schlief wenig und mir ward am andern Morgen schlecht zu Sinn. Evagoras kam früh zu mir, forderte mich auf, den Krates aufzusuchen, seine Arbeiten zu sehen, etwa einiges bei ihm zu kaufen zur Aufmunterung. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er mir nach alle den lieblichen früheren Vorstellungen nun diese widerwärtige Erinnerung des gestrigen Abends ins Leben geworfen hätte. „Muß man da nicht hindurch? erwiederte er, „ich lobe mir den Mann rein in der That; Reinheit und Reinlichkeit der unangetasteten Phantasie ist Schmuck der ersten Jugend, der männlichen Kraft steht sie schlecht. Hier will Erfahrenheit gelten."

Wir kamen darüber ins Gespräch. Ich lobte ihm die Unschuld mit ihrer lieblichen Zartheit der Phantasie, die einmal verloren nicht wiederkehret. „Das steht schön im Buch," antwortete er, „anspruchlos entfaltet sich die Blume dem schmeichelnden Licht, spielt in glänzenden Farben wenige Tage mit dem freundlichen Leben und welkt wieder hin. So geht die Unschuld an uns vorüber sich ihrer unendlichen Schönheit unbewußt. Rühre sie nicht an, sie ist eine Heilige, aber ein sterblicher Engel und eben im Menschenleben wird dies Heilige nur allzuleicht entweiht. Einmal verloren ist sie dem Leben entfremdet, den die Blüthe welkt nicht neuer Blüthe Platz zu machen, sondern der Frucht.

Unschuld nicht zu haben, sondern zu affektiren, ist die widerlichste aller Arten von Affektation, eine Lüge, die sich nie dem Auge entziehen kann, denn so ganz kehrt der Verstand mit seiner Kunst nie wieder in die Natur des Kinderlebens zurück. Ich meine aber der müßte wenig Kraft und Leben haben, der über diese jugendliche Unschuld der Phantasie hinaus sich nicht mehr noch der Bildung seines Wesens erfreuen kann. Doch verstehe mich ja nicht unrecht! Es ist ein großer Unterschied zwischen dieser Unschuld der Phantasie, die in Unwissenheit und Unerfahrenheit solcher Dinge besteht und der Unschuld noch unentweihter, unangeregter Begierde. Diese Unschuld der Begierde zu verlieren ist hier ein Verderbniß der feinern Geistesbildung und innern Gesundheit des Gemüths; ihr Verlust ist das Unglück so manches, sonst schönen Geistes. Dieses Verlustes Verdammniß nemlich ist Lüsternheit, welche das Werkzeug des Teufels wird.

Damit nun das jugendliche Gemüth Festigkeit des Geistes gewinne zum Schutze dieser Unschuld, werde ihm gerade Erfahrenheit, den gesunden Geist wird diese vor Lüsternheit bewahren.

Sonst, Lieber, gar weit im Leben langt dieser Streit ums Zart- und Reinlichthun, von dem Widerwillen, die Hand nach schmutzigem Küchengeschirr auszustrecken, bis zu den blutigen Waffen. — Still sitzen und sachte thun ist mir in den Tod verhaßt, zugreifen und eignen Willen haben, das lobe ich mir allein!

Ich fuhr fort: „So manches habe ich schon mit dir philosophirt, gieb mir doch auch einmal über dieses Thema der Liebe so recht in Ordnung deine Meinung!" Er antwortete: „Darüber habe ich mir neulich etwas aufgeschrieben, ich will dir das mittheilen, laß es uns besprechen." Wir verschoben den Gang zu Krates auf den andern Tag, fuhren nach Tivoli hinaus, nahmen uns den Wasserfällen gegenüber einen ruhigen Platz, und er zog sein Papier hervor und fing an zu lesen:

In alle diesem sittlichen Leben, wo es nicht nur auf die strengen Forderungen der Ehre und Gerechtigkeit, sondern meistens auf die feinere Zierde geistiger Schönheit und Reinlichkeit ankommt, stimmt die gewöhnliche Unterweisung schlecht zum nachfolgenden Leben. Die Regeln der Keuschheit und alle verwandten Anforderungen sittlicher Reinheit werden dem jugendlichen Gemüth unter der schärfsten Form der Pflichtgebote vorgestellt, als ob sie gleichsam das am strengsten verwahrte unter allen sittlichen Geboten seien.

Kommt aber das wirkliche Leben zur Vergleichung, so findet sich allzu vieles im Widerspruch mit diesen Vorschriften. Ihr heiliger Ernst muß dem jungen Gemüth verdächtig werden, indem die unbedingte Strenge ihrer Anforderung die Vergleichung mit dem Leben nicht aushält, und das wird dann nur allzu leicht Nichtachtung der jugendlich eingeprägten Vorschriften der Sittlichkeit zur Folge haben, zu geistig unreinlichem, ausgelassenem Leben verführen. Ist aber das Zutrauen zu der Strenge jener Vorschriften bei den so feierlich behandelten Lehren der Keuschheit einmal verschwunden, wie leicht wird dann auch anderes verdächtig? Wie oft sehen wir dann junge Leute von diesen Ausschweifungen endlich zu gänzlicher Unrechtlichkeit, zu Lüge und Betrug, zu ganz charakterlosem Leben heruntersinken. Es wird also höchst wichtig den ächten Geist dieser Gebote und Verbote recht fein zu fassen. Dafür sage ich nun zunächst: damit daß unsre Tugend der Keuschheit und unsre Heilighaltung der Ehe heilige unverbrüchliche Pflicht sei, stimmt das Leben der Völker auf keine Weise. Wollen wir auch allen Widerspruch unsers Lebens mit diesen Vorschriften schlechthin als pflichtwidrige Schandthat bezeichnen, so würde doch ein ähnliches Urtheil über fremdes Leben der Geschichte gegen über zur baaren Lächerlichkeit.

Bedenke nur die Sitten der gebildetesten Völker um uns

her. Wie viele kennen unsre Idee männlicher Keuschheit gar nicht, oder was wußten griechische und römische Männer davon. Sollten wir uns nun da mit neu entdeckter Pflicht gegen die herrlichsten Charaktere des Alterthums brüsten? Das eben wird lächerlich. Wer kann sagen, daß der gebildete Römer pflichtwidrig handelte, wenn er hier der offenkundigen Sitte seines Volkes folgte. Eben so die Beschränkungen unserer Ehe, daß etwa bei uns der Mann zur Zeit nur eine Frau nehmen darf. Vergleiche damit das Leben gebildeter Mahomedaner in den mittlern Ständen, ja selbst das Leben der Kaffern. Offenbar thut dort der Mann recht, der sich nach der bessern Sitte seines Volkes richtet. Geschieht etwa dort der ersten Frau Unrecht, wenn der Mann die zweite ins Haus führt? Keineswegs! Gar oft wird sie es ihm danken, daß er ihr eine Gehülfin und Gesellschafterin ins Haus brachte, die ihr das Leben erfreut und erleichtert.

Das nemlich ist hier das entscheidende: nicht auf Pflicht und deren strenges jedem Menschen unverbrüchliches Gebot sollten wir den guten Rath, den wir in diesen Dingen dem Einzelnen oder den Völkern zu geben haben, stellen, sondern nur von der Schönheit des geistigen Lebens sollte die Rede sein.

So wäre denn für unsere Betrachtung die erste Bemerkung, daß wir hier nur von der Befriedigung eines sinnlichen Triebes sprechen, die für sich selbst sittlich weder Werth noch Unwerth hat. Für diesen ist, wie für den der Befriedigung von Hunger und Durst, Mäßigkeit die einzige nächste Anforderung für Klugheit und Sittlichkeit zugleich. Mäßigkeit, damit die Gesundheit geschont, damit die Rohheit solcher sinnlichen Begierden im Leben nicht übermächtig, damit edlerer Trieb nicht von ihr überwältigt werde, damit der Wunsch, Verlangen und Streben des Menschen das höhere Ziel nicht verlieren, indem sie nur diesen niedrigern Anforderungen gehorchen.

Thut das Leben eines Menschen dieser Mäßigkeit und Mäßigung genug, so wird die unmittelbare Anforderung der Pflicht an diese Triebe befriedigt sein. Unter mannigfaltigen Formen können sich also hier Sitten und Gebräuche der Völker gestalten: ohne daß sie das unbedingte sittliche Verbot trifft. Herrlicher steht freilich die Rose und Lilie im Garten als die unscheinbare Blüthe des Grases, doch zeigt auch diese dem genauen Beobachter ihre eigenthümliche Schönheit. Selbst mancher Lais und Aspasia wirst du Schönheit des Gemüthes nicht absprechen können, wenn ihr gleich die Würde der Matrone fehlt.

Ich unterbrach ihn: Du gefällst mir mit dieser Schonung des Guten, welches auch in den rohen Formen des Menschenlebens und seinem bedeutungslosen Leichtsinn sich noch zeigen kann, auch sehe ich wol, daß du noch lange nicht ausgesprochen hast: allein ich weiß schon nicht, warum du nur diese Ansicht der Befriedigung eines sinnlichen Triebes an die Spitze stellst, ob sie gleich unstreitig das erste dieses Verhältnisses ist. Wollen wir Keuschheit und Ehe sittlich oder rechtlich beurtheilen, so fällt ja jedem ins Auge, daß diese erste sinnliche Befriedigung nur etwas sehr untergeordnetes ist. Offenbar giebt ja das der Sache die Wichtigkeit, daß hiervon mit Familie und Kindern die Erhaltung des Menschengeschlechtes abhängt.

Er erwiederte: Hätte ich zum Anfang der Betrachtung dieses letztere gewählt, so hättest du mir eben so leicht die umgekehrte Einwendung machen können. Ich habe den unmittelbarsten s i t t l i c h e n Anspruch an die Lebensverhältnisse zuerst genannt, du verlangst den unmittelbaren r e c h t l i c h e n Anspruch zum ersten. Zwischen beiden liegt ein schlimmer Streit über Schuld und Unschuld, eben die Ausbildung des Triebes betreffend, den wir hier nicht entscheiden werden, dessen genauere Erörterung wir den Aerzten und Pädagogen überlassen können. Ich wählte diesen Anfang, weil da kurz zu entscheiden ist: jede bestimmte Anforderung an Sitten und Lebensgewöhnung, die über Mäßigkeit und Mäßigung hinausgeht, ist nicht unbedingt als Pflicht auszusprechen.

Gehen wir nun zu deinen Gedanken über, zur rechtlichen Ansicht der Sache, so wird diese für sich eben so wenig befriedigen, wie wohl sie jedem Einzelnen unter uns eine so tüchtige Belehrung giebt, das wir nur dieser zu folgen haben, um aller Strenge des Lebens genug zu thun.

Allerdings sind Familien und Kindererziehung dem Gesetzgeber ein so wichtiges Verhältniß im Menschenleben, daß er wohl darauf bedacht sein muß, hier seinem Volke strenge Gesetze vorzuschreiben. Fragst du nun aber: was fordert die Gerechtigkeit vor allem positiven Gesetz, eben erst für die Errichtung desselben, daß hier verfügt werde: so wirst du über das Bedürfniß gesellschaftlicher Ordnung hinaus nur hören, auf eine fest und taugliche Art soll für die Kinder gesorgt werden. Ueber Keuschheit, Ehe und Ehelosigkeit wird aber alles Recht erst durch das positive Gesetz kommen. Wie der Gesetzgeber und die Gewohnheit dieses in einem Volke geordnet haben, so kann es zu Recht bestehen, mit Monogamie oder Polygamie, strengern oder minder strengern Anforderungen der Keuschheit. Du wirst da eben sowohl ein rechtlich geordnetes römisches oder mahomedanisches Familienleben denken können als unser christliches. Ja es ließe sich vorschlagen, dies ganze Band ehelicher Privatverhältnisse an gar kein positives Gesetz zu knüpfen, und es könnte so gar bei höherer Bildung im Volk eine solche Gesetzgebung unter die bessern gehören, indem ohne allen Zwang des Rechtes, das feinere Gefühl sich selbst überlassen bliebe. Willst du die Geschichte näher vergleichen, so wirst du ungeachtet aller Verschiedenheit roher oder feinerer Gestalten des Familienlebens doch bei allen Völkern die Ehe finden. Ueberall läßt der herrschende Gebrauch das Weib in ausschließlichen Besitz des Mannes kommen und suchst du den Grund dieses allgemeinen Rechtes, so wird er sich hauptsächlich darin zeigen, daß nur nach dieser Ordnung dem Manne eigne Kinder gehören. Der Wille der Männer eigne Kinder zu haben wird die Grundlage dieser ganzen Gesetzgebung sein, wenn auch durch Verbildung in seltenen Fällen diesem widersprechende Einrichtungen vorkommen sollten.

Mögen nun hier Sitten und Gebräuche unter den Völkern gleichförmig oder ungleichförmig gefunden werden, ich behaupte, daß in allen diesen Dingen jedes bestimmte Recht oder Unrecht unter den Menschen nur von positiver Abmachung sei, der Wahl der Völker überlassen bleibe. Es giebt hier keine unbedingte sittliche Vorschrift der unverbrüchlichen Pflicht und ihres Rechtes, sondern, abgesehen von der Sorge für die Kinder und deren Recht, bleiben alle Dinge der Keuschheit und Ehe, den Sitten der Völker überlassen. Es geht also alles Recht hier nur hervor aus dem Versprechen, welches sich Mann und Weib geben, indem sie sich zur Ehe verbinden, oder aus der unmittelbaren Verordnung des Gesetzes.

Obgleich aber dem so ist, obgleich hier alles Recht positiven Ursprungs gefunden wird: so wirst du doch jedem Menschen nach seiner Lage in seinem Volk sehr strenge Anforderungen der Gerechtigkeit in diesen Dingen erwachsen sehen. Eheliche Treue entspringt hier als eine unverbrüchliche Pflicht, welche jeden an die Sitte und öffentliche Meinung seines Volkes bindet, der nicht zum Betrüger werden mag.

Du wirst das Recht dieser ehelichen Treue mannigfaltig verschieden finden, nach der Verschiedenheit der Sitten unter den Völkern, es ist den Mahomedanern, es war den Römern ein anderes als uns. Was hier oder dort die Sitte nicht fordert, das war zur Ehe nicht versprochen, daran wird also kein Recht verletzt. Aber das merke dir wohl: Gesetz und Sitte unsers Volkes geben uns hier das Gesetz, uns bindet strenges Recht an die edlere öffentliche Meinung in unserm Volke. Wer deren Gesetz bricht, wird untreu, wird Betrüger an Braut oder Weib.

Ich fiel ihm ein: Du hast mir wohl sonst gezeigt, wie alles bestimmte Recht unter den Menschen aus positiven Satzungen hervorgeht, das gilt denn auch für diese Forderungen der Gerechtigkeit. Damit hast du mir hier klar gemacht, daß wir dem Einzelnen nach seiner Lage in seinem Volke leicht nachweisen können, was in diesen Dingen der Keuschheit, die Ehre, die Pflicht von ihm fordern. Uns bleibt aber noch die allgemeine Frage: Sitte gegen Sitte, Volk gegen Volk, welche Gestalt des Lebens ist die bessere, schönere?

Er erwiederte: Ja siehest du, das ists eben, wohin ich wollte. Fragst du nur für den unbedingten sittlichen Spruch der Pflicht, was hier gefordert werde, so heißt es Mäßigkeit und Mäßigung; fragst du für das Volk, was das Recht fordere, so heißt es, was ihr zum Rechte selbst erhoben habt, mag auch als Recht gelten. Aber mit alledem hat der über diese Dinge Philosophirende den Spruch noch nicht gefunden, den er eigentlich sucht. Dafür dürfen wir weder nach strenger Pflicht noch nach strengem Recht die Entscheidung suchen, sondern die bedeutsame Frage ist: was wird für die Schönheit des öffentlichen Lebens der Völker hier der Sitte und dem positiven Gesetz von der Weisheit zum Ziel gesetzt? Auf diese Frage werden die Ideale der edlern Ausbildung des geistigen Lebens unter den Menschen, die Ideale der Liebe und Freundschaft antworten. Entscheidet also gleich hier nicht Pflicht, deren nothwendiges unverbrüchliches Gesetz jedem Menschen das gleiche sein muß, so sollen doch im Familienleben die zartesten Blüthen geistiger Schönheit gepflegt werden.

Ohne erst nach Brauchbarkeit zu fragen, findest du den Werth des Familienlebens unmittelbar in ihm selbst. Welcher Reichthum schöner Gestalten des Lebens liegt in der Freundschaft zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herrn und Gesinde!

Es mag den geschlossenen Familienkreisen wohl mit Recht nachgesagt werden, daß sie in unsern Völkern der öffentlichen Jugend und dem Gemeingeist Abbruch thaten durch ihr getrenntes Privatinteresse. Aber dieser Fehler liegt nicht in der Familie, sondern im erbärmlichen Geist unsers öffentlichen Lebens; nur in verbildeten Völkern wird die Familie solchen

Schaden stiften und diese Krankheit wird nicht zu heilen sein, indem man das gesunde, was dies Völkerleben noch hat, das Familienleben, niederdrückt, sondern nur dadurch, daß man den schwachen Theil, das öffentliche Leben, besser nährt und stärkt.

Familie pflegt und bildet uns in ihrem engern Kreise die zartesten Blüthen der Privattugend. In ihrer geheiligten Freistatt haben Freundschaft und alle zartern Tugenden der Liebe und Theilnahme den Schutz gefunden, den ihnen der Eigennutz auf offnem Markte versagt. So wirst du in unserm Völkerleben dem Heiligthum der Familie alle tiefere und feinere Geistesbildung selbst den Schutz des ächten Charakters anvertraut finden.

Du wirst in der Geschichte bestätigt finden, daß gesunder Geschmack und reines Gefühl für die Schönheit des Lebens, für sittliche Geisteskraft, für Rechtlichkeit im öffentlichen Leben nur da gedeihen, wo das Recht der Familie heilig gehalten wird. Leben hingegen die Vornehmen im Cölibat oder sonst ausser der Ehe, so wirst du in solchen Völkern gleich einen Geist der Menschenverachtung, der Tücke und Gewaltthätigkeit herrschend werden sehen.

Diesem gemäß nun, meine ich, sei zu beurtheilen, welche Gestalt von Sitte und Gesetz die lobenswertheste genannt werden müsse, und dann wirst du leicht bemerken, daß für Sicherheit und Festigkeit der Familie überall der größern Strenge der Einrichtungen der Vorzug gebührt.

Was ich dir hier über die Schönheit des Familienlebens sage, wird dir als ein Beispiel dienen für die Beurtheilung aller feinern Verhältnisse des sittlichen Lebens. Fragst du den Erfolg im Leben, worauf es dem Menschen ankommen müsse, so wird dir zur Antwort: daß er sich die Macht, das Geschick, die Klugheit schaffe, seinen Willen zu haben, seinen Mann zu stehen. Leicht aber bemerkt das sittliche Urtheil dagegen, daß dies doch den innern Werth des Menschen nicht entscheide daß der Mensch vielmehr für diesen sich selbst, dem eigenen Willen, das Gesetz geben müsse, welches ihn der Pflicht unterwirft, so daß er im Gehorsam gegen die Pflicht allein den sittlichen Charakter zeigen kann.

Worauf kommts nun an für die Feinheit dieser sittlichen Ausbildung? Ich sage: vor allem auf die reine Bildung des Gefühls zu innerer Lauterkeit und Herzlichkeit, damit der Mensch nicht nur habsüchtig und herrsüchtig strebe, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, sondern daß ihm der innere Wille werde, zu ächter Seelenstärke und geistiger Schönheit zu gelangen, daß er sich selbst nur in Vergleichung mit den Idealen der Schönheit der Seele gefalle.

So wird den Jüngling nicht nur das unwiderstehliche Gebot der heiligen Pflicht führen, sondern es werden ihn auch die Göttin der Schönheit und ihre Grazien an Blüthenketten zu fesseln vermögen.

Ich sprach dazwischen: Ich meine dich zu verstehen. Bleiben wir nun noch beim Familienleben. Ist nicht unter den zarten Blüthen seiner Tugenden unsre christlich romaneske Liebe die zarteste. Ist es nicht deren Dienst, daß wir uns alle die strengen Gesetze der Reinlichkeit des Lebens vorschreiben? Was meinst du, ist diese Liebe, die das Leben unserer Romane und meist der Roman unsers Lebens ist — hier nicht das höchste sittliche Ideal?

Er antwortete: Nehmen wir es auf die Probe! Was ist eigentlich das sittlich bedeutsame in dieser Liebe zwischen Mädchen und Jüngling?

Vieles von dem, was in unsrer Dichtung den ersten Vortheil gewährt, will ich dir gleich streichen. Ich rede nicht vom Lob der Unverbrüchlichkeit und Unwiderstehlichkeit dieser Leidenschaft für ein ganzes Leben, die ist in den Roman hineingelogen; ins Leben aus dem Roman hinein phantasirt. Für des Lebens Ernst würde diese Leidenschaft nachher schwacher Bürge sein, wenn ihr nicht milde Freundschaft zu Hülfe kommt. Jenes treu sein der ersten Minne ist ein verführerisch falscher Gedanke im Gedicht; da wird das Wort auf eine passive Gefühlsstimmung des Affektes gegeben, von der der Mann wissen muß, daß niemand ihrer Meister bleibt, da wird dem Leben in seinen beweglichsten Elementen eine Unwandelbarkeit zugemuthet, die ihm nicht gehört. Im Leben giebt dieser Traum nachher nur Verbindungen wie die in Göthe's Wahlverwandtschaften, aus denen man sich wol gar durch den Hungertod wieder heraus hilft. Nur der Freundschaft, die aus der Liebe erwächst, soll die Treue huldigen, diese vermag der Schwur zu heiligen. Also für die Heiligkeit ehelicher Freundschaft, deren Reinheit und Treue mache der Schwur verantwortlich — denn diesem Schwur steht etwa in der Unwiderstehlichkeit einer neuen Leidenschaft nur ein Gespenst im Wege. Leidenschaftliche Liebe ist dem Mann von Kraft nicht unwiderstehlich; die Unwiderstehlichkeit trifft nur den Schwachen oder den Gelangweilten. Du triffst in der Dichtung und in phantastischen Lebensverhältnissen freilich leicht und oft eine solche Gewalt leidenschaftlicher Liebe, daß sie ein ganzes Leben unumschränkt beherrscht; du siehst gar manche so mit Glück, Verhältnissen und Pflichtgefühl vergebens kämpfen und immer in der unglücklichen Gewalt einer solchen Leidenschaft bleiben. Aber glaube mir, daß dies im Leben des Menschen nicht Schicksal sondern Wahl ist. Gar mancher Gedanke kann im Leben der Menschen eine Macht bekommen, die ihn dem Menschen lieber macht als das Leben selbst, ist solch eine Wahl einmal thöricht getroffen, so ist dies Leben an jenen Gedanken verloren. Wie leicht kann also, wie oft wird die blühendste herrlichste Phantasie des jugendlichen Lebens, die Phantasie der ersten Liebe und ihrer Freundschaftsideale, der Mittheilung und Hingebung, diese Gewalt über das Leben bekommen. Aber glaube mir: es fängt alle solche Leidenschaft nicht mit blinder Macht des Gefühls, sondern mit selbst gewählter Stimmung der Phantasie und Nachgeben an diese an. Der Mann, der für innere Bildung des Geistes oder für Ehre und Vaterland ein edles Werk des Lebens zu ergreifen weiß, wird nie blindlings dieser Gewalt der Leidenschaft erliegen. Wenn freilich diese Gemüthsbewegung der Verliebtheit die einzige lebendige Gewalt in der Seele ist, wenn jemand, ohne sie nur Langeweile kennt, so wird dieser leicht an sie verloren gehen, einem kindischen Leben erliegen, welches nur durch den Wahn unsrer Romane geadelt ist. So denn vor allem entschuldige keiner den Bruch der Treue mit dieser Macht der Leidenschaft. Dem Ruf der Ehre, der hier entscheidet, vermag jeder Mann zu folgen.

Denn es ist, was hier das Verderben und die Untreue bringt, nicht das Edle, Begeisternde in der Liebe, sondern eine hinzutretende niedere Begierde nach dem Besitz, die gar keinen höhern geistigen Werth hat. Frage einmal genauer: Was entzündet die reine Begeisterung der Liebe, welche erst die Sehnsucht nach inniger geistiger Vereinigung, nach dem vollsten Vertrauen mit dem einer im andern, für den andern leben will — hervorbringt?

Es ist in dieser Liebe eine Sehnsucht nach Genuß und Besitz. Aber die ist es nicht, was hier gilt, die ist es nicht, was den Zauber der Begeisterung in seiner vollen Reinheit bringt. Vergleiche nur der Dichtung reinste Ideale! Schillers unübertroffene Gemälde! Mit der ersten noch so delicaten Behandlung, die anfängt schlüpfrig zu werden, ist der reine Zauber des Gemäldes verschwunden, wenn schon die lüsterne Phantasie an Unterhaltung gewinnt. Nur in der vollen Unschuld entzückt das hohe Ideal. So ist es auch im Leben! Das reine begeisternde Gefühl erwächst uns nur aus der reinen Auffassung der Schönheit im fremden Leben. Wie die Begeisterung bei dem Anschauen eines schönen Gemäldes, entspringt auch diese hier. Aber hier ist das Schöne selbst lebendig und mir gleich. So muß zu reiner Liebe des Wohlgefallens am fremden Leben sich bald die Sehnsucht nach der Vereinigung gesellen.

Das volle Ergreifen der Schönheit im fremden Leben abgesehen von jeder andern Begierde ist es allein, was dieser Begeisterung das edle, das hohe geben kann. So lebt die Liebe am reinsten, heitersten, herrlichsten in der ersten Entfaltung des jugendlichen Lebens. In der Knospe lebt die Hoffnung voll für die kommende Blüthe und Frucht. So ist das Knospenleben der sich eben entfaltenden Jugend, das Leben der der Ahndung und die ungetrübte Erscheinung der Schönheit selbst. Das ist der animalische Magnetismus mit seinem Zauber des Blicks. Was ist uns entzückend Herrlicheres in der Natur als die Unschuld des eben aufblühenden Mädchens! Der Geist des Menschen ist gleichsam am schönsten beim wohlgeführten Jüngling oder Mädchen, in der Zeit der sich entwickelnden Mannbarkeit mit dieser unschuldig bewegten ahndungsvollen Phantasie, der Empfängerin erhabener Blüthenträume, die nicht mehr kindisch, sondern mit dem ersten ernsten Blick ins Leben sich unbewußt in der Tiefe des Geistes bewegen.

Du findest auch eine Liebe der Bewunderung, mit der der Mann dem ausgebildeten Weibe leidenschaftlich huldigt. Diese aber ist eine gefährliche Leidenschaft, bei der der Mann sich fälschlich unterordnet; deren Zauber bald als Irrthum dastehen wird, wenn man sich näher kommt. Jener gleiche jugendliche Enthusiasmus wird sich hingegen williger noch und nach in die Freundschaft verwandeln, die hier allein das festere sittlich zu erhebende ist.

Du siehst also, ich finde in den Idealen der romanesken Liebe eine feine Zierde unsers geistigen Lebens, allein das wahrhaft ansprechende und herrliche darinn ist eine Blüthe des jugendlichen Lebens, welche zu einer edleren Frucht reifen soll für die volle Wohlgestalt des Lebens.

Ich gebe dir daher hier zweierlei zu bedenken. Einmal nemlich die reine und hohe Bedeutung der Liebe ist nicht vom Geschlechtstrieb abhängig, auch ohne ihn wird die leidenschaftliche Liebe im Leben erscheinen. Denke an die Mut-

terliebe, die Liebe der Greise gegen Kinder und jene leidenschaftliche Freundschaft bei den Alten, die des Epaminondas heilige Schaar beherrschte, welche Platon als die höchste Schönheit der Seele preist.

Ferner zum zweiten bedenke, daß aller dieser Schmuck des tiefen und gebildeten Gefühls in leidenschaftlicher schöner Liebe Affekt ist, der nicht besteht. Daher lebt hier der Geist der Gerechtigkeit, die ächte sittliche Kraft der Seele nur in den Idealen der Freundschaft, der wechselseitigen Anhänglichkeit durch Achtung und volles Vertrauen, wo dein Geistesauge klar in das Innerste der Seele deines Freundes blickt. Zu dieser Freundschaft werden wir nur durch die That, durch das Werk des Lebens verbunden; diese Freundschaft fordert gesellschaftliche Begeisterung für gemeinschaftliche Zwecke im Leben. Ihr Wahlspruch ist: Einer für den Andern, beide für die Idee!

Wer den heiligen Ernst dieser Freundschaft nicht kennt, der kennt auch die geistige Schönheit des Gefühls nicht. Sie soll Mann und Weib, Familie und Kinder verbinden; ja nur in diesem Geist der Freundschaft waltet der Geist Gottes mächtig unter den Völkern.

So wenig, lieber Evagoras, sprachen wir noch von der Freundschaft! sagte ich ihm. Laß sie uns leben, nicht besprechen, antwortete er, schön ists als Leser sich einen Posa denken; groß ists ihn gedichtet zu haben; wäre es aber nicht auch eine Aufgabe, ihn zu leben?

Unsre Unterhaltung war am Ziel und somit am Ende.

Johann Christoph Fröbing

ward am 3. Mai 1746 zu Ohrdruf im Herzogthume Sachsen-Gotha armen Eltern geboren, entwickelte schon früh glückliche Fähigkeiten, namentlich für Musik und vermochte daher, sich während seiner Bildungsjahre auf dem Gymnasium sowohl, wie der Universität zu Göttingen, seinen Unterhalt selbst zu erwerben. Nach vollendeten Studien verlebte er einige Jahre als Hauslehrer und ward dann Hofcantor und Conrector an der neustädter Schule zu Hannover. 1795 erhielt er eine Pfarre zu Lehrte, welche er 1799 mit dem zweiten Predigeramte zu Markoldendorf vertauschte. Hier starb er am 25. Januar 1805.

Von ihm erschien:

Kalender für das Volk. Hannover 1783 — 1805.
Der Jugendgesellschafter. Stendal 1784.
Luther. Hannover 1785.
Der Volkslehrer. Nürnberg 1787 — 88 2 Thle.
Die Bürgerschule. Hannover 1788 — 1800. 4 Thle.
Gedichte. Leipzig 1791.
Der Menschenbeobachter. Bremen 1796.
Georg Treumann. Hannover 1796.
Heinrich Dornfelden. Göttingen 1797.
Gespenster- und Hexenbüchlein. Hannover 1798.
Das angenehme Mancherlei. Celle 1799.
Nützliches Lesebuch. Celle 1803.
Adolph von Edelherz. Celle 1803.
Hanne Luise Oppermann. Stendal 1805.

Ein zu seiner Zeit mit Recht sehr geschätzter Volksschriftsteller, dessen Werke, weil er den einzig richtigen Ton genau zu treffen und zugleich zu unterhalten und zu belehren verstand, namentlich in den unteren Ständen sehr gern gelesen wurden und viel Gutes bewirkten.

Regina Frohberg

ward am 4. October 1783 zu Berlin jüdischen Eltern geboren und hieß vor ihrer Verheirathung Rebecca Salomon. Sie vermählte sich 1801 mit einem Herrn Friedländer, ließ sich aber, da die Ehe keine glückliche war, von demselben scheiden, und trat, den Namen Regina Frohberg annehmend, zum christlichen Glauben über. Seit dem Jahre 1813 wählte sie Wien zu ihrem Wohnorte.

Sie gab heraus:

Luise. Berlin 1808.
Schmerz und Liebe. Wien. N. A. 1815.
Erzählungen. Wien. N. A. 1817.
Verrath und Treue. Wien. N. A. 1816.
Das Opfer. N. A. Wien 1815.
Darstellungen aus dem menschlichen Leben. Wien 1814.
Die Brautleute. Wien 1814.
Bestimmung. 2 Thle. Wien 1814.
Das Gelübde. 2 Thle. Wien 1816.
Gustav Sterning. Wien 1817.
Theater. 2 Thle. Wiesbaden 1817 — 1818.
Kleine Romane. 2 Th. Wien 1819.
Herbstblumen. Wien 1817.
Entsagung. Wien 1824. N. A. 1830.
Der Liebe Kämpfe. 2 Thle. Leipzig 1827.
Die Rückkehr. 2 Bde. Frankfurt 1824.
Stolz und Liebe. Brünn 1820.
Einzelne Erzählungen in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w.

Eine talentvolle Erzählerin, die das Leben und das menschliche Herz genau beobachtet hat und wohl zu schildern versteht, jedoch hin und wieder manierirt und geziert wird und sich nicht immer strenger Correctheit befleißigt. Die reinen und edeln Gesinnungen, welche sie in ihren Schriften offenbart, wiegen jedoch diese Fehler vollkommen auf.

Friedrich Carl Fulda

ward am 13. September 1724 zu Wimpfen, wo sein Vater Diakonus war, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart und wurde darauf ein Zögling des theologischen Stiftes in Tübingen, wo er nach vollendetem Cursus sich die Magisterwürde erwarb. Dann lebte er von 1748 bis 1750 als Feldprediger bei einem holländischen Regimente, studirte später noch eine Zeitlang zu Göttingen und wurde 1751 Garnisonprediger auf der Feste Hohenasperg, so wie 1758 Pfarrer zu Mühlhausen an der Enz und 1787 zu Enzingen, wo er am 11. December 1788 starb.

Er schrieb:

Ueber die zwei Hauptdialekte der deutschen Sprache Leipzig 1773.
Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter. Halle 1776.
Versuch einer allgemeinen Idiotikensammlung. Berlin 1788.
Ueberblick der Weltgeschichte. Augsburg 1783.

Natürliche Geschichte der Deutschen und der menschlichen Natur. Nürnberg 1795.
Ulphilas gothische Bibelübersetzung u. s. w. herausgegeben von J. C. Zahn. Leipzig 1805.
Einzelne Abhandlungen und Beiträge in Zeitschriften u. s. w.

Ein äußerst gründlicher und scharfsinniger Sprachforscher, dessen Bemühungen und Leistungen, trotz den Fortschritten, die seitdem auf diesem Gebiete gemacht wurden, bleibenden Werth behalten.

Georg Gustav Fülleborn,

der Sohn eines Criminalrathes zu Großglogau ward daselbst am 2. März 1769 geboren, erhielt seine erste Bildung auf der hohen Schule seiner Vaterstadt und studirte Theologie und Philosophie zu Halle. 1791 ward ihm das dritte Diakonat bei der lutherischen Gemeine zu Großglogau ertheilt, doch gab er die geistliche Laufbahn auf, um sich gänzlich dem Lehrfache zu widmen und nahm demgemäß eine Professur an dem Elisabeth-Gymnasium zu Breslau an, wo er leider schon am 6. Februar 1803 starb.

Seine deutschen Schriften sind:

Musäus Volksmährchen. 6r Theil. Halle 1789.
Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Züllichau 1791 — 95. 6 St.
Papiere aus Heno's Nachlaß. Züllichau 1792.
Bunte Blätter. Berlin 1795.
Kleine Schriften. Breslau 1797 — 98. 2 Sammlungen.
Rhetorik. Breslau 1802. 4. A. besorgt von Menzel 1820.

F. bewährte sich in seinen philosophischen Leistungen als ein sehr scharfsinniger und gründlicher Forscher; in seinen übrigen Schriften zeigte er große Gewandtheit und eine sehr glückliche und gefällige Darstellungsgabe. Seine Lehrbücher, namentlich seine Rhetorik, haben sich als höchst zweckmäßig und brauchbar erwiesen.

Gottfried Benedict Funck

ward am 29. November 1734 zu Hartenstein im Schönburgischen geboren, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem Prediger, und besuchte dann die hohe Schule in Freiberg. Auf der Universität Leipzig vertauschte er 1755 das Studium der Theologie, dem er sich anfangs gewidmet hatte, aus gewissenhafter Bedenklichlichkeit mit dem der Rechtsgelehrsamkeit, und ging dann 1756 als Erzieher der Kinder des berühmten J. A. Kramer (s. d.) nach Kopenhagen, wo er sich sehr wohl befand. Im Jahre 1769 kehrte er nach Deutschland zurück und ward anfangs Lehrer, dann seit 1772 Rector an der Domschule zu Magdeburg. 1785 ernannte ihn die preußische Regierung in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um das Schul- und Erziehungswesen zum Consistorialrath. Er starb am 18. Juni 1814 nach langem segensvollem Wirken, auf das höchste verehrt von seinen dankbaren Schülern, deren er während einer vierzigjährigen Amtsführung eine große Zahl gebildet, die seinem Andenken ein bleibendes Denkmal durch eine wohlthätige, seinen Namen führende Stiftung für arme Studirende, sowie durch die Aufstellung seiner Büste in der Domkirche zu Magdeburg, stifteten.

Seine Schriften sind:

Kleine Beschäftigungen für Kinder. Kopenhagen 1766. N. A. Magdeburg 1772.
Gedanken von dem Nutzen richtig getriebener Philologie in Schulen. Magdeburg 1774.
Du Bos kritische Betrachtung über die Musik und Malerei. Kopenhagen 1760. N. A. Breslau 1769.
J. H. Schlegel's Abhandlung über die Vorzüge und Mängel des Dänischen, verglichen mit dem Deutschen. Schleswig 1764.
Gesammelte Schriften, nebst einem Anhange über F's Leben und Wirken. 2 Thle. Berl. 1820.
Einzelne (vortreffliche) geistliche Lieder in Zollikofer's und J. H. Stolle's Sammlungen; Aufsätze und Abhandlungen in Cramer's nordischem Aufseher, Gerstenbergs Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur u. s. w.

Ein vortrefflicher Schulmann, der unendlich viel Gutes, jedoch mehr practisch, als durch Schriften, wirkte, zumal die bedeutendsten unter diesen nur Uebersetzungen fremder Werke sind.

Carl Wilhelm Ferdinand von Funck

ward am 13. December 1761 in Braunschweig geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung zuerst auf der Schule zu Wolfenbüttel, dann seit 1778 auf dem Carolinum seiner Vaterstadt, wo er sich eben so sehr durch rastlosen Fleiß wie durch glückliche Fähigkeiten auszeichnete. Im Jahre 1780 ging er als Lieutenant bei dem Garde du Corps-Regimente in sächsische Dienste, nahm jedoch, obwohl zum Adjutanten avancirt, bereits 1785 wegen Mißverhältnisses mit seinen Vorgesetzten, den Abschied, und privatisirte, wissenschaftlichen Forschungen lebend, bis 1791, wo er auf Veranlassung des Generallieutenants Grafen von Bellegarde, in ein neu errichtetes sächsisches Husarenregiment eintrat. Er wohnte von nun an sämmtlichen Feldzügen, an welchen Sachsen Theil nahm, bis zum Jahre 1813 mit wechselndem Glücke bei, erwarb sich jedoch fortwährend ausgezeichnete Verdienste um den Staat, avancirte von Grad zu Grad und zog sich zuletzt nach Wurzen zurück, wo er im Kreise seiner Familie ein ruhiges Leben genoß und sich mit Vorliebe geschichtlichen Forschungen zuwandte. Hier starb er am 7. August 1828 als K. Sächsischer Generallieutenant, Doctor der Philosophie und Ritter mehrerer Orden.

Er schrieb:

Geschichte Kaiser Friedrichs II. Züllichau 1792.
Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge. Leipzig 1821 — 24. 4 Thle.

Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Corps unter General Regnier im Jahre 1812. Dresden 1830.

Gründliche Forschung und eine sehr elegante und gediegene Darstellungsweise, zeichnen von F's Schriften, vorzüglich die Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge äußerst vortheilhaft aus.

Zur Geschichte des Feldzugs von 1806.*)

Das Geschrei: die Franzosen kommen! hatte unter den Equipagen, den Trains, und leider auch unter den Truppen die größte Unordnung zuwegegebracht. Als der Adjutant (Major von Funk), von seinem Chef abgeschickt, bei den Truppen ankam, fand er das Dragonerregiment Prinz Albrecht mit der Fronte gegen Jena aufmarschiert, und den Generallieutenant von Zezschwitz, Bruder des Commandirenden, bemüht, Ordnung herzustellen. Er ließ sogleich die Dragoner wieder vorrücken, führte sie, um das Aufsehen zu vermeiden, hinter der Stadt weg, und begab sich zu dem commandirenden General, der so eben mit dem Fürsten Hohenlohe von dem Bivouakplatze an der Weimarischen Chaussee zurückkam. Der Fürst war sehr aufgebracht; den ersten Urheber des Allarms hat man so wenig entdeckt, als die Seite, woher das Geschrei eigentlich gekommen sei. — Schon war es dunkel, als eine Meldung einging, der Feind habe Naumburg besetzt. Der General von Zezschwitz hielt es für Pflicht, diese Nachricht sogleich weiter zu befördern; aber der Adjutant, der sie überbrachte, wurde von dem Fürsten Hohenlohe mit ziemlich beleidigenden Ausdrücken empfangen; die Sachsen, hieß es, würden wohl wieder aus Furcht Gespenster gesehen haben, wie heute Nachmittag. Der Adjutant schwieg, äußerte aber im Vorzimmer gegen den Obersten von Massenbach und Major von Röder sein Befremden über diese unfreundliche Aufnahme, und da Beide billig genug waren, seine Gründe zu hören, nahm er Gelegenheit, sie selbst aufmerksam auf die Folgen zu machen, welche das Betragen des Fürsten gegen den Sächsischen General haben müsse. Er stellte ihnen vor, daß entweder seine Durchlaucht diesen General mit einigem Vertrauen beehren, oder ihn ganz als nicht gegenwärtig betrachten müsse. Wenn aber der Fürst fortführe, seine Befehle, ohne Vorwissen desselben, unmittelbar an die untergeordneten Generale oder Stabsofficiere ergehen zu lassen, so könne der commandirende General unmöglich für die Ausführung verantwortlich seyn. Man bescheide sich gern, daß einzelne dringende Fälle Ausnahmen machen dürften, aber auffallend bleibe immer die gänzliche Unbekanntschaft mit dem Gange der Dinge, worin man den Sächsischen General absichtlich zu erhalten schiene, da es ihm doch nicht gleichgültig seyn könne, wenigstens diejenigen Maßregeln zu erfahren, die man zum Schutze Dresdens, Leipzigs, und aller jenseits der Saale liegenden Provinzen genommen hätte.

Ein Officier vom zweiten Bataillon Prinz Clemens, der sich zu Fuß aus Erfurt geschlichen hatte, kam an, und meldete, daß dieses Bataillon von Saalfeld aus dorthin gekommen wäre, wo der General Rüchel sich weigere, es aus der Stadt zu lassen, und es zum Festungsdienste gezwungen habe. Bei diesem auffallenden Ereignisse entschloß sich der commandirende General, Gebrauch von seinem Ansehen zu machen, indem er dem Bataillon gemessene Ordre stellte, sofort auszumarschiren, und zu den übrigen Sächsischen Truppen bei Jena zu stoßen. Der General Rüchel wendete nichts ein, als der Major Kändler ihm diesen Befehl anzeigte, und ließ gleich die Thore öffnen. Es war also bloß ein Versuch gewesen, die bekannte Nachgiebigkeit der Sachsen zu benutzen.

Der Durchzug der Truppen durch Jena dauerte die ganze Nacht, und erst den 12. früh 4 Uhr marschirten die Letzten, das Grenadierbataillon von LeCoq und zwei Bataillons Thümmel, nach mehr als 48stündigem, ununterbrochenem Marsche, und schon seit einigen Tagen ohne Brod, durch Jena. Sie konnten aber den angewiesenen Lagerplatz nicht erreichen, weil die ganze Straße in dem engen Mühlthale mit Wagen bedeckt war; sie bivouakirten daher auf einem steinigen Boden ohne Feuer, ohne Stroh und ohne Lebensmittel, und suchten in der kalten, feuchten Herbstnacht durch ausgegrabene rohe Kartoffeln und Rüben eine armselige Nahrung.

Alle diese Umstände bewogen den commandirenden General, einen Rapport an den Churfürsten zu machen, welchen er, nachdem er den erlittenen Verlust in den Gefechten von Schleiz und Saalfeld, am 9. und 10. October, in soweit man davon unterrichtet war, angezeigt hatte, mit folgenden Worten schloß. „Nach dreitägigen beschwerlichen Hin- und Hermärschen, rückt eben jetzt das Corps in eine Stellung bei Jena, und allem Ansehen nach ist eine große Entscheidung nahe. Möge sie, ungeachtet des traurigen Schwankens aller Maßregeln, des ewigen Wechsels der Plane, und der daraus hervorgehenden fürchterlichen Erschöpfung der Truppen, glücklich ausfallen!“ Mit diesem Rapporte ging ein Feldjäger in der Nacht vom 11. zum 12. ab, konnte aber, da die Franzosen bereits in Kösteitz waren, nur mit Noth der Gefangenschaft entgehen, und seine Depeschen nicht nach Dresden bringen.

Am 12. früh um fünf Uhr wurde der Adjutant, der am Abend vorher die Meldung, daß die Franzosen in Naumburg wären, gemacht hatte, zu dem Fürsten Hohenlohe berufen, der ihn, noch im Bette liegend, sehr freundlich aufnahm. Der Vorwand war, ihm die Preußische Proclamation zu übergeben, von welcher man sich große Wirkung auf die Truppen versprach, und ihm zu sagen, er möchte doch den General Zezschwitz bewegen, dem Infanterieregimente Prinz Xavier eine kleine Erinnerung zu geben, weil sich dieses bei Saalfeld nicht gut gehalten hätte. Zwar ließ der Fürst dem Infanterieregimente Churfürst Gerechtigkeit wiederfahren, doch nicht ohne Seitenbemerkungen über die Sachsen im Allgemeinen, denen er die Niederlagen bei Schleiz und Saalfeld beimaß; doch setzte er entschuldigend hinzu, sie wären noch unerfahren und nicht aguerrirt, man könne von ihnen nicht fordern, was Truppen, wie die Preußen, leisteten, und bei beiden Gelegenheiten bereits geleistet hätten; wenn sie länger mit diesen zusammenseien, dann würde sich Alles schon selbst finden. Der Adjutant stellte hierauf dem Fürsten ehrfurchtsvoll vor, daß er hoffe, Se. Durchlaucht würden eine bessere Meinung von dem Betragen der Sachsen bei Saalfeld fassen, wenn er bestimmtere Nachrichten, als die, welche die jugendlichen Adjutanten des Prinzen Louis darüber gegeben hätten, eingegangen wären; und was den Vorgang bei Schleiz beträfe, so sei doch wohl nicht ausgemacht, ob das kleine Tauenziensche Corps in der genommenen Stellung sich gegen die Uebermacht hätte halten können. Da übrigens der General Tauenzien selbst zugegen wäre, so müsse der Sächsische General wünschen, von diesem nur einige Nachricht über das Betragen der Truppen zu erfahren, und dieses um so dringender, da er nicht ganz mit ihnen zufrieden zu seyn schiene. Der Fürst erwiederte darauf, es sey besser, dergleichen nicht zu untersuchen, und ohne den Adjutanten zu Worte kommen zu lassen, ergoß er sich eine halbe Stunde lang zuerst in Lobeserhebungen des Grafen Tauenzien, der sein Zögling wäre, erzählte darauf von dem einjährigen Kriege, wo er „sich in Ansehung der Bravour frei gerichtet habe,“ und daher gewiß competenter Richter sei, und ging dann zu sehr schmeichelhaften persönlichen Aeußerungen über. Als der Adjutant diese ablehnte, und den Fürsten bloß ersuchte, von dem Ganzen eine bessere Idee zu fassen, antwortete dieser: „Ich habe keine schlechte Idee von Euch, ich kenne Euch besser, als Ihr Euch selbst kennt; Ihr habt eine Menge verborgener Schätze, aber es fehlt Euch die Wünschelruthe, sie zu finden.“ Er fing hierauf an, von dem commandirenden General zu reden, und forderte den Adjutanten auf, ihm zu sagen, „was er mit dem Manne anfangen solle, der ihm die Truppen muthlos machte?“ Der Zeitpunct schien dem Adjutanten zu wichtig, um durch Rücksichten, die ihm bei jeder anderen Gelegenheit Stillschweigen auferlegt haben würden, einer offenen Erklärung aus dem Wege zu gehen. Er räumte die zu bekannte große Aengstlichkeit seines Generals ein; berief sich aber auf die ebenso bekannte Bereitwilligkeit und Tapferkeit desselben. Er versicherte, daß in entscheidenden Momenten der General sich nicht beleidigt finden würde, wenn Se. Durchlaucht ihm einen mit Ihrem Zutrauen beehrten Officier zusenden wollten, um seine Unternehmungen zu lenken, und schlug dazu den Adjutant des Preußischen Generalstabes, Grafen Einsiedel, vor, dessen Kenntnisse und Discretion ihn dazu besonders fähig zu machen schienen. Da der Fürst dies für zu auffallend hielt, ersuchte er ihn, entweder ihn selbst, oder einen anderen Sächsischen Officier des Generalstabes, den Obersten von Gutschmidt, oder den Major von Egidy, mit seinen Absichten im Allgemeinen bekannt zu machen, und diesen bei dem General zu lassen, damit er ihm, der so sehr gern guten Rath annähme, in zweifelhaften Fällen beistehen könne, welches ja ganz unmöglich wäre, so lange man nicht eine allgemeine Uebersicht des Planes hätte, und folglich bei jeder Gelegenheit Gefahr liefe, etwas Verkehrtes zu beginnen. Der Fürst erwiederte darauf, den Major Egidy brauche er selbst nothwendig zu anderen Geschäften, und dem Obersten Gutschmidt hätte er versprochen, ihn nie von seiner Person zu trennen, er werde daher den Adjutanten selbst von Allem unterrichten, und überhaupt, da er sich vorgenommen hätte, den Sachsen die Ehre des Hauptschlages zu überlassen,

---

*) Aus: Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts von Dr. F. Bran. — Augustheft 1834, S. 247 — 306.

sie in Person anführen. So lange bis er selbst bei ihnen erschiene, würde auf dem Puncte nichts Wichtiges vorfallen, wegen aller kleineren Anordnungen aber verlasse er sich auf den Adjutanten, den er für die pünctliche Ausführung aller seiner Befehle verantwortlich mache, da er, wie der Fürst wisse, das Zutrauen des Generals in einem höhern Grade besitze, als der Oberst Gutschmidt und der Major Egidy, und er (der Fürst) ihn selbst besser kenne, als die übrigen sehr geschickten und braven, ihm aber so gut als völlig fremden Personen des Sächsischen Generalstabes. Auf die Frage: ob er nun zufrieden sei, oder noch etwas anzubringen habe? dankte der Adjutant für das ihm bewiesene gnädige Zutrauen, und glaubte nur noch wegen des Brodmangels der Truppen ein Wort hinzufügen zu müssen. Der Fürst schien darüber sehr verwundert, und geneigt, die Schuld auf das Sächsische Commissariat zu schieben, da er ja befohlen hätte, daß die Sachsen aus den Preußischen Magazinen verpflegt werden sollten. Es war jetzt leicht, diesen Vorwurf zu widerlegen, da man Sächsischer Seits gewiß Alles gethan hatte, was in menschlichen Kräften war, das Magazin in Jena aber die zur Fassung Commandirten mit der Antwort abgewiesen hatte: Es sei kaum genug für die Preußen da, viel weniger für die Sachsen. Der Fürst war darüber sehr entrüstet, und ließ sofort den Major von Röder holen, der aber diese Umstände nicht nur bestätigte, sondern auch gegen den Obersten Guionneau, Chef der Preußischen Verpflegung, große Beschwerden erhob. Dies führte zu weitläuftigen Erörterungen, und der Adjutant wurde entlassen.

Obgleich keine der ihm gegebenen Zusicherungen erfüllt wurde, so hatte der Adjutant doch nachher Ursache zu glauben, daß der Fürst völlig aufrichtig war, als er sie gab; aber er konnte sie nicht halten, weil er selbst ohne bestimmten Plan war, und eine ganz falsche Idee von der Lage der Sachen gefaßt hatte. Er glaubte an keinen raschen Angriff des Feindes, und beleidigt von dem Herzoge von Braunschweig, der ihm das gehoffte unabhängige Commando einer abgesonderten Armee entzogen hatte, wiegte er sich beständig in der Idee, eine edle Rache an diesem Gegner zu nehmen. Er wollte zu dem Ende bloß manövriren, bis er die Gelegenheit absähe, eine glänzende Unternehmung auszuführen, die ihn mit Ruhm bedecken, und dem Könige, sowie der Armee zeigen sollte, um wieviel mehr er fähig gewesen wäre, den Oberbefehl zu führen, als der Herzog. Indem er aber mit diesem Vorsatze umging, wurden seine Entwürfe alle Augenblicke durch irgend einen Befehl des königlichen Hauptquartieres gestört, und der Oberst Massenbach mußte nun immer wieder einen neuen Plan ausarbeiten, um zu dem Zwecke zu gelangen. Darüber verloren beide am Ende den Feind völlig aus dem Gesichte, die nöthigsten Anordnungen wurden vergessen, und selbst die unentbehrliche Kenntniß der Gegend versäumt, indem alle Officiere des Generalstabes, unaufhörlich an den Schreibtisch gefesselt, nicht Zeit hatten, durch Patrouilliren, Recognoscirungen u. s. w. sich von der Stellung des Französischen Heeres zu unterrichten, und auch die Generale und die Adjutanten der Armee, durch vier- bis fünfstündiges Warten auf den Befehl, die beste Zeit im Vorzimmer verschleudern mußten.

Der General Graf von Tauenzien war zum Befehlshaber der Vorposten ernannt worden. Er ritt hinaus, kam aber sehr bald zurück, weil die Preußischen Regimenter nicht eingetroffen waren, und jede Abtheilung setzte nun ohne Zusammenhang im Ganzen, ohne besondere Hauptidee, ihre Vorposten einzeln aus. Es war durchaus nicht möglich zu erfahren, wo die Regimenter standen, man mußte sie auf einer meilenweiten Strecke aufsuchen; traf man sie, so wußten sie nicht, ob sie stehen bleiben würden, weil ihnen noch kein Platz angewiesen, noch keine Order zugekommen war.

Am 12. October war Alles um 10 Uhr zum Einholen des Befehles an die Chaussee nach Weimar oberhalb der Schnecke bestellt, und die beiden Hauptquartiere sollten heute, das Preußische nach Capellendorf, das Sächsische nach Hohlstädt verlegt werden. Zwei Stunden gingen unter vergeblicher Erwartung des Fürsten Hohenlohe hin; dann erfuhr man, daß der König selbst kommen würde. Se. Majestät erschien gegen 1 Uhr in Begleitung des Herzogs von Braunschweig, unterhielt sich auf der Chaussee wohl eine halbe Stunde mit dem Fürsten, und entfernte sich sodann. Zugleich war auch der Fürst mit seiner Suite verschwunden, und Niemand wußte, wohin er geritten war. Er beschäftigte sich persönlich mit der Absendung von zwei Patrouillen, und nach langem Warten erfuhr man endlich daß der Befehl in Jena abgeholt werden solle.

Während dieses Zeitraumes der Ungewißheit hörte man im Saalthale in den Gegenden von Burgau und Camburg stark schießen, und bald nachher wurde auch die Brücke bei Jena angegriffen, jedoch diese nicht mit Nachdruck. Endlich bekam man den Befehl, nach welchem, zum allgemeinen Erstaunen, den folgenden Tag von den Sachsen eine große Fouragirung, in denen hinter der Fronte liegenden, von der Preußischen Cavallerie besetzten Dörfern vorgenommen werden sollte. Drei Schwadronen Husaren, 200 Pferde von allen Regimentern, ein Bataillon Prinz Friedrich August, und die halbe reitende Batterie Großmann wurden zur Deckung derselben commandirt. Ein Adjutant des General Zeyschwitz wendete sich an den Major Röder, ihm das Fruchtlose dieser, die Truppen ohne Noth ermüdenden Maßregel vorzustellen; aber der Fürst antwortete mit einer sehr strengen Miene: „Ich kann Euch nicht helfen, Ihr habt Euch über Mangel beklagt, nun mögt Ihr selbst sehen, ob etwas da ist!“ — Das Auffallendste bei diesem Befehle war, daß der König selbst am Mittag befohlen hatte, die Sachsen sollten in Weimar Futter und Brod fassen, und um den allerhöchsten Befehl dahin zu überbringen, einen Officier vom Generalstabe mitsenden. Die Wagen und Commandirten wären sofort in größter Eile abgeschickt worden. Die Wagen kamen leer zurück, man hatte sie in den Preußischen Magazinen abgewiesen; auch die von Sr. Majestät versprochenen Gemüse wurden nicht gegeben.

Als der Sächsische Adjutant vom Befehle nach dem Lager zurückritt, sah er in der Gegend von Winzerle oder Burgau eine Rakete in die Höhe steigen, und nach fünf Minuten verstummte das Feuern auf allen Seiten. Schon war es so dunkel, daß der Befehl an den Wachfeuern geschrieben werden mußte, und noch wußte man nicht, wo die Truppen standen, noch hatte Niemand an Sicherung des Lagers durch Vorposten gedacht: die Adjutanten suchten diesem Mangel abzuhelfen, so gut es die Dunkelheit zuließ. — Sie fanden theils im Lager über der Schnecke, theils bivouakirend: 2 Bataillons Friedrich August, wovon eines am folgenden Tage zu der Recognoscirung abgehen mußte, 2 Niesemeuschel, 2 Low, 2 Thümmel, ein Bevilaqua, die Batterien Hausmann, Ernst und Bonniot; hinter diesen die Grenadierbataillone Thiollaz, Lecoq, Lichtenhayn, Metzsch und Hundt, und mehr seitwärts nach Isserstädt zu 3 Escadrons Carabiniers (die 4. war bei der Equipage), 4 Escadrons Kochtitzky-Cürassiere, 4 Esc. Herzog Albert, 4 Polenz-Dragoner. Die Reste von 2 Bataillons Max, einem Rechten und des Grenadierbataillons Winkel, hatten den ganzen Tag vergeblich auf die Befehle des Generals Tauenzien gewartet, an die sie gewiesen waren, nun es finster wurde, kamen sie und bivouakirten bei ihren Landsleuten; das andere Bataillon Rechten war in Jena, die Batterie Tüllmann an den General Tauenzien gegeben worden. Den 2 Bataillons Churfürst, 2 Prinz Xavier und 1 Prinz Clemens hatte der Fürst Erholungsquartiere in Hermstädt und Oberroßla angewiesen, sie wurden aber von den Preußen der Hauptarmee, die diese Dörfer besetzt hatten, nicht eingelassen, und kamen nun auch zu dem zweiten Sächsischen Treffen. 3 Escadrons Husaren nahmen ihren Bivouak bei Hohlstädt. Von dem Regimente Prinz Clemens Chevauxlegers, dem auf 2 Escadrons eingeschmolzenen Reste von Prinz Johann Chevauxlegers, und 5 Escadrons Husaren erfuhr man, daß sie in Zwätzen, Löbstädt und Rödigen Quartier hätten; das zweite Bataillon Clemens Infanterie war in Erfurt.

Die Wachfeuer auf den Höhen von Cospeda und hinter Isserstädt konnten allein zur Richtschnur bei Aussetzung der Vorposten dienen, mit welchen man eine Kette von Isserstädt an der Höhe über der sogenannten alten Straße hin bis an die Schnecke, und so wieder über den Schwabhäuser Grund hin bis an Hohlstädt bildete. Man empfahl den Officieren die nöthigen Patrouillen vor- und seitwärts, erhielt aber gewöhnlich die Antwort, dazu wären die Mannschaften und Pferde zu entkräftet, und zum Befehlen hatte Niemand ein Recht; denn kein einziger General nahm an diesem Geschäfte nur den entferntesten Antheil, die Adjutanten unterzogen sich ihm nur aus eigenem Antriebe, durchaus nicht auf Veranlassung der Generalität. Die Feldwachen konnten nur sehr mangelhaft ausgestellt werden, zum Glück ohne Nachtheil des Ganzen.

Als die Adjutanten am 12. Abends 10 Uhr nach Hohlstädt kamen, war der commandirende General ebenso verwundert, als sie über die seltsame Fouragirung. Die von Weimar leer zurückkommenden Wagen gaben den Aufschluß, der aber zu sehr ernsthaften Betrachtungen veranlaßte. Das Betragen der Preußen, die man so freigebig mit Sächsischen Vorräthen genährt hatte, ihre zunehmende, fast an Verachtung grenzende Unfreundlichkeit gegen uns, das Doppelsinnige in den Aeußerungen des Fürsten selbst, dieß Alles, verbunden mit den Bewegungen der Armee, die offenbar den Weg nach Dresden ohne alle Deckung ließen, und die seltsamen Maßregeln, nach welchen man noch diesen Abend dem Feinde die Brücken von Dornburg und Camburg ohne ernstlichen Widerstand preisgegeben hatte, schien es dem commandirenden General von Zezschwitz zur Pflicht zu machen, sich durch eine getreue Darstellung aller dieser Umstände bei seinem Landesherrn außer Verantwortlichkeit zu setzen. So wie die Armeen jetzt standen,

mußte selbst ein Sieg den geschlagenen Feind nach dem Innern von Sachsen treiben, und ein aus Franken vorgehendes Corps konnte auch dann noch durch eine rasche Unternehmung auf Dresden uns die gewonnene Schlacht theuer bezahlen lassen. Aber es war kaum möglich, in einem schriftlichen Rapporte alle diese Umstände deutlich genug aus einander zu setzen; das Local selbst hinderte die Ausführung, denn in Hohlstädt hatte sich das Preußische Husarenregiment Schimmelpfennig einquartiert, und kaum dem commandirenden General ein schlechtes Stübchen eingeräumt, die übrigen Officiere aber in einem engen Raum zusammengedrängt. Es wurde daher beschlossen, einen der Adjutanten mit schriftlicher Beglaubigung und mündlichen Aufträgen nach Dresden zu senden, vorher aber dem Fürsten Hohenlohe von diesem Schritte Nachricht zu geben.

Da der General sich nicht entschließen konnte, persönlich mit dem Fürsten zu reden, so befahl er dem soeben von Apolda und Weimar eintreffenden Commissariatsdirector, Geheimen Kriegsrath Major von Watzdorff, der immer vorzüglich von dem Fürsten ausgezeichnet worden war, sowie dem ersten Adjutanten, es an seiner Stelle zu thun. Beide ritten am 13. früh nach Capellendorf, wo ebenso große Unordnung herrschte, als in Hohlstädt, weil das Cürassierregiment Bünting sich daselbst gleichfalls eigenmächtig einquartiert, und dem Fürsten nur zwei Zimmer, diese jedoch im Schlosse, für sich und sein zahlreiches Gefolge eingeräumt hatte.

Die beiden Sachsen wurden anfangs abgewiesen, weil der Fürst noch im Bette und beschäftigt wäre; da sie aber erklärten, warten zu wollen, ließ man sie in das Nebenzimmer treten, wo sie schnell von dem ganzen Personal des Generalstabes umringt und sehr neugierig betrachtet wurden; es war in die Augen fallend, daß man ihr Anbringen ahnete. Einer der Herren fragte sogar ziemlich zweideutig, ob sie etwa Besorgnisse über die Lage der Dinge hätten? Es werde sich bald Alles entscheiden; aber freilich müsse man einige kleine Beschwerden, ein unbequemes Quartier, oder eine schlechte Mahlzeit nicht achten, und nicht gleich wegen eines Bivouaks Ach und Weh schreien. Die Sachsen schienen dieß noch nicht gewohnt zu seyn u. s. w. Herr von Watzdorff antwortete ihm, und da er sich in die Enge getrieben fühlte, brach er mit dem Gemeinspruche ab: „Das Alles ist nichts, ein Mann von Herz ist stets Herr seines Schicksals.“ Der Major Röder kam mit Thränen in den Augen, faßte die beiden Sachsen bei der Hand und sagte leise: „Ich weiß, was sie wollen, Sie haben nur zu sehr Recht; aber um Gottes Willen jetzt keine Zwietracht, nur jetzt nicht, es steht Alles auf dem Spiele!“ Der Oberst Massenbach ging unaufhörlich um sie herum, betrachtete sie sehr aufmerksam und schwieg; aus den Augen der Uebrigen blickte die gespannteste Neugierde hervor.

Endlich wurden die Abgeschickten zu dem Fürsten berufen, der noch im Bette lag, und einen Feldjäger nebst seinem Kammerdiener bei sich hatte; er rief ihnen sogleich entgegen, „jetzt sei keine Zeit zu Reclamationen, er sei mit einem wichtigen Rapporte an den Herzog von Braunschweig beschäftigt, und könne keine Klagen über Hunger anhören, die ohnedieß übertrieben wären, und denen er durch die heutige Fouragirung abhelfen würde. Uebrigens habe der König die Truppen mit Gemüse begnadigt, und er wolle noch, um seine gute Intention zu zeigen, einige Tonnen Brantwein auf eigene Kosten hinzufügen.“ Mit diesen Worten verabschiedete er sie; der Geh. Kriegsrath von Watzdorff sagte hierauf: Sie würden die Stunde erwarten, wo es Sr. Durchlaucht gefallen würde, sie anzuhören, indem sie gekommen wären, ihm zu melden, daß der Sächsische General soeben einen Courier mit einer getreuen Darstellung der Lage der Dinge nach Dresden abzusenden im Begriff wäre.

In diesem Augenblicke trat der Oberst Massenbach herein, und der Fürst hieß den Feldjäger und den Kammerdiener hinausgehen. „Und worüber, fuhr er nun fort, soll sich diese Darstellung verbreiten?“ Herr von Watzdorf machte ihm nun einen kurzen Abriß der Verpflegungsanstalten und der Begebenheiten, wodurch nicht nur alle Magazine verloren, sondern auch die Sachsen nun schon vier Tage mitten in einem fruchtbaren Lande dem Hunger preisgegeben wären; er schloß mit der Gefahr, welcher man Dresden ausgesetzt hätte, und mit dem Vorsatze des Generals Zezschwitz, wenn die Truppen nicht noch heute Brod bekämen, mit dem Corps aufzubrechen, und zum Schutze der Hauptstadt nach Dresden zu marschiren. — Während dieser Rede verrieth der Oberst Massenbach merkliche Zeichen des Beifalls und innerlicher Freude; der Fürst aber gerieth in einen heftigen Zorn. Er sagte dem G. KR. Watzdorff, das Erste wären Commissariatssachen, über welche er sich mit der Preußischen Verpflegungsbehörde streiten möchte. „Sie aber, fuhr er gegen den Adjutanten fort, frage ich als einen Militär, der die Gesetze der Subordination noch nicht vergessen hat, ob der General Zezschwitz wohl weiß, daß ein Schritt ihm den Kopf kosten kann? — Eben deshalb, antwortete der Adjutant, wird er ihn seinem Herrn bringen, der allein das Recht hat, über ihn zu richten.“ Es erfolgte eine Pause; dann begann der Fürst wieder in einem besänftigten Tone: „Glaubt Ihr denn, daß ich auf Rosen gebettet bin? Wenn Ihr wüßtet, was ich für Sachsen gethan habe, Ihr würdet ganz anders über mich urtheilen. Sachsens wegen habe ich mich mit dem Herzoge entzweit und die Ungnade des Königs riskirt, indem ich mich dem Plane, das Tauenzien sich auf Dresden zurückziehen und den Feind auf diese Seite locken sollte, damit wir von hier aus ihm, vielleicht zu spät, in die Flanke fallen könnten, mit aller Macht widersetzte. Ich habe von jeher auf der Operation über Zwickau bestanden; aber man hat mich nicht gehört. Kann ich dafür, daß man Sachsen entblößt hat, und soll ich darunter leiden!“ Die beiden Abgeschickten stellten ihm vor, daß dadurch die Gefahr für Sachsen nicht vermindert würde; daß eine verhungerte Armee sich unmöglich mit Ehren schlagen könnte; daß aber jetzt noch die Hoffnung wäre, über Querfurt Leipzig zu erreichen, ehe ein beträchtliches Corps des Feindes dahin käme, und dann an der Elbe eine angemessene Stellung zu nehmen. — „Halt! rief der Fürst hier, ich will Euch einen Mittelweg sagen: ich befehle sogleich, daß meine Preußen von den Rationen und Portionen, die sie heute in Weimar fassen, Euch eine abgeben; das Bataillon in Erfurt wird sofort zurückgerufen, ich schicke den Obersten Massenbach mit einem Rapporte nach Weimar, denn morgen ist Bataille; und Ihr gebt mir Euer Ehrenwort, daß der General noch 24 Stunden wartet, ehe er abmarschirt; denn Ihr werdet es doch nicht rühmlich finden, mich am Tage der Bataille zu verlassen.“

Gegen diese Gründe schien ihnen keine Einwendung schicklich, und sie gaben gern das geforderte Versprechen, da die Drohung des Abmarsches doch nur das einzige Mittel gewesen war, die Armee vor der Auflösung aus Hunger, oder vor dem Schimpfe einer Niederlage ohne Kräfte zur Gegenwehr zu bewahren.

Als der G. K.R. von Watzdorff und der Adjutant nach Hohlstädt zurückkamen, genehmigte der General Zezschwitz ihr gegebenes Versprechen, beschloß aber, den Courier dennoch nach Dresden zu schicken; der Major von Egidy, der ihnen gefolgt war, stimmte selbst dazu, nur glaubte er, daß der General seinen ersten Adjutanten bei den wahrscheinlich bevorstehenden ernsthaften Auftritten nicht wohl würde entbehren können, womit dieser natürlich auch sehr zufrieden war. Es wurde daher an seiner Stelle der Brigademajor Premierlieutenant von Globig mit den nöthigen Instructionen abgeschickt, und der Major Egidy begab sich wieder zu dem Fürsten Hohenlohe.

Der commandirende General ritt nunmehr nach dem Lager; aber kaum hatte er es im Gesichte, als er einen weiten Bogen zu machen begann, um nicht von den Soldaten gesehen zu werden. Bei der bevorstehenden Crisis war die Stimmung der gemeinen Mannschaft zu wichtig, um nicht Alles zu thun, sie beim Guten zu erhalten. Die Adjutanten baten daher den General, nahe am Lager hinzureiten und den heraustretenden Soldaten einige freundliche Worte zu sagen; er ließ sich endlich dazu bereden, und ob er gleich sehr einsylbig war, so that doch schon seine Erscheinung die beste Wirkung. Sein Gefolge unterhielt sich mit den Officieren laut genug, daß es die Gemeinen hören konnten, sprach von Gemüse, Brot und Brantwein, welches Alles unverzüglich kommen, von der nahen Schlacht, die allen Beschwerden ein Ende machen würde, und da zufällig gerade einige Wagen in der Ferne erblickt wurden, die in der That einige Lebensmittel und Brod brachten, welches Herr von Watzdorff, der noch am vorigen Abende nach Weimar geritten war, von den Preußischen Magazinen erpreßt hatte, so kehrte der gute Muth schnell wieder zurück. Eine Meinung, die man nicht bestritt, trug dazu bei, die nämlich, daß die Feinde Bedenken trügen, uns anzugreifen, da sie uns das so gefährliche Defilee von Münchenbernsdorf ungestört hatten passiren lassen. Alles war vergnügt und rückte fröhlich vor die Fronte, als man ein ziemlich heftiges Feuer von der Gegend von Kloswitz und Zwätzen her hörte. Wir setzten voraus, daß unsere Fouragierer dort mit dem Feinde handgemein wären.

Da es durchaus nöthig war, die Regimenter an bestimmte Commandanten zu verweisen, so wurden die Augenblicke der gegenwärtigen Muße dazu angewendet. Die Generale Niesemeuschel und Burgsdorf übernahmen den Befehl über die Bataillone der ersten Linie, der General Dyherrn über die Regimenter Churfürst, Xavier und Clemens. Die Grenadiere standen auf höhere Anordnung unter dem General Cerrini, der Rest der Infanterie war an den General Tauenzien gewiesen, dessen Befehle sie noch immer erwartete. Die Cavallerie des Lagers stand unter dem Generallieutenant von Zezschwitz, die Regimenter des Tauenzienschen Corps unter dem Generalmajor von Senfft.

Die Adjutanten des commandirenden Generals wünschten sich einige nähere Kenntniß von der Gegend zu verschaffen; aber er war nicht zu bewegen, sich von der Chaussee zwischen der Schnecke und Kötschau zu entfernen, und erlaubte auch ihnen nicht, von ihm zu weichen. Das immer nachdrücklicher werdende Feuer des kleinen Gewehrs und der Artillerie machte jedoch die Lage bedenklich, da man hier ohne alle Instruction, ohne Ordres, ohne Kenntniß der Absichten des Feldherrn, der Stellung der Armee, des Bodens und dessen, was vorging, in leidender Erwartung stand. Auf beiden Seiten des Mühlthales erblickte man deutlich auf den Höhen Truppenzüge, die nach ihrer Richtung unmöglich Preußen seyn konnten. Dieser Umstand ließ voraussetzen, daß Jena von den letztern geräumt seyn müsse; denn daß dieses bereits in der Nacht geschehen sei, hatte man uns nicht bekannt gemacht. Der General hoffte ängstlich auf den Major Egidy (Quartiermeister der Sachsen), der ihm versprochen hatte, in Kurzem zurückzukehren, sich aber den ganzen Tag nicht sehen ließ. Man schickte vergeblich aus, um nur zu erfahren, wo der Fürst Hohenlohe zu finden wäre; Niemand wußte Nachricht von ihm zu geben, und mehrere Preußische Officiere, die von des Königs Armee, oder von unserem rechten Flügel kamen, suchten ihn bei den Sachsen, hielten sich aber nicht auf, und gaben auch keine zusammenhängenden Nachrichten. Das Feuer wurde nun schon deutlich auf den gegenüber liegenden Höhen von Cospeda gehört, und Infanterieofficiere erzählten sich unter einander, der Fürst habe Unterstützung holen lassen. Es war durchaus nöthig, einige Erkundigung einzuziehen, und der General erlaubte endlich seinem ersten Adjutanten, sich Kenntniß von den Vorgängen zu verschaffen zu suchen. Dieser begegnete dem Generall. Zezschwitz, der selbst gejagt kam, um zu melden, daß er den Rest der reitenden Artillerie, sowie die Regimenter Albert und Polenz an den General Cerrini habe abgeben müssen; er war sehr aufgebracht, daß man ihm die Cavallerie nähme, ohne zu sagen, zu welchem Zwecke, und wollte Nachrichten haben, die man selbst nicht wußte. Der Adjutant suchte nun die Grenadiere, die aber abmarschirt waren. Da der Commandirende von alle dem nichts wußte, so hielt er es für nöthig, ihn vorläufig davon zu benachrichtigen. Bei seiner Rückkehr kam ihm der Lieutenant Lehmann*) entgegen, und zeigte ihm feindliche Colonnen, die sich in dem Winterleite-Thale hinzogen, und uns zu umgehen drohten. Er bemerkte dabei, dieß sei ein Beweis, daß die Gegenden von Magdala, Ammerbach und Burgau verlassen seyn müßten, was sich auch nachher bestätigt fand, und daß wir Gefahr liefen, in beiden Flanken zugleich attakirt zu werden. — Ein Angriff auf diese, dem Anschein nach bloß aus Infanterie bestehenden Colonnen, von einigen Escadrons ausgeführt, hätte die Absicht des Feindes vereiteln können; aber dazu hatte der Sächsische General keine Vollmacht; desto nothwendiger aber schien ihm eine Meldung davon an den Fürsten Hohenlohe; sie wurde einem Ordonnanzofficier in die Schreibtafel geschrieben, und dieser ritt, den Fürsten aufzusuchen, indeß der Adjutant vorging, um die feindlichen Truppen näher zu beobachten. Er begegnete einem Preußischen Officier, der den Generallieutenant von Grawert aufsuchte. Beide waren so glücklich, ihn zu finden, und der General fand diesen Umstand um so mehr bedenklich, da die Vertiefung des Bodens bereits die Franzosen verbarg, und er selbst sich von Magdala abgezogen hatte, wo jedoch nach ihm das Corps des Generals Blücher eingerückt seyn sollte. Er versprach, das Füsilierbataillon Boguslawski und einige Schwadronen Pila-Husaren zu schicken, welche sich von dem rechten Flügel der Sachsen vorwärts gegen Schwabhausen aufstellen sollten. Nach einiger Zeit kam er selbst mit ihnen zurück, und verwies die Commandanten laut und ausdrücklich an die Ordre des Sächsischen Generals, indem er ihnen zugleich den Adjutanten desselben namentlich und persönlich bekannt machte, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen. Er sagte diesem zugleich, daß er mit seinen Truppen hinter dem Sächsischen rechten Flügel stehe, und eilte dann, den Fürsten Hohenlohe aufzusuchen. — Schon begann der Tag sich zu neigen, als der Ordonnanzofficier mit einer schriftlichen Nachricht des Major Egidy zurückkam, des Inhalts: Der Sächsische General möchte ruhig auf dem Posten über der Schnecke stehen bleiben, und seine Sicherheitsmaßregeln nehmen; die feindliche Bewegung gegen Schwabhausen habe nichts zu bedeuten. Der Fürst führe so eben eine Unternehmung gegen Dornburg aus, und werde die mitgenommenen Truppen, sowie die von Fouragirung zurückkehrenden, in Kurzem wieder in das Sächsische Lager senden.

Man beschäftigte sich nun mit der Placirung der Feldwachen, und weil die jenseits des Isserstädter Grundes liegenden Anhöhen bereits in feindlichen Händen zu seyn schienen, so wurde es nöthig, unsere linke Flanke zu decken. Auf den Rath des Lieutenants Lehmann stellten die Adjutanten des commandirenden Generals das erste Bataillon Niesemeuschel an den Rand dieses Grundes, mit dem linken Flügel gegen das Litzkaner Thal, und das erste Bataillon Low an den stumpfen Winkel oberhalb und rechts der Schnecke. Sie waren da durch kleine Tannenwäldchen versteckt und hatten ihre Posten am Abhange tief in die Gründe hinein. Eine Escadron Polenz, unter dem Major Wangenheim, kam nach Isserstädt, und 80 Pferde der Carabiniers und Kochtitzki, nebst den Schützen der Infanterie, stellte der Rittmeister von Raisky vor dem Lager auf, wo sie sich rechts an die Vorposten des Obersten Boguslawski anschlossen.

Es war Nacht geworden und der General nach Hohlstädt zurückgekehrt, ehe dieß Alles zu Stande kam. Hier fand sich der Major Egidy ein, der die vergangene Nacht zu Capellendorf in einem Garten hatte zubringen müssen, und jetzt sich bei seinen Landsleuten des Generalstabes einquartierte. Er erzählte, daß der Fürst Hohenlohe in seiner Unternehmung nur bis auf die Höhen von Zimmern gekommen wäre, von da aber die sämmtlichen Sächsischen Truppen in das Lager zurückgeschickt hätte, wußte aber weiter keine einzelnen Umstände anzugeben. Niemand hatte übrigens einen Befehl erhalten, und man suchte in der ungewissen Erwartung einige Stunden Ruhe, um sich auf die Begebenheiten des folgenden Tages vorzubereiten. Brod auf einen Tag war am 13. vertheilt worden. — In der Nacht halb 1 Uhr meldete sich ein Preußischer Officier bei dem General Zezschwitz, und bat um ein Zeugniß, daß er da gewesen sei, weil er bei seiner Rückkehr von einer Versendung in Weimar weder des Königs Majestät, noch dessen Armee gefunden und auch keine Anweisung erhalten habe, wohin sie marschirt sei. Dieß war der erste Wink, den der Sächsische General von den Bewegungen der Preußen erhielt.

Weder von den Truppen der Fouragirung, noch von der Infanterie, die mit dem Generalmajor Cerrini ausgerückt war, ging einige Nachricht ein; gegen 3 Uhr früh am 14. ließ aber der Generall. Zezschwitz aus dem Lager melden, daß die Vorposten im Mühlthale, wo übrigens die tiefste Stille herrsche, sehr viel fahren hörten, und aus dem Geräusche dabei schlössen, daß das Fuhrwerk von Jena herwärts käme. Der Adjutant des Generals sprach darüber mit dem Major Egidy und Lieutenant Lehmann, und der Letzte antwortete gleich: „Geben Sie Acht, die Franzosen fahren in aller Stille ihre Kanonen bis in die Bergschluchten, um sie mit Anbruch des Tages hinaufzubringen, und sobald sie gefrühstückt haben, werden sie uns angreifen." Die beiden Andern stimmten dieser Meinung bei, und der Adjutant schlug vor, mit einer starken Cavallerieabtheilung in den Grund zu gehen, und über das Geschütz herzufallen. Der Lieutenant Lehmann theilte diese Ansicht, indem er bemerkte, im Dunkeln wären die Tirailleure nicht gefährlich. Man ging zu dem General; hier aber äußerte der Major Egidy, es sei doch nicht rathsam, eine solche Unternehmung ohne Befehl des Fürsten zu wagen, der die Absicht haben könne, die Feinde hervorzulocken und in eine Falle gehen zu lassen; er erbot sich aber, sogleich zu dem Fürsten zu reiten und ihm die Sache vorzutragen, wobei er versprach, unverzüglich zurückzukommen, weil er den heutigen ganzen Tag bei seinen Landsleuten zuzubringen hoffte. Dieß war dem Commandanten sehr angenehm, und er erlaubte nun seinem ersten Adjutanten, an die Schnecke vorzureiten, und den Grund der Meldung näher zu untersuchen; es konnte 4 Uhr seyn, als dieser dort ankam, der Lieutenant Lehmann folgte ihm auf dem Fuße. Das Geräusch der Räder war noch in einiger Ferne hörbar, und abgeschickte kleine Patrouillen meldeten, daß bis an die Papiermühle im Mühlthale Alles ruhig sei.

Der Lieutenant Lehmann blieb bei seiner Meinung, und schloß aus der folgenden Ruhe nur, daß die Franzosen das Geschütz in die Schluchten von Cospeda gebracht hätten, und daß folglich der Angriff dort nicht bei uns anfangen würde. Die Feinde, meinte er, würden oberhalb Isserstädt debauchiren, das Hohenlohische Corps dort zurückdrängen, dann sich gegen die Sachsen wenden, zu gleicher Zeit über Schwabhausen hervorbrechen und uns sodann in die Mitte nehmen. Der Erfolg bestätigte buchstäblich seine richtige Ansicht. Auf die Frage: was dabei zu thun wäre? antwortete er: „Für den Sächsischen General nichts, weil er Ordre hätte, stehen zu bleiben; aber der Fürst Hohenlohe werde sich wohl mit dem ganzen Corps zurückziehen, um die Arriergarde des Königs zu machen, der allem Vermuthen nach über Halle nach Dessau zurückgehe, weil ihm nach dem Verluste von Naumburg nichts Anderes übrig bleibe, als sich an der Elbe zu setzen." Er machte zugleich den Adjutanten aufmerksam, daß man auch kein einziges feindliches Wachfeuer erblicke, indeß die Preußischen überall hell aufloderten; aber es gelang ihm nicht, aus

*) Derselbe, der sich durch seine Lehre von der Situationszeichnung einen Namen machte; er starb 1811 als Major des Sächsischen Generalstabes.

der Richtung derselben einen klaren Begriff von der Stellung des Corps zusammenzusetzen, da sie ohne Plan, verwirrt durch einander leuchtend, sich darstellten. Der anbrechende Tag, der mit einem dichten Nebel begleitet war, machte den Ueberlegungen ein Ende.

Der Major Egidy hatte den Abmarsch der königlichen Armee durchaus nicht glauben wollen, und einen Ordonnanzofficier mitgenommen, um, im Fall ihn der Fürst Hohenlohe aufhielte, durch diesen sofort Nachricht geben zu lassen. Um 5 Uhr erschien der General vor dem Lager, und gegen 6 brachte der Ordonnanzofficier folgendes Billet des Major Egidy: „Der Fürst glaubt nicht, daß heute ein ernstlicher Angriff hier erfolgen werde. Indessen soll sich Alles bereit halten, doch aber im Lager bleiben, und nur durch Sicherheitspatrouillen und Posten die Puncte des Isserstädter Grundes, der Schnecke und des Schwabhäuser Grundes beobachtet und gesichert werden. Tauenzien steht noch bei Closwitz, Rüchel bei Umpferstädt, Oberst Sellin mit wenigen leichten Pferden zwischen Rüchel und uns. Grawert steht unverrückt in seinem Lager bei Capellendorf, Ew. Excellenz werden von dem Fürsten ersucht, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. — Der König will heute die Unstrut bei Laucha und Freiburg passiren, Blücher ist bereits bis Auerstädt marschirt, der Herzog von Weimar zieht sich aber jetzt vom Gebirge auf Rüchel bei Weimar zurück. Die Puncte von Camburg und Dornburg sollen durch Preußische Grenadiere gesichert seyn. — Unsere Grenadiere und die Regimenter Polenz und Albert sollen noch gestern Abends wieder ins Lager gerückt seyn, so daß Ew. Excellenz über sie disponiren können. Der Fürst wünscht übrigens, daß die Leute im Lager so wenig als möglich fatigirt werden. — Ich soll beim Fürsten bleiben, um noch mehrere Renseignements von Wichtigkeit zu erhalten, dann kehre ich sofort zu Ew. Excellenz zurück. Egity."

Dieses Billet enthielt ziemlich deutlich folgende Befehle: 1) daß das Lager nicht abgebrochen werden; 2) daß der General Zezschwitz bis zu der erwarteten Ankunft des Majors Egidy, oder wenigstens bis auf weiteren Befehl des Fürsten Hohenlohe nichts vornehmen; 3) aber unterdessen die Truppen ausrücken lassen und sich mit dem Generallieutenant von Grawert in Verbindung setzen sollte. Auffallend war dabei die große Sicherheit des Fürsten, die auf den geringen Abstand von dem Feinde nicht recht passenden anbefohlenen Sicherheitsmaßregeln, da man nothwendig hätte weiter patrouilliren sollen, die angegebene Richtung des Marsches der königlichen Armee auf Naumburg, und der Umstand, daß man gehört hatte, Dornburg und Camburg wären bereits verlassen. Dem Oberbefehlshaber konnte dieses nicht unbekannt seyn, und der Major Egidy hatte sich darüber ziemlich unbestimmt ausgedrückt. Auch war noch gar keine Meldung von dem Wiedereintreffen der gestern ausgerückten fünf Grenadierbataillone eingegangen; bloß die Regimenter Albert und Polenz waren zurückgekehrt.

Der General Zezschwitz schickte nun seine Cavallerieadjutanten ab; den ersten an den Generallieutenant Grawert, den andern, um von jenen Truppen Nachricht einzuziehen. Er hörte später, daß die Grenadiere nebst dem 1. Bataillon Prinz Friedrich August, dem 1. Bat. von Rechten und der reitenden Batterie unter dem Commando des Generals Cerrini bei Closwitz stehen geblieben wären; Meldung hat er nie darüber erhalten.

Der erste Adjutant begegnete dem Major von Glaubitz, von Krafft Dragoner, den der General Grawert mit der Nachricht abgeschickt hatte, daß er soeben mit seinem Corps links abmarschire. Die anbefohlene Verbindung hörte dadurch auf; da es aber wahrscheinlich wurde, daß der Generallieutenant von Rüchel die Stelle der Grawertschen Division ersetzen würde, so versprach der Major Glaubitz den Rapport, den er darüber machen würde, dem Sächsischen General zur Ansicht und weiteren Beförderung zuzusenden.

Um 6 Uhr war das Feuer auf den Höhen von Closwitz angegangen, und bald ziemlich heftig geworden; aus dem Klange der Schüsse urtheilte der Lieutenant Lehmann, daß nur die Preußen mit Kanonen feuerten, und schloß daraus, daß das Französische Geschütz noch in den Bergschluchten stecke, welches auch in der Folge sich bestätigt hat. Gegen 9 Uhr hörte man auch in weiter Ferne schießen, und als der Nebel gefallen war, stieg in der Gegend von Jena eine starke Rauchsäule in die Höhe. Da das Echo der Berge den Schall vervielfältigte, so war es unmöglich, daraus einen Schluß auf die uns ganz unbekannte Stellung der Armee zu ziehen. Einige wollten aus der Rauchwolke schließen, man schlage sich im Saalthale, und ein Dorf oder die Stadt Jena sei dabei in Brand gerathen; Andere überließen sich der Freude, weil der Schall sich zu entfernen schien; der Lieutenant Lehmann hingegen, der allein eine dunkele, aber doch im Allgemeinen richtige Idee von der Lage der Dinge hatte, meinte, als er befragt wurde, daß aus dem Saalthale nur der Widerhall heraufstönen könne, obgleich in Jena Feuer zu seyn schiene, daß er aber drei Angriffe zu unterscheiden glaubte, den einen, den wir vor uns sähen, den anderen entfernteren auf den Höhen über Dornburg, der dritte müsse aber viel weiter, und wahrscheinlich bei des Königs Armee seyn. Das Zurückweichen des Schalles hielte er für ein zweideutiges Zeichen, weil es der Direction gemäß eher auf einen Rückzug nach Apolda, als auf ein Vordringen gegen Dornburg schließen lasse. — Da man bei solchen Gelegenheiten nicht immer die Uhr in den Händen hat, und durch zu viele Gegenstände zerstreut wird, so ist es möglich, daß in dieser Darstellung der Begebenheiten des 14. Octobers, wie sie bei dem Sächsischen Corps über der Schnecke beobachtet werden konnten, hier und da die Zeitfolge verfehlt seyn, und die Feuersbrunst in Jena später ausgebrochen seyn dürfte; doch kann der Irrthum nicht beträchtlich seyn.

Da der Commandirende in rastloser Unruhe sich unaufhörlich auf dem Raume zwischen Kötschau und der Schnecke hin- und herbewegte, wo ihm gar keine Nachrichten von dem, was vorging, zukamen, so hielten es einige seiner Adjutanten für nöthig, sich durch ihre eigenen Augen davon zu unterrichten. Einer derselben ritt daher hinter Isserstädt hin, und fand, daß auch das Regiment Prinz Max, das 2. Bataillon Rechten und das Grenadierbataillon Winkel von ihrem Bivouak abgerufen und dem General Tauenzien zur Unterstützung geschickt waren. Der Commandirende glaubte sie noch immer an ihrer Stelle, hinter dem rechten Flügel seiner Infanterie. Die Regimenter Churfürst, Xavier und Clemens, dessen zweites Bataillon nur eben von Erfurt angekommen war, hatten sich gleichfalls ohne Vorwissen des Generals auf einen erhaltenen Preußischen Befehl aus dem zweiten Treffen weggezogen, um hinter dem rechten Flügel des Generals Grawert eine Reserve zu bilden; sie hatten die Batterie Kotsch bei sich, und der Generalmajor von Dyherrn commandirte sie. Noch mehr links standen die Regimenter Kochtitzki Cürassiere, Polenz und Albert Chevauxlegers, nebst 3 Schwadronen Husaren, und weiterhin Preußische Cavallerie; die 3 Schwadronen Carabiniers machten allein noch die Verbindung mit dem Sächsischen Corps. Obgleich diese Stellung im Ganzen zweckmäßig war, so blieb es doch befremdend, daß kein Sächsischer Infanteriegeneral dem Commandirenden eine Meldung machte, wenn er auf die mündliche Ordre eines oft unbekannten Preußischen Officiers seinen Posten verließ; die so nachtheilige Zersplitterung der Sächsischen Armee bei dem nachherigen Rückzuge war die Folge davon.

Die Armee des Fürsten rückte soeben vor, als der Adjutant zu dem General Zezschwitz zurückkehrte, der nun nur noch acht Bataillone Infanterie bei sich hatte. — Da man vermuthen mußte, daß die dem Isserstädter Grunde gegenüberliegenden Anhöhen verlassen wären, und man einen Angriff von dieser Seite voraussehen konnte, so rückte das zweite Bataillon Bevilaqua an den Rand eines etwas rückwärts liegenden Gehölzes dergestalt vor, daß es den Bataillonen Low und Niesemeuschel, die am Abhange standen, rechts und links zur Unterstützung dienen konnte; die Bataillonskanonen wurden so aufgestellt, daß sie die aus dem Dorfe Isserstädt kommenden Wege und die Oeffnung des Mühlthales bestreichen konnten. Eine der Batterien richtete sich ein, aus gehöriger Entfernung die flache Abdachung des Feldes zwischen den Gebüschen und dem Lager, sowie die Chaussee zu beschießen, die fünf übrigen Bataillone bildeten einen Haken, halb gegen Schwabhausen und halb gegen den Flohberg; die Zelte wurden abgebrochen und zurückgeschickt, und gegen das Dorf Isserstädt, welches allerdings den Schlüssel zu unserer Stellung enthielt, richtete man die Batterie Ernst und die Carabiniers. Von der Seite von Romstädt her glaubte man nichts besorgen zu dürfen, so lange die Hohenlohische Armee zwischen Isserstädt und Vierzehnheiligen stand. Der Lieutenant Lehmann schlug diese Stellung vor, der General Zezschwitz ließ sie sich gefallen und seine Adjutanten führten sie aus; aber es war ihnen unmöglich, die Bataillone Niesemeuschel und Low dahin zu bringen, daß sie sich von dem Kamme der Anhöhen, wo sie den Schüssen der feindlichen Tirailleure bloßgestellt waren, etwa 30 bis 40 Schritte über die runde Abdachung an die kleinen Tannenwäldchen zurückziehen möchten. Die Officiere, mit dem Hauptmann von Tettenborn, Adjutant des Generallieutenants von Niesemeuschel, an der Spitze, behaupteten, diese Maßregel würde die Leute muthlos machen, weil sie dann nicht sehen könnten, was im Grunde vorginge. Die Vorstellung, daß sie am Rande zwar in den Grund, aber nicht in die einzelnen Schluchten desselben und durch die Gebüsche blicken könnten, dabei den Schüssen aus dem gegenüberliegenden waldigen Abhange ausgesetzt wären, und folglich an dem Tannengebüsch eigentlich weit besser, doch wenigstens bis an den Rand vor sich sehen würden, daß der Grund mit Schützen besetzt wäre, und sie diesen durch ihre gegenwärtige Stellung das Heraufklimmen erschwerten, Alles blieb

fruchtlos; sie bestanden auf ihrem Sinn, und verloren dadurch eine Menge Menschen, ohne ihren Feinden schaden zu können. In Benutzung des Terrains war unsere Infanterie noch unendlich hinter den Franzosen zurück.

Noch immer hatte man weder den Major Egidy gesehen, noch irgend einen Verhaltungsbefehl bekommen, und schon konnte 11 Uhr vorbei seyn; der erste Adjutant des commandirenden Generals ritt daher noch einmal vor, um sich umzusehen, und wo möglich bis zu dem Fürsten Hohenlohe zu kommen. Als er sich dem Dorfe Isserstädt näherte, stürzten Preußische Jäger ihm entgegen mit dem Geschrei, der Feind sei da! Er hielt still; da aber Alles im Dorfe ruhig war, ritt er den Jägern nach, und überredete sie, wieder in das Dorf zu gehen; es war ein falscher Lärm gewesen. Die Regimenter unter dem General Dyherrn und die Cavallerie fand er noch auf dem vorigen Platze, und die ganze Infanterielinie des Fürsten Hohenlohe war im Gefechte. Er suchte diesen von Vierzehnheiligen bis nahe an Isserstädt vergeblich, weil er an jedem Orte in dem Augenblicke ankam, wo der Fürst ihn verlassen hatte, und ihm nur in entgegengesetzter Richtung hätte begegnen können. Auf dem rechten Flügel standen die Bataillone Winkel, 1. und 2. Mar und 2. Rechten bereits im Feuer. Sie waren dem General Tauenzien zu Hülfe geschickt worden; da dieser aber schon von Closwitz zurückgeschlagen war, behielt sie der Gen. Grawert bei sich, und der General Cerrini setzte sich an ihre Spitze. Ob die fünf Grenadierbataillone und die beiden ersten Bataillone von Prinz Friedrich und Rechten, welche letzterer General vorher angeführt hatte, bei dem General Tauenzien geblieben waren, konnte der Adjutant nicht erfahren; aber er fand die Truppen sehr vergnügt, weil der Feind zu weichen schien. Sie waren jedoch in einer Vertiefung, und konnten nicht wissen, was hinter dem vorliegenden hohen Felde vorging.

Indem der Adjutant zurückritt, sah er die Regimenter Kochtitzky und Albert abschwenken, und im vollen Trabe gegen Vierzehnheiligen vorreiten; zugleich begegnete er dem Lieutenant von François vom Regiment Thümmel, den der Fürst abgeschickt hatte, dem General Zezschwitz zu sagen, der Feind würde auf allen Puncten zurückgetrieben, und ihn zugleich um einige Munitionswagen zu ersuchen. — Von der Höhe, welche der Adjutant jetzt erreicht hatte, entdeckte man deutlich auf dem gegenüberliegenden runden Bergrücken, zwischen Vierzehnheiligen und dem Isserstädter Forste, eine Masse Artillerie und Tirailleurs; er eilte daher, die gerade im Schuß stehenden 3 Schwadronen Husaren und das Regiment Polenz davon zu benachrichtigen. Er rieth dem Oberstlieutenant von Ende, eine kurze Strecke vorwärts die Höhe herabzureiten, wo die Kugeln über sie weggehen würden, und als er dem Generallieutenant von Polenz dieselbe Meinung mittheilen wollte, kam ihm dessen Regiment schon in Front im Trabe entgegen. Er erfuhr, daß es auf Befehl des Fürsten Hohenlohe vorginge, und folgte ihm eine Strecke, als schon die Kanonenkugeln hinter demselben aufschlugen; bald hörte er auch die kleinen Kugeln pfeifen. Diese schienen ihm ganz nahe aus dem Isserstädter Forste herzukommen; er fürchtete, daß die Cavallerie hier in die Flanke genommen werden und der General Zezschwitz nach dem Verluste des nun ganz entblößten Isserstädts von den übrigen Truppen abgeschnitten werden möchte. Er entschloß sich daher, nach der Schnecke zurückzueilen, wo nun außer den drei Schwadronen Carabiniers und der Feldwache keine Cavallerie mehr war; denn auch die Husaren folgten jetzt dem Regimente Polenz, und der Generallieutenant Zezschwitz beklagte sich mit heftigem Unwillen, daß der Fürst Hohenlohe ihm ein Regiment nach dem andern abfordern ließe. In der Vertiefung zwischen der Schnecke und Kötschau bewegten sich grün gekleidete Truppen; es waren das Bataillon Boguslawski und die drei Escadronen von Bila, die gegen Schwabhausen gestanden hatten. Ungewiß, ob der General Zezschwitz diesen Rückzug befohlen hätte, ritt der Adjutant zu ihm, und kehrte, da der General nichts davon wußte, gleich zurück, um sie wieder an die eigenmächtig verlassene Stelle zu weisen; aber der Oberst war nicht zu finden, und ein zweiter Stabsofficier schien zu zweifeln, daß sie an die Ordre des Sächsischen Generals gewiesen wären. Da aber der Bataillonsadjutant, der gestern Zeuge gewesen war, dieses nicht läugnen konnte, und auch der Oberst von Boguslawski erschien, so marschirten sie an den vorigen Platz zurück.

Der Lieutenant Lehmann hatte unterdessen starke Colonnen aller drei Waffengattungen entdeckt, die schnell über die buschigen Höhen von Cospeda marschirten, wo man sie nur auf einem einzigen kahlen Puncte bemerken konnte, über den sie in vollem Laufe hineilten; er fragte zugleich, ob der Fürst Hohenlohe davon unterrichtet wäre, denn nach seinem Urtheile müsse man sie auf dem Schlachtfelde der Preußen nicht sehen können. Es schien dringend nöthig, davon Meldung zu machen; der Adjutant schrieb diese gleichlautend dem Rittmeister von Odeleben und einem Ordonnanzofficier in die Schreibtafeln, und fragte zugleich an, ob man nicht mit Cavallerie und Infanterie einen raschen Angriff auf die Queuen der Colonnen im Mühlthale versuchen sollte? Der General setzte seinen Namen darunter, und beide eilten fort. Sie fanden den Fürsten Hohenlohe sehr vergnügt über seinen geglaubten Sieg; er schien erst ihre Nachricht nicht glauben zu wollen, dann aber betroffen darüber zu seyn, schickte sie jedoch mit der, ihnen vom Major Egidy schriftlich mitgetheilten Ordre zurück, daß der General Zezschwitz die Schnecke behaupten, und diesen Punct, der zur Deckung der rechten Flanke der Armee diene, unter keinem Vorwande verlassen sollte. Der General änderte daher auch in seiner Stellung nichts, und erlaubte bloß, daß der linke Flügel des Bataillons Niesemeuschel etwas zurückgenommen, und mehr gegen Isserstädt gestellt wurde.

Mittag war vorbei, das Dorf Vierzehnheiligen stand in Flammen, und wurde noch immer heftig beschossen, aber man sah auch aus dem brennenden Dorfe dieß Feuer beantworten, wodurch es klar wurde, daß es die Franzosen genommen hatten, und nicht daraus vertrieben werden konnten; wiederholte Angriffe darauf von Infanterie mißglückten. Dieß Alles unterschied man deutlich von der Schnecke, so oft die Dampfwolken sich verzogen; aber weiter erfuhr man auch nichts, und schon waren die Tirailleurs im Isserstädter Grunde mit unsern Schützen im lebhaften Feuer.

Der commandirende General begab sich bis an den Rand, und unterhielt sich dort mit dem, von den Strapazen der letzten Tage ganz erschöpften Generallieutenant von Niesemeuschel, während dessen ritten seine Adjutanten an der Stellung hin und her, und auch zu den Schützen hinunter. Der Hauptmann von Tettenborn machte hier alle Anordnungen, und der Hauptmann Walter vom Regiment Low stand ihm treulich bei. Die Bataillone Low und Niesemeuschel hatten noch immer den Rand der Anhöhe besetzt, und verloren viele Leute durch die einzelnen Schüsse der feindlichen Tirailleurs, denn an dem gegenüberliegenden buschigen und steilen Abhange waren eine Menge enger Schluchten, in denen die Franzosen versteckt waren, und ungesehen in die Bataillone schossen. Es wurde daher nöthig, diese von dem Rande zurückzuziehen; aber der General Zezschwitz wollte dazu keinen Befehl geben, und der Hauptmann Tettenborn widersetzte sich aus dem schon früher angegebenen Grunde.

Es zeigte sich feindliche Reiterei bei Isserstädt; sie versuchte verschiedene Male zu debouchiren, wurde aber durch das dahin gerichtete Kanonenfeuer stets mit Verlust zurückgewiesen. Das Feuer in der Gegend von Vierzehnheiligen war sehr heftig; Alles zeigte, daß jetzt der entscheidende Moment der Schlacht herannahe. Der Commandirende, der an dem Rande der Anhöhe nur eine kleine Strecke übersehen konnte, ritt wieder durch die Tannenwäldchen zurück auf die höchste Stelle des abgerundeten Bodens. Von hier aus entdeckte man mit Erstaunen eine plötzliche Veränderung auf dem Preußischen Schlachtfelde. Da, wo vor einer halben Stunde die Infanterie im Feuer gestanden hatte, bewegten sich die Sächsischen Cavallerieregimenter rasch vorwärts, und über sie hinaus erblickte man lange Infanteriecolonnen. Durch die Versicherung des Fürsten Hohenlohe verleitet, überließ man sich einen Augenblick der Hoffnung, der Feind sei geschlagen, die Cavallerie setze nach, und die Infanterie marschire über Romstädt in seine Flanke. Alle, außer dem Lieutenant Lehmann, hegten diese Hoffnung; er allein fand das Verschwinden der Infanterie vom Kampfplatze verdächtig, und behauptete, es sei die höchste Zeit, sich nun von der Schnecke abzuziehen.

Jetzt wurde die Sächsische Cavallerie mit der feindlichen handgemein und warf sie zurück. Hierdurch wurde es deutlich, daß die Division des Generallieutenants von Grawert den Kampfplatz verlassen hatte, und nun drang der erste Adjutant in den commandirenden General, diesen Augenblick, wo die Reiterei uns noch die Gegend zwischen Isserstädt und Capellendorf offen erhielt, zu benutzen, um die Schnecke zu räumen, und sich über Großromstädt mit dem Fürsten zu vereinigen. Der General wollte davon nichts hören, und berief sich auf den vom Rittmeister Odeleben überbrachten schriftlichen Befehl, diesen Posten zu behaupten. Die Vorstellung von der geänderten Lage der Umstände, und daß wir unfehlbar abgeschnitten werden würden, konnte ihn nicht bewegen, und als der Adjutant vielleicht zu heftig in ihn drang, wurde er unwillig, wendete sein Pferd, und ritt stillschweigend auf die Seite.

In diesem Momente erschien plötzlich der Major Egidy. Er wiederholte in Gegenwart mehrerer Zeugen den Befehl des Fürsten, „die Schnecke besetzt zu halten, weil das Corps von Rüchel jetzt anrücke, um auf unserer linken Flanke anzugreifen.“ Alle Adjutanten des Commandirenden, sowie der bis dahin noch gegenwärtige G. K. R. von Watzdorff haben es gehört. Auf die Frage, wie die Sachen ständen, antwortete

er, gut, sehr gut, — nur, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, ist es traurig, daß die Preußen sich verschossen haben; der Fürst kann nichts weiter vornehmen, weil es ihm an Munition fehlt. — In seinen Reden, seinem ganzen Wesen aber war etwas Sonderbares, seine Miene die eines ganz verstörten Menschen. Dieß fiel dem ersten Adjutanten auf, der ihn bei Seite zog, und ihm die Gefahr der Bataillone am Rande der Schnecke vorstellte; denn schon wurde hier das Feuer heftig, man hörte das wilde Geschrei der Schützen und Tirailleure. Der Major Egidy meinte, durch eine vortheilhafte Stellung der Batterien Ernst und Bonniot wäre unsere linke Flanke zu decken, und die Schnecke zu behaupten, bis Rüchel käme. Beide ritten hin, dieß zu bewerkstelligen, sie setzten die drei Schwadronen Carabiniers hinter die Batterien, um sie zu decken, und der Brigademajor der Cavallerie, Capitän von Gersdorff, wurde an den Obersten Boguslawski geschickt, mit dem Befehle, sich an die rechte Flanke der Infanterie zu ziehen, die drei Schwadronen Bila aber gegen die Gegend rechts unterhalb der Schnecke zu senden, um zurückwerfen zu können, was von da aus dem Mühlthale vordringen würde.

Der Major Egidy ritt so niedergeschlagen neben dem Adjutanten, als sie die beiden Batterien aufgestellt hatten, daß dieser noch einmal in ihn dringen zu müssen glaubte. Auf die Frage: Wo der Fürst Hohenlohe denn jetzt sei? gestand er, „daß er es nicht wisse, weil er von ihm abgekommen wäre.“ — Aber, fuhr jener fort, wenn Rüchel kommt, sollen wir uns denn an ihn anschließen, oder immer noch auf der Schnecke stehen bleiben? — „Das muß sich finden, antwortete er, wenn Rüchel kommt. Wenn er nur schon da wäre! Wenn er überhaupt nur kommt!“ Er sagte dies mit merklicher Beklemmung. — Was! rief der Andere, wenn er nur kommt! Ist es denn nicht gewiß? — „Ja, ich hoffe es nur, ich weiß es nicht, erwiederte er. — Sie wissen es nicht! fuhr nun der Adjutant auf. So sind wir verloren, so müssen wir augenblicklich zurück! — Freilich, sagte der Major Egidy,“ und von diesem Augenblicke an schien er wieder mit sich einig zu seyn. Sie eilten nun Beide zu dem commandirenden General, und stellten ihm die Nothwendigkeit des Rückzuges vor.

Gewohnt, dem Major Egidy, als Organ des Oberbefehlshabers, in Allem zu folgen, willigte er ein, doch nur mit halben Worten. Der Adjutant fragte daher bestimmt, in Gegenwart aller Officiere des Generalstabes: Ew. Excellenz befehlen also den Rückzug? — Ja doch. — Und wie? — Wie Sie es machen können. — Ich soll ihn also bewerkstelligen? — Ja! — Wo finde ich Ew. Excellenz, wenn ich zurückkomme? — Hier. — Es war dies nahe an der Chaussee, in der Gegend, wo sie über den runden Bergrand hervorgekommen ist, und nun auf der hohen Ebene gegen Kötschau herabläuft.

Der Major von Süßmilch, zweiter Adjutant des Commandirenden, begab sich nun zu den fünf Bataillonen Infanterie oben an der Chaussee, um sie zu dirigiren, indem der erste Adjutant nebst dem Rittmeister Odeleben vorritt, um die Bataillone von der Schnecke abzuziehen. Auf den Rath des Lieutenants Lehmann sollte das Bataillon Niesemeuschel bis hinter das Wäldchen marschiren, dessen Rand das Bataillon Bevilaqua besetzt hatte, und hier Front machen, bis dieses gleichfalls zurück wäre, das Bataillon Low aber vom rechten Flügel der Chaussee parallel sich abziehen. Aber hier entstanden eine Menge Schwierigkeiten, der Generallieutenant von Niesemeuschel gab durchaus keinen Befehl, und verwies an den Hauptmann Tettenborn; dieser hatte eine Menge Einwürfe. Er verlangte, um den Abzug zu decken, Cavallerie, die nicht zu haben war, und hatte die Idee, lieber stehen zu bleiben, eine Idee, die aber in das Ganze nicht passen konnte, da er nicht wußte, was bei der Hohenlohischen Armee vorgegangen war; darüber verstrich eine nur zu kostbare Zeit, und als er endlich nachgab, hatten die Bataillonscommandanten ihre Pferde zurückgeschickt, und mußten diese erst erwarten. Niemand war berechtigt, Befehle zu geben, Alles mußte mit Bitten und Vorstellungen erlangt werden, und jeder Abtheilungscommandant hatte eigene, nur auf seinen Trupp passende Einwendungen. — Endlich setzte sich Alles in Bewegung, aber anstatt den Rückzug durch ihre Schützen zu decken, zogen die Bataillone diese an sich, und marschirten in Masse, langsamen Schrittes, mit klingendem Spiele, unter dem heftigsten Feuer. So sehr dieß auch ihrer Fassung Ehre machte, so hinderte doch das Getöse, daß man sich nun noch weniger verständigen konnte, und die Batterien am Lager wurden durch den langsamen Marsch der Infanterie gehindert, die Abdachung der Höhe zu bestreichen.

Schon hatten sich zwei Colonnen feindlicher Infanterie (6 Bataillonen stark, wie man nachher erfuhr) in den Grund gestürzt, wo man sie von der Anhöhe mit dem Feuer nicht erreichen konnte, schon beschossen Französische Kanonen von der Seite von Isserstädt her, den Raum, durch welchen die drei Bataillone gehen mußten, und die Bataillonsgeschütze hielten den Marsch auf, weil sie schon Pferde verloren hatten. — Der Adjutant entfernte sich nun, um Reiterei zur Deckung dieser Bataillone zu holen; aber als er auf die Höhe kam, fand er weder den commandirenden General, noch dessen Gefolge, noch einen Menschen, der ihm sagen konnte, wohin sie sich gewendet hätten. Auch die drei Escadrons Carabiniers waren nicht mehr zu sehen, weil der General sie zu seiner Bedeckung mitgenommen hatte, und die Batterien Ernst und Bonniot, von ihnen verlassen, eilten zurück und drängten sich gegen die Chaussee. Der Adjutant schickte nun seine Ordonnanzhusaren an die Trupps der letzten Feldwache, sie zu vermögen, daß sie die Arriergarde der Infanterie machen möchten, indem er selbst zu den drei Preußischen Schwadronen von Bila ritt, um dasselbe von ihnen zu erhalten. Aber nur eine machte Fronte, die beiden anderen eilten im vollen Trabe zurück, und als er mit der ersten vorging, kehrte auch sie hinter ihm um, und ritt davon, ohne noch in das Feuer zu kommen. Er kam nun wieder zu der Infanterie, die endlich im Marsche gegen Kötschau begriffen war; die Preußische Armee bedeckte in wilder Flucht die Ebene zwischen Capellendorf und Groß- und Kleinromstädt, und auf ihren Fersen erschien die zahlreiche Reiterei des Großherzogs von Berg; dahin war also nicht zu kommen, und es blieb nichts übrig, als der Weg über Kötschau und Hohlstädt. Die Gärten zwischen diesen Dörfern, und ein kleiner Wassergraben ließen hoffen, daß man sich hier würde setzen können, und man rechnete noch auf das Rüchelsche Corps, das nicht weiter, als Umpferstädt entfernt seyn konnte.

Um von dieser Lage der Dinge dem commandirenden General Nachricht zu geben, schickte der Adjutant einen berittenen Infanterieofficier, den Lieutenant Erdtel, vom Regiment Thümmel ab, und bemühte sich nun, durch Bildung eines Hakens gegen Isserstädt und die Schnecke, den Feind aufzuhalten, bis das Geschütz das Dorf passirt hätte, und das Bataillon Bevilaqua herangekommen wäre. Dieß gelang auch, weil der Major von Süßmilch den Bataillonscommandanten jederzeit sagte, durch welche Bewegung sie die Evolution hervorbringen sollten, ihnen selbst die Commandowörter nannte; der Rittmeister Odeleben ritt zu den beiden kleinen Trupps der 80 Pferde starken Feldwache, und diese hielten durch eine rasche Attake die van Isserstädt vorkommende feindliche Reiterei in Respect. Das Feuer der Infanterie, besonders des ersten Bataillons Thümmel, trieb gleichfalls die Französische Infanterie zurück; aber schon war Geschütz über die Schnecke heraufgekommen, und bestrich mit Kugelschüssen die Chaussee, sowie mit Kartätschen das Feld zwischen derselben und dem Schwabhäuser Grunde. Zum Glück gingen die Kugeln zu hoch, und berührten bloß die Bajonette der in dichter, schmaler Colonne sich langsam bewegenden Masse. Vergeblich suchte man die Bataillone zu überreden, in breiterer Front zu marschiren, um schneller vorwärts zu kommen; sie scheuten die Kartätschen, und drängten sich alle auf der im Grunde weit gefährlicheren Chaussee zusammen. Der Major Süßmilch schickte die Schützen zurück; aber nichts konnte den Obersten Boguslawski bewegen, sich mit ihnen zu vereinigen; sein Bataillon lief, tief gebückt, in dem flachen Graben neben der Chaussee hin.

Wir konnten höchstens noch 1500 Schritte von dem Dorfe Kötschau entfernt seyn, als zahlreiche Cavallerie von der Seite von Romstädt auf uns zukam, unsere beiden kleinen Trupps zum Rückzuge nöthigte und uns von den Dörfern abzuschneiden drohte, indem zu gleicher Zeit aus dem Schwabhäuser Grunde eine Menge von Tirailleurs nebst einiger Reiterei sich verbreitete. Die Adjutanten versuchten nun noch Quarrés zu zu bilden, und nur dem Major Süßmilch gelang es, dieses zu Stande zu bringen, weil er, ohne sich mit Anführung des Zweckes aufzuhalten, bloß dem Commandanten die Commandoworte zurief, welche sie mechanisch befolgten; die beiden andern erfuhren den Nachtheil, die kleineren tactischen Hülfsmittel einer fremden Truppenart nicht genug studirt zu haben; hierdurch stießen sie auf manche Schwierigkeit, und die so kostbare Zeit verging in nutzlosen Unterhandlungen. Demungeachtet war der erste Versuch der Französischen Reiterei gegen die Quarrés abgewiesen; aber nun standen diese still, und die Adjutanten waren nicht zahlreich genug, um überall seyn zu können. Plötzlich breitete sich auch von vorn her vor Kötschau eine Linie Cavallerie aus; was noch von Quarrés da war, feuerte ohne Gedanken und nach allen Seiten; die Cavallerie ging einen Augenblick zurück, kam aber gleich wieder, und breitete sich in 5 bis 6 Reihen mit Intervallen wie Blänker vor uns aus. Wir waren nun von vier Seiten umringt, und der Rittmeister Odeleben rief dem ersten Adjutanten zu: „Sehen Sie da, was wird nun werden? — Daß wir nach Frankreich reisen!“ war die Antwort; denn man konnte die Gefangenschaft als gewiß betrachten. Der genannte Rittmeister zeigte dem Adjutanten einen Punct, wo noch eine weite Lücke war, und Beide versuchten nun, da durchzukommen, während von der rechten Seite

die Cavallerie schon in die Bataillone eingebrochen war. Beide Officiere setzten eine schroffe Anhöhe hinab; aber bald sahen dieß eine Anzahl Chasseure und Husaren, beugten vor und umringten jeden einzeln; der Ordonnanzhusar kam allein durch.

Ludwig Philipp Funke,

nach Anderen Carl Ph. F. ist nach Einigen 1753 zu Raguhn im Dessauischen, nach Anderen 1753 zu Görtzsalke bei Brandenburg geboren worden. Nach vollendeten Studien ward er Lehrer des Philanthropin zu Dessau und später Inspector des Schullehrerseminars daselbst, sowie F. Schwarzburg-Rudolstädtischer Erziehungsrath. Er starb auf einer Reise zu Altona am 9. Juni 1807.

Seine Schriften sind:

A. B. C. Bogen. Berlin 1799.
Anweisung für Töchter. S. Lehrbuch für Töchter.
Ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch. Weimar 1798 — 1809. 12 Bde.
Moralisches Bilderbuch. Nürnberg 1804.
Bildungsbibliothek für Nichtstudirende. 1r Bd., 3 — 6. Bd. Hamburg 1804 — 7.
Elementarbuch. Berlin 1799 — 1805. 3 Bde.
Familien-Bilderbuch. Nürnberg o. J.
Lehrreiches Familienbuch. Nürnberg 1804.
Practische Geschichte des Menschen. Braunschweig 1806.
Karl und Wilhelmine. Pegan 1801.
Neue Kinderklapper. Leipzig 1800.
Auszug aus den preußischen Landesgesetzen. Berlin 1799.
Lehrbuch für Bürgerschulen. 2 Thle. Berlin 1804—5.
Lehrbuch zum Unterricht der Töchter. 2 Thle. Berlin 1800 — 1801.
Leitfaden bei dem Unterricht der Töchter. Berlin 1802.
Lesebuch für Bürgerschulen. 2 Thle. Berlin 1799—1807.
Lesebuch für Töchterschulen. Berlin 1801.
Natur- und Kunst-Lexicon. Weimar 1801 — 4. 4 Thle.
Neues Real-Schullexicon. Braunschweig 1800 — 1805. 5 Bde.
Kleines Real-Schullexicon. 2 Thle. Hamburg 1804 — 1806.
Unterricht vom Menschen. Berlin 1796.
Muster für Anfängerinnen im Sticken. Berlin 1801.
Mythologie für Schulen. Hannover 1808.
Entwickelung der Naturgeschichte. Berlin 1804.
Naturgeschichte für Kinder. Leipzig 1809.
Naturgeschichte, Technologie und Gesch. des Menschen. Ulm 1803.
Naturgeschichte und Technologie für Lehrer. Braunschweig 1805 — 6. 3 Thle.
Handwörterbuch der Naturlehre. Leipzig 1805. 2 Thle.
Stoff zu Unterhaltungen über Rochow's Kinderfreund. Berlin 1799. 1 Th.
Nützliche Unterhaltungen für die gebildete Jugend. 1r Bd. Berlin 1798.
Allgemeiner Inbegriff der nöthigen Wissenschaften. Nürnberg 1805.
Wörterbuch der alten Erdbeschreibung. Weimar 1800.

F. erwarb sich durch seine Schriften bedeutende Verdienste um das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Deutschland, arbeitete jedoch zu rasch und zu viel, und zog sich daher nicht selten den Vorwurf der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit zu, der zuweilen ihn nicht ungerecht traf.

Adolph Friedrich Furchau

ward am 22. Februar 1788 in Stralsund geboren, studirte Theologie und lebte als Prediger in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Hans Sachs. Leipzig 1819 — 20. 2 Abthlgn.
Franz von Sickingen. Schauspiel. Göttingen 1821.
Arkona. Heldengedicht in 12 Gesängen. Berlin 1828.

Ein sehr talentvoller Dichter, der besonders im Epos glücklich war. — Sein Heldengedicht Arkona ist reich an Tiefe des Gefühls, warmen und belebten Schilderungen und höchst pittoresken Gemälden, deren Reiz durch eine anmuthige und wohllautende Sprache und eine gewählte sich stets dem Inhalte harmonisch anschmiegende Form nicht wenig erhöht wird.

Erster Gesang aus: Arkona:

Erscheine mir, mit goldnem Strahl beglänzt,
Im regen Schooß der ewig jungen Wogen,
Du hehres Rügen, hoch vom Wald bekränzt,
Von Fels und Fluth in buntem Reiz umzogen;
Wie drohend ward vom lauten Kampfgetöne
In grauer Zeit dein weißer Strand umrauscht,
Wie scholl die Schlacht, als deine rauhen Söhne
Des Kreuzes Heil für Götzendienst getauscht.
Was heilig einst am Meere dort geschehen
Laß, Geist des Herrn, erhellt von Dir, mich sehen.

Und sieh, ich seh' der Brüder Zorn erwacht,
Die schnell den Kampf am öden Meer bereiten;
Gerüstet hebt das Reich der alten Nacht
Sich wild empor, mit neuer Wuth zu streiten.
Von Waffen blinkt der Schaum der grauen Wellen,
Es steigt die Schaar der Christen kühn an's Land;
Ich sehe hell des Kreuzes Banner schwellen
Im Sturm der Schlacht, geführt von starker Hand;
Doch nicht vermag der Christen tapfres Kämpfen
Der Heiden Zorn und rohe Kraft zu dämpfen.

Und eine Jungfrau träget Gluth empor,
Und lodernd steht die Götzenburg in Flammen;
Noch tobt der Kampf, noch brennet Wall und Thor,
Und Thor und Wall stürzt drohend schon zusammen:
Da regt sich wild im ungeheuren Brande
Der Lügengeist, der falsche Eide schwört;
Die Christen zieh'n zurück zum Heimathsstrande,
Von argem Wort wird treuer Muth bethört.
Ich seh die List der Heiden trotzig siegen
Und tief in Schmach das Kreuz des Herren liegen.

Doch was dem Streit der Waffen nicht gelingt,
Was nicht die Schlacht erkämpft mit kühnem Wagen,
Erringt das Herz, das heil'ge Opfer bringt,
Erkämpft der Geist durch Büßen und Entsagen.
Da faßt im Sturm das rächende Verderben
Die sünd'ge Saat, der Lüge Macht zerbricht,
Ich seh' in wilder Schlacht die Schuld'gen sterben,
Und siegend strahlt des Glaubens göttlich Licht.
Der Du am Kreuz für mich Dich hingegeben,
Mein Heiland, Dich soll mein Gesang erheben.

Schon lange war durch treuer Zeugen Mund
Das Wort des Herrn, wie Er gebot, verkündet,
Und segnend stand der Kirche heil'ger Bund
Schon weit umher in Süd und Ost gegründet:
Achthundertmal war schon das Jahr entschwunden
Seit Constantin zum Glauben sich bekehrt,
Vierhundertmal, seit Deutschland überwunden
Durch Winfrieds Wort und Karls des Großen Schwert;

Und in des Nordens altberühmten Reichen
Erglänzte längst das Kreuz als Siegeszeichen.

Als einst der Rugen deutscher Stamm vom Meer
Gen Rom zum Siege eilte, war gezogen
Von fern zum rasch verlass'nen Lande her
Der Wenden Volk bis an der Ostsee Wogen.
Nicht blau von Aug', in blonder Locken Fülle,
Erschien dieß Volk nach edler deutscher Art:
Das Auge schwarz, in düst'rer Braunen Hülle,
Gebräunt die Haut und dunkel Haar und Bart,
So drang es vor in vieler Stämme Zügen
Bis hin zum Meer, bis hin zum schönen Rügen.

Wol war der Wenden Volk an Pommerns Strand
Durch Otto's Wort zum Glauben schon belehret,
Wol war noch jüngst das Mecklenburger Land
Durch Heinrich's Schwert verwüstet und bekehret;
Doch immer noch blieb Rügen unbezwungen.
Nicht Otto's Wort, nicht Heinrichs Banner war
Bis hin zu seiner Meeresburg gedrungen:
Dort ehret noch das Volk der Götzen Schaar,
Und hochberühmt auf Rügens letzter Spitze
Steht Svantevit in seinem Göttersitze.

Weit übers Meer im Strom der Lüfte weht
Sein breit Panier vom rothen Tempeldache,
Mit wildem Ruf in heißem Eifer fleht
Der Priester gier'ge Rotte laut um Rache;
Tief ist das Land in's öde Meer gezogen,
Hoch ragt die Burg, die Klippe hebt sich steil,
Die Brandung braus't, es droht der Drang der Wogen
Dem Christen Tod und bringt dem Heiden Heil:
Nicht wird das Kreuz des Sieges Palme tragen,
So lange fest Arkona's Wälle ragen.

Denn dorthin hebt den Blick der Zuversicht
Mit dunk'lem Zorn, aus jedem Wenden-Lande
Noch vieles Volk, das zu des Glaubens Licht
Sich nur bekehrt mit inn'rem Widerstande.
Zum alten Dienst blieb noch das Herz gewendet,
Wenn auch der Mund des Heilands Namen nennt.
Gen Rügens Strand ward manche Schaar gesendet,
Die dort geheim den heißen Wunsch bekennt:
In wilder Schlacht das läst'ge Joch zu brechen
Und blutig dann der Götzen Schmach zu rächen.

Fürst Raze ist's, der dort in strenger Macht
Seit manchem Jahr auf hohem Herrschersitze
Arkona's Burg, Karenza's Wall bewacht:
Sein Auge gleicht dem rasch entflammten Blitze,
Die Brust dem Fels, der sich am Meere thürmet,
Der Arm dem Baum, den nicht der Sturm zerbricht,
Das Herz der See, die ewig wogt und stürmet,
Ob längst das Haupt die Locke weiß umflicht.
Er hat im Geist des Kreuzes Schmach beschlossen
Und wartet nur der nahenden Genossen.

Der Söhne drei, die oft ein finstrer Neid
Als Knaben schon zum wilden Haß getrieben,
Die oft der Trotz der Herzen heiß entzweit,
Sind, jugendfrisch, im Alter ihm geblieben.
Er hat sie jüngst zum Dänenreich gesendet,
Wo Waldemar in heil'ger Kraft gebot,
Daß nicht zu früh, noch eh' die Rüstung endet,
Ihr reger Zorn entbrenne ohne Noth.
Er will geheim den nahen Kampf beeilen,
Indeß sie fern' am Dänenhofe weilen.

Seit lange hatte schon das Christenthum
Ansgarius, von frommer Gluth entzündet,
Mit treuem Dienst zu seines Gottes Ruhm
Und eignem Preis im Dänenreich gegründet;
Und fromm und fest und milde war gesinnet
Der König dort. Drum sendet ihm aus List
Die Söhne Raze jetzt, daß, eh' beginnet
Der droh'nde Kampf, noch in der letzten Frist
Der Söhne Nah'n verberge sein Gelüste,
Und nicht zum Krieg das Dänenreich sich rüste.

Dort sind sie nun im Wald bei Roschild's Strand,
Dort sieht man froh den Dänenkönig reiten;
Er übt im Schwung des Speers mit güt'ger Hand
Die Brüder selbst, die ihn zum Forst geleiten.
An Locken schwarz, von dunk'lem Helm umhangen,
Spornt Tezlaf wild mit düstrem Blick sein Roß;
Mit lichtem Aug', umweht des Helmes Spangen
Von braunem Haar, wirft Jaromar Geschoß,
Und Stoislaf, dem hell die Locke wallet,
Ruft laut dem Echo, daß der Wald erschallet.

Und rückwärts sprengt im ungestümen Flug,
Da Waldemar zur Heimkehr spät sie mahnet,
Mit lautem Schall der Jäger langer Zug,
Dem Tezlaf wild den Weg durchs Dickicht bahnet.
Zu Roschild winkt im hohen Königssaale
Der müden Schaar des Bechers kühler Wein,
Und lieblich glänzt am vollbesetzten Mahle
In edler Huld der Schönheit milder Schein;
Im heitren Kreis sind dort die hohen Frauen,
Des Hofes Schmuck, in reicher Zier zu schauen.

Sophia naht, der Dänen Königinn,
Und schnell durchfliegt den Saal ein tiefes Schweigen;
Ihr Antlitz zeigt des Herzens milden Sinn,
Ihr Gang und Gruß der Würde edles Neigen,
Und schweigend folgt der Königinn Geleite.
Es steht und schaut der Ritter kühne Schaar:
Doch sittsam geht, der hohen Frau zur Seite,
In reichem Schmuck ein fürstlich Jungfrau'n-Paar;
Hier Hildegard, die nicht der Rose weichet,
Dort Hedwig, die sanften Lilien gleichet.

Und eh' der Zug zum reichen Mahl sich setzt,
Und eh' die Hand sich naht der süßen Speise,
Und eh den Gaum des Weines Labsal netzt,
Spricht Eskil laut, nach frommer Christen Weise,
Den ernsten Blick zum Himmel hingewendet,
Der Erzbischof, das Dankgebet und preis't
Den ew'gen Gott, der Thau vom Himmel sendet
Und alle Welt mit seinem Segen speis't:
Da hallt es draußen laut von rauhen Worten,
Da öffnen sich des Saales Doppel-Pforten.

So wie sich schnell im sonnenhellen Raum,
Wo lichter Glanz um reiche Blüthen fließet,
Wenn eine Wolke naht, von Baum zu Baum
Ein düstrer Schein auf alle Blätter gießet:
So schattet hoch im glänzenden Gemache
Beim heitren Mahl, wo fromme Rede schallt,
Mit düstrem Aug', ein Bild der blut'gen Rache,
Des Rugenfeldherrn riesige Gestalt,
Der jüngst zu Schiff die Jünglinge geleitet,
Nun wiederkehrt und rasch den Saal durchschreitet.

Nicht schmückt ein Helm der Locken wilde Nacht,
Nicht klirrt ein Schwert von Granza's Hüfte nieder,
Nicht hüllt die Brust des Mantels reiche Pracht,
Kein Harnischring umschließt die mächt'gen Glieder:
Ihm droht vom Haupt, als ob es Flammen spie,
Des Wolfes Maul, er hält die Axt gefaßt,
Ein kurzer Rock umschließt die nackten Kniee,
Vom Rücken hängt des Bärenfelles Last.
Er neigt sich nicht; mit kaum verborg'nem Grimme
Schaut er umher und hebt die eh'rne Stimme.

„Weich' Zernebog, Du schwarzer Gott, von mir;
„Laß, Hela, Todesbothin, noch dein Eilen:
„Auf, Raze's starke Söhne, fort von hier,
„Nicht ist es Zeit in weicher Ruh' zu weilen,
„Denn euer Vater liegt daheim im Sterben."
Mit Todesbleich' wird Jaromar bedeckt,
Indeß mit Gluth sich Tezlafs Wangen färben;
Er springt hervor, von wildem Schmerz erweckt,
Es rollt das Aug', als wie von Zorn ergriffen,
Er schwingt den Keil, der scharf aus Stein geschliffen.

Er sieht mit Grimm des Bruders Angesicht
Von mehr als Schmerz, in tiefem Schreck erblassen,
Und drohend dumpf, wie fernes Stürmen, bricht
Sein flüsternd Wort hervor mit heißem Hassen:
„Was hält Dich so in trägem Schreck gefangen,
„Daß kaum den Blick des starren Aug's Du regst?
„Doch wehe Dir, wenn sträfliches Verlangen,
Geheim ernährt, Du falsch im Herzen hegst."
So spricht er leis'; doch seiner Worte Drohen
Ist, ungehört, des Bruders Ohr entflohen.

Der König füllt des Bechers gold'nen Rand
Dem Gast zum Gruß, doch Granza will nicht trinken;
Der König beut ihm Speis' mit güt'ger Hand,
Doch Granza wehrt der Speis' mit stummen Winken;
Der König ruft, und auf sein Wort erscheinet
Der Ritter Schaar, die Roschild's Schloß bewacht;
Sie stehen ernst, um ihren Herrn vereinet
In reicher Zahl und rüst'ger Waffenpracht.

Der König spricht: „Wir wollen Euch geleiten,
„Und, selbst bemüht, die schnelle Fahrt bereiten."

Dem Kön'ge folgt der Ritter lauter Schritt,
Und Christoph eilt, des Königs Sohn, mit ihnen;
Doch rasch bewegt, noch eh' sie scheiden, tritt
Die Königinn mit trauervollen Mienen
Den Brüdern nah, und zeigt in edler Klage
Wie unverstellt ihr sanftes Herz gerührt,
Daß Trauerkunde schon nach kurzem Tage
Vom Dänenreich so schnell die Gäste führt.
Doch Tezlaf drängt, ob auch die Brüder weilen,
Zum dunklem Schiff, zur blauen See zu eilen.

Dort wo der Wald der Schiffe nah' am Land
Sich leise regt, gewiegt vom Spiel der Wogen,
In Roskild's Bucht, hat Granza's starke Hand
Den dunk'len Kiel auf weißen Sand gezogen:
Mit mächt'gem Ruf erweckt er die Genossen,
Die tiefer Schlaf im hohlen Raum umfängt;
Ihr Sprung ist rasch, und schnell steht schaumumflossen
Das trockne Schiff in's feuchte Meer gesenkt;
Sie eilen schon die Seile los zu binden,
Die schnellen Zugs empor die Segel winden.

Aus dichtem Tuch, vom Tannensaft getränkt,
Entfaltet sich, zu unten wie zu oben
Gleich breit, daß ganz das Schiff den Wind empfängt,
Der Segel Paar, zum Doppelmast gehoben;
Und vorn' hinaus, die flücht'ge Luft zu spalten,
Wenn tief der Kiel sich stürzt im jähen Flug,
Zieht, straff gespannt, am langen Stab gehalten
Sich schräg' vom Mast ein schmales Segeltuch:
So war das Schiff des Rugen klug bereitet,
Mit dem er kühn auf schwanker Woge reitet.

Der König hebt sein doppeltschneidig Schwert
Mit ernstem Blick hinweg von seiner Seite;
Ihm hat es oft die heil'ge Kraft bewährt,
Den Sieg erkämpft in manchem heißen Streite;
Von Gold erglänzt der Scheide reiche Schwere,
Des Griffes Kreuz von edler Steine Licht.
Er legt es mild, ein Zeichen hoher Ehre,
In Tezlaf's Hand, zu dem er gütig spricht:
„Es führe dich zu edlen, frommen Kämpfen,
„Es helfe Dir dein eignes Zürnen dämpfen."

Der König führt sein falbes Dänenroß
Am Zügel vor; es streckt die schlanken Glieder,
Das Auge blitzt gleich blinkendem Geschoß,
Es beugt den Hals zur Erde wiehernd nieder;
Der Zügel zwingt nur kaum das wilde Feuer,
Doch bringt es schnell des Königs Wort zur Ruh;
Ihm ist das Roß vor allen Rossen theuer;
Er lenkt auf Jaromar es huldreich zu:
„Es trage Dich zu deinem besten Heile,
„Es rette Dich aus Noth mit Sturmeseile."

Der König nimmt sein breit gewölbtes Schild
Dem Knappen ab, der ihm es nachgetragen;
Es zeigt als Schmuck ein kriegerisches Bild
Auf blauen Grund aus Gold und Erz geschlagen:
Ein Adler hebt die schwarzen Doppelschwingen,
Er ragt hervor von goldner Mauer Rand,
Und scheint mit Lust und Kraft empor zu dringen.
Der König spricht, zu Stoislaf gewandt:
„Ich weihe Dir dieß Bild zum freud'gen Zeichen,
„Es schütze Dich das Bild vor Todesstreichen."

Doch schon erschallt vom hohen Schiffesraum
Der Rugen Lied in rauhen Kriegestönen,
Und Granza zwingt den wilden Unmuth kaum;
Er steht am Mast und ruft nach Raze's Söhnen.
Da wendet schnell zum angebundnen Schiffe
Sich Tezlafs Fuß, er läuft am Bord entlang
Und springt zum Raum und faßt mit raschem Griffe
Das Ruder an, indeß mit stillem Dank
Sich Stoislaf zum König freudig dränget
Und Jaromar an seinen Lippen hänget.

Von heißem Drang der Liebe froh gerührt,
Die Beide ihm aus frommen Herzen zeigen,
Hält Waldemar sie traut umfaßt und führt
Sie schnell zum Schiff und helft hinein sie steigen.
Von Granza's Hieb wird schnell das Seil zerschnitten,
Es lös't das Schiff sich leicht vom Ufer los,
Und in die Spur des Schaums hinabgeglitten
Durchfurcht es tief der Wellen grünen Schooß.
Ein frischer Ost auf raschbewegten Wogen
Hat schnell dem Blick des Königs sie entzogen.

Bald flieht die Bucht, es tos't das enge Meer,
Wo scharf gen Ost sich Seelands Küsten wenden;
Von Schweden wälzt die Fluth sich hoch und schwer,
Doch Tezlaf hält das Steuer fest in Händen;
Ob auch der Schaum zum Borde häufig fließet,
Ob auch der Mast sich auf die Wellen neigt,
Denn Stoislaf mit breitem Schilde gießet
Die Fluth zurück, die in die Seiten steigt;
Doch Jaromar, als wie im tiefen Traume,
Steht unbewegt und hält sein Roß am Zaume.

So fliegt das Schiff, wie seufzendes Geschoß
Zum Ziele hin die leichten Lüfte theilet. —
Indeß betrat der König ernst sein Schloß;
Wohin Kanut ihm jetzt entgegen eilet.
Ein Reisekleid, wie fromme Pilger tragen,
Von allem Schmuck der Fürstenhoheit fern,
Ist um den Glanz der Rüstung eng geschlagen.
Nicht zeigt Kanut die stolzen Waffen gern,
Er liebt es mehr auf sanften Rath zu denken,
Als rasch erzürnt das Schwert zum Kampf zu lenken.

Er spricht: „Mich führt mein Weg in rascher Eil'
„Zu Absalon, mit ihm des Raths zu pflegen;
„Mir sagt der Geist, es naht dem Volke Heil,
„Das sich entzog des Glaubens hohem Segen:
„Wenn Raze todt bei seinen Götzen lieget,
„Entweicht der Wahn; nicht fern ist dann die Zeit,
„Wo Christi Wort im Wenden-Reiche sieget
„Durch eigne Kraft und ohne blut'gen Streit;
„Drum will ich jetzt, wie eilig wir beginnen
„Das wicht'ge Werk, mit Absalon ersinnen.

Der König reicht dem Bruder rasch die Hand,
Und spricht zu ihm: „Indeß auch ich mich rüste,
„Beeile Dich; mach' Absalon bekannt
„Was sich begab auf Rügens weißer Küste.
„Daß enger jetzt die Heiden sich verbündet
„Als je zuvor der sträfliche Verein,
„Hat Absalon mir warnend jüngst verkündet;
„Wir dürfen nicht des Kampfes müßig seyn."
Der König sprichts, und treibt den Bruder leise
Mit sanftem Arm zur fromm beschloss'nen Reise.

Und draussen harrt der schnellen Wiederkehr
Kanuts im Hof mit aufgezäumten Rossen
Schon Prislav längst. Ihn beugt das Alter schwer,
Von Silberhaar ist Haupt und Kinn umflossen.
Er war als Fürst in Mecklenburg geboren,
Doch Priblslaf, sein Bruder, nahm das Land,
Als, ohne Kampf, er Reich und Gut verloren,
Weil er allein zum Glauben sich gewandt,
Als noch das Volk, von Heinrich unbekehret,
Im finstern Dienst den Radegast verehret.

Seit er geschützt am Dänenhofe weilt
Mit Weib und Sohn, ist manches Jahr entschwunden,
Und seinen Gram und seine Freude theilt
Kanut getreu, der fest mit ihm verbunden.
Sie eilen nun in ungehemmter Schnelle
Gen Ost dahin in Wald und reiches Feld,
Bis rauschend sie die abendliche Welle
Am weißen Strand auf ihrem Wege hält.
Dort ist am Meer ein hoher Thurm erbauet,
Der, weit geseh'n, tief in die Ostsee schauet.

Und um den Thurm in rüst'gem Eifer regt
Ein Menschenschwarm die arbeitsfrohen Glieder.
Ein Haufe geht zum nahen Wald und schlägt
Mit scharfer Axt die hohen Eichen nieder,
Und andre stehn nicht fern gereiht und spalten
Die Stämme rasch, zu gleich und gleich getheilt,
Die, kaum gefäll't, mit ordnungsreichem Walten
Des Meisters Hand sofort zu sondern eilt,
Daß ohne Fehl', was kluge Vorsicht scheidet,
Der Säge Zahn in schlanke Bretter schneidet.

Dort sucht ein Theil mit wohlgeübter Hand
Die feuchten Bretter an der Gluth zu biegen,
Daß sie geschickt, dicht an der Schiffe Wand
Sich, leicht gekrümmt, mit richt'gem Schwunge schmiegen;
Denn weit umher steht hoch empor gerichtet
In schrägen Reih'n der Schiffe neuer Bau;
Noch sind mit Werg die Seiten nicht gedichtet,
Doch fügt ein Glied dem andern sich genau;

Geschäftig tön't der Schlag an allen Enden,
Es wird sich bald die Flotte dort vollenden.

Nicht fern dem Platz, wo im umhegten Raum,
Den Wellen nah', die neuen Schiffe stehen,
Ist, hart am Strand, umwogt vom flücht'gem Schaum,
Ein andres Werk geschäft'ger Kunst zu sehen:
Mit vielem Holz und angefertigten Pfählen
Wird mühesam der Drang der Fluth gehemmt;
Es ist die Zahl der Balken nicht zu zählen,
Die hier der Fleiß tief in die Wellen dämmt,
Und wohl verseh'n ist jeder Pfahl mit Ringen,
Um mit dem Seil die Schiffe fest zu schlingen.

Im Meere liegt ein grünes Inselland,
Mit breiter Bucht zur Küste hingezogen:
Es schützt im Sturm den unbewehrten Strand,
Es bricht die Wuth der unbesiegten Wogen;
Und hier vertraut der Schiffer wohlgemuthet
Der Welle gern sein heimgeführtes Gut,
Wo in dem Meer ein Meer von Schiffen fluthet,
Wo in dem Sturm die Macht des Sturmes ruht;
Rings sieht man hier bei frischer Winde Wehen
In reicher Zahl die bunten Segel gehen.

Dem Thurme nah', der streng' das Meer bewacht,
Steht manches Haus, von Balken fest geschlagen,
Wohin mit Müh' der Schiffe volle Fracht
Aus tiefem Raum die starken Knechte tragen;
Und manche Achs' wird dort mit Fleiß beladen,
Die schwer gelenkt von vieler Rosse Kraft,
Das theure Gut auf neugebahnten Pfaden
Durch's ferne Land zu reichen Städten schafft.
Doch Alle sind mit Schwert und Speer versehen,
Die emsig hier bei saurer Arbeit stehen.

Auf Absalons, des Bischofs, mächt'gem Ruf
Erhob sich hier der Kräfte reges Walten;
Er war's, der schnell ein wogend Leben schuf,
Wo einsam sonst die öden Wellen schallten.
Wo weit hinauf die Küsten Seelands schauen,
Die eng' der Sund von Schwedens Ufern trennt,
Beschloß sein Geist die neue Stadt zu bauen,
Die weise er den Kaufmannshafen nennt;
Sie sollte reich an edlen Schätzen werden,
Und weit genannt und hochberühmt auf Erden.

Doch nicht allein ein irdisch reiches Gut
Will Absalon mit strengem Fleiß gewinnen;
Ein höh'rer Wunsch bewegt den frommen Muth,
Der Glaube lenkt sein eifriges Beginnen.
Was tief und stark in seinem Herzen lebet,
Das will er hier mit seinem Auge seh'n;
Wenn oft das Haupt der Götzendienst erhebet,
Soll hier am Meer die Burg des Glaubens stehn:
Drum sucht er klug mit nützlich edlen Werken
Des Volkes Kraft zu zügeln und zu stärken.

Und fest vertraut dem Schwert sein starker Arm,
Den Waffen soll die Macht des Irrthums weichen.
Bezwungen floh schon mancher Heidenschwarm
Nach heißem Kampf vor seines Stahles Streichen.
Er schweift und kreuzt im Sturm auf rauhem Meere,
Der Heiden Schreck, — ist drohend hie und dort;
Er schwingt sein Schwert als Zeugniß seiner Lehre,
Und Thaten sind sein priesterliches Wort;
Des Kampfes Noth, der Schlachten heiße Plagen
Ist er erfreut im Dienst des Herrn zu tragen.

Und wenn im Meer des Winters strenger Frost
Mit starrem Eis die flücht'gen Fluthen dichtet,
Wacht er am Strand bei Durst und schlechter Kost,
Daß nicht sein Werk der Heiden List vernichtet;
Doch freudig wird bei'm ersten Frühlingssturme
Der neue Muth zu frommen Kämpfen wach.
Noch weilt er dort am Meer im festen Thurme,
Auf hoher Wacht, im niedrigen Gemach,
Und schaut hinaus in's graue Feld der Wellen,
Ob fern' im Meer der Rugen Segel schwellen.

Es steigen nun, durch eng gewundne Wand,
Die Freunde rasch zu ihm hoch in die Runde,
Und machen schnell die Bothschaft ihm bekannt.
Der Bischof hört das Wort der neuen Kunde;
Er staunt, er ruft: „So ward schon jetzt erfüllet
„Was gestern ich erblickt im Traumgesicht?
„Ich wachte lang', von dichter Nacht umhüllet,
„Bis dämmernd schon sich hob des Morgens Licht;
„Da sanken schwer die müden Augenlieder,
„Und deutlich stieg's zu mir im Traum hernieder.

„Ich sah' wie sich an Rügens Strand entlang
„Ein Leichenzug in trägem Schritt bewegte;
„Doch plötzlich war's, als wenn mit Waffenklang,
„Im Kampf, mich selbst der Rugen Heer umhegte.
„Ich sank im Streit, ich wollt' empor mich raffen,
„Denn mächt'ger scholl der Helden Feldgeschrei;
„Da tönt' es laut: Laß ruhn die blut'gen Waffen,
„Und bete nur, daß stark die Liebe sei. —
„Und Alles schwieg, als mild dieß Wort erklungen;
„Von höh'rer Macht lag Rügens Volk bezwungen.

„So friedlich war mein Traum. Doch niemals hat
„Zu solchem Bild mein Geist sich scharf erreget,
„Wenn nicht alsbald mit raschgeborner That
„Ein saurer Kampf mein Leben heiß beweget.
„Und drohend schleicht sich jetzt von Mund zu Munde
„Im Wendenland ein heimlich schrecklich Wort,
„Vom nahen Krieg, vom mächt'gen Heidenbunde,
„Vom Länderraub und wilden Christenmord;
„Drum sorgt' ich schnell, daß klug zu solchem Streite
„Nicht nur das Heer der Dänen sich bereite.

„Gen Lübecks Schloß — wo Herzog Heinrich weilt,
„Der jüngst den Kampf in Mecklenburg beendet —
„Mit frommen Rath und strenger Mahnung eilt
„Mein Schreiber fort, den gestern ich gesendet.
„Er meldet ihm: wie an der Ostsee Küste
„Das Wendenvolk sich heimlich drohend regt,
„Damit auch er, im Sachsenland, sich rüste,
„Wenn schnell empor des Krieges Flamme schlägt.
„Soll jetzt das Kreuz die Götzen überwinden,
„Muß jeder treu dem andern sich verbinden.

„Doch will ich nun, um prüfend selbst zu sehn
„Was dort geschah, an Rügens Küsten landen,
„Und rasch bereit, kann's ohne Kampf geschehn,
„Das Volk befrey'n aus seines Irrthums Banden."
Der Bischof spricht's, und laut, mit mächt'gen Tönen,
Wie wenn im Wald mit hohlem Wiederhall
Bei wildem Sturm die Eichenstämme dröhnen,
Durchruft er schnell der Wellen dumpfen Schall:
„Wohlauf, wohlauf des Winkes seyd gewärtig,
„Und macht in Eil die Schiffe segelfertig."

Er faßt das Beil, von Silber ist der Griff,
Er liebt es mehr als and're scharfe Waffen,
Und steigt vom Thurm. Schon reiht sich Schiff an Schiff;
Der Schilde Last, der Helme Zierrath raffen
Die Krieger schnell von naher Wand, und laufen
Dem Strande zu. Des Bischofs Auge zählt
Die wackre Schaar; er nimmt vom ganzen Haufen
Zweihundert nur; drei runde Schiffe wählt
Er sich zur Fahrt und läßt das Zeichen geben,
Daß einen Schwung's die Segel sich erheben.

Auf schwanker Fluth blinkt schon das Abendlicht,
Es weicht der Tag vom dunkelnden Gestade,
Als Absalon die stille Fluth durchbricht
Und rasch enteilt auf schnellgeschloßnem Pfade.
Da lösen auch den Zaum der müden Rosse
Die Freunde sich, und reiten durch die Nacht
Auf stillem Weg zurück zu Roschilds Schlosse,
Wo einsam nur der Wächter wandelnd wacht.
Doch schlummerlos ersehnt Kanut den Morgen;
Ihn flieht der Schlaf, ihm schwebt das Herz in Sorgen.